Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Erſter Band.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher d. Jüng.
1812.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts- München Bibliothek

An
den Herrn Geheimenrath
Schloſſer
in
Carlsruhe.

Es iſt wider allen löblichen Gebrauch, Jemanden ein Buch hinter ſeinem Rücken zuzueignen. Da Du aber, als Freund, und faſt in jeder andern Betrachtung, Dich auſſer dem löblichen Gebrauche zu halten pflegſt; ja dem Zeitalter hinter dem Rücken ſogar Selbſt geworden biſt, was Du biſt zu ſeinem Kreuz: ſo hätteſt Du allein deswegen ſchon die Pflicht auf Dir, meine Verwegenheit als eine unſchuldige Nachahmung hingehen zu laſſen.

Doch mir kommt ein beſſeres Recht zu Statten! Ein Recht, dem zwar ebenfalls, was nur mit laufender Sitte und ihren löblichen Gebräuchen zuſammenhängt, entgegen iſt; das aber feſt ſteht, als ein Götterrecht, zwiſchen Dir und mir.

Von heut und geſtern iſts nicht; ewig iſt
Sein Leben, und ſein Urſprung iſt verhüllt.

Kraft dieſes Rechts darf ich ſagen:

Bruder! Hier mein liebſtes Kind! Wiſſe nicht anders, als es ſey das Deinige. Mit ihm gebe ich meine ganze Seele in Deine Hände; lege mein ganzes Herz in Deinen Buſen.

Pempelfort, den 25. Febr. 1792.

F. H. Jacobi.

Vorrede

zu der Ausgabe von 1792.

Wie es Allwilln gelingen konnte, der ganzen Sammlung dieſer Briefe habhaft zu werden, und ſie zu ſeinem Eigenthum zu machen, darüber gibt das Vorliegende noch kein Licht, und der Herausgeber ſelbſt iſt davon ſo wenig unterrichtet, muß ſich mit ſo unſichern Muthmaßungen behelfen, daß er einem ehrwürdigen, ſeine Neugierde nur auf ausgemachte Wahrheiten einſchränkenden Publikum unbeſcheiden damit zu nahe zu treten, einen rechtmäßigen Abſcheu empfindet.

Lieber will er es geſchehen laſſen, daß man dieſe Briefe als erdichtet, und das Ganze als ſein eigenes Hirngeſpinſt anſehe. Ja er wünſcht ſogar, man möge dieſe Hypotheſe ſich gefallen laſſen, wenn man nur im Glauben dergeſtalt Maß hält, daß man ſie nicht als eine hiſtoriſche oder ſonſt erwieſene Wahrheit, ſondern allein wegen der obwaltendene Verlegenheit freywillig annimmt, und nothdürftig gelten läßt.

Die hiemit dem Leſer zugemuthete zwiefache Gefälligkeit: zuerſt, einer unwahrſcheinlichen Hypotheſe beyzupflichten; hernach, das ihr gemäße zwar zu glauben, aber doch im eigentlichen Verſtande denn auch wieder nicht zu glauben: dieſe zwiefache Gefälligkeit wäre in der That zu groß, als daß ſie auch von dem geneigteſten Leſer erwartet werden dürfte, wenn er nicht ſeinen eigenen Vortheil dabey fände.

Weil aber ungeneigte und geneigte Leſer, wie ich zeigen werde, und zwar jene zuerſt, ihren offenbaren Vortheil dabey finden; ſo bin ich ihrer Willfahrung deſto gewiſſer, da bey der ihnen zugemutheten zwiefachen Mühe, auch eine zwiefache Erleichterung Statt finden ſoll.

Denn was die Hypotheſe unwahrſcheinliches hat, wird durch das: im eigentlichen Verſtande nicht glauben dürfen — vergütet; und: das im eigentlichen Verſtande nicht glauben — gibt ſich durch das Unwahrſcheinliche der Hypotheſe beynah von ſelbſt.

Alſo habe ich dem Leſer nur noch ſeinen eigenen Vortheil vor Augen zu ſtellen, welches ich mit wenigen Worten zu Stande zu bringen hoffe.

Ich ſetze zum Voraus, daß ich Leſer habe.

Dieſe Leſer ſind meine Zeitgenoſſen; folglich geſchworne Feinde aller Dunkelheit. Nun finden ſich dieſe in Abſicht des vorliegenden Buches von Dunkelheiten ganz umgeben. Sie fragen: Wer iſt Eduard Allwill? Lebt er, oder iſt er todt? Wo hat er gelebt? Wenn er noch im Leben iſt, wo hält er ſich auf? Wie bekam er nur ſeine eigenen Briefe wieder in die Hände? Wie brachte er die übrigen in ſeine Gewalt? Was will er mit ihrer Bekanntmachung? Woher ſeine Verbindung mit dem Herausgeber? — Und dergleichen Fragen noch eine Menge, die ich alle müßte unbeantwortet laſſen, theils durch eigene Unwiſſenheit gebunden, theils durch mein gegebenes Wort.

Der Leſer alſo, unvermögend ſowohl in Abſicht der Herleitung als Hinleitung ſeines Buches ſich zurecht zu finden, würde nicht allein mit dem Sammler und Herausgeber, ſondern auch mit ſich ſelbſt unzufrieden werden, weil er mit dem Gegenſtande der Fragen nun einmal verwickelt wäre, und die Sache eben ſo wenig von der Hand ſchlagen, als nach ſeinem Wunſch ins Reine bringen könnte.

Mitten in dieſer Verlegenheit komme ich

ihm nun mit meiner Hypotheſe zu Hülfe: und gelingt es mir, ſie nur einigermaßen wahrſcheinlich zu machen; ſo erhaſcht er dieſe Wahrſcheinlichkeit gewiß mit Freuden, da ihm mit und in ihr, Herleitung und Hinleitung zugleich gegeben wird, und er zu ſich ſagen kann, daß er begreift.

Ich ſchlage demnach ſo fort dem Leſer vor, ſich unter dem Herausgeber einen Mann vorzuſtellen, dem es von ſeiner zarteſten Jugend an, und ſchon in ſeiner Kindheit ein Anliegen war, daß ſeine Seele nicht in ſeinem Blute, oder ein bloßer Athem ſeyn möchte, der dahin fährt.

Dieſes Anliegen hatte bey ihm ſo wenig den bloßen gemeinen Lebenstrieb zum Grunde, daß ihm vielmehr der Gedanke, ſein gegenwärtiges Leben ewig fortzuſetzen, gräßlich war. Er liebte zu leben wegen einer andern Liebe, und — noch einmal! — ohne dieſe

Liebe ſchien es ihm unerträglich zu leben, auch nur Einen Tag.

Alſo ſchon als Knabe war der Mann ein Schwärmer, ein Phantaſt, ein Myſtiker — oder welches iſt der rechte Name unter ſo vielen, die ich, mit ihren ſorgfältigen Definitionen, in ſo mancherley neueren Schriften gefunden und nicht behalten habe?

Dieſe Liebe zu rechtfertigen; darauf ging alles ſein Dichten und Trachten: und ſo war es auch allein der Wunſch, mehr Licht über ihren Gegenſtand zu erhalten, was ihn zu Wiſſenſchaft und Kunſt mit einem Eifer trieb, der von keinem Hinderniß ermattete.

Ein verzehrendes Feuer trug der Jüngling im Buſen. Aber keine ſeiner Leidenſchaften konnte je über den Affect, der die Seele ſeines Lebens war, die Oberhand gewinnen. Jene, wenn ſie Wurzel faſſen ſollten, mußten aus dieſem ihren Saft holen und ſich nach ihm bilden.

So geſchah es, daß er philoſophiſche Abſicht, Nachdenken, Beobachtung in Situationen und Augenblicke brachte, wo ſie äußerſt ſelten angetroffen werden.

Was er erforſcht hatte, ſuchte er ſich ſelbſt ſo einzuprägen, daß es ihm bliebe. Alle ſeine wichtigſten Ueberzeugungen beruhten auf unmittelbarer Anſchauung; ſeine Beweiſe und Widerlegungen, auf zum Theil (wie ihn däuchte) nicht genug bemerkten, zum Theil noch nicht genug verglichenen Thatſachen. Er mußte alſo, wenn er ſeine Ueberzeugungen andern mittheilen wollte, darſtellend zu Werke gehen.

So entſtand in ſeiner Seele der Entwurf zu einem Werke, welches mit Dichtung gleichſam nur umgeben, Menſchheit wie ſie iſt, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewiſſenhafteſte vor Augen ſtellen ſollte.

Erbaulicher als die Schöpfung; moraliſcher als Geſchichte und Erfahrung; philoſophiſcher als der Inſtinkt ſinnlich vernünftiger Naturen, ſollte das Werk nicht ſeyn (*).

(*) Ich nenne Inſtinkt diejenige Energie, welche die Art und Weiſe der Selbſtthätigkeit, womit jede Gattung lebendiger Naturen, als die Handlung ihres eigenthümlichen Daſeyns ſelbſt anfangend und alleinthätig fortſetzend gedacht werden muß, Urſprünglich (ohne Hinſicht auf noch nicht erfahrne Luſt und Unluſt) beſtimmt.

Der Inſtinkt ſinnlich vernünftiger (d. i. Sprache erzeugender) Naturen hat, in ſo fern dieſe Naturen blos in ihrer vernünftigen Eigenſchaft betrachtet werden, die Erhaltung und Erhöhung des perſönlichen Daſeyns (des Selbſtbewußtſeyns; der Einheit des reflectirten Bewußtſeyns mittelſt continuirlicher durchgängiger Verknüpfung: -- Zuſammenhang --) zum Gegenſtande; und iſt folglich auf alles, was dieſes befördert, unausſetzlich gerichtet.

In der höchſten Abſtraction wenn man die vernünftige Eigenſchaft rein abſondert; ſie nicht mehr als Eigenſchaft, ſondern ganz für ſich allein betrachtet: geht der Inſtinkt einer ſolchen bloſſen Vernunft allein auf Perſonalität, mit Ausſchließung der Perſon und des Daſeyns, weil

Denn daß ſo viel ausgelaſſen wurde von den Philoſophen, damit ſie nur erklären könnten; ſo viel verſchwiegen von den Moraliſten, damit ihr allerhöchſter Einfluß nicht geläugnet würde: dies eben hatte den Mann verdroſſen, der nach einem Lichte, worin nur das zu ſehen wäre, was nicht iſt,

---

Perſon und Daſeyn Individualität verlangen, welche hier nothwendig wegfällt.

Die reine Wirkſamkeit dieſes letzten Inſtincts, könnte reiner Wille heißen. Spinoza gab ihr den Namen: Affect der Vernunft. Man könnte ſie auch das Herz der bloßen Vernunft nennen. Ich glaube, daß wenn man dieſer Indication philoſophiſch nachgeht, mehrere ſchwer zu erklärende Erſcheinungen, auch die eines unſtreitig vorhandenen categoriſchen Imperativs der Sittlichkeit, ſeines Vermögens und Unvermögens, ſich vollkommen begreiflich werden finden laſſen. Man muß aber zugleich auf die Function der Sprache bey unſeren Urtheilen und Schlüſſen wohl Acht haben, damit man durch Inſtanzen, welche auf nur etwas ſchwer zu enträthſelnden Wortſpielen beruhen, nicht irre oder muthlos gemacht werde.

ſich wenig ſehnte, und zu einer allerhöchſten Willenskraft des Menſchen, außer dem menſchlichen Herzen, kein Vertrauen hatte; vielleicht aus Mangel ihrer Gabe in ſeinem eigenen — Kopfe.

Er ſammelte zu ſeinem Werke mit einer Liebe, die ihn von der Ausführung deſſelben entfernte. Nun iſt er zu alt geworden, um an eine Vollendung nach dem erſten Plane zu denken; aber gewiß liefert er noch einen zweyten Band; und höchſt wahrſcheinlich einen dritten.

So viel zur inneren Wahrſcheinlichkeit meiner Hypotheſe, der Hauptſache, zufolge ihrer pragmatiſchen Abſicht.

Die äußere Wahrſcheinlichkeit will ich von Auſſen, durch Inſtanzen, zu bewirken ſuchen, wie folgt.

Wäre der angebliche Herausgeber nicht der wirkliche Verfaſſer dieſes Buches, wie hätten die ſchon ehmals erſchienenen Briefe dieſer Sammlung die veränderte Geſtalt, in welcher man ſie hier erblickt, erhalten, und ſich, den neuen zu Gefallen, dergeſtalt verändern können? Hier ſtößt man auf einen Zuſatz; dort auf eine Lücke; und überall blickt eine geſchäftige Hand hervor, die nicht Scheu trägt, mit dieſen Briefen, wie mit einem Eigenthume zu ſchalten.

Hiegegen kann eingewendet werden: da man die eilf Briefe, die hier zum erſtenmal erſcheinen, ehmals nicht hätte bekannt machen wollen; ſo wäre man gezwungen geweſen, jene zehn Briefe, die man herauszugeben ſich bewegen ließ, damals ſo weit zu verändern, als nöthig war, damit ſie nicht auf die dazwiſchen weggenommenen gerade zu hinwieſen, und ihre Abweſenheit unmöglich machten. Dieſe verdrießliche Arbeit wäre geſchehen, wie verdrießliche Arbeiten zu geſchehen pflegen, und darüber die Abſchrift durchaus fehlerhaft geworden. Demnach würde es der Wahrheit ganz zuwider ſeyn, und eine ſeichte Kritik verrathen, wenn man als gemachte Veränderungen anſehen wollte, was im Gegentheil nur weggeſchafte Veränderungen wären.

Ich bin zu blöde, um dieſer Einwendung das Uebergewicht von Wahrſcheinlichkeit, wodurch ſie meine Inſtanz entkräftet, geradezu abzuſprechen. Lieber will ich das Gewicht meiner Inſtanz durch eine Zugabe, welche mir die Zugabe zu dieſem erſten Bande von Allwills Briefſammlung, das Schreiben an Erhard O**, an die Hand gibt, zu vermehren ſuchen.

Ich frage alſo jedweden, ob er die Familienähnlichkeit zwiſchen dem Schreiben an Erhard O** und den Briefen der Allwilliſchen Sammlung ſich zu läugnen unterfangen werde?

Jenes Schreiben iſt durchaus philoſophiſchen Inhalts, hat aber gar nicht die philoſophiſche Einrichtung, welche den Angriff von Auſſen eben ſo bequem macht, als die Vertheidigung nach Auſſen, und daher bey Feinden und Freunden gleich beliebt und wohl gelitten iſt.

Warum fehlt ihm dieſe beſſere Einrichtung? Ich ſage, ſie fehlt ihm deswegen, weil es ein Stück der Allwilliſchen Sammlung iſt, das nur Reisaus genommen hatte. Es konnte aber für ſich allein nicht beſtehen; kam zurück, und wurde als eine Zugabe angenommen.

Und hiemit glaube ich nun, was ich unternommen, vollbracht, und den Leſer über ſeine Fragen, wenn auch nicht ganz beruhigt, doch vollkommen und ſelbſt über die Maßen — zerſtreut zu haben.

Ich überlaſſe ihn ſeiner Zerſtreuung, und ſchließe meine Vorrede mit einem nicht genug bekannten, wenigſtens nicht genug erwogenen alten Reim, der einen reichen Schatz des Troſtes, nicht allein für jeden Autor, ſondern auch für jeden Leſer enthält, wenn dieſer nur ein Wort verändern, und für Leſer Autor ſetzen will:

Leſer, wie gefall ich Dir?
Leſer, wie gefällſt Du mir?

Nachſchrift

im Jänner 1812.

Zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit die obige Vorrede geſchrieben wurde; und es iſt kein zweyter Theil des Allwill ans Licht getreten. Ich müßte allzuviel von mir und meinen Schickſalen erzählen, wenn ich genügend erklären wollte, wie ich verhindert worden auszuführen, was einſt ſo theurer Vorſatz war. Es wird indeſſen, wie ich hoffe, denjenigen, ſo dieſe Ausführung gewünſcht, die gegenwärtige Sammlung aller meiner Schriften, der ſchon gedruckten, die ich der Erhaltung, der noch ungedruckten, die ich der Mittheilung werth geachtet, mancherley Erſatz darbieten.

Friedrich Heinrich Jacobi.

Inhalt

des erſten Bandes.

Allwills Briefſammlung.

Zueignung an Joh. Georg Schloſſer . . . Seite III
Vorrede zu der Ausgabe von 1792 . . . — VII
Nachſchreiben im Jänner 1812 . . . . . — XXI
Einleitung . . . . — 3
I. Sylli an Clerdon . . . . — 6
II. Sylli an Clerdon . . . . — 10
III. Clerdon an Sylli . . . . — 13
IV. Sylli an Clerdon . . . . — 16
V. Clerdon an Sylli . . . . — 24
VI. Beylage zu Clerdons Briefe . . . . — 34
VII. Amalia an Sylli . . . . — 42
VIII. Clärchen an Sylli . . . . — 52
IX. Eduard Allwill an Clemens von Wallberg — 59
X. Demſelben . . . . — 76
XI. Amalia an Sylli . . . . — 82
XII. Sylli an Lenore und Clärchen . . . . — 94
XIII. Lenore an Sylli . . . . — 102
XIV. Beylage zu Lenorens Briefe . . . . — 109
XV. Cläre an Sylli . . . . — 112
XVI. Allwill an Cläre . . . . — 140
XVII. Sylli an Clerdon . . . . — 150
XVIII. Sylli an Amalia . . . . — 154

XIX. Sylli an Amalia . . . . Seite 162
XX. Eduard Allwill an Luzie . . . . . . — 182
XXI. Luzie an Eduard Allwill . . . . . — 200
Zugabe. Sendſchreiben an Erhard O** . . . — 227

Zufällige Ergießungen eines einſamen Denkers

I. An Erneſtine . . . . — 254
II. An Dieſelbe . . . . — 267
III. An Ehrenburg . . . . — 297
Die feinſte aller Haderkünſte, eine Anekdote . — 306
Swifts Betrachtung über einen Beſenſtiel, und wie ſie entſtanden iſt . . . . . . — 310
Briefe an Verſchiedene . . . . — 325
I. An Mariane * * * . . . . — 327
II. An Wilhelm Heinſe nach Genua . . . — 337
III. Aus einem Briefe von D. R. . . . . . — 351
IV. Aus der Antwort darauf . . . . . — 352
V. Von Johann Georg Hamann . . . . — 359
VI. An Johann Georg Hamann . . . . . — 363
VII. Von Johann Georg Hamann . . . . — 368
VIII. An Johann Georg Hamann . . . . — 375
IX. Von Johann Georg Hamann . . . . . — 381
X. Von Johann Georg Hamann . . . . — 391
XI. An Johann Georg Hamann . . . . — 396
XII. An Johann Georg Hamann . . . . — 400

Allwills Briefſammlung.

Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben! . . .
Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.

Goethe's Taſſo A. II. Sc. 2.

Einleitung.

Sylli, geborne von Wallberg, ſtammte aus einer alten Patriziſchen Familie in C**. Als ſie funfzehn Jahre alt war, verlor ſie ihre Mutter, welche mehr als das gemeine Erdenleben in ſie geboren hatte, und ſich ſo ganz in ihr fühlte, daß davon in beyder Herzen eine namenloſe Liebe ſproßte. Ihr Vater, von einer unglücklichen Leidenſchaft bis zum Wahnſinn gefoltert, begrub ſich zwey Jahre nachher in ein Carthäuſerkloſter, wo er, als die folgenden Briefe geſchrieben wurden, noch lebte. Sylli gerieth nun mit ihrem Bruder unter Vormundſchaft, und in eine ſo verwirrte Lage, daß ihr Herz davon um und um wund werden mußte.

Sie mochte ein und zwanzig Jahre alt ſeyn, als einer von den Gefährten ihrer Kindheit und zartern Jugend, August Clerdon, ſie wiederſah, und die heftigſte Liebe für ſie empfand; ein feuriger Mann, von großen Geiſtesgaben, aber ſehr unſtätem Sinne. Die Verbindung kam zu Stande, und Sylli zog nach

C***, wo ihr Mann eine der anſehnlichſten Stellen bekleidete. Gleich darauf kam deſſen Bruder, Heinrich Clerdon, als Regierungsrath nach C**. Beyde waren in der Schweiz geboren; aber ſchon als Kinder mit ihrem Vater nach Deutſchland verſetzt worden.

Es hatte Sylli geahndet, daß Auguſt auf vielerley Weiſe ſie unglücklich machen würde; aber das Große und Herrliche in dem jungen Manne riß ſie hin. Drey Jahre nachher ſtarb er mitten in der Verwickelung eines durch niederträchtige Treuloſigkeit gegen ihn angeſponnenen Rechtshandels, der ihm die völlige Zerrüttung ſeiner äußerlichen Glücksumſtände drohte. Seine Wittwe, die wenig eigenes Vermögen hatte, und auch das noch in Gefahr ſah, mußte dieſen Rechtshandel, von ſchlechten Menſchen unterſtützt, gegen ſchlechte Menſchen fortſetzen, und deswegen zu C*** bleiben; an einem Orte, den ſie nie geliebt hatte, und der ihr nun deſto mehr zuwider war, da ihre ganze Seele nach C** hing, wo alles, was ſie noch an die Erde feſſelte, ſich beyſammen fand. Ein einziges Kind, das ſie geboren hatte, war dem Vater nachgefolgt. Als ſie die Briefe in dieſer Sammlung ſchrieb, mochte ſie acht und zwanzig Jahre alt ſeyn.

Amalia, deren gleich im zweyten Briefe, ohne weiteres, gedacht wird, erſcheinet bald nachher als Heinrich Clerdons Gattin. Lenore und Clärchen von Wallberg waren Syllis leibliche Cuſinen. Alle dieſe Perſonen hatten, in verſchiedenen Zeiten, viele Jahre neben und mit einander zugebracht, und liebten, und betrachteten ſich, durch ihre äuſſeren, noch weit mehr aber durch innere Verhältniſſe auf das engſte verbunden, als Geſchwiſter. Ueber Eduard Allwill etwas voraus zu erinnern, wäre überflüſſig.

I.

Sylli an Clerdon.

Den 6ten März.

Ja, mein Freund, noch alle Tage wird es öder um mich her, und die ſonderbare Gemüthsſtimmung, die Du an mir tadelſt, wofür Du keinen Namen weißt, ſetzt ſich immer feſter. Ich ſoll es Dir nennen, was weder Milzſucht, Trübſinn, Menſchenhaß oder Menſchenverachtung, noch ſonſt etwas iſt, wozu ſich aus Romanen oder Schauſpielen eine Deutung holen ließe; was aber mein Herz zugleich ſo warm und ſo kalt macht, meine Seele ſo offen und ſo zugeſchloſſen. Lieber Clerdon, vielleicht ein andermal; dießmal höre, was ſich geſtern zutrug.

Ich gerieth auf einige Stunden lang an das Bett einer Sterbenden. Sie war eine gute Bekannte meiner Tante Moßel; mich ging ſie weiter nichts an, ſtand mit mir in keinem eigentlichen perſönlichen Verhältniſſe; ein alltägliches Geſchöpf, ſehr dumpfen Sinnes, aber ohne alles Arge. Ihre Leiden auf dem Sterbebette waren groß. Man hatte zu ihrer Geneſung eine der ſchrecklichſten Operationen verſucht. Das alles ſtand ſie gelaſſen aus: es war die Faſſung ihres Temperaments, ſchlichte Fortſetzung ihres Lebens bis ans Ende. Vier zugebrachte Kinder, (eigene hatte ſie nie) ſtanden um ihr Bett; näher ihr Mann, der es blos wegen Gewinn und Gewerbe geworden war. Alle weinten und ſchluchzten recht ernſtlich. Gewiß, Clerdon, ihre Trauer ging von Herzen! Aber im Grunde, was war es? Etwa ein wenig Reue, ein wenig Erkenntlichkeit, armſelige Scheu vor der Befremdung, wenn die jetzt Scheidende nicht mehr da ſeyn würde, Bangen vor dem Bilde des Todes. — O wie gleicht doch alles einander ſo widerlich! Ich ſaß da ſo kalt; körperlich gepeinigt von dem körperlichen Leiden der Kranken; konnte ſonſt mit niemanden ſympathiſiren.

Jetzt kam der Geiſtliche hinzu, und begann ſein Geſchäft. Glaube mir, die gute Frau zagte nicht der Zukunft wegen, hatte nicht die mindeſte Seelenangſt: nur das Dahinſterben ihrer Kräfte, die Lebensermattung preßte ihr manches Ach aus der Bruſt. Da kam dann jedesmal ein Zuruf, ein Spruch, ein Vers aus einem Liede; was die ohnmächtigen Organe zu einem marternden Gebrauche nur wieder aufjagte, die milde Hand des Todes bewaffnete, und der Seele wehrte, ſtill und ſanft hinweg zu ſcheiden. — O des Wuſtes von Welt!

Heute nun iſt der Verſtorbenen wegen ein Klagen, ein Weinen, auch hier unter den Meinigen, daß einem um Troſt bange wäre, wenn man nicht wüßte, daß unter allen dieſen Hochbetrübten keiner iſt, der nicht der Gattin, Mutter, Freundin, bey ihrem Leben immer ganz entbehren konnte. Und nun ich, welcher dieß alles ſo klar vor Augen ſieht, mitten unter dieſem Haufen, ganz ohne Theilnehmung; aber, ach, im Innerſten meines Weſens erſchüttert von unerträglichen Gedanken! — Du mit den vielen Namen, das die Menſchen alle zu einander zerrt, durch einander ſchlinget; was biſt du? Quell und Strom und Meer der Geſellſchaft; woher? Und wohin?...

Ich ſehe die finſtere Höhle, und den großen Keſſel, worin Macbeths Hexen allerhand Stücke von Thier und Menſch, Froſchzehen, Wolfszahn, Fledermaushaar, Judenleber, Türkennaſe, Tartarlippe, und wie viel andre Dinge ſammeln, um das Werk ohne Namen zu bereiten; kochen und kochen am Zauberweſen, bis aus dem Gemenge die Phantomen alle hervorgehn:

Erſcheinen, erſcheinen, erſcheinen,
Kommen wie Schatten, und verſchwinden wieder.

Und dazu dann den grotesken Rundetanz, und die herrliche Muſik, und die bezauberte Luft; die ganze, beſte, vollſtändigſte Luſtbarkeit!

Doch ſo abenteuerlich, mitunter ſo fürchterlich, iſt es lange nicht. Ich muß des Grauſens lachen, das mich anſtieß. Nein, guter Clerdon, nein; nur eine bunte hölzerne Jahrmarktspuppe, Rumpf und Rock aus einem Klötzchen; Arme, Füße, Kopf daran geleimt, und ein Brettchen darunter, daß es ſtehe; iſt denn das ein Geſpenſt? —

II.

Sylli an Clerdon.

Den 7ten März.

Ich war heute lange vor Tag aus dem Bette. Ein ſonderbar ſchönes Licht, das immer heller mich umgab, trieb mich aus meinem Cabinette in das Zimmer gegen Morgen, welches die weite Ausſicht nach dem kleinen Gebirge hat. Ich fuhr zuſammen über dem Anblick, und blieb unbeweglich am Eingange des Gemachs. Was mich feſſelte, war die große Stille bey alle dem Glanz, bey alle dem Werden am weiten Himmel: unüberſchauliche, unaufhörliche Verwandlungen; und doch kein ſichtbarer Wechſel, keine Bewegung. Allmählich trat die Sonne näher. Jetzt fuhr ſie auf einmal hinter den Hügeln herauf, daß ich davon mit in die Höhe fuhr. — Clerdon, es waren ſelige Augenblikke! Und ſiehe, wie dieſer Sonnenaufgang, ſo war der ganze heutige Tag; Frühlings Anbeginn, Anbruch des Jahres, erſter Lichtſtrahl einer viel größern Schöpfung, als die Schöpfung eines einzelnen Tages. Ich mußte heraus aus dem Gemäuer in die offene Welt. Sophie, bey der ich angerufen hatte, begleitete mich.

Welch ein Spaziergang! Der Himmel war ſo rein, die Luft ſo ſanft, die ganze Erde wie ein lächelndes Angeſicht voll Troſt und Verheißung, Unſchuld und Fülle des Herzens. Dieß alles konnte ich jetzt wunderbar auffaſſen; meine Blicke waren milde, ſegnend. Und ſo wurde ich unvermerkt wieder das gute zuverſichtliche Geſchöpf, das nichts als Wonne über der Gottes-Welt Schönheit, und volle Hoffnung im Herzen hatte.

Ja, alle Hoffnung, beſter Elerdon, ohne zu wiſſen, was ich hoffte; alles Gute alles Schöne: und dieſe liebe Verworrenheit, dieſe Dämmerung war es eben, warum mir ſo wohl war; warum kein Unglaube mich wach ſtören konnte.

Dieſer Tag ſollte recht genoſſen werden. Ich wollte unter freyem Himmel die Sonne auch untergehen ſehen. Wir nahmen unſern Weg über die Wälle. Ich verweilte an dem Orte, wo ich vor zwey Jahren im ſpäten Herbſte mit Dir ſtand, und Du von der weiten mannigfaltigen Ausſicht ſo entzückt wareſt. „Säh er ſie jetzt!“ Ein lieber Frühlingshauch wehte mich an, und ſtellte Dich an meine Seite. O wie war rund um uns alles ſo herrlich, ſo ſchön! Aber es ließ ſich nicht lange ſo anſehen; ich begab mich weg.

Nun kam ich an die Stelle, wo man den langen, breiten Weg um die Ecke nach S** *) gerade vor ſich ſieht. — „Da kam ich her vor ſechs Jahren; da kam „vor zwey Jahren Clerdon her; da geht der Weg „hin. — Ach wann?“ Du erinnerſt Dich der Lage: eine unabſehbare Fläche; nichts, das Auge zu hemmen; der Weg ganz gerad aus, und ſo breit, und ſo eben — Wie ich darüber hinrollen könnte! Indem ließen ſich nahe bey, gleich hinter der Stadtmauer, zwey Inſtrumente hören. Es war eine Flöte und eine Harfe, die ganz vortreflich in meine Melodie einfielen, ſie begleiteten und fortführten. Da ließ ich mich denn gehen, ließ es mir ſo werden, daß ich die Augen recht naß hatte. Meine gute Sophie neben mir wartete alles mit Freundlichkeit ab. Lange blieb ich ſinnend ſo daſtehen: endlich lief ich hurtig mit meiner Begleiterin nach Hauſe, und — Gute Nacht, Clerdon! Amalia, Schweſtern, gute Nacht!

---

*) Die erſte Poſtſtation nach S**.

III.

Clerdon an Sylli.

Den 4ten März.

Du ſollteſt wiſſen, liebe Sylli, wie manche Stunde ich damit zubringe, daß ich Dir — Nicht ſchreibe. Ein Brief iſt bald geſchrieben; einen Brief Nicht ſchreiben, dauert viel länger.

Jetzt wieder ſaß ich eine große halbe Stunde, vielleicht gar eine Stunde mit der Feder in der Hand vor dieſem Blatte; nachſinnend, wo ich Troſt für Dich fände, und wie ich mit dem Troſte Dir beykäme.

Deine wenigen Zeilen vom 28 Februar, die uns heute einliefen, zeugen von einer Beklemmung, die mich mit ergriffen und mir das Herz ſo zuſammengepreßt hat, daß ich meiner Angſt keinen Rath wußte, und mich entſchloß, Amalien den Brief vorerſt nicht mitzutheilen.

Du wirſt am folgenden Tage, den erſten März, einen Brief von mir erhalten haben, worin ich Dich flehentlich bat: Du möchteſt einmal ohne Zurückhaltung Dich gegen uns ergießen, uns Deinen Gemüthszuſtand, den wir uns nicht genug zu erklären wiſſen, ganz offen legen. Neue Unfälle ſind Dir nicht begegnet; und nach dem, was Du erfahren haſt, würden neue uns verborgene Widerwärtigkeiten Dich nicht in dem Grade niedergeſchlagen haben, wie Du es augenſcheinlich biſt. Woher denn dieſes Sinken in die fürchterlichſte Gattung der Schwermuth, dieſes Deinem Charakter ſo widerſprechende Zagen, welches einem tödtenden Unglauben an Liebe, an Freundſchaft, an Menſchenwürde den Weg bahnt?

Daß dieſe Welt ſo weit iſt; alle Töne in ihr ſo verhallen — Ich fühle das auch; glaube mir, ich fühle es. Und wie werde ich nicht gedrückt und verwundet, bis zur Verzweiflung oft gehemmt in den täglichen Geſchäften meines Lebens und Berufs, ohne irgend eine Hoffnung des Beſſerwerdens, ſo lange die Einrichtung im Ganzen dieſelbe bleibt? Aber es iſt wahr, dieſe Peinigungen ſelbſt haben das Gute für den braven Mann, daß er ſich nur mehr zuſammen nimmt. Kann er ſeine beſten Fähigkeiten nicht in That verwandeln, ſeine beſten Eigenſchaften nicht fruchtbar machen; wird er von Dummheit, Niederträchtigkeit und Bosheit umzingelt, angefallen, bedrängt: ſo hält das ſeinen Geiſt wenigſtens in Grimm empor. Was ihn niederwerfen ſollte, richtet ihn in die Höhe, unterſtützt ihn, gibt ihm Haltung.

Schweſter, Freundin, holde liebe Sylli — Auf! Raffe Dich, ſo gut Du kannſt, zuſammen; Du wirſt Hülfe finden, denn Du haſt ſie in Dir ſelbſt! — O, daß ich es vermöchte, Dir meine innigſten Gefühle hierüber in ihrer ganzen Wahrheit darzuſtellen! Das Beſte an mir iſt das Wiſſen von dem, was Du biſt — Was Du biſt! Und Du, Sylli; Du Himmelskind, verſinkſt in Jammer; könnteſt verſinken in die ſchrecklichſte Troſtloſigkeit! — — Eigene Vortreflichkeit kann der höchſte Genuß nicht ſeyn; denn Sylli fühlt ſich elend! — Sagt, ihr Engel vor Gottes Angeſicht: Ihr ſeyd wohl auch nicht ſelig? — Sylli, Du müßteſt in mein Herz ſchauen; nicht ſchauen; Du müßteſt in Deinen Buſen es aufnehmen können, um zu empfinden das Trauern über Dich, das in mir iſt, und den Troſt für Dich, der in mir iſt.

IV.

Sylli an Clerdon.

Den 8ten März.

Ich habe Dir geſtern und vorgeſtern geſchrieben, lieber Clerdon; doch muß ich Deinen eben erhaltenen Brief auf der Stelle beantworten.

Wenn Du wüßteſt, wie es mich ängſtigt, daß Du ſo viele Sorge, ſo vielen Kummer meinetwegen haſt! Glaubt es doch, ihr guten Leute, glaubts, daß ich lange nicht ſo übel daran bin, als Ihr euch vorſtellt. Alles Schöne in der Natur, alles Gute iſt mir ja ſchön und gut; wird es noch alle Tage mehr. Oder wißt Ihr Jemand, der jede menſchliche Freude inniger koſtet, als Eure Sylli? Und wie ſollte ich nicht an Liebe glauben, ich, der die Bruſt ſo enge davon iſt? Nur die Hyacinthe hier! Wie oft ſtand ich nicht vor ihr, mit klopfendem Buſen; ſog an ihrem Weſen mit allem meinem Sinn, bis es meine Nerven durchbebte, und ich die Schöne, Gute in mir lebendig hatte, und — nennt es Thorheit, Unſinn, Schwärmerey — und ich Gegenliebe von ihr fühlte! So pflege ich eines jeden Dinges, von welchem Wohlthun unmittelbar ausgeht; es ſey Geſtalt oder Geiſt, Lied, Harmonie, Gemälde, was es wolle. Ich halte es an mich, leih ihm Herd und Feuer, ruhe nicht, bis ſein inneres Weſen, das Gute, Schöne, das Wohlthun in mich ſtrömt, Leben in mir empfangen hat und Liebe. Ach! nichts ſoll untergehen, was mir einen Blick der Vereinigung zuwarf; was mir Leben gab und Leben von mir nahm; wenigſtens ſo lange ſoll es nicht untergehen, als ich ſelbſt daure.

Nun bin ich hiemit freylich mancher Verletzung blosgeſtellt, die ich ohne das nicht empfände. Alle Dumpfheit, Achtloſigkeit, Geringſchätzung, Flüchtigkeit der Menſchen um mich her, und die noch ärgere Schmach ihrer vorüberrauſchenden Entzückungen, trift mich, verwundet mich. So von allen Seiten angefochten, jedermanns Hand wider mich, iſt doch meine Hand, ich ſchwöre Euch, wider keinen. Ich ſehe immer noch viel Liebes und Gutes an den Menſchen. Da habe ich hier einige heitere lebensfrohe Mädchen, die mich durchaus erquicken, ſo oft ſie mir begegnen. Es wird einem unter ihnen, als wandelte man zur Frühlingszeit in einem Blüthenregen. So voll Muth, ſo voll Luſt ſind ſie, daß ſie Hülfe rufen müſſen. Da hangen Sie denn an meinen Armen, an meinem Halſe; entladen ihre Lippen, und laſſen in ihren ſchuldloſen Augen mich einen Zauber finden, womit ich alles vergeſſe. Mit einer Wonne drücke ich ſie dann an mein Herz, faſt als wenn es Liebe, daurende Liebe wäre. Und ſeht, gerade ſo treibe ichs mit hundert andern Dingen; laſſe alles gut ſeyn, und mir zu gute kommen, was nur gut ſeyn mag. Ich werfe nichts auf den Boden, trete nichts unter die Füße; mag aber auch nichts in Verwahrung nehmen von Menſchen Gunſt und Achtung. Seht, wenn es mir wohl einmal wird, als ſollte dergleichen dauern, als erwartete ich es; ſo überfällt mich doch gleich eine Schwermuth, ein Zagen, daß ich vergehen möchte. Wie warm auch von auſſen mein Herz ſich anfühlt, wie von ſich ſcheinend es auch iſt; ſo dünkt es mich doch alsdenn in der Tiefe kalt. Ja, das iſt es, daß jede Anwandlung von Vertrauen, von Freundſchaft in meiner Seele zum Trauer- und Schreckengedanken wird; daß ich es gleich ſo hell vor mir habe, daß es nur Wiedererſcheinung iſt jener längſt entwichenen Engelsgeſtalt, welche mir in den Schooß ein Todtengerippe gab.

Ach! Clerdon, Amalia, Schweſtern, zürnt

nicht über Eure Sylli! Ihr wißt ja meine Geſchichte zum Theil; — und wenn Ihr ſie ganz wüßtet, Euch das alles offenbar wäre, was hier tief und feſt verſchloſſen liegt! — Aber redet, zeugt; iſt es meine Schuld, daß es ſo mit mir geworden iſt? War ich zaghaft, weichlich; dachte ich wohl darauf, mir Schmerz, Thränen zu erſparen; brachte ich je etwas in Anſchlag, was nicht Liebe war? Voll Muth, voll Zutrauen, im Glauben unbeweglich, duldete ich nicht alles, wagte ich nicht alles, gab ich nicht alles daran? Alles, alles! — Was half es! — Nach einander und mit einander ſah ich alle ſie verdorren, die Bäume und Lauben in den Gefilden meiner Jugend, die Blumenbeete um ſie her; mir blieb eine Wüſte.

O des unvergifteten Pfeils, der aus Freundes Hand in euer Herz fährt; den er lächelnd darin umkehrt, und voll Unſchuld fragt: wie kann das ſchmerzen? er war ja nicht giftig!

Nicht die wider mich Gewalt und böſe Tücke brauchten waren meine Verderber; jene waren es, die nur ſachte von mir abfielen, wie eine zeitig gewordene Frucht abfällt, ihren Baum läßt, und mit ſeiner Fülle hinweg geht. Hört, ich bin nicht vom Blitze zerſplittert, nicht abgehauen: nur ausgeſogen bin ich; habe noch Aeſte und Blätter. Und ſo mag der Stamm ſich erhalten, bis auch ſeine Aeſte verdorrt ſind, die Blätter verwelken und nicht wieder kommen.

O, daß ich meinen Augen wehren könnte, umher zu ſchauen; wüßte, ſie wohin abzuwenden, weg von dem traurigen Einerley menſchlichen Lugs und Trugs! Es iſt ein wahrer Jammer, wie viel die Leute von einander fodern, erwarten, hoffen, ſich und ihren Brüdern zutrauen, wirklich zu geben und zu nehmen meinen. Jede Sonne bringt unſterbliche Liebe, unſterbliche Freundſchaft auf die Welt; wer nur nicht wüßte, daß auch mit jedem Tage ein Abend kommt, und was dreymal geſchehen wird, ehe der Hahn krähet. Am meiſten dauern einen die guten Seelen, die, wenn ſie einige Jahre zuſammen fortgeſchlendert ſind, oder wohl gar von Kindesbeinen an ihr Thun mit einander hatten, und ihrer Sache nun recht gewiß zu ſeyn glauben, nur Ein Schickſal, nur Ein Grab ſehen, allen Stürmen Trotz bieten, — am Ende doch ſich unverſehens einander in den Grund ſegeln; oft, der armſeligſten Grille wegen, geſcheitert da liegen, ohne Rettung. Wohl ihnen, daß ſie ſelten das Geheimniß ihres Schickſals verſtehen!

Ich habe lange ein Bild alles menſchlichen Thuns und Seyns, unſerer ſogenannten Laufbahn, in der Seele; ein ärgerliches, aber richtiges Bild: den Gang im Krahne. Mit zugeſchloſſenen Augen rennt jeder vorwärts in ſeinem Rade, freut ſich der zurückgelegten Bahn; weiß ſo viele Thorheiten, ſo vielen Jammer hinter ſich; und merkt nicht, daß dicht an ſeinem Rücken dies alles wieder empor ſteigt, von neuem über ſein Haupt, vor ſeine Stirne, und unter ſeine Tritte kommt. Ich mag nicht reden davon: denn wer es am hellſten einſieht, hat es nur um ſo viel beſſer, daß er in ſeinem Rade ſtille ſtehen bleibt, die andern auslacht, oder beſeufzt — und ſich mit — — O, er iſt weit am ſchlimmſten daran!

Wo ich hingerathen bin! — Es war mein Wille nicht: aber nun ſey es mein Wille; denn was ſchadet es? Ihr wißt ja, was tauſendmal geſagt iſt: daß jeder ſeine Noth in Augenblicken, wo er mit ſeinem ganzen Daſeyn in ihre Vorſtellung übergeht, als die größte fühlen muß; und ſo laßt Euch denn noch einmal geſagt ſeyn, daß es Eure Sylli im Grunde doch in der

Welt ſo ſchlimm nicht hat. Glaubet mir, glaubt den Worten unſers lieben Primroſe: „Die dunkelſten „Gegenſtände, wenn wir ihnen näher treten, erhellen „ſich, und das Auge des Gemüths bequemt ſich nach „der trüben Lage.“ Auch führt ja Clerdon ſo oft die Verſe im Munde:

„Kein Zuſtand iſt ſo hart, ein Chor von ſtillen Freuden
„Geſellt ſich ihm mitleidig bey.“

O glaubet, glaubt, ſo wenig auch der Zeugen dafür ſeyn mögen: wer nicht weiß, wie man ſich auf Dornen bettet, den hat die beſte Raſt noch nicht erquickt!

Freylich wäre alles dies Sagen nichts, wenn mein Herz von den Menſchen los wäre; aber, gewiß, es hängt an ihnen mit ſeinen beſten Nerven. Kann doch niemand ſich erwehren die Kinder zu lieben, an denen wir ſicher nicht mehr haben und von denen wir nicht mehr erwarten, als ich von meinen Menſchen. So einen kleinen, hübſchen, muntern Jungen, wenn ihr den an euch drückt, ihn küßt und herzt, und ihn nicht laſſen könnt; iſt das wohl, weil ihr den vortreflichen Mann denkt, der vielleicht in ihm verborgen iſt? Nein; das bloße Kind zieht euch an, wie es in dem gegenwärtigen Augenblicke vor euch leibt und lebt; weil es iſt lieblich anzuſchauen, ſüßen Mund, freundlich blickende Augen, hüpfende Glieder, Leib und Leben hat wie ihr, und ſeine Nerven mit den euren Triller ſchlagen. Ihr wißt, daß ihr ſeine Zuneigung mit Naſchereyen und Spiel erkauft, und genießet ſie darum nicht minder mit herzlichem Wohlgefallen. Ihr trauert nicht, zürnet nicht, wenn ein anderer mit glänzenderen Geſchenken oder höherem Tanze es von euch ablockt, und es euch dann nicht mehr mag, und euch Bah! ſchilt; oder wenn es geradezu eurer müde wird, weil ihr ſeine Laune nicht länger unterhalten, ſeine Begierden nicht alle erfüllen konntet. Ich erſtaune, daß die Bemerkung: wir Erwachſene ſeyen nur ältere Kinder, meiſtens, wo nicht immer, mit einer verachtenden bittern Miene, und zum Behuf der Liebloſigkeit angebracht worden iſt; da ſie mir der zuverläſſigſte Lebensbalſam zu ſeyn ſcheint.

Ja! helle Wonne iſt es, ſo die Menſchen zu lieben; ohne Eitelkeit, ohne Anſprüche, eben mit lauter Liebe. Da geht alles ſo gerad und rein zum Herzen, und das Herz iſt ſo mächtig. — O laßt, laßt mich nur ſchweben im Limbus, bis ich vollendet werde!

V.

Clerdon an Sylli.

Den 8ten März.

Liebſte Sylli, daß Du ſo lange nicht ſchriebeſt! Wir alle zerbrechen uns die Köpfe darüber; die gute Amalia, die Nichtchen und ich; jeder nach ſeiner Weiſe. Aber nächſten Sonnabend kommt ſicher ein Brief von Dir; denn ich weiß, Du läſſeſt meinen jüngſten keinen Tag unbeantwortet. In Fällen, die das Herz angehen, will ich alles Gute mit weit größerer Zuverläſſigkeit von Dir, als von mir ſelbſt, vorausſagen; denn Sylli kann da nicht ſtraucheln. Du ſeufzeſt doch wohl nicht über meinen ſtarken Glauben?

Hier bey uns ſollteſt Du jetzt ſeyn, liebſte Sylli; daß wir Dich mit in unſere Reihen ſchlängen, den neuen Frühling zu umtanzen. Die unwiderſtehliche Wonne des geſtrigen Tages mußt auch Du gefühlt haben. Mich hat ſie ganz durchdrungen, und ſich wie gelagert in mein Gebein. Mir iſt, wie einem Jünglinge, der ſo eben aus eines frommen Mädchens Auge ſich die Seele voll Liebe und Hofnung getrunken hat; ſo froh, und zugleich ſo heimlich, im Buſen.

Früh mit dem Morgen ging es an. Ich erwachte von der erſten ſanfteſten Dämmerung, fand mich aufgerichtet, wie von dem Arme eines Freundes, der mich zum unerwarteten Wiederſehen aus dem Schlummer küßte. Ich ſtreckte meine Arme aus nach dem Liebenswürdigen; irrte ihm nach, und fand ihn, fand ihn — ſchaffend am *Aufgange*. — Wer an einer Muſik für das Auge zweifelt, der hätte dieſe Morgenröthe ſehen ſollen. Ein ſolcher Engelsgeſang ſchwebte mir nie auf *Tönen* in die Seele. Doch was weiß ich, mit welchen Sinnen ich empfand? Ich war auſſer mir. Gleich im erſten Augenblicke, beym Erreichen der *Gegenwart*, überwandelte michs, durchſchauderte michs; dann tiefer in der Bruſt ein Beben, immer tiefer und inniger; im geheimſten Buſen auflöſendes Beben, das den *Erdenſohn* tödtete. Tod, ſchöner, himmliſcher Jüngling! Des verweſenden Theils entladen, flog ich in *ſeine* Arme, ſank in *ſeinen* Schooß, war *bey* ihm, war *in* ihm, in *Ihm*, der da iſt, und war, und ſeyn wird; koſtete Allmacht, Schöpfung, *ewiges Bleiben in Liebe*. — Ach, Sylli, daß ich zurückkehren, daß der Tag kommen mußte!

Aber dennoch ein herrlicher Tag; einer der ſchönſten meines Lebens!

Mit dem erſten Blicke der Sonne, der meine Augen auf die umher verbreitete herrliche Gegend niederlenkte, und mich der Erde wiedergab, ſchoß mir lichtſchnell durch die Seele ein Strafgedanke: welch ein ſündliches Weſen es doch ſey, dieſe herrliche Pracht Gottes ſo über Wall und Graben nur zu beſchielen; nur etwa am Abend ein wenig daran vorbey oder hinterher zu ſchleichen: da doch nichts wehre, ſich hinein zu lagern in dieſe Herrlichkeit ganze Tage lang, ſich anzukleiden über und über mit dieſer Pracht Gottes, zu genießen das ſeinige, den weiten offenen Himmel, und die große offene Erde.

Ich raffte mich zuſammen, und zog hinaus in den vollen Sonnenglanz, wandelte, und nahm Beſitz von Acker, Wieſe, Bach, Wald und Strohm, Höhe und Tiefe, Himmel und Erde. Und als ich nun an den Hügel, mein Ziel, gelangte, hinankletterte, endlich droben ſtand und weit umherſchaute; da hüpfte in meinem Blut, pochte in meiner Bruſt, trotzte in meinem Gebein, und ſchauderte in meinem Haar, jauchzte, klang und ſang in allen meinen Nerven, Liebe, Luſt und Macht zu leben.

. . . .

. . . .

Dieſe Punkte, liebſte Sylli, bedeuten eine gewaltſame Unterbrechung; eine Pauſe, die ich nun dem Liede muß ein Ende machen laſſen, weil ich Ton und Tact verloren habe. Ich war eben im Begriff meinen zweyten Theil anzuſtimmen, da Allwill im Phaeton vorgefahren kam, und mir keine Ruhe ließ, ich ſollte mit Amalia vor Tiſche mich von ihm ſpazieren führen laſſen; dagegen wollte er zu Mittag unſer Gaſt ſeyn. Wer nicht nachgibt, das iſt Allwill: alſo geſchah, was er verlangte. Nun bin ich zerſtreut, und darf nicht daran denken, mich wieder in die Stimmung von heute früh verſetzen zu wollen. Beſſer, ich erzähle Dir von Allwill, nach welchem, wenn ich nicht irre, Du ſchon zweymal gefragt haſt. Ich werfe Dir nur einige Züge von ihm hin. Meine Frau, die ſich des jungen Menſchen — er iſt noch nicht vier und zwanzig Jahre alt — annimmt, um ihn zu beugen und zu beſſern, wird Dir ausführlichen Bericht von ihm erſtatten.

Seitdem Du ihn ſaheſt, hat er ſich ſehr ausgebildet; aber ein unbegreifliches Durcheinander von Menſch iſt er noch immer. Sein Vater erzählte jüngſt von ihm, er wäre, als Knabe, ſeit ſeinem dritten Jahre nie heil geweſen, hätte immer ein Paar Beulen am Kopfe, und Wunden überall gehabt. Man wird nicht müde den guten Major von den ſeltſamen Streichen des Knaben erzählen zu hören, und wie er ſelbſt und die Herren Präceptoren ihn eben für kein Kind guter Hoffnung gehalten hätten, weil er, bey aller ſeiner Lebhaftigkeit, im Studiren doch ſehr träge, und bey aller ſeiner Gutherzigkeit äuſſerſt hartnäckig, ausgelaſſen und trotzig geweſen wäre. Für etwas ſchwach am Geiſt hielt man ihn, weil ſeine Cameraden ihn beſtändig überliſteten, ohne Mühe ihn zu allem beredeten, und ihn die Zeche überall bezahlen ließen. Mir fallen eben ein Paar Züge ein, die kurz, und leicht zu erzählen ſind.

Gegen ſein ſechstes Jahr hatte er ſich in den Kopf geſetzt, ſein liebes Schaukelpferd, genannt der Fuchs, würde lebendig werden, wenn er ihm eine lebendige Fliege beybringen könnte. Er quälte ſich unermüdet mit den Zubereitungen zu ſeinem Verſuche, der ſo leicht nicht angeſtellt werden konnte, weil die Schaukelmaſchine nicht hohl war. Einſt, als er ſie ſehr heftig in Bewegung brachte, ſo daß ſie mit den vorderſten Enden beſtändig auf den Boden ſtieß, ward er unverhoft inne, daß ſie fortrutſchte. Nun trieb er ſein Thier ſtärker an, und gelangte ziemlich geſchwinde mit ihm bis an das entgegengeſetzte Ende des Gemachs. Seine Freude war ausgelaſſen. Kein Menſch vermochte ihm auszureden, daß ſein Fuchs zu leben anfange, und für nichts in der Welt wäre er mehr von ſeiner Seite gewichen. Es ward Mittag, und Eduard hatte keinen Hunger. Sein Vater ließ ihm ſagen: er ſollte wenigſtens herunter kommen; aber ſo ſehr er ſonſt den Major fürchtete, konnte er diesmal nicht gehorchen. Alle Leute im Hauſe, die ſchon im Geiſte ihren lieben Eduard bis aufs Blut peitſchen ſahen, liefen hinauf, fleheten, ſchmeichelten, verhießen, drohten: alles war umſonſt. Der Major, der ſchlechterdings gehorcht ſeyn wollte, befahl, den Knaben mit Gewalt herunter zu ſchleppen. Das geſchah. Nachdem er weidlich ausgeſcholten worden, ſollte er ſich zu Tiſche ſetzen. Nein; er hatte keinen Hunger. Man drohte, zwang; alles vergeblich: er ſah nur ſeinen Fuchs, und den Himmel offen. Da nun aber ſchlechterdings ihm der Kopf gebrochen werden ſollte, ſo blieb nichts übrig, als ihn tüchtig abzuprügeln, und von ſeinem Fuchſe zu trennen, welches denn unverzüglich alſo ins Werk gerichtet wurde, daß man ihn auf ein Paar Stunden in ein finſteres Loch ſperrte.

Einige Zeit nachher hatte er ſich Abends im Dunkeln auf ein hohes Geſtell geſchlichen, in der Abſicht, einen großen Sprung zu verſuchen, den er nach vielen Uebungen und Succeſſen jetzt glaubte wagen zu dürfen. Er ſprang herzhaft zu; ſtürzte aber ſo gewaltig, daß man fürchtete, das Naſenbein wäre entzwey. Kleinigkeit! Aber am folgenden Tage vor dem Vater zu erſcheinen! Alles in der Welt, nur das Ausſchelten konnte der Junge nicht leiden. Man hatte es diesmal leicht bey dem Major dahin gebracht, daß er ſeinem Eduard alle Strafe, und noch oben drein das zu Tiſche Sitzen erließ. Nun aber ſollte nach dem Eſſen der Junge denn doch vor ihm erſcheinen; und da entſtand große Noth. Der ſchüchterne Starrkopf wollte durchaus nicht hinunter, bis ſein älterer Bruder Wilhelm, ein feiner, beredter, doch aber grundguter Knabe, ihn unter den heiligſten Verſicherungen, der Vater werde der zerquetſchten Naſe mit keiner

Miene erwähnen, endlich dazu vermochte. Große Mühe hatte es dennoch gekoſtet, weil Wilhelms Kunſt Eduard ſchon in ſo manchen ſchlimmen Handel verwickelt hatte; aber eine unverſiegende Quelle von Glauben im Grunde ſeines Herzens überſchwemmte immer bald ſein Gedächtniß, ſo daß er auch noch von dieſer Seite nicht viel weiſer geworden iſt. Nun wanderte Eduard an des Bruders Hand zum Major, der ihn verheißenermaßen ganz milde anſah; doch aber zu bemerken nicht unterließ: er würde ihm wohl müſſen ein Naſen-Futteral machen laſſen. Raſch dreht ſich mein Eduard; und zu Wilhelm: „Du Lügner!“ mit einem ſo kräftigen Stoße, daß dieſer vier Schritte weit rücklings in einen Sandtrog tummelte. Der Major entſetzte ſich, und warf den Thäter, als das verächtlichſte Ungeheuer, von ſich.

Dergleichen begab ſich alle Tage; aber Eduards Muth und guten Humor beugte von dieſer Seite nichts. Wenige Menſchen haben mehr Schläge erlitten; denn nie wollte er ſie durch willige Uebernehmung nur der kleinſten Schmach abkaufen, noch den Unwillen ſeiner Vorgeſetzten durch Thränen oder Flehen mildern. Er ſelbſt erzählte mir neulich, daß er einſt nahe auf den

Tod gegeißelt worden ſey, da ſein Präceptor ihn durch Sokratiſche Fragen zu dem Geſtändniſſe verſucht: Prügel wären Wohlthaten; und er ihn immer durch verſtellte Albernheit aus der Schlußfolge gebracht habe. Für ſeine Cameraden übernahm er mehrmahls Schuld und Strafe; nicht ſowohl aus Freundſchaftsenthuſiasmus und Mitleid, als weil ihm vor ihrem Flehen und Heulen während der Execution unerträglich ekelte. Bey allem dem nicht ein Schatten von Dreiſtigkeit; im Gegentheil ſo ſchüchtern, ſo demüthig gegen jedermann, wovon er Gutes dachte; zugleich ſo vorliebend, ſo dankbar, ſo mild und ſo gut, daß er den meiſten, theils für einen Tropf, theils für einen Schmeichler galt.

Vor Unwahrheit, ja vor bloßem Irrthum . . . Gut, daß ich hier ein neues Blatt ſuchen mußte, ſonſt wäre mir ſchwerlich eingefallen, daß in einer Viertelſtunde die Poſt abgeht. Wenn Du willſt, ſo komme ich nächſtens auf dieſen Gegenſtand zurück, und erzähle Dir von den Contraſten im kleinen Eduard: wie er bey aller ſeiner Unbändigkeit nicht wild, ſondern zur Stille, zum vertraulichen Leben geneigt war; wie er bey ſeiner heftigen Begierde nach ſinnlicher Luſt, bey ſeiner Unbeſonnenheit im Handeln, doch immer grübelte, und an unſichtbaren Gegenſtänden hing; wie er im vierzehnten Jahre ein Pietiſt geworden, u. ſ. w. — Es iſt unausſprechlich reizend, alles dieſes vom Kinde zu wiſſen, und hernach den Jüngling zu beobachten: wie es immer noch dieſelbigen Karten ſind; nur etwa ein Paar dazu oder davon, anders gemiſcht und anders geſpielt.

* * *

N. S. Mir fällt ein, Dir einen Brief beyzulegen, den Eduard mir jüngſt aus Kambeck ſchrieb. Ich muß ihn aber unfehlbar zurück haben, um ſeine erſte Hälfte dem Verfaſſer einmal wieder vorzulegen. Die Waldbegebenheit wird Dich freuen.

VI.

Beylage zu Clerdons Briefe.

Eduard an Clerdon.

Es war gar nichts von einem Schlagfluſſe, mein Beſter, was Ihnen ſo fürchterlich beſchrieben worden iſt; nur ein heftiger Schwindel, der ſeine guten Urſachen hatte. Es iſt nun wieder beſſer, und mir nicht mehr bey Strafe — des ewigen Lebens, oder — des Tollhauſes verboten, zu leſen, zu ſchreiben, oder ſonſt etwas menſchliches zu beginnen. Auch ſcheint die Sonne wieder am heitern Himmel; die Luft iſt ſtill; ich und die ganze Natur, wir ſind bey gutem Humor.

In unſerm C** heißt es alſo, ich ſey der Frau von Kambeck im Netze; oder noch beſſer: ich liege ihr zu Füßen, bete ſie an? Mag es doch! Aber Sie, lieber Clerdon, ſollen die Sache beſſer wiſſen. Hören Sie mein ganzes Geheimniß. Der Umgang mit dem andern Geſchlecht reizt mich; die artigen Geſchöpfe haben ſo etwas ſanftes, anſchmiegendes, was mir behagt. Neben ihnen ſtimmt allmählich das allzuheftige in meiner Empfindungsart ſich herab; ſie ſtehlen mir

Gleichmüthigkeit und Ruhe ins Herz. Kommt nun gar noch eine etwas nähere Beziehung hinzu, und ich fahre mit meiner Juno droben auf den Wolken, und die Stutzerchen unten klettern die Berge hinan, und thürmen ihre Felſen auf einander — o, Clerdon! das bringt immer richtig meinen Satan um ſein Latein; es iſt ſo gut, als ob er in einen Weihkeſſel ſcheiterte, und ich — habe gewonnen Spiel. Aber bey allem dem, oder vielmehr eben deswegen, iſt es mir ein unerträglicher Gedanke, von eben belobten Göttinnen irgend eine anzubeten; ihr in ganzem Ernſte zu Füßen zu liegen. Vor Jahren, ja, da waren Rolands Thaten auch meine Sache: allein ich wurde doch ziemlich bald inne, wie es im Grunde mit meinen Unſterblichen beſchaffen war, und bemühte mich glücklich, den Willen des allgewaltigen Schickſals auch zu dem meinigen zu machen.

Lieber, ich habe nichts dagegen, daß es Clariſſen, Clementinen, Julien, und was noch darüber ſeyn mag überall gebe: aber, ich bitte, nur keinen zu großen Lärm davon! Denn ſeht, dieſe erhabenen Einbildungen ſind Schuld, daß ſo viele Menſchen verächtlich von denen Weibern denken, die Gott gemacht hat; von Weibern für dieſe Erde; und nicht für den Mond, wohin dieſe Herren den Weg ſuchen. Sie ſchelten und klagen über Grauſamkeiten, Treuloſigkeiten, Abſcheulichkeiten, Schandthaten, die ſie von ihnen erfuhren; da doch die guten Geſchöpfchen mehrentheils nicht einmal wiſſen, was das für Dinge ſind. Toll, daß wir ſo hart gegen ſie verfahren! Laſſen wir ſie, wie die Natur ſie beliebt hat, ohne ſie zu Engeln martern und verſuchen zu wollen; alsdenn werden ſie uns ſehr gern lieben, und mit ſo viel Innigkeit, Feſtigkeit und Großmuth, als ihre artigen lieben Seelchen nur vermögen.

Ich muß meiner ſpotten, und mich ärgern, wenn ich zurückdenke, wie ich ſonſt nie an einem Mädchen hangen konnte, ohne mich aus allen Kräften zu bemühen, es nach einem gewiſſen Muſter, das ich im Kopfe hatte, umzubilden. Sie erinnern ſich jener Amerikaniſchen Wilden, die zwiſchen zwey Bretern ihren Kindern Kopf und Hirn quetſchen, und ſie zu Ungeheuern verſtellen, in der löblichen Abſicht, ſie der vergötterten Sonne und dem vergötterten Monde ähnlich zu machen. Gerade ſo war auch mein Thun; und während ich mit dieſer Narrheit mich ſchleppte, habe ich ſchreckliche Leiden erduldet. Alle Augenblicke waren meine Geſtirne in Verfinſterung; und ſo arg ich auch lärmte, um den häßlichen Drachen, der ſie zu erhaſchen lauerte, fortzuſcheuchen, mußte ich ihn zuletzt doch immer ſie vor meinem Angeſichte jämmerlich verſchlingen ſehen. So vieler unglücklichen Erfahrungen müde, ſprach ich einſt an einem frühen Morgen ſehr weislich zu mir ſelbſt: Es iſt Ja wahr, daß weder Aſpaſia, noch Danae, noch Phyllis, noch Melinde, noch ſo viele andre Namen, die du wohl weißt, Namen von Sternen am Himmel ſind: aber ſag' an! zecht man nicht oft beym Wachslichte fröhlicher, als man im höchſten Sonnenglanze tafelt? Nun, ſo genieße der kleinen Feſte, und laß die wunderbaren, ungeheuern Herrlichkeiten, womit es, ohne den Zauberſtab des großen Merlin, doch nie recht gelingen kann. — Seit dieſer Zeit, was für Abenteuer mir auch im Gebiete der Liebe zugeſtoßen ſind, habe ich nie wieder an meinen Schönen Hörner, Fiſchſchwänze, oder Krallen wahrgenommen; ſondern — es mir immer wohl ſeyn laſſen.

Von hier komme ich vor Anfang der künftigen Woche ſchwerlich weg. Ich ließe mich auch gern halten, wenn nur der junge Graf von Batuff nicht wäre, den mein böſer Geiſt hieher gebannt hat, und der mir alle Augenblicke etwas unangenehmes mit ſich zu ſchaffen macht. Er verſtimmte mich gleich im erſten Augenblicke, da ich hier ins Schloß trat. Sie wiſſen, daß mein Präſident mir den Auftrag gab, auf dem Wege hierhin ein Paar Stunden umzureiten, um die neue Waſſermaſchine in dem Bergwerke zu D*** in Augenſchein zu nehmen. Ich that das ſo kurz ab, als möglich; und ritt nun in geſtrecktem Trabe durch den Wald auf Kambeck zu. Ungefähr in der Mitte des Waldes ſah ich zwey ausgeſpannte Pferde, einen umgeworfenen Holzwagen und den Führer, an einen Baum gelehnt, daneben ſtehen. Der arme Kerl hatte ſein Holz abgeladen, auch das eine Rad ausgenommen; war aber dennoch nicht im Stande geweſen, den eingeſunkenen Wagen in die Höhe zu lüften. Der Vorfall — wie ichs nehmen mochte — kam mir ungelegen. Ich ritt vorbey; aber vermuthlich hatte mein rechter Arm ſich mechaniſch zurückgezogen; denn mein Pferd kam aus dem Trabe. Den Augenblick wurde es mir auffallender, ich ſey nicht auf der Flucht; und ſo wurde Meiſter, was recht war. Ich ſtieg ab und bot dem armen Hülfloſen meine Dienſte an. Ein

Blick auf meine goldene Einfaſſung, mit einem bittern Lächeln, erwiederte mir, daß ſeines Gleichen von Vornehmen keinen Beyſtand, wohl aber den grauſamſten Spott zu erwarten habe. Dies war ein Blitz in meine Seele, Clerdon! Ich fühlte alle Schimpfreden und Prügel, die ich unfehlbar dem Menſchen gegeben hätte, wenn er in ähnlichen Umſtänden mich angetroffen, und ſeine Hülfe mir verſagt hätte. Ohne weiteres griff ich den Wagen mit ſolcher Kraft an, daß er in einem Ruck auf der entgegengeſetzten Axe ruhte; dann flog ich auf das Rad zu, und rollte es herbey; der Wagen wurde hervorgezogen und das Rad eingeſetzt. Ich wollte dem Manne auch ſein Holz wieder aufladen helfen; aber das litt er ſchlechterdings nicht, ſo herzlich auch mein Anbieten war. Er fühlte nicht, was für eine Wohlthat er mir erwieſen hätte. — Ach, wie zufrieden der Arme mit mir war; wie er mir dankte, mich bewunderte, es nimmer vergeſſen, es ſeinen Kindern, dem ganzen Dorfe erzählen wollte! Großer Gott! ich meinte vor Scham zu vergehen, und wäre diesmal gewiß nicht nach Kambeck geritten, wenn ich nur ſonſt wohin gewußt hätte. Ich kam ſpät an. Aus meinem übelzugerichteten Anzuge wurde geſchloſſen, ich ſey mit dem Pferde geſtürzt. Ich erzählte meine Geſchichte. Graf Batuff ſtand ausgeſpreitzt mir dicht vor der Naſe, und hörte mit dem Ihnen an einigen der Gattung wohl bekannten, Anmaßung und Leerheit auf den erſten Blick verrathenden, Lächeln zu, welchem diesmal des Grafen Bewußtſeyn eigener Erhabenheit über dergleichen Schwachheiten, wie ich mir hier eine hatte zu Schuld kommen laſſen, etwas mehr Ausdruck und Leben gab. Kaum war ich mit der Erzählung zu Ende, ſo brach er mit einem ſchon längſt im Hinterhalte lauſchenden Einfall hervor. Es iſt ein Glück, ſagte er, — zu der Frau von Kambeck ſich wendend — daß dem Bauer die Pferde nicht durchgegangen waren, und er ſelbſt nicht mit einer ſtarken Bleſſur da lag; ſonſt hätte Allwill ſeinen Engländer einſpannen, und den lieben Nächſten heimkarrigen müſſen. — Herr Graf, erwiederte ich, ſie urtheilen vielleicht zu günſtig von mir; denn ich hätte ja ſo nahe meinen armen Bauer hülflos gelaſſen, und wäre — ein hartherziger Schuft geweſen. So leiſe ich, aus guter Lebensart, das Wort Schuft ausſprach, ſo war es doch, gebräuchlichermaßen, der Frau von Kambeck nicht entgangen. Sie veränderte die Farbe, und in den Augen des Grafen ſah man — daß es ihm ſeltſam wurde in ſeinem Eingeweide. Aber ich fuhr fort, und ſchwatzte mir das Herz ganz rein, und ruhte nicht, bis ich alle Schimpfworte und Prügel, worunter ich mich den Morgen geängſtigt, auf den jungen Herrn, der das Wort Menſch in keiner andern, als in der verächtlichſten Nebenbedeutung kannte, vollzählig abgeladen hatte. Damit war es denn gut — für diesmal.

Wollen Sie es wohl, lieber Clerdon, bey meinem Präſidenten in das rechte Licht ſtellen, daß ich einige Tage länger ausbleibe; und es auch meinem Vater zu wiſſen thun?

VII.

Amalia an Sylli.

Sonnabend, den 11ten März,
Morgens um halb Sieben.

Geſtern Nachmittag kamen Eduard, der Herr von Kambeck und ein Officier, den Du nicht kennſt, und entführten meinen Clerdon nach Born, wohin dieſen Morgen eine Kuppel Engliſcher Pferde kommt. Dem guten Clerdon war es gar nicht darum zu thun; aber Du weißt, wie er ſich beſchwatzen läßt. — Alſo bin ich jetzt allein mit meinem Caffee, und in der betrübten Lage, alles Fette der Milch in meine eigene Taſſe ſchöpfen zu müſſen. Ich fing an zu leſen; aber ſchon auf der zweyten Seite ging mir dies und jenes durch den Kopf, das mit Dir zu ſchaffen hatte; ich konnte der Zerſtreuung nicht wehren und legte das Buch weg. Liebe Sylli! der Himmel iſt nicht heiter, und dies iſt Schuld, daß mein Cabinet weniger ſchön iſt. Ich habe ein Fenſter geöffnet, und bin ein Weilchen daran ſtehen geblieben, um meinen Freunden nachzuſinnen; und jetzt, bis meine Knaben kommen, will ich ein wenig mit Dir plaudern.

Zuerſt von unſerm Jammer, unſerm Verdruß, Aerger, Zorn (was hievon es eigentlich ſeyn müſſe, wiſſen wir eben, leider! noch nicht) über das ungewöhnlich lange Ausbleiben Deiner Briefe. Clerdon will alles ſein baares Geld darauf verwetten, (wie viel meinſt Du, daß wir ihm dagegen ſetzen?) daß wir mit dem erſten Poſtillon mehrere Briefe auf einmal von Dir erhalten werden. So viel iſt gewiß, daß das U..r Paket ſchon zwey Poſttage ausgeblieben iſt. Eine Ueberſchwemmung, die bey E** die Brücke weggeriſſen und gewaltigen Schaden angerichtet hat, ſoll Schuld daran ſeyn. Schon am Montage glaubten wir, es könne nicht mehr fehlen, ein Brief von Dir müſſe kommen; und doch wars gefehlt: und ſo gings alle folgende Tage; nur daß an jedem, mit unſerer Hoffnung, auch unſere Zweifel ſtiegen, und wir von einer Unruhe ergriffen wurden, mit welcher ſchlechterdings kein Vertrag noch Auskommen war. Die Nachricht von der großen Ueberſchwemmung, und den ausgebliebenen U..r Paketen, begleitet von Clerdons Zureden und kühner Wette, hat uns von neuem ein wenig eingewiegt. Jene Sorge abgerechnet, liebſte Sylli, bin ich jetzt ſo ganz glücklich, ſo ganz zufrieden, ſo ruhig froh des Lebens! — O, laß Dirs wohl gehen, Sylli; laß Dirs ja wohl gehen, und mache mir die ſchönen Tage nicht zu Schanden!

Abends, halb Fünf.

Da kommen meine drey älteſten mit großem Jubel von einer Spazierreiſe über die Donau nach Hauſe, und ſind gar herrlich und guter Dinge. Wie viel Freude mir die Knaben machen! Alle drey führen ſich ungemein gut — und Heinrich muſterhaft gut auf. Dieſer wird allgemach ein ſo lieber Junge, daß auch ſein Vater anfängt weniger Arges von ihm zu denken, und Carl, den Topinambu, nicht mehr ſo grauſam vorzieht. Sein Virtuoſo iſt ordentlich verliebt in ihn. In etlichen Wochen ſoll er ſchon die Ouvertüre vom Deſerteur ſpielen; und aus Licile und andern Operetten, die er aufführen ſah, zeigt er eine Menge Sachen mit einer ſolchen Herzensluſt, daß man ſich gern dünken läßt, er mache es ſo ſchön wie möglich. Gewiß der Junge wird ganz muſikaliſch und verdient den erſten Platz in meiner Capelle; und ich habe es geſchworen, kein anderer ſoll ihn darum bringen. — Auch Herr Bering und Herr Kamp rühmen ihn ſehr; und da Georg ihn nun alle Tage fein ordentlich friſiret, ſo würdeſt Du viel Freude an ihm erleben. Von dieſem kleinen *Heinrich* verkündigt *Heinrich der Große*, daß er bey unſerm Geſchlechte dereinſt in hohem Anſehen ſtehen, und zu großen Ehren gelangen werde. In der That wird ſeine Bildung täglich einnehmender. Aber, ach, der Knoten, der Knoten unter dem Kinn! Beym Anſehen nimmt man ihn nicht wahr; aber ich habe ihn in allen Fingerſpitzen, und kann mir ihn unmöglich aus dem Sinne ſchlagen. — Nun, das heißt von Buben geſchwatzt! Wenn es Dir diesmal lange Weile macht, ſo bedenke, liebe Sylli, daß Du mich durch Deine herzwillige Theilnehmung an allem dergleichen verwöhnt und verſtockt haſt. Gegen andere Leute rede ich ... *Ich höre Clerdon!*

Sonntag Morgen.

Es iſt ſchon neun Uhr. Ich ſchlief bis halb Sieben, und erſchrack faſt ſo ſehr, als ob ich — mich todt fände. Laß mir das Gleichniß, und höre weiter. Ich bin im Neglige'; öffne die Thüre: — Was um des Himmels willen? — Ja gewiß! Denke, Sylli; da ſitzt meinem Clerdon gegen über ganz unverſchämt in meinem Seſſel Eduard, und läßt es ſich wohl ſchmecken aus meiner Schale. Ich wollte, Clerdon ſollte ihn bey den Haaren aus dem Seſſel nehmen; aber er rief aus allen Kräften: Ausſtand! „Sehn Sie doch, meine Gnädige, ich bin noch nicht friſirt!“ — Alſo beſchied ich ihn auf den Mittag. Nun ward mir bedeutet, er habe meinen Caffee bloß deswegen zu ſich genommen, weil er kalt geweſen wäre, und mir ein beſſeres Frühſtück gebührte. Es war auch ſchon dafür geſorgt. Im Camin ſtand ein Schokolaten-Topf, welchen, mit allem Zubehör, der wackere Ritter im Huy auf der Serviette hatte, und mit dem beſten Anſtande mich damit bediente. War das nicht ſehr artig, Sylli? Aber Du magſt es glauben, oder nicht; unſer Beyſammenſitzen und Geſchwätz war doch wohl eben ſo viel werth. Allwill iſt ein recht wackerer Junge, und ich traue ihm von manchen Seiten ſehr; von andern Seiten aber traue ich ihm nicht: es iſt etwas von Ruchloſigkeit in ihm. Clerdon will das immer beſchönigen.

Nun iſt in meinem Hausweſen alles beſtellt, mein Kopf zurecht gemacht, und für Dich noch eine Stunde aufgehoben. Heinrich, Carl und Ludwig wurden geſtern Abend nach Heimfeld (*) abgeholt, wo ſie bis morgen bleiben; und ſo kam heute Ferdinand ganz allein Morgen ſagen, und hatte Sophiechen an der Hand. Der arme Edmund, wie Du weißt, ſagt noch nichts. Von Sophiechen möchte ich Dir gern viel erzählen, wie es ſo hold, ſo fromm, ſo gehorſam, ſo ſchmeichelnd iſt. Der Papa iſt platt verliebt in das kleine Ding. Eben war es an der Thüre, und fragte: ob es kommen dürfte? Ich antwortete: Nein, weil ich noch zu ſchreiben hätte; darauf ſchlich es ganz ſachte herbey, küßte mir die Hand, und ging ohne weiter ein Wort zu ſagen wieder fort. Dergleichen Züge hätte ich Dir eine Menge zu erzählen. Und denke! das Mädchen wird im May erſt zwey Jahre alt. Liebe Sylli, ja, genau ſo wie Du neulich ſchriebſt, ſoll alles werden, und ſeyn, und bald kommen. Der kleine Edmund, den Du bisher nur aus den Portraits kennſt, die Albano von ihm gemacht hat, mit ſeinen großen hellbraunen Augen, deren Augäpfel man ſo klar da ſieht, wo lauter Herzens-Fröhlichkeit und

---

(*) Ein Landgut der Frau von Reinach, bey welcher Lenore und Cläre von Wallberg ſich aufhielten. Sie war ihre Tante, folglich auch Clerdon anverwandt.

Güte heraus kommt, der ſoll Dich gleich anlachen und anjauchzen, wie er lacht und jauchzt, wenn er recht ausgeſchlafen hat. Ohne Gutſel ſoll der Knabe Dich lieb haben; oder er wäre nicht unſer Fleiſch und Blut, hätte nichts von meinem, nichts von Clerdons Herzen mitbekommen — Siehe, ich kann dieſe Saite nicht berühren, ohne daß es mir inwendig zittert, und mir Thränen in die Augen kommen; aber dieſe Thränen, o wie ſüß! Engel Sylli, Du mußt kommen und ſehen, wie unſer Clerdon mit jedem Tage mehr Vater und Hausvater, überhaupt umgänglicher wird; wie er ſich mit ſeinen Kindern herumtreibt, ſich immer freut, wenn ihm eins in den Weg kommt, und wie er dieſe Freude dem Unſchuldigen immer lohnet. Mit Ferdinand iſt des Singens und Springens oft kein Ende; und da läßt er alles mit ſich anfangen, ſich zauſen und hudeln, daß wir alle herum ſtehen und lachen und bange werden. Gewiß, Sylli, er wird ordentlich mit zum Buben; hülft ihnen allerhand Streiche ausführen und erdenken; und wenn ſie denn wohl einmal das Ding beſſer verſtehen und ihn auslachen; und er da ſteht, der Liebe, als der Kinder Spott, und die ausgelaſſenen Knaben herumtaumeln um den Cameraden, und jauchzen und lachen; und nur ich aus meiner Ecke in ſeinem Auge den Vater ſehe und den Mann, den Meinen! — Ach, Sylli! dann beben dem ſchwachen wonnevollen Weibe die Glieder; es ſinkt in die Arme des Liebenswürdigen, hängt an ſeinem Halſe — und Erd und Himmel möchten nur vergehen!

Bin ich nicht allzuglücklich, Sylli? So einen Gatten; ſo wohlanlaſſende Kinder; ſo liebe treue Gefährtinnen, wie Lenore und Clärchen, die Engel, meine Schweſtern und Töchter; ein ſchickliches Auskommen; Stand, Anſehen, und Hoffnung; und um das alles her einen ſo ſchönen, lieben Kranz von Freunden! Aber, ſage mir, Sylli, ob die Leute meinen, man könne das alles haben, ohne darüber fröhlich, ohne herrlich zu ſeyn? Es muß wohl; denn wie würde ich ſonſt ſo oft gefragt, was ich doch habe, daß ich ſo heiter und vergnügt ausſehe? Gerade als ob das ein Wunder wäre, was doch gar nicht anders ſeyn kann. Dir, beſte Sylli, ſollte ich vielleicht das Bild meiner Glückſeligkeit nicht ſo lebhaft vor Augen ſtellen; aber eben weil Du es biſt, darf ichs. Du weißt, wie mich der Gedanke anzieht, dies alles mit Dir zu theilen; wie mein Herz ſo laut ſchlägt vor Verlangen, Dich zu haben und — mir glücklich zu machen: und wie ich dann auf einmal wieder nicht glücklich bin; manche Thräne um meine Sylli fallen laſſe — O, das weißt Du alles, meine Gute, meine Beſte; denn Du kennſt Deine Meli durch und durch. War Dirs nicht, als wenn Dein ganzes Inneres ſich beſtändig von einer Seite zur andern hinbewegte, wenn Du etwas Widriges von uns vernahmſt? So iſt mir; und eine ſtachelnde Unruhe läßt mich keinen Augenblick zufrieden, wenn ich weiß, daß Du unpäßlich, mißvergnügt oder ſchwermüthig biſt. Nach Deinem jüngſten Briefe ſcheinſt Du jetzt ziemlich geſund; auch machen Dir die ** und die *** noch manche Stunde angenehm, wofür ich ihnen ſo herzlich gern dankte, wenn Dank hier Platz fände.

Du wirfſt mir vor, daß ich Dir nicht mehr von Ferdinand erzähle. Der Junge iſt eben kaum drey Jahre alt; daher ſich nicht viel anderes von ihm erzählen läßt, als wie er ausſieht; und dies — wie erzählt man dies? Er iſt klein und rund, hat ein etwas finſter liegendes Auge; doch kann er ſehr freundlich daraus gucken, und Feuer iſt die Menge darin. Du weißt, daß Elerdon ſich ſchon längſt verbürgt hat, wir würden an dieſem Ferdinand den beſten, freymüthigſten Jungen von der Welt bekommen. An mir hängt er wie eine Klette, und Bruder Heinrich holt ihn alle Morgen, ohne Fehl, aus ſeinem Bettchen, zieht ihm Schuh und Strümpfe an; und dann gehen wir zuſammen frühſtücken. Nach dem Frühſtücke muß Bruder Heinrich mit ihm fort auf den Hof, und ihm ſein Spiel in Gang bringen; und das thut Bruder Heinrich mit immer gleicher Geduld und Freundlichkeit. — Während ich dies ſchrieb, iſt Ferdinand mit einem Freudengeſchrey gekommen, daß er mich funden hat, und läuft, ſpielt und ſchwatzt um mich herum. Für deinen Bombacino ließ ich auch gern hier ein Wörtchen einfließen, weil es mir vorkommt, als gehörte er mit zur Kinder-Familie; allein die Kirche iſt aus, meine gute Mädchen ſind lange da, und ich habe heute noch gar nichts mit ihnen geſchwatzt. — Wie das lacht und plaudert hierneben um Clerdons Camin! Ich will einen Augenblick hin, liebe Sylli, und mich dann anziehen, und dann eſſen, und dann in die Kirche, und dann — Ach, Himmel! zur Frau Directorin an den Spieltiſch. Ade, Du Beſte, Du Liebe! —

VIII.

Clärchen an Sylli.

Heimfeld, den 14ten März.

Clerdon und Amalia ſind ſeit geſtern hier. Als wir ihnen entgegen flogen, und ich mich an Clerdons linken Arm hing, faßte er meine Hand und drückte ſie leiſe an die Rocktaſche. Leiſe rief ich: Briefe von Sylli! — Gute? — „Geduld,“ ſagte Clerdon, „ich bringe drey Briefe, und Einer iſt nicht wie der andre.“ — Das ſagte er mit einem Lächeln, wovon meine Ungeduld nur noch größer wurde.

Tante war noch nicht angezogen. Sie ſollte alle Zeit haben. Wir liefen in das hinterſte Boſket. — „Nun, Clerdon, nun!“ jauchzten und hüpften wir. — Ein ſtillender Blick von Clerdon nahm uns die Haſt. Wir ſchlüpften an einander her und lagerten uns auf die Raſenbank. Clerdon ſtand noch einen Augenblick; da nahm auch er ſeinen Platz. Nun kam die Brieftaſche hervor. Wir hingen an ſeinem Auge. Eine eigene — ſchauerliche Freundlichkeit wandelte durch die Stille.

Die Briefe wurden geleſen. Zwey Stunden verſtrichen darüber. Wie ſie zugebracht wurden dieſe zwey Stunden — dies, liebſte Sylli, erzähle Dir, wer es weiß, kann und mag. Meine . . .

Clerdon.

Keiner von uns wird es Dir erzählen. Wir genoſſen den Anblick einer ganz vor uns enthüllten, ſchönen, tieffühlenden Seele: ein Unermeßliches war unſerem Auge aufgethan.

Wohl glaube ich Dir, daß Du es im Grunde in der Welt ſo ſchlimm nicht haſt, wie arg es Dir auch ergangen iſt, und ſo viel auch jetzt noch Deiner Leiden ſind. Eine immer reiner und voller klingende Saite auf der Laute der Natur; ein immer mächtigeres Organ in dem Ganzen des Allliebenden zu werden: o, das lohnt Dir jeden Schmerz!

Dornen malmen, ſie zu Flaumfedern wühlen, lernte ich lange; und nun weiß ich, daß es für den Menſchen eine Lauterkeit des Sinnes — mit ihr eine Kraft und Stätigkeit des Willens gibt — eine Erleuchtung und Gewißheit des Herzens und Geiſtes, wodurch ihm der eigentliche Genuß ſeiner beſſeren Natur, Rück- und Ausſicht wird, und wozu niemand gelangt, der nicht mehrmals im äuſſerſten Gedränge von allem auſſer ſich verlaſſen war. Da hat die ganz auf ſich ſelbſt geſtämmte Seele ſich in allen ihren Theilen gefühlt; hat, wie Jacob, mit dem Herrn gerungen und ſeinen Segen davon getragen. Wer, liebſte Sylli, wollte nicht gern für dieſen Preis ſich eine Zeitlang mit einer verrenkten Hüfte ſchleppen?

Clärchen.

Schön, was Clerdon ſagte; auch gut und wahr: aber wenn es am Ende doch — nur Troſt wäre; ein köſtlicher Balſam, aber nur lindernd, und die Wunde — tödtlich? Arme Sylli, wohl biſt Du übel daran; wohl haſt Du es ſchlimm in der Welt! Ich höre ihn ja ſo hell aus Deiner Bruſt hervorgehn, den Schrey des tiefſten Schmerzes. Was hilft es mir, daß Du hintennach lächelſt? Damit machſt Du mich nur bitterlicher weinen. Du weißt: Arria lächelte auch. — Ach, Sylli, Du kannſt nicht leben ohne Liebe; und was iſt Liebe ohne Zuverſicht? Sage was Du willſt; Liebe, die ſich nicht ewig weiß und ewig erwiedert, das iſt keine Liebe; das iſt bloßes Ergötzen, dem Du nur in der Angſt jenen Namen lieheſt — Blumenfreude, Schmuck, Tanz und Spiel. Und hieran ſollte Dir genügen — Dir Sylli? — Seifenblaſen zu werfen — und alles, alles Seifenblaſe? — Je mehr ich nachgrübele...! O, ich fühle, daß es Dir das Herz zerſprengen muß.

Lenore.

Auf der Zunge: „Biſt Du bald fertig, Clärchen?“ trat ich ins Zimmer. Clärchens Anblick hemmte mir Sprache und Gang, und mein Herz hob ſich zu dem Schlage, bey dem es einem auf einmal ſo ganz anders wird. Sie ſchob, ohne ihre Stellung zu verändern, das Geſchriebene mir zu. Ich ſetzte mich neben ſie, las, küßte ſie. Wir geriethen ſchweigend einander in die Arme, weinten — und fanden Worte.

Deine Briefe wurden Stückweiſe wiederholt, und ſo nach und nach zu einem uns eigenen Ganzen umgebildet, das wir beſſer faſſen konnten. Alles drang jetzt noch weit tiefer ein, und dennoch wurden wir heiterer. Wir ahndeten Deinen Zuſtand; gewannen Theil an Deinem himmliſchen Weſen: Wer wollte nicht Sylli ſeyn? ſagten wir. Der bloße Abglanz — nur eines Theils ihrer Seele, und den wir — ach!

nur ſo ſchwach aufzunehmen vermögen; wie gibt er uns nicht Muth und Wonne! Und ſie — beſitzt — ſie iſt *dieſe Seele ſelbſt*; hat in ihrem eigenen Weſen, was ſo unbegreiflich entzückt: den Quell und die Fülle aller dieſer Schönheit und Größe! — Wer wollte nicht Sylli ſeyn; gäbe nicht alles hin für die Unabhängigkeit dieſes hohen Selbſtgenuſſes, für die *helle Wonne*, *göttlich* zu lieben, die allein aus ſolchem Reichthum überfließen kann! Glückliche, glückliche Sylli! . . . .

Clärchen.

Meine Schweſter iſt abgerufen worden, und ich, liebſte Sylli, bin nicht im Stande fortzufahren. Mein Blick iſt ſchon wieder getrübt. Jenes Wehklagen, wovon ich erſt ſagte, daß ich es ſo hell aus Deiner Bruſt hervorgehen hörte, dringt von neuem in mein Ohr; und kein Jubel wird es übertäuben. Du kennſt das an mir, daß ich nicht leicht in einem Gefühle mich ſo ganz verliere, von einer Vorſtellung ſo ganz befangen werde, daß ich nun weiter nichts ſähe, noch wüßte. Wahr — Du haſt den Himmel in Dir ſelbſt; und wer wird Dich nicht deswegen ſelig preiſen? Aber auch nicht minder wahr iſt alles, was ich vorhin bemerkte: und ſo ſäßeſt Du mit Deinem Himmel denn doch in einer Art von Hölle. Deine Briefe ſind ein Wechſelgeſang aus beyden, voll Verzweiflung und Wonne. Was muß ein Herz nicht ausſtehen, in welchem ſo feindliche Töne zuſammenkommen, das ſie in einander ſchmelzen, zu einer Melodie vereinigen ſoll? Alle Saiten des Inſtruments müſſen nach einander ſpringen, und der Sangboden ſelbſt. Liebſte Sylli, ich ertrag's nicht. O, daß ich bey Dir wäre, oder ich dürfte meine Lenore für Dich miſſen! Wir entbehrten gern einander; opferten noch viel mehr auf, wenn Dir damit geholfen wäre. Sage: ob Du eine von uns willſt, und welche? So unvollkommen auch die Theilnehmung wäre, die Du bey uns guten Kindern fändeſt; ſo wäre ſie doch rein, voll in ihrem Maße und innig. Unſere Augen, Sylli, ließen gewiß die meiſten Deiner Blicke ein. So gewönne Deine Seele Raum; erhielt eine Stätte, wo ſie einen Theil ihres Lebens hinflüchten und aufbewahren könnte. — Sage, Liebe; ſoll ich kommen? Ich fühle ſeit einiger Zeit einen auſſerordentlichen Trieb wieder einmal um Dich zu ſeyn, und wollte Dich ſchon jüngſt mit Anſchlägen dazu unterhalten. Damals war es mir faſt allein um mich zu thun. Ich hätte gern mehr Freude an mir ſelbſt, und die erhielte ich zuverläſſig, wenn ich Dir ähnlicher würde. Mich dünkt — was Amalia jüngſt vom kleinen Heinrich ſagte — jeder Deiner Küſſe müßte mir etwas von Deinem holden Weſen einhauchen.

Elerdon ſchickt: ich ſoll ſiegeln. Alſo bekommſt Du nichts von Amalia. Die Gute hat ſich wohl nicht überwinden können, unſere Frau von Reinach allein zu laſſen. Ein wunderbares Weib! So jung, ſo ſprudelnd von Leben, und doch von allem was nur einer Pflicht ähnlich ſieht, ſo ganz überwältigt, wie andre von ihren Leidenſchaften. Wir fahren fort uns oft Vorwürfe darüber zu machen, daß wir ihre immerwährenden Aufopferungen zulaſſen; aber es iſt als wenn die Gottloſe mit Fleiß einen gleich wieder verſtockte. Ich ſage tauſendmal: böte ſie einem Mägdedienſte an, man dächte kaum daran ſich zu widerſetzen; ſo lieb und ſchicklich geht ihr alles ab. Und hüten kann ſich einer nie genug vor ihr; im Huy hat er die Gefälligkeit, das Gute weg, und weiß von keinem Dank. — Ade, Sylli! So laufe ich hin, und falle ihr um den Hals.

IX.

Eduard Allwill an Clemens von Wallberg.

Allerdings hätte ich Dein Verlangen eher erfüllen ſollen. Wo eigentliche Freundſchaft iſt, da ſind auch Anſprüche; und dieſe müſſen von beyden Seiten beſtimmt anerkannt werden und überall gelten, oder es iſt nichts mit dem löſen nichtswürdigen Weſen. Alſo verzeih, Lieber, und laß mich Deine weiteren Vorſtellungen übergehen. Du weißt ja, wie ſehr ich Deiner Meinung bin; weißt, was ich für ein Geſicht machte, wann ich von Leuten hörte, die ſich einander ſo lieb hätten, daß ſie gar nicht nach einander fragten: denn im Grunde iſt es das, wenn man ſich gegenſeitig alles nachſehen kann. Fratzen! Mein Ekel daran nimmt von Tage zu Tage zu: aber mich darüber zu erboßen, wie ehedem, ſo kein Thor bin ich länger; ich will mich nicht einmal darüber mehr ärgern. Es behagt nun einmal den Menſchen, ſie ſind darüber einig, ſich einander etwas weiß zu machen, und es kommt auch ſelten jemand dabey zu kurz. Was brauchen die Leute ſich weiter lieb zu haben? woher und wozu? Sie haben ganz andre Dinge an einander zu beſtellen; geht es damit voran, ſo bleibt das gute Vernehmen, ohne daß ſich der eine um den andern viel zu bekümmern hat. Indeſſen, Lieber, wollen wir uns doch nicht verhehlen, was der eigentliche Geiſt jener freundlichen Toleranz und edlen Unbefangenheit iſt: *Gleichgültigkeit und Betteley!* — Alſo noch einmal, Bruder, verzeih mein Unrecht; aber daß ich mich beſſern werde, darauf mußt Du nicht zu ſicher rechnen.

Bisher habe ich es mit allem zu ernſtlich gemeint; ich ſpüre, daß man dabey zu Grunde geht, und für nichts. Wie ichs in Zukunft anders machen werde, weiß der Himmel. Ich bin, von innen und von auſſen, in einem wunderbaren Gedränge. Etwas Ruhe habe ich wieder genoſſen, weil ich einige Tage her unpäßlich war. Bliebe mein Kopf ſo dumpf, ſo benebelicht, wie dieſe Zeit über; dann ſäh' ich der Verwirrung ein Ende: alles ſollte bald gerichtet und geſchlichtet ſeyn; und was einmal ausgemacht wäre, dabey blieb es. Du weißt, beym Nebel fließen die Dinge ſo hübſch in einander; *es erſcheinen einem nie mehr, als neben einander in Einem Gliede*

Platz haben; keine Farbenverwirrung, alles grau, alles flach: und ſieh, Bruder, ſo iſt wahrhaftig der Nebel das treffendſte Bild weiſer Gemüthsfaſſung.

Wenn mein Geiſt umnebelt iſt, dann bin ich ſo altklug, ſo verſtändig, wie ein Schulmeiſter; dann weiß ich mich über alles zu beſcheiden, und was ich mich heiße, das thue ich; dann räume ich mein Zimmer auf, bringe meine Papiere in Ordnung, beantworte alle Briefe nach dem Datum ihrer Ankunft, und würde auch mein Teſtament machen, wenn ich nur Erben wüßte, die es ſich gefallen laſſen könnten. Elerdon, der mich geſtern beſuchte, glaubte in der Thüre geirrt zu haben, ſo fremd ſah ihm mein Zimmer aus; was zu ſtehen gehört, ſtand; was zu liegen gehört, lag. In dergleichen Rückſichten iſt mir eine ſolche neblichte Diſpoſition zuweilen eine wahre Wohlthat: und je mehr ich der Sache nachdenke, deſto heller leuchtet es mir ein, daß die Tugend der echten Schul- Stadt- und Heer-Moral, welche die beliebte durchgängig gute Aufführung, das exemplariſche Leben hervorbringt, nichts anders als eine Art von Nebel iſt, der alles leichtfertige Auſſenweſen, als da ſind Glanz, Farbe, Licht und Schatten, an den Gegenſtänden verhüllt, und nur das ſolide Unveränderliche an ihnen beäugen läßt.

Die merkwürdige Entwickelung meines Romans mit Nannchen, worüber ich Dir eine eigene lange Epiſtel ſchreiben wollte? — Höre, erſt vor einer halben Stunde noch dachte ich Wunder, was ich Dir zu erzählen hätte: ich ſchnitt eine friſche Feder, tunkte ſie ein, wußte nicht anders, als daß es recht vom Fleck gehen ſollte: als ich zu meinem nicht geringen Befremden inne wurde, es ſey nöthig, mich vorher ein wenig zu beſinnen. Ich ſann eine große halbe Stunde lang; da war ich fertig, habe es nun auf einmal — daß ich ſelbſt nicht mehr weiß, was ich mich ſo eifrig angeſchickt hatte, Dir zu wiſſen zu thun. Der Sachen erinnerte ich mich genug, nur könnte ich mich ihrer nicht auf die Weiſe erinnern, wie ſie Dich ſo mächtig intereſſiren ſollten. Wer weiß, vielleicht hätte meine Materie mir weniger dürftig geſchienen, wäre zu ihrer Abhandlung die Feder nicht ſo ſchön geſchnitten, und gleich Anfangs ſo tief eingetunkt geweſen. Nun iſts darum geſchehen; das ganze Abenteuer mit allen ſeinen Zufällen und Zubehören, Schelmereyen, Zaubereyen, Heldenthaten und Wundern, kommt mir, in dieſem Augenblicke, nicht viel intereſſanter als ein Ammenmährchen vor — zum Erzählen wenigſtens. Verſteh! Du Clemens von Wallberg warſt es nicht, welcher bey dermaliger Kataſtrophe in dem Falle war — etwa vergiftet, erſtochen, aus einer Kanone geſchoſſen, oder in einen Papagey, Drachen, Teufel, oder Gott verwandelt zu werden. Ich war es; und glaube mir, ſo etwas will in eigener Haut erfahren ſeyn. Demnach ſollſt Du mir erlauben, und zwar recht gern, daß ich Dich heute von ganz andern Dingen, als von meinen Begebenheiten im Feenlande unterhalte. Muß ich doch Luzien noch davon der Länge nach Bericht erſtatten, da ſie mein heiliges Gelübde hat, ihr nichts von allem, was mir äuſſerlich und innerlich begegnet, zu verhehlen. Wahrſcheinlich wird ſie den Brief Dir zu leſen geben; und ich ſchreibe ihr gewiß noch dieſe Woche. Alſo, wie geſagt, von andern Dingen!

Wo fange ich an? Ich habe Dir eine Menge Neues von mir und meiner hieſigen Lage zu erzählen. Meine beſten Stunden bringe ich in Clerdons Hauſe zu. Es hält ſchwer vertraulichen Fuß darin zu faſſen; aber ich bringe es dazu, weil mir Clerdon günſtig iſt, und ich durchgängig im beſten Ruf ſtehe. Daß ich immer eine oder die andre Prinzeſſinn, welche nach ihrer vollkommenſten Hochachtung würdig, ausnehmend verehre — iſt natürlich in meinem Alter, und macht kein Aufſehen ... Und gewiß, beſter Wallberg, ich komme faſt immer ganz unſchuldig dazu; ſtifte auch überall mehr Gutes als Böſes. Einen Anſchlag auf irgend ein weibliches Geſchöpf zu machen, um es zu verführen, iſt von jeher ſo fern von mir geweſen, daß ich einen Menſchen, der dazu fähig iſt, nicht ohne Haß und Ekel anſehen kann. Daß aber eine freundſchaftliche Verbindung ſo warm und innig werde, daß ſie ferner kein Maß noch Ziel mehr wiſſe — wer könnte das Herz haben, ſich davor zu hüten? — —— Mit Deinen Couſinen hat es keine Noth; die wandeln in einem Lichte, welches ſie meiner Leuchte entübrigt. Und Amalia — den möcht ich ſehen, dem es nur von fern einfallen könnte, ihr etwas anders ſeyn zu wollen, als Gaſt an Clerdons Herde. Mir iſt ſie gut, weil ich ihrem Clerdon anſtehe, und weil mir der treuherzige Junge aus den Augen ſieht. Ihre Jugend, ihre Schönheit hindern mich nicht, daß ich ſie im vertraulicheren Umgange Mama heiſſe; ich wüßte mir auch keinen lieberen Namen für ſie, *Liebe Mama, Mama Meli*, — wenn ich Dir ſagen könnte, wie mir iſt, wenn ich ſie ſo nenne, und ich ihr dabey in das himmelhelle Angeſicht ſchaue, das *nur gut* iſt, und mich nur *anlacht*! — Ich fühle mich wie untergetaucht in Unſchuld und Reinheit, und ich wüßte nichts ſo ſaures in der Welt, das ich alsdenn nicht unentgeldlich und mit Freuden thun könnte. Die Lauterkeit ihres Herzens überſteigt allen Glauben. Jedes Gute, jedes Schöne darin iſt ſo ganz für ſich ſelbſt da, ſo ganz was es iſt und ſcheint, unverſetzt und unauflösbar; und kein Gefühl, kein Hang, kein Wunſch, nichts, das ſich zu verhehlen, nichts, das ſich zu verſtellen hätte! Aber hiermit iſt Dir ſo viel als nichts geſagt: denn, wie ich mich eben beſinne, bin ich ſelbſt, der ich doch Amalien perſönlich kenne, nicht einmal im Stande mir das Eigentliche dabey vorzuſtellen, wenn ich ſie mir nicht in den beſtimmteſten Verhältniſſen, als die *Gattin ihres Clerdon*, als die *Mutter ihrer Kinder*, als die *Frau ihres Hauſes* denke. Sage, ob Du etwas davon weißt, daß es einen beſonderen *Affect* gibt, der ſich *Eheliche Liebe* nennt; ganz verſchieden von jener *Leidenſchaft*, welche allgemein den Namen der Liebe trägt, und die . . . Sage, iſt Dir das ſchon vorgekommen? Denn was rede ich ſonſt!

Ich wußte nichts davon; und dieſe neue Entdeckung in Clerdons Hauſe iſt das intereſſanteſte, was ſich jemals meiner Betrachtung dargeboten hat. Der eigentlichen Liebe ſcheint das ſchönere Geſchlecht nicht fähig zu ſeyn; mir wenigſtens iſt noch kein Weib erſchienen, das den Stoff dazu gehabt hätte. Amalien traue ich über dieſen Punkt faſt weniger als andern zu, und Clerdon und ſie ſelbſt ſind hierüber mit mir einig. Anfangs — ſie wurde Braut mit ſiebenzehn Jahren — hat ihr Mann weiter nichts als einen vorzüglichen Grad der Hochachtung ihr abzugewinnen vermocht; und bis auf dieſe Stunde weiß ſie keine eigentliche Rechenſchaft zu geben, wie ſie hernach allmählig ſich ſo ganz an ihn verloren hat, daß ihr Herz nun alle ſeine Regungen allein von dem ſeinen empfängt, ihre geſammten Kräfte ſich unverrückt in ſeinem Willen fühlen; Freyheit, Leben, Glück, Thun und Seyn — ihre ganze Seele hingewagt auf ihn. Ich weiß nicht, ob es eine herrlichere Liebe geben kann, als dieſe; wenn auch jene höhere, wovon ich ehmals ſo wunderbare Ahndungen hatte, kein leeres Hirngeſpinſt wäre; alle andere Liebe iſt doch gewiß nur Schaum dagegen. Wo findeſt du, bey den entgegengeſetzten Eigenſchaften und Bedürfniſſen der Menſchen, dieſe innige Theilnehmung, welche alle Kräfte in einen Willen zuſammenſchmelzt, und den Menſchen wirklich verdoppelt? — Hier iſt ſie! Die kleine Welt, zu deren Schöpfung und Regierung beyde vereinigt ſind, wird ihnen tauſendfaches Organ, ſich einander zu fühlen, zu faſſen. Das gemeinſchaftliche Intereſſe gibt jedem dazu beytragenden Vermögen einen gefühlten Werth; und ſo regen ſich in dem Weſen des einen alle Kräfte des andern: und je vielfacher, je verſchiedener nun dieſe Kräfte; deſto merkbarer der Gewinn, deſto entzückender das Bündniß. Bedenke, wie unterſchiedene — auch einander entgegengeſetzte Intereſſen jeden einzelnen Menſchen in ihm ſelbſt theilen, und was für eine Wonne ihn erquickt, ſo oft er ein wahrhaftes Einverſtändniß nur zwiſchen etlichen davon bewirkt hat; wie wir einſtimmig denjenigen für den Größten und Glücklichſten halten, welcher, ohne Eine ſeiner Fähigkeiten, ſeiner Kräfte daran zu geben oder zu ſchwächen, alle ſeine Triebe unter Einen Willen gemeindet — mächtig zu einem Heere ſie geordnet hat. — Und nun Zwey, die ſo Eins werden! Es muß eine Fülle ſeyn, eine Seligkeit, die . . . .

O, daß ich dies alles ſo fühlen muß; daß ich zu dem glühenden Sinne, zu dem tobenden Herzen, dieſen hellen unbeſtechlichen Geiſt, dieſe ſtille himmelanſchwebende Seele erhalten mußte! — Thränen, guter Wallberg, Thränen über Deinen armen Eduard, den die Liebe zum Schönen verzehrt, und der in ewiger Zerrüttung mit den Zähnen knirſchen muß; — der den Frieden Gottes ahndet, und verdammt iſt zu täglicher Sünde! — — Nie, nie wird er eine Stätte finden, wo ſein Haupt ruhe! Nie? — Doch, doch! es wird ja einſt brechen — ja brechen in Wonne wirſt du einſt, gutes qualvolles Herz! . . . .

Aber es war ja von Glücklichen die Rede! Liebe Mutter Amalia — dein Antlitz, dein Lächeln!

Sie iſt allen Menſchen ſo gut, Mutter Amalia, und könnte doch, gewiß, im Falle der Noth ſie alle miſſen, wenn ihr nur der Mann blieb und die Kinder. Ich mag Dir nicht verhehlen, daß ſie an dieſen — an ihrem Hauſe auf eine ſehr ſträfliche Weiſe hängt: nehmlich eben ſo ungefähr, wie die alten Republikaner an ihrem Vaterlande hingen. Aber

Du gehörſt ja nicht zu unſern mächtigen Philoſophen, welche nie weniger als den ganzen Erdkreis — was? — das ganze Univerſum überſehen und gemäßlich, zu Herzen nehmen, und aus brennender Liebe zu den Menſchen überhaupt dem Patriotismus der Alten und jeder andern parteyiſchen Liebe ſo gram ſind. Sie ſollen herkommen, die gütigen Herren, mit ihrem unbeſchränkten göttlichen Wohlwollen, mit ihrer allſehenden Gerechtigkeit — mit ihrem ganzen Untadel; ſie ſollen kommen, und ſchauen und fühlen, wo von allem dieſen — in That und Wahrheit am Ende denn doch mehr angetroffen wird, ob bey ihnen, oder bey dem Weibe hier, das für Mann, Kinder, Haus, ſich wider die ganze Welt empören würde! — Holde Mutter Natur! o wie laut ſagt mein klopfendes Herz mir da wieder, daß doch allein auf deinem Pfade wahres Heil zu ſuchen iſt! — Sieh das wohlgemuthe Weib, wie die Befriedigung ihrer reinen Triebe alle ihre Wünſche vollendet; ſie von allen andern Begierden ſo los macht, und ihr theilnehmendes Herz ſich nun ſo frey und allgemein ergießen kann. — Ihr prächtigen Weltweiſen, ihr lieblichen Herren und Damen, mit euren erhabenen Grundſätzen und ſchönen Sentiments! ſagt, wie wird euch? — wie beſteht ihr vor dieſer Hausfrau? Da verſchleudert, da verhauſt ihr eure Seele in die weite Welt; ſeyd überall, und nirgend; euer unbefangenes, richtungsloſes Herz — jedem Anfalle blos; ohne Drang und ohne Ruhe, ohne Genuß und Gabe; ſtrebend nach allem, hangend an allem; zu keinem Opfer willig, bey keinem Unfall leicht — bebend durchaus bis in die kleinſte Faſer — ſchwach, elend, zehrend — voll allgemeinen Wohlwollens!

Weg von dieſen Allumfaſſern, hinab zu Amaliens Schemel, zu der Kurzſichtigen, zu der Armſeligen, die nur ihren Mann liebt und ihre Kinder; allen übrigen Weſen nur gut iſt, und in Wohlthun gegen ſie, aus voller Genüge, nur — überfließt, wie die Sonne von ſich ſcheinet Licht und Wärme, nur — weil ſie Licht iſt und warm, und die Fülle hat. Tritt in den Umfang von Amaliens Sphäre: du ſtehſt in Segen; das iſt alles. Darum iſt Amalia auch das beſcheidenſte Geſchöpf; das demüthigſte, möchte ich ſagen, das man finden kann. Daß ſie Gutes aller Art unermeßlich wirkt — darauf gibt ſie nicht Acht; daß ſie alle Pflichten erfüllt, alle Gebote hält — das weiß ſie nicht; hat von den Gründen ihres durchgängigen Verhaltens nichts weniger als vollſtändige Begriffe, gar keine eigentliche Moral, kaum eine ſolche wie ſchon vor Jahrtauſenden dem uralten Hiob eine zu Dienſten ſtand. Wunderbar, daß Amalia zurechtkommt; denn ſie iſt auch nicht einmal, was man fromm heißt. Aber ich fodre euren ekelſten Mückenſeiger auf, ihren Wandel nach der Strenge zu prüfen; und wenn er wird läugnen können, daß ſie ſündenfreyer, daß ſie tadelloſer ſey (ſelbſt nach ſo vielen Fratzenbegriffen unſerer Zeit) als Eine; ſo will ich vor dem Mückenſeiger mich beugen und mich zu ihm bekehren.

Du, lieber Wallberg, ſiehſt doch hier wohl kein Wunder, oder argwohneſt Blendwerk? Tritt näher! Was iſt es, als ein echtes Gottesgeſchöpf, in Geſundheit und natürlicher Wohlgeſtalt; auferzogen ohne Künſteley; alsdann umfangen von einer Beſtimmung, in welcher ſeine Kräfte ſich ſammeln, ordnen und zur ſchicklichſten Wirkſamkeit vereinigen konnten. Sind doch alle Tugenden eine freye Gabe des Schöpfers; unmittelbare Triebe, nur verſchieden geſtaltet nach den verſchiedenen Formen und Zuſtänden menſchlicher Geſellſchaft. Keine, die nicht da war, ehe ſie Namen hatte und Vorſchrift! So opferten, nach der Sage, die Pelasger lange ehe ſie Götter zu nennen und von ihrem Leben und Thun zu dichten wußten. Alle Moral — war ſie doch von jeher blos philoſophiſche Geſchichte, ſpeculative Entwickelung, Wiſſenſchaft; und jene innere Harmonie, jene Einheit in Thun und Dichten (das Ziel emporſtrebender Menſchheit) allemal nur die Geburt irgend einer obſiegenden Liebe, welche dem Menſchen Beruf ertheilte, und Plan! Wo Einheit des Verlangens entſteht, da macht ſich die Einheit des Wandels von ſelbſt; da bildet der Menſch ſeine erwählte Lage aus; formt ſie je mehr und mehr zum Ganzen: und nun, je eingeſchränkter von der Einen Seite, deſto freyer von allen übrigen; verletzbar nur in Einem Punkte ſeines Weſens; in ihm ſelbſt gewiß; muthig; begnügt; und darum unabhängig, edel, gefällig und von ganzer Seele gut. Greif es an allen Enden; Du wirſt finden: gerader Sinn, dringendes Geſchäft, und darin Emſigkeit und Treue mit Luſt, ſind die Eckpfoſten aller Glückſeligkeit und Tugend.

Nun erinnere Dich, was ich im Anfange dieſes

Briefes über Nebel und ordentlichen Wandel philoſophirte. Vielleicht klang es Dir leichtfertig; tiefer erwogen, wie wahr? Wie dumpfen Sinnes, wie erſtorben muß der ſeyn, der ſeine Neigungen ſich aus lauter Moral bilden, der mit lauter Moral ſie nach Gefallen unterdrücken kann! Zehnmal beſſer iſt mir da der gutherzige Wildfang, der noch Leben im Buſen nährt und Liebe. — Und dann noch Eins, damit du nicht meineſt, ich erfreue mich nur des lichten Tages, wünſche nur ihm die Herrſchaft! Allerdings muß auch dem Menſchen höherer Art, der ein von ihm ſelbſt geordnetes, durchgängig zuſammenhängendes Leben führt, gar Manches im Halbdunkel ſtehen. Aber es iſt nicht jener ſchwere, ſchon das Nahe und das Nächſte überziehende Nebel; es iſt nur ein Duft, der von dem ganz aufgehellten Plane ſeines Wirkungskreiſes an deſſen Gränzen zurückgetreten, dort noch ſchwebt. Unſere Philoſophen allein bewohnen Himmelnahe Felſenhöhen, von keinem Dufte getrübt, rundum endloſe Helle und Leere. Mir ginge da der Athem aus. Schon iſt mir die Luft zu dünne, wo ich bin; und ich ſinne darauf, wie ich allmählich noch etwas tiefer herabkomme. Auch iſt nicht wohl zu läugnen, daß in einem engern Horizonte uns die Gegenſtände viel wärmer an Auge und Herz kommen. Gränzenloſe Begränzung, Raum ohne Maß und Ende; wo ichs erblicke, macht es mir Höllen = Angſt. Darum enge ich mich gern ein wenig ein; laſſe mir es wohl ſeyn in irdiſchem Beginnen, wo ich ein Ende meines Thuns ſehe, und doch alle meine Kräfte daran ſetzen muß.

Zum Schluſſe noch ein Wörtchen von Freundſchaft. — Das nichtswürdige, loſe Weſen unter dieſem Namen, wovon zuvor die Rede war, daß wir ihm beyde eben feind wären: iſt es nicht auch eine Mißgeburt aus jenem todten Meere der Unbeſtimmtheit, der Richtungsloſigkeit, der unendlichen Zerſtreuung? Schwache Fäden aus veränderlichen Abſichten und flüchtigem Ergötzen geſponnen, wie bald müſſen dieſe ſich wirren? Und dann, Riß an Riß; Knoten an Knoten. Ganz anders die Bande echter Freundſchaft, wo zwey etwas anfaſſen, wie rechte und linke Hand, um es zu Einem Werke zu bilden; zwey etwas mit einander fortbewegen, wie beyde Füße den Leib. — Weg mit dem, welcher ſagt, eine ſolche Freundſchaft ſey auf Eigennutz gegründet! Der Gegenſtand, warum beyde ſich vereinigen, iſt ihnen nur Mittel einer den andern zu empfinden; Sinn, Organ. Nicht denjenigen liebe ich ja am meiſten, der das meiſte für mich thut; ſondern den, mit welchem ich das meiſte ausrichten kann. — Eigenliebe? Alles ſoll Eigenliebe ſeyn! Was gehe ich mich ſelbſt denn mehr an, als mich andere angehen; ich, der ich nur in andern mich fühlen, ſchätzen, lieben kann? — Das heißt euren Philoſophen Unſinn. Mags! Weiß ich doch, wer es beſſer hat; ich oder ſie.

Lebe wohl, und grüſſe Luzie, die Gute, Treffliche!

Dein Eduard.

X.

Demſelben.

Heute ſind es gerade drey Wochen, lieber Wallberg, daß ich einen langen Brief an Dich abgeſchickt habe. Gleich am folgenden Tage wurde der Brief an Luzie fertig, wovon Du weißt, daß ich ihn ſchreiben wollte: über meine Geſchichte mit Nannchen. Eine lange Epiſtel! Auf dieſe habe ich ſchon Antwort; von Dir habe ich keine Antwort. Luzie gedenkt Deiner auch mit keiner Sylbe. Ich vermuthe daher, daß ſie Dir meinen Brief nicht gezeigt hat.

Alſo, ich erzählte ihr umſtändlich und ausführlich, wie das heilloſe Verhältniß mit Nannchen war; wie es, Gottlob! aus einander ging, und ich nun zu den Hochſcheid gar nicht mehr ins Haus komme.

Ueber dem Erzählen gerieth ich in Feuer. Ich war gehetzt, voll Verdruß; die Kataſtrophe hatte mich erſchüttert: und da ſchalt ich mich denn weidlich: gab mir, wie ſchon öfter geſchehen iſt, tüchtige Verweiſe über meinen Leichtſinn; über, ich weiß nicht was für eine abgeſchmackte Nachgiebigkeit in mir — ein verdammtes loſes liederliches Weſen, welches andere

Gutherzigkeit nennen mögen, wodurch ich in dergleichen Verwickelungen gerathe, die mich gleich von Anfange ärgern und peinigen, und wohinein ich mich denn doch ziehen und weiter ziehen laſſe. Darüber ſchrieb ich, wie ichs fühlte, und ſchenkte mir nichts. Aber daß ich plötzlich ein ganz andrer Menſch geworden ſey, fiel mir nicht ein, und ich habe es auch, weder geſagt, noch von weitem zu verſtehen gegeben. So aber ſcheint es Luzie genommen zu haben, und dachte, ſie müſſe mich geſchwinde und recht feſt jetzt beym Wort halten, zu meinem Beſten. Das verdroß mich aus zwey Urſachen: erſtlich, weil es albern; und zweytens, weil es unredlich war. Albern war es, weil mich Luzie von der blinden Kuh und dem edlen Gänſeſpiel her ſchon kennt; hernach, da ihre Mutter ſtarb, in unſerm Hauſe neben mir aufgewachſen iſt; endlich jetzt in Wien von neuem mich ſo lange geſehen hat. Freylich wurden wir dort ein wenig in einander verliebt, und das bringt gewaltig aus der Bekanntſchaft; aber wir hörten auch auf in einander verliebt zu ſeyn, und das ſtellt noch gewaltiger die Bekanntſchaft wieder her. — Du ſchüttelſt inclement den Kopf, guter Clemens; und Du haſt Recht. Ich ſollte von dieſer Geſchichte in dem Tone nicht reden; es iſt die widerlichſte in meinem Leben, und ich muß mich ſchämen vor Luzie, die mich demüthigte ohne Stolz: *die wahrhaft Gnädige!* ſo daß ich ewig ihr zu Füßen liegen und ſie verehren muß, wie ein Weſen höherer Art, wofür ich ſie erkenne. Aber darum ſollte ſie doch nicht ſo feyerlich thun, und ein ſolches Glückwünſchungs-Schreiben an mich, den *Eduard Allwill*, ergehen laſſen, wie ſie gethan hat. Das war, ich ſage es noch einmal, *unredlich!* Denn da ſie mich an meiner ſchlimmſten Seite, wie vor ihr kein Menſch, ins Auge gefaßt und zu Herzen genommen hat; ſo kann es unmöglich ihr wahrer Ernſt ſeyn mit den frohen Hoffnungen, wofür ſie mir den Dank zu Füßen legt. Ihr Brief iſt eine Predigt en chauve-souris, die mich mit einer Bekehrung anführen will. Ich habe Luzie zu lieb, als daß ich ihr dies ſo könnte hingehen laſſen. Auch muß ich, Gewiſſens halber, einen Angriff auf ihr feyerliches Weſen thun. Die Liebhaberey am Feyerlichen iſt den Mädchen beſonders eigen: wer ihr Freund iſt, warnt ſie davor; oder ſinnt, wenn es mit dem Warnen zu ſpät iſt, wie er ſie heile. Luzie muß heyrathen, ohne Verzug. Sie wird jetzt drey und zwanzig Jahre alt; das iſt für ein Fräulein ſchon ein fürchterliches Alter. Wie ſie jetzt geſtimmt iſt, findet ſie keinen Mann, der ihr recht wäre; und am Ende werde ich die Schuld haben müſſen, ob ich gleich unter allen Männern am wenigſten für ſie getaugt hätte. Deine Schweſter, nimm mirs nicht übel, iſt auch keine gute Bekanntſchaft für Luzie, ſo eine vortreffliche Freundin ſie auch ſeyn mag. Sie ſpannt die arme Luzie nur immer höher, und vermehrt ihren Hang zum weinerlichen Ernſt.

Wie mich das alles ſchiert, kann ich Dir nicht ausdrücken. Es war ſo natürlich, was mir mit Luzie begegnete; und doch liegt es mir — ſoll ich ſagen auf dem Gewiſſen? Da ich ſie wiederfand in Wien, hatte ich ſie ſeit mehreren Jahren nicht geſehen. Das ſchöne, holde, gefühlvolle, geiſtreiche Mädchen: ich ſah meine Kindheit, meine Jugendjahre in ihm wie verklärt! Ein ſolcher Eindruck wird mir nie wieder. Und ihre Freude bey unſerem Wiederſehen! — „Bruder Eduard!“ rief ſie, und fiel mir um den Hals. Mir ſchmolz das Herz; aber in Liebe zerſchmolz es nicht. Was denn? Darf ich das Wort Freundſchaft nennen, da ich die ihrige zu mir in eine Leidenſchaft übergehen ſah, die ich nicht theilen wollte, und dennoch nährte; wiſſentlich nährte? — Wie ich Dir vorhin ſagte: — ich ließ mich gehen; wurde verwickelt, gerieth aus einer Nachgiebigkeit gegen mich ſelbſt in die andere; wollte mich täuſchen, konnte nicht, und wurde verſtockter .... Du weißt den großmüthigen Schritt, den ſie that; und wie nur alle ihre Sorge dahin ging, daß ich mir von Herzen möchte ſelbſt verzeihen können. Sie nahm von mir den Schwur, daß ich auf jede Gefahr aufrichtig gegen ſie ſeyn, und ſie nie mehr in irgend etwas hintergehen wolle. Dieſen Schwur werde ich halten, und auch bey dieſer neuen Gelegenheit mich ihr darſtellen, wie ich bin. Ihr ſoll kein Wahn in Abſicht meiner bleiben. Das verkehrte Hoffen und Erwarten von mir; das beſtändige Anliegen und Gequäle darüber, iſt mir unerträglicher als Verachtung und Haß. Ich will durchaus nicht die Vollkommenheit eines andern ſeyn; nicht einmal meine eigene; denn ich weiß noch nicht, was meine eigene Vollkommenheit für ein Ding iſt. Am wenigſten ſoll Luzie ſich etwas in den Kopf ſetzen von einem Allwill, der noch kommen möchte. Das taugt ihr nicht; und ich muß es ihr mit Gewalt aus dem Kopfe bringen. Bin ich einmal todt, ſo mögen ſie mich ſelig ſprechen, oder gar canoniſiren, und dem Teufel, der es nicht leiden will, die Hölle ſo heiß machen, als ſie Luſt haben. Aber ſo lange ich lebe, ſollen ſie ihn nicht tückiſcher gegen mich machen, als er es ſchon iſt. Mir ekelt gar zu ſehr, wenn ich mich als ſo ein Bildchen ſittlicher Heiligkeit, das ich werden ſoll, betrachte.

Laß mich abbrechen, und ſage Luzien nichts. Ich fing dieſen Brief an, in der Abſicht, daß Du ſie vorbereiten ſollteſt; aber ich bin anderes Sinnes geworden über dem Schreiben. — Du Böſewicht lachſt wohl über meine üble Laune, und denkſt: Er hats doch gefühlt! — Meinetwegen!

Lebe wohl!

Dein Eduard.

XI.

Amalia an Sylli.

Den 20ten März.

Alle haben Dir geſchrieben (*); Mann und Maus, und Maus und Mann; Amli allein hat nicht geſchrieben, hat ſogar ihren gewöhnlichen Syllis = Poſttag vorbeygehen laſſen, und möchte faſt den heutigen wieder vorbeygehen laſſen.

Bin ich Dir etwa böſe, Sylli? Haſt Du mir etwas gethan? Mir allein? Ja, mir allein haſt Du was gethan; wenigſtens kommt es mir ſo vor, daß ichs allein bin. Mir allein haſt Du das gethan, daß ich mich ſchämen muß, wenn ich an Dich denke, weil es Mir wohl geht, und Dir geht es übel, und das nicht recht iſt. Ich fühle das, wie einen Vorwurf, ob ich gleich mir ſelbſt darüber keinen machen kann; und ſieh, gerade davon wird man böſe.

Ich habe Clerdon ſonſt wohl gefragt, wenn ich Weiber ſah, die unartige, widerwärtige, unerträgliche Männer hatten, und doch ganz heiter ausſahen; auch

---

(*) S. den VIIIten Brief.

wirklich ſich gar nicht unglücklich fühlten, ſondern wohl ſo fortleben mochten: wie das zuginge; wie das möglich wäre? Da ich Clerdon zum erſtenmal fragte, (es war bey Gelegenheit der ſanften, geiſtreichen, allerliebſten Strohmfels) bekam ich zur Antwort: die Strohmfels hat Kinder. Das wußte ich ſchon. Alſo weißt Dus? ſagte Clerdon, und ſetzte hinzu: Amalia wird auch Kinder haben! faßte mich darauf in ſeine Arme, küßte mich und ließ mich nicht weiter reden.

Nun habe ich Kinder, und verſtehe etwas beſſer was Clerdon meinte, und glaube ihm auch für die Frau von Strohmfels und andre, und bin froh, daß ich es gelten laſſen kann: aber näher muß mir kein Menſch, am wenigſten Clerdon, damit kommen wollen. Ich weiß nicht, woher ich den Heinrich, den Carl, die übrigen nach der Reihe ſo lieb habe; ſo ganz anders lieb wie andre Kinder: als daher, daß es Clerdons Kinder ſind, die ich ihm brachte.

So verſtehen es ja auch alle andere Menſchen. Sagten nicht die Leute bey meiner erſten Niederkunft: „das iſt eine wackere Frau, die Clerdon; ſie hat ihrem Manne einen Sohn gebracht.“ Hernach: „Die

„Clerdon wird ſtolz ſeyn; ſie hat ihrem Manne wieder einen Sohn gebracht.“ Endlich: „die Clerdon iſt glücklich; ihr Mann wünſchte ſich eine Tochter; und nun hat ſie ihm eine Tochter gebracht.“ — O ja! Sylli, die Clerdon iſt ſtolz und glücklich; aber Amli iſt nicht ſtolz, und Amli für ſich wäre nicht glücklich; auch nicht mit ihren Kindern. Es wäre auch wohl der Mühe werth, daß Amli Kinder hätte. Arme Kinder, wenn ihr es nur von Amli wäret!

Auf dies alles hat mich die liebe Stelle in Deinem Briefe gebracht, von Deinem Hangen an Kindern und Kindesgleichen. Und da wollte ich Dir ſagen, liebe Schweſter: Komm zu der Mutter; komm zu den Kindern und der Kinder Vater; komm zu den Mädchen von Heimfeld! Ich glaube, noch vor Jahres Ende bin ich wieder in Wochen. Gegen dahin wenigſtens komm, und auf immer. Jetzt gleich mußt Du das feſtſetzen, daß Du kommen, und, was ſich bis dahin nicht gefügt hat, laſſen willſt.

Du biſt auch Mutter geweſen, Sylli; und ob Du gleich das Kind verlorſt, würdeſt Du doch das nicht miſſen wollen, daß Du Mutter warſt und Mutter bleibſt. O Mutter, komm zur Mutter!

Du haſt ſelbſt Dein Kind geſtillt, wie ich auch thue. Darüber geht auch nichts. Wenn ſo ein kleines Weſen ausgeſchlafen hat, und nun geſtillt iſt, und liegt einem da im Schooſe, und fängt an zu girren vor Luſt und ſich zu regen vor Luſt, und fängt an zu lachen und zu ſcherzen mit der Mutter, die ihm alles, alles iſt: — Ach, Sylli! weiß es, was die Mutter; weiß es, was es ſelbſt iſt? Nichts weiß es. Aber es hängt an der Mutter, und hat ſo Recht, ſo unausſprechlich Recht, an ihr zu hangen! Sage, liebe Sylli, wenn das ſüße holde Weſen ſo vor Dir lag unter Deinen Augen, und hinaufſchaute, und hinaufreichte mit allen ſeinen Gliedern; Dich hatte und Dich ſuchte; unbegreiflich Dir dankte, unbegreiflich Dich liebte: wenn Du es denn an Dich drückteſt und an Dich herzteſt, falteten beym Umfaſſen ſich Deine Hände nicht von ſelbſt; Deine Augen, hatten ſie einen andern offenen Weg als nach dem Himmel, und konnteſt Du das Beten laſſen? Mir deucht, wenn das Vater Unſer nicht ſchon da geweſen wäre, ich hätte es hundert und hundert mal erfunden!

Liebe Sylli! Andere werden ſagen, es ſey nicht gut, Dich an dergleichen zu erinnern: aber Amli, ob ſie gleich lange nicht ſo klug iſt wie andere, verſteht das doch beſſer, und weiß, daß es wohl gut iſt. Was Du von Deiner Freude an Kindern ſchreibſt, von dem Troſte, den Du daher nimmſt; ich ſage auch, und ſo ſehr als keiner, daß es lieb iſt und ſchön, und man es Dir ja nicht nehmen ſoll. Aber das rechte iſt es doch nicht, und das rechte ſoll man Dir noch viel weniger nehmen. Wo Du mit Deinem Lieb- und Gern-haben der Kinder anfängſt, da iſt gar nicht der Anfang; der iſt nicht bey den rothen Backen, nicht bey dem Tanzen und Springen und Jauchzen, und beym Bon-Bon: der iſt ganz wo anders. Der iſt da wo man nichts ſieht, und man nichts weiß; da, wo die Welt angefangen hat.

Weißt Du, wo die Welt angefangen hat? Ich weiß es; kann es aber niemanden ſagen, der es nicht ſchon weiß. Dir kann ichs ſagen, und wills Dir ſagen, ins Ohr — Haſt Du gehorcht? — — — — Und verſtanden?

Erſt geſtern war jemand bey uns, der war recht voll von hieher und daher, und wollte meinem Clerdon anſtreiten, alles käme von der Eigenliebe: und wie uns etwas Nutzen oder Schaden, Freude oder

Leid brächte; ſo hielten oder ließen wirs. Damit hatte dieſem Herrn die Welt angefangen. Clerdon machte einige Einwürfe; darüber kamen Heinrich und Carl den Saal herein gedreht und getanzt, und hingen ſich dem Vater an Hände und Arme, und ließen ſich wegſchleudern, daß ſie auf dem Teppich herumtummelten, und kamen dann zur Mutter ſie zu zerren, zu drängen und zu necken. Sehen Sie, ſagte Clerdon zu dem klugen Manne, wenn Ihre Philoſophie auch ganz die meinige geweſen wäre; ſo hätte ich ſie dieſer Knaben wegen aufgeben müſſen. Das Daſeyn uneigennütziger Liebe, eines Wohlthuns ohne den entfernteſten Gedanken an Erſatz, einer alles überwiegenden Treue, habe ich durch ſie als Thatſache in mir ſelbſt. Und ſchon das Weib da, auch ohne Kinder, hätte mich um jene Philoſophie gebracht. Sie würden mir dies ohne Mühe anders zu erklären und ſogar meine Thatſachen dergeſtalt mit Worten auf Ihre Seite zu bringen wiſſen, daß ich mit Worten nicht gegen Sie aufkäme; denn immer hat die tiefer liegende Wahrheit das Wortgewebe wider ſich; es iſt der Inſtinkt des Buchſtabens, die Vernunft unter ſich zu bringen, mit ihr umzugehen, wie Jupiter mit ſeinem Vater.

Das letzte hörte und verſtand ich nur halb; denn da Elerdon die Worte ausſprach: *Schon das Weib da!* fuhr ich zuſammen, wurde roth, und ſah wo anders hin. Da fiel mir *Garbetto* in die Augen, und ich dachte: was brauchte Elerdon Frau und Kinder in das Spiel zu miſchen; er durfte ja nur den Hund fragen, das gute treue Thier, das auch *ſprechen* kann. Indem gings mir unwillkührlich aus dem Munde: „*Wie ſpricht der Hund?*“ — Du weißt, wie Garbetto auf dieſe Frage zu bellen anfängt. Unſerem Elerdon, der mich errieth, kam das Lachen an. Um es zu verbeiſſen, wollte er zornig thun gegen den Hund. Darüber kam auch mir das Lachen. Er tuſchte, und ich in einem fort zu rufen: *wie ſpricht der Hund?* Das gab eine Hetze, ein Geräuſch, einen Rumor mit den Kindern dazwiſchen, und ein allgemeines Lachen, welches der Unterredung ein Ende machte. Gleich darauf empfahl ſich der Philoſoph.

Was will ich Dir damit, liebe Sylli? Ich will, daß Du nicht die Augen *zu* haben ſollſt, um deſto mehr zu denken, wie der Philoſoph, dem Garbetto den Mund ſtopfte; ſondern *offen* ſollſt Du die Augen haben, wie Elerdon, und ſollſt, wie Elerdon, etwas haben, das Dir in die Augen fällt, und Dir das Denken zurecht weiſt. Wie es hergeht vor Einem, wenn einem Nichts in die Augen fällt, das haſt Du oft genug im Traum erfahren. Man kann ſich da gar nicht heraushelfen, wie ſehr man auch im Traume meint, die Augen aufzuthun. Gehen ſie einem aber wirklich auf, ſo wird in einem Nu auch wieder alles in der Welt vernünftig.

Darum habe ich oft gedacht, wir möchten wohl unſern Verſtand nicht ſo ganz an uns ſelbſt haben; und ich denke es gern, wegen der guten Ausſichten für das Mehr bekommen, welche ich da finde, und wegen des Fingers, der mich zurecht weiſt, den ich ergreifen und mich daran halten kann. Höre nur, wie Elerdon einmal, da ich zu B — war, geträumt hat. Ich will Dirs von Wort zu Wort aus ſeinem Briefe abſchreiben.

„Was mir die vorige Nacht erſchienen iſt, liebe Amli, erräthſt Du nicht, und kein Menſch wirds errathen. Alſo laß Dir erzählen. Ich hatte mich zu Pferde geſetzt und war bey Dir in B —. Wir ſitzen froh und ruhig beyſammen; da kommt der Bediente mit einem Briefe. Nachrichten von Hauſe!

rufſt Du; erbrichſt mit Ungeduld das Siegel und lieſeſt. Gott im Himmel, Clerdon! ſagſt Du plötzlich; ich bin geſtern mit drey Kindern niedergekommen, zwey Knaben und einem Mädchen. — Das iſt unmöglich, gebe ich Dir zurück; Du biſt ja hier geweſen. Wohl! antworteſt Du; aber lies den Brief: Du kennſt Lenorens und Clärchens Hand; ſie ſchreibens beyde. Ich habe viel ausgeſtanden; aber ich befinde mich wohl, und meine Kinder leben. Ich ſehe den Brief an, werde überführt, laſſe in größter Eile ſatteln, um nach Hauſe zu jagen, damit die armen Kinder Ammen und Taufe bekommen.“

Sieh, liebe Herzige, ſo wunderlich kann es in der Welt zugehen, wenn man nicht in vollem Ernſte mit dabey iſt; ſondern nur davon ſich träumen läßt. Ach, Schweſterchen; und es gibt ſchlimme, ſchlimme Träume! — und man kann nicht glauben, während man träumt, daß es nur geträumt iſt. Verzeihe meine Anſpielungen, und komm nur zu uns, wo Dir die ſchlimmen Träume gewiß vergehen und die Augen offen bleiben ſollen.

Clerdon hat Dich wegen Allwill auf mich verwieſen: ich würde Dir ausführlich von ihm *erzählen.* Das iſt Neckerey von ihm. Er weiß, daß ich nicht ganz ſeiner Meinung über den Helden bin, und will aus Rachſucht mich in die Verlegenheit ſetzen, entweder Partey wider meinen *Herrn* zu ergreifen, und um den Ruhm meiner gränzenloſen Unterthänigkeit zu kommen, oder ein wenig zu heucheln. Wirklich habe ich in dieſer Verlegenheit Dir von Allwill nur obenhin geſchrieben, und ihn blos vorkommen laſſen, wo und wie er wirklich vorgekommen war. Das heißt Clerdon, ſich tückiſch aus dem Handel ziehen. Er ſagt: es ſey *unverantwortlich von mir, da mir die wahre große Andacht, die Allwill zu mir habe, bekannt ſey, daß ich ihn ſo für eben viel behandelte.* Gut denn! Ich will in mich gehen, und habe ſchon angefangen. — Zuerſt habe ich genau wiſſen wollen, wie alt der junge Mann ſey; denn Clerdon hat uns darüber in große Verwirrung gebracht. Dir hat er geſchrieben, Allwill ſey zwey und zwanzig — oder warens drey und zwanzig? — Jahre alt, und ich mußte ihn deswegen loben, weil er ihn hier gewöhnlich *kaum* zwanzig Jahre alt ſeyn läßt, und wir uns oft genöthigt ſehen, ihn noch darunter anzunehmen. Dieſen Nöthigungen ein Ende zu machen, habe ich mir eine Urkunde verſchafft, die ich bey Gelegenheiten vorzeigen werde, nach welcher Allwill heute unwiderſprechlich fünf und zwanzig Jahre, drey Monate und ſieben Tage alt wird. Begreifſt Du, warum Allwill nicht einerley Alter haben darf? Ich dächte, ſoviel Einerley dürfte doch wohl in ihm ſeyn, ohne daß es einem Langeweile machte. Es iſt gewiß eine ſchöne Sache um die Jugend; und da Allwill ſo vieles weiß, ſo vieles kann, große Anlagen ſo treflich entwickelt hat, und ſich die meiſte Zeit wirklich zum Bewundern gut ausnimmt, ſo iſt es eine Zierde mehr für ihn, daß er noch ſo jung iſt. Aber ich dächte doch, er wäre jung genug mit kaum fünf und zwanzig Jahren. Auch kommt das nie vor, daß er kaum zwey und zwanzig, oder gar noch nicht zwanzig Jahre alt iſt, wenn allein ſein Lob erſchallen ſoll; ſondern bey andern Vorfällen. Davon iſt Clerdon erſt recht warm für ihn geworden, daß er ihn ſo oft vertheidigen mußte, und die Vertheidigung von geſtern ſich mit der Vertheidigung, die morgen nöthig wurde, nicht vertragen wollte; mit der von übermorgen noch weniger, und ſo immer viele neue Künſte und größere Anſtrengungen nöthig wurden. Die Anſtrengung allein vermehrt ſchon den Eifer, habe ich oft von Clerdon gehört; alsdann der Eifer wieder die Anſtrengung: ſo macht man ſich eine Sache eigen — ſagt Clerdon — vergißt ſich ſelbſt und lebt nur in dieſer Sache; wird Eins mit dem Dinge, das man treibt —— Sylli, wenn die Liebhaberey an Allwill mir den Clerdon mit ruchlos machte? Fort, fort mit dem böſen Menſchen!

Habe ich das Eis gebrochen, Schweſterchen? Warte, es wird allmählig noch beſſer kommen. Umſonſt ſoll mich Clerdon nicht gehetzt haben. Immer tiefer will ich in mich gehen, bis er ſelbſt in ſich geht, oder wenigſtens das Hetzen läßt.

Dieſen Augenblick erhalte ich ein Billet aus Heimfeld. Die Mädchen haben einen Brief von Dir erhalten, den ſie mir aber nicht ſchicken, weil ſie den Nachmittag ſelbſt herein zu kommen denken, und gern dabey ſeyn wollen, wenn ich ihn leſe. Ich lobe mir das; denn nun kann ich mich doppelt auf die lieben guten Mädchen freuen. Soll ich nun dieſen Brief bis übermorgen liegen laſſen? Behüte der Himmel! Er ſoll dieſen Augenblick geſiegelt werden, und auf die Poſt.

XII.

Sylli an Lenore und Clärchen.

Den 14ten März.

Ich habe dreymal hintereinander nach C** geſchrieben; aber die arme Sylli muß nur wieder geſchwinde hinſitzen, und noch einmal nach C** oder Heimfeld ſchreiben, ſonſt hält ſies nicht aus. Es iſt ihr von neuem ſo traurig ums Herz; ihr Sehnen nach Euch hin iſt in ſo ſtarkem Schwunge, daß ſie unmöglich ſich zur Ruhe bringen kann. — Dieſen Morgen, unterdeſſen Suſanna ſie anziehen half, kam eine Einladung . . . Antwort: „Meine Empfehlung; ich würde aufwarten gegen Abend." — Und nun ſeufzte die arme Sylli, und konnte ſich nicht enthalten zu Suſanna zu ſagen: „Wer nur fliegen könnte! Ich wüßte „wohl wohin ich auf Beſuch flöge." Die hölzerne Suſanna hatte nichts hierauf zu antworten. Das Mädchen iſt mir ein allzu unbehülfliches Geſchöpf. Auf Empfindung bey ihr machte ich gern keine Anſprüche; aber auch nicht einmal ſo viel Phantaſie, ſo viel Glaube, daß ſie an mich und Euch auf irgend eine Art zu hangen käme. — Doch iſt es keine Gliederpuppe! denke ich wohl einmal, und verſuche neuerdings, dies oder jenes bey ihr anzubringen; aber da kommt ſie mir ein wie allemal entgegen mit ihrer Seele, eben ſo hölzern, wie mit der vorgereckten Bruſt ihres Leibes. Auch wenn ſie wohl von ſelbſt des Herrn Regierungs-Raths oder der Frau Regierungs-Räthin erwähnt, welche ſie gekannt zu haben die Gnade gehabt hat; ſo hat ſie dabey ein ſo unlebendiges Ausſehen, wie die Toilettſchachteln, neben denen ſie ſteht, mir die Nadeln daraus zu reichen . . . Seht, Kinder! ſo gehts mir.

Die vergangene Woche war wegen meines böſen Rechtshandels ein Vergleich im Vorſchlage. Ich mußte bey dieſer Gelegenheit allerhand widrige Leute ſehen; hauptſächlich denn auch den grundſchlechten Gierigſtein. Der alte Unhold war mir lange nicht vor Augen gekommen; ich erſchrack vor ſeiner Geſtalt, die ſeitdem noch um vieles widriger geworden iſt. Denkt nur, der Menſch machte mir Vorwürfe, und zuletzt, nach einigem hin und wieder reden, fing er gar an zu weinen. Ach! daß Augen wie die ſeinigen — daß alle Augen Thränen haben! Einem Gierigſtein, wenn er weinen wollte, müßte, ſtatt der Thränen, etwas aus den Augen kommen, was man wie Staubflocken von ſich abſchütteln könnte; denn Thränen rühren einen doch immer, betrügen einen. – An dieſem Gierigſtein iſt es mir zum Schrecken aufgefallen, was für eine Geſtalt zum Vorſchein kommt, wenn einem verkehrten Menſchen das Alter die Maske wegdorret, Fleiſch und Farbe ſeine Züge nicht mehr verſtecken. Da zeigt ſich die abgehärtete Nerve. Erſtarrt im Häßlichen liegt ſie da zur gräßlichen Schau: da bebt der nackende Mund, der kalte, unholde; da zittert das trübe Auge, deſſen Blick, nicht mehr lenkſam, harren muß im Ausdruck des Argen; da ſchlappt, odemleer, die Naſe, verkündiget Stadt-Neuigkeiten, Skandale, und weiter nichts; da ſenkt ſich die kraftloſe Stirne, auf welche Furchtſamkeit und Mißtrauen die Hauptrunzeln geprägt haben. — Es iſt ein peinlicher Anblick, ein wahres Höllenbild, ſo ein ganz verkommener Menſch, der nun offenbar heillos in die Erde hinunter ſtarrt! — Meine Mutter, die ſüße, liebe, o, wie war die ſo ſchön durch ihre ſchöne Seele! — Sie verſchwand wie ein Engel. Nie werde ich das himmliſche Bild vergeſſen; werde es noch oft wieder anfriſchen mit Thränen, mit Freudenthränen über die liebe Mutter, daß ſie ſo war, und daß ſie ſo ausſah.

Ich möchte wiſſen was Ihr heute treibt. Beyſammen ſeyd Ihr gewiß, denn es iſt Sonntag; aber was für eine Art Wehüeben Ihr mit einander habt, wie und wohin Ihr Euch mit einander weidet, darauf ſinn ich. Iſt Amalia die Herführerin, dann gehts wohl nach der Faſanerie, und Ihr bekommt Gebackenes, Milch und Muſik; iſt aber Clerdon an der Spitze, dann geht es in den Wald, oder über die Felder längs der Donau, und Ihr holt Euch Hunger und Durſt. — Und Euer eigenes Geſchäft dabey, Ihr zwey loſen Mädchen? Was wohl unter Euren Schalksaugen ſich für Glück und Unglück zuträgt? ... Daß nur von Eduard keine Frage ſey! An dieſem Eduard in Eurer Mitte kann ich unmöglich Behagen finden; und ich ſehe aus einem Briefe, den ich geſtern von Clerdon (*) erhielt, und der gröſtentheils von Allwill handelt, wie ſehr dieſer unter Euch gelitten iſt. Was ich von ihm erfahre, was mir auch mein Bruder (**) von ihm meldet, der doch gewaltig auf ihn hält,

---

(*) S. den Vten Brief.

(**) Clemens von Wallberg.

macht mich zittern für Unheil. Der unbändige Menſch mag wohl dabey ein wackerer Junge ſeyn, und es mit andern gewöhnlich beſſer meinen, als mit ſich ſelbſt: aber dadurch wird er nur gefährlicher; das gibt ihm die offene, unſchuldige Miene, wogegen kein Rath iſt, worauf man ihm die Hand von ferne reicht, ſich ihm anſchlingt, und Gemeinſchaft mit ihm macht. Erſt hintennach wird man gewahr, was er für unſichere Straßen wandelt, wie verwegen er im Handel iſt, wie wohlfeil er ſeine Haut bietet, und folglich die ſeines Genoſſen mit .... Nun ein Mädchen, das ſeines Weges käme — dieſem auszuweichen — wie wäre es möglich? So ward unſere Luzie hingewagt, ſo ging uns das ſüße Geſchöpf verloren; denn ſie ſtirbt, Kinder, und ihr Tod iſt dieſer Allwill?

Nie war der Holden ein Jüngling erſchienen wie Allwill — ſo voll Geiſt und edlen Strebens, und zugleich ſo an ſich haltend, ſo ſinnig und umſichtig. Keine Tugend, keine Liebenswürdigkeit, die ſich nicht in ihm abſpiegelte, wie Sonn im Meere. Und das ſo ganz aus nackender Eigenſchaft ſeiner Natur! Jede Vortrefflichkeit faſt überſchätzend im Andern, ſchien er beſcheiden und war es auch wohl, in ſeinem aufrichtigen Entzücken, ſogar bis zur Schüchternheit; er wollte nur ſich nähern dürfen, nur gelitten ſeyn in dieſer Nähe. Dieſe Einfalt bey ſo viel Vorzügen, bey dem ſchönſten Jugendglanze, rührte, bezauberte. Unſerer Erzie — dies alles vor Augen! . . . O, ich ſehe den Engel — ſtill und unbemerkt in der Ferne ſchweben — beten für den ſeltnen Jüngling — Entzündet nur in Freude, in reiner Engels-Freude über den Edlen! . . . Und dennoch war es Gift! . . . Kinder! wenn es Euch nur hiebey ſchaudern könnte, wie es mich ſchaudert! . . .

Thöricht! Es kann Euch ſo dabey nicht ſchaudern. Aber wie rette ich Euch? Clerdon, Amalia, hütet mir die zwey lieben Geſchöpfe!

Es ſoll unerhört ſeyn, daß dieſem Eduard je ein Anſchlag mißlungen wäre. Er wagt ſein Alles an die Erreichung jedes Zwecks. Wer ihm abgewönne, gewönne ihm nie weniger als ſein Leben ab. Clemens nennt ihn einen Beſeſſenen, dem es faſt in keinem Falle geſtattet ſey, willkührlich zu handeln. — Ein furchtbarer Charakter! — Und wie täuſchend da, wo er das Schöne und Gute ſich aus Luſt zu eigen macht! — O, hütet euch! O, flieht! — Du Lenore beſonders; du mit dem zarten durchdringlichen Sinn! — Glaube mir, Beſte! Liebe macht uns Weiber immer unglücklich. Die Männer verdienen ſo wenig das Opfer unſeres Daſeyns, daß ſie nicht einmal anzunehmen wiſſen, was wir ihnen geben. Das Glück ein ganzes Herz zu beſitzen — wie ſollten ſie das ſchätzen können, da ihr Herz nie einen Augenblick ganz, nie ein Gefühl des Herzens bey ihnen lauter iſt? Keine Wonne, nicht die höchſte der Menſchheit, gilt ihnen ſo viel, daß ſie dieſelbe rein bewahrten. Keine Empfindung iſt ihnen in dem Grade lieb, daß ſie nicht durch ekelhafte Vermiſchungen ſie trübten, ihr Bild entweihten. Die Fülle des Köſtlichen — die ſchmecken ſie nie, haben ſie nie; darum kann ihnen nie genügen; darum ſind ſie — ohnmächtig zur Liebe. Wir Arme merken das nicht gleich; wir glauben wohl gar eine Zeitlang ſtärker geliebt zu ſeyn, als wir ſelbſt lieben. Aber, o wie bald offenbart ſich das anders! — Da ſtehen wir dann dem Geliebten gegen über, und fühlen durch unſer ganzes Weſen: — Dein! — fühlen durch unſer ganzes Weſen: — nicht Mein! . . . Wenn Du das Gräßliche — die unausſprechliche Schmach des Gefühls ahnden könnteſt: — ich —

Dein! Du — nicht Mein! — — Verloren zu ſeyn, ganz verloren an einen andern . . . Unſer eigenes Selbſt entflohen aus uns — entflohen aus Ihm . . . Gar kein Daſeyn mehr! Man iſt verſchwunden unter den Lebendigen; getilget mit Schande aus ihrer Zahl — Elend ohne Maß, ohne Namen! . . .

XIII.

Lenore an Sylli.

Heimfeld, den 22ten März.

Du weißt von Amalia, daß wir Deinen Brief erhalten haben, und mit dem Briefe zu ihr kommen wollten. Uns hatte dieſer Brief traurig gemacht, und ich weiß nicht in was für eine Bangigkeit verſetzt, die wir uns ſelbſt nicht zu erklären wußten, und wovon wir ganz mißmüthig waren. Amli ſchalt uns darüber, erzählte uns was Sie Dir geſchrieben hätte, hieß uns gutes Muths ſeyn, und flößte uns eine ſolche Zuverſicht zu Deinem nahen Kommen ein, daß wir heiter, und, am Ende, lauter Freude mit ihr wurden. Da ſie uns wieder froh hatte, warnte ſie uns hinterher noch einmal: nicht, ſagte ſie, vor dem betrübt, ſondern vor dem trübe ſeyn.

Was Du von Allwill ſchreibſt, war ihr, wegen Clerdon, ſehr willkommen; ob es gleich, ſagte ſie, im Guten wie im Böſen, etwas über die Schnur ginge. Aber deſto beſſer für meinen Gebrauch, ſetzte das loſe Weib hinzu. Clärchen und ich, wir ſollten ihr beym

Angriffe helfen; und es war drollicht, wie ſie uns die Verhaltungsbefehle darüber ertheilte. Ich ſchlug vor, wir wollten erſt Probe halten. Beyleibe nicht! ſagte Amli; wenns denn nicht ſo käme, wie wir probirt haben, ſo würden wir irre. So gings fort, und wir trieben ſonſt noch allerley, und waren eben in gewaltigem Lachen, als Clerdon ins Zimmer trat.

Du wirſt zanken, rief ihm Amli entgegen. Clärchen hats gethan; die ſtand, eh ichs mich verſehen konnte, auf dem Stuhl, und langte den Cäſarskopf von der Conſole herunter, um an ihm zu verſuchen, wie uns die Hauben da ſtehen würden. Es überlief mich kalt, da ſie hinauf langte; und ich habe gewaltig geſchrieen. Aber da der kahle Herr einmal glücklich auf der Commode ſtand, habe ich ihn auch für mich wegen einer Haube zu Rathe gezogen, und ihn auch um das Mäntelchen gefragt, das er noch anhat. Nein! ſagte Clerdon nur mit halbem Lachen; ſolche Schäckereyen müßt ihr nicht treiben. Du unnütze Cläre, wenn du mir den Kopf zerbrochen hätteſt, wie erholte ich mich an dir? Wollte ich deinen auch dagegen nehmen; ſo paßte er ja nicht zu den übrigen?

Cäſar mußte nun geſchwinde Haube und Mäntelchen zurückgeben, welches er im Leben wohl nicht gethan hätte; und Clerdon ſetzte ihn wieder an ſeine Stelle.

Die Mädchen haben einen Brief von Sylli, ſagte jetzt Amalia, und kamen ſo beklommen hierhin, daß ſie mich dauerten. Du mußt durchaus Rath ſchaffen, daß die Schweſter zu uns kommt; oder Ich ſchaffe Rath und ziehe nach C*; denn meine Sylli ſoll nicht umkommen ohne mich!

Es war ſchön, ſehr ſchön, liebe Sylli, wie Amalien hiebey die Thränen in den Augen ſtanden; und wie auf ihren Wangen und um ihren Mund, Zürnen, Lächeln und Bitten wechſelte und beyſammen war.

Du kennſt den Blick unſeres Clerdon, womit er wie zu Amalien hinüber langt, ſie anrührt; und wie ihr denn die Hand ſchon bebt, die er fodern wird, um Mund und Stirne darauf zu drücken, und die Augen wieder auszuruhn.

Da Clerdon den Brief geleſen hatte, ſtand er auf, ohne ein Wort zu ſagen, und ging mit übereinander geſchlagenen Armen im Zimmer auf und nieder, den Kopf bald tief geſenkt, bald in die Höhe gerichtet.

Clerdon! rief Amalia: wenn du auf Rath ſinnſt, ſo wird dir das morgen in der Frühe beſſer gelingen. Beſinne dich jetzt nur, und ſage uns, was Lenore wegen Allwill antworten ſoll.

Mir war ganz heiß; denn was eben vorgegangen war, und Clerdons finſteres Auf- und Abgehen, hatte mich wieder in die Wehmuth verſetzt, mit der ich von Heimfeld gekommen war. Ich lag in Gedanken vor Dir auf den Knieen, weinte und ſchluchzte in Deinem Schooß.

Aber wie ſchön hier Amalia den Gang der Unterredung leitete: ach, wenn ich Dir dies erzählen könnte! Beyde, Amalia und Clerdon, ſagten treffliche Dinge. Aber alles, was Amalia ſagte, war ſo ganz uns geſagt, ſo gut, ſo unvergeßlich und ſo wahr; und wie ſich das machte, und immer beſſer machte, überall von ſelbſt unter Ernſt und Scherz; wie auch Clärchen und ich unſer Wörtchen bequem einzumiſchen fanden, ſo daß wir bey dieſem Wörtchen das übrige noch beſſer behielten, und es hintennach uns eindringlicher machen konnten — Liebe! es läßt ſich nicht aufſchreiben. Aber ſey Du nur ruhig unſertwegen; ſo lange wir in Amaliens Nähe ſind, wird kein Böſes, wenn es uns auch berührte, uns etwas anhaben können.

Ich habe Clärchen in der Stadt gelaſſen, wo ſie bis Montag bleiben wird, um für Clerdon verſchiedenes abzuſchreiben, was er nicht in andere Hände geben mag; und mit ihm, wie er hinzuſetzte, zu überlegen und zu diſputiren. Das iſt nicht blos zum Lachen mit dem Diſputiren; beyde ſind beſtändig an einander, und wer anfängt, das iſt immer Cläre. Gewöhnlich mit einer Frage. Dann iſt ſie mit der Antwort nicht zufrieden, und fragt weiter; iſt wieder, und noch einmal, und immer weniger zufrieden: damit iſt der Streit im Gange, der ſchon mehr als einmal Zank geworden iſt. Clerdon ſagt ihr, ſie wäre von ſo ſchwerem Begriff und ſo eigenſinnig; daß er ſie für keinen Preis zu ſeiner Uebung miſſen möchte. Wir alle ſtehen uns ſehr wohl bey dieſem Unfrieden, und loben uns das Abſchreiben, aus dem er nach und nach entſtanden iſt. Du kennſt Clerdon, wie er jede Gefälligkeit, die man für ihn hat, einem gern zur Luſt macht, und keinen Ochſen, der da driſchet, mit verbundenem Maule ſehen kann. Dies hat die ſchlaue Cläre wohl benutzt, und ſich bald vom Geheimſchreiber zum wirklichen Beyſitzer empor geſchwungen. Natürlich mußten Amalia und ich bey dieſer Standeserhöhung mit befördert werden; und wir hätten es gewiß nicht zugelaſſen, daß es in unſeren Köpfen weniger kraus würde, als in Clärchens Köpfchen. Welche Luſt uns das ſchon gemacht hat, und wie ſchön wir unſern Clerdon oft damit um ſeine Zeit bringen, kann ich Dir nicht ſagen. Wir fürchten nur, Cläre wird uns am Ende wirklich zu gelehrt, und kann nicht mehr ſo recht mit ſpaßen. Denn das hat ſie ſchon an ſich, daß, wenn wir mit Clerdon wider ſie gemeine Sache machen, ihr das Achſelzucken ankommt. Schlagen wir uns hingegen zu ihr, ſo läßt ſie es gelten, und wir dürfen alsdann, mit ihrer Erlaubniß, zuweilen gar das große Wort führen.

Sage mir, liebe Sylli, was iſt die Glocke? Du denkſt gewiß, es ſey Mittag, weil ich ſo viel geſchrieben habe, und verweiſeſt mir, daß ich nun mit dem Ankleiden nicht zu rechter Zeit fertig ſeyn werde. Höre; da ſchlägt es ſieben! und ſieh die Sonne, wie ſie eben über das Eck meines lieben blauen Tiſches ſich herbey macht. Ein ſchreckliches Gepolter hatte mich gegen vier Uhr geweckt, und da mir das Wiedereinſchlummern nicht gelingen wollte, entſchloß ich mich kurz und gut zum Aufſtehen. Du biſt jetzt auch aufgeſtanden, und ich könnte Dich meinen Brief beym Frühſtücke leſen laſſen, wenn nicht die Entfernung den unglückſeligen Bund mit der Zeit hätte. Laß mir dieſe ungereimte Klage hingehen, damit ſie mir Weg mache, der Zeit und Entfernung zum Trotz, Dir meinen Brief zu Deinem heutigen Frühſtücke wenigſtens zu dediziren. Empfange den Morgengruß, den ich von meinem blauen Tiſche her, unter dem frohen Gezwitſcher einer Menge Vögel, die in unſeren Hecken und Obſtbäumen flattern und niſten, an Dich abfertige, und der ſich durch das alles hindurch recht friſch in einem Nu zu Dir hin begeben ſoll — Empfange ihn, und nimm ihn als eine Weiſſagung froher Tage in Dein Herz auf; laß ihn da gedeihen; ſprich zu ſeiner Weiſſagung: Es werde wahr!

Lenore.

XIV.

Beylage zu Lenorens Briefe.

Lenorens Brief kam zu ſpät, um noch geſtern Abend mit der Poſt abzugehen, und das war recht gut, ſage ich; denn nun kann ich Dir auch einen ſchönen Morgen bieten, einen ſo ſchönen als der von Lenore immer ſeyn mochte. Ich ſitze oben, in dem grünen Zimmer, und ſchaue über die Caſtanienallee weg, gerad aufs freye Feld. Am Himmel herum ſchwebt dünnes Gewölk, ſo ſchön bemahlt von der aufgehenden Sonne, daß es wohl ſchöner iſt, als ſie ſelbſt; aber doch bin ich auf der Lauer, und meine alle Augenblicke ſie hervorbrechen zu ſehen. Wie meinſt Du, daß es meinem Stumpfnäschen läßt, ſo hoch über die hohen Gipfel weg in die Sonne zu blicken, gleich dem majeſtätiſchen Donnervogel? Ich muß ſelbſt darüber lachen. Aergerlich iſt es aber doch, ein Geſichtchen zu haben, dem ſo etwas nicht läßt.

Liebe Sylli, ich ſchäme mich jetzt, neulich darüber gemurrt zu haben, daß wir ſo früh aufs Land ſollten: aber Du weißt, Heimfeld iſt eine Stunde weit von Clerdons Hauſe; und dann, wer hätte binnen unſern dreyfachen Mauern ſich einbilden können, daß drauſſen ſchon der Frühling wäre? Hecken und Sträuche grünen; und überall — aus der Erde herauf — von allen Zweigen herab — faßt es einen doch ſo lieblich, äugelt einen an, o, ſo herzig, wie ein Mutterauge den angeſchlungenen Säugling. Ich kann Dir nicht ſagen, wie es mir ans Herz greift — ſo nahe, Sylli, ſo nah und immer näher, daß mir bange iſt für meinen lieben May, wenn er kommt, ich möchte ihm wohl ein wenig untreu geworden ſeyn.

Vorgeſtern ſpazierten wir nach Sonnenuntergang längs den Ufern der Donau. Ich ſetzte mich hin und ſang: „Mädchen, laßt euch die Freude ſchmecken.“ Hinaufwärts den Strohm ſah es dunkel — dunkel und dunkeler; — und hell und heller hinab. So ſahen wir den Tag von dannen ziehn; und gerade über uns die Nacht, ihm an der Ferſe. Leiſe rauſchte, nah an mir vorbey, der herrliche Fluß, und ſpiegelte den Himmel ab mit ſeinem Abendroth und ſchönfarbigem Gewölk und mit ſeiner Nacht. Ich erinnerte mich Deiner, beſte Sylli, und ſegnete Deine Seele, mit der heitern Ruhe, welche rund um mich her über alles, und auch über mich ſich ergoß.

Beym Weggehen rief ich Dir, gute Nacht! Eben blickte der erſte Stern hervor, und ich warf Dir einen Kuß zu. Haſt Du ihn gefühlt?

Was ich beynah vergeſſen hätte! — Die verleumderiſchen Nachrichten von mir in Lenorens Briefe: wirſt Du ſie ungerügt laſſen? Einem Lamme, wie Dein Clärchen iſt, ſo mitzuſpielen! Aber beſtrafe ſie doch nicht zu hart, die arme Lenore; ſie meint es ſo böſe nicht im Grunde. Nur daß ſie Dir ſo verlügen darf, das iſt arg. Allein ſie betrügt ſich zuerſt, und beſchuldigt mich, die Nachgiebigkeit und Demuth ſelbſt, der Rechthaberey, aus bloßem Parteyeifer. Alſo ſagt ſie zwar das Ding das nicht iſt, aber man kann ihr nicht Schuld geben daß ſie lügt. Darum, liebſte Sylli: Gnade für Lenore!

Clärchen.

XV.

Cläre an Sylli.

Den 29ten März.

Liebe Sylli!

Du haſt jetzt ſchon Lenorens Brief vom 22ten mit meinem Nachſchreiben, und denkſt, ich bin wieder zu Heimfeld; aber ſieh, ich bin noch hier, und bleibe noch bis übermorgen. Unterdeſſen iſt es richtig geworden, daß jemand anders bald nicht mehr hier ſeyn wird, und ich habe Dir dies, als eine ſehr gute Nachricht, mit ſehr ſchwerem Herzen zu berichten. Clerdon hat den Auftrag, wovon Du weißt, daß er ihn ſich wünſchte, erhalten. Wir müſſen uns alſo freuen. Nun verreiſt er aber auf Gott weiß wie lange; und darüber können wir uns unmöglich freuen. Daß Du reiſeſt: Das hätte ſollen richtig werden! — Wird es denn nie?

Ach, Sylli! Warum hat allein die Seele Flügel! Und wie konnte ſie mit ihren Flügeln an den häßlichen Leim gerathen, der ihr das Gefieder ſo zuſammen klebte, daß an kein Loswerden in dieſer Zeit zu denken iſt? Dein guter Plato ſpricht zwar von einem Schrinnen und Jucken an der Stelle der Flügel, welches ein Zeichen des Losklebens ſeyn ſoll, und daß ſie nun bald ſich hervorthun werden. Aber ich glaube faſt, der gute Mann hat uns das nur zum Zeitvertreibe erzählt; denn, wenn es wahr wäre, wie lange hätten wir beyde, Du und ich, nicht ſchon andre als dieſe ärgerlichen Gänſefedern, womit wir ſo leidig zu einander kommen.

Oft, liebe Sylli, wenn ich mich im Andenken an Dich vertiefe, wandelt mich etwas an, wie ein Naheſeyn von Dir. Es fährt mir ein Schauer über das Geſicht, und noch einer, und mir wird, als könnte ich Dir gebieten, zu erſcheinen.

Wenigſtens ſo wird es einmal ſeyn, ſage ich mir dann zum Troſte, und zürne mit Clerdon, der, als Philoſoph, mir dieſen Troſt zu nehmen ſich verpflichtet fühlt, und mich durchaus überreden will, wir würden in alle Ewigkeit ſinnliche Weſen bleiben, folglich einen Körper haben müſſen. Ich will aber durchaus Hände und Füße nicht mit aus dieſer Welt nehmen, und ſchlage ſogar die Flügel aus, im Fall ſie mir an die Stelle geboten würden. Nichts von allem, was die gegenwärtige Einrichtung nur verbeſſern könnte, ſteht mir an. Denn geſetzt, es beſſerte ſich, nach Lavaters Vorſchlag, mit unſerer gabelförmigen Einrichtung dergeſtalt, daß ich mit Einem Schritte von einem Stern zum andern käme; ſo müßte ich doch ſchreiten, und hätte ja faſt eben ſo viel zu thun, wenn ich dieſſeits der Milchſtraße ſtünde, und Du ſtündeſt jenſeits, um zu Dir zu kommen, als wanderte ich von hier nach E**. So lange Streben und Erſtreben, Wollen und Vollbringen in gleichem Verhältniſſe, wie hier, auſſer einander bleiben, wird keine ſonderliche Seligkeit zu Stande kommen, wie groß auch der äuſſerliche Aufwand dazu ſey. Darum beſtehe ich darauf, es muß doch anders ſeyn, als die Herren, um ja nur zu bleiben wie ſie ſind, es haben wollen.

Zwiſchen Clerdon und mir iſt es dahin gekommen, daß wir über dieſen Punkt in offenbarer Feindſchaft leben; denn ich gebe für jenſeits der Erde meine ganze Sinnlichkeit auf, und ſtreite für meine ganze Sinnlichkeit dieſſeits, daß man ſie bey Ehren laſſe; Clerdon hingegen will die Sinnlichkeit hier um alle Ehre bringen, und dann doch zuletzt mit ihr gen

Himmel fahren. Ich bin ſchon einige mal recht böſe geworden, und Clerdon iſt auch böſe geworden. Er hat ein Buch von einem Engländer, *Berkeley*, vorn mit einem Kupferſtiche, worauf ein Kind vorgeſtellt iſt, das nach ſeiner Erſcheinung in einem Spiegel greift, und dieſe für ein *wirkliches Weſen* hält. Daneben ſitzt ein ehrwürdiger Philoſoph, der über den Irrthum des Kindes lacht; und darunter ſtehen lateiniſche Worte, welche dem Philoſophen, als dem Repräſentanten ſämmtlicher ungeneigten Leſer, bedeuten: *er lache über ſich ſelbſt*. Von dieſem Buche würden mir die Kinderſchuhe ausfallen, ſagte Clerdon. Da ſie aber nicht ausfielen, meinte er, er müſſe mich einmal in die Höhe heben und ſchütteln, ſo würde es ſich wohl geben. Allein es gab ſich durch ſein Nachhelfen nur noch weniger; denn ich fand: alles, was er vorbringe, laufe am Ende darauf hinaus, daß, weil wir nur *mit* den Augen ſähen, nur *mit* den Ohren hörten, wir auch nichts ſähen, *als* unſere eigenen Augen, und nichts hörten, *als* unſere eigenen Ohren. Das wollte er nicht Wort haben, und wurde böſe. Hernach drang er in mich, ihm zu ſagen, was ich denn *mit* meinen Augen und *mit* meinen Ohren *wei-*

ter ſähe und hörte, und trieb mich herum auf eine Weiſe, daß nun auch ich böſe wurde.

Er ſchilt mich eigenſinnig und bösartig, weil ich mich von der Vernunft, die er mir wie Ruggiero ſeinen Feinden das enthüllte glänzende Schild, beſtändig vorhält, nicht will blind machen laſſen. Aber ich kann nun einmal die Augen, die Nichts ſehen, die Ohren, die Nichts hören, und eine um lauter Nichts in alle Ewigkeit geſchäftige Vernunft, nicht dulden. Warum will er nicht, daß ich, was mir hier gegeben iſt, für echt und gut annehme, der Natur auf ihr ehrliches Geſicht glaube, und mich für dort auf etwas ganz neues freue; nicht blos auf ein Mehr von und zu Nichts. Da kämen wir, ſage ich ihm, ja immer aus einem Nichtsdahinter für uns, zu einem andern. Sprich, ob ich nicht Grund habe, und wohl thue mich für die Klügſte zu halten? Der Aerger, den wir uns einander machen, Clerdon und ich, iſt närriſch genug; denn ihm iſt es mit ſeinen Geſpenſtern, die nicht einmal als Geſpenſter etwas vorſtellen, ſo wenig ein rechter Ernſt, als es mir ein rechter Ernſt iſt, daß ich in jener Welt Dich nicht ſehen und nicht empfinden will. Ich ſoll nur der Bündigkeit der Schlußverkettung Gerechtigkeit widerfahren laſſen, womit er meine arme Vernunft gern gefangen nähme, und zu einem bloßen Spükeding für lauter Spükedinger machte; ſeine Kunſt ſoll ich nicht allein bewundern, ſondern mich auch daran erfreuen. Das will er dann und wann in vollem Ernſte, und dann werde ich allemal in vollem Ernſt auch böſe.

So ſtanden die Sachen bis geſtern Abend. Ich habe mich hingehen laſſen im Schreiben über dieſe Materie, weil ich von geſtern Abend noch ſo ganz voll war; und ſo will ich Dir denn auch noch erzählen, was ſich da zutrug.

Der Finanzrath von Eck und Bibliothekar Soder brachten den Abend bey uns zu. Beyde hatten ſchon mehr von dem Hader zwiſchen mir und Clerdon gehört, und fragten, wie es darum ſtünde. Auf Clerdons Antwort, dieſe Feindſchaft werde mit jedem Tage bitterer, konnte von Eck ſeine Begierde, einem Kampfe zwiſchen dem gewaltigen Clerdon und der gewaltigen Cläre einmal beyzuwohnen, nicht verbergen, und ich beſchloß, ſo von ganzem Herzen gut ich auch ſonſt dem Manne bin, daß er dieſe Luſt nicht haben ſollte. Clerdon hatte das Gegentheil beſchloſſen; das ſah ich auch, und es beſtärkte mich in meinem Vorſatze. Unglücklicher Weiſe gelang es ihm bey Amalien, daß ſie ihm half. Er erzählte auf die wunderlichſte Weiſe meine Behauptungen und Einwendungen; fragte dann Amalia, ob es nicht ſo ſey? worauf dieſe ihm entweder Recht gab, oder auf eine ſo boshafte Weiſe zu meinem Nachtheile ihn verbeſſerte, und mich erläuterte, daß es nicht auszuhalten war. Von mir war es ſehr albern, mich ſo fangen zu laſſen, da ich voraus ſehen konnte, daß bey dem entſchiedenen Vorhaben der unartigen Leute, mich einmal recht böſe zu ſehen, mein Einreden nichts helfen würde. Dennoch kam ich ganz erträglich davon; denn Amalia, ſobald ſie erreicht hatte, daß ich mich einließ, ſchlug ſich unvermerkt auf meine Seite, und half mir wacker, beſonders gegen die zwey Secundanten, die Clerdon nicht im Stiche laſſen durfte, und darüber oft einen harten Stand bekam. Der Muth, den mir das machte, hatte mich verführt, etwas zuviel zu wagen, und ich war in einer ziemlich argen Klemme, da die Thüre aufging, und wir Allwilln, mit einer Rolle Papier in der Hand, ins Zimmer treten ſahen. Clerdon rief ihn den Augenblick zum Richter auf, und, ohne die Amazoninnen zu fragen, ob ſie den Schiedsmann ſich wollten gefallen laſſen, erzählte er ihm den ganzen Streit; diesmal — ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen — ziemlich ehrlich. Allwill entſchied, ohne weiter zu fragen, für Amalien und mich. Darauf beſann ſich Clerdon, Allwill könne nicht Richter ſeyn, weil er überall den Damen geſchworen habe. Gut! ſagte Allwill; ich bin auch lieber geradezu Partey, und richte mit dem Schwert.

Clerdon ſollte ſich entſchließen, verlangte Allwill, entweder meine Beſchuldigung gelten zu laſſen: daß wir, nach ſeiner Philoſophie, mit unſern Ohren überall nur unſere eigenen Ohren hörten; mit unſeren Augen überall nur unſere eigenen Augen ſähen; und ſo hinter den Augen und Ohren, rückwärts, bis zum Mittelpunkte der Empfindung, überall nur Empfindungen empfänden; oder ſich deutlich über das erklären, was wir mit unſeren Augen nicht ſähen, mit unſeren Ohren nicht hörten, und zurück, bis zum Mittelpunkte der Empfindung, durch unſere Empfindung nicht empfänden, und welches nichts deſtoweniger Etwas, und zwar das eigentliche wahre Etwas wäre. Dieſes wahre eigentliche Etwas, Kraft deſſen und in Vergleichung mit welchem wir alles andere, als ein Nicht-Etwas erkennen, und zu erkennen allein im Stande ſind; müſſe er zu Tage bringen; oder wir ſprächen ihm die vernünftige Möglichkeit, einen ſolchen Unterſchied zwiſchen Etwas und Etwas zu machen, rein ab. Clerdons Forderung an uns, ihm zuvörderſt ins Klare zu ſetzen, was wir mit unſeren Augen und Ohren mehr als unſere eigenen Augen und Ohren ſähen und hörten, ſey wider alles Recht und alle Form, da er offenbar der angreifende Theil ſey, und uns in einem wohl hergebrachten Beſitze mit ſeinen Anmaßungen zu ſtören unternehme.

Wir bekennen, ſetzte Allwill hinzu, frey und ungedrungen, daß wir nicht begreifen, wie es zugehe, daß wir, vermöge einer bloßen Rührung und Bewegung unſerer Empfindungswerkzeuge, nicht allein empfinden, ſondern auch Etwas empfinden; etwas von uns ganz verſchiedenes gewahr werden, und wahrnehmen; daß wir am allerwenigſten begreifen, wie wir uns ſelbſt, und was zu unſerem inneren Zuſtande gehört, unterſcheiden und uns vorſtellen können, auf eine von aller Empfindung ganz verſchiedene Weiſe. Aber es däucht uns weit zuverläſſiger, uns hier auf einen urſprünglichen Inſtinkt, mit dem alle Erkenntniß der Wahrheit anfängt, zu berufen, als jenes Unbegreiflichen wegen zu behaupten: die Seele könne empfinden, und auf eine unendliche mannichfaltige Weiſe vorſtellen — nicht ſich ſelbſt, noch auch andere Dinge, ſondern ſolches einzig und allein, was weder ſie ſelbſt iſt, noch was andre Dinge ſind.

Ich wurde roth und blaß vor Freude, daß Allwill die Worte zu meinen Gedanken gefunden hatte. Hervor, Ruggiero, rief ich; hervor mit dem blinkenden Schilde, damit wir nicht ernſtlicher darauf beſtehen, daß das Nicht-Nichts zu Tage komme!

Zu meiner großen Verwunderung ſah ich Feind Clerdon, anſtatt böſe zu werden, lächeln, und auch in ſeinen Augen ſogar einen gewiſſen Glanz von Freude funkeln.

Keine Kriegsliſt wurde unverſucht gelaſſen, um Allwilln aus ſeiner Schanze zu locken; und hier war ihm ſeine Minerva, (ich meine mich) durch ihre Warnungen, nicht ohne Nutzen. Endlich mußte Clerdon, wenn er nicht mit Schimpf abziehen wollte, zum Ausrücken mit ſeinem Nicht-Nichts Anſtalt machen;

und da fing es an, ihm und ſeinen Alliirten erſt recht übel zu gehen. Jedes Wort, womit ſie ausrückten, wurde angehalten und entwafnet, indem Allwill zeigte, daß es den Sinn, den ſie ihm hier geben wollten, ihrem eigenen Syſtem zufolge, durchaus nicht haben könne, und, wo möglich, noch leerer ſey, als das klare baare Nicht-Nichts unvermittelt. Clerdon hatte Mühe nicht zu lachen, da ihm die Sprache immer enger und enger gemacht wurde, und er wohl voraus ſah, wie ihm zuletzt nur ein Hauch ohne Articulation übrig bleiben würde.

Univ. Bibl. München

Merken Sie ſich doch, mein Fräulein, ſagte Allwill zu mir, und bewundern Sie, wie uns dieſe Herren zum Beſten haben. Sie fußen, wie wir, auf einen urſprünglichen Inſtinkt, der uns gebietet, Weſen und Wahrheit, als das Erſte und Feſteſte, unmittelbar, vorauszuſetzen; der uns folglich auch von Wahrheit und Weſen, unmittelbar, eine Vorſtellung geben muß; denn Gott ſelbſt kann das Unmögliche nicht befehlen, und es iſt eine platte Unmöglichkeit, Etwas vorauszuſetzen, was auf keine Art und Weiſe in einer wirklichen Anſchauung gegeben iſt. Dieſes aber ſollen wir uns nicht einfallen laſſen, und noch weniger in Erwägung ziehen; damit wir nur ja vor der Niederträchtigkeit, uns zu einem blinden Gehorſam zu bequemen, recht geſichert ſeyen. Sie fragen trotzig: was ſo ein Inſtinkt für ſich aufzuweiſen habe? Und wenn wir in aller Demuth antworten: er habe nichts, als ſeine Gewalt und Erſtgeburt für ſich aufzuweiſen; ſo iſt ihnen das ein Gräuel.

Dennoch wollen ſie das Ding des Gräuels nicht ſo ganz verbannen, daß ſie ihm nicht einen Namen ließen; es ſoll ihm vielmehr, als dem allein wahrhaften Nicht-Nichts, die höchſte Ehre gebühren und öffentlich bezeugt werden. Dieſem Dienſte, ginge er auch, was nicht unmöglich iſt, von Herzen, müſſen wir uns widerwärtig zeigen, indem wir unſeren Verächtern die vollkommene Nichtigkeit ihrer Anſprüche, wenn ſie auf ein wahrhaftes weſentliches Etwas auch nur die entfernteſte Weiſung ertheilen zu können, ja nur ein verſtändliches Wort, es ſey für die Sache oder ihre Weiſung, zu haben ſich vermeſſen, unaufhörlich vor Augen ſtellen. Mit ihrem Nicht-Etwas, da es ſo durch und durch ein Nicht-Etwas ſeyn ſoll, läßt ſich, mit Fug und Recht, kein Doch-Et=

was verbinden, welches als ein Nicht=Nichts auch nur in Gedanken ſich zu zeigen fähig wäre.

Aller und jeder Weg dieſem oder einem ähnlichen Ausdrucke Bedeutung zu verſchaffen, iſt unſeren Widerſachern, vermöge des ſyſtematiſchen Zuſammenhangs ihrer Grundſätze, unwiderruflich abgeſchnitten. Ihr wahrer feſter Boden iſt ein ausgemachtes, allgegenwärtiges und ewiges Nichtsdahinter für den Menſchen. Wenn ſie dieſes anerkennen; hinfort nur ihre Gränze decken; ihre eigene Gränze nur immer feſter machen wollen: ſo, denke ich, können wir zu einem Frieden, ſelbſt zu einer Art von Bündniß mit ihnen uns verſtehen, und aus Feinden Freunde werden.

Wohl! ſagte ich; und bot Clerdon großmüthig die Hand, der mir ein: weg mit dem Frieden! zurück gab; höchſtens einen Waffenſtillſtand eingehen wollte: wie er verſicherte, aus bloßer Menſchlichkeit, damit die vielen Verwundeten auf unſerer Seite gepflegt, meine Todten begraben werden könnten.

Unterdeſſen war meine allerliebſte Heinungen mit ihrem treflichen Manne und der herzigen Albertine, die zum Nachteſſen gebeten waren, angekommen; und ſo machte ſich der Waffenſtillſtand ohne weitere Tractaten. Amalia, die ſchon früher einen Waffenſtillſtand wünſchte, hatte Allwilln die Rolle, womit er kam, aus der Hand genommen — es war eine Opernſcene von Majo — und ihn von Zeit zu Zeit mit Fragen über dieſe Scene unterbrochen, und ſich ungeduldiger geſtellt ſie zu hören, als ſie es wirklich war. Jetzt, damit der Streit nur ja nicht wieder anfinge, führte ſie die Heinungen gleich in den anſtoßenden Saal, und ſetzte Allwilln ans Clavier. Die andern Herren blieben bey ihren Diskurſen.

Allwill ſchlägt treflich das Clavier, und ſingt mit viel Geſchmack und Ausdruck, obgleich er keine ſonderliche Stimme hat. Wir alle waren von der neuen Scene ganz entzückt. Die Oper heißt Iphigenia; und die Anfangsworte des Recitativs ſind: Chi resister potria. Es iſt göttlich geſetzt, und die darauf folgende Arie: Ombra cara ch' intorno t' agiri, hat eine Fülle und Majeſtät, daß mich däuchte, ich wäre noch nie von Muſik ſo erſchüttert und hingeriſſen worden. Nachher bat die Heinungen, ich möchte die wunderſchöne Arie von Jomelli: Se cerca, se dice, ſingen. Der Enthuſiasmus, worin ich war, half mir, daß ich ſie vorzüglich gut heraus brachte. Allwill fragte, ob mir die viel ältere, ſehr einfache Compoſition eben dieſer Arie von Pergoleſe bekannt ſey. Ich hatte nie davon gehört. Er wußte ſie auswendig, ſetzte ſich ans Clavier, und trug ſie uns vor. Als muſikaliſches Kunſtwerk fiel dieſe Compoſition gegen die Jomelliſche gewaltig ab. Dagegen übertraf ſie dieſe, nach meinem Gefühl, in demſelben Maße an Richtigkeit des Ausdrucks, an Innigkeit und hoher Abſicht. Beſonders fand ich die Töne und ihre Bewegung zu den Worten: che abisso di pene . . ., ſo unübertreflich gewählt, daß jeder Verſuch, es beſſer zu machen, mißlingen müßte, und ſelbſt die heilige Cäcilia im Himmel, wenn ſie ſich dergleichen könnte einfallen laſſen, damit zu Hauſe bleiben ſollte. Allwill hatte große Freude an meinem Eifer, und plagte ſich nun, uns noch zwey andere Compoſitionen eben dieſer Arie von großen Meiſtern vorzutragen. Er brachte ſie heraus, und beyde machten uns ungemeine Freude; aber was ich von Pergoleſe geſagt hatte, dabey bliebs, mit Allwills vollkommener Beyſtimmung.

Ich weiß kaum etwas angenehmeres, als die Geſpräche, worin man zufällig beym Ausruhen am Clavier geräth; denn es iſt faſt unmöglich dann auf andere, als ſehr intereſſante Gegenſtände zu gerathen, und für ihre Behandlung in einer beſſeren Stimmung zu ſeyn. Alles legt ſich, wie von ſelbſt, auseinander und wieder zurecht — — —

Da höre ich Clerdons Wagen in den Hof rollen! Nun wird man gleich zu Tiſche rufen. Heute Abend, es komme was will, ſchreibe ich meinen Brief zu Ende.

Abends um 10. Uhr.

Clerdon und Amalia, die Armen, ſind auf einem großen Schmauſe bey dem Präſidenten von S*. Ohne viele Mühe erhielt ich die Erlaubniß, zu Hauſe bey den Kindern zu bleiben. Dieſe ſind nun zu Bette, und ich will eilen, damit auch ich nach gethaner Arbeit ruhen könne. Gewiß hatte Sancho Panſa ſo unrecht nicht, daß er ſich den als einen großen Mann lobte, der das Schlafen erfunden hätte.

Ich fange gerade zu wieder an wo ich abgebrochen hatte. Wir ſitzen bey dem Clavier; Allwill davor, ich daneben, und dicht an mir Albertine, die ſich um meinen Arm geſchlungen hatte. Amalia war mit der Heinungen nach dem Canape gegangen.

Ich weiß nicht, ſagte Allwill, indem er ſich gegen mich wendete, und, melodramatiſch, noch einige Accorde griff, — ob ich es Ihnen entdecken oder verſchweigen ſoll? . . .

Nun that er noch einige lebhafte Griffe auf dem Claviere, als wenn er, feſtgehalten von den Saiten, ſich losreiſſen müßte; rückte darauf ſeinen Stuhl ein wenig auf die Seite, legte die Hände zuſammen, und fuhr fort.

Helfen Sie mir zurecht! Ich will es gern.

Das iſt mir geſchehen unter dem Singen und Spielen, daß mir unſere gute Sache wider Onkel Clerdon verdächtig wurde, und es mir ſchwer aufs Herz fiel; daß ich vielleicht zum Feinde übergehen, und das wackere Cuſinchen im Stiche laſſen müßte.

Rufen Sie ſich die verſchiedenen Namen, welche wir dem, was wir hörten, gaben, ins Gedächtniß zurück; wir nannten es ſchön, rührend, erhaben, majeſtätiſch, himmliſch, göttlich; und keiner von uns meinte damit wohl etwas, was ſich von den Saiten des Inſtruments ablöſte, und ihm vor den Ohren klänge, ſondern die Empfindungen in ſeiner eigenen Bruſt; Empfindungen, welche nicht durch jedes Ohr in jede Bruſt mit denſelben Tönen kommen; die wir alſo ſelbſt erzeugten, und die in keinem ganz dieſelben waren. Hierüber werden wir ohngefähr einig ſeyn.

Aber nun, was die Töne ſelbſt, als bloße Töne, angeht!

Clavier und Stimme hörten wir wirklich. Dazu kamen, in der Vorſtellung, die Flauten, Geigen und Hörner, welche wir in der Partitur laſen; und Ihnen brauche ich nicht zu ſagen, welche Wirkung dieſe Begleitung auf unſere Einbildungskraft machte. Nehmen Sie für einen Augenblick an, alle dieſe Inſtrumente wären gegenwärtig geweſen; und hernach denken Sie das menſchliche Ohr ſich weg: was bleibt? — Nichts, als eine ſo oder anders erſchütterte Luft; kein Flauten- Hörner- Geigen- oder Clavier-Ton. Alle dieſe verſchiedenen Töne ſind allein in Ihrem Ohr; und ihre mannichfaltigen Erſcheinungen löſen ſich in ein reines Vermögen zu hören, als ihre erſte Quelle, den Grund ihrer Möglichkeit, auf. Wir werden alſo durchs Gehör, wenn wir etwas anders, als das bloße Hören ſelbſt, dadurch gewahr werden, ein bloßes Nicht-Nichts gewahr; denn der Ton iſt offenbar ganz und allein in uns, und bezeichnet nur eine Modification unſeres reinen Vermögens zu hören, zu welchem Etwas, ein Nicht-Nichts hinzukommt. So entſteht ein Hörender und ein Gehörtes, die beyde übrigens in unſerer Vorſtellung ein bloßes Nicht-Nichts ſind. Verfolgen Sie dieſe Betrachtungen, und ſagen Sie mir, ob wir nicht dem Onkel, wenn er ſich gehörig damit bewafnete, würden unterliegen müſſen?

Wenn Sie, antwortete ich, unter dem Worte gehörig nicht etwas noch ganz beſonderes verſtehen, ſo hat Clerdon in dieſer Rüſtung ſchon vor mir, und auch vor Ihnen geſtanden; und ich kann nicht finden, wo das Eigene darin iſt, welches Ihnen ſo plötzlich allen Muth zu Ihren kurz zuvor noch mit Glück verſuchten Waffen benommen hat. Was Sie von den verſchiedenen Inſtrumenten in Beziehung auf das reine Hören ſagten; eben das läßt ſich von den verſchiedenen Sinnen in Beziehung auf den gemeinſchaftlichen inneren Sinn behaupten; ſo, daß, wie allem wirklichen Sehen ein reines Sehen von Nichts; allem wirklichen Hören ein reines Hören von Nichts u. ſ. w. zum Grunde läge: allem Empfinden überhaupt auch ein reines Empfinden von Nichts zum Grunde liegen müßte, und es ſich am Ende zeigen würde, daß die Wurzel, die tiefſte eigentlichſte Wurzel des Lebens, ein bloßer leerer Raum der Empfindung, ein Bewußtſeyn ohne Bewußtſeyn, ein reines Vermögen zu leben, von und zu Nichts wäre.

Allwill lächelte. Ich erzählte ihm jetzt noch von einem ungedruckten Aufſatze, den ich einmal für Clerdon abgeſchrieben, und wovon ich, mit ſeiner Bewilligung, auch für mich eine Abſchrift genommen hätte. Aus dieſem Aufſatze führte ich ihm folgende Stellen, die ich auswendig wußte, an.

„Unſere Vernunft iſt jenem blinden Thebaniſchen Wahrſager, Tireſias, ähnlich, dem ſeine Tochter, Manto, den Flug der Vögel beſchrieb: er prophezeyte aus ihren Nachrichten.

„ . . . . Unſere Gedanken ſind nichts als Fragmente. Unſer Wiſſen iſt Stückwerk. Die ſichtbare Welt muß dem zum Himmel erſchaffenen Geiſte eine Wüſte ſcheinen, ähnlich jener Wüſte, worin ſich für Tauſende, welche der Hunger verzehrte, nur fünf Brote und zwey Fiſche fanden. Aber die Brote, die uns Gott aufträgt, mögen noch ſo kümmerlich ausſehen, die Fiſche noch ſo klein ſeyn; ſie ſind geſegnet: wir mit ihnen ſind geſegnet von einem allmächtigen, wunderthätigen, geheimnißvollen Gott.

„.... Iſt es nicht unſer Geiſt ſelbſt, der über ſeine Entfernung vom Wahren und Weſentlichen klagt; durch dieſe Klage ſeinen hohen Urſprung verräth; ſelbſt ein Zeichen davon gibt, dadurch, daß er ſich als einen *Schöpfer* über die ſinnlichen Eindrücke erhebt, daß er ſie fruchtbar macht, ſie zu einem Gerüſte fügt und baut, um den Himmel zu erſteigen, oder — ſich Götzen ſchafft, für die er Ziegel brennt und Stoppeln zuſammenſucht.

„.... Jene philoſophiſche Neugierde, die ſich über Daſeyn und Urſprung des Unvollkommenen, Nichtigen und Böſen beunruhiget und wundert: ſollte ſie nicht für ein dunkles Bewußtſeyn des göttlichen Ebenbildes in unſerer Vernunft gehalten werden dürfen? .... *Niemand iſt gut, als der Einige Gott!* Anſtatt alſo zu fragen: wo kommt das Unvollkommene, Nichtige und Böſe her? ſollten wir die Frage vielmehr umkehren, und uns wundern, daß endliche Geſchöpfe fähig ſind, nach Wahrheit zu fragen, das Gute ſich ſelbſt zu gebieten, und auf Glückſeligkeit Anſpruch zu machen?

„Alle Erſcheinungen der Natur ſind Träume, Geſichte, Räthſel, die ihre Bedeutung, ihren geheimen Sinn haben. Das Buch der Natur und der Geſchichte ſind nichts als Schiffern, verborgene Zeichen, die einen Schlüſſel fodern, welchen auch diejenigen, die eine Offenbarung glauben, zu derſelben Auslegung bedürfen, und welcher ſelbſt die Abſicht, die einzige Abſicht einer Offenbarung, und der Beweis ihrer Eingebung ſeyn könnte“ (*).

Allwills ſtille Aufmerkſamkeit, ſeine ganze Geberde, die den Ausdruck hatte, als möchte er ſich gern verbergen, um mein Gedächtniß nicht zu ſtören; die einzelnen Worte, womit er die kleinen Pauſen, wenn ich mich von einer Stelle zur andern beſann, ausfüllte: das alles war ſehr gut. Am beſten war ſein Au-

---

(*) Der Herausgeber iſt im Beſitze der Handſchrift, woraus dieſe Stellen gezogen ſind. Sie iſt überſchrieben: London, den 16ten May 1758. Ein Fragment von anderthalb Bogen, voll Lücken, von Johann Georg Hamann.

ge, aus dem ſich eine Heiterkeit ergoß, die ſein Geſicht überall wie durchſichtig machte, und eine wirklich ſchöne, ich möchte ſagen fromme Seele, die ſich nicht verbergen konnte, ſehen ließ; — „an eye full of gentle salutations and soft responses.“ — Es war aber nicht gut, daß er zuletzt mit ſeinen beyden Händen plötzlich meine Hand ergriff, und mit einer Lebhaftigkeit ſie küßte, daß ich davon erſchrack, und mich die Furcht anwandelte, ich möchte blaß geworden ſeyn, und nun ſähe das Allwill. Aber er hat nichts geſehen; dafür ſtehe ich Dir.

Das iſt es, ſagte er, daß der Urheber der Welt nur nach ſeinem Bilde ſchaffen konnte, und jedem Weſen ſo viel Wahrheit geben mußte, als er ihm Leben ertheilte.

Wir ſcheinen ein Hauch, oft nur der Schatten eines Hauches zu ſeyn; oder wie ein alter Dichter ſich ausdrückte: eines Schattens Traum. Aber ein Weſen, das nichts als Schatten; ein Weſen, das lauter Traum wäre, iſt ein Unding. Wir ſind, wir leben, und es iſt unmöglich, daß es eine Art des Lebens und des Daſeyns gebe, die nicht eine Art des Lebens und Daſeyns des höchſten Weſens ſelbſt wäre. Töne, Farben, und was alles wir noch ſonſt, als bloßes Sinnenſpiel und weſenloſe Täuſchungen betrachten mögen, wird einmal als Anſchauung des Wahren aus einem größeren Zuſammenhange neu hervorgehen, und den Grund des Mißverſtandes uns erkennen laſſen, der uns ſo unſäglich geneigt machte, in das Buch der Natur einen beſſeren Sinn immer nur hinein radieren zu wollen (*). —

Wir wurden durch die Botſchaft: das Nachteſſen ſey aufgetragen, unterbrochen. Allwill fragte mich noch beym Aufſtehen vom Clavier: ob ich mit Plato bekannt ſey? — Weiter nicht, ſagte ich, als durch das, was Clerdon uns von Zeit zu Zeit daraus erzählt hätte. So wüßte ich, z. B. daß die Seele urſprünglich befiedert geweſen wäre, und wieder könnte „befiedert werden — „Mit dem Geſpräche, worin „dies vorkommt, ſind Sie nicht näher bekannt?“ — „Nein! — „Auch nicht mit dem Jon?“ — Nein! — „Mit Theages?“ — Nein!

Allwill ſuchte, wie er beym Nachteſſen neben

(*) Dieſe letzten Worte ſcheinen auf eine Stelle des Triſtram Shandy, Th. III. S. 37. anzuſpielen.

mich zu ſitzen käme. Das mißlang, und ich ſah es gern mißlingen. Warum ich es gern mißlingen ſah? — Aus mehreren Urſachen, liebe Sylli! Aber ich will Dir nur gleich die ſchlimmſte offenherzig beichten, damit Du nicht glaubſt, ich wollte Dir, oder gar mir ſelbſt etwas verheimlichen. Ja, beſte Sylli, ich war Allwilln an dieſem Abend ſehr gut geworden; ganz anders gut, als ich es bis dahin geweſen war: und das hätte mich auch weiter nicht geſtört, wenn ich nicht ſo wunderlich erſchrocken wäre, da er mir die Hand küßte. Von dem Augenblicke an war ich verlegen, und ärgerte mich, daß ich es war. Das ſollte wohl vergehen, dachte ich, wenn wir nur erſt vom Claviere weg, und wieder zu der übrigen Geſellſchaft kämen; und das hätte gewiß auch nicht gefehlt, wäre nicht Allwills ſichtbare Begierde, bey Tiſche neben mir zu ſitzen, dazwiſchen gekommen. Mir wurde bange, alle ſähen es; und konnte doch nicht dawider, daß es mich freute. Alſo neuer Aerger, und noch mehr neue Verlegenheit. — Wenn Dir das Angſt macht, liebe Sylli, ſo kann ich nicht dafür. Und ich muß Dir noch mehr entdecken: dieſes nehmlich, daß ich mir unmöglich verſtellen kann, und es auch nicht will, daß es mit Allwill ſo arg ſey, als Du es machſt. Was ſoll denn einen Menſchen gut machen, wenn nicht das, was Allwill in ſo reichem Maße in ſich trägt? Des Guten und Schönen in ihm iſt zu viel, als daß es nicht dem Böſen Meiſter werden ſollte. Wenn auch, wie Du verſicherſt, zugleich etwas ruchloſes in ihm iſt, ſo iſt es ihm angethan; es iſt nicht ſein Eigenes; und niemand wird froher ſeyn, als er ſelbſt, dieſen böſen Gaſt los zu werden. Um anders zu denken, müßte ich nicht dem armen Allwill allein; ich müßte der menſchlichen Natur gram werden; und welche Freude könnte ich dann noch am Leben haben? Der bloße Gedanke ſchlägt mich nieder, und macht mich wehmüthig — — — Gute Nacht, Sylli! Gute Nacht, Du Liebe, liebe, liebe!

Den 30ten März.

Ich war heute, nach dem Frühſtücke, wieder herauf in mein Zimmer gegangen, um, was ich geſtern Abend geſchrieben hatte, zu überleſen, und dann meinen Brief zu ſiegeln, als gleich darauf Clerdon und Amalia mir nachgeſprungen kamen; jener mit einem offenen Briefe in der Hand, den er mir vorhielt; dieſe, mit dem noch gefaltenen Einſchluſſe. Es waren Deine Briefe vom 18ten und 20ten. In demſelben Augenblicke ſtanden wir auch ſchon dicht beyſammen, um mit einander zuerſt den Brief an Clerdon zu leſen. Da fielen mir, als wären ſie mit anderer Dinte geſchrieben, gleich die Worte in die Augen: „*Clärchen traf eine Saite, die bebte lange!*“ — Du kannſt Dir vorſtellen, wie das auf mich zurück wirkte. Und was nun folgte; und weiter, weiter bis ans Ende. Mir däuchte, ich wäre in meinem Leben ſo nicht erſchüttert worden. Und doch ergriff mich der melancholiſche Geſang in dem Briefe an Amalia noch mehr. Daſſelbe wiederfuhr Amalien und auch Clerdon.

Ach, die liebe *Meli!* . . . Du hätteſt ſie ſehen, ſie hören ſollen! Wie ich da wieder fühlte, daß ich neben ihr doch ſo gar Nichts bin. In allem iſt ſie ſo *ganz*, mit Sinnen, Herz und Geiſt; und *herrſcht* wieder über alles, *man weiß nicht durch welche Kraft*. Mir konnte Gott kein größeres Zeichen geben, als ich eins an dieſem wunderbaren Weibe habe.

Und nun begreife, warum mein Brief ſo zerknittert ausſieht. Nachdem wir Deine Briefe geleſen hatten, und während wir darüber ſprachen, ſchien es mir unerträglich, mein Geſchreibe an Dich abzuſchicken. Es überkam mich ein ſolcher Ekel und Verdruß an dem Geſchwätze, daß ich die Bogen, die gerade auf dem Tiſche lagen, zuſammenknüllte, um ſie hernach ins Feuer zu werfen. Clerdon riß ſie mir aus der Hand, und hat mich über Tiſche, nicht blos beredet, ſondern mir durch Amalia befehlen laſſen, ſie Dir zu ſchicken.

Kurz vor Tiſche kam ein Brief an mich von Allwill, der mich verlegen macht. Amalia iſt daran, ihn abzuſchreiben, damit ich ihn beylege. Sie und Clerdon wünſchen es. Du wirſt fragen, was Clerdon zu dem Briefe geſagt habe? Er lächelte beym Leſen mit einer etwas bedenklichen Miene, und ſagte hernach: „Da müſſen wir doch zuſehen. Cuſinchen, nimm Dich in Acht!“ — Ja wohl; Cuſinchen, nimm Dich in Acht! Nicht wahr?

Amalia läßt Dir, unter tauſend Grüßen, ſagen, was Du jetzt gewiß ſchon weißt, daß ſie Dir den 20ſten geſchrieben hat.

XVI.

Allwill an Cläre.

Den 30ten März.

Verzeihen Sie, meine liebenswürdige Cuſine — zuerſt dieſe etwas vertraulichere Anrede, wegen der mich Clerdon, den ich Onkel nennen darf, entſchuldigen mag; — verzeihen Sie, holde Cläre, wenn ich Ihnen bringe, was Sie nicht gefodert haben. Es iſt der Verſuch eines Schülers, der von ſeinem Meiſter gern erfahren möchte, ob er ihn genug verſtanden hat, und der, von Schüchternheit und Eitelkeit in gleichem Maße geängſtigt, gern einen Dritten ins Spiel bringt, mit dem er ſich decken, oder hinter den er ſich verbergen könne.

Sokrates, der Jugendfreund, ſoll mich vertreten; ſoll mich unter ſeine Flügel nehmen.

Zu dieſem kam ein Jüngling, mit Namen Theages, glühend von Begierde, in ſeinem Umgange Weisheit zu lernen.

Um ihn zu prüfen, that der Mann mit dem Genius ſeinem Verlangen Widerſtand. Er rieth ihm, ſich an einen unter den vielen berühmten Männern zu wenden, welche den Vortheil in ihrer eigenen Gewalt hätten, womit ſie andern Menſchen fortzuhelfen wüßten; und nicht wie er einem Genius, ohne den er nichts vermöchte, unterthan wären.

Des Sokrates Widerſtand machte den Jüngling traurig. Du ſieheſt, ſagte er zu ſeinem Vater Demodokus, in deſſen Begleitung er gekommen war, und der für ihn das Wort führte: Sokrates ſpottet unſer indem er alſo redet, und hat nur nicht Luſt ſich mit mir einzulaſſen; denn ich kenne ja verſchiedene unter meinen Altersgenoſſen und etwas älteren, die ehe ſie mit ihm umgingen, nichts werth waren; nachdem ſie aber ſich zu ihm gegeben, zeigen ſie ſich in kurzer Zeit beſſer als alle, hinter denen ſie vorher zurück ſtanden.

Dieſes läugnete Sokrates nicht, ſondern verſicherte nur, es dürfe ihm, ſeiner Kunſt und gutem Willen dieſer glückliche Erfolg nicht beygemeſſen werden. Er ſelbſt habe bey einem dieſer Jünglinge, der ein Enkel des Ariſtides geweſen, ſich erkundigt, wie es zugegangen ſey, daß er ſo großen Vortheil aus ſeinem Umgange gezogen, da er ihn doch nie etwas gelehrt habe, und darauf folgende Antwort erhalten: „Gelernt habe ich nie etwas von dir, o Sokrates, wie „du ſelbſt weißt; aber ich machte Fortſchritte, wenn „ich bey dir war, auch nur in demſelben Hauſe, nicht „in demſelben Zimmer; mehr aber noch, wenn ich „auch in demſelben Zimmer war. Und wenn ich in „demſelben Zimmer war, ſchien es mir, weit mehr, „ſo bald ich dich im Reden anſah, als wenn ich anders „wohin blickte. Am meiſten aber und ſtärkſten nahm „ich zu, wenn ich neben dir ſaß, dich haltend und berührend.“

Holde Cläre! der Sinn dieſer Worte übernahm mich in dem Augenblick, da ich vorgeſtern, wie ein Begeiſterter, Ihre Hand ergriff, um meinem Dank einen Ausdruck zu verſchaffen, und mit größerem Danke mein Herz von neuem und auf immer zu erfüllen.

Sokrates gab dem flehenden Jüngling, den ſein Vater unterſtützte, endlich nach.

„Wir müſſen alſo, ſagte Theages, über unſern „Umgang den Willen des Dämons erforſchen; und „wenn er ſich uns ſogleich nicht günſtig zeigen ſollte,

„das Göttliche, was dir beywohnt, durch Gebet „und Opfer und jedes fromme Mittel zu gewinnen „trachten.“ — „Nun denn,“ ſagte Sokrates zuletzt, „wenn es euch ſcheint, daß wir es ſo machen müſſen, „ſo wollen wir es ſo machen.“

Glücklicher Theages, dem die gute Vorbedeutung ſeines Namens: Eines von Gott geleiteten, Wahrheit und Erfüllung wurde!

Von noch einem Jünglinge erzählt Plato, der hieß Phädros.

Dieſer Phädros war der Schüler und Liebling eines redſeligen Weiſen, mit Namen Lyſias; und Sokrates fand ihn eines Tages in der vollen Bewunderung einer kürzlich von ſeinem Freunde und Lehrer gehaltenen Rede, worin von der begeiſternden Liebe des Schönen lauter Böſes; von der nicht begeiſternden Liebe des Vortheilhaften lauter Gutes geſagt wurde.

Sokrates nöthigte den Phädros, ihm die Rede vorzuleſen, und fand, nicht allein die Weisheit, ſondern auch die Kunſt des berühmten Mannes ſeicht.

Es laufe beym Lyſias, bemerkte Sokrates, alles darauf hinaus, daß der Klugheit der Vorzug vor der Unbeſonnenheit gebühre. Da mit dem Schönen, ſage Lyſias, das Angenehme ſo nahe verwandt ſey, daß ſie überall gemeine Sache mit einander machten; das Angenehme aber leicht dem Vortheilhaften vorgezogen werde: ſo fände ſich zuletzt, wenn man, was der Begierde und was der Vernunft zugehöre, richtig unterſchiede, daß ſich die Liebe des Schönen zu der Liebe des Nützlichen verhalte, wie das Laſter zu der Tugend; wie zu dem Zuſtande der Beſonnenheit der Zuſtand des Wahnſinns.

Dieſe Seite, fuhr Sokrates fort, könne noch mehr hervorgezogen, ſchärfer geſtellt, und dann mit beſſerem Erfolg, als es von Lyſias geſchehen ſey, das Ding der Ueberlegung über das Ding der bloßen Empfindung erhoben, und die reine Sache des Buchſtabens wider die unreine des Geiſtes vertheidigt werden.

Phädros zwang ihn zum Beweiſe; worauf Sokrates ſich verhüllte, damit er nicht vor Scham in ſeiner Rede ſtecken bliebe; alsdann zu reden anfing, und ſein Wort wahr machte.

Nach geendigter Rede enthüllte ſich Sokrates, um, mit entblößtem Angeſicht, durch einen öffentlichen Widerruf den Gott der Liebe zu verſöhnen, den er, wider Willen, hätte läſtern müſſen.

„Ich kann es dem Lyſias zugeben, ſagte Sokrates, daß die Liebe des Schönen, ihrer Natur nach, unbeſonnen, und, da ſie, in ihrem höchſten Grade, den Menſchen auſſer ſich ſetzt, eine Gattung des Wahnſinns ſey. Ich kann dieſes zugeben, ohne darum aufzuhören, dieſe mächtige Liebe, als das wahrhaft Göttliche im Menſchen anzubeten.

„Was aller menſchlichen Beſonnenheit vorhergeht; was ihr im Menſchen Möglichkeit und Daſeyn, Gegenſtände, Antrieb, Leitung und Geſetze gibt; iſt über jede mittelbare Geſchäftigkeit und dürftige Nachhülfe derſelben ſo weit erhaben, als die Sprüche der Pythia zu Delphi über das Wähnen von Zeichendeutern aus Eingeweiden und Vogelflug.

„Wenn der Gott in deiner Seele dir nicht wahr ſagte, ſo würdeſt du vergeblich auf Wahrheiten Dich beſinnen, vergeblich über Wahrheit etwas ausmachen wollen. Es käme weder Beſinnung noch Beſonnenheit in dir zum Vorſchein.

„Was der Menſch für ſich allein erſinnen kann, iſt leere Muthmaßung und Meinung, wodurch er ſchädlicher, als durch den Trieb der Luſt, mißleitet wird; alle ſeine Verrichtungen aus ſich allein ſind ohne Kraft und Würde. Siehe jenen Thoren, der ohne die unmittelbare Begeiſterung der Muſen ſich dem Tempel der Dichtkunſt naht, in der Meinung, es ſey an der bloßen Kunſt genug. Er wird als ein Todter unter Lebendige kommen, und ſein Dichten, als eines blos Vernünftigen, wird gegen die beflügelten Sprüche des Begeiſterten wie nichts ſeyn. Siehe jenen andern, der auf menſchliche Beſonnenheit gegründet, blos ſterbliche und kärgliche Vortheile und Dienſtleiſtungen zur Abſicht hat; er wuchert mit lauter unedlen Geſinnungen; hat und erzeugt keine Tugend, obgleich der gemeine Haufen ihm das Lob der Weisheit und der Tugend ohne Maß ertheilt, und hingegen den von Gott begeiſterten, der nur, in dem was Göttlich iſt, zu leben ſtrebt, und, im Verlangen nach dieſem Höheren, alles Irdiſche zu klein findet, als einen Schwärmer, als einen Unſinnigen und Raſenden verſpottet.

„Worte können nur an ſchon bekanntes erinnern; und alles iſt todtes Wort und ſinnloſer Buchſtabe, ohne den Geiſt der Deutung, der in unmittelbarer Anſchauung und Erkenntniß ſein Weſen hat, und der alleinige Geiſt der Wahrheit iſt: unzuverläſſig den Vernünftlern; den Weiſen aber ſicher und gewiß.“

Edle Freundin! — laſſen Sie mich hören, ob ich, oder ob ich nicht mit meinem Plato auf dem rechten Wege bin?

Zum Beweiſe aber, daß ich den Weg, den ich für den rechten halte, nicht ſeit geſtern, der Begleitung wegen, erſt betrat, erhalten Sie hier, in betrauter Abſchrift, noch ein Selbſtgeſpräch von mir.

Ich verfiel in dieſes Selbſtgeſpräch am zwanzigſten May des vorigen Jahrs, im Angeſicht der herrlichen Linde auf meines Vaters Landhauſe, die Sie kennen.

Daß meine Urkunde nicht eine Erdichtung iſt, werden Sie mir auf mein Wort, wenigſtens auf einen Schwur bey jener Linde glauben.

Erquickendes Grün, die lieblichſte Farbe im ſchönſten Wechſel, tanzend und ſpielend mit dem Lichte, — das iſt es — Ja das, und weiter nichts, was deinen Blick an dieſe leiſe-wehende Lindenkrone heftet; was mit ſanftem Entzücken deinen Buſen füllt; in dir alle Regungen der Liebe weckt, und dich begeiſtert!

Das und weiter nichts? . . . Jener Leben und Liebe erweckende Schein, eine Schrift ohne Sinn und Sprache? Davon klopfte mir ſo das Herz, drängte mich ſo mein Geiſt, heiterte ſich mein ganzes Weſen, daß ich leere Züge ohne Bedeutung anſchaute?

Stille! — und näher hinzu!

O rede, ſüßes Farbenſpiel; rede und enthülle mir deine Wahrheit; denn auch in dir muß Wahrheit ſeyn!

Du winkeſt mir aus deiner Herrlichkeit auf jene Blätter im Erſtreben ihres höchſten Daſeyns, wie ſie längs den ſaftvollen Aeſten in jugendlicher, kraftvollſter Geſtalt ſich brüſten — Du winkeſt . . . O, höher ſchlägt mir das Herz, fröhlicher ſchwingt mein Geiſt ſeine Flügel. Ich ſehe! — Die ganze Fülle, die ganze Kraft des Weſens da; das war es, was mich ergriff, mich durchdrang, ſich mir darſtellte, als ich erkannte und nicht wußte vor Entzücken!

Wohl uns! So bringt die Natur ihren geſammten Inhalt dem Menſchen ans Herz, und unterrichtet ihn auf die lieblichſte Weiſe unmittelbar. Warum verſtocken wir gegen ſie unſer Herz? Warum mißtrauen wir ihrer Weisheit und Liebe? Warum wollen wir ihre Offenbarungen für Trug; ihre Anweiſungen für Fallſtricke; ihre hohe Regierung für den Taumel eines Unſinnigen halten?

XVII.

Sylli an Clerdon (*).

Den 18ten März.

Ich habe Euren lieben ſchönen Brief aus Heimfeld (**); will ihn beantworten, Euch dafür danken, und vermag es nicht.

Tief gerührt hat mich Euer Schreiben; es hat mich auch gefreut, gewiß recht ſehr gefreut; aber mich erfreuen, mich erwecken, das hat es nicht gekonnt. O, Ihr Lieben! daß ich mir dies geſtehen; Euch dies Bekenntniß ablegen muß!

Clärchen traf eine Saite, die bebte ſtark. Ja! was einmal ſo hell wach in mir geworden iſt, das läßt ſich nicht decken, viel weniger tödten.

Manchmal iſt mirs auf Augenblicke, als gäbe ſichs; *würde* ſich allmählich geben: und dann gleich ſitze ich wieder da, den Kopf in der Hand, und weiß mich nicht zu laſſen.

Glaubt mir, meine Lieben, Beſten! ich trage

(*) S. den XVten Brief am Ende.

(**) S. den VIIIten Brief.

Euch im Herzen noch eben warm, wie es da herum auch öfter ſchaudern mag.

Lieber Clerdon, ich ſchäme mich, es Dir zu ſagen. Vor neun Monaten, bald nach meinem letzten Beſuche bey Euch, ſchien es mir, als vergäßeſt Du mich ein wenig, nähmeſt weniger Antheil an mir; Deine Freude an mir würde alt. Amalia kam in Wochen und litte lang. Eben deswegen ſchrieben auch Lenore und Clärchen ſeltner und wenig. Du verſtummteſt beynah ganz. Ja, Lieber, Du verſäumteſt mich, Du, der nächſte Anverwandte, der Blutsfreund meiner Leiden! Ich klagte nicht, ſondern verſank in Grübeley. Dieſe und ein ſchreckhaftes Weſen blieben mir. Mir däuchte, es wäre mir ein Licht über den Zuſammenhang meiner Schickſale aufgegangen; ich fand ſie nicht mehr ſo auſſerordentlich — ach! und es wurde ſo öde um mich herum; in mir ſo todt!

Es iſt entſetzlich, wie ich mich herunter geträumt habe, immer mehr und mehr, und deſto tiefer, je entfernter und dunkler mir der erſte Anlaß wurde.

Lieber! Was ich mir nicht verbergen kann: auch Wahres, viel Wahres iſt mir in meinen Träumen erſchienen. Dies Wahre kann ich mir, und will ich mir auch nicht wieder unwahr machen. Da nun heraus zu kommen — wie? Das ſehe ich noch nicht; das ängſtigt mich!

Ich ſoll mich ſo gut ich kann zuſammenraffen, ſchriebſt Du neulich (*). Nein, Liebe! nur ſogut ich kann, will ich mich nicht zuſammenraffen. Angegriffen im Mittelpunkte meines Weſens, muß mir aus dem Mittelpunkte meines Weſens Hülfe, volle Hülfe kommen. Sie wird kommen; Du ſagſt es; ich ſage es auch. Jeder merkwürdige neue Zuſtand leitet zu neuem Rath, zu neuen Mitteln. Wie oft iſt mir geweſen, ſo, daß ich glaubte, laut rufen zu müſſen: Hilf, Clerdon! Hilf! — Aber ich mußte nicht, und rief nicht. Was wäre es, wenn ich mich immer nur ſo halten ließe? Was würde mir? Keine beſtändige feſte Hülfe würde mir. Die will ich, dahin will ich. Ich will durchkommen wollen, wenn ich auch nicht durchkomme.

Einſt, vor Jahrhunderten, ließ ſich eine Stimme hören vom Himmel: „Siehe, er betet!“ — Und dem Betenden fiel es von den Augen wie Schuppen!

(*) S. den IIlten Brief.

Genug für heute. Morgen will ich verſuchen, an Amalia zu ſchreiben, von der ich einen ſo lieben lieben Brief vor dem Eurigen erhielt (*). Und die gute, arme Luzie — und mein Bruder, die ſo lange nichts von mir hörten, und wohl ſehr bekümmert darüber ſeyn mögen! — Ihr Guten Alle! daß ich Euch ſo blos zum Herzeleid da ſeyn muß!

(*) S. den VIIten Brief.

XVIII.

Sylli an Amalia. (*)

Den 19ten März.

Liebe! Treue! — Ich hätte manches Dir vielleicht zu ſagen; aber — nicht können, oder nicht mögen? — ich weiß ſelbſt nicht. Ich zeichnete heute früh an einem Auge; unterdeſſen ſchrieb ich Dir viel in meinem Sinn. Auch ſo unten während dem Mittagseſſen. Dennoch kommt ſchwerlich etwas davon auf dieſes Blatt. Ich ſtörte wohl die meiſten damit, wenn ich von mir ſelbſt redete, hie und da bedeuten wollte. Was daraus werden wird, verſtehe ich ſelbſt noch nicht; aber, liebe Frau, ich bin in ſehr geſchäftigem Weſen; es kommt vieles vor in meiner Einſamkeit, was mich in meinem Inneren recht emſig ſeyn läßt. Auch geſchieht es, daß ich die freyeſten Augenblicke genieße: aber die ſind ſo einzeln, ſo getrennt . . . Ach, liebe Frau, das ſchwindet! Ich ſehe hin, und alles dreht vor meinen Augen. Wie iſt mir? — O liebe! Frage Du nicht; laß mich allein das fragen: Wie iſt

---

(*) S. Seite 137.

mir? — Aber das glaube, daß Deine Sylli durchkommt, es wird beſſer mit ihr. Auch Clerdon wird Dirs ſagen. Darum ſey getroſt, und ruhig, und ſtille.

Seit Montag iſt die S — hier, und es ſchickt ſich zwiſchen uns beyden. Ihr würdet doch Eure Freude daran haben, wenn Ihr ſähet, wie ich in Uebung komme, mit einer wirklich leichten Munterkeit allerhand Leute zu unterhalten und mich ihnen anzupaſſen. In der That habe ich es hierin ſchon weit gebracht. Nur muß ich mich nicht zu lange anſtrengen wollen. An meiner Einſamkeit hange ich mit Leidenſchaft. Den vertrauteſten Zutritt bey mir hat ſeit einiger Zeit Montaigne. Ich lebe mit ihm, wie mit einem Lebendigen. Der Mann iſt mir ſo recht; er ſtillt mein Gemüth, indem er mich Verträglichkeit lehrt. Die verſteht er ſo gut; und die ſoll auch in mir wunderbar aufkommen. Nur daß ich für dies Gute nicht ein Beſſeres daran gebe, und mich an mir ſelbſt verkürze: davor will ich mich hüten! Ja wohl!

Wie danke ich Dir genug, Du liebe, für die fortgeſetzte große Wohlthat Deiner Briefe? Dein jüngſter (*) — wie er mich erquickt hat! Du weißt ſo ganz, was mir dient, was ich bedarf. So wie Du nur von weitem die Hand nach mir ausſtreckſt, fühle ich mich ſchon aufgerichtet! Und was haſt Du nicht alles von jeher mir gethan? Gibt es eine Liebe, die mir nicht durch Dich erwieſen, dargethan wäre durch Dich? Und was habe ich nicht an dieſen Erinnerungen allein? Wären meine Empfindungen freyer als ſie es gegenwärtig ſind, dann könnte ich mich der Liebe, die ich zu Dir habe, noch beſſer freuen! Du biſt ſo wahrhaft gut!

Und, liebe Amalia, Du biſt auch glücklich! Erſt vor einer Stunde ſtimmte Montaigne mir darin noch bey, daß Du Amalia, ſo wie Du biſt, einzig am beſten geſchaffen und gebildet wurdeſt, um glücklich zu ſeyn, und andre glücklich zu machen. Darum bitte und beſchwöre ich dich, daß du Dich ſorgfältig erhalten mögeſt in Deinem Weſen; bleiben mögeſt ganz ſo wie Du biſt, und abwehreſt jede, auch die mindeſte Aenderung, die ſich könnte an Dich machen wollen.

Den 20ten März.

Ich wurde geſtern auf eine ſehr unangenehme

(*) Der VIIte dieſer Sammlung.

Weiſe im Schreiben unterbrochen. G. und S., Freunde, wie ſie heißen, von Gierigſtein, (*) wurden mir gemeldet. Dieſe Gierigſteiniſchen ſind ſo ſachtſinnig, thun ſo gemach, haben eine ſo milde freundliche Rede von lauter Vernunft, Billigkeit und Recht, daß mir allemal wird, wenn ich ſie bey mir habe, als riſſe man mir die Zähne aus.

Ich habe dennoch gut geſchlafen, und bin jetzt eine Stunde in meinem Zimmer auf und ab gegangen, meinen Montaigne in der Hand. Bombacino begleitete mich, ſpielte und zerrte an meinem Rocke; ging und blieb ſtehen, ſo wie ich ging oder ſtehen blieb. Jetzt iſt er um meine Füße herum, und macht ſich mit meinem Pantoffel zu ſchaffen. Lange habe ich das Thierchen nicht ſo umgänglich geſehen. Warte, du ſollſt auch was haben. Da, Bombacino! Es iſt Gebackenes, welches die Juſtizräthin Melbert mir am Sonnabend gab. Da der häßliche Gierigſtein mich verlaſſen hatte, und meine Stimmung mir unleidlich war, ging ich zu der wackern Frau, die uns noch etwas verwandt iſt, und es ſo gern hört, wenn ich ſie

---

(*) S. den XIIten Brief S. 95.

Tante nenne. Ich nahm kleine Geſchenke für ihre Töchter mit. Der alte Juſtitzrath erſchien auch. Alle waren ſo freundlich, ſo gut; und da gab die Tante nachher dem Bedienten noch ein Körbchen Gebackenes für mich mit. Ich blieb bis acht Uhr, und verweilte gern. Alles iſt ſo aufgedeckt bey dieſen Leuten; man kann nicht ſagen, daß ſie offenherzig ſind — denn da iſt nichts, das ſich möchte verbergen wollen — aber treuherzig ſind ſie. Ich konnte da ſo anſtreichen mit meinen Gefühlen; mir wurde vertraulich und wohl.

Ich habe eine Zeit her auch viel mit einer Kranken zu thun gehabt. Die Waldbeck — Du wirſt Dich ihrer und ihres rechtſchaffenen Mannes, und der Schaar wohlgezogener Kinder in dem Hauſe noch erinnern — die lag am Tode. Es half dieſen ſchwer Bekümmerten ſehr, daß ſie mich unter ſich hatten. Wie ſie mir halfen, das ahndete keinem. Es iſt ſo ſüß in dergleichen Theilnehmung hineingezogen zu werden; ſo ſüß, das willige Werkzeug zu ſeyn, hinter welchem Gott oder ein Engel ſich verbirgt.

Die Waldbeck geneſt. Und ſoll ich es Dir ſagen, liebe Amalia, wie mir nun von dem allen iſt? —

Sieh, die Nahrung, die ich mir ſo hie und da hole — mein Herz, das da drauſſen etwas, wie von Liebe und Freundſchaft, ſeinem eigenſten Weſen, ergreift; es ergreifts ohne Macht und Gewalt, es zu dem ſeinigen zu machen; es kann es nicht vereinigen mit ſeinem Weſen; es gedeiht ihm nicht. Größeres Unbehagen folgt. Ich frage mich: Was ich will? was ich nicht will? — Was ſeyn ſoll, kann, iſt? — Und da ichs nicht ins Reine zu bringen weiß, möchte ich oft alles nur noch mehr und ärger durcheinander gewirrt ſehen.

Hier habe ich lange inne gehalten; verließ endlich meinen Schreibtiſch; kleidete mich an, und ging zu Tiſche. Nun iſts Abend. Eben ſah ich von dem heute beſtändig mit Regenſtürmen abwechſelnden Sonnenſchein den Glanz des Untergangs, des Abſchieds. Dort über dem Landſchäftchen wars, das man jenſeits der Donau aus meinem Fenſter erblickt. Es gab die ſonderbarſten Hellungen und Lichtwechſel. Schön, ſehr ſchön war es, und feyerlich und rührend.

Ich ſtand allein da, liebe Amalia — Sylli ſtand da allein! Ich kann erſchrecken, wie vor einer Geiſtererſcheinung, wenn ich mich unverſehens ſo allein finde: ſo ganz allein!

Heute Morgen, wie ich ſo in meinem Zimmer auf und niederging, und ich hinblickte, öfter hinblickte auf die Antigone, die Clerdon zu meinem Geburtstage für mich überſetzte, und ſeine andere Ueberſetzung, mir zu Liebe, von Xenophons Gaſtmahl — dieſe zwey Hefte, die mir da immer müſſen liegen bleiben an der angewieſenen Stelle auf dem Seſſel neben meinem Schreibtiſche, und ſie einnehmen, als wäre es etwas Liebes, das Leib und Seele hätte, und das ich ſo gern dieſen Platz da einnehmen ſähe — wie das immer wiederkam, mich ſtärker bewegte, faſt Erſcheinung wurde — empörte michs zuletzt; ich gab mir Verweiſe, ernſtliche Verweiſe, die mich zum Weinen brachten . . .

So iſt es! — So, daß unter allen den Beklemmungen, die ich erfahre, mein Herz nur immer regſamer, an ſich ziehender, ſehnender und ſtrebender wird. Jeder Tropfen Blut in mir ſcheint ſeine Bewegung nur davon zu haben, daß meine Seele dieſes da, gerade dieſes jetzt anſchaut; es ſo anſchaut, gerade ſo, daß dieſes Gefühl, dieſes und kein anderes daraus entſpringt; dieſes Gefühl, das lebendige, ſetzt allein mein Herz in Bewegung; davon ſchlägt es; es ſchlüge ſonſt nicht; — mein Blut, es wallt in meinen Adern nur von dieſen Schlägen, ſtockte ohne ſie; denn anderes Leben iſt nicht mehr in mir.

Ich ſchreibe bald wieder, liebe Amalia! Clärchen, Lenore, Deine Kinder, wie ſie vor Dich kommen, herze ſie in meine Seele. Der kleine Edmund wird doch auch ſchon von einer Sylli gehört haben, von Deiner Sylli! — Lebe wohl, Du liebe Einzige!

XIX.

Sylli an Amalia.

Den 25ten März, um Mitternacht.

Liebe Amalia!

Ich kam heute Abend um neun Uhr von der guten Waldbeck, die ſich langſam erholt, zurück nach Hauſe, und fand mitten auf meinem Tiſche Deinen Brief (*). Wie, nach einem ſchönen Sommertage, Blitze, nur zum Wetterkühlen, zucken, und ſich mit der Dämmerung vermiſchen: ſo flammte mirs ums Herz bey ſeinem Anblick. Ich erbrach ihn ſchnell, blos um zu ſehen, wie lang er wäre, und ob alles wohl bey Euch ſtünde; dann verſchloß ich ihn, eilte mich auszukleiden, beſtellte mein Nachteſſen ab, und machte mich ganz einſam.

Ich konnte auf die Labung, die mir durch Dich gereicht werden ſollte, nicht beſſer vorbereitet ſeyn. Mir war ſehr wohl geweſen unter den Waldbecks; es iſt eine ſo ſchlichte wackere Menſchenart! Vater, Mut-

---

(*) Den XIten dieſer Sammlung.

ter, Töchter, Söhne ſind, an Güte und Treue, einer wie der andere, und doch abſtechender von Charakter, als man es ſonſt findet, weil von dieſer Seite nichts an ihnen gemodelt, ſondern nur gerade zu auf Rechtſchaffenheit und Tüchtigkeit, als etwas, wozu jeder Charakter ſich wohl bequemen müſſe, gearbeitet worden iſt. So war der Mann erzogen worden, ſo die Frau; und ſo erziehen ſie nun wieder ihre Kinder, ohne rechts oder links zu ſehen.

Während der Krankheit der Frau, wo ich bey den Leuten wie zu Hauſe wurde, konnte ich das erſt ſo recht von nahem beſehen und eigenſt zu Herzen nehmen. Heute früh kamen nun die zwey älteren Töchter, Friederike und Malchen, die ſchon lange ſehr an mir hingen, und jetzt ihr Leben für mich ließen, und ſagten mir, der Arzt hätte erlaubt, daß die Mutter ſich den Nachmittag im Sale aufhielte; und da wäre es ſo ſchön, wenn ich hinkommen wollte, damit es eine rechte Freude würde. Ich ging gleich nach Tiſche, fand aber ſchon alle beyſammen im Saal. Der gute Waldbeck empfing mich mit einer Rührung, welche dem derben, bideren, muntern Manne über alles Sagen ſchön ließ. Die Geneſende ſah nach uns hin mit einem Blicke und einem Strahlen des Angeſichts, wobey wohl nicht mir allein der Tag der Auferſtehung in Gedanken kam. Wir waren umzingelt, Waldbeck und ich, von den Mädchen und Knaben, die uns nach dem Seſſel der Mutter drängten. Die Gute umfaſſend ließ ich mich an ihr nieder auf die Knie, um ihr ins Ohr zu liſpeln, daß ſie ſtille würde, und um ihr Geſicht in meinem Buſen zu verbergen, während ich die andern mit Winken in Ordnung brachte. Es wurde gar lieblich unter uns. Die wackere Fiſchering allein, und Vikarius Böck, die treue Seele, mit ſeinem Bruder, dem Aſſeſſor, denen beyden ich ſo gut bin, kamen noch dazu. Es wurde von vielerley geſprochen, und von allem eben gut und verſtändig. Ich hörte mehrentheils nur zu, und freute mich im ſtillen Geiſte, daß es zur geſunden Vernunft wenig oder nichts thut, ob ein Menſch von Natur einen großen Verſtand oder einen kleinen hat; ſondern darauf, wie ſeine Phantaſie beſchaffen und gezügelt iſt, und daß bey einmal guten, treuen und tüchtigen Menſchen dieſe ohne Wandel ſich verhält einmal wie das andere, im Darſtellen und Vorhalten. Damit bleibt denn auch und gilt unveränderlich in ihnen was ihnen als Grundſatz, Regel oder Glaube ehrwürdig geworden iſt. Sie urtheilen und handeln, ohne Furcht und Zweifel.

Wir alle, wenn wir die höchſte Verſicherung geben wollen, ſagen: das iſt ſo gewiß, als ich jetzt vor Ihnen ſtehe, mit Ihnen rede, dieſe Feder in der Hand habe: und es iſt nur feyerlicher, oder ſoll noch mehr bedeuten, wenn wir ſtatt deſſen ſagen: ſo wahr ein Gott im Himmel lebt; oder: ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe. Hier nimmt alle Wahrheit und Treue ihren Anfang, wo auch die eigentliche geſunde Vernunft zu Hauſe iſt. Wunderlich iſt mir oft zu Muthe geweſen, wenn ich unter Leuten von der großen und ganz großen Welt, auch unter großen Geiſtern mich befand, und zuſah, welche Gewalt ſie, unter Umſtänden, nichtswürdiger Dinge wegen, über ſich ſelbſt hatten und behielten, und in welcher ſcheußlichen Ohnmacht ſie unter andern Umſtänden da lagen, ohne Gram und Scham. So zu ſeyn, dazu wurde ihre Phantaſie von Jugend auf gebildet, oder ſpäterhin verzerrt. Nun dieſe Menſchen, mit allem ihrem Glanze, hingeſtellt neben einen biederen, feſten, überall treuen Mann, wie Waldbeck; jener innere Wirthſchaft verglichen mit der inneren Wirthſchaft von dieſem: wen ſchaudert nicht bey dem Contraſt? Hier, in ſtetem Gange, ein fortgeſetztes Leben der Zucht: Muth, Freudigkeit, Standhaftigkeit und Würde. Dort, im trüben Taumel, ein ewig geſtörtes, zerbrochenes Leben der Un-zucht: Feigheit, Unluſt, Wankelmuth und Selbſtverachtung.

Es hatte ſieben geſchlagen, ehe wirs uns verſahen. Der Arzt kam mit Verweiſen über das zu lange Aufſitzen der Kranken. Wir brachten ſie zur Ruhe, und ich blieb noch eine Stunde bey dem lieben Weibe an dem Bette ſitzen, mich beynah vergeſſend im ſüßen Geſchwätz mit den drey Mädchen, die mich allmählich ganz umklammert hatten. Unterdeſſen war die Mutter eingeſchlummert. Wir ſchlichen fort nach dem Saal, wo mein Mantel und mein Arbeitsbeutel lagen. Da ſahen wir, hinter Wolken, den Mond gerade vor dem mittleren Fenſter ſtehen. Waldbecks Saal hat eine entzückende Ausſicht, beſonders wegen der Donau, die nahe daran vorbeyfließt, und zur rechten Hand herunter kommt, ſo weit her, daß man nicht unterſcheiden kann, von welcher Seite oben. Mit gleicher Bewegung flogen wir zum offen ſtehenden Fenſter, und blieben da lange, lange. Ich ſah den ziehenden Wölkchen zu, die ſich bald ſo, bald anders bewegten und formten, und den Mond nicht wollten helle werden laſſen. Nun wurde er lichter und lichter; endlich ſtand er rein da, und überzog den Strom mit ſeinem zitternden Glanze. Die Mädchen verglichen es mit Silbertropfen, die hinein regneten.

Jetzt nahm ich Abſchied, ging nach Hauſe, und fand Deinen Brief.

Er lag unten am Rande einer Zeichnung, die ich, nach Maratti, Vormittags vollendet hatte: ein ſchlummernder Knabe; eine wahre Engelsgeſtalt.

Schlummere du nur fort, ſagte ich zu dem ſchönen Jungen, da ich vom Auskleiden zurückkam: du Engel! ich will dich nicht ſtören; — und wirklich rückte ich leiſer meinen Seſſel, ließ mich leiſer darauf nieder, und war vorſichtig, nicht an den Tiſch zu ſtoßen.

Ich las bis an das Capitel von Allwill, womit ich heute mich nicht ſtören wollte; fing dann wieder von vorn an — und noch einmal; las immer langſamer, bis ich, unvermerkt, nicht mehr auf dem Blatte las, und doch noch immer las wie vom Blatte . . . Meli, beſte Meli! — Sieh den hold lächelnden

Engel da! Auf ſeiner beſten Ruheſeite liegt er; den Kopf ſanft aufs Aermchen geſtützt: er ſchläft! — Meli! So haſt Du mir geſungen, ſo, daß ein Schlummer der Geneſung über mich gekommen iſt. Sanft eingewiegt haſt Du mein Herz; eine ſüße warme Fülle, die Fülle Deiner Liebe darauf gedeckt. Sie iſt in meinem Herzen, dieſe Fülle Deiner Liebe, Deiner Unſchuld, Deines Glaubens. Ja, ſtille iſt es nun!

Durch den Vorhang hindurch glänzte mir jetzt der hochſtehende Mond ins Auge. Da biſt du ja wieder! dachte ich, und ſtand auf.

So helle und frey habe ich den Mond lange nicht ſcheinen ſehen. Alle Wölkchen waren von ihm weg, zogen ſeitwärts, hierhin, dorthin, ſo Truppweiſe, lauter kleine runde Wölkchen; und überall weit dazwiſchen der ſchönſte blaue Himmel; hie und da auch Sternlein; und ſie blinkten ſo ſanft. Nur Ein Stern, der war recht hell, und ſlimmerte raſcher. Ich ſah ihn darauf an: „Wie du ſlimmerſt, du Heller!“ Und der Helle wurde mir ſo freundlich, daß ich mich nicht erwehren konnte, ihm ſein Lächeln zu erwiedern, und mich darauf ertappte.

An mein Schlafzimmer mochte ich nicht denken.

Ich holte meinen Schreibtiſch, ſetzte ihn vor den Sopha, und ſchrieb, was Du bisher geleſen haſt.

Da habe ich es nun auch überleſen; bin wieder an Deinen Brief gegangen, und habe eine lange ſüße Pauſe gemacht.

Was iſt es, liebe Meli; was iſt das, woran ich mich in Ruhe und Stille hier wie angelehnt fühle? Es iſt mir gegenwärtig; aber es ſtellt ſich mir nicht dar, ich habe kein Bild davon — ſondern nur in Worten, in Worten vom unausſprechlich Schönen, Heiligen und Guten hergenommen, darin gibt es wie ein Zeichen von ſich. Angeſchmiegt an dieß Unſichtbare mit allen meinen Gefühlen, ſo habe ichs, ſo halte ichs; es umfaßt, trägt und hebt mich. Sieh, es ſtürzen mir Thränen aus den Augen, und gewiß iſt doch kein Zug des Weinens in meinem Geſicht; alle meine Züge müſſen Heiterkeit ausſagen; denn es umgibt, es erfüllt mich die lauterſte Wonne.

Laß mich, Du Holde, Liebe! laß mich an dieſer Stelle dem Morgen entgegen ſchlummern. Ruhe ſanft!

Den 26ten.

Guten Morgen, Amalia! guten Morgen, Schweſter! Ich ſinne auf neue Namen, auf neue Grüße für

Dich, und kann nicht finden, was ich ſuche. Du Glückliche haſt bald gefunden; fandeſt für mich, ohne Suchen. Mutter, riefſt Du; o Mutter, komm zur Mutter! und mir wurde, als wäre ich umgeſchaffen nach dieſem Zuruf.

Wohl, liebe Meli, verſtehſt Du es beſſer, als ſie alle, Du Einzige, Du Seherin — nicht in Träumen, wie die arme Sylli — Seherin mit offenem Auge, Seherin der Wahrheit! Vergleiche nur mein Schreiben von heute vor acht Tagen mit dieſem hier! Du hatteſt noch nicht gerufen: Komm zur Mutter, komm zu den Kindern und der Kinder Vater, komm zu den Mädchen von Heimfeld; komm und laſſe alles — Und die kranke Sylli träumte fort, konnte nur weinen über alle die lieben Worte von Clerdon, dem Edlen, von den herrlichen Mädchen.

Sage Clerdon, ſage Clärchen und Lenoren, ſage Deinen Kindern: Sylli kommt! Sie läßt alles und kommt; ehe die Blätter wieder abfallen, iſt ſie bey uns!

Daß ich Mutter war und Mutter bleibe — welch ein Engel gab Dir ein, mir dieſes vorzuſagen? Wie ichs da fand in Deinem Briefe, däuchte mir, ich hörte es zum erſtenmal, und mir würde eine Krone aufgeſetzt. Es war gerade um dieſe Jahrszeit, da ich meinen Guſtav unter meinem Herzen zuerſt ſich regen fühlte. Daß ers ſo gut traf mit ſeinem Erwachen, wie mich das für ihn freute! Du hatteſt damals noch keinen Gatten, warſt noch nicht meine Schweſter. Ich wählte mir eine; ſie wählte mich. O der Zärtlichkeit, mit der ich der ganzen Natur mich anherzte; und die Gute! wie ſies aufnahm, den vertraulichen Schweſtergruß mit Händedruck und Küſſen mir erwiederte! Ich ging an ihrer Hand, wie ein Kind, das man mitnimmt, und zu dem man ſagt: Komm, wir wollen dieſes oder jenes thun, Du ſollſt helfen!

Das Entfalten der Blüthen, das Sproſſen der Blätter und Zweige — es geſchah nicht ohne mich; ich half, war dabey geſchäftig: ſo fühlte ichs. Und die Vöglein alle, wie ſie auf den Bäumen um mich her ſich verſammelten, ſo vielerley Art; wie ſie zwitſcherten, ſangen, flatterten und flogen; ihre Neſterchen anlegten und bauten: ſo ganz anders noch, wie ſonſt, war ich dabey mit Augen, Ohren, Theilnehmung und Sorge. Wo nur Luſt ſich regte, wo es ir=

gend nur eine Witterung von Leben gab, kam ich mit ſüßen Ahndungen hinzu, machte jedes Anliegen zu dem meinigen.

Und ich weiß noch wohl, wie ich damals öfter dachte, wenn erfolgen ſollte, was nachher geſchah; wenn ich den bitteren Schmerz erführe, wieder entbehren zu müſſen, was ich ſchon ſo unausſprechlich liebte: — ich hätte ihn geſehen den Engel, an mich ihn gedrückt, ſein Koſen, ſein Lächeln, ſeine Blicke genoſſen, ihn ſchon zum Lallen, zur Freude, zum Wiederlieben aufgeſäugt und gepflegt: und nun läge er vor mir da erſtarrt, und ich müßte ihn ins Grab tragen laſſen — ins finſtre Grab! . .

Mir graute fürchterlich! Dennoch gelobte ich, und prägte mir es tief ein, daß, wie unſäglich auch dann mein Leiden ſeyn würde, ich dabey der Seligkeit, die ich genoſſen, nicht vergeſſen, und die neue reine Liebe, welche mir geworden, bis zu meinem eignen Tode ſegnen wollte. So verſprach ich meinem Guſtav, und wiederholte in den zwey Jahren, die er lebte, ihm dieß Verſprechen oft und immer heiliger. — O, daß ich Mutter war, und Mutter bleibe, wie könnte ich das miſſen wollen? — Liebe Amalia — der helle

Stern, der mir ſo freundlich winkte, der mich anlächelte, und deſſen Lächeln ich erwiedern mußte, das war mein Guſtav; mein Guſtav erſchien mir in dem hellen Stern.

Wie ich Dich überall ſo ganz verſtehe, Du Herrliche! in Deinem Wiſſen und Nichtwiſſen; in Deinem Stolz und in Deiner Demuth.

Was Clerdon zu dem Manne mit dem lauter hieher und daher ſagte: „es ſey der Inſtinkt des Buchſtabens, die Vernunft unter ſich zu bringen,“ iſt mir wie ein Blitz durch die Seele gefahren. Es erinnerte mich an ein treffendes Wort von Fenelon.

„Der Menſch in ſeinem verkehrten Weſen, ſagt Fenelon, hat nur Augen, um Schatten zu erblicken; und die Wahrheit erſcheint ihm als ein Trugbild. Was Nichts iſt, hält er für Etwas; und was Etwas über Alles iſt, hält er für Nichts.

Du findeſt dieſe Stelle in ſeinem Buche vom Daſeyn Gottes, am Schluſſe des erſten Theils, wo er die Gottheit anredet. Laß mich nur dieſe Eine Stelle hier einrücken.

„Wäreſt Du ein ohnmächtiger, lebloſer Körper, wie eine Blume die verwelkt, ein Bach der vorbey fließt, ein Gebäude das ſteht und hinfällt, ein Farbengemenge, das Gemälde heißt, wenn unſere Einbildungskraft Geſtalt hineinträgt; ein mit etwas Glanz überzogenes Metall: ſo würden die Menſchen auf Dich merken, und Dir, in ihrer Thorheit, das Vermögen zuerkennen, ihnen einige Freude zu gewähren; obgleich Freude von nichts Seelloſem ausgehen kann, ſondern allein von Dir, Du Quelle des Lebens und alles Genuſſes. Wäreſt Du alſo nur ein Weſen gröberer Art, hinfällig, leblos, eine Maſſe ohne Selbſtvermögen, nur der Schatten eines Weſens; ſo würde Deine nichtige Natur unſere Nichtigkeit beſchäftigen; Du wäreſt dann ein angemeſſener Gegenſtand für unſere niedrigen und thieriſchen Gedanken. Weil Du aber zu ſehr in ihnen ſelbſt biſt, wo ſie nie einkehren; ſo biſt Du ihnen ein verborgener Gott. Denn dieſes Innere ihrer ſelbſt iſt am weiteſten von ihrem irre gewordenen Blick entfernt. Die Ordnung und Schönheit, die auf dem Angeſicht Deiner Geſchöpfe ſtrahlt, iſt wie ein Schleyer, der Dich ihrem kranken Auge entzieht.“

Sage, liebe Amalia! iſt es Dir nie aufgefallen, — ſo daß Du dabey ſtehen geblieben, lange ſtehen geblieben wäreſt — dabey: daß der Menſch ſich entſchließen kann zu ſterben?

Zu wählen zwiſchen Tod und Leben vermag kein Thier: es hat nur ſinnliche Triebe, die alle auf Erhaltung gehen, die es zwingen, nur ſein Daſeyn auf der Erde fortzuſetzen.

Der Menſch vermag es.

Du wählteſt Leben, und ich wählte Tod! ſagt Antigone zu ihrer Schweſter Jsmene.

Eine Liebe iſt dem Menſchen gegeben, die den Tod unter die Füße tritt; keinen Schmerz achtet und keine Luſt. Ihr Same geht auf in der Anſchauung, Bewunderung und Achtung eines Andern. Alsdann verliert der Menſch ſein Leben, um es zu gewinnen. Es erwacht der Inſtinkt ſeiner vernünftigen Natur, welcher nicht die Seele des Leibes, ſondern des Geiſtes Seele zu erhalten, empor zu bringen, herrſchend zu machen ſtrebt. Und hiemit, mit der Einſetzung einer Liebe, die den Tod überwindet und Unſterblichkeit gebiert, hat die Welt angefangen.

Die Geheimniſſe der Liebe und des Lebens durchdringt kein menſchlicher Blick. Alles regſame Daſeyn fängt mit einer Begierde an, die ihren Gegenſtand nicht kennt. Später, und nur hie und da lüftet der leitende Trieb ein wenig ſeinen dichten Schleyer. Aber jedes Leben, auch das dunkelſte, fodert ſeine Erhaltung mit einem Nachdrucke, der ſein Recht iſt. Der Nachdruck des am tiefſten verborgenen Lebens iſt der mächtigſte; und heilig über alles iſt ſein Recht. Wer dies Recht erkannt, es gefühlt hat, der vertraut ihm; er hat, wie Du ſagſt, das Rechte gefunden, und ihm iſt wohl da, wo man nichts ſieht und nichts weiß; **wo die Welt angefangen hat.**

Den 27ten März.

Ich habe noch den Punkt von Allwill in Deinem Briefe zu beantworten. Wie ich von dem jungen Manne denke, weißt Du aus meinem Briefe an Lenore und Clärchen (*). Es mag wohl etwas übertrieben ſeyn, was ich geſchrieben habe; aber mit dem Verhältniſſe des Guten zum Böſen, das ich angab, wird es wahrſcheinlich ſeine Richtigkeit behalten. Ich kenne dieſe Menſchengattung aus dem Grunde; habe Gelegenheit gehabt, ſie lange zu beobachten, mit einem Intereſſe, wovon mir das Herz noch blutet. Daher gerieth ich

---

(*) S. den XIIten Brief.

über dem Schreiben jenes Briefes in eine Bewegung, die ich mir vorwarf, ſobald er fort war. Dergleichen wird mir noch öfter begegnen, und Ihr müßt Euch darauf gefaßt halten. Ueberhaupt wird es ohne mancherley Rückfälle nicht hergehen.

Was nun dieſe Menſchengattung angeht, über die ich ſo gründlich zu ſeyn behaupte, ſo führen ſchon die vorzüglichen Anlagen, die bey ihr vorausgeſetzt werden müſſen, die Gefahr ihres Mißbrauchs mit ſich. „Hüte Dich,“ habe ich irgendwo geleſen —: „Hüte Dich vor dem, den Gott gezeichnet hat!“ Jedes Uebermaß von Kräften reizt zu irgend einer Art von Gewaltthätigkeit und Unterdrückung. Hiezu kommt bey den Allwillen, daß ihren vorzüglichen Gaben eine beſonders zarte und lebhafte Sinnlichkeit, eine große Gewalt des Affects, und eine ungemeine Energie der Einbildungskraft zum Grunde liegt. Ich nenne den Affect vor der Einbildungskraft, weil die Einbildungskraft der Allwille vornehmlich eine Einbildungskraft des Affects, und weniger als bey andern Menſchen ein freyeres Geiſtes-Vermögen iſt. Die Miſchung dieſer Grundeigenſchaften iſt in keinem Einzelnen dieſelbe;

und ſo haben auch in jedem Einzelnen der Verſtand, die Beſonnenheit und der Wille ihre eigene Art und Weiſe. Man kann aber ohne Gefahr annehmen bey dieſer Gattung, daß wo der hellere Kopf iſt, auch ein höherer Grad der Ruchloſigkeit ſich einſtellen werde. Bey der Helle des Kopfs wird der Uebergang von der Empfindung zur Reflexion; zur Beſchauung und Wiederbeſchauung — mit Beyhülfe des Gedächtniſſes — immer ſchneller, mannigfaltiger, gegenſeitiger, durchgreifender, umfaſſender; bis endlich Anſchauung, Betrachtung und Empfindung jeder Art, von der zur größten Fertigkeit gediehenen Selbſtbeſinnung, Geiſtesgegenwärtigkeit und inneren Sammlung, welche die Helden dieſer Gattung, ſelbſt in der ärgſten Beklemmung der Leidenſchaft, nie ganz verläßt, unaufhörlich nur verſchlungen werden, und für ſich keine Gewalt und natürliche Rechte mehr haben. Der ganze Menſch, ſeinem ſittlichen Theile nach, iſt Poeſie geworden; und es kann dahin mit ihm kommen, daß er alle Wahrheit verliert, und keine ehrliche Faſer an ihm bleibt. Die Vollkommenheit dieſes Zuſtandes iſt ein eigentlicher Myſticismus der Geſetzesfeindſchaft, und ein Quietismus der Unſittlichkeit.

Unter den Egoiſten machen dieſe Zauberer eine eigene Claſſe aus.

Jede leidenſchaftliche Bewegung iſt, ihrer Natur nach, eigenſüchtig. Daher kann man in der Regel annehmen, daß überhaupt der empfindſamere Menſch, als ſolcher, auch der eigenſüchtigere iſt. Nicht, daß er es wollte; im Gegentheil: er möchte gern ſich aufopfern; aber er kann nicht, weil er ſo über alle Maßen zuerſt von ſich ſelbſt gerührt iſt. Verſtehe mich wohl! Die blos empfindſamen, als ſolche, dieſe allein ſind gemeint; und von dieſer beſondern Gattung blos weichſchwachherziger Beber (tremblers) habe ich wenig gelitten. Ihre Zärteley und Heucheley; ihre Ohnmacht und ihre Tücke widerſtanden mir ſo ſichtbar, daß ſie mich nicht weniger flohen, als ich ſie vermied. Mit den Allwillen vertrage ich mich weit eher, zumal da nur wenige unter ihnen die Vollkommenheit ihrer Gattung erreichen. Sie widerſtehen mir auch weniger, als die planvollen kalten Egoiſten, wenn dieſe ſchon nicht zu der niedrigſten Claſſe ihrer Art gehören; keine Gierigſteine ſind. Weil die Allwille ſich ſelbſt äußerlich nicht ſchonen, Größe, und in manchen Fällen Edelmuth beweiſen, auch, ſo lange ſie nicht ganz verdorben ſind, die ſchönſten Regungen der Seele häufig blicken laſſen, ja, durch ſie nicht ſelten auch geleitet werden; ſo kann man ſie weder ganz verachten, noch beſtändig haſſen. Und dies eben macht ſie ſo gefährlich. Denn ihre Eigenſucht iſt hart und grauſam, wie keine andere. Einer eigentlichen Verläugnung ſind ſie nicht fähig, und die Federkraft der Sittlichkeit in ihnen iſt ſo gut als todt.

Ich würde mich nicht enthalten können, noch ſchlimmeres zu ſagen, wenn ich nicht abbräche.

Was Euren Eduard angeht, ſo genügt mir an Deinem Mißtrauen gegen ihn; Du wirſt mir die Mädchen ſchon verwahren. Wegen Clärchen hat es ohnedem nicht leicht Gefahr; die ſieht ſo hell und kann mit auf Lenore Acht geben. Und ſo mag Clerdon denn nur immer beſchönigen. Wie er es mit dieſem jungen Lieblinge treibt, hat er es von jeher mit allen Menſchen getrieben, woran er einen etwas lebhaften Antheil nahm. Es ſcheint, daß je geſchickter wir ſind, alle Falten des menſchlichen Herzens zu durchdringen, deſto fertiger ſind wir auch, uns in jedem Einzelnen Falle zu täuſchen. Wir erdichten Menſchen, ſo, daß man glaubt, ſie müßten irgendwo vorhanden ſeyn;

und wieder, aus den wirklichen Menſchen machen wir uns etwas, was ſich nirgend findet. Bey dem großen Umfange, den jede Art Charakter hat, geht das ohne Wunder zu. Unſere Einbildungskraft iſt bereit uns hundert Plane vorzulegen, um denjenigen heraus zu wählen, nach welchem die Vorſtellung ſich am leichteſten und beſten ausführen läßt, die der gegenwärtige Affect ſich wünſcht. Verſchwindet der Affect, und wir überſchauen nachher unſere gemachten Beobachtungen; dann iſt kein Menſch, der es beſſer gewußt hätte, als wir, wenn es uns darum zu thun geweſen wäre.

Uebel wird es mir bekommen, wenn Du Clerdon dies zu leſen gibſt. Ich ergebe mich darein; und grüße Du ihn nur von mir recht herzlich, den Papa Allwill.

XX.

Eduard Allwill an Luzie.

Ihr langes Sendſchreiben, gute Luzie, habe ich ſo eben zum dritten Male wieder geleſen; habe alles auf die Seite geworfen, und ſitze Ihnen nun da auf meinem Stuhle ſo feſt, als wenn der kleine Schreibtiſch hier die ungeheure runde Tafel in unſerm Rathsſaale wäre; und Sie, mein theures Fräulein, wären das Landesherrliche Portrait unter dem grünen goldbefranzten Baldachin; aber wohl zu merken, daß Sie nur in ſofern das Portrait Ihro — — vorſtellen, als mein trautes Tiſchlein hier die verwünſchte ungeheure runde Tafel in dem Rathsſaal vorſtellt; und daß die ganze Vergleichung ſich einzig und allein auf mein feſtes Sitzen gründet.

Närriſch genug mit allem dem, daß ich ſo ganz von ungefähr, und ohne alles Arge, Sie in das Bildniß eines gepanzerten Erdengottes verwandelte; denn in der That, liebe Luzie, jüngſt, als Du mit aller Weisheit Himmels und der Erde vor mich trateſt, ſah ich Dich wirklich von der Scheitel bis zu den Sohlen in ſchön gebläutem Stahl — mächtig erhaben auf den Zehen des linken Fußes; das andre Bein künſtlich von der Erde geſchwungen; empor die heilige Rechte, das Haupt mit einem Lorbeerzweige zu beſchatten; und Dein ganzes Weſen begriffen — in der Verdauung der göttlichen Eule, welche Du ſo eben roh und ungepflückt hinuntergeſchluckt hatteſt.

Gewiß hatteſt Du neulich meine geringe Perſon unter einer nicht viel weniger veredelten Geſtalt erblickt; als da wäre eine unermeßliche Perücke über meinem trotzigen Haarzopf, die mir dicke Schweißtropfen aus der Stirne preßte; zwey Seraphimsflügel an den Schultern, die mir zu Fächern, um mich anzuwehen, dienten; ebenfalls auf einem Beine ſtehend, feſt wie ein Fels. — O komm doch, komm, liebe Luzie! laß uns auf einander zuhinken; dann her Deinen Helm, daß ich meine Perücke hineinlege; — und nun ſieh: hier iſt Eduard und dort Luzie; wir ſind unter vier Augen; reden wir mit einander, wie ich und Du!

Schade was, liebe Luzie! Schade was für unſere Weisheit, für alle die prächtigen Verwandlungen, worüber wir uns ſo hoch zu gratuliren pflegen; gemeiniglich hat es am Ende ſo viel damit zu ſagen, daß — wir uns ſchämen müſſen. Man ſchwitzt im Sommer, und friert im Winter: im erſten Falle kleidet man ſich in Tafft, und im letzten in Pelz; das iſt meiſtens die ganze Geſchichte. Sie wiſſen, was die Ptolemäiſche Epicycloide für ein Ding iſt: (ſonſt kann Wallberg Sie daran erinnern) Auf- Ab- und Durcheinanderſchwingungen ohne Ende; doch nur Ein Mittelpunkt, und der Planet tritt immer wieder in die Gränze ſeines Zirkels zurück.

Es liegt mir noch klar genug im Gedächtniß, wie ich ehmals, bey jeder merkwürdigen Sinnesänderung, mich nun endlich zur wahren Weisheit bekehrt, und den einzigen Weg zur Glückſeligkeit betreten zu haben glaubte; dann vor Entſetzen und Scham vergehen wollte, daß ich vor nur ſo wenigen Tagen — oft vor nur ſo wenigen Stunden, noch ein ſo unbegreiflicher Thor hatte ſeyn können. Aber, o Tyranney des Schickſals! bald darauf kam mein unbegreiflicher Thor wieder ganz ſtattlich, als der weiſeſte Mann ans Licht, und ſchämte ſich ſeines Vorfahrs nicht weniger, als dieſer vor kurzem ſeiner ſich geſchämt hatte.

Ein Schelm thut mehr als er kann, ſagt ein altes deutſches Sprüchwort. Es ließe ſich ein ſchönes dickes Buch über dieſes Sprüchwort ſchreiben, und es ſoll mein erſtes ſeyn, wenn ich je eins unternehme. Ein feuriger, geiſtvoller Jüngling, der ein Epictet ſeyn will, will mehr als er kann, und muß ſchlechterdings dabey zum Schelme werden. Wie kann er alles Gute, alles Schöne mit Entzücken lieben, und ſo genaues Maß halten, und nie irre gehen? Wie kann er ſchon wiſſen, was jene Freude zur Thorheit macht? euch euren Ueberdruß, euren Ekel, eure Mattigkeit nachfühlen, lieben Graubärte? Wie kann ſein Muth ſich vor euren Furchten entſetzen? Er, der dem Schmerze trotzt, und dem Tode, und nur Luſt wittert. Kurz, euren innern Sinn könnt ihr ihm nicht geben; und ſo hättet ihr ihm, wenn er euch hörte, vollends allen Genuß des Lebens geraubt. In ſeinem Kopfe, wenn er ein bischen eigenes Weſen hat, muß eure Vernunft zum ärgſten Unverſtande werden; höchſtens kann ſie durch Schreckbilder einige Schwermuth in ſeine Einbildungskraft ſtaffiren. Ihre Stimme tönt alsdann ſeinem Ohr, wie ein verdrießliches Gegreine, und macht ihm Weh. Sie heißt ihn die ärgſten Qualen unaufhörlich leiden, damit ihm nur ja kein Leid wiederfahre.

Um die Lehren eurer klugen Weisheit zu verſtehen, um ſie annehmlich zu finden, muß die Seele ſich im Zuſtande des Gleichgewichts befinden, müſſen ihre lebhafteſten Begierden — eingeſchläfert ſeyn; welches ſo viel geſagt iſt, als ſie muß außer Stand, oder doch wenigſtens außer der Lage ſeyn, irgend eine entzückende Freude zu empfinden. — Hole der Henker einen ſolchen Zuſtand für jeden wackern Jungen! Genießen und Leiden iſt die Beſtimmung des Menſchen. Der Feige nur läßt ſich durch Drohungen abhalten ſeine Wünſche zu verfolgen: der Herzhafte ſpottet des; ruft, Liebe bis in den Tod! und weiß ſein Schickſal zu ertragen.

Nur ein Preßwerk, ihm das Blut durch die Adern zu ſpritzen, kein Herz muß derjenige im Buſen tragen, der ſich auf dieſer unſerer Erde zu einer fortdauernden Gemüthsruhe ſtimmen, und darin die Erfüllung ſeiner Wünſche ſchmecken kann. — Und der ſollte glücklich ſeyn — glücklich vor allen? Es gibt der Feigen genug, die vor jedem Zufalle beben, und doch faſt keinen unter ihnen, ſelbſt unter Betagten, der in eure Freyſtätten flüchtete; alle wagen immer von neuem ihre Haut, um der Freuden mehr zu haſchen, um die Fülle ihres Lebens zu genießen. So ſchuf den Menſchen Gott, und es iſt doch wohl ein bischen unverſtändig zu behaupten, er wäre beſſer, wie Gott ihn nicht haben wollte.

Glaube mir, Holde, Liebe, das beſte iſt, wir bleiben eines Sinnes mit der Natur. Ihr Weſen iſt Unſchuld, und wenn wir annehmen, was ſie uns nach Zeit und Umſtänden in die Ohren raunt, werden wir uns ſo wohl befinden, als irgend jemand unter dem Monde. Wir brauchen ſtarke Gefühle, lebhafte Bewegungen, Leidenſchaften. Was man gewöhnlich mit einem vernünftigen klugen Wandel meint, iſt eine erkünſtelte Sache; und der Seelenzuſtand, den ſie vorausſetzt, iſt zuverläſſig derjenige, der am wenigſten Wahrheit in ſich faßt. — Nimm, einer wollte ein Haus von ſo künſtlicher Einrichtung bauen, daß, wenn er ſein Licht unter dem Dache aufſteckte, das ganze Haus davon erleuchtet wäre. Es kann geſchehen, — wenn er den Docht ausſpreitet und wohl auflockert, — daß etwas Schimmer durch das ganze Gebäude dringe; aber welche arme verwirrende Dämmerung! Lieber gewöhnte ich mich im Dunkeln zu hauſen. Indeſſen mag es, als ein Kunſtſtück, auf Bewunderung Anſpruch machen: ſonſt wird doch jeder

Verſtändige lieber ſein Licht allemal dahin tragen, wo er gegenwärtig zu ſehen braucht, und es hinter ſich dunkel werden laſſen, ſo ſehr es will.

Ich ſoll mich um feſte Grundſätze bemühen, damit ich zu unwandelbarer Tugend gelange. Nun klingt es mir gerade ſo, wenn mir jemand vorſchlägt, aus Grundſätzen tugendhaft zu werden, als wenn mir einer vorſchlüge, mich aus Grundſätzen zu verlieben. Ein Verliebter — nicht aus Leidenſchaft, ſondern aus Vorſatz, wäre freylich wohl ſehr treu. Und eben ſo würde der Herzhafte, der Großmüthige, der Wohlwollende, der es nicht aus leidigem Triebe wäre, und des Gefühls dazu entbehren könnte, nicht nur zu allen Zeiten herzhaft, großmüthig, wohlwollend ſeyn; ſondern auch in jedem beſondern Falle ſo ſehr, und ſo nicht-ſehr, als er müßte. — O, ja wohl! und ich weiß das alles; bin ja mehr als ſonſt ein Menſch gehütet worden, irgend zu wollen — was ich wollte; zu empfinden — was ich empfand; wurde früh genug mit Strenge angewieſen, wie ich etwas ſchön und gut, und nur dies Etwas ſo finden müſſe; gefüllt bis oben an mit erkünſteltem, erzwungenem Glauben; verwirrt in meinem ganzen

Weſen durch gewaltſame Verknüpfung unzuſammenhangender Begriffe; hingewieſen, hingeſtoßen zu einer durchaus ſchiefen, ganz erlogenen Exiſtenz.

Dennoch behielt wahres Leben in mir die Oberhand. Mich rettete mein eigenes Herz. Darum will ich ferner ihm gehorchen, und mein Ohr nach ſeiner Stimme neigen. Dieſe zu vernehmen, zu unterſcheiden, zu verſtehen, ſey mir Weisheit; ihr muthig zu folgen, Tugend!

Schreye nicht über Gefahr, liebe Luzie! Was geht uns das an, wenn der Ruchloſe vorgibt, er thue eben das, und dabey immer ruchloſer wird. Jedes Weſen erſprießt in ſeiner eigenen Natur: wird nicht auch die ſchöne Seele aus ihrem Keim ſich immer ſchöner bilden? Was iſt zuverläſſiger, als das Herz des edel gebornen? — — Nimm alle Sittenlehren, alle Philoſophieen des Lebens zuſammen, und verſuche ſtreng nach ihren Vorſchriften zu wandeln: wenn du wahres Gefühl von Schönheit und Vortreflichkeit haſt, auf wie viele Ausnahmen wirſt du ſtoßen? Willſt du nun, aus Furcht zu verirren, keine ſolche Ausnahme gelten laſſen: wie muß da nicht endlich dein Herz und

Verſtand ſich verſtocken, dein Geiſt zu jedem freyen Beſtreben unfähig werden?

Nehmen wir auch einen einzelnen Menſchen, den gefühlvolleſten, ſtärkſten; und laſſen wir ihn, nach gemachten unzähligen Erfahrungen, blos für ſeine Perſon, mit dem freyeſten Muthe, eine Philoſophie des Lebens entwerfen: er wird in der Folge doch wieder auf Ausnahmen ſtoßen; und fürchtet er ſich, dieſe gelten zu laſſen, ſo wird er nach und nach zu einer Art Maſchine, wiewohl zu einer vorzüglicheren als jener andre, der ſich im Rade noch mehr gemeiner Vorſchriften dreht. Allzu oft muß er ſein gegenwärtiges Gefühl unterdrücken, ihm nicht glauben, nicht trauen wollen; folglich blos nach dem Buchſtaben handeln. Umgeht, verdreht er das Geſetz, ſo wird der Kerl ein Heuchler, ein Schurke; unterwirft er ſich ihm redlich — ſo kommt er allmählich um Sinn und Gefühl — wird, je höher er die Fertigkeit ſeiner Tugend treibt, deſto kälter, geſchmackloſer; gehorcht immer nur (blindlings oder ſehend — wie es kommt) ſeinem ehmaligen Willen, hat aber jetzt keinen eigenen Willen mehr; kann ſich hinfort nie weiter über ſich ſelbſt empor ſchwingen.

Wir wiſſen, daß, der allgemeinen Sicherheit wegen, jeder Richter nach dem dürren Buchſtaben der Geſetze urtheilen, und für jede andre Betrachtung blind ſeyn muß; daher denn oft die abſcheulichſten Unthaten gerichtlich beſtätiget werden, weil der Böſewicht nicht gegen den *Buchſtaben* des Geſetzes gehandelt, und er die *Form der Procedur* zu ſeinem Schutze angewendet hatte: der gewiſſenhafte Richter konnte nicht anders, er mußte — war er auch der wärmſte Menſchenfreund — Verderben über den vervortheilten Rechtſchaffenen ausſprechen. Aber was für ein Menſch wäre dieſer Richter, wenn er kein anderes, als dieſes geſetzmäßige, verabredete Gewiſſen hätte; wenn er den Verurtheilten nun wirklich für einen Verbrecher hielte? — Und ſiehe, gerade ſolche Richter ſind doch alle unſere unbeweglichen Sittenbeſteller. Ich weiß nicht, wie weit ich ihnen aus dem Wege gehen möchte!

Syſtem der Glückſeligkeit, ſo heiſſet, was ſie uns lehren wollen — *höchſter Genuß der Menſchheit*; was das iſt, das wiſſen ſie — für *jedweden* unter *allen* Umſtänden; haben im Auge die Harmonie aller Bedürfniſſe, in der Seele das Maß aller menſchlichen Kraft.

Hochweiſe, Hochgebietende Herren! wir ſind nicht für einander. Ich ſinge ein ganz anderes Lied, als wovon die Melodie auf die Walze eures heiligen moraliſchen Dudeldeys genagelt iſt. Auch genießen wir ganz verſchiedene Koſt; können nicht an Einem Tiſche mit einander ſitzen; mein geſunder Verſtand, meine geſunden Sinne gingen mir bey eurer Krankendiät zu Schanden. Deßwegen überlaßt mich meiner guten Natur, welche verlangt, daß ich jede Fähigkeit in mir erwachen, jede Kraft der Menſchheit in mir rege werden laſſe. Freylich drängt ſichs da wohl einmal: aber die freye Bewegung hilft durch, paßt, ſondert und vereinigt, — beſſert auch. — — Du hohnlächelſt, weiſer Mann? Was ſoll das lange Regiſter meiner Vergehungen, meiner Thorheiten? — Sage, bin ich ſchlimmer, bin ich thörichter geworden, als ich war? — bin ich ſchlimmer, thörichter, weniger glücklich, als du? — — Es wehet durch alle meine Empfindungen der lebendige Athem der Natur, der vermehrende, ewig neu gebärende. — Laß ihn wehen! — Ja, fallen werde ich noch oft, aber auch eben ſo oft wieder aufſtehen, und glücklicher fortwandeln. Sagte dirs nicht deine Amme, daß man nur durch Fallen gehen lernt? — O ihr Doppeltgegliederten, ihr Krüppel in eurem Gängelwagen!

Es iſt traurig anzuſehen, wie manche guten Leute ſo ängſtlich und emſig — ja zuſehen, — daß ſie — nur ja nichts Böſes, nur ja nichts Ungerechtes verurſachen oder zulaſſen; und darüber in ihrem Trübſinn es nun zehnmal ärger anrichten, oft an unſäglichem Unheile Schuld werden. Um nicht, pflichtwidrig, durch des abweſenden Nachbars verſchloſſene Thür einzubrechen, überließen ſie euch wahrſcheinlicher, dringender Gefahr; als wohl, in deſſen Garten von ſeinem ruchloſen Sohn ermordet zu werden. Nun verlöre dieſer arme Nachbar darüber Nährer, Helfer und Freund, und müßte ſeinen Sohn auf dem Rade ſterben ſehen: aber ſie hätten dann doch kein Geſetz übertreten, hätten ſich nichts vorzuwerfen, behielten ein *reines* Herz und ein *gutes* Gewiſſen.

Es ließe ſich auf alle Weiſe darthun, und durch eine Menge Beyſpiele erläutern, daß in dem Begriffe der entſchiedenſten Tugenden doch immer etwas ſchwankendes bleibt, ſo daß zuweilen der Menſch ſich am vortreflichſten zeigen kann, indem er ihnen ſchnurſtracks entgegen handelt. Ich kann mir Fälle gedenken, wo

es das erhabenſte Verdienſt wäre . . . .
aber das leitete mich in ein zu weites Feld. Nur noch ein Beyſpiel für das, was ich vorhin ſagte.

Die erhabenſte aller Tugenden, welche zugleich die allgemeinſte Anwendung verträgt, die übrigen alle ſchützt, vermehrt, gebiert — iſt wohl durchgängige Wahrhaftigkeit. Was für ein göttlicher Menſch müßte der nicht werden, welcher ſich entſchlöſſe, immer wahr zu ſeyn? Schon das würde nothwendig zur Rechtſchaffenheit leiten, wenn man den Vorſatz ausführte, nur keine Unwahrheit je zu ſagen; ſo groß iſt unſre Achtung für unſre Mitmenſchen, ſo brennend der Spiegel, der unſre Geſtalt aus ihnen in uns zurück wirft! Man erinnere ſich irgend eines Vorfalls, wo man um eine Leidenſchaft zu befriedigen, einen Betrug zu Hülfe genommen, und ſtelle ſich nun vor, man hätte, anſtatt heimlich zu Werke zu gehen, demjenigen, den man hintergangen, die nackende Wahrheit, ſein eigentliches Vorhaben entdecken müſſen — wie wird man nicht auffahren und erblaſſen vor dem bloßen Gedanken! — Leichtſinn, in Abſicht der Wahrheit, iſt Sohn und Vater des Laſters, ſein Helm und Schwert, und ſchon die kleinſte Lüge eins der ärgſten Verbrechen gegen uns ſelbſt, gegen die Menſchheit. — Aber wer könnte zu unſern Zeiten den unüberlegten Entſchluß faſſen, nie eine Unwahrheit ſagen zu wollen?

Und hat es nicht zu allen Zeiten Fälle gegeben, wo es Trieb der erhabenſten Menſchheit, wo es Eingebung Gottes war zu lügen? — „O wer hat dieſe entſetzliche That gethan?“ — „Niemand, antwortet Desdemona; ich ſelbſt, leb wohl, empfiehl mich meinem güt'gen Herrn, leb wohl! — Othello ruft: „Sie fuhr als eine Lügnerin zur Hölle, ich war es, der ſie mordete.“ — Aber, o gerechteſter Gott! wer wollte nicht mit einer ſolchen Lüge im Munde den Geiſt aufgeben, und ſich vor deinen Richterſtuhl ſtellen?

Auch iſt ſogar ſchon das ſchwankend, was ich vorhin zum Behuf der Wahrhaftigkeit, der Unverſtelltheit, der Offenherzigkeit vorbrachte; wir ſcheuen uns nicht ſelten eben ſo ſehr das Unſchuldige, das Ruhmwürdige ſogar, zu offenbaren, als das Böſe und Schändliche; und dieſe Schüchternheit zu überwinden, iſt zuweilen Heldenmuth vonnöthen.

Das ſchöne Regiſter eurer ſogenannten Tugenden auf dieſe Weiſe durchgegangen; dann in dem

Miſchmaſche ſie betrachtet, wie ihr ſie *ganz* und *alle zuſammen*, durch einen chemiſchen Proceß ſo gern in unſre Seelen treiben, und darin hermetiſch verſiegeln möchtet! — So ſollten wir (billig!) wohl eine Art Gewächs ſeyn, das zugleich Kaſtanien trüge und Pomeranzen, und auch eine Ananas wäre, und ein Erdapfel, und ein Roſenſtrauch — aber bey Leibe! daran keine Dornen! — Sollte wohl — *Aſia* gelegen ſeyn in *Europa* — ſollten uns wohl bemühen, die Kunſt der Barometer und Thermometer ſo weit zu treiben, daß wir rund um die Erde Zonam temperatam bekämen, und immer ſchönes und fruchtbares Wetter zugleich hätten — ſollten wohl *alle* Tugenden zu erwerben und auszuüben wiſſen — beym Ball ſchlagen, oder beym Taroc à l'hombre — ſollten — ſollten —

Ja, ſo *in etwa* — *denken* läßt ſich freylich manches — noch ſo *eben*. Aber von der *ſchimäriſchen* Vorſtellung bis zur *wahren*; vom Traum bis zur Wirklichkeit — wie weit!

Es wird überhaupt nie genug erwogen, was für ein unendlicher Unterſchied zwiſchen Bild und Sache, zwiſchen *Begriff* und *Anſchauung* iſt. Welche

Menge der entgegengeſetzteſten Dinge können wir nicht im Begriffe zuſammen nehmen, auf einander folgen laſſen? Viele denken ſich Himmel und Hölle, und ihnen iſt bey dem Einem ungefähr zu Muthe, wie beym Andern. Darum überwiegt ſo häufig ſinnlicher Reiz die Vorſtellungen von den ſchrecklichſten Plagen der Zukunft: und darum iſt es ſo ein Lumpenkram um alle auswendig gelernte Religion und auswendig gelernte Moral.

Ein Menſch, der beſtändig in der Anſchauung edler Gegenſtände iſt, wird nicht leicht unedel handeln; wer aber das minder Gute, das minder Schöne in der Anſchauung, und das höhere Schöne und Gute blos in einem angeblichen, anſchauungsloſen Begriffe hat; wie wollte der handeln können dieſem gemäß?

Alles ſtimmt zuſammen, die Menſchen unſrer Zeit in dieſen Fall zu ſetzen. Daher der beſtändige Widerſpruch zwiſchen Handlungen und Grundſätzen; daher die Irrungen ſelbſt in dem Syſtem der Grundſätze, weil nichts irrleitender iſt, als die Combinationen blos ſpeculativ praktiſcher Begriffe. — Was für Meinungen, was für Entſchlüſſe werden in unſrer Kindheit nicht in unſre Köpfe geſchraubt, was für Geſinnungen nicht hineingedämmert? — Und wenn wir Arme dann hinausgeſtoßen werden in die Welt, wo jetzt alles dawider angeht; welch innerer Zwieſpalt, welche Zerrüttung, welch gegenſeitiges Mißtrauen zwiſchen Herz und Geiſt!

O, ſchlage du nur fort, mein Herz — muthig und frey; dich wird die Göttin der Liebe — es werden die Huldinnen alle dich beſchirmen: denn du ließeſt alle — alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; — vertrauteſt unumſchränkt der allgütigen Mutter — ſchenkteſt ihrem zarteſten Lächeln jedesmal von neuem dich ganz — ſtrömteſt hin in verdachtloſem Entzücken: lernteſt, empfingeſt von ihr, zu geben und zu nehmen, wie ſie ſelbſt. Gleich den Millionen Lichtſtralen, die von unzähligen Gegenſtänden zurückprallen, ohne ſich zu verwirren, dann im Auge ſich ſammeln — wieder ohne ſich zu verwirren: — o, unausſprechliches Wohlthun — unendliche Güte — Leben und Liebe!

Luzie! liebe Luzie! daß ich Dir es mittheilen könnte! könnte leben Dich lehren dies unendliche Leben. Nie würdeſt Du dann befeſtigen wollen die Sonne, weder in Oſten noch in Weſten, ſondern würdeſt wenden Dich nach Aufgang und Untergang. — Und ſchön iſt ja auch der Mond unter Sternen am Nachthimmel — Und ſchön der dunklere Nachthimmel mit hellerfunkelnden Sternen im Neulicht! — O, daß ich dieſe Gottesader in Dir rühren, und zum immerwährenden Pulsſchlage bringen könnte!

XXI.

Luzie an Eduard Allwill.

Ihr jüngſter Brief, mein theurer Freund und Lehrer! war mir beynah ſo viel werth, als eine perſönliche Erſcheinung. Was Sie für ein Zauberer ſind! Als ich ihn geleſen hatte, dieſen Brief, war ich — nein! ich war nicht zwey Jahre jünger; nur die Zeit hatte ſich um ſo viel verjüngt; Sie waren noch bey uns, und ich hatte Sie ganz rund da ſtehen, wie kurz vor unſerer Trennung. Nun urtheilen Sie, wie mir das ſo wunderlich im Kopfe herumgehen mußte, daß ich an Sie geſchrieben hatte, und geſchrieben hatte alles das, wovon Sie ſo luſtig geworden waren, und daneben ſo heldenmüthig. Meine herzliche Epiſtel an Sie wurde mir nun gerades Weges zur Poſſe; ich mußte lachen und erröthen.

Großer Mann, verzeihen Sie meine Unbeſonnenheit: ich vergaß, daß Sie ein Held ſind; daß ich — nur ein unbedeutendes, unſchuldiges Mädchen bin, und daß Unſchuld dem Helden etwas ſo unnützes, ſo nichtswürdiges ſcheinen muß; daß der Göttliche —

Unſchuld verſpottet; der Göttliche — Unſchuld mit Füßen tritt; über ſie hin, erhaben, ſeine Bahn nimmt.

Unſchuld, Eduard! — lieber Eduard, Unſchuld, Unſchuld, Unſchuld! — Erwacht keine erſte Erinnerung davon in Ihrer Seele?

Beſinnen Sie ſich doch — weit, weit zurück! Dort in der ſchattichtſten Gegend Ihrer Seele — ſchwebt da nicht etwas noch von dem Schauder, der Sie ergriff, als ihr offenes Auge enger, Ihre lichte Stirne dunkel wurde, als das Gewölbe Ihres Buſens wich, Ihr Athem ſich verminderte; Stand und Tritt, Ihr ganzes Weſen ſchwankte: — als Unſchuld Sie zu verlaſſen drohte? Und wallet da nicht in dumpfem Nachhall noch etwas von dem Donner — als Sie Unſchuld von ſich warfen . . . ?

Nein, armer Eduard, das iſt verſchwunden, Dir auf immer verſchwunden!

Was will ich alſo? Sie können ja unmöglich mich verſtehen . . . Ihr Treflichen überwachſt euch in den Kinderſchuhen. Bevor ihr euch in euch ſelbſt ganz ſammeln könnt, iſt euer Weſen ſchon angegriffen; bevor ſich euer Herz ſelbſt fühlen kann, iſt es ſchon bethört. Da entſtehen denn höchſtens, wo Schönheit und Größe in der Anlage waren, ſolche herrliche Ungeheuer, wie ehemals die Centauren.

Eduard! ein ſehr außerordentlicher Menſch ſind Sie wahrlich. Wer Sie durchaus kennt, dem muß es oft wunderbar vorkommen, daß Sie nicht ein Engel an Tugend, oder ein Satan an Laſter geworden ſind. Die Ungereimtheit Ihres Weſens widerſteht allem Begriff. Unbändige Sinnlichkeit und ſtoiſcher Hang; weibiſche Zärtlichkeit, der äußerſte Leichtſinn — und der kälteſte Muth und die feſteſte Treue; Tigers = Sinn — und Lammes = Herz; allgegenwärtig — und nirgend wo; alles — und nie etwas.

Laſſen Sie mich, Eduard! Ich ertrag es nicht länger, an Ihnen Theil zu nehmen. — Und muß es doch ertragen!

So hören Sie denn, woran Ihre lange Epiſtel mich zuerſt erinnert hat. An einen andern Eduard hat ſie mich erinnert, der ſich einmal gegen unſern D** — Sie werden wohl noch wiſſen, bey welcher Gelegenheit — auf folgende Weiſe ergoß.

„Verträglich, nachſehend, tolerant,“ ſchrieb der „feurige Jüngling, „bin ich gewiß ſo ſehr, als ich es „ohne meinen eigenthümlichen Charakter zu verderben,

„ohne Inconſequenz ſeyn kann. Mir däucht, wer „auf eine andere Weiſe tolerant iſt, der mißbraucht „Sache und Wort, der iſt nicht tolerant, der iſt wan„kelmüthig, ſchwach, kindiſch. Ein Kind wird von „allen Dingen entzückt, die nur im Vorübergleiten ei„nen angenehmen Eindruck auf ſeine zarten Sinne ma„chen; es unterſcheidet, es ſchätzt ſie weiter nicht: in „jeder Stunde iſt ihm etwas anderes ſchön, und was „in dem gegenwärtigen Augenblicke es vergnügt, das „ſchönſte von allem. Ein Mann im Gegentheil un„terſcheidet die Dinge an ihren eigenthümlichen Merk„malen; er ordnet ſie nach ihrem Gebrauche für ſein „ganzes Daſeyn, und weiß, was gut und ſchön iſt, „mit Namen zu nennen.“

„Alles Mögliche von einer gewiſſen Seite betrach„tet, läßt ſich in einem erträglichen Lichte ſehen; denn „nichts kann durchaus häßlich und böſe ſeyn. Aber „ſo, wie wir von entfernten Körpern nur dann ſagen, „daß wir ſie in ihrer wahren Geſtalt erkennen, wann „wir ſie ſo ſehen, wie ſie uns in der Nähe, in derje„nigen Diſtanz erſcheinen, welche ich die Beta„ſtungsſphäre nennen möchte; eben ſo haben auch „die moraliſchen Gegenſtände ihre ausgemachte Di-

„ſtanz oder Sphäre, in der ihre verſchiedenen Erſcheinungen berichtiget, und auf die beſtändigen Geſtalten der Gegenſtände zurückgeführt werden müſſen. „Wer nicht für ſich eine ſolche beſtimmte Sphäre unwandelbar annimmt, ſondern bald in dieſe, bald in „jene flattert; alle Augenblicke den Horizont wechſelt, „und überall zu Hauſe iſt: der kann — vielleicht die „Hälfte ſeiner Lebenszeit ein ganz guter Menſch ſcheinen; die andre Hälfte aber ſcheint er zuverläſſig ein „deſto ſchlechterer; ein würdiger nie; iſt keinen „Augenblick ein ganzer Mann.“

An eben dieſen D** ſchrieb derſelbe Eduard: „Das romantiſche Gebrauſe Ihres jungen Grafen iſt „unerträglich. Ein Clodius, der den Brutus ſpielen will! Was ich davon denke, darf ich der Mutter „nicht ſagen, wohl aber Ihnen. So ein Laffe, der „alle Tage regelmäßig ſeinen dummen oder ſchlechten „Streich ſpielt, mag ſich einfallen laſſen, die Welt „ſey nicht gut genug für ihn! Er ſoll doch nur ja mit „ihr vorlieb nehmen; denn wie der junge Herr beſchaffen iſt, ſo iſt er noch lange nicht gut genug für ſie, „und er mag nur zuſehen, daß er nicht heute oder mor-

„gen auf eine unebne Weiſe ſeinen Abſchied daraus erhält. Mir fallen gleich Maulſchellen ein, wenn ich „Leute mit erhabenen Geſinnungen heran kommen ſehe, „die nicht einmal nur rechtſchaffene Geſinnungen „beweiſen. Und ich werde nicht zufriedener mit ihnen, „wenn ſie auch ihre ſchönen Geſinnungen mit ſogenannten ſchönen Handlungen begleiten; denn jedem, „der ein weiches Herz und etwas Feuer im Blute hat, „wird es leichter dergleichen zu thun als zu laſſen. „Aber das Böſe zu meiden! das erfodert andere „Kräfte; da muß der ganze Menſch ſich zuſammen „nehmen, oft bis zur Vernichtigung ſich anſtrengen, „und am Ende finden, daß er zu wenig hatte an den „Kräften ſeiner ganzen Menſchheit — Noch einmal! „Es iſt leicht, ſehr leicht, mancherley Gutes zu „thun; und Großes zu thun, iſt immer eine Luſt: „aber ohne Sünde bleiben, ohne Miſſethat — das iſt „— o wie ſchwer! Aber auch, wie weit erhaben über „alles! Was iſt der wunderbarſte Luftſpringer gegen „den Unerſchütterlichen im Kampfe? — Ein vortreflicher Schriftſteller ſagt irgendwo: ich wüßte nichts „preiswürdiges, wozu nicht auch der äußerſt mißrathene, durchaus fehlerhafte Menſch zuweilen ſich erhe-

„den könnte — Ordnung, Mäßigung und „Beſtändigkeit ausgenommen."

Ich fodere Sie nicht auf, guter Eduard, dieſe Auszüge mit den erheblichſten Stellen Ihres jüngſten Briefes an mich in Verbindung zu bringen. Wer weiß, was Sie leiſteten? Ich habe eine ſolche hohe Meinung von Ihren philoſophiſchen Gaben, daß ich Ihnen beynah das Unmögliche zutraue. Allein, Ihrem Herzen ſey es anheim gegeben, wo die Fülle der Wahrheit iſt; dort oder hier. Sie glauben ja Ihrem Herzen alles; ich glaube ihm auch. Fragen Sie Ihr Herz, wann es ſich am freyeſten fühlte; wo es ganz einſtimmte und mit Ihren Gedanken gleichen Strom nahm: ob bey den Briefen an D**, oder bey dem an mich?

Lieber, offener — königlicher Jüngling! Ach, ſo tief herabgewürdigt — zum bangen, ſchielenden Sophiſten!

Sie erinnern ſich wohl ſchwerlich eines Briefes, den Sie mir vor anderthalb Jahren ſchrieben; es war einer der erſten, nachdem Sie Wien verlaſſen hatten. Ich bin äußerſt verſucht, ihn hier ganz abzuſchreiben; aber leſen Sie nur folgende Stellen wieder: „Wenn in

„den vergangenen Tagen, des Nachts vor Einſchlafen,
„früh beym Erwachen, in jedem ſtillen Augenblicke
„mein Wiener Aufenthalt mir vor die Seele trat;
„mancher verblichene Reſt des Vergangenen neues Leben
„erhielt; was in Beziehung ſtand, ſich einigte;
„alles auf einander wog, ganzer und inniger wurde —
„und ich nun über vieles, o! über ſo vieles in herbes,
„tiefes Trauern verſank; ſo fuhr es mir wohl unverſehens,
„wie ein giftiger Pfeil, durch die Bruſt: was
„ſoll dein Jammer, deine Reue, dein Klagen? Es iſt
„nur Hohn damit! Ein unbezwinglicher Leichtſinn,
„eine verruchte Achtloſigkeit, liegt zu tief in deiner
„brauſenden, unaufhörlich gährenden Natur. Wer
„dich kennt, traut dir nicht, liebt dich nicht! — O
„Luzie! bis zur Verwirrung hats mich faſt gebracht,
„dies Sinnen über mich ſelbſt, dies Hadern mit mir.
„— Ich möchte nicht alles erzählen, wenn ich auch
„könnte.“

Wie groß, wie lieb! Damals, wie nah mein Eduard den Beſten ſeiner Gattung! — Allwill! Sie wurden dennoch nicht weiſer; und ſo mußten Sie bald nur deſto thörichter, deſto unglücklicher werden. Es kann nicht anders ſeyn, die unbeſonnene Heftigkeit, womit Sie überall ſich anwerfen, ſo vielfach ſich zertrennen, muß die ungereimteſte Verwirrung in Ihrem Weſen verurſachen, der gänzlichen Zerrüttung es immer näher bringen. Alle Hände voll, wollen Sie noch immer mehr greifen, und können dann weder faſſen noch halten. Ueberdem ſoll ſich jeder Gegenſtand des Genuſſes Ihnen noch in jedem andern Gegenſtande vervielfältigen. Sie ſind gerade der Mann, über den Sie ſpotteten, der von einem Pomeranzenbaume Kaſtanien, und von einem Kaſtanienbaum Pomeranzen verlangt; die leichtfertige Dirne ſoll auch die hohen Reize, alle Tugenden, die Liebe eines frommen Mädchen; und das fromme Mädchen wieder, die ſchnöden Annehmlichkeiten, die ganze Thorheit der leichtfertigen Dirne beſitzen: und wenn dergleichen ſich nicht findet, dann iſt es eine Noth, ein Jammer, daß man zweifelt, ob auch wohl dieſe Welt einen Gott zum Urheber haben könne?

Und das heißt denn doch Eines Sinnes ſeyn mit Natur! — Allwill! Sie, eines Sinnes mit Natur? Sie, der immerwährend die echteſten Bande der Natur auflöſet; wahre, reine Verhältniſſe zerſtört, um erträumte, ſchimäriſche an die Stelle zu ſetzen — dann ſich abarbeitet, alle Schwarzkünſteleyen zu Hülfe nimmt, um den wankenden Schatten zu befeſtigen; und da nichts deſtoweniger die Sonne ihn verrückt, dem Segens-Wandel der Sonne fluchet — Sie, Eines Sinnes mit Natur?

Wenn ich nur etwas wüßte, was der Natur mehr entgegen wäre, als jene Unmäßigkeit, welche alle Bedürfniſſe vervielfältiget und unendlichen Mangel ſchafft, mit ſeinen unendlichen Nöthen — Angſt, Schmerz, Gewaltthätigkeit, Betrug, Argliſt und Tücke. Nur einen flüchtigen Blick auf die Welt — was in ihr alles ſo verdirbt, daß wir ſie böſe nennen müſſen! — Es iſt offenbar nur jene Ungenügſamkeit, jenes blinde Ringen nach Allem, jenes Scheidekünſteln an den Dingen, um die Form von dem Stoff, die Wirkung von der Urſache abzulöſen; um zu widernatürlichen Bedürfniſſen widernatürliche Mittel zu erfinden. Ich weiß wohl, daß es wenig fruchtet, dawider zu predigen; aber dafür zu predigen, die Theorie der Unmäßigkeit, des Laſters, als die einzige Philoſophie des Lebens, als den einzigen Weg zur Glückſeligkeit, ja zur höchſten Vortreflichkeit, anzupreiſen:

das wäre, däucht mich, doch wohl das unſinnigſte Beginnen, das ſich erdenken ließe, und das böſeſte!

Ja, Eduard, Theorie der Unmäßigkeit, Grundſätze der ausgedehnteſten Schwelgerey, das ſind die eigentlichen Namen für das, was Sie mit ſo vielem Eifer, mit ſo großem Aufwande von Witz, Vernünfteley, und dichteriſchem Schmuck, an die Stelle der alten Weisheit zu ſetzen trachten; und dies gewiß nicht auf Anrathen Ihres Herzens, das groß und edel iſt; ſondern Ihrer Sinnlichkeit zu Liebe, welche Sie unter den Worten Empfindung und Gefühl ſo gern mit Ihrem Herzen in eins miſchen, wie auch wohl jeder andre Menſch zu thun mehr oder weniger geneigt iſt. Wohlgefühl iſt das goldene Gewölk, auf dem jede gute Gabe vom Himmel zu uns herab ſchwebt; aber Dunſt aus Moor und Grüften iſt keine Wolke vom Himmel, obſchon er die Hügel hinanſchleicht, und Sonnenlicht haſchet.

Aber Sie können das nicht unterſcheiden! Doch unterſcheiden Sie übrigens ſo ſcharf, empfinden ſo reinweg alles Schöne! — Freylich; aber auch alles Schöne ſo lebhaft, daß jeder Eindruck davon Sie berauſcht, Ihnen für die Zeit alle weitere Beſinnung raubt. Nur ein Tropfen Nektar an des Bechers Rande, und Sie verſchlingen, ohne es zu merken, das abſcheulichſte Getränk.

Eine fürchterliche Beſtimmung, dieſer Eduard Allwill zu ſeyn! Unaufhörlich, auf ſo mancherley Weiſe bis ins Mark erſchüttert; und die Menge tiefer Leiden in der Folge. Armer! — daß Du nicht endlich mit zu Grunde geheſt bey den Stößen, da alles an Dir zerſchellt; oder nicht erſtickeſt unter dem Schutte.

Könnte ich nur jedes liebe unſchuldige Geſchöpf aus Deinem Bann entfernen! Ach, wie viele der Unglücklichen Du noch machen wirſt, die Du ihrer eigentlichen Beſtimmung, ihres natürlichen Verhältniſſes entſetzen, ſie aller Haltung für ihr künftiges Leben verluſtig machen wirſt! — Gutes Mädchen, das ſage ich nicht, daß er dich nicht liebt. Er liebt dich gewiß; mit mehr Wahrheit vielleicht, als kein anderer Menſch dich lieben könnte; liebt gerade alles wahrhaft Schätzbare an dir, gerade das, worin deine gutgeſchaffene Seele ihre angemeſſenſte Thätigkeit, ihre eigenſte Wonne, fühlt. Nicht wahr, das fühlſt du, das ſichert dich, daß er dich innig liebt, wie du dich *ſelbſt*, und wie du ihn liebeſt; und du haſt Recht ſo an ihn zu glauben; dein iſt ſeine *ganze Liebe*. Aber, armes Kind! Allwill liebt nie anders; er iſt immer ſeinem Gegenſtande *ganz*; morgen vielleicht — dem Ehrgeiz; einem vortreflichen Manne; einer Kunſt; vielleicht — *einer neuen Geliebten*. — Sieh, dieſer Allwill — der Unglückliche! muß unſtät und flüchtig ſeyn; er iſt verflucht auf Erden — *aber gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Menſch Hand an ihn zu legen wagt*. — Eduard, *guter* Eduard! jammert Dich nicht das arme Geſchöpf? O ſo ſchone denn! ſchone, ſchone! —

Aber, was hilft mein Flehen; was würde jedes andre Flehen helfen? Deine Sinne, Deine Begierden ſind Dir zu mächtig; und da ſie eine ſo bequeme täuſchende Hülle an Deiner ſchönen Phantaſie haben, wirſt Du nie ſie für das erkennen, was ſie ſind. Ach, die *Bedürfniſſe* Deiner Sinne, die *Täuſchungen* Deiner Sinne — glaube mir, Allwill — (ſchwindender Athem meiner Bruſt, komm, ſammle dich, daß meine Stimme weniger bebe, und ihr kranker Laut ihn erreiche) — Allwill, *es ſind Mörder*! — Hieher und daher wird es Dir immer gräßlicher in die Ohren gellen: *Mörder!* — *Meuchelmörder!*

So manches Unheil, ſo unſäglicher Jammer allein in *dieſem* Bezirk der Menſchheit durch Sie angerichtet, würde Ihnen die Richtigkeit Ihres Syſtems hinlänglich blos ſtellen, wenn es nicht ausdrücklich erfunden wäre, Sie für dergleichen Anſichten blind zu machen. Da ſoll nun eine Menge herrlicher Empfindungen und Gefühle, welche ſich anders nicht erwerben und zuſammen bringen ließen, alles Böſe mit Wucher erſetzen, und dieſer innere Genuß alle ſeine Koſten aufwiegen. Hiebey fällt mir ein, was ich Sie oft vom *Wiſſen* ſagen hörte. Sie verglichen den großen Haufen unſerer Studirenden mit Leuten, die gar emſig hin und her liefen, um zu ſuchen — was ſie nicht verloren hätten. Gern belachte ich mit Ihnen die Thorheit eines ſolchen geſchäftigen Müßiggangs, um lauter abſichtloſe *Wiſſerey* ohne *Wiſſen.* Aber ſagen Sie mir, lieber Eduard, iſt es eine beſſere Sache um das müßige Sammeln von Empfindungen, um das Beſtreben, *Empfindungen* — zu *empfinden, Gefühle* — zu *fühlen?* Findet hier nicht eine viel ungereimtere Abſonderung Statt, wie dort beym Wiſſen? Ich glaube, wer eine ſchöne große Seele in der That beſitzt, hält ſich nicht damit auf, die Empfindungen, welche ſeine Handlungen treiben, die entzückenden Gefühle, welche ſie begleiten, auf ſolche Weiſe abzuſondern; wird ſich ihrer nie dergeſtalt bewußt, daß er ſie in Vorſtellungen aufbewahren, und aus ihrer Betrachtung einen unabhängigen Genuß ſich bereiten könnte: er ſagt nicht: es iſt Seligkeit in dieſer Empfindung, in dieſem Gefühle, ſondern es iſt Seligkeit in dieſer That. Und das, Lieber, macht die Bahn des Edlen richtig.

Vor einigen Monaten ſtarb ein Greis, mit Namen Wigand Erdiz; der hatte aus dem elenden Flecken D* eine anſehnliche Stadt voll glücklicher Bürger gemacht. Ich glaube nicht, daß er außer ſeinem Gewerbe viel mehr als ſeinen Katechiſmus wußte; aber ſein Gewerbe verſtand er gut, war an Ordnung, Fleiß, Mäßigkeit — an geſunde Vernunft gewohnt, und ſo von Tage zu Tage klüger, geſchickter, emſiger und unternehmender geworden. Nun legte er zu D* eine Tuchmanufaktur an. Der Fortgang ſeines Unternehmens litt unzählige Hinderniſſe; aber er war einmal im Gedränge, und mußte durch. Eine Schwierigkeit nach der andern wurde überwunden; der Mann immer muthiger und weiſer. Wenige Jahre verſtrichen, da waren fünfhundert Familien in ſeinem Brote. Der benachbarte Bauer, um dieſes zu ſchaffen, vergrößerte ſein Haus und machte öde Ländereyen urbar; es wurden fruchtbare Bäume gepflanzt, Gärten angelegt; die ganze Gegend füllte und verſchönerte ſich. Endlich ward dieſen Glücklichen das Thal zu enge. Da ſprengten ſie Felſen weg und bauten Stufenweiſe die Berge hinan. Das alles brachte dieſer einzige Mann zuwege, und ohne andre Abſicht (ſeines Bewußtſeyns) als ſein Gewerbe in Flor zu bringen, ſein Haus zu gründen, und ſeine Nachkommen in Segen zu ſetzen. Eben ſo wurden ihm die Eigenſchaften ehrwürdiger Menſchheit. Die Klugheit und die Unſträflichkeit ſeines Wandels hatten ihn bey ſeinen Mitbürgern in ſolches Anſehen geſetzt, daß ſie, wie einen Vater, ihn über ſich walten ließen. Sein Urtheil, das Licht ſeines Gewiſſens, galt ihnen mehr als alle Geſetzbücher. In den letzten Jahren, wenn der alte Erdig über die Straße ging, traten die Leute vor ihre Häuſer, und wer ihm begegnete, wich auf die Seite, um ihn mit gebührender Ehrfurcht zu grüßen. Man muß die Leute ſehen, wenn ſie erzählen, wie der ehrenreiche Greis langſam ſo einher trat, gegen jeden, freundlich, ſein leuchtendes Haupt neigte, und ihnen alles Gute erinnerlich wird, was er geſtiftet hat. — Nicht Thränen, es kommt ihnen ſonſt etwas in die Augen, verbreitet ſich über ihr ganzes Geſicht — Verheiſſung des ewigen Lebens: Er iſt bey Gott! — Allwill! dieſer Glanz der Heiligkeit — wiſſen Sie etwas darüber?

Eure Flitter-Philoſophie möchte gern alles, was Form heißt, verbannt wiſſen. Alles ſoll aus freyer Hand geſchehen; die menſchliche Seele zu allem Guten und Schönen ſich ſelbſt — aus ſich ſelbſt bilden; und ihr bedenkt nicht, daß menſchlicher Charakter einer flüſſigen Materie gleicht, die nicht anders als in einem Gefäße Geſtalt und Bleiben haben kann; laßt euch deswegen auch nicht einmal einfallen zu erwägen, daß eitel Waſſer in einem Glaſe mehr taugt, als Nektar in Schlamm gegoſſen.

Ich kann Ihnen alle moraliſchen Syſteme, als wirkliche Haltung ertheilende Form, Preis geben, und bin dazu bereit, da ich ſelbſt nur der ganzen Menſchheit eines Menſchen traue, und mich wenig auf die Weisheit und Tugend, die nur in und an ihm iſt, verlaſſe. Aber zur Menſchheit eines jeden Menſchen gehören Grundſätze, und irgend ein Zuſammenhang der Grundſätze; und es iſt barer Unſinn, hievon als von etwas Entbehrlichem zu reden. Was nützen Erfahrungen, wenn nicht durch ihre Vergleichung ſtandhafte Begriffe und Urtheile zuwege gebracht werden; und was wäre überall mit dem Menſchen vorzunehmen, wenn man nicht auf die Wirkſamkeit ſolcher Begriffe und Urtheile zu fußen hätte? Auch nehmen wir ſo allgemein für den eigenthümlichſten Vorzug der Menſchheit an, nach Grundſätzen zu handeln, daß der Grad der Fertigkeit hierin den Grad unſerer Hochachtung oder Verachtung beſtimmt. Wir preiſen denjenigen, bey welchem der Empfindung das Gefühl, und dem Gefühl der Gedanke die Wage hält. Alſo nicht unſere Gefühle verringern, nicht ſie ſchwächen will die Weisheit; ſie nur reinigen will ſie; und dann bis zur Lebhaftigkeit des Gefühls den Gedanken erhöhen: alſo die Empfindung überhaupt — ſchärfen, vergrößern.

Ich weiß, daß Sie mehrmals, von hoher Idee begeiſtert, heftige Begierden unterdrückten, Leidenſchaften überwältigten. Haben Sie jemals ſich ſeliger gefühlt, als in ſolchen Augenblicken; waren Sie je freudiger, triumphirender? Auf nichts dünken Sie ſich ja mehr, als daß gewiſſe Ideen ſo feſt in Ihnen haften, daß kein Vorfall Ihren Glauben daran einen Augenblick irre machen kann, Sinne und Imagination mögen vorſpiegeln was Sie wollen. Edler Stolz kann nie eine andre Quelle haben. Jede Erhabenheit des Charakters kommt von überſchwänglicher Idee. Als Portia den Brutus überführen wollte, daß ihre Seele fähig ſey, die ſeinige in allen ihren Unternehmungen zu begleiten, wußte ſie kein beſſeres Mittel, als ihm eine Probe vor Augen zu legen, daß ſinnliche Eindrücke nichts über ſie vermöchten.

Steigen wir von der Helden-Sitte bis zum gefälligen Weſen unſerer Tage herab; überall ſehen wir am meiſten geehrt, was Obermacht des Gedankens über ſinnliche Triebe beweiſet. Die Lebensarten mögen noch ſo verſchieden ſeyn, die Gebräuche noch ſo mannigfaltig und abwechſelnd; dieſes Gefühl thut ſich überall hervor, und liegt in Wahrheit allen unſeren Urtheilen über das, was Anſtändig oder Unanſtändig nicht nur in Handlungen und Reden, ſondern auch in Ton, Mienen und Geberden iſt, zum

Grunde. Wo Gedanke den Menſchen zu verlaſſen ſcheint; wo er ganz in des Triebes Gewalt iſt; wo er dieſen nur die Oberhand gewinnen läßt; nur der Gefahr ſich ausſetzt, von ihm übermeiſtert zu werden: da fühlen wir Unanſtändigkeit.

Es iſt gerade zum Vortheile der Grundſätze, was Sie am Anfange Ihres Briefes von den widerſprechenden Erſcheinungen im Menſchen anführen, wo ihm wechſelsweiſe ſeine Weisheit zur Thorheit, und ſeine Thorheit zur Weisheit wird. Man ſollte glauben, eben dieſe feine Organiſation, welche Sie zu dergleichen Bemerkungen geſchickt macht, Ihnen Materie und Form dazu bietet, müßte Ihnen auch die Ueberzeugung aufdringen, daß dem Menſchen eine feſte Lehre des Achtungswürdigen, daß ihm unverbrüchliche Vorſchriften des Verhaltens unentbehrlich ſind. Was anders kann in ſeinem Thun ihn ſichern; was als einen zuverläſſigen Mann ihn darſtellen? — In alle Wege muß er ſonſt verloren gehen.

Den eingeſtandenen Wankelmuth des menſchlichen Herzens ſogar bey Seite, und angenommen, das Ihre wäre ſo beſchaffen, daß es Sie immer recht leitete; aber nur auf eine Weiſe, welche der eingeführten allgemeinen Ordnung oft zuwider liefe: ſo müßte dennoch Ihr Charakter verwildern. Es könnte nicht fehlen, indem Sie diejenigen Geſetze angriffen, welche der *gemeine* Menſchen-Sinn für *unverbrüchlich* erklärt, daß Ihnen beynah jeder im Wege ſtünde, Ihre Beſtrebungen hemmte, unwiſſend oder aus Abſicht Ihnen die äußerſte Qual verurſachte; kurz, daß Jedermanns Hand ſich wider Sie erhöbe. Zwiefach wäre dann gegen Jedermann die Ihre. Ekel, Gram und Haß nähmen Ihre Seele ein. Mit der Gewalt drängen Sie nicht durch. Sie müßten alſo, um Ihr *erhabneres* Leben zu retten, Liſt, Verſtellung, Betrug zu Hülfe rufen; lauter krumme Wege gehen: dies entzweyte Sie nothwendiger Weiſe mit ſich ſelbſt; und ſo müßten Sie bald voll tiefen Gräuels ſich und die Welt verfluchen.

Schnöde Prahlerey, daß Ihr Herz immer freyer und freyer ſchlage. Es kann nicht frey ſchlagen, ſo lange es Geheimniſſe des Frevels und der Schande zu bergen hat; ſo lange es vor dem Blicke des Unſträflichen ſich zuſammen ziehen — von dem Athem des Reinen erſticken muß in ſeinem Blute — damit nur Deine Stirne weiß bleibe, wenn er Dinge der Finſterniß mit ihrem Namen bezeichnet, und Du fühleſt, er redet von Deinen Thaten.

Allwill! mir ſchaudert, wie ich Dich manchmal beben — vergehen ſah; bis zur Ohnmacht in Verwirrung über dem abſichtloſen Worte eines Thoren, eines Kindes; über dem Muthwillen eines Gaſſenbuben, den Schmähreden eines Trunkenen.

Aber Sie haben wohl nunmehr dergleichen Schwachheiten von ſich abgeworfen. Aus einem Stücke Ihres Briefes, wo Sie die Zweydeutigkeit aller Tugenden zu erweiſen trachten, erhellet, daß Sie wenigſtens mit großer Mühe daran arbeiten. Ich will Sie nicht ſtören, Eduard. Doch, zur Erholung, laſſen Sie ſich erzählen, was ich geſtern von ungefähr in meinem ehrlichen Montaigne las, und dann eine Anekdote, die ich weiß.

Der treuherzige Montaigne erzählt, daß man ihn nie hätte vermögen können, für König und Vaterland ſogar, in etwas Schlechtes zu willigen. Er glaubte, wenn er einmal ſich ſelbſt wäre untreu geworden, würde er leicht es nachher auch dem Staate werden. Man muß eine Sache Gott überlaſſen, ſagt er, wenn menſchlich zu helfen unmöglich iſt; und was iſt unmöglicher, als daß ein rechtſchaffener Mann Treue und Glauben verlaſſe? Was kann weniger geſchehen, als was ein Mann von Ehre nur auf Unkoſten der Ehre und Treue bewerkſtelligen könnte?

Hiernächſt erwähnt er, unter andern, des Epaminondas, des vortreflichſten unter den Menſchen, bey welchem jede einzelne Pflicht in ſo hohem Anſehen ſtand, daß er nie in der Schlacht den Ueberwundenen zu Boden ſtieß; der ſich ein Gewiſſen daraus machte, ſelbſt um des unſchätzbaren Guten willen, die Freyheit ſeinem Lande zu verſchaffen, einen Tyrannen oder ſeine Mitgenoſſen, ohne Form der Gerechtigkeit, umzubringen; und der denjenigen für einen ſchlechten Menſchen hielt, ſo ein guter Bürger er auch ſeyn mochte, der unter den Feinden und in der Schlacht ſeinen Freund und Wohlthäter nicht verſchonte. — „Schrecklich in ſeinen Waffen und mit Blute beſpritzt, kommt er und zertrümmert ein unüberwindliches Volk, ihm allein überwindlich. Aber mitten im Handgemenge begegnet ihm ſein Gaſtfreund, und er geht ſeitwärts .... Schon iſt es ein Wunder, mit der Wuth des Krieges etwas von Gerechtigkeit zu vereinbaren; aber nur der Feſtigkeit eines Epaminondas war es verliehen, die Sanftmuth der mildeſten Sitten damit zu verbinden und die reinſte Unſchuld! . . . . Wenn es Größe des Muths, und Wirkung einer außerordentlichen Tugend iſt, für das allgemeine Wohl oder aus Gehorſam gegen die Obrigkeit, Freundſchaft, Privatpflichten, Wort und Verwandtſchaft aus den Augen zu ſetzen: ſo iſt das wahrlich genug uns hievon loszuſprechen, daß es eine Art Größe iſt, welche in Epaminondas Seele nicht Platz haben konnte.“

Nun die Anekdote. Sie kennen Auguſte von G**, die treue, makelloſe Seele, die ſo einzig iſt, weil ſie nur Begriffe von Gutem und Wahrem hat, nur im Guten und Wahren Witz und Laune. Eine unſelige Cokette verführte ihren Mann. Auguſte, im höchſten Grade arglos, merkte lange nichts. Weil aber G** genöthiget war, ihr manche Unwahrheit zu ſagen, und jede Unwahrheit Lügen ohne Zahl gebiert, ſo mußte wohl das liebe Weib endlich merken, daß es hintergangen wurde. Nun begab es ſich an einem Tage, daß ihr, in des Mannes Gegenwart, auf einmal zwey recht auffallende Betrügereyen offenbar wurden. Sie können ſich G**s Zuſtand vorſtellen.

Kaum war der Freund, welcher unſchuldiger Weiſe die Sache ans Licht gebracht hatte, zur Thür hinaus, ſo hub Auguſte an: „Höre doch, Max, du hatteſt mir ja dieſe Sache ſo, und jene ſo geſagt, und ich höre es nun ganz anders? Ich merke ſeit einiger Zeit, daß du mir öfters Unwahrheiten ſagſt — Wenn du wüßteſt, wie mich das betrübt!“ — Freylich, antwortete G**; aber das iſt nicht meine Schuld; wer ſich unbeſcheidene Fragen erlaubt, der zwingt den andern zur Lüge. — O Gott, ſagte Auguſte mit freundlicher, weinender Stimme: Wenn ich denn nur wüßte was ich nicht fragen muß; ich wollte gewiß nie ſo etwas fragen, damit du nie zu lügen brauchteſt.

Iſt Ihnen eine Lüge bekannt, Eduard, die an Kraft zum Guten, auch an Erhabenheit, dieſem unſchuldigen Gebet meiner Auguſte um Wahrheit gleich zu ſchätzen wäre?

Unſchuld, Eduard! lieber Eduard, Unſchuld, Unſchuld! So fing ich an; ſo muß ich endigen. — Süße, reine, ewige Wonne der Unſchuld — das iſt es doch; ja, Eduard, das iſt es, was auch Du ſucheſt: ach, auf dem Wege der Verſtockung!

Liebes Mädchen, Deinen Namen? Wo biſt

Du? Eile! Eile, Freundin, daß ſein Blick Dich finde, Dir begegne, und der Deinige ihn faſſe! Liebe kann vielleicht ihn retten; kann vielleicht zuerſt in ſeinem Herzen den Geſchmack an Lauterkeit und Unſchuld wieder rege machen. O, ſo komm doch! komm und ſende in ſein Auge den Strahl, der es ganz erfülle, damit er aufhöre, leichtfertig umher zu gaffen; damit ihm ſein Auge ein Licht werde. Fülle ihm den Buſen mit Ahndungen jener Wonne, die keinen Zuſatz verträgt, damit er nüchtern werde, und, was Leben, und, was Freude iſt, erfahren lerne!

O jener Tage, wo ich noch glaubte, ſelbſt berufen zu ſeyn, Dein Weſen in Liebe zu erwecken, durch Liebe zu heiligen!

Eduard, ich hätte alles geduldet, alles entbehrt, um Deinetwillen!

Aber es kam eine Stunde, da fühlte ich, daß ich wohl einſt Dich würde verachten müſſen. Es ergriff mich ein tiefes Schrecken, und ich entfloh. Ich war entflohen, und kam zurück mit verhülltem Angeſicht. Alle meine Liebe zu Dir hatte ſich in heiße Sorge um Dich verwandelt. Verborgen kam ich zurück mit aller meiner Liebe, um Dich nie zu laſſen.

Ich ſey von Schwärmerey; ich ſey an der Einbildung geſtorben, wird es heißen. — Nun ja! — Wenn nur Du auf mein Grab kommſt, Eduard, mit dem Mädchen, das ich Dir rief, mit dem Mädchen, das Dein Weſen erneuern, zu jeder Freude der Menſchheit Deine Sinne wieder rein ſtimmen ſoll! Dann wirſt Du immer nur Eins, das Köſtlichſte, wollen; anekeln alles andere: wirſt dies Köſtlichſte, Liebſte, mit Deiner ganzen Kraft genießen, und darum jeden Genuß des ähnlichen Geringern für Verluſt achten.

Ja, Eduard, Du kommſt auf mein Grab mit dem Mädchen, und küſſeſt da den himmliſchen, ewig neuen Kuß der Treue. — Komm nur bald!

Il y a cette difference entre l'amour et le soleil, que le soleil montre sur terre à ceux qui ont des yeux, autant les laides que les belles choses, et que l'amour n'est la lumiere que des belles seulement.

Plutarque.

Θεος ανθρωπῳ ου μιγνυται, αλλα δια του δαιμονιου πασα εστιν ἡ ὁμιλια και ἡ διαλεκτος θεοις προς ανθρωπους.

Διοτιμα.

Zugabe.

An Erhard D**.

Βουλει δητα και ἡμεις τοις εμπροσθεν ὁμολογουμενοις ξυμφησωμεν, ὡς ταυθ' ὁυτως εχει; και μη μονον οιωμεθα δειν τ'αλλοτρια ανευ κινδυνου λεγειν, αλλα και συγκινδυνευωμεν και μετεχωμεν του ψογου, ὁταν ανηρ δεινος φη ταυτα μη ὁυτως, αλλ' ατακτως εχειν; Πως γαρ ουκ αν βουλοιμην;

Plato Phileb. T. II. p. 28. 29. Ed.
Bipont. IV. p. 244.

Den 28ten Jänner 1791.

Das heiſſeſt Du ſchimpfen, und zürnſt, daß ich, lächelnd, Dich einen Antediluvianer nannte? Doch lächelteſt Du ehmals mit, es ſchien Dir zu gefallen, wenn man Dich unter die Rieſen zählte, unter jene derben elaſtiſchen Männer, denen kein ſtrafender Geiſt eine Strieme oder Beule zu ſchlagen den Arm hatte; unter jene Glücklichen, die immer guter Dinge waren, freyeten um alles, von allem ſich freyen ließen, und des grämlichen Noah ſpotteten, bis er einpackte, und mit ſeinem Kaſten davon ſchwamm.

Biſt Du nun ein Feind Deiner unſklaviſchen herzhaften Ahnen geworden? Nicht mehr jener derbe, durch und durch elaſtiſche Mann? Nicht mehr guter Dinge überall und immer? — Das ſey ferne, ſagt Dein ganzer Brief! Du biſt was Du wareſt in einem nur noch höheren Grade, und nur von Rechtswegen ſoll, wie Du zunimmſt in Deinem Weſen, auch meine Liebe zu Dir immer höher ſteigen.

Haſt Du wo an meiner Freundſchaft eine Abnahme geſpürt? Ehre ich Dich weniger als ehmals; richte oder ſchätze ich Dich anders?

Dir gab die Natur, zu außerordentlichen Geiſtesfähigkeiten, ein heiteres Gemüth von unſchätzbarem Werthe; Gutmüthigkeit, Bruderſinn, edlen Fleiß und ſchönen Muth. Dies liebte ich an Dir; dies werde ich an Dir lieben und ehren, ſo lange ich athme.

Ich liebe nicht an Dir, und kann nicht an Dir lieben, was Du nicht haſt; was ich Dir mehrmals definiren ſollte, und nicht konnte; was, undefinirt, Dein großer Kopf als eine Armſeligkeit des Herzens verſchmähte und belächelte — Dir fehlt Innigkeit; ein tieferes Bewußtſeyn des ganzen Menſchen; ein aus dieſem tieferen Bewußtſeyn hervorgehendes eigenes Vermögen: Sich ſelbſt nährender, ſtärkender, in ſich ſelbſt gedeihender Sinn und Geiſt! Dir fehlt jene ſtille Sammlung, die ich — verzeihe! — Andacht nennen muß; jenes feyerliche Schweigen der Seele vor ſich ſelbſt und der Natur; das feſte Anſaugen an Schönes und Gutes, welches tief lebendig macht, und dadurch unabhängig groß. Es fehlt Dir — ein nie verſtummendes, eine zweyte beſſere Seele allmählig bildendes Echo in dem Mittelpunkte Deines Weſens.

Höre mich, Erhard! — Ich ſage das mit Dir: „Heitern Sinn und immer frohen Muth, wenn der „Menſch ſich dieſes geben kann, ſo gibt er ſich das „Höchſte.“ — Ja, in *Freude* erſcheint die Wahrheit, in *Freude* erſcheint das Leben. Ihre *Bedeutung*, ernſt und groß, verborgen, mit ihr, im *Triebe*, der ſich und ſeinen Gegenſtand zuerſt nicht kennt, erſchallt durch ſie als ein lebendiges Wort in unſerer Bruſt; durchdringt jede ſelbſtthätige, ſich ſelbſt ausführende und fortbildende Natur: Ein ἐυρηκα, deſſen Zeugniß iſt: So wahr ich lebe, ſo wahr ich bin!

Haſt Du Freude, Erhard? Du Liebhaber der Vergänglichkeit, des Leeren, des Todes?

Du ſpotteſt meiner Hoffnungen, meines Ringens nach einer feſten Ueberzeugung, die ich, im voraus, Wahrheit und Erkenntniß nenne. Schatzgräberey willſt Du ein Suchen dieſer Art genannt wiſſen. Du fragſt und fragſt wieder, damit ich ja nicht unterlaſſe mich ſelbſt zu fragen: *Was iſt Wahrheit?* — Und Dir iſt ſo wohl bey dieſer Frage! Du ruhſt ſo ſanft im Schooße Deiner Gottheit — jenes ewig verſchlingenden, ewig wiederkäuenden Ungeheuers, welches Werthern erſchien, wie ehmals dem Brutus ſein böſer Genius. „Du wirſt mich wiederſehen „bey Philippi!“ — Und bey Philippi gab der Held ſeinen Geiſt mit den Worten auf: „Tugend, „du biſt nur ein leerer Name!“

Das iſt ſie nicht! Du ſelbſt, Erhard, rufſt mit edlem Unwillen: Das iſt ſie nicht! Nun, ſo laß mich denn auch nach Wahrheit ringen, nach meinem Schatze graben, und am Finden nicht verzweifeln.

Schein und Schatten umgeben uns. Nicht einmal das Weſen unſeres eigenen Daſeyns erkennen wir. Alles prägen wir mit unſerm Bilde, und dies Bild iſt eine wechſelnde Geſtalt; jenes Ich, das wir unſer Selbſt nennen, eine zweydeutige Geburt aus Allem und aus Nichts: die eigene Seele nur Erſcheinung .. Doch eine der Weſenheit ſich nähernde Erſcheinung! Selbſtthätigkeit und Leben offenbaren ſich in ihr unmittelbar (*). Darum iſt uns der Seele reines Ge-

---

(*) Non valet tantum animus, ut se ipsum ipse videat: at, ut oculus, sic animus se non videns alia cernit. Non videt autem, quod minimum est, formam suam. Fortasse: quamquam id quoque. Cic. Tusc. Quaest. L. I. c. 28.

fühl, Urbild des Seyns von Allem; ihr reines Sinnen, von allem die bildende Kraft; ihr reiner Trieb, das Herz der Natur. So erfüllt das Unendliche ein lebendiger, ſehender, ordnender, beſtimmender Geiſt. Vertieft in dieſe Geſichte gleicht der ſtaunende Forſcher jenem Beherrſcher Aſſyriens, der nur wußte: Es lag ihm ein Traum in der Seele! Ein Traum, den er nicht auszubilden, vielweniger zu deuten im Stande war (*).

Wird der Weiſere vielleicht ihn deuten, indem er das Lebendige aus dem Unlebendigen, das Vernünftige aus dem Unvernünftigen, das Sittliche aus dem Thieriſchen — ergründet? Wahrlich, das hieße thörichter die Todten fragen, als noch kein Aberglaube ſie zu fragen je und irgendwo verſuchte!

Man hat Milton getadelt, daß er von einer ſichtbaren Finſterniß ſprach, weil ſich eine ſichtbare Finſterniß nicht denken laſſe. Es ging dieſem wie allen Sehern: ihre Auslegung und Rechtfertigung iſt der Fülle der Zeiten aufbehalten. Milton prophezeite von der Weisheit unſerer Tage, welche durch Mondſcheine

---

(*) Daniel. II.

und Dämmerungen des Irrens und Wähnens bis zu der materiellen Nacht und ſichtbaren Finſterniß einer poſitiven Unwiſſenheit kühn hindurch gedrungen iſt. Ehmals dachte man ſich hinter jedem Irrthum eine Wahrheit, und eiferte nur für das geraubte Licht. Aber jener Glaube ſelbſt an Wahrheit, ſagt man, war der ärgſte Irrthum. Uns leuchtet ein andrer Stern — jener Stern eines überſchwänglichen Unlichts — vielleicht zum unfruchtbaren Jubel goldener Hochzeitfeyer des Erebus mit der Nacht, ohne die Nachkommenſchaft eines neuen Himmels und einer neuen Erde (*).

Eben, da ich dieſe letzten Zeilen ſchrieb, wurden mir die jüngſten Blätter des Tagebuchs der großen, nunmehr allerfreyeſten Hauptſtadt gebracht. Oben lag die vierzehnte Nummer, und mein Auge fiel auf dieſe Worte: „Seit Locke hält keine Täuſchung mehr; „von nun an muß, was dauern ſoll, auf die ewigen „Felſen der Natur gegründet ſeyn, welche die ſtrengen

---

(*) Aether und Luft entſprangen aus der Nacht, die ſich mit dem Erebus vermählt hatte. Dies war, nach der älteſten Mythologie, der Anfang der Dinge.

„Demonſtrationen der Vernunft gleichſam — baar
„gemacht haben (en quelque sorte mis à nud par
„les demonstrations rigoureuses de la raison)“.

Baare Felſen allerdings! Aber auch ewige Felſen der Natur? Sie heißen mit ihrem wahren Namen, Selbſtſucht und Scheinſucht; ſind der klare baare Egoismus. Und es iſt wahr, daß dieſer, wenn er einmal vor ſich ſelbſt nackend da ſteht ohne Gram und Scham, wenigſtens keine Tugenden mehr ſich weis macht. Aber heucheln muß er doch, trotz aller ſeiner Frechheit, damit er täuſche. Er muß täuſchen; und ſchwärmen muß er über alle Gränzen, damit er ſich ein Leben mache. Täuſchen und je mehr und mehr betrügen muß er andre und ſich ſelbſt, damit er nicht vor Ekel an ſich ſelbſt vergehe. Ja, ein neuer Himmel und eine neue Erde; jener Unten, dieſe Oben! Ihre Gaben und Verheißungen fließen in Ein Allgenugſames zuſammen, das Glückſeligkeit heißt; reine vollendete Glückſeligkeit des ſterblichen Menſchen. Darum weg zuerſt mit der Ehre; und Achtung allein des Nützlichen trete an der Thörin Stelle. Weg mit der Liebe, denn ſie iſt eine Schwachheit unter jeder Geſtalt; und über ſie erhebe ſich eine richtige Einſicht in den Zuſammenhang der Vortheile. Weg mit Glaube, Wort und Treue, denn ſie haben ihr Weſen im Mangel des Augenſcheinlichen, welcher die Wurzel alles Böſen iſt. In den Abgrund mit der Brut des Argen!

Ich entfliehe, und küſſe die von dem erhabenen Felsgebirge weggefegte Erde. Ich will Glauben behalten, und Liebe, und Scham, und Ehrfurcht und Demuth; will behalten tief im Auge Ewigkeit; Ernſt und feyerlichen Aufſchwung tief in der Bruſt; hohe und höhere Ahndungen im Geiſte; vollen wirklichen Genuß des Unſichtbaren in der Seele.

O des armen Stolzes, der alles das als Dinge des verſchwindenden Gefühls, als weſenloſe Täuſchungen der geringeren Seele verachten, unter ſeine Füße treten will. Oeffnet uns das Allerheiligſte eures Unveränderlichen, Selbſtſtändigen, Wirklichen, in ſich Wahren, Würdigen und Guten! — Auf dem Vorhange ſteht: Alleinige Vernunft! — Wohl! Es muß, da überhaupt Vernunft vorhanden iſt, auch eine reine Vernunft, eine Vollkommenheit des Lebens vorhanden ſeyn. Alle andre Vernunft iſt von dieſer nur Erſcheinung oder Wiederſchein. Und dieſe Vernunft iſt gewiß im ſtrengſten Sinne Einzig und Allein . . . . Ἐν και παν! — Leider, für die menſchliche Anſchauung auch: Οὐδεν και παντα!

Nicht ſo hinter dem Vorhange; das weiß ich! Aber ich ſtehe nur davor. Und da ſage ich zu Dir, der Du neben mir auch nur davor ſteheſt: — So wenig der unendliche Raum die beſondere Natur irgend eines Körpers beſtimmen kann; ſo wenig kann reine Vernunft des Menſchen mit ihrem überall eben guten Willen, da ſie in allen Menſchen Eine und dieſelbe iſt, die Grundlage eines beſondern, verſchiedenen Lebens ausmachen, und der wirklichen Perſon ihren eigenthümlichen individuellen Werth ertheilen. Was die eigene Sinnesart, den eigenen feſten Geſchmack hervorbringt, jene wunderbare innerliche Bildungskraft, jene unerforſchliche Energie, die, alleinthätig, ihren Gegenſtand ſich beſtimmt, ihn ergreift, feſthält — eine Perſon annimmt — und das Geheimniß der Sklaverey und Freyheit eines jeden insbeſondere ausmacht: das entſcheidet. Es entſcheidet und ſtehet da im Vermögen — nicht des Syllogismus (welches man mit dem Vermögen der Einen Hälfte einer Scheere oder Zange vergleichen könnte) — ſondern der Geſinnungen; im Vermögen eines unveränderlichen, über alle Leidenſchaften ſiegenden Affects. Wenn ich auf das Wort eines namentlichen Mannes fuße, ſo bringe ich dabey ſeine reine Vernunſt nicht mehr, als die Bewegung ſeiner Lippen und den Schall aus ſeinem Munde in Anſchlag. Ich traue dem Worte um des Mannes, und dem Manne um ſein ſelbſt willen. Was in ihm mich gewiß macht, iſt ſeine Sinnesart, ſein Geſchmack, ſein Gemüth und Charakter. Ich gründe meinen Bund mit ihm auf den Bund, den er mit ſich ſelbſt hat, wodurch er iſt der er ſeyn wird. Ich glaube dem in ſeinem Herzen tief verborgenen unſichtbaren Worte, das er geben will und kann. Ich verlaſſe mich auf eine geheime Kraft in ihm, welche ſtärker iſt als der Tod.

Uebrigens, da dem Menſchen jede Meinung lieber als ſein Leben werden kann (*), ſo liegt die Gewalt der Begriffe überhaupt, als Ausdruck einer

---

(*) Toute opinion est assez forte, pour se faire espouser au prix de la vie, ſagt Montaigne im XL. Cap. des erſten Buches ſeiner Verſuche, und läßt es nicht an Beweiſen mangeln.

überwiegenden Energie der *vernünftigen Natur*, (nicht des *Gedankendinges* Vernunft) damit ſo klar am Tage, daß nur ein Thor ſie läugnen kann. Und wie ſollte ihre Gewalt nicht die höchſte, der *Begriff* nicht mächtiger als Sinnenempfindung ſeyn, da unſer *zeitliches*, aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zuſammengeſetztes Daſeyn nur im *Begriffe* Haltung gewinnt? Alles was in der Zeit lebt, muß ſein zeitliches Leben erſt erzeugen, innerlich alleinthätig durch *Verknüpfung*. Alſo iſt die *Form* des Lebens, und der *Trieb* zum Leben, und das *Leben ſelbſt*, im *Wirklichen* nur Eins. Der *Gegenſtand* des unbedingten Triebes, welchen wir den *Grundtrieb* nennen, iſt unmittelbar die *Form* des Weſens, deſſen Trieb oder wirkſames Vermögen er iſt. Dieſe Form im Daſeyn zu erhalten, ſich in ihr auszudrücken, iſt ſein unbedingter Zweck und das Princip aller Selbſtbeſtimmung in der Kreatur; ſo daß kein Weſen vermag ſich einen Zweck vorzuſetzen, als Kraft ſeines Triebes und ihm gemäß. *Ueberhaupt* beziehen ſich die Triebe auf *Bedürfniß*. Alles Lebendige in der Natur bewegt ſich mit *Abſicht*, das iſt, nach Verhältniſſen der *Bedürfniſſe*. Der erſte

Grund und die Art der Entſtehung dieſer Verhältniſſe iſt unerforſchlich, und wir können daher eben ſo wenig den Trieb aus dem Bedürfniſſe, als das Bedürfniß aus dem Triebe erklären; können eben ſo wenig ſagen, dieſer beſtimme jenes, als jenes dieſen. Der erſte Anfang von beyden iſt außer ihnen, und iſt ein gemeinſchaftlicher Anfang. Nur das Geſchäft des Triebes: einen gewiſſen Zuſammenhang zu erhalten, fortzuſetzen, zu erweitern, erkennen wir, und zwar, als nothwendig; weil ein unverknüpftes, und nicht ſich ſelbſt (innerlich und äußerlich) verknüpfendes endliches Weſen, ein Unding iſt. TOTUM PARTE PRIUS ESSE, NECESSE EST.

Aber kann auch das Nichts eine Form haben oder annehmen, und dadurch Etwas ſeyn oder werden? Läßt ſich eine Form, die lauter Form wäre, denken; eine Wirkſamkeit, deren alleinige Abſicht reine, das iſt leere Abſicht wäre, ohne von und ohne zu?

Kein Trieb, wie ſehr man ihn in ſich allein betrachte, will nur ſeine eigene freye Wirkſamkeit. Sein Weſen iſt Verhältniß: er will Befriedigung.

Der Trieb der vernünftigen Natur zum an ſich Wahren und Guten iſt auf ein Daſeyn an ſich, auf ein vollkommenes Leben, ein Leben in ſich ſelbſt gerichtet; er fodert Unabhängigkeit; Selbſtſtändigkeit; Freyheit! — Aber in wie dunkler, dunkler Ahndung nur!

Denn wo iſt Daſeyn und Leben in ſich, wo iſt Freyheit? Wahrlich nur jenſeits der Natur! Innerhalb der Natur iſt alles offenbar unendlich mehr im andern als in ſich, und Freyheit nur im Tode!

Dennoch wiſſen wir daß etwas iſt, und war, und ſeyn wird — ein Urheber jener natürlich unerzeugten Thätigkeit in uns, des Kerns unſeres Daſeyns, wunderbar umgeben mit Vergänglichkeit — in ſie verſenkt, ein Same der aufgehen wird. Ewiges Leben iſt das Weſen der Seele, und darum ihr unbedingter Trieb. Und woher käme ihr der Tod? Nicht von dem Vater des Lebens und alles Guten, der in dem Innerſten unſeres Herzens und Willens ſein eigenes Herz und ſeinen eigenen Willen abdrückte, und nichts anderes darin abdrücken konnte.

So weiſſagen, ſchreibt Platon an Dionyſius, die treflichſten Seelen; das Gegentheil die niedrigſten.

Entſcheidender ſind aber die Weiſſagungen der göttlichen Männer, als die der andern (*).

Nicht ein kahler Fels; — eine athmende Feſte dringt hervor aus den Eingeweiden der Erde, und erhebt ſich über die Wolken; ein Altar des Ewigen, um den von jeher alle Völker ſich verſammelt haben: Gewiſſen, Religion.

Sind das nur Geſpenſter, Erhard?

„Wer wird ſo frech ſeyn — leſe ich in Deinem Briefe —“ und Geſpenſter läugnen? „Sie erſcheinen ſo gewiß, als es Mondenlicht, Nachtlampenſchein, ein halbes Erwachen aus Träumen, eine bildende Phantaſie gibt. Auch der kann ſie noch ſehen, „der ſchon im Beſitze der Theorie ihrer Erſcheinungen „iſt; er kann ſogar vor ihnen noch erſchrecken. Nur „wird er ihren Umgang eben nicht ſuchen; noch weniger, ihn dem Umgange mit wirklichen Dingen vorziehen; am allerwenigſten aber wird er ihres Gleichen „zu werden trachten.“

Du ſagſt mir etwas Großes, lieber Erhard. Denn, wenn ich Dich recht verſtehe, ſo kannſt Du

---

(*) Plat. Epp. II. Ed. Bip. Tom. XI. p. 66.

überhaupt Erſcheinungen entkleiden, und das an ſich Wirkliche allein betrachten. Ich habe mich hieran oft bis zur Verzweiflung verſucht, und jedesmal nur ein neues Räthſel, das Räthſel meiner unheilbaren Unwiſſenheit dabey zuletzt erbeutet. Könnte der Menſch ſeine Anſprüche an wirkliches Daſeyn, an Freyheit und Erkenntniß fahren laſſen; längſt hätte ich die meinigen, über allen den hart abſchlägigen Antworten, die mir von der Natur, von der Geſchichte, von meiner Vernunft, meinem Willen, Herzen und Bewußtſeyn zu Theil wurden, aufgegeben. Je mehr wir lernen, deſto weniger begreifen wir; deſto betroffener ſtehen wir zwiſchen Himmel und Erde da; deſto verlegener in uns ſelbſt! . . . Oder haben wir vielleicht genug und alles was wir brauchen an einem — und noch einem — und noch einem . . . allgewaltigen Lückenbüßer? — die es ſind und nicht ſind; es wohl ſeyn mögen, und durchaus nicht ſeyn mögen; die nicht uns, ſondern nur, gegenſeitig, ſich einander ſelbſt ausfüllen und unterſtützen? — Haben wir in der That? . . . „Und verſteheſt Du auch was Du lieſeſt?“

Ein Knochengebäude iſt das Fundament der menſchlichen Geſtalt; ihrer Schönheit, ihres königlichen Anblicks. Wenn es aber allein da ſteht, ohne Inhalt und Bekleidung, ſo bedeutet es den Tod — der, noch weniger als die Nacht, Jemandes Freund iſt. Auch iſt ein ſcheußliches Gerippe nicht das Erſte. Es rührte und regte ſich Etwas. Etwas Lebendiges in einem Lebendigen. Der Anfang war eine Begierde, die heftig wirkte, ohne ſich ſelbſt zu verſtehen — Gabe der Weiſſagung (*)!

(*) Plato nennt es, etwas myſtiſcher, Wiedererinnerung.

Der Hungrige, bemerkt Plato, empfindet als ſolcher, nehmlich in ſo fern er Sättigung anſtrebe, das Entgegengeſetzte deßjenigen Zuſtandes, worin er wirklich iſt. Der Ausgehungerte kann für ſich nur Schmerz empfinden, nur die gegenwärtige Zerrüttung ſeines Körpers: nicht, was ihn herſtellen würde, kein Verlangen nach Speiſe; wenn nicht die Erfahrung, daß jener Schmerz durch Speiſe geſtillt wurde, vorherging. Die Begierde aber wittert, ſucht und findet ihren Gegenſtand zuerſt vor aller Erfahrung; ſie wird gewahr, was ſich in dem Subject ihrer Wahrnehmung jetzt ſchlechterdings nicht findet. Alſo ſieht die Begierde weiter, als die Empfindung reicht; ſie erblickt, was die entgegengeſetzte Empfin-

——— Genug, Erhard; ſo unwiſſend, ganz ſo unwiſſend, wie ich Dir ſage, bin ich. Unwiſſend in einem Maße, daß ich den bloßen Zweifler verachten darf! — Dennoch; weit davon entfernt, mit dieſer überſchwänglichen Unwiſſenheit mich zu brüſten; ſie zu verwechſeln mit der Wahrheit, deren Verheißung ich im Buſen trage; ihr, von Hochmuth trunken, Tempel und Altar zu weihen, und die ſinnloſeſte aller

---

dung hervorbringen und das mit Untergang bedrohte Weſen retten kann.

Dieſer innerliche Arzt, Rath und Helfer iſt die Kraft ſelbſt, welche in jedem einzelnen Weſen Endliches und Unendliches auf eine gemeſſene Art verknüpft und zuſammenhält: Die Seele. Die Erkenntniß, welche ſie beweiſt, kann ſie nicht aus ihrem Körper, deſſen Daſeyn und Leben ſie verurſacht; nicht aus den Erfahrungen, die ſie in Gemeinſchaft mit ihm machte, hernehmen; denn jene Erkenntniß ging vor dieſen Erfahrungen her und machte ſie erſt möglich. Da alſo dieſe Erkenntniß vorher gedacht werden muß, ſo erſcheint ſie in dem gegenwärtigen Zuſtande als Beſinnung; und die Beſinnung, wodurch die Seele vorhergegangenes, alleinthätig, im Andenken behält, nennen wir Gedächtniß. S. den Philebus.

Abgöttereyen anzurichten: demüthigt mich vielmehr ihr Bewußtſeyn bis zu einer Schwermuth — die ſich zwar mit keinem Hohn verträgt; wohl aber zum Lachen ſatter Wiſſer und Nichtwiſſer ſagen möchte: *Du biſt toll!* zu ihrer Freude: *was machſt du?*

Wie Sokrates — der Große, Ahndungsvolle! — Unwiſſenheit wider Trotz und Lüge in die Schlacht führen, und im Hinterhalt die Wahrheit haben; das iſt groß! Aber es iſt nicht groß, für die Wahrheit aller Wahrheiten zu achten: es gebe keine Wahrheit. Der ganze Menſch muß ſeicht und ſchal geworden ſeyn, wenn er zu ſich ſelbſt ſagen und dabey guter Dinge bleiben kann: Ich *bin* nichts; ich *weiß* nichts; ich *glaube* nichts.

Nur ſoviel iſt Gutes am Menſchen; nur in ſo weit iſt er ſich und andern etwas werth, als er Fähigkeit zu ahnden und zu glauben hat. Es liegt in der Natur des endlichen, nur *mittelbar*, das iſt *ſinnlich* erkennenden Weſens, daß ihm Wahrheit, daß ihm *eigentliches* Daſeyn und Leben, ſo wenig ganz aufgedeckt, als ganz verborgen ſeyn kann. Sympathie mit dem *unſichtbaren* Wirklichen, Lebendigen und Wahren iſt *Glaube*. Je mehr Sinn jemand für das Unſichtbare in der Natur und im Menſchen zeigt; je wirkſamer und thätiger aus dem Unſichtbaren in ihm ſelbſt er ſich beweiſt, für deſto vortreſflicher müſſen wir ihn achten, und achten wir ihn allgemein. — — Seltſam, daß wir ſammt und ſonders in unſerer Wiſſenſchaft, Kunſt, oder anderen Geſchäftigkeit, ſo gern das Ueberſchwängliche, das Wunderbare erreichen mögen, damit man uns ehre, uns liebe, und — nicht begreife! Seltſam, daß wir nach demſelben Maße auch andre ehren und lieben; dann aber uns plötzlich wegwenden, und nur — was ſich theoretiſch darthun, gewiſſermaßen nachmachen und, ſo, mit Händen greifen läßt, der Mühe werth achten wollen, unſeren Blick darauf zu heften.

Ein finſteres Geheimniß liegt eben ſchwer auf uns allen: das Geheimniß des Nichtſeyns, des Daſeyns durch Vergänglichkeit, des Vermögens mit und durch lauter Unvermögen — das Geheimniß des Endlichen. Unendliches ſcheint der Stoff; Endlichkeit die Form der Dinge zu ſeyn. Alſo wäre Nichtſeyn — wenn die Begriffe von Endlichkeit und Nichtſeyn in einander fließen — die Möglichkeit; Nichtſeyn wäre die nächſte Urſache der Natur und ihres Inhalts!

Plato äußert ſich auf eine merkwürdige Weiſe über dieſen Gegenſtand. Kühn weiſt er, in der Reihe der Dinge, dem Unendlichen die unterſte; dem Maß, welches das Endliche mit dem Unendlichen vereinigt, und wirkliche Dinge zuerſt ans Licht bringt, die oberſte Stelle an. Er ſetzt einen Gott voraus, der ein Geiſt, ein beſonnenes perſönliches Weſen iſt, als den Urheber aller Dinge, durch die Vollkommenheit ſeines Willens (*).

(*) Im Philebus. Plato verſteht unter dem Unendlichen das Unbeſtimmte.

Dieſem Unendlichen ſetzt er entgegen — nicht das Endliche, ſondern — das Ewige, Allein Wahre und Wirkliche, durch welches alle Dinge ſind und erkannt werden, in ſo fern ſie erkannt werden können und ein wirkliches Daſeyn beſitzen.

Das Endliche ſteht zwiſchen dem Unendlichen und dem Ewigen, dem Wahren und Unwahren, dem Seyn und Nichtſeyn in der Mitte.

Darum muß in der Reihe der Weſen als das Oberſte und Erſte geſetzt werden: Maß; ein in und durch ſich ſelbſt beſtimmtes, unerzeugtes Beſtimmendes.

Als das zweyte: Ebenmaß, welches das erzeugte

Aber wie hat das Zeitliche von dem Ewigen erzeugt werden können; welch ein mögliches Verhältniß beyder zu einander läßt ſich, menſchlicher Weiſe, denken? Dieſe Kluft füllt keine Philoſophie, und es

---

Endliche im Daſeyn erhält; die gemeſſene Miſchung: Schönheit, Vollkommenheit.

Als das dritte: Erkenntniß. Sie ſteht in der Ordnung billig nach ihrem Gegenſtande, und nach ihrer Abſicht; denn eine Erkenntniß von Nichts und zu Nichts, wäre keine Erkenntniß. Ueberall iſt ihr Werth der Werth ihres Inhalts; ihr Grad, der Grad des Wahren, deſſen Vorſtellung ſie iſt.

Als das vierte: Theorie und Kunſt.

Als das fünfte und letzte: die angenehme Empfindung. Sie erhält die unterſte Stelle, weil ſie für ſich weder Anfang, noch Mittel, noch Ende hat, ſondern dies alles von dem Zwecke nimmt, deſſen Erzeugung ſie begleitet, und nur das Signal ſeiner Erfüllung iſt. Die nicht vorübergehende, nicht paſſive, folglich unter dieſer Gattung nicht begriffene Freude, wird von dem Verſtande ſelbſt, der von der Art der Erſten Urſache iſt, als eine der Erkenntniß und Tugend zu ihrer Genugſamkeit unentbehrliche bedarf, um hinüber zu kommen, einer Brücke — oder *Flügel*.

Iſt es etwas Großes, einzuſehen, daß man mit den Füßen nur auf der Erde wandeln, nicht mit ihnen ſich hinauf über die Wolken ſchwingen kann?

Was ich mit den *Augen* — blos mit den *Augen* — und nur *kaum* entdecken; nicht mit den Händen greifen, oder mit den Füßen in Beſitz nehmen kann: das verknüpft mein Verſtand auf folgende Weiſe.

So wenig *Ewigkeit* durch *Zeit* hervorgebracht,

Beymiſchung, hervorgebracht, und gehört demnach zu der Natur des Ewigen.

Dieſe Erörterungen läßt Plato den Sokrates mit folgenden Worten beſchließen: Nicht alſo der erſte Platz gebührt der Luſt; und wenn auch alle Ochſen und Pferde und die andern Thiere insgeſammt ſagten, daß ſie nur dem Vergnügen nachgehen, welchen, eben wie den Wahrſagern vertrauend die Meiſten das Urtheil fällen, die Luſt ſey uns das vorzüglichſte im Leben, und die Gelüſte der Thiere für gültigere Zeugen halten, als die Reden derer, welche mit der philoſophiſchen Muſe weiſſagen.

dargeſtellt oder erfüllt werden kann: ſo wenig kann vergängliches Weſen die Seele der Natur; Lebendiges nur eine Modification des Unlebendigen; vernünftiges Daſeyn nur eine Zufälligkeit von Einſchränkungen, eine leere Form und nichtige Erſcheinung ſeyn. Darum glaube Du — gebietet meine Vernunft — an ein Ewiges, das nicht blos ein Unendliches der Erſcheinungen, ein Lückenbüßer ohnmächtiger Phantaſie, ſondern in der That das Erſte und der Anfang iſt; glaube Du an ein in ſich Lebendiges, welches das Gute und die Wahrheit ſelbſt — an einen allmächtigen Gott, der ein Geiſt und Dein Schöpfer iſt.

Hat er mich mit Händen gemacht, dieſer Geiſt und Gott?

Dem Frager mit dieſen Worten antwortet die Vernunft, ein feſtes Ja! Denn hier, wo jeder, auch der entfernteſte Verſuch, durch Analogien einer wirklichen Einſicht näher zu kommen, dem Irrthum entgegen ſchreitet, iſt der hart anthropomorphiſirende Ausdruck, als offenbar ſymboliſch, der Vernunft — die entgegengeſetzte Wirkungsarten nie kann aſſimiliren wollen — der liebſte.

Nie habe ich begreifen können, wie eine *maſchiniſtiſche* Vorſtellungsart der Schöpfung — das iſt der *Möglichkeit* des Weltalls — vernünftiger, erhabener, dem höchſten Weſen, das wir alle, *auf irgend eine Weiſe*, vorauszuſetzen genöthigt ſind, annähernder, als eine anthropomorphiſtiſche ſeyn ſollte. Der Glaube an ein höchſtes Weſen überhaupt, als der Quelle alles Seyns und alles Werdens; und der Glaube an einen Gott, der ein *Geiſt* iſt, ſind beyde dem Menſchen in der unerforſchlichen Thatſache ſeiner Spontaneität und Freyheit, ohne welche nicht einmal Euklids erſtes Poſtulat ſich denken ließe, gegeben. Darum iſt der Glaube überhaupt an einen Gott dem Menſchen natürlich; und am natürlichſten der Glaube an einen *lebendigen* Gott. Der Grübler, der ihn losgeworden iſt, mußte zuvor, durch den geilſten Mißbrauch des *Vermögens willkührlicher Bezeichnung*, dieſes zweyſchneidigen Schwertes der Wahrheit und Lüge, ſich von der Natur und ſeinem eigenen Weſen gewaltſam abſondern; er mußte ſein Leben gleichſam bey der Wurzel anfaſſen, um es von ſich zu werfen.

Werde ich es ſagen, endlich laut ſagen dürfen, daß ſich mir die Geſchichte der Philoſophie je länger deſto mehr als ein Drama entwickelte, worin Vernunft und Sprache die Menächmen ſpielen (*)?

Dieſes ſonderbare Drama, hat es eine Kataſtrophe, einen Ausgang; oder reihen ſich nur immer neue Epiſoden an?

Ein Mann, den nun alles, was Augen hat, groß nennt, und der in ſeiner Größe fünf und zwanzig Jahre früher ſchon da ſtand, aber in einem Thale, wo die Menge über ihn weg ſah, nach Höhen und geſchmückten Bühnen — dieſer Mann ſchien den Gang der Verwickelungen dieſes Stücks erforſcht zu haben, und ihm ein Ende abzuſehen (**). Mehrere behaupten, es ſey nun dies Ende ſchon gefunden und bekannt. Vielleicht mit Recht . . . und es fehlte nur noch an

---

(*) S. das Schauſpiel dieſes Namens im Plautus, oder im Regnard, oder im Shakeſpear, bey welchem letzteren es die Irrungen heißt.

(**) S. Kants Unterſuchung über die Deutlichkeit der Grundſätze der natürlichen Theologie und der Moral, zur Beantwortung der Frage, welche die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin auf das Jahr 1763 aufgegeben hat.

einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft ſeyn würde, um uns alle über Metaphyſik eines Sinnes werden zu laſſen.

Mir däucht, ich ſehe Dich Augen machen, als ſchriebe ich wunderliche Dinge. Laſſen wir es dabey, und lebe Du wohl!

Zufällige Ergießungen eines einſamen Denkers.

I.

*** den 21ſten Februar 1793.

Seit Montag vor acht Tagen, liebſte Erneſtine, da ich deinen köſtlichen Brief vom fünften erhielt, bin ich wie mit der Feder in der Hand herum gegangen um dir zu antworten, ohne ſie anſetzen zu können. Unvermögender den eigenen Willen zu vollbringen, als ich es in hundert Fällen bin, gibt es wenige andre Menſchen, und vielleicht keinen unter dieſen wenigen, der es ſo ſchmerzlich gewahr wird, es mit ſo tiefem Gram empfindet. Es haben in meiner innern Verfaſſung Volk und Stände eine ſo übermäßige Gewalt in Händen, daß ihnen das monarchiſche Ich beſtändig nach den Augen ſehen, und zu allerhand Mitteln ſich verſtehen muß, um ſie auf ſeine Seite zu bringen. Dennoch möchte ich meine Verfaſſung weder in eine reine Ariſtokratie noch Demokratie, um des Ungehorſams und der Widerſpenſtigkeiten weniger gewahr zu werden, umgeſchaffen ſehen, und muß alſo fortfahren, mich durchzuquälen, wie ich kann.

In deiner Trauer über König Ludwig finde ich dich ganz nach meinem Herzen. Am mehrſten hat mich das gerührt, als treffend, groß und wahr, und iſt tief in mich gedrungen, was du von ſeinem entblößten Haupte ſagſt, von dem Glanz, der ſich auf ſeiner Stirne unerwartet ſehen ließ, nachdem die Krone davon genommen war. Ich pflegte ihn vor dieſem Zeitpunkt Lear zu nennen: aber Lear den Unſchuldigen, der keine Cordelia verſtieß, keinen edlen Kent verbannte. Nun iſt er mir der im Wetter zum Grabe hinabſteigende, ſich verklärende Oedipus geworden.

Niemals werde ich den Tag vergeſſen, an dem ich ſein erſtes Verhör las. Er war mir noch Lear, da er vor jene Schranken geführt wurde, wo die Geiſter Gonerills und Regans, vornehmlich Edmunds zur Legion gewordener Dämon, wider ihn zu Gericht ſaßen. Ich erwartete nicht, daß hier auf einmal ſeine Geſtalt ſich ſo verwandeln würde. Auch ſeine Richter waren nicht darauf gefaßt. Ich fühlte mit ihnen, fühlte mit dem Könige, und mit mir ſelbſt.

Wie war ich erſchüttert, zerriſſen, und bewegt! Lears Worte: „Wer kann mir hier ſagen wer ich bin?“ — „Ich gab Euch alles!“ — „Ein ſo gütiger Vater!“ . . . ſie mußten in Ludwigs Herzen ſeyn dieſe nagenden Worte, mußten ſein Herz ihm um und um gewendet haben im Buſen — wie oft, und ſeit wie lange ſchon! Dennoch war dies Herz milde geblieben; Wehmuth ergriff den Mann, und ſeine Feſtigkeit ſchien einen Augenblick zu wanken, da man ihm Verrätherey darum anſchuldigte, weil er ein ſo gütiger Vater geweſen, und man ihn fragen durfte: In welcher Abſicht das?

Lies es einmal wieder, ich bitte dich, Shakeſpears großes Meiſterwerk, dieſen Lear! Ich rede mit jedem, der zu mir kommt, davon, leſe jedem, der mich hören will, daraus vor. Alles was in dieſen Tagen vor unſeren Augen geſchehen iſt, findeſt du hier, als ſchon vor Jahrhunderten begegnet, wieder; dargeſtellt in Geſichten voll Weiſſagung für alle Zeiten. Dein Gedächtniß, da ich dich erinnert habe, wird dem Leſen zuvor eilen und die Hauptzüge des Drama dir vor die Seele bringen.

Armer Lear! für eine Liebe, die über alles gehen ſollte, verſchenkteſt du dein Königreich, und foderteſt nur Lebensunterhalt für dich und hundert Ritter, deine Freunde! das ſchien den Königinnen bald zu viel. Gonerill, die Eine Tochter, hieß dich funfzig deiner Begleiter abdanken; von den funfzig übrigen wollte Regan die Hälfte dir noch einmal nehmen — Und wozu haſt du nur die Uebrigen, die fünf und zwanzig, nöthig? Wozu nur zwölfe? Wozu nur Einen? — Endlich: wozu athmeſt du, wozu lebſt du noch, Thor, Wahnſinniger, Aufrührer, und Verräther? — „Ich gab Euch alles!“ ſprach der Unglückliche. Darauf ward ihm zur Antwort: „Und es war hohe Zeit, daß du es gabſt!“ — Tödlich gekränkt, mit zerbrochenem Herzen ſtürzt der Greis hinaus bey tobendem Ungewitter. — „Laßt ihn gehen, „ſchreien die Töchter, er läßt ſich ja nicht „bedeuten; es iſt ſeine Schuld, daß er keine „Ruhe hat, er mag die Folgen ſeiner Thorheit fühlen.“ — Zuletzt gefangen mit Cordelia; gefeſſelt; in der Gewalt des ſcheußlichen Edmunds, der ihn vor Gericht ſtellen ſoll! . . . Vor daſſelbe Gericht, mit dem man vorhin den treuen Gloſter ſchon bedroht hatte, da es hieß: „Bindet ihn wie einen Dieb und bringt ihn vor uns; wir können ihm zwar ohne gerichtliche Form das Leben nicht abſprechen; indeß ſoll unſre Gewalt unſerem Zorn willfahren, den man zwar tadeln, aber nicht verhindern kann.“

Wie auffallend jeder Zug! wie ſo ganz getroffen, nachgewieſen alles bis zum Sitze der kleinſten Bewegungen im Mienenſpiel!

Aber was am mehrſten ergreift: Alles ſteht zugleich auch wieder da, nur wie Allegorie und Gleichniß. Nicht was Einmal geſchah, und Einmal wieder geſchieht; ſondern was immer da iſt und vergeht erblicken wir. Der Geiſt wird weggezogen unvermerkt vom Einzelnen zum Allgemeinen; jede zufällige Beziehung verſchwindet, wird vergeſſen; und es ſteht allein der fürchterliche Umriß einer allgemeinen Welt- und Menſchengeſchichte da. Welch ein Anblick! Siehe, die ganze Natur, lebloſe und belebte, vernünftige und unvernünftige, wie aufgethürmte Wolken durcheinander wogend, hierhin und dorthin, über ſich, unter ſich, ſich entformend und formend, kaum noch ſchwebend: eine ſchwarze, ſchwere, ſtumme Nacht; und nur hie und da ein Wetterleuchten Gottes; Blitze der Vorſehung, welche das Gewölk zerreiſſen . . . Sieheſt du das?

Unter einem Haufen von Ungeheuern und Scheuſalen, den wüſten Werkzeugen eines wüſten Schickſals, glänzt eine *Cordelia*, erhebt ſich ein *Kent*, wird man einen *Edgar* gewahr. Hier iſt Wohlthun! Es waltet ein guter Geiſt! Hier hat ein Gott geſchaffen! Ein Gott, dem Natur und Schickſal müſſen unterworfen ſeyn. — Edler Kent! „In deiner Verhüllung, „wenn du deinen Feind, den herumirrenden *Lear*, der „als König dich verbannt hatte, unerkannt begleiteſt, „und ihm Dienſte thuſt, wozu ſich kaum ein Sclav „verſtanden hätte, *weil er etwas in ſeinen Mienen hatte, was du gern deinen Herrn nennen mochteſt*;“ du erſcheinſt als ein Bote des Himmels! In deinen Augen ſind Winke, die uns mit Zuverſicht, Geduld und Muth erfüllen; wir verzagen nicht mehr, murren nicht mehr; wir entdecken Züge, *Mienen*, ein Etwas *im Angeſicht der Schöpfung*, das wir gern unſern Herrn nennen, dem wir gern durch die Nächte des Schickſals mit Ergebung folgen mögen.

Der mir *Lear* geweſen, ſagte ich vorhin, wäre mir der im Wetter zum Grabe hinab ſteigende, ſich verklärende Oedipus geworden.

Vor Jahren ſprach ich einmal mit dir von einer Aehnlichkeit des Eindrucks, den der Lear des Brittiſchen, und der Oedipus des Griechiſchen Sehers jedesmal in mir zurückließen. Du verſtandeſt mich nicht gleich, und ich wollte mich auf keine Zergliederung bey einer Sache, die nicht dafür gemacht war, einlaſſen. Hierin hatte ich Recht, und will darum auch heute dies allein dir noch darüber zu Gemüth führen: daß Shakeſpear nur Einen Lear; Sophokles aber zwey Oedipus gedichtet hat: und daß die zwey Gedichte des Griechen zuſammen gehören, wie Anfang und Ende; beyde ſich gegenſeitig bedürfen, wie die beyden Schwingen des Adlers. So betrachtet, in dieſer Vereinigung zweyer Begebenheiten zu Einer großen Offenbarung, flößt mir das Werk des Griechen eine Ehrfurcht ein, die mir die Kniee beugt. Dem Britten waren die Geſichte, die er hatte, ſelbſt zum Theil noch dunkel; der Grieche hingegen offenbarte in Gleichniſſen, was er ſelbſt ganz durchſchaut hatte:

Zeus, Allherrſcher des ewig,
Ewig dauernden Reichs!

Blicke herab! ſchon welkt des Götterſpruches
Ehre der Laios drohte! Ach ſchon ſinket
Phöbos Ruhm, und im Staube
Liegt die Religion!

Dies iſt das Thema des erſten Oedipus, des Königs. — Hörte der Menſch nur ſich ſelbſt, ſchaute er — das Auge nicht mehr empor gerichtet — nur auf Lebendiges der Erde: „wo bliebe die Unſchuld? wo das unabläſſige Beſtreben, rein zu ſeyn in jedem Wort, in jeder That?“ — Feſte Zuſage, heilige Treue, wo bliebeſt du, wenn die Olympier nicht mehr walteten, nicht mehr, als Leiter der Schickſale, der Tugend Gewähr leiſteten für ihre Frucht, wenn auch nicht für ihren Lohn? Wenn nun jeder Menſch ſich an Zeus Stelle drängen, eine Vorſehung einſetzen, und der Weiſere ſeyn müßte mit Gewalt? — Tyranney würde die Menſchheit vertilgen, das Gewiſſen ſich ſelbſt zerſtören; Friede und Vertrauen würden ohne Stätte ſeyn.

Darum mußte Oedipus „ein Zeugniß zeugen für der Götter Wort,“ das durch Mark und Gebein dränge allen, die es vernähmen.

Schon waren die frevelnden Worte an Jokaſta aus des Königs Munde gegangen:

Und uns gebürte noch zu achten auf
Den Schickſalehrenden Altar, o Weib!
— — — — — — Mein Vater liegt
Im Grab, und hat mit ſich den Götterſpruch
Genommen, der nicht werth der Achtung iſt.

Triumphirend hatte Jokaſta ausgerufen:

— — — — — — O, du Götterſpruch;
Wo biſt du? — — — — — — — —
Was ſoll der Menſch wohl fürchten? Zufall nur
Beherrſcht die Welt!

Da tritt plötzlich Erfüllung, allen andern noch unſichtbar, der Schmähenden ins Angeſicht. Sie bebt, ſie verſtummt — ſie iſt verſchwunden.

Oedipus weilt. Der Ungeſtüme muß, hartnäckig forſchend, noch verziehen, damit Alles Allen offenbar werde; damit er das lauteſte Zeugniß zeuge vor ſeinem Volk — einſt vor allen Völkern! — für der Götter Wort.

Unglückſeligſter der Menſchen!
Du, deſſen Pfeil der Ziele höchſtes überflog,
Du, der du ſchöpfteſt aus der vollen Quelle des
Glücks!
Ach, wer iſt nun wie du
Unglückſelig und jammervertieft;
Wie du, ein Genoſſe des Rachefluchs?

Auf ihn, den Schuldloſen, kam von ſeinen Vätern her der Fluch und das Weh. Allen Menſchen und ſich ſelbſt ein Gräuel ſtand er da — mit reinem Herzen! Wuth, Verzweiflung, Wahnſinn mußten, über ſein Verhängniß, ihn ergreifen . . . Er beraubt, grauſam, ſich auf immer des Lichts; wünſcht, „alle Thore ſeines Lebens eben ſo auf immer verſchließen zu können“ . . .

Da neigen die Himmliſchen ſich zu ihm, ziehen ihn in ihren Rath:

Gott, der ihn niederſchlug, hebt ihn empor —
— — Ihn lohnet Gott, der Gerechte.

Eine Majeſtät, wie kein Thron ſie gewährt, umgibt den blinden Bettler; Seherkraft erfüllt den Geweihten, Apollons Geſandten, den keine Menſchenhand verletzen darf. Drohend und verheißend ſchwebt der Götter Macht auf ſeinen Lippen. Aus Delphi war ein Spruch, daß ihm die Eumeniden, die Allſchauenden, — Rächerinnen, Helferinnen werden ſollten. Herumirrend an der frommen Antigone Hand gelangt er, auf unbekanntem Pfade, in der furchtbaren Göttinnen Hain zu Kolonos, ſetzt ſich, unwiſſend wo er war, um auszuruhn, auf einen Stein, ruht und erquickt ſich, wo ſonſt ſchaudernd jeder Fuß zurück bebt. Da er den Namen des Orts vernimmt, erhebt er froh die Stimme:

Nun weiß ich, daß kein Ungefähr mich führt,
Daß ich nicht ohne Gottes Hand mich Euch,
Ihr Reinen, Keuſchen! nahte, ſelber keuſch
Und nüchtern, und mich hier auf euren Sitz,
Den heiligen, kunſtloſen, lagerte.

Hier war ihm das Ende ſeiner Wanderung, die letzte Entwickelung ſeines wundervollen Schickſals verheißen; hier ſollte der Fluch, der ihn getroffen, ſich in Heil und Segen ihm verwandeln: er war am Ziel!

Um den verbannten Laios Sohn verſammeln ſich nun bald Kolcnos Greiſe, und mit König Theſeus, dem edelſten der Menſchen, Volk und Krieger aus Athen. Theſeus, um ein unterbrochnes Opfer zu vollenden, entfernt ſich. — Es tobt in der Luft.

Gewaltig, gewaltig ertönt
    Zeus Geſchoß, mit des Schreckens Schall!
    Blitze des Himmels, o ſeht! flammen umher!
Und wieder! — Was kündet uns an
    Dieſe Stunde des Grauns? Sie ſtürmt
    Nicht umſonſt! — — — —
Wehe! Wehe! wieder umhallt

Uns des Donners ſchrecklicher Ruf!
Schiltſt du im Zorn die Erd' unſre Mutter, Gott?
O erbarme unſer dich!

Oedipus allein ſteht da mit ungebeugtem Geiſt; ihm winkt ein Bote des Himmels. — Er ſendet nach Theſeus; Theſeus erſcheint.

Keines Führers bedarf der Augenloſe mehr. Er geht voran und zeigt dem Könige den Weg zum heiligen Ort, zum Sieges Hügel, wo auf ihn Verklärung wartet.

„Meine Töchter, folgt!
Ihr war't des Vaters Leiterinnen, nun
Bin euer Führer ich! — — — — —
Dorthin! Dorthin gehts! dorthin treibet mich
Hermäs, der Schattenführer, und der Gruft
Schutzgöttin! — O wo warſt, wo wareſt du
Vordem, o du der blinden Augen Licht,
Das nun im Tode meinen Leib beſtrahlt?“

Angelangt am heiligen Hügel, umarmt er mit Inbrunſt ſeine Töchter, Antigone und Ismene, ſegnet ſie mit heißem Dank.

Plötzlich ſcholl eine Stimme, rufte laut
Ihm; alle bebten, aller Haar ſtand hoch
Vor Graun empor; und abermal erſcholl
Die Stimme, Gottes Stimm', und abermal.
Sie rufte: Komm!

Oedipus gebietet den Jungfrauen, ſich mit ihren Begleitern zu entfernen; Theſeus muß ihm ſchwören, daß er ſie beſchützen will. Dieſer allein darf bleiben: ein Zeuge deſſen, was geſchehen ſoll.

Mit lautem Angſtgeſchrey und Thränengüſſen gehen — werden weggeführt die Töchter. Einer der Begleiter, ein Bote nach Athen, erzählt:

Wir ſahn
Nach kurzer Zeit uns um; verſchwunden war
Der Greis! Der König ſtand, und ſchirmte mit
Der Hand das Aug', und ſtüzte ſich das Haupt,
Als ob ein Schauder ihn ergriff, und er
Aus Furcht nicht wagen dürft emporzuſchaun.
Bald drauf erblickten wir, daß in den Staub
Geſenkt, mit eifrigen Gebeten er
Anbetete die Erd' und Gottes Himmel. —
Durch welchen Tod er ſtarb? — der Sterblichen
Verkündets, auſſer Theſeus, keiner Euch.
Nicht Gottes Blitzgeſchoß hat ihn verbrannt,
Kein Meerſturm — keiner ſauſ'te! — ihn entführt;
Ein Bote Gottes hat ihn abgeholt!

Gewiß ſteht, wenn du dieſes lieſeſt, mit glänzendem Angeſicht, der Bote Gottes an Oedipus vor dir, wie er vor mir in dieſem Augenblicke ſteht. — Du begehrſt nicht, daß ich heute weiter ſchreibe. Lebe wohl.

II.

*** den 22ſten Februar 1793.

Du forderſt mich in Ehrenburg's Namen auf, mit ihm zu eifern wider jenen verderblichen Eifer, der der Geiſt unſerer Tage iſt, und im Menſchen alles Menſchliche vertilgen — einen neuen Himmel, eine neue Erde ſchaffen will — durch die Kraft ſeines wohlgeſpaltenen beredten Gänſekiels.

Ich gebe dem edeln Manne in ſeinen Geſinnungen vollkommen recht; ſpreche von ganzem Herzen ihm die Worte nach: „Nicht Silber, nicht Gold: unſre Ge„fühle, Tugend, Religion vor den Feinden des „menſchlichen Geſchlechts zu retten iſt Gefahr! Laßt „uns hiemit ins innere Heiligthum unſerer Seele flüch„ten!“ — Aber, liebe Erneſtine! lieber Ehrenburg! Wohin ſollen diejenigen flüchten, welche jenes innere Heiligthum ſchon lange zu einem offenen Tempel für die Gottheiten des neuen Himmels und der neuen Erde verwandelt haben? dieſe Gottheiten vertragen, wie Ihr wißt, kein inneres Heiligthum; ihren Prieſtern und Propheten iſt dieſer bloße Name ſchon ein Gräuel, wegen der Götzen, die, nach ihrer Meinung, zu allen Zeiten ſich darin verborgen haben. Zu wem ſollen wir denn reden? Sollen wir uns an jene Prieſter und Propheten ſelbſt, dort an jene Prediger auf den Dächern wenden? Oder nur an ihre liebe Andacht auf den Gaſſen? O, laßt ſie reden und hören! Jene, ſo lange bis ſie ausgeredet ſind; dieſe, bis der Hunger in ihren Ohren Ekel geworden iſt.

Ich wundre mich über Ehrenburg, über dich, und über mich ſelbſt, daß wir zugleich ſo einig und ſo uneinig miteinander ſeyn können. „Für ein Weſen“, „ſagt Ihr, das nicht weiß woher es kommt, noch wo„hin es geht, iſt Glaube das größte Bedürfniß.“ Dieſes fühlt Ihr jetzt mehr, ſtärker, inniger als jemals; ſeht es jetzt weniger als jemals andre fühlen, und ruft deswegen aus: „Wer keine Religion „hat, der ſchaffe ſich jetzt eine!“

Ja, Freunde, wenn das anginge! wenn es nur einer Ermahnung dazu bedürfte! dann könnte Euer Zuruf wenigſtens bei denen fruchten, welche ſich in dieſen trüben Zeiten ihren verlornen Glauben zurück wünſchen, um ſich daran aufzurichten. Leider kommt Religion am ſchwerſten da wieder auf, wo ihre größte

Nothdurft entſtanden iſt; am ſchwerſten gerade in ſolchen Zeiten wie die unſrigen; und am ſchwerſten gerade bey denen, welche die Größe des Uebels nun am klareſten einſehen, am lebhafteſten empfinden. Die Urſache davon iſt, weil das Vermögen des Menſchen Religion zu haben, genau wie ſein Vermögen iſt, von einer weiſen und gütigen Regierung der Welt durch ein höchſtes Weſen, von einer allgemeinen und beſondern Vorſehung gewiß zu werden. Weder die alltägliche Erfahrung, denke ich, noch ihre Annalen, können uns zu einer ſolchen Gewißheit verhelfen, wir brauchen vielmehr ein Gegenmittel wider die alltägliche Erfahrung, wider ihre Geſchichte, und wider die Reſultate des ernſtlichern Nachdenkens über beyde. Könnt Ihr nun dem bekannten alten Gegenmittel ſeine volle Wirkung wieder geben; poſitive Religion, in ihrer ganzen lebendigen Kraft bey Euern Zeitgenoſſen wieder herſtellen: dann verſtehe ich Euch. Könnt Ihr dieſes nicht: Was wollt Ihr können? Beſänftiget Euch! der Schaden ſitzt gewiß da nicht, wo Ihr ihn ſeht, und wo Ihr helfen — ſchneiden oder brennen möchtet. Sittlichkeit und Religion ſtehen und fallen mit keinem philoſophiſchen Syſtem, mit keiner zufälligen Denkungsart eines Zeitalters. Vorſtellungsarten und herrſchende Syſteme — überall weniger Urſache als Wirkung des Geiſtes der Zeit, den ſie jedesmal nur offenbaren, darſtellen, freylich auch entwickeln und befördern — gehen auf und gehen unter vor dem unveränderlichen Geiſte der Wahrheit, den ſie weder leiten noch verführen können. Laßt uns auf die Stimme, auf die Winke dieſes Geiſtes merken, und nicht hadern. Beſſerer Rath, ſagt ein altes deutſches Sprichwort, kommt über Nacht!

Ich muß dir bekennen, beſte Freundin, und du magſt es Ehrenburgen wieder ſagen, daß ich überhaupt zwiſchen ſeiner und meiner Anſicht des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge eine Verſchiedenheit je mehr und mehr gewahr werde, die es nicht zulaſſen wird, daß wir uns auf dieſelbe Weiſe in Abſicht dieſes Zuſtandes, offenſiv und defenſiv, verhalten. Er ſieht lauter widernatürliche Ereigniſſe, Wechſelbälge, Ungeheuer, Geburten der abſcheulichſten Lüſternheit und Willkür. Ich ſehe die nothwendige Entwickelung einer neuen Epoche der Menſchheit. Geſetzmäßige Kinder der Zeit ſtehen in der Geburt, drängen ſich zur Geburt, dem Scheine nach, in ſehr verkehrten Lagen. Wie ſie zur

Welt kommen werden, iſt ungewiß. Aber die Mutter iſt unſterblich.

Ueberall iſt es ſchwer das Nothwendige von dem Zufälligen in den Dingen, die geſchehen, genugſam zu unterſcheiden, am ſchwerſten aber in gegenwärtigen bedeutenden Ereigniſſen, in der Geſchichte, die noch im Geſchehen iſt, und deren Ausgang wir mithandelnd, getrieben und ſelbſt treibend, erwarten. Hier ergreifen uns gewöhnlich die nächſten Urſachen ſo ſehr, daß wir ihnen und ihrem Zuſammenhange allein alles zuſchreiben, den Umſtand für die Sache halten, und lauter Zufälligkeiten erblicken, wo ein tiefer forſchender Verſtand die nothwendigſte Verknüpfung finden würde.

Es ſcheint unmöglich und iſt doch wahr, daß wir beſtändig ſich wiederholende Erſcheinungen in dem ſie charakteriſirenden Verhältniſſe von Urſache und Wirkung, und wie ſie von jeher eben ſo verknüpft geweſen, im Allgemeinen wahrnehmen, und dieſer Wahrnehmung uns dergeſtalt bewußt ſeyn können, daß wir ſie unaufhörlich anführen; und dann doch in jedem beſondern Falle, wenn ſich Eine dieſer Erſcheinungen als gegenwärtig auffallender ankündigt, uns einzubilden vermögen, und beinah unfehlbar uns einbilden, daß hier nicht jene längſt ausgemachte Verknüpfung von Urſache und Wirkung, ſondern eine ganz andre Statt finde; alſo von dem allgemeinen Satz, der uns erleuchtet, niemals, weder im Urtheilen noch im Handeln, Gebrauch machen, und ſeine Wahrheit in der eigenen gegenwärtigen Erfahrung nie erfahren.

Zur Erläuterung und zum Beweiſe mag ein Beyſpiel dienen, das ſich hier von ſelbſt aufdringt: der theoretiſch allgemeine Glaube, und praktiſch allgemeine Unglaube an die Gewalt der Meinung.

Die Meinung, ſagen wir, beherrſcht als Königin die Welt; jedem Menſchen iſt die ſeine lieber als ſein Leben, man lehnt ſich wider die unbegränzte Gewalt dieſer Herrſcherin vergebens auf; ſie fodert und gebietet mit einem Nachdrucke, der allen Widerſtand vereitelt:

Coutume, opinion, reines de notre sort,
Vous reglez des mortels, et la vie, et la mort!

Und zugleich mit dieſen Sprüchen im Munde maßen wir uns doch alles nur erſinnliche an wider eben dieſe Herrſcherin; hoffen, bald durch Liſt, bald durch Gewalt ſie uns zu unterwerfen, und ſehen Unternehmungen dieſer Art für das eigentliche Geſchäft der Weisheit an.

Dieſer Widerſpruch wäre unmöglich, wenn wir ihn, indem wir ihn entſtehen laſſen, gewahr würden; wir werden ihn aber nicht gewahr, weil wir von dem Dinge, welches wir die Gewalt der Meinung nennen, nur eine höchſt verworrene Erkenntniß aus nie unterſuchten Beyſpielen haben. Zufolge dieſer verworrenen Erkenntniß ſind wir geneigt die Gewalt der Meinung aus der Menge der Meinenden zu erklären, die Meinung ſelbſt aber als etwas an ſich leeres und unkräftiges zu verachten. Der oft ſchnelle Wechſel der Meinungen, und der ſonderbare Umſtand, daß ſich die gedankenloſeſten gewöhnlich als die hartnäckigſten, die zufälligſten als die heftigſten beweiſen, ſcheint dieſe Verachtung und das Urtheil, welches die Meinungen überhaupt in die Claſſe der Geſpenſter oder Zauberweſen ſetzt, zu rechtfertigen. Für ſich ſelbſt ſind dieſe Weſen, ſind Geſpenſter, nichts; aber der Wahn, der Aberglaube, die Schwärmerey, die ſie zu Etwas für Andre machen — von dieſen gibt man zu, daß ſie die größte Aufmerkſamkeit verdienen.

Einigen Grund hat dieſe Anſicht allerdings. Aber es iſt weit gefehlt, daß alle Meinungen, die gewaltig wurden, Geſpenſter waren, und nicht Eine davon iſt bloßes Geſpenſt geweſen. Die urſprüngliche Energie der Meinung iſt die Energie des Lebens ſelbſt; ihre Gewalt die Gewalt der Wahrheit, die, in die Zeiten verhüllt, unwiderſtehlich die Zeiten regiert.

Alle Meinungen wurden im Schooße der Wahrheit empfangen; alle Wahrheiten im Schooße der Meinung. Vor den Begriffen ſind die Wahrnehmungen; vor den Beweiſen die Urtheile. Die wichtigſten Lehrſätze hatten lange gegolten ehe Philoſophie ſie nachbuchſtabirte, und die Gründe, warum ſie gelten mußten, gewahr wurde. Die höchſten Grundſätze, worauf ſich alle Beweiſe ſtützen, ſind, unverkleidet, bloße Machtſprüche, denen wir — blindlings? wie dem Gefühl unſeres Daſeyns! — glauben. Man könnte ſie, ſeltſam und verkehrt genug, aber doch nicht ganz unphiloſophiſch, urſprüngliche, allgemeine, unüberwindliche Vorurtheile nennen: als ſolche wären ſie das reine Licht der Wahrheit, oder gäben vielmehr der Wahrheit das Geſetz.

Daß Begriffe, Urtheile und Regeln, die wir durch Beweis empfangen, wenn ſie wirkſam in uns ſeyn, ſich als eine Kraft in uns beweiſen ſollen, erſt die Natur des Vorurtheils annehmen oder wieder erhalten, eine perſönliche Meinung oder Fertigkeit in uns werden müſſen, iſt eine alte Bemerkung. — Weiter!

„Von dem was Allen ſcheint, behaupten „wir, daß es iſt“ — lehrt Ariſtoteles. Der Menſch kann nicht erfahren, was die Dinge außer ſeinen Vorſtellungen ſeyn mögen; er kann nicht herausgehen aus ſeinen Wahrnehmungen und Urtheilen, und Gegenſtände prüfen außerhalb ſeinem Verſtande, ſich ſelbſt außerhalb ſich ſelbſt berichtigen, ſich erleuchten mit einer Wahrheit, die er nicht verſtehen würde. Darum iſt überhaupt jedem Menſchen ſeine Meinung, mit Recht, die Wahrheit; und er behauptet ſie mit Recht, weil die Wahrheit jedes Menſchen ſein Leben iſt.

Daß jeder Menſch in dem, was ihm Wahrheit iſt, ſein Leben hat, hierin hat die Gewalt der Meinung ihren Urſprung.

Durch Anregung von außen, durch Wahrnehmung in Empfindungen und Gefühlen, gelangt die Seele in ſich erſt zum Leben. Die leere Seele wäre das Leben ſelbſt, und hätte doch kein Leben. Damit Genuß des Lebens entſtehe, muß es zu etwas angewendet, muß es gebraucht werden, einen Gegenſtand, Zweck und Inhalt erhalten. Durch Anwendung, Gebrauch und Inhalt wird das Leben erſt lebendig; es entwickelt ſich in ihm ein Daſeyn; es entſteht eine Perſon.

Gehe nur gerade in dich ſelbſt zurück; entäußere dich für einen Augenblick aller der Erkenntniſſe, welche dir im Gebrauch des Lebens und durch ihn geworden ſind; laſſe für dieſen Augenblick dein Gedächtniß ausgelöſcht ſeyn: — was bleibt dir nach einer ſolchen Ausleerung von deinem Weſen übrig? Nichts als eine ganz unbeſtimmte Vorſtellung eines reinen Lebensprincips, ähnlich der Vorſtellung des leeren Raums und der leeren oder reinen Zeit, ohne Eigenheit, ohne Individualität, ohne irgend ein Merkmal des Weſens, von dem du gegenwärtig das klare Bewußtſeyn haſt, daß es deine Perſon, daß es Erneſtine iſt.

Was dir alſo deine eigenthümlichen Begriffe, Urtheile, Vorſtellungen in ihrem individuellen Zuſammenhange ſichert, das ſichert dir dein eigenthümliches

Daſeyn, und was ſie in Gefahr bringt, bringt dein Daſeyn in Gefahr, rührt dich mit dem Tode an.

Perſönliches Bewußtſeyn, das zeitliche, iſt ein aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zuſammengeſetzter Begriff. Indem wir dieſen Begriff erzeugen, erzeugen wir uns ſelbſt als vernünftige Weſen in der Erſcheinung, indem wir ihn feſthalten und fortſetzen, erhalten wir uns als ſolche. Von einem nicht alſo bedingten, nicht zeitlichen Leben; von einem Leben ohne Vergangenheit und Zukunft, ohne Beſinnung, haben wir keine Vorſtellung. Auch das bloß thieriſche Bewußtſeyn ſetzt eine ſolche Verknüpfung zum voraus; das Thier erhebt ſich aber damit nie bis zur Perſönlichkeit, das iſt, zur Vernunft, welche nicht iſt bloß ein aus Sinnlichkeit ſich Entwickelndes, ſondern ein Urſprüngliches in der Sinnlichkeit ſich nur Hervorthuendes.

So wie die Vernunft im Menſchen, der Geiſt in ihm, ſich hervorthut, übermannt die ſinnlichen Vorſtellungen und Empfindungen — Gedanke; er verwandelt, er verſchlingt ſie. Triebe und Leidenſchaften nehmen ihre Richtung nach Begriffen, mit denen über alles geurtheilt, nach denen alles beſtimmt wird. Da aber Begriffe nur vermittelſt der, mit ihnen verknüpften, Zeichen feſtgehalten, fortgeleitet, ausgebreitet werden können; ſo ſind die Zeichen von Natur im Beſitz eines gefährlichen Einfluſſes, der ſich vermehrt, ſo wie ſie ſelbſt ſich vermehren und immer willkührlicher werden. Allmählig gewinnen ſie die Oberhand; Worte gelten für Begriffe, es entſteht eine Fertigkeit zu denken ohne zu verſtehen, und eben ſo zu wünſchen und zu wollen; eine Fertigkeit der willkührlichſten Verknüpfungen im ganzen Gebiete des Denkens und Begehrens.

Eine Regierungskunſt der Zeichen und Worte würde die größte und wichtigſte der Künſte ſeyn; denn alle Empfindungen, Urtheile, Meinungen und Leidenſchaften der Menſchen, ihr Haß und ihre Liebe hangen nothwendig an dieſen Fäden, werden damit zuſammen, auseinander, dann wieder anders zuſammen gezogen auf eine unendlich mannigfaltige Weiſe. Wem iſt es unbekannt, daß Menſchen an Zeichen, an äußerlichen Gebräuchen, an einem Worte, wie an ihrem Leben hängen?

Jedes Zeichen aber bezieht ſich nothwendig doch auf etwas bezeichnetes; jeder Gebrauch muß einen von ihm ſelbſt verſchiedenen Urſprung haben; jedes Wort irgend einen Sinn. Ein ganz leeres Wort iſt ein Unding; nicht einmal ein ganz leerer Schall iſt möglich. Offenbar alſo entſpringt die Gewalt der Worte und Zeichen jedesmal, näher oder entfernter, aus einem Begriffe; ihre Kraft iſt die Kraft des Begriffes. Der Begriff ſelbſt kann ſeine Kraft unmittelbar nicht äußern; er muß ſie einem Zeichen oder Worte anvertrauen. Ueberhaupt iſt in dieſer ſinnlichen Welt keine Wirkſamkeit der Geiſter ohne Körper möglich; jede Seele bedarf eines Leibes; und jeder Leib hat nothwendig eine gewiſſe Einrichtung und Geſtalt, ſteht nothwendig mit andern Körpern in einem mannigfaltigen Zuſammenhange.

Den lebendigen Faden der Verknüpfung unſerer Wahrnehmungen, Begriffe und Urtheile zerſchneiden, heißt, wie vorhin gezeigt worden iſt, unſer Leben ſelbſt zerſchneiden. Darum, wie auch der eigenthümliche Zuſammenhang unſerer Wahrnehmungen, Begriffe und Urtheile beſchaffen ſeyn mag; der ganze Nachdruck des menſchlichen Inſtinkts iſt jedesmal für die Erhaltung und Erweiterung dieſes Zuſammenhanges: er macht unſer gegenwärtiges Leben aus.

Minder oder mehr zufällig iſt die Verknüpfung der Vorſtellungen, Urtheile und Begriffe in allen Menſchen, weßwegen auch nie ein Menſch durchaus einerley Meinung mit einem andern Menſchen werden kann. Die ſtärkſte dieſer Verknüpfungen iſt diejenige, welche aus früher und langer Angewöhnung entſtanden iſt. Eine auf dieſe Weiſe eingepflanzte Denkungsart kann die ungereimteſte von der Welt ſeyn, und darum nicht im geringſten weniger Nachdruck und Feſtigkeit beweiſen. Wahr oder falſch, der Nachdruck iſt derſelbe, wenn die Meinung nur lebendig iſt; denn in unſerer eigenthümlichen, lebendigen Meinung, ſie ſey beſchaffen wie ſie wolle, erkennen wir uns, ſie allein macht uns unſer Daſeyn wahr und wirklich.

Da wir nun keine größere Gewißheit haben als die Gewißheit unſeres Daſeyns, unſerer Identität und Perſonalität, ſo wägen wir mit dieſer Grundwahrheit alle andre Erkenntniß. Was uns wahr macht daß wir ſind, davon ſagen wir daß es iſt, empfinden es als offenbar gewiß; was uns unwahr machen würde daß wir ſind, das läugnen wir, das empfinden wir als ungereimt.

Wohl hat dieſer Gedanke etwas ſehr niederſchlagendes: daß durch eine blos angewöhnte, zufällige, faſt durchaus ſchon Gedankenlos gewordene Verknüpfung von Vorſtellungen, Urtheilen und Empfindungen, das Wahrheitsgefühl des Menſchen gleichſam von ſeiner Stelle gerückt, ſich ſelbſt untreu werden und falſches Zeugniß geben kann; der Gedanke, daß wir nie die Wahrheit ſelbſt, ſondern immer nur unſer Leben lieb haben; nie recht erfahren können, was nur Wahrheit iſt. — Sie iſt verborgen in unſerm Leben; Geheimes im noch Geheimeren. Doch ſchimmert hier ein Licht der Hoffnung. Es iſt ein Gedanke hoher Ahnung, daß nur Entwickelung des Lebens Entwickelung der Wahrheit iſt; beyde, Wahrheit und Leben, Eins und Daſſelbe.

Jener gewiſſen Erfahrung indeſſen: daß Begriffe, Urtheile, Meinungen und Leidenſchaften, zu denen wir, wie zu unſerer Mutterſprache, die unſeren Verſtand uns allmählig einflößte, gekommen ſind, durch bloße Autorität und Angewöhnung auf unſeren Beyfall mächtiger als die bündigſten Schlüſſe, als die auffallendſten Beweiſe wirken, ſteht eine andre gleich gewiſſe Erfahrung zur Seite; die Erfahrung, daß eben dieſe Meinungen dennoch der Vernunft nicht unüberwindlich ſind.

Stärker iſt allemal und kräftiger der implicite Glaube, der ſich ſeiner Gründe nicht bewußt iſt, als der explicite, der kein Glaube im eigentlichen Verſtande iſt, und auch keine Stärke, die ihm für dieſe oder jene beſondre Sache eigen wäre, gar keine Kraft für ſich ſelbſt im Grunde hat. Der implicite Glaube aber, wenn er nur auf zufälligen und willkührlichen Verknüpfungen beruhte, verſchwindet, ſobald er ſich ſelbſt zu verſtehen anfängt; die Zergliederung vernichtet ihn. Derjenige implicite Glaube hingegen, dem keine blos zufällige und willkührliche, ſondern eine der Natur der Dinge gemäße Verknüpfung zum Grunde liegt, kann die Zergliederung aushalten, und nach derſelben ſeine eigenthümliche Kraft und Stärke wieder annehmen.

Ein vollkommener Irrthum, eine durchaus ſinnloſe Gewohnheit, eine ganz und gar ungereimte Meinung oder Maxime ſind unmögliche Dinge. Jeder Glaube, wie verkehrt er in der Folge auch erſcheinen mag, iſt bey ſeinem Urſprunge ein wahrer Glaube, das iſt, ein nothwendiges Reſultat der Verhältniſſe geweſen, worin jene Menſchen, bey denen er entſtand, ſich gegen Gott, Welt und Mitmenſchen befanden. Aber rückwärts die Spur wieder aufzufinden bis dahin, wo eine jetzt ungereimte Meinung, Gewohnheit oder Maxime wahr und vernünftig geweſen, möchte in den mehrſten Fällen beynah eben ſo unmöglich ſeyn, als aus irgend einer Sprache, die wir reden, ihren erſten Anfang, und die Gründe ihrer Eigenheiten zu entwickeln. Dennoch iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß jede künſtliche, minder oder mehr willkührliche Bezeichnung durch Worte, Schriftzüge und Geberden, aus einer natürlichen und unwillkührlichen hat entſpringen müſſen. Man mußte ſich unmittelbar und von ſelbſt verſtehen, ſich gegenſeitig ſchon verſtanden haben, ehe man ſich untereinander auf irgend eine andre Weiſe zu verſtehen — lernen, lehren, übereinkommen konnte. Auch wird dieſe Zunge Gottes unter allen Sprachverwirrungen ſich erhalten, und in jeder Mundart ſich als das beweiſen, was das Wort zum Worte, zur mächtigſten der Energien macht.

Wie mit dem Worte, ſo mit der Wahrheit. Sie iſt der Odem Gottes, Gottes ausgeſandter Geiſt.

Ganz und rein kann der Menſch die Wahrheit nicht empfangen; er ſieht ſie nur im Bilde, in einem Bilde, das ihm gleich iſt. Wie die Gottheit ſelbſt, iſt die Wahrheit überall und nirgend; Alles, und Nichts von allem. Laßt uns keine ihrer Erſcheinungen verachten! Aber auch keine ſo verehren, als wäre ſie in eigener Geſtalt die Wahrheit, die hier ganz und Ein für allemal erſchienen wäre. Das kann ſie nicht, und aller Bilderdienſt, womit man ſie zu ehren meint, iſt ihr ein Gräuel.

Siehe da, liebe Erneſtine, die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths. Eine Form und Geſtalt müſſen alle Dinge haben, und einem Dinge alle Geſtalt nehmen, hieße ſo viel als es vernichten. Doch iſt es nicht die Geſtalt was die Sache hervorbringt, ſondern es iſt allemal die Sache, die irgend eine Geſtalt nur annimmt. Freilich irgend Eine auch nothwendig annehmen muß, und zwar eine ihr angemeſſene, eine, worin ſie ſich darſtellen kann: dadurch wird die Geſtalt, Geſtalt der Sache, überhaupt Geſtalt. Alle die verſchiedenen Sprachen, welche Menſchen geredet haben und reden, Indiſche, Griechiſche, Lateiniſche, Galliſche, Deutſche, ſind ſo viele zufällige

Formen und Geſtalten einer und derſelben Menſchenſprache. Jede dieſer beſondren Sprachen kann untergehen; Menſchenſprache wird nie untergehen.

Dieſe oder jene einzelne, beſondre, laß mich ſagen poſitive und formelle Menſchenſprache, kann geſchickter als die andre ſeyn, den Geiſt des Menſchen außer ihm darzuſtellen, ihm als Werkzeug zu dienen, ihn zu vertreten; aber keine kann zu der Vollkommenheit gelangen, daß ſie — nun in und durch ſich ſelbſt lebendig, an und für ſich ſelbſt verſtändlich — das Todte und Tödtende des Buchſtabens nicht mehr an ſich hätte. Dieſer iſt und bleibt, wie alles Körperliche, in ſich finſter und leblos. Schrift und Sprache, getrennt vom Leben der Menſchen, ſind nicht Schrift, nicht Sprache mehr, ſind nur formloſe Züge, ſinnloſe Laute.

Und wenn es ſich nun mit dem Worte, dieſer unmittelbarſten, nothwendigſten, geiſtigſten und innigſten der Formen und Einſetzungen ſo verhält; wie nicht eben ſo mit allen andern? wie nicht auch mit den Formen und Einſetzungen poſitiver Religionen und Geſetzgebungen?

Alle Formen haben Nothwendigkeit des Princips und Zufälligkeit der Ausbildung miteinander gemein, und ſie unterſcheiden ſich in ihren Zufälligkeiten von einander, wie ſich die verſchiedenen Sprachen und Mundarten von einander unterſcheiden. Stelle dir vor, du wüßteſt von keiner andern als deiner Mutterſprache, und nun brächte dir jemand eine ganz wörtliche Ueberſetzung, z. B. der Canzone: In quella parte, des Petrarca. Du würdeſt nicht wiſſen, was man dir zu leſen gäbe, nicht begreifen können, daß dies eine menſchliche Sprache ſey. Hie und da witterteſt du einigen Sinn: Aber ſo, würdeſt du ſagen, kann nur ein Tollhäusler ſich ausdrücken! — Wie anders, wenn du die Sprache verſtehen lernſt, mit ihrem Geiſte vertraut wirſt!

Es iſt mir noch ganz gegenwärtig, wie ich mich als Knabe über die Franzoſen, die ich ſah, ärgerte, daß ſie kein Deutſch verſtehen wollten. Daß ſie es nicht ausſprechen konnten, ließ ich gelten. Aber nicht verſtehen? Mußten ſie nicht, wenn ſie pain ſagen wollten, zuvor denken: Brot? Hernach, als Jüngling, ſpottete ich des albernen Kindes, und hätte nicht ſpotten ſollen; denn mein Unverſtand war mit den Jahren nur anders, weitläufiger und größer geworden. Jede Vorſtellungsart, die mir, wie meine Mutterſprache, geläufig worden war, hielt ich für die Wahrheit, die alle Menſchen fühlen, ſehen, greifen müßten; jede fremde mir ganz ungewohnte Vorſtellungsart für den offenbarſten Unſinn. Ich war genau in dem Falle, den ich bey dir mit der italiäniſchen Canzone angenommen habe. Was geradezu wider meine Syntax anſtieß, kam aus dem Tollhaus. Endlich, langſam und allmählig lernte ich ein wenig überſetzen: Eine Meinung, Denkungsart, Gewohnheit in die Andre; immer weniger konnte das Wörtliche mich irre machen, hier mich abſchrecken, dort mich verführen; immer leichter wurde mir es Sinn zu wittern, und aus den verſchiedenſten Redensarten den Verſtand, den ſie gemein hatten, heraus zu winden. So lerne ich noch immer, werde zu lernen haben bis an mein Lebensende; denn niemand, wie ernſt es ihm auch darum ſey, kann ſich von den Folgen jenes Schlangenbetrugs im Paradieſe ganz befreyen; es ſitzt die Doppelzüngige noch immer auf dem Baume der Erkenntniß, und täuſcht, minder oder mehr, mit förmlicher Wahrheit und wirklichem Irrthum alle Söhne Adams.

Liebe Erneſtine, ich muß noch einmal ſagen: Siehe da die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths! Höre mich, verſuche es: Von jenen fürchterlichen Geſtalten, vor denen du erſchrocken zurück bebſt; ergreife kühn die nächſte, halte ſie feſt, noch feſter, laß ſie nicht entfliehn: es iſt **Proteus**, der Wahrſager! Dränge ihn, er wird dir zu Rede ſtehen, die in ihm verborgene Weisheit dir enthüllen.

Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche ſie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieſer Um- und Ein-Bildungen für das weſentliche Wahre, und das weſentliche Gute ſelbſt zu halten; weder zu glauben, daß ſie gegenwärtig hier oder da **leibhaftig** vorhanden ſind, noch zu hoffen, daß ſie je auf dieſer Welt **leibhaftig** da ſeyn werden; je aufhören werden **Geiſt** zu ſeyn, um lauter Fleiſch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch **Buchſtabe** zu werden: Dieſe Weisheit und dieſen Verſtand — o, daß wir einmal alle davon erfüllt ſeyn möchten! Aufmerkſam auf den Geiſt jeder Zeit, würden wir dann ohne Erbitterung, die Zeiten nur mit jenem Geiſte der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen trachten, der in die *Zeiten verhüllt*, *unwiderſtehlich*, die Zeiten regiert.

Unwiderſtehlich ſie regiert! . . . Ich muß abbrechen, liebe Erneſtine, ganz abbrechen, ein Ende machen, denn ein zu weites Feld der Betrachtung eröffnet ſich hier. Aengſtlich habe ich ſchon jeden vorhergegangenen Abſatz geſchrieben, weil ich immer verkürzen, zuſammen ziehen, nur weiter ſtreben mußte, nicht ſah wie ich durchkommen würde. Mehrmals habe ich die Feder weggeworfen, und ich weiß nicht durch welche Gewalt gezwungen, ſie doch immer wieder ergriffen.

Dieſe Winke noch.

Kein Buch beſteht aus lauter Varianten, und kein Buch kann weniger blos aus Varianten, blos aus *Lesarten* beſtehen, als das Buch der Natur.

Aus unmittelbaren Eingebungen der Natur geht alles Dichten und Trachten der Menſchen hervor. Sie gab ihnen lebendige Hände, und ſie erfinden Maſchinen, Werkzeuge, gleichſam todte Hände, die nun mehr als die lebendigen vermögen. Sie gab ihnen Triebe, und ſie erſinnen Geſetze, die ſich über die Triebe erheben, und Angewöhnungen, Fertigkeiten, künſtliche Leidenſchaften und Vorurtheile an die Stelle ſetzen.

Entziehe der todten Hand die lebendige, und ſie hört auf zu wirken. Entziehe dem Geſetze, der Angewöhnung, dem Vorurtheile das Leben, das ſie von dem Triebe, der ſich ſo geſtaltet hatte, nahmen, und ſie werden Schatten und verſchwinden. Die lebendige Hand entzieht ſich einer todten, die ſie nicht mehr braucht; der Trieb dem Geſetze, das ſeiner veränderten Richtung nicht mehr gemäß iſt. Selten plötzlich und auf einmal; denn die Macht der Gewohnheit iſt wie die Macht der Triebe, ſie iſt ihre todte Hand, und iſt ſtark wie der Tod. Aber keine übergebliebene ganz leere Gewohnheit kann ſich gegen aufkeimende neue Sitte lange erhalten; keine todte Anſtalt gegen lebendige Angriffe beſtehen.

Blicke umher, was ſiehſt du? Lauter Geſtalten, aus denen der Bildungstrieb, der ſie hervorbrachte, entwichen iſt. Sie bewegen ſich noch, aber ſie athmen nicht mehr. Anderswo iſt die Seele, die ehmals ſie belebte, und wirkt neue Geſtalten. Werden jene hohlen Masken der Entflohenen nachjagen, ſie einholen, ſie wieder erobern können? Sie vermiſſen ſie ja nicht einmal!

Mir fällt dieſen Augenblick ein, daß du der prachtvollen Krönung Kaiſers Leopolds zu Frankfurt beygewohnt haſt. Ich habe keine Krönung geſehen, aber in derſelben Stadt eine andre berühmte Feierlichkeit: die Einholung des Geleits zur Meſſe. Zu den Zeiten des Fauſtrechts hatten mehrere Städte und Fürſten ſich vereinigt, für die Sicherheit der Kaufleute, die nach Frankfurt auf die Meſſe ziehen wollten, zu ſorgen. Mit dieſer Anſtalt waren mancherley Gebräuche verknüpft, die man noch immer fortſetzt, ob man gleich von einem Theil derſelben nicht einmal mehr weiß, was ſie ehmals bedeutet haben. Vormittags wird Gericht gehalten, und dies Gericht heißt das Pfeifergericht, weil ſich die Abgeordneten mehrerer Geleitgeber während Gericht gehalten wird am Rathsſaale melden, und mit klingendem Spiele herein ziehen. Jetzt halten die Pfeifer inne, damit Antrag und Antwort vernommen werde. Wenn die eine Geſandtſchaft wieder mit klingendem Spiele abgezogen iſt, wird das Gericht fortgeſetzt, bis die Zweyte erſcheint; und ſo fort bis alle da geweſen ſind. Nachmittags wird das mit Prunk ankommende Geleit an der Gränze ſtattlich in Empfang genommen; die ganze Stadt iſt vor den Thoren: damit endigt dieſes Schauſpiel. Das einzige

Reelle bey der Sache iſt ein Zoll, den die Geleitgeber während der Meſſe auf den Landſtraßen erheben. Die bewaffnete Mannſchaft, die ſie ſenden, dient dazu, die Erhebung dieſes Gefälls zu ſichern (*).

Ich habe nur ein Gleichniß geben wollen, liebe Erneſtine. Die Frankfurter können ohne Bedenken das Spiel am Geleitstage alle Jahre einmal wiederholen. Wenn aber ihre ganze Verfaſſung nur ein ſolches Spiel wäre, das in einem fortgeſpielt, und durch das Fortſpielen immer ſinnloſer würde — wie dann? Würde eine dumpfe Erinnerung an Bedürfniſſe und Zwecke, die nicht mehr ſind, die Oberhand behaupten können über gegenwärtige Bedürfniſſe und Zwecke, die ſich unaufhörlich regen, weil ſie wirklich leben, und, da ihr Leben beſtändig zunimmt, wohl vordringen müſſen? Unmöglich!

Was unmöglich Nicht geſchehen kann, darüber ſollten wir uns, wenn es geſchieht, nicht wundern; das ſollten wir noch weniger, jetzt erſt, da es ſchon

---

(*) Der Verfaſſer hat hier das Geleit und das Pfeifergericht in nähere Verbindung geſtellt, als er, um hiſtoriſch treu zu ſeyn, hätte thun ſollen. S. Göthe, aus meinem Leben Th. I. S. 37.

geſchehen, die eigentliche Begebenheit ſchon da iſt, noch am Geſchehen hindern wollen. „Wenn ein großes Rad „eine Anhöhe hinunter läuft, ſagt Lears Narr, ſo „halte es nicht auf, oder es bricht dir den Hals, wenn „du dich dran hängſt; das Große aber, was bergan „läuft, laß dich hinter drein ziehen.“ Er ſagt auch: „Alle, die ihren Naſen folgen, werden von ihren Augen geleitet, die *Blinden* ausgenommen.“

Unter dem Bergan laufenden großen Rade verſtehe ich die mit dem Laufe der Zeiten ſich bildende, eine Epoche der Menſchheit bezeichnende Meinung, welcher die Natur den Nachdruck gibt, und die ſie durchſetzt. Unter dem herabrollenden Rade die Meinung, die ſchon nicht mehr iſt, nicht mehr ſeyn kann, weil die Wahrheit, die in ihr war, von ihr gewichen iſt, und lauter Lüge ſie erhalten müßte.

Wenn Altes untergeht und Neues aufkommt, ſo entſteht eine andre Miſchung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Böſem. Die *beſte* Miſchung — wer kann ſie beſtimmen? Es wäre ungereimt es nur zu wollen. — Leider, eine ſehr blutig gewordene Schwärmerey unſeres Zeitalters! — Zuverläſſig aber iſt dieß Eine: daß der Menſch überhaupt nur in dem, was er für wahr hält, leben, und mit dem, was ihm gerecht ſcheint, ſich vereinigen, Friede damit halten kann. Der Tod widerſteht ihm weniger als das auffallende Ungereimte. Jener droht ihm nur, wie etwas außer ihm, äußerliche Zerſtörung; Jenes will ihn in ihm ſelbſt, im Innerſten des Lebens tödten.

Dieß mag jeder, der auf die Meinungen ſeiner Zeitgenoſſen Einfluß haben will, wohl zu Herzen nehmen. Er lerne zuerſt dieſe Meinungen ganz verſtehen, welches ſehr ſchwer iſt. Hernach faſſe er den Muth, der Meinung, mit welcher er ſich befaſſen will, wie gefährlich ſie ihm auch ſcheinen möge, in allem, was ſie gegründetes hat, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Wir müſſen denen, bey welchen wir uns, um ſie zurecht zu weiſen, Gehör verſchaffen wollen, vor allen Dingen erſt beweiſen, daß wir uns ganz in ſie hinein zu denken und zu fühlen wiſſen. Können wir dieſes nicht, oder vernachläſſigen wir es, ſo erregen wir nur Unwillen, erbittern, machen das Uebel ärger. Sie hören uns aber gewiß und gewähren uns bald ihre ganze Aufmerkſamkeit, wenn wir ihnen darthun, daß wir ſie in ihren Meinungen und Anliegen nicht allein vollkommen verſtehen, ſondern noch mehr als ſie ſelbſt dafür zu ſagen wiſſen. Sie werden alsdenn geneigt, ſich mit uns noch weiter eines Beſſeren zu beſinnen; und das iſt genug, ja alles mögliche. Eine einmal erworbene klare Einſicht aufzugeben, darf und ſoll man keinem Menſchen zumuthen; wohl aber, daß er ſich die Mühe nehme, ſeine Einſichten noch mehr zu erweitern, ſeine Begriffe vollſtändiger und überall zuſammenhängend zu machen.

Ich weiß nicht, liebe Erneſtine, ob ich den Lohn meiner Mühe ernten, und dich und Ehrenburg zufriedener mit mir geſchrieben haben werde. Ich will euch gern noch einmal Rede ſtehen, wenn ihr es verlangt. Ueber den Hauptgegenſtand eurer Beſorgniſſe behalte ich noch vieles auf dem Herzen. Einige abgebrochene Gedanken mögen hier den Beſchluß machen.

Kein Menſch hat Gott je geſehen; weder Ihn ſelbſt, noch Seine Handlungen. Unſere Bekanntſchaft mit Ihm nennen wir Religion. Sie kann durch nichts äußerliches mit Wahrheit dargeſtellt werden. Dennoch kann ſie gelehrt werden: der beſſeren Seele durch die beſſere; nicht der thieriſchen; nicht wie die mechaniſchen Künſte dem, der auch ohne allen Geiſt der Erfindung iſt und nur Erwerb zur Abſicht hat;

ſondern, wie die freye Kunſt, dem allein, der Genie hat — dem Geiſterſeher.

Lehre den Unbegeiſterten in Raphaels Gemälden ihre Bedeutung, ihre eigentliche Schönheit, ihren Urheber, ſeine Seele, den Geiſt des Schöpfers, ſeine Macht und ſeine Liebe entdecken und ergreifen. Lehre ihn, wie edle Seelen ſich finden, ſich unbedingt vertrauen . . . . Wer das Genie der Liebe und der Tugend hat, der glaubt nothwendig an Gott, an Vorſehung, an Unſterblichkeit. Der Same dieſer Begeiſterung iſt in allen Herzen. Wo er unter Menſchen nicht mehr aufginge, ganz erſtürbe, würde alles wüſt werden, lauter Tod ſeyn. Das kann nie geſchehen. Lebe wohl.

III.

*** den 31ten März 1793.

Ich hatte es erwartet, lieber Ehrenburg, daß Erneſtine dir meinen jüngſten Brief, als mehr an dich geſchrieben, denn an ſie, überantworten, und dich bewegen würde, mir den gebührenden Beſcheid darauf an ihrer Stelle zu ertheilen. Du haſt es ſehr nachdrücklich gethan, und biſt ſogar etwas böſe geworden — mit Willen: weil dir ein Streit ohne Eifer der ſchalſte aller Zeitvertreibe ſcheint.

Mir wohl auch. Aber böſe mag ich ungern werden, weil ich es ohne Aerger nicht zu Stande bringe, und dieſer mir nicht bekommt, mir auch nicht, wie Andern, den Geiſt erweckt, ſondern nur verdüſtert. Dennoch, um dein Vertrauen zu gewinnen, will ich etwas Aerger an mich kommen laſſen, und dann auch ein wenig böſe werden; nur heute noch nicht, da es zu dem, was ich vorhabe, durchaus nicht paßt. Ich will, abgeſondert von allem übrigen, dich mit dem guten Geiſte der neueſten Moralphiloſophie, der Kantiſchen, bekannt machen, von der du ſo übel redeſt, nur weil du ſie nicht kennſt, und weil in deiner gegenwärtigen Stimmung dir alles Neue ſchon im voraus verdächtig iſt. Die Lehre, welche dir im Zuſammenhange des Syſtems als neu erſcheint, und dir in dieſem Zuſammenhange widert, iſt in ihrem Selbſtbeſtande uralt, durchaus menſchlich und erhaben.

Meinen Beweis will ich durch Darſtellung führen, und zwar durch eine ſo vollkommen populäre, daß nicht nur keine der Kantiſchen Philoſophie eigenthümliche, ſondern überhaupt gar keine Kunſtworte darin vorkommen ſollen. Wie ich mit heiterem Sinne zu dir trete, ſo ſtimme auch du dein Gemüth zum heiteren Vernehmen.

Zwey verſchiedene Triebe oder Geſetze offenbaren ſich im Menſchen. Das eine Geſetz heißt ihn, ſein Vergnügen ſuchen; das andere befiehlt ihm, vor allen Dingen, und ohne Ausnahme gut zu ſeyn; oder, wenn wir das Wort Trieb beybehalten wollen: der eine Trieb hat das Vergnügen des einzelnen Menſchen; der andre, die Würde der menſchlichen Natur zum Gegenſtande. So lange Menſchen auf Erden wohnen, hat man diejenigen Handlungen, welche das Vergnügen, die perſönliche Wohlfahrt, eigene Glückſeligkeit zum Gegenſtande hatten, eigennützige Handlungen; uneigennützig, rechtſchaffen, tugendhaft, edel hingegen diejenigen Handlungen genannt, welche, ohne Rückſicht auf das perſönliche Intereſſe, und nach Erforderniß, mit gänzlicher Aufopferung deſſelben, allein der Würde der menſchlichen Natur zu Liebe, auf das bloße Geheiß des Göttlichen in uns, geſchahen. Und ſo entſchieden und allgemein anerkannt iſt das Vorrecht des uneigennützigen Triebes und die Autorität ſeines Geſetzes vor dem eigennützigen, daß kein Menſch es dem andern, noch ſich ſelbſt im eigenen Gewiſſen zu gut hält, wenn er den letzten auf Koſten des erſten befriedigt hat. Wir behaupten einmüthig: wo Pflicht und eigene Wohlfahrt in Streit kommen, müſſe dieſe jener aufgeopfert werden. Und dies haben uns nicht etwa unſere Schul- und Burge-Meiſter, aus Weisheit, nur ſo weiß gemacht; ſondern es geht dieſe Verordnung unmittelbar aus unſerem Herzen und Gewiſſen hervor, und hat eine urkundliche Würde, von welcher die Schul- und Burge-Meiſter die ihrige, und das ganze Anſehen ihrer Weisheit erſt entlehnen müſſen.

Da aber beyde Triebe, der eigennützige und uneigennützige, in der menſchlichen Natur unmittelbar gegründet ſind, und der geringere ſo wenig als der höhere ſeine Anſprüche ganz aufgeben kann: ſo haben die Philoſophen von jeher geglaubt ein Mittel finden zu müſſen, aus dieſen zwey Trieben nur Einen zu machen. Da ſie über die Nothwendigkeit dieſer philoſophiſchen Unternehmung alle einerley Meinung waren, und gleichwohl nicht das Unmögliche möglich machen konnten; ſo wurden ſie herzhaft, und jeder wählte, nachdem es ihm vorkam, entweder den Trieb zum Vergnügen, oder den Trieb zum Guten als den Einzigen, und ließ dieſen Einen hernach beydes thun: entweder das Uneigennützige zuerſt und hernach auch beyher das Eigennützige; oder das Eigennützige zuerſt, und hernach auch beyher das Uneigennützige. Du kennſt dieſe beyden Wähler unter den Namen der Stoiker und Epikuräer, und weißt, daß ich mich eine lange Zeit zu den erſten gehalten habe. Da habe ich denn auch ſelbſt erfahren, daß ſeine Pflicht erfüllen und glücklich ſeyn, von Natur ganz und gar nicht einerley Ding iſt, ſondern daß es noch eher einander entgegen geſetzte Dinge ſind, und bin von meinem Stoicismus im

Stiche gelaſſen worden, den ich dann auch wieder im Stiche ließ; doch ohne darum zu den Epikuräern, überzugehen. Denn das iſt mir von Kindesbeinen an — ich ſage wohlbedächtig, von Kindesbeinen an — ſonnenklar geweſen, daß die Würde des Menſchen nicht in dem Streben nach Glückſeligkeit beſtehen könne, ſondern einen andern Grund und ein andres Ziel haben müſſe, wenn es wahr ſeyn ſoll, daß dem Menſchen eine Würde zukomme. Eine Tugend, die nicht ſich ſelbſt Zweck iſt, ſondern, als Mittel zur Glückſeligkeit, ihren Werth erſt borgen muß, flößt mir keine Ehrfurcht ein, und läßt mich ohne Hoffnung einer höheren Beſtimmung, ohne Ahndung eines höheren Urſprungs. Was mein Herz und meine Vernunft mir hierüber offenbarten, daſſelbe iſt es, was Kant auf eine jedem Verſtande faßliche Weiſe darzulegen gewußt hat. Er löſt den Knoten der zwey verſchiedenen, einander ſo oft ſchnurſtracks entgegen wirkenden Triebe auf folgende Weiſe.

Gut, rechtſchaffen zu ſeyn, befiehlt mir das Gemüth unbedingt und ohne Ausnahme. Meine Glückſeligkeit zu befördern befiehlt es mir aber nicht unbedingt und ohne Ausnahme; ſondern es fodert vielmehr, bey *Strafe der Selbſtverachtung* von mir, daß ich jedesmal, wenn die Foderungen des uneigennützigen Triebes den Foderungen des eigennützigen widerſprechen, mich für jene wider dieſe entſcheide. Da es nun bey dem Gefühl der Selbſtverachtung unmöglich iſt recht glücklich zu ſeyn, ſo hat der uneigennützige Trieb etwas drohendes an ſich, welches ihm eine Herrſchaft über den eigennützigen Trieb gewährt und dieſem Achtung abnöthigt. Der uneigennützige Trieb für ſich bewirkt keine Glückſeligkeit und will ſie nicht bewirken; denn obgleich mit ſeiner Befriedigung, wenn ſie auf Koſten des eigennützigen Triebes geſchieht, ein köſtliches Gefühl der Selbſtachtung verknüpft iſt, ſo kann der Tugendhafte mit demſelben doch in einem hohen Grade unglücklich ſeyn. Wer, z. B., weil er ſeine Pflicht erfüllte, von ſeinem Weibe, ſeinen Kindern und Freunden getrennt, nach einem wüſten Siberien verbannt, oder gar, mit Ketten belaſtet, in einen finſtern Kerker geworfen wird, wo ihn Mangel und Krankheit verzehren — wer aus Pflicht ſeinen liebſten und heftigſten Wünſchen entſagt hat und alle ſeine Kräfte anſtrengen muß um den bitteren Kampf zu beſtehen — wer — — — Doch was brauche ich Beyſpiele anzuhäufen, um zu beweiſen, was jeder gute Menſch minder oder mehr erfährt; nehmlich, daß das Gefühl der Selbſtachtung Schmerz und Elend nicht in Freude verwandeln kann. Auch iſt der uneigennützige Trieb ſo eiferſüchtig, daß er nicht einmal die Rückſicht auf das mit ſeiner Befriedigung verknüpfte angenehme Gefühl als ein Princip, oder nur als ein Hülfsmittel ſeiner Thätigkeit geſtattet. Alſo ſtehen wir zwiſchen dem drohenden Gebote der Sittlichkeit, das wir nicht abweiſen, und zwiſchen der dringenden Begierde nach Glückſeligkeit, die wir nicht vertilgen können, mit dem feindſeligen Geſchenke der Willensfreyheit in der Mitte, und müßten, da wir ſo mannigfaltig auf die Probe geſtellt werden, Selbſtverachtung zu wählen oder Qual, unſer Daſeyn verwünſchen, wenn nicht in dem ernſten Geſetze der Sittlichkeit, das uns ſchlechterdings gerecht zu ſeyn befiehlt, zugleich ein gerechter Gott erſchiene, deſſen Allmacht mit der Würdigkeit glücklich zu ſeyn, auch die Glückſeligkeit verbinden wird. Wir müßten Sittengeſetz und menſchliche Würde für Hirngeſpinſte, alle tugendhaften Gefühle und Reize in unſerer Bruſt für Trug und Täuſchung halten, wenn wir die Nothwendigkeit tugendhaft zu leben, von der Nothwendigkeit einer moraliſchen Regierung Gottes, mithin auch von der Erwartung eines zukünftigen Lebens trennen wollten. Schon die Anſprüche unſerer ſittlichen Natur, unſeres beſſeren Jchs an ſittliche Vollkommenheit, an ein durchaus gereinigtes Herz, wozu wir in unſerem gegenwärtigen Zuſtande unmöglich gelangen können, weiſen auf ein anderes Daſeyn hin und laſſen es uns erwarten. Alſo iſt der Glaube an Tugend mit dem Glauben an einen weiſen, allmächtigen und gütigen Urheber der Welt, an ſeine moraliſche Regierung und die Belohnung der Tugend in einem künftigen Zuſtande, auf das innigſte verknüpft, und muß jeden gründlichen Sittenlehrer zugleich zu einem Religionslehrer machen.

Daß ich dich ehrlich unterrichtet, und dir den wahren Geiſt der Kantiſchen Moralphiloſophie oder Moraltheologie vorgetragen habe, glaubſt du mir auf mein Wort. Jeder andere wird dir beſtätigen, daß der Hauptgrundſatz dieſer Philoſophie, die Unabhängigkeit des Princips der Sittlichkeit von dem Princip der Selbſtliebe ſey.

Daß Kant die Annahme dieſes Grundſatzes ſoweit durchgeſetzt hat, erweckt in mir die lebhafteſte Freude;

denn was die Herleitung und Hinleitung deſſelben im Ganzen ſeines Syſtems noch irriges an ſich haben mag, wird bald weggeräumt ſeyn und iſt es ſchon zum Theil. Mir einmal iſt alles an der Wahrheit dieſes Grundſatzes gelegen, deſſen Feſtſetzung und Verbreitung das Ziel aller meiner philoſophiſchen Bemühungen von jeher geweſen iſt. Dieſe Lehre kann dir unmöglich mißfallen und du würdeſt ihrem Urheber noch geneigter werden, wenn ich dir mehrere dazu gehörige Dinge vortrüge. Es wäre ſchön und würde dir nicht wenig Ehre bringen, wenn durch dich auch dein S. —, der mit mir hierin nicht einig werden kann, ob er es gleich praktiſch im Grunde des Herzens wirklich iſt, Eines Sinnes mit uns würde.

Die feinſte aller Haderkünſte.

Eine Anekdote (*).

> Si propositio haec Euclidis: Tres anguli Trianguli aequales sunt duobus rectis utilitati eorum qui dominantur contraria esset, non dubito quin dudum, si non disputata, suppressa fuisset.
>
> HOBBES.

Meinem Lehrer und unvergeßlichen Wohlthäter, dem berühmten Mathematiker Le Sage in Genf, wurde von einem jungen Gelehrten, deſſen Talente er hochſchätzte, eine Streitſchrift, welche dieſer herausgeben wollte, zur Beurtheilung vorgelegt. Le Sage lobte den Aufſatz, rieth zu einigen Verbeſſerungen, und bemerkte zwey Stellen, die ganz weg müßten, weil dem Gegner da offenbar unrecht geſchehe. Letzteres wollte der Verfaſſer anfangs nicht zugeben. Nachdem es ihm Le Sage ſehr klar gemacht hatte, verſprach er die Sache für ſich näher zu unterſuchen, und bat um die Erlaubniß, mit ſeinem Aufſatze, nachdem er die letzte

---

(*) Zuerſt im deutſchen Muſeum 1787. St. 1.

Hand daran gelegt hätte, wiederzukommen. Dies geſchah noch in derſelben Woche. Der Aufſatz war nicht blos verbeſſert, ſondern völlig umgearbeitet; aber beyde veruttheilte Stellen fanden ſich wieder, nur anders angebracht und eingekleidet, und zwar ſo, daß die unrichtige Behauptung jetzt nur noch zuverläſſiger erſchien.

Le Sage fragte mit Verwunderung um die Urſache. Der Verfaſſer antwortete: ſo wie er gegenwärtig die Sache geſtellt habe, dünke ihm ſeine Bemerkung richtig; wußte aber die Behauptung mit nichts als ein paar elenden Sophiſtereyen zu unterſtützen, die den Augenblick vernichtet waren. Le Sage konnte nicht begreifen, warum der junge Mann ſolche Blößen geben und den gerechteſten Vorwürfen ſich ausſetzen wollte. Der Verfaſſer gab nach, und die beyden Stellen ſollten aufgeopfert werden.

Bald darauf erſchien die Schrift gedruckt, und Le Sage ſtieß beym Durchblättern gleich auf die zwey gerügten Stellen. Er erzählte mir den Vorfall genau; legte mir alles vor Augen, und foderte mich auf, darüber nachzudenken: was wohl der Beweggrund eines Menſchen ſeyn könnte, der ſich auf dieſe Weiſe den ſchlimmſten Urtheilen, und den unangenehmſten Begegnungen Preis gäbe. — Wir wollen zu dem Manne hingehen und ihn fragen, ſagte der gute Le Sage. — Der Autor kam meinem ehrwürdigen Gönner mit Entſchuldigungen, aber ohne viel Verlegenheit entgegen, und eilte von ſelbſt zu dem Geſtändniß: er hätte unmöglich die Begierde überwinden können, ſeinem Gegner recht empfindlich weh zu thun, und nichts kränke einen Menſchen ſo ſehr, als offenbares Unrecht. Das Willkührliche und Gewaltthätige darin hätte etwas von höhnender Dreiſtigkeit an ſich, das ins Mark ginge. — Aber Ihr Gegner, ſagte Le Sage, kann Sie ja den Augenblick des größten Unfugs überweiſen, und Sie ſchamroth machen. — Schamroth? antwortete der Schriftſteller. Ich nehme nur eine neue Wendung, worin ich noch dreiſter daſſelbige wiederhole. — Und es erfolgt eine noch ärgere Beſchämung, erwiderte Le Sage. Wie dann? — wie dann? ſagte der Autor lachend. Ich ſchweige zu ſeinen Gründen, und wiederhole nur bey Gelegenheit meine Behauptung als eine Sache von ausgemachter Richtigkeit und die weiter keinen Widerſpruch zu fürchten hat. Ich verſpreche Ihnen, der Mann ſchweigt am Ende, legt ſich zu Bette und hat ein Fieber. — Le Sage verſtummte und ſah mich an. Wie mir dabey wurde, kann ich nicht beſchreiben; aber der Eindruck iſt mir geblieben, und — o wie oft! ſeitdem erneuert worden.

* * *

Ad prudentiam si addatur mediorum injustorum, vel inhonestorum usus, qualia saepe suggerit metus, vel inopia, fit prudentia illa sinistra, quae appellatur Astutia; quae signum plerumque est pusillanimitatis, auxilia enim injusta et inhonesta animus magnus aspernatur. Est enim alia quasi astutiae species, quae vocatur Versutia, quae est periculi vel incommodi, incurrendo in pejus, ad parvum tempus dilatio; videturque dici a versura, quae significat mutui sumptionem ad mutui solutionem.

Hobbes.

Swifts Betrachtung über einen Beſenſtiel, und wie ſie entſtanden iſt (*).

Die Betrachtung über einen Beſenſtiel gehört unter diejenigen Aufſätze von Swift, welche die Widerſacher dieſes großen Mannes mit Erfolg dazu gebrauchten, die Würde ſeines Charakters in ein zweydeutiges Licht zu ſtellen, und dadurch ſeinem Anſehen, wo möglich, Abbruch zu thun.

Swift, an dem man viele Eigenheiten tadelt, hatte auch die eines ſonderbaren Contraſtes in der Art wie er ſeine Ehrliebe bewies. Mit einer Pünktlichkeit, die zuweilen ans Lächerliche gränzte, — und einer Hartnäckigkeit, die wohl einmal nach Rohheit und Grauſamkeit ausſah, vermied er alles, was ihm einen gegründeten Vorwurf zuziehen konnte; bekümmerte ſich aber dann auch von der andern Seite nicht im mindeſten darum, was man Böſes von ihm denken oder ſa-

---

(*) Zuerſt im neuen deutſchen Muſeum 1789. St. 4.

gen möchte. „Recht thun, und die Leute reden laſſen,“ war ſein Wahlſpruch. Auf guten Schein war er ſo wenig eiferſüchtig, daß er, um nur ja recht fern von aller Heucheley zu ſeyn, lieber einen verdächtigen oder böſen auf ſich fallen ließ. Bolingbroke nannte ihn deßwegen einen umgekehrten Heuchler (a hypocrite reversed). Und ſo hat es ſich zugetragen, daß von wenigen Menſchen mehr nachtheiliges nicht allein geſagt, ſondern auch geglaubt worden iſt, als von dieſem ſtrengen, unerſchütterlichen Manne. Er ſelbſt hat über tauſend, ausdrücklich gegen ihn gerichtete, mit Hohn und Verleumdung angefüllte Schriften, die in einem ſehr kurzen Zeitraume erſchienen waren, aufgezählt, und — auf nicht eine, nur mit einer Sylbe geantwortet.

Man geräth auf die Gedanken, Swift müßte ſchon früher dergleichen heftigen Angriffen ausgeſetzt geweſen ſeyn, und ihnen damals noch einige Aufmerkſamkeit gegönnt haben, wenn man in ſeinem Critical Essay upon the faculties of the mind, der im Jahre 1703 geſchrieben iſt, folgende Stellen lieſt. „Ich ſtehe da in den Heftchen dieſer Leute, mit eben ſo vielen Wunden, wie der Aderlaßmann im Kalender, und eben ſo ruhig. Sie mögen, wie die Fliegen, ſo lange um das Licht ſchnurren, bis ſie die Flügel verſengt haben und hinein fallen. Sind ſie wahrſcheinlich doch geplagt genug, die armen Leute, wenn anders Horaz darin Recht hat, daß gedemüthigter Stolz die ärgſte Folter leidet.

Inuidia Siculi non inuenere tyranni
Tormentum majus . . . . .

— Eure hohlen Gefäße, das iſt wahr, geben einen lauten Schall. Ich muß mir aber die Freyheit nehmen, euch zu ſagen, daß ich mich um euch und euer Getöſe bekümmere, wie ſich die See um den Xerxes, da er ſie mit Ruthen hauen ließ, bekümmerte (*).

(*) „Man erzählt vom Xerxes, er habe die See, da ſie ſeine Brücke über den Helleſpont zerſtörte, peitſchen und ihr eine Menge Feſſeln anwerfen laſſen.“ — Dieſe ſtolze Aeuſſerung von Swift erinnert mich an eine demüthigere von Pope, welcher fand: that it would vex one more to be knocked on the head with a pisspot than by a thunderbolt: zu deutſch: man will lieber vom Blitz getroffen, als mit einem P — p — t an den Kopf geſchlagen ſeyn.“ Pope aber redete von Staatsverhältniſſen, wo es Leuten, die in ſolchen Waffen gehen, *wenn ſie auch noch ſo unbeholfen ſind*, gelingen kann, zu treffen; welches denen, womit Swift zu thun hat, nie begegnet.

Noch ſchärfer züchtigte Swift die Schreyer ſeiner Zeit in einer von den Digreſſionen ſeines Mährchens von der Tonne, welches im folgenden Jahre (1704) erſchien. Dem ſachtſinnigen deutſchen Leſer mögen leicht einige der Swiftiſchen Bilder zu kühn oder zu orientaliſch ſcheinen; aber deſto mehr wird er den richtigen Verſtand, den ſie bekleiden, hochſchätzen, und die außerordentliche Anwendbarkeit der Gedanken lieben und loben müſſen.

Swift behauptet daſelbſt, man finde über ſeinen Gegenſtand (die Schreyer) viel merkwürdiges ſchon bey den Alten; nur daß ſie immer auf eine räthſelhafte Weiſe, und blos in Hieroglyphen davon geſprochen hätten. Von den Beyſpielen, die er anführt, iſt das letzte aus dem Herodot, welcher erzählt, es gebe in dem weſtlichen Theile von Libyen Eſel mit Hörnern. Dieſes Gleichniß ſoll Ktesias nur weiter ausgeführt haben, indem er daſſelbe Thier in die Gegend von Indien ſetzt, und hinzufügt: im Gegentheile von allen andern Eſeln, die keine Galle hätten, werde bey dieſen gehörnten ein ſolcher Ueberfluß davon angetroffen, daß ihr Fleiſch, wegen ſeiner entſetzlichen Bitterkeit, nicht zu genießen wäre.

Furcht ſoll die Urſache ſeyn, warum die Alten über dieſen Gegenſtand nur figürlich und in Gleichniſſen geredet haben; ſie durften keinen öffentlichen Angriff auf eine ſo mächtige und ſchreckliche Partey wagen, deren bloße Stimme ſchon ſo furchtbar war, daß ſie eine ganze Legion in die Flucht ſchlagen konnte. „Hierauf,“ ſagt Swift, „bezieht ſich Herodot ausdrücklich an einer andern Stelle, wo er erzählt, daß ein großes Kriegsheer Scythen durch das Geſchrey eines Eſels in einen paniſchen Schrecken geſetzt wurde und davon lief. Ein grundgelehrter Philolog vermuthet daher, die Ehrfurcht, die wir vor den Schreyern haben, ſey uns von unſern Scythiſchen Vorfahren angeerbt. Natürlich mußte bey jener allgemeinen Furcht die Schwierigkeit, ſeine Meinung von den Schreyern öffentlich zu ſagen, immer größer werden. Man hielt es nicht mehr für rathſam, das erſte Hieroglyph, weil es einer Abbildung zu nahe kam, länger zu gebrauchen, und es wurden andere, die myſtiſcher und vorſichtiger waren, ausgedacht. So hat Diodorus nicht das Herz gehabt, von dieſer Sache mehr zu ſagen, als daß in den Gebirgen des Helikon ein Unkraut wachſe, deſſen Blüthe einen ſolchen verwünſchten

Geruch habe, daß, wer etwas davon einzöge, ſogleich vergiftet wäre. Daſſelbe erzählt Lucrez.

Est etiam in magnis Heliconis montibus arbos,
Floris odore hominem tetro consueta necare.

Kteſias allein war dreiſter, weil die Schreyer ſeines Zeitalters ihn hart mitgenommen hatten, und er ſich, auf jede Gefahr, an ihrer Zunft rächen wollte. Der Schleyer ſeiner Allegorie iſt ſo durchſichtig, daß es unmöglich iſt, ihre Bedeutung zu verfehlen. Denn unter dem Vorwande einer Beſchreibung verſchiedener merkwürdiger Thiere in der Gegend von Indien, läßt er folgende merkwürdige Worte fallen: „Man findet,“ ſagt er, „dort unter andern eine Schlange, die keine Zähne hat, und folglich nicht beißen kann; wenn aber ihr Geifer, denn ſie oft fahren läßt, auf irgend etwas fällt, ſo iſt Verderben und Fäulniß die unmittelbare Folge. Dieſe Schlangen ſollen ſich gewöhnlich in den Gebirgen, wo man die Edelgeſteine findet, aufhalten.“

Der Beruf zu einem Schreyer, behauptet Swift, werde angeboren, und noch keiner habe demſelben je entſagt. Sie ſollen dem Hanf gleichen, von dem behauptet wird, daß ſein Gebrauch ſchon im Samen ſtrangulirend ſey. Man erkennt ſie frühe an dem Inſtinkt, der ſie antreibt, auf die edelſten Menſchen, wie die Weſpen auf die ſchönſten Früchte, Jagd zu machen (*). „So wird immer der König, wann er ausreitet, der kothigſte von der Geſellſchaft, und die am nächſten ſich an ihn drängen, beklattern ihn am ärgſten.“

Ich habe mich bey dieſen Auszügen etwas länger aufgehalten, damit ich jetzt um ſo viel zuverſichtlicher den Leſer fragen könnte: ob ſich in denſelben nicht ein Eifer, eine Art von Grimm ſehen laſſe, der empfangene perſönliche Beleidigungen und einen nicht geringen Grad der Empfindlichkeit dagegen vorausſetze? Man kann beynahe nicht anders ſchließen. Und doch iſt die hiſtoriſche Critik ſo ſehr dawider, daß ſich gegen ſie der Schluß nicht wohl vertheidigen läßt.

Swift konnte, ſowohl da er den Critical Essay ſchrieb, als da er das Mährchen von der Tonne herausgab, noch keine öffentliche Beleidigung empfangen

---

(*) Young hat dieſen Gedanken in Verſe gebracht:
For as by depredation wasps proclaim
the fairest fruits, so these the fairest fame.

haben, es müßte denn wegen der anonymen Abhandlung über die Streitigkeiten zu Rom und zu Athen geweſen ſeyn, die einzige Schrift, die er bisher bekannt gemacht hatte, und deren Verfaſſer zu errathen man ſich lange vergeblich anſtrengte. Aber ſein Gönner und Freund, der treffliche Sir William Temple, deſſen nachgelaſſene Werke Swift herausgab, hatte von den Schreyern viel erdulden müſſen. Daß er zum Theil dieſen rächen wollte, iſt gewiß; aber ſein Eifer hatte doch noch einen tiefern Grund, einen Grund, worin der ganze Charakter dieſes edlen Mannes gewurzelt war. Hic depositum est, ſteht auf ſeinem Grabe, Corpus Jonathan Swift . . . ubi saeva indignatio ulterius cor lacerare nequit. Abi, viator, et imitare, si poteris, strenuum pro virili libertatis vindicatorem (*).

Er ſelbſt hatte dieſe Grabſchrift aufgeſetzt, und verordnete in ſeinem letzten Willen, daß die Lettern

---

(*) „Hier ruhet der Leib Jonathan Swift's . . . . wo bitterer Unwille ſein Herz nicht mehr zerreiſſen kann. Geh, Wanderer und ahme ihm nach, wenn du kannſt, dem nach Kräften tapfern Eiferer für die Freyheit.“

groß, tief eingegraben und ſtark vergoldet werden ſollten.

Wer unter uns hat das Recht zu fordern, daß dereinſt eine ſolche Decke über ſein Gebein geworfen werde? . . . . . Es iſt Zeit, daß ich abbreche, und zu meinem Gegenſtande — der Betrachtung über einen Beſenſtiel, zurückkehre.

Dieſer Aufſatz iſt Swiften aus der Urſache ſehr übel genommen worden, weil er offenbar in Beziehung auf die Betrachtungen des berühmten Robert Boyle geſchrieben iſt. Man ſah ihn als eine Parodie an, die allein zur Abſicht hätte, jenen würdigen Mann lächerlich zu machen. Gewiß hat Swift allen, die ihn über die Sache fragten, erzählt, wie es damit zugegangen war; aber ruchtbar iſt es nie geworden. Fünf und achtzig Jahre nach der Entſtehung dieſes Aufſatzes gibt uns Thomas Sheridan darüber folgende, aus einer ſichern Quelle geſchöpfte Nachricht.

Swift, der bald nach Sir William Temple's Tode mit Lord Berkeley als Caplan und Secretär nach Irland gegangen war, und darauf eine Präbende zu Laracor erhalten hatte, blieb ein beſtändiger Verehrer und Freund der Gemahlin ſeines zweydeutigen Gönners, und pflegte zu London, wohin er jährlich eine Reiſe that, und wo ſich nun auch die Berkeleyſche Familie wieder aufhielt, in dieſem Hauſe ſeine alten Caplan-Dienſte zu verrichten und der Gräfin manchmal aus einem Buche, welches nach ihrem Geſchmack war, vorzuleſen. Ein ſolches Buch für ſie waren im Jahre 1703, Boyle's Betrachtungen, und ſie wünſchte ſehr, daß Swift es ganz mit ihr durchgehen möchte. Dieſer konnte durchaus nicht denſelben Geſchmack an dem Werke finden; er plagte ſich eine Zeit lang; endlich gab ihm der Ueberdruß einen Schwank ein, der ihn von dieſer unerträglichen Arbeit auf eine gute Weiſe unfehlbar befreyen mußte. Er ſchrieb ſeine Betrachtung über einen Beſenſtiel, verſchaffte ſich heimlich das Buch der Gräfin, um ſeinen Aufſatz hinein zu heften, und ſorgte, daß es unbemerkt wieder an ſeinen Platz kam. Da ihn nun bey ſeinem nächſten Beſuche die Gräfin bat, in den Betrachtungen weiter zu leſen, nahm er ſich dabey wie gewöhnlich, ſchlug mit dem größten Ernſt das Buch auf, und las die Ueberſchrift: Betrachtung über einen Beſenſtiel. Lady Berkeley ſtutzte über den ſeltſamen Titel, und wiederholte etwas verwundert: Betrachtung über einen Beſenſtiel? Das iſt ja ein ſonderbarer Gegenſtand! Doch es iſt nicht zu ſagen, was dieſer bewundernswürdige Mann für nützliche und lehrreiche Bemerkungen über die geringſten, und dem Anſcheine nach trivialſten Dinge zu machen weiß. Laſſen Sie uns doch hören, was er ſagt.

Swift ſetzte ſich nun in die Faſſung einer unerſchütterlichen Gravität, und in demſelben feyerlichen Tone, worin er die vorigen Betrachtungen abgeleſen hatte, las er, wie folgt.

Dieſen kahlen Stab, den ihr nun unrühmlich in jenem verlaſſenen Winkel liegen ſehet, den ſah ich ehemals, in einem blühenden Zuſtande, den Wald verſchönern: er war voll Saft, voll Blätter, voll Zweige, da jetzt die geſchäftige Kunſt des Menſchen umſonſt der Natur nacheifert, indem ſie jenes Bündel verdorrter Reiſer an ſeinen ſaftloſen Stamm befeſtigt. Er iſt höchſtens nur noch umgekehrt, was er war, ein Baum, das Unterſte zu oben, die Zweige nach der Erde gekehrt, und die Wurzel in der Luft. Jede ſchmutzige Hand greift ihn an, um ihn zu einer knechtiſchen Arbeit zu führen; und durch eine Art von Eigenſinn des Schickſals wird er beſtimmt, andere

Dinge rein zu machen, und ſelbſt immer ſchmutzig zu ſeyn. Endlich, in den Händen der Dienſtmägde, abgenutzt bis auf den Stumpf, wird er entweder auf die Gaſſe geworfen, oder man zieht noch dieſen letzten Vortheil von ihm, daß man ihn zum Feueranzünden braucht. Wenn ich dies betrachte, preßt ſich ein Seufzer aus meiner Bruſt, und ich ſage zu mir ſelbſt: *Wahrlich, der Menſch auf Erden iſt ein Beſenſtiel!* Die Natur ſendet ihn geſund und kraftvoll in die Welt; er ſtehet da in einem blühenden Zuſtande, das Haupt bedeckt mit Haaren, dieſen eigentlichen Zweigen unſerer mit Vernunft begabten Pflanze, bis das Beil der Unmäßigkeit ſeine grünenden Aeſte ausgehauen hat, und er nun daſteht, ein verdorrter Stamm: dann nimmt er ſeine Zuflucht zu der Kunſt, und ſetzt ſich eine Perrüke auf, ſtolz auf einen unnatürlichen Buſch Haare, ganz bedeckt mit einem Staube, den ſein Haupt nicht hervorbrachte. Und nun, wenn hier unſer Beſenſtiel auftreten und ſich brüſten wollte mit ſeinem Birkenraube voll Unrath, ſey dieſer Unrath auch Kehrſal aus dem Zimmer der ſchönſten Dame, würden wir ihn nicht lächerlich finden, und ſeiner Eitelkeit ſpotten? Was ſind wir doch für parteyiſche

Richter über unſere eigenen Vortrefflichkeiten, und anderer Leute Fehler!“

„Aber ein Beſenſtiel, antwortet ihr vielleicht, iſt ja das Ebenbild eines Baumes, welcher auf dem Kopfe ſteht. Gut; iſt der Menſch denn etwas anders als ein Burzelbaum-Gemächte? Seine thieriſchen Kräfte regieren die vernünftigen. Seine Ferſen ruhen, und den Kopf ſchleppt er auf der Erde, und dennoch, mit allen ſeinen Gebrechen, wirft er ſich zum allgemeinen Verbeſſerer und Wiederherſteller auf; er will alle Mißbräuche abſchaffen, alle Beſchwerden auf die Seite räumen, ſucht, ſammelt und ſcharrt Unrath zuſammen aus allen Winkeln der Natur, zieht verborgene Schändlichkeiten an das Licht, erregt einen ungeheuern Staub, wo dergleichen nie vorhin geſehen wurde, und ſteckt tief in allen den Verderbniſſen, die er wegzufegen ſich das Anſehen gibt. Seine letzten Tage bringt er in der Knechtſchaft von Weibern und gewöhnlich der ſchlechteſten zu, bis er abgenutzt bis auf den Stumpf wie ſein Bruder Beſen, entweder auf die Gaſſe geworfen, oder zum Anzünden eines Feuers, woran andere ſich wärmen, gebraucht wird.“ —

Lady Berkeley war für ihren Lieblingsſchriftſteller ſo eingenommen, daß ſie nicht allein während dieſer Vorleſung ohne allen Verdacht blieb, ſondern mehrmals ihre Verwunderung zu erkennen gab, wie dieſer außerordentliche Mann ſolche ſchöne moraliſche Bemerkungen über einen ſolchen unbedeutenden Gegenſtand zu machen wiſſe. Es mag Swiften Mühe genug gekoſtet haben, nicht die Faſſung zu verlieren, er behielt ſie aber ſo vollkommen, daß in der Gräfin auch nicht die entfernteſte Ahnung von dem Streiche, den er ihr geſpielt hatte, rege ward. Bald wurde Geſellſchaft angemeldet, und Swift, der vorausſah, was geſchehen würde, machte ſich unter dem Vorwande eines Geſchäfts bey Seite. Lady Berkeley, voll von dem Gedanken der Vorleſung, brachte gleich die Rede auf die unvergleichlichen Betrachtungen des Boyle, die ſie bis in den Himmel erhob. Aber ſo eben, fügte ſie hinzu, las mir der Doctor eine vor, die mich mehr, als die andern alle, in Erſtaunen geſetzt hat. Einer aus der Geſellſchaft fragte, von welcher Betrachtung die Rede ſey? Sie antwortete, in der Unſchuld ihres Herzens: ich meine die vortreffliche Betrachtung über einen Beſenſtiel. Die von der Geſellſchaft ſahen ſich einander etwas verwundert an, und hatten Mühe, das Lachen zu verbeiſſen. Alle verſicherten, ſie hätten von einer ſolchen Betrachtung noch nie gehört. Auf mein Wort! ſagte die Gräſin; da liegt das Buch; ſchlagen Sie auf, und überzeugen Sie ſich. Das Buch wurde aufgeſchlagen, und man fand wirklich die Betrachtung, aber von Swift's Handſchrift. Nun brach ein allgemeines Gelächter aus; und die Gräſin, da die erſte Beſtürzung vorüber war, lachte mit. Was der Schalk, ſagte ſie, mir da für einen häßlichen Streich geſpielt hat! Aber er kann nun einmal nicht anders, er muß ſeiner Laune den Zügel ſchießen laſſen. So ging dieſe Sache auf eine gute und fröhliche Weiſe zu Ende, und Swift wurde nie wieder gebeten, aus den Betrachtungen vorzuleſen.

Vermiſchte Briefe.

An Mariane ....

1. Jul. 1775.

Ich genieße heute Morgen einer ganz beſondern Heiterkeit der Seele, und freue mich, daß ich dieſe glücklichen Momente einer Unterhaltung mit Ihnen widmen kann.

Laſſen Sie mich, beſte Freundin, an den „Reißerhauſen“, den Sie mir andeuten, geradezu die Fackel tragen. Warum ſchöben wir es auf, ihn anzuzünden? Das Holz könnte feucht und faul werden und hernach nicht mehr brennen wollen; ſo bliebe der ſperrende Haufen ſtehen.

Davon iſt zwiſchen uns die Frage, was wir einander waren, jetzt einander ſind, künftig einander ſeyn werden.

Jede Verbindung unter Menſchen gründet ſich darauf, daß ſie alle verſchiedentlich begabt, gegenſeitig vermögend und dürftig ſind, keiner Alles beſitzt. Dieſe ebenmäßige Abhängigkeit, Armuth und Reichthum auf beyden Seiten iſt, wie ſchon Platon lehrte, die

Mutter der himmliſchen Liebe. Alſo, wer nicht hat, was ich brauche, noch braucht, was ich habe, der iſt und bleibt mir fremd. Erkünſtelte Bedürfniſſe aber und gelogener Reichthum machen den Menſchen nur elend, indem ſie ihn von allen wahren Beſtrebungen, von allem gründlichen Genuß entfernen. Erſchlichene, gegaukelte, theatraliſche Freundſchaft — ich kenne nichts, das mir ekelhafter wäre. Wie ſie da herumzappeln, die zwei Gleißner, als Oreſt und Pylades verkappt, auf ewig an einander geſchmiedet mit weißblechenen Theater-Feſſeln, deren Bande ſo weit ſind, daß ſie ihnen ſtets über die Fauſt herabzugleiten drohen und bey einem etwas ſtarken Geberdenſpiele auch wirklich herabgleiten!

Weg von dieſem Bilde! — Und nehmen Sie, liebſte Mariane, von mir die Erklärung an, daß ich ein ſo wahres, bündiges Verhältniß gegenſeitiger Reize zwiſchen Ihnen und mir wahrnehme, daß unſere Freundſchaft dadurch zu einem Naturgeſetze wird. Zufällige Dinge können eine ſolche Uebereinſtimmung der Geiſter und Herzen nicht zerſtören, nicht einmal kränken. Wenn es etwa geſchieht, daß Perſonen, von der Natur berufen, einander Freunde zu ſeyn, ſich aus dem Geſicht verlieren, ſich zu verlaſſen ſcheinen, um jede einen beſondern Weg einzuſchlagen, ſo verhält es ſich damit ungefähr wie mit den Verſchlingungen der engliſchen Tänze, wo Mädchen und Jünglinge oft ſich trennen, jedes mit einem Dritten davon hüpft, aber beyde, nach einigen Drehungen, ſich allemal wieder Hand in Hand treffen, beyde einerley Weg zuſammen abmachen und zuletzt gegen einander über ruhig zu ſtehen kommen.

Dieſe Betrachtungen, mit denen ich mich je mehr und mehr durchdringe, lindern mir jede Sorge wegen der Geſinnungen meiner Freunde, und verwahren mich zugleich gegen die Gefahr, ihnen je anders ſcheinen zu wollen, als ich bin.

Sie glauben, theuerſte Freundin, meinen Beyfall verloren zu haben; hoffen, ich werde nur kein Endurtheil über Sie fällen, wozu ich die Gründe aus den letzten Tagen Ihres hieſigen Aufenthaltes nähme. Während dieſer letzten Zeit, ſagen Sie, ſey ich ſonderbar trocken geweſen.

Liebſte Mariane, von uns beyden, wer änderte zuerſt die Stimmung? von welcher Seite kam der fremde Ton, der ſo lange fortſchallte? Und meine antwortenden Noten, machten ſie Mißlaut oder Einklang? So viel weiß ich, daß Sie ſonderbar geſtimmt waren, als ich Sie nach P... zum Abendeſſen führte; ich that mein Beſtes, um Sie zurecht zu bringen; da aber nichts verfangen wollte, zog ich mich zurück in meine Schale, und dachte: hier iſt immer gut ſeyn. Das bleibt ein für allemal feſt bey mir, daß ich mich in kein Gefecht mit Anderer Launen mehr einlaſſe; und als Launen behandle ich jede Begegnung, deren Grund ich nicht zu enträthſeln weiß. — — —

Aller Tadel, liebſte Mariane, den Sie nach meinem Urtheile verdienen, lauft auf Einen Punkt hinaus; auf Ihr unausgeſetztes Beſtreben, immer die Wolke des Wunderbaren um ſich zu halten. Mit der äußerſten Sorgfalt beugen Sie jeder Gelegenheit vor, welche den Enthuſiasmus Ihrer Zuſchauer herabſtimmen könnte; und wenn Sie wahrzunehmen glauben, daß er wirklich um eine Note geſunken ſey, ſo gerathen Sie in eine Verlegenheit, die an Aengſtlichkeit gränzt. Dieſer Zug iſt in Ihrem Charakter unſchuldiger als in anderen, und mußte beynahe nothwendig darin entſtehen. Sie erhielten von der Natur einen behenden, wirkſamen Geiſt, eine blühende Einbildungskraft, ein zärtliches, theilnehmendes Herz, und eine ſo glückliche körperliche Bildung, daß jede Schönheit der Seele ſich darin geſtalten, und mit unwiderſtehlichem Reize auch das trägſte Auge an ſich ziehen konnte. Was für Eindrücke machte das Mädchen nicht! Von ſeinem Anblicke fühlte der Wollüſtling ſich in ſich ſelbſt verloren, erkannte ſeine eigenen Begierden nicht mehr in ihrer Verklärung, fiel betroffen dem himmliſchen Geſchöpf zu Füßen. Auch dem Beſten gab das Mädchen, es wußte ſelbſt nicht wie, ein beſſeres Daſeyn; und in ſeiner Nähe thaten Wunder ſich hervór. Mir däucht, ich ſehe das gute, edle Weſen, wie es, in ſich gekehrt, beſcheiden die Frage ſich in die Seele flüſtert: was es doch in ihm ſey, das ſo große Dinge thue? Allmälig entdeckten ſich ihm, eine nach der andern, die Quellen ſeiner Liebenswürdigkeit; eine Weile ergötzte es ſich daran, nur zuzuſehen, wie ſie lebendig dahin rieſelten; endlich kam es auf den Gedanken, das freye Waſſer zwiſchen Dämme zu leiten; hernach das wegfließende in Behältern zu verwahren; dann, es durch Röhren in die Höhe zu treiben oder in Caſcaden ſanft hinabwallen zu laſſen. Liebſte Mariane, alles das war nicht ſträflich. Was wir Kunſt nennen, iſt dem Menſchen natürlich; innere und äußere Veranlaſſungen nöthigen ihn, ſich ihrer zu bedienen. Da Sie noch ein junges Mädchen waren, gingen Sie, indem Sie das Schöne und Gute verfolgten und es darſtellten in Geberden und Worten, nur Ihrem eigenen Vergnügen nach; allmälig gaben die Wirkungen Ihrer Vorzüge auf Andere Ihnen eine hellere und mannigfaltigere Anſicht derſelben und Sie lernten je mehr und mehr Ihren Werth nach Verhältniſſen betrachten und ſchätzen. Nun bildeten Sie Ihre Vortrefflichkeiten aus und genoſſen der Süßigkeiten eigenen und fremden Beyfalles in vollem Maße. Aber wir können nicht immer uns gleich ſtark an uns ſelbſt ergötzen, noch vor Andern in unſerem höchſten Glanz erſcheinen; gar zu viel hängt von den Umſtänden ab; darum bemühen wir uns ſo ſehr, über dieſe Herr zu werden. Sie, meine Freundin, haben es zum Erſtaunen weit hierin gebracht, und ſowohl Ihr inneres Vermögen als Ihre äußere Macht immer mehr vergrößert. Alle die echten Freuden, die Sie aus den Schönheiten der Natur um Sie her, aus den Vorzügen Ihres Geiſtes und aus den Entfaltungen Ihres Charakters ſchöpften, lernten Sie nicht nur vervielfältigen, ſondern auch, durch Hülfe der feinſten

Entwickelung, anderen darſtellen. Zuerſt hatten Sie nur ſich ſelbſt das Geheimniß Ihres beſſeren Daſeyns enträthſelt; alsdann enträthſelten Sie es auch Andern und lieferten bey jeder Gelegenheit Beyträge zur natürlichen Geſchichte Ihrer höheren Freuden. Mit dieſen Fertigkeiten brauchten Sie nicht, wie Andere, die nur ihre gegenwärtigen Gefühle zu äußern geſchickt ſind, einen günſtigen Zufall abzuwarten, der Sie mit neuen Empfindungen und Vorſtellungen belebte, um in Ihren Vollkommenheiten zu glänzen; Sie wußten jedwede Situation geltend zu machen, indem Sie das Abweſende und Vergangene herbeyzauberten und mit dem, was Ihnen ſelbſt keinen Genuß mehr gab, andere noch entzückten. Ihre äußere Lage ließ Ihnen kein Unterbrechen dieſer Anſtrengungen zu; nur war Ihre Thätigkeit in einen zu engen Kreis eingeſchloſſen; viele Ihrer Fähigkeiten blieben ohne beſtimmte Anwendung. Auch dieſes Hinderniß auf Ihrer Laufbahn verſchwand, als Sie durch angenehme Ereigniſſe auf den Schauplatz einer großen Stadt verſetzt wurden. Nicht lange, und Sie durften ſich als Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und der Bewunderung in einem weiten Kreiſe betrachten. Sie wußten und ſahen, jedermann nahte ſich Ihnen mit einer gewiſſen achtungsvollen Neugierde. Dieſes Gefühl wünſchten Sie nicht nur zu rechtfertigen, ſondern noch zu erhöhen; und kurz, da alle Zungen laut zu Ihrem Lobe ſich bewegt hatten, ſollte keine mehr einen bemerkenswerthen Tadel gegen Sie ausſprechen. Solches Abenteuer zu beſtehen, war kein Leichtes, da Sie täglich neue Bekanntſchaften unter allen Gattungen von Menſchen machten. Sie ſahen ſich daher genöthigt, allen Springfedern einer feineren Eroberungsſucht freyes Spiel zu laſſen, zu ſchimmern, zu ſchmeicheln, zu necken. Nicht geſchah dieß einem ausgeſonnenen Plane zufolge; es machte ſich von ſelbſt und wird ſich unvermerkt bey Jedem eben ſo machen, der verleitet wird, nach allgemeinem Beyfalle zu ſtreben. Eine ſo vielfältige Beſpiegelung in Andern entfremdet uns von uns ſelbſt; die Menge von Schatten dünkt uns mehr zu ſeyn als unſere einzelne weſentliche Geſtalt; und ſo ſchreiten wir aus dem Gebiete der Wirklichkeit in den endloſen Raum der Phantaſie. Alsdann iſt der edelſte Trieb in der menſchlichen Natur, die Begierde vortrefflich zu ſeyn an ſich und in Vergleichung mit Andren, wirklich ſchon verfälſcht; denn es quillt dieſe allein aus dem reinen Beſtreben, Kraft und Inhalt unſeres Daſeyns zu vergrößern. Hingegen der Eitle vergißt auf ſich ſelbſt zu achten; freut ſich keines Vorzuges, den er nicht Andern augenſcheinlich machen kann; will lieber viel ſcheinen als etwas ſeyn. Jeder ſollte, nach dem Ausſpruche eines weiſen Alten, ſich ſelbſt kennen zu lernen trachten, weil wir nicht alle zu Allem gleiche Geſchicklichkeit haben. Kennt er nun einmal das, wozu die Natur ihn vorzüglich begabt hat, ſo widme er ſich dem gänzlich, thue nicht, einem unruhigen Geiſte dienend, durch öfteres Abwechſeln ſich ſelbſt Gewalt an. Der Läufer iſt zufrieden mit dem Preiſe, den er empfangen hat, und läßt ſich nicht einfallen, zu jammern, daß ihm der Kranz des Fechters nicht zu Theil geworden. Suche die Stelle, ſo dir angewieſen iſt, zu ehren und ſey damit vergnügt. —

Ich lenke ein, liebſte Mariane. Was ich Ihnen geſchrieben habe, ſind feurige Liebesworte. Es ſchmerzt mich, Sie von ſo vielen Menſchen verkannt zu ſehen, die, nachdem ſie einiger Eitelkeit, einiger Ziererey Sie ſchuldig befunden, ſogleich Ihrem ganzen Charakter den Stab brechen und nicht wahrnehmen, daß dennoch Ihre Seele voll Wahrheit iſt und die Fülle alles Guten und Schönen aus ihrem eigenen Weſen hervorbringt. Noch tiefer ſchmerzt mich, daß Sie, durch die oben berührten Verirrungen Ihrer Phantaſie ſich an viel beſſeren Freuden, an dem Genuſſe Ihrer ſelbſt verkürzen, Ihre Kräfte zerſtreuen und die ſchönſten Stunden Ihres Lebens mit Unruhe und Bitterkeit vermiſchen. Wenn es wahr iſt, daß, was vom Herzen kommt, auch zum Herzen geht, ſo muß mein Eifer Sie rühren und dieſes ganze Schreiben Ihnen ein Beweis der echteſten Freundſchaft, der größten Hochachtung und des innigſten Zutrauens ſeyn.

An
Wilhelm Heinſe nach Genua.

Pempelfort den 20ten Octob. 1780.

Heute gleich nach Tiſche, mein liebſter Heinſe, habe ich angefangen, Ihre Briefe nach der Reihe wieder durchzuleſen, und jetzt, um ſechs Uhr, bin ich kaum zur Hälfte damit fertig geworden. Antworten wie ich wünſchte, kann ich Ihnen nicht. Aber tauſendfachen Dank, mein Beſter, will ich Ihnen bringen. Ich fühle das im Innerſten der Seele, wie gut Sie ſind, ſo oft mitten im Genuß inne zu halten, um ihn mit mir zu theilen. — Wie oft ich an Sie denke, wie ſehr ich mich nach Ihnen ſehne, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, da Sie wiſſen, was Sie mir waren und ſind.

Von meiner Reiſe nach Wandsbeck, die durch eine Menge Um- und Abſchweifungen zu einer Odyſſee geworden iſt, aber ohne Schiffbrüche, könnte ich Ihnen vier Wochen lang erzählen, und würde nicht fertig (*).

Mein erſtes Ziel zum Verweilen war, wie Sie wiſſen, Wolfenbüttel. Leſſing nöthigte mich mit meiner Begleiterin, bey ihm einzukehren. Ich konnte nicht weg von dem herrlichen Manne, und mußte beym Abſchiede ihm feyerlich verſprechen, meinen Rückweg wieder über Wolfenbüttel zu nehmen.

Mein verlängerter Aufenthalt bey Leſſing hatte Klopſtock, Claudius, und zumal meine Kinder — da anſtatt des Mannes wiederholt nur verſchiedende Briefe angekommen waren, — etwas ungeduldig werden laſſen. Zum Glück gelang es durch einen Zufall, daß ich ſie am Ende doch noch um einen Tag früher, als ſie gegenwärtig hofften, überraſchen konnte. Am 15ten Julius Morgens hielt mein Wagen vor Claudius Thüre, und unſer aller Freude war ſehr groß.

Der Wandsbecker Bote hat in jeder Rückſicht meine Erwartung übertroffen. Er iſt ein wahrer Bote

---

(*) An demſelben Tage, da ich dieſe Reiſe antrat, um meine zwey älteſten Söhne, die eine Zeitlang bey Claudius geweſen waren, zurück zu holen, trat Heinſe die ſeinige nach Italien an.

Gottes; ſein Chriſtenthum ſo alt als die Welt. Ihm ſelbſt aber iſt ſein Glaube nicht bloß höchſte und tiefſte Philoſophie, ſondern etwas darüber noch hinaus, wie ich mir es auch wohl wünſchen könnte, aber nicht zu verſchaffen weiß. Uebrigens erſcheint er im Leben ganz ſo wie in ſeinen Schriften; erhaben nur insgeheim, voll Scherz und Schalkheit im öffentlichen Umgange. Doch unterläßt er nicht, auch ernſte Worte fallen zu laſſen, treffende, tiefergreifende, wenn Geiſt und Herz ihm ſagen, es ſey die Zeit und der Ort.

Klopſtocken fand ich ganz ſo wieder, wie ich ihn fünf Jahre früher zu Raſtadt und Mannheim geſehen hatte, nur noch freundſchaftlicher und wärmer. Er mochte ungern mich aus den Augen laſſen, und übernachtete öfter in Wandsbeck, wie dagegen wir auch zuweilen in dem nur eine Stunde weit davon entfernten Hamburg, das ich mit ſeiner Elbe, ihren Ufern und Inſeln, ſeiner reichen Schiffahrt, ſeinem ſchönen Alſterbecken, ſeinen unzähligen Gärten und Luſtörtern, ſeinen gebildeten und gaſtfreyen Bewohnern und Umwohnern Ihnen zu beſchreiben nicht unternehme.

Nach vierzehn Tagen trennte ich mich von Klopſtock zu Aſchberg, einem gräflich Ranzowiſchen Ritterſitze, wo uns die Gräfin, eine junge Witwe, fürſtlich bewirthete. Der Park erſtreckt ſich über einen anſehnlichen Hügel, an deſſen Fuße der Plöner See ſich ausbreitet: grün und klar, wie der Genfer und in die ſchönſten Gegenden geſenkt. Einer von Claudius Brüdern, ein derber geiſtvoller Mann, iſt dort Verwalter. Der dritte Bruder, ein Arzt und ſehr guter Kopf, kam von Lützenburg zu uns. Als wir auf der Höhe des Parkes voll Entzücken rund umher ſchauten, wünſchte ſich der Verwalter, an einem gegenüberliegenden fernen Ufer des Sees einen Berg Veſuw. Hirn! rief Claudius: nicht wahr, du ſtellſt dir ſo einen feuerſpeyenden Berg wie eine Pfeife Tabak vor. Unaufhörlich hatten ſich die drey loſen Leute zum Beſten, zogen mich und meine Schweſter mit ins Spiel, und machten uns unendliche Freude. So vereint in fortgehender Luſt machten wir auch eine Fahrt nach Raſtorf, einem andern Ritterſitze der Gräfin . . . . . Claudius betrug ſich an dem Hofe der Frau Gräfin von Ranzau, gerade wie an dem Hofe zu Japan, und ergötzte uns mit ſeinen ſinnvollen Albernheiten über alle Maßen.

Von Aſchberg ging es wie im Fluge nach Lübeck, wo uns Gerſtenberg und die Oſtſee zwey ſehr ſchöne Tage machten.

Ich blieb jetzt nur noch drey Tage an den ſchönen und prachtvollen Ufern der mir ſo lieb gewordenen Elbe, wo ich die Bekanntſchaft vieler merkwürdiger Menſchen gemacht, und beſonders mit der ehrwürdigen Familie Reimarus, nach Leſſings Wunſch, mich eng befreundet hatte.

Claudius begleitete mit ſeiner Rebecka uns nach Haarburg, wo wir zuſammen übernachteten, und dann tief bewegt von einander ſchieden.

Ich eilte über Zelle nach Braunſchweig, wo ich am dritten Tage morgens ankam, und gleich einen Boten nach Wolfenbüttel ſchickte. Leſſing hatte ſich von ſelbſt ſchon auf den Weg gemacht, und überraſchte uns bey Tiſche in dem Hauſe des lieben alten Schmidt, Eſchenburgs Schwiegervater, der ſich zum Unterſchiede von den Schmidten mit Beynahmen, den Schmidt tout court nennt. Leſſing ſchätzt ihn ſehr. Schön ging uns der Reſt des Tages hin. Beym gute Nacht geben bat mich Leſſing, ihn am folgenden Morgen in ſeinem Abſteigequartier zu beſuchen, damit wir gewiß ungeſtört blieben. Ich fand ihn ſehr bewegt. Er erzählte mir ſeine Lage, was er, ſeit dem Streite über die Fragmente, von Menſchen erfahren habe, wie ſein Gemüth davon angegriffen, das Leben ihm verekelt worden. Bey zwey Zügen beſonders, die er mir erzählte, veränderte ſich ſein Geſicht auf eine Weiſe, die mir unvergeßlich bleiben wird — des edlen Mannes Herz iſt gebrochen. — Er will jetzt noch ein Werk zur Aufklärung der Kirchengeſchichte herausgeben, lauter Excerpte, und damit ſeine theologiſche Laufbahn beſchließen. Nur bis dahin wird er noch in Wolfenbüttel bleiben, dann aber ſich frey zu machen ſuchen. Die Einleitung dazu iſt ſchon getroffen. Vielleicht finden Sie den Trefflichen bey Ihrer Zurückkunft aus Italien in Pempelfort.

Am Abend dieſes Tages beſuchte ich mit Leſſing das Schauſpiel. Hamlet wurde gegeben. Zum Nachteſſen hatte ich mich bey Jeruſalem verſagen müſſen. Der herrliche Alte ſteht noch in voller Kraft, hat die Munterkeit und Heiterkeit eines Jünglings, ſingt bey Tiſche, beſucht das Schauſpiel, und duldet alles, was die Huldgöttinnen dulden. Er zürnte mir, daß ich Leſſing, den er im Schauſpiel bey mir geſehen, nicht mit zum Nachteſſen gebracht hätte. „Er iſt wohl in den Bann gethan, ſagte er, aber man kann doch mit ihm eſſen.“ Ich hatte wirklich Leſſing ſchon Tags vorher darum angelegen, und er hatte mir es auch verſprochen; aber hernach bekam er Reue, und ſchützte Kopfſchmerz vor. Das ſagte ich Jeruſalem, der durchaus noch ſchicken, und Leſſing bitten laſſen wollte. Er ſprach öffentlich mit großer Achtung und herzlicher Zuneigung von ihm.

Am folgenden Morgen ging, in Leſſings Begleitung, die Reiſe nach Halberſtadt zu Vater Gleim. Wir hatten das köſtlichſte Wetter und wurden ſehr heiter. Da ich mich der ſchönen Gegend längs dem Blocksberge laut freute, ſagte Leſſing: dieſen Genuß entbehre ich. — Ich hatte das ſchon öfter gehört, daß Leſſing für dieſe Gattung des Schönen, wie auch für Muſik, wenig Sinn habe, und fragte ihn um das Wahre an der Sache. Wirklich, antwortete er, gewähret mir, was man ſchöne Gegenden nennt, nicht den Genuß, den mir Andere rühmen. Einen angenehmen ſinnlichen Eindruck empfinde ich allerdings; mir iſt wohler hier, als es mir auf der Lüneburger Haide ſeyn würde. Doch ſelbſt auf der Lüneburger Haide hielte ich es beſſer aus, als in einem ſchiefgebauten Zimmer; in einem ſolchen kann ich ſchlechterdings nicht leben. Etwas lebhaft erwiederte hierauf meine Schweſter: Nun glaube ſie auch, daß er damals im Ernſt geredet habe, da er zu jemand geſagt, der ſich im Frühjahre gefreut, daß nun bald alles wieder grün ſeyn werde: „Ach, es iſt ſchon ſo oft grün geworden, ich wollte es würde einmal roth.“ — Leſſing lachte, geſtand das Wort ein, und, daß es ihm damit wohl hätte Ernſt ſeyn können, wenn die Augen Roth ſo gut vertrügen als Grün.

Wie uns Vater Gleim empfing, bewirthete, unterhielt, brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Wir verweilten bey ihm bis zum vierten Tage. Von der Aufführung der böſen Gäſte während dieſer Zeit nur dies Wenige . . . . Genug für heute.

den 23ten October.

Als ich am Morgen beym Frühſtück Ihre Briefe wieder vornahm, fiel mir bey der erhabenen Beſchreibung des Schaffhauſer Rheinfalls — was meinen Sie wohl? Sie werden lachen und ſich voll Verachtung von mir wenden; aber ich kann nicht helfen, wie ſehr ich mich auch ſchäme: — es fiel mir das große Herrenhauſer Springwaſſer dabey ein. In der Vergleichung allerdings nur Puppenwerk; aber ich hatte keinen Rheinfall an der Seite, als ich es ſah, und ſo hat es einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Es traf mich, wie eine unerwartete Himmelserſcheinung, als ich auf einmal von Herrenhauſen über all das hohe Gebüſch und die alten majeſtätiſchen Bäume her den mächtigen Waſſerſtral erblickte, wie eine Dampfwolke aus einem feuerſpeyenden Berge. Ich rief aus, und wußte nicht was es war. Von den Empfindungen, die mich nach der Reihe ergriffen, von dieſen allen war nie ein Bild in meiner Seele geweſen. Taumelnd kam ich dem Sprunge näher und hörte das Ziſchen und Praſſeln und Schnauben der Himmel anſprühenden Fluth. Es iſt eine Schnelligkeit, es iſt eine Höhe, es iſt eine Gewalt, wovor einem die Sinne vergehen. So ſtürzt kein Strom vom Felſen herab, wie dieſer ſchäumend in die Höhe tobt, und den Himmeln ihre Waſſer zu bringen ſcheint; den Himmeln, die in diamantnem Regen ihren Dank dafür ſanft auf ihn herab rieſeln, und ihre Krone, den glänzenden, ſiebenfarbigen Bogen, hinſenken zu ſeinen Füßen. —

Noch ein Werk von Menſchen-Händen gemacht, hat mich in große innerliche Bewegung geſetzt. Es war der Rammelsberg bey Goslar. In ſeinen Gruben werden, wie Sie wiſſen, alle Metalle und auch Vitriol und Schwefel gewonnen. Ich fuhr mit meiner Schweſter und meinen beyden Knaben hinein. Uns allen ſchauderte ein wenig bey dem ſchnurgeraden Hinunterklettern der erſten Fahrten. Noch fürchterlicher war tiefer hinein das gewaltſame Rauſchen des Waſſers und der Anblick der ungeheuern Räder, die davon umgetrieben werden, und an denen dicht vorbey wir immer hin und her mußten, acht und neunzig Klafter tief hinab. Wir wanderten in dieſem unterirdiſchen Reich an zwey Stunden herum; doch hatten wir, wie ſchnell wir auch geweſen waren, in dieſer Zeit noch nicht die Hälfte der Gänge durchwandern können. Es iſt erſtaunlich, was der Menſch durch Kunſt vermag, und was er mit ihr wagen darf. Da in dieſem Berge das Erz meiſt durch Feuer gewonnen wird, ſo fanden wir einige Höhlen ſo heiß, daß uns blos vom Durchgehen der Schweiß ausbrach. Die armen Leute, die nackend, nur mit einem Tüchlein um die Lenden, darin arbeiteten, ſahen aus, wie die Gerippe, und waren ſchwarz von Lampendunſt. Sie haben eine Art von Meſſer neben ſich liegen, womit ſie ſich den Schweiß abſchaben, wenn er anfängt ihnen zu ſchwer auf den Gliedern zu liegen.

Was ich Ihnen am liebſten erzählen möchte, guter freundſchaftlicher Heinſe, und was ich Ihnen zu erzählen am wenigſten im Stande bin, iſt die unendliche Seligkeit, die ich fühlte, wieder hier in meinem Pempelfort zu ſeyn. Als ich zum Hofe hereinfuhr, es war, als hätten ſich die Thore des Paradieſes mir geöffnet. In demſelben Augenblick ſah ich Betty und hinter ihr her, Franz, Max und Clärchen mir entgegen fliegen. Die zwey ältern, die ich zurückbrachte, ſtürzten zu den beyden Thüren des Wagens heraus, und liefen der Mutter in den Weg. Es war ein Herzen und ein Küſſen durcheinander, als ob wir alle blind wären. Ich hörte aber doch meine Kinder, die ſich unter dem Küſſen einander zuriefen: Kennſt du mich noch? — Und du? Und du? Ja, du biſt dieſer! Und du biſt der! — Ich heiße Clärchen! — und ich bin der Max! — Bruder und Schweſter waren unterdeſſen auch herbey gekommen. Und nun zog der ganze Haufe hin zum alten Großvater, der äußerſt gerührt war, und ſich vor Freude nicht zu laſſen wußte.

Meine Wonne nahm mit jeder Stunde zu. Seit eilf Wochen hatte ich weder Ruhe noch Raſt genoſſen; war, — Sie müſſen mir ein freches Gleichniß verzeihen, — wie Orpheus von den Bacchantinnen umhergetrieben worden; hatte mich lange ſchon nach Freyheit und Stille mit der Inbrunſt der höchſten Leidenſchaft geſehnt. Beyde fand ich hier in vollem Maße, fand ſie mit allen ihren Lieblichkeiten. Und ſiehe, meine zerſtreuten, abgematteten Sinne waren, wie durch ein Wunder, auf einmal wieder geſammelt, erfriſcht und geſtärkt. Ja, mein Trauter, es war nicht anders, als wäre ich am Orte aller verflogenen Kräfte meines Lebens, und ſie empfingen mich in himmliſchen Tänzen. Meine freundliche Wohnung, die alle Blicke jedes Lichtes einläßt, mein lieber Garten, von dem wackern Louis mit ſpät blühenden Gewächſen der vier Welttheile voll geſchmückt; Alles, alles entzückte mich, und je länger, je mehr. — Ich überſah unaufhörlich meine Habe, und konnte ſie nicht ermeſſen. Mein war die ganze Welt. Selbſt der Mond uud die Sonne am hohen Himmel, ſie ſchienen auf eine ſo eigene Weiſe auf meinen Platz, daß es mir immer mehr ſo vorkommen mußte, als gehörten ſie nur dazu, als wären ſie mein, wie der Boden da, wie die Bäume, die ich gepflanzt habe, und ich ließe alle andern Menſchen nur von meinem Uebrigen beſcheinen. Lieber! und ſo iſt es ſeit dem alle Tage geweſen, und ſo iſt es heute wieder. Wenn ſchon meine Blumen verwelkt ſind, und meine Bäume meiſt entblättert, wenn ſchon dicker Nebel mir Luft und Boden verderbt und von dem kurzgewordenen Tage noch die Hälfte raubt; eben froh bin ich dennoch immer; ſehe in dem allen bloß das Jahr, das ſich nun raſcher wenden will, und den näheren Frühling, der mir immer ſchöner wieder kömmt. Immer ſchöner, Sie ſollen es ſehen, beſter Heinſe, wenn Sie wieder kommen; und immer glühender mein Herz, freyer, offener, muthiger und beſſer. O welch ein Jauchzen, wenn ich Sie wieder daran drücken werde; Sie einmal wieder habe, und halte!

Ich habe Ihnen ſo viel geſchrieben, mein Beſter, daß ich nun noch viel mehr geſchrieben haben möchte. Die gewaltigen Lücken in meinem Briefe, oder vielmehr das Unvollſtändige, Mangelhafte in allen ſeinen Theilen, ärgert mich. Ueber verſchiedene Materien, die ich gar nicht berührt habe, vielleicht ein andermal. Meinen Brief aus dem ſchönen Kaſſel werden Sie erhalten haben. Wegen ihres Projects mit den italiäniſchen Erzählungen habe ich auch ſeitdem mit keinem Buchhändler ſprechen können, weil ich durch keinen Ort gekommen bin, wo ein zu dieſer Abſicht tauglicher wäre. Leſſing billigte die Sache an und für ſich höchlich. Er ſagte, ſeitdem er den Boccaccio geleſen habe, ſey ſeine Achtung für Lafontaine, die bloß auf deſſen Erzählungen beruht hätte, vollends verſchwunden; denn Alles habe der Franzoſe von dem Italiäner. —

Leben Sie wohl, mein Beſter. Glauben Sie mir, daß Sie mir tauſend und tauſendmal erſcheinen; mit und ohne weißen Mantel; den runden und den eckichten Hut auf dem Kopfe; lachend, ſchmollend, zürnend; mit hohem Blick und mit leichtem; ach, in allen möglichen Geſtalten, und mit allen möglichen Geberden! — Reiſen Sie ferner glücklich, und behalten Sie mich lieb.

Auszug aus einem Briefe.

von D. R. vom 10. Oct. 1781.

— — Ich habe mich gefreut, daß Sie im letzten Briefe von Allwills Papieren das Gegengift gegen die vorher angeprieſene Herrſchaft der Leidenſchaften gegeben. Aber das Gift war doch zu ſtark, zu feurig zugerichtet, und ich fürchte, daß nur dieſes den leichteſten Eingang in die jugendlichen Herzen, die ſchon ſo ſehr darnach geſtimmt ſind, gewinnen möge. Mich dünkt, wir müßten bey unſeren Sittenlehren hauptſächlich darauf ſehen, wohin ſich unſer Jahrhundert neige. Unmenſchlichkeit iſt es nicht mehr; aber Ausſchweifung der Begierden in Wolluſt. Daher rechne ich die beliebten Romane des Fielding unter die ſchädlichſten unſerer Zeit; denn überall herrſchen darin die kaum verſteckten Grundſätze: Alle Tugend und Reinheit der Seele iſt Betrügerey oder Grimaſſe; der liederliche iſt der einzig gute Charakter, und das wären wir alle, wenn wir uns nicht verſtellten. — Da kann man denn ſchön mahlen, wie daraus Wohlwollen u. ſ. f. fließe. Dieß aber iſt nicht wahr; denn Liederlichkeit führt den Jüngling von einem Laſter zum andern. Alſo, ihr feurigen Köpfe oder Herzen, hütet euch doch, den verhangenen Zügel ſo zu empfehlen; man kommt doch ungleich ſchneller vom Fleck, auch wohl zum Ziele, wenn man nicht ſtürzt. — —

Aus der Antwort, vom 23. Oct. 1781.

— — Sie haben mich in eine Art Beſtürzung geſetzt, mein Freund, daß Sie, gerade Sie, in Allwills Papieren ſehen und nicht ſehen würden, was ſich aus Ihrem Briefe vermuthen läßt: dieß iſt eine Vorſtellung, in die ich mich je länger je weniger zu finden weiß.

Das Gift darin ſoll zu ſtark, zu feurig zugerichtet ſeyn, um dem Gegengifte zu weichen? Ich denke, es iſt vornehmlich von den zwey letzten Briefen die Rede; und da kann ich Ihnen nicht ſagen, in welchem Grade meine Empfindung der Ihrigen widerſpricht. Mir däucht, man braucht nur den Eingang von Luciens Briefe geleſen zu haben, um ſich des Beyfalles, den man Allwills Zügelloſigkeit gegeben haben möchte, zu ſchämen. Und nach dieſem Eingange, wie wird Alwill nicht verfolgt auf jedem Irrwege; wie mörderlich und ſiegend! Machen Sie die Probe an jungen Leuten, die nur Seele genug haben, um beyde Briefe zu faſſen; geben Sie ihnen das Buch in die Hand, und merken Sie genau auf die Wirkung. Wenn dieſe nur einmal unter hunderten anders iſt als ich behaupte, ſo will ich Alles gethan haben, ſo will ich ſelbſt kommen und mich als ſchuldig darſtellen.

Daß ich den Charakter des Allwill ſo glänzend entworfen und Alles hineingelegt habe was ſich von löblichen Dingen damit reimen ließ, das iſt gewiß nicht zum Nachtheile der guten Sache geſchehen. Um bey dieſer ſeltſamen Gattung von Schwärmern einiges Gehör zu finden, muß man ſich bezeigen als einen aus ihrer Mitte, als einen, der zu allem, was ſie hochſchätzen, reichlich den Zeug hat und der auch nicht zu zärtlich iſt, um ſogar Ottern in die Hand zu nehmen und mit eigenen Augen zu betrachten und mit eigener Seele zu ſchätzen in ſeinem eigenen Seyn ein jedes Ding.

Dieſer letzte Zug: der Abſcheu nur an allem Todten iſt mir im Grunde nicht verhaßt; und der Wille, ganz lebendig zu ſeyn, wenn er nicht angenommen, ſondern angeboren iſt, zeugt von etwas hohem und edlem, dem ich meine Achtung, und nachdem der Grad iſt, auch meine Bewunderung nicht verſagen kann. Dieſes, ich geſtehe es gern, habe ich in meinen Schriften ſehen laſſen, und hierüber, ſo wie über alles damit verwandte, glaube ich mich vollkommen rechtfertigen zu können.

Sie, mein Theuerſter, Sie wenigſtens ſind doch auch dafür, daß man nicht den Menſchen, ſondern nur den Pferden Augenklappen (die wir Scheuleder hier zu Lande nennen) anſchnalle. Sie wollen nicht unſern Körper, damit er fein gerade und wohl gewachſen bleibe, von Jugend auf eingeſchnürt, bewickelt — und, damit er nicht verletzt werde, immerdar gegängelt haben. Der Menſch, verlangen Sie, ſoll ſich mit ſeinen eigenen Gliedern rühren, ſoll mit ſeinem eigenen Kopfe denken, mit ſeinem eigenen Herzen wünſchen, mit ſeiner eigenen Seele handeln.

Dann aber, was kann ihm förderlicher ſeyn, als den ganzen Inhalt ſeiner Natur ſo klar, ſo vollſtändig, ſo unverſtellt als möglich vor Augen zu haben. Lehrreiche Fabeln mögen gut ſeyn; aber reine Geſchichte, wenn ſich dieſelbe gleich nicht der Moral wegen zugetragen hat, behauptet dennoch ihren höheren Werth. Ueber dieſe Materie habe ich mehr auf dem Herzen, als ſich in zwanzig Briefen zuſammenfaſſen ließe. Ich reiße Folgendes aus der Mitte heraus.

Eine vollſtändige Lehre von unſeren Begierden, (das Wort Begierde in ſeinem weiteſten Sinne genommen) würde zugleich die beſte Moral ſeyn; und es iſt eine jede wahre Moral nur minder oder mehr eine ſolche Begierden-Lehre. Dieſe Lehre aber, wenn ſie dem Verſtande auch nicht den mindeſten Zweifel übrig ließe, würde dennoch keine Theorie der Glückſeligkeit an die Hand geben, die es in der That für alle und jede Menſchen wäre. Denn nicht unſere angenommene Meinung von der wahren Rangordnung menſchlicher Begierden beſtimmt die Grade und Verhältniſſe ihrer Kräfte in uns; ſondern dieſe Kräfte und dieſe Verhältniſſe werden durch die eigenen Eindrücke von den Gegenſtänden, mit den Vorſtellungen, die ſie verurſachen oder zurückgelaſſen haben, nach Geſetzen, die ſich ins Unendliche verändern, beſtimmt. Alſo nicht auf die Frage von der möglichen Rangordnung der Begierden im Menſchen überhaupt, ſondern auf ihre wirkliche Rangordnung in jedwedem Menſchen kommt es an.

Was wir uns einbilden von der möglichen, was wir etwa gar nur blindlings davon glauben, daran iſt wenig gelegen, ſo allgemein auch das Gegentheil, wider die Erfahrung, angenommen wird. Will ich nun edle Neigungen hervorbringen, ſo muß ich edle Gegenſtände haben, die ich zeigen und womit ich ſie bewirken kann; denn wir wiſſen doch am Ende weiter nichts als unſere Vorſtellungen zu denken, und wo kein Gegenſtand, da iſt gar nichts. Habe ich die Gegenſtände der edleren Empfindungen nicht, oder weiß ich die moraliſchen Gläſer nicht zu ſchleifen für denjenigen, der jene Gegenſtände mit bloßen Augen zu ſehen nicht vermag, ſo iſt alle andere Mühe vergeblich. Aber eben ſo im Gegenſatze auch alle Sorge eitel, daß ich am Menſchen je etwas verderben werde, ſo lange ich ſeine Sinne, ſein Herz, ſeinen Geſchmack nicht von den edleren Gegenſtänden ab auf die niedrigeren lenke, oder Lüſte gegen die Tugend empöre und ſie herrſchend mache. Dieſes, ſollte Dieſes wohl von mir geſchehen, Jenes unterlaſſen worden ſeyn? Selbſt mein Wildfang, mein Allwill, iſt weit davon entfernt, „der Ausſchweifung der Begierden in Wolluſt“ das Wort zu reden. So wie er iſt, kann er vielleicht dem Scharfrichter in die Hände fallen, ſchwerlich aber ſeinen Geiſt beſchäftigen, vergnügen und aufgeben wie ein Wollüſtling. Doch hat ihn Lucie, wie mir däucht, auch an dieſer Seite wund genug gehauen.

Was den Punkt der Grundſätze angeht, ſo kann ich nicht anders als Ihnen gerade heraus ſagen, daß ich den Schriftſteller nicht kenne, der die Nothwendigkeit derſelben gründlicher, mannigfaltiger, auffallender dargethan und ſie beſſer eingeſchärft hätte, als es überall von mir geſchehen iſt. Und zwar hilft dazu nicht am wenigſten, was Allwill ſelbſt dagegen vorzubringen ſcheint. Man ſieht, die verhüllte Wahrheit brennt ihm wie Feuer ins Eingeweide. Oft iſt der Geck auch nur mit ſich ſelbſt im Mißverſtande. — — —

Daß ich mich kurz faſſe: derjenige iſt in meinen Augen allein der gefährliche Schriftſteller, der ſeinen Leſer um den wahren Werth der Dinge betrügt; der philoſophiſche oder moraliſche Falſchmünzer.

Ganz dicht an ihm ſteht der moraliſche Alchemiſt, der mich vielleicht im ganzen Ernſte reich machen will, aber nichts deſto weniger, wenn ihm mein Enthuſiasmus aushält, mein ganzes Vermögen in

Rauch verwandeln, mich zuverläſſig noch ärmer machen wird, als der Falſchmünzer.

Für unverzeihlich aber halte ich denjenigen, — für der unſchuldigſten einen, ob er gleich nicht der nützlichſte heißen kann — der ein jedes Ding in ſeiner eigenen wahren Geſtalt, jede menſchliche Kraft in ihrem wahren wirklichen Maße zu zeigen bemüht iſt; den treuen Naturforſcher.

Mir dämmerte ein Ziel; — aber ich war zu ſchwach, zu ſchwach wenigſtens um auch andern auf dieſem Wege fortzuhelfen! — Meinen Geſichtspunkt zu verändern wäre mir unmöglich. — —

Von

Johann Georg Hamann.

Königsberg den 12. Auguſt. 1782.

Wohlgeborner ꝛc. ꝛc.

Den 1ten Febr. d. J. erhielt ich einen ganzen Kaſten von meinem Gevatter Claudius, deſſen Sympathie und Synergie ich vermuthlich auch das doppelte Denkmal und Unterpfand Ihrer Freundſchaft zu verdanken habe. Er mag es verantworten, wenn meine verſpäte Erkenntlichkeit für den 1ten Theil Ihrer vermiſchten Schriften (*) den eigennützigen Anſchein einer Bitte um den folgenden haben ſollte. Ich erinnere mich wenigſtens Allwills Papiere im Merkur mit ſo viel Antheil geleſen zu haben, daß ich recht ſehr wünſchte, den Verfaſſer davon zu wiſſen. — Und dieſer ſo lange unbefriedigte Wunſch wurde auf eine deſto

---

(*) Er enthielt ein Geſpräch aus Woldemar, unter dem Titel: der Kunſtgarten, früher ſchon im deutſchen Muſeum erſchienen; und die in der Iris und dem Merkur bekannt gemachten Briefe aus Allwill.

angenehmere Art durch den Autor ſelbſt thätig beantwortet.

Krankheit, Umſtände meiner innern und äußern Lage, Unvermögenheit zu denken, zu reden und zu ſchreiben, entſchuldigen wenigſtens mein Stillſchweigen. Ich habe leider! ſo viel lange Weile, und ſo wenig Muße, daß ich nicht weiß, wo ich dieſe hernehmen, und was ich mit jener anfangen ſoll — und dergleichen Widerſprüche erfährt jeder mehr oder weniger in ſeiner Natur oder in ſeinem Schickſal, die ſo verträglich wie die meiſten Ehen ſind. Uebrigens iſt mein ganzes Leſen mehr Betäubung als Kultur, — erbaut mehr den Sitz des Uebels, als daß es ſelbigen verſtört. So lang ich ein Buch in der Hand habe, genieße ich; lege ich es weg, bin ich gleich einem Manne, der ſein leiblich Angeſicht im Spiegel beſchaut, denn nachdem er ſich beſchaut hat, geht er von Stund an davon, und vergißt, wie er geſtaltet war. Kurz ein ſo hungriger Leſer wie mein Magen, hat keinen Gaumen eines Kunſtrichters, ſondern verſchlingt und verdaut mehr, als er ſchmeckt und unterſcheidet. Fragmente von Schauſtücken, wie Sie uns mittheilen, laſſen ſich nicht nach dem Gehalte gangbarer Münze beurtheilen. Ich habe den erſten Theil von Woldemar (*) zu Rath gezogen, um ſeinen Charakter zu ergänzen. Es iſt mir aber eben ſo ſchwer geworden, ihn in ſeine Beſtandtheile aufzulöſen, als Ihnen vermuthlich, ſein Ganzes zuſammen zu ſetzen. Das Ideal ſeiner Selbſtſtändigkeit iſt für mein geſchwächtes Nervengebäude vielleicht zu überlegen, das in einer glücklichen Abhängigkeit mehr Sicherheit und Ruhe findet. Faſt ſcheint mir dieſer Lieblingsheld zu derjenigen Claſſe von Weſen zu gehören, welche eine unbeſchränkte Unabhängigkeit der rohen Natur gern mit den Ergötzlichkeiten des geſelligen Lebens verbinden möchte, wie ich noch heute im III. Theile der Väterſchule geleſen habe. Eine Verbindung dieſer äußerſten Enden kommt mir freylich als die einzige Auflöſung für das Problem menſchlicher Glückſeligkeit vor. Iſt ſie aber eine Mauer? oder iſt ſie eine Thür? — Iſt ſie ein Stein? oder eine Tinktur? ein trockenes oder ein feuchtes Menſtruum? Das mögen die Salomone unſers Jahrhunderts entſcheiden. Non nostrum est — Verzeihen Sie dieſes unzuſammenhängende Geſchwätz. Ich

---

(*) Erſchienen im Jahr 1779.

empfehle mich Ihrer Gewogenheit und freundſchaftlichen Nachſicht mit dem herzlichen Wunſch aller Zufriedenheit und eines Anlaſſes, dero zuvorkommende Gewogenheit durch einen ähnlichen Genuß von meinem Theil erwiedern zu können, ꝛc. ꝛc.

An
Johann Georg Hamann.

Pempelfort den 16ten Juny 1783.

Lieber verehrungswürdiger Mann!

Ich will Ihnen alle die Urſachen nicht hererzählen, die mich ſo lange verhindert haben an Sie zu ſchreiben. Eine davon war, daß ich manches auf dem Herzen hatte, das ich gern vor Sie bringen wollte, und das nicht leicht vorzutragen war. Mir iſt als würde ich es heute einiger Maßen können, und ich fange damit an, Theuerſter! daß ich Sie recht innig umarme, mit dem brüderlichen Gefühl, daß in unſer beyder Herzen kein falſch iſt; daß wir beyde Eine Wahrheit ſuchen, Eine Wahrheit lieben, wenn ſchon nicht mit gleichem Glück.

Ich folge dem Faden, den Ihr Brief mir in die Hand gibt.

Durch unſern Gevatter Claudius wußte ich ſchon, daß Sie Allwills Briefſammlung mit Antheil im deutſchen Merkur geleſen hatten. Claudius hatte mich Ihnen nachher als Verfaſſer auch genannt, und mir das Geſchenk eines Theils Ihrer Schriften zuwege gebracht, wofür ich Ihnen — nicht den Dank, ſondern die unmittelbare Dank-Sagung noch ſchuldig bin.

Sie haben bey dem Kunſtgarten den erſten Theil des Woldemar zu Rath gezogen um ſich den Charakter des Helden zu ergänzen. „Es iſt mir aber, ſchreiben Sie, eben ſo ſchwer geworden, ihn in ſeine Beſtandtheile aufzulöſen, als Ihnen vermuthlich, ſein Ganzes zuſammen zu ſetzen u. ſ. f.“

Ich antworte hierauf: meine Abſicht bey Woldemar wie bey Allwill iſt allein dieſe: Menſchheit wie ſie iſt, begreiflich oder unbegreiflich, auf das gewiſſenhafteſte vor Augen zu legen. Mir däucht, unſere Philoſophie iſt auf einem ſchlimmen Abwege, da ſie über dem Erklären der Dinge, die Dinge ſelbſt zurück läßt, wodurch die Wiſſenſchaft allerdings ſehr deutlich und die Köpfe ſehr hell, aber auch in demſelben Maße jene leer, und dieſe ſeicht werden. Nach meinem Urtheil iſt das größeſte Verdienſt des Forſchers, Daſeyn zu enthüllen. Erklärung iſt ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächſter, niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck iſt, was ſich nicht erklären läßt, das Einfache, das

Unauflösliche. — Hievon ein und anderes näher an das Auge zu bringen, überhaupt Sinn zu regen und durch Darſtellung zu überzeugen, war meine Abſicht. Ich wollte, was im Menſchen der Geiſt vom Fleiſche unabhängiges hat, ſo gut ich könnte, ans Licht bringen, und damit der Kothphiloſophie unſerer Tage, die mir ein Gräuel iſt, wenigſtens meine Irreverenz bezeigen. Einige haben ſich an der Ehrlichkeit, womit ich hiebey das suum cuique befolgt, geſtoßen, welches mich faſt bedenklich gemacht hat über meine Methode, ob ſie auch zum Ziel führe, oder doch mißtrauiſch gegen meine Geſchicklichkeit und Kräfte ſie zu handhaben und Anderen gerecht zu machen.

Wenn ich ſage, daß bey den gedachten Schriften dies meine Abſicht geweſen, ſo heißt das nicht, daß ich ſie aus dieſer Abſicht allein geſchrieben habe, ſondern es gilt nur in ſo fern ſie mit Abſicht geſchrieben wurden und nicht blos vielmehr nur Ergießungen ſind aus überfüllter Seele. So wurde die Allwillſche Briefſammlung faſt unwillkührlich begonnen, um Gedanken und Gefühlen zu ihrem Seyn ein Bleiben zu verſchaffen. Aber gleiche Wahrhaftigkeit iſt überall.

Woldemars Philoſophie iſt eine Thür, und iſt auch eine Mauer: wie man's nehmen will. Die Folge ſeiner Geſchichte wird darüber mehr ans Licht bringen. Jetzt ſchon, wie bangend ſteht er nicht mit dem Beſten was er noch gefunden hatte da? So wollte ich ihn verfolgen tiefer ins Leben hinein, und in der edelſten Philoſophie, die mir bekannt iſt, das große Loch, das ich ſelbſt darin gefunden habe, zeigen.

Nämlich: wir insgeſammt, an Geiſt reicher oder ärmer, höher oder geringer, mögen es angreifen wie wir wollen, wir bleiben abhängige, dürftige Weſen, die ſich durchaus nichts ſelbſt geben können. Unſere Sinne, unſer Verſtand, unſer Wille ſind öde und leer, und der Grund aller ſpeculativen Philoſophie nur ein großes Loch, in das wir vergeblich hinein ſehen. In alle Wege läßt uns der Verſuch, mittelſt einer gewiſſen Form unſeres armen Selbſtes beſtehen zu wollen, nicht in uns hinein, ſondern nur rein aus uns heraus zu erkennen, zu handeln und zu genießen, zu Narren werden, wie jede Nacht im Traume.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben wie mir geſchah, da ich jenes Loch zuerſt gewahr wurde, und nun weiter nichts als einen ungeheuern finſtern Abgrund vor mir ſah . . . Ich weiß nicht ob ſie mich verſtehen. Wenn

Sie mich verſtehen, ſo ertheilen Sie angemeſſenen Rath dem Rechtſchaffenen, der an dieſe öde Stelle hingeängſtigt wurde, und ſich umſieht nach Rettung, allein noch aufrecht gehalten und geſtärkt durch fromme Ahndung.

Licht iſt in meinem Herzen, aber ſo wie ich es in den Verſtand bringen will, erliſcht es. Welche von beyden Klarheiten iſt die wahre? die des Verſtandes, die zwar feſte Geſtalten, aber hinter ihnen nur einen bodenloſen Abgrund zeigt? oder die des Herzens, welche zwar verheißend aufwärts leuchtet, aber beſtimmtes Erkennen vermiſſen läßt? — Kann der menſchliche Geiſt Wahrheit ergreifen, wenn nicht in ihm jene beyden Klarheiten zu Einem Lichte ſich vereinigen? Und iſt dieſe Vereinigung anders als durch ein Wunder denkbar?

Von

Johann Georg Hamann.

Königsberg den 2ten Nov. 1783.

Hochzuehrender Herr und Freund!

Ihre liebreiche und höchſt erfreuliche Zuſchrift nebſt der gedruckten Beylage (*) vom 16ten Juny erhielt ich im Päckchen unſers Claudius eben an ſeinem Geburtstage. Ich ſchreibe gegenwärtig auf dem Bette, weil ich einen kleinen Anfall von der Gicht in den beyden großen Zehen, faſt ohne alle Schmerzen, während dem Gebrauch der bitterſüßen Stengel, der Dulcamara, bekommen.

Die Reiſen der Päpſte haben eben den Eindruck auf mich wie auf Sie gemacht, und mich mit dem erſten Theil der Schweizergeſchichte ausgeſöhnt, worin zu viel Achilliſches für mich war, und dem Gott Mavors zu viel geräuchert worden. Die Reiſen ſtimmen mehr mit meinem Geſchmack an der Odüſſee und mit

---

(*) Die Schrift: Etwas was Leſſing geſagt hat, ein Commentar zu den Reiſen der Päpſte. Berlin 1782.

meinen übrigen Grillen über die Jüdiſche und Kirchen-Geſchichte, als die älteſten, fruchtbarſten, unerkannten Quellen einer transſcendentalen Philoſophie und Politik. Auch was Leſſing geſagt, kömmt mir eben ſo alt als wahr vor. Ohne den Verfaſſer zu ahnden, machte ich eine Ausnahme von dem Nothgeſetz, und kaufte mir dieſe kleine Schrift bey dem erſten Anblick. Ich hatte alſo beym Empfang Ihres Geſchenkes wenigſtens die Freude den Vater und Freund zu kennen.

Ihre Vorſicht, mir die Stelle meines eigenen Briefes mitzutheilen, iſt wirklich nicht überflüſſig geweſen, weil es mir ſonſt ſchlechterdings unmöglich geweſen, mich auf einen einzigen Buchſtaben zu beſinnen, ſo wie ich auch jetzt nicht im Stande bin, mich in den damaligen Gang meiner Begriffe zu verſetzen.

An ein wenig Unzufriedenheit mit dem Wege unſerer Philoſophie fehlt es mir auch wohl nicht, und in dieſem Punkt könnt' ich wohl ſagen, was Horaz zu Mäcen:

> Vtrumque nostrum incredibili modo
> Consentit Astrum —

Deſſen ungeachtet ſcheint mir doch jenes ungeheure

Loch, jener finſtere ungeheuere Abgrund beynahe ein wenig a la Pascal ergrübelt zu ſeyn. Nicht daß ich an den Tiefen der menſchlichen Natur den geringſten Zweifel hätte; aber dieſe Schlünde zu erforſchen, oder den Sinn zu ſolchen Geſichten auch andern mitzutheilen, iſt mißlich.

Es geht mir mit der Vernunft, wie jenem Alten mit Gott (dem Ideal der reinen Vernunft nach unſerm Kant); je länger ich darüber ſtudire, je weniger komm' ich von der Stelle mit dieſem Ideal der Gottheit oder Idol — „das iſt die Natur der Leidenſchaft, daß ſie nicht am Dinge ſelbſt, ſondern nur an ſeinem Bilde hangen kann,“ (*) und iſt es nicht die Natur der Vernunft, am Begriff zu hangen? — Trift alſo nicht beyde der Fluch des dürren Holzes? Sie machen die Vernunft zum Strom und die Leidenſchaft zum Ufer. Thür oder Mauer! wie man's nehmen will. Wenns ja Strom ſeyn ſoll: ſo iſt's der einzige in ſeiner Art, der wunderbare des weiſen Aegyptens. Werdet wie die

---

(*) Aus der Schrift: Etwas, was Leſſing geſagt hat.

Kinder um glücklich zu ſeyn, heißt ſchwerlich ſo viel als: habt Vernunft, deutliche Begriffe! Geſetz und Propheten gehen auf Leidenſchaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften — auf Liebe. Ueber die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geſchmack. Doch Sie wiſſen es ſchon, daß ich eben ſo von der Vernunft denke, wie St. Paulus vom ganzen Geſetz und ſeiner Schulgerechtigkeit — ihr nichts als Erkenntniß des Irrthums zutraue, aber ſie für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben halte. Der letzte Zweck des Forſchers iſt, nach Ihrem eigenen Geſtändniſſe, was ſich nicht erklären, nicht in deutliche Begriffe zwingen läßt — und folglich nicht zum Ressort der Vernunft gehört. —

Ich habe aber dieſe Unterſuchung ganz aufgegeben, wegen ihrer Schwierigkeit, und halte mich jetzo an das ſichtbare Element, an dem Organo oder Criterio — ich meine Sprache. Ohne Wort, keine Vernunft, — keine Welt. Hier iſt die Quelle der Schöpfung und Regierung: Was man in morgenländiſchen Kiſternen ſucht, liegt im sensu communi des Sprachgebrauches, und dieſer Schlüſſel verwandelt unſere beſten und wüſten Weltweiſen in ſinnloſe Myſtiker, die einfältigſten Galiläer und Fiſcher in die tiefſinnigſten Forſcher und Herolde einer Weisheit, die nicht irdiſch, menſchlich und teufliſch iſt, ſondern einer heimlichen verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu unſerer Herrlichkeit, — welche keiner von den Oberſten dieſer Welt zu erkennen im Stande iſt — — 1 Cor. 2. — und dieſe Philoſophie läßt keinen Rechtſchaffenen, der an öde Stellen und Wüſten hingeängſtiget wird, ohne Hülfe und Troſt.

Ich weiß auch nicht, lieber verehrungswürdiger Freund, ob Sie mich verſtehen — was ich Ihnen von meinem Lager ins Ohr ſage. Für die Dächer gehört es noch nicht.

den 22ten November.

Hier kam eben der Beſuch eines Freundes aus Deſſau, Herr Becker, der mich zweymal beſucht, ohne daß ich einmal im Stande geweſen, ihn recht ins Geſicht zu faſſen. Mein angefangener Brief iſt 20 Tage liegen geblieben, während welcher ich ſchon ziemlich hergeſtellt geweſen, aber wieder das Bette hüten muß, doch Gottlob! ohne ſonderliche Schmerzen.

Es geht ſchon in die ſechste Woche, daß ich nicht aus dem Hauſe geweſen. Bey aller Gemächlichkeit meines Packhofverwalter-Dienſtes am hieſigen Licent, bey aller meiner Entfernung von Umgange und geſellſchaftlichen Verbindungen weiß ich nicht die meiſte Zeit, was ich mit ihr anfangen, noch wo ich ſie hernehmen ſoll, und bin alſo ein Märtyrer entgegengeſetzter Bedürfniſſe. Meine geläufigſten und ergiebigſten Thränen quellen aus Wolluſt und Freude; Ungeduld und erſtickter Zorn arten deſto leichter bey mir in ein Lachen aus. Nach dieſer Idioſynkraſie habe ich mir einen etwas abweichenden Charakter jener beyden übelberüchtigten Philoſophen gemacht. . . . . . Was aber am meiſten die Oekonomie meiner Kräfte und ihres freyen Gebrauchs ſtört, iſt wohl ein hypochondriſches Wechſelfieber von Uebertreibung und Erſchlaffung.

Vielleicht finden ſich, hochzuehrender Herr und Freund, in dieſem Geſpinſt einige stamina unſer ſympathetiſches Gefühl zu entwickeln, oder zu berichtigen, oder auf die Zukunft zu befeſtigen. Vielleicht aber werden Sie gänzlich verekelt und abgeſchreckt von Ihren günſtigen vorgefaßten Meinungen — In beyden Fällen unterwerfe ich mich dem Gewinn und Verluſt meines Schickſals, wiewohl mit ſtärkerem Vertrauen auf Ihre Nachſicht und Liebe, als auf mein Verdienſt und Würdigkeit.

An
Johann Georg Hamann.

Pempelfort bey Düſſeldorf, 18ten Octob. 1784.

Mein lieber Hamann!

Ihr Brief vom 2ten und 22ten November des vorigen Jahrs traf mich, in der Hälfte des Decembers, auf dem Krankenbette. Ich war lange ſehr übel, und litt nachher noch mehr von dem Gedanken, daß ich meine Geiſteskräfte auf immer verloren hätte. Da mir endlich von dieſer Seite wieder einiger Muth zu kommen anfing, ſtarb mein dritter Sohn, der im eilften Jahre, und die ſchönſte Hoffnung meines Lebens war. Er lag nun im Grabe und verweſte, während ſein Bild voll Leben, voll Geiſt und Liebe mir immer vor der Seele ſtand. Meine Augen wurden nicht trocken darüber, daß ſie ihn nie wieder ſehen ſollten. Wenn ich ſage, daß ſie ohne mich, daß ſie für ſich allein weinten, ſo ſieht es einer Spitzfindigkeit, einem Wortſpiele gleich, und doch iſt nichts ſo nackend wahr, ſo aus dem innerſten Gefühl genommen. Die Mutter des Knaben hatte ſich ermüdet, geängſtigt, und war nun durch und durch verwundet. Sie wurde krank; erholte ſich etwas nach einigen Tagen; legte ſich von neuem, und ſtarb. Ich hatte zwanzig Jahre lang, und von meinem Einundzwanzigſten Jahre an mit ihr gelebt, und nie erblickt, was ihr an Reinheit des Herzens und Größe der Seele, an Liebe, Treue und himmliſchem Wohlthun gleich war. Niemand, der es nicht erfahren hat, kann wiſſen, kann nur ahnden, was das heißt: über alles zu lieben und zu verehren, *was nun todt iſt*; nun auf immer unſerm Anſchauen, unſerm Wohlthun, *unſerm heißen verzehrenden Dank entzogen*. Der Zuſtand, worein dieſe ſchreckliche Trennung mich verſetzte, hat keinen Namen. Ich hatte nie gedacht, daß man auf dieſer armen Erde ſo traurig werden könnte. Mit jedem Tage wurde es ärger; und kaum hatte ich drey Wochen ſo zurückgelegt, als ich eine andere heftige Erſchütterung durch den Aufbruch des Rheins erfahren mußte. Die Ueberſchwemmung dauerte fünf Tage, und ließ uns unter abwechſelnden Gefahren die fürchterlichſten Auftritte ſehen. So viele Stöße konnte mein geſchwächter Körper nicht aushalten; ich bekam neue Zufälle, die allen Mitteln widerſtunden; ließ mich auf das Frühjahr und die Landluft vertröſten und wurde im May auch wirklich etwas beſſer. Es hielt ſich aber mit dieſer Beſſerung nicht einmal den Monat durch; mein Befinden wurde immer ſchlechter und endlich vollends unerträglich. So entſchloß ich mich gegen Ende des Auguſts, nach langem, traurigen Hoffen, ziemlich troſtlos und mit wenig Glauben vor dem herannahenden Winter noch den einzigen Verſuch der mir übrig blieb zu wagen, nehmlich eine Reiſe. Ich ging zuerſt nach Hofgeismar, um dort den Münſteriſchen Leibarzt Hoffmann und ein Paar Freunde aufzuſuchen; hierauf nach Weimar, wohin Göthe und Herder mich dringend eingeladen hatten. Die anhaltende Bewegung, die beſtändige Abwechslung von Gegenſtänden und Gedankenformen; vornehmlich aber die ſeligen Tage, die ich zu Weimar, wo auch unſer Claudius ſich einfand, lebte, haben mir ungemein wohl gethan, und ich bin gegenwärtig geſunder, als ich ſeit langer Zeit nicht war.

Sie müſſen, liebſter Hamann, dieſen weitläufigen Bericht mir verzeihen, weil er zu meiner Entſchuldigung, daß ich Ihren herzvollen Brief ſo lange unbeantwortet gelaſſen, unentbehrlich war.

Zuerſt meinen großen Dank für Ihr Golgatha und Scheblimini (*), deſſen Empfang mich zu Hofgeismar ſehr erfreute. Herder hat Ihnen vermuthlich ſchon gemeldet, wie ſehr wir alle zu Weimar uns an Ihrer Schrift ergötzt haben. Zum rechten Genuß derſelben aber kam ich doch erſt hier im Stillen. Mehr darüber künftig. Hier zuerſt ein Heft, das beſtimmt iſt allerhand von mir an Sie auszurichten (**). Rede, daß ich dich ſehe. Ich rede — das Sehen iſt an Ihnen.

Unſer Claudius verſicherte, es würde Ihnen überhaupt durch die Mittheilung dieſer Blätter ein Gefallen geſchehen, und ſtärkte meinen Vorſatz. Je mehr Sie mir darüber ſagen, deſto lieber wird es mir ſeyn. Nicht daß ich von Ihnen begehrte, „ſich in ein Handgemenge mit Grillen einzulaſſen, die keine Widerlegung „verdienen, und durch keine Widerlegung geheilt wer-

---

(*) Von einem Prediger in der Wüſte (Hamann). Wider Mendelsſohns: Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Judenthum, gerichtet.

(**) Es enthielt mein erſtes Schreiben an Mendelsſohn über Leſſings Spinozismus, nebſt Mendelsſohns Erinnerungen, und den Brief über die Lehre des Spinoza überhaupt, an Hemſterhuys, nebſt einigen Briefen von und an Herder über dieſelben Gegenſtände.

„den können, weil die Dunkelheit im Augapfel des „sensus communis liegt (*)“ — ſondern ich begehre nur, daß auch Sie reden, damit ich ſehe!

„Laßt uns nicht die Wahrheit der Dinge nach „der Gemächlichkeit uns ſelbige vorſtellen zu können, „ſchätzen“ (**) — iſt eine vortreffliche Ermahnung, die aber von ſehr entgegen geſetzten Parteyen ehrlich geſchehen kann.

Sie haben mir den Hang zur Grübeley, vorgeworfen, und mir deswegen einen Theil Ihres Mitleidens entzogen. Mir fielen ſogleich die Worte des guten Toby ein: When I was a school-boy, I could not hear a drum beat, but my heart beat with it — was it my fault? — Did I plant the propensity there? Did I sound the alaruni within, or nature? (***) — Was kann ich da-

---

(*) Aus Hamanns Schriften.

(**) Ebenfalls aus Hamanns Schriften.

(***) „Wenn ich, noch als ein Schulknabe, ſchon keine Trommel ſchlagen hören konnte, ohne daß mir das Herz im Leibe ſchlug — war das meine Schuld? Pflanzte ich mir dieſe Neigung ein? War ichs, der Lärmen in mir ſchlug, oder die Natur?“ Triſtram Shandys Leben u. M. Th 6.

für, lieber Hamann, daß mein Exemplar der Natur gerade dieſe Buchſtaben, dieſen Syntax, und dieſe Lesarten hat? Strebe ich nicht mit ganzer Seele darnach, den wahren echten Sinn zu treffen? — Habe ich je gelernt um ein Gelehrter zu heißen und mich in Künſten des Verſtandes hervorzuthun — oder aus müßiger Neugierde? . . . . „Herr, es thut mir wehe im „Herzen, und ſticht mich in meinen Nieren, daß ich „muß ein Narr ſeyn, und nicht wiſſen, und muß wie „ein Thier ſeyn vor dir!“

Baco, den auch Sie verehren, wollte nicht, daß wir die Geheimniſſe zu der Schwäche unſeres Geiſtes herunterziehen, ſondern unſern Geiſt zu der Größe der Geheimniſſe hinaufheben ſollten.

Philoſophiren da hinauf, werden wir uns mit und aus unſerem natürlichen Leibe nicht; ſondern wenn es eine gewiſſe Gottes = Erkenntniß für den Menſchen gibt, ſo muß in ſeiner Seele ein Vermögen liegen, ihn da hinauf zu organiſiren.

Ich glaube — Herr, hilf meinem Unglauben!

Von

Johann Georg Hamann.

Königsberg den 14ten Nov. 784.

Lieber würdiger Freund!

Der bisher geholfen, wird auch weiter helfen — und was er nimmt, iſt gut aufgehoben. Sein ſind unſere Thränen= und Troſtquellen.

Heute vor acht Tagen erhielt ich einen ſtarken Brief von unſerm Herder aus Weimar, Mittwochs aus Zürich von Lavater, und geſtern des Morgens Ihr verſiegeltes Päckchen, am unerwartetſten und wichtigſten für mich wegen einer nahen Beziehung auf einige Grillen, die mich eben nicht beunruhigen, doch aufmerkſamer auf mich ſelbſt machen.

Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben, von nun an. Ja, der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. — So lange unſer Lebenslicht noch brennt, und ſcheint, wollen wir uns deſſelben erfreuen, und dabey frölich ſeyn (denn es währt doch nur eine kleine Weile —)

und uns müde arbeiten, damit wir mit Grund der Wahrheit zum Abendſegen ſagen können: Wie wohl wirds thun!

Die Pflicht der Selbſtverläugnung wird mir in jeder Kleinigkeit ſchwer. Ich habe hier kaum einen Laut über mein jüngſtes Kind (*) gehört, deſto ſanfter und ſchmeichelhafter fühlte ich das Zeugniß dreyer entfernter Zeugen, wie Balſam für mein mattes Haupt — bis zu einer kleinen wollüſtigen Betäubung, die einem Schwindel ähnlich war.

Den 1ten d. erhielt ein hieſiger Freund aus Berlin einen Brief, in dem man mir die bitterſten Vorwürfe machte wegen S. 71, meinen alten Freund Mendelsſohn ſo abgeſchmackt und ſchwärmeriſch der Atheiſterey beſchuldigt zu haben. Ungeachtet ich mich faſt deutlich erinnern konnte, mit einer geheimen Ahndung und Selbſtkampf dieſe Stelle geſchrieben zu haben, und die Wahrheit nicht auf mein eigenes, ſondern Johannis Zeugniß beruht: ſo bleiben doch meine Gedanken auf dieſen Punkt geheftet. Ihr herzlicher Brief hatte ſo manche Saiten meines Gemüths ſo in-

---

(*) Golgatha und Scheblimini.

nig gerührt, daß ich die Beylage verſchloß, an meine Arbeit gehen wollte, mit dem Entſchluß, heute die Handſchrift durchzuleſen. Der Dunſt meiner Amtsſtube nöthigte mich, nach Hauſe zu gehen, und ich konnte nicht eher aufhören, als bey dem franzöſiſchen Briefe an Hemſterhuys —, den ich Trotz meiner Neugierde weder geſtern noch heute anzuſehen im Stande geweſen.

Hat Ihnen, würdigſter Freund, ein guter Genius das Vertrauen eingegeben? ich nehme ſelbiges als eine Wohlthat der Vorſehung an, die ich nicht mißbrauchen werde. Ob Ihnen ſo viel Nutzen davon, wie mir ſelbſt, zufließen wird, weiß ich nicht. Kaum trau ich mir zu, mehr als Herder zur Sache ſagen zu können. Sie haben mir Waſſer auf meine Mühle und Oel in meine Lampe geſchenkt — und edlen Wein zur Nahrung meines blöden Magens, der an Ekel bisweilen laborirt.

Ich kam erſt gegen Abend nach Hauſe und mußte noch ſpät ein paar Zeilen an unſern Johannes in Zürich ſchreiben, denn es ſcheint, daß ich ſchwertſcharf den unathletiſchen Moſes — ſchärfer als

Hamann es ihm mündlich geſagt haben würde, behandelt habe, welches ihm etwas Mühe macht.

Heute habe ich wider meinen Willen auch beynahe den ganzen Tag herumgeſchwärmt, und bey einem, wenigſtens Namensvetter von Ihnen, Ihre Geſundheit getrunken, und Ihr Andenken im Herzen herumgetragen; darauf kamen drey Beſuche nacheinander, ehe ich zum ſchreiben kommen konnte.

Außer dergleichen Zerſtreuungen, die ich bey aller meiner Entfernung vom Umgange und Geſchäften nicht vermeiden kann, iſt mein ganzer Kopf, vorzüglich mein Gedächtniß ſo matt und ſtumpf, daß ich in buchſtäblichem Verſtande sine libro stultus bin, und ſo bald ich ein Buch zumache, kaum mehr weiß, was ich geleſen habe.

Ich beſitze weder Spinoza noch Hobbes, die ich beyde vor 20 Jahren mit wahrer Andacht geleſen und ihnen mehr zu danken habe, als Shaftsbury und Leibnitz, deſſen posthuma ich auch nicht alle recht kenne, und nichts als ſeine Theodicee ſelbſt beſitze. Alle metaphyſiſchen Unterſuchungen ſind mir durch die Kritik der reinen Vernunft jüngſt faſt ſo verekelt worden, als ehemals durch Wolfens lateiniſche Ontologie.

Bey mir iſt nicht ſowohl die Frage: Was iſt Vernunft? ſondern vielmehr: Was iſt Sprache? und hier vermuthe ich den Grund aller Paralogismen und Antinomien, die man jener zur Laſt legt, daher kommt es, daß man Wörter für Begriffe, und Begriffe für die Dinge ſelbſt hält. In Worten und Begriffen iſt keine Exiſtenz möglich, welche bloß den Dingen und Sachen zukömmt. Kein Genuß ergrübelt ſich, — und alle Dinge, folglich auch das Ens entium iſt zum Genuß da, und nicht zur Speculation. Durch den Baum der Erkenntniß wird uns der Baum des Lebens entzogen — und ſoll uns dieſer nicht lieber ſeyn, wie jener — wollen wir denn immer dem Exempel des alten Adams vielmehr folgen als uns an ſeinem Beiſpiel ſpiegeln — keine Kinder werden, nicht wie der neue Adam Fleiſch und Blut an- und das Kreuz auf uns nehmen? Alle Terminologie der Metaphyſik läuft auf dies hiſtoriſche Factum hinaus, und sensus iſt das Principium alles intellectus.

Da Sie leider! in meinen chartis mehr und beſſer bewandert ſind als ich es ſelbſt bin: ſo glaube ich in den Kreuzzügen, noch kühner, ſtatt Ihres Motto aus dem Sirach, — und hoffe ohne Gotteslästerung, — geſagt zu haben:

ουδεν και παντα.

Nach meiner Metakritik (*), die vielleicht noch beſſer einſchlagen kann, als der dumme Anfang, den ich aus Einfalt unſerm guten Herder mitgetheilt, gibt es ohne das **Ideal der reinen Vernunft** gar keine **Engel**- **noch Menſchenvernunft**.

Verzeihen Sie mir, daß ich mit dem letzten Reſultat ſo ganz ohne Vorbereitung ins Gelag hineinſtürze. Sie widerlegen ſich ſelbſt, wenn Sie ſagen: Philoſophiren da hinauf werden wir uns mit und aus unſerm Leibe, und noch weniger mit und aus unſerer metaphyſiſchen und abſtracten Schulſprache nicht, bey der ein ewiger Cirkel unvermeidlich iſt. Gibt es eine gewiſſe Gottes-Erkenntniß für die Menſchen, wozu ein Vermögen in der Seele, **den Menſchen dahinauf zu organiſiren?**

Was iſt das Bild und die Ueberſchrift, worin Gold und Kupfermünze eines Landesherrn ſich einander

---

(*) Ein Fragment, welches im Jahr 1800 in einer von Herrn Rink, unter dem Titel **Mancherley** herausgegebenen Sammlung gedruckt erſchienen iſt.

ähnlich ſind? Bleiben Sie bey der Antwort Ihres Mundes und Herzens. Er ſchuf den Menſchen ſich zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn — wir ſind ſeines Geſchlechts. — Die Differentia specifica liegt blos darin, daß wir noch in der Mache ſind, und unſer Leben noch verborgen iſt, mit Chriſto in Gott. Unſere Vernunft muß warten und hoffen, — Dienerin, nicht Geſetzgeberin der Natur ſeyn wollen.

Niemand kann ſein Herz und ſeinen Magen ſehen, und ein zu ſtarkes Gefühl ihres Daſeyns iſt eben kein Zeichen der Geſundheit, noch ein angenehmes Bewußtſeyn.

Erfahrung und Offenbarung ſind einerley, und unentbehrliche Flügel oder Krücken unſerer Vernunft, wenn ſie nicht lahm bleiben und kriechen ſoll. Sinn und Geſchichte iſt das Fundament und der Boden, — jene mögen noch ſo trügen, und dieſe noch ſo einfältig ſeyn: ſo zieh' ich ſie allen Luftſchöſſern vor. *Δος μοι ϖου στω* — nur keine geläuterte, und abgezogene und leere Wörter — die ſcheu' ich, wie tiefe ſtille Waſſer und glattes Eis.

Alle die Varianten in Buchſtaben, Syntax ꝛc. fechten mich nicht an. Kein Exemplar und noch weniger Oncle Toby beſteht aus lauter Varianten. Auch im Wiſſen herrſcht eine leidige Plusmacherey. Ein Kind, das nichts weiß, iſt deswegen kein Narr, noch Thier, ſondern bleibt immer ein Menſch in ſpe. Ich weiß genug, indem ich mich im Empfinden übe — und bey wenigem Wiſſen kann man deſto mehr thun. Wiſſen bläht auf, aber die Liebe beſſert. Alles iſt eitel! — nichts neues unter der Sonne! — iſt das Ende aller Metaphyſik und Weltweisheit, bey der uns nichts übrig bleibt als der Wunſch, die Hoffnung, und der Vorſchmack eines neuen Himmels und einer neuen Erde — in ſchönen und lieblichen aber eben ſo vergänglichen und flüchtigen Augenblicken, wie die Liebe in Wollüſten.

Wenn ich im Stande ſeyn ſoll, dem Faden Ihres Briefwechſels nachzugehen, weiß ich kein ander Mittel, als denſelben abzuſchreiben, weil ich immer den Text und die Sprache meiner Urkunde vor mir haben muß, und ich meinem Gedächtniſſe nicht im geringſten trauen kann, auch das Abſchreiben ſich tiefer eindrückt, als ein noch ſo oft wiederholtes Leſen. Auf dieſe Art bin ich deſto eher im Stande, Ihnen das Original zurückzuliefern, und das Aeußerſte, was ich gegenwärtig tumultuariſch hingeworfen, auszufüllen und meine Salti mortali Ihrem Geſchmacke etwas erträglicher zu machen, wenn es meine Kräfte erlauben. Sollten mir meine Schultern verſagen, ſo würde ich mich nicht eines aufrichtigen Geſtändniſſes ſchämen voluisse sat est. Da ich ſelbſt mit Herder zur öffentlichen Bekanntmachung anräthig bin, und die Offenherzigkeit unſers Jahrhunderts nichts dagegen einzuwenden haben wird; ſo werden Sie deſto weniger Mistrauen in meine Verſchwiegenheit ſetzen dürfen, und ich werde es Ihnen ausdrücklich melden, wenn ich etwa von Einem oder zwey, höchſtens drey zum Vorleſen, nicht zu irgend einem andern Gebrauch daran einigen Antheil von Beyhülfe mir verſprechen könnte. Die Namen dieſer Freunde würde ich Ihnen angeben; aber aus meinem Hauſe ſoll es nicht kommen. Dies anticipire ich bloß eventualiter. — — . . . .

N. S. den 15ten Nov.

Mendelsſohns Schreiben an Sie hat mir viel Licht gegeben, was man in Berlin ſich ſchämt zu heißen; wegen des überhand nehmenden Pöbels von Atheiſten — Im Grund eine lächerliche paniſche Furcht vor Namen und Wörtern, ähnlich der Hydrophobie.

Gott ſegne Sie, tröſte und erfreue Sie durch Erhaltung desjenigen was Ihnen noch übrig geblieben, und deſſelben gedeihlichen Genuß. — Schmecken und ſehen wie freundlich der Herr iſt, übertrift alle Beweiſe, iſt der beſte Dank, Schild und Lohn, den wir dem Geber bringen können. Wohl uns des feinen Herrn! Ich erſterbe ꝛc.

Von

Johann Georg Hamann.

Königsberg den 1ten Chriſtm. 1784.

Mein verehrungswürdiger Freund!

Hier erhalten Sie Ihr mir Anvertrautes zurück, mit dem lebhafteſten Dank.

Ich habe geſtern und dieſen Abend Ihre Handſchrift noch einmal durchgeleſen, und muß geſtehen, daß ich ſie ziemlich verſtehe, nur nicht die Erinnerungen Mendelsſohns — aber deſto mehr die Wahrheit ſeiner Bemerkung (*), — mehr an ihm als mir ſelbſt, ungeachtet ich in meinem 55ten Jahre bin. Der Wandel nach väterlicher Weiſe verekelt mir keinen andern Weg.

(*) „Nach dem funfzigſten Jahre mag wohl unſere Seele „ſich nicht leicht einen neuen Weg führen laſſen. Wenn „ſie auch einem Führer etwa eine Strecke lang nach„gefolget, ſo iſt ihr doch jede Gelegenheit, in ihr ge„wöhnliches Geleis einzulenken, willkommen, und un„vermerkt verliert ſie ihren Vorgänger aus den Augen.“ In Mendelsſohns Brief vom 1. Aug. 1784.

To be, or not to be? That is the Question — Seyn iſt freylich das Ein und Alles jedes Dings. Aber das το ον der alten Metaphyſik hat ſich leider! in ein Ideal der reinen Vernunft verwandelt, deſſen Seyn und Nichtſeyn von ihr nicht ausgemacht werden kann. Urſprüngliches Seyn iſt Wahrheit, mitgetheiltes iſt Gnade. Nichtſeyn, ein Mangel, auch wohl ein Schein von beyden, über deſſen mannigfaltiges Nichts ſich Einheit und Mittelpunkt aus dem Geſicht verliert. So ging es Spinoza und vielleicht Leſſing.

Die Metaphyſik hat ihre Schul- und Hofſprache; beyde ſind mir verdächtig, und ich bin weder im Stande ſie zu verſtehen, noch ſelbſt mich ihrer zu bedienen. Daher ich beynahe vermuthe, daß unſere ganze Philoſophie mehr aus Sprache als Vernunft beſteht, und die Misverſtändniſſe unzähliger Wörter, die Proſopopöien der willkührlichſten Abſtractionen, die Antitheſen της ψευδωνυμου γνωσεως, ja ſelbſt die gemeinſten Redefiguren des sensus communis haben eine ganze Welt von Fragen hervorgebracht, die eben mit ſo wenig Grund aufgeworfen, als beantwortet worden. Es fehlt uns alſo noch immer an einer Grammatik der

Vernunft, wie der Schrift und ihrer gemeinſchaftlichen Elemente, die durch einander gehen, wie die Saiten auf dem Pſalter durcheinander klingen, und doch zuſammen lauten.

Gott, Natur und Vernunft haben eine ſo innige Beziehung auf einander, wie Licht, Auge und alles, was jenes dieſem offenbaret, oder wie Mittelpunkt, Radius und Peripherie jedes gegebenen Cirkels, oder wie Autor, Buch und Leſer. Wo liegt aber das Räthſel des Buchs? In ſeiner Sprache oder in ſeinem Inhalt? Im Plan des Urhebers oder im Geiſt des Auslegers?

Was Leſſing betrift, ſo bin ich beynahe überzeugt, ihn perſönlich, etwa zur Faſtenzeit 1757 in Amſterdam, auf einem öffentlichen Concert geſehen zu haben. Ich hatte eine Unruhe den Mann anzureden, daß ich ihn nicht aus den Augen ließ und beym Ausgange noch einige Straßen verfolgte, aber zu blöde war, auf eine bloße Ahndung ihn und mich in Verlegenheit zu ſetzen. Was urtheilen Sie ſelbſt aber, mein verehrungswürdiger Freund, von des Mannes Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in dem ganzen Handel über die Fragmente? Hat nicht der Hamb. Oelgötze bey aller ſeiner Dummheit im Grunde Recht gehabt? Läßt ſich wohl mit dem paniſchen Syſtem im Kopf ein chriſtlich Vater Unſer beten? Lag nicht im Eifer des unglücklichen Mannes Feindſchaft gegen das Chriſtenthum auf dem Boden? War's die Rolle eines chriſtlichen Philoſophen, deſſen Maske er brauchte? oder eines Heuchlers und Sophiſten, die er ſpielte? Hinc illae lacrumae — Iſt es Philoſophie und Religion oder theologico = politiſche Schwärmerey, Klugheit und Eitelkeit, welche meinen alten Freund Mendelsſohn, (falls der erhaltene Wink aus Berlin ſeine Richtigkeit hat) ſo empfindlich macht gegen den Vorwurf eines Atticismi, wenn ich nicht aus blinder Einfalt, ohne es zu wiſſen, den Sitz des Geſchwüres getroffen hätte. Möcht' er ſich nur gelüſten laſſen, ſich an meinen pudendis mit ſeinem metaphyſiſch = äſthetiſchen Scheermeſſer zu vergreifen; ich will mich meiner Haut mit ſeines Landsmanns Kinnbacken ſchon wehren. O daß doch eine Delila unſerm Philoſophen Bart und Wangen ſtreichelte, und ſein Verſuch über den Spinozismus bald erſchiene! Er, der ſich weiſer dünkt, als Nathan und Heman, den Schauer des Königs, in den Worten Gottes das Horn zu erheben.

Verzeihen Sie mir eine kleine Ergießung meiner Galle, welche mir wohlthätig iſt, um meinen braunen Kohl und Rinderbraten deſto appetitlicher und verdaulicher zu machen. — —

Mittagsſchlaf und der etwas langweilige Beſuch eines jungen Menſchen haben mir ſo viel Zeit gekoſtet, daß ich eilen muß mit meinem Briefe noch heute fertig zu werden. . . . . Sapere aude — Zum Himmelreich gehört kein Salto mortale. Es iſt gleich einem Senfkorn, einem Sauerteige, einem verborgenen Schatz im Acker, einem Kaufmann, der köſtliche Perlen ſuchte und eine gute fand — *το παν Αυτος*.

Genug zum Vehiculo des mir Anvertrauten. Das übrige in Gottes Ohr und von dort in Ihr freundſchaftliches Herz!

An
Johann Georg Hamann.

Düſſeldorf den 30ten Dec. 1784.

Lieber edler Freund!

Ihr Herz- und Geiſtvolles Schreiben erhielt ich über Aachen am erſten Advent. Ich war ſeit vielen Tagen gedrückt, traurig, leidend. Das verſchwand mir in Ihren Armen, an Ihrem Buſen. Wie ſtark ich aber mich auch getrieben fühlte, Ihnen gleich zu antworten, ſo konnte ich doch nicht, wegen allerley Verhinderungen. Darüber kam am Sonnabend Ihr zweyter Brief vom erſten Chriſtmonat, der mich friſcher wieder aufregte und mir das Antworten noch dringender machte.

Es freut mich unausſprechlich, daß Ihnen mein Paket ſo willkommen geweſen, der Inhalt deſſelben Sie ſo ernſtlich beſchäftiget. Wie vielen Dank bin ich Claudius und Herdern für die Eingebung ſchuldig, dieſe vertrauliche Mittheilung an Sie zu wagen.

Sie urtheilen ganz recht, mein Freund, daß in Leſſings Eifer für die Fragmente auf dem Boden lag, was ſich in ſeinem Nathan unverholen genug ausſpricht, und von Ihnen Feindſchaft gegen das Chriſtenthum genannt wird. Eine ſolche Feindſchaft war allerdings in ihm, und die Rolle, die er ſpielte, keinesweges die eines chriſtlichen Philoſophen. Er wollte aber für letzteres auch nicht angeſehen ſeyn. Die Maske, die er brauchte, war durchſichtig genug, ſollte nicht ihn verbergen, ſondern nur wider äußerliche Verfolgungen beſchirmen. In ſeiner Hauptſchrift aus dieſer Zeit: *die Erziehung des Menſchengeſchlechts*, liegt ſein ganzes Syſtem jedem, der zu leſen und zu verſtehen weiß, klar vor Augen, und folgende Worte des Vorberichts: „Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln ſoll; als über eine derſelben entweder lächeln oder zürnen?“ laſſen über die Beſchaffenheit ſeines hiſtoriſchen Glaubens keinen Zweifel. Wollte man ihn des Gewandes wegen, das er hier und anderwärts ſeiner Lehre gibt, einen Heuchler nennen, ſo würde man einen Platon und Leibnitz, ſogar einen Sokrates eben ſo hart richten müſſen.

Wenn Leſſing in der Folge, vornehmlich in dem argen Streit mit dem Hamburger Oelgötzen, auch zu baaren Sophiſtereien ſeine Zuflucht nahm, ſo entſchuldigt ihn eben die Baarheit derſelben. Hinter dem weitläuftigen Gitter ſeines Helms war ſein Geſicht immer deutlich zu erkennen, und es verdroß ihn, wenn man bloß auf das Gitter ſah. Jeder Mißverſtand über ſeine wahre Meinung machte ihn zornig. Als ſeine Erziehung des Menſchengeſchlechts, nachdem ſie vollſtändig (im Jahre 1780) erſchienen war, von einigen für eine nicht unchriſtliche Schrift, beynah für eine Palinodie angeſehen wurde, ſtieg ſein Aerger über die Albernheit des Volks bis zum Ergrimmen. Mit ſeinen Sophismen gegen Götze zumal konnte er weder betrügen noch verführen, ſondern nur dem Manne angemeſſen begegnen wollen, der die Abſcheulichkeit begangen hatte, ihm mit dem Reichsfiscal zu drohen, und das nicht ſo ganz in die Luft. Es kam wirklich zu Verfügungen in und außer Braunſchweig, die Leſſingen tief in der Seele kränkten. Der Märtyrer dieſer Sache, ſein eigener Narr und der Spott ſeiner triumphirenden Widerſacher wollte er durchaus nicht werden, ſondern lieber, wenn es Noth thäte, aus der proteſtantiſchen Kirche in die römiſchkatholiſche flüchten. So zu fühlen lag tief in Leſſings Charakter. Dazu aber hatte nichts in der Welt, kein Drohen und kein Verheißen je ihn bringen können, daß er, um wirklich zu täuſchen, ſeine wahren Geſinnungen verborgen und andere vorgegeben hätte: mit einem Wort, zur Heucheley. Wie ihm Claudius im dritten Theil des omnia sua secum portans das Wort geredet hat, wiſſen Sie.

Daß Sie von meiner Briefſammlung Abſchrift genommen haben, iſt mir gar nicht zuwider, ſondern angenehm und erfreuend; nur bedauere ich, daß Sie dieſe Mühe größtentheils ſelbſt übernehmen mußten. Auch die Mittheilung durch Vorleſen erlaube ich Ihnen uneingeſchränkt mit dem freyeſten Muthe. Sie werden ſchon ſorgen, daß vor der Zeit nichts auskomme. — Aber was ich Sie nicht kräftig genug zu bitten weiß, mein lieber gütiger Hamann: erfüllen Sie ſo bald es ſeyn kann Ihr Verſprechen, mir über das Syſtem des Spinoza Ihre Herzensmeinung zu eröffnen.

Ich kann heute meinen Brief nicht vollenden, will aber das geſchriebene doch abgehen laſſen, und am nächſten Poſttage auf einem friſchen Blatte fortfahren.

An
Johann Georg Hamann.

Waels bey Aachen den 11ten Jan. 1785.

Mein Brief vom 31ten December iſt nun vermuthlich ſchon in Ihren Händen, und die Fortſetzung, die folgen ſollte mit der nächſten Poſt, noch nicht einmal geſchrieben. Ein Familiengeſchäft nöthigte mich plötzlich hierher zu reiſen. Unerachtet dieſer gültigen Entſchuldigung iſt es mir ſchwer auf dem Herzen liegen geblieben, daß ich nicht Wort hielt. Darum will ich es heute löſen ſo gut ich kann. Was ich Ihnen zu ſagen vorhatte, weiß ich genug; aber deſto weniger wie ich es kurz und doch verſtändlich zuſammen faſſen ſoll.

In Ihrem Golgatha hat vor andern eine Stelle mich getroffen, S. 63, wo Sie ſagen: „Bey dem unendlichen Mißverhältniſſe des Menſchen zu Gott . . . um es zu heben und aus dem Wege zu räumen . . . muß der Menſch entweder einer göttlichen Natur theilhaftig werden, oder auch die Gottheit Fleiſch und Blut an ſich nehmen.“

An dieſem Knoten mühet ſich alles theologiſche und philoſophiſche Dichten und Trachten auch meines

Geiſtes ſeit geraumer Zeit. — Verwandlung, oder wie man das Aehnliche nennen will, iſt alſo nöthig? auch nach Ihrer Ueberzeugung!

Johannes ſagt: wer den Sohn läugnet, hat auch den Vater nicht. Petrus bekannte ihn, und da er ihn bekannte, ſagt Chriſtus zu ihm: ſelig biſt du, Simon, Jena Sohn, denn das hat dir nicht Fleiſch und Blut geoffenbaret; ſondern mein Vater, der in den Himmeln iſt.

Zu Nicodemo ſagte Chriſtus: Wahrlich, wahrlich ich ſage dir: es ſey denn, daß jemannd von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht ſehen.

Thue, werde, ſey! heißt es überall in der Schrift. Und: der natürliche Menſch vernimmt nichts vom Geiſte Gottes, es iſt ihm eine Thorheit, und er kann es nicht verſtehen.

Muß alſo nicht im Menſchen eine urſprüngliche Kraft liegen, deren Richtung ihn fähig macht den Geiſt zu empfangen, von dem er nicht weiß, von wannen er kommt, noch wohin er fährt, der aber die Wahrheit ſelbſt iſt?

Wie denn widerlege ich mich ſelbſt, wenn ich ſage: Gibt es eine gewiſſe Gotteserkenntniß für den Menſchen, ſo muß in ſeiner Seele ein Vermögen liegen, ihn dahinauf zu organiſiren? — An dem unpaſſenden Ausdruck, organiſiren, werden Sie ſich nicht ſtoßen.

Ich kenne die Natur des Willens, einer ſich ſelbſt beſtimmenden und lenkenden ſchöpferiſchen Kraft, ihre innere Möglichkeit und deren Geſetze nicht, denn ich bin nicht durch mich ſelbſt. Aber ich fühle eine ſolche Kraft als das innerſte Leben meines Daſeyns; ahnde durch ſie meinen Urſprung, und lerne Gebrauch derſelben, was mir Fleiſch und Blut allein nicht offenbaren konnten. Auf dieſen Gebrauch finde ich alles bezogen in der Natur und in der Schrift; alle Verheißungen und Drohungen ſind an ihn — an die Reinigung und Verunreinigung des Herzens geknüpft — daneben lehren mich Erfahrung und Geſchichte, daß des Menſchen Thun viel weniger von ſeinem Denken, als ſein Denken von ſeinem Thun abhängt; daß ſeine Gedanken ſich nach ſeinen Handlungen richten, und ſie gewiſſermaßen nur abbilden; daß alſo der Weg zur wirklichen Erkenntniß ein geheimnißvoller Weg iſt — kein ſyllogiſtiſcher — kein mechaniſcher.

Von dieſer Erkenntniß glaube ich nicht, daß ſie um das Leben bringe, ſondern im Gegentheil, daß ſie das wahre Leben mit dem gewiſſen Geiſte erſt erzeuge. Die Vertilgung aller Erkenntniß würde zugleich die Vertilgung alles Lebens ſeyn. Am Seyn ohne Bewußtſeyn, ohne Perſönlichkeit, ohne eigentliches Bleiben, iſt mir nichts gelegen, und ich will, mit Kant, lieber die dürftigſte unter den naturis naturatis ſeyn, als eine Spinoziſtiſche natura naturans, die man, wenn man mit Worten ſpielen will, die vollkommenſte Liebe nennen mag, weil ſie alles nur im andern iſt. *ουδεν και παντα*!

Dieſes *ουδεν και παντα* iſt wohl nicht das Ihrige. Wenn es das Ihre wäre, ſo könnten ja auch Sie kein chriſtlich Vater unſer beten.

Niemand kann Grübeley mehr als ich verachten; aber davon unterſcheide ich die freye Anſtrengung des innerſten urſprünglichſten Sinnes. Daß dieſe Anſtrengung Genuß befördere, ſcheint mir außer Zweifel, und will man dieſes Grübeley nennen, ſo habe ich ſogar den Verdacht gegen Hamann, daß er ein gewaltiger Grübler dieſer Art ſey.

Ich bin nicht a priori, kann nichts rein a priori wiſſen, nichts rein a priori für mich ſicher ſtellen. So behaupte ich mit Ihnen und glaube in meinem erſten Briefe an Sie mich ſchon dahin geäußert zu haben, daß sensus das Principium alles Intellectus ſey. Aber meine ſo mannigfaltige Sinnlichkeit, der ich mich blindlings und aufs ungefähr weder überlaſſen darf, noch ſoll, noch kann, muß doch auf etwas gepfropft ſeyn, das *nicht ſchlechter*, und *etwas mehr als* ein bloßes mathematiſches Centrum iſt. Ich folge hier dem Platon im Philebus, und glaube an ein göttlich wahr- und weißagendes Weſen in mir, das ich meine Seele nenne, die beſſere, die unſterbliche. Sie verkündet und offenbaret das höchſte Weſenhafte und Wahre, (das *το ον*) und iſt deswegen angewieſen zu ſäen auf den Geiſt, in Hoffnung. — „Ohne Worte, (ſchrieben Sie mir vor einem Jahre,) keine Vernunft — keine Welt. Hier iſt die Quelle der Schöpfung und Regierung.“ Von ganzem Herzen ſpreche ich Ihnen dieſe Worte nach. Aber ich ſehne mich zu wiſſen, in wie weit wir bey dieſen Worten auch daſſelbe denken, ob unſere Ideen wirklich miteinander übereinſtimmen, oder wenigſtens miteinander ſich vertragen.

Druckfehler = Anzeige.

Seite 7 Z. 2 v. u. nach Lebensermattung ein Comma.
— 8 : 12 ſt. ſieht l. ſteht.
— 11 : 9 ſt. alle l volle
— 11 : 10 nach Gute ein Comma.
— 18 : 10 ſt. Menſchen l. Menſchen=
— 32 : 11 ſt. wovon l. von dem.
— 35 : 7 ſt. einen l. einem.
— — : 4 v. u. nach mag ein Comma.
— 44 : 8 v. u. ſt. zeigt l. geigt
— 52 : 5 v. u. ſt. da l. dann
— 69 : 3 nach gemäßlich kein Comma
— 72 : 1 v. u. ſt. im l. am.
— 73 : 12 ſt. zuſammenhängendes l. zuſammenhangendes.
— 76 : 8 v. u. l. Hochſcheiden
— 96 : 8 ſt. die l. der.
— 96 : 9 ſt. ſie l. er
— 126 : 1 v. u. ſt worin l. worein.
— 135 : 16 iſt am Anfang der Zeile das Anführungszeichen
wegzuſtreichen
— — : 18 eben ſo.
— 138 : 1 ſt gefaltenen l. gefalteten.
— 141 : 4 v. u. nach Willen ein Comma.
— 147 : 6 v. u. Von hier an iſt das Folgende bis S. 149,
als Beilage des Briefes, durch voranzuſetzende
Anführungszeichen zu unterſcheiden
— 151 : 8 ſt. litte lang l litt lange.
— 193 : 3 ſt. guten l. gute.
— 197 : 4 ſt. Einem l. Einen.
— 210 : 12 ſt. um l. und.
— 278 : 16 nach Liebe ein Comma.
— — : 2 v. u. hängen l. hangen.

Seite 311 ꝛ 16 ſt. die l. dem.
— — ꝛ 19 ſt. Critical l. Tritical.
— 316 ꝛ 18 ſt. Crit. l. Trit.
— 361 ꝛ 1 v. u. unzuſammenhängende l. unzuſammenhangende
— 365 ꝛ 6 v. u. iſt blos wegzuſtreichen
— 379 ꝛ 9 iſt nach Grübeln das Comma wegzuſtreichen
— 383 ꝛ 2 v. u. ſt. denn l. dem
— 387 ꝛ 6 v. u. l. Luftſchlöſſern
— 389 ꝛ 5 nach ſchämen ein Colon
— 399 ꝛ 2 ſt. hatte l. hätte
— 400 ꝛ 3 ſt. Waels l. Baels
— 402 ꝛ 11 vor Gebrauch iſt einzuſetzen im
— — ꝛ 16 nach geknüpft einen Punkt
— — ꝛ 17 ſt. daneben l. Daneben.

Ungleichheiten in der Rechtſchreibung, die hie und da durch Schuld des Abſchreibers vorkommen, werden der eigenen Verbeſſerung des Leſers überlaſſen.

Nachricht an den Buchbinder.

Die Inhaltsanzeige iſt unmittelbar hinter dem Haupt = Titel zu heften. Darauf folgt der beſondere Titel: Allwills Briefſammlung, mit dem Motto, dann Zueignung, Vorrede. Nachſchreiben und Einleitung in der Ordnung wie ſie in der Inhaltsanzeige angegeben ſind.

Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Zweyter Band.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher d. Jüng.
1815.

Ad Bibl. [illegible] Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt
des zweyten Bandes.

David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus. Ein Geſpräch.

Vorrede, zugleich Einleitung in des Verfaſſers ſämtliche philoſophiſche Schriften . . S. 3.
Das Geſpräch . . . . — 127.
Beylage. Ueber den transſcendentalen Idealismus . . . . — 289.
Ueber die Unzertrennlichkeit des Begriffes der Freyheit und Vorſehung von dem Begriffe der Vernunft . . . . — 311.
Etwas, das Leſſing geſagt hat. Ein Commentar zu den Reiſen der Päbſte — 325.
Anhang zu dem Etwas.
I. Gedanken Verſchiedener über eine merkwürdige Schrift : . . . . — 339.
II. Erinnerungen gegen die Gedanken Verſchiedener . . . . — 400.
Ueber das Buch: Des lettres de Cachet und eine Beurtheilung deſſelben — 411.

Einige Betrachtungen über den frommen Betrug und über eine Vernunft welche nicht die Vernunft iſt. An Joh. Georg Schloſſer . . . . . S. 455.
An Herrn Friedrich Nicolai in Berlin — 501.
An Herrn Laharpe, Mitglied der franzöſiſchen Akademie zu Paris . . — 513.

Der Leſer wird erſucht, von den unten angezeigten Druckfehlern, wenigſtens die mit einem N.B. bezeichneten, auf S. 13. 21. 28. 58. 60. 62. 73. 212. 402. 409. 414.

476. 480. vor dem Leſen zu verbeſſern, damit ihm der Sinn der Rede nicht entſtellt werde.

Druckfehler.

Seite.	Zeile	für	zu leſen.
13	3 v. o.	Haushälter	Haushalter
N.B. —	7 v. u.	Jahre	Jahrhundert
N.B. 21	5 v. u.	hinausdehnenden	hin ausdehnenden
N.B. 23	6 v. o.	ſtrebender	ſchwebender
N.B. 53	1 v. u.	Anm. 12.	Anm. 1.
N.B. 60	4 v. u.	aber	eben
N.B. 62	1 v. o.	ihn	ihm
N.B. 73	7 v. u.	hinausdehnenden	hin ausdehnenden
84	1 v. u.	werd	werde
123	2 v. u.	vieillerait	vieillirait
133	2 v. o.	Hünern	Hühnern
135	5 v. o.	das Comma nach Wiſſens auszuſtreichen.	
140	10 v. o.	dieſelbige	dieſelbigen
141	10 v. u.	ſige	ſitze
149	2 v. o.	Mann	Man
158	8 v. u.	sommething	something
160	5 v. u.	dergeſtellt	dergeſtalt
161	3 v. o.	Biljard	Billard
162	1 v. u.	beſondere	beſonderen
164	2 v. o.	das	daß
177	2 v. o.	das Comma nach Dinge auszuſtreichen.	
180	11 v. o.	Algeber	Algebra
186	3 v. o.	entgegen geſetzten	entgegengeſetzten
197	6 v. u.	imme	immer
202	3 v. o.	ſagt	ſagt ?
N.B. 212	3 v. o.	in	in ſich
217	12 v. o.	ſollen	ſollten ?
248	4 v. u.	vornemlich	vornehmlich
251	9 v. o.	Erſte	erſte
262	1 v. u.	ſt	iſt
263	1 v. o.	extenſiv	extenſiv
296	8 v. u.	anhangt	anhängt
309	1 v. u.	n	in
321	4 v. o.	bewunderen	bewundern
322	4 v. o.	Emfindungen	Empfindungen

Seite	Zeile	für	zu leſen.
322	13 v. o.	Vernunft	Vernunft
329	5 v. o.	ideoneis	idoneis
334	6 v. o.	das Comma nach Begreifen auszuſtreichen.	
344	7 v. u.	Begierden	Begierde
360	4 v. u.	sacilior	facilior
364	5 v. o.	Böſen:	Böſen,
366	2 v. o.	zn	zu
392	7 v. u.	probables	probable
395	3 v. u.	distinction	distinctions
N.B. 402	1 v. o.	Weltlichen	weltlichen
404	1 v. o.	einer	Einer
405	11 v. o.	nach glaubten ein Comma zu ſetzen.	
406	8 v. o.	daß	das
—	15 v. o.	Maſte	Maſt
407	13 v. o.	können;	können:
N.B. 409	1 v. u.	dahingehende	dahin gehende
N.B. 414	6 v. o.	der	den
418	1 v. o.	die	Die
—	7 v. o.	als dann	alsdann
430	18 v. o.	gäbe	gebe
431	5 v. o.	irgend wo	irgendwo
433	1 v. o.	Wind;	Wind;)
438	16 v. o.	nach geſetzt ein Comma zu ſetzen.	
446	20 v. o.	Methaphyſik	Metaphyſik
448	1 v. o.	nach es das Comma auszuſtreichen.	
451	3 v. u.	keineswegen	keineswegs
463	12 v. o.	mir auszuſtreichen.	
459	2 v. o.	derer	deren
462	13 v. o.	nach Luſt ein Comma zu ſetzen.	
467	2 v. u.	nemlich	nämlich
476	1 v. o.	ſtände	Stände
N.B. —	17 v. o.	leicht	nicht
N.B. 480	16 v. o.	Unſere Schuld iſt	Unſer Fehler iſt, dieſe, .

Andere Fehler der Interpunction, wie auch der Orthographie, z. B. müſſen ſt. müßen, accedieren ſt. accediren, deucht ſt. däucht, Grenze ſt. Gränze, hat man hier übergangen, da der aufmerkſame Leſer ſie leicht ſelbſt findet und verbeſſert.

David Hume
über den Glauben,
oder
Idealismus und Realismus.
Ein Geſpräch.

La nature confond les Pyrrhoniens et la raison confond les Dogmatistes. — Nous avons une impuissance à prouver, invincible à tout le Dogmatisme. Nous avons une idée de la vérité, invincible à tout le Pyrrhonisme.

Pascal.

Vorrede,

zugleich

Einleitung

in des Verfaſſers ſämmtliche philoſophiſche Schriften.

Εὖ δ' ἡ παροιμία δοκεῖ ἔχειν, τὸ, δὶς καὶ τρὶς τό γε καλῶς ἔχον ἐπαναπολεῖν τῷ λόγῳ δεῖν.

PLATO PHILEB.

Das folgende Geſpräch ſchließt ſich dem Werk über die Lehre des Spinoza an. Es erſchien im Frühjahre 1787, anderthalb Jahre nach der erſten Bekanntmachung der Briefe an Mendelsſohn, und zwey Jahre vor der mit anſehnlichen Zugaben vermehrten zweyten Ausgabe derſelben.

Die in dem Werke über die Lehre des Spinoza von dem Verfaſſer aufgeſtellte Behauptung: Alle menſchliche Erkenntniß gehe aus von Offenbarung und Glauben, hatte in der deutſchen philoſophiſchen Welt ein allgemeines Aergerniß erregt. Es ſollte durchaus nicht wahr ſeyn, daß es ein Wiſſen aus der erſten Hand gebe, welches alles Wiſſen aus der zweyten (die Wiſſenſchaft) erſt bedinge, ein Wiſſen ohne Beweiſe, welches dem Wiſſen aus Beweiſen nothwendig vorausgehe, es begründe, es fortwährend und durchaus beherrſche.

Um jene angefochtene Behauptung zu rechtfertigen, und die mir wegen derſelben gemachten Vorwürfe: daß ich ein Vernunftfeind ſey, ein Prediger des blinden Glaubens, ein Verächter der Wiſſenſchaft und zumahl der Philoſophie, ein Schwärmer, ein Papiſt — in ihrer ganzen Ungereimtheit und lügenhaften Blöße darzuſtellen, wurde das folgende Geſpräch geſchrieben.

Wie es zu der Zeit ſeiner Erſcheinung, wo der Verfaſſer zwiſchen dem noch vorherrſchenden Syſtem der Leibnitz-Wolfiſchen Schule (mit deren Anhängern er es vornehmlich zu thun hatte) und der mit Macht ſich erhebenden neuen Lehre Kants, mit ſeinen von beyden abweichenden Ueberzeugungen in der Mitte ſtand; wie damals dieſes Geſpräch in die Denkungsart der Zeitgenoſſen eingegriffen, und als eine in philoſophiſcher Abſicht nicht unbedeutende Erſcheinung ſich geltend gemacht hat; ſo mag es auch jetzt noch, nach Maaßgabe der Wahrheit die in ihm iſt und ſeiner geſchichtlichen Bedeutſamkeit, bey zwar veränderten, aber noch immer ähnlichen Verhältniſſen, ſich behaupten und fortwirken.

Wegen dieſer geſchichtlichen Bedeutſamkeit, der ich keinen Abbruch thun wollte, habe ich mir unterſagt, bey der gegenwärtigen neuen Herausgabe meiner Schrift, ſolche Verbeſſerungen mit ihr vorzunehmen, die ſie ihrer Zeit entrückt und als geſchichtliche Urkunde verfälſcht hätten. †)

Und warum auch ſollte ich verbergen wollen daß ich vor dreyßig Jahren irren konnte, wie ich gegenwärtig nicht mehr irre? Halte ich mich denn etwa von allem Irrthume nun befreyt, und glaube zu dieſer Stunde die Wahrheit ſo ergriffen zu haben, daß hinfort nichts mehr dazu noch davon zu thun ſeyn werde, weder durch mich ſelbſt noch durch Andere? Thoren mögen ſich rühmen vor der Menge, daß ſie reich ſeyen und ſatt und volles Genüge haben; ſie mögen dann auch überreden wollen und wirklich überreden die Einfältigen, daß ſie niemals in Wahrheit irrten, ſondern nur darum ſo vielfältig ſich ſelbſt zu widerſprechen ſchienen, weil es unmöglich iſt, daß der höhere Geiſt ſich dem geringeren auf einmal mittheile und ganz offenbare: wir rühmen uns lieber, daß wir unſere Entfernung von einer dem Geiſte genügenden Erkenntniß und Wiſſenſchaft des Wahren, durch unſer fortgeſetztes ernſtes Streben nach dem Gewinne dieſer Wiſſenſchaft, nur immer tiefer inne geworden ſind, zugleich aber und eben damit der Wirklichkeit des Wahren, und in ihm des an ſich Guten und Schönen, nur immer gewiſſer.

---

†) Einige hinzugekommene Anmerkungen unterſcheiden ſich von den älteren durch das Zeichen †).

Vielleicht aber hat die Schrift ſelbſt, unabhängig von dem, was ſie zu ihrer Zeit bedeutet und geleiſtet hat, in ihrer urſprünglichen Geſtalt einen fortdauernden Werth, der durch eingreifende Veränderungen, auch wenn ſie mir und manchem andern für Verbeſſerungen gälten, nur verringert werden könnte. Giebt es gleich für alle nur Einen Weg zur Philoſophie, den Weg der Selbſtverſtändigung, ſo iſt doch eben dieſer Eine Weg für jedes reichere und tiefere Gemüth ein anderer. Der Schriftſteller, der durch langes und tiefes Denken neue Anſichten gewonnen hat, iſt oft in den Augenblicken der erſten Fülle, die er ganz ungemeſſen und ungeſichtet giebt, am lehrreichſten für die ihm ähnlichen Geiſter. Er verſteht in der Regel ſich ſelbſt dann noch nicht ganz; aber eben darum können Andere deſto freyer von ihm nehmen, und ſogar vielleicht beſſer ſich nach ihm verſtändigen, als er ſpäter ſich aus ſich ſelbſt zu verſtändigen im Stande ſeyn wird.

Was der Verfaſſer an dem Geſpräch Idealismus und Realismus, als einer früheren Arbeit, gegenwärtig auszuſetzen findet, beſteht darinn, daß in demſelben zwiſchen Verſtand und Vernunft noch nicht mit der Schärfe und Beſtimmtheit unterſchieden wird, wie in den ſpäteren Schriften des Verfaſſers. So lange dies nicht geſchah, blieb er in dem Doppelſinne des Wortes Vernunft, den er, um zu ſeinem Ziele zu gelangen, nothwendig zuvörderſt wegräumen mußte, ſelbſt befangen, und konnte ſeiner Grundlehre von einer über das Vermögen demonſtrirender Wiſſenſchaft ſich erhebenden Kraft des Glaubens, keine recht philoſophiſche Haltung geben.

Es ſcheint auf den erſten Anblick, als könnte eine ſcharf beſtimmte Unterſcheidung zwiſchen Verſtand und Vernunft keine Schwierigkeit haben, da wir ſie ja beſtändig, ohne je dabey zu irren, machen, wenn wir zwiſchen Thier und Menſch im Allgemeinen unterſcheiden. Nie hat jemand von einer thieriſchen Vernunft geſprochen; einen blos thieriſchen Verſtand aber kennen und nennen wir Alle. Wir erkennen auch in dem blos thieriſchen Verſtande mancherley Stufen. Wie hoch ſtellen wir nicht den Hund, das Pferd, den Elephanten über den Stier oder die Sau? Näher der Vernunft bringt aber keine dieſer Stufen das Thier, ſondern alle, das vollkommnere wie das unvollkommenere, entbehren ſie in gleichem Maaße, das iſt, ſchlechthin und durchaus.

Warum aber kann es einen blos thieriſchen Verſtand geben, der ſogar zuweilen den menſchlichen Verſtand zu übertreffen ſcheint, und durchaus keine blos thieriſche Vernunft? Eine gründliche Erörterung dieſer Frage muß die Löſung des Räthſels mit ſich bringen.

Verstand – Vernunft –

Das Thier vernimmt nur Sinnliches; der mit Vernunft begabte Menſch auch Ueberſinnliches, und er nennt dasjenige, womit er das Ueberſinnliche vernimmt, ſeine *Vernunft*, wie er das, womit er ſieht, ſein *Auge* nennt. Das Organ der Vernehmung des Ueberſinnlichen fehlt dem Thiere, und wegen dieſes Mangels iſt der Begriff einer blos thieriſchen Vernunft ein unmöglicher Begriff. Der Menſch beſitzt dieſes Organ, und nur mit demſelben und durch daſſelbe allein iſt er ein vernünftiges Weſen. Wäre das, was wir Vernunft nennen, nur das Erzeugniß eines auf Sinneserfahrung allein ſich ſtützenden Reflexionsvermögens, ſo wäre alle Rede von überſinnlichen Dingen nur Geſchwätz; die Vernunft, als ſolche, wäre *grundlos*, ein dichtendes Gedicht. Iſt ſie aber wahrhaft offenbarend, ſo wird durch ſie ein über den thieriſchen erhabener, von Gott, Freyheit und Tugend, vom Wahren, Schönen und Guten *wiſſender*, ein *menſchlicher* Verſtand.

Ueber dem von der Vernunft erleuchteten Verſtande und Willen iſt *im Menſchen* nichts, auch nicht die Vernunft ſelbſt; denn das Bewußtſeyn der

Vernunft und ihrer Offenbarungen iſt nur in einem Verſtande möglich. Mit dieſem Bewußtſeyn wird die lebendige Seele zu einem vernünftigen, zu einem menſchlichen Weſen.

Gott ſchreiben wir ſo wenig Vernunft zu als wir ihm Sinnlichkeit zuſchreiben. Er, der Allgenugſame, bedärf keiner Organe. Ihm iſt eigenthümlich das vollkommen unabhängige Inſichſeyn und Vonſichwiſſen; der reine allerhöchſte Verſtand, der reine allmächtige Wille.

Dieſe Anſichten, die dem Verfaſſer erſt in der ſpäteren Zeit, unter den mancherley Kämpfen um dieſelben, vollkommen klar und zu beſtimmten Erkenntniſſen geworden ſind, waren ihm damals, da er das Geſpräch über Idealismus und Realismus herausgab, noch durch den Nebel herrſchender Vorſtellungen getrübt. Mit allen ihm gleichzeitigen Philoſophen nannte er Vernunft, was nicht die Vernunft iſt: das über der Sinnlichkeit ſchwebende bloße Vermögen der Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, welches unmittelbar aus ſich ſchlechterdings nichts offenbaren kann. Was aber die Vernunft wirklich und wahrhaft iſt: das Vermögen der Vorausſetzung des an ſich Wahren, Guten und Schönen, mit der vollen Zuverſicht zu der objectiven Gültigkeit dieſer Vorausſetzung, ſtellte er auf unter dem Namen Glaubenskraft, als ein Vermögen über der Vernunft; welches zu argen Mißverſtändniſſen Anlaß geben, und ihn ſelbſt in unüberwindliche Schwierigkeiten des Ausdrucks und der Darſtellung ſeiner wahren Meynung überhaupt verwickeln mußte.

Ungeachtet dieſes Gebrechens fand die damit behaftete Schrift Eingang; verſchiedene der beſſeren Köpfe überzeugten ſich durch eigenes weiteres Nachdenken, daß die neue Lehre, weit entfernt das Anſehn der Vernunft ſchmälern zu wollen, nur die Wiederherſtellung deſſelben in vollem Maaße zur Abſicht habe.

Es war nämlich ſeit Ariſtoteles ein zunehmendes Beſtreben in den philoſophiſchen Schulen entſtanden, die unmittelbare Erkenntniß überhaupt der mittelbaren, das urſprünglich alles begründende Wahrnehmungsvermögen dem durch Abſtraction bedingten Reflexionsvermögen, das Urbild dem Abbilde, das Weſen dem Worte, die Vernunft dem Verſtande unterzuordnen, ja in dieſem jene ganz untergehen und verſchwinden zu laſſen. Nichts ſollte fortan mehr für wahr gelten, als was ſich beweiſen, zweymal weiſen ließe: wechſelsweiſe in der Anſchauung und im Begriffe, in der Sache und in ihrem Bilde oder Worte; und in dieſem nur, dem Worte, ſollte wahrhaft die Sache liegen und wirklich zu erkennen ſeyn. Da ſich nun ein ſolches zweymal weiſen, mit Erhebung des letzten über das erſte, als dem Verſtande angemeſſen, der Vernunft aber nicht angemeſſen zeigte: ſo wurde dieſe für untüchtig erklärt, im Reiche der wahren Wiſſenſchaft den Zepter zu führen; man übergab ihn dem Verſtande, ließ aber dennoch, was höchſt merkwürdig iſt, der Vernunft den königlichen Titel und den Schmuck der Krone. Für die nicht einſtimmenden Real-rationaliſten, die Loyaliſten der ächten urſprünglichen Vernunft, wurde von den Anhängern der neuen Dynaſtie, den bloßen Nominal-rationaliſten, der Spottname Gefühls- oder Gemüths-philoſophen erſonnen. *)

---

*) Die Gelehrtengeſchichte iſt voll Troſt für diejenigen, welche dergleichen Unglimpf erfahren. Als Newton mit ſeiner Gravita-

So gieng ehmals die Macht der Merowingiſchen Könige allmählig in die Hände ihrer Erzhaushälter (majores domus) über. Auch dieſe herrſchten nicht unter dem eigenen, ſondern einem andern Namen ſo lange, bis ſie es durch fortgeſetztes Uebergreifen endlich dahin brachten, daß dem heiligen Vater die Gewiſſensfrage vorgelegt werden durfte: wem die Königswürde eigentlich gebühre; ob dem unfähigen Kronerben, oder dem fähigen wirklichen Reichsvorſteher? wo denn der Pabſt Zacharias für den letzten entſchied.

Zu einer ſolchen förmlichen und lauten Entſcheidung kam es zwar in Abſicht der Vernunft und

---

tionslehre ans Licht trat, erhob ſich wider ihn das allgemeine Geſchrey: er wolle die von Carteſius ſo glücklich aus der Wiſſenſchaft vertriebenen qualitates occultas wieder in die Wiſſenſchaft einführen, mithin aus einer eben ſehend gewordenen ſie wieder zu einer blinden machen. Erſt nach einem halben Jahre legte ſich das Geſchrey. —

Solche tiefe Wurzeln hatte in allen Gemüthern die Lehre des Mannes geſchlagen, dem nach vollendeter Zergliederung ſeines Bewuſtſeyns nichts als zuverläſſig vorhanden übrig geblieben war, als Ausdehnung und Denken, *ohne Subſtrat weder des einen noch des andern.*

des Verſtandes nicht; das *Wort* Vernunft wurde, als königlicher Name, aus der philoſophiſchen Sprache nicht verbannt; man behielt es bey, und ließ ihm ſogar äußerlich auch die Bedeutung eines *von dem Verſtande verſchiedenen und über ihn erhabenen Vermögens*; innerlich aber verſchwand dieſe Bedeutung, indem man den Gemüthern vorhielt: die Vernunft würde wider die Vernunft ſeyn, wenn ſie ſich ſelbſt ohne weiteres (man hieß es *blindlings*) vertrauen, ein Wiſſen ohne Beweiſe (ein *grundloſes*, ſagte man) ſich anmaaßen, und als unbedingte Autorität über den Verſtand erhaben ſeyn wollte.

Dieſes Irrſal hat, von ſeinem Beginn an mit Ariſtoteles, in den nachfolgenden philoſophiſchen Schulen ſehr verſchiedene Geſtalten angenommen, bis auf Kant, der den Proteus feſſelte, und ihn nöthigte in ſeiner wahren Geſtalt zu erſcheinen. *)

---

*) „Ariſtoteles trennte zuerſt vollſtändig die Formen der Reflexion vom übrigen *materiellen Erkennen* ab, und gab ſo das Reflexionsvermögen für ſich hin, um damit Verſuche zu machen. Sogleich fieng der Irrthum an ſich zu zeigen, welcher nur in der

Unbegreiflich iſt der Vorwurf, welcher dieſem großen Reformator ſeit kurzem wiederholt gemacht worden iſt: er habe, durch eine von ihm zuerſt verſuchte Er-

---

Deutlichkeit der Verſtandes-Erkenntniß das Geſetz der Wahrheit ſucht. Man iſt ſeitdem beſtändig mit mehr oder weniger Selbſtthätigkeit geſchäftig geweſen, mit dem Reflexionsvermögen allein Philoſophie zu machen. Die logiſche Form der Definitionen, Schlüſſe und Beweiſe, welche nur zur Wiederbeobachtung unſerer Erkenntniß dient, ſollte hinlangen, um durch ſie zur Philoſophie zu kommen; ein Verfahren, welches dem ganz gleich kommt, wenn jemand durch das Fernrohr zur Aſtronomie kommen wollte, ohne einen Himmel den er beobachtete. Nehmen wir nur einige bis vor kurzem als Schwärmer und Narren verrufene Philoſophen aus, ſo iſt es der allgemeine Fehler aller Philoſophen dieſer langen Periode, daß ſie mit Hülfe der bloßen logiſchen Form das Syſtem der Metaphyſik aus der Logik zu ſchaffen verſuchen, und ſomit iſt eigentlich die ganze Periode der Ariſtoteliſchen, Scholaſtiſchen und neueren Philoſophie bis auf Wolf nichts, als eine Vorbereitung des Wolfianismus als der vollendeten logiſchen Metaphyſik. Selbſt die berühmteſten neueren Namen, wie Leibnitz und Spinoza, ſtehen mit in dieſer Reihe. Wenn man nämlich bey ihnen nicht bey der Aufſtellung ihrer Dogmen ſtehen bleibt, ſondern in ihren Schriften ſelbſt ihre Verfahrungsart beobachtet, ſo finden wir überall dieſelbe Hoffnung auf den Erfolg bey ſtrenger Anwendung der logiſchen Methode, und regelmäßiger Ueberbauung der Lehrſätze mit Definitionen und Axiomen. Durch dieſe logiſche Methode, welche man zuletzt Anwendung der mathematiſchen Methode auf Philoſophie nannte, hoffte jedermann hier auszukommen.“ Fries neue Kritik der Vernunft, B. I. S. 201, 202.

hebung der Vernunft über den Verſtand, alles in der Philoſophie, das Unterſte zu Oberſt gekehrt und eine Babyloniſche Sprachverwirrung in derſelben verurſacht. Das gerade Gegentheil iſt der Wahrheit gemäß. Die Babyloniſche Sprachverwirrung beſtand vorher, und hatte zur Urſache, daß man dem Verſtande in Wahrheit die Sinnlichkeit allein zum Grunde legte, gemäß dem Ariſtoteliſchen Spruche: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu; dennoch aber eine Erkenntniß auch überſinnlicher Dinge erwerben zu können vorgab, blos durch fortgeſetztes Abſtrahiren und Reflectiren und das Unterſte zu Oberſt kehren. Das Vermögen, auf ſolche Weiſe ſinnliche Erkenntniſſe, ohne weiteres Zuthun, zu überſinnlichen zu ſteigern, nannte man Vernunft, und behauptete, es werde kraft dieſer Vernunft, mit ihr und durch ſie, das An-Sich-Wahre wirklich ergriffen, und eine zuverläſſige Wiſſenſchaft deſſelben zu Stande gebracht.

Kant erſchien, unterſuchte das Babyloniſche Gebäude, und that unwiderſprechlich dar, daß es mit ihm auf keine Weiſe zu einem Gipfel, der das Gewölk der Sinnlichkeit durchdringe und das den Erſcheinungen Jenſeitige berühre, kommen könne. Oder ohne

Gleichniß: er zeigte, „was man für Erkenntniſſe des „Ueberſinnlichen ausgebe, ſeyen nur durch Negationen „erzeugte Ideen, deren obiective Gültigkeit ewig unerweislich bleiben müſſe.“

Aber wie denn nun? — Mußte nicht, wenn nach Kants Erörterungen und Beweiſen eine wahrhafte und wirkliche Erkenntniß des den Erſcheinungen zum Grunde liegenden An- und In ſich Wahren durchaus nicht zu gewinnen war, ſeine Lehre, gleich der Ariſtoteliſchen, bey ſtrenger Folgerung, entweder in baaren Materialismus ausgehen, oder auch nicht einen Schatten von irgend einem Weſenhaften und Wahren für die Erkenntniß übrig laſſen?

Sie mußte allerdings, that nicht eine in der Philoſophie bis dahin unbekannte Macht ſich hervor, um es zu verhindern. Der transſcendentale Idealismus erſchien, und vermittelte alles. Die im Verſtande theoretiſch untergegangene Vernunft konnte nun, jenſeit des Verſtandes, praktiſch wieder ſich erheben, und einen alles Wiſſen überwiegenden Glauben an das, was über den Sinnen und dem Verſtande, ja über der Vernunft ſelbſt iſt, einſehen und gebieten.

Der Fehler des Kantiſchen Gegenmittels wider den ſeinen Erörterungen und Beweiſen nothwendig ſich anhängenden Materialismus iſt deſſen nur zu große Kräftigkeit. Es reiniget die Sinnlichkeit in ſolchem Maaße, daß ſie, nach dieſer Reinigung, die Eigenſchaft eines *Wahrnehmungsvermögens* ganz verliert. Wir erfahren, daß wir durch die Sinne überall nichts Wahres erfahren; folglich auch nicht durch den Verſtand, der ſich (*ſo will es die Lehre*) auf dieſe Sinnlichkeit *allein* beziehen ſoll, und ganz leer und ohne alles Geſchäft ſeyn würde, ohne den *durch ſie allein* ihm gelieferten Stoff. Demnach läſſet der transſcendentale Idealismus, oder Kantiſche Kriticismus, durch den die wahre Wiſſenſchaft erſt möglich werden ſollte, im Gegentheil die Wiſſenſchaft in der Wiſſenſchaft, den Verſtand im Verſtande, alle und jede Erkenntniß in einem allgemeinen *Ungrunde* ſich verlieren, aus welchem keine Errettung wäre, wenn nicht die blos ſcheintodte Vernunft jetzt aus ihrem künſtlichen Grabe, es mit Gewalt durchbrechend, eigenmächtig wieder hervordränge, ſich über die Welt und alles in ihr, glänzender als je zuvor, erhöbe, ausrufend mit ſiegender Stimme: Siehe, ich mache alles neu!

Das Geſpräch über Idealismus und Realismus, welches ein Jahr früher erſchien als Kants Kritik der praktiſchen Vernunft, ziehet nur den erſten, blos theoretiſchen Theil des Syſtems, in Betrachtung. Dieſem wirft es vor, daß er zum Nihilismus führe, und zwar mit einer ſolchen allzerſtörenden Kräftigkeit dahin führe, daß keine hintennach erſonnene Hülfe das ein für allemal Verlorne wiederbringen könne.

Daß jede Philoſophie, welche — dem Menſchen ein der ſinnlichen Anſchauung nicht bedürfendes höheres Wahrnehmungsvermögen abſprechend — allein durch fortgeſetztes Reflectiren über das ſinnlich Anſchaubare und die Geſetze der Einbildung deſſelben in den Verſtand, ſich von dem Sinnlichen zu dem Ueberſinnlichen, von dem Endlichen zu dem Unendlichen zu erheben unternimmt — daß eine jede ſolche Philoſophie, alſo auch namentlich die Philoſophie des unſterblichen Leibnitz, ſich nach Oben wie nach Unten zuletzt in ein klares und baares Nichts der Erkenntniß verlieren muß: dieſe Einſicht hatte in dem Verfaſſer des Geſprächs über Idealismus und Realismus noch nicht die Deutlichkeit und Vollendung erhalten, die ihm ſpäter, nachdem er ſie errungen, den Muth gab, ſeine ganze Philoſophie auf den aus einem wiſſenden Nichtwiſſen unmittelbar hervorgehenden, in Wahrheit mit ihm identiſchen feſten Glauben zu gründen, welcher ſo gewiß jedem Menſchen inwohnet, als ein jeder Menſch, kraft ſeiner Vernunft, ein an ſich Wahres, Gutes und Schönes, das kein bloßes Nicht-Nichts iſt, nothwendig vorausſetzt und mit dieſer Vorausſetzung, und durch ſie, erſt zum Menſchen wird.

Wenn Leibnitz zu dem bekannten, vorhin ſchon angeführten Ariſtoteliſchen Spruch: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, die Einſchränkung: nisi ipse intellectus, hinzufügt; ſo hilft ihm dieſes zwar glücklich genug über den gröberen Materialismus und bloßen Senſualismus hinweg; mit Nichten aber wirklich hinauf über die von ihm ſelbſt aufgelöſte und dem Nichts gleich gemachte Sinnenwelt, zu einem Ueberſinnlichen, wahrhaft Realen.

Was nützt aber eine Erhebung über das Nichtige bloß in das Leere, wo uns Dichtungen ſtatt der Erſcheinungen täuſchen? Eine ſolche iſt keine wahrhafte Erhebung, ſondern gleicht dem Fliegen im Traume, das nicht von der Stelle bringt. Kant zerſtörte dieſen Traum, und erhob durch dieſe That ſich über Leibnitz und alle ſeine andern Vorgänger von Ariſtoteles an. — Er zerſtörte den Traum, indem er (wir müſſen es der Wichtigkeit wegen hier noch einmal wiederholen) wider den falſchen, das Wachen für Träumen, und das Träumen für Wachen haltenden, wirklich alles auf den Kopf ſtellenden, bloßen Nominal-Rationalismus, auf das bündigſte bewies, daß ein nur Begriffe bildendes, nur über die Sinnenwelt und ſich ſelbſt reflectirendes Vermögen, der Verſtand, wenn er über das Gebiet der Sinnlichkeit hinaus greife, bloß ins Leere, nach ſeinem eigenen, ſich ins Unendliche nach allen Seiten hinausdehnenden — Schatten greifen könne. *)

Da nun aber, dieſes lehren, ſo viel heißt als behaupten: „Nicht nur alles Ueberſinnliche „ſey Erdichtung, und ſein Begriff an In-

---

*) S. Kr. d. r. Vnft. S. 790, 791. ferner S. 306, 309.

„*halt leer; ſondern eben deßwegen, zuletzt auch alles Sinnliche* *)“: ſo muß, folgerecht, dieſe den Menſchen von aller Erkenntniß des Wahren rein abſchneidende Behauptung, entweder als gültig angenommen, oder es muß erkannt werden wider ſie aus einem *höheren* Vermögen, welchem ſich das Wahre *in* und *über* den Erſcheinungen, auf eine den Sinnen und dem Verſtande unbegreifliche Weiſe, kund thut.

Auf ein ſolches höheres Vermögen ſtützt ſich denn die Kantiſche Philoſophie auch wirklich; und nicht nur, wie es ſcheinen möchte, bloß am Ende, um von ihm einen unentbehrlichen, mit Gewalt ſich einfügenden „*Schlußſtein des philoſophiſchen Gebäudes zu gewinnen, ohne welchen es in ſich zuſammenfallen und in einen von dem Baumeiſter ſelbſt geöffneten Abgrund des Skepticismus hinabſtürzen würde*“ **); ſondern auch am *Anfange*, wo jenes höhere Vermögen den Grund und Eckſtein des Gebäudes wirklich legt mit der abſoluten Vorausſetzung eines Dinges an ſich, welches ſich weder in den Erſcheinungen, noch durch ſie, dem Erkenntnißvermögen offenbart, ſondern allein mit ihnen, auf eine den Sinnen und dem Verſtande unbegreifliche, durchaus poſitive oder myſtiſche Weiſe.

---

*) S. Kr. d. pr. Vernunft, die Vorrede S. 4, 8, 9, und durchaus.

**) S. Kr. d. pr. Vnft. Vorrede S. 4. u. ff.

Auch wird ausdrücklich ſchon im erſten, dem bloß theoretiſchen Theile der Kantiſchen Vernunftkritik, einer „dem Menſchen inwohnenden Erkenntnißkraft „gedacht, die ein weit höheres Bedürfniß fühle, als „bloß Erſcheinungen nach ſynthetiſcher Einheit zu buch„ſtabiren, um ſie als Erfahrung leſen zu können; da„her denn die menſchliche Vernunft“ (welche dieſe Erkenntnißkraft iſt) „natürlicherweiſe ſich zu Erkennt„niſſen aufſchwinge, die viel weiter gehen, als daß ir„gend ein Gegenſtand, den Erfahrung geben kann, je„mals mit ihnen congruiren könne, die aber nichts „deſtoweniger ihre Realität haben, und „keineswegs bloße Hirngeſpinnſte ſind“ *).

So in Wahrheit! — Aber eben ſo in Wahrheit auch, daß die Kantiſche Lehre mit ſich ſelbſt über

---

*) S. Kr. d. r. Vnft. S. 370. ff.

dieſer Punkt im Widerſpruche iſt, da ſie eben ſo unläugbar implicite der Vernunft den Verſtand, als explicite dem Verſtande die Vernunft unterordnet, wodurch denn wirklich eine Verwirrung entſteht, die man nicht ganz unpaſſend eine Babyloniſche nennen kann *)

Wie es geſchehen konnte, daß der Tiefſeher Kant auf ſolche Weiſe fehlte, und mit ſich uneins wurde, ohne es je ſelbſt zu entdecken: dieſes iſt von mir in der Schrift, von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, auf eine den Ruhm dieſes wahrhaft großen Mannes gewiß nicht ſchmälernde Weiſe gezeigt worden. Auf jene Schrift ver-

---

*) Fries bemerkt hierüber in ſeiner neuen Kr. der Vernunft: „Es habe Kant eine unmittelbare, über allen Irrthum erhabene eigene Erkenntniß der Vernunft zwar überall vorausgeſetzt; ſie ſey ihm aber nie deutlich geworden. — Seine ſpeculative Vernunft ſey offenbar nichts als das bloße Schluß- oder Reflexions-Vermögen, welches, als bloßes Inſtrument der Wiederbeobachtung, natürlich für ſich allein nichts zur Erkenntniß geben könne. — Aber auch in der praktiſchen Vernunft ſehe Kant unmittelbar immer nur das, was dem Reflexions-Vermögen gehöre. Aus dieſem Grunde bleibe denn auch ſeine praktiſche Philoſophie und ihr Glaube etwas ſehr dunkles; man erfahre auf keine recht beſtimmte Weiſe, warum dieſe praktiſche Vernunft mehr als die ſpeculative vermöge“. (S. Neue Kr. d. Vnft. Th. I. 203—206, u. vorher S. 199 ff.)

weiſend, will ich hier über die mir eigenthümliche, mit Kant mich veruneinigende qualitative Unterſcheidung zwiſchen Vernunft und Verſtand, nur folgende Erinnerungen noch hinzufügen; nicht um Leſer, welche nicht verſtehen wollen, zum Verſtehen zu zwingen; ſondern um Andern, welche aufrichtig wünſchen nur recht und ganz zu verſtehen, und zugleich das Verlangen fühlen, über dieſen Gegenſtand insbeſondere auch mit ſich ſelbſt ins Reine zu kommen, die Mühe zu erleichtern.

Vollkommen richtig bemerkt Kant in der Einleitung zu der transſcendentalen Logik, „daß von den beyden Eigenſchaften unſeres Gemüths: Sinnlichkeit und Verſtand, keine der andern vorzuziehen ſey, weil Gedanken ohne Inhalt leer, Anſchauungen ohne Begriffe aber blind ſind; mithin die Vereinigung beyder Fähigkeiten nothwendig iſt, wenn menſchliche Erkenntniß werden ſoll.“ *)

Ich ſetze hinzu:

Wie der Verſtand nicht der Sinnlichkeit vorgezogen werden darf, und die Sinnlichkeit nicht dem Ver-

---

*) S. Kr. d. r. Vnft. S. 75, 76.

ſtande, ſo darf auch nicht die Vernunft vorgezogen werden dem Verſtande, noch der Verſtand der Vernunft.

Ohne Verſtand hätten wir nichts an unſeren Sinnen; es wäre keine ſie in ſich vereinigende Kraft, (auch dem niedrigſten Thiere zu ſeinem lebendigen Daſeyn unentbehrlich:) das ſinnliche Weſen ſelbſt wäre nicht.

Eben ſo hätten wir ohne Verſtand auch nichts an der Vernunft: das vernünftige Weſen ſelbſt wäre nicht.

Gleichwohl iſt der Menſch über das bloß thieriſche Weſen erhaben, **einzig und allein durch die Eigenſchaft der Vernunft.** Wenn wir wegſehen von dieſer, die Menſchengattung von der Thiergattung weſentlich unterſcheidenden, jener abſolut und ausſchließend zukommenden Eigenſchaft; ſo läßt ſich die oft wiederholte Behauptung vollkommen rechtfertigen: daß der Unterſchied zwiſchen einem Orangutang und einem Kalifornier oder Feuerländer viel geringer ſey, als der Unterſchied zwiſchen einem Kalifornier oder Feuerländer und einem Platon, Leibnitz, oder Newton.

Es tritt, was dieſe Behauptung in ſich faßt, noch deutlicher hervor, wenn man ſie auf folgende

Weiſe ſtellt: der Unterſchied des vollkommneren Thieres, des Elephanten z. B., oder des Bibers, von dem unvollkommneren, der Auſter oder dem Polypen, iſt, Stufe des Daſeyns gegen Stufe des Daſeyns gehalten, auffallend größer, als der zwiſchen den genannten uncultivirten Menſchen, und den genannten vollkommneren Thieren.

So verhält es ſich in Wahrheit, und der Menſch iſt wirklich nur der Stufe, nicht der Art und dem Weſen nach von dem Thiere unterſchieden, wenn er vor demſelben weiter nichts zum Voraus hat, als die überlegende Betrachtung; die überlegende Betrachtung nämlich nur eines und deſſelben mannigfaltigen Sinnenſtoffes, welcher auch dem vollkommneren Thiere durch ſeine Sinnenwerkzeuge zugeführt wird. Der Vorzug des menſchlichen Verſtandes vor dem thieriſchen iſt dann nur, wie der Vorzug eines mit einem Mikroſkop oder Teleſkop bewaffneten Auges, vor einem damit unbewaffneten. *)

---

*) „Alles, was das bewaffnete Auge durchs Teleſkop (etwa am Monde) oder durchs Mikroſkop (an Infuſionsthierchen) entdeckt, wird durch unſere bloßen Augen geſehen; denn dieſe optiſchen Mittel bringen ja nicht mehr Lichtſtrahlen und dadurch erzeugte Bilder ins

Nach meiner Ueberzeugung iſt demnach die Frage: Ob der Menſch von dem Thiere der Art nach, oder nur der Stufe nach, durch ein minder oder mehr derſelben Kräfte, unterſchieden ſey? einerley mit der Frage: Iſt die menſchliche Vernunft nur über den Sinnesanſchauungen ſtrebender, auf ſie allein in Wahrheit ſich beziehender Verſtand, oder ein höheres, dem Menſchen das an ſich Wahre, Gute und Schöne poſitiv offenbarendes, nicht ihm blos leere objectiv beziehungsloſe Bilder (Ideen) vorgaukelndes Vermögen?

Das Vorderſte: Daß der Menſch von dem Thiere, daß die Vernunft von dem Verſtande — nicht der Art ſondern nur der Stufe nach, nicht qualitativ ſondern blos quantitativ, unterſchieden ſey; iſt im Grunde die Meynung aller Nichtplatoniſchen Philoſophen geweſen, von Ariſtoteles an bis auf Kant, wie ſehr auch ihre Lehrgebäude übrigens von einander abweichen, ja wohl ſcheinbar bis auf den Grund einander entgegengeſetzt ſeyn mögen.

Auge, als auch ohne jene künſtliche Werkzeuge ſich auf der Netzhaut gemahlt haben würden, ſondern breiten ſie nur mehr aus, um uns ihrer bewußt zu werden." Kants Anthropologie S. 17.

Kant in dem merkwürdigen, höchſt beachtenswerthen letzten Hauptſtück ſeiner Kritik der reinen Vernunft, legt die Ariſtoteliſchen Rationaliſten und Senſualiſten gegen einander auf die Wage, und findet ſie beyde an Einſeitigkeit und Inconſequenz einander gleich. Ich ſtimme dem dort gefällten Urtheil vollkommen bey; gebe, mit Kant, dem baaren ungemiſchten Senſualismus des Epikur, als Syſtem, den Vorzug, nicht nur vor dem gemiſchten Senſualismus des Locke, ſondern auch vor dem verſtümmelten, und durch dieſe Verſtümmelung mit dem Spinozismus in eins zuſammenfallenden (S. Briefe über die Lehre des Spinoza Beil. VI.) Platonismus des Leibnitz. *).

Mich ſcheidet von der Kantiſchen Lehre das allein, was ſie auch von ſich ſelbſt ſcheidet und mit ſich uneins

---

*) Aber wie? — darum, weil ich alſo ſtimme, beyſtimme, bekenne und behaupte, ſoll mir (S. Tennemanns Grundriß der Geſch. der Philoſophie, Leipzig 1812) der Beiname eines Miſologen, der ärgſte der wider einen philoſophiſchen Forſcher erſonnen werden kann, mit Recht gebühren?

Mir ſoll dieſer Beiname gebühren, weil ich zu der ächten unentmannten Lehre des alten Platon mich bekenne: dem Platon ſelbſt aber denſelben Beinamen zu geben und damit die Beſchuldimacht, nämlich, daß ſie das Daſeyn zweyer ſpezifiſch von einander unterſchiedener Erkenntnißquellen im menſchlichen Gemüth zugleich vorausſetzt und beſtreitet, wie vorhin gezeigt worden iſt; jenes nämlich ſchweigend und ſich ſelbſt unbewußt; dieſes ausdrücklich, offenbar und durchaus.

---

gung, daß er dem Aberglauben und der Schwärmerey freyen Spielraum öffne, wider ihn auszuſprechen, ſcheut man ſich; obgleich man zugiebt, daß ſein Intellectualſyſtem nicht blos logiſch, ſondern myſtiſch (S. Kr. d. r. Vnft. S. 882) ſey!

Auch Kant ſoll nicht mit demſelben Beinamen belegt, und damit den Verächtern und Untertretern der Wiſſenſchaft beygezählt werden; obgleich Er zuerſt das Unvermögen der Wiſſenſchaft, aus dem Gebiet des Sinnlichen in das Gebiet des Ueberſinnlichen theoretiſch hinüberzuſchreiten, „und den eigentlichen Zweck, in „welchem alle Vernunftbemühungen ſich zuletzt „vereinigen müſſen, wirklich zu erreichen,“ vollſtändig dargethan hat.

„Ich mußte“ ſagt er, „um für den Glauben Platz zu bekommen, „erſt das Wiſſen aufgeben.“ — Dieſes geleiſtet, und „den Vorwitz „und die Vermeſſenheit einer ihre Grenze und wahre Beſtimmung „verkennenden Vernunft, die mit Einſicht und Wiſſen groß „thut, da, wo eigentlich Einſicht und Wiſſen aufhö„ren, ein für allemal niedergeſchlagen zu haben:“ darein ſetzt er ſein eigenthümliches Verdienſt, ſeine philoſophiſche Ehre, ſeinen ganzen Ruhm. — Ohne jene „Aufhebung des Wiſſens in Abſicht alles der Erſcheinungswelt Jenſeitigen,“ könnten wir, nach Kants ausdrücklicher Behauptung (S. Vorrede zu der Kr. d. r. Vernſt, vornehmlich Vorrede zu der Kr. d. prakt. Vernſt.) „Gott, Freyheit, und

Offenbar und ausdrücklich geht die Kantiſche Lehre von der Behauptung aus, und behält ſie bis ans Ende, ſie überall beſtätigend, bey: daß es außer der ſinnlichen Anſchauung (der empiriſchen und reinen) keine ändre Erkenntnißquelle gebe, aus welcher der Verſtand objectivgültige, ſeine Erkenntniß wahrhaft erweiternde Begriffe ſchöpfen könne.

Der Verſtand ſelbſt, obgleich ein zweyter Erkenntnißquell genannt, iſt in Wahrheit keiner, indem durch ihn Gegenſtände nicht gegeben ſondern nur gedacht werden. Denken heißt urtheilen. Ur-

---

„Unſterblichkeit auch nicht einmal annehmen (problematiſch gelten laſſen), wie dringend auch eine ſolche Annahme von der Vernunft zu ihrem nothwendigen praktiſchen Gebrauch gefodert werde. Die ſpeculative oder theoretiſche Vernunft behielte alsdenn den Primat; ihrer Vorausſetzung müßte die Vorausſetzung der praktiſchen weichen; Freyheit nämlich, als gar nicht denkbar, dem ſehr wohl denkbaren, ja als die Nothwendigkeit ſelbſt erſcheinenden Naturmechanismus. — Mit einem Worte, Gott, Freyheit und Unſterblichkeit müßten entſchieden und ohne allen Vorbehalt geläugnet werden.“

Ich frage, wenn Kant, weil er alſo lehrte, dennoch den bittern Vorwurf nicht verdienen ſoll: daß er „aller Speculation und Theorie aus Miſologie den Krieg geſchworen habe;“ — warum ſoll er mir denn gebühren, da ich von je her nur wider die Möglichkeit einer Metaphyſik aus bloßer Logik geſtritten, und nie eine Behauptung gewagt habe, die ich nicht philoſophiſch zu begründen mich auf das ernſtlichſte bemühet hätte?

theil aber ſetzt Begriff, Begriff Anſchauung zum voraus. Man kann nicht denken ohne zu wiſſen, daß etwas iſt außer dem Denken, dem das Denken gemäß ſeyn, das es *bewahrheiten* muß. Giebt es aprioriſche, die wirkliche Erfahrung ſelbſt bedingende Anſchauungen, ſo kann es auch aprioriſche, von der wirklichen Erfahrung unabhängige, d. h. ihr vorgreifende Begriffe und Urtheile geben. Ohne alles Gegebene aber, ſey es in der reinen oder der empiriſchen Anſchauung, kann der aus dem Grundvermögen des Gemüths, der Einbildungskraft, (nach Kant, ſ. Kr. d. r. Vnft. S. 677) entſpringende Verſtand ſich nicht entwickeln und zu einem wirklichen Daſeyn gelangen. Er iſt demnach durch die Sinnlichkeit *bedingt*, und bezieht mit ſeinem Denken ſich auf dieſelbe *durchaus nur als Mittel* (Kr. d. r. Vnft. S. 33.).

Es kann aber der Verſtand, aus Begriffen Begriffe *von Begriffen* erzeugend und ſo allmählig hinaufſteigend zu Ideen, leicht die Einbildung gewinnen, daß er, vermöge dieſer über den Sinnesanſchauungen ihm aufſteigenden *bloß logiſchen Phantasmen*, die Sinnenwelt und ſich ſelbſt wahrhaft zu überfliegen, und mit ſeinem Fluge eine von der Anſchauung unabhängige höhere Wiſſenſchaft, eine Wiſſenſchaft des Ueberſinnlichen zu erreichen, nicht nur das Vermögen, ſondern die entſchiedenſte Beſtimmung habe.

Dieſer Irrthum des Verſtandes, ſagt Kant, wird „durch eine Illuſion bewirkt, welche in der Beſchaf„fenheit des menſchlichen Erkenntnißvermögens derge„ſtalt nothwendig gegründet iſt, daß auch die ſchärfſte „Kritik ſie nicht vertilgen, ſondern nur verhindern kann, „daß ſie nicht betrüge.“ (Kr. d. r. Vnft. S. 670.)

Hierauf: auf die Enthüllung eines ſich ſelbſt betrügenden unächten, die Wiſſenſchaft verfälſchenden Rationalismus, iſt der ganze theoretiſche Theil der Kantiſchen Philoſophie gerichtet.

Von Grund aus jenen Selbſtbetrug enthüllen, war daſſelbe, als ihn von Grund aus und auf immer zerſtören.

So wurde für den ächten Rationalismus vorerſt „wenigſtens ein leerer Platz gewonnen.“ Dieſes iſt Kants wahrhaft große That, ſein unſterbliches Verdienſt.

Der geſunde Sinn unſeres Weiſen aber wehrte ihm ſich zu verhehlen, daß dieſer leere Platz ſich ſogleich in einen alle Erkenntniß des Wahren in ſich verſchlingenden Abgrund verwandeln müßte, wenn nicht — ein Gott ins Mittel träte, um es zu verhindern. *)

Hier begegnen ſich Kants Lehre und die meine, und es ſcheint als müßten ſie, da ſie von hier aus vorwärts ähnliche Reſultate gewinnen, auch rückwärts ſich zuſammenfinden und zu einer und derſelben Lehre vereinen können. Dieſes aber iſt unmöglich wegen der Unverſöhnlichkeit der erſten Vorausſetzungen, auf welche die eine und die andre ſich gründet: die meinige nämlich auf die Vorausſetzung, daß Wahrnehmung, im ſtrengſten Wortverſtande — ſey, und daß ihre Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit, obgleich ein unbegreifliches Wunder, dennoch ſchlechthin angenommen werden müſſe: die Kantiſche auf die gerade entgegengeſetzte, in den Schulen uralte Vorausſetzung, daß Wahrnehmung im eigentlichen Verſtande — nicht ſey; daß der Menſch durch ſeine Sinne nur Vorſtellungen erhalte, die ſich auf von dieſen Vorſtellungen unabhängig und an ſich vorhandene Gegenſtände wohl beziehen mögen, durchaus aber nichts von dem ent-

---

*) S. die vorhin ſchon wiederholt angeführten Vorreden zu d. Kr. d. r. u. d. pr. Vrnft.

halten, was den von den Vorſtellungen unabhängig vorhandenen Gegenſtänden ſelbſt zukommt; daß ſein Verſtand nur dieſe Vorſtellungen reflectire, ſo wie das, was Vernunft genannt werde, wieder nur den Verſtand; daß mithin das Ergreifen eines Ueberſinnlichen oder an und in ſich Wahren, ihm unmöglich ſey und ewig bleiben müſſe.

Unter der Vorausſetzung, daß ſich die Vorſtellungen der äußeren Sinne auf ein unabhängig von ihnen vorhandenes Etwas, Ding an ſich genannt, nicht nur beziehen mögen, ſondern unzweifelhaft beziehen, werden dieſe Vorſtellungen **Erſcheinungen** genannt, und alsdann aus dieſer Benennung, (einzig und allein aus ihr) die Nothwendigkeit der Vorausſetzung ſelbſt gefolgert, indem es ja offenbar ungereimt ſeyn würde von Erſcheinungen zu reden, ohne anzunehmen, daß etwas ſey, was da erſcheine (Kr. d. r. Vrſt. Vorr. S. XXVI, XXVII). Es ſoll aber nicht ungereimt ſeyn von Erſcheinungen zu reden und dabey doch zu behaupten, daß ſich in ihnen und durch ſie durchaus nichts von dem hinter ihnen verborgenen wirklich Wahren, und wahrhaft Wirklichen, dem Erkenntnißvermögen offenbare; nicht ungereimt, ſolchen nur ſich ſelbſt darſtellenden Vorſtellungen, dieſen durch- und durch-Geſpenſtern, den Namen Erſcheinungen beyzulegen, obgleich in ihnen ſich blos das eigene, nur ſolche leere Geſpenſter erzeugende, ſeltſam wunderliche Gemüth in der That darſtellt.

Und in Wahrheit kann nach Kant auch dieſes Gemüth nicht einmal ſich darſtellen, da wir unwiſſend bleiben, warum wir die reinen Grundgeſpenſter, Raum und Zeit, nothwendig in uns erſchaffen müſſen, und woher wir, um das, was wir Erkenntniſſe nennen, hervorzubringen, gerade an zwölf Stammbegriffe und beſtimmt an dieſe und keine andern gebunden ſind. (Kr. d. r. Vſt. S. 145, 146).

So führt der Weg der Kantiſchen Lehre nothwendig zu einem Syſtem abſoluter Subjectivität, gefällt aber eben deßwegen dem erklärenden Verſtande, den man den philoſophirenden nennt, und der zuletzt doch nicht erklärt, ſondern nur vertilgt; und hat wider ſich nur die von dieſem Wege abmahnende, nicht erklärende, ſondern poſitiv offenbarende, unbedingt entſcheidende Vernunft, oder den natürlichen Vernunftglauben. Der Weg der Jacobiſchen Lehre, indem er zu einem Syſtem abſoluter Objectivität eben ſo nothwendig führt, mißfällt dem an dem Begreiflichen allein ſich haltenden Verſtande, (er nennt ſich wohl auch die philoſophirende *Vernunft*), und hat *für* ſich nur die nicht erklärende, unmittelbar offenbarende Vernunft, oder den *natürlichen Vernunftglauben* *).

Widerſpräche die Kantiſche Lehre dem Naturglauben als durchaus täuſchend geradezu ins Angeſicht, ſo bliebe ſie, wenigſtens an dieſer Seite, von Widerſprüchen frey, und es wäre nicht wider ſie zu ſtreiten. Sie geht aber unwiderſprechlich von dem Naturglauben an eine unabhängig von unſeren Vorſtellungen vorhandene materielle Welt aus, und vertilgt ihn nur hintennach durch die Lehre von der abſoluten Idealität alles Räumlichen und Zeitlichen, dergeſtalt, daß man, wie ich früher mich ausgedrückt habe, ohne von dem Naturglauben als einer feſten und bleibenden Grundlage auszugehen, nicht in das Syſtem hinein, mit ihm aber darin nicht verharren und ſich niederlaſſen kann. Kant hatte ſogar ſpäterhin an dem Naturglauben nicht einmal genug: „Es ſey ein Scandal der Philoſophie „und allgemeinen Menſchenvernunft, ſagt er, das Da„ſeyn der Dinge außer uns, — von denen wir doch „den ganzen Stoff zu Erkenntniſſen ſelbſt für unſern „inneren Sinn (dem wir das Ich verdanken) her ha„ben — blos auf Glauben annehmen zu müſſen, und, „wenn es jemand einfiele es zu bezweifeln, ihm keinen „genugthuenden Beweis entgegenſtellen zu können *).“ Um dieſen Schaden der Philoſophie zu heilen, erfand er eine Demonſtration, welche, wunderbar genug! die früheren unvollſtändigen oder halben Idealismen des Carteſius, Malebranche und Berkeley, durch einen ganzen und vollſtändigen, den Kantiſchen Univerſal-Idealismus widerlegte. Es ſollte aber dieſer vollſtändige, die Geiſter- und Körperwelt in gleichem Maaße verflüchtigende Univerſal-Idealismus, ſchon

---

*) Entweder ſind alle Erkenntniſſe, letzten Ortes, objectiv, d. h. ſie ſind Vorſtellungen von etwas unabhängig von dem vorſtellenden Subject Vorhandenen, ſo daß ſie auch in dem göttlichen Verſtande anzutreffen ſeyn müſſen, nur nicht auf eine eingeſchränkte, endliche, ſondern auf eine alle Verhältniſſe zugleich umfaſſende, unendliche Weiſe; oder es giebt überall keine wahrhaft objectiven Erkenntniſſe — keine Welt, keinen Gott. S. Th. I. den 15ten Brief in Allwills Sammlung, wo vielleicht anſchaulicher und begreiflicher, als ſonſt irgendwo in meinen Schriften, hervortritt, was mir die abſolute Objectivität bedeute. Ich verweiſe beſonders auf S. 134, 135.

---

*) Kr. d. r. Vrnft., zweyte Auflage Vorr. S. XXXIX. Anmerkung.

ſeit den *Prolegomenen* durchaus nicht mehr *Idealismus* heißen, ſondern — Kritiſche Philoſophie *).

Allem Idealismus überhaupt liegt das Argument zum Grunde, daß die Materie unſerer Vorſtellungen nur *Empfindung*, eine Modification unſeres Selbſtes ſeyn könne, da es ja unmöglich ſey, daß außer uns für ſich beſtehende Gegenſtände durch Auge, Ohr und betaſtende Hand in die Seele, wie Geräthe in ein Zimmer, einziehen, oder daß ihre Eigenſchaften in unſer Vorſtellungsvermögen hinüber wandern ſollten. Wir werden alſo — *angenommen daß unſeren Vorſtellungen wirklich Gegenſtände außer der Vorſtellung correſpondiren* — von dieſen blos afficirt, ohne mit ſolchen Affectionen und durch ſie irgend eine Erkenntniß von dem zu erhalten, was die Gegenſtände an ſich ſelbſt ſeyn mögen.

Der Kantiſche Idealismus nimmt den Vorſtellungen correſpondirende Gegenſtände ſchlechthin an, und will deswegen — Nicht-Idealismus ſeyn; denn, ſagt er, der Idealismus beſteht in der Behauptung, daß es keine andere als denkende Weſen giebt, und daß die übrigen Dinge, die wir in der Anſchauung wahrzunehmen glauben, nur Vorſtellungen in den denkenden Weſen (Einbildungen) ſind, denen in der That kein außerhalb dieſen (den denkenden Weſen) befindlicher Gegenſtand correſpondirt *). Dergleichen, fährt er fort, wird keinesweges von mir (dem transſcendentalen Nicht-Idealismus) behauptet, ſondern das gerade entgegengeſetzte, nämlich, daß ohne Du das Ich unmöglich ſey **). — „Indem ich beweiſe, daß ſelbſt die

---

*) S. Prolegomena S. 71.

---

*) Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik S. 62. ff.

**) Dieſer einige Jahre früher von dem Verfaſſer der Briefe über die Lehre des Spinoza zuerſt deutlich ausgeſprochene, und für alle endliche Weſen gültige Satz: Ohne Du kein Ich, wurde in der zweyten Auflage der Kritik d. r. Vernunft in eine förmliche Widerlegung des Idealismus verwandelt. Später kehrte ihn der Tiefdenker Fichte zum Behuf ſeines über den Kantiſchen hinausſtrebenden Idealismus um, und bewies vollkommen gründlich wider jenen, daß es eben ſo unmöglich ſey, daß ein Eindruck eine Vorſtellung oder ſogenannte Erſcheinung werde, als daß die Vorſtellung oder Erſcheinung den Gegenſtand ſelbſt (das von der Vorſtellung nabhängige An- und in- ſich deſſelben) darſtelle. Nun mußte aber die Theorie in den Satz ausgehen: alles Du iſt Ich; oder, das abſolute Ich allein iſt. Dann folgte aber ganz am Ende wieder: alles was iſt, iſt Nichts. — Denn was wäre wohl eine abſolute Subjectivität, oder ein bloßes durch- und durch- Subjekt? — Dieß

„innere Erfahrung des Ich bin, nur unter Voraus„ſetzung äußerer Erfahrung möglich iſt, vergelte ich „dem Idealismus das Spiel, welches er treibt, umge„kehrt mit mehrerem Rechte". (Kr. d. r. Vnft. S 274. ff. ibid. S. 519.)

Wohl! Aber was iſt nun in der That gewonnen mit dieſer Umkehrung des Spiels, durch welche dem Carteſianiſchen Cogito ergo sum, nur ein gleich beſchaffenes Cogito ergo es, gegen über zu ſtehen kommt? Nichts in Wahrheit, als was vorhin ſchon angezeigt wurde und wir gern noch einmal hier wiederholen, nämlich: An die Stelle der bisherigen halben und darum inconſequenten Idealismen, ein vollſtändiger und darum durchaus conſequenter, beyde Welten umfaſſender — Univerſal-Idealismus.

Doch was vor allem hier befremden muß, iſt die Behauptung ſelbſt, daß es ein Scandal der Philoſophie und allgemeinen Menſchenvernunft ſeyn würde, wenn es keinen Beweis für das Daſeyn unſeren

---

entgieng dem ſcharfſinnigen Manne nicht. Er bewies daher in dem zweyten Theil ſeiner Philoſophie, dem praktiſchen, daß der theoretiſche, deſſen letztes Reſultat nämlich, nicht wahr ſeyn — dürfe. (Man ſehe hierüber vornehmlich Fichte's Beſtimmung des Menſchen.)

ſinnlichen Anſchauungen correſpondirender, außer dem Vorſtellungsvermögen und von ihm unabhängig vorhandener Gegenſtände geben ſollte; da es doch kein Scandal der Philoſophie und allgemeinen Menſchenvernunft iſt oder ſeyn ſoll — nach demſelben Kriticismus — daß wir uns unvermögend bekennen müſſen, die Realität der Gegenſtände der Vernunftbegriffe, oder die objective Gültigkeit der Ideen: Gottes Daſeyn, Freyheit, Subſtantialität und Unſterblichkeit des eigenen Geiſtes wiſſenſchaftlich wahr zu machen oder zu beweiſen. Alſo kein Scandal der Philoſophie und allgemeinen Menſchenvernunft Jenes offene Bekenntniß eines Unvermögens, von deſſen Erkenntniß die Ueberzeugung unabtrennlich iſt: Philoſophie, als eine über das Nichtige der Sinnenwelt wirklich und wahrhaft hinausführende Wiſſenſchaft, ſey unmöglich; alſo gerade diejenige Wiſſenſchaft, für welche, nach der eigenen mannigfaltig wiederholten Ausſage des Kriticismus, wenn ſie zu erobern wäre, alle andere Wiſſenſchaften freudig hingegeben werden müßten, indem ſie alle ja nur weiſſagen von dieſer, als die da kommen ſoll, „um uns die Grundlage zu unſeren größten Erwartungen und Ausſichten auf die letzten

„Zwecke, in welchen alle Vernunftbemü„hungen ſich endlich vereinigen müſſen, „zu verſchaffen“ (Kr. d. r. Vrnft. S. 491.); eine Wiſſenſchaft — um zuletzt in Einem alles zuſammen zu faſſen — welche nicht aufgegeben werden kann, ohne daß die Vernunft, als überwieſen, daß ſie nicht wahrhaft offenbarend, ſondern nur bethörend, ein der Wiſſenſchaft ewig bloß leere Gaukeleyen in den Weg ſtellendes, den Verſtand raſtlos äffendes und neckendes Vermögen ſey, mit aufgegeben werde.

Der Kriticismus begegnet dem Aergerniß und läſſet das Befremden nicht entſtehen, indem er den Mangel des Beweiſes für die objective Gültigkeit der Ideen, den der theoretiſche Theil des Syſtems in das helleſte Licht ſtellt, in dem praktiſchen erſetzt durch einen Glauben, der kein bloßer, ſondern ein Vernunftglaube iſt, und als ſolcher mit vollem Recht über alles Wiſſen des (nach dem Kriticismus) nur auf Sinneserfahrung ſich beziehenden Verſtandes ſich erhebt. Dieſe Erhebung aber mit vollem Rechte des Glaubens über das Wiſſen, und zwar über ein ihm geradezu widerſprechendes gewiſſes Wiſſen, würde unmöglich ſeyn, wenn nicht mittelſt des transſcendentalen Idealismus alles Wiſſen, als ein *wahres objectives Wiſſen*, im voraus ſchon wäre aufgehoben worden. Demnach iſt das wahre Verhalten der Sache dieſes: Der Kriticismus untergräbt zuerſt, der Wiſſenſchaft zu Liebe, theoretiſch die Metaphyſik; dann — weil nun alles einſinken will in den weit geöffneten bodenloſen Abgrund einer abſoluten Subjectivität — wieder, der Metaphyſik zu Liebe, praktiſch die Wiſſenſchaft.

Ihrem Geiſte nach aber iſt die Glaubenslehre, welche Kant an die Stelle der von ihm zerſtörten bisherigen Metaphyſiken treten läßt, eben ſo wahr als ſie erhaben iſt. Es ſind Triebe im Menſchen und es iſt in ihm ein Geſetz, welche unabläſſig ihm gebieten, *ſich mächtiger zu beweiſen als die ihn umgebende und ihn durchdringende Natur*. Es muß demnach ein Funken von Allmacht, als das Leben ſeines Lebens, in ihm glühen; oder Lüge iſt die Wurzel ſeines Weſens. Sich ſelbſt erkennend, müßte er im letzteren Falle, in ſich ſelbſt, verzweifelnd untergehen. Iſt aber Wahrheit in ihm, dann auch Freyheit, und es quillt ihm aus ſeinem *Wollen* das wahrhafteſte *Wiſſen*. Sein Gewiſſen offenbaret ihm, daß nicht eine, nach Geſetzen eiſerner Nothwendigkeit ewig nur ſich ſelbſt umwandelnde, Natur das Allmächtige ſey, ſondern daß über der Natur ſey ein Allmächtiger, deſſen Nachgebild der Menſch iſt.

Auf Gott ſchauend ſchaffet der Menſch in ſich ein reines Herz und einen gewiſſen Geiſt; außer ſich Gutes und Schönes: ſchaffende Freyheit iſt alſo kein erdichteter Begriff; ihr Begriff iſt der einer Vorſehungs- und Wunderkraft, wie der Menſch ſolche in ſeiner vernünftigen Perſönlichkeit durch ſich ſelbſt inne wird; wie ſolche überſchwänglich ſeyn muß in Gott, wenn die Natur von ihm, und nicht er von der Natur ausgegangen iſt; ein Nachtgebild der Phantaſie, das der Tag der Wiſſenſchaft zerſtreut.

Allmacht ohne Vorſehung iſt blindes Schickſal, und Freyheit und Vorſehung ſind von einander unzertrennlich; denn was wäre Freyheit ohne Wiſſen und Wollen, und was ein Wille, dem die That vorhergienge oder welcher nur die That begleitete?

Obgleich nun ein unüberwindliches Gefühl —

das Zeugniß der Wahrnehmung durch Vernunft — uns nöthigt, Freyheit und Vorſehung dem Menſchen beyzumeſſen, vermeiden wir dennoch ſchwer, ſie in der Reflexion ihm ſpäter wieder abzuſprechen, ja ſie überall zu läugnen. Beyde ſind nämlich dem Verſtande durchaus unbegreiflich, ſcheinen ſonach unmöglich. Begreiflich iſt nur ein Vorherſehen aus Erfahrung, nicht weſentlich verſchieden von einer auch bey Thieren anzutreffenden Erwartung ähnlicher Fälle, keine *Vorſehung im eigentlichen Verſtande*. Begreiflich iſt nur eine Freyheit, welche das Weltgeſetz der Cauſalverknüpfung *über* ſich hat, eine mechaniſch nachbildende, einem allgemeinen (*gleich viel ob dynamiſchen oder atomiſtiſchen*) Triebwerk folgende Thätigkeit, keine ſelbſt und mit *Abſicht* hervorbringende, *urſprünglich Werke und Thaten beginnende*, ſonach einzig des Namens würdige, Freyheit.

Die Annahme einer wirklichen und wahrhaften Vorſehung und Freyheit, nicht nur in dem höchſten ſondern in jedem vernünftigen Weſen, und die Behauptung, daß dieſe zwey Eigenſchaften ſich einander gegenſeitig vorausſetzen, iſt das, was meine Philoſophie von allen andern, ſeit Ariſtoteles bis auf dieſen Tag entſtandenen, Philoſophien unterſcheidet.

Was ich zur Rechtfertigung der philoſophiſchen Anerkennung des Wunders der Vorſehung und Freyheit in meinen verſchiedenen Schriften vorgetragen habe, iſt von keinem meiner anders geſinnten Zeitgenoſſen einer förmlichen Erörterung und Prüfung gewürdiget worden; denn alle urtheilten wohl in ihrem Herzen, die von mir bezeichnete Freyheit ſey nichts als das leidige Ungefähr; die abſolute Zufälligkeit: und wer freylich dieſes offenbare Unding zum Grunde der Philoſophie machte, würde nicht nur keine Aufmerkſamkeit verdienen, ſondern mit Recht verſpottet werden. Daß ihnen ſelbſt aber, den auf ſolche Weiſe Urtheilenden, nichts übrig bleibe zum Begründen als eine blinde Nothwendigkeit, das Unding eines unendlichen Naturmechanismus, wollten ſie nicht erkennen, wenigſtens nicht geſtehen.

So ſtand die Sache vor dreyßig Jahren; ſo ſteht ſie noch. Man will weder mit mir eine wunderkräftige Wirkſamkeit mit Vorſehung (was ich Freyheit nenne) als ein Oberſtes und Erſtes, als das abſolut beginnende, annehmen, noch mit Spinoza und anderen Philoſophen nach und vor ihm ſich zum Fatalismus ausdrücklich und durchaus folgerecht bekennen *). Jenes nicht, weil der auf den Grundſatz der Cauſalverknüpfung ſich durchaus ſtützende Verſtand in dem Entgegengeſetzten des Nothwendigen nur ein wüſtes Ungefähr erblicken kann; dieſes nicht, weil der Satz: „alles was geſchehe und gethan werde, geſchehe und werde gethan nach einer allgemeinen Nothwendigkeit der Natur“, das Gewiſſen und alle menſchlichen Gefühle wider ſich hat, indem mit ihm alle Zurechnung und Beymeſſung von Thaten und Werken, ſo wie die Perſönlichkeit ſelbſt, zu nichts werden. **)

---

*) Dem Spinoza, ſagt Aeneſidemus Schulze (Encyklopädie der philoſ. Wiſſenſchaften S. 62), muß man zum wenigſten nachrühmen, daß er ſich unumwunden über den Wahn, der Menſch ſey frey, und könne ſittlich gut und böſe handeln, desgleichen über die Abſicht erklärt habe, mit der *Ethik* eine durch ſein Syſtem nothwendig gemachte Verwandlung derſelben in eine *Phyſik* vorzunehmen. S. Epistolae ad B. d. S, et auctoris responsiones; ep. LXII. — Tractatus theoloico-politicus, cap. XVI.

**) „Wenn alles, was *wird*, vom Größten bis zum Kleinſten, und in der Geiſterwelt eben ſowohl als wie in der Körperwelt durch das Weſen des Abſoluten determinirt iſt; ſo ſind die Vorſtellungen von der *Freyheit* und *Spontaneität* unſeres Geiſtes, und von einem *Verdienſte* und einer *Schuld* in

Ich weiß, welche ſonderbare Hülfe in dieſer Noth man hie und da ergreift. Man läßt die Vernunft urſprünglich blind ſeyn, und nennt ſie in dieſem Zuſtande die abſolute; identificirt ſie dann mit der Nothwendigkeit, ſo daß dieſe nun als eine insgeheim vernünftige ſich darſtellt, und ſchafft ſo flugs das anſtößige blinde Schickſal, die vernunftloſe Nothwendigkeit aus dem Wege.

„Sind,“ ſpricht man, „wie jeder eingeſteht und alle Sprachen bezeugen, die Begriffe des Vernünftigen und Nothwendigen gleichbedeutende Begriffe, iſt jenes nur die Abſpiegelung, die in der Reflexion hervorgehende Vorſtellung von dieſem: ſo können die Begriffe des Nothwendigen und Freyen unmöglich entgegengeſetzte, ſich wechſelſeitig aufhebende Begriffe ſeyn. Offenbar fallen dann die Begriffe des Freyen, des Vernunftgemäßen und des Nothwendigen in dem einen Begriffe des Unbedingten oder der ewigen Weſenheit der

---

Anſehung ſeines Handelns, eine Lüge, womit wir uns ſelbſt hintergehen, und ſo iſt das Thun und Laſſen jedes menſchlichen Ungeheuers göttlich, woran nur Unvernunft oder Kurzſichtigkeit etwas tadelnswürdiges finden kann. (Encyklopädie d. philoſ. Wiſſenſchaften v. Gottl. Ernſt Schulze, S. 61, 62.)

Dinge und der ewigen Urkraft in dieſer Weſenheit zuſammen; das Freye ſchwebt dann nicht mehr, wie ſo viele kindiſch geträumt haben, und wohl hie und da noch träumen, als Schöpfer über der Natur, ſondern es liegt als das allein wahre Seyn ihr nur zum Grunde.“

Ich will nicht fragen: wie aus dieſem Freyen, das, wie ſie ſagen, nicht als Schöpfer über der Natur ſchwebt, ſondern als das allein wahre, das unbedingte Seyn ihr nur zum Grunde liegt, und das mit der ewigen Weſenheit der Dinge und mit der ewigen Urkraft in dieſer Weſenheit Eines und Daſſelbe iſt, ſo wie auch Eines und Daſſelbe mit der Vernunft, aber nur der abſoluten, die wieder Eines und Daſſelbe iſt mit der Nothwendigkeit; beyde blind, aber dieſe jene leitend und ihr vorangehend unfehlbaren Trittes bey dem großen Werke der Entwickelung des Dinges aus dem Unding — ich will nicht fragen: wie aus dieſem Freyen irgend etwas denkbar hervorgehen oder ſich entwickeln möge, da ihm, dem unwandelbaren Ewigen, das Erzeugen eben ſo entſchieden widerſpricht, als das Erzeugtworden ſeyn? — ſondern bemerken will ich nur dies Eine: daß nach dieſer Lehre die Macht offenbar das urſprünglich Beginnende iſt; eine Macht, über welcher keine andere iſt, welcher alſo auch Erkenntniß, Weisheit und Güte, (ſelbſt angenommen daß ſie als *Keime* in ihrem Grunde, der *Allweſenheit*, verſchloſſen wären,) wenigſtens nicht *vorwalten* und ſie *leiten* können. Eine Macht aber, über welcher keine andere iſt, und der nicht Erkenntniß, Weisheit und Güte regierend vorwalten, iſt blindes Schickſal, und wird auf keine Weiſe dadurch, daß man ſie mit dem Wortſchalle einer *abſoluten Vernunft und Freyheit* zu- oder vorbenamt, zu einem wahrhaft vernünftigen, mit Freyheit waltenden Weſen; das heißt: *es wird dadurch nicht das Schickſal zu einem Gott.*

Was, im Gegenſatze mit dem Schickſale, den Gott zu einem *wahren* Gotte macht, heißet *Vorſehung*. Nur wo *ſie* iſt, da iſt Vernunft, und wo Vernunft iſt, da iſt auch *ſie*. Sie ſelbſt iſt der Geiſt, und nur dem, was des *Geiſtes* iſt, entſprechen die ſein Daſeyn verkündenden Gefühle der *Bewunderung*, der *Ehrfurcht*, der *Liebe*. Wohl können wir von einem Gegenſtande urtheilen, daß er ſchön ſey oder vollkommen, ohne vorher zu wiſſen wie er alſo wurde, ob mit oder ohne Vorſehung; aber die Macht, die ihn werden ließ, können wir nicht bewundern, wenn ſie gedankenlos, ohne Abſicht und Vorſatz, nach Geſetzen einer bloßen Naturnothwendigkeit ihn hervorbrachte. Selbſt die Herrlichkeit und Majeſtät des Himmels, die den noch kindlichen Menſchen anbetend auf die Knie wirft, überwältigt nicht mehr das Gemüth des Kenners der Mechanik, welche dieſe Körper bewegt, in ihren Bewegungen erhält, ja ſie ſelbſt auch bildete. Nicht vor dem Gegenſtande erſtaunt er mehr, iſt dieſer gleich unendlich, ſondern allein vor dem menſchlichen Verſtande, der in einem Copernicus, Gaſſendi, Kepler, Newton und Laplace, über den Gegenſtand ſich zu erheben, durch Wiſſenſchaft dem Wunder ein Ende zu machen, den Himmel ſeiner Götter zu berauben, das Weltall zu entzaubern vermochte. *)

---

*) „Newton gab den feſten durchaus verſtändlichen Grundgedanken, durch welchen die noch geheimnißvolle Lehre Keplers in eine durchaus klare Mechanik des Himmels verwandelt wurde, wie wir ſie jetzt in Laplaces unſterblichen Werken beſitzen, — wo wir nicht nur alle Begebenheiten für Vergangenheit und Zukunft aus Einem Grundgeſetz (dem Grundgeſetz der Gravitation) begreifen lernen,

Aber auch dieſe Bewunderung, die alleinige des menſchlichen Erkenntnißvermögens, würde verſchwinden, wenn es einem künftigen Hartley, Darwin, Condillac oder

---

ſondern ſelbſt mit vielem Vertrauen dem Lehrer in den Vermuthungen über die erſte Ausbildung des Planetenſyſtems folgen können.“

„Man erwiedert wohl hierauf: Ihr erklärt alles aus eurer allmächtigen Gravitation, aber welches Urſprungs iſt denn dieſe? Darauf antworte ich: Das eben wiſſen wir ſehr wohl! Sie iſt des uralten blinden Schickſals Erbtochter: Größe, Zahl und Maaß ſind ihre Diener, ihr Erbtheil aber iſt eine Welt ohne Gott, die keines Gottes bedarf.“

„Wenn der große Sternkundige Lalande die Gottheit läugnete, in den Himmeln keinen Gott, in den Bewegungen der Geſtirne keinen Finger Gottes finden konnte, ſo müſſen wir dem Gedankengange ſeines Verſtandes Recht geben. Jene hohe Ordnung und Zweckmäßigkeit iſt ja eben nur das Erzeugniß eines ſtrengen Mechanismus nothwendiger Naturgeſetze, dort oben iſt ein geiſtlos blindes Schickſal der unumſchränkte Gebieter ſeiner Welt.“

„Ich aber berufe mich auf die Wahrheit des Spruches beym Johannes: nur im Geiſt ſollen wir die Gottheit verehren. Nur in dem, was unſere Wiſſenſchaft dem Geiſte iſt, können wir ihre Würde finden. Es kann nur der die Ordnung der Welt Zweckmäßigkeit nennen, der den Glauben an die Zwecke hinzubringt. Die wahre Deutung des Weltlaufes auf ſeine Zwecke liegt weit einfacher im Gefühl des Menſchen. — Unter Maaß und Zahl birgt ſich der unendliche Geiſt nicht! das Spiel mit Zahlen iſt ein leichtes Spiel — ſeine Freude nur Freude des gefangenen Geiſtes am Klirren ſeiner Ketten.“

S. Populäre Vorleſungen über die Sternkunde von J. F. Fries. S. 225, 227, 15, 16.

Bonnet wirklich gelänge, uns eine Mechanik des menſchlichen Geiſtes vor Augen zu legen, die eben ſo allumfaſſend, begreiflich, einleuchtend wäre, als die Newtoniſche des Himmels. Wir würden dann weder Kunſt noch hohe Wiſſenſchaft, noch irgend eine Tugend mehr wahrhaft und beſonnen ehren, ſie erhaben finden, mit Anbetung ſie betrachten können. *)

Aeſthetiſch zu rühren, und ſelbſt ein bis zum Entzücken gehendes Wohlgefallen im Gemüth zu erregen, würden zwar auch dann noch die Thaten und Werke der Heroen des menſchlichen Geſchlechts — das Leben eines Sokrates und Epaminondas, die Wiſſenſchaft eines Platon und Leibnitz, die dichteriſchen und plaſtiſchen Darſtellungen eines Homer, Sophokles und Phidias — vermögen; eben ſo, wie auch den ausgelernteſten Schüler eines Newton oder Laplace der ſinnli-

---

*) Dr. Hartley looked forward to an aera, „when future generations shall put all kinds of evidences and inquiries into mathematical forms: reducing Aristotle's ten categories and bishop Wilkin's forty summa genera, to the head of quantity alone, so as to make mathematics and logic, natural history and civil history, natural philosophy and philosophy of all other kinds coincide omni ex parte." V. Account of the life and writings of Thomas Reid, by Dugald Stewart. Edinburgh, 1803, p. 126.

che Anblick des Sternhimmels noch zu rühren und ſein Gemüth erfreulich zu bewegen im Stande iſt; nur dürfte alsdann nach dem Grunde einer ſolchen Rührung nicht gefragt werden, denn die Beſinnung antwortete unfehlbar: du wirſt kindiſch nur bethört, behalte einmal, daß Bewunderung überall nur der Unwiſſenheit Tochter iſt.

Nicht eine, alle Wunder vertilgende, Wiſſenſchaft, ſondern ein neben der Wiſſenſchaft beſtehender, ihr unüberwindlicher Glaube an ein Weſen, welches nur Wunder thun kann, und auch den Menſchen wunderkräftig ſchuf; der Glaube an Gott, Freyheit, Tugend und Unſterblichkeit, iſt das Kleinod unſeres Geſchlechts; er iſt das unterſcheidende Merkmal der 1 Menſchheit; er iſt, dürfte man ſagen, die vernünftige Seele ſelbſt, und deßwegen nicht nur älter als alle von Menſchen erfundene Syſteme und gelehrte Künſte, ſondern auch, als eine Kraft unmittelbar aus Gott, über 2 ſie alle weſentlich erhaben. Glaube iſt die Abſchattung des göttlichen Wiſſens und Wollens in dem endlichen Geiſte des Menſchen. Könnten wir dieſen Glauben in ein Wiſſen verwandeln, ſo würde in Erfüllung gehen, was die Schlange im Paradieſe der lüſternen Eva verhieß: wir würden ſeyn wie Gott.

In dem Zuſtande eines noch unausgebildeten Verſtandes, worin oft ganze Völkerſchaften lange beharren, zeigen ſich Wiſſen und Glauben, die Zuverſicht zu dem was man ſiehet, und die noch feſtere und innigere zu dem, was man nicht ſiehet, dergeſtalt vermiſcht, daß ſich aus dieſem Zuſtande der Vermiſchung alle die befremdenden Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit: der rohe und verfeinerte Fetiſchismus, der Thier- und Geſtirndienſt, die unzähligen Gattungen der Idololatrie und des Aberglaubens, die Menge ungereimter und widerſprechender Syſteme — ſattſam erklären laſſen. Das vernunftloſe Thier, unfähig der Religion, iſt auch unfähig des Aberglaubens und des Götzendienſtes.

So wie ſich im menſchlichen Bewußtſeyn die Wahrnehmungen des Sinnlichen von den Vernehmungen des Ueberſinnlichen mit Klarheit zu unterſcheiden anfangen, ſo beginnt Philoſophie. Dunkel geſchieht dieſe Unterſcheidung auch ſchon im Kinde, das, noch in der Wiege, lallend Rede ſchon verſucht und, wie die Mütter ſprechen, mit den Engeln lächelt; aber

Jahrhunderte verfließen, ehe ein Anaxagoras erſcheint, welcher dem in ſeiner wiſſenſchaftlichen Entwickelung ſo lange der Natur allein zugewandt gebliebenen Verſtande den Weg einer höheren Entwickelung öffnet, den Weg der Erkenntniß eines über der Natur waltenden Geiſtes, einer ſchaffenden Intelligenz.

Die der Natur allein zugewandte Wiſſenſchaft vermag wohl aus blos eigenen Mitteln den Aberglauben, welcher Afterglaube iſt, allmählig zu vertilgen; ſie vermag aber nicht zu hindern, daß mit dem Aberglauben auch der ächte Glaube ſich verliere.*) Dennoch gehet dieſer nicht verloren, ſondern richtet neben der Wiſſenſchaft, und ihr im Angeſichte, ſich nur höher auf; es entſtehet eine über die Naturlehre ſich erhebende, den Naturbegriff durch den Freyheitsbegriff einſchränkende, eben damit aber den Verſtand wahrhaft erweiternde Lehre: Philoſophie in Platons Sinne.

---

*) „Die Fortſchritte in der Phyſik machen, damit dieſe nicht „übermüthig werde und die Vernunft durch den Verſtand „entthrone, die Metaphyſik nöthig. — Die Abſicht der Meta„phyſik aber iſt, dem Uebergange aus der Sinnenwelt zum Ue„berſinnlichen Sicherheit zu verſchaffen, — und ihre Endabſicht „die Beantwortung der Fragen: Mit welchen Eigenſchaften iſt das„jenige Weſen zu denken, worauf die Welt, als auf den höchſten „Grund davon, bezogen werden muß? und, von welcher Beſchaffen„heit iſt der Zuſammenhang, der zwiſchen jener und dieſem Statt findet?“. ſ. Encyklopädie d. phil. Wiſſenſchaften v. G. E. Schulze. S. 71, 47, 52.

Wie jedes andere Syſtem von Erkenntniſſen, ſo erhält auch die Philoſophie ihre Form allein von dem Verſtande, als dem Vermögen überhaupt der Begriffe. Ohne Begriffe iſt kein Wiederbewußtſeyn, kein Bewußtſeyn von Erkenntniſſen, folglich auch keine Unterſcheidung und Vergleichung, Trennung und Verknüpfung, kein Wägen, Erwägen und Würdigen derſelben, mit einem Wort keine wirkliche Beſitzergreifung von irgend einer Wahrheit möglich. Den Inhalt hingegen der Philoſophie, den ihr eigenthümlichen, giebt allein die Vernunft, „das „Vermögen nämlich einer von der Sinnlichkeit unab„hängigen, ihr unerreichbaren Erkenntniß.“*) Die Vernunft ſchafft keine Begriffe, erbaut keine Syſteme, urtheilet auch nicht, ſondern iſt, gleich den äuſſeren Sinnen, blos offenbarend, poſitiv verkündend.

---

*) Grundſätze der allg. Logik von Schulze §. 2. Anm. 1‡.

Dieß vor allem anderen iſt feſt zu halten: Wie es eine ſinnliche Anſchauung giebt, eine Anſchauung durch den Sinn, ſo giebt es auch eine rationale Anſchauung durch die Vernunft. Beyde ſtehen als eigentliche Erkenntnißquellen einander gegenüber, und es läßt ſich eben ſo wenig die letztere aus der erſteren, als die erſtere aus der letzteren ableiten. Eben ſo ſtehen beyde zu dem Verſtande, und in ſo fern auch zu der Demonſtration, in gleichem Verhältniß. Der ſinnlichen Anſchauung entgegen gilt keine Demonſtration, indem alles Demonſtriren nur ein Zurückführen des Begriffes auf die ihn bewährende (empiriſche oder reine) ſinnliche Anſchauung iſt: dieſe iſt in Beziehung auf Naturerkenntniß das Erſte und Letzte, das unbedingt Geltende, das Abſolute. Aus demſelben Grunde gilt auch keine Demonſtration wider die rationale oder Vernunftanſchauung, die uns der Natur jenſeitige Gegenſtände zu erkennen giebt, d. h. ihre Wirklichkeit und Wahrheit uns gewiß macht.

Wir müſſen den Ausdruck Vernunft-Anſchauung gebrauchen, weil die Sprache keinen andern beſitzt, um die Art und Weiſe anzudeuten, wie dem

Verſtande das den Sinnen Unerreichbare in überſchwänglichen *Gefühlen* allein, und doch als ein wahrhaft Objectives — das er keinesweges blos erdachte — zu erkennen gegeben wird.

Wenn jemand ſpricht, er wiſſe, ſo fragen wir mit Recht, woher er wiſſe? Unvermeidlich muß er dann am Ende auf eins von dieſen beyden ſich berufen: entweder auf Sinnes-*Empfindung*, oder auf Geiſtes-*Gefühl*. Von dem, was wir wiſſen aus Geiſtes-Gefühl, ſagen wir, daß wir es *glauben*. So reden wir Alle. An Tugend, mithin an Freyheit, mithin an Geiſt und Gott, kann nur *geglaubt* werden. Die Empfindung aber, die das Wiſſen in der ſinnlichen Anſchauung (genannt das *eigentliche* Wiſſen) begründet, iſt ſo wenig über dem Gefühle, welches das *Wiſſen im Glauben* begründet, als die Thiergattung über der Menſchengattung, die materielle Welt über der intellectuellen, die Natur über ihrem Urheber iſt.*)

---

*) „Es gehört aber kein gemeiner Verſtand dazu, einzuſehen,
„*wie* das Höhere im Menſchen, die Vernunft, der Sinnlichkeit
„entgegen ſteht, und wie das eigentliche *Denken* im Innerſten
„des Gemüths, nicht mit einer Verwandlung ſinnlicher Vorſtel-

Und ſo geſtehen wir denn ohne Scheu, daß unſere Philoſophie von dem Gefühle, dem *objectiven* nämlich und *reinen*, ausgeht; daß ſie ſeine Autorität für eine allerhöchſte erkennt, und ſich, als Lehre von dem Ueberſinnlichen, auf dieſe Autorität allein gründet.

Das Vermögen der Gefühle, behaupten wir, iſt im Menſchen das über alle andere erhabene Vermögen; dasjenige, welches allein ihn von dem Thiere ſpecifiſch unterſcheidet, ihn der Art, nicht blos der Stufe nach, d. i. *unvergleichbar* über daſſelbe erhebt; es iſt, behaupten wir, mit der Vernunft Eines und Daſſelbe; oder wie man auch mit Fug ſich ausdrücken könnte: Es gehet uns das, was wir Vernunft nennen und über den *bloßen*, der Natur allein zugewandten Verſtand erheben, aus dem Vermögen der Gefühle einzig und allein hervor. Wie die Sinne dem Verſtande in der Empfindung weiſen, ſo weiſet

---

„lungen in Begriffe, ſondern *mit einer Erhebung des Gemüths über die ſinnliche Vorſtellung*, und eben deswegen mit einem *Gefühle* anfängt, das ganz anderer Abkunft iſt, als alle ſinnliche Vorſtellungen. Das doppelſinnige Wort *Gefühl* iſt hier ein Nothbehelf in Ermanglung eines andern, das wir umſonſt in einer Sprache ſuchen, die nicht von Philoſophen erfunden wurde.“ (Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1809. St. 207.)

ihm die Vernunft im Gefühle. Die Vorſtellungen des im Gefühle allein Gewieſenen, nennen wir Ideen.

Verſtand, in einem gewiſſen Maaße, beſitzen auch die Thiere, und müſſen alle lebendige Weſen beſitzen, weil ſie ohne verknüpfendes Bewußtſeyn, welches die Wurzel des Verſtandes iſt, keine lebendige Individuen ſeyn können; des mit der Vernunft identiſchen Vermögens der Gefühle aber, des unkörperlichen Organs für die Wahrnehmungen des Ueberſinnlichen, entbehren ſie durchaus.

Wenn wir von einem Menſchen ſagen, er ſey ohne alles Gefühl; ſo ſetzen wir ihn damit nicht bloß dem Thiere gleich, ſondern ſtoßen ihn noch unter daſſelbe tief hinab, indem wir annehmen müſſen, er habe, da er, als Menſch, von Natur damit begabt geweſen, es nur freywillig von ſich thun können. Deswegen können wir Thiere, obgleich der Erkenntniß des Guten, des Wahren und Schönen durchaus unfähig, dennoch lieben, und mit ihnen wirklich in eine Art von freundſchaftlichem Verhältniß treten; den Menſchen aber, jener Erkenntniß nicht unfähig ſondern ihr widernatürlich nur entfremdet, betrachten wir, entweder als eine ekelhafte Mißgeburt, nur mit Grauen, oder als ein ſataniſches Weſen, nur mit Entſetzen und Abſcheu.

Alſo noch einmal: das Vermögen oder Unvermögen der Gefühle unterſcheidet zwiſchen Thier und Menſch. Wo Vernunft nicht iſt, da ſind auch keine objective, etwas außer ihnen ſelbſt dem Bewußtſeyn unmittelbar darſtellende Gefühle; wo ſolche Gefühle ſind, da iſt unfehlbar auch Vernunft; da offenbaren ſich und treten thätig hervor, Freyheit, Tugend, Gotteserkenntniß, Weisheit und Kunſt.

Es erheben und vereinigen ſich aber wider die Lehre von den Vernunftanſchauungen, oder den reinen Gefühlen und ihrer Objectivität, alle diejenigen, die ein für allemal nicht wiſſen wollen von einem gewiſſen Geiſte, der unmittelbar in alle Wahrheit leite, ſondern nur von einem gewiſſen Buchſtaben, ohne welchen der Geiſt überall nichts nütze ſey, und der, in ſeiner Vollkommenheit, den Geiſt ſogar entbehrlich mache, oder den eigentlichen allein gewiſſen Geiſt erſt erzeuge, und dann auch eingebe. Dieſen Buchſtaben nennen ſie die Wiſſenſchaft.

Was Ihr den gewiſſen Geiſt nennet, ſprechen zu uns dieſe Männer, iſt der ungewiſſe, ein Irrlicht, ein Verführer. Prüfet die Geiſter! das heißt, verſuchet ſie am Buchſtaben, ob ſie dieſen annehmen, vollkommen in ihn eingehen mögen; trauet keinem, der bey dieſer Probe zurückweicht und, anſtatt leibhaftig zu erſcheinen, ſich davon macht. Laſſet ihn fahren, ſaget ihm ab, und trachtet nur immer eifriger dem Weſen nach, das allein im Worte, dem Worte nach, das allein durch den Buchſtaben, von ihm und mit ihm iſt.

Nicht durchaus verwerflich iſt die Rede dieſer Männer, und wir müſſen billig das Wahre in ihr von dem Unwahren ſcheiden. „Ohne Wort keine „Vernunft — keine Welt.“ — Am Anfang war das Wort, verkündet eine heilige Stimme; doch nicht abbrechend mit dieſer Verkündung, ſondern alſo fortfahrend: Und das Wort war bey Gott, und Gott war das Wort. Darin nun irren die Männer, die eben wider uns geredet haben, daß ſie den Vater erzeugt werden laſſen von dem Sohne, das Wort von dem Buchſtaben, da es ja, meinen ſie, offenbar aus Buchſtaben nur zuſammengeſetzt, dieſe mithin vor ihm geweſen ſeyn müſſen. Das alſo erſchaffene Wort erzeuget ihnen dann erſt den Verſtand, dieſer hierauf, zuletzt und am Ende, die Vernunft. So kehret ſich alles um; es giebt keinen Geiſt mehr, der in ihm ſelbſt wäre, ſondern nur Seelen von Leibern oder lebendige körperliche Weſen, und wie der Leib, ſo nur jedesmal und überall die Seele.

Dieſes verkehrte Einbilden kann der Verſtand, wenn er mehr nicht iſt und ſeyn will als. ein Reflexionsvermögen ſinnlicher Anſchauungen, ein Vermögen des Abſonderns und Wiedervereinigens in Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen, geſtellt auf jenen einzigen Grund, nicht abwehren; denn die ihn ſelbſt erzeugende Reflexion iſt ihrem Weſen nach umkehrend. In der Reflexion oder dem Verſtande erſcheinen vor den einzelnen Weſen, als ſie erzeugend, die Arten, vor den Arten die Gattungen; in der Reflexion geht überhaupt alles Beſondere hervor aus dem Schooße eines ſchöpferiſchen Allgemeinen, ſo daß durchaus die Wirklichkeit, das Reale ſelbſt, nur als hinzu kommende Eigenſchaft dem Dinge folgt, ein Complementum possibilitatis, ein inhaltloſer Begriff, ein leeres Wort. Deßwegen hat der der Sinnenwelt allein zugekehrte Verſtand ſich ſelbſt als das Vermögen definirt, das Beſondere im Allgemeinen zu erkennen durch — Begriffe, und nimmt, dieſe Krone ſich aufſetzend, den Zunamen Vernunft an. Immer weitere Begriffe bildend gewinnt dieſe Vernunft zuletzt den unendlich weiten eines All = Einen, den Ungedanken eines durchaus unbeſtimmten, zugleich einfachen und zwiefachen — unendlichen Weſens: einerſeits nämlich einer durchaus unbeſtimmten unendlichen Materie, aus der ſich eine Unendlichkeit endlicher beſtimmter materieller Weſen, alle Körper mit ihren verſchiedenen Eigenſchaften phyſiſch entwickeln; und andrerſeits eines durchaus unbeſtimmten unendlichen, in ſeiner Unendlichkeit von ſich nicht wiſſenden Denkens, aus welchem die Seelen zu den Leibern hervorgehen, jede zu jedem nothwendig ſich geſellend. Nothwendig, weil die unendliche Materie und der unendliche Geiſt miteinander nur Ein und daſſelbe Weſen ausmachen. Jede aus dem Weſen aller Weſen — dieſes Syſtems (der abſoluten Identität des Seyns und Bewußtſeyns) entſprungene Seele, iſt und kann nur ſeyn, der unmittelbare Begriff oder das Leben eines Leibes, mit ihm entſtehend, ſich entwickelnd und vergehend — doch nicht alſo vergehend, daß nicht von ihnen auch geſagt werden könnte, ſie ſeyen beyde in gleichem Maaße und Verhältniß, obgleich ſterblich, doch unvergänglich; oder auch — obgleich vergänglich — doch unſterblich: denn in dem, die Identität des Seyns und des Nichtſeyns, der abſoluten Ruhe und der abſoluten Bewegung darſtellenden, All-Einen, iſt weder ein geſtern noch heute noch morgen, ſondern alles in ihm iſt gleich ewig, wie a parte ante, ſo a parte post.

Der Anfang dieſer Lehre der All-Einheit iſt, nach Platon, daß man, ausgehend von dem Sichtbaren und Taſtbaren, dem Körperlichen, dieſes zum Grunde legend als das allein wahrhaft Seyende, bey weiterem Forſchen auf die Entdeckung trifft: das vermittelſt der Sinne wahrnehmbare Körperliche ſey das Seyende nicht, ſondern alles ſey nur Bewegung, und anderes außerdem nichts. Dieß nun, läßt Platon den Sokrates im Theätetos ſagen, iſt gar keine ſchlechte Rede: „daß nämlich gar nichts (durch die äußeren Sinne wahrnehmbares) an und für ſich ein beſtimmtes iſt, und daß du keinem Dinge mit Recht auch nicht eine einzige Eigenſchaft beylegen kannſt; vielmehr wenn du etwas groß nennſt, wird es ſich doch auch klein zeigen, und wenn ſchwer, auch leicht, und ſo gleicher Weiſe in allem, daß eben nichts Eins iſt, noch ein Beſtimmtes, noch von einer gewiſſen Beſchaffenheit; ſondern immer nur wird es. Und hierüber ſind nach einander alle Weiſen, den Parmenides ausgenommen, Protagoras ſowohl als Herakleitos und Empedokles übereingekommen mit den Dichtern, welche die Anführer ſind von beyden Arten der Dichtkunſt, mit dem Epicharmus, dem der komiſchen, und mit dem der tragiſchen, Homeros, welcher, wenn er ſagt, „daß ich den Vater Okeanos ſchau und Thetis die Mutter,“*) andeuten will, daß alles entſprungen iſt aus dem Fluß und der Bewegung.“ **)

Es iſt aber, zeigt Platon oder der Platoniſche Sokrates hienächſt, mit dieſer Beſſerung jener rohen Lehre von dem Seyn, daß es nur dem Körperlichen eigne, am Ende nichts gebeſſert; denn ſo wie dort alles in das Körperliche, als das allein wahre Seyn, hinein gezogen wurde, ſo wird nun hier alles hineingezogen in ein bewegliches Werden, welches das Seyn überall ausſtößt, und nichts als eine Rede davon übrig läßt, aber eine trügliche und falſche, die in Wahrheit auch nicht einmal blos geredet werden kann. Denn es fließen dieſen Fließenden, wie alles Andre, auch die Worte, die Haupt- oder Nennworte nämlich, davon; ſie behalten nur Zeitworte, und verlieren von dieſen auch noch die gegenwärtige Zeit, die ihnen nie iſt, wie überhaupt kein Iſt oder Seyn. Wo aber überall nichts iſt noch wird, da iſt und wird auch keine Erkenntniß, und alle Lehre hat ein Ende.

---

*) Ilias XIV, 201.

**) Plato Theaetet. (opp. Bipont. T. II. p. 69. sequ.) und in Schleiermachers Ueberſetzung Th. 2. Bd. 1. S. 206. flgg.

Dieß erwägend, haben ſpätere Weiſe den homeriſchen und noch vorhomeriſchen Satz, den uralten, daß alles nur Bewegung ſey und anderes außer dem nichts, umgekehrt, nun die gerade entgegengeſetzte Behauptung aufſtellend: Bewegung ſey überall in Wahrheit nicht, ſondern es ſey in Wahrheit überall nur ein Unbewegliches, ein allein ſeyendes Eines. Wie alſo jene früheren Weiſen ein ewiges Werden annehmen ohne Seyn, ſo nehmen dieſe ſpäteren im Gegentheil an, ein ewiges Seyn ohne Werden; und wie dort die Rede ſich verlor und die Lehre in ſich ſelbſt verſtummen mußte aus Mangel an Nennwörtern, ſo verliert ſich hier wiederum die Rede aus Mangel an Zeitwörtern, von denen nur die gegenwärtige Zeit übrig bleibt, alſo in Wahrheit keine.

Hier tritt nun erſt die *eigentliche* All-Einheitslehre hervor und ſchlägt ſich hülfreich ins Mittel. Mit dem Werden ohne Seyn vermählt ſie das Seyn ohne Werden, und ſpricht: So iſt es gar! — Siehe, es gehet und ſtehet!

Daß dieſe All-Einheitslehre einem, der Sinnenwelt allein zugekehrten, ſich über dieſe nur in, aus ihr geſchöpften, Begriffen und Begriffen von Begriffen erhebenden, Verſtande für die allein wahre gelten müſſe, wird auch von Platon nicht geläugnet; ihre Unwahrheit, ſagt er, werde eingeſehen nur vermittelſt einer höheren Erkenntnißkraft, eines für das Anſchauen des Ueberſinnlichen allein geſchaffenen und demſelben unverrückt zugekehrten Auges. „Wie nun, ſpricht „er weiter, das leibliche Auge, wenn es nicht für ſich „beweglich wäre, ſich mit dem ganzen Körper aus

„der Finſterniß zu der Lichthelle umwenden müßte; „ſo muß auch jene Erkenntnißkraft mit der ganzen Seele ſo lange von den wandelbaren Dingen „abgewandt werden, bis ſie zu dem Selbſtändigen „und zu dem erhabenſten Lichte des Selbſtändigen, „von uns das Gute genannt, ſich mit der Anſchauung zu erheben vermag.“ *)

Nicht wird hiemit behauptet, daß in dem Wandelbaren gar nichts von dem Selbſtändigen zu erkennen ſey; ſondern nur, daß wir das Selbſtändige ſchon erkannt haben müſſen, um es im Wandelbaren wieder zu erkennen. Enthielte das Wandelbare nichts von dem Selbſtändigen, ſo könnte es auch nicht einmal als ein Wandelbares da ſeyn, könnte auf keine Art und Weiſe auch nur erſcheinen. Darum verwandelt ſich dem der Sinnenwelt allein zugekehrten, mit ſeinem Denken gerade zu fortſchreitenden Verſtande, dieſe Welt nothwendig zuletzt in ein Ein und Alles des Nichts. Nie wird aber jemand den All-Einheitslehrer zu dem Geſtändniß bringen, daß ihm dieß begegne, oder daß der Weg ſei-

---

*) Plat. Republ. VII. (opp. Bip. T. VII. p. 135.)

ner Wiſſenſchaft und ihr Ende ſey, die Verwandlung alles Weſens in lauter Wort. Wie er dieſem Geſtändniſſe entflieht, und es dem Philoſophen unmöglich macht ihn zu erhaſchen und zu feſſeln, findet ſich unübertrefflich dargeſtellt in Platons Sophiſtes. Ich habe früher ſchon auf dieſes Meiſterwerk des Göttlichen verwieſen, und verweiſe ernſtlicher hier von neuem auf daſſelbe. *)

Ich horche aber der Sokratiſchen Warnung: einzulenken, „damit nicht immer neu Zuſtrömendes die „erſte Rede ganz verſchütte.“

Wir ſind ausgegangen von der Frage: Iſt die menſchliche Vernunft nur über den Sinnesanſchauungen ſchwebender, auf ſie allein in Wahrheit ſich beziehender Verſtand; oder iſt ſie ein höheres, dem Menſchen ein an ſich Wahres, Gutes und Schönes wirklich offenbarendes, nicht ihm leere, objectiv beziehungsloſe Bilder blos vorgaukelndes Vermögen?

---

*) S. v. d. göttl. Dingen, die dritte Beylage.

Wir zeigten: das erſte werde angenommen in allen ſeit Platon, mit und nach Ariſtoteles, bis auf Kant entſtandenen Philoſophien, ſowohl in den ſogenannten rationaliſtiſchen des Leibnitz, Wolf und Sulzer, als in den ausdrücklich blos ſenſualiſtiſchen des Locke, Condillac und Bonnet.

Wir konnten uns bey dieſer Behauptung auf die von Kant dafür gegebenen Beweiſe berufen, welche unwiderſprechlich darthun, daß ein nur die Sinnenwelt und ſich ſelbſt, als Begriffe bildendes Vermögen, reflectirender Verſtand, wenn er über das Gebiet der Sinnlichkeit hinaus zu greifen verſucht, nur ins Leere, nach ſeinem eigenen, ſich ins Unendliche nach allen Seiten hinaus dehnenden Schatten, greifen kann.

Alſo — folgerten wir nun weiter — „iſt alles „Ueberſinnliche Erdichtung und ſein Begriff an Inhalt „leer“*), oder — es muß erkannt werden für die Wahrhaftigkeit des Ueberſinnlichen und deſſen Erkenntniß im Menſchen, aus einem höheren Vermögen, welchem ſich das Wahre in und über den Erſcheinungen auf eine den Sinnen und dem Verſtande unbegreifliche Weiſe kund thut.

---

*) Worte Kants, Kr. d. pr. Vnft, Vorrede.

Geſtützt auf dies Entweder — Oder, beſtanden wir auf der Annahme zweyer verſchiedener Wahrnehmungsvermögen im Menſchen; eines Wahrnehmungsvermögens durch ſichtbare und greifbare, mithin körperliche Wahrnehmungs-Werkzeuge; und eines anderen, durch ein unſichtbares, dem äußeren Sinne auf keine Weiſe ſich darſtellendes Organ, deſſen Daſeyn uns allein kund wird durch Gefühle. Dieſes Organ, ein geiſtiges Auge für geiſtige Gegenſtände, iſt von den Menſchen — im Grunde allgemein — Vernunft genannt worden; ſo daß ſie unter dem Worte Vernunft in Wahrheit nie etwas anderes verſtanden haben, als eben dieſes Organ. Nur einige unter ihnen, die ſich Philoſophen nannten, verſuchten dieſes Organs, des zweyten Seelenauges, zu entrathen, wähnend, es müſſe ſich mit nur Einem Auge das nur Eine Wahre ſchärſer und ſicherer ſehen laſſen, als mit zweyen. Sie ſtachen wirklich das eine, dem Ueberſinnlichen zugekehrte, Seelenauge ſich aus, und fanden, daß Ihnen nun in der That alles viel klarer und deutlicher da ſtehe als zuvor. Was man, ſagten ſie, für ein zweytes wirkliches Auge gehalten habe, ſey nur ein Scheinauge geweſen, in Wahrheit nur ein krankes Doppelſehen des allein wirklich ſehenden Auges. Man ſolle nur betrachten an ihnen, wie das Eine wahre Auge, nach der Operation, ſich ihnen mitten vor die Stirne gezogen habe, und wie von dem anderen, vorgeblich zweyten Auge, jetzt auch nicht eine Spur mehr zu entdecken ſey. Es fanden dieſe Polypheme Gehör, und bey nur allzu Vielen Glauben, die dann alle wollten von dem kranken Doppelſehen und dem falſchen Auge geheilt ſeyn. Nur Sokrates, und nach ihm ſein Schüler Platon, widerſtanden der einäugigen Weisheit; darthuend auf die mannigfaltigſte Weiſe: daß die menſchliche Seele, um zu der Erkenntniß des Einen Wahren zu gelangen, beyder ihr verliehenen Augen bedürfe, darum ſorgfältig ſie bewahren und immer ſie geöffnet halten müſſe; verſchlöſſe oder vertilgte ſie gar das nach dem Ueberſinnlichen gerichtete, ſo gewönne ſie mittels des anderen nur allerley grundloſe Wiſſenſchaft ohne Einſicht und letzten Zweck.*) Es ward aber die Rede des Göttlichen überwunden von der Rede der vielen Anderen: „weil es eben ſo unmöglich iſt, Seelen, die das allein dazu geeignete Organ nicht mitbringen, die Erkenntniß des Wahren einzuflößen, als einem Augenloſen, durch Vorhalten von Gläſern, das Geſicht.“ *)

---

*) S. das ganze ſechste Buch von Platons Republik.

Das heißt: Wen die reinen Gefühle des Schönen und Guten, der Bewunderung und Liebe, der Achtung und Ehrfurcht, nicht überzeugen, daß er in und mit dieſen Gefühlen ein von ihnen unabhängig vorhandenes wahrnehme, welches den äußern Sinnen und einem auf ihre Anſchauungen allein gerichteten Verſtande unerreichbar iſt: wider den iſt nicht zu ſtreiten.

Es iſt längſt dargethan worden, daß der Idealiſt, der untere und halbe nach Berkeleys Weiſe, der dem Naturgefühl zu trotz behauptet, er nehme eine wirklich außer ihm vorhandene materielle Welt nicht wahr, ſondern er habe nur Empfindungen; wie ſich denn dieſes klar beweiſen laſſe — nicht zu beſiegen iſt. Eben ſo iſt darzuthun, daß gleichfalls nicht zu beſiegen iſt, der obere und gan-

---

*) Plat. Rep. VII. Opp. Bip. T. VII. p. 55.

ze Idealiſt nach Hume's Weiſe, der dem Vernunftgefühl zu trotz die Wahrhaftigkeit der unmittelbar aus dieſem Gefühl hervorgehenden Ideen, an deren Spitze die unvertilgbaren und von einander unzertrennlichen Begriffe von Freyheit und Vorſehung ſtehen, läugnet.

Wie der Menſch, ſeinen tiefſten und innigſten Gefühlen zu trotz, Freyheit und Vorſehung zu läugnen, einerſeits mächtig verſucht und angetrieben, andererſeits aber eben ſo mächtig abgeſchreckt und verhindert werde, und nun wunderſame Künſte erfinde, um einen philoſophiſchen Ort des Ja und Nein zugleich in der Mitte zu gewinnen, iſt ſchon vorhin von uns gezeigt worden. Was aber dieſe Künſte ſo täuſchend mache, daß nicht nur Unerfahrne und Schüler, ſondern die Erfinder ſelbſt zuerſt dadurch hintergangen und verblendet werden, dieſes haben wir hier, als zur Vollendung unſerer Arbeit unentbehrlich, noch ins Licht zu ſtellen.

Zwey Blendwerke ſind es, wodurch der, Geſtalt und Namen vielfältig verändernde, in Wahrheit aber immer derſelbe — ein Walten der Freyheit über dem Walten der Nothwendigkeit, eine Allmacht über dem Schikſal, nicht zulaſſende — Senſualismus oder Materialismus, ſeine Einſeitigkeit und Schwäche zu decken geſucht hat, ſo daß es ſcheinen könnte, auch ihm ſey der Freyheitsbegriff und die Ueberzeugung vom Ueberſinnlichen nicht fremd.

Das erſte dieſer Blendwerke beruht darauf, daß man durch fortgeſetzte Abſtraktionen des Verſtandes den Begriff des Unbedingten zu gewinnen meynt.

In der Abſtraktion nämlich läßt man die beſonderen, ein Sinnenobject bedingenden, Verhältniſſe und Merkmale fallen; man hält bloß das Allgemeine feſt, welches dann im Vergleich mit dem Beſonderen unbeſchränkter erſcheint, nicht mehr an die einzelnen Bedingungen des Beſonderen gebunden iſt; und wähnt nun, durch eine Abſtraktion von allen Schranken müſſe ſich der Begriff des Unbedingten dem Verſtande ergeben.*) Dieſes Abſtraktum iſt aber in der That nicht der Freyheits-Begriff als der eigentliche Begriff des Unbedingten, ſondern nur die nichtige Vorſpiegelung eines Ganzen ohne allen Inhalt, und darum ohne alle Schranken; ein Begriff des vollkommen Unbeſtimmten, weil eben in der Abſtraktion von allen einzelnen Beſtimmungen weggeſehen wurde. Seinem Inhalte nach iſt dieſer höchſte Begriff, zu welchem der Verſtand durch Abſtraktion fortſchreiten kann, der Begriff der reinen Negation, des reinen Nichts.*) Betrachtet man ihn als den unbedingten Grund, aus welchem jegliches Bedingte hervorgeht, ſo iſt dieſer Grund eigentlich der abſolute Ungrund, ein vollkommen unbeſtimmtes Werden, aus welchem das Beſtimmt-Gewordene entſtanden ſeyn ſoll; ein All ohne irgend ein Merkmal, als Grund einer realen Welt mit unendlich mannigfaltigen beſtimmten Merkmalen.

---

*) S. Tradition, Myſticismus, und geſunde Logik, od. über die Geſchichte d. Phil. v. J. Fries. (Studien Band VI.)

Dieſer rein negative Begriff gewinnt dadurch keinen poſitiven Inhalt, daß ich damit den Begriff einer unendlichen Zeit und eines in ihr ſich enthüllenden unendlichen Naturmechanismus — nothwendige Cauſalitätsreihe — verknüpfe: denn es iſt hier gar kein Erſtes und kein Letztes, kein Was und kein Wozu; ja der Begriff des unendlichen Naturmechanismus ſelbſt muß dem Verſtande bey ſchärferem Nachdenken als unmöglich erſcheinen; nur ſtellt der Denker alsdann dieſer Unmöglichkeit im Begriffe das offenbare Daſeyn in der Sinnenwirklichkeit entgegen, den als Weltgeſetz unwiderſprechlich vorhandenen Cauſalnexus, obgleich es immer eben ungereimt bleibt, denſelben ohne Anfang und Ende anzunehmen, und von dem Satze auszugehen: Nichts iſt unbedingt — ausgenommen der Cauſalnexus ſelbſt, das bloße Werden aus dem Werden.

---

*) S. in Bouterweks neuem Muſeum der Phil. u. Lit. B. I. H. 1. die Abhandl: Was heißt Denken?

H. 2. die Abhandl. Ueber das Ideal-Object d. vnſt. Verl. — Vergl. von den göttlichen Dingen, die Beyl. A.

Wie kommt es nun, daß man ſich mit dieſem Blendwerke begnügt, und von einer Ungereimtheit wiſſenſchaftliche Begründung hofft? — Wir antworten: Der Freyheits-Begriff, als wahrer Begriff des Unbedingten, wurzelt unvertilgbar im menſchlichen Gemüthe, und nöthigt die menſchliche Seele nach einer über das Bedingte hinaus liegenden Erkenntniß des Unbedingten zu ſtreben. Ohne das Bewußtſeyn dieſes Begriffs würde niemand von den Schranken des Bedingten wiſſen, daß ſie *Schranken* ſind; *ohne das poſitive Vernunftgefühl eines Höheren als die Sinnenwelt wäre der Verſtand nie aus dem Kreiſe des Bedingten getreten*, und hätte auch nicht einmal den *negativen* Begriff des Unbedingten gewonnen. Nun iſt es allerdings widerſinnig, eine bloße Negation an die Spitze alles Philoſophirens zu ſtellen; aber das Gefühl der Vernunft überwältigt dieſe Widerſinnigkeit im Verſtande *), und weil die Abſtraktion zum Allgemeinſten, *Unbeſtimmteſten* fortgehen kann, hält man das *Abſolut-Unbeſtimmte* für das *Wahrhaft-Unbedingte*, für den Freyheits-Begriff ſelbſt, und ſucht — die wahre Quelle, nämlich die Vernunftwahrnehmung, verkennend, — ſeine Wurzel im Verſtande.

Das zweyte Blendwerk ſchließt ſich eng an dieſes erſte.

Die Sinnenwahrnehmung, auf welche der Verſtand im Senſualismus ausſchließend gerichtet iſt, kommt jenem falſchen Begriffe des Unbedingten zu

---

*) S. die ſchon angeführten zwey Abhandl. von Bouterweck.

Hülfe. Betrachten wir das wirkliche Entſtehen und Werden in der Natur, ſo ſcheint das Geſammte, von uns Weltall genannt, auf eine allmählige Entwickelung aus einem früheren Chaos, aus einem urſprünglich Wüſten und Leeren hinzuweiſen. Sehen wir doch noch immer dem vollkommneren Fertigen ein unvollkommenes Unfertiges, Ungeſtalt der Geſtalt, Unbeſonnenheit der Ueberlegung, wilde Begierde dem Geſetz, rohe Sittenloſigkeit der Sitte vorausgehen, und wie die Grundlage davon ausmachen. Jener Begriff des Chaos entſpricht dem durchaus Unbeſtimmten des Verſtandes; beyde ſchließen ſich an einander: der leere Verſtandesbegriff wird gleichſam ausgefüllt durch Materie, aber durch ein Unweſen nur von Materie, durch eine Materie ohne alle materielle Beſtimmung, welcher blos die Möglichkeit, aber nicht die Wirklichkeit beſtimmter ſinnlich wahrgenommener Beſchaffenheiten eigen ſeyn ſoll.

Im Grunde iſt dieſes Chaos wiederum nichts als eine reine Negation aller materiellen Eigenſchaften, und alſo ein Sinnen-Nichts, wie jene Negation aller den Begriffen zukommenden Merkmale ein Verſtandes-Nichts iſt. Weil aber das

Werden in der Sinnenanſchauung ein Nicht-Daſeyn vorausſetzt; aus einem baaren Nichts aber auch nichts werden könnte: ſo verhüllt ſich das Unzuläſſige dieſer Annahme einigermaßen dadurch, daß die Einbildungskraft jenes Nichtſeyn als ein unvollkommenes blos potentielles Daſeyn auffaßt, aus dem das Actu vollkommene Daſeyn ſucceſſiv entſteht. Begreiflich muß dann überall aus dem Schlechteren erſt das Beſſere, aus dem Geringeren erſt das Höhere hervorgehen. Auch dieſe Annahme iſt offenbar eben ſo ungereimt, wie das Hervorgehen des Seyns aus dem Nichtſeyn, ja ſie iſt mit ihr eine und dieſelbe; ſie erhält ihre Scheinwahrheit erſt durch eine neue Ungereimtheit.

Man ſetzt nämlich das abſolut Unvollkommene als das abſolut Vollkommene, weil das abſolut Unvollkommene das Eine iſt, aus dem Alles, aber unſelbſtändig und darum nur vergänglich, wird. Das Abſolut-Unvollkommene iſt demnach das allein Unvergängliche, das allein wahrhaft wirkliche ewige Weſen, natura naturans; nicht der, aber — das Gott.

Wie in dieſem Alleinweſen — welches Unweſen, aber ein ewig erzeugendes iſt — ſich reget aller Stoffe erſter allgemeiner Stoff, ein für ſich durchaus beſchaffenheitloſer, indifferenter; ſo reget ſich in ihm auch ein aller Geiſter erſter allgemeiner, ein durchaus gedankenloſer indifferenter Geiſt. Dieſer aller Geiſter Geiſt, iſt, obgleich bewußtlos, der vollkommenſte Geiſt, der Geiſt κατ᾽ ἐξοχήν, denn aus ihm entwickeln ſich, mittels des Organismus, alle Geiſter; ihre Möglichkeit iſt gegeben allein in ihm, aus dem ſie, mit und nach einander (wie aus dem allgemeinen Stoffe die Leiber und mit dieſen zugleich) insgeſammt entſtehen.

Nach einer neueren Entdeckung treibet dieſer aller Geiſter Geiſt, obgleich bewußtlos, rein für ſich auch Wiſſenſchaft und Kunſt; aber nur eine von ſich nicht wiſſende blos werkthätige, ſeiner Erhabenheit allein würdige — zwar nicht vor- aber dennoch für- ſehende — Wiſſenſchaft und Kunſt.

Möglich doch (ſo iſt ohnlängſt noch hinzu erfunden worden) — möglich doch, daß das Ur- und Allweſen aus einem blos materiellen auch noch zu einem formellen Geiſte, mit ſelbſtbewußtem Wiſſen und Wollen; zu einem Geiſte mit Verſtand werd

— in einer ſpäteren Schöpfungs-Woche. Dann erſt wird Gott wahrhaft geworden, das iſt vollkommen verwirklicht ſeyn, nun auch ein perſönliches Weſen, ſich ſelbſt habend und erkennend.

Möglich denn wohl auch — ſetzen wir hinzu — daß, was dieſe neueſten Erfinder oder Seher in eine ferne Zukunft ſetzen: die vollkommene Verwirklichung Gottes, ſein auch perſönliches Daſeyn und ſich ſelbſt Haben und Erkennen — möglich daß dieſes auch ſchon in der Vergangenheit einmal, ja auch mehrmals, da geweſen iſt, ſeit einer ewigen Zeit. Vielleicht (ſagen ſie ja ſelbſt) wirkte der anfängliche Grund der Natur, der Finſtere, lange allein, und verſuchte, mit den göttlichen in ihm enthaltenen Kräften, eine Schöpfung für ſich, die aber immer wieder zuletzt in das Chaos zurück ſank; — wohin auch wohl die vor der Schöpfung untergegangenen und nicht wiedergekommenen Reihen von Geſchlechtern deuten mögen; — bis das Wort der Liebe ergieng, und mit ihm die dauernde Schöpfung ihren Anfang nahm.

Sind alſo Fehl- und Mißgeburten muthmaßlich früher geweſen, ein mannigfaltiger Wechſel vor- und rückwärts: warum denn nicht auch mehrere reife und ganz geſunde Geburten?

Und zu allererſt: wo habt Ihr den Beweis und wie lautet er, daß Ihr jetzt nicht mehr in einer vergänglichen Schöpfung, in einer Schöpfung vor der Schöpfung, ſondern in einer nun wirklich begonnenen und dauernden lebet? Der mit den göttlichen in ihm enthaltenen Kräften Schöpfung auf Schöpfung vor der Schöpfung verſuchende Grund, mag auch wohl jetzt nur wieder in einem ſolchen neuen Verſuche begriffen ſeyn, und, wie mit dem in ihm noch halb-ſchlummernden Gotte, ſo auch mit Euch nur ſein Spiel und eiteln Mißbrauch treiben. So viel erkennet Ihr doch und ſaget es aus: Es liege und bewege ſich immer noch im Grunde der Schöpfung des Weltalls das Regelloſe, das Chaos, als könnte es einmal wieder durchbrechen. Wir fragen: warum ſollte es nicht wirklich einmal wieder durchbrechen?

Ihr antwortet: Es könne und werde nicht, weil nach der wirklich begonnenen Schöpfung das Chaos nur dieſer dauernden Schöpfung noch zur nothwendigen Baſis diene. Die Baſis der Realität an allen Dingen, verſichert Ihr, ſey das Regelloſe, ein Chaos, ſo daß die Welt in nichts aufgehen würde, wenn ſie dieſe Baſis verlöre, wenn Form und Ordnung dem Regelloſen ganz und rein ein Ende machten. — Sehr begreiflich alſo, ſetzet erinnernd Ihr hinzu, daß Form und Ordnung nicht das Urſprüngliche, daß das Vollkommene nicht gleich am Anfange ſeyn konnte; ſo wenig ein vollkommener, gleich ganz fertiger Gott, als eine vollkommene, gleich ganz fertige Welt.

Aber wie denn am Ende? Konnte das Vollkommene am Anfange nicht ſeyn; dann wahrlich und gewiß kann es auch nicht erſt am Ende werden!

Gleichwohl muß es, erwiedert Ihr: Auch die Schrift unterſcheidet Perioden der Offenbarung Gottes, und ſetzt als eine ferne Zukunft die Zeit, da Gott Alles in Allem, d. h. ganz verwirklicht ſeyn wird; — die Kriſis der Ausſtoßung des Böſen vom Guten wird dann vollbracht und eben damit die vollkommene Actualiſirung Gottes geſchehen ſeyn.

Alſo dann kein Werden mehr? Denn was ſollte jetzt noch werden! Folglich auch kein Leben mehr, da im Werden allein, wie Ihr ſagt, und nur mit ihm das Leben iſt, das ſich ſelbſt empfindliche, beſtehend und ſich ſelbſt erhaltend durchaus nur im Kampfe; weßwegen denn auch, wie Ihr ferner ſprecht, Gott ſich freywillig dem Leiden und Werden unterthan gemacht, einem Schickſale, das alles Leben haben muß, unterworfen hat, ſchon da er zuerſt, um perſönlich zu werden, die Licht- und die finſtere Welt ſchied.

Dieß alſo — fragen wir von neuem und weiter — dieß alles wird nach der Kriſis in jener fernen Zukunft nicht mehr ſo ſeyn? Was nöthig war, damit Gott ein perſönliches Weſen wurde, wird nicht mehr nöthig ſeyn, damit er es bleibe? Es wird nicht nöthig ſeyn, jetzt da er mit der Welt und ſich ſelbſt rein fertig und zu Ende iſt, daß er die Welt und ſich ſelbſt wieder von vorne anfange, wieder zurückkehre in den Ungrund und ſich dort noch einmal mit ſich ſelbſt entzweye, freywillig, obgleich bewußtlos, damit die Creatur möglich und er ſelbſt durch die Schöpfung perſönlich werde; mit einem Worte, daß er das ganze Evolutionsgeſchäft ſeiner ſelbſt durch die arge Welt von friſchem beginne und ausführe,

— wird es wirklich und in wahrem Ernſte nicht???

Auf dieſe Frage antworten ſie nur mit hartem Schelten: daß wir nicht zu faſſen vermöchten den Cirkel aus dem Alles wird, — und in dieſem Cirkel das durchgängige, allgemeine: **Weder-Noch**, das Grundgöttliche; darum auch nicht die Indifferenz am Anfange, die Identität am Ende, und den Kampf in der Mitte, und daß es überhaupt nicht der Mühe lohne, zu reden mit ſchaalen Theiſten, die von einem ganz fertigen Gott, von einem vollkommen wirklichen mit Verſtand und Willen **am Anfange**, träumen, der zugleich ein lebendiger und perſönlicher Gott ſeyn ſolle, was doch durchaus und überall unmöglich ſey; — obwohl doch vielleicht noch möglich — oder vielmehr gewiß — **am Ende**.

Darin haben dieſe Zürnenden nun wirklich Recht, daß wir weder den Cirkel aus dem alles wird begreifen, noch ihre Sprache verſtehen, die mit Recht eine Cirkel-Sprache genannt werden muß, indem in ihr jeder Satz und jedes Wort einmal das bedeutet, was ein ſolches Wort oder ein ſolcher

Satz dem gemeinen Verſtändniß gemäß ausſagt, und dann noch einmal, auch das gerade Gegentheil davon; ja, was das ſchlimmſte iſt für uns, auch beydes zugleich: in welchem letzten Falle dann das eigentliche **Weder-Noch** eintritt, der Schlüſſel, wie wir vermuthen, zugleich des Syſtems und ſeiner Kunſtſprache.

Daß vor allem ſey das **Weder-Noch**, und aus ihm unmittelbar hervorgegangen oder hervorgebrochen ſey, nicht nur die wirkliche Welt, ſondern auch der wirkliche obgleich gegenwärtig noch nicht vollkommen verwirklichte Gott, in den die Welt dereinſt aufgehen wird, das Reale in das Ideale, ja daß dieſes **Weder-Noch** Gott ſelbſt ſey, der ganze (wie er war vor der Schöpfung) noch nicht durch ſich ſelbſt in zwey gleich ewige Anfänge auseinander gegangene Gott, mithin der vollkommene Gott a parte ante: dieſes lehren ſie ausdrücklich. Es ſoll aber der a parte ante vollkommene, noch nicht in zwey gleich ewige Anfänge auseinander gegangene, mithin noch ganze Gott, der das A iſt, und mit ſeinem wahren Namen heißet der Ur- oder Ungrund, wohl unterſchieden werden von dem vollkommenen Gotte erſt a parte post, der das O iſt, und erſt ſeyn wird in einer fernen Zukunft, jetzt aber ſchon genannt wird der *Geiſt*, und angeſehen als ob er bereits vollkommen verwirklicht wäre, denn es iſt ſo gut als —.

In dem Cirkel nämlich, aus dem alles *wird*, wird in *Wahrheit* nichts; iſt in *Wahrheit* weder *Vor* noch *Nach*; kein in *Wahrheit* Vergangenes, kein in *Wahrheit* Zukünftiges; kein Erſtes und Letztes, ſo wenig dem *Weſen* nach als der *Zeit*. Es ſoll demnach uns nicht wundern, wenn die Cirkelredner ſagen: der *Geiſt* werde zuletzt ſich alles unterthan machen und dann ſeyn *über Allem*; und zugleich ſagen: auch dann noch werde ſeyn und bleiben *über dem Geiſte* der anfängliche Ungrund; nur werde er dann nicht mehr ſeyn die Indifferenz, die *Gleichgültigkeit*, ſondern — die Liebe, deren *Hauch* nur ſey der Geiſt. — Dafür zeuge denn auch, meynen ſie, die Schrift mit den Worten: es werde zuletzt der *Vater* alles unterthan machen dem *Sohne*; dann aber werde auch der Sohn ſelbſt unterthan ſeyn dem, der ihm alles unterthan gemacht habe, auf daß Gott ſey Alles in Allem.

Wer Augen hat zu leſen, der leſe das Unglaubliche da, wo es urkundlich zu leſen iſt, mit eigenen Augen ſelbſt; denn wie in der wunderbaren Cirkelrede das Für und Wider gegenſeitig ſich verſchlingen; wie die offenbarſten Widerſprüche ſich hier brüderlich umarmen und in ewiger Eintracht mit einander zu verharren ſchwören: dieſes läßt ſich nicht in einem kürzeren Vortrage wiedergeben.

Es paßt aber faſt wunderbar auf dieſe Cirkel-Redner, was uns Platon von einer Gattung Philoſophen, die er die zu Epheſos, auch, die Fließenden, nennt, hinterlaſſen hat. „Mit dieſen“ — läßt er den Theodoros zu Sokrates ſagen — „ſich „in ein ernſthaftes Geſpräch einzulaſſen, gehet nicht „beſſer an, als wollte man es mit ſolchen verſuchen, „die, von bösartigen Thieren zerſtochen, nicht einen „Augenblick ſtill ſtehen können; denn ordentlich, wie „es in ihren Schriften heißt, fließen ſie auch … „Wenn du einen etwas fragſt, ſo ziehen ſie wie aus „einem Köcher räthſelhafte kleine Sprüchlein hervor und ſchießen dieſe ab. Willſt „du dann darüber eine Erklärung, wie es gemeynt geweſen: ſo wirſt du von einem andern ähnlichen ge-

„troffen mit umgeändertem Namen. Zu Ende bringen wirſt du aber niemals etwas mit einem „von ihnen, noch auch ſie ſelbſt unter einander. *)“

Wir verlaſſen alſo dieſe Redner, und wenden uns wieder zu jenen, die zwar mit uns annehmen, das vollkommenſte Weſen ſey nothwendig am Anfange; zugleich aber wider uns behaupten, aus den vorhin ſchon angeführten Gründen: es ſey dieſes vollkommenſte Weſen nothwendig ein ſeiner ſelbſt nicht bewußtes, nicht mit Wiſſen und Willen nach vorgeſetzten Zwecken Handelndes, ſondern nach in ihm beſtehenden, durch ſeine Natur ihm vorgeſchriebenen Geſetzen, blos nothwendig wirkendes, durchaus unperſönliches Weſen.

---

*) Ed. Bipont. II. p. 129. In Schleiermachers Ueberſetz. Th. II. B. I. S. 20[illegible]. — Es folge hier auch noch die Antwort des Sokrates. — „Sokr. Vielleicht, Theodoros, haſt du die Männer nur geſehen, wann ſie Krieg führen, biſt aber nicht mit ihnen geweſen, wann ſie Frieden halten; denn dir ſind ſie eben nicht freundlich; dergleichen aber, glaube ich, werden ſie in ruhigen Stunden ihren Schülern mittheilen, welche ſie ſich ähnlich zu machen ſuchen. Theodoros. Was für Schüler, du Wunderlicher! Bey dieſen wird gar nicht Einer des Andern Schüler, ſondern ſie wachſen von ſelbſt auf: jeder, woher es ihm eben kommt, begeiſtert, und Einer hält immer den Andern für nichts.“

Ueber dieſe haben wir nun noch einiges beyzubringen: wie ſie nämlich das, was am ſtärkſten wider ſie ſpricht, mit dem glücklichſten Erfolg für ſich reden zu laſſen verſtehen.

Stellt man ihnen zum Beyſpiele jenen alten, eben ſo erhabenen als einfachen Gedanken, um ſie damit zu überwältigen, vor die Seele: Der das Auge gemacht hat, ſollte er nicht ſehen; der das Ohr gepflanzt hat, ſollte er nicht hören; der dieß Herz bereitet hat, ſollte er nicht lieben; der dieſen Geiſt aus ſich geboren hat, ſollte er nicht geiſtig wiſſen und wollen und wirken? — ſo verſichern ſie, daß niemand freudiger und inniger als ſie dieſen Gedanken ergreife. Setzen wir denn nicht, ſprechen ſie, die Urkraft und wahre Weſenheit alles Hörens, Sehens, alles Verſtandes, Herzens und Geiſtes, in das Ur- und Allweſen, das allein wahrhaft iſt, und von uns genannt wird, der Gott? — Iſt euch dieſes etwa nicht genug?! — So ſaget doch: ob wohl irgend ein tiefer ſich Beſinnender werde annehmen mögen, der göttliche Verſtand ſey wie der auf Sinneserfahrung gegründete, durch Abſtraktion und

Reflexion mechaniſch ſich entwickelnde, menſchliche? Ob wohl ein ſolcher tiefer ſich Beſinnender werde behaupten mögen, er könne ſich ſeine menſchliche, bloß nachbildende, Einbildungskraft ſehr wohl auch als eine urſprünglich aus ſich heraus ſchaffende, wahrhafte Weſen in die Wirklichkeit rufende, Kraft denken? — Merke nur ernſtlicher darauf, fahren ſie lebhafter fort, wie dir deine Intelligenz erwächſt, und was du an ihr haſt; du wirſt dich ſchämen, dem Urweſen, das wir alle Gott nennen, eine ſolche Intelligenz beyzumeſſen, und in Abſicht ſeiner nur den Unterſchied zu machen, daß in ihm der Verſtand ſchon ganz fertig ſey, und nicht, wie bey dir, erſt zu werden brauche: ein ſchon in ſich höchſt ungereimter Gedanke.

Siehe doch recht zu, ermahnen ſie, wie es ſich mit der menſchlichen Intelligenz verhält. Muß ſie nicht ſchon im Embryo vorhanden ſeyn, um ſpäter durch bloße Entwickelung des Organiſmus ſich hervorzuthun? In dem früheren Zuſtande aber weiß die Intelligenz, als ſolche, oder die Vernunft, nichts von ſich. Der Begriff einer wirklich daſeyenden, aber von ſich nicht wiſſenden, Vernunft iſt alſo kein widerſinniger Begriff, ſondern im Gegentheile ein nothwendiger: dieſe von ſich nicht wiſſende, unperſönliche Vernunft iſt eigentlich die wahre, die abſolute, ſubſtanzielle Vernunft, ſo wie ſie in Gott iſt und bleibt; — die Abweſenheit einer formellen Vernunft in Gott iſt keine Beraubung, ſondern eine Fülle: Er iſt alle Vernunft, deswegen hat er keine. — Das bewußtlos unmittelbar Werkthätige, das eben iſt der Geiſt. Deßwegen nennt Ihr ja auch im Menſchen das eigentlicher den Geiſt, den Genius, das Göttliche, was in ihm bewußtlos hervorbringt und wie durch eine fremde Eingebung.

Alſo reden dieſe Männer, und es jauchzt eine überzeugte Schaar ihnen lauten Beyfall zu. Die Jünglinge begreifen, verſtehen, und werden der Erkenntniß voll. Vor allem aber fühlen ſie ſich überzeugt durch das Argument am Schluſſe, den Achilles der Rede: daß alles, was vom Menſchen wahrhaft Bewunderungswürdiges hervorgebracht werde, bewußtlos von ihm hervorgebracht werde und wie durch eine fremde Eingebung; daß man einſtimmig das Eingebende nenne den Genius und das Göttliche, welches Göttliche nichts anderes ſey, als die blos werkthätige Kraft des von ſich nicht wiſſenden Allgeiſtes.

Wir müßten wohl verſtummen gegen dieſe Rede, vor den Jünglingen und ihren Lehrern, wenn ſich die Sache ganz und bis in die Tiefe hinab ſo verhielte, wie jene vorgeben. Wir ſehen aber die Sache anders, und wollen verſuchen, hier unſer Anders-Sehen darzuſtellen.

Zuvörderſt erinnern wir an die heilige Sage von einer Schöpfung nach der Schöpfung, im Paradieſe.

Dem erſten Menſchen gieng, nach jener heiligen Sage, aus einem Traumbild eine Gattin hervor. Während er ſchlief, bildete ſich in ihm die Mutter des Menſchengeſchlechts, das Urbild der Schönheit, der Liebe, der Milde, des Wohlthuns. Adam erwachte an ihrem Daſeyn; ſie ſtand vor ihm, die Männinn, Fleiſch von ſeinem Fleiſch, Bein von ſeinem Bein, von ihm genommen, außer ihm und in ihm, ein zweytes Ich.

Inwendig, im Geiſte, hatte Adam die Schöne früher ſchon geſehen, denn er war voll Sehnſucht nach ihr, und hatte ſchmerzlich gefühlt, daß er allein war. Da nun fiel auf ihn jener tiefe Schlaf, ein Schlaf vom Herrn. — Und Gott ſchuf das Weib aus einer ſeiner Ribben, und ſchloß die Stätte wieder zu mit Fleiſch.

Nicht erſchuf auch der urſprünglich Erſchaffende im Schlaf, in bewußtloſer Finſterniß: Er wußte und wollte. — Da er früher geſprochen: Es werde Licht! hatte er dieſes nur auf die Erde herab gerufen, die an ſich wüſt und leer war, und auf der fortwährend alles aus einem Dunkeln erſt hervorgehen muß, ſo daß von keiner ihrer Geburten geſagt werden kann: Am Anfang war das Wort. Mit Nichten aber ſoll man darum kindiſch wähnen, Nacht ſey von allem die Mutter, und der Geiſt komme, wie der aus Sinneserfahrung erwachſende Verſtand, überall erſt mit den Jahren, ein Spätling, hinten nach. Es tritt hier ein ähnlicher Unterſchied in der Betrachtung mit jenem hervor, der rohere Völker ſprechen läßt: vor oder nach ſo vielen Nächten; gebildetere: vor oder nach ſo vielen Tagen. Der ſinnliche Verſtand ſetzt die Nacht voraus und rechnet nach ihr und aus ihr hervor; die Vernunft oder der Geiſt, den Tag.

Wir wollen uns deutlicher machen. Der menſchliche Verſtand weiß von dem Thun des über ihm waltenden Geiſtes im Menſchen nichts *vor der That*; nur unter und nach der Vollbringung wird er deſſen inne. Erkennend daß dieſes Thun nicht von ihm, dem blos nach-ſinnenden, ausgehe, erklärt er es, nach langem Erwägen, endlich für ein blindes Wirken. Wir ſagen: erſt nach langem Erwägen; denn urſprünglich war er allerdings geneigt, Intelligenz als das beginnende, und überall den Willen vor der That zu denken. Da er aber nun ſich ſelbſt die Frage vorlegte: wie iſt Intelligenz als beginnendes, und überall der Wille vor der That — wie iſt *wahrhafte* Vorſehung, und wie iſt *wahrhafte* Freyheit *möglich*? ſo erhielt er von ſich ſelbſt die beſtimmte Antwort: Beyde ſind durchaus unmöglich.

Eben ſo hatte der Verſtand früher ſchon ſich ſelbſt gefragt: wie iſt Wahrnehmung durch ſinnliche Werkzeuge möglich? und er hatte von ſich ſelbſt die eben ſo beſtimmte Antwort erhalten: nur *Empfindung* iſt; darum iſt, daß eigentliche *Wahrnehmung* ſey, *unmöglich*.

Alſo erfand ſich der Verſtand den doppelten Unglauben, erſt an eine materielle, dann auch an eine immaterielle, geiſtige Welt, und nannte die Kunſt, alle Wahrheit zu verlieren — denn das war ſeine Erfindung — Philoſophie.

Gleichwie am nächtlichen Himmel der Mond mit ſeinem erborgten Lichte das ganze Sternenheer überſcheint, und es überſcheinend verdunkelt; ſein Glanz aber, ſteigt die Sonne herauf über den Rand der Erde, verſchwindet, weil das wahre Licht erſcheint, durch welches er ſelbſt nur leuchtete: ſo erlöſchen eine Zeit lang die im Dunkel ſtrahlenden Wahrnehmungen der Vernunft vor dem unvollkommenen Tage des Verſtandes; aber ſein Mondenlicht erbleicht, wenn die Herrſchaft der Vernunfterkenntniß anbricht, und man wird inne, daß ſein Schimmer von dem Lichtquell ſtammte, der zuvor unſerem Geſichtskreiſe entzogen war.*)

---

*) „Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrſcht; das iſt Tag. Seht ihr anſtatt dieſer einzigen ſo viel, als Sand am Ufer des Meeres; — hiernächſt ein klein Licht, das jenes ganze Sonnenheer an Glanz übertrifft; das iſt eine Nacht, in die ſich Poeten und Diebe verlieben.“ J. G. Hamann, Kreuzzüge, S. 190.

Alles Philoſophiren gehet aus von einer dem Menſchen inwohnenden Sehnſucht nach einer Erkenntniß, die er die Erkenntniß des Wahren nennt, ohne ſich ſelbſt genügend erklären zu können, was ihm dieſes über alles bedeutende Wort denn eigentlich bedeute. Er weiß es und weiß es nicht. Das, womit er es weiß, nennt er ſeine Vernunft; das, womit er es nicht weiß, aber es zu erforſchen bemüht iſt, ſeinen Verſtand.

Die Vernunft ſetzt jenes Wahre ſchlechthin voraus, wie der äußere Sinn den Raum, der innere die Zeit, und beſteht nur als das Vermögen dieſer Vorausſetzung, ſo daß, wo dieſe Vorausſetzung nicht iſt, auch keine Vernunft iſt. Das Wahre muß alſo dem Menſchen, ſo gewiß er Vernunft beſitzt und ihn das, was er ſo nennt, nicht blos bethört, auf irgend eine, wenn auch noch ſo tief inwendige Weiſe gegenwärtig ſeyn und von ihm erkannt werden.

Der Verſtand, von der ſinnlichen Anſchauung ausgehend, an ihr zuvörderſt ſich entwickelnd, kann dieſer Anſchauung nicht den ihm von der Vernunft aufgedrungenen Begriff des Wahren vorausſetzen und ihn über ſie erheben; er fragt nach dem Subſtrate deſſelben, ohne welches keine Bewährung der Realität ſey, und ſucht nun dieſes Subſtrat auf dem Boden der Erſcheinungen, wo ſich das An-Sich der Weſen und ihrer mannigfaltigen Eigenſchaften finden müſſe. Es findet ſich aber hier, wie wir vorhin zur Genüge ſchon gezeigt haben, am Ende nur eine Verneinung des Nichts, ein Etwas, das ſich als bloßes Nicht — Nichts darſtellt, und ſich darſtellen würde als das baare Nichts, wenn nicht die dennoch vorherrſchend bleibende Vernunft es mit Gewalt verwehrte.*) Denn es kann zwar der Menſch in ſeiner Thorheit die Vernunft ſich abläugnen oder den Glauben ihr verſagen; aber ſie ganz zum Schweigen bringen und verhindern, daß ſie nicht mehr in ihm wirke, vermag er nicht.

---

*) „Der Schluß des Carteſius: Ich denke; alſo bin ich: iſt in den Augen der Logik ein Wortſpiel, weil das: Ich bin; logiſch nichts heißt, als: Ich bin denkend; oder: Ich denke. und doch frage jeder ſich ſelbſt, ob dieſer ſo oft kritiſirte Schluß nicht eine Gewalt über ihn ausübt, mit der die Ueberzeugungskraft des bündigſten Schluſſes zuſammentrifft, und die auf ganz etwas Anderes deutet, als auf die logiſche Leere eines ſo genannten identiſchen Urtheils.“ Idee einer Apodiktik I. S. 41, 42.

Xenophanes, den ſelbſt ein Skeptiker den Denker ohne Dünkel genannt hat, klagte, „daß er auch in ſeinem hohen Alter ſich keines Wiſſens erfreuen könne. Wohin er ſeinen Blick wende, da löſe ſich alles in das Eine auf, und allenthalben erſcheine ihm nur ein ähnliches Weſen“ *).

Wenig verſchieden von ihm, klagte der erhabene und darum nicht minder ſcharf- und tief denkende Fenelon, daß ſich ihm alles verliere in der Vielheit, die Vielheit aber in das Nichts.

„Ich finde mich ſelbſt nicht, ſpricht er, in dieſer Menge auf einander folgender Gedanken in mir, und doch ſind dieſe Gedanken alles, was ich von mir finden kann. Eine ſolche Menge von vielerley Gedanken bin ich, deren keiner der andere iſt,

---

*) Tennemanns Geſchichte der Philoſophie Th. 1. S 164. Die hier angeführten Verſe hat einer meiner Freunde ſo überſetzt:

Wär ein verſtändiger Sinn auch mir doch beſchieden geweſen!
Aber es täuſchte mich trügriſcher Pfad, hieher mich, dann dorthin
Lockend. Nun bin ich bejahrt und doch unbefriedigt von allem
Forſchen. Denn wo ich den Geiſt hinwende, da löſt ſich mir alles
Auf in Eins und Daſſelbe; da alles Seyende, allzeit
Allwärts angezogen, in ähnliche, eine Natur tritt.

daß ich unter ihnen mir ſelbſt zu nichts werde, und darum auch nicht mehr jenes Eine zu erblicken vermag, welches das Wahre iſt, von dem ich weiß und das ich ſuche. Um es mir einiger Maaßen darzuſtellen aus meinem trüben Wiſſen, muß ich dieſes Eine theilen und ein Vielerley und Mannigfaltiges, wie ich ſelbſt bin, aus ihm machen; und indem ich dieſes thue, verſchwindet es mir, wie ich mir ſelbſt verſchwinde. — O, wer befreyet mich von den Zahlen, Zuſammenſetzungen, Verknüpfungen und Reihen, die ſich mir, je mehr ich mich in ſie vertiefe, immer nichtiger erweiſen, und entfernter von dem, was mir als allein wahrhaft vorſchwebt. Glänzend und vielverſprechend ſtellt ſich das Mannigfaltige und Zahlreiche dar, als von Einheiten erfüllt, und als gegründet auf Einheit; aber dieſer Grund von Einheit offenbaret ſich nicht; fliehet unaufhörlich und ſpottet meiner Nachforſchungen; da im Gegentheil Zahl und Menge ſich nur immer mehren und wachſen. Auch die Reihen verſchwinden mit dem Verſchwinden des in ſie Gereiheten, und verlieren ſich in Nichts. Willſt du erhaſchen was iſt? Es iſt ſchon nicht mehr! Was unmittelbar folgt? Es hat ſchon geendet! Was folgen wird? Es wird folgen, aber nicht ſeyn! — Nicht ſeyn, und doch ein Ganzes ausmachen mit dem, was vor ihm war, und alles ſchon nicht mehr iſt.“ *)

In dieſe Leere, in dieſen Abgrund eines alles verſchlingenden offenbaren Nichts der Erkenntniß verſinkt nothwendig der Menſch, wenn er das aus den unergründlichen Tiefen ſeines Gemüths ihm hervorgehende nur *inwendige* Wiſſen in ein *auswendiges* verwandeln, und zu dem Ueberſinnlichen zwar wohl hinauf will, aber durchaus nur *mit den Sinnen*, durchaus nur auf Begriffs-Stufen eines auf Sinnesanſchauung allein zuletzt ſich ſtützenden Verſtandes.

Das Iſt des überall nur *reflectirenden* Verſtandes iſt überall auch nur ein *relatives* Iſt, und ſagt mehr nicht aus, als das bloße *einem Andern* gleich ſeyn im Begriffe; nicht das *ſubſtanzielle* Iſt oder *Seyn*. Dieſes, das reale Seyn, das Seyn ſchlechthin, giebt ſich im Gefühle allein zu erkennen; in demſelben offenbart ſich der gewiſſe Geiſt.

Welcher Geſtalt im Gefühle — dem objectiven und reinen — der in ſich gewiſſe Geiſt dem Menſchen gegenwärtig, und er durch ihn fähig werde, das Nur ſich ſelbſt Gleiche zu erkennen: das Wahre unmittelbar nur am Wahren, das Schöne unmittelbar nur am Schönen, das Gute unmittelbar nur am Guten, und damit das Bewußtſeyn zu haben von einem Wiſſen, das nicht blos ein abhängiges Wiſſen unter Beweiſen, ſondern ein unabhängiges über allen Beweiſen, ein wahrhaft oberherrliches Wiſſen iſt; welcher Geſtalt vor allem jenes uns am tiefſten inwohnende Wiſſen von Freyheit und Vorſehung, die, als der Natur überlegene Mächte, in uns walten und über uns — dieſes zu erklären bekennen wir uns unvermögend. Wir ſtellen nur Thatſachen ins Licht, und rechtfertigen dann, auf dieſe Thatſachen geſtützt, unſere Lehre mit wiſſenſchaftlicher Strenge.

---

*) de l'existence de Dieu p. II. ch. 2.

In wiefern dieſes in den früheren Schriften des Verfaſſers wirklich geleiſtet worden iſt, muß in dieſen Schriften ſelbſt nachgeſehen werden. Die in dem gegenwärtigen zweyten Bande der ſämtlichen Werke von neuem erſcheinende Abhandlung: Ueber die Unzertrennlichkeit des Begriffes der Vorſehung und Freyheit von dem Begriffe der Vernunft, ſtellt in gedrängter Kürze das

Syſtem ſeiner Ueberzeugungen, oder die Rechtfertigung ſeines Glaubens vor dem philoſophirenden Verſtande, und weſſen er, andere Lehren beſtreitend, ſich anmaaße und weſſen nicht, vielleicht am faßlichſten dar, aus welchem Grunde denn hier beſonders auf ſie verwieſen wird.

Zum Schluſſe eilend will ich nur einiges von dem, was ich dem ſchon Geſagten noch beyzufügen wünſchte, in kurzen Abſchnitten, hier noch folgen laſſen, und dem Leſer ſelbſt die Ausführung und das Aneinanderreihen überlaſſen. Trifft doch der aphoriſtiſche Vortrag, und was mein verewigter Freund Hamann ſeinen Heuſchreckenſtyl nannte, oft glücklicher das Ziel, als die am künſtlichſten gefügte Rede.

Wie die den äußeren Sinnen ſich offenbarende Wirklichkeit keines Bürgen bedarf, indem ſie ſelbſt der kräftigſte Vertreter ihrer Wahrheit iſt; ſo bedarf auch die jenem tief inwendigen Sinne, den wir Vernunft nennen, ſich offenbarende Wirklichkeit keines Bürgen: ſie iſt ebenfalls ſelbſt und allein der kräftigſte Zeuge ihrer Wahrheit. Nothwendig glaubt der Menſch ſeinen Sinnen, nothwendig glaubt er ſeiner Vernunft, und es giebt keine Gewißheit über der Gewißheit in dieſem Glauben.

Da man die Wahrhaftigkeit unſerer Vorſtellungen von einer jenſeits dieſer Vorſtellungen und von ihnen unabhängig vorhandenen materiellen Welt wiſſenſchaftlich darzuthun verſuchte, verſchwand den Demonſtratoren der Gegenſtand, den ſie ergründen wollten, es blieb ihnen bloße Subjectivität, Empfindung übrig: ſie fanden den Idealismus.

Da man die Wahrhaftigkeit unſerer Vorſtellungen von einer jenſeits dieſer Vorſtellungen vorhandenen immateriellen Welt, von der Subſtanzialität des menſchlichen Geiſtes, und einem von dem Weltall ſelbſt unterſchiedenen freyen Urheber dieſes Weltalls, von einer mit Bewußtſeyn waltenden, das iſt perſönlichen, das iſt allein wahrhaften Vorſehung wiſſenſchaftlich erweiſen wollte, verſchwand den Demonſtratoren ebenfalls der Gegenſtand; es blieben ihnen blos logiſche Phantasmen: ſie fanden — den Nihilismus.

Alle Wirklichkeit, ſowohl die körperliche, welche ſich den Sinnen, als die geiſtige, welche ſich der Vernunſt offenbart, wird dem Menſchen allein durch das Gefühl bewährt; es giebt keine Bewährung außer und über dieſer.*)

Einer unſerer ſcharfſinnigſten Denker hat die Gefühle, die objectiven oder reinen, von denen allein hier überall die Rede iſt, für unmittelbar aus der Vernunft entſpringende Urtheile erklärt und ſie Grundurtheile der Vernunft genannt.**) Gern nehmen wir dieſe Benennung von und mit ihm an. Sagt man doch allgemein auch von dem Auge, dem Ohr, der prüfenden Zunge, daß ſie urtheilen, ſogar, daß ſie beurtheilen, obgleich Jeder weiß, daß der wahrnehmende Sinn nur offenbart, die Urtheile aber dem reflectirenden Verſtande angehören. Wir reden ſo aus der klaren Einſicht, daß Sinnlichkeit ohne allen Verſtand, das iſt, ohne alles reflexive und verknüpfende, mithin ſelbſtthätige Bewußtſeyn Unding iſt. Daſſelbe gilt von der Vernunft. Vernunft ohne Verſtand iſt, wie wir gleich zu Anfang dieſer Abhandlung gezeigt und in der Folge weiter dargethan haben, ein Ungedanke, jenem durchaus gleich, einer von ſich nicht wiſſenden, blos werkthätigen — Wiſſenſchaft und Kunſt.

---

*) „Die oberſte Quelle alles Fürwahrhaltens iſt ein unmittelbares Vertrauen zu den Ausſprüchen unſeres Bewußtſeyns. Wenn dieſes verloren gienge, würde auch jenes gänzlich wegfallen.“ S. Grundſätze der allg. Logik von G. F. Schulze §. 108. u. vorher u. nachher.

„Die Ueberzeugung vertritt immer die Stelle des letzten Argu„ments als Gefühl. S. Idee einer Apodiktik, I. Band S. 31. Eben ſo Schulze: „Bey dem bloßen Folgern eines Urtheils aus dem anderen wird von der Wahrheit des Urtheils abſtrahirt; zum wirklichen Schluß aber gehört das Bewußtſeyn der Wahrheit. S. Götting. gel. Anz. 1802. St. 142.

**) S. Fries neue Kr. d. Vrnft. Th. I. S. 75 u. S. 341 ff. die Theorie des Gefühls.

Nur Eines iſt hiebey nicht außer Acht zu laſſen, nämlich, daß der Satz: wo Vernunft iſt, da iſt nothwendig auch Verſtand, nicht umgekehrt ebenfalls gelte: wo Verſtand iſt, da iſt nothwendig auch Vernunft. Verſtand beſitzen, nach Maaßgabe ihrer ſie mit anderen Naturweſen durch Empfindung in Gemeinſchaft ſetzenden Organiſation, alle diejenigen Weſen, die wir lebendige oder, weil ſie Leben in ſich haben und Selbſtthätigkeit offenbaren, beſeelte — aber zugleich vernunftloſe Weſen, insgeſammt Thiere nennen. Alle Thiergattungen, ſowohl die mit Sinnen und Gliedmaßen am freygebigſten, als die zur Führung ihres Lebens am kärglichſten damit ausgeſtatteten; die reichbegabteſten, wie die armſeligſten, entbehren alle, und zwar in ganz gleichem Maaße, der Vernunft, der Vernehmung des den Gedanken und, zugleich mit dem Gedanken, das Wort erzeugenden Geiſtes. Darum wie das vernunftloſe Thier unfähig iſt jener Gefühle und Begriffe, die wir einſtimmig ſittliche und religiöſe Gefühle und Begriffe nennen, ſo iſt es unfähig auch der Wiſſenſchaft; keineswegs aber mangeln ihm jene Gefühle und Begriffe nur darum, weil es der Wiſſenſchaft entbehrt. Die Vernunft iſt nicht auf die Denkkraft gegründet, ein erſt ſpäter im Verſtande angeglommenes Licht; ſondern die Denkkraft iſt gegründet auf die Vernunft, welche, wo ſie iſt, dem Verſtande vorleuchtet und ihn erweckt zur Betrachtung, welcher die Unterſuchung folgt — die deutliche Erkenntniß, die Wiſſenſchaft.

Nicht nur iſt vor allen wiſſenſchaftlichen Theorien und philoſophiſchen Syſtemen, ſondern es bleibt vorwaltend auch über ihnen allen der inwendige Seher und Richter, die weiſſagende Vernunft, der ſchöpferiſche, der in ſich gewiſſe Geiſt. Kein logiſches Kunſtwerk vermag dieſen Geiſt zu vertreten und ſeine wirkliche unmittelbare Gegenwart in dem von ihm zeugenden Gefühle entbehrlich zu machen. Es iſt vielfältig und ſchon von alten Zeiten her angemerkt worden, daß Theorien und Philoſophien des Wahren, des Guten und Schönen — Ethiken, Aeſthetiken und Metaphyſiken — erſt dann in wachſender Menge hervortreten, wenn die lebendige Erfaſſung des Wahren, des Guten und Schönen geſchwächt, der Geſchmack unſicher geworden, die Kunſt geſunken, Tugenden und Sitten durch verkehrte Zumiſchung verderbt ſind. Wie verſchwunden aus der lebendigen Wirklichkeit iſt der mächtige, der gewiſſe Geiſt, und man fragt nun die Todten. Leichen werden eröffnet um zu finden, woher ihnen das Leben kam. Eitle Verſuche! wo das Herz nicht mehr ſchlägt und treibt, wo die Gefühle ſchweigen, da bemüht ſich umſonſt der Verſtand mit allen ſeinen Künſten, den mit Wunderkraft begabten Seher wieder aus der Gruft hervor zu rufen. Nicht einmal ein Schatten, nur ein Blendwerk erſcheint, gaukelt, und offenbaret Trug.

Ehrwürdig iſt die Wiſſenſchaft da, wo ſie ſeyn kann und wirklich iſt; ehrwürdig die zur Fertigkeit gediehene, ihrer ſelbſt mächtig gewordene, erfahrene Kunſt; ehrwürdiger doch und herrlicher die ihren Theorien vorleuchtende Ahndung; ehrwürdiger und herrlicher, der ſie prüfende, ihren Werth beſtimmende Geiſt, dem ſie wohl dienen, ihn ſelbſt aber nicht erzeugen können.

Verachtet man darum Sprache und Schrift, Buchſtaben und Wort, weil man ſagt: Diener ſind ſie? — Verachtet man darum die Natur, weil man ſpricht: Ueber ihr iſt ein Gott, ihr Urheber, und ſie wäre ohne dieſes Ueber-Ihr nur ein Geſpenſt?

Wie das Welten aus dem Nichts hervorrufende Wort des Schöpfers erhaben iſt über den ewig kreiſenden Nachhall dieſes Worts in der unendlichen Erſcheinung, die wir das Weltall nennen; ſo iſt auch die dem Menſchen urſprünglich inwohnende vorbildende Kraft erhaben über die blos nachbildende in ihm hinter der Erfahrung.

Sie ſagen aber — jene Andern, die wir vorhin hörten — es ſey die von uns, mit Recht, ſo hoch geprieſene vorbildende, über die blos nachbildende in Wahrheit unendlich erhabene, Kraft, — Genius, im Menſchen; Für-Sehung im Urweſen genannt, — nothwendig bewußtlos wirkend; und gleichwohl begabt mit Weisheit, und Liebe, und Wiſſenſchaft, und Kunſt; und zu und vor allem dieſen, auch noch mit Freyheit: denn was ein Weſen abſichtlos, aus der Nothwendigkeit ſeiner Natur vollbringe, das allein werde von ihm mit vollkommener Freyheit vollbracht.

Wir antworten dieſen Andern, daß ſie reden, was ſie nicht denken, weil es unmöglich ſey zu denken — eine blinde Vorſehung, einen unvorſetzlichen Vorſatz, eine freye Nothwendigkeit; daß ſie mithin, Wort und Sinn verkehrend, nur ein loſes bethörendes Spiel treiben mit der Rede, mißfällig den Aufrichtigen.

Auch Spinoza verſtand ſchon das bewußtloſe blinde Schickſal als Vorſehung auszulegen, und konnte nun, auf dieſe Auslegung geſtützt, ebenfalls von Rathſchlüſſen und einer Weltregierung ſeines Gottes; von allgemeinen und beſonderen, von inneren und äußeren Führungen und Leitungen deſſelben; von ſeinem Beyſtande, und wovon nicht ſonſt noch dieſer Art, ergiebig reden.*)

Wie ich wider dieſen, von dem, übrigens ſo wahrhaften, Manne eingeführten, in unſeren Tagen immer heilloſer gewordenen Betrug, ſeit dreyßig Jahren, ihn enthüllend, geſtritten habe, ſo werde ich fortfahren wider ihn zu ſtreiten, bis zu meinem letzten Athemzuge, unbekümmert um den Zorn ſeiner Liebhaber, die, je heftiger ſie ergrimmen, nur deſto auffallender, durch die ungereimteſten Beſchönigungen und Ausflüchte, den Gehalt ihres Thuns mehr und mehr ſelbſt werden zu erkennen geben.

---

*) Tract. Theol. Polit. C. III. p. 32. C. IV. p. 48.

Falſch iſt die Behauptung dieſer Tage: man habe den Spinozismus verklärt; man hat im Gegentheile ihn nur getrübt und verderbt; und während die Schriften jenes ſcharfen und folgerechten Denkers noch immer jedem wohlbeſchaffenen Verſtande eine kräftige Nahrung darbieten, geben die neueren aus ihm geſchöpften Werke, voll Schwindel und Bethörung, ſtatt der Lehre nur Geſchwätz: der ehrwürdige Vater ſitzt verkindiſcht da, und erzählt Mährchen.

Wie ich früher auf das beſtimmteſte erklärt, und ſeitdem vielfältig wiederholt habe, welchen Krieg ich führe und welchen nicht; ſo erkläre ichs von neuem jetzt. Ich führe nicht Krieg, ſondern halte aufrichtigen Frieden mit dem, für das, was er iſt, ſich ſelbſt erkennenden und frey bekennenden, den Freyheitsbegriff, als vernunftwidrig, ohne Vorbehalt verwerfenden, vollkommenen und reinen, Naturalismus *nach der Weiſe des Spinoza*, dem geraden *unverhüllten* Fatalismus. Dieſer gerade, offenbare Fatalismus oder vollkommene Naturalismus, wenn er, einhellig mit ſich ſelbſt, unerſchrocken folgen läßt, was folgen muß, darf jedem Angriff einer Freyheit und Vorſehung behauptenden Philoſophie Trotz bieten; er iſt innerhalb ſeiner Grenze, dem *Naturbegriff*, unüberwindlich. — Ich führe Krieg nur mit dem, ſich für das, was er iſt, entweder nicht ſelbſt erkennenden, oder nicht aufrichtig bekennenden, Nothwendigkeit und Freyheit, Vorſehung und Fatum in Eins zuſammenmiſchenden, mit ſich ſelbſt durchaus mißhelligen Fatalismus, der nun wiſſen will, der wunderbare Miſchling! auch von übernatürlichen Dingen, ja von einem Gotte, hülfreich, gnädig und erbarmend, wie der

Gott der Chriſten. Wider dieſen unrechtlich übergreifenden trete ich dem rechtlichen, nicht übergreifenden, biedern und baaren Fatalismus des Spinoza, ſogar als Bundesgenoſſe bey; dem conſequenten, vor der Wiſſenſchaft beſtehenden, wider den unconſequenten, durchaus phantaſtiſchen Fatalismus des Weder-Noch.

So nahm Leſſing ehmals die alte harte, aber conſequente Orthodoxie in Schutz gegen eine ſehr geſchmeidige aber durchaus inconſequente neue. „Nicht „die Orthodoxie, (jene alte gerade)“ ſagte er, „ſondern „eine gewiſſe ſchielende, ſich ſelbſt ungleiche Orthodoxie „iſt ſo ekel! So ekel, ſo widerſtehend, ſo aufſtoßend! „— das wenigſtens ſind die eigentlichen Worte für „meine Empfindung. — Nicht der Name macht es, „ſondern die Sache; und wer die Sache zu lehren, „oder zu inſinuiren den Muth hat, der müßte auch „freymüthig genug ſeyn, dem Namen nicht ausweichen zu wollen“*).

---

*) S. Leſſings Beyträge Th. III, S. 516. Th. II, 412.

Es ſindet der Menſch, wenn er die, ſeinen äußeren Sinnen ſich darſtellende, Natur mit dem inneren Sinne betrachtet, und ihr unendliches Weſen mit ſeinem Verſtande zu erfaſſen, zu begreifen, zu ergründen ſtrebt, am Ende ſeiner Beſtrebungen nicht einen dieſe Natur und das Weltall ihm erklärenden Grund, ſondern nur einen finſteren Ungrund. Der noch kindiſche Verſtand denkt ſich dieſen Ungrund als ein Chaos, aus dem ein Zwitterding von Nothwendigkeit und Ungefähr allmälig Bildungsſtoffe, dann Gebildetes, Götter und Welten, Thiere und Menſchen hervorgehen ließ. Der zur Männlichkeit gereifte Verſtand verwirft den Ungrund und das Chaos, weil er zu der klaren Einſicht ſich erhoben hat, daß der Gedanke eines von Ewigkeit her ſich nur allmälig entwickelnden Weltalls ein durchaus ungereimter Gedanke iſt, mit dem man Jeden, der ihn vorbringt, in das abſolute Nichts zurückdrängen kann. Es tritt nun die Lehre auf von einer immer gleichen Vollkommenheit des Weltalls, von einem von Ewigkeit zu Ewigkeit in ſich ſelbſt kreiſenden unendlichen Weſen, welches abſichtlos Unendliches aus Unendlichem auf eine unendliche Weiſe, durch die Nothwendigkeit ſeiner Natur allein, hier entſtehen dort vergehen läßt, ohne daß irgend wo oder wann ein weſenhaftes Entſtehen oder Vergehen ſtatt finde: — die Lehre von einer Natur, die keine Schöpfungs- ſondern nur eine ewige Veränderungskraft iſt.

Zu einem Höheren als dem hier angegebenen, und keiner weiteren Ausführung an dieſem Ort bedürfenden, Begriffe des Ἓν καὶ πᾶν, kann der in die Natur allein ſich vertiefende Verſtand nicht gelangen; er kann in ihr nicht finden, was nicht in ihr iſt, ihren Urheber, und thut daher den Ausſpruch: Selbſtändig, in ſich genugſam, durch und durch lebendig, ja das Leben ſelbſt iſt die Natur; *ſie allein iſt, und außer und über ihr iſt Nichts*.

Bey dieſem Ausſpruche würde es verbleiben, wenn der Menſch nur Sinn und überlegender Verſtand wäre. Es lebt aber in ihm ein Geiſt unmittelbar aus Gott, der des Menſchen eigenthümliches Weſen ausmacht, und durch den allein auch ſein Verſtand erſt verſtändig, d. i. zu einem *menſchlichen* Verſtande wird. Wie dieſer Geiſt dem Menſchen gegenwärtig iſt in ſeinem höchſten, tiefſten und innigſten Bewußtſeyn, ſo iſt ihm der Geber dieſes Geiſtes, *Gott*, ſelbſt gegenwärtig; ihm gegenwärtiger durch ſein Herz, als ihm die Natur gegenwärtig iſt durch die äußeren Sinne. Kein ſinnlicher Gegenſtand kann ſo ergreifen und als wahrer Gegenſtand ſo unüberwindlich dem Gemüthe ſich darthun, als jene überſinnlichen Gegenſtände: das Wahre, das Gute, das Erhabene und Schöne — die mit dem Auge des Geiſtes nur geſehen werden — eben dieſem Gemüthe ſich darthun und bewähren. Wir dürfen darum wohl die kühne Rede wagen, daß wir an Gott glauben, weil wir ihn ſehen, obgleich er nicht geſehen werden kann mit dem Auge des Leibes: wird er uns doch in jedem hohen Menſchen zur Erſcheinung. Die Erſcheinung aber iſt nicht der Gott; jene kann ſogar öfter uns betrügen; das Gefühl aber, das mit der Erſcheinung in uns erweckt wurde, betrog uns nicht, und das innere Geſicht, das wir hatten, war ein Geſicht des Wahren *).

„Nichts iſt Gott ähnlicher“ ſagt Sokrates bey Platon, „als wer unter uns der Gerechteſte iſt.“ **).

---

*) Um nicht anderswo ſchon geſagtes hier mit andern Worten bloß zu wiederholen; verweiſe ich auf die in der erſten Hauptabtheilung der Schrift v. d. göttlichen Dingen befindliche Erörterung dieſes Gegenſtandes.

**) Plato Theaetet. l. c. p. 182. bey Schleiermacher S. 263.

Jede rein ſittliche, wahrhaft tugendhafte Handlung, iſt, in Beziehung auf die Natur, ein Wunder, und offenbart Ihn, der nur Wunder thun kann, den Urheber, den allmächtigen Beherrſcher der Natur, den Regierer des Weltalls.

Eben ſo jede wahrhaft genialiſche Schöpfung. Ein der Natur allein zugewandter Verſtand, mit Recht in ſeinem Gebiete keine Wunder zulaſſend, muß die Wirklichkeit eigentlicher und allein wahrhaft genialiſcher Schöpfungen eben ſo nothwendig als die Wirklichkeit eigentlicher und allein wahrhaft tugendhafter Handlungen läugnen. Für die Wirklichkeit beyder zeuget allein der Geiſt, der inwendige, der uns überall nur Geheimniſſe offenbart, unergründliche: alſo keine Wiſſenſchaft. Dieſe bricht nothwendig da ab, wo das Wirken der Freyheit ſich kund macht.

Wenn man uns alſo fragt, ob wir, Freyheit und Vorſehung, eine Intelligenz am Anfange, mit einem Worte, einen ſchöpferiſchen Gott vorausſetzend, das Daſeyn des vor uns ſich bewegenden Weltalls beſſer begreifen, als wenn wir eben dieſes Weltall denken, nicht als ein Werk, ſondern als ein ewiges ohne Anfang und Ende in ſich ſelbſt kreiſendes Weſen, das als natura naturans ohne Selbſtbewußtſeyn, ohne Verſtand und Willen iſt; als natura naturata aber voll ſelbſtbewußter, verſtändiger, nach Begriffen ſich beſtimmender Weſen, deren keines doch ein abſolut höchſter Geiſt ſeyn und je werden kann: *) ſo antworten

---

*) Einige doch haben auch dieſes denken zu können ſich eingebildet. Es lebte vor ungefähr dreißig Jahren im nördlichen Deutſchlande ein der Speculation ergebener Edelmann. Er ſandte ſeine Gedanken in einzelnen gedruckten Bogen an mehrere Perſonen, die ihm als Denker durch öffentliche Schriften oder ſonſt bekannt waren. So erhielt ich dieſe Bogen auch. Sie ſind mir, was ich gegenwärtig bedaure, von der Hand gekommen. Der Hauptgedanke dieſes Mannes, ſo viel ich mich erinnere, war: der Gott im Weltall ſey nicht immer daſſelbe Weſen, ſondern es könnten im Wechſel der Dinge wohl auch andre und andere Weſen zu dieſer Würde gelangen. Er ſah das in der Welt Gott ſeyn als eine Stelle an, die gewonnen und wieder verloren werden könne. Etwas ähnliches habe ich nachher in einem ungedruckten Aufſatze von Diderot, Le rêve de D'Alembert, gefunden. In der erſten Abtheilung unterhält ſich Diderot mit D'Alembert; in der zweyten Mademoiselle de Lespinasse mit Doctor Bordeu, den ſie hatte rufen laſſen, weil D'Alembert in einen bedenklichen Schlaf gefallen war, und träumend ſonderbare Reden führte. Ich will nur die folgende, am eigentlichſten hierhin gehörige Stelle, aus dem Geſpräch mit Doctor Bordeu anführen.

Madem. de Lespinasse.

Et qui est-ce qui vous a dit qu'il ne réside pas dans quel-

Univ. Bibl. München

wir ein entſchiedenes Nein. Das aber begreifen wir vollkommen, daß Vorſehung und Freyheit, wenn ſie nicht waren am Anfange, dann auch überall nicht ſind, mithin der Menſch von ſeinem Geiſte, ſeinem Herzen und Gewiſſen, die ihm dieſe Begriffe als die wahrhafteſten aufdringen, nur getäuſcht werde. Ein Mährchen, eine Lüge wäre dann der Menſch; ein Mährchen, eine Lüge des Menſchen Gott — der Gott des Sokrates und Platon, der Gott der Chriſten.

So lautete meine früheſte Rede: ich ende wie ich begann.

---

que coin de l'espace une grosse ou petite araignée dont les fils s'étendent à tout . . . une araignée à reseaux infinis?

Bordeu.

Personne; moins encore si elle n'a pas été ou si elle ne sera pas.

Madem. de Lespinasse.

Comment, cette espèce de Dieu là . . . . .

Bordeu.

La seule qui se conçoive . . . . .

Madem. de Lespinasse.

Pourroit avoir été, venir et passer?

Bordeu.

Sans doute; mais puisqu'il seroit matiere dans l'univers, portion de l'univers, sujet à vicissitudes, il vieilliroit, il mourroit.

Genug an dem Angeführten für den Zweck der Ausführung.

Idealismus und Realismus.

Ein Geſpräch.

> Ναφε, και μεμνας' ἀπιστειν· ἀρθρα ταυτα των φρενων.
>
> *Epicharm. Fragm. Troch.*

Er.

Im Schlafrock! — Sind Sie krank?

Ich.

Etwas erkältet. Ich hielt mich im Bette bis um Mittag; mochte nicht eſſen; und ſo bin ich ſitzen geblieben.

Er.

Was hatten Sie da für ein luſtiges Buch?

Ich.

Ein luſtiges Buch? Woraus ſchließen Sie das luſtige?

Er.

Aus Ihrer Miene da ich ins Zimmer trat.

Ich.

Ich las Betrachtungen über den Glauben.

Er.

Die im May der Berliner Monats-Schrift?

Ich.

Sind die ſo luſtig? Sehen Sie den Band an! — Hume's Essays!

Er.

Alſo wider den Glauben?

Ich.

Für den Glauben! Haben Sie den Hume kürzlich geleſen?

Er.

Die Essays ſeit vielen Jahren nicht.

Ich.

Seit vielen Jahren nicht? — Sie haben ſich um die Kantiſche Philoſophie bekümmert, und nach dem, was in der Vorrede zu den Prolegomenen ſteht, griffen Sie nicht auf der Stelle nach Ihrem Hume, um ihn von neuem durchzuleſen? — Das iſt unverzeihlich!

Er.

Sie wiſſen, wie es mir mit Kant gegangen iſt. Und gehört denn zu dem Begriff eines jeden philoſophiſchen Syſtems ſo ſchlechterdings ſeine ganze ausführliche Geſchichte? Da wäre ja kein Ende.

Ich.

Kein *Anfang*, wollen Sie ſagen.

Er.

Ich verſtehe Ihr Lächeln. — Laſſen wir das ſeyn, und machen Sie mich mit Hume als Glaubenslehrer bekannt.

Ich.

Nun muß ich wohl. So lange hatte ich mir die Zunge zerbiſſen, um mein Geheimniß nicht vor der Zeit zu verrathen, und nun entwiſchte mir's, ich weiß nicht wie.

Er.

Ein ſchönes Geheimniß, das in einem gedruckten Buche ſteht.

Ich.

Gerade dieſes iſt das Beſte an der Sache, daß es in einem gedruckten, in mehrere Sprachen überſetzten, ſehr berühmten Buche ſteht, und dennoch ein Geheimniß iſt.

Er.

Ihre Geheimniſſe werden Sie doch nicht immer blos für ſich behalten. Wann erſcheint die neue Ausgabe der Briefe über Spinoza mit den Zuſätzen?

Ich.

Schwerlich vor der künftigen Jubilate-Meſſe.

Er.

Und ſollte die vorige Jubilate-Meſſe ſchon erſcheinen!

Ich.

Ich wollte, ich hätte ſie damals nur gleich ohne Zuſätze herauskommen laſſen.

Er.

Sind Sie da nicht wieder bey dem Ausſpruch des Seneka, den ich öfters von Ihnen hörte: Quae ego scio, populus non probat; quae populus probat, ego nescio? Einmal bin ich ſehr verſucht geweſen zu dem großen NB. in Ihrem Seneka bey dieſen Worten, das deutſche Sprüchwort zu ſchreiben: Allzu klug iſt dumm! Wirklich hat man Ihnen nicht ohne Grund vorgeworfen, daß Sie oft nöthige Mittelbegriffe auslaſſen. Ab hoste consilium! „Zu ſcharf ſchneidet nicht.“ Wenn Sie gutem Rath nicht folgen wollen, ſo folgen Sie dem glücklichen Beyſpiel. Sie ſehen, man darf willkührlich genug verknüpfen, wenn man nur weitläufig genug verknüpft, und vor allen Dingen Sorge trägt, daß die Schleifen recht ordentlich zu ſitzen kommen. Der Symmetrie zu Liebe gehört es ſich, auch blinde Schleifen anzubringen. Wozu der böſe Geiz mit dem Bande?

Ich.

Sie haben Recht. Was Sie empfehlen bringt eine Bündigkeit zuwege, die in die Augen fällt.

Er.

Das iſt die Sache. Wenn Sie's nur recht zu Herzen nehmen wollten. Wahrlich, es iſt Ihre eigene Schuld, wenn man Ihnen eine wächſerne Naſe andreht.

Ich.

Weil ich der meinigen keine von Pappendeckel vorhänge, nach einem der Redoutenverordnung gemäßen Schnitt.

Er.

Laſſen Sie nur Ihre wahre eigene recht ſehen. Es kann Ihnen doch unmöglich ſchwer fallen, die Sätze, über welche Sie hauptſächlich angefochten werden, von aller Zweydeutigkeit zu befreyen.

Ich.

Das iſt freylich ſehr leicht; ſo leicht —

Er.

Daß Ihnen davor ekelt.

Ich.

Wie vor einer unnützen Arbeit. Erinnern Sie ſich einer jugendlichen Fabel von Leſſing, wo ein unzufriedenes Geſchöpf Augen verlangt, und ſo bald es ſie erhält, ausruft: „Das ſind unmöglich Augen!“ *)

Er.

Sagen Sie was Sie wollen, wer ſich ſelbſt verſteht, und nur nicht ungeduldig wird, der bringt es auch dahin, daß ihn andere verſtehen, wenn auch alle gelehrte Zeitungen und Journale ſich zuſammen verſchwören, um die Wahrheit in pragmatiſcher Gerechtigkeit aufzuhalten.

Ich.

Da P. Claudius die heiligen Hühner, die nicht freſſen wollten, trinken ließ, verlor er die Schlacht. **)

---

*) Leßings vermiſchte Schriften. Berlin 1784. Th. II. S. 94. Aeltere Ausgabe 1770. Th. I. S. 125.

**) *Cicero* de Nat. Deorum. Lib. II. §. 3.

Ein Freund, dem ich dies Geſpräch in der Handſchrift mitgetheilt hatte, ſchrieb zu dieſer Citation folgende Stelle aus der Re-

Er.

Wie billig. Aber wer räth Ihnen ſich an den heiligen Hünern zu vergreifen, im Angeſicht eines Volks, das auf ihr ominöſes Freſſen oder Nichtfreſſen ein ſo andächtiges Auge heftet, wie kein andres von den gebildeten in Europa. Verfolgen Sie, um dieſen Aberglauben unbekümmert, Ihren Weg, und laſſen Sie die Todten ihre Todten begraben.

Ich.

Lieber Freund, ich habe meine drey und vierzig Jahre auf dem Rücken, und bin mit ziemlich derber Hand vom Schickſal hin und her geworfen worden. Tauſende von Menſchen können mich an Geiſtesgaben übertreffen, aber gewiß nur wenige an Standhaftigkeit und Eifer im Ringen nach Einſicht und Wahrheit.

---

de für den Roſcius Amerinus. — „Anseribus cibaria publice locantur, et canes aluntur in capitolio, ut significent, si fures venerint. At fures internoscere non possunt. Significant tamen, si qui noctu in capitolium venerint: et, quia id est suspiciosum, tametsi bestiae sunt, tamen in eam partem potius peccant, quae est cautior. Quod si luce quoque canes latrent, cum deos salutatum aliqui venerint: opinor, iis crura suffringantur, quod acres sint etiam tum, cum suspicio nulla sit.“

Den berühmteſten, und auch unberühmten *) Quellen menſchlicher Erkenntniß, bin ich unermüdet nachgegangen, und von manchen erforſchte ich den Urſprung bis dahin, wo ſie in unſichtbaren Adern ſich verlieren. Andre Forſcher, und nicht wenige von den größten Geiſtern unter meinen Zeitgenoſſen, ſah ich lange in der Nähe. Ich habe Gelegenheit gehabt, und bin gezwungen geweſen, meine Kräfte vielfältig zu verſuchen, und verſuchen zu laſſen. Und ſo wär' es eine Art von Wunder, wenn ich, wie ein unerfahrner Jüngling, ein in ſich verkrochener Pedant, oder ſonſt auf eine thörichte Weiſe, mehr von mir halten könnte, als ich ſoll. Aber aus eben dieſen Gründen geht es auch

---

*) Alius error est eorum, qui omnium sectarum, atque haeresium veterum, postquam excussae fuissent et ventilatae, optimam semper obtinuisse, posthabitis aliis, existimant. Itaque putant, si quis de integro institueret inquisitionem et examen, non posse non incidere in aliquas ex rejectis opinionibus, et post rejectionem amissis et obliteratis: quasi vero multitudo, aut etiam sapientes, multitudinis deliniendae gratia, non illud saepe probarint, *quod populare magis atque leve sit, quam quod solidum, atque alte radices agens. Tempus siquidem simile est fluvio, qui levia atque inflata ad nos devehit, solida autem et pondus habentia submergit.* Baco, de augmentis scientiarum.

nicht an, daß ich mich zu tief hinunter täuſche; daß ich mich für geringer halte, als andre, die nur mit einem Theile meines armſeeligen Wiſſens, ſich ſchon ſo viel wiſſen; für geringer als diejenigen, die mich zu Irrthümern, die ich längſt abgelegt habe, nun erſt durch ihre viel ſeichtere Trugſchlüſſe bekehren wollen. Und das ſollte ich doch; ſollte mich dahin bequemen, daß ich es natürlich, ſchicklich, ganz in ſeiner Ordnung fände, gleich einem feilen Roſſe, von einem halbblinden oder ſchelmiſchen Philiſter auf den Markt geritten zu werden, um mir von jedem Vorübergehenden ins Maul ſehen, und über alle ſieben Mängel mich unterſuchen zu laſſen; unterdeſſen muthwillige Knaben mir die Haare aus dem Schweiſe rupften, und mit Nadeln nach mir ſtächen. — Es mag von bloßer Ungewohnheit herkommen; aber ich fühle, es iſt ein wenig mehr als ich zu ertragen Luſt habe. — Sie ſchütteln den Kopf?

Er.

Weniger Stolz, oder weniger Empfindlichkeit! — Nennen Sie mir den wackern Mann, der ſich nicht daſſelbige gefallen laſſen mußte! Und welchem wackern Manne hat dergleichen je geſchadet?

Ich.

Ach, vor Schaden iſt mir gar nicht bange. Gefahr ermuntert. Aber ich haſſe die Uebelkeiten; haſſe die Unluſt, welche folgt, wenn man aus dem Innerſten der Seele hat verachten, vor Menſchen ausſpeyen müſſen, weil ſie ihrem eigenen Gefühl von Recht und Wahrheit keck ins Angeſicht ſchlugen, und niedrig und gewiſſenlos die Lüge küßten*). Warum ſoll ich mir die wenigen Tage, die ich noch zu leben haben mag, auf dieſe Art verbittern?

Er.

Weil ein Mann nicht unausgeführt läßt was er angefangen hat.

Ich:

Gut. Damit wir der Worte nicht zu viel machen: was ſoll ich ausführen; wo ſoll ich wieder anfangen?

---

*) En verité le mentir est un maudit vice. Nous ne sommes hommes, et nous ne tenons les uns aux autres que par la parole. Si nous en connoissions l'horreur et le poids, nous le poursuivrions a feu, plus justement que d'autres crimes. *Ess. de Montaigne.* L. I. Ch. IX. p. 79.

Er.

Das fragen Sie unter dem lauten Geſchrey, daß Sie einen blinden Glauben lehren, und die Vernunft herabwürdigen!

Ich.

Was iſt blinder Glaube? Iſt er etwas anderes, als ein auf Anſehen geſtützter Beyfall, ohne Gründe oder eigene Einſicht? — Worauf beſinnen Sie ſich?

Er.

Nein, es iſt nichts gegen Ihre Erklärung einzuwenden.

Ich.

Gut! Und einen ſolchen Glauben gelehrt zu haben, ſagen Sie, bin ich im Verdacht. Nicht wahr?

Er.

Freylich! Aber um des Himmels willen, was wollen Sie mit dieſen Fragen? Ich ſchickte Ihnen vor ein paar Tagen die vorläufige Darſtellung des Jeſuitismus. Haben Sie das Buch bey der Hand?

Ich.

Dort liegt es.

Er.

Sehen Sie hier, S. 173, ſteht ausdrücklich, „daß Sie einen unbedingten blinden Glauben empfehlen, dadurch dem Proteſtantismus ſeine ſtärkſte Stütze, nemlich den uneingeſchränkten Forſchungsgeiſt und Vernunftgebrauch —

Ich.

Leſen Sie: dem Hyper krypto Jeſuitismus ſeine ſtärkſte Stütze, nemlich den uneingeſchränkten Verdrehungsgeiſt, und Gebrauch der Mentalreſervation, Wortſchrauberey und Windbeuteley —

Er.

„entreiſſen, und alſo die Rechte der Vernunft und der Religion den Ausſprüchen einer **menſchlichen Autorität** unterwerfen.“ — In der zu dieſer Stelle gehörigen Anmerkung ſteht noch deutlicher: „daß ihre Theorie von Glauben und Offenbarung den Katholicismus befördere, und bey Prüfung der Religionswahrheiten den Gebrauch der forſchenden Vernunft verſchreye — daß Sie durch eine liſtige Abänderung der bisher

„gebräuchlichen Worte, zur Anerkennung einer „menſchlichen Autorität bereden „wollen.“ — Haben Sie genug?

Ich.

Vollkommen. Aber nun zeigen Sie mir auch in meiner Schrift, was eine ſolche Anklage — ich will nicht ſagen rechtfertigen — was ſie nur beſchönigen könnte; etwas, woraus ſie mit irgend einer vernünftigen Füglichkeit auch nur zu erſchleichen wäre. Das bloße Wort, Glaube, ausgenommen, wiſſen Sie nichts. Und der Mann, der jene Anklage ſchrieb, wußte auch nichts außer dieſem bloßen Worte. Er wußte aber, daß in meinem Buche Dinge ſtehen, die ihm nicht gefallen, und trug kein Bedenken, im Vertrauen auf das politiſche Gewicht ſeiner Partey, eine ganz grundloſe Beſchuldigung gegen mich zu erdichten, mit dem klaren deutlichen Bewußtſeyn, daß er ſie blos erdichtete. Mit dieſer Beſchuldigung verknüpfte er durch ein leeres: alſo, eine zweyte, um die Sache noch ein wenig giftiger zu machen. — Iſt das wahr, oder iſt es nicht wahr?

Er.

Es iſt allerdings wahr.

Ich.

Alſo wahr: daß in meinem Buche nicht der geringſte, nicht der entfernteſte Anlaß zu der Beſchuldigung iſt, daß ich einen blinden Glauben lehre; und wahr, daß ich doch beym Publikum im Verdacht dieſer Lehre ſtehe? Wie ſoll ich es nun anfangen, mich vor einem ſo blindgläubigen Publikum des blinden Glaubens wegen zu rechtfertigen? Man braucht mir ja nur auf der Stelle dieſelbigen Beſchuldigungen von neuem anzulügen, und der Verdacht bleibt ſtehen.

Er.

Nicht ſo geſchwinde, Lieber! Laſſen Sie uns zu der Erklärung, die Sie vorhin vom blinden Glauben gaben, zurück gehen. Ihre Gegner würden vermuthlich ſagen, dieſe Erklärung ſchränke den Begriff des blinden Glaubens zu ſehr ein; jeder Beyfall, jede Bejahung, die nicht auf Vernunftgründen beruhe, könne und müſſe ſo benannt werden.

Ich.

Sollten meine Gegner dergleichen wohl behaupten wollen?

Er.

Warum nicht?

Ich.

Sie haben Recht: Warum nicht? — So antworten Sie mir denn: Glauben Sie, daß ich gegenwärtig hier vor Ihnen ſitze und mit Ihnen rede?

Er.

Das glaube ich nicht blos; das weiß ich.

Ich.

Woher wiſſen Sie das?

Er.

Weil ich es empfinde.

Ich.

Sie empfinden, daß ich hier vor Ihnen ſitze und mit Ihnen ſpreche? Das iſt mir ganz unverſtändlich. Was? Ich, wie ich hier ſitze, hier mit Ihnen ſpreche, bin Ihnen eine Empfindung?

Er.

Sie ſind meine Empfindung nicht, ſondern die äußerliche Urſache meiner Empfindung. Die Empfindung, verknüpft mit ihrer Urſache, giebt mir diejenige Vorſtellung, die ich Sie nenne.

Ich.

Alſo empfinden Sie eine Urſache als Urſache?

Sie werden eine Empfindung gewahr, und in dieſer Empfindung eine andere Empfindung, durch die Sie empfinden, daß dieſe Empfindung die Urſache von jener Empfindung iſt, und das zuſammen macht eine Vorſtellung aus; eine Vorſtellung, die ein Etwas enthält, welches Sie den Gegenſtand nennen? Noch einmal, ich begreife von dem allem nichts. Und dann ſagen Sie mir nur, woher Sie wiſſen, daß die Empfindung einer Urſache als Urſache, die Empfindung einer äußerlichen Urſache, eines wirklichen Gegenſtandes außer Ihrer Empfindung iſt?

Er.

Das weiß ich zufolge der ſinnlichen Evidenz. Die Gewißheit, die ich davon habe, iſt eine unmittelbare Gewißheit, wie die von meinem eigenen Daſeyn.

Ich.

Sie haben mich zum Beſten! So kann der Philoſoph aus der Kantiſchen Schule, der blos empiriſche Realiſt*) wohl ſprechen, aber kein eigentlicher Realiſt, wie Sie doch ſeyn wollen. Die Gültigkeit der ſinnlichen Evidenz iſt ja gerade das, wovon die Frage iſt. Daß uns Dinge als außer uns erſcheinen, bedarf freylich keines Beweiſes. Daß aber dieſe Dinge dennoch nicht bloße Erſcheinungen in uns, nicht bloße Beſtimmungen unſeres eigenen Selbſtes, und, folglich, als Vorſtellungen von etwas außer uns, gar nichts ſind; ſondern daß ſie, als Vorſtellungen in uns, ſich auf wirklich äußerliche, an ſich vorhandene Weſen beziehen, und von ihnen genommen ſind: dawider laſſen ſich nicht allein Zweifel erregen, ſondern es iſt auch häufig dargethan worden, daß dieſe Zweifel durch Vernunftgründe im ſtrengſten Verſtande nicht gehoben werden können. Ihre unmittelbare Gewißheit der äußern Gegenſtände wäre alſo, nach der Analogie meines Glaubens, eine blinde Gewißheit.

---

*) S. die Beylage über den tranſcendentalen Idealismus.

Er.

Sagen Sie denn nicht ſelbſt in Ihrem dritten Briefe an Mendelsſohn, „daß wir andre wirkliche Dinge gewahr werden, mit derſelben Gewißheit, mit der wir uns ſelbſt gewahr werden?“

Ich.

Nachdem ich unmittelbar vorher bemerkt hatte, daß, nach ſtreng philoſophiſchen Begriffen, dieſes Wiſſen nur ein Glauben ſey; indem, was keines ſtrengen Beweiſes fähig iſt, nur geglaubt werden kann, und für dieſen Unterſchied kein andres Wort ſich in der Sprache findet. Freylich drückt man ſich auf dieſe Weiſe im gemeinen Leben nicht aus; aber von dem Unterſchiede, der hier bezeichnet werden ſoll, iſt auch im gemeinen Leben nie die Frage; wohl aber in der Philoſophie, wo eben dieſer Unterſchied bey Unterſuchung der menſchlichen Vernunft und ihrer Verrichtungen (provincia sua) von der größten Wichtigkeit, und ſeine Beſtimmung von den erheblichſten Folgen iſt. So war der Fall zwiſchen Mendelsſohn und mir. Mendelsſohn hatte mir, *ohne die geringſte Veranlaſſung*, chriſtliche Geſinnungen aufgebürdet, die weder chriſtlich noch die meinigen waren; dieſen ſetzte er die ſeinigen, als *jüdiſche*, entgegen, indem er ſagte: „Meine Religion kennt keine Pflicht, dergleichen „Zweifel anders als durch Vernunftgründe zu heben, „befiehlt keinen Glauben an ewige Wahrheiten. Ich „habe alſo einen Grund mehr, *Ueberzeugung* zu „ſuchen.“ —

Ohne dieſen ſarkaſtiſchen Ausfall — welchem die Beſchuldigung: ich ſuche mich nur durch eine Hinterthüre zu retten, leicht anzuſehen war — durch eine Widerlegung abzutreiben, die mich in Dinge verwickelt hätte, in die ich mich nicht verwickeln laſſen wollte; gab ich nur folgendes zur Antwort: „Wenn jedes Fürwahrhalten, welches nicht aus Vernunftgründen ſich entwickelt, Glaube iſt (denn dieſer Gegenſatz von Vernunfterkenntniß und Glaube war von Mendelsſohn ſelbſt angegeben); ſo muß die Ueberzeugung aus Vernunftgründen ſelbſt aus dem Glauben kommen, und ihre Kraft von ihm allein empfangen.“ — Ich drückte mich auf dieſe Weiſe aus in einem Privat-Schreiben an einen berühmten Philoſophen, von dem ich annehmen mußte, daß ihm die Vorderſätze, worauf ich mich ſtützte, und ihre angenommene Richtigkeit bekannt wären. Die Billigkeit erforderte, da dieſes Privat-Schreiben, als eine unveränderte Urkunde, ins Publikum käm, daß es auch als ein Privat-Schreiben, (das aus dem Studierzimmer eines Gelehrten nur in das Studierzimmer eines andern Gelehrten gehen ſollte, und mit nichten an das Publikum gerichtet war) geleſen und beurtheilt würde, und daß man die verſchiedenen Beziehungen, in denen das Geſagte da ſteht, nicht aus der Acht ließe. Alsdann würde nach der Ausdehnung, die Mendelsſohn dem Begriffe von ewigen Wahrheiten gegeben hatte, mein Satz. . . . .

Er.

Lieber, ich fürchte, wir laufen zu weit aus, und verlieren die Richtung. Vor dieſem Fehler müſſen wir uns hüten.

Sie ſagen: was keines ſtrengen Beweiſes fähig ſey, könne nur geglaubt werden, und dieſen Unterſchied im Fürwahrhalten zu bezeichnen, habe die Sprache kein anderes Wort, als das Wort Glauben. Nun iſt aber dieſer Unterſchied, wie Sie ebenfalls behaupten, ſchon längſt und vielfältig wahrgenommen worden. Wie geht es denn zu, daß man des einzigen Wortes, welches die Sprache hat, dabey entbehren konnte? Denn der Gebrauch, den Sie von dieſem Worte machen, iſt doch unerhört; man findet es nirgendwo in derſelben Bedeutung.

Ich.

Nirgendwo? Schlagen Sie nur die Recenſion von Reid's Essays on the intellectual Powers of man, im April der diesjährigen (1786) Allg Litt. Zeitung auf; da finden Sie dieſes Wort gerade in derſelbigen Bedeutung; und ſo werden Sie es überall finden, wo über dieſe Materie philoſophirt wird. Noch einmal, die Sprache hat kein anderes Wort*)

Er.

Was? In der Allg. Litt. Zeitung?

Ich.

Da, leſen Sie, S. 182, „Er (Reid) unterſcheidet *Conception* .... von *Perception*, das „vielleicht am beſten durch Empfindung gegeben wird; „denn es iſt nach ſeiner Definition, die Vorſtellung „einer Sache verbunden mit dem Glauben „von ihrem äuſſeren Gegenſtande.“

Er.

Ich muß lachen, daß Sie ſogleich mit einem Beleg aus demſelbigen Journal bey der Hand ſind, welches Ihnen die empfindlichſten Vorwürfe über den Gebrauch eben dieſes Wortes gemacht hat.

---

*) Auch Mendelsſohn bedient ſich deſſelben. S. Morgenſtunden, erſte Ausgabe. S. 106.

Ich.

Ich habe die auffallendſten dieſer Vorwürfe ausgezogen und zuſammengeſtellt. Sie liegen hier in meinem Hume. Wollen wir einmal das Blatt mit einander ableſen?

Er.

Sehr gern.

Ich.

„Allg. Litt. Zeitung Nro. 56. und Nro. 125.

„Wir *glauben* nicht, daß wir einen Körper haben, und daß außer uns andre Körper und andre denkende Weſen vorhanden ſind; ſondern: wir empfinden uns ſelbſt, *empfinden* unſern und andre Körper außer uns, und *ſchließen* auf denkende Weſen außer uns. Logik und Gemeinſinn haben ſeit undenklichen Zeiten zwiſchen Glauben und Empfindung einen Unterſchied gemacht. Ihn vernachläßigen, heißt einen der erſten Begriffe der Vernunftlehre ganz unnöthig verwirren. Was Andre Empfindung, ſinnliche Ueberzeugung heiſſen, auch Glaube zu nennen, iſt eine willkührliche Verdrehung des gemeinen Sprachgebrauchs, Wortſpielerey, um den Schein zu gewinnen, als hätte man etwas neues geſagt. *Ke–*

„*νοδοξια* iſt aber noch etwas ſchlimmer als *Παραδοξια*. Mann ſoll bekannte Sachen mit bekannten „Worten ausdrücken; gangbare Münze nicht eigenmächtig umprägen; nicht einen, wo nicht blauen, „wenigſtens doch leeren Dunſt erregen, Mißverſtand „veranlaſſen, und zu dem Verdacht Gelegenheit geben, „man welle unvermerkt alles auf Glauben an poſitive Sätze der Religion zurück bringen.“ — Fällt Ihnen etwas erhebliches ein, das ich ausgelaſſen hätte?

Er.

Nichts erhebliches; nur daß ich die einſchärfenden Wiederholungen vermiſſe, deren Nachdruck aber, wie mir däucht, durch die dichte Zuſammenſtellung der Urtheile ziemlich erſetzt wird. Ich bin neugierig, wie man Ihre Gründe, wenn Sie damit hervorrücken, empfangen wird.

Ich.

Gründe? Ich habe etwas Beſſeres, worüber man nicht ſo ſchlechterdings herfahren, oder es nur gerade zu unter die Bank ſchieben darf, wie Gründe: ich habe eine Autorität*). Alle die bittern Vorwürfe, die ich eben abgeleſen habe, die muß alle hier mein gute David Hume aufladen. Er mag ſehen, wie er ſich mit der Logik und dem Menſchenverſtande vergleicht, und zu den erſten Regeln des Vernunftgebrauchs den Rückweg findet; er mag ſehen, wie er die Vorwürfe von κενοδοξια, von Wortſpielerey, Windmacherey, blauen oder leeren Dunſt, vornemlich aber den Verdacht von ſich abtreibe: er wolle unvermerkt alles auf Glauben an poſitive Sätze der Religion zurück bringen: denn es iſt auch nicht Einer von dieſen Ausfällen, der ihm nicht gerade auf den Leib gienge, da er ſich des Wortes Glaube nicht allein in demſelbigen Verſtande, worin es von mir gebraucht worden iſt, bedient, ſondern auch bey demſelben mit Bedacht ſich aufhält, um zu erhärten, daß es das eigentliche Wort für die Sache

---

*) Carteſius wünſchte ſeine Schrift über den Menſchen der Sorbenne zuzueignen, und ſchrieb an den Pater Merſenne: „Ich muß

„auf alle Weiſe ſuchen mich auf Autorität zu ſtützen, weil die „Wahrheit an ſich ſo wenig gilt.“ — Daß die Sorbonne für den Carteſius ſelbſt keine Autorität war, bedarf wohl keiner Erinnerung. Hier ſind ſeine eigenen Worte: Fateor enim tibi, quorundam cavillationibus eo me adductum fuiſſe, ut aliena dehinc autoritate, quantum potero, munitum me velim, quandoquidem veritas ſola tantopere algeat. Ep. P. II. Ep. 43.

ſey; das Einzige, deſſen man ſich dabey mit Fug bedienen könne*).

---

*) Man hat mir noch beſonders, und als etwas doppelt und dreyfach unerhörtes vorgeworfen, daß ich ſogar von unſerm eigenen Körper ſage, auch ſein Daſeyn könne nur geglaubt werden. Aeuſſerſt befremdend iſt dieſer Vorwurf, da ſich dieſelbige Behauptung beym Carteſius und einer Menge Philoſophen nach ihm findet. Bilfinger ſagt in ſeinen Dilucid. Phil. §. CCXLIII. „Scio, ridere homines, si quis postulet, ut *probent*, *hoc corpus esse suum corpus.* Rideant sane, si quis *dubitabundus* quaerat. Idea enim illius notae tam est omnibus hominibus communis et clara, ut nemo hic falli possit. Sed *philosophi* est, *distincte* nosse, quod *alii clare* norunt: hoc est, posse criteria illa, quibus omnes homines sua discernunt corpora, enumerare. *Unde* nosti, hoc corpus esse corpus tuum? Absit, ut *philosophus* respondeat *cum infantibus:* ich weiss es eben!“ Hierauf beweiſt er im 247 und 248ſten §., wie mir deucht unwiderleglich, daß man das wirkliche Daſeyn der Dinge, die uns außer unſerm Körper erſcheinen, nicht bezweifeln könne, ohne zugleich das Daſeyn des eigenen Körpers zu bezweifeln. Eine höchſt merkwürdige Stelle über dieſe Materie findet ſich in Büffons Naturgeſchichte (Tom. II. p. 432 u. f. prem. Edit. in 4to), die ich bedaure, nicht ganz hier einrücken zu können. Ich reiſſe folgende Zeilen (p. 434.) aus der Mitte. „Cependant nous pourons CROIRE qu'il y a quelque chose hors de nous, mais nous n'en sommes pas sûrs, au lieu que nous sommes assurés de l'existence réelle de tout ce qui est en nous; celle de notre ame est donc certaine, *et celle de notre corps paroit douteuse*, dès qu'on vient à penser que la matiere pourroit bien n'être qu'un mode de notre ame, une de ses façons de voir.“ Alſo auch Büffon glaubt nur, daß er einen Körper hat.

Er.

Ihr Geheimniß wird los. Rücken Sie doch nur vollends damit heraus.

Ich.

Ohne mich lange bitten zu laſſen, nachdem ich ſchon ſo viel verrathen habe.

Zuerſt, als Vorbereitung, ſehen Sie in dem Abſchnitte über die Akademiſche oder Skeptiſche Philoſophie, hier dieſe Stelle*): „Es ſcheint unläugbar, daß „die Menſchen durch einen angebornen Trieb, oder

---

*) Da die bekannte deutſche Ueberſetzung des Hume mir nicht Genüge thut, und man an der Pünktlichkeit der meinigen zweifeln könnte, ſo werde ich überall den Engliſchen Text beyfügen. Meine Ausgabe iſt die Londoner von 1770. in klein 8vo. — „It seems „evident, that men are carried, by a natural instinct or pre„possession, to repose faith in their senses: and that, without „any reasoning, or even almost before the use of reason, we „always suppose an external universe, which depends not on „our perception, but would exist, though we and every sensi„ble creature were absent or annihilated. Even the animal crea„tion are governed by a like opinion, and preserve this *belief* „of external objects, in all their thoughts, designs, and actions.... „This very table, which we see white, and which we feel hard, „*is believed* to exist, independent of our perception, and to be „something external to our mind, which perceives it .... „*Hume's Enquiry concerning Human Understanding.* „Sect. XII.

„eine Grundbeſchaffenheit ihres Weſens, genöthiget
„werden, ihren Sinnen zu glauben; und daß wir ohne
„alle Vernunftſchlüſſe, ja ſelbſt vor allem Gebrauche
„der Vernunft, eine äuſſere Welt beſtändig voraus-
„ſetzen, die von unſerer Wahrnehmung unabhängig
„iſt, und auch alsdann noch beſtehen würde, wenn
„auch wir und alle andre empfindende Weſen nicht
„mehr darinn gegenwärtig oder ganz vernichtet wären.
„Selbſt das Thiergeſchlecht ſteht unter der Herrſchaft
„dieſer Meynung, und bleibt dem Glauben an äu-
„ßere Gegenſtände in allen ſeinen Gedanken, Abſichten
„und Handlungen getreu.“ . . . „Von dieſer Tafel
„hier, die wir nach dem Geſichte weiß, und nach dem
„Gefühl hart nennen, glauben wir, daß ſie
„wirklich vorhanden ſey; vorhanden unab-
„hängig von unſerer Empfindung, und als Etwas au-
„ßer dem empfindenden Weſen, welches ihre Vorſtel-
„lung hat.“

Nun wollen wir die eigentlichen Hauptſtellen aufſchlagen. Sie erinnern ſich doch Hume's berühmter Zweifel gegen die Zuverläßigkeit der Schlüſſe, die wir aus einer nothwendigen Verknüpfung von Urſache und Wirkung herzuleiten pflegen.

Er.

Wenn ich mich recht erinnere, ſo ſind ſeine Gründe kürzlich dieſe. Der ſinnliche Schein entdeckt uns nichts von den innern Kräften der Dinge. Adam, da er zuerſt einen durchſichtigen See erblickte, konnte nicht wiſſen, daß er erſticken würde, wenn er ſich hineinſtürzte; eben ſo wenig von dem Einen Körper, daß er die Kraft habe ihn zu ernähren, als von dem andern, daß er dieſe Kraft nicht habe. Wir wagen auch nie auf einzelne Wahrnehmungen, wenn wir zum erſtenmal eine Erſcheinung unmittelbar auf eine andre folgen ſehen, von der erſten zu entſcheiden, daß ſie eine Urſache, und von der andern, daß ſie eine Wirkung dieſer Urſache ſey. Dieſes Band wird allein in der Imagination durch die wiederholte Erſcheinung derſelbigen Folge geknüpft. Und wie oft wird nicht ein ſolches Band, nachdem es Jahrhunderte gehalten hat, durch eine neue auffallende Entdeckung plötzlich zerriſſen? Beweis genug, daß wir blos das auf einander folgende; nie das verknüpfende in dieſer Folge wahrnehmen. Selbſt bey den Bewegungen unſeres eigenen Körpers, wiſſen wir blos aus der Erfahrung, welche von dieſen Bewegungen auf eine gewiſſe Beſtimmung unſeres Willens ſich ergeben, und welche ſich nicht darauf ergeben. Ich ſtehe von meinem Stuhle auf wenn ich will; aber ich ſchlafe nicht ein, hungere und durſte nicht, wenn ich will: der eigentliche medius terminus des Erfolgs oder Nichterfolgs iſt uns aber in beyden Fällen gleich unbekannt. Und wie hier, ſo fehlt dieſer medius terminus, wenn wir bis auf den geltenden Punkt zurückgehen, überall.

Das Verknüpfende der Erſcheinungen, ihr Zuſammenhang ſelbſt, da derſelbe ſich nie in der Anſchauung darſtellt, kann noch weniger durch Vernunftſchlüſſe gefunden werden. Denn die bloß comparativ allgemeinen Sätze drücken nur eine unbeſtimmte Summa einzelner Wahrnehmungen aus, die vorhergegangen ſeyn müſſen; ſchlechterdings allgemeine Sätze aber nur Verhältniſſe von Begriffen, oder das Identiſche in denſelben: ſo daß der unwiderſprechliche Satz, idem est idem, ihr ewiger medius terminus iſt, aus welchem das Facit eines directen ſimpeln Esse ſich nie ergeben kann.

Ich.

Vortrefflich! Nun hören Sie an. (* „Nichts iſt freyer, als die Einbildungskraft des Menſchen, und

---

(* „Nothing is more free than the imagination of man; and though it cannot exceed that original stock of ideas, furnished by the internal and external senses, it has unlimited power of mixing, compounding, separating and dividing these ideas, to all the varieties of fiction and vision. It can feign a train of events, with all the appearance of reality, ascribe to them a particular time and place, conceive them as existent, and paint them out to itself with every circumstance, that belongs to any historical fact, which it believes with the greatest certainty. Wherein, therefore, consists the difference between such a fiction and belief? It lies not merely in any particular idea, which is annexed to such a conception as commands our assent, and which is wanting to every known fiction. For as the mind has authority over all its ideas, it could voluntarily annex this particular idea to any fiction, and consequently be able to believe whatever it pleases, contrary to what we find by daily experience. We can in our conception, join the head of a man to the body a horse; but it is not in our power to believe that such an animal has ever really existed.

„It follows, therefore, that the difference between *fiction* and *belief* lies in some sentiment or feeling, which is annexed to the latter, not to the former, and which depends not on the will, nor can be commanded at pleasure. It must be excited by nature, like all other sentiments; and must arise from the particular situation, in which the mind is placed at any particular juncture. Whenever any object is presented to the memory or senses, it immediately, by the force of custom, carries the

„obgleich ſie den von den äußerlichen und innerlichen „Sinnen gelieferten Vorrath von Ideen nicht über-

---

„imagination to conceive that object, which is usually conjoined „to it; and this conception is attended with a feeling or senti„ment, different from the loose reveries of the fancy. In this „consists the whole nature of belief. For as there is no matter „of fact which we believe so firmly, that we cannot conceive „the contrary, there would be no difference between the concep„tion assented to, and that which is rejected, were it not for „some sentiment, which distinguishes the one from the other. „If J see a billard-ball moving towards another, on a smooth „table, J can easily conceive it to stop upon contact. This con„ception implies no contradiction; but still it feels very diffe„rently from that conception, by which J represent to myself the „impulse, and the communication of motion from one ball to „another.

„Were we to attempt a definition of this sentiment, we „should, perhaps, find it a very difficult, if not an impossible task; „in the same manner as if we should endeavour to define the „feeling of cold or passion of anger, to a creature who never had „an experience of these sentiments. BELIEF is the true and „proper name of this feeling; and no one is ever at a loss to „know the meaning of that term; because every man is every „moment conscious of the sentiment represented by it. It may „not, however, be improper to attempt a *description* of this „sentiment; in hopes we may, by that means, arrive at some „analogies, which may afford a more perfect explication of it. J „say then, that belief is nothing but a more vivid, lively, forci„ble, firm, steady conception of an object, than what the ima„gination alone is ever able to attain. This variety of terms,

„ſchreiten kann, ſo hat ſie doch ein uneingeſchränktes
„Vermögen, dieſe Ideen zu miſchen, zuſammenzuſetzen,

„which may seem so unphilosophical, is intended only to express
„that act of the mind, which renders realities, or what is taken
„for such, more present to us than fictions, causes them to
„weigh more in the thought, and gives them a superior influence
„on the passions and imagination. Provided we agree about the
„thing, it is needless to dispute about the terms. The imagination
„has the command over all its ideas, and can join and mix
„and vary them, in all the ways possible. It may conceive fictitious
„objects with all the circumstances of place and time. It may
„set them, in a manner, before our eyes, in their true colours,
„just as they might have existed. But as it is impossible that
„this faculty of imagination can ever, of itself, reach belief, it
„is evident, that belief consists not in the peculiar nature or order
„of ideas, but in the *manner* of their conception, and in
„their feeling to the mind. I confess, that it is impossible perfectly
„to explain this feeling or manner of conception. We
„may make use of words, which express something near it.
„But its true and proper name, as we observed before, is belief;
„which is a term, that every one sufficiently understands in
„common life. And in philosophy we can go no farther than assert
„that *belief* is sommething felt by the mind, which distinguishes
„the ideas of the judgment from the fictions of the imagination.
„It gives them more weight and influence: makes
„them appear of greater importance, inforces them in the mind;
„*and renders them the governing principle* of our actions." —
Hume's Enquiry concerning Human Understanding.
Sect. V. — Seit 71 — 73. im 3ten Bande der von mir angezeigten Ausgabe ſeiner Essays.

„zu trennen und zu theilen, um alle Mannichfaltigkeiten der Dichtung und des Wahns hervorzubringen. „Sie kann eine Folge von Begebenheiten mit allen „Umſtänden der Wirklichkeit erſinnen, ihnen Zeit und „Ort beſtimmt anweiſen, ſie als wirklich vorhanden „betrachten, ſie ausmahlen und mit allem dem verſehen, was eine Geſchichtswahrheit an ſich hat, die „wir mit der größeſten Gewißheit glauben. Worin „beſteht nun der Unterſchied zwiſchen einem ſolchen „einbilden und glauben? Er liegt nicht bloß in „einer beſondern Vorſtellung, die mit der Vorſtellung „deſſen, was ſich uns als wirklich und wahr aufdringt, „verknüpft wäre, der anerkannten Erdichtung aber „mangelte. Denn da die Seele über alle ihre „Vorſtellungen Gewalt hat, ſo könnte ſie willkührlich dieſe beſondere Vorſtellung mit irgend einer Erdichtung verknüpfen, und folglich glauben was ihr „beliebte; welches der täglichen Erfahrung widerſpricht. In unſerer Einbildung können wir den Kopf „eines Menſchen mit dem Leibe eines Pferdes vereinigen, aber es iſt nicht in unſerer Macht zu glauben, „daß ein ſolches Thier je da geweſen ſey.

„Alſo folgt, daß der Unterſchied zwiſchen Er-

„dichtungen und dem was wir glauben, in einer
„gewiſſen Empfindung oder einem gewiſſen Gefühl
„liegt, welches mit dieſem verknüpft, mit jenem aber
„nicht verknüpft iſt; einem Gefühl, das nicht von unſerem
„Willen abhängt, und nicht nach Wohlgefallen
„kann hervorgerufen werden. Die Natur muß es erregen,
„gleich allen andern Gefühlen; und es muß
„aus dem beſondern Zuſtande entſpringen, in welchen
„die Seele bey irgend einem beſondern Anlaſſe geſetzt
„wird. Wenn dieſer oder jener Gegenſtand ſich den
„Sinnen oder dem Gedächtniß darſtellt, ſo wird, durch
„die Macht der Gewohnheit, die Einbildungskraft unmittelbar
„auf die Vorſtellung geleitet, welche gewöhnlich
„mit dieſem Gegenſtande verknüpft iſt; und
„dieſe Vorſtellung iſt begleitet von einem Gefühl, welches
„ſie von den leeren Träumereyen der Phantaſie
„unterſcheidet. Hierin beſteht die ganze
„Natur des Glaubens. Denn da wir keine
„Thatſache dergeſtellt auffaſſen, daß der Begriff ihres
„Gegentheils unmöglich wäre, ſo würde zwiſchen
„einer Vorſtellung, die wir als das Wirkliche bezeichnend
„annehmen, und einer andern, die wir als ſolche
„verwerfen, kein Unterſchied vorhanden ſeyn,

„würde nicht dieſer Unterſchied mittelſt eines gewiſſen
„Gefühls gegeben. Wenn ich auf einer glatten Tafel
„eine Biljardkugel gegen eine andere ſich bewegen ſe-
„he, ſo kann ich mir leicht die Vorſtellung machen,
„daß jene Kugel im Moment der Berührung ſtille ſte-
„hen bliebe. Dieſe Vorſtellung hat an ſich nichts wi-
„derſprechendes; aber ſie iſt doch von einer ganz an-
„dern Art als jene, die mir den Stoß und die dadurch
„der einen Kugel von der andern mitgetheilte Bewe-
„gung darſtellt.“

„Der Verſuch, von dieſem Gefühl eine Definition
„zu geben, würde ein ſehr ſchweres, wo nicht unmög-
„liches Unternehmen ſeyn, gerade ſo, als wenn wir
„einem, der nie Kälte oder Zorn empfunden hätte, je-
„nes Gefühl und dieſe Leidenſchaft begreiflich machen
„wollten. GLAUBE iſt der wahre eigentliche Na-
„me für dies Gefühl, und niemand kann wegen ſeiner
„Bedeutung ſich in Verlegenheit befinden, da jeder
„Menſch in jedem Augenblicke des durch dieſes Wort
„bezeichneten Gefühls ſich bewußt iſt. Gleichwohl
„mag es nicht übel gethan ſeyn, eine Beſchreibung
„dieſes Gefühls zu verſuchen, in Hoffnung, dadurch
„zu einigen Analogien zu gelangen, die uns einer Ein-

„ſicht in daſſelbe näher brächten. Ich ſage alſo, daß „Glaube nichts anders iſt, als eine ſtärkere, lebendigere, mächtigere, feſtere, anhaltendere Vorſtellung „eines Gegenſtandes, als die Einbildungskraft allein „je zu erreichen im Stande iſt. Dieſe Mannichfaltigkeit von Ausdrücken, die ſehr unphiloſophiſch ſcheinen „mag, hat allein zur Abſicht, jenen Act der Seele zu „bedeuten, in welchem das Reale, oder was dafür „gehalten wird, mehr Gegenwart, mehr Gewicht im „Verſtande, und einen ſtärkeren Einfluß auf die Leidenſchaften und die Einbildungskraft erhält, als das „Erdichtete. Es iſt unnütz über Worte zu ſtreiten, „wenn wir in der Sache einig ſind. Die Einbildungskraft hat über ihre Vorſtellungen zu gebieten; ſie „kann ſie auf alle mögliche Weiſe miſchen und veränändern; ſie kann erdichtete Gegenſtände mit allen „Umſtänden des Orts und der Zeit hervorbringen; ſie „kann ſie mit dem vollen Anſtriche der Wahrheit, gerade wie ſie hätten vorhanden ſeyn können, uns vor „Augen ſtellen. Da aber dennoch die Einbildungskraft mit dieſem Vermögen es für ſich allein nie dahin bringen kann, den Glauben zu bewirken, ſo iſt „es klar, daß der Glaube nicht auf einer beſonderen

„Natur oder Ordnung der Vorſtellungen, ſondern auf „der Art ihrer Wahrnehmung, und wie ſie von der „Seele empfunden werden, beruhe. Ich geſtehe, daß „es unmöglich iſt, dies Gefühl, oder dieſe Art der „Wahrnehmung vollkommen ins klare zu ſtellen. Es „giebt Worte, die etwas ähnliches ausdrücken; aber „das wahre eigentliche Wort dafür iſt „Glaube, ein Ausdruck, den jedermann im gemeinen Leben verſteht. Und die Philoſophie kann nicht „mehr herausbringen, ſondern muß dabey ſtehen bleiben, daß Glaube Etwas von der Seele Gefühltes ſey, welches die Bejahungen des Wirklichen „und ſeine Vorſtellung, von den Erdichtungen der „Einbildungskraft unterſcheidet. Dadurch erhalten „jene Vorſtellungen mehr Gewicht und Einfluß, ſetzen „ſich in größeres Anſehen, durchdringen die Seele, „und werden zum herrſchenden Prinzip „unſerer Handlungen.“

Nun, was ſagen Sie zu dieſer Vorleſung?

Er.

Was jedermann wird ſagen müſſen. Nicht allein derſelbige Gebrauch des Wortes Glaube, ſondern auch Ihr Satz: daß Glaube das Element aller Erkenntniß und Wirkſamkeit ſey, liegt hier klar zu Tage. Es ſcheint ſogar, daß Hume unter dieſem Satze noch mehr befaßt, und ihm eine ſich weiter verbreitende Anwendung giebt, als Sie.

Ich.

Allerdings. Ich gebe Ihnen hernach das Buch mit nach Hauſe, damit Sie den ganzen Abſchnitt, und auch die beyden folgenden mit Muße und Aufmerkſamkeit leſen. Das verzweifelte Wort *Glaube* kommt immer wieder vor, und Sie werden finden, daß wir ohne Glauben nicht vor die Thüre gehen, und weder zu Tiſche noch zu Bette kommen können.

Er.

Nun fehlte nichts, als daß Sie auch noch den Gebrauch des Wortes *Offenbarung*, bey der Wahrnehmung der Dinge außer uns, aus dem Hume oder ſonſt einem berühmten Manne von eben ſo geltendem Namen, zu rechtfertigen im Stande wären.

Ich.

Was der allgemeine Sprachgebrauch rechtfertigt, ſollte das noch eines beſondern Beyſpiels oder Zeugniſſes bedürfen? Wir ſagen ja gewöhnlich im Deutſchen, daß die Gegenſtände ſich uns durch die Sinne offenbaren. Eben ſo drückt man ſich im Franzöſiſchen, Engliſchen, Lateiniſchen und mehreren andern Sprachen aus. Mit dem beſondern Nachdruck, welchen ich auf dieſe Redensart gelegt, kann ſie bey Hume nicht vorkommen; unter andern deswegen, weil er es überall unentſchieden läßt, ob wir Dinge wirklich außer uns, oder blos als außer uns wahrnehmen. Darum heißt es auch in der Stelle, die ich Ihnen eben verlas: „das Reale, oder was dafür gehalten wird.“ Und nach ſeiner ganzen Denkungsart mußte er, in der ſpeculativen Philoſophie, dem ſkeptiſchen Idealismus geneigter, als dem Realismus ſeyn. Der entſchiedene Realiſt hingegen, der auf das Zeugniß ſeiner Sinne äußere Dinge unbezweifelt annimmt, dieſe Gewißheit als eine urſprüngliche Ueberzeugung betrachtet, und nicht anders denken kann, als daß auf dieſe Grunderfahrung aller Verſtandesgebrauch zur Erkenntniß der Außenwelt ſich gründen muß, — ein ſolcher entſchiedener Realiſt wie ſoll er das Mittel benennen, wodurch ihm die Gewißheit äußerer Gegenſtände, als von ſeiner Vorſtellung derſelben unabhängig daſeyender Dinge, zu Theil wird? Er hat nichts, worauf ſein Urtheil ſich ſtützen könnte, als die Sache ſelbſt; nichts als das Factum, daß die Dinge wirklich vor ihm ſtehen. Kann er ſich mit einem ſchicklichern Worte, als dem Worte *Offenbarung*, hierüber ausdrücken; iſt nicht hier vielmehr die *Wurzel* dieſes Worts, und die *Quelle* ſeines *Gebrauchs* zu ſuchen?

Er.

So ſcheint es allerdings.

Ich.

Daß dieſe Offenbarung eine *wahrhaft wunderbare* genannt zu werden verdiene, folgt von ſelbſt. Denn wenn man die Gründe für den Satz: daß unſer Bewußtſeyn ſchlechterdings nichts anders, als bloße Beſtimmungen unſeres eigenen Selbſtes zum Inhalt haben könne, gehörig ausführt, ſo ſteht der Idealismus, als mit der *ſpeculativen* Vernunft allein verträglich, in ſeiner ganzen Stärke da. Bleibt nun der Realiſt demohnerachtet ein Realiſt, und behält den Glauben, daß z. B. dieſes hier, was wir einen Tiſch nennen, keine bloße Empfindung, kein nur in uns ſelbſt befindliches Weſen, ſondern ein von unſerer Vorſtellung unabhängiges Weſen außer uns ſey, das von uns nur *wahrgenommen* wird: ſo darf ich ihn kühn nach einem ſchicklicheren Beyworte für die Offenbarung fragen, deren er ſich rühmt, indem er behauptet, daß ſeinem Bewußtſeyn ſich etwas außer ihm darſtelle. Wir haben ja für das Daſeyn an ſich eines ſolchen Dinges außer uns gar keinen Beweis, als das Daſeyn dieſes Dinges ſelbſt, und müſſen es ſchlechterdings unbegreiflich finden, daß wir ein ſolches Daſeyn gewahr werden können. Nun behaupten wir aber, wie geſagt, demohnerachtet, daß wir es gewahr werden; behaupten, mit der vollkommenſten Ueberzeugung, daß Dinge wirklich außer uns vorhanden ſind: daß unſere Vorſtellungen und Begriffe ſich nach dieſen Dingen, die wir vor uns haben, und nicht, umgekehrt, daß die Dinge, die wir vor uns zu haben nur *wähnen*, ſich nach unſeren Vorſtellungen und Begriffen bilden. — Ich frage: worauf ſtützt ſich dieſe Ueberzeugung? In der That auf nichts, als gerade zu auf eine Offenbarung, die wir nicht anders als eine *wahrhaft wunderbare* nennen können.

Er.

Aber wenigſtens doch keine *unmittelbare*?

Ich.

Unmittelbar in Abſicht auf uns, weil wir das *eigentliche* Mittelbare davon nicht erkennen. Aber deswegen zu läugnen, daß ſie durch ein natürliches Mittel dennoch geſchehe; oder wie der Idealiſt, das Factum ſelbſt, als der Vernunft entgegen, zu verwerfen: dies halte ich beydes dem ächten philoſophiſchen Geiſte nicht gemäß. Zu oft ſetzen wir den innigſten Erfahrungen Schlüſſe aus entfernten, höchſt unvollkommenen, Erfahrungen entgegen, und bauen unbegreiflich auf dergleichen Schlüſſe. Leibnitz hatte wohl Recht, da er ſagte: *Die Menſchen ſuchen was ſie ſchon wiſſen, und wiſſen nicht was ſie ſuchen**).

Er.

Ich bin vollkommen Ihrer Meynung: — Mir ſchwebt itzt eine Stelle von Hume in Gedanken, wo auch er, bey Gelegenheit der ſinnlichen Vorſtellungen, von Offenbarung ſpricht. Erinnern Sie ſich nichts davon?

Ich.

Sie werden eine Stelle meynen, die in demſelbigen Abſchnitte ſteht, aus dem ich Ihnen zuerſt vorlas. Den gegenwärtigen Punkt unſerer Unterredung wird ſie wohl nicht treffen. Sehen Sie hier!

---

*) Nouv. Essais. p. 138.

Er.

Ganz richtig. „Zu der Wahrhaftigkeit des „höchſten Weſens ſeine Zuflucht zu nehmen, (wie Carteſius,) um die Wahrhaftigkeit unſerer Sinne zu beweiſen, wäre ein höchſt ſonderbarer Umweg. Käme „Gottes Wahrhaftigkeit bey dieſer Sache im mindeſten in Anſpruch, ſo müßten unſere Sinne überall „untrüglich ſeyn; weil Gott unmöglich betrügen kann. „Zu geſchweigen, daß wenn die äußerliche Welt einmal in Zweifel gezogen wird, ſchwerlich noch Beweiſe „für das Daſeyn Gottes, oder irgend eine ſeiner Eigenſchaften werden aufzutreiben ſeyn.“ *) An der Seite, wo ich glaubte, paßt dieſe Stelle freylich nicht; aber ſie paßt an einer andern, weil ſie an die größte Schwierigkeit erinnert, die ſich bey dieſer Sache überhaupt findet, nemlich zu beſtimmen: in wie fern wir, vernünftiger Weiſe, dem Bericht unſerer Sinne glauben

---

*) Hume's Inquiry concerning Human Understanding. Sect. XII. Im 3ten Theil ſeiner Essais, S. 215.

dürfen oder nicht. Daß ſie uns häufig betrügen, liegt am Tage, und wenn man der Menge ihrer Täuſchungen nachdenkt, ſo ſcheint der Argwohn ſehr verzeihlich, daß unſere ganze ſinnliche Welt, mit unſerem Verſtande, der ſich ganz auf ſie bezieht, weiter nichts, als ein optiſcher Betrug ſey. Am mehrſten Genüge hierüber hat mir noch Bonnet mit den Einſchränkungen gethan, die er im XV. Hauptſtücke ſeines analytiſchen Verſuchs vorträgt.

Ich.

Was Bonnet an dieſem Orte ſagt, iſt wirklich ſehr gut überdacht. Aber viel *durchgedachter* und tiefer ausgeholt, obgleich auch nicht auslangend, was Sie ſich erinnern müſſen im Sophyle meines Freundes Hemſterhuis geleſen zu haben.

Nach dem Sophyle ſind unſere Vorſtellungen von den Gegenſtänden, das *Reſultat der Beziehungen, welche ſich zwiſchen uns und den Gegenſtänden, und allem, was uns von den Gegenſtänden trennt, befinden.* So ſind zwiſchen uns und den *ſichtbaren* Gegenſtänden, Licht, unſere Augen, der Verfolg der Nerven. Setzen wir jetzt z. B. für den Gegenſtand die Zahl 4; für den Inbegriff von allem, was zwiſchen uns und dem Gegenſtande iſt, die Zahl 3; und für die Vorſtellung des Gegenſtandes, die Zahl 12. Nun wäre freylich 12 nicht = 4. Wäre aber die Zahl 4 nicht 4, ſo wäre 4 multipliciert mit 3, nicht 12. Die Vorſtellung = 12, iſt alſo weder die reine Vorſtellung der für den Gegenſtand geſetzten Zahl 4, noch der für den Inbegriff deſſen, was ſich zwiſchen ihm und mir befindet, geſetzten Zahl 3, noch der Handlung des Zuſammen- und Aufnehmens: ſondern ſie iſt die Vorſtellung von 12. Betrachte ich nun z. B. eine Kugel, ſo giebt der äuſſerliche Gegenſtand, nebſt allem, was ſich zwiſchen ihm und mir befindet (der geſammte Eindruck und ſeine Aufnahme in mir), diejenige Vorſtellung, die ich eine Kugel nenne. Betrachte ich eine Säule: ſo giebt der äuſſerliche Gegenſtand, nebſt allem, was ſich zwiſchen ihm und mir befindet, diejenige Vorſtellung, die ich eine Säule nenne: da aber, was ſich zwiſchen mir und der Kugel befindet, daſſelbige iſt, was ſich auch zwiſchen mir und der Säule befindet, ſo muß ich ſchließen, daß der Unterſchied, welchen ich zwiſchen der Kugel und der Säule wahrnehme, ſich in dieſen Gegenſtänden ſelbſt befindet. — Sie begreifen, wie fruchtbar an Folgerungen dieſe Bemerkung ſeyn muß.

Auf dieſe Weiſe alſo zeigt Hemſterhuis, daß eine wahrhafte Analogie zwiſchen den Dingen und unſern Vorſtellungen von ihnen ſeyn müſſe; und daß in den Verhältniſſen unſerer Vorſtellungen, die Verhältniſſe der Dinge ſelbſt auf das genaueſte gegeben werden; welches auch die Erfahrung beſtätigt, indem ſonſt ſchwerlich eine Erfindung der Kunſt, deren Ausführung nach einem bloßen Ideal verſucht werden muß, je in der Wirklichkeit zutreffen und gelingen würde.

Er.

In der That, dieſe Vorſtellungsart hat etwas ſehr einnehmendes. Sagen Sie mir: Hemſterhuis behauptet doch auch, daß unſere Ueberzeugung von dem wirklichen Daſeyn der Dinge außer uns eine *unmittelbare* Ueberzeugung ſey?

Ich.

Wenigſtens ſtreift er nur an den Verſuch, ſie erſt durch den Verſtand herauszubringen.

Er.

Von Bonnet weiß ich, daß er dieſen Weg einſchlägt, und auch unſer Ich, erſt mit Hülfe der Einbildungskraft, durch eine Operation des Verſtandes entſtehen läßt.

Ich.

Wo wird derſelbige Weg nicht eingeſchlagen? Der Realiſt aber, wenn er ihn geht, muß nothwendig dem Idealiſten in die Schlinge kommen.

Er.

Helfen Sie mir aus einer, in der ich mich in dieſem Augenblick gefangen fühle. Ich glaubte begriffen zu haben, daß unſere Ueberzeugung von dem eigenen Daſeyn der Gegenſtände unſerer Vorſtellungen, nur eine unmittelbare ſeyn könne; und nun däucht mir doch wieder, daß ſie auf einer Schlußfolge beruhe. Einen Theil meiner Vorſtellungen bringe ich willkührlich hervor, und verknüpfe ſie nach Wohlgefallen: hier fühle ich mich als ein thätiges Weſen. Eine Menge anderer Vorſtellungen kann ich nicht willkührlich hervorbringen, noch ſie beliebig verknüpfen: hier fühle ich mich als ein leidendes Weſen. Die Vergleichung beyder Vorſtellungen, der willkührlichen und unwillkührlichen in ihrer Entſtehung und Verknüpfung, leitet mich zu dem Schluſſe, daß jene eine Urſache außer mir haben müſſen: folglich zu dem Begriff und der Ueberzeugung, von wirklich außer mir vorhandenen, von meinen Vorſtellungen unabhängigen Gegenſtänden.

Ich.

So machen Sie es in der That? — Alſo hier dieſer Tiſch; dort jenes Schachbrett mit ſeinen aufgeſtellten Figuren; meine Wenigkeit, die mit Ihnen ſpricht: wir werden, nur durch einen Schluß, aus Vorſtellungen, für Sie zu wirklichen Gegenſtänden? Erſt hinten-nach, durch einen Begriff, den Sie uns beyfügen, kommt es dazu, daß Sie uns für etwas außer Ihnen vorhandenes, nicht für bloße Beſtimmungen Ihres eigenen Selbſtes halten? —

Er.

Das freilich nicht. Aber bleibt es nicht dennoch wahr, daß wir die Ueberzeugung von dem wirklichen Daſeyn der Gegenſtände außer uns daher erhalten, daß uns ihre Vorſtellungen ohne unſer Zuthun gegeben werden, und wir, bey geöffneten Sinnen, nicht einmal vermögend ſind, ſie abzuweiſen; daher; daß wir uns dabey paßiv fühlen?

Ich.

Auch das Bewußtſeyn entſteht uns ohne unſer Zuthun; wir ſind auch dieſes nicht vermögend abzuweiſen, und fühlen uns dabey nicht weniger paßiv, als bey denen Vorſtellungen, die wir Vorſtellungen äußerer Dinge nennen. Worin liegt nun der Unterſchied des leidenden Zuſtandes in beyden Fällen?

Er.

Ich ſehe Licht! — Der Gegenſtand trägt eben ſo viel zur Wahrnehmung des Bewußtſeyns bey, als das Bewußtſeyn zur Wahrnehmung des Gegenſtandes. Ich erfahre, daß ich bin, und daß etwas außer mir iſt, in demſelben untheilbaren Augenblick; und in dieſem Augenblicke leidet meine Seele vom Gegenſtande nicht mehr, als ſie von ſich ſelbſt leidet. Keine Vorſtellung, kein Schluß vermittelt dieſe zwiefache Offenbarung. Nichts tritt *in der Seele* zwiſchen die Wahrnehmung des Wirklichen außer ihr und des Wirklichen in ihr. Vorſtellungen ſind noch nicht; ſie erſcheinen erſt hinten-nach in der Reflexion, als Schatten der Dinge, welche *gegenwärtig* waren. Auch können wir ſie immer auf das Reale, wovon ſie genommen ſind, und welches ſie *vorausſetzen*, zurückführen; und wir müſſen ſie jedesmal darauf zurückführen, wenn wir wiſſen wollen, ob ſie wahr ſind.

Ich.

Sie haben's getroffen! Aber ich bitte, ſtrengen Sie noch einmal Ihre ganze Aufmerkſamkeit an, und faſſen Sie Ihr Weſen in dem Punkte einer einfachen Wahrnehmung zuſammen, damit Sie ein für allemal inne, und für Ihr ganzes Leben unerſchütterlich überzeugt werden: daß auch bey der allererſten und einfachſten Wahrnehmung, das Ich und das Du, inneres Bewußtſeyn und äuſſerlicher Gegenſtand, ſogleich in der Seele da ſeyn müſſen; beydes in demſelben Nu, in demſelben untheilbaren Augenblicke, ohne vor und nach, ohne irgend eine Operation des Verſtandes, ja ohne in dieſem auch nur von ferne die Erzeugung des Begriffes von Urſache und Wirkung anzufangen.

Er.

Gewiß, mein Freund, ich habe dies nun ſo gefaßt, daß nie mehr ein Zweifel dagegen in mir aufkommen kann. Mir iſt nicht anders, als ob ich am hellen Mittage aus einem tiefen Traum erwachte.

Nun helfen Sie mir, wo möglich, aus noch Einem Traume.

Ich ſehe vollkommen ein, daß wir bey der bloßen Wahrnehmung äußerlicher Dinge, nichts erfahren, was uns auf den Begriff von Urſache und Wirkung leiten könnte. Aber wie gelangen wir nun zu dieſem Begriffe? Es iſt ſchon ſo viel über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden, und wird nun von neuem ſo viel darüber geſchrieben. Mendelsſohn in ſeinen Morgenſtunden gründet den Begriff von Urſache und Wirkung auf die Wahrnehmung deſſen, was beſtändig unmittelbar auf einander folgt; alſo, auf Erfahrung und Induction. Dieſes läuft aber, wenn man die Sache gehörig auseinander ſetzt, auf eine bloße Erwartung ähnlicher Fälle hinaus; dieſe, auf eine angewohnte Verknüpfung in der Einbildungskraft; und ſo hätte David Hume geſiegt.

Ich frage: Sind wir gezwungen ihm dieſen Sieg zu laſſen? Meine Unterwerfung hat ein unüberwindliches Gefühl bisher verhindert, ob ich gleich in der Welt bey allen Verknüpfungen des Vorhergehenden und Nachfolgenden, wirklich nichts weiter wahrnehme, als das Beſtändige der unmittelbaren Folge. Helfen Sie mir aus dieſer Verlegenheit, wenn Sie ſich nicht etwa ſelbſt darin befinden.

Ich.

Ich befinde mich nicht in dieſer Verlegenheit, habe mich aber ehmals darin befunden, und ich will Ihnen treu erzählen, wie ich herausgekommen bin.

Wenn ich etwas weiter zurückgehe, als Sie es für nöthig halten möchten, ſo tröſten Sie ſich damit, daß unſere Aufmerkſamkeit einer kleinen Erfriſchung wohl bedarf, und daß es zu unſerem beſſeren, ſelbſt zu unſerem geſchwinderen Fortkommen dienen wird, ſie ihr zu gönnen. —

So lange ich mich beſinne, hat mir das angeklebt, daß ich mit keinem Begriffe mich behelfen konnte, deſſen äußerer oder innerer Gegenſtand mir nicht anſchaulich wurde durch Empfindung oder durch Gefühl. Objective Wahrheit und Wirklichkeit, waren in meinem Sinne eins, ſo wie klare Vorſtellung des Wirklichen und Erkenntniß. Jede Demonſtration, die mir nicht, Satz für Satz, auf dieſe Weiſe wahr gemacht werden konnte; jede Erklärung, die ſich mit keinem Gegenſtande intuitiv vergleichen ließ, die nicht genetiſch war: dafür war ich blind, und verſtockt. So habe ich den mathematiſchen Punkt, die mathematiſche Linie und Fläche, ſo lange als bloße

Hirngeſpinſte, oder, nach einem Ausdruck des Voltaire, comme de mauvaises plaisanteries angeſehen, bis ſie mir nicht mehr vor dem Körper, ſondern erſt nach demſelben, und in umgekehrter Ordnung erklärt wurden: die Fläche, als das Aeußerſte, das Ende, oder die Grenze des Körpers; die Linie, als das Aeußerſte der Fläche; der Punkt, als das Aeußerſte der Linie. Nicht eher verſtand ich das Weſen des Cirkels, bis ich ſeine Entſtehung aus der Bewegung einer Linie, wovon das eine äußerſte Ende veſt, das andre beweglich, begriff. †)

Er.

Und die Natur des Körpers ſelbſt?

Ich.

Davon nachher. Ich erzähle gegenwärtig blos.

Dieſe meine philoſophiſche Idioſynkraſie verurſachte mir früh eine Menge unangenehmer Begegnungen. Dummheit wurde mir beſtändig, und ſehr häufig Leichtſinn, Hartnäckigkeit und Bosheit vorgeworſen. Aber weder Schimpfworte, noch die härteſten Behandlungen konnten mich von meinem Uebel heilen. Man gewann nur ſo viel, daß ich ſelbſt eine ſehr ſchlechte Meynung von meinen Geiſtesfähigkeiten bekam, die mich um ſo mehr drückte, da ſie mit der brennendſten Begierde nach philoſophiſchen Einſichten verknüpft war.

---

*) S. Simſons Euklid. Anm. zur erſten Erklärung, und B. d. S. Opp. posth. p. 337. 589.

Eine ſehr glückliche Wendung nahm mein Schickſal, da ich nach Genf kam. Mein Lehrer in der Mathematik, der alte rechtſchaffene Durand, rieth mir, die Algeber bey Le Sage zu hören, und führte mich bey demſelben ein.

Le Sage wurde mir bald ſehr gut, und ich hieng an ihm, von meiner Seite, mit der innigſten Ehrfurcht, und dem liebevolleſten Zutrauen.

An einem Morgen, da ich es nach der Lehrſtunde wagte, den vortreflichen Mann wegen eines wiſſenſchaftlichen Anliegens um Rath zu fragen, erkundigte er ſich umſtändlicher nach der Eintheilung meiner Stunden, und jedem Gebrauch meiner Zeit. Er wunderte ſich, da er hörte, daß ich keinen Unterricht in der Philoſophie nähme, ſondern ſie blos für mich triebe. Ich verſicherte ihn, ich wäre von ſo ſchwerem und langſamem Begriff, daß ich bey jedem auch dem deutlichſten Lehrer zurückbliebe, folglich aus dem Zuſammenhange käme, und nur meine Zeit verlöre. — „Vous êtes malin!“ ſagte Le Sage lächelnd. — Ich wurde über und über roth, wie eine Flamme, und ſtammelte eine Betheurung nach der andern heraus, daß ich im Ernſt geſprochen hätte. Ich verſicherte, daß ich von Natur der unfähigſte Menſch wäre, der je gebohren worden, und allein durch den hartnäckigſten Fleiß etwas von meiner Dummheit überwunden hätte. Ich war reich an Erläuterungen und Beyſpielen, die Wahrheit meiner Ausſage zu bekräftigen, und es recht augenſcheinlich zu machen, daß es mir durchaus an glücklichen Anlagen fehle; an Scharfſinn, an Einbildungskraft, an allem. Le Sage that verſchiedene Fragen, die ich mit der Treuherzigkeit eines Kindes beantwortete. Er faßte darauf meine Hand in ſeine beyden Hände, und drückte ſie mit einer Bewegung, die ich noch fühle.

An dem Abend deſſelbigen Tages hörte ich etwas meine Windeltreppe heraufkommen ins vierte Stock, und mit einem ſachten Pochen an meine Thüre die Worte: „Est il permis?“ — Eine bekannte Stimme. Ich flog auf, und vor mir ſtand Le Sage.

Er.

Mir klopft das Herz, indem ich mir vorſtelle, wie Ihnen ſeyn mußte. Dergleichen Erſcheinungen hat man nur in dem Alter, unter ſolchen Umſtänden; ſie gehören in die Zeit der Patriarchen und der Unſchuld, wo die Himmliſchen noch die Hütten der Sterblichen beſuchten.

Ich.

Denken Sie Sich einen feurigen, und eben ſo weichherzigen Jüngling, voll Schüchternheit und Mißtrauen in ſich ſelbſt, und voll Enthuſiasmus für jede höhere Geiſteswürde...

Mit dieſem Abend fieng eine neue Epoche meines Lebens an. Le Sage zeigte mir an verſchiedenen Beyſpielen, daß was ich geglaubt hatte nur nicht begreifen zu können, größtentheils entweder leere Worte oder Irrthümer waren; ermahnte mich auf meinem Wege getroſt fortzugehen, und allenfalls nur auf ſein Wort, wenn ich nicht anders könnte, guten Muth zu faſſen. Ich äußerte den Wunſch, über S' Gravesande Introductionem ad Philosophiam, mit nicht mehr als zwey oder drey andern Studierenden, einen Privatunterricht von ihm zu erhalten. Er verſprach, dieſes ſogleich ins Werk zu richten, welches auch geſchah. Durch meinen liebreichen Gönner kam ich bald in die vortheilhafteſten Verbindungen, unterdeſſen ich von ihm ſelbſt, als wäre ich ſein leiblicher Sohn, geleitet und bewacht wurde; letzteres auf eine damals von mir unbemerkte Weiſe, indem er ſeine väterliche Sorgfalt, unter den Aeußerungen und Begegnungen einer beynah brüderlichen Vertraulichkeit mit der holdeſten Zärtlichkeit zu verbergen wußte.

So verſtrichen mir zwey der glücklichſten, und gewiß der fruchtbarſten Jahre meines Lebens.

Ich hatte mich unter die mediciniſche Facultät begeben, und lag meinem Vater an, mich nach Glasgow zu ſchicken: da auf einmal meine Ausſichten verrückt, und die Anſchläge meiner Gönner und Freunde vernichtet wurden.

Meine Zurückkunft nach Deutſchland traf gerade in die Zeit der Aufgabe der Berliner Akademie über die Evidenz in metaphyſiſchen Wiſſenſchaften. Keine Frage hätte meine Aufmerkſamkeit in einem höheren Grade reitzen können. Ich erwartete mit Sehnſucht die Herausgabe der Abhandlungen. Dieſer Zeitpunkt erſchien, und wurde mir auf eine doppelte Weiſe merkwürdig.

Die gekrönte Schrift erfüllte die Erwartungen nicht, die der Name des damals ſchon ſehr berühmten philoſophiſchen Verfaſſers in mir erregt hatte. Deſto größer war die Ueberraſchung, da ich in der zweyten Abhandlung, die nur hatte accedieren können, Winke und Aufſchlüſſe fand, die meinen Bedürfniſſen nicht angemeſſener hätten ſeyn können. Dieſe Abhandlung verhalf mir zur vollkommenen Entwickelung derjenigen Begriffe, in welchen die Urſache meiner ſo hart beſcholtenen Ungelehrigkeit, das ganze Geheimniß meiner Idioſynkraſie verborgen lag.

In der gekrönten Abhandlung war es mir beſonders auffallend geweſen, den Beweis vom Daſeyn Gottes aus der Idee ſo weitläufig erörtert, und ſeine Bündigkeit mit ſo großer Zuverläſſigkeit behauptet zu finden. Der Zuſtand, in welchen ich über dem Leſen dieſer Abſchnitte gerieth, war von der ſonderbarſten Art.

Er.

Wie, Sie kannten dieſen Beweis, oder ſeine Ausführung noch ſo wenig?

Ich.

Ich kannte beydes. Da mir aber dieſer Beweis in jeder Geſtalt als ſubreptiv gleich aufgefallen war, und ich bey wiederholter Unterſuchung nur die Beſtätigung meines Urtheils gefunden hatte: ſo kam die gegenwärtige ſpäte Störung in dieſer Ruhe mir ganz unerwartet.

Er.

Der Beweis machte alſo dieſesmal doch mehr Eindruck auf Sie?

Ich.

Das nicht. Ich fühlte nur die Nothwendigkeit, ihn jetzt aus dem Grunde zu ſtudieren, um ſeinen Fehler augenſcheinlich darthun zu können, und ſeine Kraft bey andern mir ſelbſt vollkommen begreiflich zu machen.

Er.

Ich verſtehe Sie nicht genug.

Ich.

Sie ſollen mich ſogleich verſtehen. Immer war das meine Art, wenn ich Behauptungen, die mir ungegründet oder irrig ſchienen, von einem guten Kopf ſo vorgetragen fand, daß der Vortrag ſelbſt bewies, er habe die Sache reiflich, mehr als einmal, und von verſchiedenen Seiten betrachtet: daß es mir dann nicht genug war, von meiner entgegen geſetzten Meynung zu wiſſen, daß ſie auf eben ſo reifliches Nachdenken gegründet ſey, um ſo fort zu ſchließen, weil Wahrheiten nicht miteinander im Widerſpruch ſtehen können, daß die mit meiner, als Wahrheit erwieſenen Meynung im Widerſpruch ſtehende Behauptung, ſchlechterdings ein Irrthum ſeyn müſſe. Ich hatte zu meiner Beruhigung ganz andere Dinge nöthig. Bey mir kam es darauf an: nicht die entgegen geſetzte Behauptung *ungereimt*, ſondern ſie *vernünftig* zu machen. Ich mußte den Grund des Irrthums, ſeine Möglichkeit in einem guten Kopfe entdecken, und mich dergeſtalt in die Denkungsart des Irrenden verſetzen können, daß ich ihm nachzuirren, und mit ſeiner Ueberzeugung zu ſympathiſieren im Stande war. Eh' ich es dahin gebracht hatte, konnte ich mich nicht überreden, den Mann mit dem ich kämpfte, recht gefaßt zu haben. Ich warf, wie billig, lieber Verdacht auf mich ſelbſt, argwohnte Blödſinn von meiner Seite, und vermuthete an der andern tieferen Verſtand, und eine Menge Gründe im Hinterhalt. Nie bin ich von dieſer Weiſe abgegangen, und hoffe, ſie bis an mein Lebens Ende zu behalten. — Nun denke ich, werden Sie den Zuſtand leicht begreifen, in den ich über dem Leſen der kritiſchen Stellen in Mendelsſohns Abhandlung gerieth.

Er.

Vollkommen. Sie ſahen, er ſtand noch, der alte Beweis, den vor hundert Jahren Carteſius neu bearbeitete, Leibnitz ernſtlicher prüfte und annahm, und auf den noch immer trefliche Denker mit vollkommener Zuverſicht ſich ſtützten. Nach Ihren Grundſätzen hiebey zu verfahren, war ein Unternehmen, vor dem Sie ſchon etwas zurückbeben durften.

Ich.

Ich griff ohne weiteres die Sache an, indem ich, nach meiner Gewohnheit, raſtlos den hiſtoriſchen Faden verfolgte. Und hier iſt die Epoche meiner näheren Bekanntſchaft mit den Schriften des Spinoza. Ich hatte in Leibnitz geleſen, daß der Spinozismus der übertriebene Carteſianismus ſey. Die Principia Philosophiae Cart. des Spinoza waren mir bekannt, und ich erinnerte mich aus den angehängten Cogitatis Metaphysicis, was für eine von der

Carteſianiſchen ganz verſchiedene Anwendung der Beweis vom Daſeyn Gottes aus dem Begriffe dort erhielt. Die Opp. Posth. beſaß ich nicht, fand aber glücklich bey einem Freunde, unter Wolfs Schriften, die Ethik in einer Ueberſetzung, welche der Wolfiſchen Widerlegung vorgedruckt war. Hier ſtralte mir der Carteſianiſche Beweis in ſeinem vollen Licht entgegen; nämlich für welchen Gott er gelte, und für welchen durchaus nicht.

Meine Betrachtungen über dieſen Gegenſtand faßte ich in einen Aufſatz zuſammen, dem ich die größte Klarheit und Bündigkeit zu geben bemüht war. Ich zeigte ihn, ſobald er vollendet war, einem ſehr ſcharfſinnigen Manne, der Metaphyſik mit Eifer unter Wolf und Meier ſtudiert hatte, folglich einem wohl competenten Richter. Und nun ſtellen Sie ſich meinen Verdruß vor: weder mein Aufſatz, noch alle Erläuterungen, die ich mündlich hinzuthat, konnten meinen Freund von ſeinem Glauben an den Carteſianiſchen Beweis abbringen. Daſſelbige begegnete mir mit einem andern Gelehrten, einem Schüler des Daries und ſehr philoſophiſchen Kopfe, der in einer benachbarten Stadt wohnte. Das Fehlſchlagen dieſer beyden Verſuche lag mir auf eine unangenehme Weiſe in Gedanken, und ich ſann auf Mittel, meine Sache noch deutlicher zu machen. Um dieſe Zeit kam mir der XVIIIte Theil der Litteraturbriefe zu Geſicht, welcher die Beurtheilung von Kants einzig möglichem Beweisgrund zu einer Demonſtration vom Daſeyn Gottes enthält. Der gnädig ſeyn wollende, nicht ſehr empfehlende Ton, in welchem hier von dieſer Schrift geſprochen wird, verhinderte mich nicht, im höchſten Grade aufmerkſam auf ſie zu werden. Die ausgezogenen Sätze und Stellen ſagten mir genug*). Meine Begierde, die Abhandlung ſelbſt zu beſitzen war ſo groß, daß ich, um ſicherer zu gehen, zugleich an zwey verſchiedene Orte darum ſchrieb.

---

*) Briefe, die neueſte Litteratur betreffend, Th. XVIII. S. 69. u. ſ. f.

„Das Daſeyn iſt gar kein Prädikat oder Determination von
„irgend einem Dinge; ſondern es iſt die abſolute Poſition
„eines Dinges, und unterſcheidet ſich dadurch von einem jegli-
„chen Prädikat, welches als ein ſolches jederzeit blos bezie-
„hungsweiſe auf ein anderes Ding geſetzt wird. — Das Da-
„ſeyn kann alſo nicht als eine Beziehung auf ein Ding ange-
„ſehen werden; ſondern es iſt das Ding ſelbſt, es iſt das Sub-
„ject, darauf alle Eigenſchaften, die durch den Namen des
„Dinges bezeichnet werden, Beziehung haben. — Daher muß
„man nicht ſagen: Gott iſt ein exiſtierend Ding; ſondern um-
„gekehrt: ein gewiſſes exiſtierendes Ding iſt Gott, oder es
„kommen ihm alle die Eigenſchaften zu, die wir unter dem
„Namen Gott begreifen.“

Ich hatte keine Reue über meine Ungeduld. Gleich die erſte Betrachtung, vom Daſeyn überhaupt, ſchien mir denſelben Mann zu verrathen, der mich durch ſeine accedierte Abhandlung über die Evidenz in einem ſo hohen Grade ſchon verpflichtet

---

„Die innere Möglichkeit ſetzt allezeit ein Daſeyn voraus. Wenn kein Materiale, kein Datum zu denken wäre, ſo könnte auch keine innere Möglichkeit gedacht werden. Wäre nun alles Daſeyn aufgehoben, ſo wäre nichts abſolute geſetzt, und überhaupt alſo auch nichts gegeben; es wäre alſo auch kein Materiale zu etwas Denklichem da, folglich fiele auch alle innere Möglichkeit hinweg. — Die innere Möglichkeit muß alſo ein Daſeyn vorausſetzen, und jedes innere Mögliche hat, quoad materiam, ſeinen Realgrund im Daſeyn der Sache.“

„Weil alles Mögliche etwas Wirkliches vorausſetzt, wodurch das Materiale alles Denklichen gegeben wird, ſo muß eine gewiſſe Wirklichkeit ſeyn, deren Aufhebung ſelbſt alle innere Möglichkeit überhaupt aufheben würde. Dasjenige, deſſen Aufhebung alle Möglichkeit vertilgt, iſt ſchlechterdings nothwendig. Alſo exiſtiert etwas abſolut nothwendiger Weiſe.“

„Was den letzten Grund von einer inneren Möglichkeit enthält, muß ihn von allem überhaupt enthalten, und es kann dieſer Grund nicht in verſchiedene Subſtanzen vertheilt ſeyn.“

hatte. Meine Freude ſtieg unter dem Fortleſen bis zum lauten Herzklopfen; und ehe ich an mein Ziel, das Ende der IIIten Betrachtung gekommen war, hatte ich verſchiedene Male aufhören müſſen, um mich zu einer ruhigen Aufmerkſamkeit von neuem fähig zu machen.

Er.

Sie erinnern mich an Malebranche, der ein ähnliches Herzklopfen bekam, da er von ohngefähr über des Carteſius Abhandlung vom Menſchen gerieth. Fontenelle macht dabey eine ſchöne Anmerkung. „Die „unſichtbare und unnützliche Wahrheit,“ ſagt er, „iſt „nicht gewohnt, ſo viel Anhänglichkeit und Wärme bey „den Menſchen anzutreffen; und die gewöhnlichſten „Gegenſtände ihrer Leidenſchaften müſſen oft mit weniger zufrieden ſeyn*).“

Ich.

Sie thun mir auf alle Weiſe zu viel Ehre mit dieſer Vergleichung an; es war diesmal zu viel perſönliches Intereſſe mit im Werk; andere Beyſpiele könnte ich erzählen, die mir vielleicht etwas rühmlicher ſind. — Doch zur Antwort nun auf Ihre Frage über Urſache und Wirkung.

---

*) L'invisible et inutile verité n'est pas accoutumée à trouver tant de sensibilité parmi les hommes, et les objets les plus ordinaires de leurs passions se tiendroient heureux d'y en trouver autant. Oeuvres de Fontenelle, Tom. V. p. 430.

Aus dem, was ich Ihnen vorhin über meine Methode zu philoſophieren, die ich Sie nur wollte recht ins Auge faſſen laſſen, geſagt habe, können Sie leicht urtheilen, daß es keine ſchlechtere giebt, um geſchwind von der Stelle zu kommen. Ich brauchte Wochen, wo andre nur Stunden; Monate, wo ſie nur Tage; Jahre, wo ſie Monate gebrauchen. Ein ſolches langſames Weiterkommen hat aber das Gute, daß man um dies Wenige denn in der That doch weiter kommt, und den Verdruß nicht hat, indem man abſchneiden wollte, in die Irre gerathen zu ſeyn, und nun auf dem Rückwege ſich noch zehn, noch zwanzigmal aufs neue zu verirren. Hingegen auch das Böſe, daß es marternd iſt bis zur Verzweiflung, an ſchwierigen Stellen auszuhalten, bis entſcheidende Merkmale des rechten Weges ſich entdecken.

An eine ſolche Stelle kam ich, da ich die Möglichkeit der Entſtehung eines wirklichen Dinges in der Zeit, aus der Möglichkeit der Entwickelung einer deutlichen Vorſtellung aus einer verworrenen, begreifen, und das principium *generationis* aus dem principio *compoſitionis* herleiten ſollte. Wenn ich den Satz des Grundes recht gefaßt hätte, ſtand in meinen Büchern, ſo müßte ich auch die nothwendige Verknüpfung von Urſache und Wirkung in der Zeit, oder die Quelle des wirklichen Aufeinanderfolgens deutlich einzuſehn im Stande ſeyn.

Der Satz des Grundes läßt ſich leicht erklären und beweiſen; er ſagt weiter nichts aus, als das totum parte prius esse necesse est des Ariſtoteles; und dieſes totum parte prius esse necesse est heißt, in dieſer Beziehung, wieder nichts anders, als idem est idem.

Drey Linien, die einen Raum einſchließen, ſind der Grund, das principium essendi, compositionis, der in einem Triangel befindlichen drey Winkel. Der Triangel aber iſt nicht vor den drey Winkeln da, ſondern beyde ſind zugleich in demſelben untheilbaren Augenblick vorhanden. Und ſo verhält es ſich überall, wo wir eine Verknüpfung von Grund und Folge wahrnehmen; wir werden uns nur des Mannichfaltigen in einer Vorſtellung bewußt. Weil aber dieſes ſucceßiv geſchieht, und eine gewiſſe Zeit darüber verſließt, ſo verwechſeln wir dieſes Werden eines Begriffes mit dem Werden der Dinge ſelbſt, und glauben die wirkliche Folge der Dinge eben ſo erklären zu können, wie ſich die ideale Folge der Beſtimmungen unſerer Begriffe, aus ihrer nothwendigen Verknüpfung in Einer Vorſtellung erklären läßt. — Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug mache?

Er.

Ich glaube Sie zu verſtehen.

Ich.

Sie müſſen nicht glauben. Νᾶφε, καὶ μίμνας ἀπιστεῖν! Ich will ſuchen noch deutlicher zu werden.

Stellen Sie ſich einen Zirkel vor, und erheben Sie dieſe Vorſtellung zu einem deutlichen Begriff. Wenn der Begriff genau beſtimmt iſt, und nichts außerweſentliches enthält, ſo wird das Ganze, welches Sie ſich vorſtellen, eine ideale Einheit haben; und alle Theile werden, nothwendig miteinander verknüpft, aus dieſer Einheit hervorgehen. Nun haben wir, wenn wir von einer nothwendigen Verknüpfung des Succeſſiven reden, und das Verknüpfende ſelbſt in der Zeit uns dabey vorzuſtellen glauben, nie etwas andres wahrhaft in Gedanken, als gerade ein ſolches Verhältniß wie das bey dem Zirkel; ein Verhältniß, worin alle Theile zu einem Ganzen wirklich ſchon vereinigt und zugleich vorhanden ſind. Die Succeſſion, das objective Werden laſſen wir aus; als wenn es ſich von ſelbſt begriffe, wie es ſinnlich ſich von ſelbſt vor Augen ſtellt; da doch gerade dieſes, nemlich das Vermittelnde der Begebenheit, der Grund des Geſchehens, das Innere der Zeit, kurz das principium *generationis* dasjenige iſt, was eigentlich erklärt werden ſollte. — Sind Sie nun gewiß, daß Sie mich verſtehen?

Er.

Ich will Sie in den Stand ſetzen ſelbſt darüber zu urtheilen, indem ich Ihre Hauptſätze wiederhole.

Aus dem Begriffe eines in drey Linien eingeſchloſſenen Raumes folgt der Begriff dreyer in ihm befindlicher Winkel, und das Dreyeck iſt auch der Zeit nach im Begriffe, oder ſubjectiv, wirklich vor den drey Winkeln. In der Natur aber, oder objectiv, ſind die drey Winkel und das Dreyeck zugleich. Und ſo ſind auch Urſache und Wirkung im Vernunftbegriffe überall zugleich und in einander. Dieſer Vernunftbegriff iſt aus dem Verhältniſſe des Prädicats zum Subject, der Theile zu einem Ganzen genommen, und enthält gar nichts von einem Hervorbringen oder Entſtehen, das objectiv, oder außer dem Begriffe wäre.*)

Ich.

Sehr gut: — Aber wird uns dies nicht zwingen anzunehmen, daß in der Natur alles zugleich, und was wir Succeſſion nennen, eine bloße Erſcheinung iſt?

Er.

Sie haben dieſen paradoxen Satz ſchon in Ihrem erſten Briefe an Mendelsſohn vorgetragen**). Aber mir deucht, er kann weder dem Spinoza zugehören, noch von Ihnen im Ernſt angenommen werden.

---

*) Vergl. Von den göttlich. Dingen. Beyl. C.

**) „Im Grunde iſt tas, was wir Folge oder Dauer nennen, „bloßer Wahn; denn da die reelle Wirkung mit ihrer voll„ſtändigen reellen Urſache zugleich, und allein der Vorſtel„lung nach von ihr verſchieden iſt: ſo muß Folge und Dauer, nach „der Wahrheit, nur eine gewiſſe Art und Weiſe ſeyn, das „Mannichfaltige im Unendlichen anzuſchauen.“ Briefe über die Lehre des Spinoza. S. 17. der erſten Ausg.

Ich.

Dieſer allerdings paradoxe Satz gehört nicht dem Spinoza, und wird auch von mir nur als bloße Folgerung behauptet. Seit fünfzehn Jahren und länger, habe ich ihn gegen manchen Philoſophen vertheidigt, und keiner hat mir im Schluſſe einen Fehler zeigen können. Aber Mendelsſohn war der erſte, der es unbedenklich fand ihn gelten zu laſſen.

Er.

Wenn ich nicht irre, ſo tadelte er blos, daß Sie Wahn anſtatt Erſcheinung geſchrieben hatten?

Ich.

Nichts als dieſes *). Ich weiß aber noch immer nicht, warum man eine Erſcheinung, die gar nichts objectives enthält, und ſich dennoch als etwas objectives darſtellt: warum man eine ſolche leere Erſcheinung nicht einen Wahn nennen ſollte? Das objective Vor-

---

*) In den Erinnerungen. „Was Sie hierauf von Folge „und Dauer ſagen, hat völlig meinen Beyfall, nur daß ich nicht „ſagen würde, ſie ſeyn bloßer Wahn. Sie ſind nothwendige „Beſtimmungen des eingeſchränkten Denkens; alſo Erſcheinungen, die man doch von bloßem Wahn unterſcheiden muß.“ Mendelsſ. an die Freunde Leſſings, S. 44.

bilden derſelben iſt ja als objectiv, ein eigentliches Blendwerk, und keine Erſcheinung.

Er.

Und ich begreife nicht, wie die objective Erſcheinung der Folge, eine blos ſubjective Art und Weiſe ſeyn ſollte, das Mannichfaltige im Unendlichen anzuſchauen. Wenn Sie den Apfel, den Sie da eben ſchälen, nun gleich durchſchneiden, ſo werden wir Kerne zu ſehen bekommen; und wenn Sie von dieſen Kernen künftiges Frühjahr einen in die Erde ſtecken, ſo wird nach einigen Monaten aus ihm ein Reis in die Höhe ſchießen. Und nun möchte ich wiſſen, wie dieſe Folge von Erſcheinungen im Wirklichen ſich aus einer Art und Weiſe das Mannichfaltige in dem Unendlichen anzuſchauen begreifen ließe. Die objective Folge, die ich in den Dingen wahrnehme, iſt ja etwas noch ganz anderes, als das Succeſſive der Handlung des Wahrnehmens in mir. Und auch ohne dieſe offenbare Verſchiedenheit: Was macht denn das Succeſſive im Denken um ein Haar begreiflicher, als das Succeſſive in andern Erſcheinungen? Wären die Gegenſtände alle zugleich, das iſt, in unveränderlichen Verhältniſſen dem denkenden Weſen auf einmal gegenwärtig, ſo würden ſie auch nur Eine unveränderliche Vorſtellung in ihm ausmachen.

Ich.

Sie kommen mir den halben Weg entgegen. Alſo, das Succeſſive ſelbſt iſt das Unbegreifliche; und der Satz des zureichenden Grundes, weit entfernt, uns daſſelbe zu erklären, könnte uns verführen, die Realität aller Succeſſion zu läugnen. Denn wenn es mit dem Principio generationis nicht anders beſchaffen iſt wie mit dem Principio compositionis, ſo muß jede Wirkung als mit ihrer Urſache objectiv zugleich vorhanden gedacht werden. Iſt dieſe Wirkung wieder Urſache, ſo muß ihre unmittelbare Folge abermals mit ihr zugleich ſeyn, und ſo bis ins Unendliche. Alſo können wir auf dieſe Weiſe ſchlechterdings nicht zu einem Begriffe gelangen, der uns die Erſcheinung der Folge, der Zeit, oder des Fließenden erklärte. Denn zwiſchen die Urſache A und die Wirkung B ein Mittelding von Seyn und Nichtſeyn einrücken zu wollen, hieße, däucht mir, den Unſinn zum Vehiculo des Verſtandes machen.

Er.

Sie vermehren meine Verwirrung, anſtatt mir heraus zu helfen. Denn wenn der Begriff von Urſache und Wirkung, und die Vorſtellung des Succeſſiven, zwey ganz verſchiedene Dinge ſind, ſo kann jener Begriff eben ſo wenig ſich aus dieſer Vorſtellung entwickelt haben, als dieſe Vorſtellung aus jenem Begriffe ſich hat erklären laſſen. Auf dieſe Weiſe aber ſehe ich den Begriff von Urſache und Wirkung, als Principium fiendi, generationis, ganz vor mir verſchwinden, und es bleibt mir nichts als die Verwunderung übrig, wie nur dieſe Worte mögen in die Sprache gekommen ſeyn.

Ich.

In die Sprache von Weſen, die nur anſchauen und urtheilen könnten, würden ſie auch nicht gekommen ſeyn. Sind wir aber ſolche Weſen? Lieber, wir können ja auch handeln!

Wenn wir die erſten Bedeutungen der Wörter aufſuchen, finden wir nicht ſelten ein Licht, ſehr dunkel gewordene Begriffe damit aufzuhellen. Der nicht ſpeculative Menſch hatte lange geſprochen, ehe Philoſophen anfiengen zu reden, und ehe einige Philoſophen es allmählig dahin brachten, daß der Gebrauch der Sprache umgekehrt wurde, und die Dinge ſich nach den Worten richten mußten, wie vorher die Worte ſich hatten nach den Dingen richten müſſen. In dem gegenwärtigen Falle können wir noch kürzer davon kommen, und ohne den Worten nachzugehen, zur urſprünglichen Beſchaffenheit des Begriffes ſelbſt, wovon die unzweydeutigſten Nachrichten vorhanden ſind, hinaufſteigen. Wir wiſſen nemlich von alten, und ungebildeten neuen Völkern, daß ſie keine ſolche Begriffe von Urſache und Wirkung haben und gehabt haben, wie ſie unter mehr gebildeten Völkern vor und nach entſtehen. Jene erblicken überall lebendige Weſen, und wiſſen von keiner Kraft, die nicht ſich ſelbſt beſtimmte. Jede Urſache iſt ihnen eine ſolche lebendige ſich ſelbſt offenbare, freythätige, perſönliche Kraft; jede Wirkung That. Und ohne die lebendige Erfahrung in uns ſelbſt von einer ſolchen Kraft, deren wir uns in einem fort bewußt ſind; die wir auf ſo manche willkührliche Weiſe anwenden, und, ohne ſie zu vermindern, auch von uns ausgehen laſſen können: ohne dieſe Grunderfahrung würden wir nicht die geringſte Vorſtellung von Urſache und Wirkung haben.

Er.

Sie haben doch nicht vergeſſen, was Hume von dieſer Grunderfahrung ſagt.

Ich.

So wenig als ich die Beweiſe in meinen Briefen an Mendelsſohn und Hemſterhuis vergeſſen habe, aus denen ſich ergab, daß das denkende Vermögen überall nur das Zuſehen hätte, und auf keine Weiſe eine Quelle äußerlicher Handlungen ſeyn könnte.

Er.

Es iſt nicht einerley, was in Ihren Briefen ſteht, und was Hume ſagt. Laſſen Sie uns bey Hume bleiben.

Ich.

Gut. Was ſagt denn Hume?

Er.

Die Hauptſache beſteht darin, daß wir nur aus Erfahrung, folglich erſt nach der That wiſſen, daß auf dieſe oder jene Vorſtellung, dieſe oder jene Bewegung unſerer Glieder folgt, oder daß beydes mit einander in Verbindung ſteht. Es fällt uns eben ſo wenig ein, durch eine Handlung unſeres Willens die

Bewegung unſeres Herzens vermehren oder vermindern, oder unſere Geſichtsfarbe verändern zu wollen, als es uns einfällt, durch eine ſolche Handlung dem Winde einen andern Lauf, oder einem Gebürg eine andere Geſtalt geben zu wollen. Wir ſind nicht einmal im Stande, eine ſolche Anwendung deſſen, was wir unſere Willenskraft nennen, zu verſuchen, weil wir nicht wiſſen wo wir dieſe Kraft nur aufſuchen ſollen, und wie ſie, wenn wir ſie aufgeſpürt hätten, an Ort und Stelle zu bringen wäre. Man verſuche einmal nur ſo tanzen zu wollen, wie ein Vestris kann tanzen wollen. Wo aber der Wille die That bey der Hand hat, wiſſen wir nie wie er dazu gekommen iſt, und gerathen bey'm Nachſpüren rückwärts von Moment zu Moment, in die dickſten Finſterniſſe. Denn niemand wird doch ſagen, daß er, z. B. ſeine Hand oder ſeinen Fuß, durch ſeinen Willen unmittelbar bewege. Muskeln, Nerven, eine Menge feſter und flüſſiger Theile mußte der Wille vorher in Bewegung ſetzen; welches er denn wenigſtens that, ohne zu wiſſen was er that. — Wie könnten wir nach dergleichen Betrachtungen, die ſich eben ſo leicht vermehren als erweitern laſſen, noch behaupten, daß wir uns einer Kraft, welche Thaten hervorbringt, bewußt ſind, und aus ihr die Erkenntniß einer Urſache ſchöpfen? *)

Ich.

Hume darf ſich nicht über Sie beſchweren; es iſt wirklich das innerſte Mark ſeiner Einwürfe, was in wenigen Worten über Ihre Zunge floß. Aber dieſe Einwürfe greifen meine Behauptung kaum von der Seite an. Wie Sie wiſſen, geſteht Hume ſelbſt, in eben dieſer Abhandlung, daß wir die Vorſtellung von Kraft allein aus dem Gefühl unſerer eigenen Kraft haben, und zwar aus dem Gefühl ihres Gebrauchs um einen Widerſtand zu überwinden **). Das Gefühl einer Kraft, und die Wahrnehmung des Erfolgs ihrer Anwendung, giebt er alſo zu. Er hält aber dieſes für keine vollſtändige Erfahrung von Urſache und Wirkung, weil wir nicht auch empfinden, WIE dieſe Kraft dieſen Erfolg zuwege bringt. Seine Zweifel ſind, im Geiſte des Univerſal- oder Zwillings-Idealismus, den er zuerſt auf die Bahn brachte. Auf dieſe Weiſe kann ich allerdings bezweifeln, daß ich, vermöge deſſen, was mir als eine Kraft in mir erſcheint, meine Hand ausſtrecke, meinen Fuß bewege, den Faden unſeres gegenwärtigen Geſprächs verfolge, und ihn von meiner Seite lenke: weil ich weder die Natur von dem, was ich für die Urſache halte, noch ſeine Verknüpfung mit dem Erfolg einzuſehen im Stande bin: ich kann es eben ſo bezweifeln, wie daß ich Etwas außer mir wahrnehme. Sind Sie fähig durch dergleichen Zweifel ſich ſtöhren zu laſſen, ſo weiß ich Ihnen keinen Rath. Ich denke aber, Ihr Glaube ſiegt darüber eben ſo leicht wie der meinige.

---

*) Enquiry concerning Human Understanding. Sect. VIII.

**) Enquiry concerning Human Understanding, the same Sect. p. 99. Note C.

Sie bemerkten vorhin, daß die Lehre des Spinoza über dieſen Punkt, von der ſkeptiſchen Lehre des Hume noch ſehr verſchieden ſey, und hatten darin vollkommen recht. Denn wenn auch, nach Spinoza, die Vorſtellungen die Handlungen nur begleiten, ſo iſt doch beydes in einander; beydes in Einem und demſelben untheilbaren Weſen und Bewußtſeyn unzertrennlich verknüpft. Der Wille iſt zwar nicht vor der Handlung und ihre wirkende Urſache; aber die Handlung iſt auch nicht vor dem Willen und ſeine wirkende Urſache: ſondern daſſelbe Individuum will und handelt zugleich, in demſelben untheilbaren Augenblick. Es will und handelt nach der Beſchaffenheit, und gemäß den Erforderniſſen und Verhältniſſen ſeiner beſonderen Natur; welches alles ſich, minder oder mehr verworren oder deutlich, in ſeinem Bewußtſeyn darſtellt. Wie ſehr nun auch das Individuum von außen her beſtimmt werden mag, ſo kann es doch nur zufolge den Geſetzen ſeiner eigenen Natur beſtimmt werden, und beſtimmt ſich in ſo fern alſo ſelbſt. Es muß ſchlechterdings etwas für ſich ſeyn, weil es ſonſt nie etwas für ein anderes ſeyn, und dieſe oder jene zufällige Beſtimmung annehmen könnte; es muß ſelbſt wirken können, weil es ſonſt unmöglich wäre, daß irgend eine Wirkung durch daſſelbe geſchähe, fortgeſetzt würde, oder nur in ihm erſchiene.

Er.

Sie haben ſich tapfer gehalten, und ich werde wohl um Friede bitten müſſen. Daß unſer Bewußtſeyn lauter in einander greifende Momente des Thuns und Leidens, der Wirkung und Gegenwirkung darſtellt, die ein reales, in ſich beſtimmtes und ſelbſtthätiges Princip voraus ſetzen, iſt auffallend: und ſo beruht der Begriff von

Urſache und Wirkung denn allerdings auf einem Facto, deſſen Gültigkeit nicht geläugnet werden kann, wenn man nicht in das Leere des Idealismus verfallen will. — Indeſſen iſt der Cauſalitäts-Begriff hiemit noch nicht, als ſchlechterdings zum Begriffe der Möglichkeit der Dinge überhaupt gehörig, dargethan. Da Sie ihn aus der Erfahrung herleiten, werden Sie ſeine abſolute Allgemeinheit oder Nothwendigkeit wohl im Stiche laſſen müſſen.

Ich.

Es wird darauf ankommen, was Sie unter der abſoluten Nothwendigkeit eines Begriffes verſtehen. Iſt es Ihnen genug, um einen Begriff einen nothwendigen Begriff zu nennen, wenn ſein Object, als ein ſchlechterdings allgemeines Prädicat, in allen einzelnen Dingen ſo gegeben iſt, daß die Vorſtellung dieſes Prädicats allen endlichen mit Vernunft begabten Weſen gemein ſeyn, und jeder ihrer Erfahrungen zum Grunde liegen muß: ſo glaube ich, Ihnen den Begriff von Urſache und Wirkung als einen nothwendigen, einen Grundbegriff; und das Geſetz der Cauſalverknüpfung als ein nothwendig das ganze Naturgebiet beherrſchendes Grundgeſetz, darthun zu können.

Er.

Wenn Sie das könnten . . !

Ich.

Stehen Sie mir nur zur Probe.

Sie wiſſen, wir ſind darüber eins geworden, daß zu unſerm menſchlichen Bewußtſeyn (und ich darf nur gleich hinzu ſetzen, zu dem Bewußtſeyn eines jeden endlichen Weſens) außer dem empfindenden Dinge, noch ein wirkliches Ding, welches empfunden wird, nothwendig ſey. *Wir müſſen uns von Etwas unterſcheiden.* Alſo zwey wirkliche Dinge außer einander, oder Dualität.

Wo zwey erſchaffene Weſen, die außer einander ſind, in einem ſolchen Verhältniſſe gegen einander ſtehen, daß eins in das andre wirkt, da iſt *ein ausgedehntes Weſen.*

Mit dem Bewußtſeyn des Menſchen und einer jeden endlichen Natur, wird alſo ein ausgedehntes Weſen geſetzt; und zwar, nicht blos idealiſch, ſondern wirklich.

Folglich muß auch überall, wo Dinge außer einander ſind die in einander wirken, ein ausgedehntes Weſen wirklich vorhanden ſeyn; und die Vorſtellung eines ausgedehnten Weſens auf dieſe Weiſe, muß allen endlichen empfindenden Naturen gemein ſeyn, und iſt eine objectiv wahre Vorſtellung.

Geben Sie mir dieſe vier Sätze zu?

Er.

Ich gebe ſie zu.

Ich.

Alſo weiter.

Wir fühlen das Mannigfaltige unſeres Weſens in einer reinen Einheit verknüpft, die wir unſer Ich nennen.

Das Unzertrennliche in einem Weſen beſtimmt ſeine Individualität, oder macht es zu einem wirklichen Ganzen; und alle diejenigen Weſen, deren Mannigfaltiges wir in einer Einheit unzertrennlich verknüpft ſehen, und die wir allein nach dieſer Einheit unterſcheiden können, (wir mögen nun annehmen, daß das Princip ihrer Einheit Bewußtſeyn habe oder nicht,) werden Individua genant. Dahin gehören alle organiſche Naturen. — Wir können keinen Baum, keine Pflanze, als ſolche, das iſt, ihr organiſches Weſen, das Princip ihrer beſondern Mannigfaltigkeit und Einheit, zerlegen oder theilen.

Die menſchliche Kunſt vermag nicht Individua, oder irgend ein reales Ganzes hervor zu bringen; denn ſie kann nur zuſammenſetzen, ſo daß das Ganze aus den Theilen entſpringt, und nicht die Theile aus dem Ganzen. Auch iſt die Einheit, welche ſie hervorbringt, bloß idealiſch, und liegt nicht in dem hervorgebrachten Dinge, ſondern außer ihm in dem Zwecke und Begriffe des Künſtlers. Die Seele eines ſolchen Dinges iſt die Seele eines andern*).

---

*) Tout ce que nous appellons organe, est un total, que nous avons ou modifié, ou composé de parties, pour que ce total réponde à un but determiné, à une fin proposée, qui n'est pas ce total, mais son usage ou son effet. Une lime est faite pour limer; une pendule pour marquer les heures; un poëme pour plaire ou pour instruire. Ainsi, tout ce qui est l'ouvrage des hommes, ou d'un Etre borné, est un moyen pour produire un effet determiné, et non pour produire une substance. L'homme a entrevu, dans le mechanisme des animaux et des plantes, des moyens pour produire la génération, et l'accroissement des individus: il a cru voir quelque analogie entre ces moyens, et les ouvrages de sa propre industrie; et il a appellé ces moyens organes; ce qui pouvoit se faire en quelque façon. Mais il reste cette différence remarquable, que l'ouvrage de l'homme n'est

Etwas, der Individualität einigermaaßen Analoges nehmen wir in der körperlichen Ausdehnung

---

une choſe, que pour tel effet determiné; tandis que l'ouvrage de la nature est une choſe pour être cette choſe, pour être telle independamment de ses effets. Lorsque par abstraction vous ôtez à la montre la faculté de mesurer le temps, la montre n'est plus un tout, mais un amas confus de pièces hétérogenes: tandis qu'un arbre est toujours arbre, quelque abstraction que vous fassiez des effets qu'il pourroit produire au dehors. La nature produit des substances pour être; et l'homme ne produit que des moyens pour modifier des effets. *Aristee ou de la divinité*, p. 56.

Leibnitz ſagt gerade dasſelbe an verſchiedenen Orten. Ich rücke folgende Stellen hier ein, hauptſächlich um dasjenige, was in der Folge dieſes Geſprächs über dieſe Materie vorkommen wird, einzuleiten. In dieſer Abſicht iſt die dritte, aus dem Briefe an Remond, die merkwürdigſte.

L'unité d'une horloge dont vous faites mention, est tout autre chez moi que celle d'un animal: celui ci pouvant être une substance douée d'une véritable unité, comme ce qu'on appelle *Moi* en nous; au lieu qu'une horloge n'est autre chose qu'un assemblage. *Leibn. Opp. T. II. P. I. p.* 68.

Par le moyen de l'ame *ou de la forme*, il y a une véritable unité qui répond à ce qu'on appelle MOI en nous; ce qui ne sauroit avoir lieu ni dans les machines de l'art, ni dans la simple masse de la matiere, quelque organisée qu'elle puisse être; qu'on ne peut considérer que comme une armée ou un troupeau, ou comme une montre composée de ressorts et de roues. Ibid. T. II. P. I. p. 53.

überhaupt wahr, indem das ausgedehnte Weſen, als ſolches, nie getheilt werden kann, ſondern überall dieſelbige Einheit, die eine Vielheit unzertrennlich in verknüpft, vor Augen ſtellt. †)

Wenn Individua, außer der immanenten Handlung, wodurch ein jedes ſich in ſeinem Weſen erhält, auch das Vermögen haben außer ſich zu wirken: ſo müſſen ſie, wenn die Wirkung erfolgen ſoll, andre Weſen mittelbar oder unmittelbar berühren.

Ein abſolut durchdringliches Weſen iſt ein Unding.

Ein relativ durchdringliches Weſen kann, in ſo fern es einem andern Weſen durchdringlich iſt, daſſelbe weder berühren, noch von ihm berührt werden.

Die unmittelbare Folge der Undurchdringlichkeit bey der Berührung, nennen wir den Widerſtand.

Wo alſo Berührung iſt, da iſt Undurchdringlich-

Une véritable substance, telle qu'un animal, est composée d'une ame immatérielle, et d'un corps organique; et c'est le composé de ces deux qu'on appelle *Unum per se*. Ibid. T. II. P. I. p. 215.

†) Man vergleiche Link über Naturphiloſophie (1806) S. 11, 12, 75, 79, 113, 124.

keit von beyden Seiten; folglich auch Widerſtand; Wirkung und Gegenwirkung.

Der Widerſtand im Raume, Wirkung und Gegenwirkung, iſt die Quelle des Succeſſiven; und der Zeit, welche die Vorſtellung des Succeſſiven iſt.

Wo alſo einzelne ſich ſelbſt offenbare Weſen, die in Gemeinſchaft mit einander ſtehen, vorhanden ſind, da müſſen auch die Begriffe von Ausdehnung, von Urſache und Wirkung, und von Succeſſion ſchlechterdings vorhanden ſeyn. Ihre Begriffe ſind alſo in allen endlichen denkenden Weſen nothwendige Begriffe: welches ich zu erweiſen hatte. — Thut Ihnen meine Deduction nicht Genüge, ſo laſſen Sie mich Ihre Gründe hören.

Er.

Ich finde gegen Ihre Deduction nichts einzuwenden. Denn wo mehrere einzelne Dinge in Verbindung ſtehen, da muß Wirkung und Gegenwirkung, da muß Succeſſion der Beſtimmungen ſeyn, oder es wären nicht mehrere einzelne Dinge, ſondern nur Ein einzelnes Ding; und hinwieder, wo nur Ein einzelnes Ding wäre, da wäre keine Wirkung und Gegenwirkung, und keine Succeſſion der Beſtimmungen.

Ich.

Richtig. Wir hätten alſo die Begriffe von Realität, von Subſtanz oder Individualität, von körperlicher Ausdehnung, von Succeſſion, und von Urſache und Wirkung als ſolche herausgebracht, die allen endlichen ſich ſelbſt offenbaren Weſen gemein ſeyn müſſen, und auch in den Dingen an ſich ihren vom Begriffe unabhängigen Gegenſtand, folglich eine wahre objective Bedeutung haben.

Dergleichen Begriffe aber, die in jeder Erfahrung eben vollſtändig, und dergeſtalt als das Erſte gegeben ſeyn müſſen, daß ohne ihr Objectives kein Gegenſtand eines Begriffes; und ohne ihren Begriff, überhaupt keine Erkenntniß möglich wäre: dergleichen Begriffe hat man von je her ſchlechterdings allgemeine oder nothwendige Begriffe; und die aus ihnen entſpringenden Urtheile und Schlüſſe, Erkenntniſſe a priori genannt.

Wir brauchen alſo nicht, damit dieſe Grundbegriffe und Urtheile von der Erfahrung unabhängig werden, ſie zu bloßen Vorurtheilen des Verſtandes zu machen; zu Vorurtheilen, von welchen wir geheilt werden müſſen, indem wir erkennen lernen, daß ſie ſich auf nichts, was den Gegenſtänden an ſich zukommt, beziehen, folglich keine wahre objective Bedeutung haben: ich ſage, wir brauchen dieſes nicht, weil die Grundbegriffe und Urtheile, weder von ihrer Allgemeinheit, noch von ihrer Nothwendigkeit etwas verlieren, wenn ſie aus dem, was allen Erfahrungen gemein ſeyn und ihnen zum Grunde liegen muß, genommen ſind: ſie gewinnen im Gegentheil einen weit höheren Grad von unbedingter Allgemeinheit, wenn ſie aus dem Weſen und der Gemeinſchaft einzelner Dinge überhaupt können hergeleitet werden. Als bloße Vorurtheile des menſchlichen Verſtandes gälten ſie nur für den Menſchen und ſeine eigenthümliche Sinnlichkeit; und zwar unter Bedingungen, die ihnen, nach meinem Urtheile, allen Werth benehmen würden. †)

---

†) Dieſe Deduction der aprioriſchen oder allgemeinen und nothwendigen Begriffe und Grundſätze gab mir (nämlich den Haupt- und Grundgedanken dazu) die Ethik des Spinoza an die Hand (v.

Er.

Hierin ſtimme ich mit Ihnen aus dem innerſten Grunde meiner Seele überein. Wenn unſere Sinne uns gar nichts von den Beſchaffenheiten der Dinge lehren; nichts von ihren gegenſeitigen Verhältniſſen und Beziehungen; ja nicht einmal, daß ſie außer uns wirklich vorhanden ſind: und wenn unſer Verſtand ſich blos auf eine ſolche **gar nichts von den Dingen** ſelbſt darſtellende, *objectiv platterdings leere* Sinnlichkeit bezieht, um *durchaus ſubjectiven* Anſchauungen, nach *durchaus ſubjectiven* Regeln, *durchaus ſubjective* Formen zu verſchaffen: ſo weiß ich nicht, was ich an einer ſolchen Sinnlichkeit und einem ſolchen Verſtande habe, als

---

Opp. Posth. pag. 74 — 81.) Ich ſetzte ſie der Kantiſchen Deduction der Kategorien entgegen, nach welcher dieſe Begriffe und Urtheile aus einem in ſich ſelbſt fertigen *reinen* Verſtande hervorgehen, der nun den in ihm ſelbſt allein gegründeten Mechanismus ſeines Denkens in die Natur blos überträgt, und ſo nur ein logiſches Erkenntnißſpiel treibt, durch welches der allgemeine Menſchenverſtand keinesweges befriedigt, vielmehr nur, wie von Hume, verſpottet wird. — Man ſehe Schulzens Grundſätze d. allg. Logik; die Recenſion dieſer Schrift in den Götting. gelehrten Anz. 1802 St. 142; und in Reinholds Beyträgen, Heft III, die Abhandlung über das Unternehmen des Criticismus, die Vernunft zu Verſtande zu bringen.

daß ich damit lebe; aber im Grunde nicht anders als wie eine Auſter damit lebe. Ich bin alles, und außer mir iſt im eigentlichen Verſtande Nichts. Und Ich, mein Alles, bin denn am Ende doch auch nur ein leeres Blendwerk von Etwas; die Form einer Form; gerade ſo ein Geſpenſt, wie die andern Erſcheinungen die ich Dinge nenne, wie die ganze Natur, ihre Ordnung und ihre Geſetze. — Und ein ſolches Syſtem darf mit lauter Stimme und in vollen Chören angeprieſen werden, als wenn es das längſt erwartete Heil wäre, das in die Welt hat kommen ſollen. Ein Syſtem, welches alle Anſprüche an Erkenntniß der Wahrheit bis auf den Grund ausrottet, und für die wichtigſten Gegenſtände nur einen ſolchen blinden ganz und gar Erkenntnißleeren Glauben übrig läßt, wie man den Menſchen bisher noch keinen zugemuthet hat. Der Ruhm, aller Zweifeley auf dieſe Art ein Ende zu machen, iſt wie der Ruhm des Todes in Beziehung auf das mit dem Leben verknüpfte Ungemach.

Ich.

Thun Sie nicht ſo böſe! Das Syſtem, gegen welches Sie eifern, wenn es ſo gelehrt wird wie

Sie es gefaßt haben, erhält ſchwerlich viele Anhänger.

Er.

Können Sie ſagen, daß ich es unrecht gefaßt habe? Ich verdanke ja meinen Begriff davon größtentheils Ihrem Unterricht.

Ich.

Gut. Gerade darum, weil Sie den transſcendentalen Idealismus, wie ich glaube, recht gefaßt haben, ſollen Sie ſeiner Entwickelung nur ganz ruhig zuſehen, und ſich mit mir alles des Guten herzlich freuen, welches die Kritik der reinen Vernunft nothwendig ſtiften muß.

Er.

Die Kritik eines Dinges, das nicht iſt!

Ich.

Dergleichen Dinge bedürfen der Kritik am mehrſten. Ich meine ſo: Ein durchaus grundloſer Gedanke kann in einer menſchlichen Seele nicht entſtehen, und die Sprache kann für ihn auch kein Wort erfunden haben. Jedes Wort bezieht ſich auf einen Begriff; jeder Begriff urſprünglich auf Wahrnehmung durch den äußeren oder inneren Sinn. Die reinſten Begriffe, oder, wie Hamann ſie irgendwo genannt hat, die Jungfernkinder der Speculation, ſind davon nicht ausgenommen; ſie haben zuverläſſig einen Vater, wie ſie eine Mutter haben, und ſind zum Daſeyn auf eine eben ſo natürliche Weiſe gekommen, wie die Begriffe von einzelnen Dingen und ihre Benennungen, welche nomina propria waren, ehe ſie nomina appellativa wurden.

Er.

So wären Sie ja wohl im Stande mir die reine Vernunft — im Menſchen nämlich — wirklich darzuſtellen.

Ich.

Da Sie ſelbſt ein vernünftiges Weſen ſind, warum nicht? folgen Sie nur meiner Anweiſung. Leeren Sie Ihr Bewußtſeyn rein aus von allem materiellen Inhalt; es darf nichts von der Erfahrung allein Herrührendes, ihr allein Angehöriges darin zurückbleiben; geben Sie das alles vollſtändig und zuſammen an die Sinnlichkeit zurück; trennen Sie ſich ganz von ihr, damit der Moment des Verſuchs eintreten könne.

Er.

Es ſey gewagt! — Und nun?

Ich.

Sie fragen? — Es iſt unmöglich, wenn Sie allen materiellen Inhalt aus Ihrem Bewußtſeyn wirklich vertilgten, daß nicht in demſelben Augenblick eine in ſich beſtehende, aus ſich allein hervorwirkende Kraft, daß nicht reine Vernunft ſich Ihnen unwiderſtehlich offenbarte.

Er.

Allerdings! — Aber ſollte ſich dieſe reine Vernunft nicht als überall nothwendig vorhanden nachweiſen laſſen, wo nur Spontaneität mit Bewußtſeyn iſt? Bey den Geſchöpfen, die wir Thiere nennen, wohnt ſie nur in einem andern Leibe, und erhält nach den verſchiedenen Beſchaffenheiten dieſer Leiber und der Mittel der Erhaltung, welcher ſie bedürfen, eben ſo viele verſchiedene Richtungen, Anwendungen und Geſtalten; hier in meinem Hühnerhunde zum Beyſpiel eine ganz andre als dort in Ihren Wetterfiſchen.

Ich.

Ich kann Ihnen das einräumen, und werde

nichts dabey verliehren †). — Erinnern Sie ſich der Stellen aus Leibnitz, die ich in meinem letzten Schreiben an Mendelsſohn angeführt habe; leſen Sie Sulzers Zergliederung des Begriffs der Vernunft; oder noch beſſer, gehen Sie in ſich ſelbſt hinein, und forſchen Sie tief und immer tiefer dem, was wir Vernunft heißen, nach. Sie werden finden, daß Sie entweder das Princip der Vernunft, mit dem Princip des Lebens für einerley halten, oder die Vernunft zu einem bloßen Accidens einer gewiſſen Organiſation machen müſſen. Was mich betrifft, ſo halte ich das Princip der Vernunft mit dem Princip des Lebens für einerley, und glaube an gar keine innerliche oder abſolute Unvernunft *). Wir ſchreiben einem Menſchen vor

---

†) Von hier an bis zum Ende des Geſprächs tritt der in der Vorrede angezeigte Fehler der Nichtunterſcheidung zwiſchen Verſtand und Vernunft immer ſichtbarer hervor. So bald der Verfaſſer, einſtimmig mit den Philoſophen ſeiner und der vergangenen Zeit ſeit Ariſtoteles, annahm, Vernunft und Verſtand ſeyen unter zwey Nahmen, doch in Wahrheit nur das bloße Reflexionsvermögen, die im Bilden von Begriffen und Begriffen von Begriffen, von Urtheilen und Schlüſſen ſich äußernde Spontaneität der Vorſtellungskraft; ſo blieb ihm für das Vermögen der unmittelbaren Gewißheit, für jenes Vermögen der Offenbarung, welches er jetzt Vernunft nennt, kein andres Wort als Sinn, welchem eine, in der Anwendung nie ganz zu vertilgende Zweydeutigkeit anhängt, eben ſo wie den Worten Vernunft und Verſtand, Empfindung und Gefühl. Er beſorgte aber nicht, daß, weil er ſich ſo ausdrückte, irgend jemand ihm den Vorwurf machen würde, er laſſe alle Erkenntniſſe als gleichartig in einander fließen, und, wie die Philoſophen aus der Lockiſchen Schule, auch das ganze geiſtige Leben aus den Sinnen entſpringen. Die Uebereinſtimmung ſeiner Grundanſichten mit den Grundanſichten des entſchiedenen und dafür allgemein anerkannten Antiſenſualiſten Leibnitz, welche dieſe zweyte Abtheilung des Geſprächs auffallend darthut, mußten die Gefahr einer ſolchen Auslegung von ihm abwehren, und thaten es auch wirklich. Nur für ſich ſelbſt langte er damit nicht aus, weil Leibnitz denn doch im Grunde mit Locke nur daſſelbe Spiel trieb. Beyde wollten die Vernunft zu Verſtande bringen. Locke, indem er, nach Kants treffendem Ausdruck, die Verſtandesbegriffe ſenſificirte, Leibnitz, indem er die Erſcheinungen intellectuirte. So blieb die eigene Lehre des Verfaſſers in dem Geſpräch unaufgeſtellt. Das Syſtem ſeiner Ueberzeugungen war in der Tiefe ſeiner Seele ſchon damals

---

ganz daſſelbe, was es heute iſt, aber zu einer auch andern mittheilbaren Philoſophie noch nicht vollendet. Eingeſchreckt durch das wider ſeine Aeußerungen in dem Werke über die Lehre des Spinoza erhobene heftige Geſchrey der Schulen, war er auch geneigter ſich zu verſchließen als weiter mitzutheilen. Daher der ungenügende Ausgang des Geſprächs, das mehr nur abgebrochen als geſchloſſen wird. Was das Ganze betrifft, ſo berufe ich mich auf das in der Vorrede darüber Geſagte. Jeder, der dieſe Vorrede mit einiger Aufmerkſamkeit aber bis zu Ende lieſt, wird ſich über alle in dem Geſpräche ſelbſt enthaltenen Aeußerungen vollkommen zu recht finden und ſich auf das beſtimmteſte ſagen können, was und wie viel davon mir noch heute als Wahrheit gilt, und was und wie viel davon ich gegenwärtig zurücknehme und es als irrig und unſtatthaft verwerfe.

*) Vita est *principium perceptivum.* — Perceptio nihil aliud

dem andern einen höheren Grad der Vernunft zu, in demſelbigen Maaße, wie er einen höheren Grad von

---

est, quam illa ipsa repraesentatio variationis externae in interna. Quum ergo ubique dispersae sint per materiam Entelechiae primitivae, ut facile ostendi potest ex eo, quod principia motus per materiam sunt dispersa; consequens est, etiam animas ubique per materiam dispersas esse, *pro organis operantes;* et proinde *etiam* corpora brutorum *organica anima* praedita esse. — Sensio est perceptio quae aliquid *distincti* involvit, et cum attentione et memoria conjuncta est. Sed aggregatum confusum multarum perceptionum parvarum nihil eminentis habentium, quod attentionem excitet, stuporem inducit. Nec ideo tamen anima, aut vis sentiendi in ea foret inutilis, etsi nunc ab exercitio suspensa esset; quia cum tempore massa iterum evolvi et ad sensionem apta reddi posset, ut stupor ille cesset, prout oriuntur perceptiones magis distinctae, quando etiam corpus fit perfectius et magis ordinatum. (Leibn. Opp. T. II. P. I. p. 227 et 232.) — On a cru que les pensées confuses different *toto genere* des distinctes, au lieu qu'elles sont seulement moins distinguées et moins developpées, à cause de leur multiplicité. Cela a fait, qu'on a tellement attribué au corps certains mouvemens qu'on a raison d'appeller involontaires, qu'on a cru qu'il n'y a rien dans l'ame qui y reponde; et qu'on a cru réciproquement que certaines pensées abstraites ne sont point representées dans le corps. Mais il y a erreur dans l'un et dans l'autre, comme il arrive ordinairement dans ces sortes de distinctions; parcequ'on n'a pas pris garde qu'a ce qui paroit le plus. (Ej. Opp. T. II. P. I. p. 87.) — Natura ubique organica est, et a sapientissimo autore ad certos fines ordinata, nihilque in natura incultum censeri debet, etsi interdum non nisi rudis massa nostris sensibus

Vorſtellungskraft äußert. Die Vorſtellungskraft äußert ſich aber nur reagirend, und entſpricht genau der

---

apparet. Ita igitur eximus omnes difficultates, quae ex natura animae prorsus ab omni materia separatae nascuntur, a) ita ut revera anima animalve ante nativitatem aut post mortem ab anima aut animali vitam praesentem vivente, non nisi rerum habitu et perfectionum gradibus, non vero toto entium genere differat. Idemque de geniis sentio, esse mentes corpore valde penetrante, et ad operandum apto, praeditas: quod fortasse pro labitu mutare possunt, unde etiam animalia appellari non merentur. Itaque omnia in natura sunt analogica, *et facile ex crassis subtilia intelligi possunt, quum utraque eodem modo se habeant.* Solus Deus substantia est vere a materia separata, quum sit actus purus, nulla patiendi potentia praeditus, *quae ubicunque est, materiam constituit.* Et vero omnes substantiae creatae habent antitypiam, per quam fit naturaliter, ut una sit extra alteram, adeoque penetratio excludatur. (Ej. Opp. T. II. P. I. p. 228.) — [Oben zu a) gehörige Note: Non sine veritatis specie in systemate Leibnitii et Chr. Wolfii contra animae immortalitatem objicitur: *Anima est substantia repraesentativa hujus mundi pro situ corporis organici in mundo. Tolle corpus, typum illum, secundum quem mundus repraesentatur: tollis repraesentationem. Sine repraesentatione nulla spiritualitas, nulla immortalitas.* Hanc ipsam objectionem autem nullo negotio removeri, si cum Leibnitio defendatur, nunquam deesse spiritibus finitis corpora, quis non intelligit? — Ibid.] — — Sane aliquando cogitavi innumeras quidem animas sensitivas esse in seminibus humanis, ut omnium animalium; sed eas solas habere rationalitatem, etsi nondum se exserentem, *quarum corpus organicum in id destinatum esset, ut aliquando sit humanum, quod jam in ea perspici posset a satis perspicaci.* (p. 288.) — Itaque statuo animas quidem in animalculis

Fähigkeit, von den Gegenſtänden mehr oder weniger vollkommene Eindrücke anzunehmen; oder, die Spontaneität des Menſchen iſt wie ſeine Receptivität. Ich verweiſe Sie, beſonders was dieſen letzten Punkt angeht, nochmals auf Sulzers Zergliederung des Begriffs der Vernunft.

Er.

Ich kenne dieſe Abhandlung, und erinnere mich unter andern, daß Sulzer den Umfang der Vernunft von dem Umfange des Geſchmacks abhangen läßt, und ihren wahren Grund in der durch die Deutlichkeit der Vorſtellungen verurſachten Aufmerkſamkeit findet. Nun muß nothwendig dieſe Deutlichkeit der Vorſtellungen, die eine Urſache der Aufmerkſamkeit iſt, zu ihrer Urſache die Vollkommenheit der Eindrücke haben; welches denn allerdings darauf hinausläuft, daß die Vernunft, als auszeichnender Charakter des Menſchen vor den Thieren, nur der Charakter ſeiner beſondern Sinnlichkeit ſey.

Ich.

Dieß behauptet Sulzer auch mit klaren Worten.

---

seminalibus inde ab initio rerum latentes non esse rationales, *donec per conceptum ad vitam humanam destinentur.* (p. 229.)

Und wo lebt ſeit Ariſtoteles die Philoſophie, aus deren Grundſätzen ſich nicht daſſelbe ergäbe; die es nicht auch, in dieſer oder jener Form, als Lehre vortrüge, und ihre Lieblingshypotheſen darnach bildete? Nur daß wir meiſtens hinterher dieſe aus der Sinnlichkeit hervorgegangene Vernunft, ich weiß nicht was für ein Junges wunderbar gebähren laſſen, das mit ganz eigenen Gaben und Kräften ausgerüſtet ſeyn ſoll, um uns weit über die Sphäre unſerer Empfindungen zu erheben. — Ich läſtre doch wohl nicht, was auch Sie anbeten?

Er.

Darüber können Sie ruhig ſeyn. Sie müſſen bemerkt haben, daß wenn ich von einem Menſchen das Höchſte ſagen will, ich von ſeinem Sinne rede. Man hat nie mehr Verſtand als man Sinn hat.

Ich.

Der gemeine Sprachgebrauch, der gewöhnlich klüger iſt als die Philoſophie, wenn ſie ihn zum Narren machen will, lehrt daſſelbe; zumal in unſerer Deutſchen Sprache, von welcher Leibnitz ſagte: ignorat inepta. Die treffendſten Charaktere, ſowohl des Verſtandes als des Unverſtandes, ſind vom Sinne hergenommen. Unſinn, als der äußerſte Mangel des Verſtandes, ſteht dem Sinne entgegen. Hernach kommen Schwachſinn, Stumpfſinn, Leichtſinn, und ihr Entgegengeſetztes, Scharfſinn und Tiefſinn.

Er.

Sie vergeſſen den Wahnſinn; ein Wort, deſſen Bedeutung mir in dieſem Augenblick ganz außerordentlich auffällt. Wir nennen einen Menſchen wahnſinnig, wenn er ſeine Einbildungen für Empfindungen oder wirkliche Dinge hält. Alſo ſprechen wir ihm deswegen die Vernunft ab, weil ſeinen Vorſtellungen, die er für Dinge hält, das Ding, oder die ſinnliche Wahrheit mangelt; weil er für wirklich anſieht, was nicht wirklich iſt. Und folglich würde alle Vernunfterkenntniß geſchaffener Weſen zuletzt an ihrer ſinnlichen Erkenntniß geprüft werden müſſen; jene müßte von dieſer ihre Gültigkeit entlehnen.

Ich.

Mir deucht, wer hieran zweifelt, darf nur an ſeine Träume denken. So oft wir träumen, befinden wir uns in einer Art von Wahnſinn. Das Princip aller Erkenntniß, alles Wahrheitsgefühls, aller richtigen Verknüpfung, *die Wahrnehmung des Wirklichen* verläßt uns, und in dem Augenblick, da ſie uns verläßt, oder aufhört überwiegend zu ſeyn, können wir Dinge (d. i. Vorſtellungen, die wir für Dinge halten, wie im Traume geſchieht) auf die tollſte Weiſe zuſammenreimen; denn wir reimen die Dinge objectiv nie anders zuſammen, als nach den objectiven Beſtimmungen der Ordnung, in der ſie uns erſcheinen; und die objective Ordnung, in der ſie uns im Traume erſcheinen, erfolgt hauptſächlich nach blos *ſubjectiven* Beſtimmungen. Wir halten aber überhaupt, was uns als objectiv erſcheint, für wirklich, oder *wir glauben was wir ſehen, und können gar nicht anders*; darum müſſen wir im Traume, wo das wirkliche Daſeyn das *Zugleichdaſeyn* des blos Vorgeſtellten nicht ausſchließt, die ungereimteſten Dinge glauben. Ueberall bequemt ſich die Vernunft nach den Erſcheinungen; ſie ſchickt ſich in den Wahn, wie ſie ſich in die Wahrheit ſchickt; träumt mit der Seele, und wacht mit dem Leibe.

Er.

Aber woher nun die Gewißheit, wenn wir wachen, daß wir nicht träumen? Woran läßt ſich das

Wachen vom Träumen, und das Träumen vom Wachen zuverläſſig unterſcheiden?

Ich.

Vom Träumen läßt ſich das Wachen nicht unterſcheiden, wohl aber vom Wachen das Träumen.

Er.

Was wollen Sie mit dieſem Wortſpiel?

Ich.

Sie erinnern, daß zu jedem Unterſchiede wenigſtens zwey Dinge erforderlich ſind.

Er.

Sie wollen ſagen, im wachenden Zuſtande haben wir eine klare Vorſtellung von dieſem Zuſtande, und zugleich vom Zuſtande im Traume; im Traume hingegen haben wir .... Nein, ſo geht es nicht.

Ich.

Nicht wahr, Sie wiſſen nicht, ob Sie im Traume mehr eine Vorſtellung vom Wachen, oder mehr eine vom Traume haben wollen?

Er.

So iſt es. Wir glauben zu wachen, wenn wir träumen; alſo haben wir beym Träumen eine Vorſtellung vom Wachen. Wir fragen uns oft im Traume, ob wir nicht träumen; alſo haben wir ſelbſt im Traume auch eine Vorſtellung vom Träumen. Nun iſt aber die Vorſtellung vom Wachen im Traume eine falſche Vorſtellung; und die vom Traume im Traume verdient gewiß keinen beſſern Namen. Wirren Sie mir dieſes auseinander, wenn Sie können.

Ich.

Das Auseinanderwirren iſt eine böſe Sache. Laſſen Sie uns den Anfang des Fadens ſuchen.

Erinnern Sie ſich noch, was Sie erſt vor einer Stunde verſicherten, nie in Ihrem Leben mehr vergeſſen zu können?

Er.

Sehr wohl!

Ich.

Schwerlich! Was Sie glaubten nie mehr vergeſſen, und nie mehr bezweifeln zu können, war, daß die Erkenntniß des Wirklichen außer uns, geradezu durch die Darſtellung des Wirklichen ſelbſt gegeben werde, ſo daß kein andres **Erkenntnißmittel** dazwiſchen eintrete. Ferner: daß alle bloße *Vorſtellungen* von Gegenſtänden außer uns nur Copien der unmittelbar wahrgenommenen wirklichen Dinge ſeyn, und darauf auch immer, als auf ihre Quellen, zurückgeführt werden können. — War es nicht dieſes, was Sie vollkommen gefaßt zu haben verſicherten?

Er.

Und abermals verſichere.

Ich.

Alſo noch einmal: alle Vorſtellungen von Gegenſtänden außer uns ſind Copien der unmittelbar von uns wahrgenommenen wirklichen Dinge, oder ſind aus Theilen derſelben zuſammengeſetzt; kurz: bloße den wirklichen Dingen nachgemachte Weſen, die ohne dieſelben auf keine Weiſe da ſeyn können?

Er.

Zuverläſſig.

Ich.

Aber auch darin ſind wir, meine ich, übereingekommen, daß dieſe nachgemachte Weſen von wirklichen Weſen nur durch Vergleichung mit dem Wirklichen ſelbſt unterſchieden werden können?

Er.

Richtig.

Ich.

Alſo muß in der Wahrnehmung des Wirklichen etwas ſeyn, was in den bloßen Vorſtellungen nicht iſt, ſonſt könnte beydes nicht von einander unterſchieden werden. Nun betrifft aber dieſer Unterſchied gerade *das Wirkliche* und ſonſt gar nichts. *Alſo kann in der bloßen Vorſtellung das Wirkliche ſelbſt, die Objectivität, nie dargeſtellt werden.*

Er.

Wie? die Vorſtellungen ſind nur Copien der wirklichen Dinge, nur aus Theilen derſelben zuſammengeſetzt, und ſollen das Wirkliche doch nie darſtellen können?

Ich.

Ich ſage, die Vorſtellungen können das Wirkliche, *als ſolches*, nie darſtellen. Sie enthalten nur Beſchaffenheiten der wirklichen *Dinge*, nicht das *Wirkliche ſelbſt*. Das Wirkliche kann außer der unmittelbaren Wahrnehmung deſſelben eben ſo wenig dargeſtellt werden, *als das Bewußtſeyn außer dem Bewußtſeyn, das Leben außer dem Leben, die Wahrheit außer der Wahr-*

heit. Wahrnehmung des Wirklichen und Gefühl der Wahrheit, Bewußtſeyn und Leben, ſind Eine und dieſelbe Sache. Der Schlaf iſt des Todes Bruder, und der Traum nur des Lebens Schatten. Wer nie gewacht hätte, könnte nie träumen, und es iſt unmöglich, daß es urſprüngliche Träume, einen urſprünglichen Wahn gebe. Dieſe Wahrheit ſcheint mir von der größten Wichtigkeit zu ſeyn, deswegen bat ich Sie vorhin ſo ſehr, den Erkenntnißgrund derſelben, welcher der Erkenntnißgrund der Gewißheit ſelbſt, und ihre einzige Quelle iſt, recht feſt zu halten.

Er.

Wirklich fühle ich erſt jetzt, wie ſehr Sie Urſache hatten, mir dieſes ſo nachdrücklich zu empfehlen, und wie hart es hält, aus einem langen tiefen Traume recht zu erwachen. Man träumt das Erwachen ſelbſt wieder in den Traum hinein, und hat nur deſto größere Mühe, ſich von neuem und vollkommen zu beſinnen.

Ich.

Darum mein Freund, was die philoſophiſchen

Magnetiſirer*) auch von ihren Manipulationen, und dem dadurch erregten divinatoriſchen Schlaf rühmen mögen: wir wollen lieber allen Schlaf uns aus den Augen reiben, und anſtatt dieſen eine Klemme zu erkünſteln, ſie ſo weit aufthun als wir können; lieber das Wachen verbeſſern, als das Träumen, und für keinen Preis uns desorganiſiren laſſen. Wer über ſeinen Vorſtellungen, und den Vorſtellungen von ſeinen Vorſtellungen aufhört die Dinge ſelbſt wahrzunehmen, der fängt an zu träumen. Die Verknüpfungen dieſer Vorſtellungen, die Begriffe die ſich aus ihnen bilden, werden dann immer ſubjectiver, und in demſelbigen Verhältniß an objectivem Inhalt ärmer. Wohl iſt das ein großer Vorzug unſerer Natur, daß wir fähig ſind, von den Dingen ſolche Eindrücke, die uns ihr Mannigfaltiges unterſcheidend darſtellen, anzunehmen, und ſo das innere Wort, *den Begriff*, zu empfangen, dem wir alsdann ein äußeres Weſen durch einen Schall unſeres Mundes erſchaffen, und

---

*) Den *mediciniſchen* Magnetismus laſſe ich an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, ohne dafür noch dawider eine entſchiedene Meynung zu haben, weil verſtändige, gelehrte und ehrwürdige Männer verſichern geſehen zu haben, und ich nicht geſehen habe.

ihm die flüchtige Seele einhauchen. Aber dieſe aus endlichem Saamen gezeugten Worte, ſind nicht wie die Worte deß der da iſt, und ihr Leben iſt nicht wie das Leben des aus dem Nichts Weſen hervorrufenden Geiſtes. Laſſen wir dieſen unendlichen Unterſchied außer Acht, ſo entfernen wir uns in demſelben Augenblicke von der Quelle aller Wahrheit, verlieren Gott, die Natur, und uns ſelbſt. — Und es iſt ſo leicht, ihn außer Acht zu laſſen! Denn erſt werden unſere der Natur abgeborgten Begriffe minder oder mehr nach ſubjectiven Beſtimmungen der Aufmerkſamkeit gebildet, fortgeleitet, verknüpft und geordnet. Hernach geht aus der erhöhten Fertigkeit zu abſtrahiren, und willkührliche Zeichen an die Stelle der Dinge und ihrer Verhältniſſe zu ſetzen, eine ſolche blendende Klarheit hervor, daß die Dinge ſelbſt davon verdunkelt, und am Ende gar nicht mehr geſehen werden. Nichts kann einem Traume ähnlicher ſeyn, als der Zuſtand, in welchem ſich der Menſch alsdann befindet. Denn auch im Traume ſind wir nicht ohne alle Empfindung des Wirklichen. Aber die lebhafteren Vorſtellungen überwiegen dieſe ſchwachen Eindrücke, und die Wahrheit wird im Wahn verſchlungen.

Er.

Ich wünſchte, dieſe Vergleichung würde von einem guten Kopf einmal ſo ausgeführt, wie ſie ausgeführt zu werden verdiente. Ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen dem gemeinen und dem philoſophiſchen Traume müßte aber nicht vergeſſen werden; nemlich, daß man aus dem gemeinen Traume endlich doch von ſelbſt erwacht, in den philoſophiſchen hingegen ſich nur immer tiefer hineinträumt, und ſeine Vollkommenheit bis zum wunderbarſten Somnambulism erhöht.

Ich.

Sehr gut! Stellen Sie ſich einen Somnambuliſten vor, der auf die höchſte Spitze eines Thurms geklettert wäre, und nun träumte — Nicht, daß Er auf dem Thurm ſtünde, und von ihm getragen würde; ſondern daß der Thurm an ihm herabhienge; am Thurm hienge die Erde; und Er hielte das alles ſchwebend — O Leibnitz, Leibnitz!

Er.

Wie kommen Sie zu dieſer plötzlichen Ausrufung? Anrufung kann es doch unmöglich ſeyn.

Ich.

Warum ſollt' es nicht Anrufung ſeyn können? Ich wüßte kaum einen Denker, der heller gewacht hätte wie unſer Leibnitz.

Er.

Doch auch keinen der tiefer geträumt hätte? Wenn Sie dieſes vom Erfinder der präſtabilirten Harmonie und der Monaden läugnen, ſo weiß ich wahrlich nicht, was ich von ihrer Lobrede auf das Wachen denken ſoll.

Ich.

Die präſtabilirte Harmonie ruht auf einem Grunde, der mir ſehr feſt zu ſeyn dünkt, und auf den ich mit Leibnitz baue. Auch ſtehen die Monaden, oder die ſubſtanziellen Formen nebſt den angebohrnen Ideen, bey mir in nicht geringem Anſehen. — Was ſehen Sie mich ſo ſtarr an?

Er.

Ich kann nicht glauben, daß Sie meiner ſpotten wollen; und Ihr Ernſt kann es doch auch nicht ſeyn, wenn Sie von Schwarz und Weiß wie von einerley Farbe reden. Erſt leiten Sie die Beſchaffenheit der Vernunft aus der Beſchaffenheit der Sinnlichkeit her, und laſſen die Vollkommenheit der Organiſation die mögliche Vollkommenheit der Erkenntniß beſtimmen; und nun läugnen Sie mit Leibnitz allen phyſiſchen Einfluß des Leibes auf die Seele, und laſſen dieſe alle Vorſtellungen aus ſich ſelbſt herausſpinnen.

Ich.

Wenn Sie die Philoſophie des Leibnitz im Leibnitz ſelbſt ſtudiert hätten, würden Sie mir keine Widerſprüche vorwerfen. Es lehrt ja dieſer große Mann ausdrücklich, und wird nicht müde zu wiederhohlen, daß alle erſchaffenen Geiſter nothwendig mit einem organiſchen Körper vereinigt ſeyn müſſen. Ich erinnere mich unter andern ſehr deutlich einer Stelle in den Nouveaux Essais sur l'entendement humain, (p. 171) wo es heißt: „Die Sinne geben den Stoff „zur Reflexion, und wir würden unſer Denken „ſelbſt nicht denken, wenn wir nicht „an etwas anders dächten, nemlich an die „Particularitäten, welche die Sin„ne uns verſchaffen. Und ich bin über„zeugt, daß erſchaffene Seelen und Geiſter ſinnlicher „Werkzeuge und ſinnlicher Vorſtellungen eben ſo we„nig je entbehren können, als ſie je ihren Verſtand,

„ohne willkührliche Zeichen zu Hülfe zu nehmen, gebrauchen können.“ — Eben dieſer Leibnitz ſagt in der Theodicee (§. 124.) ſogar: „Woran ſollte ein „vernünftiges Weſen denken, wenn keine Bewegung, „keine Materie, keine Sinne wären? Hätte ein ſolches Weſen nur deutliche Vorſtellungen,“ (d. i. erkennte es alles auf einmal unmittelbar und vollkommen,) „ſo wäre es Gott; ſeine Einſicht hätte keine „Gränzen. So bald aber eine Miſchung von verworrenen Vorſtellungen da iſt, ſo ſind Sinne, ſo „iſt Materie da. Deswegen giebt es nach meiner „Philoſophie kein vernünftiges Geſchöpf ohne irgend „einen organiſchen Körper; keinen erſchaffenen Geiſt, „der von aller Materie getrennt wäre.“ — Dieſelbige Behauptung finden Sie überall im Leibnitz wiederhohlt, denn ſie hängt mit allen ſeinen Grundſätzen auf das genaueſte zuſammen*).

Er.

Aber eben dieſer Leibnitz ſagt doch eben ſo ausdrücklich auch: daß man ihn ganz unrecht verſtehe, wenn man glaube, er eigne einer jeden Seele eine beſondere Portion Materie zu, eine gewiſſe Maſſe, die ihr eigen zugehöre, und zu ihrem Dienſt gewidmet ſey. Er ſagt ausdrücklich, daß wenn es auch keine Seelen gäbe, die Leiber dennoch handeln würden wie ſie gegenwärtig handeln; und umgekehrt, wenn es auch keine Leiber gäbe, die Seelen dennoch handeln (d. i. eben die Vorſtellungen und Beſtimmungen des Willens hervorbringen) würden, wie ſie gegenwärtig thun *).

---

*) Zu den auffallendſten Stellen gehören diejenigen, welche in dem dritten Schreiben an Mendelsſohn aus den Principes de la Nature et de la Grace angeführt worden ſind.

Ich.

Sie bringen zwey Sätze in Verbindung, die nicht zuſammen gehören. Was den erſten angeht, ſo ſoll durch denſelben nur beſſer eingeſchärft werden, daß jede Subſtanz jeder andern Subſtanz zugleich Sinn und Gegenſtand ſey, und es keine beſondere Materie für die Werkzeuge der Anſchauung gebe. Jede einzelne Form wird durch die Form des Ganzen beſtimmt, und was wir Sinn nennen, iſt nichts anders, als die Art des Verhältniſſes einer Subſtanz zur andern im großen All **). Seele, Sinn und

---

*) Principia Philosophiae. §. 74. 84.

**) Les unités de substance ne sont autre chose, que de différentes concentrations de l'univers, representé selon les diffé-

Gegenſtand; Begierde, Genuß, und Mittel des Genuſſes, ſind in jedem Punkte der Schöpfung unzertrennlich vereinigt. Darum macht auch nach Leibnitz, die mit einem Leibe vereinigte Entelechie, ein Unum per se, und nicht blos ein Unum per accidens aus*). Wenn irgend ein Theil der Materie zu keinem organiſchen Gebäude gehörte, ſo wäre irgend ein Theil der Welt ohne Beziehung auf die übrigen. Alſo iſt jeder, auch der kleinſte Theil der Materie, ein *gegliedertes* Glied, und die Materie nicht allein ins Unendliche theilbar, ſondern wirklich ins Unendliche getheilt**).

---

rens points de vûe qui les distinguent. Leibn. Opp. T. II. p. 75.

*) Lettre à Mr. Remond de Montmort. §. III. (Opp. II. p. 215.) Nouveaux Essais p. 278. Vornemlich die Briefe an Des Bosses, Opp. T. II. P. I. p. 265.

**) Principia Philos. §. 68. Considérations sur les Principes de vie, et sur les Natures Plastiques. Opp. T. II. P. I. p 59. Am Schluſſe (p. 44) ſagt Leibnitz: Dieu seul est au-dessus de toute la matiere, puisqu'il en est l'auteur; mais les *creatures franches ou affranchies de la matiere, seroient detachées en meme tems de la liaison universelle, et comme les deserteurs de l'ordre general.* — S. 275. (ibid.) wo von den Engeln die Rede iſt, heißt es: Has (intelligentias) removere a corporibus et loco, est removere ab universali connexione et ordine mundi, quam faciant relationes ad

Wie nach Spinoza ſo auch nach Leibnitz, ſtellt eine jede Seele zuerſt, das iſt unmittelbar, ihren Körper, und nicht anders, als gemäß der Beſchaffenheit und Einrichtung dieſes Körpers, die Welt vor. Non in objecto, ſagt Leibnitz, sed *in modificatione cognitionis objecti* monades limitatae sunt. Omnes confuse ad infinitum tendunt, sed limitantur et *distinguuntur per gradus perceptionum distinctarum**).

---

tempus et locum. — Auf derſelben Seite, vorher, wo von einer zwiefachen Art, wie Engel mit Körpern vereinigt ſeyn können, die Rede iſt, ſagt Leibnitz: Fatendum tamen est, ambas corpori unitas esse, *ut rationem habeant Entelechiae*.

*) Ibidem §. 62.

Folgende Stellen aus eben dieſen Princ. Philos. mögen die Materie noch mehr ins Licht ſetzen.

§. 24 Appareat inde, nos, quando nihil distincti, et ut ita loquar, sublimis, ac gustus altioris in nostris perceptionibus habemus, in perpetuo fore stupore. Atque id monadum nudarum status est.

§. 25. Videmus etiam naturam dedisse animantibus perceptiones sublimes, *dum iis organa concessit, quae complures radios luminis, aut complures undulationes aeris colligunt, ut per unionem fiant magis efficaces.*

§. 62. Caeterum ex eo, quod modo retuli, de rationibus a priori, videmus, cur res aliter se habere nequeant, quoniam Deus totum ordinans respexit ad quamlibet partem, et imprimis ad unamquamque monadem, cujus natura cum sit repraesenta-

Ich glaube nun zu Ihrem zweyten Satz übergehen zu können.

Er.

Da erwarte ich Sie!

Ich.

Und ich freue mich darauf, Sie da zu treffen.

---

tiva, nihil est quod eam limitare posset ad unam tantum rerum partem repraesentandam, quamquam verum sit, quod haec repraesentatio non sit, nisi confusa respectu partium universi, *nec distincta esse possit, nisi quoad exiguam rerum partem, hoc est earum, quae aut propiores sunt, aut majores respectu uniuscujusque monadis*, alias quaelibet monas foret aliqua Divinitas.

§. 64. Quamvis itaque quaelibet monas creata totum universum repraesentet; multo tamen distinctius repraesentat corpus, quod ipsi peculiari ratione adaptatum est, et cujus entelechia existit. Et sicuti hoc corpus exprimit totum universum per connexionem omnis materiae in pleno, ita etiam anima totum repraesentat universum, *dum repraesentat hoc corpus*, quod ad ipsam spectat peculiari quadam ratione.

§. 85. Quod spiritus, seu animas rationales concernit, quamvis reperiam eodem modo se rem habere cum omnibus viventibus, et animantibus, quemadmodum dixi, scilicet quod animal et anima nec oriantur nisi cum mundo, nec intereant nisi cum mundo: id tamen peculiare est in animalibus rationalibus, quod ipsorum animalcula spermatica, qua talia, habeant tantum animas ordinarias, seu sensitivas, sed quae electa sunt, ut ita dicam, et quum ad naturam humanam ope conceptionis actualis perveniunt, eorum animae sensitivae elevantur ad gradum rationis, et praerogativam spirituum.

Wir ſind vorhin mit einander übereingekommen, als über etwas das in allen Syſtemen, die Idealiſtiſchen Syſteme allein ausgenommen, gleichen Beſtand hätte: daß, wie ſehr ein Individuum auch von außen her beſtimmt werden möchte, es doch allein nach den Geſetzen ſeiner eigenen Natur beſtimmt werden könne, folglich, in ſofern, ſich ſelbſt beſtimmen müſſe. Wir behaupteten einmüthig, ein ſolches Individuum müſſe etwas an und für ſich ſelbſt ſeyn, weil es ſonſt nie etwas für ein andres ſeyn, und dieſe oder jene zufällige Beſchaffenheit annehmen könnte; es müſſe an und für ſich ſelbſt wirken können, weil es ſonſt unmöglich wäre, daß irgend eine Wirkung durch daſſelbe entſtünde, fortgeſetzt würde, oder nur in ihm erſchiene. —

Nun ſagen Sie mir, ob Sie dieſe Meynung behalten wollen, oder nicht?

Er

Ich behalte ſie zuverläſſig.

Ich.

So werden Sie denn auch ohne Anſtand einräumen, und hätten mir es wahrſcheinlich auch ſchon gerade zu eingeräumt: daß die Gegenſtände, die wir außer uns wahrnehmen, unſer Wahrnehmen ſelbſt, das iſt, die innere Handlung des Empfindens, Vorſtellens und Denkens nicht hervorbringen können; ſondern daß unſere Seele, oder die denkende Kraft in uns, jede Vorſtellung und jeden Begriff, als ſolche, ſelbſt und allein hervorbringen müſſe?

Er.

Ohne Anſtand. Der äußerliche Gegenſtand kann eben ſo wenig irgend eine Beſtimmung des Denkens, als ſolche, hervorbringen, als er das Denken ſelbſt, oder die denkende Natur hervorbringen kann. Wirklich drückt es zu wenig von dem Ungereimten der entgegengeſetzten Meynung aus, wenn man, wie Spinoza, fragt: ob die Seele eine lebloſe Tafel ſey, welche von den Dingen nur übermahlt werde; oder, wie Leibnitz, ob ſie Fenſter oder andre Oeffnungen habe, durch welche die Dinge hineinſteigen.

Ich.

Nun weiter. Das denkende Weſen, als ſolches, hat mit dem körperlichen Weſen, als ſolchem, keine Eigenſchaften gemein; es iſt alſo unmöglich . . :

Er.

Daß ſie in einander eingehen, wollen Sie ſagen, Beſtimmungen gegenſeitig mit einander wechſeln, ſich gegenſeitig geben, und von einander nehmen können: Alſo . . .

Ich.

Ich begreife nicht, was Sie dawider haben können, da dieſelbige Gedankenreihe, und daſſelbige Reſultat Ihnen in den Briefen über Spinoza ſo durchaus und ſo auffallend wahr geſchienen hat.

Er.

Mir deucht, da wäre doch ein mächtiger Unterſchied. Körperliche Ausdehnung und Denken ſind bey Spinoza nur verſchiedene Eigenſchaften Eines und deſſelben Weſens; bey Leibnitz hingegen zwey ganz verſchiedene Dinge, die, man weiß nicht in was für eine Harmonie gerathen ſind.

Ich.

Zwiſchen Spinozens und Leibnitzens Vorſtellung von der Vereinigung des denkenden Weſens mit dem körperlich ausgedehnten Weſen, iſt allerdings ein Unterſchied. Ich glaube aber, Sie werden nach einer tieferen Unterſuchung finden, daß nicht Spinoza ſondern unſer Leibnitz dabey gewinnt*). Zwey ganz verſchiedene Dinge, wie Sie ſich ausdrücken, die, man weiß nicht in was für eine Harmonie (öfter gebraucht Leibnitz die Wörter Conformitas und Consensus) gerathen ſind, ſind nach Leibnitz das körperliche Weſen keinesweges. Sie ſind, was die erſchaffenen Weſen angeht, vollkommen ſo unzertrennlich bey ihm wie bey Spinoza.

Er.

Reimen Sie mir das mit der deutlichen Aeußerung des Leibnitz, die ich Ihnen vorgehalten habe: daß wenn es auch keine Seelen gäbe, die Leiber dennoch handeln würden, wie ſie gegenwärtig handeln; und umgekehrt, wenn es auch keine Leiber gäbe, die Seelen dennoch handeln würden, wie ſie gegenwärtig handeln.

---

*) Unterſchied und Vorzug liegen im Begriff der forma substantialis, welche der eigentliche Kern iſt, aus welchem Leibnitzens Syſtem erwuchs. Hierüber mehr an einem andern Ort. S. Briefe über die Lehre des Spinoza, zweyte Aufl. Beilage VI.

Ich.

Sie vergeſſen das PER IMPOSSIBILE, welches Leibnitz wohlbedächtig hinzufügte. Er erlaubt ſich öfter dergleichen metaphyſiſche Fictionen, wie er ſelbſt ſie wiederholt genannt hat. In dem erſten öffentlichen Vortrage ſeines neuen Syſtems äußerte er ſich ſogar dahin: „Daß die Perceptionen, oder die Vorſtellungen von äußeren Dingen, in der Seele, kraft ihrer eigenen Geſetze, *wie in einer beſonderen Welt entſtünden, und als wenn nichts als Gott und die Seele vorhanden wären.*“ Aber nun leſen Sie ſeine Erläuterungen darüber, vornemlich die gegen Bayle; leſen Sie das Schreiben an Wagner; die Commentatio de Anima Brutorum; die höchſt merkwürdigen Briefe an Des Bosses *). — Uebrigens möchte ich für keinen Preis mit einem philoſophiſchen Zänker mich auf etwas von allem dieſem einlaſſen. Leibnitz –

---

*) Um weniger zum Nachſchlagen geneigte Leſer etwas mehr zu reizen, rücke ich hier ein Paar kurze Stellen aus den Briefen an Des Bosses, und ein Paar andre aus Leibnitzens zweyter Antwort an Bayle ein. „Quod anima non volendo, id est qua spiritualis seu libera est, sed ut Entelechia corporis primitiva adeoque non nisi secundum leges mechanicas influat in actiones corporis, jam monui literis praecedentibus. In schedis autem Gallicis de systemate harmoniae praestabilitae agentibus, animam tantum ut substantiam, non ut simul corporis Entelechiam con-

---

sideravi, quia hoc ad rem, quam tunc agebam, ad explicandam nimirum consensum inter corpus et mentem non pertinebat; neque aliud a Cartesianis desiderabatur. (Opp. T. II. P. I. p. 269.) — Porro substantiam compositam, seu rem illam, quae facit vinculum monadum, cum non sit mera modificatio monadum, nec quiddam in illis existens, tanquam subjectis, (neque enim simul pluribus subjectis inesse eadem modificatio posset) statuerem dependere a monadibus; non dependentia logica (ita scilicet, ut nec supernaturaliter ab iis separari possit), sed tantum naturali, nempe ut exigat illa venire in substantiam compositam, nisi Deus aliter velit. (Ibid. p. 300.) — Substantia composita non consistit formaliter in monadibus, et earum subordinatione, ita enim merum foret aggregatum, seu ens per accidens. (Ibid. p. 320.) — Tout ce que l'ambition, ou autre passion fait faire *à l'ame de César*, est aussi représenté dans son corps: et tous les mouvemens de ces passions viennent des impressions des objets joints aux mouvemens internes; et le corps est fait en sorte, que l'ame ne prend jamais de resolutions que les mouvemens du corps ne s'y accordent; les raisonnemens mêmes les plus abstraits y trouvent leur jeu par le moyen des carateres qui les représentent à l'imagination. En un mot, tout se fait dans le corps à l'égard du détail des phénomenes, comme si la mauvaise doctrine de ceux qui croyent que l'ame est matérielle, suivant Epicure et Hobbes, étoit véritable; ou comme si l'homme même n'étoit que corps ou qu'Automate. Aussi ont-ils poussé jusqu'à l'homme ce que les Cartésiens accordent à l'égard de tous les autres animaux; ayant fait voir en effet que rien ne se fait pas l'homme avec toute sa raison, qui dans le corps ne hat ſeine Ideen ſo vielerley Köpfen und Syſtemen anzupaſſen, ſo häufig die Wahrheit dem Irrthum gleichſam nur unterzuſchieben geſucht, und war überhaupt (gezwungen und ungezwungen) ſo voll allerley Rückſichten: daß wie ſeine Schriften nun da liegen, man leicht, auch mit dem ehrlichſten Gemüth, aus Vorurtheil oder Kurzſichtigkeit ihn mißverſtehen, aber noch unendlich leichter aus Schalkheit ihn mit ſich ſelbſt entzweyen kann. Ein jeder nütze nach ſeiner Art dieſen unſchätzbaren Nachlaß. Sie aber, leſen Sie die Stücke die ich Ihnen nannte: hernach ſprechen wir weiter.

Er.

Ich verſtehe mich zum Leſen und zum Verſchub. Aber Eins müſſen Sie mir noch heute ſagen: in wel-

---

soit un jeu d'images, de passions et de mouvemens. *On s'est prostitué en voulant prouver le contraire, et on a seulement préparé matiere de triomphe à l'erreur, en se prenant de ce biais.* (Opp. T. II. P. I. p. 83 et 84.) — La raison du changement des pensées dans l'ame, est la même que celle du changement des choses dans l'univers qu'elle représente. Car les raisons de Mécanique, qui sont developpées dans les corps, son réunies et pour ainsi dire concentrées dans les ames ou Entelechies, *et y trouvent même leur source.* (Ibid. p. 86).

chem Verſtande Sie den angebohrnen Ideen und den Monaden zugethan ſind. Ich habe eine Citation in petto, die ich gern anbringen möchte.

Ich.

Damit Sie deſto eher zum Schlage kommen, wollen wir mit den Monaden anfangen.

Laſſen Sie uns abermals von Sätzen ausgehen, über die wir uns heute ſchon einmal verſtanden haben, und worüber wir uns alſo wahrſcheinlich auf das Erſte Wort zum zweytenmal verſtehen werden.

Wenn ich drey, vier oder fünf verſchiedene Dinge hier auf dem Tiſche zuſammenſtelle, und ſie entweder nach ihrer Zahl oder andern Verhältniſſen in Einer Vorſtellung vereinige, ſo iſt meine Vorſtellung die Vorſtellung einer Totalität oder eines Ganzen. Dieſem Ganzen oder dieſer Totalität correſpondirt aber außer mir nichts, das an ſich ein Ganzes oder eine Totalität wäre. Die Einheit meiner Vorſtellung iſt keine wirklich objective oder reale, ſondern eine blos ideale Einheit.

Er.

Ganz richtig. Nur muß nicht vergeſſen werden, [illegible] doch die Data zu dieſer Einheit, nicht allein was die Materie, ſondern auch was die Form angeht, wirklich außer mir vorhanden, und das Ganze oder die Totalität in ſofern alſo auch wirklich objectiv iſt. Ständen der iſolirten Dinge nur vier da, ſo hätten Sie nicht die Vorſtellung von fünfen; und ſtänden die fünfe in einer andern Ordnung, ſo könnten Sie nicht zu demjenigen Bilde ſie wahrhaft vereinigen, zu welchem Sie ſie jetzt vereinigen. Wenn ich nicht irre, ſo hat aus dieſer Urſache Leibnitz dergleichen Dinge semimentalia genannt, und ſie mit dem Regenbogen verglichen.

Ich.

Richtig; und Ihre Bemerkung iſt in verſchiedenen Abſichten von der größten Wichtigkeit. Sie ſetzt den wahren Unterſchied zwiſchen dem Idealiſten und dem philoſophiſchen Realiſten feſt. Hier aber kommt es nicht auf objective Data zu einer Erſcheinung, ſondern auf das Verknüpfende im Dinge ſelbſt an; auf das Verknüpfende zu einer realen vollkommenen objectiven Einheit. Daß aber hier dieſe iſolirten Körper, weder zu der Zahl fünf, noch zu ſonſt einer Form innig verknüpft ſind, und alſo für ſich, außer der Vorſtellung, kein Ganzes ausmachen, werden Sie mir unbedenklich zugeben?

Er.

Unbedenklich.

Ich.

Daſſelbige wird von allen Kunſtwerken gelten müſſen, wie bewundernswürdig ihr Mannichfaltiges auch zu Einem Zweck zuſammengefügt ſey. Die Form, welche ihre Einheit ausmacht, wohnt in der Seele des Künſtlers der ſie erfand, oder des Kenners der ſie beurtheilt, nicht in ihr ſelbſt. In ihr ſelbſt iſt ſie ohne weſentlichen Zuſammenhang, wie der roheſte Klumpe.

Er.

Vollkommen richtig. Den organiſchen Weſen allein können wir eine ſolche innerliche Einheit zuſchreiben, die wahrhaft objectiv und real iſt.

Ich.

Alſo, wenn wir die fünf Gegenſtände hier auf dem Tiſche in ein wirkliches Ganzes, in ein unum per se verwandeln wollten, müßten wir ein organiſches Weſen aus ihnen bilden können?

Er.

So iſt es.

Ich.

Würden wir aber eine ſolche Bildung durch ein bloßes Bilden wohl herauszubringen im Stande ſeyn, geſetzt auch, daß uns alle phyſiſchen Kräfte zu Gebot ſtänden, die Materie gränzenlos nach Willkühr zu zertheilen, und dieſe Theile eben ſo willkührlich und gränzenlos gegen einander in Bewegung zu ſetzen? Würde daraus wohl ein ſolches Geſammtes entſtehen können, daß eine Eſſenz, ein Compositum substantiale, ein unum per se ausmachte?

Er.

Unmöglich.

Ich.

Alſo, um die Möglichkeit eines organiſchen Weſens zu denken, wird es nothwendig ſeyn, dasjenige was ſeine Einheit ausmacht zuerſt: das Ganze vor ſeinen Theilen zu denken?

Er.

Allerdings; und ich ſitze hier, um durch Sie ein ſolches Denken in mir bewirken zu laſſen.

Ich.

Das iſt in Ihnen ſchon lange ohne mich bewirkt, da Sie ſelbſt ein Compositum substantiale ſind, und zu dem Gefühl Ihres Daſeyns gewiß nie gekommen wären, wenn Sie dasjenige, was Ihre Einheit ausmacht, nicht zuerſt empfunden hätten. Sicher ſind Sie nicht aus der Peripherie in das Centrum, ſondern aus dem Centro in die Peripherie gekommen.

Er.

Ich bin weder aus der Peripherie in das Centrum, noch aus dem Centro in die Peripherie gekommen, ſondern mein ganzer Zirkel war mit Einemmale da. So lehren Sie ja ſelbſt.

Ich.

Wir wollen uns nicht damit aufhalten, einen Mißverſtand zu heben, der gering, und hier ohne Folgen iſt. Genug, Ihr Körper iſt aus einer unendlichen Menge von Theilen zuſammengeſetzt, die er annimmt und wieder zurückgiebt, ſo daß von allen auch nicht Einer weſentlich zu ihm gehören kann. Sie fühlen aber dieſe Theile als zu ihm gehörig mittelſt einer unſichtbaren Form, die wie einen Wirbel mitten in einem Strome verurſacht. Blos nach

Maaßgabe dieſer Form fühlen Sie die Menge der Theile, und Sie fühlen ſie in einem einzigen, unveränderlichen, untheilbaren Punkt, den Sie Ihr Ich nennen. Sollte dieſer Punkt wohl ein bloßer mathematiſcher Punkt ſeyn?

Er.

Unmöglich!

Ich.

Ein phyſiſcher dann.

Er.

Alſo vollends ein Unding.

Ich.

Etwas muß unſer Ich doch ſeyn, wenn es anders mit dem, was wir eben ausgemacht haben, ſeine Richtigkeit behält, nemlich, daß aus der Vielheit nie eine wahre objective Einheit entſpringen kann. Dieſes Etwas nun, das unmöglich etwas nicht reales iſt, wird von Leibnitz die ſubſtanzielle Form des organiſchen Weſens; das vinculum Compositionis essentiale, oder die Monade genannt. Und in ſo weit bin ich der Monadenlehre mit ganzer Seele zugethan.

Er.

Sie überraſchen mich. — Aber ich bitte, fahren Sie fort, und ſagen Sie mir, was für eine Vorſtellung Sie ſich von dieſer ſubſtanziellen Form der organiſchen Weſen machen.

Ich.

Ich glaube Ihnen dieſes ſchon geſagt zu haben. Eigentlich kann ich mir gar keine Vorſtellung von ihr machen, denn das Eigenthümliche ihres Weſens iſt, *ſich von allen Empfindungen und Vorſtellungen zu unterſcheiden*. Sie iſt dasjenige, was ich im eigentlichſten Verſtande *mich ſelbſt* nenne, und von deſſen Realität ich die vollkommenſte Ueberzeugung, das innigſte Bewußtſeyn habe, weil es die Quelle ſelbſt meines Bewußtſeyns, und das Subject aller ſeiner Veränderung iſt. Die Seele, um eine *Vorſtellung* von ſich zu haben, müßte ſich von ſich ſelbſt unterſcheiden, *ſich ſelbſt äußerlich werden können**). Von dem, was Leben iſt, haben wir gewiß das innigſte Bewußtſeyn; aber wer kann ſich vom Leben eine Vorſtellung machen?

---

*) Nous connoissons *notre existence* par l'intuition, et celle des autres par sensation . . . L'apperception immédiate de notre exiſtence et de nos pensées nous fournit les premieres vérités *a posteriori* ou de fait, c'est-à-dire les *prémieres* ex-

Er.

Das iſt wahr.

Ich.

Und nichts anders iſt unſere Seele, als eine gewiſſe beſtimmte Form des Lebens. Ich weiß nichts verkehrteres, als das Leben zu einer Beſchaffenheit der Dinge zu machen, da im Gegentheil die Dinge nur Beſchaffenheiten des Lebens, nur verſchiedene Ausdrücke deſſelben ſind; *denn das Mannichfaltige kann im Lebendigen allein ſich durchdringen und Eins werden.* Wo aber Einheit, reale Individualität aufhört, da hört alles Daſeyn auf, und wenn wir uns etwas, das kein Individuum iſt, als ein Individuum vorſtellen, ſo legen wir einem Aggregat unſere eigene Ein-

---

périences; comme les propositions identiques contiennent les premieres vérités *a priori*, ou de raison, c'est-à-dire les *premieres lumieres.* Les unes et les autres sont incapables d'être prouvées et peuvent être appellées immédiates; celles-là, *parcequ'il y a immédiation entre l'entendement et son objet*; celles-ci, *parcequ'il y a immédiation entre le sujet et le prédicat.* Leibn. Nouv. Essais sur l'entendement humain. Ch. IX. §. 3.

heit unter. Nicht das Concretum, ſondern nur die Data dazu ſind, in einem ſolchen Falle, wirklich außer uns vorhanden.

Er.

Das heißt, Sie ſtimmen mit Leibnitz auch darin vollkommen überein, daß es keine andre wahrhaft wirkliche Dinge in der Natur giebt noch geben kann, als organiſche Weſen; und behaupten, daß jede erſchaffene oder endliche Subſtanz nothwendig aus Leib und Seele zuſammengeſetzt ſeyn muß, indem Leib und Seele gegenſeitig ſich dergeſtalt auf einander beziehen, daß keins ohne das andre natürlicher Weiſe beſtehen kann.

Ich.

Auch das letztere mit Leibnitz. Die eigentliche Materie, welche er materiam secundam, oder die Maſſa nennt, iſt, nach ihm, die Miſchung der Wirkungen des Unendlichen*). In die-

---

*) Le mélange des effets de l'infini. Nouv. Essais, p. 12. La matière n'est qu'un *amas* d'un nombre infini d'êtres. Je donne de la conception à tous ces êtres infinis, dont chacun est comme un animal, doué d'ame (ou de quelque principe analogique qui en fait la vraie unité) avec ce qu'il faut à cet

ſer Materie befinden ſich die wahrhaft wirklichen Dinge, die alle, aus Leib und Seele zuſammengeſetzte, das iſt, organiſche Weſen ſind. Aber nicht jede Portion dieſer Materie iſt ein organiſches Weſen.

Er.

Es iſt unmöglich, von der Herrlichkeit und Größe dieſes Syſtems nicht ergriffen zu werden.

Ich.

Wie ich den angebohrnen Ideen zugethan ſeyn kann, wird nun keiner weitläufigen Erklärung mehr bedürfen; ich brauche Sie nur an das, was wir vorhin von den ſchlechterdings allgemeinen Begriffen abgehandelt haben, zu erinnern, und Ihnen zu ſagen, daß eben dieſe Begriffe meine angebohrnen Begriffe ſind. Jene Entwickelung muß Ihnen nun doppelt einleuchten, da meine Heiſcheſätze zu Grundſätzen auf die rechtmäßigſte Weiſe ſeitdem empor geſtiegen ſind.

être pour être passif et doué d'un corps organique. Or ces êtres ont reçu leur nature tant active que passive (c'est-à-dire ce qu'ils ont d'immatériel et de matériel) d'une cause générale et supreme etc. (Ibid. p. 407.)

Ich faſſe zuſammen und wiederhole.

Jedes erſchaffene einzelne Weſen bezieht ſich auf eine unendliche Menge anderer einzelner Weſen, die ſich alle wieder auf dieſes einzelne Weſen beziehen; und der gegenwärtige Zuſtand eines jeden dieſer einzelnen Weſen wird durch ſeinen Zuſammenhang mit allen übrigen in jedem Augenblick auf das genaueſte beſtimmt.

Alle wahrhaft wirkliche Dinge ſind Individua oder einzelne Dinge, und als ſolche, lebendige Weſen, principia perceptiva et activa, und außer einander.

Folglich, wie ein Individuum geſetzt wird, ſo müſſen nothwendig zugleich in ihm die Begriffe von Einheit und Vielheit, von Thun und Leiden, von Ausdehnung und Succeſſion geſetzt werden; das heißt, es ſind dieſe Begriffe jedem Individuo angebohrne oder anerſchaffene Begriffe.

Dieſe Begriffe unterſcheiden ſich von allen übrigen Begriffen dadurch, daß ihre Gegenſtände unmittelbar und in allen Dingen vollkommen und auf gleiche Weiſe gegeben ſind. Es ſind uns alſo die Gegenſtände dieſer Begriffe nie blos in der Vorſtellung, ſondern immer auch wirklich gegenwärtig, und können durch keine Verrückung, wie ſie Namen haben möge, je nur einen Augenblick der unmittelbaren Wahrnehmung, und der nothwendigen Vereinigung im Begriff entzogen werden. Auch iſt der vollkommenſte Wahnſinn nicht vermögend, dieſe Wurzel des Verſtandes auszurotten.

Er.

Auf dieſe Weiſe habe ich gegen Ihre angebohrnen Ideen nichts einzuwenden. Es iſt klar, daß wir zu dem Bewußtſeyn unſeres Bewußtſeyns, dem Gefühl von uns ſelbſt nicht anders gelangen, als indem wir uns von etwas außer uns unterſcheiden. Dieſes Etwas iſt ein Mannichfaltiges Unendliches, in dem wir ſelbſt mit begriffen ſind. Die Begriffe von Einem, von Vielem und von Allem, nebſt ihren Grundeigenſchaften und Verhältniſſen, müſſen alſo in jedem, auch dem ſchwächſten Bewußtſeyn, ſchon gegeben ſeyn, und, dem Weſentlichen nach, unter allen möglichen Verwandlungen des Individui dieſelbigen bleiben. Ihre Deutlichkeit aber hängt von der Deutlichkeit des Bewußtſeyns ab, das iſt, von dem Grade in dem wir uns, intenſiv und extenſiv, von den außer uns daſeyenden Dingen unterſcheiden.

Ich.

Sollten wir nicht auch nach dieſem Grade den Grad der Vernunft und des Lebens, den eine Gattung von Geſchöpfen vor der andern voraus hat, überall mit Sicherheit beſtimmen können?

Er.

Ich glaube, wir können es.

Leben und Bewußtſeyn ſind Eins. Der höhere Grad des Bewußtſeyns hängt von der größeren Anzahl und der Beſchaffenheit der im Bewußtſeyn vereinigten Wahrnehmungen ab. Jede Wahrnehmung drückt zugleich etwas äußerliches und etwas innerliches, und beydes im Verhältniß zu einander aus. Jede Wahrnehmung iſt folglich an ſich ſchon ein Begriff. Wie die Action, ſo die Reaction. Iſt die Fähigkeit, Eindrücke anzunehmen, ſo mannichfaltig und vollkommen, daß ein articulirtes Echo im Bewußtſeyn laut wird, ſo erhebt ſich über die Empfindung das Wort; es erſcheinet, was wir Vernunft, es erſcheinet, was wir Perſon nennen*).

---

*) Leibnitz, Principes de la nature et de la grace, §. IV. VI.

Das vernünftige Weſen iſt alſo von dem unvernünftigen durch einen höhern Grad des Bewußtſeyns, folglich des Lebens, unterſchieden, und dieſer Grad muß in demſelbigen Verhältniß ſteigen, wie das Vermögen ſteigt, ſich von andern Dingen extenſiv und intenſiv zu unterſcheiden. — Gott unterſcheidet ſich von allen Dingen auf das vollkommenſte, und muß die höchſte Perſönlichkeit, und allein eine ganz reine Vernunft beſitzen.*)

Ich.

Es iſt alſo nicht wohl möglich, wenn man nicht ſich ſelbſt und ſein eigenes Leben haßt, die Vernunft gering zu ſchätzen. Aber wie werden wir es am beſten angreifen, um ihr je mehr und mehr in uns aufzuhelfen? — Werden wir nicht am weiſeſten handeln, wenn wir ſuchen ihr ganz unmittelbar beyzukommen, um geradezu ihre Kräfte nach der Reihe zu ſtärken und zu vergrößern? — Kurz, wenn wir uns in einem fort nur bemühen, die Vernunft recht vernünftig zu machen? — Was meynen Sie?

---

*) Deus, sufficiens sibi, causa est materiae et aliorum omnium: itaque non est anima mundi (wie unſer Ich des organiſchen Körpers); sed autor. Naturale vero est creaturis materiam habere, neque aliter possibiles sunt, nisi Deus per miraculum suppleat materiae munus . . . Etsi ergo Deus per potentiam possit substantiam privare materia secunda, non tamen potest eam privare materia prima, nam faceret inde totum purum, qualis ipse est solus. Opp. T. II. P. I. p. 275 et 276. S. auch ibid. p. 22.

Er.

Ich meyne, daß es der Erbſchade, der uralte Krebs der Menſchheit iſt, den Kern über der Schaale, die Sache über dem Schein, das Weſen über der Form zu vergeſſen. Ueberall iſt Religion in Cärimonien und Aberglauben; bürgerliche Vereinigung in politiſche Maſchinerie; Philoſophie in Geſchwätz; Kunſt in Gewerb ausgeartet: warum ſollte nicht auch einmal der Gebrauch der Vernunft in einen bloßen Gebrauch ihrer Art und Weiſe ausarten können?

Ich.

Die verſchiedenen Namen, die jetzt von ihr im Schwange ſind, bezeugen, daß man ſie auf allerhand Art und Weiſe zu gebrauchen wenigſtens der Meynung iſt; denn alle dieſe Namen ſind von dieſem oder jenem Gebrauch, der von ihr gemacht wird, hergenommen. Mir deucht, ich höre ſie am häufigſten und lauteſten eine Fackel nennen, wozu ſie, allmälig, aus einem ſchwachen Lichte ſoll geworden ſeyn. Und von dieſer Fackel heißt es denn auch, daß ſie überall *hingetragen* wird, welches mit der Vernunft, ſo lange ſie nur ein Licht war, auch nicht geſchah. — Ich muß bekennen, daß ich ſelbſt die Vernunft, die eine Fackel geworden iſt, noch nicht geſehen habe. *Meine* Vernunft iſt ein *Auge* und keine Fackel. Und wenn ich mich nicht ſehr betrüge, ſo hat man immer, da man noch blos ein Licht an der Vernunft hatte, mit dem Worte Licht die Sehkraft ſelbſt gemeynt. — Alles *Verdachtes* gegen die Fackel kann ich mich nicht erwehren. Oft wird eine wohin getragen, damit ein einzelner Gegenſtand recht helle geſehen, und vornemlich darum ſo helle geſehen werde, damit es um ihn herum deſto finſterer ſey*).

Er.

Das Räthſel mit der Fackel kann ich Ihnen

---

*) Der ſelige Leßing pflegte den Geiſt des Jahrhunderts durch eine Vergleichung mit den Krebſen, die man zuweilen mit Einer ungeheuer *großen* Scheere, und einer *elend kleinen* daneben findet, zu charakteriſiren. Er ſagte von ſich, daß er lieber ein mittelmäßiger Krebs mit zwey gleichen Scheeren ſeyn möchte.

vollends auflöſen. Ganz leere Praleren iſt es nicht damit. Es iſt dieſelbe Fackel, welche ehmals die Erfahrung zur Vernunft trug, wo die Wahrheit ſie aus ihrer Hand empfieng. Man ſagte: die Fackel gehöre der Erfahrung nicht. Und die ſie ihr von hinten zu aus der Hand riſſen, ſchrien nun aus vollem Halſe: ihnen gehöre die Fackel! und an jedem Ort, wohin ſie die Fackel trügen, da ſey die Vernunft und die Wahrheit; und an jedem andern Ort, die Lüge. — Aber es iſt ein Gemurmel, als wolle die Fackel nicht in Brand bleiben, wie ſehr man ſie auch zerſtampfe und im Winde herumſchwinge.

Ich.

O, daß ſie wieder in die Hände der Erfahrung käme, und es begänne von neuem der alte Zug mit ihr zur Vernunft und zur Wahrheit! — Es kann ja dem ſcharfen und tiefen Beobachter unmöglich doch entgehen, daß alle unſere Erkenntniß auf dem Poſitiven beruht, und daß wir in dem Augenblick, da wir es verlaſſen, in Träume und die leerſten Einbildungen gerathen. Poſitiv und unmittelbar genommen von dem Wirklichen, das ſich uns darſtellt, ſind, wie wir geſehen haben, ſelbſt diejenigen Begriffe und Sätze, die wir à priori nennen. Poſitiv und unmittelbar genommen von dem Wirklichen, das ſich uns darſtellt, ſind, auffallender noch, unſere *comparativ* allgemeinen Begriffe und Sätze. Jene beruhen auf einer verworrenen Vorſtellung von *Allem*, und ihr Gegenſtand iſt uns immer und in jedem auch dem kleinſten Theile der Schöpfung gegenwärtig; dieſe, auf einer verworrenen Vorſtellung nur von Einigem, und ihre Gegenſtände ſind uns nicht immer, und auch nur in dieſem und jenem Beſondern gegenwärtig. Alſo können ſo wenig die abſolut allgemeinen Begriffe, als die nur comparativ allgemeinen uns über das, was wir in uns und außer uns wirklich empfinden oder empfunden haben, hinausführen. *Die vollkommnere Wahrnehmung*, und der höhere Grad des Bewußtſeyns der damit verknüpft iſt, darin beſteht das Weſentliche desjenigen Vorzugs unſerer Natur, den wir *Vernunft* heißen. Alle ihre Verrichtungen entwickeln ſich daraus von ſelbſt. Sobald ein Mannichfaltiges von Vorſtellungen, in *Einem* Bewußtſeyn *vereinigt*, einmal geſetzt iſt, ſo iſt damit zugleich geſetzt, daß auch dieſe Vorſtellungen, theils als einander ähnlich, theils als von einander verſchieden, das Bewußtſeyn afficiren müſſen. Das Bewußtſeyn wäre ja ſonſt ein todter Spiegel und kein Bewußtſeyn; kein in ſich concentrirendes Leben. Wir haben alſo außer der urſprünglichen Handlung der Wahrnehmung, keine beſondere Handlungen des Unterſcheidens und Vergleichens nöthig, bey denen ſich auch gar nichts denken läßt. So erkläre ich mir auch das Nachſinnen, das Ueberlegen, und ihre Wirkungen, aus der immer fortgeſetzten Bewegung (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) des activen Princips in uns gegen (nicht wider) das paſſive, nach Maaßgabe der empfangenen Eindrücke und ihrer Verhältniſſe. Bey jeder Wiederholung ihres Consensus in Abſicht eines nemlichen Gegenſtandes muß die Vorſtellung neue Beſtimmungen erhalten, und bald mehr ſubjectiv bald mehr objectiv vergrößert werden. Die Entdeckung wichtiger Wahrheiten, und die Entſtehung lächerlicher Irrthümer, wird auf dieſe Weiſe gleich begreiflich.

Wenn wir von der Seite der Spontaneität allein — ohne zu erwägen, daß dieſe ſich nur reagirend äußert — die Vernunft betrachten: ſo ſehen wir der Vernunft nicht auf den Grund, und wiſſen nie recht was wir an ihr haben. Charakteriſiren wir ſie als das Vermögen Verhältniſſe einzuſehen, ſo iſt die Fähigkeit vollkommnere Eindrücke von den Gegenſtänden zu empfangen ſchon vorausgeſetzt. Von dieſer weggeſehen, kann das leere Vermögen Verhältniſſe aufzufaſſen, unſere Erkenntniß nicht einmal mit der Entdeckung eines noch nicht wahrgenommenen idem oder non idem bereichern.

Scharf und viel faſſender, anhaltend ſtrebender, tief eindringender Sinn — das Wort Sinn in dem ganzen Umfange ſeiner Bedeutung (als Wahrnehmungsvermögen überhaupt) genommen, — das iſt die edle Gabe, die uns zu vernünftigen Geſchöpfen macht, und deren Maaß den Vorzug eines Geiſtes vor dem andern beſtimmt. Die reinſte und reichſte Empfindung hat die reinſte und reichſte Vernunft zur Folge. Jeden ſich ſelbſt beobachtenden Forſcher muß die eigene Erfahrung gelehrt haben, daß er bey ſeinem Forſchen keine Kraft des Unterſcheidens, des Vergleichens, des Urtheilens und Schließens, ſondern einzig und allein die Kraft ſeines Sinnes anſtrengt, um ſeine Vorſtellungen ſo deutlich zu machen als ſie werden können. Mit aller Gewalt hält er die Anſchauung feſt, ſinnt und ſinnt, und zieht ſie ſinnend immer dichter an das Auge ſeines Geiſtes. Und wie ein lichter Punkt hervorſpringt, ruht die Seele einen Augenblick, um ihn leidend aufzunehmen. Leidend empfängt ſie jedes Urtheil das in ihr entſteht. In willkührlicher Anſchauung, Betrachtung allein iſt ſie thätig.

Er.

Aber ſo könnte man ja wohl gewiſſermaaßen ſagen, die ganze Vernunft käme von außen in den Menſchen herein.

Ich.

Was kann man nicht gewiſſermaaßen ſagen? Wenn aber die Vernunft ein lebendiges Princip vorausſetzt, das eine Welt in einem untheilbaren Punkte zuſammenfaſſen, und aus dieſem Punkte zurückwirken kann auf das Unendliche, ſo ſehe ich nicht, wie man auch nur gewiſſermaaßen wollte ſagen können, die Vernunft komme dem Menſchen von außen. Das Geſchäft der Sinne iſt, Eindrücke anzunehmen und zu überbringen. — Wem zu überbringen? — Wo geſchieht die Anhäufung der Eindrücke? Und was wäre mit einer ſolchen bloßen Anhäufung gethan? — Vielheit, Verhältniß, ſind lebendige

Begriffe, die ein lebendiges Weſen, welches in ſeine Einheit das Mannichfaltige *thätig* aufnehmen kann, vorausſetzen. Die dunkelſte Empfindung aber drückt ſchon ein Verhältniß aus. Und ſo muß man nicht allein von den Erkenntniſſen, die a priori heißen, ſondern überhaupt von aller Erkenntniß ſagen, daß ſie nicht durch die Sinne gegeben, ſondern allein durch das lebendige und thätige Vermögen der Seele bewirkt werden könne. Sinnlichkeit, wenn darunter etwas anders als — *ein Mittel zugleich der Trennung und Vereinigung* — wobey das zu ſcheidende und zu verbindende Subſtanzielle ſchon vorausgeſetzt wird, verſtanden werden ſoll, iſt nur ein leeres Wort. Als ein ſolches Mittel aber iſt ſie das Werkzeug der allmächtigen Liebe, oder (Sie dulden einen kühnen Ausdruck) der *geheime Handgriff* des Schöpfers. Allein durch dieſes Mittel konnte die Wohlthat des Lebens; die Wohlthat des ſich unterſcheidenden, und dadurch ſich ſelbſt genießenden Daſeyns einer unendlichen Schaar von Weſen verliehen, und eine Welt aus dem Nichts hervorgerufen werden. — Ein Schauer ergreift mich, ſo oft ich dieſes denke; mir iſt jedesmal, als empfienge ich in dem Augenblick unmittelbar aus der Hand des Schöpfers meine Seele.

Er.

Sie erinnern mich an das ehrwürdige alte Buch, wo es heißt; „Und Gott der Herr machte den Men„ſchen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den „lebendigen Odem in ſeine Naſe. Und alſo ward der „Menſch eine lebendige Seele.“ — Das Gefäß, der Leib, mußte zuerſt gebildet werden, und wurde, um Gefäß zu ſeyn, allein gebildet.

Ich.

Die Vorſtellungsarten der Menſchen ſind verſchieden, und nicht ein jeder ſieht daſſelbe in den Dingen. Nach meiner Vorſtellungsart iſt in dem aus Leib und Seele überall zuſammengeſetzten Weſen, in dem auf dieſe Weiſe durch Trennen und Binden bis ins Unendliche vervielfältigten Leben, die freye Hand eines allgenugſamen Gebers, ich möchte ſagen bis zum Ergreifen, ſichtbar. Was wir Materie nennen, gränzt ans Nichts durch ſeine unweſenhafte Theilbarkeit bis ins Unendliche. — Was iſt Körper? Was iſt organiſcher Körper? — Alles Nichts, alles Unding, und ohne eine Spur von weſenhaftem Beſtande; wenn nicht Form durch *Subſtanz*, ein Reich der Geiſter zuerſt gedacht; wenn nicht von der ſchlechterdings einfachen Natur des Lebens ausgegangen wird. — Alſo jedes, auch das kleinſte Syſtem, deren Millionen in einer Made enthalten ſeyn können, erfordert einen Geiſt der es einigt, bewegt und zuſammenhält — einen *Herrn und König des Lebens*. — Und das Syſtem aller Syſteme, das All der Weſen, würde bewegt und zuſammengehalten — von *Nichts*? — Es wäre nicht geeinigt? — Denn wenn es geeinigt iſt, ſo muß es durch *Etwas* geeinigt ſeyn, und nichts iſt wahrhaft *Etwas*, als der *Geiſt*. Derjenige Geiſt aber, der das All zu Einem macht, den Haufen der Weſen bindet zu einem *Ganzen*, iſt unmöglich ein Geiſt *der nur eine Seele wäre*. Die Quelle des Lebens bedarf keines Gefäßes. Sie iſt nicht wie der Tropfe, der es bedarf, daß ein Gefäß ihn ſondernd faſſe und bewahre. SCHOEPFER iſt dieſer Geiſt; und das iſt ſeine Schöpfung, daß er Seelen eingeſetzt, endliches Leben geſtiftet, und Unſterblichkeit bereitet hat.

Er.

Mir iſt das nicht weniger auffallend wie Ihnen, daß ein eingeſchränktes Leben, wie wir überall — bewirkt durch eine unendliche Mannichfaltigkeit von Formen — wahrnehmen, auf ein uneingeſchränktes abſolutes Leben, und einen freyen Urheber des Mannichfaltigen durch ſonderndes Bilden gerade hinweiſt. Dieſes überſchwengliche Weſen aber begreifen, ſeine Natur einſehen, *ergründen* wollen, würde heißen einen Gott ſuchen, der uns den Gott *werden* laſſe. Wie thöricht! Wir wundern uns, erſchrecken wohl gar darüber, daß ein *allein in ſich* ſeyendes, durchaus *vollkommenes* Weſen, uns endlichen, und darum nothwendig in unſerem Daſeyn und Wirken eingeſchränkten und bedingten, *weſentlich unvollkommenen* Weſen, als ein *unmögliches* Weſen erſcheint. Welch ein Schöpfer, der dem Geſchöpf nicht alſo erſcheinen *müßte*?

Ich.

Die Anmaaßungen und Begierden der Menſchen ſind ſonderbar genug. Sie möchten gern mit den bloßen Augen ſehen, ohne Licht; und noch lieber gar auch ohne Augen. So, meynen ſie, würde man erſt recht *eigentlich*, *wahrhaft* und *natürlich* ſehen. Nach dergleichen Vorſtellungsarten das Unnatürlichſte als das Natürlichſte, und das Natürlichſte als das Unnatürlichſte zu betrachten, das heißt dann Philoſophie. Ich erinnere mich, daß ich in einer vermiſchten Geſellſchaft einmal die Frage aufwerfen hörte: wie das menſchliche Geſchlecht wohl möchte fortgepflanzt worden ſeyn, wenn der Sündenfall nicht eingetreten wäre? Göthe antwortete ſchnell: ohne Zweifel durch einen vernünftigen Discurs!†)

Er.

Köſtlich! Aber was meynen Sie wohl, daß aus unſeren vernünftigen Discurſen geworden wäre, wenn wir, ſo wie wir ſind, in einer Welt uns befänden, die an Unregelmäßigkeit dem Mährchen vom Schlaraffenlande gliche?

Ich.

Dieſe Frage kann Ihnen die Geſchichte großentheils beantworten. Sie finden dort eine Menge verſchiedener Welterſcheinungen, und zugleich, daß die Vernunfterſcheinungen den Welterſcheinungen allemal genau entſprochen haben. Könnten wir in der Natur nur einigermaaßen den Meiſter ſpielen, oder auf das Ganze der Geſellſchaft wirken, wie es in unſeren Häuſern und in einzelnen Staaten geſchieht, die unſinnige Welt von der Sie eben ſprachen, und ihr Correlatum die unſinnige Vernunft, wären lange da. Aber ſo hält eine unwandelbare objective Vernunft, die wankende und ſchwankende ſubjective mit Gewalt noch immer ſo weit im Gleiſe, daß ſie nicht vollends umwerfen kann. Hie und da hat es zuweilen ausgeſehen, als wollte man verſuchen, Gewalt gegen Gewalt zu gebrauchen, und es wäre daran, daß die Menſchen ſelbſt aus dieſem Gleiſe kämen.

---

†) Dieſer Blitzſtrahl des Geiſtes wurde ſpäter zu folgendem ſinnreichen Spruch:

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünft'gen Discurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

Göthes Werke Th. I. S. 403.

Er.

Wäre dieſes unſer eigener Fall, ſo machte es mit dem philoſophiſchen Evangelio, — daß wir auf dem beſten Wege ſeyen, von unſerer Vernunft allein regiert zu werden, und das goldne Zeitalter anzutreten, — einen ſonderbaren Contraſt.

Ich.

Ich wüßte nicht. Verſtändigen wir uns über die Sache; Sie werden finden, daß ſie dennoch ſich gewiſſermaaßen denken und annehmen läßt.

Iſt die menſchliche Vernunft etwas anderes, als die menſchliche Seele ſelbſt, in ſo fern ſie über ihre einzelnen Empfindungen und Wahrnehmungen in Begriffen ſich erhebt, und nach Vorſtellungen von Geſetzen in ihrem Thun und Laſſen ſich beſtimmt? Die menſchliche Seele ſelbſt aber iſt das, was, von dem Du (dem Nicht-Ich) das Ich unterſcheidend, deutlich in uns ausſpricht — das Ich. Da nun eben dieſes auch die Vernunft iſt, ſo ſtimmt jedes Ich, das in ſeinen Begriffen, Urtheilen und Willensbeſtimmungen mit ſich ſelbſt übereinſtimmt, nothwendig auch mit ſeiner Vernunft überein, und wir müſſen ſagen, daß es dann allein durch ſeine Vernunft, oder, was einerley iſt, allein durch ſich ſelbſt regiert werde. Die Möglichkeit eines ſolchen Zuſtandes der Alleinherrſchaft der Vernunft hängt von den Einſchränkungen ab, zu welchen ſich das Ich, um zu dieſem Zuſtande zu gelangen, wohl bequemen will. Dieſe Einſchränkungen, die freylich Verſtümmelungen zu vergleichen ſind, können ſo beſchaffen ſeyn, daß nun das Ich zu ſeinen allein vorbehaltenen übrigen Zwecken dadurch, daß es ſich immer nur ſich ſelbſt überlegt, das iſt allein durch ſeine alſo eingeſchränkte Vernunft, ohne hinzu kommende andre Erleuchtung und Kraft, den rechten Weg zu finden und bey ſeinem Ziele anzulangen ſich im Stande ſieht. Das goldene Zeitalter jener Verkünder dürfte alſo wohl noch erſcheinen, und neue, bisher nie geweſene, Verfaſſungen mit ſich bringen; vollkommene, unveränderliche, feſte, wie jene — der Ameiſen und Bienen. Einigermaaßen ein Vorbild dazu haben wir bereits an China; und es iſt als ſolches von Europäiſchen Philoſophen auch ſchon mehrmals angeprieſen worden.

Er.

Sie haben mich trefflich verſtändigt, und ich begreife nun vollkommen. Alles muß der Erde gleich gemacht werden; was ſich auf ihr über ſie erhebt, das iſt vom Uebel.

Ich.

Tempel und Altäre — nicht nur die ſichtbaren ſondern auch die unſichtbaren — müſſen allmählig einſinken, zuletzt aber ganz verſchwinden. Dann erſt iſt das goldene Zeitalter wirklich eingetreten, wenn von Gott und göttlichen Dingen gar nicht mehr die Rede ſeyn kann. Damit wieder auch nur die Rede davon käme, müßten wenigſtens neue wunderthätige Propheten auftreten, und ein allgemeines Staunen erregen.

Er.

Sie würden unſere Goldenen doch eher in Wahnſinnige als Gläubige verwandeln. Solche Menſchen — ich meyne die Vorläufer der wirklich und durch und durch Goldenen, wie uns dergleichen denn häufig genug begegnen — ſolche Menſchen, die in ihrer engen Sphäre gemeiniglich ſehr hell denken, und leicht ſehr hell denken können, pflegen auf die hartnäckigſte Weiſe die Gränzen ihrer Imagination für die Gränzen der Möglichkeit, und die Geſetze ihrer Imagination für die abſoluten Geſetze der Natur und Vernunft zu halten. Ihrer Erfahrung — dem, was ſie ſo nennen, — muß alles widerſprechende Raiſonnement; und ihrem Raiſonnement alle widerſprechende Erfahrung — die ſie alsdann läugnen — auf der Stelle weichen. Was ihrer eingeſchränkten Vorſtellungsart nicht gemäß iſt, das iſt nicht, das kann nicht ſeyn, das iſt überhaupt nicht denkbar. Sie würden eher ihre Sinne als ihre vorgefaßten Meynungen verläugnen; und würden in der That, wenn ſie dieſe verläugneten, den Verſtand, den ſie haben, aufgeben müſſen.

Ich.

Geſtern beſuchte mich ** aus ***, noch immer ganz untröſtlich über den Verluſt ſeines in der That unſchätzbaren Weibes. Sie wiſſen, er iſt ein entſchiedener Gottesläugner, und vollkommen überzeugt, daß mit dem Tode für den Menſchen alles aus iſt. Er ſagte bey dieſer Gelegenheit wieder, was ich mehrmals von ihm gehört hatte, daß Zeugniſſe von Thatſachen für das Gegentheil, oder auch eigene Erfahrungen dieſer Art, ihn eher zum Narren machen, als ihm eine andre Ueberzeugung geben würden. Hierauf legte ich ihm die Frage ans Gewiſſen; wenn bey vollkommenem Wachen ſeine verſtorbene Frau in ihrer eigenen deutlich ausgedrückten Geſtalt ſo vor ihm erſchiene, daß er vor der Erſcheinung ſich nicht entſetzte; und ſie ſagte mit der Stimme die er kennte zu ihm: „Sey ruhig, ich lebe „glücklicher als hier auf Erden, und wir ſehen uns

„wieder“ — Ich fragte ihn, ob er dann nicht an ein Leben nach dem Tode glauben würde?

Er.

Zuverläſſig hat er betheuert, daß er dennoch nicht glauben würde, und Ihnen auf allerhand Weiſe gezeigt, mit welcher überwiegenden Wahrſcheinlichkeit man die Erſcheinung, die er gehabt, aus der Einbildung, der gegenwärtigen Gemüthsfaſſung u. ſ. w. würde erklären können.

Ich.

So war es. Letzteres gab ich in Abſicht auf alle andere Menſchen, ohne mich auszunehmen, zu; nur in Abſicht auf ihn ſelbſt gab ich es nicht zu. Ich verſicherte ihn, wenn er vollkommen wach geweſen, und bey der lieben Erſcheinung unerſchrocken, und ſich vollkommen gegenwärtig geblieben wäre: ſo würde ihm kein Menſch einreden, er hätte dieſe Erſcheinung nur geträumt: und er würde auch von der Stunde an von ſeiner Fortdauer nach dem Tode gewiß geworden ſeyn.

Er.

Ob es bis ans Ende ſeines Lebens geholfen hätte, wäre unterdeſſen noch die Frage. Aber der Fall, den Sie annehmen, da gewiß ein jeder, der ſich ihn denkt, die Wahrheit der Behauptung, die Sie darauf gründeten, empfinden muß, zeigt wieder auffallend das Uebergewicht der unmittelbaren Anſchauung über alle Schlüſſe, die ja nie entdecken können, daß irgend etwas iſt, mithin überall ein ſchon vorhandenes Bewußtſeyn der Wahrheit vorausſetzen, auf das ſie durchaus ſich berufen. — Da aber die Verſtorbenen nicht zu erſcheinen pflegen, und Gott ſich nicht empfinden läßt, würden wir nicht mit unſerer Philoſophie am Ende auf den Schluß gerathen, daß diejenigen, die keine poſitive Offenbarung annehmen, ſobald ſie zur gehörigen Beſinnung kommen, den Glauben an Gott, und an ein Leben nach dem Tode aufgeben müſſen? denn aller Glaube muß ſich zuletzt auf Thatſache, auf eigene oder fremde Erfahrung ſtützen. Jede Erfahrung iſt aber nur aus Empfindungen zuſammengeſetzt.

Ich.

Wenn Gott ſich nicht empfinden, wenn er ſich auf keine Art erfahren läßt, ſo haben Sie recht. Denn unſere ganze Erkenntniß beſteht außer den Empfindungen und Vorſtellungen nur aus Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen; und wir haben geſehen, daß die Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, das ganze Gewebe unſeres Denkens, auf die vollkommnere Empfindung und ihren Fortgang*), oder die Progreſſion des Bewußtſeyns nicht allein zurückgeführt werden kann, ſondern wenn wir an unſerer eigenen Vernunft nicht irre werden wollen, darauf zurückgeführt werden muß. Alſo, was wir in dieſem Verſtande von Gott nicht empfinden können, das können wir auf keine andere Weiſe von ihm erfahren oder gewahr werden. Denn noch einmal, wir erfahren und werden gewahr nur mit dem Verſtande und mit der Vernunft, nie aber durch den Verſtand und durch die Vernunft, als wären ſie beſondere aus ſich offenbarende Kräfte. Abgeſondert von dem offenbarenden Vermögen, dem Sinne, als dem Vermögen der Wahrnehmung überhaupt, ſind ſie ohne Inhalt und Geſchäft, bloße Gedankendinge, Weſen der Einbildung. Nicht alſo in der Wirklichkeit und Wahrheit, wo ſie die vollkommnere Empfindung ſelbſt ſind, das edlere Leben, die höchſte Aeußerung der

---

*) Daß ſich ein leidendes Vermögen nicht für ſich allein, ſondern nur als die Modification eines thätigen Princips gedenken läßt, erinnere ich noch einmal zum Ueberfluß. Substantia incompleta, monstrum in vera philosophia. Leibn. Opp. II. P. I. p. 276.

Kraft des Daſeyns, die wir kennen. Die Vollkommenheit der Empfindung beſtimmt die Vollkommenheit des Bewußtſeyns **mit allen ſeinen Modificationen.** Wie die Receptivität, ſo die Spontaneität, wie der Sinn, ſo der Verſtand. Der Grad unſeres Vermögens, uns von den Dingen außer uns intenſiv und extenſiv zu unterſcheiden, iſt der Grad unſerer Perſönlichkeit, das iſt, **unſerer Geiſteshöhe.** Mit dieſer köſtlichſten Eigenſchaft der Vernunft erhielten wir **Gottesahndung;** Ahndung deſſen, DER DA IST: eines Weſens, **das ſein Leben in ihm ſelbſt hat.** — Von da her weht **Freyheit** die Seele an, und die Gefilde der Unſterblichkeit thun ſich auf.

Er.

Ein Meer von Empfindungen und Gedanken hat mit Ihren letzten Worten ſich in mir geregt. Freund...

Ich.

Es iſt ſpät geworden; laſſen Sie uns abbrechen. Aber damit unſer Geſpräch nicht zu feyerlich und nicht zu gemein ſich endige, ſo hören Sie noch ein Paar Stellen aus einem Buche an, das ich geſtern zum Zeitvertreibe in die Hand nahm, und das mir an einem kranken Tage ſo wohl gemacht hat, als ich es an nicht vielen der geſundeſten geweſen bin.

Er.

Laſſen Sie ſehen, eh' ich höre! — Lienhard und Gertrud? — Davon ſchwebt mir etwas im Sinne.

Ich.

Es iſt ſeltſam, daß wir beyde nicht genug davon erfuhren, um es längſt geleſen zu haben. Was dem Verfaſſer fehlen möchte, und was darum ſein Buch theils hat und theils nicht hat, warum es mir nicht ganz gefällt: das hat wahrlich keine Schuld daran. — Kommen Sie, daß wir über dem Buche nicht das Buch vergeſſen.

„Thaten lehren den Menſchen, und Thaten tröſten ihn — fort mit den Worten!“

„Alles was man immer dem Menſchen beybringen kann, macht ihn nur in ſo weit brauchbar, oder zu einem Mann auf den oder auf deſſen Kunſt man bauen kann, in ſo fern ſein Wiſſen und ſeine Kunſt auf den Schweiß ſeiner Lehrzeit gebaut iſt; und wo dieſer fehlt, ſind die Künſte und Wiſſenſchaften der Menſchen wie ein Schaum im Meer, der oft von weitem wie ein Fels ſcheint der aus dem Abgrund

„empor ſteigt, aber verſchwindet ſo bald Wind und Wellen ihn anſtoßen.“

„Es hilft nichts zum Sehen, die Nacht zu beſchreiben, und die ſchwarze Farbe ihrer Schatten zu mahlen: nur wenn du das Licht anzündeſt, kannſt du zeigen was die Nacht war, und nur wenn du den Staaren ſtichſt, was die Blindheit geweſen.“

„So wahr iſt es, daß man, die Menſchen vom Irrthum abzuführen, nicht die Worte der Thoren widerlegen, ſondern den Geiſt ihrer Thorheit in ihnen auslöſchen muß.“

„Wir verheeren unſer Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat.“

„Gott hat die Nacht gemacht wie den Tag; warum willſt du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er ſeine Sonne dir zeiget, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen Gott ſie verborgen, hervorrufen wird?“

„Gott iſt für den Menſchen nur durch die Menſchen der Gott der Menſchen.“

„Der Menſch kennet Gott nur, in ſo fern er den Menſchen, das iſt ſich ſelber kennet. — Und ehret Gott nur, in ſo fern er ſich ſelber ehrt, das

„iſt, in ſo fern er an ſich ſelber, und an ſeinen Nebenmenſchen nach den reinſten und beſten Trieben, „die in ihm liegen, handelt.“

„Daher ſoll auch ein Menſch den andern nicht „durch Bilder und Worte, ſondern durch ſein Thun „zur Religionslehre emporheben.“

„Denn es iſt umſonſt, daß du dem Armen ſageſt, es iſt ein Gott, und dem Wayslein, du haſt „einen Vater im Himmel; mit Bildern und Worten „lehrt kein Menſch den andern Gott kennen.“

„Aber wenn Du dem Armen hilfſt, daß er wie „ein Menſch leben kann, ſo zeigſt du ihm Gott; und „wenn du das Wayslein erziehſt, das iſt, wie wenn „es einen Vater hätte, ſo lehrſt du ihn den Vater im „Himmel kennen, der dein Herz alſo gebildet, daß „du es erziehen mußteſt.“

Er.

Herrlich! Herrlich! — Aber ich weiß nicht wie mir gerade ein Aufſatz von Asmus in Gedanken kommt, worin von „ſchweren podagriſchen „Füßen“ die Rede iſt; und von andern, „die „der Mantel verbirgt.“ Die letzten Worte, die einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht haben, ſind:

Fußſalbe, Mann von Sinope!

Beylage.

Ueber
den transſcendentalen Idealismus.

Die folgende Abhandlung verweiſet durchaus auf die damals noch allein vorhandene erſte Ausgabe der Kr. d. reinen Vernunft. Einige Monate ſpäter als dieſe Abhandlung, erſchien die zweyte Ausgabe des Kantiſchen Werks, vermehrt mit jener Widerlegung des Idealismus, von welcher ich, in der dieſem zweyten Bande meiner Schriften vorgeſetzten Einleitung, ausführlich geredet habe. In der Vorrede zu dieſer zweyten Ausgabe (S. XXXVII. u. ff.) unterrichtet Kant ſeine Leſer von den Verbeſſerungen in der Darſtellung, die er in der neuen Ausgabe verſucht habe, nicht verſchweigend, daß mit dieſer Verbeſſerung auch einiger Verluſt für den Leſer verbunden ſey, indem, um einer faßlicheren Darſtellung Platz zu machen, manches hätte weggelaſſen oder abgekürzt vorgetragen werden müſſen. — Ich halte dieſen Verluſt für höchſt bedeutend, und wünſche ſehr durch dieſes mein Urtheil Leſer, denen es um Philoſophie und ihre Geſchichte ein Ernſt iſt, zu einer Vergleichung der erſten Ausgabe d. Kr. der reinen Vernunft, mit der verbeſſerten zweyten zu bewegen. Die folgenden Ausgaben ſind der zweyten von Zeile zu Zeile blos nachgedruckt. Zu ganz beſonderer Erwägung empfehle ich den Abſchnitt in der erſten Ausgabe S. 103 ff.: Von der Syntheſis der Recognition im Begriffe. Da ſich die erſte Ausgabe ſchon ſehr ſelten gemacht hat, ſo ſorge man doch wenigſtens in öffentlichen und auch größeren privat Bücherſammlungen, daß die wenigen davon noch erhaltenen Exemplare nicht zuletzt ganz verſchwinden. Ueberhaupt wird es nicht genug erkannt, welchen Vortheil es gewährt, die Syſteme großer Denker in den früheſten Darſtellungen derſelben zu ſtudiren. So erzählte mir Hamann von dem ſcharfſinnigen Chriſtian Jacob Kraus, daß dieſer nie hatte aufhören können ihm dafür zu danken, daß er ihn mit Hume's erſtem philoſophiſchen Werke: Treatise of Human nature 1739, bekannt gemacht, weil ihm hier erſt das wahre Licht über die ſpäteren Essays aufgegangen wäre.

Der transſcendentale oder kritiſche Idealismus, auf welchen die Kantiſche Kritik der reinen Vernunft gebaut iſt, wird wie mir deucht von einigen Beförderern der Kantiſchen Philoſophie nicht ſorgfältig genug behandelt — oder, um lieber gerade heraus zu ſagen was ich denke: ſie ſcheinen den Vorwurf des Idealismus überhaupt ſo ſehr zu fürchten, daß ſie lieber einigen Mißverſtand veranlaſſen, als dieſem Vorwurf, der abſchrecken könnte, ſich bloß ſtellen wollen. Dieſes hätte man wohl an ſich nichts ſträfliches, da man gewöhnlich die Vorurtheile der Menſchen erſt zahm machen muß, ehe man ſie feſſeln kann, und es überhaupt ſo ſchwer iſt der Aufmerkſamkeit beyzukommen, daß wir, wenn uns eine allgemeine vorgefaßte Meynung im Wege ſteht, beynah die Hoffnung dazu aufgeben müſſen. Aber in dem gegenwärtigen Falle iſt die Sache ſo beſchaffen, daß der geringſte Mißverſtand den ganzen Unterricht verdirbt, ſo daß man gar nicht mehr verſtehen kann, was einem zugemuthet wird. Auf die Kritik der reinen Vernunft ſelbſt iſt kaum ein Tadel dieſer Art zu bringen; ſie erklärt ſich entſcheidend genug, und man braucht nur, nach den wenigen Blättern der transſcendentalen Aeſthetik, die Kritik des vierten Paralogismus der transſcendentalen Seelenlehre (S. 367 — 380.) zu leſen, um ſich in Abſicht des transſcendentalen Idealismus überall aushelfen zu können.

„Der transſcendentale Idealiſt,“ ſagt Kant in dem zuletzt angeführten Abſchnitte (S. 370.) „kann ein „empiriſcher Realiſt, mithin, wie man ihn nennt, ein „Dualiſt ſeyn, d. i., die Exiſtenz der Materie einräumen, ohne aus dem bloßen Selbſtbewußtſeyn hinauszugehen, und etwas mehr, als die Gewißheit „der Vorſtellungen in mir, mithin das cogito ergo „sum, anzunehmen. Denn weil er dieſe Materie und „ſogar deren innere Möglichkeit blos für Erſcheinung „gelten läßt, die, von unſerer Sinnlichkeit abgetrennt, *nichts* iſt: ſo iſt ſie bey ihm nur eine Art „Vorſtellungen (Anſchauungen,) welche äußerlich heißen, *nicht, als ob ſie ſich auf an ſich ſelbſt* „*äußere Gegenſtände bezögen*, ſondern weil

„ſie Wahrnehmungen auf den Raum beziehen, in welchem alles außer einander, er ſelbſt, der Raum, aber in uns iſt. — Für dieſen transſcendentalen Idealiſm haben wir uns nun ſchon im Anfange erklärt . . .

„Wenn man äußere Erſcheinungen als Vorſtellungen anſieht, die von ihren Gegenſtänden, als an ſich außer uns befindlichen Dingen, in uns gewirkt werden, ſo iſt nicht abzuſehen, wie man dieſer ihr Daſeyn anders, als durch den Schluß von der Wirkung auf die Urſache erkennen könne, bey welchem es immer zweifelhaft bleiben muß, ob die letztere in uns, oder außer uns ſey. Nun kann man zwar einräumen: daß von unſeren äußeren Anſchauungen etwas, was im transſcendentalen Verſtande außer uns ſeyn mag, die Urſache ſey, aber dieſes iſt nicht der Gegenſtand, den wir unter den Vorſtellungen der Materie und körperlicher Dinge verſtehen; denn dieſe ſind lediglich Erſcheinungen, d. i., bloße Vorſtellungsarten, die ſich jederzeit nur in uns befinden, und deren Wirklichkeit auf dem unmittelbaren Bewußtſeyn eben ſo, wie das Bewußtſeyn meiner eigenen Gedanken beruht. Der transſcendentale Gegenſtand iſt, ſo-

„wohl in Anſehung der inneren als äußeren Anſchauung, gleich unbekannt. Von ihm aber iſt auch nicht „die Rede, ſondern von dem empiriſchen, welcher „alsdann ein äußerer heißt, wenn er im Raume, und „ein innerer Gegenſtand, wenn er lediglich im Zeitverhältniſſe vorgeſtellet wird; Raum aber und „Zeit ſind beyde nur in uns anzutreffen.

„Weil indeſſen der Ausdruck: außer uns, eine „nicht zu vermeidende Zweydeutigkeit bey ſich führt, „indem er bald etwas bedeutet, was als Ding an ſich „ſelbſt von uns unterſchieden exiſtirt, bald was blos „zur äußeren Erſcheinung gehört, ſo wollen wir, um „dieſen Begriff in der letztern Bedeutung, als in welcher eigentlich die pſychologiſche Frage wegen der Realität unſerer äußeren Anſchauung genommen wird, „außer Unſicherheit zu ſetzen, empiriſch äußerliche Gegenſtände dadurch von denen, die ſo im transſcendentalen Sinne heißen möchten, unterſcheiden, „daß wir ſie“ — (die nur empiriſch äußerlichen Gegenſtände) — „gerade zu Dinge nennen, die im „Raume anzutreffen ſind. . . .“

„Aber im Raume iſt nichts, als was in ihm „vorgeſtellt wird. Denn der Raum iſt ſelbſt nichts

„anders, als Vorſtellung, folglich was in ihm iſt,
„muß in der Vorſtellung enthalten ſeyn, und im
„Raume iſt gar nichts, außer, ſo fern es
„in ihm wirklich vorgeſtellt wird. Ein
„Satz, der allerdings befremdlich klingen muß: daß
„eine Sache nur in der Vorſtellung von ihr exiſti-
„ren könne, der aber hier das Anſtößige verliert,
„weil die Sachen mit denen wir es zu thun haben,
„nicht Dinge an ſich, ſondern nur Erſcheinungen, d,
„i., Vorſtellungen ſind.“

„Wenn wir uns nicht in unſeren gemeinſten
„Behauptungen verwickeln wollen, müſſen wir alle
„Wahrnehmungen, ſie mögen nun innere oder äußere
„heißen, blos als ein Bewußtſeyn deſſen was un-
„ſerer Sinnlichkeit anhangt, und die äußeren Ge-
„genſtände derſelben nicht für Dinge an ſich ſelbſt,
„ſondern nur für Vorſtellungen anſehen, deren wir
„uns, wie jeder andern Vorſtellung, unmittelbar
„bewußt werden können, die aber darum äußere hei-
„ßen, weil ſie demjenigen Sinne anhangen, den
„wir den äußeren Sinn nennen, deſſen Anſchauung
„der Raum iſt, der aber doch ſelbſt nichts anders,

„als eine innere Vorſtellungsart iſt, in welcher ſich „gewiſſe Wahrnehmungen verknüpfen. Das trans„ſcendentale Object, welches den äußeren Erſchei„nungen, imgleichen das, was der inneren Anſchau„ung zum Grunde liegt, iſt weder Materie, noch „ein denkendes Weſen an ſich ſelbſt, ſondern ein uns „unbekannter Grund der Erſcheinungen, die den em„piriſchen Begriff von der erſten ſowohl als zwey„ten Art an die Hand geben.“

Aus der transſcendentalen Aeſthetik, auf die ich zuvörderſt verwieſen habe, will ich nur folgende Stelle über die transſcendentale Idealität der Zeit anführen. „Wider dieſe Theorie, welche der Zeit „empiriſche Realität zugeſteht, aber die abſolute und „transſcendentale abſpricht, habe ich von einſehenden „Männern einen Einwurf ſo einſtimmig vernommen, „daß ich daraus abnehme, er müſſe ſich natürlicher „Weiſe bey jedem Leſer, dem dieſe Betrachtungen „ungewohnt ſind, vorfinden. Er lautet ſo: Verän„derungen ſind wirklich (dieſes beweiſet der Wechſel „unſerer eigenen Vorſtellungen, wenn man gleich „alle äußere Erſcheinungen, ſamt deren Verän„

„rungen leugnen wollte). Nun ſind Veränderungen nur in der Zeit möglich, folglich iſt die Zeit etwas wirkliches. Die Beantwortung hat keine Schwierigkeit. Ich gebe das ganze Argument zu. Die Zeit iſt allerdings etwas wirkliches, nemlich die wirkliche Form der inneren Anſchauung. Sie hat alſo ſubjective Realität in Anſehung der inneren Erfahrung, d. i. ich habe wirklich die Vorſtellung von der Zeit, und meinen Beſtimmungen in ihr. Sie iſt alſo wirklich nicht als Object, ſondern als die Vorſtellungsart meiner Selbſt als Objects anzuſehen. Wenn aber ich ſelbſt, oder ein ander Weſen mich, ohne dieſe Bedingung der Sinnlichkeit anſchauen könnte, ſo würden eben dieſelben Beſtimmungen, die wir uns jetzt als Veränderungen vorſtellen, eine Erkenntniß geben, in welcher die Vorſtellung der Zeit, mithin auch der Veränderung, gar nicht vorkäme ... Ich kann zwar ſagen: meine Vorſtellungen folgen einander; aber das heißt nur, wir ſind uns ihrer, als in einer Zeitfolge, d. i. nach der Form des inneren Sinnes bewußt, u. ſ. w.“ (Krit. d. r. Vernunft. S. 36 u. 37.)

Alſo was wir Realiſten wirkliche Gegenſtände, von unſeren Vorſtellungen unabhängige Dinge nennen, das ſind dem transſcendentalen Idealiſten nur innerliche Weſen, die gar nichts von dem Dinge, das etwa außer uns ſeyn, oder worauf die Erſcheinung ſich beziehen mag, darſtellen, ſondern von allem **wirklich** objectiven ganz leere **blos ſubjective** Beſtimmungen des Gemüths. — „Vorſtellungen“ — nichts als Vorſtellungen — „ſind dieſe Gegenſtände*), die, ſo wie ſie vorgeſtellt „werden, als ausgedehnte Weſen, oder Reihen „von Veränderungen, außer unſern Gedanken „keine an ſich gegründete Exiſtenz haben“ (S. 491.). „Sie“ — dieſe Gegenſtände die nur Erſcheinungen ſind, welche nichts, ſchlechterdings nichts, wirklich objectives, ſondern überall nur ſich ſelbſt darſtellen — „ſind das bloße Spiel unſerer Vorſtellungen, die am

---

*) Kant heißt deswegen die Realiſten, die nicht blos empiriſche Realiſten ſind, träumende Idealiſten; denn ſie halten die Gegenſtände, die bloße Vorſtellungen ſind, für Dinge an ſich.

„Ende auf Beſtimmungen des inneren Sinnes auslaufen (S. 101.).“

Folglich,

„Auch die Ordnung und Regelmäßigkeit in den Erſcheinungen, die wir *Natur* nennen, bringen wir ſelbſt hinein, und würden ſie auch nicht darin finden können, hätten wir ſie nicht, oder die Natur unſeres Gemüths urſprünglich hineingelegt. (S. 125.) . . . Ob wir gleich durch Erfahrung viel Geſetze lernen, ſo ſind dieſe doch nur *beſondere Beſtimmungen* noch höherer Geſetze, unter denen die höchſten (*unter welchen alle andere ſtehen*) a priori aus dem Verſtande ſelbſt herkommen, *und nicht von der Erfahrung entlehnt ſind, ſondern vielmehr den Erſcheinungen ihre Geſetzmäßigkeit verſchaffen*, und eben dadurch Erfahrung möglich machen müſſen. Es iſt alſo der Verſtand nicht blos ein Vermögen durch Vergleichung ſich Regeln zu machen: *er iſt ſelbſt die Geſetzgebung für die Natur*, d. i., ohne Verſtand würde es überall nicht Natur, das iſt ſynthetiſche Einheit des Mannigfaltigen nach Regeln geben: denn Er-

„ſcheinungen können als ſolche nicht außer uns ſtatt „finden, ſondern exiſtiren nur in unſerer Sinnlichkeit“ *)

Ich glaube, dies wenige iſt hinreichend zum Beweiſe, daß der Kantiſche Philoſoph den Geiſt ſeines Syſtems ganz verläßt, wenn er von den Gegenſtänden ſagt, daß ſie Eindrücke auf die Sinne machen, dadurch Empfindungen erregen, und auf dieſe Weiſe Vorſtellungen zuwege bringen: denn nach dem Kantiſchen Lehrbegriff kann der empiriſche Gegenſtand,

---

*) Man muß ſich ſorgfältig hüten, dieſe Kantiſche Behauptung nicht mit derjenigen zu verwechſeln, die von Leibnitz ſo vielfältig ausgeführt, und in Mendelsſohns Phädon ſo ſchön und faßlich vorgetragen iſt, nemlich, daß Ordnung, Harmonie, jede Zuſammenſtimmung eines Mannichfaltigen, als ſolche, nicht in den Dingen, ſondern allein im denkenden Weſen, welches das Mannichfaltige zuſammen nimmt, und in Eine Vorſtellung vereinigt, können angetroffen werden. Denn nach letzterer Behauptung iſt die Ordnung, die Zuſammenſtimmung die ich wahrnehme, nichts weniger als blos ſubjectiv; ſondern die Bedingungen derſelben liegen außer mir im Gegenſtande, und ich werde durch die Beſchaffenheit des Gegenſtandes genöthigt, ſeine Theile ſo und nicht anders zu verknüpfen. Alſo iſt hier der Gegenſtand auch Geſetzgeber für den Verſtand, in Abſicht des Begriffes, den er nach ihm bildet; der Begriff wird nach allen ſeinen Theilen und Verhältniſſen durch den Gegenſtand gegeben, und nur das Begreifen ſelbſt liegt allein in mir.

der immer nur Erſcheinung iſt, nicht außer uns vorhanden, und noch etwas anders als eine Vorſtellung ſeyn; von dem transſcendentalen Gegenſtande aber wiſſen wir nach dieſem Lehrbegriffe nicht das geringſte; und es iſt auch nie von ihm die Rede, wenn Gegenſtände in Betrachtung kommen; ſein Begriff iſt höchſtens ein problematiſcher Begriff, welcher auf der ganz ſubjectiven, unſerer eigenthümlichen Sinnlichkeit allein zugehörigen Form unſeres Denkens beruht; die Erfahrung giebt ihn nicht, und kann ihn auf keine Weiſe geben, da dasjenige, was nicht Erſcheinung iſt, nie ein Gegenſtand der Erfahrung ſeyn kann; die Erſcheinung aber, und daß dieſe oder jene Affection der Sinnlichkeit in mir iſt, gar keine Beziehung von dergleichen Vorſtellungen auf irgend ein Object ausmacht. Der Verſtand iſt es, welcher das Object zu der Erſcheinung hinzuthut, indem er ihr Mannichfaltiges in Einem Bewußtſeyn verknüpft. Alsdenn ſagen wir, wir erkennen den Gegenſtand, wenn wir in dem Mannichfaltigen der Anſchauung ſynthetiſche Einheit bewirkt haben; und der Begriff dieſer

Einheit iſt die Vorſtellung vom Gegenſtande = X. Dieſes = X iſt aber nicht der transſcendentale Gegenſtand; denn vom transſcendentalen Gegenſtande wiſſen wir nicht einmal ſoviel, und er wird als intelligibele Urſache der Erſcheinung überhaupt nur angenommen, blos damit wir etwas haben, was der Sinnlichkeit als einer Receptivität correſpondire*).

Indeſſen wie ſehr es auch dem Geiſte der Kantiſchen Philoſophie zuwider ſeyn mag, von den Gegenſtänden zu ſagen, daß ſie Eindrücke auf die Sinne machen, und auf dieſe Weiſe Vorſtellungen zuwege bringen, ſo läßt ſich doch nicht wohl erſehen, wie ohne dieſe Vorausſetzung, auch die Kantiſche Philoſophie zu ſich ſelbſt den Eingang finden, und zu irgend einem Vortrage ihres Lehrbegriffs gelangen könne. Denn gleich das Wort Sinnlichkeit iſt ohne alle Bedeutung, wenn nicht ein diſtinctes reales Medium zwiſchen Realem und Realem, ein wirkliches Mittel von Etwas zu Etwas darunter verſtanden werden, und in ſeinem Begriffe, die Begriffe von außereinander und verknüpft ſeyn, von Thun und Leiden, von Cauſalität und Dependenz, als realen und objectiven Beſtimmungen ſchon enthalten ſeyn ſollen; und zwar dergeſtalt enthalten, daß die abſolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit dieſer Begriffe als frühere Vorausſetzung zugleich mit gegeben ſey. Ich muß geſtehen, daß dieſer Anſtand mich bey dem Studio der Kantiſchen Philoſophie nicht wenig aufgehalten hat, ſo daß ich verſchiedene Jahre hintereinander die Kritik der reinen Vernunft immer wieder von vorne anfangen mußte, weil ich unaufhörlich darüber irre wurde, daß ich ohne jene Vorausſetzung in das Syſtem nicht hineinkommen, und mit jener Vorausſetzung darinn nicht bleiben konnte.

---

*) Kritik der reinen Vernunſt. S. 245. 253. 254. 115. 494

Mit dieſer Vorausſetzung darinn zu bleiben, iſt platterdings unmöglich, weil die Ueberzeugung von der objectiven Gültigkeit unſerer Wahrnehmung von Gegenſtänden außer uns als Dingen an ſich, und nicht als blos ſubjectiver Erſcheinungen, dieſer Vorausſetzung zum Grunde liegt, und eben ſo die Ueberzeugung von der objectiven Gültigkeit unſerer Vorſtellungen von den nothwendigen Beziehungen dieſer Gegenſtände auf einander und ihrer

weſentlichen Verhältniſſe, als objectiv realer Beſtimmungen. Behauptungen, welche ſich auf keine Art und Weiſe mit der Kantiſchen Philoſophie vereinigen laſſen, da dieſe durchaus damit umgeht zu beweiſen: daß ſowohl die Gegenſtände als ihre Verhältniſſe blos ſubjective Weſen, bloße Beſtimmungen unſeres eigenen Selbſtes, und ganz und gar nicht außer uns vorhanden ſeyen. Denn wenn nach ihr auch *eingeräumt* werden kann, daß dieſen blos ſubjectiven Weſen, die nur Beſtimmungen *unſeres eigenen Weſens* ſind, ein transſcendentales Etwas als *Urſache* entſprechen *mag*; ſo bleibt doch in der tiefſten Dunkelheit verborgen, wo dieſe Urſache, und von was Art ihre Beziehung auf die Wirkung ſey. Uebrigens haben wir ſchon geſehen, daß wir zu keiner Erfahrung von dieſem transſcendentalen Etwas weder von nahem noch von ferne gelangen, und auf keine Weiſe das geringſte von ihm gewahr werden können, ſondern daß alle Gegenſtände der Erfahrung bloße Erſcheinungen ſind, deren Materie und realer Inhalt durch und durch nichts anders als unſere eigene Empfindung iſt. In Abſicht der beſonderen Beſtimmungen dieſer Empfindung, ich meyne ihrer Quelle, oder, um die Sprache der Kantiſchen Philoſophie zu reden, der Art und Weiſe wie wir von Gegenſtänden afficirt werden, befinden wir uns in der totalſten Unwiſſenheit. Und was die innerliche Bearbeitung oder Digeſtion dieſer Materie betrifft, wodurch ſie ihre Form erhält, und die Empfindungen in uns zu Gegenſtänden für uns werden: ſo beruht dieſe auf einer Spontaneität unſeres Weſens, deren Princip uns abermals ganz und gar unbekannt iſt, und wovon wir nur wiſſen, daß ihre erſte Aeußerung die Aeußerung eines blinden vorwärts und rückwärts verknüpfenden Vermögens iſt, das wir Einbildungskraft nennen. Da aber die Begriffe, die auf dieſe Weiſe entſtehen, und die Urtheile und Sätze die aus ihnen erwachſen, keine Gültigkeit als nur in Beziehung auf unſere Empfindungen haben, ſo iſt unſere ganze Erkenntniß nichts als ein Bewußtſeyn verknüpfter Beſtimmungen unſeres eigenen Selbſtes, woraus auf gar nichts anderes geſchloſſen werden kann. Unſere allgemeinen Vorſtellungen, Begriffe und Grundſätze drücken nur die weſentliche Form aus, in welche jede beſondere Vorſtellung und jedes beſondere Urtheil, zufolge der Beſchaffenheit unſerer Natur, ſich fügen muß, um in Einem allgemeinen oder transſcendentalen Bewußtſeyn aufgenommen und verknüpft werden zu können, und dergeſtalt relative Wahrheit, oder relativ objective Gültigkeit zu erhalten. Aber dieſe Geſetze unſeres Anſchauens und Denkens ſind, wenn man von der menſchlichen Form abſtrahirt, ohne alle Bedeutung und Gültigkeit, und geben über die Geſetze der Natur an ſich nicht die entfernteſte Weiſung. Weder der Satz des zureichenden Grundes, noch ſelbſt der Satz, daß aus Nichts Nichts werden kann, geht die Dinge an ſich an. Kurz unſere ganze Erkenntniß enthält nichts, platterdings nichts, was irgend eine *wahrhaft* objective Bedeutung hätte.

Ich frage: wie iſt es möglich, die Vorausſetzung von Gegenſtänden, welche Eindrücke auf unſere Sinne machen, und auf dieſe Weiſe Vorſtellungen erregen, mit einem Lehrbegriffe zu vereinigen, der alle Gründe, worauf dieſe Vorausſetzung ſich ſtützt, zu nichte machen will? Man erwäge, was gleich zu Anfang dieſes Aufſatzes iſt gezeigt worden: daß der Raum und alle Dinge im Raum nach dem Kantiſchen Syſtem in uns, und ſonſt nirgendwo vorhanden ſind; daß alle Veränderungen, und ſogar die Veränderungen unſeres eigenen innerlichen Zuſtandes, wovon wir doch durch die Folge unſerer Gedanken unmittelbar gewiß zu ſeyn glauben, nur Vorſtellungsarten ſind, und keine objectiv wirkliche Veränderung, kein ſolches Aufeinanderfolgen weder in uns noch außer uns beweiſen; man erwäge, daß alle Grundſätze des Verſtandes nur ſubjective Bedingungen ausdrücken, welche Geſetze unſeres Denkens, aber keinesweges der Natur an ſich, ſondern ohne allen wahrhaft objectiven Inhalt und Gebrauch ſind: man erwäge dieſe Punkte gehörig, und beſinne ſich, ob man neben ihnen wohl die Vorausſetzung von Gegenſtänden, welche Eindrücke auf unſere Sinne machen, und auf dieſe Weiſe Vorſtellungen zuwege bringen, könne gelten laſſen. Man wird es unmöglich können, wenn man nicht jedem Worte eine fremde Bedeutung, und ihrer Zuſammenfügung einen ganz myſtiſchen Sinn beylegt. Denn nach dem allgemeinen Sprachgebrauch müßte mit dem Gegenſtand ein Ding gemeynt ſeyn, das im transſcendentalen Verſtande außer uns vorhanden wäre: und wie kämen wir in der Kantiſchen Philoſophie zu einem ſolchen Dinge? Etwa dadurch, daß wir uns bey den Vorſtellungen, die wir Erſcheinungen nennen, paſſiv fühlen? Aber ſich paſſiv fühlen oder leiden, iſt nur die Hälfte eines Zuſtandes, der allein nach dieſer Hälfte nicht denkbar iſt. Auch würde hier ausdrücklich gefordert, daß er allein nach dieſer Hälfte nicht denkbar ſey. Alſo empfänden wir Urſache und Wirkung im transſcendentalen Verſtande, und könnten, vermöge dieſer Empfindungen, auf Dinge außer uns und ihre nothwendigen Beziehungen auf einander im transſcendentalen Verſtande ſchließen. Da aber der ganze transſcendentale Idealismus hiemit zu Grunde gienge, und alle Anwendung und Abſicht verlöre, ſo muß ſein Bekenner ſchlechterdings jene Vorausſetzung fahren laſſen, und es nicht einmal wahrſcheinlich finden wollen, daß Dinge, die im transſcendentalen Verſtande außer uns wären, vorhanden ſind, und Beziehungen auf uns haben, die wir auf irgend eine Weiſe wahrzunehmen im Stande ſeyn könnten. Sobald er es nur wahrſcheinlich finden, es nur von ferne glauben will, muß er aus dem transſcendentalen Idealismus herausgehen, und mit ſich ſelbſt in wahrhaft unausſprechliche Widerſprüche gerathen. Der transſcendentale Idealiſt muß alſo den Muth haben, den kräftigſten Idealismus, der je gelehrt worden iſt, zu behaupten, und ſelbſt vor dem Vorwurfe des ſpekulativen Egoismus ſich nicht zu fürchten, weil er ſich unmöglich in ſeinem Syſtem behaupten kann, wenn er auch nur dieſen letzten Vorwurf von ſich abtreiben will.

Wollte die Kantiſche Philoſophie von der transſcendentalen Unwiſſenheit, welche der transſcendentale Idealismus lehrt, ſich nur um ein Haarbreit durch Vermuthung oder Glauben entfernen, ſo verlöre ſie nicht allein in demſelben Augenblick alle Haltung, ſondern ſie müßte auch, was ſie als ihren Hauptvorzug angiebt, nemlich die Vernunft in Ruhe zu ſetzen, ganz und gar fahren laſſen; denn dieſe Anmaaßung hat keinen andern Grund als die *durchgängige abſolute Unwiſſenheit*, welche der transſcendentale Idealismus behauptet; dieſe durchgängige abſolute Unwiſſenheit würde aber alle Kraft verlieren, wenn irgend eine Vermuthung ſich über ſie erheben, und auch nur den kleinſten Vortheil ihr abgewinnen könnte.

> *Ναφε, και μεμνας ἀπιστειν· ἀρθρα ταυτα των φρενων.*
>
> Epicharm. Fragm. Troch.

Ueber
die Unzertrennlichkeit des Begriffes
der Freyheit und Vorſehung
von dem Begriffe
der Vernunft.

(Zuerſt gedruckt 1799.)

[illegible]

„Hat der Menſch Vernunft, oder hat „Vernunft den Menſchen?“ Dieſe ſeltſam klingende Frage, die ich vor zehn Jahren in der ſiebenten Beylage zu den Briefen über die Lehre des Spinoza aufwarf, iſt nachher von Anderen verſchiedentlich gewendet, oder vielmehr, dieſe Wendung iſt von ihnen auf verſchiedene Weiſe gebraucht worden. Auch Kant hat ſich derſelben in ſeinen Metaphyſiſchen Anfangsgründen der Tugendlehre, S. 47, bedient, wo er ſagt: „Die Tugend in ih„rer ganzen Vollkommenheit wird alſo vorgeſtellt, „nicht wie der Menſch die Tugend, ſon„dern als ob die Tugend den Menſchen „beſitze.“

Der in jener Frage angezeigte Unterſchied, zwiſchen einer ſubſtantiven Vernunft oder dem Geiſte ſelbſt des Menſchen; und einer adjectiven, die für ſich kein Weſen, ſondern nur Eigenſchaft und Beſchaffenheit eines Weſens iſt, *) muß, nach meinem Urtheil, der Lehre von der Freyheit zum Grunde gelegt werden, oder dieſe Lehre ſtellt nur ein eitel ſophiſtiſches Gewebe aus täuſchenden Worten und Einbildungen dar, welches eine ſchärfere Unterſuchung nicht aushält.

Wirklich findet ſich dieſe Unterſcheidung auch in der Kantiſchen Philoſophie; aber ſie kommt nur augenblicklich darin vor; erſcheinet nur, um ſogleich wieder zu verſchwinden; und dieſes aus der ſehr guten Urſache: weil der Geiſt keine wiſſenſchaftliche Behandlung verträgt, weil er nicht Buchſtabe werden kann. Er, der Geiſt, muß alſo draußen bleiben vor den Thoren ſeiner Wiſſenſchaft; wo ſie iſt, darf Er Selbſt nicht ſeyn. Darum buchſtabieret, wer den Geiſt zu buchſtabieren wähnt, zuverläſſig immer etwas anderes, wiſſentlich oder unwiſſentlich. Mit anderen Worten: Wir vertilgen nothwendig den Geiſt, indem wir ihn in Buchſtaben zu verwandeln ſtreben, und der ſich für den Geiſt ausgebende Buchſtabe lügt. Er lügt, denn es iſt nie der Buchſtabe des Geiſtes, was ſich dieſen Nahmen beylegt;

---

*) S. Briefe über die Lehre des Spinoza, Beilage VII.

es iſt, von dieſer Seite angeſehen, lauter Betrug damit, denn der wahrhafte Geiſt hat keinen Buchſtaben. Wohl aber hat auch der Buchſtabe einen Geiſt, und dieſer Geiſt heißet *Wiſſenſchaft*.

Dieſe Betrachtung weiter auszuführen darf ich mir an dieſem Orte nicht erlauben. Ich eile zur Beſtimmung meines Begriffs von der Freyheit.

Ich verſtehe unter dem Worte Freyheit dasjenige Vermögen des Menſchen, Kraft deſſen er ſelbſt iſt und alleinthätig in ſich und außer ſich handelt, wirkt und hervorbringt. In ſofern er ſich als ein freyes Weſen anſicht, fühlt und betrachtet, ſchreibt er ſeine perſönlichen Eigenſchaften, ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt, ſeinen intellectuellen und moraliſchen Charakter ſich ſelbſt allein zu; er ſieht in ſofern ſich ſelbſt als den Urheber, als den Schöpfer davon an; und nur in ſo weit er ſich, den *Geiſt*, die *Intelligenz*, und nicht die Natur — aus der er nach einem Theile ſeines Weſens auf eine nothwendige Weiſe entſprungen iſt, zu der er mit dieſem Theile gehört und in ihren allgemeinen Mechanismus verflochten, in ſie eingewebt iſt — als den Urheber und Schöpfer davon anſieht, nennet er ſich frey. Er nennet ſich alſo frey nur in ſoſern er mit einem Theile ſeines Weſens nicht zur Natur gehört, nicht aus ihr entſprungen iſt und von ihr empfangen hat; nur in ſofern er, ſich von ihr unterſcheidend, ſich über ſie erhebt, ſie gebraucht und meiſtert, ſich von ihr losreißt und mit ſeinem freyen Vermögen ihren Mechanismus bezwingt, und ſich denſelben dienſtbar macht. Der Geiſt allein, nicht die Natur, erfindet und bringt mit Abſicht hervor; Er allein dichtet und trachtet. Das Hervorbringen der Natur allein iſt ein blindes, vernunftloſes, nothwendiges, blos mechaniſches *) Hervorbringen, ohne Vorſehung, Entwurf, freye Wahl und Abſicht. Darum finden ſich auch in unſerem

---

*) Ich habe ſchon früher erinnert, und erinnere von neuem, daß wo die Worte, Mechanismus und mechaniſch ohne andre Beſtimmung in meinen Schriften vorkommen, darunter jede nothwendige Verkettung verſtanden werden müſſe. In dieſer weitläufigen Bedeutung faſſet alſo der Begriff des Mechaniſchen alles unter ſich, was nach dem Geſetze der Cauſalität in der Zeit nothwendig erfolgt; folglich auch die chemiſchen, organiſchen, und pſychologiſchen Wirkungsarten: alles mit einem Worte, was nach dem Laufe der Natur allein zum Vorſchein kommt, und allein ihren Kräften zugeſchrieben wird. — Man vergleiche Kant Kr. d. pr. Vernunft S. 173. — Vornehmlich: Bouterweks Lehrbuch d. phil. Wiſſenſchaften Th. I. S. 163 — 178.

Bewußtſeyn Vernunft und Freyheit unzertrennlich mit einander verknüpft, nur nicht dergeſtalt, daß von der Vernunft (dem Adjectivo) das freye Vermögen; ſondern ſo, daß von dem freyen Vermögen (dem Subſtantivo) die Vernunft abgeleitet werden muß.

Die Vereinigung von Naturnothwendigkeit und Freyheit in Einem und Demſelben Weſen iſt ein ſchlechterdings unbegreifliches Factum, ein der Schöpfung gleiches Wunder und Geheimniß. Wer die Schöpfung begriffe, würde dieſes Factum begreifen; wer dieſes Factum, die Schöpfung und Gott ſelbſt.

So wie nun von der Einen Seite die adjective Vernunft, die im Begreiflichen allein ihr Weſen hat, die Realität dieſes Geheimniſſes, die Wahrheit dieſes Wunders zu läugnen ſtrebt, und, als die Repräſentantin einer Nothwendigkeit, die mit Gewalt alles ſchon beſtimmt hat, und nichts geſchehen läßt, was nicht ſchon geſchehen iſt, und im Grunde nie geſchah — emſig bemüht iſt jenes Wunder und Geheimniß, als eine Täuſchung zeitlicher Unwiſſenheit aus dem Wege zu räumen, rückwärts Schritt vor Schritt Zeit und Begebenheit vertilgend: ſo behauptet die Realität und Wahrheit deſſelben Geheimniſſes und Wunders von der andern Seite der inwendige gewiſſe Geiſt, und nöthiget uns ſeinem Zeugniſſe zu glauben mit einer Gewalt des Anſehns, dem kein Vernunftſchluß gewachſen iſt. Er bezeuget was er behauptet mit der That, da keine, auch nicht die geringſte Handlung ohne den Einfluß des freyen Vermögens, ohne Zuthun des Geiſtes geſchehen kann.

Was der Geiſt hinzuthut, iſt das Nicht-Mechaniſche, das Nicht nach einem allgemeinen Naturgeſetz, ſondern aus einer eigenthümlichen Kraft entſpringende in den Handlungen, Werken und Charakteren der Menſchen. Wenn man dieſen Einfluß, dieſes Eingreifen des Geiſtes in die Natur läugnet, ſo läugnet man überall den Geiſt, und ſetzet, ſtatt ſeiner, nur Naturweſen mit Bewußtſeyn. Dieſes Bewußtſeyn bringt dann nichts als Vorſtellungen, und Vorſtellungen von Vorſtellungen; Begriffe, und Begriffe von Begriffen hervor, die allmählig entſtehen, ſo wie die Subſtanz in Handlung geſetzt wird und handelt. Der Blinde gehet voran, weiſet den

Weg, und der Sehende folgt. Dann hat das Wüſte Ordnung und Geſtalt erfunden; das Sinnloſe Sinne und Beſinnung, Wahrnehmung und Verſtand; das Unvernünftige Vernunft; Lebloſes das Lebendige; überall — **das Werk den Meiſter.**

Wer nun dieſes annehmen kann, und, auf die Schlüſſe ſeiner zeitlichen Vernunft geſtützt, ſich nicht ſcheuet zu behaupten: Homer, Sophokles, Pindar, die Barden Oſſian und Klopſtock — Ariſtoteles, Leibnitz, Plato, Kant und Fichte — Alle Dichter und Philoſophen wie ſie Nahmen haben mögen; alle Geſetzgeber, Künſtler und Helden — hätten ihre Werke und Thaten im Grunde nur blindlings und gezwungen, der Reihe nach in dem nothwendigen Zuſammenhange von Urſache und Wirkung, das iſt, dem Naturmechanismus zu Folge hervorgebracht; und die Intelligenz, als nur begleitendes Bewußtſeyn, hätte dabey überall blos und allein das Zuſehen gehabt — Wer, ſage ich, dieſes annehmen und zu ſeiner Wahrheit machen kann, mit dem iſt weiter nicht zu ſtreiten.

Zu dem Geſtändniß kann man ihn auf der logiſchen Folter zwingen, daß er, die Freyheit läugnend, das eben vorgetragene uneingeſchränkt behaupte, und mit dem Worte Freyheit, wenn und wo er es gebrauche, allemal nur (welchen Gnoſtiſchen Abſcheu er auch übrigens vor allem Körperlichen oder Sinnlichen beweiſen, vorgeben, und, wo möglich, empfinden möge) das materialiſtiſche Princip des Mechanismus, eine urſprünglich blos unbeſtimmte Thätigkeit an ſich, Actuoſität oder Agilität, im Sinne habe.

Hat er dies Geſtändniß abgelegt, ſo müſſen wir ihn losgeben; die philoſophiſche Gerechtigkeit kann ihm nichts mehr anhaben: denn was er läugnet, läßt ſich ſtreng philoſophiſch nicht beweiſen; was er beweiſet, ſtreng philoſophiſch nicht widerlegen.

Wir dagegen ſagen aus: Es iſt unmöglich, daß alles Natur und keine Freyheit ſey, weil es unmöglich iſt, daß, was allein den Menſchen adelt und erhebt — das Wahre, das Gute und Schöne, nur Täuſchung, Betrug und Lüge ſey. Das iſt es, wenn Freyheit nicht iſt. Unmöglich iſt wahre Achtung, unmöglich wahre Bewundrung, wahre Dankbarkeit und Liebe, wenn es unmöglich iſt, daß in Einem Weſen Freyheit und Natur zuſammen wohnen, und jene walte wo dieſe webt. Eine Maſchine, ein Automat (geiſtiges oder körperliches iſt einerley) vermag kein Menſch zu achten, zu lieben, ihm zu danken, oder auch nur es zu bewunderen. Eine Maſchine, ein Automat bewundernd, bewundern wir immer nur die in ihnen verborgene Kunſt, den Geiſt, den erfindenden, der mit Einſicht und Abſicht ſie hervorbrachte. Auf dieſen allein beziehen ſich jene Empfindungen; ſie beziehen ſich ausſchließlich, allein und ganz auf ein Nicht mechaniſch wirkendes Vermögen; auf ein Vermögen, das auf keine begreiflich mögliche, ſondern auf eine begreiflich (das iſt natürlich) unmögliche Weiſe wirkt, beſtimmt und hervorbringt.

Foderſt du mich ſpottend auf, in irgend einem einzelnen Werke, einer Handlung, einem menſchlichen Charakter den Antheil der Natur von dem Antheil der Freyheit abzuſondern, und wie das eine von dem andern unterſchieden werden müſſe anzugeben; ſo fodere ich dagegen, ohne Spott, dich von meiner Seite auf, in irgend einem Falle, wo du Bewundrung, Achtung, Dankbarkeit oder Liebe empfindeſt, dieſe Unterſcheidung nicht zu machen; dir neben der Wirkſamkeit der Natur ein freyes Vermögen nicht vorzuſtellen, und nicht auf dieſes allein jene in dir erregten Gefühle zu beziehen. Ich weiß, es iſt dir unmöglich; du verlierſt dieſe Empfindungen, ſo wie du das freye Vermögen weg denkſt, ſeine Vorausſetzung wirklich dir entbehrlich machſt.

Das gebe ich dir ohne Widerrede zu: daß das Gebiet der Freyheit das Gebiet der Unwiſſenheit ſey. Ich ſetze nur noch hinzu: Einer dem Menſchen unüberwindlichen; und unterſcheide ſie dadurch von jener, deren Reich und Herrſchaft immer mehr einzuſchränken die Vernunft den Beruf hat; auf deſſen gänzliche Eroberung ſie, um es Fuß vor Fuß der Wiſſenſchaft zu unterwerfen, nothwendig ausgeht — aber weinen würde wie Alexander, wenn ſie bey ihrem Ziele anzukommen jemals Gefahr ſähe.

Gründete ſich der Glaube an Freyheit auf jene Unwiſſenheit, welche die Vernunft, Wiſſenſchaft erzeugend, zu vertilgen beſtimmt iſt; ſo wäre die Vernunft dem Menſchen nur ſo lange als ſie in der Kindheit bliebe, und mit Wahn und Täuſchung ſich vertrüge, gut; heranwachſend, zur Vollkommenheit gedeihend, entwickelte ſich aus ihr lauter Tod. Dieſer Tod hieße Wiſſenſchaft und Wahrheit; Wiſſenſchaft und Wahrheit hieße der Sieg über alles was des Menſchen Herz beſeligend erhebt, ſein Angeſicht verklärt, ſein Auge in die Höhe richtet: der Sieg über alles Große, Erhabene und Schöne.

Soll es ſich nicht ſo verhalten; ſoll nicht — Wahn das Göttliche im Menſchen; Wahrheit und geläuterte Vernunft das Ungöttliche ſeyn: ſo muß die mit dem Glauben an Freyheit verknüpfte Unwiſſenheit eine Unwiſſenheit ganz anderer Art: ſie muß jener der Wiſſenſchaft unzugängliche Ort des Wahren ſeyn. — „Ziehe die Schuhe aus, denn hier iſt heiliges Land!“

Etwas
das Leſſing geſagt hat.

Ein Commentar
zu den Reiſen der Päpſte.

Dic cur hic? respice finem!
Welches Leibnitz überſetzt:
Où en sommes nous? venons au fait!
Nouv. Ess. p. 153.

Vorerinnerung.

Johann von Müller ſandte mir im Mai 1782 ſeine Schrift: *Reiſen der Päpſte.* Ich fand ſie ſo gehaltreich und ſo zeitgemäß, daß ich mich ſogleich entſchloß, ihre Verbreitung und Würdigung durch eine umſtändliche Anzeige in dem Hamburger Correſpondenten zu befördern. Allein Reimarus, der nun auch verewigte, welchem ich dieſe Anzeige zugeſchickt, konnte die Aufnahme derſelben in den Correſpondenten nicht erlangen, da ſeine Obrigkeit ſich ſcheute, den Druck eines Aufſatzes zu geſtatten, der eine, dem Kaiſer Joſeph wahrſcheinlich mißfällige, Schrift empfahl. Ich nahm alſo meine Arbeit zurück, führte ſie aber noch weiter aus, und ließ ſie in demſelben Jahre zu Berlin drucken, nachdem ſie, was wohl zu bemerken iſt, die Prüfung der Cenſurbehörde ganz unverſehrt beſtanden hatte.

Für gegenwärtige neue Ausgabe gedachte ich an dieſer Schrift verſchiedenes zu ändern. Ein Freund, deſſen Urtheilen ich traue, hat es gehindert. Beynahe in demſelben Alter, wie Voltaire, da er die letzte Ausgabe ſeiner Tragödien beſorgte, nehme ich Rath, wie er. Aber ſein Rathgeber drang auf mehr Aenderung, als Voltaire'n lieb war; der meinige beredet mich ſtehen zu laſſen, was ich anders wünſchte.

Dieſe neue Ausgabe unterſcheidet ſich daher von der erſten größtentheils nur dadurch, daß hier die meiſten Noten der erſten als entbehrlich weggelaſſen und die übrigen zum Theil abgekürzt, zum Theil auch in den Text aufgenommen ſind.

Die Gedanken Verſchiedener u. ſ. f. und die Erinnerungen gegen die Gedanken u. ſ. f. ſind zuerſt im deutſchen Muſeum 1783 gedruckt worden, und erſcheinen hier im Anhange, größtentheils unverändert wieder. Der Verfaſſer des erſten Briefes in dieſem Anhange iſt der Münſteriſche Miniſter Freyherr von Fürſtenberg, deſſen Andenken kürzlich mein Freund Dohm in dem erſten Theile ſeiner Denkwürdigkeiten ſo ſchön erneuert hat. Daß Mendelsſohn der Gegner war, gegen welchen die Erinnerungen gerichtet ſind, habe ich ſchon anderswo bemerkt.

Statt der Vorrede.

Omnia mala ex bonis initiis orta sunt: sed, ubi imperium ad ignaros, aut minus bonos pervenit; novum illud exemplum ab dignis et ideoneis ad indignos et non idoneos transfertur. Lacedaemonii, devictis Atheniensibus, triginta viros imposuere, qui rempubl. tractarent.

Alle böſen Beyſpiele haben einen guten Urſprung gehabt. Sobald aber die Regierung in unwiſſende und verkehrte Hände fällt, ſo wird auch das neue Exempel von ſolchen, wo es ſich gut paßte, auf unſchickliche und ungereimte Fälle angewandt. Die Lacedämonier verordneten den überwundenen Athenienſern dreyßig Perſonen,

Hi primo coepere pessumum quemque, et omnibus invisum, indemnatum necare. eo populus laetari, et merito dicere fieri. post, ubi paullatim licentia crevit; juxta bonos et malos lubidinose interficere, ceteros metu terrere. ita civitas, servitute oppressa, stultae laetitiae graves poenas dedit. Nostra memoria victor Sulla, cum Damasippum,

die ihr gemeines Weſen verwalten ſollten. Dieſe fiengen erſt an, die ſchlimmſten und jedermann verhaßten Böſewichte unverurtheilt hinzurichten; das Volk, darüber ſich zu freuen, und zu ſagen: es wäre ihnen Recht geſchehen. Bald nehmen ſie ſich aber mehr heraus; richten nach Gefallen Rechtſchaffene und Böſe hin; und halten alle übrige in Furcht und Schrecken. Und ſo wurde die bis zur Dienſtbarkeit heruntergeſetzte Stadt für ihre thörichte Freude hart heimgeet alios hujusmodi, qui malo reipubl. creverant, jugulari jussit; quis non factum ejus laudabat? Homines scelestos et factiosos, qui seditionibus rempubl. exagitaverant, merito necatos ajebant. Sed ea res magnae initium cladis fuit. Namque, uti quisque domum, aut villam, postremo aut vas, aut vestimen-

ſuchet. Bey unſerm Gedenken, als Damaſippus, und andere ſeines Gelichters, die durch das Unglück der Republik groß geworden, auf Sulla's, als Ueberwinders, Befehl erdroſſelt wurden: Wer lobte nicht ſolches Verfahren? Solche Böſewichte und Aufrührer, die durch Empörungen den Staat zerrüttet, wären, ſagte man, nach Verdienſt hingerichtet. Aber eben dies war der Anfang zu einem großen Blutbad. Denn ſo, wie einer zu dem Hauſe, oder Landgute, zuletzt gar zu einem Gefäße oder Kleidungstum alicujus concupiverat, dabat operam, ut is in proscriptorum numero esset. Ita illi, quibus Damasippi mors laetitiae fuerat, paulo post ipsi trahebantur: neque prius finis jugulandi fuit, quam Sulla omnes suos divitiis explevit. Atque ego hoc non in M. Tullio, neque his temporibus vereor. Sed in magna civitate multa, et varia ingenia sunt. pot-

ſtücke eines andern Luſt bekam; bemühte er ſich es dahin zu bringen, daß derſelbe auf die Liſte der in die Acht erklärten geſetzt wurde. Alſo wurden die, welche erſt über des Damaſippus Tod gefrohlockt, kurz darauf ſelbſt dazu fortgeſchleppet, und des Würgens war kein Ende, bevor nicht Sulla ſeinen ganzen Anhang mit Reichthümern geſättiget. Zwar befürchte ich dies nicht vom M. Tullius, noch zu den gegenwärtigen Zeiten: aber in einem großen Staate est alio tempore, alio consule, cui item exercitus in manu sit, falsum aliquid pro vero credi. Ubi hoc exemplo, per senatus decretum, consul gladium eduxerit; quis illi finem statuet, aut quis moderabitur?

C. Cr. Sallust. Bell. Catil. Cap. 51.

giebt es viele und mancherley Köpfe. Zu einer andern Zeit, unter einem andern Conſul, dem auch eine Armee zu Gebote ſtehet, kann leicht etwas falſches für wahr geglaubt werden. Wenn denn dieſem Beyſpiele zufolge Kraft eines Raths-Dekrets der Conſul das Schwerd aus der Scheide gezogen: Wer wird ihm Ziel, wer Schranken ſetzen?

Abbts Ueberſetzung des Catilinariſchen Kriegs.

Dieſes hört' ich Leſſing ſagen: Es wäre unverſchämte Schmeicheley gegen die Fürſten, was Febronius und was die Anhänger des Febronius behaupteten; denn alle ihre Gründe gegen die Rechte des Papſtes, wären entweder keine Gründe, oder ſie gälten doppelt und dreyfach den Fürſten ſelbſt. Begreifen, könne dieß ein jeder; und daß es noch keiner öffentlich geſagt hätte mit aller Bündigkeit und Schärfe, die ein ſolcher Gegenſtand gelitten und verdient, unter ſo vielen, die den dringendſten Beruf dazu gehabt; dieſes wäre ſeltſam genug und ein äußerſt ſchlimmes Zeichen.

Einer hat es endlich doch geſagt, und laut genug, um von jedermann gehört zu werden, nur nicht mit ſo dürren Worten; daher wohl mancher dieſen großen Sinn aus ſeiner Schrift (ich meyne die Reiſen der Päpſte) nicht herausgezogen haben möchte; wie es denn ſcheint, daß wir Deutſchen überhaupt zu ſehr vertieft ſind in unſern Tiefſinn, um leicht und geſchwind aufzumerken. Andere werden mit gutem

Fleiß das Innere derſelben, ihren wahren Geiſt nicht faſſen wollen, ſondern bloß die Hülle greifen, um ſie, mit Geſchrey, an dieſem oder jenem Pranger zu erhöhen, und ſie mit Koth bedecken zu laſſen von ihren Rotten.

Deutſche werden dieſes thun dem Manne, der für deutſche Freyheit — für der Menſchheit koſtbarſte Rechte ſeinen Mund aufthat, und der kein Deutſcher iſt. Doch verlaſſen ſteht er nicht. Es giebt noch Männer unter uns, die für dieſelbe Sache ſtreiten; und wer nennte da nicht zuerſt unſern Juſtus Möſer, advocatum patriae, der allein in ganz Deutſchland ein Wort voll Nachdruck ſagte, da wegen der großen That um den Müller Arnold überall nur heller Jubel ſchallte. Die Stelle, in dem Schreiben über die deutſche Sprache und Litteratur, iſt bekannt genug; weniger ein früherer Aufſatz, durch eben dieſe Begebenheit veranlaßt, mit der Ueberſchrift: von dem wichtigen Unterſchiede des wirklichen und förmlichen Rechts. Da heißt es unter andern:

„Alle Menſchen können irren, der König wie der Philoſoph, und letztere vielleicht am erſten, da ſie beyde zu hoch ſtehen, und vor der Menge der Sachen, die vor ihren Augen ſchweben, keine einzige vollkommen ruhig und genau betrachten können. Dieſerwegen haben es ſich alle Nationen zur Grundfeſte ihrer Freyheit und ihres Eigenthums gemacht, daß dasjenige, was ein Menſch für Recht oder Wahrheit erkennet, nie eher als Recht gelten ſolle, bevor es nicht das Siegel der Form erhalten.“

„Zur Form Rechtens gehört, daß es von einem befugten Richter ausgeſprochen, und in die Kraft Rechtens getreten ſey. Dieß iſt ein Grundgeſetz, worin ebenfalls alle Europäiſche Nationen überein kommen, und der Monarch, der eine wirkliche Wahrheit gleich einer förmlichen zur Erfüllung bringen läßt, wirft dieſes erſte und jedem Staate heilige Grundgeſetz, ohne welches es gar keine Sicherheit mehr giebt, über den Haufen. Ein Unternehmen, das die Weisheit Salomons nicht entſchuldigen kann, da alle Weisheit in der Welt nur zur wirklichen (natürlichen, ſubſtantiellen, innerlichen) nicht aber zur förmlichen (poſitiven, feſtgeſetzten, äußerlichen) Wahrheit führet.“

Der große Haufe unſerer denkenden Köpfe

möchte dieß am wenigſten zu denken wiſſen, denn er will das weſentliche Wahre und das weſentliche Gute ausgebreitet ſehen — *mit Gewalt*, und mit *Gewalt* jeden Irrthum unterdrückt; ſehen und helfen eine Aufklärung betreiben — *anderswo als im Verſtande*, weil es *dieſer* ihm zu lange macht; die Lichter auslöſchen, voll kindiſcher Ungeduld, *damit es Tag werde.* O der hoffnungsvollen Finſterniß, in der wir nach dem Ziel unſerer Wünſche, nach dem höchſten Wohl auf Erden eilig voran tappen; voran, auf dem Wege der Gewaltthätigkeit und der Unterjochung.

Aber Gewalt, wo ſie in der Welt auch immer war, vertheilt unter mehrere oder nur bey Einem — herrſchende Gewalt, deren ſelbſt eigene Erkenntniß oder Willkühr allein, jeder andern Erkenntniß den Weg zur Einſicht, ſo wie jedem Triebe den Weg zur Glückſeligkeit vorzeichnen und ſie hineinzwingen durfte; eine ſolche Gewalt, die nur Geſetze giebt und ſelber keine hat, und die heiligſten Rechte mit Heiligkeit verletzen mag: Nie hat eine ſolche — *echte Wahrheit und wirkliche Wohlfahrt* unter Menſchen irgendwo hervorgebracht. Wohl aber iſt viel Gutes aus dem Widerſtande gegen ſie entſprungen; aus dem Urgeiſte der Freyheit; aus dem ewig regen Triebe der Vernunft ſich ſelber zu vermehren und über alles ihre Einſicht zu verbreiten. Wo Geſchichte iſt, da iſt auch Zeugniß, daß große Thaten, Neigungen und Gedanken, Verrichtungen edler Menſchen und edle Menſchen ſelbſt, wo ſie nicht unmittelbar aus dem Kerne der Freyheit ſelbſt hervorgiengen, wenigſtens, als eingeſenktes Reis, den Saft aus ihrem Stamme zogen, oder verloren da ſtanden als Nachſchüſſe aus des gefällten Baumes Wurzel. Und wo Geſchichte iſt, da iſt auch Zeugniß, daß ungebundene willkührliche Gewalt Dummheit nur erzeuget hat und Laſter, alles was verächtlich, niederträchtig iſt und klein, und ihre eigenen thörichten Zwecke nicht einmal zu erreichen fähig war.

Dennoch fällt es in die Augen, daß Gewalt, und zwar eine überall und immer gegenwärtige Gewalt; daß ein gewiſſer Zwang, und daß gewiſſe Mittel um denſelben auszuüben, unter Menſchen unentbehrlich ſind: denn wenn die Ungebundenheit nur Einiger, die Gattung ſchon ſo ſehr verderbt; was würde aus der Ungebundenheit Aller erſt entſtehen? In wie fern aber ſolche Anſtalten, der Menſchheit wahrhaft unentbehrlich ſind; die Urſachen ihrer Nothwendigkeit und ihr nothwendiger Gegenſtand; was ſie ſollen und was ſie nicht ſollen, was ſie vermögen und was ſie nicht vermögen: dieſe wichtige Erkenntniß kann nur aus der Erkenntniß des Innerſten des Menſchen ſelbſt gezogen werden. Einige feſte Blicke auf das Eigenthümliche ſeiner Natur geheftet, verhelfen uns vielleicht zu fruchtbaren Aufſchlüſſen.

Was den Menſchen von dem Thiere unterſcheidet und ſeine beſondre Gattung hervorbringt, iſt das Vermögen einen Zuſammenhang von Zwecken einzuſehen, und nach dieſer Einſicht ſeinen Wandel einzurichten.

Aus dieſer Quelle der Menſchheit fließet überall, in allen ihren Strömen, dieſelbige Vernunft; nur ergoſſen über Betten und zwiſchen Ufern von unüberſehbarer Mannichfaltigkeit, und ihre Ausflüſſe jedem Auge verborgen. Dieſe Betten, dieſe Ufer ſind die Leidenſchaften. Viele haben dieſes anders ſehen wollen, und die Vernunft für das Ufer, die Leidenſchaften für den Strom gehalten, allem Augenſchein zuwider und allen Gründen.

In ſo fern der Menſch ſich in und nach ſich ſelbſt beſtimmen, das iſt, freye Handlungen verrichten kann: in ſo ferne wird derſelbe durch Vernunft bewegt, und nur in ſo ferne zeigt er ſich als Menſch. Wo keine Freyheit iſt, keine Selbſtbeſtimmung, da iſt keine Menſchheit.

In ſo fern der Menſch verändert wird von Dingen die ſich außer ihm befinden, und er ſie dergeſtalt betrachtet, daß darüber die Betrachtung ſeiner ſelbſt verſchwindet: in ſo ferne handelt er nach einem fremden Antriebe und nicht nach ſeinem eigenen; er läßt ſich beſtimmen und beſtimmt ſich nicht ſelbſt; er thut was andre Dinge erfodern, und nicht was ſeine eigene Natur verlangt: und in ſo ferne ſagen wir, daß ihn die Leidenſchaft bewegt, und daß er nur ein Thier iſt.

Eine bürgerliche Geſellſchaft iſt eine menſchliche Geſellſchaft, und keine thieriſche; eine Anſtalt der Vernunft, und nicht der Leidenſchaften; ein Mittel der Freyheit und nicht der Sclaverey, für Weſen, welche von Natur zwiſchen beyden in der Mitte ſtehen.

Die Vernunft bedarf für ſich der Leidenſchaften nie, die ſie nur verdunkeln und einſchränken. Sie kann alſo nie eine Leidenſchaft als ſolche anbefehlen, oder Erregungen derſelben ſich unmittelbar zum Ziele ſetzen; wohl aber eine Leidenſchaft durch eine andere zu hemmen oder aufzuheben ſuchen, weil die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur ſie dazu zwingt, indem ſie ſelbſt zu unvermögend iſt, um für ſich allein jeden Eindruck von außen zu beherrſchen, und daher zum Beſten ihrer Freyheit äußerliche Kräfte gegen äußerliche Kräfte zur Wehre ſetzen muß.

Wenn aber die Vernunft niemals die Beförderung einer Leidenſchaft unmittelbar zur Abſicht haben kann, und eine bürgerliche Vereinigung aus der Vernunft einzig und allein hervorgeht — wiewohl nicht ohne Betrachtung der Leidenſchaften, ſondern ſchlechterdings in Beziehung auf dieſelben —: ſo können diejenigen Geſellſchaften unter den Menſchen, welche auf Beförderung von Leidenſchaften ausgehen, in ſo ferne nicht als eine Anſtalt der Vernunft, nicht als eine bürgerliche, nicht als eine wahre menſchliche Geſellſchaft angeſehen werden.

Auch Thiere ſehen wir, durch gemeinſchaftliche Triebe vereiniget, mit einander in Geſellſchaft leben; doch iſt auch dieſe nicht einmal ein Werk der Leidenſchaften, die, bey den Thieren wie beym Menſchen, weit mehr dahin zielen, die einzelnen Glieder gegen einander aufzuwiegeln, als ſie mit einander zu verbinden, und daher das entgegen geſetzte der Geſellſchaft, das iſt jenen Zuſtand nothwendig hervorbringen müſſen, in quo vis et dolus sunt virtutes cardinales.*) Was die geſellſchaftlichen Thiere vereinigt, iſt der von der Natur der Leidenſchaften ſo weſentlich verſchiedne Inſtinct. Und durch dieſes wunderbare Mittel erhalten jene thieriſchen Geſellſchaften eine weit größere Vollkommenheit, als jede ſolche menſchliche, die mehr auf Gründen der Leidenſchaft, als auf Gründen der Vernunft beruht. Denn der Inſtinct iſt unveränderlich und ſicher, und der Vernunft darin ganz ähnlich, daß er nichts verlangt, als was offenbar zum Beſten aller und eines jeden gereicht, die er, etwas gemeinſchaftliches zu erfüllen, mit einander verbindet.

---

*) *Leviathan*, Part. I. Cap. XIII.

Nun entſteht die Frage: Giebt es denn ein Mittel der Vernunft, welches ſicher, unveränderlich und offenbar, wie bey geſellſchaftlichen Thieren der Inſtinct, den Menſchen dahin leiten könnte, wo ſich das Beſte Aller und das Beſte eines Jeden unwiderſprechlich vereinigte: giebt es wohl ein ſolches Mittel? und was iſt ſein Name?

Näher zu der Sache hin, und das Mittel wird ſich finden mit dem Namen.

Offenbar iſt die Vernunft das eigentliche wahre Leben unſerer Natur, des Geiſtes Seele, das Band aller unſerer Kräfte, ein Bild der ewigen unwandelbaren Urſache alles Wahren, alles Seyns das ſich ſelber wahrnimmt und ſich ſeiner in ſich ſelbſt erfreut. Außer der Vernunft, können wir unmöglich anders, als uns ſelber ſtets zuwider handeln; mehr den äußerlichen Dingen angehörig, als uns ſelbſt. In ihr, ſind wir mit uns ſelber unbeweglich Eins, indem zwiſchen allen unſeren Begierden *) ein Vertrag

---

*) Das Wort Begierde wird hier in ſeinem eigentlichen Sinne genommen, welcher auch die allerhöchſten und allerreinſten Beſtrebungen der Seele in ſich faßt, und in welchem die Begierde dem Abſcheu entgegen geſetzt iſt. In dieſem Sinne giebt es keine Be-

entſteht, gemäß den ewigen Geſetzen des Vortheils unſerer fortdaurenden Natur. Jede unſerer Begierden hat auf ihre Befriedigung den gerechteſten Anſpruch: ſo daß die Tugend in der möglichſten Vereinigung aller unſerer Begierden, und die wahre Glückſeligkeit, in ihrer aller möglichſten Befriedigung beſteht: wodurch beyde nur zu Einem Dinge werden. Das Verlangen nach Glückſeligkeit iſt nicht allgemeiner, als die Ueberzeugung, daß ſie auf dem Wege der Vernunft allein gefunden werde, weil dieſe zuverläſſig immer das befiehlt, was dem ganzen Menſchen gut iſt, das iſt, das wahre Beſte aller ſeiner Theile.

Daß es gut ſey für den ganzen Menſchen, ſich mit ſeines Gleichen zu verbinden: weil, eines Theils, nichts im ganzen Reiche der Natur dem Menſchen in ſo hohem Grade nützen; und andern

---

gierden die nicht an und für ſich ſelber gut, und der Vernunft gemäß wäre. Unter den Affecten überhaupt, (welche von den Leidenſchaften unterſchieden werden müſſen, weil nicht alle Affecten Leidenſchaften ſind) giebt es an und für ſich ſelber böſe, wie der Haß, der Neid, oder der Hochmuth, welche allerdings auch Begierden erzeugen, die aber keine urſprüngliche Begierden ſind.

Theils, auch nichts im ganzen Reiche der Natur demſelben in ſo hohem Grade ſchaden kann, als wie ein anderer Menſch: dieſes liegt, als Wahrheit, jedermann vor Augen.

Menſchen, welche aus dem Antriebe der Vernunft handeln, ſind einander niemals ſchädlich, denn es kann aus dieſem Antriebe keine Bemühung hervorgehen, welche der Bemühung eines Andern, der nach eben dieſem Antriebe handelt, entgegen wäre; ſondern ein Jeder, indem er ſein eigenes wahres Beſte befördert, befördert nothwendig das wahre Beſte auch aller andern, und iſt mit Liebe gegen ſie erfüllt.

Es können die Menſchen alſo einzig und allein ſich gegenſeitig ſchaden, in ſo ferne ſie von Leidenſchaften angetrieben werden, aus welchen alle Zwietracht ſich entwickelt, das ganze Heer der Laſter, und nicht Eine wahre Tugend.

Wenn nun gleich der Antrieb der Leidenſchaften überall der ſtärkere im Menſchen iſt, und er dieſerwegen — wie es zwey der größten Forſcher wollten (Hobbes und Spinoza) — als der natürliche und der ärgſte Feind des andern Menſchen angeſehen werden kann: ſo ſtrebt er doch mit ſeinem ganzen eigenen, inneren Vermögen, allein dem Guten nach, ſo daß er den Geſetzen der Menſchenliebe, der Gerechtigkeit, der Ehre und der Religion, überall mit unerſchütterlichem Muthe folgt, in ſo ferne er durch ſeine eigene Natur, allein beſtimmt wird.

Hieraus folgt, wie aus allem was vorhin erinnert worden, daß eine förmliche Geſetzgebung, oder ein Syſtem des Zwanges, ſich unmöglich auf den Menſchen beziehen könne, in ſo ferne derſelbe mit Vernunft begabt und durch dieſelbe ſchon beſtimmt iſt ſeinen und ſeines Mitmenſchen wahren Vortheil zu befördern, ſondern nur in ſo ferne er den Leidenſchaften unterworfen, und daher zu aller Ungerechtigkeit geneigt iſt; geneigt zum Bruche mit andern und mit ſich ſelbſt; wankelmüthig, treulos, voller Zwietracht und Hader.

Die Geſellſchaft alſo, in ſo ferne ſie auf äußerlicher Form beruht, und eine Maſchine des Zwanges iſt, hat zu ihrem Gegenſtande einzig und allein Beſchirmung, das iſt, jeden Schaden, der aus Ungerechtigkeit entſtehen könnte, von jedem Gliede der Geſellſchaft abzuwenden; oder jedem Gliede das unverletzliche Eigenthum ſeiner Perſon, den freyen Gebrauch aller ſeiner Kräfte, und den vollkommenen Genuß der Früchte ihrer Anwendung, auf gleiche Weiſe zu verſichern.

Sicherheit des Eigenthums, in dem ausgedehnteſten Verſtande, und ſchlechterdings im allerhöchſten Grade, ſo für Alle wie für Einen, ſo für Einen wie für Alle; **unverletzliche durchgängige Gerechtigkeit, ohne irgend einen Zwang zu irgend einem andern Ende**, wäre, dieſemnach, jenes **Mittel** und ſein **Name**, welches ſicher, unveränderlich und offenbar, wie bey geſellſchaftlichen Thieren der Inſtinct, den Menſchen dahin leiten könnte, wo ſich das Beſte aller und das Beſte eines jeden unwiderſprechlich vereinigte.

Wollte jemand gegen uns behaupten, dieſes Mittel führe nicht zum höchſten Zwecke bürgerlicher Form; ſondern es gebe andre Zwecke, deren Mitteln, in ſtreitenden Fällen, jenes Mittel unverletzlicher durchgängiger Gerechtigkeit müſſe nachgeſetzet werden: ſo wage dieſer es, mit klaren Worten, dieſe Zwecke und die Mittel uns zu nennen. Keine wird er uns zu nennen wiſſen, die nicht offenbar von Leidenſchaften angegeben wären: von Länderſucht, Geldſucht — Eitelkeit, Lüſternheit und Hoffahrt. Und er wird behaupten müſſen, die Beförderung dieſer Leidenſchaften: des Ehrgeizes, der Habſucht, aller ſinnlichen Begierden, ſey der Beſtimmung und Glückſeligkeit des Menſchen angemeſſener, als die Beförderung der Vernunft mit ihren Folgen: der wahren Einſicht, der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit, der Geſundheit der Seele, des dauernden Vergnügens, der Tugend ſelbſt.

Viele andre Dinge wird er noch behaupten müſſen, die, mit dürren Worten, niemand gern behaupten mag, und die, mit Deutlichkeit, auch nicht gedacht werden. Wirklich iſt es von den mehrſten gut genug gemeynt, wenn ſie von einem gewiſſen Intereſſe des Staats ſich träumen laſſen, von einer gewiſſen Wohlfahrt des Ganzen, welche nicht die Wohlfahrt aller ſeiner Theile, ſondern dergeſtalt davon verſchieden ſey, daß eine ungemeſſene Aufopferung von Seiten dieſer Theile um des Ganzen willen, mit Vernunft gedacht, und mit Recht ſoll gefodert werden können. Wollten aber dieſe Männer, auch von außen nur, die Sache näher in Betrachtung ziehen, ſo würden ſie mit ſehr geringer Mühe entdecken, daß jenes überſchwengliche Intereſſe, welches ihnen dunkel nur im Sinne ſchwebt, ſich in ein bloß geographiſches Intereſſe auflöſt; in dieſes nämlich: daß *eine gewiſſe Anzahl von Quadratſchuhen Land unter einem gewiſſen Namen beyſammen angetroffen werde*. Und ſie würden finden, dieſe guten Männer — zu ihrer herzlichen Befriedigung wohl ohne Zweifel! — daß ſie, einem ſolchen geographiſchen Intereſſe zu Liebe, um daſſelbe zu erhalten oder zu vermehren, und zu *keinem andern Ende*, ſich an ihrem Eigenthume, an jedem Theile ihrer äußerlichen Freyheit, ja, zu hunderttauſenden, an ihrem Leben ſelbſt verkürzen laſſen. Sie würden finden, daß ſie keine ſolche Theile eines Ganzen ſind, die den Grund ihrer Vereinigung in ſich ſelber haben; eines Ganzen, deſſen Einheit in ihm ſelber wohnt: ſondern Theile, die beyſammen ſind, allein um eines andern willen; Theile eines Dinges, deſſen Einheit ſich außer ihm befindet: eines blinden Werkzeugs; eines künſtlichen aber vernunftloſen Körpers, *ohne eigne Seele*.

In keinem Felde der menſchlichen Erkenntniß herrſchen Verworrenheit und Widerſpruch in größerm Maaße als in eben dieſem. Man geſtehet: jedes gemeine Weſen müſſe durchaus den Geſetzen der Gerechtigkeit gemäß verwaltet werden; und man will zugleich, daß ſich dieſe Geſetze nicht beſtimmen laſſen; daß ſie der Willkühr unterworfen, gehorſam dem Zufall, auch die Ungerechtigkeit nicht ſcheuen ſollen. Da es aber von Natur unmöglich iſt, was mit vollem Rechte geweigert werden kann, mit vollem Rechte zu erzwingen: ſo muß ein höchſtes unumſchränktes Anſehen wohl ins Mittel treten, um die natürlichen Geſetze nach Bedürfniß umzukehren — *mit Gewalt*.

Wirklich iſt der herrſchende Begriff von einer Obrigkeit, daß ſie an und für ſich ſelbſt die Quelle ſey der Gerechtigkeit und des Eigenthumes. Nicht des Eigenthumes *ſichern Beſitzes* Quelle; ſondern des Eigenthumes ſelbſt: daher ſie die Ausdehnung und die Schranken aller Gattungen deſſelben, und jede ſeiner Anwendungen zu beſtimmen habe — nach unbeſtimmbaren Grundſätzen; höchſtens einem gewiſſen unbeſtimmten allgemeinen Beſten nach, wovon die Erkenntniß, und wozu der Beförderungs-

Trieb in derſelben angetroffen wird; abermals auf eine völlig unbeſtimmte Weiſe.

Wer möchte alles ungereimte, ſo in dieſen Vorſtellungen liegt, entwickeln; und wer möchte es nur entwickelt ſehen? Beſſer, daß ich eile, zur Erklärung und Erhärtung meiner eigenen Gedanken, noch in der Kürze ein und andres beyzubringen.

Davon bin ich ausgegangen: daß der Gewalt nur müſſe die Gewalt entgegen treten; dem Verbrechen nur der Zwang. Beyder eigentliches Weſen iſt, nicht Thaten einzuflößen, ſondern zu vertilgen und zu hindern. Kräfte ſind ſie zu erwecken nicht im Stande, noch im Stande irgend etwas in ſich Gutes zu erſchaffen. Dieſes kann nur aus ſich ſelbſt entſpringen, und ſeine erſte Quelle überall, iſt die ungeheißene innere Bewegung eines freyen Geiſtes.

Ohne Gewalt und Zwang haben Menſchen ſich zuerſt verbrüdert, und Geſellſchaften geſtiftet, wo die Abweſenheit fehlerhafter Einrichtungen ihnen beſſere Sicherheit verlieh, als ſo viele künſtliche Anſtalten, welche mehr und größere Verbrechen oft erregen, als ſie unterdrücken. Thätig iſt der Menſch aus bloßem Triebe, und gerecht muß er ſeyn, weil er glücklich ſeyn will. Gutherzigkeit und Liebe, Einſicht, Billigkeit, Großmuth, Tapferkeit und Treue, dieſe Eigenſchaften, welche das Band und die Stärke der Geſellſchaften ausmachen, ſind urſprüngliche Eigenſchaften ſeiner Natur, und von Gott unmittelbar demſelben eingehaucht. Die Künſte der Regierung haben den Verſtand der Menſchen zwar geübt, und indem ſie zu allerhand Beſtrebungen, Nachforſchungen, Zwecken, Wünſchen und Gedanken ihnen Anlaß gaben, ihren Geiſt bereichert; nicht ſelten aber auch ihn erniedrigt und verſchlimmert. Denn ſie haben jede Gattung der Ungleichheit, des Vorrangs, der Trennung und der Eitelkeit befördert; und indem ſie den einzelnen Menſchen mit immer neuen Gegenſtänden der Sorgfalt für ſich ſelbſt überluden, eine ängſtliche Bemühung, nur auf ſeine eigene Perſon bedacht zu ſeyn, an die Stelle des Vertrauens und der Gewogenheit geſetzt, die er gegen ſeine Mitgeſchöpfe unterhalten ſollte. Die glücklichſten Menſchen aber ſind diejenigen, deren Herzen mit einer Gemeine in Verbindung ſtehen, welche alle ihre Wünſche theilt, und von der ſie keinen ihrer Wünſche ſondern können; mit einer Gemeine, in der ſie jeden Gegenſtand des Edelmuthes und des Eifers, und einen Zweck finden, jedes Talent und jede tugendhafte Neigung daran zu üben. Sorge für das Futter haben auch die Thiere; auch neben dieſer Sorge Witz genug um ſich daſſelbe zu verſchaffen und Mittel zu ihren einſamen Ergötzlichkeiten auszufinden: aber nur dem Menſchen iſt es vorbehalten, in der Geſellſchaft ſeiner Nebengeſchöpfe Rath zu geben und zu nehmen; zu überzeugen, zu widerlegen, zu begeiſtern; und im Feuer ſeiner Liebe oder ſeines Unwillens, perſönliche Sicherheit und eigenen Vortheil außer Acht zu laſſen.

Ferguſon, mit deſſen Worten ich ſo eben redete, *) warnet ſehr vor den politiſchen Verfeinerungen gewöhnlicher Menſchen, die nur Ruhe oder Unthätigkeit zum Gegenſtande haben, und durch die Schranken, die ſie böſen Handlungen zu ſetzen trachten, die edelſte Geſchäftigkeit zugleich vernichten wollen, als hätte der gemeine Mann kein Recht zu handeln, oder nur zu denken. Er erwähnt hiebey des Spottes ei-

---

*) An Essay on the History of civil Society.

nes großen Fürſten, welcher die Vorſichtigkeit lächerlich zu machen ſuchte, nach welcher Richter in einem freyen Lande an die genaue Auslegung der Geſetze gebunden ſind: *) und ſucht alsdann die Herzensangſt gewiſſer Leute, wo ſie, anſtatt grenzenloſer Unterthänigkeit, Trotz auf eigne Rechte, und Mängel der Polizey erblicken, ſo gut er kann zu mildern; indem er ihnen zu erwägen giebt: wie einem Chineſer die Freyheit die man in Europa hat, auf den Straßen und Feldern nach Gefallen hin und her zu wandern, ein ſicheres Vorſpiel der Verwirrung und der Anarchie dünken müßte: „Können Menſchen ihr Oberhaupt ſehen und nicht zittern? Können ſie ohne eine feſtgeſetzte und geſchriebene Verordnung äußerlicher Gebräuche mit einander umgehen? Was iſt da für Hoffnung zum Frieden, wo die Straßen nicht zu einer gewiſſen Stunde geſperrt ſind? Was für wilde Unordnung, wenn in irgend einer Sache dem Menſchen erlaubt iſt, zu thun was ihm beliebt.“

„Freylich“ ſagt er weiter „muß die Otter in „gewißer Entfernung gehalten, und der Tiger gefeſ-

---

*) Mémoires de Brandebourg.

„fült werden. Wenn aber Strenge in der Regierungskunſt ſich nicht begnügt dem Verbrechen Einhalt zu thun, ſondern den Menſchen zum Sclaven machen will, und dadurch den Grund zum Verderbniß der Sitten legt, ſo wie zur Erſtickung alles Edelmuthes unter einem Volke; wenn die Abſicht dieſer Strenge dahin geht, nicht ſowohl dem Laſter und Frevel, als den Ausbrüchen der Freyheit, zu ſteuern; wenn gewiſſe Formen mit vollem Beyfall als heilſam aufgenommen werden, bloß weil ſie die Stimme der Menſchheit zu unterdrücken dienen, und andre wieder als ſchädlich verworfen werden, weil ſie dieſer Stimme noch laut zu werden geſtatten; — und wenn gerade alles dieß der Fall ſeyn ſollte mit ſo manchen unſrer gerühmten Anſtalten zur Verbeſſerung der bürgerlichen Geſellſchaft: dann wird zuletzt ſich offenbaren, daß jene gerühmten Anſtalten weiter nichts als eben ſo viele Erfindungen ſind, den Geiſt aller politiſchen Verbindung zu tödten; Erfindungen, die weit kräftiger dazu dienen, der Menſchheit edelſte Tugenden in Ketten zu legen, als Unordnung und Verwirrung zu hemmen.“ *)

---

*) Essay on the History of civil Society. P. V. Sect. 3.

Von je her iſt das Edle dem Mechaniſchen, nicht allein wo Kunſt vom Handwerk unterſchieden werden ſollte, ſondern in allen Dingen entgegen geſetzet werden, und zwar auf ſolche Weiſe: daß man bey dem einen Thätigkeit des Geiſtes, bey dem andern bloße Thätigkeit des Körpers ſich dachte; bey dem einen Sinnes-Adel und Vermögen, bey dem andern Eigennutz und äußeres Bedürfniß; bey dem einen Freyheit, Selbſtbeſtimmung, und bey dem andern Sclaverey und fremden Antrieb. Dieſe Unterſchiede zu verwirren und allmälig zu vertilgen, könnte man die große Abſicht unſrer Zeiten nennen. Gerne sähen wir aus der Natur alle Selbſtbeſtimmung, alle unmittelbare eigene Bewegungskraft hinweggeräumt; zeugten gerne das Leben nur aus Dingen die kein Leben haben, und aus lauter Leiden immer friſche Tha- entſchlügen gern uns alles deſſen, was dem Geiſte angehört; alles Urſprünglichen; alles aus ſich ſelbſt beſtehenden und wirkenden — um an deſſen Stelle lauter Räderwerk, Gewicht und Hebel einzuführen. Von unſerem politiſchen Zuſtande insbeſondre, ſagt ein Weiſer der noch lebt: Wenn die Menſchen ſich ausdrücklich vorgenommen hätten, der Geſellſchaft eine Form zu geben, in der ſo wenig Religion und ſo wenig Tugend als nur möglich angetroffen würde, ſo hätten ſich dieſelben offenbar nicht beſſer dazu nehmen können, als es in der That geſchehen. Was von Tugend und Religion (ſo fährt er fort) bey uns noch übrig iſt, haben wir allein dem Umſtande zu verdanken, daß die Geſetzgebung bey dem Bau ihrer Maſchine, zum Gange eines von den Haupträdern, jener Kräfte dennoch nicht entbehren konnte: an der Natur dieſer Religion und dieſer Tugend iſt ihr aber weiter nichts gelegen, wenn ſie nur keine Wirkungen hervorbringen, welche die einförmige Bewegung ihres großen Uhrwerks hemmen. *)

Wo Tugend und Religion nicht mehr empfunden, ja wohl offenbar geläugnet werden, da bleibt kein andres Mittel die gemeine Wohlfahrt zu befördern übrig, als, die eigennützigen partheyiſchen Nei-

---

*) Lettre sur l'homme et ses rapports pag. 157. Man ſehe ferner Montesquieu de l'esprit des loix. Liv. III. Chap. V. verglichen mit dem III. Abſchnitte deſſelbigen Buches, wo es unter andern heißt: Die Griechiſchen Staatsmänner wußten von keiner andern Stärke um darauf ſich zu verlaſſen, als von der Stärke der Tugend. Unſre Staatsmänner reden nur von Manufacturen, von Handlung und Gewerbe, von öffentlichen Einkünften, von Reichthümern, und ſogar von Ueppigkeit und Pracht."

gungen der Glieder der Geſellſchaft, das iſt, ihre Leidenſchaften, in ein Gleichgewicht zu bringen. Dieſes kann nur mit der äußerſten Gewalt erzwungen werden, und dennoch nur auf eine äußerſt mangelhafte Weiſe. Da die Leidenſchaften von Natur geſetzlos, wandelbar, und ihre Wirkungen bis ins Unendliche verſchieden ſind: ſo müſſen ſchlechterdings die Mittel, welche — ohne edle Geſinnungen zu erwecken — die eigennützigen und perſönlichen Neigungen durch ſich ſelbſt allein in Schranken halten ſollen, ungemeſſen, und, nach den unbeſtimmbaren Ereigniſſen jedes Augenblicks, der Willkühr überlaſſen ſeyn. Willkühr aber giebt dem Irrthum Raum; und ungemeſſene Gewalt, der Unterdrückung aller Rechte: ſo daß eben die Gebrechen, welche dieſe Hülfe forderten, ihren Mißbrauch unvermeidlich machen. Auch ſehen wir, von einem Ende der Geſchichte bis zum andern, bey ſolchen Völkern — wo aus einer Zuſammenordnung bloßer Leidenſchaften alle Tugenden entſpringen ſollten, Tugenden, zum Dienſte dieſer Leidenſchaften, oder vielmehr unſträfliche Laſter — daß durch diejenigen Mittel, welche beſtimmt waren, den Unternehmungen der Ungerechtigkeit, dem

Einbruche allgemeiner Noth, einer völligen Zerrüttung zu begegnen: daß eben durch ſie, alle dieſe Uebel immer nur vergrößert und zuletzt aufs allerhöchſte getrieben wurden: ſehen ganz unwiderſprechlich: daß Menſchen, die nicht ſelbſt im Stande ſind, was ihnen gut iſt zu erkennen und darnach zu ſtreben, daß ſolche Menſchen noch viel weniger ihr Heil der Tugend eines Vormunds ohne Richter, und der nie mündig werden läßt, zu danken haben können; ſehen: daß um Völker mit Gewalt zu hindern ihren eigenen Schaden zu befördern, oder zu ihrem Beſten wirklich ſie zu zwingen, ſchlechterdings ein Gott herniederkommen müßte, ein vollkommenes Weſen das nicht ſterben könnte.

Unvollkommene Weſen wie wir ſelbſt, und nur ſtärker noch verſucht zu allem Böſen; bey denen Eigendünkel welcher alle Weisheit von ſich ſtößt, und Hochmuth welcher Recht und Wahrheit ſelbſt beherrſchen will und über alle Pflichten ſich erhebt, die ganze Seele füllt, und ihnen Tyranney zur größten der Göttinnen macht *) — ſolche Weſen, werden zwar

---

*) O hominem amentem et miserum, qui ne umbram qui-

oft mit Erfolg gewaltig ſeyn um uns zu hindern unſre Leidenſchaften zu befriedigen; aber dieſes nicht zu unſerm Beſten; ſondern daß wir ſtatt den eigenen, nur ihren Leidenſchaften dienen. Hiebey, wenn ſie Klugheit haben, können ſie auch wohl mit Recht den Namen noch erwerben, daß ſie Hirten ihrer Völker ſind; denn ſie gönnen ihnen gute Weide, Anwachs und Gedeihen; ſchützen ſie mit ſicherem Gehege; legen Hunde für ſie an die Kette, und umgürten ſich wohl ſelbſt zur Wache, wie Eumäos bey'm Homer; nur muß die Heerde ſich nicht ſelber zugehören wollen, noch ein Stück derſelben außer ſeinem Haufen gehen: ſonſt zuckt und knallt die Peitſche, und der ſchützende Hund wird gelöſt. — Hingegen iſt Beförderung der Menſchheit: ihrer höchſten Freuden; ihres ſeeligſten Genuſſes; ihrer Kraft und ihrer Würde, nie von unſer einem zu erwarten, welcher

---

dem unquam τοῦ καλοῦ viderit! atque haec ait omnia facere se dignitatis causa: ubi est autem dignitas, nisi ubi honestas? honestum igitur, habere exercitum nullo publico consilio? occupare urbes civium quo facilior sit aditus ad patriam? Χρεῶν ἀποκοπὰς, φυγάδων καθόδους, sexcenta alia scelera moliri, τὴν Θεῶν μεγίστην ὡς ἔχειν τυραννίδα? Cic. Ep. ad Att. L. VII. Ep. XI.

eigenmächtig herrſchen will; ſondern die Beförderung von lauter ſolchen Neigungen, welche die Stärke der Seele, die Erhabenheit des Geiſtes, den Adel des Gemüths, alle wahre innere Vortrefflichkeit und Herrlichkeit zerſtören: die Beförderung des Eigennutzes, der Gewinnſucht, der Weichlichkeit; einer dummen Bewundrung des Reichthums, des Ranges und der Macht; einer blinden abgeſchmackten Unterthänigkeit; und einer Aengſtlichkeit und Furcht, welche keinen Eifer zuläßt, und zum kriechendſten Gehorſam bildet. „Dieſes iſt die Gattung von Regiment (ſagt der große edle Ferguſon) in welche der Habſüchtige und Stolze, um ſeine unglücklichen Begierden zu ſättigen, gar zu gern ſeine Nebengeſchöpfe hineinſtürzen möchte, und welcher ſich der Furchtſame und Sclaviſche auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen bereit iſt. Wenn aber Raubgier alsdann auf der einen Seite, und Feigheit auf der andern, die Hauptbeſtandtheile in dem Charakter eines Volks geworden ſind: ſo können ſelbſt die Tugenden eines Antonin oder Trajan nichts weiter thun, als die Peitſche und das Schwerdt mit Billigkeit und Nachdruck brauchen, und die Hoffnung zur Belohnung, oder die

Furcht vor der Strafe ſo zu lenken ſuchen, daß ſie, nach Erforderniß der Umſtände, wider die Laſter oder die Schwachheiten der Menſchen jedesmal ein ſchnelles, obgleich nicht dauerhaftes Hülfsmittel an die Hand bieten. — Andre Staaten können auch verderbt ſeyn, in höherem oder minderem Grade; dieſer aber hat Verderbniß zu ſeiner Grundfeſte. Bisweilen mag wohl noch Gerechtigkeit den Arm des deſpotiſchen Oberherrn leiten; aber gemeiniglich wird der Name der Gerechtigkeit nur gebraucht, den Eigennutz oder Eigenſinn der herrſchenden Gewalt zu bezeichnen. Die menſchliche Geſellſchaft, welche ſo mancherley Formen anzunehmen ſich bequemt, hat alsdann die einfachſte von allen gefunden. Der ſaure Schweiß und das Eigenthum Vieler ſind beſtimmt, den Leidenſchaften Eines Einzigen oder Weniger zu fröhnen; und unter den Menſchen finden nur noch zwey Partheyen ſtatt: der Unterdrücker welcher begehrt, und der Unterdrückte der das Herz nicht hat zu weigern.“ *)

Wenn es wahr iſt, daß der Deſpotismus (Warum nennen wir die Dinge nicht bey ihrem rechten

---

*) Essay on the History of Civil Society; P. VI. S. I.

Namen?) den Menſchen auf dieſe Weiſe, nicht allein um ſeine beſten Eigenſchaften bringt, ſondern auch hernach ihm die Erfüllung ſeiner niedern Wünſche nicht einmahl geſtattet; wenn in der Natur der Sache dieſes ſchlechterdings gegründet iſt, ſo möchte ich das Uebel nennen hören, welchem durch das größte aller Uebel abgeholfen werden müßte; oder den Vortheil, welcher ihm die Wage halten könnte. Der Vortheil einer beſſern Vertheidigung gegen feindliche Gewalt von außen, wenn auch dieſe bey der Menge von widerſprechenden Beyſpielen ſich behaupten ließe, gilt zu wenig, da der innerliche Feind der ärgſte iſt. Keine Verfaſſung hab' ich zu vertheidigen, in der ich über meine Rechte wachen und ſie ſelber ſchützen dürfte: keine Freyheit alſo, und kein Vaterland. Die Geburtsſtelle bleibt mir immer; und vielleicht gewinn' ich mehr bey'm neuen Herrn, als ich verliere; ſonderlicher Nachtheil wenigſtens kann nicht daraus für mich erwachſen.

Eine wichtige Betrachtung dürfen wir nicht übergehen. Dieſe nehmlich: daß der Deſpotismus ſehr verſchiedener Geſtalten fähig iſt, und daß in einer jeden Staatsverfaſſung minder oder mehr davon gefunden werden kann. Hier, in ſeinem Inneren, in ſeiner Quelle angeſehen, erweckt er erſt den größten Abſcheu. Aus ſich ſelber läßt dieß Innere ſich nicht entwickeln, ſo wenig als das Innere von irgend einem Böſen: Irrthum oder Laſter: ſondern es muß in ſeinem Gegentheil, wovon es der Mangel iſt, betrachtet werden. Das Gegentheil des Deſpotismus iſt das Regiment der Freyheit. Frey, im allerhöchſten Grade, wäre der, der zu ſeinen Handlungen durch ſich ſelbſt allein beſtimmt würde, folglich alle ſeine Gegenſtände ſelbſt unmittelbar hervorbrächte: welches von keinem Weſen kann gedacht werden, das ſich ſeiner ſelbſt, mittels Vorſtellungen nur, bewußt iſt, und nach Gegenſtänden ſtreben muß, die es nicht in ſeiner Gewalt hat. Auf jene abſolute Weiſe frey iſt Gott, der Einzige, allein. Aber frey — nach ſeiner Art im allerhöchſten Grade — iſt ein jeder Menſch und jeder Bürger, in ſo ferne er nur nicht gehindert wird ſeinen wahren Vortheil auf alle Weiſe nach Vermögen zu befördern. Sclave iſt ein jeder, in ſo fern ihn ſeinen wahren Vortheil zu befördern etwas nur auf irgend eine Weiſe hindert.

Ich ſagte: jeder Menſch und jeder Bürger;

weil die gegebene Erklärung allgemein iſt, und ſowohl auf die innere moraliſche Freyheit geht, als auf die äußere politiſche.

Beyde hangen auf's genaueſte zuſammen: denn es iſt unmöglich (wie bereits in dieſem Aufſatz häufig angedeutet worden) Menſchen, die nicht ſchon ſehr tief in die moraliſche Sclaverey geſunken ſind, in die politiſche zu ſtürzen: es müßte denn durch eine plötzliche Eroberung geſchehen. Die politiſche Sclaverey eines Volks iſt daher zugleich ein Kennzeichen ſeiner moraliſchen Sclaverey: und wie dieſe in der thieriſchen Natur des Menſchen einzig und allein gegründet iſt; ſo auch jene die aus ihr entſpringt. Beyde zielen dahin ab, den Menſchen immer thieriſcher zu machen; das iſt: ihn von Grund aus zu verderben.

Der nehmliche Zuſammenhang wird zwiſchen beyden Gattungen der Freyheit angetroffen. Wo ein hoher Grad von politiſcher Freyheit in der That, und nicht allein dem Scheine nach, vorhanden iſt, da muß von der moraliſchen Freyheit nicht weniger ein hoher Grad vorhanden ſeyn. Beyde ſind in der vernünftigen Natur des Menſchen einzig und allein gegründet, und ihre Kraft und Folge iſt daher: den

Menſchen immer menſchlicher zu machen, immer fähiger ſich ſelber zu regieren, ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen, glücklich zu ſeyn, und ohne Furcht.

Wo keine Geſetze ſind, da iſt kein gemeines Weſen, folglich auch keine bürgerliche Freyheit. Wo willkührliche Geſetze Platz finden; da iſt, ſo weit dieſe reichen, wieder keine bürgerliche Freyheit; und willkührlich iſt ein jedes Geſetz, welches keine nothwendige Folge der unveränderlichen ewigen Geſetze der Natur iſt. Von ſolchen formellen Geſetzen allein, welche offenbare Folgen der Geſetze der Natur ſind, kann die beſtändige implicite Einwilligung aller Glieder der Geſellſchaft behauptet werden, weil ſie allein enthalten, was zum offenbaren Vortheil Aller, und eines Jedweden gereicht, und nichts enthalten können, woraus für ein vernünftiges Weſen je der mindeſte Schaden erwüchſe. Wo die offenbare Gewißheit des allgemeinen Vortheils aufhört, da hört auch die Befugniß der Geſetze, und das Syſtem der Freyheit auf.

Die Mehreſten haben bey Unterſuchung der politiſchen Freyheit, andere Geſichtspunkte, ſo, daß es gemeiniglich dabey nur auf die Frage hinaus läuft:

ob es zuträglicher ſey, ſich der willkührlichen Gewalt eines Einzigen; einer gewiſſen Anzahl aus der Menge; oder dieſer Menge ſelbſt zu unterwerfen; das iſt, *welche Gattung des Deſpotismus wohl die beſte ſeyn möchte.* Eine Frage die nicht ſehr verdient, daß ſich ein weiſer Mann damit beſchäftige. [illegible]

Darum aber muß viel Tugend, viel *moraliſche* Freyheit da vorhanden ſeyn, wo viel wahre politiſche angetroffen wird, weil die Geſetze ſich nicht ſelbſt beſchützen können, ſondern durch eine überall und immer gegenwärtige Gewalt, welche allem was die Geſetze angreift unwiderſtehlich begegnet, müſſen aufrecht erhalten werden. Alſo wo die wahren Geſetze der Freyheit in der That regieren, da muß ihr Wille der lebendige Wille des Volkes ſelbſt ſeyn. Geſetze der Freyheit ſind keine andre, als Geſetze der ſtrengſten Gerechtigkeit, das iſt, der vernünftigen Gleichheit: Alſo muß der Geiſt der ihnen Nachdruck giebt und Dauer, eben ſo weit von der Herrſchſucht entfernt ſeyn, welche unterdrücken will, als von der Niederträchtigkeit, die ſich unterdrücken läßt: und dieſer Geiſt iſt der beſte, der edelſte und ſtärkſte, welcher über Menſchen walten kann.

Von einer reinen transſcendentalen Tugend, dieſer äußerſt ſeltenen Himmelsgabe, iſt hier nicht die Rede; ſondern von der Menge und der Stärke guter, und großer Eigenſchaften des Verſtandes und des Herzens. Jene findet ſich vielleicht noch öfter in einem unglücklichen Staat, mitten unter allen Gräueln der Verderbniß, als in einem glücklichen und tugendreichen. Man könnte hier vielleicht einige Aehnlichkeit des Verhältniſſes, zwiſchen den äußerlichen und innerlichen Gütern zweyer ſolcher Völker ſehen. Ein Gedanke der vielen andern die Hand bietet, und hier nicht entwickelt werden kann.

Hieraus fließet eine Wahrheit von ſehr großem Inhalt — dieſe Wahrheit: daß die Lehre der Glückſeligkeit, der Tugend und des Rechts, auf der Theorie der Freyheit, oder, will man lieber, auf der Theorie des menſchlichen Vermögens, ſchlechterdings beruhe. Und ſo würde auch im Gegentheil, eine Theorie der Sclaverey, des menſchlichen Unvermögens oder der Gewalt der Leidenſchaften, die Lehre des menſchlichen Elendes, aller Laſter, aller Pflichtvergeſſenheiten, Miſſethaten und Verbrechen an die Hand geben. Wahre Freyheit alſo wäre mit der Tugend einerley. Tugend aber kann nur in dem Menſchen ſelber wohnen, und ihre Kraft durch keine andre Kraft vertreten werden. Die Kraft der Tugend und der Freyheit *nach dem Aeußerlichen* zu vertreten iſt die Abſicht förmlicher Geſetze, und da förmliche Geſetze auf das Gegentheil von beyden immer ſich beziehen und gründen: ſo enthält ihre Geſchichte eine authentiſche Geſchichte des menſchlichen Unvermögens, welche nicht genug erwogen werden kann. Von der Einzigen *Spartaniſchen* Verfaſſung behauptet Xenophon: ſie hätte zu ihrem Augenmerk *die Tugend ſelbſt* gehabt. So viel iſt gewiß, daß ſie ganz dahin gerichtet war, der bürgerlichen Geſetze, durch die Unterdrückung derjenigen Neigungen, welche jene nöthig machen, und durch die Wegräumung ihrer Gegenſtände, gar nicht zu bedürfen. Sie wollten Sitten und Geſinnungen erzwingen, nicht bloß körperliche Handlungen oder Unterlaſſungen derſelben. Aber dieſes heißt noch nicht *die Tugend ſelbſt* zum Gegenſtande haben, und Sparta war ſehr weit davon entfernt *). Keine Staatsverfaſſung ſoll und kann auch Tugend ſelbſt unmittelbar zum Gegenſtande haben, weil die Tugend nie aus irgend einer äuſſerlichen Form entſpringen kann.

Dieß geſchieht von Menſchen unaufhörlich: daß ſie die Wirkungen mit ihren Urſachen, äuſſerliche Beſchaffenheiten mit den innerlichen verwechſeln, Symptomen für die Sache ſelbſt und ihre Quelle nehmen. Gute politiſche Geſetze ſind Wirkungen der Tugend und der Weisheit; nicht ihre erſte Urſache. Sie ſind die Wirkungen derſelben auch nur in ſo ferne, als Thorheit und Laſter vorhanden ſind, welche ſich der Tugend und Weisheit widerſetzen. Nehmen dieſe überhand, ſo verlieren die guten Geſetze ihre Kraft, und es entſtehen andre, welche mehrentheils mit beſſerem Erfolg der Tugend und der Weisheit widerſtehen, als jene der Thorheit und dem Laſter widerſtehen konnten. Der Wahnwitz, ſagt ein Seher dieſer Zeit, wenn er epidemiſch wird, bekömmt den Namen der Vernunft. Eben ſo das Laſter: wenn es allgemein wird,

---

*) Man ſehe das Urtheil eines Zeitgenoſſen Xenophons von dieſem Sparta im VIIIten Buche der Republik des Platon.

tritt es an der Tugend Stelle. Und dann geben beyde auch Geſetze. Ueberall regiert der Stärkere; *nur nicht überall mit Recht.*

Könnte Tugend und Glückſeligkeit durch irgend eine Form hervorgebracht, oder nur mit Sicherheit darin bewahret werden: ſo hätte dieß die Form der wahren göttlichen Religion gewiß zu allererſt vermocht. So wenig aber hat ſie dieß vermocht, und ihrem Mißbrauch widerſtanden, daß wir eben jene Zeiten, in welchen dieſe Form die herrſchende, beynah die Einzige der Menſchheit war und alle übrige verſchlang, an Gräueln, und an Dauer dieſer Gräuel, alle andre Zeiten der Geſchichte übertreffen ſehn. Wir ſehen auch wie es geſchah. Um das größte Gut, das ſich gedenken läßt, den Menſchen zu verſchaffen, ihnen nur die Bahn dahin zu brechen, durfte man kein Mittel unverſucht laſſen. *Abzuwarten* — ſchien dem frommen Eifer Albernheit und Sünde. Lieber wollte man dem Unverſtande nachgeben, und die Wahrheit ſelbſt zur Thorheit machen; lieber allen Laſtern heucheln und ſogar ihr Bundsgenoſſe werden: jeden Reiz, jede Verführung, jeden Betrug und jeden Zwang zu Hülfe rufen. — Es begann mit der redlichſten Abſicht.

die erſt ſpät, und niemals ganz, zum bloßen Vorwande ſich erniedrigte. Und ſo wurde der Buchſtabe der Wahrheit, Buchſtabe des ärgſten Unſinns; die heiligſte Lehre zu einem Mittel alle Tugend und ſelbſt das Gewiſſen auszurotten; die Richtſchnur der Glückſeligkeit, zu einem Fallſtricke des Verderbens.... Welch ein Beyſpiel voll der tiefſten Lehren für den forſchenden Verſtand!

Wenn aber dieſe gräßliche Epoche meiſt vorüber iſt: wem haben wir es zu verdanken? Etwa irgend einer neuen Form; irgend einer gewaltthätigen Anſtalt? Keinesweges. Zu verdanken haben wir es jener inneren unſichtbaren Kraft allein, welche überall wo Gutes in der Welt geſchah und Böſes ihm die Stelle räumen mußte, wenn nicht an der Spitze, wenigſtens im Hinterhalte war: dem niemals ruhenden Beſtreben der Vernunft. So unvollkommen die Vernunft ſich auch im Menſchen zeigt, ſo iſt ſie doch das Beſte was er hat, das Einzige was ihm wahrhaftig hilft und frommet. Was er außer ihrem Lichte ſehen ſoll, wird er nie erblicken; was er unternehmen ſoll, von ihrem Rath entfernt, das wird ihm nie gelingen. Kann wohl jemand weiſe werden anderswo als im Verſtande; im Verſtande den er ſelber hat? Kann er glücklich werden außer ſeinem eignen Herzen?

Hier entſteht die Frage: Wie der menſchlichen Geſellſchaft denn zu rathen ſey, da ſie, weder ohne eine ſolche äußerliche Form, welche Mittel der Gewalt enthält, beſtehen noch auch durch dieſelbe ihre Wohlfahrt ſichern kann?

Auf dieſe Frage iſt die Antwort ſchon gegeben.

Derjenige Zwang, ohne welchen die Geſellſchaft nicht beſtehen kann, hat nicht, was den Menſchen gut, ſondern was ihn böſe macht, zum Gegenſtande: keinen poſitiven, ſondern einen negativen Zweck. Dieſer kann durch äußerliche Form erhalten und geſichert werden; und alles Poſitive, Tugend und Glückſeligkeit entſpringen dann von ſelbſt aus ihrer eigenen Quelle.

Damit alſo wäre uns gerathen: wenn wir nie erzwingen wollten, was ſich nicht erzwingen läßt: und hingegen das erzwängen mit vereinigter Gewalt, was erzwungen werden kann und ſollte.

Dieſes aber kann erzwungen werden unter Menſchen, daß Keiner Gewalt zu leiden habe von dem andern; und es iſt das Einzige, das gewiſſen, allgemeinen, unveränderlichen Vortheil bringt.

Oeffnet alle Bücher der Geſchichte. War es Mangel an Reichthümern, an Volksmenge, an Kriegsmacht und Gebiet, was ſo viele Staaten in das tiefſte Elend ſinken, ihre Glieder alle Gattungen des Jammers und der Schande fühlen ließ? — Es war im Gegentheil nur das tolle Rennen nach dieſen Gegenſtänden; es war der Mangel eines allgemeinen ſtrengen unbeweglichen Geſetzes der Gerechtigkeit, welches jedes andre Geſetz zum Gräuel machte.

Was die Menſchen überall ſo elend werden ließ: War es Unwiſſenheit und Dummheit an und für ſich ſelbſt; war es Widerſpenſtigkeit und Trägheit? — Weit entfernt! Es waren die Fehlſchlüſſe der Weisheit, die Irrthümer des Verſtandes, die Täuſchungen des Witzes, verknüpft mit der Ungeduld zu wirken, mit der Gewalt, die Zwecke jedes Augenblickes zu verfolgen, und ſie einer unterjochten Menge aufzudringen.

Die unendliche Geſchichte aller Uebel, womit die

Leidenſchaften der Herrſcher die Erde überall vergiftet haben, iſt kaum ſchrecklicher als die Geſchichte deſſen, was aus ihrem beſten Willen floß: Die Vereinigung von beyden ſtellet ein Gemählde dar, das aus ſchwachen Seelen Gottesläugner machen könnte.

Je mehr und je ausführlicher man die Geſchichte lieſt, deſto heller muß die Ueberzeugung werden, daß es, wie Spinoza ſagt, die größte Thorheit ſey, von einem andern zu erwarten, was niemand von ſich ſelbſt erlangen kann, nehmlich, daß er ſeine eignen Leidenſchaften unterdrücke um die Leidenſchaften andrer zu befriedigen; daß er der Wolluſt, der Ehrſucht und dem Geiz entſage, um nur ihre Gegenſtände andern zu verſchaffen und zu ſichern: oder zu erwarten, daß derjenige allein von keiner Leidenſchaft dahin geriſſen werde, deſſen ganzer Zuſtand ſo beſchaffen iſt, daß er, mit den größeſten Verſuchungen umringt, den ſtärkſten Reiz zu allen Leidenſchaften fühlen muß *).

Noch ein andrer großer Mann ſchärft an mehr als Einer Stelle ſeines beſten Werkes eben dieſe Wahrheit

---

*) Tractatus politici (nicht des Theologico-politici,) Cap. VI. §. 3.

ſehr nachdrücklich ein *), und ich rufe ihn, vor andern, gern zum Zeugen auf, weil niemand ſeinen hellen unpartheyiſchen Verſtand mit Ehre läugnen kann. „Man ſehe, ſagt er unter andern, (Lib. I. c. 42.) wie geſchwinde der Decemvir Appius um alle ſeine Tugend kam, und wie wenig in den edlen jungen Römern, die um ihn verſammelt waren, die Eindrücke der beſten Erziehung Stand hielten. Man betrachte unter den Zehnmännern von der zweyten Wahl den Quintus Fabius, wie er, durch Herrſchſucht bethört, durch den Appius verführt, aus dem beſten Manne bald zum allerſchlimmſten wurde. Die Menge von Beyſpielen dieſer Gattung ſollte die Geſetzgeber der Freyſtaaten und der Monarchien aufmerkſam machen, und ſie den Begierden der Menſchen auf alle Weiſe Schranken ſetzen lehren, ſo daß Keinem die geringſte Hoffnung übrig bliebe ungeſtraft zu ſündigen.“

Gute Geſetze aber, behauptet eben dieſer große Mann, (Lib. I. c. 9.) könnten unter einer unumſchränkten Herrſchaft ſchlechterdings ſich nicht erhalten; und die Sache ſpricht von ſelbſt, auch ohne daß vor-

---

*) Machiavelli, Discorsi sopra la prima Deca di T. Livio.

hergegangene. Schlimme und thörichte Geſetze treten alsdann an die Stelle. Die letzteren, für ſich allein, (die nicht unmittelbar von Leidenſchaften eingegeben wurden, die bey guter Abſicht oft entſprangen nur aus Willkühr die ſich irrte) ſind an böſen Folgen reich genug, um mit jeder andern Plage der Menſchheit, beſonders in Betrachtung ihrer Dauer und ihres Umfangs, die Vergleichung auszuhalten.

Es iſt ekelhaft zu hören, wie Leute manchmal gewiſſe Vortheile der Polizey, oder andre geringfügige Dinge, neben die entſetzlichen Folgen einer willkührlichen Gewalt auf die Wage legen dürfen. Freylich aus dem ärgſten Dinge muß auch Gutes hie und da, und zwar Gutes eigener Art ſogar, entſpringen. Das Gute, welches unumſchränkte Herrſchaft wirkt, fällt doppelt auf, vornehmlich darum, weil es unverſehens, ganz mit einem Mal und ſchnell zum Vorſchein kömmt. Dieß entzücket dann die ſchwachen Köpfe. Das Böſe, das ſie lange täglich ſahn, bey welchem ſie erzogen wurden, und deſſen nicht viel neues mehr geſchehen kann, das empfinden ſie nicht mehr; ſie ſind das alles ſchon gewohnt: das Gute nicht.

Im Gegentheil, wo Freyheit herrſcht, erfordern alle Dinge ihre Zeit; welches kein ſo großes Uebel iſt. Und dann: ohne der unſäglichen Gefahren zu gedenken welche, im Moraliſchen, mit jeder ſchnellen Wirkungsart verbunden ſind, vornehmlich wo für Alle Einer nur Entſchlüſſe faßt, die Sorge Aller aber müßig werden muß und ſtumm: ohne der wichtigen Vortheile zu erwähnen, die, wo Viele ſorgen, unterſuchen und Entſchlüſſe faſſen dürfen, der Langſamkeit die Wage reichlich halten: liegt in der Sache ſelbſt unmittelbar ein Vorzug von der größten Wichtigkeit. Wo guten Zwecken die Gewalt nicht gleich zu Dienſte ſteht, da müſſen dieſe Zwecke zu erreichen, andre Kräfte aufgeboten, und in einem weiten Umfange bewegt werden. Eine jede Sache die zum Vorſchlag kömmt, wird von allen ihren Seiten angeſehen, bis aufs äußerſte entwickelt, nach ihren Verhältniſſen geprüft, beſtritten und gerettet. Bewafnet ſchon mit Gründen der Vernunft und der Ueberredung tritt ſie Anfangs gleich hervor: hernach muß ſie jeden Angriff auszuhalten und zurückzutreiben wiſſen, unterſtützet von Geduld, Standhaftigkeit, Geſchicklichkeit und Muth, bis endlich alle Zweifel vertilgt, alle Vorurtheile überwerden, alle Hinderniſſe der Partheylichkeit aus dem Wege geräumet ſind. So wird Nachdenken überall erweckt, Einſicht ausgebreitet und geſchärft, der ganze Menſch auf das kräftigſte gebildet. Noch mehr: Um gehört und leicht befolgt zu werden, muß ein jeder, der nach Einfluß ſtrebt, um guten Ruf bekümmert ſeyn; er muß bey dem Mangel anderer Gewalt, das Anſehen der Rechtſchaffenheit und Klugheit; er muß die Majeſtät der Weisheit und der Tugend zu erwerben ſuchen. Wenn auf dieſe Weiſe große Eigenſchaften der Seele und des Geiſtes unter einem Volke häufiger entſtehen, ſo, daß auch die Menge, nicht die Früchte bloß davon genießt, ſondern ſelbſt in ihrem Maaße denken, ſelber Antheil nehmen lernt am Ganzen; lernet Dinge ſchätzen und nach ihrem Werthe ordnen; gewinnet Billigkeit, Gefühl der Rechte menſchlicher Natur, und zu dieſen Rechten Herz, Freudigkeit und Muth: — Wenn dies alles mit der Sache, welche Zögerungen nach ſich zieht, genau verbunden iſt .... O, wer möchte da nicht gerne harren! wer nicht gerne tauſend eitle Dinge miſſen, tauſend Unbequemlichkeiten dulden, und wenns ein Mann iſt, auch den gröſſeſten Gefahren gern entgegen ſehn!

Wo die Staatsverwaltung Mehrere unmittelbar beſchäftigt, da entſtehet, außer jenem überſchwenglichen Vortheil, daß die beſten Tugenden und die beſten Geiſtes-Gaben häufiger erweckt und das Antheil vieler Menſchen werden, noch ein andrer, der ſich näher auf die äußerliche Wohlfahrt eines Staats bezieht, und von Machiavell, der immer dieſe nur beäuget, in das hellſte Licht geſetzet worden iſt. Es bemerket dieſer, daß die Staaten mehrentheils dadurch zu Grunde gehn, daß ſich die Umſtände und die Zeiten ändern; die Maaßregeln aber nach denſelben nicht geändert werden. Der Alleinherrſcher kann ſich ſchlechterdings nicht immer in die Zeit ſchicken; denn hiezu iſt eine ſolche Mannichfaltigkeit von Geiſtes-Gaben und Gemüths-Beſchaffenheiten nöthig, die in Einem Menſchen nicht beyſammen angetroffen werden können, und die einander häufig widerſprechen. Der Zögrer Fabius konnte nicht, wie Scipio, nach Afrika hinüber fliegen wollen; und war er Herr von Rom, ſo unterdrückte leichtlich Hannibal daſſelbe noch am Ende. Nun aber trat für jede Zeit der Mann hervor, deſſen ſie bedurfte. Und ſo kann ein Staat, den Viele unterſtützen, dem Schickſal länger widerſtehen, als derjenige, den nur der Wille eines Einzigen regiert. Denn es iſt unmöglich, daß ein Menſch ſeinem Charakter entſage; daß er ſeine Meynungen, ſeine Denkungsart verändere; ſeine Grundſätze und ſeine Vorurtheile verläugne; ſeine Einſichten und ſeine Erfahrungen verwandle: Kurz, daß er nicht ſey was er iſt; ſondern, was der Lauf der Dinge jedesmal von ihm verlangt.

Sokrates fragt beym Plato den Adimant: *) Aber, um Gottes willen, ſage mir: ſollen wir denn auch über die Verträge, welche Käufer und Verkäufer unter ſich ſchließen, oder welche Hand-Arbeit betreffen; imgleichen... wenn etwa auf Märkten oder in Häfen ein Zoll aufzuerlegen oder einzutreiben iſt; kurz über alle den Handel angehende Rechte, in der Stadt oder im Hafen; ſollen wir über dieſe und ähnliche Dinge, wie ſie Namen haben, uns unterfangen, etwas durch Geſetze zu verordnen? Adim. Keineswegs geziemt es ſich, guten, braven Männern dergleichen zu gebieten. Die mehrſten Verord-

---

*) Im IVten Buche der Republik.

nungen, welche hierüber zu machen ſind, werden ſie leicht ſelber finden. **Sokrates:** Allerdings, mein Freund; wenn anders Gott ſie bey unſern oben angeführten heilſamen Geſetzen erhält. **Adim:** Wo nicht; ſo werden ſie ihr Leben damit zubringen, eine Menge von Geſetzen zu geben, und dieſelben immer zu verbeſſern, in der Meynung, endlich das beſte zu treffen. **Sokrates:** Du willſt ſagen, daß ſolche Leute den Kranken ähnlich ſind, die wegen ihrer Unenthaltſamkeit ihre ſchädliche Lebensart nicht ändern wollen. **Adim:** Eben das. **Sokrates:** Sie treiben es auf eine lächerliche Weiſe. Durch alle Heilungsmittel erlangen ſie nichts, als daß ſie mannichfaltigere und ſchwerere Uebel ſich zuziehen; und doch hoffen ſie bey jeder neuen Arzeney, die man ihnen vorſchlägt, durch dieſe beſſer zu werden.

Ich zweifle ob ſich über Staatsverwaltung etwas weiſeres, etwas von größerm Inhalt ſagen läſſet, als was hier Sokrates und Adimant geredet haben: Eitle Sorgen und thörichte Wünſche unterdrückten überall die Weisheit, und ſuchten eigne Herrſchaft; aber erſt in unſern Zeiten haben ſie ein förmliches Syſtem für ſich erbauen dürfen; ein Syſtem, welches jede Gewaltthätigkeit mit einem Vorwands beſchützt, und ſogar ein Recht ertheilen will, alle Rechte zu beherrſchen, und nach Gutdünken die Geſetze um ihre unveränderlichſte Abſicht zu betrügen. Dieſe Sorgen, dieſe Wünſche miteinander, löſen ſich in die Begierde nach üppigem Genuſſe auf. Aber das iſt die Natur der Leidenſchaft, daß ſie nicht am Dinge liebt, ſondern nur an ſeinem Bilde hangen kann. Darum muß ſie immer ſich betrügen; niemals, was ſie ſucht, erhaſchen, und alle ihre Mittel fehl ſchlagen ſehn. Nicht den Genuß, nicht ſeine wirklichen Mittel, ſondern was ſie vorſtellt: nur den Reichthum ſuchen wir mit Eifer; mehr noch ſein Gepränge, ſeinen Glanz, und das Jahrhundert iſt in Abſicht dieſer Dinge in eine Gattung von Aberglauben verfallen, welche von allen Gattungen des Aberglaubens vielleicht die ſchlimmſte iſt. Wirklich iſt es mit dem Anſehn oder mit der Schwärmerey des Reichthums dahin unter uns gekommen, daß er geheuchelt werden muß, wo er nicht iſt, wie man ehedem die Tugend heuchelte; dahin, daß er, gleich der Tugend, gleich der Freyheit und der Ehre, wo dieſe über alles gelten, jedes Opfer fordern darf. Und wo bliebe nun Gerechtigkeit; wo, Mäßigkeit und Weisheit; wo, zum Schutze der Rechte, Herz und Eintracht; wo, Billigkeit und wahre Wohlfahrt — wo, nur eigentlicher Ueberfluß und ruhiger Beſitz?

Niemand hat dieß heller eingeſehen, als Thomas Hobbes, dieſer ernſte Denker, den auch Leibnitz wegen ſeines Tiefſinns ehrte. Ihm entgieng es nicht, daß zwiſchen ungemeſſenen Begierden die ſich widerſprechen, ein innerlicher Friede nie geſtiftet werden kann, und daß ſich Leidenſchaften eben ſo wenig zu einem Syſtem der Tugend und der Freyheit je zuſammen ordnen werden, als Irrthümer zu einem Syſtem der Wahrheit. Da er ſelber nur an Leidenſchaften und an körperliche Triebe glaubte, konnt' er Recht und Tugend Andere nicht lehren. Ehrlich hat er Recht und Tugend auch darum geläugnet, und ſie nicht aus Dingen herleiten wollen, aus denen ſie nicht folgen. Er hat jede Natur in ſich ſelber rein und die Wahrheit unverfälſcht gelaſſen; hat nicht geſucht das Böſe in ein gut Gerücht zu bringen. Eben ſo Machiavell in ſeinem Fürſten, den man ſo ungerecht verläſtert hat; weil er die wahre Theorie der unumſchränkten Herrſchaft eines Einzigen, und keine falſche irrige und täuſchende gegeben hat. Wär' es mir vergönnet Lorbeer-Kränze auszutheilen: dieſe Männer wollt' ich damit krönen, und ſie jenen von der Stirn reißen, die Betrüger, Heuchler, oder ſeichte Köpfe waren.

Ich höre mehr als Eine Stimme, die mich höhniſch fragt: ob ich denn glaube, daß in einem Staat, der nach meinen Grundſätzen eingerichtet wäre, die Menſchen nicht mehr den Leidenſchaften, ſondern allein der Weisheit nachgehen würden? Und ich antworte ganz geduldig: Nein, ich glaube dieſes nicht; wohl aber folgendes: Daß der Unterſchied unendlich ſey, die Menſchen nicht von ihren Thorheiten ausdrücklich zu heilen, und, ſie ausdrücklich dazu anzuführen; unendlich der Unterſchied, die Menſchen nicht von allem Elende zu befreyen, und, ſie mit Gewalt hinein zu ſtürzen.

Ich habe gleich im Anfang dieſer Schrift erinnert: Da die blinden Triebe den Menſchen mehr als die Vernunft beherrſchten, ſo könnte die Hülfe gewiſſer Leidenſchaften, um mit ihnen andre Leidenſchaften zu bekämpfen, nicht entbehret werden; keine aber wäre zu erregen an und für ſich ſelbſt, um ihren Gegenſtand als den letzten Gegenſtand der Wünſche, als das Ziel der perſönlichen und öffentlichen Glückſeligkeit zu ſetzen. Ich habe gezeigt, daß wo letzteres geſchieht, nothwendig der Deſpotismus von allen Seiten einbrechen muß; überall zu allen Zeiten eingebrochen iſt; und daß Deſpotismus niemals Gutes ſtiften kann. Ich habe, was die Nothwendigkeit des Deſpotismus in dieſem Syſtem anbelangt, mich am Ende auf den Thomas Hobbes berufen, welcher demjenigen, der noch zweifeln möchte, keinen Zweifel übrig laſſen wird. Zuvor aber wurde dargethan, daß der Deſpotismus auch in dieſem Syſtem, wo er weder zu vermeiden iſt noch zu entbehren, jeden ſeiner Unterworfenen minder oder mehr, und weit die allermehrſten auf die ſchrecklichſte Weiſe um ihre Abſichten betrügen müſſe; weil es ganz unmöglich iſt, bey dem Verhältniſſe der Tugend und der Wahrheit gegen Laſter und Irrthum unter den Menſchen, daß derjenige, der Andre mit Gewalt zu ihrem eigenen Vortheil zwingen darf, ſie nicht weit öfter zu ihrem Nachtheil zwingen ſollte; ſelbſt auch dann, und oft dann am allermehrſten, wenn er Gutes will; denn die Thorheit der Menſchen iſt viel größer noch als ihre Bosheit.

Demnach hätten in dem Staat, der nach den

Grundſätzen dieſer Schrift, errichtet wäre, ſelbſt die Leidenſchaften jedes einzelnen Gliedes ein weit freyeres Spiel als in andern Staaten; denn hier würde nichts verhindert mit Gewalt, als nur, was das Eigenthum verletzte, und alle Kräfte wären einzig und allein geſetzloſer Gewalt und willkührlichem Regiment entgegen gerichtet. Vernunft und Weisheit aber hätten hier das allerfreyeſte Spiel; nicht wegen Abweſenheit der Hinderniſſe bloß, ſondern, weil ſie, wie bereits gezeigt worden, ſich auf alle Weiſe zu entwickeln durch die wichtigſten Gegenſtände unaufhörlich aufgefordert würden. Vollkommenheit iſt nirgendwo zu hoffen, denn aus lauter mangelhaftem Stoff kann etwas mangelloſes nie hervorgehn, und ſo würde ſelbſt auch eine ſolche menſchliche Geſellſchaft, wie diejenige, die wir errichtet ſehen möchten; eine Geſellſchaft, welche einzig und allein vereinigt wäre: Um die Sicherheit von allen Rechten durch die Erfüllung aller Pflichten zu erhalten, ohne welche dieſe Rechte nicht beſtehen und nicht gelten können: Auch eine ſolche Geſellſchaft, die vollkommenſte die unter Menſchen ſich gedenken läßt, und die Einzige, die mit Vernunft beſtehen kann; ſelbſt eine ſolche würde mit ſehr großen Uebeln unaufhörlich doch zu kämpfen haben. Um auch dieſe Uebel aufzuheben und die Glückſeligkeit der Menſchen zu vollenden, müßte ſich ein allgemeines Mittel finden, ihre Natur von Grund aus zu verbeſſern; welches unter Dingen dieſer Erde nur ein Thor zu ſuchen unternehmen kann. Aber dann erſt wären wir unendlich elend, wenn wir ſo beſchaffen wie wir ſind, hier zur Ruhe, zur Zufriedenheit gelangen könnten; und das iſt der größte Widerſacher unſeres Geſchlechts, der uns dieß zu hoffen, dieß zu wünſchen verführen oder antreiben will.

Le partage du brave homme est d'expliquer librement ses pensées. Celui qui n'ose regarder fixement les deux poles de la vie humaine, la religion et le gouvernement, n'est qu'un lâche,

Voltaire.

Anhang.

I.

Gedanken Verſchiedener bey Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift.

1.

Die Erſcheinung des Etwas, das Leſſing geſagt hat, hat mich an zwei Briefe erinnert, welche dem ſel. Leſſing ehemals mitgetheilt wurden, und, durch andere Wege, noch in mehrere Hände gekommen ſind. Ich gebe ſie in der Urſprache, um ſie vollkommen unverfälſcht zu liefern.

M. . . . . le 20. Juin. 1779.

. . . . Vous me faites la guerre sur ce que je ne Vous ai point communiqué l'ordonnance qui a paru chez nous pour réformer les études des moines. C'est par discrétion que nous en voulions faire un secret; mais les moines eux-mêmes en ayant donné des copies, cette ordon-

nance fut réimprimée à B.... et H.... Ainsi je Vous envoye tout ce qui m'en reste d'exemplaires, et je me propose de la faire réimprimer à mon tour. Pour le Volum de.... que Vous m'avez communiqué, c'est une pièce très-bien travaillée; mais il porte sur des principes un peu différens des miens. J'eus un entretien sur cette matière avec feu le Comte de Buckebourg la dernière fois que je vis ce grand homme, et j'eus la satisfaction de trouver qu'il envisageoit cet objet sous le même point de vue à peu près que moi.

Je ne voudrois pas extirper les moines, cela fut-il en mon pouvoir? Ils ont fait du bien et du mal. Quant au mal, il est très-facile dans ce siècle de les empêcher d'en faire; et il me paroit qu'on ne songe pas assez aux services qu'ils pourroient rendre pour peu qu'on s'y prit bien. Privés volontairement de la plûpart des jouissances des sens, éloignés de la dissipation, des frivolités, et des sert-à-rien si bien appréciés par W — r, il faut nécessairement qu'ils s'attachent à ce qui leur reste;

et c'est par là qu'ils acquierent cette énergie qui a produit et le bien et les grands maux dont ils ont été la cause. Je connois leur caractère par expérience. L'histoire les représente héros, apôtres, martyrs, fanatiques, scélérats etc. c'est à dire que sur le même nombre d'hommes il s'est trouvé parmi eux beaucoup plus de cette énergie, que ni la volupté ni les illusions de l'ambition n'ont affoiblie, que dans les autres classes des hommes. Mais cette énergie a été différemment conduite par la vérité ou par l'erreur. Il y en a eu des essaims qui, croupissant dans l'ignorance et dans la crapule, ont nui à la société et par le scandale qu'ils ont donné et par les erreurs qu'ils ont entretenues: et s'ils n'ont pas fait d'autre mal à l'état, c'est qu'ils n'avoient pas assez d'énergie pour en faire. On a vu d'autres religieux ou bigots, selon qu'ils étoient plus ou moins instruits. Pour cette raison le premier point à mon avis, c'est de travailler à leur instruction; le second, de rendre leur supérieurs responsables de leur discipline. Il faudroit pour cet effet ne se mêler jamais du gouvernement intérieur des couvens: il ne faudroit pas le faire surtout pour soutenir des individus, a moins que les supérieurs n'abusassent absolument de leur autorité et ne s'arrogeassent une espèce de jurisdiction qui ne leur appartient point. Dans ce dernier cas il faudroit user de sévérité et procéder contre ces supérieurs avec toute la rigueur. — — Pour ce qui regarde le nombre des moines: c'est un calcul dont je n'ai jamais su me tirer; mais s'il faut une approximation, voici la mienne. S'ils sont méchans ou ignorans, ils sont de trop, dût-il n'y en avoir qu'un seul: mais s'il est possible de les former, comme j'espère qu'ils le seront chez nous, j'en employerois utilement tout le nombre actuël. Il n'est cependant gueres probables qu'avec nos arrangemens ils restent si nombreux parce qu'ils trouveront difficilement assez de bons sujets.

Quant à la manière de les faire subsister, je suis de l'avis de l'auteur du Votum, et je crois comme lui qu'il vaudroit mieux abolir la quête: mais encore s'ils sont bons, le mal n'est pas à beaucoup près si grand. Dans quelques années d'ici je compte qu'ils prêcheront le bien et qu'ils faciliteront les mesures d'une bonne administration autant qu'ils les ont contrariées jusqu' ici. Mais pour que cela arrive; ils ne doivent pas supposer à l'administration cette haine qu'on leur témoigne généralement, et il leur faut faire sentir que c'est pour leur propre bien qu'on les réforme. Il y a dans ce pays-ci un couvent de Capucins où les jeunes freres sont aussi heureux et aussi satisfaits que si on leur avoit opéré le cataracte; et bien loin de s'opposer à nos vues, il y a eu des ordres de religieux qui ont reçu l'ordonnance avec les expressions d'une vive reconnoissance.

Le grand mal que les moines ont produit, ils l'ont produit en autant qu'ils se regardoient comme uniquement dépendans de la cour de Rome. Cependant je remarque que les princes qui en veulent aux moines, adoptent souvent avec une contradiction manifeste les principes de cette cour . . . . Nous autres de ce pays-ci, nous n'avons jamais été ni Febroniens, ni Antifebroniens. Nous nous contentons d'être orthodoxes, sans aucune distinction de parti. Etc.

RÉPONSE.

P . . . . . le 5. d'Octobre. 1779.

Je ne Vous ai point encore remercié de la lettre intéressante et vraiment philosophique que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 20. de Juin. Il falloit tout Votre esprit pour espérer d'en donner aux moines; et le projet de les rendre utiles, me paroit surpasser toutes les bonnes intentions qu'on a jamais eues. Mais permettez-moi de Vous faire une couple d'observations. C'est fort bien quand Vous remarquez qu'il est assez facile dans notre siècle d'empêcher les moines de faire beaucoup de mal; mais je crois que Vous auriez dû remarquer en même temps, qu'il est très-difficile dans notre siècle de les employer à faire beaucoup de bien. „ L'histoire, dites Vous, les représente héros, apôtres, martyrs, fanatiques, scélérats, — c'est à dire, que sur le même nom-

„bre d'hommes il s'est trouvé parmi eux beau„coup plus de cette énergie que ni la volupté „ni les illusions de l'ambition n'ont affoiblie:“ mais, de grace, ce qui servoit à leur donner cette énergie, l'avons-nous encore au milieu de nous? Et quand nous l'aurions, pensez-vous que nous puissions faire des héros, des apôtres, des martyrs à notre usage avec les mêmes ingrédiens qui servoient à leur composition dans les temps, dont Vous parlez? S'il y a eu de grands hommes parmi les moines, c'étoit quand de grands hommes pouvoient embrasser cet état, ou s'y trouver malheureusement engagés. Alors tout le monde croyoit de bonne foi ne vouloir qu' aller au ciel, dont il savoit décidament la route; aujourd'hui — nous avons changé du noir au blanc à cet égard, ou, si Vous l'aimez mieux, du blanc au noir. — Quant au mépris des voluptés, c'est une très-belle chose, et j'espère qu'elle se trouve dans les convens; mais quant au mépris des distinctions, on m'a très-positivement assuré qu'il ne falloit pas l'y chercher. On a cru les convens assez généralement le séjour de la vanité, de la haine, de l'intrigue, du despotisme, et de toutes les fureurs de l'envie. Souvenez-Vous des faits que la seule histoire d'Abélard renferme. — Enfin, eh… E………., Vous faites fort bien de Vous consoler d'avoir des moines, et de publier à leur sujet des réglemens qui sont des modèles de sagesse et qui Vous couvriront de gloire et de bénédictions; mais si Vous faites plus que de Vous en consoler; si Vous allez jusqu'à Vous en applaudir: je m'en vengerai en Vous disant que je Vous les souhaite! Etc.

Der Mann, welcher dieſen letzten Brief geſchriehat, iſt eben der, welchem das *Etwas das Leſſing geſagt hat* zugeſchrieben wird.

2.

Leſſing mag wohl im Ernſte nicht geglaubt haben, daß die Gründe gegen den Papſt doppelt und dreifach gegen die Fürſten gälten, da ſie höchſtens nur einfach dagegen gelten können. Das Intereſſe der menſchlichen Geſellſchaft und des Fürſten ſind nicht ſo gerade zu in allen Fällen widerſprechend und

ſich aufhebend, als das Intereſſe der Menſchheit und des römiſchen Klerus. Zwiſchen jener, recht verſtanden, läßt eine Uebereinſtimmung ſich denken, zwiſchen dieſen nie. Und dann darf man nicht durchaus ein Schmeichler heißen, wenn man nur gegen die Tyranney der Hierarchie ſchreibt, und mancher andern Tyranney nicht erwähnt, weil man, nach ſeinen Umſtänden, gerathen findet, dieſe nicht zu berühren. Seine Meinungen in ihrem ganzen Umfang und nach allen Beziehungen öffentlich nicht zu ſagen, — kann man viele Urſachen haben, ohne gerade ſchmeicheln zu wollen, wenn man nur nicht gerade das Gegentheil dieſer Meinung vertheidigt. Es ſteht ja jedem frey, die Anwendung von einem auf das andere zu machen, ohne daß der Schriftſteller ſie erſt vormacht. Ich billige nicht jede Reform, die wir jetzt in — zu Stande kommen ſehen, und jedes Verfahren bey derſelben; ich halte manches für offenbare Ungerechtigkeit und Eingriff in die Rechte der Einzelnen, und bin weit entfernt, lauter gute Abſichten dabey zu ſehen: aber ich applaudire doch von Herzen den Sturz der römiſchen Hierarchie, von deren Vortheilen in unſerer und der künftigen Zeit mich Müller durch ſeine meiſterhafte Schilderung des Guten, das ſie ehemals geſtiftet, nicht überzeugt hat.

Auch geht unſer Verfaſſer über alles dieß ſehr ſchnell hinweg, und man zweifelt, ob er ſeine erſte Idee nicht feſthalten konnte oder nicht feſthalten wollte? die Schrift kündigt ſich an, als ſollte nur von Papſt und Fürſt die Rede ſeyn; und im Grunde wird darin nur von Fürſt und Volk gehandelt.

5.

Leſſing war der Meinung man müſſe einer im Schwange ſeyenden Uebertreibung eine andere Uebertreibung entgegenſetzen. Aus dieſem Grundſatze getraue ich mir alle Paradoxa zu erklären, die in ſeinen Schriften vorkommen, und vielleicht ſind alle Paradoxa, die jemals behauptet worden ſind, aus keiner andern Quelle entſprungen. Auch unſer Verfaſſer ſcheint von dieſem Grundſatze eingenommen zu ſeyn: denn im Grunde ſind ſeine Beweiſe für die Volksregierung ziemlich übertrieben, und bloß darauf calkulirt, der Wage auf der andern Seite den Ueberſchwang zu geben, welchen ſie auf der einen genommen hat. Mich dünkt aber, dieſes Princip gelte nur für die Converſation, wo es die Unterhaltung belebt, wenn jede Partey, wie man zu ſagen pflegt, etwas über die Schnur haut. So bald der ſchlichte Menſchenverſtand eintritt, und ſein Richtſcheit anlegt, verſchwindet der Disput und die Unterhaltung hat ein Ende. So aber nicht der Schriftſteller, der nicht bloß unterhalten, ſondern belehren will. Dieſer ſuche deutliche und reine Begriffe; und halte ſich feſt an denſelben. Die populäre Meinung wird ihm zwar langſamer, aber, nach einem ſehr richtigen Gedanken unſers Verfaſſers von aller Verbeſſerung überhaupt, deſto ſicherer folgen. Wir wollen auch hier das Gute nicht übereilen.

Daß vollkommen tugendhafte Charaktere ſich leichter unter einem Deſpoten bilden können, ſcheint mir ein ſehr richtiger und fruchtbarer Gedanke. Leſſing hat in dieſer Rückſicht ſehr wohl gethan, ſeinen Nathan in die Türkey zu ſetzen. Sokrates ſelbſt hat ſich zu Athen gebildet, als ſich die Regierungsform zur Tyranney neigte.

Gerne möchte ich die Antwort unſers Verfaſſers auf dieſe Frage wiſſen: „Können wir unſere Monarchien in Volksregierungen verwandeln; und wenn wir können, ſollen wir es?“ Mich dünkt, wir würden das Uebel entſetzlich verſchlimmern. Wozu alſo alle Deklamation, die zu nichts führen kann, zu nichts führen ſoll? Wir ſagen dem Kranken bloß mit aller Verſchönerung der Rhetorik, daß er gefährlich krank ſey; nicht was er zu thun habe, um geſund zu werden, oder nur weniger zu leiden. Lieber mag er ſich geſund dünken, als eine Wahrheit hören, die ihm nicht nützen kann.

II.

Erinnerungen gegen die Gedanken Verſchiedener über eine merkwürdige Schrift.

Man hat dem Verfaſſer des *Etwas, das Leſſing geſagt hat*, vorgeworfen, er vertheidige die päbſtliche Hierarchie. Ich finde davon nichts in der ganzen Schrift, deren Inhalt vielmehr dieſe Hierarchie auf das ernſthafteſte angreift.

Die Vorrede, ja das Motto ſchon, Leſſings Commentar und Möſer's Gloſſe; endlich der Beſchluß des Ganzen, ſagen, deucht mich, klar genug, warum es einzig und allein zu thun ſey.

Von dem erſten großen Buchſtaben, bis zu dem letzten Kleinen, dreht ſich dieſe ganze Schrift um den einen feſten Punkt: daß menſchlicher Eigendünkel, mit der Gewalt verknüpft andere nach ſich zu zwingen, es ſey nun, daß er ſich in Auslegung und Handhabung natürlicher, oder geoffenbarter Geſetze an den Tag lege, überall nur Böſes ſtiften könne, und von Anbeginn geſtiftet habe.

Die Einwürfe des Gegners treffen alle neben dieſen Punkt, und beweiſen folglich weiter nichts als Mißverſtand. Gleich der erſte und ſcheinbarſte dieſer Einwürfe: „daß wenigſtens der geiſtliche Despotismus ſchlimmer ſey, als der weltliche,“ berührt im mindeſten die Sache nicht. Auch wäre wohl noch eher zu bedenken, was uns jetzt am mehreſten bedroht und wirklich in die Enge treibt. Ich geſtehe, daß ich keinen Sinn für den Schrecken habe, den der heilige Vater zu unſeren Zeiten einjagen kann, ob ich gleich mitten in einem katholiſchen Lande wohne, und der Stuhl zu Rom den Kaiſer ſelbſt zum Advokaten und zum Rächer hat. Deswegen muß ich auch die Freude über jeden Verluſt der geiſtlichen Gewalt zur

Vergröſſerung der Weltlichen, denen, welche ſie empfinden können, ungetheilt überlaſſen.

Ob die Gründe gegen die Rechte des Papſtes den Fürſten ſelbſt (wie Leſſing meinte) doppelt und dreyfach — oder, nach dem Gegner, nur in einem Bruche treffen: dieſes auszumachen überlaſſ' ich dem Verfaſſer ſelbſt, ſo wie jede andere Rettung ſeiner Schrift: ich will nur Mißverſtand bey Seite räumen. Das wichtigſte in dieſer Abſicht iſt bereits geſchehen, indem ich das verfehlte Augenmerk gewieſen habe: Ich gehe nun mit wenigem noch ins Beſondere.

„Die logiſche Ordnung unſerer Gedanken, ſagt Leſſing, iſt nicht immer die, in welcher wir ſie Andern mittheilen. Aber ſie iſt die, welche vor allen Dingen der Gegner aufſuchen muß, wenn ſein Angriff nach der Billigkeit ſeyn ſoll.“ Und ſo hätte unſerm Verfaſſer ſchwerlich vorgeworfen werden können: Man müſſe zweifeln, ob er ſeine erſte Idee nicht feſthalten wollen oder können. Wie geſagt, dreht alles ſich in dieſer Schrift um einen Punkt, und die erſte Idee iſt, wie die letzte, keine andere, als den gordiſchen Knoten zu unterſuchen, der von jeher die äußerliche Freyheit der Menſchen ſo unauflöslich verſtrickt hat. Dieſe Verſtrickung ſieht der Verfaſſer aus den poſitiven Zwecken der Regierungen zuſammenlaufen, und bemühet ſich: erſtlich, a priori, und hernach a posteriori darzuthun, daß eine ſolche Verſtrickung ſchlechterdings nicht zu vermeiden ſey, als indem man allen gewaltſamen Mitteln, jene Zwecke zu befördern, platterdings entſage. Dieſe Entſagung — behauptet er — indem ſie das Regiment der Gerechtigkeit uneingeſchränkt, und jede wahre Kraft in größter Freyheit laſſe, müſſe das Beſte des Menſchen überall, zu jeder Zeit und auf das ſicherſte befördern. Und vom Gegentheil behauptet er — und ſtützt ſich dabey auf die unwiderſprechlichſten Thatſachen der menſchlichen Natur und der Geſchichte — daß es ſey die ärgſte Quelle der Verderbniß und des Jammers.

Wie eine Geſellſchaft, deren Grundgeſetze nur auf negative Zwecke giengen, äußerlich beſchaffen ſeyn müſſe, darauf hat er ſich nicht eingelaſſen, ſondern er iſt bey dem Materiellen poſitiver Geſetze, und bey der Beſtimmung der nothwendigen Gränzen ihres Inhalts ſtehen geblieben. Er bemerkt ausdrücklich: es könne jede Regierungsform vom Despotismus minder oder mehr enthalten, und willkührliche Gewalt ſo gut wo viele herrſchen, als wo einer nur gebietet, ſchaden. Er ſagt S. 366:“ die mehreſten haben bei Unterſuchung der politiſchen Freyheit andere Geſichtspunkte, ſo daß es gemeiniglich dabey nur auf die Frage hinausläuft: ob es zuträglicher ſey, ſich der willkührlichen Gewalt eines Einzigen, einer gewiſſen Anzahl aus der Menge, oder dieſer Menge ſelbſt zu unterwerfen, das iſt, welche Gattung des Despotismus wohl die beſte ſeyn möchte? Eine Frage, die nicht ſehr verdient daß ein weiſer Mann ſich damit beſchäftige.

Hiernach iſt es unbegreiflich, wie der Gegner den Verfaſſer einer übertriebenen Begünſtigung der Volksregierung ſchuldig finden, und durchaus ſo reden konnte, als wenn dieß die Hauptidee des Etwas wäre, und die ganze Schlußfolge in demſelben ſich dahin bezöge. Es fehlte nichts, als daß er auch noch fragte: Ob denn Papſtthum Demokratie ſey?

Was der Gegner bey dieſer Gelegenheit vom Paradoxen ſagte, dawider hätte ich verſchiedenes einzuwenden, das ich mit guten Beyſpielen belegen könnte. Ich will aber nur erzählen, was ich über dieſen Punkt von Leſſing weiß. Es geſchah einmal in ſeiner

Gegenwart, daß auch mir Paradoxie vorgeworfen wurde: und ich erklärte mich dahin: daß ich nie die Wahrheit einer Sache, von der ich überzeugt wäre, wohl aber die falſchen Gründe der Ueberzeugung Anderer von eben dieſer Wahrheit anzugreifen pflegte. Liebe zu dem wahren Glauben heiße mich den irrigen bekämpfen. Dadurch lernten ſolche Leute den wirklichen Zuſammenhang ihrer Ideen beſſer einſehen: ſie würden einen Irrthum los — den Irrthum, daß ſie etwas zu glauben meynten, was ſie nicht glaubten und können, in dem Falle ſelbſt, wo ſie für den Augenblick eine wahre Sache fahren ließen, doch gewiß der Wahrheit ſelbſt im Grunde näher. Ihre Gedanken würden richtiger geordnet; ihr Syſtem in die ihm eigene Harmonie gebracht, welches eine richtige Beurtheilung deſſelben ſehr erleichterte; ihr Geiſt im reinſten Sinne aufgeklärt; ihre Erkenntniß in der That gebeſſert. Leſſing, der unterdeſſen näher getreten war, und ſich an mich gelehnt hatte, wiederholte zu verſchiedenen Malen: das iſt accurat mein Fall!

Daß der Inhalt der Geſetze und ihre Verwaltung unter einem gegenſeitigen Einfluſſe ſtehen, und wechſelsweiſe nothwendige Beſtimmungen von einander erhalten, das iſt handgreiflich: Gewiſſen Einwürfen, die aus dieſer Quelle hergenommen werden konnten, ſuchte der Verfaſſer zu begegnen. Indeſſen „mit dem beſten Grunde, und ohne in die dem Plato vorgeworfene Sünde zu verfallen, können in einer politiſchen Abhandlung ſelbſt die unvermeidlichſten Hinderniſſe unberührt gelaſſen werden, um nur deſto genauer zu beſtimmen, was ſeyn ſollte. Daß iſt ſchon ein großes, das vollkommenſte Principium zu wiſſen; Vorurtheil und Mißbrauch ſtehen dann in ihrer Blöße da, und man nähert ſich ſo viel man kann, dem Wahren; wenigſtens entfernt man ſich nicht mehr davon mit gutem Willen.“ *)

In dem Syſtem des Verfaſſers muß freylich auch das Volk für etwas gelten, und darf nicht bloß zur Maſſe gehen. Heißt das aber Volksregierung ſchlechterdings empfehlen? Ich kann mir eine Monarchie gedenken, deren Grundſätze den Grundſätzen unſers Verfaſſers in einem hohen Grade angemeſſen wären, und hingegen eine Volksregierung, die denſelben ſchlechterdings zuwiderliefe, wie denn alle bisherigen Demokratien

---

*) Worte d'Argenson's Intérêts de la France p. [illegible].

denſelben wirklich minder oder mehr entgegen waren. Man verwechſelt oft, ſagt Montesquieu, die Freyheit des Volks, mit der Gewalt des Volks, da ſich beyde doch nicht ſelten widerſprechen. Die geſetzloſe Gewalt der Menge iſt wie die geſetzloſe Gewalt eines Einzigen: Despotismus. Demokratie und Ariſtokratie haben nicht die Freyheit ſchlechterdings zur Folge. Zwar wird die politiſche Freyheit nur in gemäßigten Staaten angetroffen: aber gemäßigte Staaten enthalten nicht allemal die Freyheit.

Der Bemerkung, daß Leſſing ſeinen Nathan in die Türkey verſetzte, hätte dieſe beygeſellt werden können; daß er ihn zum Juden machte. Wie der Gegner die Sache ſtellt, ſo müßte wenigſtens im größten Theile von Europa, die vollkommene Tugend ſich am mehrſten bey den Juden finden, und in dem Betracht ihr Zuſtand zu beneiden ſeyn. Wir wiſſen aber, leider! nur von einem Mendelsſohn, und dieſer blickt mit Wehmuth und mit Schaudern auf die Feſſeln ſeiner Brüder.

Die zuletzt vom Gegner aufgeſtellte Frage fällt nach dem von mir bereits geſagten weg. Es läßt ſich aber ſo viel Gutes dabey denken, daß der Ver hoffe das Etwas ſie ſchwerlich unerörtert laſſen wird, wenn er nöthig finden ſollte, ſich über ein und anderes näher zu erklären, woran ich gar nicht zweifle.

Die Schlußanmerkung des Gegners, hängt mit dem allgemeinen Mißverſtande auf das bündigſte zuſammen. Ueberdem hat ſie etwas eigenes, dem eine „Deklamation, die zu nichts führen kann, zu nichts führen ſoll,“ allerdings aus dem Wege gehen muß. — Bey körperlichen Schäden ſagt man daß die Wunde, die unfühlbar wird, der kalte Brand ergriffen habe. Wer nur wieder Schmerz erregen könnte, hätte ſchon zum Theil geholfen. Aber von der Hülfe weggeſehen, iſt ſogar ein hoffnungsloſer Schmerz beſſer, als ertödtetes Gefühl. Lieber will ich Sclave ſeyn, als Sclaverei nicht haſſen; lieber jammervoll als niederträchtig; lieber mißvergnügt als feig. Dieß erinnert mich an eine Rede Mendelsſohn's. Einer meiner Freunde unterhielt denſelben von dem angſt- und ſchreckenvollen Gottesdienſte gewiſſer Völker, und glaubte, es wäre ihnen beſſer gar nichts zu glauben, als ſolche teufeliſche Weſen zu verehren. Dieſer Meynung widerſprach der Weiſe. Er ſagte: Dieſe Völker gewännen immer noch bey ihrem Gottektienſte eine gewiſſe Erhabenheit des Gedankens, eine gewiſſe Entwickelung des Geiſtes, und eine heilſame Erſchütterung der ganzen Seele, die ſie reichlich ſchadlos hielte. — Die Anwendung iſt leicht zu machen, und ich freue mich, dem Gegner einen ſolchen Mann entgegen ſtellen zu können.

Völlig bin ich übrigens der Meynung: — daß man die Lichter nicht auslöſchen müſſe, damit es Tag werde. Aber die Läden aufzumachen, das kann wenigſtens nicht ſchaden, und man hat Beyſpiele, daß Leute, die ſie aus Furcht des zu frühen Erwachens zu ließen, bis zum zweiten Sonnenuntergang geſchlafen haben. Leer und thöricht iſt nicht jede Predigt, die es ſelbſt dem Weiſen manchmal dünkt. Als Chriſtus zu den Apoſteln ſagte: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, möchte leicht ein Philoſoph der es gehört hätte, laut zu lachen angefangen haben. Wer hätte vor 300 Jahren wohl zu Rom geglaubt, daß ein Mönch in Deutſchland, dem Dreifachgekrönten die Hälfte ſeiner Herrſchaft rauben, und die andere Hälfte tödtlich ſchwächen würde? die mächtige Republik Holland entſtand ohne alle dahinzielende Abſicht, und gegen alle Wahrſcheinlichkeit. Nicht weniger unvermuthet beſtieg Karl II. nachdem alle ſeine Anſchläge vereitelt waren, und er nichts mehr thun konnte, den Thron von England. Alles lehrt uns, daß wir, was geſchehen wird, nicht wiſſen können.*)

Darum traue ich mehr der Wahrheit, die ich klar empfinde, als ich meiner Vorſicht traue, die mich täglich irre führt, und als dem Dünkel meiner Weisheit. Nimia praecautio est dolus. Das ewige Accommodiren, das bey uns ſo ſehr im Schwange geht, und, wie Gleim ſagt, noch am Ende eine Milchbarbarey hervorbringen wird, iſt nicht meine Sache. Ich begreife nicht einmal den Stolz, der ſich Wahrheit zu verwalten unterſteht. Das iſt

---

*) Paul Sarpi beginnt ſein edles Werk mit dieſen Worten: „Ich beſchreibe die Geſchichte einer Kirchenverſammlung, die zwey und zwanzig Jahre lang, in verſchiedenen Abſichten und mit allerley Mitteln, von dem einen Theile gefördert und beeilt, von dem andern gehindert oder aufgehalten wurde, achtzehn Jahre lang bald vereinigt, bald aufgehoben war, niemals während ihrer ganzen Dauer die Geſinnungen ihrer Mitglieder vereinte, und endlich einen, die Abſicht ihrer Urheber ſowohl als den Beſorgniſſen ihrer beharrlichen Gegner ganz entgegengeſetzten Ausſchlag gewann; ein klarer Beweis, daß wir unſere Gedanken Gott anheimſtellen und uns auf menſchliche Klugheit nicht verlaſſen ſollen.

Gottes Sache. Alſo laßt uns ehrlich nur bekennen was wir ehrlich glauben.

Er wird ſchon zuſehen.

Ueber das Buch: Des lettres de Cachet und eine Beurtheilung deſſelben.

(Zuerſt gedruckt im deutſchen Muſeum 1783.)

Ich verdanke die erſte Bekanntſchaft mit dieſem Werke den Göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen; und ich ſchätze dieſen Vortheil ſo hoch, daß ich deßwegen gerne die nicht geringe Verlegenheit verzeihe, worein daſſelbe Blatt mich durch den Ausſpruch ſetzt: es würden wenig Männer von Verſtand dieſes Buch ganz leſen können; denn ich muß geſtehen, daß ich es von Anfang bis zu Ende durchgeleſen und mit ihm allein mehrere Tage mich beſchäftigt habe ohne die geringſte Reue. Nun ſehe ich aber keinen Grund, warum ich eben zu den Wenigen gehören ſollte, welche Männer von Verſtande ſind und das ganze Buch demungeachtet leſen können; und nicht eher zu den Vielen, die es nur dennoch ganz verſchlingen, weil es ihnen am Verſtande fehlt. Ich habe mein geduldiges Ertragen dieſer Kränkung auf die Rechnung meiner Dankbarkeit allein geſetzt; aber ich rühmte mich von dieſer Seite wohl ein wenig mehr, als ich verdiene, da ich mich ſo ziemlich im Geſchmacke der alten Deutſchen fühle, von denen Tacitus erzählt: muneribus gaudent, sed nec data imputant, nec acceptis obligantur. Was mich ſo gelaſſen macht, iſt nicht ſowohl Erkenntlichkeit als Grundſatz, indem unzählige Betrachtungen mich überzeugten, daß man Dinge dieſer Gattung nicht ſo leicht zu Herzen nehmen müſſe. Wie oft verklagen wir uns nicht einander gegenſeitig, ſind verklagt von Lebendigen und Todten wegen Dummheit, Thorheit, Schwärmerey, Gefühlloſigkeit, und, vor allen Dingen, wegen Unſinn! Möſer ſagt irgendwo in ſeinen patriotiſchen Phantaſien bey einem gewiſſen Satze: es wäre unſinnig oder närriſch, ihn zu läugnen; und ich verſichere, daß ich dieſen Unſinn oder dieſe Narrheit an mir habe, ohne Möſern ſeines Ausſpruches wegen im geringſten weniger zu ehren und zu lieben, noch deßwegen auch für Möſer's Achtung gegen mich im mindeſten beſorgt zu ſeyn. Ich bin gewiß, nicht einmal in dieſem einen, mit ſo vielem Nachdrucke feſtgeſetzten Punkte, hält er mich für einen Dummkopf oder Thoren, ſo wenig als die vielen anderen Männer, von ſehr großem Anſehen, welche meine Schande theilen müßten. In Wahrheit alles dergleichen iſt nur Redensart; Figur, um den höchſten Grad der eignen Ueberzeugung an den Tag zu legen. Und warum ſollten wir, da uns der Ausdruck bey Gedanken und Empfindungen ſo oft im Stiche läßt, warum ſollten wir nicht alles, was nur helfen kann, benutzen?

Freylich kommt die Billigkeit dabey ein wenig ins Gedränge, da Untrüglichkeit, — wenigſtens ein Mittel ſie genugſam darzuthun — Keinem von uns anklebt. Wir finden allenthalben, daß von Millionen innigſt Ueberzeugter, oft nicht Einer es mit Grunde war; daß von Millionen, die aus Herzens-Grunde ſich beſtritten, der Eine doch am Ende von der Wahrheit nicht viel mehr geſehen hatte, als der Andere. Dieſe iſt zwar in ſich ſelbſt nur Eine; für endliche Geſchöpfe aber, die nur Theile von ihr faſſen können, eben ſo mannigfaltig und verſchieden, als der Irrthum. Vollſtändig kann ſo wenig Dieſer als Jene bey irgend einem von uns angetroffen werden.

Dieſes öfter und recht ernſtlich zu erwägen, nützet ungemein, und hat nichts weniger als ſchaale Zweifelſucht zur Folge. Muß nicht derjenige an Wahrheit reicher werden, welcher keinen Ort, der ſie bewohnt, mit ſchnödem Blicke vorübergehet; der nicht wähnt, ſie in ſich ſelbſt allein zu finden, ſondern die Göttliche, Allgegenwärtige wahrnimmt wo ſie iſt: Ueberall?

Ein großer Theil des beſten Unterrichts, den ich empfangen habe, wurde mir aus fehlerhaften und verſchrienen Werken, die nicht ſelten, nach meiner eignen Empfindung, auf ungeheure grobe Irrthümer hinausliefen. In eben dieſen Werken aber lag eine gewiſſe helle, große, gewaltige Anſicht zum Grunde, die mein Auge gegen Dinge öfnete, die ich gar nicht, oder dunkel, oder nur zerriſſen wahrgenommen hatte. Ich wiederhole, daß ich unſchätzbaren Unterricht aus Schriften dieſer Art geſchöpft habe; und aus andern, voll klaſſiſcher Weisheit, nur zu oft, was meine Mühe nicht belohnte. Ich ſchmeichle mir, ähnliche Erfahrungen bey allen denen anzutreffen, die mit ganzer Seele nach der Wahrheit rangen; bey allen, die das Wirkliche nur ſättigen, nur die nächſte Gegenwart der Dinge ſelbſt zur Ruhe bringen konnte. Gewiß, wir entfernen uns von der Urquelle alles Wiſſens in demſelben Maaße, in welchem wir uns von dem Anſchauen, von dem, was der Begriff unmittelbares hat, entfernen, und ſymboliſche Erkenntniß über die lebendige erheben. Dieſen Weg betraten jene Abderiten, welche die Entſtehung der Welt zu begreifen meynten, weil ſie ſehr gut wußten, was eine Zwiebel war. Und ſo giebt es eine Art, den Verſtand auf Unkoſten der geſunden Vernunft anzubauen; die Köpfe zu erhellen, indem man ſie ausleert; alles zu erklären, indem man alles von ſich wirft, nicht mehr auf die eigentlichen Gegenſtände achtet, und trotzig läugnet, was man nicht mehr ſieht.

Dieſe Betrachtungen zuſammen, und noch manche andere, laſſen mich nicht leicht dahin gerathen, daß ich Jemand einen Narren, einen Wahnſinnigen, ein verbranntes Gehirn, einen Enthuſiaſten oder Schwärmer ſchelte. Wenn er mir etwas ähnliches zurückgiebt, wenn er mich träge, ſeelenlos, dumm und ſeicht ſchilt:

Wer ſoll richten? die Wahrheit iſt ſehr oft das Antheil Eines unter Tauſenden geweſen, die dieſen Einen laut verſpotteten.. —. Muß ich durchaus träumen, wenn ich einen Gegenſtand in einem weiten Raume erblicke, den zehn andere, vielleicht mit zehnmal ſchärferem Auge, doch nicht finden können? Aber ungerecht bin ich alsdann auf meiner Seite, wenn ich von den übrigen behaupte, daß ſie blind ſeyen, oder gar, daß ſie nicht ſehen wollen. Eine unmerkliche Verſchiedenheit der Richtung, tauſend und aber tauſend geringe Umſtände können verurſachen; daß ſie, mit dem beſten Willen und den größten Fähigkeiten, nicht im Stande ſind zu ſehen oder zu erkennen, was ſich meinem Auge deutlich offenbart.

Eine ſolche Art zu denken wird mir niemand leicht verargen: ſo wie niemand gerne an ſich kommen läßt, daß er ſeinen Kopf für den einzigen reinen und im wahren Mittelpunkte angebrachten Spiegel aller Dinge halte; niemand gerne ſagt, die übrigen zuſammen ſchwebten nur im optiſchen Betruge ... Und dem ungeachtet reden wir ſo oft, als ob wir eine ſolche Meynung hätten, und es keine Schande wäre, ſie zu haben. Nicht allein über einzelne Menſchen, Handlungen, Empfindungen, Schriften und Syſteme: wir entſcheiden über Jahrhunderte und Nationen, über was im Himmel, auf der Erde und darunter iſt, als ob alles fehlgeſchlagen hätte, bis auf uns, alles trügen könnte, ausgenommen unſere eigene allerhöchſte Einſicht. Thorheit iſt das zuverläßig: aber einen ausgemachten Thoren zu beweiſen, dazu iſt ſelbſt eine ſolche offenbare Thorheit noch bey weitem nicht im Stande. Männer von den größten Geiſtesgaben, von der ächteſten Gelehrſamkeit, von dem ausgemachteſten Verdienſte — große, weiſe, und auch tugendhafte Männer waren in dem Falle. Die Beyſpiele hievon ſind leichter anzugeben, als die Ausnahmen. Wie viele Bildniſſe, unter welche man, als das Symbolum des Originals, die Worte ſetzen könnte: Ich weiß es beſſer! Wie viele, denen nicht Erkenntniß, Einſicht; denen nicht das Wiſſen, ſondern nur das mehr und beſſer Wiſſen an der Seele lag; die der Wahrheit nicht gehorchen, ſondern ſie beherrſchen, ſie in ihrem Dienſte haben wollten.

Nach allen dieſen Aeußerungen darf ich endlich wagen, dem Bekenntniſſe, daß ich die Schrift des lettres de cachet et des prisons d'état von Anfang bis zu Ende durchgeleſen habe, noch ein zweytes hinzuzufügen; dieſes nämlich, daß ich von dieſer Schrift, im Ganzen genommen, und von verſchiedenen ihrer Theile, eine höhere Meynung habe, als der Verfaſſer der erwähnten Beurtheilung davon zu haben ſcheint. Ich ſage, daß ich es bekenne, ohne daß ich deſſen mich zu rühmen nur im mindeſten gedächte. Dieſes Bekenntniß abzulegen, heißt mich eine innere Stimme, der ich wünſche nie zu widerſtehen; ſie heißt mich, was in meinen Kräften iſt, thun, um einem Werke, deſſen Verbreitung ich für eine Angelegenheit der Menſchheit halte, ſo viel Leſer zu verſchaffen, als ich kann. Daß ich dieſe einzige und reine Abſicht habe, wird mein ganzer Aufſatz, wie ich hoffe, klar genug beweiſen.

Die Beurtheilung unſeres Buches fängt mit dieſen Worten an: „Es iſt mit ſchönem Wortgepränge und hinreißendem Feuer in dem neueſten Enthuſiasmus geſchrieben.“

Dieſe Vorwürfe werden hernach noch einmal unter dem Worte Modeton zuſammengefaßt; und da es wirklich Modeton in Deutſchland iſt, dergleichen Vorwürfe zu machen, und überall Schwärmerey und Deklamation zu finden, oder was damit verwandt iſt, ſo glaube ich den Leſer auf keine unnütze Weiſe aufzuhalten, wenn ich mit ihm etwas näher zu der Sache gehe. Der Weg den ich einſchlage, hat noch ein andres Ziel, welches ich, zu ſehen oder nicht zu ſehen, einem jeden überlaſſe.

Wortgepränge iſt doch wohl nur da vorhanden, wo der Ausdruck thun ſoll, was die Sache oder der Gedanke nicht vermag. Wenn z. B., der, wegen ſeines feinen, richtigen und ſtrengen Urtheils in Sachen des Geſchmacks ſo vorzüglich berühmte la Harpe, Voltairen, weil er beydes, Verſe und auch Proſa, meiſterhaft zu ſchreiben wußte, mit dem alten Rom vergleicht, folgender Geſtalt: „Keinem Schriftſteller bis auf unſere Tage war es gegeben, groß in beyden Gattungen zu ſeyn, und ſo war die Ehre dieſer einzigen Ausnahme in den Jahrbüchern der Künſte Voltairen vorbehalten! Hat die Natur dieſes ausgeſuchte Weſen mit Gunſt und Gaben zur Genüge überſchüttet? Hat ſie unſere Gattung ehren wollen, indem ſie einmal zeigte, was alles ein Sterblicher an Talenten in ſich vereinigen könnte? Oder hat ſie vielleicht ſelbſt die äußerſten Gränzen ihrer Macht und des menſchlichen

Geiſtes feſtzuſetzen gedacht? Hat ſie für Voltairen gethan, was verzeiten das Glück für Rom that? Muß es in einer jeden Ordnung der Dinge ſo ſehr überwiegende Schickſale geben, daß, wie nach dem Sturze der Königinn der Nationen alle Größe nur aus Trümmern dieſer Einzigen entſtand, eben ſo nach dem Tode des Beherrſchers der Künſte, nunmehr aller Ruhm nichts weiter als ein Bruchſtück ſeyn kann von dem ſeinen?“ -- ſo iſt dieß, ganz unwiderſprechlich, Wortgepränge. Es iſt zugleich Deklamation; wie denn jenes ohne dieſe ſchwerlich ſeyn kann. Beydes aber kann in ſehr verſchiedenem Maaße bey einander angetroffen werden. So liegt z. B. das Leere, Uebertriebene, Unangemeſſene mehr in der Idee; als im Ausdrucke wenn der ſcharfſinnige Condorcet unſeren erleuchteten Zeiten alſo das Wort redet: „Ihr haltet uns für ausgeartet, weil die Strenge unſerer Väter jener Milde gewichen iſt, welche ſich zu unſeren Tugenden, ſo wie zu unſeren Laſtern, miſcht; und euch mit Schwäche zu viel gemein zu haben ſcheint. Aber nur alsdann braucht Tugend über die Natur ſich zu erheben, wenn ſie mit Unwiſſenheit und Leidenſchaft zugleich zu kämpfen hat. Bedenket, daß

Erkenntniß jede Tugend leichter macht, daß die Liebe zu dem allgemeinen Beſten, und ſelbſt der Muth, ſich für daſſelbe hinzugeben, ſo zu ſagen, der gewöhnliche Zuſtand des aufgeklärten Mannes iſt. Bey dem Unwiſſenden iſt die Gerechtigkeit eine mit der Milde vielleicht unverträgliche Leidenſchaft; bei den Unterrichteten iſt ſie den Geſetzen der Vernunft unterworfene Menſchheit ſelbſt. Der Anſchlag, alle Menſchen tugendhaft zu machen, iſt ſchimäriſch: aber warum ſollte man dereinſt nicht ſehen, Einſicht mit Genie verbunden, glücklichern Nachkommen eine Erziehungs-Methode und ein Syſtem der Geſetze erſchaffen, die den Muth der Tugend beynahe unnütz machten? Durch dieſe heilſamen Anordnungen geleitet, brauchte der Menſch alsdann nur die Stimme ſeines Herzens und ſeiner Vernunft zu hören, um nach einem natürlichen Hange dieſelben Pflichten zu erfüllen, die ihm jetzo Anſtrengung und Opfer koſten: So ſehen wir, mit Hülfe jener Maſchinen, womit das Genie die Künſte bereichert hat, einen Arbeiter, ohne Geſchicklichkeit und Geiſt, Meiſterſtücke hervorbringen, welche aller menſchliche Fleiß, ſeinen eigenen Kräften überlaſſen, nie erreicht hätte.“

Büffon's Naturgeſchichte liefert Beyſpiele von Deklamation, faſt ohne Wortgepränge; und Raynal, von allem, was die Gattung nur vermag, ſeinem verdienten Ruhme unbeſchadet. Auch die Alten ſind nichts weniger als frey davon; der ältere Plinius treibt es zuweilen bis zum Aberwitze*); und dennoch welch ein Mann!

Ich will meinen Schriftſteller nicht von aller Deklamation, von allem Wortgepränge frey ſprechen. Ich habe vornehmlich im dritten Hauptſtück, von welchem ich beſonders reden werde, auch im zweyten und im vierten davon angetroffen; aber in dem übrigen des Werks ſo wenig, daß vielleicht manchem, nur in etwas paraphraſirten Compendium, bey einer genauen Vergleichung, hierüber mehr zu Schulden käme.

Was das hinreißende Feuer anbelangt, ſo verſtehe ich den Vorwurf nicht genug, um mich über ſeine Aufnahme zu entſcheiden. In dem Buche vom Redner ſteht: Zwietracht der Rede und des Gemüthes iſt wahrhaftig abgeſchmackt, ohne Wirkung und tadelhaft. Und von ſich ſelbſt ſagt Cicero: „Nicht in meinem Kopfe, in meinem Gemüthe iſt die große Gewalt, die mich entzündet und dahin reißt.“ Der Vortrag ſoll dem Feuer gleichen: heftig oder leiſe, nach dem Stoffe der es nährt — will Plutarch. Ich finde bey den Alten keinen, der, wie einige von uns, Kälte für die alma mater, und Trockenheit für das eigentliche Menstruum der Wahrheit ausgegeben hätte. Aber, ſagt der Beſten Einer, Einer auch aus unſerer Mitte: darauf wie wir ſchreiben, kömmt es wenig an; aber darauf wie wir denken, deſto mehr. — Und man wird doch nicht behaupten wollen, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen müſſe? daß Niemand richtig und beſtimmt denken könne, als wer ſich des eigentlichſten, gemeinſten, platteſten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, ſymboliſchen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben ſuchen, der Wahrheit ſchlechterdings ſchade? .... Ich kenne keinen blendenden Styl, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt ächten Glanz; und muß auch bey Spötterey und Poſſe, wenigſtens als Folie unterliegen.“*)

---

*) Z. B. II. 65. VII. 55.

„Im neueſten Enthuſiasmus“ .... Was das heiße, davon habe ich wieder keinen deutlichen Begriff. Es giebt ſo viele Antimoden bey uns, als es Moden giebt; und die herrſchende — wer kann die in jedem Augenblicke wiſſen? Wer die rechte jedesmal erkennen? Wer kann zwiſchen Ton und Ton, zwiſchen dieſem, der verdrängt werden ſoll, und zwiſchen jenem, der verdrängen will, immer zuverläßig auf den einzigen, der gut iſt, ſchwören? Enthuſiasmus ſchon an ſich hat eine äußerſt ſchwankende Bedeutung unter uns, und wir verwechſeln ihn nicht ſelten mit der Schwärmerey. Hierüber hat uns Wieland einmal ganz vortrefflich zugeredet. Begriffe, meynte dieſer lichtvolle Geiſt, die mit der äußerſten Sorgfalt aus einander geſetzt werden ſollten, dergeſtalt zu verwirren, daß man immer Gefahr liefe, ſeinen Leſern halbwahre Sätze für voll zu geben, und in ohnehin übelaufgeräumten Köpfen noch mehr Unordnung anzurichten, ſey ein großes Uebel. — „Ich nenne, fährt er hierauf fort, und meines Wiſſens mit der ganzen Welt, Schwärmerey eine Erhitzung der Seele von Gegenſtänden, die entweder gar nicht in der Natur ſind, oder wenigſtens das nicht ſind, wofür ſie die berauſchte Seele anſieht. Aber es giebt auch eine Erhitzung der Seele, die nicht Schwärmerey iſt, ſondern die Wirkung des unmittelbaren Anſchauens des Schönen und Guten, Vollkommenen, und Göttlichen in der Natur, und unſerem Innerſten, ihrem Spiegel! Eine Erhitzung, die der menſchlichen Seele, ſo bald ſie mit geſunden, unerſchlafften, unverſtopften, äußeren und inneren Sinnen ſieht, hört und fühlt, was wahrhaft ſchön und gut iſt, eben ſo natürlich iſt, als dem Eiſen, im Feuer glühend zu werden.“

---

*) Leſſings Werke Th. 6. S. 175.

„Dieſem Zuſtande der Seele weiß ich keinen ſchicklicheren angemeſſneren Namen als Enthuſiasmus. Denn das, wovon dann unſere Seele glüht, iſt göttlich; iſt menſchenweiſe zu reden Stral, Ausfluß, Berührung von Gott; und dieſe feurige Liebe zum wahren Schönen und Guten iſt ganz eigentlich Einwirkung der Gottheit; iſt (wie Plato ſagt) Gott in uns.“

Der Gegner unſers Autors fährt in ſeinem Tadel alſo fort: „Wo er wider die Religion ſchreibt, (prieſterliche Uebermacht hält er für die Religion) räth er einmal den Gottesdienſt liebet gar abzuſchaffen.“

Und ich antworte: Nicht wider die Religion, ſondern wider eine auf Religion gegründete Geſetzgebung erklärt ſich der Verfaſſer. Es wird dieſe Materie im dritten Hauptſtücke abgehandelt, von welchem ich beſonders reden wollte. Die letzte Hälfte des zweyten Hauptſtückes enthält die Vorbereitung.

Um ſich reine Bahn zu machen, ſucht der Verfaſſer, — was für ſeinen Zweck ganz unnöthig war, — zu beweiſen: ein Volk könne ohne die Lehre von einem höchſten Weſen gut und glücklich, und mit Hülfe der Geſetze und des Unterrichts, aus bloßem Eigennutze, das iſt — wie ich die Sache faſſe — ohne Tugend gerecht ſeyn.

Dergleichen ſeichte Grundſätze und armſelige Bravaden bin ich an unſern Nachbaren ſo gewohnt, daß ich den Aerger, den ich davon habe, kaum mehr fühle. Dießmal wurde mir die Sache um ſo leichter, da wenigſtens die Anwendung mich nicht beleidigte; denn ich denke ſelbſt, es müſſe eine Staatsverfaſſung auf Tugend und Religion förmlich — ich ſage förmlich — weder gegründet ſeyn, noch dieſelben ſich zum Ziele ſetzen. Tugend und Religion ſind die Sache des Menſchen und nicht des Bürgers; ſie ſind die allgemeinen und ewigen Triebfedern im Reiche der Geiſter, zu edel und zu erhaben, um nur Räderwerk in einer Maſchine zu vergänglichen Zwecken vorzuſtellen. Und das iſt vollends widerſinnig, wenn man mit den elenden Gewichten einer ſolchen Maſchine jene Triebfedern ſelbſt in Bewegung ſetzen will. So lange in dieſem Zirkel herumgelaufen wird, muß die Religion den Staat, und der Staat die Religion verderben. Einen Gott ſich darum nur zu wünſchen, daß er unſere Schätze hüte, unſer Haus in Ordnung halte, ein bequemes Leben uns verſchaffe, das ſcheint mir ein Gräuel.

Wer aber ſieht nicht täglich, daß man die Religion mit ſolchen Trägern unterſtützen will? Und ſie muß, als Dienerinn des Staates, ſo weit hinunter ſinken, hinunter bis zum Menſchenwerke, zum Betruge, zum Geſpötte der Vernunft. Wahre göttliche Religion hat nie der Erde fröhnen wollen; auch wollte ſie dieſelbe nie beherrſchen. Dafür iſt ein anderer

Geiſt, und an ihn auch ein anderer Glaube. Von den Uebeln, welche dieſer angerichtet, zeugen alle Blätter der Geſchichte. Siehe da, euer Gott und eures Gottes Dienſt! ruft der Spötter der Religion. Und der thörichte Prieſter eifert und bemühet ſich die Schande abzuwaſchen; Gott will er retten, und er rettet nur den Teufel, jenen ſchwärzeſten von allen, der den Himmel weiſt auf ſeiner Bahn.

Wer kann läugnen, wenn er Geſchichte und Vernunft zuſammen nimmt, daß Religion, als äußerliches Mittel gebraucht, von Schwärmerey und Aberglauben unbegleitet, nichts, in dieſer Begleitung aber, lauter Böſes wirkt? So lange unſere Prieſter alſo eine andere als die reine, heilige, innerliche, wahre Lehre predigen, und nicht Gott allein das übrige befehlen; ſo lange ſie uns nach dem Himmel ſehen heißen, weil er uns die Erde düngt — den Geiſt erniedrigen zum Koth; ſo lange ſie die Finſterniß nur ſchmücken wollen mit dem Lichte, und anſtatt den Satan zu vertilgen, ihn zum gütlichen Vertrage überreden, ihn befreunden wollen mit der Gottheit: ſo lange haſſe ich ſie mehr, als ich den Gottesläugner haſſe. Dieſer zeigt mir wenigſtens ſein höchſtes Gut da wo es liegt; er will mich nicht betrügen, und betrügt mich nicht, er giebt mir ſeine Wahrheit rein, und iſt vielleicht ein zehnmal frömmerer Mann, als der der ihm flucht.

Was ich von der Gottesfurcht geſagt, das gilt in ſeinem Maaße auch von der Tugend. Wer nicht an ſie ſelber glauben, ihre überirdiſche Natur nicht faſſen, nicht ſie ehren kann in ihrer weſentlichen Unabhängigkeit; der ſoll läugnen, daß es eine giebt; denn er muß es läugnen nach der Wahrheit.

Eine fernere Beſchuldigung unſeres Autors lautet ſo: „Für die Geſetze, und wider alle, alte und neue, republikaniſche, despotiſche, und monarchiſche Staatsverfaſſungen eifert er ſo, als wenn jemals die Geſetze anders als durch Menſchen verwaltet werden könnten.“

Wenn man an die Stelle des Wortes Menſchen am Schluſſe, die Worte willkührliche Gewalt ſetzt, ſo wäre die Beſchuldigung nicht, wie jetzo, durchaus grundlos; aber ſie wäre dennoch ſehr unrichtig aufgefaßt und vorgetragen. Es bedarf nur einer ganz einfachen Zergliederung, um die Sache aufzuklären.

Erſter Satz der Beſchuldigung. Für

die Geſetze eifert er ſo, als wenn jemals die Geſetze anders als durch Menſchen verwaltet werden könnten.

Zweyter Satz der Beſchuldigung. Wider alle, alte und neue, republikaniſche, despotiſche und monarchiſche Staatsverfaſſungen eifert er ſo, als wenn jemals die Geſetze anders als durch Menſchen verwaltet werden könnten.

Ich fange mit dem zweyten Satze an, und erinnere, daß wider despotiſche Verfaſſungen, im ganzen Werke überall geeifert werde; keineswegs aber auf dieſelbe Weiſe, wider alle, alte, und neue, monarchiſche und republikaniſche Verfaſſungen. Mängel, auffallende Mängel in denſelben, werden aufgedeckt im neunten Hauptſtücke, welches der Widerlegung einer Stelle in dem Esprit des loix gewidmet iſt, wo es heißt: „Ich geſtehe, daß der Gebrauch der freyeſten Völker die jemals auf der Erde waren, mich geneigt zu glauben macht, es gäbe Fälle, wo man auf einen Augenblick die Freyheit verſchleyern müſſe, wie man die Bildniſſe der Götter verſchleyert.“ — Es müßte gezeigt werden, daß dieſe Meynung nicht allein in der Anwendung gefährlich, ſondern daß ſie in ſich ungegründet, und aus einem Irrthume hergeleitet ſey.

Alſo beweiſt der Verfaſſer, daß jene Verſchleyerungen der Freyheit klarer Despotismus waren, welcher irgend wo in der Einrichtung des Staates ſeinen feſten Sitz hatte, und nicht für die Freyheit, die er untergrub, ſondern für ſich ſelbſt geſchäftig war. Er findet dieſen Despotismus vornehmlich in dem Gebrauche, welcher der geſetzgebenden, der ausübenden, oder der höchſten Gewalt in jedem Sinne, minder oder mehr auch das richterliche Amt vertraute, wodurch willkührliche Ausſprüche und tyranniſche Handlungen unvermeidlich werden. Dieſe Vereinigung ſieht er aller Orten als das entſcheidende Merkmal des Despotismus an; und er iſt ſo weit entfernt, gegen das was bey menſchlichen Anſtalten unvermeidlich iſt, zu eifern oder etwas übermenſchliches zu begehren, daß er ausdrücklich ſagt: „Wenn die Geſetze im Schwange ſind, wenn niemand ſeinen natürlichen Richtern entzogen wird, ſo kann man ſich für frey halten, weil man einer beſtimmten unveränderlichen Gewalt allein unterworfen iſt, weil der Richter nicht die Macht eines Unterdrückers hat.“ Und ferner: „Ich fordere nur die freye unverletzliche Ausübung der in unſerer Verfaſſung angeordneten Geſetze.“ Scitum esse jussum in omnes; allgemeine unausſchließliche Verbindlichkeit gegen die Geſetze, dafür eifert er, und wohl nicht ohne Grund. Willkührliche und heimliche Unternehmungen wider die Freyheit des Bürgers, Werke der Finſterniß und der Tyranney, das iſt es, wogegen er eifert. Er eifert wider den Regenten, der ſeinem Zepter, ſeinem Schwerde die richterliche Wage anknüpft; mehr noch gegen den, welcher ohne alles rechtliche Verfahren ſtraft, oder ſeinen Dienern, ſeinen Bevollmächtigten ſo zu ſtrafen zuläßt.

Montesquieu, der noch nicht alles Lob, das er verdient, erhalten hat, und deſſen Werk, bey vielen Mängeln, dennoch unter den reichſten, tiefſinnigſten, erhabenſten und edelſten Erzeugniſſen des menſchlichen Geiſtes ſeine Stelle behauptet; das im wahren Sinne Aufklärung befördert hat, indem es die Summe deutlicher Begriffe anſehnlich vermehrte; (der eigentliche Maaßſtab, wenn ich nicht irre, nach welchem das Verdienſt eines philoſophiſchen Schriftſtellers geſchätzt werden ſollte; denn alles andere iſt nur in den Wind;) Montesquieu ſagt in dieſem Werke im funfzehnten Hauptſtücke des ſechs und zwanzigſten Buches: „Man begeht einen Trugſchluß, wenn man ſagt, das beſondere Wohl müſſe dem gemeinen aufgeopfert werden . . . . . . denn das gemeine Wohl erfordert immer, daß einem jeden das Seinige durch die Geſetze unveränderlich geſichert ſey. Cicero behauptete: die Leges agrariae wären verderblich, weil die Bürgerſchaft allein errichtet ſey, damit ein jeder das Seinige behalte. Wir dürfen alſo in Abſicht der gemeinen Wohlfahrt dieſe Regel feſtſetzen, daß es zur gemeinen Wohlfahrt nie gehören könne, einzelne Glieder des ihrigen zu berauben, oder ſie nur um das mindeſte davon durch Staatsgeſetze oder Staatsverordnung zu bringen.“

Bey dem Unterſchiede zwiſchen den Staatsgeſetzen und den bürgerlichen Geſetzen bemerkt Montesquieu: daß die einen über die Gegenſtände der anderen nie entſcheiden müſſen; folglich niemals eine gegenſeitige Verletzung nach wahren Grundſätzen, unter ihnen ſtatt finden könne.

Ich ſtelle mir die Sache alſo vor:

Der wahre Gegenſtand der Staatsgeſetze iſt, die

Vereinigung zu einem Ganzen, und für die Glieder deſſelben Sicherheit und Freyheit zu bewirken. Man pflegt zu ſagen, es würde hier die Unabhängigkeit der Sicherheit und Freyheit aufgeopfert. Aber das iſt unrichtig. Unabhängigkeit iſt nirgends. Der Menſch tritt nur aus einer größeren, allgemeineren, unbeſtimmten Unabhängigkeit in eine geringere, beſtimmte.

Der bürgerlichen Geſetze wahrer Gegenſtand iſt der ausſchließliche, unmittelbare Genuß der Sicherheit und Freyheit für jedwedes Glied der Geſellſchaft insbeſondere. Die bürgerlichen Geſetze, ihre gute Beſchaffenheit und hinlängliche Gewalt, ſind das Mittel ſelbſt zu dieſen Zwecken: die Staatsgeſetze ſind zu dieſem Mittel das Werkzeug.

Was das Beſte des Ganzen erfordert, das muß auch vom Ganzen unzertrennt geleiſtet werden. Sollen einzelne Glieder mehr als nach dem feſtgeſetzten Verhältniſſe, oder ausſchließlich etwas leiſten: ſo muß ihnen der volle Erſatz dafür geſchehen, und vom Ganzen genommen werden. Folglich darf von keinem insbeſondere mit Gewalt genommen werden, was eine ſolche Vergütung nicht verträgt; nicht der geringſte Theil von ſeiner Freyheit, ſo wenig als ſein Leben.

Ein größerer Unſinn läßt ſich nicht erfaſeln, als die vollkommene Pflicht der Aufopferung von Seiten eines oder mehrerer Theile für das Ganze. Ein jedes dahin — gehende Anſinnen iſt — nicht des Mitbürgers, ſondern des Unterdrückers, des Eidbrüchigen, des Verräthers; es iſt Trennung und Aufhebung des Ganzen; denn das Ganze iſt ein Unding, wenn es nicht der Inbegriff von allen ſeinen Theilen iſt. Zu dieſen Grundſätzen bekennt ſich unſer Pütter in dem Aufſatze, voll Adel und Weisheit, der den erſten Theil ſeiner Beyträge beſchließt; und wenn es unter vernünftigen Männern hie oder da einen giebt, welcher anders zu denken ſcheint, ſo läßt ſich ohne große Mühe zeigen, was ihn irre führte.

Mit den ſeichten Köpfen hat es mehr zu ſagen. Dieſe wähnen die triftigſten Beweiſe mit den erbärmlichſten Einreden über den Haufen zu werfen. Sie trauen keiner Evidenz, ſondern, wie ſie ſagen, der Erfahrung. Schade nur, daß ſie wie Leute beobachten, die den Umlauf der Erde um die Sonne läugnen, weil man alle Tage das Gegentheil mit klaren Augen ſieht, weil auch jedermann nach dieſer vollen Ueberzeugung ſpricht, ja die Bibel ſelbſt dafür entſcheidet. Je beſſer man die Weiſe dieſer Schwätzer kennt, je treffender wird man das Gleichniß finden.

Dieſer einzige Satz des Montesquieu: „Das gemeine Beſte erfordert immer, daß einem jeden das Seinige durch die Geſetze unveränderlich geſichert ſey; und es kann zur gemeinen Wohlfahrt nie gehören, irgend einem einzelnen Gliede auch nur das mindeſte davon durch Staatsgeſetze oder Staatsverordnungen zu entziehen:“ Dieſer einzige Satz wiegt allein mit ſeinem reinen innern Gehalt die unendliche Menge aller möglichen Einreden auf. Man muß ihn entweder annehmen; oder für gut erkennen, ſich einer ganz willkührlichen Gewalt in die Arme zu werfen: denn zwiſchen beyden iſt kein Mittel. Der Despotismus bohrt ſich wie ein Wurm durch jede mürbe Stelle, entwickelt ſich im Verborgenen, und ſteht auf einmal ungeheuer als ein fürchterlicher Drache da. Das lehrt die Erfahrung aller Zeiten und der Augenſchein, das lehrt auch die Schrift; und ich weiß kein Volk, an dem die Weiſſagung des Samuel (I Buch K. 8. v. 11.⸗17.) nicht in Erfüllung gegangen wäre.

Sollte je ein Mann, deſſen Wort an ſich, und an der Stelle, wo er es ſagt, Gewicht und Einfluß haben kann, ſich gegen ſolche Wahrheiten, die von dem größten Gewichte für die Menſchheit ſind, auch nur von ferne zweifelhaft erklären? — Iſt es nicht genug, daß gedankenloſe Komödienſchreiber ſie auf öffentlicher Bühne dem Volke aus dem Herzen reißen, und es mit dem ärgſten Gifte der Sclaverei verpeſten, ohne daß ein Menſch die Schande rügt? — während unſere Kunſtrichter jedem Geſpenſte von Unſittlichkeit mit Rauchfäſſern, Weihkeſſeln und Beſchwörungen ſchaarenweiſe nachziehen und dem böſen Feinde mit aller Gewalt den rothen Rock vom Leibe reißen und den Pferdefuß entblößen wollen? Es iſt ſchon einmal bemerkt worden, daß uns gewöhnlich an dem Narren nur die Kappe und die Art der Kappe ärgert; öfters nur die laute Schelle. Nach dieſer fliegen unſere Pfeile, und wir treffen ſcharf, wie Tell, ſo daß dem unverſehrten Haupte nicht ein Haar gekrümmt wird.

Was aber ſoll man von jenen Lobeserhebungen der Großmuth und Menſchlichkeit eines hohen Hauptes ſagen, die ſo oft unſere Blätter füllen? Wer dürfte ſich wohl unterſtehen von einem Menſchen, wenn er nicht ein Fürſt iſt, wie von einem Gott zu reden, darum, weil er ſeine Aecker düngt, ſeine Wieſen beſſert, ſein Gehölz ſchont, ſein Geſinde nährt, und mit klugem Geize Summen an ſein Eigenthum verſchwendet? Wenn er ſeinen Viehſtand ausdehnt, und ihn wohl beſorgen läßt: werdet ihr deßwegen ſeine Großmuth, ſeine Milde preiſen? Niederfallen und anbeten den Freund alles Lebendigen, wenn in ſeinen wohlgebauten Ställen jede Gattung ihre Pflege hat?... Sehet das verſchnittene, geblendete, im Durſte winſelnde, zum Gedeihen eingekerkerte — nur dem Tode lebende Gethier — Welch ein Segen! — O, ſo falle nieder vor dem Göttlichen; falle jubelnd nieder, daß er deiner ſpotte, und ſich doppelt freue ſeiner ſelbſt!

Und nun geſetzt es wäre dieſer Göttliche der Mann, der bey Mitternacht umher ſchlich, Grenzſteine zu ſuchen, die er diebiſch von der Stelle rücken könnte; der Mann, voll Liſt und Trotz zu rauben, und Geraubtes mit Gewalt zu ſchützen. Er verfälſchte Maaß, Gewicht, und Erz. Er verſchonte keines Mittels, um durch Reichthum ſeine Macht, durch Macht hinwieder ſeinen Reichthum zu vermehren.

Drängte — ſchamlos, ungerecht und grauſam — was er nicht bemeiſtern und nicht an ſich reißen konnte. Weihete die Menſchen unter ſeinem Joche ſeiner eignen Begierde ganz. Wollte ſich allein und ſeinen Willen heilig wiſſen, ſeine Furcht und ſeinen Namen über alles: auf daß keine Tugend ſey, als nur die Eine große Tugend: ihm zu nützen. Ehre nur dem Knechte ſeines Frevels! damit, dumm und ſtolz, der Freche deſto kühner werde. Geringſchätzung — Sieh den Billigen mit Weisheit! — Geringſchätzung jedem andern: denn es wächſt durch ihn die Haabe nicht ſo ſchnell . . . O, des Menſchenfreundes! O, des unausſprechlich Edeln! Würdig, daß nach ihm Jahrhunderte ſich bilden! . . .

Ihr edleren unter den Lehrern Deutſchlands: ſo nenne ich euch, weil ihr nicht ſelten mit vorzüglichem Muthe und vorzüglichem Scharfſinne gegen politiſche Vorurtheile, weiſe, laut und bieder euch erklärt — laſſet uns doch nie in einem Worte, wenigſtens wenn wir eure vereinigte Stimme zu hören glauben, die beſſeren Hüter der Menſchheit in euch verkennen.

Die Beſchuldigung des erſten Satzes, wenn ſie meinen Autor wirklich treffen ſollte, ſo müßte ſie jene großen Männer alle zehnfach treffen, die ſeit den Jahrhunderten des Pythagoras und Ariſtoteles, bis auf das unſrige, als Lehrer der Staatskunſt in dem größten Ruhme ſtanden. Es braucht nur Augen und Hände um dieß zu beweiſen, darum überheb' ich mich der Mühe. In dem ganzen Werke wüßte ich nicht Eine Stelle, die den Vorwurf, der ihm hier gemacht wird, — gründen? nein, die ihn nur beſchönigen könnte. An die Gebrechen unſerer Natur, an die nothwendigen Mängel aller menſchlichen Anſtalten wird in demſelben überall erinnert. Unter vielen Stellen, wähl' ich folgende zur Probe:

„Die Menſchen ſind unvollkommen, alſo können ihre Ausſprüche ungerecht ſeyn; da aber Menſchen nur mit Menſchen handeln, ſo ſind ſie verbunden ihre Gebrechen gegenſeitig zu ertragen. Sie vermögen nichts dagegen, als daß ſie wider die Vorurtheile, die Leidenſchaften und die Partheylichkeit derer, die ſie zu ihren Richtern angeordnet haben, die äußerſte Vorſicht gebrauchen, und dabey die genaueſte Kenntniß des menſchlichen Herzens und alle Lehren der Erfahrung zu Rathe ziehen. Zu dieſem Ende ſind die geſetzlichen Formen erdacht worden; ſie eröffnen der Unſchuld den Zufluchtsort der Zeit, welche die Vorurtheile wegräumt, die Leidenſchaften beſänftigt, die Partheylichkeit enthüllt, und die Wahrheit an den Tag bringt.“

Iſt das die Rede eines Mannes, „der für die Geſetze eifert, als könnten die Geſetze jemals anders als durch Menſchen verwaltet werden?“ — Die Gegner ſeiner Grundſätze, dieſe mag ein ſolcher Vorwurf treffen, denn ſie ſcheinen eine Verwaltung der Geſetze durch eine höhere Gattung von Weſen, nicht allein zu wünſchen, ſondern ſie wirklich anzunehmen. Wie wär' es möglich ſonſt, daß ſie einem willkührlichen, geſetzloſen Anſehn das Wort redeten; zwar gegen einzelne tyranniſche Handlungen oft ein lärmendes Geſchrey erhöben; aber die Quelle aller Tyranney mit Ehrfurcht und mit Liebe ſtets begrüßten, als die Quelle alles Guten, als das Brünnlein Gottes? Sie müſſen eine Auskunft wiſſen, die uns gemeinen Sterblichen bisher verborgen blieb.

Oder iſt vielleicht dem Willkührlichen auf keine Weiſe zu begegnen; keine Geſetzgebung beſſer als die andere; jede menſchliche Verfaſſung nothwendig mit Despotismus in gleichem Maaße verſetzt? — Wenn auch alle Geſchichte, alle Länderkunde aus meinem Gedächtniſſe auf einmal verſchwände, und es ſtände nur das einzige Deutſchland — es ſtänden nur einzelne Länder deſſelben mir vor Augen, ſo wäre das genug, um in der entgegengeſetzten Meynung mich unumſtößlich zu befeſtigen; genug um den ſpitzfindigſten Sätzen Despotiſchgeſinnter immer nur den einen großen Satz entgegen zu ſtellen: Wobey befinden ſich die Menſchen im Ganzen genommen und auf die Dauer am beſten, und wobey am ſchlimmſten? . . . Wo muß man die Unterthanen einkerkern, und wo vermehrt ſich ihre Zahl von ſelbſt; unter welchen Umſtänden ſind Bauer und Bürger unter einem ſchlechten Fürſten und einem ähnlichen Miniſterio, bey vernachläßigter Juſtizpflege, bey allem was eine Regierung nur verächtlich machen kann, dennoch glücklicher als anderswo, wo alle dieſe Mängel nicht ſind, wo ſogar von allen dieſen Mängeln ſich das Gegentheil findet? wie geſchieht es, daß unter dem nehmlichen Fürſten, die mit allen Vortheilen des Bodens, und der Lage begünſtigte Provinz im ärgſten Jammer ſchmachtet, und die unfruchtbare, oft von tyranniſchen Nachbaren mit allen Bübereyen der Habſucht und des Neides verfolgte Provinz, im größten Ueberfluße ſteht, und das ohne Vorſorge der Regierung, ohne politiſche Künſteleyen, ohne irgend einen Zwang oder Drang von außen? wie geſchieht es, daß bey ähnlichen Verfaſſungen jenes Gebiet, welches am nächſten den Thron umgiebt, durch die ſchrecklichſten Mißbräuche elend wird, und nicht ſo das entfernte? — Freunde eures Vaterlandes und der Menſchheit, hierhin werfet eure Blicke; hievon gebet uns, wenn ihr Muth und Kräfte habt, die treue, gründliche Geſchichte wohl entwickelt!

Aber wo iſt die brennende Liebe zum Guten, wo der hartnäckige Fleiß, verbunden mit ſo vielen andern Fähigkeiten — wo die Beyhülfe, die Unterſtützung, die ein ſolches Werk erfordert — wo der öffentliche Antheil an demſelben? Wir leſen und wir ſchreiben lieber — Anekdoten.

Dennoch wäre es endlich Zeit die Augen aufzuheben. — Heureux le gouvernement ſrancois, ſchrieb einmal ein Deutſcher Fürſt an ſeinen Freund, heureux le gouvernement ſrançois, qui peut ſaire des sottises impunément! Wenn es in

Deutſchland einem von den Mächtigen gelänge, ſein Vermögen ſo weit auszudehnen, daß er jenes Glück genöſſe, daß er der Mäßigung, der Weisheit, der Vorſicht, der Wachſamkeit, der Schonung ſich entſchlagen, und den menſchlichen Tugenden nicht allein, ſondern auch den fürſtlichen den Abſchied geben könnte; würde dann nicht auch bey uns geſchehen müſſen, was in allen Staaten ſich ergab, die durch ihren Umfang überwiegend furchtbar wurden, und mit ihrem Gewichte ſchon allein erdrücken konnten, ohne daß ſie nöthig hatten unaufhörliche Kräfte auzuſtrengen oder zu ſammeln? Würde nicht den ſorgloſen Thron, ſeinen trunkenen Beſitzer, Weichlichkeit, Dummheit, Unmenſchlichkeit und Schande bald umringen, und ein ſchrecklicher Ausſatz das ganze Land vergiften? Oder iſt eine geheime Weiſſagung vorhanden, welche ſichere Hoffnung giebt, den Yahoo zum edlen Houyhnhum umgeſchaffen zu ſehen?

Ich komme zum letzten Vorwurfe der unſerm Verfaſſer gemacht wird. So lautet dieſer: „Er ſpricht oft wider Montesquieu, doch meiſtens, weil er deſſen Werk nicht nach deſſen Plan als eine Erklärung vorhandener, ſondern als ein Ideal der wünſchenswürdigſten Geſetze betrachtet.“

Wider Montesquieu wird im erſten Hauptſtücke geredet, bey Gelegenheit einer irrigen Behauptung dieſes großen Mannes, deren Ungrund von **Houard** und **Montblin** ſchon bewieſen iſt. Hernach ausgeführt im IX. Hauptſtücke, deſſen ich vorhin gedachte, und wo ich die gerügte Stelle des Montesquieu überſetzt habe. Außer dieſer Stelle wird daſelbſt noch eine andere, mit der vorhergehenden genau verwandte, aus dem Geiſte der Geſetze, angegriffen, welche zum vermeynten Beſten der Volksregierung, dem Oſtracismus das Wort redet. Zum dritten male kommt Montesquieu im dreyzehnten Hauptſtücke vor, wo der Verfaſſer gegen folgenden Ausſpruch deſſelben ſich erklärt: „der Kopf des geringſten Bürgers muß immer in Sicherheit, und der Kopf des Paſchas immer in Gefahr ſeyn.“ Sonſt wird von Montesquieu im Texte, nirgend mehr gehandelt; und in den Anmerkungen beyläufig nur zweymal. An den bemerkten Orten konnte der Plan des Montesquieu unmöglich in die mindeſte Betrachtung kommen, noch unſer Verfaſſer einen

Anlaß finden, das Werk jenes erhabenen Mannes als ein Ideal der wünſchenswürdigſten Geſetze zu betrachten. Eine von den beyden Anmerkungen konnte allenfalls dem Beurtheiler in Gedanken liegen; nehmlich die zwölfte des dritten Buches, wo von Monteſquieu geſagt wird, er wäre behutſam bis zur Furchtſamkeit geweſen; hätte überall geſucht ſich mit den Königen und Prieſtern zu vertragen, und, nicht ſelten, das natürliche Recht dem poſitiven aufgeopfert.

Nun beweiſet zwar dieſe Stelle keinesweges, daß unſer Verfaſſer das Werk des Monteſquieu als ein Ideal der wünſchenswürdigſten Geſetze betrachte; aber ſie bewieſe, daß er ſehr verkehrt geurtheilet hätte, wenn in der That dieſes Werk nichts weiter als eine Erklärung vorhandener Geſetze ſeyn ſollte. Es iſt nicht allein mehr als das, es iſt etwas hievon ganz verſchiedenes. So wie die eigentliche Metaphyſik nicht die Erklärung gewiſſer Behauptungen oder Lehren, die vorhanden ſind, ſondern die Quelle ſelbſt von aller Wahrheit, und die Urmittel ihrer Erkenntniß zum Gegenſtande hat; ſo wie man ſie darum, den Geiſt des menſchlichen Verſtandes nennen könnte: ſo das Werk von Montesquieu, in Abſicht der Geſetze. Es ſoll die Gründe, die Urſachen der Möglichkeit aller Geſellſchaften, aller menſchlichen Verbindungen in ihren mancherley Geſtalten lehren: folglich auch von jeder Gattung menſchlicher Geſetze die Vollkommenheit.

„Nicht eine transſcendentale außermenſchliche Vollkommenheit, ſagt d'Alembert, ſondern eine ſolche die ſich mit der menſchlichen Natur verträgt; nicht die Geſetze die gegeben worden ſind, ſondern die gegeben werden mußten; nicht die Geſetze eines beſonderen Volkes, ſondern die Geſetze aller Völker.“ Die Erklärung vorhandener Geſetze iſt in dieſem Werke niemals Gegenſtand, ſondern Werkzeug, Mittel oder Zuthat; ſie dient zum Beweiſe, oder zur Erläuterung; ſie gehört zum Ganzen nur in dieſer Abſicht, weit entfernt der Zweck davon zu ſeyn. Dieſer iſt, die Grundſätze aller Geſetzgebung zu offenbaren: folglich auch der wünſchenswürdigſten. Von dem Plan iſt nicht die Rede; der iſt eine von dem Gegenſtande, von dem Zwecke ganz verſchiedene Sache, und wir haben nichts damit zu thun. — Alles dieſes liegt ſo klar am Tage, daß es, ohne Widerrede eingeſtanden werden muß — welches viel geſagt iſt.

Es fällt mir auf, indem ich dieſes ſchreibe, daß wenn mein Aufſatz eine Kritik im eigentlichen Sinne wäre, und ich ſelbſt ein wohlgeübter Schreiber ſolcher Dinge in dem hergebrachten Tone, Helfer oder Principal bey irgend einem kunſtrichterlichen Puppenſpiele; daß ich dann mit nichten unterlaſſen würde, dem Manne wider den ich rede, — entgegen zu wiehern: „er hätte ganz gewiß den Montesquieu nicht geleſen; oder er verſtehe von der ganzen Sache nichts; oder er ſey ein verkehrter Menſch, ein Wirrkopf, u. ſ. w.“ Dank ſey dem Himmel, ich bin nicht in dieſem Falle; bin nicht unwiſſend und nicht unerfahren genug, um ſo dumm und unverſchämt zu richten: und das vielleicht über einen Mann, der mich an Einſicht, an Gelehrſamkeit, an tauſend andern rühmlichen Eigenſchaften, wer weiß um wie viel, übertreffen mag. Der muß an Bücher- und an Menſchen-Kenntniß gewiß ſehr arm ſeyn, der noch nicht weiß, was den Beſten oft begegnet. Mir iſt kaum ein großer Mann bekannt, der nicht aus Nachläſſigkeit, aus Zerſtreuung, oder aus ſonſt etwas, das man nicht erräth, geſtrauchelt hätte, und das manchmal auf ſehr ebenem Boden. Ich will nur zwey Beyſpiele von unſerem Leibnitz anführen, die vorhin in meinem Gedächtniſſe von ohngefähr erwachten, und dieſe ganze Wendung veranlaßt haben.

Leibnitz redet öfter von den Wilden, und man ſieht, wie merkwürdig ihm in vieler Abſicht dieſe Völkerſchaften waren. Wider den Ariſtoteles und Hobbes bedient er ſich derſelben mehr als einmal. „Die Irokeſen und Huronen, ſagt er in ſeinem Urtheil über Mylord Shaftesbury, dieſe Wilden aus der Nachbarſchaft von Neufrankreich und Neuengland, haben die zu allgemeinen politiſchen Lehrſätze des Ariſtoteles und Hobbes über den Haufen geworfen. Sie haben durch eine bewundrungswürdige Aufführung dargethan, daß ganze Völker ohne Obrigkeit und ohne innerliche Streitigkeiten ſeyn können; daß alſo die Menſchen, weder durch ihre gute Natur hinlänglich geneigt, noch durch ihre Bosheit hinlänglich gezwungen ſind, ſich mit einer Regierung zu verſehen und ihrer Freyheit zu entſagen. Die Roheit dieſer Wilden aber zeigt, daß nicht ſowohl die Nothwendigkeit, als die Neigung ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, und durch gegenſeitigen Beyſtand der Glückſeligkeit näher zu kommen, den Grund der Geſellſchaften und der Staaten legt; und man muß geſtehen, daß hiebey die Sicherheit der weſentlichſte Punkt iſt.“

Dieß zur Vorbereitung. Nun die Hauptſtelle.

„Es iſt unläugbar, und auch mir durch viele Schriften und Erzählungen der Reiſenden beſtätiget worden, daß die Amerikaner jener Gegend (der nördlichen) ohne alle Obrigkeiten, und doch ruhig beyſammen wohnen, daß man bey ihnen von Zank, Verfolgungen, Kriegen gar nicht oder ſelten etwas hört, es wäre denn unter Leuten von verſchiedenen Nationen und Sprachen. Faſt möchte ich dieſes ein politiſches Wunderwerk nennen, welches Ariſtoteles nicht gekannt, und Hobbes nicht wahrgenommen hat.“

Wer ſollte nicht auf die Ausſage eines ſolchen Mannes, der, was er Einmal nur geleſen hatte, nie vergaß; der des Hobbes oft mit vorzüglichem Bedacht erwähnt; Wer ſollte da nicht glauben, Hobbes hätte wirklich die Erſcheinung mit den Wilden überſehen?

Hobbes aber hatte ſie ſo wenig überſehen, daß er durch das Beyſpiel eben dieſer Wilden ſeine Meynung zu unterſtützen glaubt. Mit oder ohne Grund?

das thut hier nichts zur Sache. So lauten ſeine Worte:

Sed omnium in omnes (inquiet aliquis) Bellum nunquam erat. Quid, nonne fratrem suum Abelem invidia interfecit Cain, tantum facinus non ausurus, si communis potentia, quae vindicare potuisset, tunc extitisset? Nonne hodie, multis in locis ita vivitur? Americani, excepto quod per familias parvas legibus paternis subditi sunt, quarum familiarum concordia similitudine sola cupiditatum sustinetur, ita vivunt.

Das zweyte Verſehen, welches ich von unſerm Leibnitz anzubringen habe, iſt von mehrerem Belang. Es betrifft ebenfalls den Hobbes. „Sein Paralogismus, ſagt Leibnitz, beſtehet darin, daß er glaubt, was nachtheilige Folgen haben kann, dürfe ſchlechterdings (in einer Staatsverfaſſung) nicht geduldet werden; welches gegen die Natur der menſchlichen Dinge iſt.„

Hobbes behauptet dieſes keinesweges; er erinnert mehrmals an die nothwendige Unvollkommenheit aller menſchlichen Einrichtungen; vergleicht, im

19ten Kapitel des 1ten Theils ſeines Leviathan, das mit einer uneingeſchränkten Monarchie verknüpfte Ungemach, ausführlich mit dem Ungemache freyer Verfaſſungen, und entſcheidet ſich für jene, bloß weil ihm das Ungemach derſelben das geringere dünkt. In dem folgenden Kapitel ſagt er, von der uneingeſchränkten Gewalt überhaupt, ausdrücklich: Quanquam autem de potestate indefinita multa incommoda homines imaginari sibi possunt, incommoda tamen quae potestatem limitatam comitantur (nempe bellum unius cujusque contra vicinum suum) multo sunt majora. Conditio hominum in hac vita sine incommodis nunquam erit.

Der Trugſchluß des Hobbes hat überhaupt eine ganze andere, als die von Leibnitz angegebene Quelle. Seine falſchen Sätze mit einander fließen nur aus einem Irrthume; übrigens hat nicht leicht jemand richtiger und bündiger als er gefolgert.

Dieſer Irrthum beſtehet darin, daß er den Menſchen ſich ganz ſinnlich dachte, in ſeinen Begierden und in ſeinem Genuſſe ganz paſſiv, durchaus materiell. Ein ſolcher Menſch muß alles an ſich reißen wollen. Ihm iſt jede vortheilhafte Ungerechtigkeit, nicht nur erlaubt, ſondern ſie wird, von der Strafe abgeſondert, ihm zur Pflicht. Zwar nöthigt ihn die Furcht vor ſeines Gleichen zum Vertrage mit denſelben; aber dieſer Bund iſt eitel: denn der Sclave nützet mehr, als der Genoſſe, und ein jeder ſehnet ſich zu herrſchen. Daher ewiger Krieg, oder allgemeine Knechtſchaft — Einen ausgenommen der Befehle giebt. Dieſe Folge der Gedanken iſt nicht allein in der Vernunft gegründet, ſondern es beſtätiget ſie auch die Erfahrung. Verdorbene, ganz ins ſinnliche verſunkne Menſchen, können die Knechtſchaft eben ſo wenig vermeiden als entbehren.

Ich entſchuldige mich nicht wegen dieſer etwas langen Ausſchweifung, weil mir alles, was nur etwas dazu beytragen kann, Gelehrte gegen die Fehler ihrer Brüder nachſichtig zu machen, und gelaſſener bey ihren eigenen, von denen man ſie überführt, mir im höchſten Grade nützlich ſcheint.

Einige Betrachtungen

über den frommen Betrug und über eine Vernunft, welche nicht die Vernunft iſt.

(Zuerſt im deutſchen Muſeum Febr. 1788.)

Vorerinnerung.

Manche Leſer mögen von dem Streite, in welchen gegenwärtige Schrift eingriff, keine beſtimmte Vorſtellung haben. Folgende Vorkenntniß wird ihnen jedoch genügen.

Einige Jahre vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, während Deutſchland in guter Muße ſtand, machten etliche Schriftſteller, vornehmlich die Herausgeber der Berliner Monatſchrift und der allgemeinen deutſchen Bibliothek, ſich zum Geſchäft, vor Gefahren zu warnen, die, nach ihrer Meynung, der damals erworbenen und von ihnen eigens befórderten, Aufklärung drohten, und beſonders einer groſſen Verſchwörung gegen den Proteſtantismus nachzuſpüren, in welche ſelbſt Proteſtanten, theils mit Abſicht eingegangen, theils als blinde Werkzeuge verflochten ſeyn ſollten. Den ſtärkſten Verdacht in letzterer Beziehung äußerten ſie wider

Lavater, hauptſächlich wegen ſeiner Verbindung mit einem ehrwürdigen katholiſchen Theologen, deſſen Schriften er gelobt und empfohlen hatte. Ein anderer proteſtantiſcher Geiſtlicher, D. Stark, wurde von ihnen beſchuldigt, die katholiſche Prieſterweihe wirklich empfangen und mit den Jeſuiten ſich verbunden zu haben. Dieſer zeigte in einer äußerſt weitläuftigen Verantwortung, überzeugend faſt für jedermann, nur nicht für ſeine Ankläger, daß alle Aeußerungen und Thatſachen, aus welchen ſie voreilig jenen Schluß gezogen, einzig auf die Freymaurerey und nicht auf das Glaubensbekenntniß gegangen. Um dieſelbe Zeit war viel Redens von den Geiſterſehern Caglioſtro und Schröpfer. Auch die Erſcheinung dieſer Gaukler, und der Eingang den ſie, beſonders bey Vornehmen, Mächtigen und Großen ſich zu verſchaffen gewußt, ſollte auf die verkündigte, mittels geheimer Geſellſchaften über ganz Europa ſich ausdehnende Verſchwörung der Kinder der Finſterniß wider die Kinder des Lichts deuten. Andere, welchen die damalige Aufklärung mehr bedrohend als bedrohet ſchien *), ſuchten die Nichtig-

---

*) Man ſehe J. v. Müllers Werke, die Briefe aus jener Zeit an

keit der viel beſprochenen Gefahr zu zeigen und zugleich die Untauglichkeit und Verwerflichkeit der Waffen, derer man ſich bediente, um den angeblich von allen Seiten her wieder einbrechenden Feind, den Aberglauben, abzuſchlagen. Mehrere Aufſätze in dieſem Sinne ſchrieb J. G. Schloſſer. In einem derſelben nahm er mit gutem Scherze Caglioſtro gegen die Berliner Monatſchrift in Schutz. An dieſen Aufſatz knüpfte ſich die folgende Schrift; weniger mit der Abſicht ihn zu unterſtützen, als einige in demſelben vorkommende Aeußerungen, die eine arge Mißdeutung erfahren konnten, beſſer zu beſtimmen oder ihnen das wahre Maaß zu geben.

Was der Verfaſſer in der dieſem zweyten Bande ſeiner Werke vorgeſetzten Einleitung in Abſicht auf ſeine früheren philoſophiſchen Schriften erinnert hat, das gilt beſonders auch von dieſer. Er verweiſet alſo auf jene Einleitung; dann auf die Anmerkung S. 221.

ſeinen Bruder im V. Bande, und im XVI. die an andere Freunde über denſelben Gegenſtand: den 68ten, 71ten, 101ten, 104ten.

An
Johann Georg Schloſſer.

Düſſeldorf, den 8ten Dec. 1787.

Liebſter Freund!

Ich habe Deinen Brief vom 4ten mit der Kladde Deiner Erklärung über die Aufforderung der Berliner Monatſchrift vom Nov. d. J. erhalten. Du mußt ſehr auf die böſen Einflüſſe des Decembers gerechnet haben, da Du mich für düſter genug hielteſt, über Deinen Aufſatz die Stirne zu runzeln, weil ich, wie Du ſagſt, über gewiſſe Dinge ſelbſt im Scherze keinen Scherz verſtehe. Laß das immer ſeyn, ſo war das treffliche Spiel Deiner Ironie doch ſicher genug vor meinem Tadel. Du haſt, wie Moſes, eine eherne Schlange *erhöhet*, und ich hoffe, recht viele Kranke ſollen an ihrem Anblicke geneſen. Gern will ich in Deinem Sinne Caglioſtro auch zu meinem Helden machen, um Magie gegen Magie, Marktſchreyerey gegen Marktſchreyerey, die kleinere Induſtrie gegen die größere zu vertheidigen.

Aber dadurch, werden ſie ſagen, ſey ihnen nicht mehr bewieſen, als dem Alexander durch jene berühmte Rede eines Räubers im Curtius. Aſiens Eroberer heißt bis auf dieſen Tag der Große: und ſo ziehen auch ſie mit ihrem Heere weiter, und vollführen ihren Heldenlauf.

Mit einer ſehr guten Vorbereitung bin ich zu Deinem Aufſatze gekommen, denn eben hatte ich den zweyten Theil von Starks Apologie zu Ende gebracht. Auch hier erſcheint Caglioſtro, und dieſe Stelle iſt ſo gut behandelt, daß man deutlich ſieht, es fehlte dem Verfaſſer nicht am Vermögen ſich zu mäßigen; ſondern es geſchah mit Vorbedacht und Abſicht, wenn er an andern Stellen einen Unwillen äußerte, der von den Verfaſſern und Freunden der Crypto-Catholicismus-Hypotheſe, in einem gleich hohen Grade bey dem erſten Theile ſchon geahndet worden iſt.

Freylich, wie Du neulich ſchriebeſt, möchte in den mehreſten Fällen wohl das beſte ſeyn, dem Gegner zu ſtehen, als hätte man nur ein Fleuret, er hingegen einen Degen in der Hand. Sicher, daß er keinen Stoß beybringen werde, klopfte man ihm nur dann und wann auf die Finger, und lachte, wenn er ausfiele, ohne treffen zu können. Aber hier, welch ein anderer Fall! Gegen Einen Mann ſtand ein voller Haufen, und Stark ſollte mehr als nur das Leben laſſen. In einer ſolchen hohen Noth — wahrlich in keiner geringeren war es möglich, den Entſchluß zu faſſen, und die mehr als Herkuliſche Arbeit zu unternehmen, den Aktenwuſt einer Mähre, wie die Mähre vom Crypto-Catholicismus iſt, genau durchzugehen, Monathelang darüber zu verweilen, und beym Zuſammenfaſſen — die Luſt ein Menſch zu ſeyn, vielleicht auf immer zu verlieren. Ich ſage nicht zu viel, und berufe mich auf Deine eigene Empfindung während dem Leſen des Starkiſchen Werks, vornehmlich des zweyten Theils. Ich weiß, Dir wird nicht beſſer dabey zu Muthe ſeyn, als es mir geweſen iſt, und jede Anmaßung, dieſem hartnäckig verfolgten Manne das Maaß ſeines Unwillens beſtimmen zu wollen, wird Dir unerträglich ſcheinen. Und dieſe, wie eine Menge anderer, gegen Stark verübter Handlungen bleiben dieſelben und gleich empörend, wenn es auch mit dem Jeſuitismus des

Mannes, und der ganzen Crypto-Hypotheſe die ausgemachteſte Richtigkeit hätte.

Was ich hingegen Starken nicht verzeihen kann, ſind einige, wider den ſeinen Gegnern vorgeworfenen Theismus gerichtete, heftige Angriffe, welche nicht blos das heimliche Untergraben des Chriſtenthums, eine bis ins Unendliche vermannichfaltigte piam fraudem, ſondern überhaupt jede öffentliche Aeußerung des Unglaubens zum Gegenſtande haben. Die piam fraudem hätte er aufdecken, und gegen alle ihre Mittel in voller Rüſtung ſich zu Felde legen mögen; dazu hatte er, vermöge ſeines Standes, entſchiedenen Beruf, und konnte ihn finden auch außer ſeinem Stande. Ich an ſeiner Stelle hätte noch gelinder ſeyn und das allmälige Verwandeln des Chriſtenthumes durch ſanftes Unterſchieben des Theismus zur Noth als zuläſſig annehmen wollen, bis dahin, wo die Liſt in Verfolgung und die Kriecherey in Deſpotismus übergeht.

Wiederholte Veranlaſſungen haben mich gereizt, über dieſen Gegenſtand ernſthaft nachzudenken; aber nie bin ich dazu gekommen, meine Gedanken in eine gewiſſe Form zu bringen; wohl mit aus Vorbedacht, um mir den Guß nicht zu verderben. Der Trieb, den ich in dieſem Augenblicke dazu fühle, ſcheint mir Beruf, und ich weiß, Du ſiehſt es gern, daß ich ihm folge; geſetzt, ich verlöre auch darüber Starken und ſeine Apologie ganz aus dem Geſicht, welches doch ſehr leicht auch nicht geſchehen kann.

Setzen wir einen Mann, der feſt überzeugt wäre, die chriſtliche Religion ſey ein Mährchen, die Bibel ein albernes, und, wenigſtens zu unſern Zeiten ſchädliches, ja gefährliches Buch; überhaupt aller Glaube an Offenbarung eine leidige Eſelsbrücke; und der Geiſt aller poſitiven Religion ein böſer Alp, von dem man die Menſchheit, es koſte was es wolle, befreyen müſſe. Eine andre nicht poſitive Religion hingegen, genannt Theismus, ſey lauter Wahrheit, lauter Gewißheit, lauter Segen. Sie gebe von dem Daſeyn einer freyen und vernünftigen Urſache der Welt, einer alles regierenden Vorſehung, einer perſönlichen Fortdauer des Menſchen nach dem Tode, eine ſolche helle und vollkommene Ueberzeugung, daß der Glaube überflüſſig, und dieſes wegen ſeiner Nebenbegriffe gefährliche, die Vernunft entehrende Wort, aus der menſchlichen Sprache verbannt, und Zuverſicht an die Stelle geſetzt werden könne. Dieſe ſelbſtſtändige Religion biete einer nicht minder ſelbſtſtändigen Moral die Hand, um dem Menſchen alle Befriedigung für ihn ſelbſt, und alle Tüchtigkeit für andre, die ihm ſeine Natur zu bewirken aufgebe, zu verſchaffen. Sich da hinauf zu ſchwingen, ſey unſere wahre Beſtimmung; und irgend ein Mittel verſäumen, welches dieſe Einſicht mehr verbreiten, und dem menſchlichen Geſchlechte früher zum Genuſſe ſeiner eigentlichen Würde und Glückſeligkeit verhelfen könnte, wäre Verſündigung gegen die Natur und ihren Urheber.

Was ſoll nun dieſer Mann mit einem ſolchen Sporn im Gewiſſen thun, wenn ihm das Geſetzmäßige Anſehen einer poſitiven Religion, die er gleichwohl nur für ein Gewebe von Unwiſſenheit, Aberglauben, Betrug und Schwärmerey anſieht, im Wege ſteht? — Mir deucht, nichts anders als was ihn das Beyſpiel der größten Philoſophen und der weiſeſten Regenten lehrt; er ſoll demjenigen, was er für Wahn und Irrthum hält, gezwungen nachgeben; aber nicht mehr als er muß, und allmälig ihnen einen Vortheil nach dem andern abzugewinnen trachten. Mag ihn verdammen wer da will, ich hebe keinen Stein gegen ihn auf.

Aber auch keinen Stein gegen den Widerſacher, den wir ihm nun geben müſſen, um diejenige Erſcheinung, die wir eigentlich betrachten wollten, hervor zu bringen.

Dieſer Widerſacher ſoll vom Theismus, in ſo fern er eine Frucht der Philoſophie, ein Gebäude ſpeculativer Vernunft iſt, und ſich anmaßt, eine Religion zu ſeyn, eine eben ſo nachtheilige Meynung haben wie jener vom Chriſtenthume, oder überhaupt von aller poſitiven Religion; er ſoll ihn für ein Gewebe von Unwiſſenheit, Aberglauben, Betrug und Schwärmerey halten, und ſein Gedeihen einem Mißverſtande in Abſicht der Vernunft und der Erfahrung zuſchreiben, wodurch der ganze Menſch irre geleitet, und an allen ſeinen Fähigkeiten und wirkſamen Kräften beſchädigt werde.

Wir wollen den Mann auftreten laſſen. Er rede, daß wir ihn ſehen!

„Ihr verſichert,“ würde er zu den Anhängern des Theimus ſagen, „allein aus deutlichen oder vollſtändigen Vernunftbegriffen und ihrer Anwendung bey Betrachtung der Welt, von dem Daſeyn einer vernünftigen und freyen Urſache des Univerſums, einer alles regierenden Vorſehung, und einer perſönlichen Fortdauer des Menſchen nach dem Tode, eine ſolche helle und vollkommene Ueberzeugung zu haben, und auch andern mittheilen zu können, daß der Glaube überflüſſig und dieſer unedle Ausdruck eines kindiſchen Gemüthszuſtandes aus der menſchlichen Sprache vertilgt, und das Wort Zuverſicht an die Stelle geſetzt werden könne.“

„So antwortet mir denn. Wenn ich hier in meiner Hand Zwiebeln von Hyacinthen, Tulpen oder andern Blumen hielte, und dieſe Dinge wären euch noch nicht bekannt; würdet ihr wohl, nach allen möglichen Unterſuchungen, die ihr damit anſtellet, auf die Vorſtellung der Blumen kommen, die daraus erwachſen? Würdet ihr, ohne vorher gegangene Nachricht oder Erfahrung, von einer Eichel auf den mächtigen Baum, oder vom Baume auf die Eichel zu ſchließen im Stande ſeyn? Ja würdet ihr nicht auch nach unzähligen erlangten Kenntniſſen dieſer Art, bey Vorzeigung fremder Gewächſe euch von neuem in derſelbigen Verlegenheit befinden? Hättet ihr beym Anblicke einer Ananas, der bloßen Frucht nemlich, wohl errathen, daß ſie zwiſchen zwey Diſtelſtengeln heraus gebrochen wäre? So unwiſſend ſeyd ihr, wo euch doch unzählige Analogien leiten; und ihr wollt über Dinge, wo euch alle Analogie verläßt — über das Innerſte eurer Natur, was ihr ſeyd und ſeyn werdet, wollt ihr mit Zuverſicht entſcheiden können? Ja, ihr wollt ſogar im Stande ſeyn, über das Innere des Alls zu urtheilen, und von der erſten Urſache der Dinge, der Quelle aller Exiſtenz, mit Zuverſicht zu ſagen wiſſen, was ſie ſey, und in welchem Verhältniſſe ihr mit derſelben ſteht?“ —

„Um das Ungeheure eurer Anmaßung, wo nicht zu rechtfertigen, wenigſtens zu entſchuldigen, werdet ihr doch nicht jenen Glauben an Gott und Unſterblichkeit, welchen die Natur allen Menſchen predigt, anführen wollen? Denn ihr redet ja von Vernunft-Erkenntniß und philoſophiſcher Ueberzeugung, und habt immer jenen Naturglauben, der nie als mit irgend einer poſitiven Religion vereinigt angetroffen wurde, ſo geringſchätzig behandelt, daß ihr ihn mit dem Aberglauben in eine Klaſſe ſetztet.“

„Hier eben liegt der Mißverſtand, die perversa ratio, wovon eure Syſteme die Darſtellung und allmählige Entwickelung ſind.“

„Warum redet ihr mit ſolcher Geringſchätzung, ja beynah mit Bitterkeit von dem ſchlichten Menſchenverſtande, der allein doch Geſinnungen, große Thaten, Künſte und Einrichtungen hervorgebracht hat, wovor ihr, wenn ihr etwas nachdenken wollt, wie vor Wundern erſtaunen müſſet? Antwortet! — Ich höre, darum würdigt ihr ihn ſo herab, weil ſeine Mittel keine Mittel einer untrüglichen Erkenntniß der Wahrheit ſind. — Aber was ihr Vernunft nennt, dieſes erhabene Weſen in euch, beſitzt es andre Mittel, als die Mittel des ſchlichten Menſchenverſtandes, um dieſe prüfen und meiſtern zu können? Ihr behauptet, ja; und dieſes Weſen in euch ſey vermögend, überſchwengliche Erkenntniſſe, verknüpft mit der Gewißheit, daß ihnen Wirklichkeit entſpreche, aus ſich ſelbſt allein hervorzubringen.“

„Eine ſolche mehr als prophetiſche, und in ihren Ausſagen untrügliche Vernunft, müßte ſeit kurzem erſt gefunden worden ſeyn; denn die älteren Urkunden und Geſchichten ſcheinen ein ſehr entgegengeſetztes Verhältniß darzuſtellen, und den ſchlichten Menſchenverſtand oder die bloße geſunde Vernunft, in einem weit vortheilhafteren Lichte, als jene überſchwengliche Vernunft, welche ich die ungeſunde nennen möchte, zu zeigen.“

„Der gemeine Menſchenverſtand abſtrahirt, generaliſirt, particulariſirt, urtheilet, ſchließt, kann alles was die Vernunft kann, und wo er iſt, da iſt immer nothwendig auch die Vernunft. Eigentlich ſollte eben ſo, wo die Vernunft iſt, auch allemahl der Menſchenverſtand ſeyn. Von dem Menſchenverſtande abgeſondert, und für ſich allein betrachtet, iſt die Vernunft ein bloßes Vermögen, mittelbar zu ſchließen; ein Vermögen, das Beſondere im Allgemeinen durch Begriffe zu erkennen, oder aus Beſtimmungen des Allgemeinen, Beſtimmungen des Beſondern abzuleiten. Da nun das Beſondere im Allgemeinen ſchon begriffen und vorher gegeben iſt: ſo iſt die Unfehlbarkeit der Vernunft, wenn ſie ſich genau in dieſer Gränze hält, eben ſo begreiflich, wie die Unfehlbarkeit eines Kindes, das im A ein a, im B ein b, im Z ein z erkennet, und was es lieſt, auch buchſtabieren kann. Hingegen ſetzt die Vernunft, in dieſem Zuſtande der Unfehlbarkeit, die gänzliche Entfernung aller Einflüſſe direkter Empfindungen und Wahrnehmungen zum voraus. Die Mittel, dieſer Einflüſſe theilhaftig zu werden, behält der abgeſonderte mit der Anſchauung unzertrennlich vereinigte Menſchenverſtand. Alſo muß die Vernunft, weil ohne Data weder geurtheilt noch geſchloſſen werden kann, auf den Menſchenverſtand, der ſie gebohren, d. i. aus einer möglichen zur wirklichen Vernunft gemacht hat, immer geſtützt bleiben. Vergißt ſie dieſe Abhängigkeit, und wähnt für ſich allein reale Erkenntniſſe hervor zu bringen, ſo wird ſie die ungeſunde Vernunft, und dem gemeinen Menſchenverſtande, den ſie unterdrücken wollte, durch ihre Schwärmereyen zum Gelächter. Vergißt ſie nicht ihre nothwendige Abhängigkeit, ſo läßt ſie dem Menſchenverſtande ſeine Ehre, und macht an keine von ihm unabhängigen Fortſchritte Anſpruch. Sie beſcheidet ſich, wenn ſie zu lehren und darzuthun im Stande iſt, die Erde bewege ſich um die Millionenmal größere Sonne, daß ſie dieſes einer Menge, durch vergleichende Beobachtung offenbar gewordener Thatſachen ſchuldig iſt, und daß dem angeblichen Wachsthume der Vernunft, nur bereicherte Erfahrung, durch Werkzeuge verſtärkte Sinnlichkeit, und die dem Menſchenverſtande anhängende Verknüpfung des Wahrgenommenen überall zum Grunde liege.“

„Und ſo iſt die menſchliche Vernunft, in ihrer Wirklichkeit nichts anders und nichts mehr, als ein Widerſchein und lebendiger Abdruck der Natur und ihres Urhebers, in uns, als wirkſamen, in ihrer Ordnung mitbegriffenen Theilen der Natur. Wir beſitzen ſie nicht als ein Eigenthum, ſondern nur Lehnsweiſe, wie unſer Leben, unſer perſönliches Bewußtſeyn, unſere ganze Exiſtenz, und werden hieran jeden Abend, wenn uns der Schlaf überfällt, und wir in den Vorhöfen des Todes ausruhen, erinnert. Brächten wir das vernünftige Denken aus uns ſelbſt allein hervor, ſo könnten weder Träume noch Fieberphantaſien, da die denkende Kraft dabey dieſelbe bleibt, und nur die äußeren Gegenſtände ein anderes Verhältniß zu ihr haben, unſer vernünftiges Denken in ein unvernünftiges verwandeln.“

„Was uns die feſte Ueberzeugung giebt, unſere Vernunft ſey kein Apoll, ſondern nur die Prieſterin des Gottes, läßt uns zugleich die Erſcheinungen leicht begreifen, welche wir bey denjenigen wahrnehmen, die eine entgegengeſetzte Meynung haben, und nicht allein die Natur, ſondern Gott ſelbſt ihrer Geſetzgebung zu unterwerfen und ihm vorzuſchreiben wiſſen, wie er ſeyn und handeln muß, wenn er Gott bleiben ſoll. Denn da weder die Natur noch ihr Urheber ſich nach dieſen Ausſprüchen fügen können, ſo geht von den ihnen beygemeſſenen Prädikaten eins nach dem andern zu Grunde, bis ſie nichts mehr ſind, und der Apoll den Thron allein behält.“

„Die Enthüllung dieſer Magie, durch welche erſt ein Nichts zu einem Etwas, und hernach durch dieſes Etwas alles zu Nichts gemacht wird, würde uns zu lange aufhalten. Genug, daß bis jetzt kein dauerhafter metaphyſiſcher Gott hat zu Stande gebracht werden können. Den carteſianiſchen oder ontologiſchen Beweis laßt ihr ſelbſt ſo ziemlich fahren. Der Kosmologiſche, wo aus dem Bedingten oder Zufälligen, auf ein unbedingtes nothwendiges Weſen geſchloſſen wird, wenn man ihn auch ſeiner erwieſenen Gebrechen ungeachtet gelten ließe, liefert doch nur eine naturam naturantem, aus der keine redneriſchen oder poetiſchen Floskeln je einen Gott machen werden, ſo gerne mancher auch, auf allen Fall, der Decenz zu Liebe, ihr dieſen Nahmen aufdrücken möchte.“*)

---

*) Auch Spinoza brauchte dieſen Nahmen. Er war aber ſo ehrlich, gemeiniglich hinzu zu fügen: oder die Natur. (extra,

„Es bleibt alſo nur der phyſicotheologiſche Beweis, für den ich, ſo wie der gemeine Menſchenverſtand ihn hergiebt, meine Ehrfurcht ſchon bezeugt habe. Ich ſage, wie der gemeine Menſchenverſtand ihn hergiebt; denn zum Vernunftbeweiſe kann er nicht angeſtrengt werden, ohne zu zerreißen. Das Hyſteron Proteron, welches er in der ſpeculativen Zergliederung darſtellt, iſt ſo auffallend, daß eben kein beſonderer Tiefſinn dazu gehört, um es wahrzunehmen, und Hume allein hat es, in ſeinem nachgelaſſenen Geſpräch, auf mehr als eine Weiſe, und jedesmahl ſehr faßlich dargeſtellt. Und ſo gleichen über dieſen Punkt alle ſpeculative Kinder des ſchlechten Menſchenverſtandes jenem alten Vater der Götter, der unbarmherzig ſeinen eigenen Vater entmannte.“

„Ein ſchon vergeſſener deutſcher Dichter ſagt:

Wie mag der Schöpfer nicht in ſeiner Allmacht lachen,
Wenn ſich das Nichts zu was, und ihn zu Nichts will machen.

„In der That ſollte man vermuthen, das über alle Menſchen ausgegoſſene Licht der Erkenntniß einer alles erſchaffenden und alles regierenden Gottheit, wel-

---

intra, cuncta complexus in se; idemque rerum naturae opus, et rerum ipsa natura. *Plin.*)

ches beſtändiger, umfaſſender, eindringender als das Licht der Sonne, und das wahre Element vernünftiger Naturen iſt, könnte nie Finſterniß in ihnen werden; und doch iſt das Gegentheil durch die Erfahrung bewieſen. Schwerlich hat es je einen wirklichen und eigentlichen Egoiſten, oder auch nur phyſiſchen Idealiſten gegeben; aber wirkliche Gotteslängner waren und ſind in Menge. *) Ja man findet keine Meynung die ſo

---

*) Die unſeren Ohren ſo unangenehmen Worte, Gotteslängner, Atheiſt, könnten vermieden werden, und möchten eingehen, wenn der (ich glaube zuerſt in England gemachte) Unterſchied zwiſchen Deiſten und Theiſten bekannter und durchgängig im Gebrauche wäre. Mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinne hat Kant auf das genaueſte in der Kritik der reinen Vernunft (Erſte Ausgabe S. 631 u. ff. Zweyte Ausgabe S. 659. u. ff.) dieſen Unterſchied beſtimmt. Ich verweiſe dahin, und ziehe nur folgende Stellen aus. „Da man unter dem Begriffe von Gott nicht etwa blos eine blindwirkende ewige Natur, als die Wurzel der Dinge, ſondern ein höchſtes Weſen, das DURCH Verſtand und Freyheit der Urheber der Dinge ſeyn ſoll, zu verſtehen gewohnt iſt, und auch dieſer Begriff allein uns intereſſirt, ſo könnte man nach der Strenge dem Deiſten allen Glauben an Gott abſprechen, und ihm lediglich die Behauptung eines Urweſens oder oberſten Urſache übrig laſſen. Indeſſen, da niemand darum, weil er etwas ſich nicht zu behaupten getrauet, beſchuldigt werden darf, er wolle es gar läugnen, ſo iſt es gelinder und billiger zu ſagen, der Deiſt glaube einen Gott, der Theiſt aber einen lebendigen Gott (summam intelligentiam).“

feſt ſtünde wie dieſe, wenn ſie ſich des Menſchen einmahl bemächtigt hat. So bitter verachtet der Theiſt nicht den gläubigen Bibelverehrer, als der Atheiſt den Anhänger einer Vernunftreligion verachtet. Wer hieran zweifelt, muß mit Philoſophen dieſer Klaſſe nie Umgang gehabt haben, und nicht

---

Wenn aber der Deiſt poſitiv wird, ſetzen wir hinzu, und einen lebendigen Gott nicht mehr bloß ignorirt, ſondern wirklich beſtreitet, indem er glaubt, von dem höchſten Weſen darthun zu können, es ſey nicht als Intelligenz, nicht als perſönliches Weſen, (denn Identität einer Intelligenz iſt nach allen Philoſophien und jeder richtigen Vernunft Perſonalität; ſo daß mit der Perſonalität die Individualität, folglich Selbſtdaſeyn, objektive Wirklichkeit aufgehoben würde) durch Verſtand und Freyheit der Urheber der Welt: ſo werden wir doch ſagen müſſen, ein Deiſt läugne den lebendigen Gott.

Nach meiner Einſicht iſt es nicht gut, den Namen Gottes auch einem nicht lebendigen oder nicht perſönlichen Gotte, der nur iſt der da iſt, ohne zu ſich ſelbſt ſagen zu können, ICH bin der ICH bin, einem ärmeren Weſen, als das ärmſte unter den Lebendigen, beyzulegen. Denn die Zweydeutigkeit, welche dadurch hervor gebracht wird, dringt durch alle übrige Theile der natürlichen Theologie, verwirret ihre Sprache, welche, im Munde des Deiſten, aus einer eigentlichen, zu einer ganz uneigentlichen und myſtiſchen wird, ſo daß es oft die größte Mühe koſtet, den untergeſchobenen Sinn von dem natürlichen der Worte zu entziffern; und bringt zuletzt eine Vermiſchung von Deismus und Theismus zuwege, wobey mit dem größten Verluſte für Verſtand und Herz, die Phantaſie allein ihre Rechnung findet.

einmal in ihren Schriften ſehr bewandert ſeyn. Unter den Franzöſiſchen Encyklopädiſten war Toussaint Theiſt, und man nannte ihn den Capüciner der Geſellſchaft. Philoſophen aus Welſchland kamen nach Genf, und waren nicht zu bewegen, den abergläubigen Voltaire zu beſuchen. Daß der Stolz des Menſchen, mit ihm Unverträglichkeit, in dem hier angegebenen Verhältniſſe wachſen müſſe, ſcheint mir faſt nothwendig. Dabey iſt nicht zu läugnen, daß wir in der Kunſt, Wirkungen der Natur, bloß als ſolche, darzuthun, täglich weiter kommen, und ſehr vieles, was wir ehmals ohne einen Gott einzuführen nicht begreifen konnten, nun weit beſſer ohne das begreifen, und unter ſchon bekannte phyſiſche Geſetze zu bringen wiſſen. Es iſt löblich, auf dieſem Wege fortzugehen, und gänzlich davon abzuſtehen, Gott, als eine bloße zum Behuf der Naturlehre erſonnene Hypotheſe zu betrachten, wo er einem kommenden und fliehenden Irrlichte gleicht, welches unaufhörlich ſeine Stelle verändert, und zuletzt verſchwindet. Mit Recht behauptet Baco, es ſey eben ſo vermeſſen und eitel, nach dem Ewigen im Vergänglichen, als nach dem Vergänglichen im Ewigen zu forſchen. An Baranzan ſchrieb er: De metaphysica ne sis sollicitus: nulla enim erit post veram physicam inventam; ultra quam nihil praeter divina. Anderswo erinnert er an jene berühmte Dichtung, die er eine göttliche nennt, von der goldenen Kette, an der weder Menſchen noch Götter den Jupiter herab vom Himmel auf die Erde ziehen konnten; wohl aber Jupiter ſie von der Erde zu ſich herauf. Beſonders merkwürdig ſind folgende Worte dieſes großen Mannes: „Philosophiae objectum triplex, Deus, natura, homo: et triplex itidem radius rerum. Natura enim percutit intellectum radio directo; Deus autem propter medium inaequale (creaturas scilicet) radio refracto; homo vero sibi ipsi monstratus et exhibitus, radio reflexo.“*)

„Wenn wir nun die Erſcheinungen des refractirten Radii als Erſcheinungen einer Refraction oder Modification des directen Radii zu erklären ſuchen; welch ein Irrthum wird nicht unſere eingebildete Erkenntniß ſeyn? — Und wie wollet ihr, bey euren

---

*) de Augm. Scientiarum. L. III. c. I.

Grundſätzen, euch erwehren, alſo zu verfahren? — Ich frage euch mit feſtem Blicke, und mich ſelbſt erſchütterndem Ernſte: wie wollt ihr deſſen euch erwehren?“

„Oder könnt ihr vielleicht den göttlichen Strahl, ohne das Geſetz ſeiner unendlichen Brechungen zu wiſſen, aus eurem mehr als göttlichen Selbſt, geſondert darſtellen?“

„Ich könnte eingreifender ſeyn und recht auffallend, und hoffe, ihr begreift, daß es mir leichter wäre, es zu thun, als es bloß zu ſagen.“

„Wäre die Gewalt des ſinnlichen Eindrucks nicht unwiderſtehlich, ſo hätten wir wahrſcheinlich noch viel mehr eigentliche Idealiſten und Egoiſten, als wir Atheiſten haben. Und wären Thatſachen von der Art, wie die Schrift verſchiedene erzählt, allen Menſchen hiſtoriſch eben ſo gewiß, wie die Menge andrer Dinge, die ſie bloß hiſtoriſch, aber wie ihr eigenes Daſeyn glauben; ſo würde ein eigentlicher Atheiſt noch ſchwerer zu finden ſeyn, als es ſolche Idealiſten und Egoiſten ſind. Auch hat es Zeiten gegeben, wo kein Wunder ein größeres Aufſehen erregt hätte, als eine lebendige Seele mit der Meynung, es ſey kein lebendiger Gott. Aber ſie entſtand überall dieſe Meynung, und griff um ſich mit reißender Gewalt, ſobald der Glaube an göttliche Herablaſſung in ſichtbarer beſonderer Vorſorge für den Menſchen, und in Theilnehmung an dem Thun und Laſſen eines Jeden insbeſondre nachließ, und poſitive Religion verſchwand. Von der tiefen Unwiſſenheit, welche die Urſache hievon iſt, habe ich, der mit euch redet, ein ſo lebhaftes Gefühl, ja eine ſo deutliche Erkenntniß, daß es mich wenig Ueberwindung koſtet, den Weg nach einem gelobten Lande beſſerer Einſichten ſelbſt über eine Eſelsbrücke zu nehmen.“

„Ich rede nicht um euch irgend eine poſitive Religion gefällig, ſondern allein um euch gegen Menſchen duldſam zu machen, die ohne poſitive Religion ſich nicht zu rathen wüßten. Unſere Schuld iſt dieſe, daß wir nicht begreifen, wie eine bloße Vernunft-Religion eine vernünftige ſeyn könne. Denn die wahre Vernunft erkennet ihre Gränzen, und iſt ſich ihres Unvermögens bewußt, eine ſolche Erkenntniß Gottes, der Welt, und unſeres eigenen Weſens hervor zu bringen, als zu demjenigen Verhältniſſe, welches allein Religion genannt werden kann, erfordert wird.

Die Ueberzeugung des bloßen Menſchenverſtandes aber iſt höchſt unvollkommen, und hat nie für ſich allein eine Religion ausmachen können; ſondern überall, wo nicht ein höherer Unterricht dazu kam, artete Gottesahndung und Ahndung der Unſterblichkeit in Götzendienſt und Aberglauben aus. Darum können wir nicht anders als eure angebliche Vernunft-Religion, für eine philoſophiſche Schwärmerey anſehen, und aus Gründen der Vernunft und einer allgemeinen Erfahrung für entſchieden halten, daß ihr, beym Erwachen aus dieſer Schwärmerey, euch an einem Orte finden werdet, wo ihr gänzlich nicht erwartetet zu ſeyn.“

„Imbecillitatem hominis und securitatem Dei wechſelsweiſe zu vereinigen, lehret das Syſtem zu dem wir uns bekennen. Sein großer Inhalt iſt, der Bund eines guten Gewiſſens mit Gott, welcher nicht errichtet und gehalten werden kann mit einem gänzlich unbekannten Weſen, oder das wir nur erſonnen und erdichtet haben, und Gott heißen, wenn es gleich von ſich nicht weiß, und noch weniger von uns; ſondern allein mit einem wahrhaft wirklichen, im allerhöchſten Grade ſich ſeiner ſelbſt bewußten, das iſt perſönlichen Weſen — dem lebendigen, als ſolcher dem Menſchengeſchlechte menſchlich offenbar gewordenen, Gotte.“

„Euer harter Widerwille gegen dieſe Lehre nimmt uns Wunder. Wenigſtens iſt der Ekel, womit ihr euch davon wegwendet, der Beſchaffenheit eines ächten Philoſophen nicht gemäß. Denn „wenn nichts ſo ungereimt iſt, das nicht ein Philoſoph gelehrt hätte, ſo müßte einem Philoſophen auch nichts ſo ungereimt vorkommen, daß er nicht prüfen und unterſuchen ſollte, ehe er ſich unterſtünde es zu verwerfen. Der Ekel iſt ein Merkmahl verdorbener Eingeweide oder verwöhnter Phantaſie.“*)

„Saget, was iſt das im Chriſtenthume, wodurch es ſo ausſchließlich, ſo überſchwenglich thöricht und lächerlich in euren Augen wird? Eure Einwürfe dawider, wider eine Natur und Geſchichte allein aufklärende und lebendig machende, über beyden ſicher ſchwebende, und den gleitenden Verſtand des Menſchen feſthaltende Religion; ſind ſie wohl erheblich in Vergleichung mit denen, welche eure ſelbſtgemachte Offenbarung drücken? Sehet gegen euer Spinnengewebe, gegen den brüchigen unaufhörlich entfliehenden Faden, den ihr, hie oder da, nachdem ein Wind euch führet, anwerft — ſehet die feſte Kette in unſerer Hand! Wie oft ihr es auch verſuchtet, ihrem Zuſammenhange zerſtörend beyzukommen, und künſtlich eine Schnur zu drehen, die in einem fortgienge und zuverläſſiger wäre, weil an ihr kein Glied brechen könne: iſt euch nicht beydes allemahl mißlungen? Unſere Kette, was man über ihre Form, Beſchädigungen und angeſetzten Roſt auch ſagen mochte, bewies das feſteſte Metall im Innern, und hielt; dahingegen eure Fäden nie zuſammenlaufen, und nur zum Anfange einer Schnur ſich in einander ſchlingen wollten. Alſo faſſet den Entſchluß, entweder eine nothwendige und vollkommene Unwiſſenheit über alle dieſe Dinge anzunehmen, oder die Gründe unſeres Glaubens minder ausgelaſſen zu verſpotten.

---

*) J. G. Hamann.

Wenigſtens enthaltet euch jener ungerechteſten aller Verfolgungen, da ihr uns, ohne Unterſchied, als Verfolger zu verleumden bemüht ſeyd. Wir wünſchten ja nichts ſo ſehr, als daß ein freyes Bekenntniß eurer Lehre euch geſtattet würde, gönnten euch theiſtiſche Kirchen, ja auch theiſtiſche Thürme und Glocken, als die Hauptſache für euch, nach der wohl motivirten Meynung des ehrwürdigen Spalding. Und da euch dieſes nicht geſtattet iſt, ſind wir ſogar geneigt, eure Bemühungen, das Chriſtenthum in bloßen Theismus allmälig zu verwandeln, von der beſten Seite anzuſehen. Nur müßt ihr nicht begehren, daß wir euch ſogar die Hände dazu bieten, und das Geheimniß eurer Künſte nicht entdecken ſollen. Haltet ihr die Vertilgung des chriſtlichen Glaubens für eine der Ehre und dem Glücke der Menſchheit höchſt erſprießliche Unternehmung: ſo glauben wir daſſelbige von dem, was zur Erhaltung und Beförderung deſſelben geſchieht: und was kann wohl eurer Meynung ein Vorrecht vor der unſeren geben? Ihr werdet doch nicht behaupten wollen, daß alles, was nur eine poſitive Religion ausſchließt, darum ſogleich gewiſſe Vernunft und Wahrheit; hingegen alles, was poſitive Religion nicht ausſchließt, ausgemachter Unſinn und Irrthum ſey? Worauf ſtützt ſich alſo die mehr als vorzügliche, die abſolute Autorität eurer Meynung? Ihr erſchaffet euch ſelbſt dieſe Autorität durch eine ſeltſame Einbildung, als wohnte in euch ein beſonderes Weſen, welches euch, man weiß nicht wie, die reine Wahrheit ſagt. Ihr nennt es die Vernunft, und verwirret dadurch die Begriffe auf eine unverzeihliche Weiſe. Denn die Vernunft iſt kein Orakel; ſie kann nur urtheilen und ſchließen; und ſetzt bey ihren Erkenntniſſen, das edlere und weit eher göttliche Anſchauungsvermögen zum voraus, von deſſen einſchränkenden Bedingungen im Menſchen ſie ihre Form hat, und das Siegel unſerer Unvollkommenheit, aber zugleich unſerer Erhabenheit über die Thiere iſt. Wie wolltet ihr von dieſer Vernunft allein Unterricht empfangen, durch ſie allein gelehrt und getrieben werden können? Auch begreift ihr das ſinnliche Vermögen und die Erfahrung wirklich mit darunter, und ſchließet allein den Unterricht einer poſitiven Offenbarung aus: Eure Behauptung wäre doch am Ende die, welche ich euch Anfangs nicht beyzumeſſen wagte. Damit ſtimmen auch die Aeußerungen der Menge eurer Jünger, die von der Vernunft weiter nichts wiſſen, als daß ſie alle poſitive Offenbarung verwirft, am beſten überein. Die ungereimteſten Combinationen, die ſeichteſten Syſteme, das grillenhafteſte Gewebe, aus fremden oder eigenem Unrath des Gehirns, heißt Philoſophie, kann mit der Vernunft zum wenigſten beſtehen, und wird dieſe zuverläßig weiter bringen. Nennt mir einen Aberglauben, eine Schwärmerey, welche dem, was ſich aus dieſer mit Zuverläſſigkeit weiſſagen läßt, an ſchädlichen und ſchändlichen Folgen gleich käme? Doch kaum bedarf es mehr einer Weiſſagung, und ihr ſelbſt habt Erſcheinungen bemerkt, die aus keiner andern Quelle floſſen. Euch aber ſchien dieſe keimende Saat nur Unkraut, welches in der Nacht der Feind unter euren Waizen geſäet hätte, und ihr nahmt zu Capuzinermäßigen Sermonen und Prügeleyen eure Zuflucht, um den böſen Geiſt und ſein Hexenweſen, Päpſtliche Influenz, Krypto-Jeſuitismus, *Aberglauben überhaupt*, recht kräftig zu bannen. Gleichwohl hatte ein Mann, dem ihr vertraut, euch eine beſſere Weiſung ſchon gegeben. Ich meyne keinen geringeren als Mendelsſohn, der, was euch ſo unbegreiflich erſchreckt hat, nicht für Auswüchſe des Glaubens, ſondern, wie wir, für Folgen des Unglaubens anſah.*) Und was ihr auch hiegegen einwenden möchtet, ſo könnt ihr wenigſtens aus keinem Aberglauben, der aus irgend einer poſitiven Religion erwachſen wäre, den *Illuminatismus* herleiten. Von dem Manne, der ihn blos realiſirte, iſt nicht die Rede,**) ſondern von

---

*) Wahrſcheinlich wird auf folgende treffliche Stelle gedeutet. „Wenn ſeichte Philoſophie und Unſittlichkeit die Gemüther verwildert haben; ſo ſehnen ſich die Menſchen wieder nach *Kindereinfalt*, und verfallen wieder in *Kinderthorheit*. Man will lieber von *Geſpenſtern* umgeben ſeyn, als in einer todten Natur zwiſchen lauter Leichnamen wandeln. Man will lieber im Schlaraffenlande, als länger ohne Gott leben. — Wie oft iſt ein Ungeziefer verordnet, einem noch ſchädlicheren Ungeziefer Einhalt zu thun! Tödtet jenes nicht, ohne für dieſes geſichert zu ſeyn. Greifet das Uebel bey ſeiner Quelle an, oder laßt ihm ſeinen Lauf!" — Was vorhergeht, iſt nicht weniger vortrefflich. S. Berl. Mtſchr. 1785. 1ter Th. S. 133-135.

**) Und gewiß noch weniger von den Gliedern ſeines Ordens.

dem Geiſte der ſein Weſen bildete, und nun in zwey Bänden Originalſchriften, die ich für die wichtigſten Urkunden des Jahrhunderts halte, ſichtlich und greiflich genug geworden iſt.“

„Sagt, was fehlt eurem Eifer, um Feuer und Schwerd wider eure Gegner zu gebrauchen? Wahrlich nichts, als ein politiſches Uebergewicht. Schickt man doch in Kriegen, bloß eines äußerlichen niedrigen Vortheils wegen, tauſende von Menſchen in einen gewiſſen Tod, und niemand heißt es ungerecht: warum nicht wenige einzelne Perſonen aufopfern, welche dem höchſten Intereſſe der Menſchheit, der Alleinherrſchaft der

---

Ich ſelbſt ſtand vor vier Jahren auf der Schwelle dieſes Tempels, und daß ich, anſtatt hinein zu treten, umkehrte, geſchah nicht, weil ich Böſes ahndete, ſondern in die Kraft der Mittel, die das Gute wirken ſollten, kein Vertrauen ſetzte. Männer, die ich ehre, liebe, bewundere, haben anders gedacht. Daß der Orden Glieder hatte, welche die größte Hochachtung verdienen, wird ſelbſt in München erkannt, und darf auch dort öffentlich geſagt und gedruckt werden.

Was den Stifter anbelangt, ſo gefällt er mir in ſeinem mit Teufeln bemahlten Sanbenito-Hemde beſſer, als in dem ausgebleichten, ausgeglätteten Gewande ſeines bekehrten Syſtems. Die beſte Apologie für einen jeden Menſchen, iſt eine treue und lebendige Darſtellung ſeines Charakters und ſeiner Umſtände. Wie viel

Vernunft, entgegen wirken? Wäre nicht die Unterlaſſung bey dem feſten Glauben an die aus eurem Innern hervor gehenden Götterſprüche, im höchſten Grade inconſequent und thöricht?“

„Wir aber, die eure Meynungen nicht für untrügliche Götterſprüche, und was jene Meynungen euch eingiebt, keinesweges für die Vernunft halten, ſehen bey dem Fortgange eurer Unternehmungen die größeſten Gefahren, und möch-

---

mehr für einen Mann von ungemeiner Energie und vorzüglichen Gaben! Noch mehr, wenn ein ſonderbares Gemiſche hindernder und fördernder Umſtände ihn ungewöhnlich reizten und ſpannten, und er in einer Lage geboren und erhalten wurde, wo er nur allmählig und von ungefähr zu ſich ſelbſt kommen, mit ſich und der Welt vertrauter werden konnte. — Nicht wenige Stellen in der Apologie des Mißvergnügens und des Uebels beweiſen unwiderſtehlich eine Seele, welche die Natur ſchön und edel gebildet hat; ſie beweiſen, daß Weishaupt viel zu gut für den Verſuch war, aus dem Geiſte unſerer Zeit, der nur ein Geſpenſt iſt, ein lebendiges handelndes Weſen zu machen. Aber ſelbſt bey dieſem Mißgriffe hat er ſich genommen, wie ein Mann. Was er wollte, konnte nicht werden; aber was werden konnte, hat er zur Wirklichkeit gebracht. Er ſteht vor unſern Augen da, der genius saeculi; nicht wie ihn die irrende Phantaſie des Künſtlers nach verworrenen Vorſtellungen entwarf, und in himmliſcher Geſtalt erblickte, ſondern nach der Wahrheit; und die ihn anbeten, als den Gott der Götter, mögen ihn nun ſehen, wie er iſt.

ten lieber ſelbſt dem Stuhle zu Rom, als dem ſchrecklichen, unter dem Namen der Vernunft gepredigten Dienſte eurer Eitelkeit uns unterworfen ſehen. Keine Meynung iſt gefährlich, ſobald ein jeder die ſeinige frey ſagen darf. Eine jede aber iſt es, wenn ſie die einzige ſeyn will, und zu einem gewiſſen Grade der Herrſchaft wirklich gelangt. Denn es iſt die Natur der Meynung zu urtheilen, ſie würde die einzige ſeyn, wenn es den Menſchen nicht an Vernunft mangelte: folglich ſich mit der Vernunft zu verwechſeln. Oder habt ihr je einen Eiferer gekannt, der geglaubt hätte, nur für ſeine Meynung, nicht für die Wahrheit und ihre offenbarſte Erſcheinung zu eifern? Alle berufen ſich auf Gründe, Beweiſe, Evidenz: folglich auf Vernunft.“

„Wir wünſchten daher um eurer ſelbſt willen, daß ihr in euch gehen, und nicht mehr die Vernunft für ein Ding halten möchtet, welches daran erkannt werde, daß es den Menſchen eure Meynung beybringe; deſſen eigentliches Weſen aber darin beſtehe, alles aus den Fingern zu ſaugen, oder nur ſo Geſogenes aufzunehmen. Denn es iſt unmöglich, daß dieſe Vorſtellungsart die Zergliederung aushalte, und auf die Dauer ihren Ruhm behaupte.“

Den 12. Dec.

Hier brach ich geſtern ab, und beſchied den Mann auf heute, mir das übrige zu dictiren. Aber er hatte noch ſo gewaltig viel zu ſagen, daß ich für das Klügſte hielt, ihm auch nicht eine Sylbe weiter zu erlauben, ſondern, wie Du geſehen haſt, die Sache kurz und gut mit einem Striche auszumachen.

Auch iſt gerade nun der Punkt beſtimmt, den ich deutlicher anzugeben und heraus zu bringen wünſchte, als den einzigen, den Stark, bey ſeinem Angriffe auf unſere Religionsverbeſſerer, ins Auge hätte nehmen müſſen: dieſen nemlich, „daß eine „ausſchließliche Anmaßung geſunder Vernunft, der „wohlfeilſte, eigenmächtigſte und unverſchämteſte „Selbſtruhm ſey, durch welchen alles zum voraus „geſetzt wird, was eben zu beweiſen war, und „wodurch alle freye Unterſuchung der Wahrheit ge-

„waltthätiger, als durch die Unfehlbarkeit der römiſch-katholiſchen Kirche ausgeſchloſſen wird.“ *)

Wenn Stark auch noch ſo orthodox war, ſo hatte er genug an dieſem oder einem ähnlichen Texte, um bey der Ausführung ſein Gewiſſen vollkommen beruhigen zu können, ohne doch irgend einem Nichtchriſten, der nicht philoſophiſcher Päpſtler, Proſelytenmacher und Verfolger wäre, zu nahe zu treten. Dann war alles, was nur die Vernunft lieb hat, auf ſeiner Seite. Denn in demſelben Grade, wie man die Vernunft lieb hat, iſt man denen zuwider, die nur ihre Meynung lieb haben, und die Vernunft ſo wenig kennen, daß ſie glauben, ſie beſtünde in gewiſſen angenommenen beſondern Sätzen.

Sind dergleichen Leute Theiſten, ſo iſt nach ihnen Vernunft und Theismus einerley; ſind ſie Atheiſten, Vernunft und Atheismus. Kurz, ihr Glaube iſt allemal die Vernunft, und ſie wiſſen auch die Vernunft eines andern an nichts als an ſeinem Glauben zu erkennen. Sie unterſuchen nicht,

---

*) J. G. Hamann's Zweifel und Einfälle. S. 18.

wie er empfindet, wahrnimmt, beobachtet, urtheilt und ſchließt; ſondern fragen nur, was er für Meynungen hat: ob dieſe mit dem Canon übereinſtimmen oder nicht übereinſtimmen, das entſcheidet.

Alſo nicht der Theismus unſerer Aufklärer, ſondern allein ihr Papismus und Verfolgungsgeiſt mußte aufgedeckt und angegriffen; und dawider die Sache der Vernunft, derjenigen nehmlich, die nicht ein leeres Wort, oder was nur dieſer oder jener aus ſeinen Fingern geſogen hat, ſondern die ganze ungetheilte Erkenntnißkraft des Menſchen iſt, auf das gründlichſte vertheidigt, und in ihren Rechten behauptet werden.

Der unglücklichſte Gedanke hingegen, den unſer Doctor Theologiae haben konnte, war derjenige, den er wirklich ausgeführt, und damit einen neuen ſtarken Beweis gegeben hat, daß er gewiß recht fern von allem Jeſuitismus iſt. Wie unpolitiſch, faſt möchte ich ſagen, wie unüberlegt, die Theiſten ſo unbedingt und allgemein bey den Chriſten, die ecclesiam triumphantem bey der ecclesia pressa, Caesarem Augustum oder Tiberium bey dem Senat zu verklagen!

In unſern Tagen, wo man mit dem Vorwurfe des Glaubens brandmarkt, wer könnte vor Beſchuldigungen des Unglaubens erſchrecken? Alles, was Ton giebt, iſt ja ſogleich wider den Hottentoten, der es ſich durfte einfallen laſſen, dergleichen vorzubringen; und voll Eifer für den Menſchenfreund, den ein Pinſel in die Verlegenheit ſetzte, ihm nicht geradezu ins Geſicht lachen zu dürfen. Und was nun auch der Pinſel für Unrecht erlitten, für Drangſale mag erduldet haben; ſo iſt ihm nie zu viel geſchehen, und ohne weitere Unterſuchung gilt der Menſchenfreund das doppelte, was er zuvor gegolten.

Doch es vereinigen ſich jetzt mehrere Begebenheiten, um unſer Publikum in Abſicht ſeiner Leiter aufzuklären, die es, wie Stark ganz richtig ſagt, nicht wie ein ehrwürdiges Publikum, ſondern wie einen Tanzbären behandeln und an ihrem Seile herumſchleppen. Man iſt immer ein wenig was man ſcheint, und wer einen Drachen zu Babel oder einen Nebucadnezar als Götter anbeten kann, trägt zwiſchen ſeinen Schultern ſchwerlich einen denkenden Kopf. Es fügt ſich aber nicht immer, daß ſo ein Drache von den Küchlein eines Daniels mitten entzwey geborſten da liege; oder ein Nebucadnezar dergeſtalt getroffen werde, daß man ihn von nun an nackend auf allen vieren gehen und Graß freſſen ſehe. Alſo iſt es rathſam, ſich durch etwas minder auffallende Zeichen zur Noth erwecken, und von einer ſchmählichen Verehrung abbringen zu laſſen. Eine Nation, die unter der Influenz ihrer Journaliſten ſteht, gleicht einem Hofe, wo die Antichambre und der Gewiſſensrath die erſte Rolle ſpielen.

Du erwähnſt des Swedenborgs in Deiner Erklärung, deſſen Philoſophie ich nur aus Kants Träumen eines Geiſterſehers, Oettingers Auszügen, und mündlichen Berichten von Freunden kenne. Vorigen Sommer fand ich zu Aachen bey D* die Monthly Reviews, und darin Beurtheilungen zweyer Schriften von Swedenborg, deren Ton mir auffiel, weil ich ihn mit dem, welchen man in Deutſchland genommen haben würde, verglich. Der Schluß der einen war mir in dieſer Hinſicht ſo merkwürdig, daß ich eine Abſchrift davon nahm. Der Recenſent bemerkt, nach gemachtem Auszuge, daß, wie ſonderbar auch die Einbildungen dieſes Swedenborgs wären, ſie doch nichts enthielten, was den Sitten, der Religion, der allgemeinen Glückſeligkeit zuwider liefe, ſondern, im Gegentheil, Wohlwollen, Frömmigkeit und allgemeine Liebe in reichem Maaße; und endigt mit folgenden Worten: „Let men enjoy their *influxes;* let them converse with their *angels*: let them publish their *collectio somniorum.* What are their *dreams* to us? — If they suffer us to sleep in peace, let them dream on; and we will heartily wish them, good night.“ *)

Wie weit ſind wir mit unſerm höhnenden, ſchimpfenden, haſſenden, lügenden, verfolgenden, bitterböſen Vernunft-Enthuſiasmus von dieſer Weisheit entfernt; wie weit davon entfernt, nur ſo vernünftig zu ſeyn, uns nicht mit ſchwärmeriſchem Eifer zu bemühen, den Narren bloß von ſeiner Kappe zu curiren, und — ihm die unſrige, die wir für einen Nimbus oder eine Lorbeerkrone halten, aufzuſetzen

---

*) „Laß die Menſchen ſich an ihren Einflüſſen weiden; laß ſie mit ihren Engeln ſich unterhalten; laß ſie ihre Collectio somniorum herausgeben. Was haben wir uns um ihre Träume zu bekümmern? — Wenn ſie uns nicht hindern, in Friede zu ſchlafen, ſo mögen ſie nur voran träumen, und wir wollen ihnen von ganzem Herzen eine gute Nacht wünſchen.

Kann wohl ein Thor ſeine Thorheit des heutigen Tages für etwas anderes, als eine neue Thorheit des morgenden Tages hingeben? Umſonſt iſt der Tod, und allein von der Luft läßt ſich nicht leben, Wir müſſen dem Thoren ſeine Thorheit abkaufen, ihm etwas beſſeres, auf der Stelle brauchbares, dagegen geben können. Ihm nichts als unſere *abſolute* Vernunft anzubieten, wäre Fopperey. Sie die alles ſoll vertreiben, herbeyſchaffen und erſetzen können, iſt noch lange nicht ſoviel als Luft; ſie gleicht dem Steine der Weiſen, den der Bettler mit ſeinem faulſten Lumpenrocke noch zu theuer erkaufen würde. — Wunderbar! Wir wollen den Leuten eine Vernunft machen, wodurch ſie vernünftig; eine Tugend, wodurch ſie tugendhaft werden; und ſie werden vernünftig und tugendhaft, wie man durch Alchymie reich wird. Die Pferde ſind hinter dem Wagen geſpannt, und wir ſind eingeſtiegen, hören die blaſenden Hörner; das Klatſchen der Peitſchen, ein Juchhe und Vivat der umgebenden Menge, und glauben im vollen Fluge zu ſeyn.

Lächerlich genug; aber eine Poſſe auch das Lachen zu vertreiben. Die Infallibilität und allerhöchſte Befugniß einer zwiſchen Himmel und Erde ſchwebenden Phantaſie, die ſich Vernunft nennt, woran alſo jeder Menſch Anſprüche hat; iſt eine Lehre, die zu den ſchrecklichſten Anmaßungen nicht allein führen kann, ſondern die mehreſten Menſchen, man nehme ſie aus welcher Klaſſe man wolle, nothwendig führen muß. Wozu hat ſie Weishaupten, einen ſo vorzüglichen Mann, nicht verleitet, dem es gewiß Ernſt war, da er ſchrieb: Mon but est de faire valoir la raison. Was ſie andern Menſchen zuläßt, und vielleicht zur Pflicht macht, ſehen wir vor Augen. Der fromme Betrug iſts nicht allein, ſondern es läßt ſich nichts erſinnen, das nicht eben ſo fromm werden könnte. Da iſt weder Maaß noch Gränze. Der Mangel äußerlicher Gewalt bedeutet wenig, und kann fürchterlich erſetzt werden. So umgaben keine Häſcher mit Beilen und Ruthen die Volkstribunen der Römer, und kein Heer ſtand ihnen zu Gebot; aber was vermißten ſie daran? Eine thörichte Menge und eine glatte Zunge waren ihnen mehr als das. Da ertönte jede Verſammlung von ihren Warnungen vor Gefahren, womit andere Bürger der allgemeinen Wohlfahrt drohten, und vom Ruhme ihrer eigenen Rechtſchaffenheit und Tugend; Rotten, die ſie angerichtet hatten, um die Menge ſicherer zu feſſeln, verſchafften ihrem eigenſüchtigen Willen jene Entſcheidung, welche man die Stimme Gottes nennt. Mit dieſer Stimme verleumdeten ſie, ſchändeten ſie, mordeten und verwüſteten ſie, und ließen nicht ab, bis ſie vollendet hatten, und das Werk den Meiſter preiſen konnte.

Ich hoffe von unſeren Deutſchen, trotz dem niederſchlagenden Anſcheine, daß eine ſolche Vollendung unter uns doch nicht zu Stande kommen werde. Nur noch mehr ſolcher Bübereyen, wie man neulich wieder gegen † † und † † ſich erlaubte; und hernach die Männer ſelbſt, wie jene nun aufgetreten ſind. — Neben ihnen die Tribunen in zürnender Verwirrung, daß ſie frech ausrufen: „Diesmal, und allemal, was auch, wenn ſie auf das blindeſte und ausgelaſſenſte geſpottet und geläſtert hätten, nachher geſchehen und bewieſen werden möchte, wären und blieben ſie dennoch der Mund der Wahrheit; denn das ſey ihre beſondere Natur!“ — Dergleichen Contraſte fahren elektriſch durch alle Glieder, und wecken ſchlummernde Kräfte. Ja, er muß und er wird wachſen, wo noch Seele iſt, jener

Muth, der einen Huß begeiſterte, daß er ſich braten ließ, wie eine Gans, weil er im Geiſte den Schwan ſah, den ſie wohl würden ungebraten laſſen:

Das mag denn auch über Dich und mich kommen; ich biete Dir darauf die Hand!

. . . Petimus non singula busta,
Discretosque rogos; *unum da fratribus ignem!*

Eine ſo beſcheidene Bitte wird die herrſchende Göttinn ſelbſtſtändiger Vernunft uns unglücklichen Majeſtäts-Verbrechern, bey aller ihrer Strenge, doch wohl nicht verſagen. — Lebe wohl!

Jacobi.

Schreiben

an Friedrich Nicolai*)

Pempelfort den 28. Julii 1788.

Hemſterhuis, mit einem ganzen Zuge aus Münſter und andere Freunde, die ſchon hier waren, und dazu kamen, haben mich verhindert, Ew. geehrtes Schreiben vom 20ten Junii früher, als heute zu beantworten.

Sie haben mich wirklich in Verlegenheit geſetzt. Gewöhnlich pflegt man einem Manne, deſſen Namen man als eine böſe Note anführt; gegen den man mündlich und ſchriftlich viel arge Dinge ausgeſtoßen, mit großem Eifer wiederhohlend eingeſchärft und in alle Wege verbreitet hat — einem ſolchen Manne pflegt man gewöhnlich nicht zu ſchreiben; noch weniger ihm Schriften voll beleidigender Ausfälle gegen ihn, mit der ernſthaften Zumuthung zu überſenden, daß er aus Sympathie dieſe Ausfälle gerecht und billig finden ſoll. Sie, mein Herr! haben dies gethan. Was ſoll ich Ihnen antworten? —

---

*) Nicolai hatte mir ſeine Schrift: Friedr. Nicolai's öffentliche Erklärung über ſeine Verbindung mit dem Illuminaten Orden 1788 mit einem weitläuftigen Briefe geſchickt, worin er die Ausfälle, welche er in jener Schrift auf die voranſtehende Abhandlung über den frommen Betrug gethan, als ihm durch ſeine Lage abgedrungen, zu entſchuldigen ſuchte auch von dem Illuminaten-Orden und viel Anderem handelte.

Auch ich bin geneigt, Mißverſtändniſſe, ſo viel an mir iſt, zu heben und zu verhindern. Darum entſchloß ich mich, Ihren Brief zu beantworten, ſo geneigt ich auch war, Ihrer Erlaubniß gemäß, ihn als ungeſchrieben anzuſehen und ſtillſchweigend bey Seite zu legen. Höchſt wahrſcheinlich hätten Sie mein Stillſchweigen aus einer ganz andern, als der wahren Quelle hergeleitet, und das wollte ich nicht.

Laſſen Sie uns nun die Hauptpunkte Ihres Briefes miteinander durchgehen. Ich werde bey jedem nur das allernöthigſte bemerken.

Sie bedauern, „daß ich mich mit Starken in eine Klaſſe ſtelle," und verſichern, „daß Sie mich nicht mit ihm in eine Klaſſe ſtellen.“ Dieſes verſtehe ich nicht genug.

Ich habe mich für Starken erklärt:

1. In ſo fern ich die ganze Hypotheſe von einbrechendem Katholicismus für ein Hirngeſpinſt, und Starkens Gründe wider die Thatſachen, welche dieſe Hypotheſe tragen ſollten, für eingreifend und niederſchlagend halte.

2. In ſo fern ich das Verfahren gegen Stark und die dabey angewendeten Mittel verabſcheuungswürdig finde.

Heißen Sie dieſes ſich mit Starken in eine Klaſſe ſtellen?

Ich kenne Starken nicht; bin nie in Verbindung mit ihm geweſen; habe, meines Wiſſens, keinen Menſchen nur geſehen, der in Verbindung mit ihm war, oder ihn gekannt hätte, außer Hamann; der zu Starkens Freunden eben nicht gehörte.

Meinethalben mag alſo gegen ihn perſönlich an den Tag kommen, was da will: wenn er nur nicht mit den Jeſuiten verſchworen war, ganz Deutſchland katholiſch zu machen, und einer herbeygeholten Finſterniß einen ſehr unnatürlichen Sieg über das da ſeyende Licht zu verſchaffen: ſo habe ich, da mein im Muſeum gefälltes Urtheil ſich genau in den Schranken der vorhin angezeigten zwey Punkte hält, dabey nicht das geringſte zu verantworten.

Daß man jetzt die Sache gerne anders ſtellen, und den erſten und eigentlichen Geſichtspunkt aus den Augen rücken möchte, ſehe ich wohl; aber ich zweifle, daß es gelingen werde. Die Bemerkung liegt zu nahe, und es iſt noch in zu friſchem Andenken, daß der weiße Talar und die rothe Mütze eines Templariſchen Klerikers das goldene Fließ nicht waren, welches ſo große Zurüſtungen veranlaßte, und deſſen Gewinn die angewandten außerordentlichen Maaßregeln erfodern, und am Ende rechtfertigen ſollten.

Geſetzt, es käme auch dazu, daß Stark, ohne ſtrafbarer zu ſeyn, als tauſend andere Menſchen, um alle Ehre dadurch gebracht würde, daß man jede Verirrung ſeiner Jugend, jeden Fehltritt ſeines reifern Alters mit ihren oft unvermeidlichen Folgen erforſchte, zuſammenwürfe, dann zum Behuf neuer Combinationen, wieder auseinander riſſe, und nicht abließe, bis die Menge unwiederbringlich gegen ihn eingenommen wäre: was hätten wir alsdann? Einen geſchändeten Mann, und weiter nichts. — Ihn wird man zuletzt bedauern, und allmälig das Verfahren ſeiner Dränger allgemein in dem Lichte ſehen, worin es ſchon jetzt eine nicht geringe Anzahl kaltblütiger Beobachter erblickt. — Ich gehe zu Lavatern und den Illuminaten über.

Sie behaupten: was Lavater in ſeiner Rechenſchaft, zweytes Blatt, von einem Spionenorden und einem Plane wider das Chriſtenthum beybringe, gelte nicht, wie er nun verſichere, die Illuminaten, ſondern die Berliner; denn, ſagen Sie, „es würde ja „höchſt lächerlich geweſen ſeyn, wider ein ſo unwirk„ſames Ding, wie der Illuminaten-Orden war, „ganz Deutſchland ſo feyerlich aufzurufen, und nicht „einmal zu ſagen, was er meyne.“

Was er meyne, hat Lavater, ſo viel ich mich erinnere, deutlich genug geſagt; nur nicht, wie es heiße; und hiezu konnte er mehrere wichtige und ſehr gute Urſachen haben. Wahrſcheinlich ſah er den Illuminatismus nur für die zufällige Form eines Geiſtes an, der mehrere Geſtalten, und auch mehrere zugleich annehmen könne. Dieſer Geiſt aber blieb überall derſelbige, und mußte ſich auch in allen ſeinen verſchiedenen Formen und Einkleidungen auf eine ſehr ähnliche Weiſe äußern. Lavater mag daher wohl auch an die Berliner gedacht, an Sie wohl gar vornehmlich gedacht, und nicht allein Illuminatismus und Berlinismus im Grunde für einerley Ding, ſondern dieſen ſogar für das Urding gehalten haben.

Sollten Sie, mein Herr! im Ernſte, dieſen Geiſt und ſein Weſen für ſo ohnmächtig halten, daß es darum allein ſchon lächerlich wäre, ſeinen Unternehmungen ſich zu widerſetzen? Sollten Sie dieſes auch nur in Abſicht des Illuminaten-Ordens, wie inconſiſtent er auch geweſen ſey, behaupten wollen? — Mir deucht, eine jede Form, die aus den herrſchenden Neigungen und Ideen einer gegenwärtigen Zeit zuſammenfließt, iſt leicht conſiſtent genug, um in einem ſolchen Zeitraume zu wirken. Was jene Neigungen befriedigt und erhöht, was dieſe Ideen entwickelt, mannigfaltiger zuſammenſetzt und ausbildet, wird, ſo lange die Periode dauert, mit Eifer durchgängig umfaßt, mit fruchtbarer Liebe gehegt, und alles ſcheint zu einem Ganzen der Vollkommenheit, in immer wachſenden Harmonien, durch die

Vorſteher einer ſolchen Bildung geleitet zu werden. — Aber ſehr gut iſt es, wenn man ſich dabey des vom Abbate Gagliani angeführten Bratenwenders erinnert, wo ein künſtlicher Mann in einem fort den Spieß zu drehen ſcheint, da es doch im Gegentheil der Spieß iſt, der den Mann in Bewegung ſetzt, jener aber ſeine Schwingung einem ſehr complicirten Räderwerke im verborgenen zu verdanken hat.

Nur entgegen dem herrſchenden Geiſte einer gegenwärtigen Zeit, entgegen einem allgemeinen Schwunge, dem eine Verwickelung von unzähligen Urſachen, Richtung, Maaß und Dauer beſtimmt, läßt ſich — durch Veränderungen an dieſem oder jenem Theile, der ſchon mit im Schwunge iſt — nichts erhebliches ausrichten; und ſo bin ich weit entfernt, von einer andern Seite die allerhöchſte Unwirkſamkeit des Weishauptiſchen Syſtems zu läugnen. Denn in der That hatte ſich dieſer Mann auch ſolche Zwecke vorgeſetzt, die in der gegenwärtigen Verfaſſung keine Antriebe fanden, und glaubte den Abgang durch Vernünfteleyen und Geſchwätz erſetzen zu können, welches in alle Wege unmöglich iſt. — Dazu kann man die Menſchen durch Unterricht und Ueberredung allmälig und mit genauer Noth noch bringen, daß Sie zu Erreichung ſolcher Gegenſtände, für welche ſie ſchon in Bewegung ſind, die zuträglichern Mittel (wenn ſie nahe genug bey der Hand ſind) anwenden; dazu aber nicht, daß ſie die Gegenſtände ihrer wirklichen Neigungen gegen ein Schattengewebe von Begriffen vertauſchen, nnd ſich von nun an, treu und ſtandhaft, mit einem kalten oder warmen Enthuſiasmus behelfen, der ſeine eifrigſten Adepten ſelbſt bey der erſten Gelegenheit im Stiche läßt. — Es iſt aber in dem Geiſt unſerer Zeit das Gegentheil zu glauben, und mit allen Kräften der Ueberzeugung zu widerſtreben, daß Grundſätze, die wirklich befolgt werden, immer nur Abſtrakta einer anderswoher ſchon beſtimmten Thätigkeit ſind; folglich nie dieſer Thätigkeit das Daſeyn geben, und ihr Anfang ſeyn können. Darum erregt eine jede Grille ſo leicht unſere Aufmerkſamkeit; wir begreifen nicht, warum, was ſich einigermaaßen denken läßt, und in der Einbildung erſcheinen kann, nicht auch wirklich gemacht und in der That erſcheinen könnte, und laſſen über dem

Raiſoniren und Imaginiren, Natur, Geſchichte und Erfahrung aus der Acht.

Ich rede nicht bloß von gemeinen Köpfen, ſondern auch von den beſten, und wundere mich alſo gar nicht darüber, daß unter dieſen ſo viele waren, die dem Syſtem der Illuminaten, in ſo fern es wirklich die Welt verbeſſern ſollte, ihren Beyfall ſchenkten. Sie werden es alſo nicht als eine Beleidigung aufnehmen, wenn ich auch Sie, wenigſtens dem Princip nach, unter dieſe Gläubigen ſetze. Denn, wie könnte ich anders, da Sie eine unendlich ſchwerere Sache, als was Weishaupt je verheißen hat, nehmlich die Verwandlung des Proteſtantismus in Papismus durch geheime Verbindungen für möglich, und die Gefahr für ſo groß und dringend gehalten haben, daß ſie ganz Deutſchland auf die feyerlichſte Weiſe dawider aufzurufen für nöthig hielten. Ich möchte nicht, wenn ich vor dieſer Gefahr gezittert hätte, daß man von mir ſagte: ich hätte die Entwürfe des Illuminaten-Ordens, als unwirkſam zum Guten, wie zum Böſen, nur verachtet und verlacht.

Ich gehe zurück zu Ihrem Briefe, wo Sie in unmittelbarer Verbindung mit dem eben angeführten, es für den höchſten Grad des Lächerlichen erklären, daß Lavater ſeine Rechenſchaft, 2tes Blatt, an Meiners ſollte gerichtet haben, wenn er darin auf Meiners Ordensbrüder, die Illuminaten, gezielt hätte.

Auch auf dieſes iſt das eben geſagte ſchon Antwort, und ich füge nur noch die Erinnerung hinzu, daß Weishaupt ſelbſt von gebohrnen Illuminaten redet, welche zum Orden gehören, ohne darin aufgenommen zu ſeyn; und von andern, die nicht zum Orden gehören, wenn ſie gleich zu hohen Graden darin gelangen. Dieſe Bemerkung ſcheint mir ſehr richtig und ſo halte ich, zum Beyſpiel . . . . . r . . . . ph für einen der ausgezeichneteſten Illuminaten unter denen, die von Mutterleibe dazu verſchnitten ſind, und dagegen viele andere wackere Männer, die Prieſter und Regenten im Orden waren, für keine Illuminaten. Unter dieſe rechne ich Meiners, welches gewiß auch Lavater thut.

Uebrigens weiß ich, daß Lavater wenigſtens ſchon im Jahre 85 Kenntniß und ſehr richtige Begriffe vom Illuminatismus hatte. Er wußte auch um Leuchſenrings Thätigkeit für dieſen Orden, und wie derſelbe durch Proſelytenmachen der Proſelytenmacherey zu ſteuern ſuchte. Herr Leuchſenring wird doch wohl nicht zweifeln, daß Lavater in ſeiner 2ten Rechenſchaft auch an ihn, und zwar hauptſächlich in dieſer Rückſicht gedacht hat? —

Der ſelige Hamann ſchrieb mir im Februar 86: — „Auch bin ich ziemlich aufs reine mit der „paniſchen Furcht der Berliner Diana vor dem „Papſtthum, das in Deſpotismus, Infallibilität, Unterdrückung des göttlichen Worts und der heiligen „Schrift, Werkheiligkeit und einer ganzen Pandorabüchſe beſteht, und nicht extra, ſondern intra muros Iliacos geſucht werden muß.“

Ueber meinen Zwiſt mit Mendelsſohn, und die daraus entſtandenen Mißhelligkeiten würde ich Ihnen nun noch offenherzig meine Gedanken ſagen, wenn es mir die Zeit erlaubte. Auch werden Sie eben ſo müde ſeyn, zu leſen, als ich es bin, zu ſchreiben. Auf den Mittag erwarte ich den Profeſſor Büſch aus Hamburg, der mir heute früh ſeine Ankunft wiſſen ließ. In ſo guter Geſellſchaft kämen

Sie wohl auch, wenn Sie hier wären, und es ſollte kein Gaſtmahl der Lapithen werden.

Ich weiß meinen langen Brief nicht beſſer, als mit denſelben Worten zu ſchließen, womit Sie den Ihrigen geſchloſſen haben. „Verzeihen Sie, „wenn ich allzu offenherzig und auch vielleicht allzu „weitläufig geweſen bin. Es iſt die Abſicht mei„nes Briefes nicht, irgend ein Mißverſtändniß zu „vermehren, und ich hoffe nicht, daß Sie ihn da„hin ausdeuten werden. Glauben Sie, daß ich ihn „wohl ungeſchrieben hätte laſſen können, ſo ſehen „Sie alles als ungeſchrieben an, ausgenommen die „Bezeugung der Hochachtung, mit welcher ich ver„harre

Ew. Wohlgebohren ergebenſter Diener
F. H. Jacobi.

Bruchſtück eines Briefes
an
Johann Franz Laharpe
Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Pempelfort le 5 mai 1790.

Vous allez, Monsieur, acquérir de nouveaux droits à ma reconnaissance, car voilà encore deux de mes amis que je prends la liberté de vous adresser et de recommander à vos bontés: M. Forster, Bibliothécaire de l'université de Mayence, et M. Alexandre de Humboldt de Berlin. Le premier, assez connu pour avoir été du second voyage de Cook dans les mers du Sud, et par l'histoire de ce voyage qu'il a donnée au public, vous intéressera dès la premiere conversation que vous aurez avec lui; vous verrez, que pour être un homme distingué, il n'a pas besoin de ce ruban de renommée qui le décore, et j'ose vous l'annoncer hardiment comme une des personnes les plus estimables et les plus aimables de l'Allemagne. Quant à M. de Humboldt, il ne prévient pas pour lui, comme M. Forster, dès le premier abord; mais si vous le faites parler, ce jeune homme vous étonnera par la foule et la perfection de ses connaissances, par la justesse de son esprit, enfin par l'ensemble de ce qui est en lui, que vous trouverez on ne peut pas mieux ordonné.

Ces Messieurs viennent de parcourir les Pays-bas et une partie de l'Angleterre; ils vous raconteront, comment ils ont entendu crier à toute force dans les rues et dans les maisons de Bruxelles, de Gand et d'Anvers: „Non, nous ne voulons pas être libres; c'est notre ancienne constitution que nous voulons!“ Ces cris m'ont rappelé un assez méchant propos qu'un de vos Aristocrates osa tenir en prenant congé de la Salle d'Hercule: **C'est une si ~~belle chose que la liberté~~, qu'on veut avoir la sienne et celle des au-**

tres. S'il a dit vrai, il faudra plutôt admirer que blâmer le peuple qui déclarera, ne pas vouloir de cette belle chose là. Mais que voudra-t-il donc? Pourra-t-il ne pas vouloir l'égalité des devoirs et des droits, la soumission de tous aux lois d'une exacte justice? Hélas oui, il le pourra! Il le pourra, puisqu'il n'y a rien que les hommes en général haïssent autant que l'égalité, rien qu'ils aiment autant, que de primer, d'opprimer, de régner.

On répliquera peut-être, qu'il en était ainsi aux temps de l'anarchie des passions qui prétendaient toutes également à la domination; qu'aujourd'hui leur empire est détruit; qu'on a trouvé „une maniere fixe d'être gouverné par la seule raison*); qu'au moyen de cette maniere fixe le vice et surtout la folie vont devenir plus difficiles que ne l'étaient autrefois la vertu et la sagesse; qu'il n'existera plus qu'une passion unique, celle de la justice, de la modération, de la soumission volontaire et parfaite à toutes les conditions de la liberté et du bonheur.

---

*) Worte Mirabeau's.

Eh bien, qu'on nous fasse donc connaître au plus vite la seule raison et cette maniere fixe qui la rend tout d'un coup si prodigieusement exécutive. Chez nous jusqu'ici la raison ne fut jamais seule; et considérée comme un être abstrait ou de pure raison, elle ne nous paraît ni législatrice, ni exécutrice, mais purement judiciaire, purement applicative de déterminations données à des objets donnés. C'est un porte-lumiere superbe; mais par elle-même elle ne saurait ni éclairer ni mouvoir. Ne regardant, ne connaissant ni l'individu ni la personne, n'ayant aucun but hors d'elle-même, et ne pouvant en premier ressort en établir aucun, notre désir d'être heureux la touche si peu, qu'elle n'en tient aucun compte, qu'elle le foule même à ses pieds. Or nous voulons à toute force être heureux et nous haïssons cette raison insolente qui n'a ni coeur ni entrailles, qui, venant à se mêler de nos affaires, n'a que des sacrifices à nous proposer et qui nous commande comme si nous étions faits pour elle, tandis qu'elle est faite pour nous. A-t-on jamais entendu dire, que dans tel individu la raison se sert de son homme? Au contraire on a toujours dit que tel homme se sert ou ne se sert pas de sa raison; elle est donc naturellement et essentiellement dans la dépendance de l'homme, elle lui est soumise, et il n'y a de merveilleux dans ce ministre de nos volontés, que le ton absolu avec lequel il est en possession de prononcer des arrêts nuls.

Et voyons comment vous nous réfuterez, vous qui n'avez su déduire je ne sais quels droits de l'homme, (car vous vous abstenez sagement de définir les premiers termes) que de ce même désir d'être heureux que nous opposons à votre seule raison, et qu'en bonne philosophie vous ne parviendrez jamais à identifier avec elle? Vous êtes même allés jusqu'à soutenir que le désir d'être heureux est la base et a été le principe de toute société. Comment? Est-ce donc parce que j'ai désiré d'être heureux que j'ai père et mère? Est-ce ce désir qui m'a donné la faim, la soif, le mouvement spontané, mes affections, mes passions, mon instinct — cet instinct dont les échos répétés sont ce que vous nommez la raison? Nous n'en croyons rien. Un premier ressort indéfinissable mais décidément antérieur au désir d'être heureux amène tout ce qui arrive, dirige tout ce qui se compose. L'homme vit en société puisqu'il ne saurait naitre qu'en société; de là ce terme de **Nation** qui s'est maintenu au travers des siecles et que vos superbes autonomes mêmes ont préféré à celui de peuple. Les différentes sociétés se sont formées comme les instrumens artificiels que nous avons ajoutés, ajustés, substitués à nos membres, à mesure que les circonstances nous en ont indiqué l'occasion et les moyens. Aujourd'hui que nous sommes environnés des constructions les plus merveilleuses d'un savant mécanisme, irons-nous chercher la raison de nos mains, le principe de nos organes vivans dans les résultats progressifs de leur emploi, en prenant assez étourdiment les résumés abstraits de l'expérience pour des principes réels qui sont nécessairement antérieurs à toute expérience, à tout raisonnement? — Puisque nous avons une logique et que cette science nous démontre le mécanisme de la raison appliquée aux sensations, croirons-nous que le secret de la pensée même nous a été révélé dans la théorie du syllogisme, et celui de la nature et de la cause première dans les Catégories de l'école? Soutiendrons-nous que les expédients de l'esprit en sont les ressorts primitifs; que les conditions accidentelles de son action en sont les conditions absolues, l'expression immédiate de sa puissance effective, et que bientôt nos systèmes perfectionnés nous dispenseront du besoin humiliant d'avoir du génie?

Je m'explique mal peut-être. Au hasard de m'expliquer encore plus mal, de me rendre encore plus inintelligible, j'ajouterai la considération suivante. Nous avons la faculté des signes arbitraires, que nous substituons aux objets pour en proportionner la conception à notre intelligence, ce que nous appelons acquérir des idées claires, distinctes, générales; faculté tellement merveilleuse, que Hobbes la prit pour la raison même de' l'homme, et ne fit pas en cela une bien grande méprise. Cet apperçu saisi, si, partant de là, nous allions imaginer que l'art de la parole pût être perfectionné au point que les articulations de la voix obtiendraient une valeur aussi précise, aussi forcément reconnue par tous les hommes, que les signes naturels et complètement représentatifs des géomètres, si bien que dès-lors les constructions immédiatement intuitives de ceux-ci n'auraient plus aucun avantage sur les constructions purement verbales, et que tout discours exactement phrasé serait une démonstration rigoureuse: si réfléchissant encore, que dans le calcul, les formules arithmétiques une fois trouvées, on arrive à des résultats sûrs par un enchainement de procédés purement mécaniques; si partant de toutes ces considérations nous allions imaginer de plus, qu'il ne serait peut-être pas impossible de perfectionner le discours au point que nous nous expliquerions infiniment mieux ne sachant pas ce que nous disons, que le sachant: ces imaginations, ces projets, si c'était la seule raison ou la raison transcendante du désir transcendant d'être heureux qui nous les suggérât; jugerions-nous que cette raison est bien sage? Cependant c'est du plus au moins. — —

Mais je m'apperçois, Monsieur, que j'abuse étrangement à votre égard de ma portion dans notre faculté commune des signes arbitraires. Je venais de relire avec admiration et reconnaissance la lettre pleine de réflexions justes, de pensées lumineuses, que vous m'aviez fait l'honneur de m'écrire en novembre dernier, et ma vanité me faisant croire; qu'il pourrait y avoir quelque rapport entre votre façon de voir et la mienne, je cherchais une tournure pour m'expliquer avec vous sans trop exposer mon amour-propre. Je me suis égaré sur la route. Je visais à me cacher derriere votre ministre des finances qui tout récemment a dit à vos régénérateurs: „On voit en considérant votre grand ouvrage, les plus hardies conceptions, la marche la plus imposante; mais toutes les parties de votre vaste édifice ne sont encore unies que par des combinaisons nouvelles dont aucune expérience ne démontre la stabilité.“ En me couvrant de cette autorité, en citant M. Necker, vous ne pouviez pas au moins me soupçonner d'être antiréformateur; et si malheureusement vous trouviez ensuite mes raisonnemens mauvais, je vous accusais hardiment d'être prévenu contre le ministre, et me consolais de ma disgrace.

De bonne foi, il n'y a rien que j'honore comme les vertus, comme la belle ame de M. Necker; je l'adore dans ses intentions évidemment dirigées vers le plus grand bien de l'humanité. Deus est mortali juvare mortalem . . . . fessis rebus subveniens. Quant à l'assemblée nationale, je la trouve infiniment conséquente dans son fanatisme intellectuel, et je pense que tout homme en état d'apprécier les différens efforts qu'elle a faits

Univ.Bibl. München

pour réaliser sa conception, ne saurait lui refuser l'hommage de son admiration. On pourrait lui appliquer cette devise que Leibnitz trouva pour la pendule: Solem dicere falsum audet.

Mais voilà ce mot de soleil qui me rappelle un autre propos bien remarquable. Une dame française disait qu'elle concevait parfaitement l'utilité de la lune, puisqu'elle nous éclairait pendant la nuit, mais qu'elle ne saurait imaginer à quoi le soleil pouvait être bon en plein jour. Supposé que la maniere fixe d'être gouverné par la seule raison (surtout pour un peuple de 25 millions d'ames qu'il faudrait commencer par avoir réunies par la seule raison dans un seul corps politique) fût un plein jour sans soleil; cette erreur n'appartiendrait pas exclusivement aux législateurs français; c'est l'erreur du siecle. Aujourd'hui dans tous les pays policés on entend presque également invoquer la seule raison, comme on invoquait autrefois la grace d'en haut; cette grace suffisante, dont il a été dit, qu'elle ne suffisait pas. C'est un malentendu de la raison avec elle-même, que la rapidité de nos progrès dans les sciences exactes ont très-naturellement amené, et que d'autres progrès n'auront pas de peine à corriger. Il est impossible que l'expérience ne nous désabuse pas bientôt sur la suffisance de la seule raison, sur tous ces projets de construire le fonds avec la forme, les désirs avec la volonté, l'être raisonnable avec sa conception abstraite, la vertu avec son précepte, toutes les causes avec les effets de ces causes.

Au reste, Monsieur, si nous autres tout environnés encore des scandales du paganisme politique, que nous abhorrons depuis longtemps, — si, dis-je, nous ressentions quelque humeur contre vous, de ce que trop pressés de faire votre salut, vous avez oublié la charité au point de vous métamorphoser et de commencer le règne de mille ans, avant que nous ayons eu seulement le temps de nous faire baptiser, pourriez-vous nous trouver inexcusables? Jamais il n'y a eu un moment d'espérance plus beau pour nous, que celui de la convocation de vos Etats-Généraux; et quand à leur ouverture nous entendîmes ces paroles adressées à la nation: „Quelle jouissance vos ames doivent éprouver en la présence d'un roi juste, vertueux! Nos ayeux ont regretté sans doute de n'avoir pu contempler Henri IV au milieu de la nation assemblée. Les sujets de Louis XII avaient été plus heureux, et ce fut dans cette réunion solemnelle qu'il reçut le titre de père du peuple. C'est le plus cher, c'est le premier des titres pour les bons rois, s'il n'en restait un à decerner au fondateur de la liberté publique.“ A ces derniers mots nos coeurs se précipitaient tous vers le trône de Louis XVI, devenu celui de l'humanité triomphante, devenu le siège de la majesté réelle, qui ayant une fois apparu sur la terre, devait en faire disparaître toutes les fausses images.

Oui, et je ne rougis pas de l'avouer, l'effet de ces dernieres paroles sur moi fut tel, que j'en fondis en larmes. Je courus chercher mes amis, mes connaissances, pour me soulager en leur communiquant mon émotion; mais jamais je ne pus prononcer devant eux ces paroles qui m'avaient pénétré; je tremblais, je pâlissais, les larmes étouffées me coupaient la voix.

Eh, quel souverain aurait osé différer longtemps de suivre l'exemple de Louis XVI comblé de gloire, devenu, non le martyr, mais le héros de la liberté, le modérateur des empires, les délices de l'univers! Ayant affermi, en constatant ses devoirs envers le peuple, ce qu'il y avait de véritablement divin dans ses droits, conservant sa dignité, l'agrandissant, devenant plus puissant, même plus absolu: ce grand roi ôtait par le fait à la tyrannie tous ses prétextes. Alors le goût abject du pouvoir arbitraire, livré à l'exécration publique, à la haine, au mépris, bientôt au ridicule, fuyait dans ces mêmes ténèbres où la vérité venait de laisser ses fers, s'élançant en tonnant vers le ciel et versant des torrens de lumière sur les peuples.

Est-il besoin, Monsieur, qu'après ceci je prononce encore plus distinctement mes regrets devant vous, que je les développe, que je les justifie? — Mais en même temps que vous nous désespérez sous le rapport de notre intérêt politique, vous nous ravissez en revanche en autant que nous sommes philosophes; car le phénomene que vous venez de faire paraître sur l'horizon de la pensée est unique, et ses développemens vont être tels que jamais rien de plus remarquable et de plus instructif n'aura été offert à l'observation des hommes. Sous ce dernier rapport je défie qui que ce soit de s'intéresser plus vivement que moi à vos succès. Il est vrai que j'ai de la peine à me représenter les fruits de ces succès exactement conformes aux conceptions de vos législateurs; mais aussi je ne crois pas, à l'imitation de la très-grande pluralité des gens éclairés d'aujourd'hui, que l'inhabilité de mon imagination soit l'inhabilité de la nature même; je ne crois pas avec eux, que la forme très-accidentelle de cette imagination mobile soit l'archétype des lois invariables de l'univers et la base constante de toute raison. Quand le fondateur du christianisme dit à ses disciples: je vous fais apôtres, allez soumettre les nations à ma doctrine; tout philosophe qui l'aurait écouté, sachant quels étaient ces disciples, se serait moqué du projet, et toutefois le philosophe aurait eu tort. Luther certainement se serait moqué de lui-même, si, lorsqu'il afficha ses theses à Wittemberg, une idée qu'il allait changer la face de l'Europe lui était venue passer par la tête. Je n'en dirai pas autant de Pierre l'Hermite, car celui-ci pensa bien faire ce qu'il a fait, et ce n'est pas de sa faute que depuis cela se soit défait.

En citant le divin réformateur de l'ancienne loi, je me suis rappelé ce mot admirable du vieux habit auquel on ne doit pas mettre une pièce de drap neuf, parce que la pièce qu'on y ajouterait, emporterait une partie de l'habit et qu'il n'en serait que plus déchiré. Vos législateurs semblent s'être bien pénétrés de cette maxime; ils font tout à neuf et mettent le plus grand soin à ne laisser subsister aucune trace entre le passé et l'avenir. Ils rappelent encore l'exploit de cette verge miraculeuse de Moïse qui se jeta sur les verges des Mages du roi d'Egypte et les dévora toutes sans en laisser échapper aucune. On sait comment dans la main de Moïse, ce conducteur ne resta jamais en défaut, et fit arriver heureusement les Hébreux dans la terre promise, aujourd'hui la terre sainte. La verge miraculeuse de votre assemblée constituante est la seule raison; et si l'assemblée possède la seule véritable et parvient à la faire gouverner, vous aurez la terre promise, qui deviendra aussi la terre sainte. Mais c'est sur ces deux points: la seule et la seule véritable, que je crains qu'il n'y ait quelque méprise. Je vais m'expliquer.

Vos législateurs en mettant la main au grand oeuvre d'une constitution qui serait une manière fixe d'être gouverné par la seule raison, et par conséquent de gouverner par la seule raison, l'un supposant l'autre, ont dû et ont voulu arrêter des principes de raison pure par la raison pure. En conséquence de cela ils ont délibéré et arrêté:

„Que les hommes naissent et demeurent libres et égaux en droits.“ Ils n'ont pas défini, ils n'ont pas même expliqué ce que c'est qu'un droit; ce que c'est qu'un droit qu'on a; ni, par conséquent, comment il arrive à l'homme d'avoir des droits, de les avoir en naissant. Cette qualité particulière ou cette prérogative des droits qu'on a, est uniquement établie par son attribution pure et simple à un être nommé; et cet être nommé n'est qualifié et désigné que par cette attribution.

Mais il est dit que „ces droits sont naturels et imprescriptibles; qu'ils s'appelent Liberté, Propriété, Sureté et Résistance à l'oppression. De la Liberté il est dit „qu'elle consiste à pouvoir faire tout ce qui ne nuit pas à autrui.“ Les droits de propriété, de sureté et de résistance à l'oppression, ne sont ni définis, ni déterminés d'une maniere explicative; mais on voit que l'oppression consiste à empêcher les autres de pouvoir faire tout ce qui ne nuit pas à autrui. On voit encore, et surtout par l'ensemble des projets faits pour la déclaration des droits, et par les discussions qui ont eu lieu à ce sujet, que l'assemblée constituante non constituée a très bien entrevu, que les droits de nature, éternels, imprescriptibles qu'elle établissait, reposaient tous sur le fait d'une existence donnée, dont l'homme est en possession. Elle a donc résolu, pour qu'il y eût un premier principe de droit, indépendant, absolu, que, dans le principe, la possession fût la raison de la possession; que le fait fît le droit.

Comme il m'a paru, qu'en procédant de cette manière, on allait directement à l'établissement de la loi du plus fort, et sachant que l'assemblée nationale voulait néanmoins à toute force, que cette loi fût abolie, déracinée, anéantie: je n'ai pas eu de repos que je ne fusse parvenu, au moyen d'une analyse suivie, à bien comprendre l'opinion du corps législatif et à pouvoir rendre un compte exact de la mienne.

Permettez-moi, Monsieur, de présenter mes résultats à votre examen. J'abrégerai tant que je pourrai. Les voici.

Nous appelons la puissance physique force, la puissance morale droit.

L'homme ne parvient pas à l'existence par un exercice ou une application de sa puissance physique, puisque cet exercice ou cette application suppose déja l'existence donnée. A plus forte raison il n'y saurait parvenir par sa puissance morale qui, sous ce rapport, n'offre qu'un terme absolument vide de sens.

Mais l'existence de l'homme une fois donnée, elle se conserve, ou l'homme existant se maintient, en déployant cette puissance intime que nous appelons instinct.

L'instinct, en derniere analyse, est désir.

Le désir se compose du sentiment pénible d'un besoin, joint au sentiment agréable (pour la plupart du temps infiniment obscur) de ce qui peut le satisfaire. Il est le principe unique de toute activité, de toute perfectibilité dans l'homme.

L'activité et la perfectibilité de l'homme seront donc nécessairement toujours en raison composée de l'être et du non-être, du bien et du mal, dont son ambigu personnel fera l'entredeux et comme le point de réunion.

Si l'homme n'avait qu'un seul désir indivisible, son activité idéale serait nulle; il vivrait sans réflexion, ne ferait aucun retour sur lui-même; il aurait tout au plus quelque idée de ce que les choses sont par rapport à lui; bonnes ou mauvaises; mais il n'aurait aucune idée de ce qu'il est lui-même par rapport aux choses; il serait complètement privé du sens moral.

L'homme ayant plusieurs désirs, si ces désirs ne se trouvaient jamais en opposition ou en collision entre eux, mais se succédaient de manière qu'il pût les satisfaire tous également: il ne ferait encore que suivre le courant de son existence, et n'aurait aucune idée du bien et du mal comme en étant l'auteur.

Mais les nombreux désirs de l'homme étant souvent opposés les uns aux autres, et se faisant réciproquement résistance, aucun de ces désirs ne pouvant conserver par conséquent son mouvement direct, ils sont nécessairement par des mouvemens de réflexion ramenés tous vers leur principe commun, le désir absolu de l'individu, dont ils n'étaient que des émanations partielles.

Le désir absolu de l'individu (ce désir considéré dans son principe) est l'essence même de l'individu; c'est la puissance par laquelle il est ce qu'il est. Nous n'appercevons cette puissance que dans les résultats de ses rapports avec d'autres puissances. Car l'existence de tout être fini supposant coëxistence, nul individu ne peut avoir le sentiment de son être, sans avoir en même temps le sentiment plus ou moins distinct de ses rapports, c'est-à-dire des êtres différens de lui, sur lesquels il est de toute part appuyé, et qui sont les conditions nécessaires, les médiateurs, les entremetteurs de son existence. Ainsi le sentiment qu'il a de son être doit se trouver en quelque sorte englouti par le sentiment de ses relations; et nécessité de se définir par ce qui n'est pas lui, il doit encore disparaître d'autant plus à ses propres yeux, qu'il est susceptible d'avoir des sensations plus claires et plus distinctes.

Mais sensation suppose un être sensible. Dès que celui-ci disparaîtrait, la sensation disparaîtrait avec lui. Il est donc tout aussi impossible qu'il y ait perception de rapports sans perception ou sentiment de soi, qu'il est impossible qu'il y ait sentiment de soi, sans perception de rapports. Le fond est pour le moins aussi nécessaire à la forme que la forme l'est au fond; et quoique la forme de tout individu, (cette forme considérée dans sa plus grande extension) embrasse l'ensemble des êtres, cet ensemble, tout infini qu'il est, doit néanmoins s'accommoder au fini de l'individu en tant qu'il lui est formel, en tant qu'ils font situation ensemble; sans quoi il n'y aurait pas de rapports entre eux, la partie n'appartiendrait pas au tout, l'individu n'existerait pas.

Ainsi l'individu, aussi long-temps qu'il existe, se compose avec tous les autres êtres comme ceux-ci se composent avec lui. S'il n'était quelque chose par lui-même, il ne serait ni ne deviendrait jamais quelque chose dans aucun sens, sous aucun rapport; s'il n'avait pas une activité primitive à lui, il ne pourrait intervenir d'aucune manière dans une action quelconque. Chaque individu a donc une essence et une existence à lui bien déterminée et réelle, quoique infiniment relative; et cette essence de l'individu, jointe à sa dépendance, est ce que nous appelons dans les différens êtres leur nature particulière.

La conservation et l'amélioration de cette nature particulière est l'objet du désir absolu de l'individu.

On peut comparer les désirs particuliers, ou, pour parler plus exactement, les affections explicites de l'individu, au tronc et aux branches d'un arbre, dont la racine est cachée en terre: aussi l'arbre est-il un être organisé, un individu, une nature vivante.

Toutes ces affections particulières n'étant que le désir absolu même de l'individu, déterminé ou modifié d'une certaine manière, il est impossible qu'aucune d'elles, considérée en elle-même, ne soit conforme à la nature de l'individu, et par conséquent naturellement légitime. De là cette définition du droit naturel, qui le fait consister en ce que la nature enseigne à tous les animaux.

Cette définition que les philosophes modernes ont rejetée, avec mépris, est la seule qui présente une idée du droit vraiment universelle et tout-à-fait exacte.

Si mon chien, pendant que je continue d'écrire, allait s'emparer du levraut qu'on vient de me servir pour mon souper, il suivrait son appétit auquel nul autre appétit s'opposerait, et son action serait, on ne peut pas plus légitime. Mais si après avoir usé de son droit de se nourrir comme il peut, il a été rudement fouetté, il aimera mieux à l'avenir, quand il sera tenté à la vue d'un rôti, se conserver dans cet état pénible, que de passer à un état très-douloureux.

A présent, donnons de la réflexion à ce

chien, et supposons qu'en recevant les coups de fouet, il se rappele, qu'un jour, ayant attrapé un os superbe, un autre chien le lui enleva par surprise; que furieux il se jeta sur le ravisseur et le mordit jusqu'à ce qu'il eut lâché prise; puis, qu'ayant revu ce chien un autre jour, la colère le reprit et qu'il se vengea de lui une seconde fois. Les coups reçus et ces réflexions faites, l'animal en train de méditer n'aura par de peine à se mettre tour-à-tour à la place du maitre dont il a surpris le rôti, et de cet autre chien qui lui enleva son os; il comprendra la colère de son maître, et devra trouver très-naturel d'avoir été battu. Alors, se retrouvant le lendemain vis-à-vis du rôti de son maître, il est possible, s'il a très-peu d'appétit, qu'il s'abstienne du rôti par un pur sentiment de justice; car se souvenant de sa colère contre le chien qui lui enleva son os, il ne pourra l'imiter sans avoir surmonté un sentiment de colère contre lui-même, que la sympathie, résultat de l'identité des cas abstraits, doit nécessairement lui faire éprouver: mais si l'appétit devient plus vif, adieu la sympathie abstraite; le rôti sera mangé, si la crainte des coups ne vient à son secours. Cette crainte même succombera à un appétit plus fort; l'animal s'élancera sur le rôti, et, s'il est bien affamé, se laissera plutôt assommer que de lâcher sa proie.

Qu'on me dise si le droit de nature et le pouvoir de la raison ne sont représentés au vrai et bien développés dans cet exemple. La raison isolée qu'on définit la faculté des idées distinctes, c'est-à-dire abstraites; la faculté de comparer ces idées, d'arriver progressivement à des notions générales, d'en redescendre ensuite par des idées moyennes aux idées particulières, pour reconnaitre celles-ci et les mettre à leur place: enfin la raison considérée comme la faculté de l'analyse et de la synthese, de la synthese et de l'analyse, en un mot du syllogisme, cette raison ne saura jamais faire autre chose que raisonner, c'est-à-dire juger; jamais elle ne pourra par elle-même imprimer un mouvement quelconque. Son action ressemble à celle du papier monnaie ou de change qui n'a qu'une valeur absolument représentative, et dont les espèces sonnantes sont l'idée moyenne.

Cependant nous avons accordé à notre chien doué de réflexion la capacité de se déterminer par un sentiment de pure justice? Oui, mais sentiment n'est pas raison, d'après la définition généralement reçue, du moins en France. Le sentiment de pure justice de notre chien avait la colère pour base, et encore ce sentiment ne conservait-il son action qu'aussi long-temps, que le chien dans un état d'abstraction et ne se voyant qu'en idée pouvait s'identifier avec son maître. Mais une affection plus vive ne l'eut pas plus tôt tiré de ce rêve idéal, que rendu uniquement au besoin qui le presse, sa justice disparut.

C'est un véritable escamotage que ces substitutions continuelles avec lesquelles nous parvenons à établir nos théories de droit naturel, et à attribuer à la raison une puissance législative et exécutive qu'elle ne saurait avoir. Au moyen du terme abstrait Homme, nous identifions deux conceptions un peu moins abstraites, Lui et Moi. Ces deux conceptions ayant été identifiées, nous pouvons dès-lors les substituer indifféremment l'une à l'autre; elles ne font, sous la dénomination d'homme, qu'une seule et même conception. Or, des qualités contradictoires ne pouvant coëxister dans un même être ou dans sa conception bien déterminée, il est impossible que j'affirme de l'homme, ce que je nie de l'homme; impossible que j'accorde à l'homme moi, ce que je refuse à l'homme lui; et voilà le principe du droit naturel rigoureusement établi.

Mettons à présent à la place de lui homme lui animal, et l'égalité de devoirs et de droits entre lui et moi disparaîtra aussi-tôt. Et ce qu'il y a de très-remarquable, c'est que, malgré que nous puissions nous identifier encore avec les animaux sous le titre d'êtres vivans et sensibles, et que même cette individuation nous soit très-familière, nous n'en tenions cependant aucun compte et laissions les droits

„éternels, universels et sacrés des êtres sensi„bles dans l'oubli et dans le mépris.“ Les Noirs ont des amis; pourquoi les baleines, les morues, les harengs, n'en ont-ils pas? Que nous tuions les loups, les bêtes fauves, que nous fassions la guerre aux insectes, à la bonne heure; puisqu'il n'y a pas moyen de s'arranger avec eux et qu'ils nous nuisent; mais en quoi les poissons de la mer, des lacs, des rivières nous sont-ils nuisibles? Les mangerions-nous uniquement pour nous en garantir et parce qu'ils nous empêchent de faire tout ce qui ne nuit pas à autrui? parce qu'ils sont oppresseurs et ravisseurs? Je demande, en quoi leur droit à l'existence est moins valide que le nôtre; pourquoi leur vie nous parait moins sacrée, leur meurtre une chose innocente? Ne serait-ce que parce que leur organisation plus ou moins inférieure à la nôtre les prive de ces sensations mieux articulées auxquelles nous devons la qualité supérieure de notre mémoire, de notre imagination, l'institution des signes arbitraires, enfin toutes ces ressources, tous ces expédiens d'une intelligence en peine, que nous sommes accoutumés de comprendre sous le mot de raison? Mais dans ce cas les Noirs qu'on assure nous être très-inférieurs en raison ou en intelligence explicite, ont bien à tort des amis si chauds en Europe; alors il faut soutenir, que les droits des hommes sont dans la proportion de leurs moyens intellectuels; il faut soutenir, que la supériorité d'un blanc, même sur un autre blanc, pût être telle, qu'il oserait en conscience le faire engraisser et servir sur sa table. Aristote en soutenant la domination et l'esclavage naturel, n'a pas poussé ses raisonnemens aussi loin, et cependant nous avons osé le trouver inexcusable!

Pourquoi ne pas dire ce qui est? — Oui, nous dévorerions nos enfans comme la truie dévore ses petits, si l'amour que nous avons pour eux, si nos autres affections pouvaient laisser approcher de nous un aussi abominable appétit. Donnez de la réflexion, des idées distinctes, tout ce qu'il faut pour le raisonnement, à la truie, mais sans changer ses affections, sa nature; elle n'en dévorera pas moins ses petits. Ce qu'elle n'avait fait que brutalement, elle le fera maintenant avec réflexion, et cet animal vorace en paraîtra d'autant plus dégoûtant, d'autant plus horrible à nos yeux.

Mais n'est-ce pas dégrader la raison que d'avancer une pareille doctrine? Je ne le crois pas. Séparer de la raison tout ce qui n'est pas elle, n'est pas la dégrader, c'est la révéler, c'est la montrer dans son plus grand éclat. Demandez à vous-même, si, en élevant votre esprit jusqu'à l'idée d'une intelligence pure, jusqu'à l'idée du principe de toute raison, vous osez lui attribuer des abstractions, des raisonnemens, des calculs, des notions, l'usage des signes arbitraires et du syllogisme; enfin si vous osez lui attribuer aucun de ces moyens de conception, d'imagination, de mémoire, d'identité recueillie, dont vous vous glorifiez comme d'autant d'attributs divins, et qui, si nous les approfondissions, nous feraient évidemment connaître, qu'à peine sortis du néant, nous sommes encore tout environnés de ses ténèbres. — —

Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Dritter Band.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher d. Jüng.
1816.

Ad Bibl. Gymn. Lund.

Inhalt
des dritten Bandes.

Vorrede.

Jacobi an Fichte.

Vorbericht . . . . S. 3.
das Schreiben . . . . 9.

Ueber das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verſtande zu bringen.

Vorbericht . . . . 61.
die Abhandlung . . . . 84.
Ueber eine Weiſſagung Lichtenberg's . . . 197.

Von den Göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung.

Vorbericht zur gegenwärtigen neuen Ausgabe . 247.
Vorbericht zu der erſten Ausgabe . . . . 257.
die Abhandlung . . . . 263.

Briefe an Verſchiedene.

I. An Johannes Müller nach Caſſel . . . 463.
II. An Georg Forſter nach Caſſel . . . . 466.
III. Von Johann Gottfried Herder . . . . 471.
IV. An denſelben . . . . 475.
V. An denſelben . . . . 481.
VI. An Georg Forſter nach Caſſel . . . . 485.
VII. An J. G. Herder . . . . 490.
VIII. An denſelben . . . . 498.
IX. Aus einem Briefe an Lavater . . . 502.

X. An Johann Georg Jacobi nach Freyburg. S. 505
XI. An Julia Gräſinn R * * * . . . . . 508.
XII. An Georg Forſter nach Mainz . . . 512.
XIII. An denſelben . . . . . 516.
XIV. Von Imanuel Kant . . . . 520.
XV. An Imanuel Kant . . . . 525.
XVI. An Julia Gräſinn R * * * . . . 534.
XVII. An den geheimen Rath Schloſſer zu Karlsruhe . . . . 538.
XVIII. An Lavater . . . . . . 542.
XIX. An den geheimen Rath Schloſſer . 546.
XX. An J. G. Herder . . . . 552.
XXI. An denſelben . . . . . 555.
XXII. Aus einem Briefe an * * * nach W. . 563.
XXIII. An Amalia P. v. G. . . . . 566.

Verbeſſerungen.

Der Leſer wird gebeten, die hier beſonders angemerkten, den Sinn der Rede verkehrenden, Druckfehler vor dem Leſen zu verbeſſern, nämlich:

S. XI. Z. 12. v. o. nach den Worten: das Urſprünglich-Allbewegende, muß ein Comma nothwendig geſetzt werden.
— XIII. — 6. v. u. ſtatt denn ſ. den.
— XXII — 10. v. u. ſtatt müßte ſ. mußte.
S. 364. Z. 2. v. u. ſtatt derſelben ſetze: deſſelben.
— 389 — 5. v. o. — Nichts-Nichts — Nicht-Nichts.
— 393 — 1. v. u. — ſich ſey — ſelbſt ſey.
— 483 — 10. v. u. — empfehlen — empfohlen ſeyn.
— 496 — 12. v. o. — von den Theilen — vor den Theilen.
— 503. — 10. v. o. — Deinem Freunde — ſeinem Freunde.

Andere minder erhebliche Verſehen finden ſich unten angemerkt, mit Ausnahme der Fehler gegen die Rechtſchreibung, welche allzu-oft wiederkehren. So ſind z. B. die Worte bloß, bloßer u. a. überall mit s oder ſ anſtatt ß gedruckt worden; überall bewuſſt anſtatt bewußt, Idealiſmus anſtatt Idealismus, und alles ähnliche deßgleichen; bider anſtatt bieder, zerſtöhren anſtatt zerſtören, bar anſtatt baar u. dgl. Der Leſer wolle verzeihen, wie Autor und Verleger, gewiß nicht minder ungerne, wohl haben verzeihen müſſen.

Minder erhebliche Druckfehler:

In der Vorrede: S. XI. Z. 8. von unten ſt. ſchlecht hin ſ. ſchlechthin
XII. — 6. — — — denn — den
XXV. — 8. v. o. das Comma auszuſtreichen.

S. 42. Z. 7. v. o. ſtatt kategoriſchen ſ. kategoriſchem.
— 46. — 9. v. u. nach Künſtlers das Comma auszuſtreichen.
— 84. — 5. v. o. ſtatt beſchäftigte ſ. beſchäftige.
— 110. — 10. v. u. (Note) ſtatt ſynthefirt ſ. ſyntheſirt.
— 120. (Note) — d. r. V. — Kr. d. r. V.
— 127. Z. 3. v. o. — ſtell' — ſtelle.
— 196. — 9. v. u. — verklernender ſ. verkleinernder.
— 231. — 13. v. o. — Los — Loos.
— — — 8. v. u. — Unerſchrockenen! ſ. Unerſchrockenen,
— 248. (Note) — moeurs de IX. des gens de lettres ſ. moeurs, Ch. XI. sur les gens de lettres.
— 260. Z. 7. v. u. (Note) — den ſ. dem.
— 312. — 8. v. u. (Note) — G tigkeit — Gültigkeit.
— 364. — 2. v. o. — würde — würden.
— 471. — 2. v. o. — Georg — Gottfried.
— 472. — 5. v. u. — labe — labte.
— 473. — 7. v. u. — Haman — Hamann.
— 504. — 7. v. o. — unter deſſen — unterdeſſen.
— 506. — 10. v. u. — das iſt — Das iſt.
— 509. — 5. v. o. — wieder kommen ſ. wiederkommen.

S. 514. Z. 8. v. o. ſtatt ihre	l. Ihre.
— 560. — 8. v. o. — cantatibus	— cantantibus.
— 561. — 9. v. o. — Klocke	— Glocke.
— 562. — 6. — — —	— —

Vorrede.

Die vier verſchiedenen Schriften, welche dieſer Band vereinigt, ſind gewiſſermaaßen auch zugleich entſtanden; ſind nur aus einander getretene Theile eines Ganzen, das ſich in jedem dieſer Theile, auf eine andere Weiſe wiederholt. Die Geſchichte ihrer Entſtehung, Sonderung und verſchiedenen eigenthümlichen Geſtaltung, erzählt die Vorrede zu der erſten Ausgabe der Schrift von den Göttlichen Dingen, auf welche ich, ſo wie auf den Vorbericht zu der Abhandlung über das Unternehmen des Kriticismus die Vernunft zu Verſtande zu bringen, den Leſer verweiſe. Wohlwollende Leſer können aus der einen dieſer Schriften für die andre wechſelsweiſe ſich beſſere Verſtändigung finden; übelwollende gewähren ſich vielleicht die Luſt, ſie mit einander hadern zu laſſen und einen unendlichen Zank anzurichten. Wie einer iſt ſo thut er, ſprach ein biderer teutſcher Fürſt bey einem Anlaß, den Lavater irgendwo erzählt, und dort auch den Fürſten nennt.

Wie ich bin ſo thue ich und habe ich gethan. Ein Schriftſteller, der ſich einmal mit der ganzen Klarheit die in ihm war, ausgedrückt hat, ſoll ſich dabey beruhigen. Verſuchſt du vor dem Trübſinne dich mehr ins Licht zu ſtellen, ſo wirſt du dich ihm nur immer mehr verdunkeln; noch ſchlimmer aber wirſt du mit dem Schalkſinne fahren. „Mit Leuten die wiſſentlich gegen die Wahr„heit ſtreiten (warnte mich im Jahr 1786 „Hamann), verliert man immer durch Wor„te, und je mehr man glaubt dergleichen „nöthig zu haben, deſto mehr giebt man ih-

„rer Geſchicklichkeit, ſelbige zu verdrehen, „Handhaben."

Warum ich mir es zum Geſetz gemacht, in der Schrift von den Göttlichen Dingen auch nicht eine Sylbe zu veränderen, iſt in dem neuen Vorbericht zu derſelben geſagt. Erhebliche Veränderungen ſind auch mit den vorangehenden drey anderen Schriften nicht vorgenommen worden. Einige hinzugekommene Anmerkungen unterſcheiden ſich von den Anmerkungen der erſten Ausgaben durch ein beſonderes Zeichen (†). Ich empfehle unter dieſen der Aufmerkſamkeit der Leſer vorzüglich die Anmerkung S. 236 — 239.

Aehnliche Anmerkungen waren der Schrift von den Göttlichen Dingen, und zwar ſo beſtimmt zugedacht, daß S. 30 des gegenwärtigen 3ten Bandes auf die erſte dieſer Anmerkungen wirklich ſchon hingewieſen iſt. Sie wurde nicht geſchrieben, weil ich bey nochmaliger Prüfung der Stelle der ſie angehören ſollte, fand, das hier Geſagte über das Vermögen und Unvermögen menſchlicher Wiſſenſchaft bedürfe keiner Unterſtützung, es ſey in ſeinem Zuſammenhange jedem Aufrichtigen und Verſtändigen unmißverſtehbar. Alſo kein Wort mehr darüber.

Und eben darum auch kein Wort hinzu an der Stelle, wo geſagt iſt: „Es ſey das „Intereſſe der Wiſſenſchaft, daß kein Gott „ſey.“ Wer aus dem unmittelbar vorhergehenden, welchem ein ausdrückliches demnach folgt, nicht verſtehen kann, wie es mit dieſen Worten, und was allein mit ihnen gemeynt ſey; wer keine genügende Weiſung dazu in dem einige Seiten vorher aus Kant und Fries Angeführten findet; *) für den würde man vergebens die Rede mehren;

---

*) S. 140 — 146, der erſten Ausgabe. In dem vorliegenden Bande S. 372—378.

man vermehrte unfehlbar dadurch nur die Zwietracht.

Noch entſchiedener galt dies von einer dritten Ausſage, daß nämlich die Natur Gott verberge, das Uebernatürliche im Menſchen allein ihn offenbare. Was ich zum Beweiſe der Wahrheit dieſer Ausſage, was ich zu ihrer Erläuterung und Bekräftigung gleich anfangs ihr beygefügt hatte, *) war und blieb mir das Beſte, was ich in dieſer Abſicht wußte: wozu alſo — nur mehr Worte?

Ein Umſtand veränderte dennoch hier die Sache.

In derſelben Beurtheilung der Schrift von den Göttlichen Dingen, welche, in der Anmerkung zu S. 256 des gegenwärtigen 3ten Bandes eine mit Recht vielgelobte, geiſtreiche und im edelſten Ton abgefaßte

---

*) S. 189 der erſten Ausgabe. In dem vorliegenden Bande S. 425.

Beurtheilung genannt wird, findet ſich am Ende *) eine harte Rüge der eben angeführten Stelle; und wohl verdiente ſie eine ſolche Rüge, wäre ihre Meynung wirklich die, welche ihr der Beurtheiler zuſchreibt, nämlich „Gott und Natur ſo ganz von einan„der getrennt darzuſtellen, daß ſie auch „nicht die mindeſte Gemeinſchaft „mit einander oder Beziehung auf „einander haben könnten und ha„ben ſollten.“

Ich bin überzeugt, daß der geiſtreiche Beurtheiler auch hier unparteyiſch urtheilte, und nicht anders auslegte, als er wirklich verſtand. Warum aber bemerkte er denn nicht wenigſtens daneben, daß derſelbe Verfaſſer, der hier, wie der Beurtheiler ſich ausdrückt, „auf eine ſo ſchwer zu begreifende „Weiſe außer und neben Gott eine Natur

---

*) S. 94, 95.

„aufſtelle, welche den Schöpfer ſo gar nicht
„verkündigen (!) ja auch nicht die leiſeſte
„Spur (!) von Gott enthalten, ſo durch und
„durch ungöttlich *) ſeyn und doch Gottes

---

*) Bey den Worten: durch und durch ungöttlich, führt der Beurtheiler, um ſeine Beſchuldigung zu rechtfertigen, folgende Stelle aus der Schrift von den Göttlichen Dingen in einer Anmerkung wörtlich an: „Willen„los wirket ſie (die Natur) und rathſchlaget nicht, weder „mit dem Guten noch mit dem Schönen; auch „ſchaffet ſie nicht, ſondern verwandelt abſichtlos und bewußt„los aus ihrem finſteren Abgrunde ewig nur ſich „ſelbſt.“

Ich bitte den Leſer dieſe aus der Mitte einer mit Sorgfalt gefügten Rede herausgenommene Stelle in ihrem Zuſammenhange (S. 189 der erſten Ausgabe; in dem vorliegenden Bande S. 425.) anzuſehen, und dann zu richten zwiſchen dem Beurtheiler und dem Beurtheilten. Aber ich darf Verzicht thun ſo gar auch auf dieſen Vortheil, und nur gerade zu den Ankläger fragen, ob denn Er das Gegentheil von dem, was die gerügte Stelle ausſagt, behaupten wolle, nämlich:

1) Daß die Natur, als ſolche, nicht willenlos, nach Geſetzen, denen ſie unmöglich nicht gehorchen kann, bloß wirke und vollbringe, ſondern daß ſie, rath-

„Werk ſeyn ſolle“ — daß derſelbe Verfaſſer an vielen Stellen der Schrift von den Gött-

---

ſchlagend mit dem Guten und Schönen, mit Abſicht und Vorſatz handle.

2) Daß der philoſophiſche Forſcher, der Natur als ſolcher aus allen Kräften nachforſchend, zuletzt nicht anlange bey einem finſteren Abgrunde der Weſen, ſondern bey einem allweiſen und allgütigen Schöpfer, dem lebendigen Gott.

Es iſt unmöglich daß Friedrich Schlegel ſo behaupte. Uebrigens macht es bey der Frage, ob die Natur Gott offenbare oder vielmehr verberge, keinen Unterſchied, man betrachte jene als ein beſeeltes oder unbeſeeltes Weſen; denn auch durch und durch belebt und beſeelt könnte ja die Natur doch nur ſeyn wie ein Thier. Es gefällt aber Manchem, nachdem er zuvörderſt zwiſchen einer belebten oder beſeelten, und einer unbelebten oder unbeſeelten Natur unterſchieden hat, nun zu behaupten, der Zuſammenhang und Umtrieb in dieſer allein dürfe ein mechaniſcher genannt werden, keinesweges aber der Zuſammenhang und Umtrieb in jener. Warum keinesweges? Ein lebendiges Weſen kann ſo gut ein bloßes Getriebe ohne Vermögen ſich ſelbſt zu verändern, ohne alle wahrhafte Selbſtbeſtimmung ſeyn, als ein unbelebtes. Spinoza erläuterte das Gefühl freyer Wirkſamkeit in den lebendigen, ſich fühlenden Weſen durch das Beyſpiel eines Steines, welcher dächte und wüßte, daß er ſich belichen Dingen und der ihr bey ihrer erſten Erſcheinung als Einleitung vorgeſetzten Abhandlung über eine Weiſſagung Lichtenbergs;

ſtrebt ſo viel er kann ſeine Bewegung fortzuſetzen; Leibnitz durch das Beyſpiel einer Magnetnadel, welche mit Luſt ſich gegen Norden bewegte, und in der Meynung ſtände, ſie drehte ſich unabhängig von einer andern Urſache, weil ſie der unmerklichen Bewegung der magnetiſchen Materie nicht inne würde. Beyden waren die Seelen *geiſtige* Getriebe, die Leiber *körperliche*; *weiſet* dieſes die Stunde, ſo läßt jenes ſie *ſchlagen*. Es gilt zuletzt allein eine feſte Antwort mit Ja und Nein auf die Frage: Ob das *Urſprünglich-Allbewegende*, das *Urſprünglich-Allerzeugende*, mit Vorſtellung eines Zweckes wirke, oder nur *Zweckmäßig nach ihm inwohnenden nothwendigen Geſetzen ohne Vorſtellung eines Zweckes*. Iſt das Letzte, ſo heißt das Allbewegende, das Princip aller Entſtehung, ſchlecht hin *Natur*, und das Erſte und Letzte dieſer Natur iſt ein finſterer Abgrund willenloſer Thätigkeit. Iſt das Erſte, ſo iſt ein *Allbeweger* ein „Urheber der Dinge durch Verſtand und Freyheit“, ein *außerweltlicher*, und heißet allein *Gott*. Der Leſer wolle vergleichen, was hierüber S. 342, 343 des vorliegenden Bandes aus Kant angeführt worden.

eine von dieſer auffallend verſchiedene Rede führe, und dadurch mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathe? Es war nothwendig dieſer Mißhelligkeit des Verfaſſers mit ſich ſelbſt zu gedenken, und darzuthun, daß ſie eine unverſöhnbare Mißhelligkeit ſey; daß die ſo hart gerügte ſpätere Ausſage ſich nach den nicht gerügten früheren Ausſagen durchaus nicht deuten laſſe: denn wenn dieſes irgend möglich war, ſo foderte die Billigkeit, daß es geſchah.

Man lieſt aber gleich zu Anfang der Schrift über eine Weiſſagung Lichtenbergs (S. 5 der Ausgabe 1811. Des vorliegenden 3ten Bs. d. W. S. 202) folgende Worte:

> „Das iſt der Geiſt des Menſchen, daß er Gott erkennt; daß er ihn wahrnimmt; denn Verborgenen ahndet in der Natur, in ſeiner Bruſt ihn vernimmt, ihn anbetet in ſeinem Herzen.“

Ferner: (Dort S. 7—8. Hier S. 204, 205.)

„Wie auf dem Angeſichte des Menſchen die verborgene unſichtbare Seele, ſichtbar ſich ausdrückt; hervorbringt; unbegreiflich ſich mittheilt, und durch dieſe geheimnißvolle Mittheilung Rede und Verſtändniß der Rede zuerſt gebiert: ſo drücket auf dem Angeſichte der Natur Gott unmittelbar ſich aus; theilet ſich, durch in Andacht verwandelte Empfindung, dem Menſchen unbegreiflich mit; lehret den nun auch am Ueberſinnlichen, am Unerſchaffenen erwachten Geiſt — ſtammeln Wonnelaute des Schönen, Wonnelaute des Guten; ausſprechen endlich jenes Wort des Lebens, Seinen Namen.“

„Wer Gott nicht ſieht, für den hat die Natur kein Angeſicht; dem iſt ſie ein Vernunftloſes, Herz- und Willenloſes Unding; eine geſtaltende düſtere Ungeſtalt; ein Weſenloſes, das, aus Weſenloſem, Gleichniſſe ohne Urbild ins Unendliche, — nur nach Gleichniſſen bildet; eine gräßliche, von Ewigkeit zu Ewigkeit nur Schein und Schattenleben brütende Mutter Nacht.“

Nahm mein Beurtheiler auch an dieſer Stelle ſchon ein Aergerniß? — Wenn nicht; warum denn an jener ſpäteren, welche doch offenbar das hier Geſagte nur in die Kürze zieht?

Ich bitte den Leſer, was noch einige Seiten hinab der ausgezogenen Stelle folgt, nachzuſehen.

Aber nicht in der Schrift über eine Weiſſagung Lichtenbergs, ſondern in der von den Göttlichen Dingen findet ſich meine beſte Rechtfertigung, diejenige, auf welche ich am zuverſichtlichſten baue; ich meyne die Stelle, welche von dem undurchdringlichen Geheimniß der Freyheit ſagt:

> „Daß es durch die ganze Natur herrſche, die überall, wie in des Menſchen Bruſt, einen Gott zugleich ankündige und verberge — Ihn dergeſtalt verberge, daß man, nach dem Ausdruck eines begeiſterten Schriftſtellers, ein Thier werden, und den in der Sichtbarkeit dem Nichts gleich gewordenen Gott, aus Gewiſſen läugnen möchte; die ihn aber auch wieder, Alles in Allem erfüllend, ſo durchdringend ankündige, daß man ſich vor ſeiner innigſten Zuthätigkeit nicht zu retten wiſſe.“

Die eigenen Worte des hier zum Zeugen aufgerufenen Schriftſtellers lauten wie folgt:

> „Die Einheit des Urhebers ſpiegelt ſich bis in dem Dialect ſeiner Werke; in allen Ein Ton von un-

> ermeßlicher Höhe und Tiefe! Ein Beweis der herrlichſten Majeſtät und leerſten Entäußerung! Ein Wunder von ſolcher unendlichen Ruhe, die Gott dem Nichts gleich macht, daß man ſein Daſeyn aus Gewiſſen läugnen oder ein Vieh ſeyn muß; aber zugleich von ſolcher unendlichen Kraft, u. ſ. w.“

Hamanns Schriften enthalten mehr ähnliche Stellen; ich will aber lieber noch zwey andre Mitſchuldige mir an die Seite rufen, Herder und den Boten zu Wandsbeck.

Der erſte ſagt im zweiten Theil der Ideen S. 325:

> „Und nun da das Rad des Werdens bis zur letzten herrſchenden Triebfeder vollendet war, ruhete Elohim und ſchuf nicht weiter: ja er iſt auf dem Schauplatze der Schöpfung ſo verborgen, als ob alles ſich ſelbſt hervorgebracht hätte und in nothwendigen Generationen ewig alſo geweſen wäre.“

Noch eindringender redet der zweite Mitſchuldige, Matthias Claudius, in dem Schreiben über die Unſterblichkeit:

> „Ich wäre erlegen, wäre verzweifelt bey der Uebergewalt des Erdſchattens in unſerem Herzen wenn es keine tugendhafte Menſchen gegeben hätte.

> Aber dieſe großen Menſchen haben mich gelehrt, daß die menſchliche Seele unſterblich ſey, und unüberwindlich, wenn ſie es ſeyn will und nur den Muth hat, ſich ihrer edeln Haut zu wehren.“

Zu dieſen drey Männern, welche, wofern die Rüge Grund hat, mit mir dieſelbe theilen müßten, ſtelle ich noch einen dritten. Es iſt der Verfaſſer des Werks über die Sprache und Weisheit der Indier.

Das zweite, von der Philoſophie handelnde, Buch dieſes Werks beginnt damit, daß ſich der Verfaſſer auf das beſtimmteſte wider die Meynung erklärt (die er, mit Recht, eine faſt allgemeine nennt): „Es habe der Menſch von einem Zuſtande ganz thieriſcher Dumpfheit angefangen, und durch Noth von einer Anſtrengung zur andern weiter getrieben, unter mancherley äußern Veranlaſſungen und Anregungen, ſich erſt ganz allmählig zu einiger Vernunft, und damit zu den Begriffen Gott, Geiſt und Unſterblichkeit empor gearbeitet.“ Wenn man auch gar keine

Rückſicht darauf nehmen wolle, ſagt er, wie ſehr dieſe Anſicht aller geſunden Philoſophie widerſtreite, ſo müſſe man doch geſtehen, daß ſie durch die älteſte Geſchichte durchaus nicht beſtätigt, ſondern vielmehr von derſelben als eine willkührlich erdichtete Meynung erfunden werde, da auch ohne die Moſaiſche Urkunde die meiſten und älteſten andern aſiatiſchen Denkmale und geſchichtlichen Thatſachen einſtimmig darauf hin zeigen, daß der Menſch ſeine irdiſche Laufbahn nicht ohne Gott angefangen habe.

Der Verfaſſer kommt S. 104 auf dieſen Gegenſtand zurück, wo es heißt:

> „Den tiefverborgenen Grund aufzuhüllen, warum die klare und gewiſſe Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele mit der Erkenntniß des wahren Gottes (in dem älteſten Syſtem des Aberglaubens, dem Syſtem der Emanation) unmittelbar verbunden war, iſt hier der Ort nicht. Ich will nur die Frage aufwerfen, ob das gewöhnliche Verfahren derjenigen wohl das rechte ſeyn könne, welche den Begriff der Gottheit und den Beweis ihres Daſeyns

aus Vernunftſchlüſſen, Wahrſcheinlichkeiten der äußeren Natur und inneren Bedürfniſſen oder Hindeutungen zuſammenſetzen; da wir doch Gott ſchon erkannt haben müſſen, um ſeine Spuren in der Natur und im Bewußtſeyn wieder zu finden, und da auf dieſe Weiſe der erhabene Begriff ſeiner Einfachheit und damit ſeiner ganzen Würde beraubt wird?“

So glaubt der Verfaſſer daß man ſchon in der bloß geſchichtlichen Anſicht hinlänglichen Anlaß habe zu vermuthen und vorauszuſetzen, was vielleicht andre und höhere Gründe uns als gewiß anzunehmen bewegen müſſen:

„Daß derſelbe (Gott), der den Menſchen ſo herrlich begabt und gebildet hatte, dem Neugeſchaffenen einen Blick in die unendliche Tiefe ſeines Weſens vergönnt und ihn dadurch aus der Kette der ſterblichen Weſen für immer empor gerückt, und mit der unſichtbaren Welt in Verbindung geſetzt habe, ihm das hohe aber gefährliche Geſchenk ewigen Glücks oder Unglücks verleihend.“

Unmittelbar hieran ſchließt ſich (S. 105, 106) folgende mir beſonders wichtige Rede:

„Nicht als Unterricht des Vaters in Bild und ausdrücklichem Wort denke man ſich dieſe urſprüngliche Offenbarung, wiewohl auch dieß kein ganz leeres und unwürdiges Gleichniß wäre; ſondern als ein Aufgehen des inneren Gefühls. Wo das Gefühl des Wahren einmal da iſt, da finden ſich die Worte und Zeichen leicht ohne weitere Mithülfe, um ſo edler und bedeutender, je tiefer und größer das Gefühl iſt. Wie aber konnte denn göttlich mitgetheilte Wahrheit mißverſtanden werden. — (So wie in dem indiſchen Syſtem der Emanation, dem erſten, nach unſeres Verfaſſers Meynung, das an die Stelle der Wahrheit, der urſprünglich offenbarten im inneren Gefühl, trat.)? — Nicht anders; (lautet die Antwort) — ohne alle Offenbarung würde der Menſch wohl noch in der Reihe der Thiere ſtehen, vielleicht als das erſte, vielleicht auch als das innerlich wildeſte und unſeligſte; — ohne freyen Gebrauch und eigenes Verſtändniß der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden."

Ich verweile bey der mit den Worten „Nicht anders" beginnenden Rede, deren zwey Sätze ich nur noch etwas feſter ſtellen oder verſtärken muß, um ſie als meine eigenſte Ueberzeugung nachſprechen zu können. Nämlich alſo:

Satz I. Ohne alle Offenbarung (jene urſprüngliche im Gefühl) würde der Menſch noch in der Reihe der Thiere ſtehen, zwar als das vermögendſte und erſte, aber auch als das innerlich wildeſte und unſeligſte.

Satz II. Ohne freyen Gebrauch und eigenes Verſtändniß der göttlichen Wahrheit wäre der Menſch zum blinden Werkzeug erniedrigt worden; und als blindes Werkzeug, zu welchem denkbaren Zweck? und erniedrigt, von woher? — Hier verſchwinden alle Gedanken.

Ich bin alſo mit dem Verfaſſer des Werks über die Sprache und Weisheit der Indier, in folgenden Punkten vollkommen eins:

1) Die urſprüngliche Offenbarung Gottes an den Menſchen iſt keine Offenbarung in Bild und Wort, ſondern ein Aufgehen im inneren Gefühl.

2) Die alſo göttlich mitgetheilte Wahrheit kann mißverſtanden, ſie kann verdunkelt

und mißdeutet werden; der Menſch wird irren und ſündigen, weil er,

5) als endliches Weſen, als Creatur, obgleich nach Gottes Bilde geſchaffen, dennoch Gott nicht gleich ſeyn konnte; ein bloßes Automat aber nicht ſeyn ſollte.

Einverſtanden über dieſe drey Punkte, rede ich aus dem Munde eines andern hochverehrten Mannes *) weiter wie folgt.

„Niemand iſt güt als der Einige Gott! Anſtatt alſo zu fragen: wo kommt das Unvollkommene, Nichtige und Böſe her? ſollten wir die Frage vielmehr umkehren, und uns wundern, daß endliche Geſchöpfe fähig ſind, nach Wahrheit zu fragen, das Gute ſich ſelbſt zu gebieten und auf Glückſeligkeit Anſpruch zu machen. — Alle Erſcheinungen der Natur ſind Träume, Geſichte, Räthſel, die ihre Bedeutung, ihren geheimen Sinn haben. Das Buch der Natur und der Geſchichte ſind nichts als Schiffern, verborgene Zeichen, die einen Schlüſſel fodern, welchen auch diejenigen, die eine Offenbarung glauben, zu derſelben Auslegung bedürfen, und

---

*) S. d. Iſten Band der Werke S. 131 — 133.

welcher ſelbſt die Abſicht, die einzige Abſicht einer Offenbarung, und der Beweis ihrer Eingebung ſeyn könnte.“

Der Verfaſſer des Werks über die Sprache und Weisheit der Indier dürfte erklären, daß auch er einverſtanden ſey mit dieſer Rede. Er könnte wohl nicht anders, da er ſo entſchieden und ausdrücklich lehrt: der Menſch, wenn er nicht zu einem blinden Werkzeug erniedrigt werden ſollte, müßte, obgleich urſprünglich in ſeinem Innerſten begabt mit göttlicher Weisheit und Kraft, dennoch irren und ſündigen können. Dieſem Verfaſſer iſt alſo das Daſeyn des Uebels in der Welt; die Miſchung von Licht und Finſterniß; von gutem und böſem Willen in der menſchlichen Seele, nicht durchaus unerklärlich.

Nicht alſo der Verfaſſer der Betrachtungen über die Schrift von den Göttlichen Dingen, der es wohl denkbar findet, daß der rein aus Gottes Hand hervorgegangene, nach deſſen Bilde geſchaffene Menſch, „der von Gott allein wußte und auch nichts „anders denken konnte als Gott und die „göttlichen Dinge“ dennoch von ſelbſt abweichen konnte von Gott und dem Guten, in deſſen Beſitz er war, mit ſeinem Herzen; ganz undenkbar aber, daß er von ſelbſt abweichen konnte von Gott und der wahren Erkenntniß mit ſeinem Verſtande durch Irrthum, Unwiſſenheit und Zweifel. Rein aus ſich heraus konnte alſo der nach Gottes Bilde geſchaffene Menſch ſein Herz verderben, und mit ſeiner Liebe, deren urſprünglicher Gegenſtand Gott war, „frey“ ſich hinab in eine andre (welche?) Region ſenken; hingegen rein aus ſich heraus ſeinen Verſtand verderben, ihn von Gott abwärts in das Irre und Leere ſchweifen laſſen, konnte er nicht.

Wie unſer Verfaſſer annehmen kann, daß mittels dieſer Theorie von dem Urſprunge des

Irrthums, der Ungewißheit und des Zweifels, der Philoſophie aus der Noth geholfen, und die wahre Erkenntniß aus dem Brunnen in welchen ſie verſchüttet worden, wieder hervor gezogen und auf den ihr gebührenden Thron geſetzt werde, iſt mir vollkommen unbegreiflich. Ich ſehe hier nichts anders als die alte Erklärung des Daſeyns des Böſen durch einen reinen, abſoluten Sündenfall. Daß aber dieſe Erklärung in Wahrheit nichts erkläre, ſondern nur die Schwierigkeit zurückſchiebe und vergrößere: dies von neuem noch einmal zu beweiſen, kann ich durchaus nicht die Mühe lohnend achten.

So viel räume ich dem Verfaſſer gleichwohl ein, daß die menſchliche Vernunft, da Welt und Menſch vor ihr ſo offenbar und tief im Argen liegen, nothwendig urtheilen müſſe: Welt und Menſchheit können unmöglich ſo wie ſie jetzt beſchaffen ſind und, nach dem Zeugniß aller Geſchichten, von je her beſchaffen wären, urſprünglich aus dem Willen eines allweiſen, allgütigen und zugleich allmächtigen Urhebers hervorgegangen ſeyn. Sind alſo Welt und Menſchheit wirklich das Werk eines ſolchen Urhebers, ſo muß irgend ein unerforſchliches Ereigniß Zerſtörung in ſeine Schöpfung gebracht haben. Und dann ferner: Wenn nicht der Schöpfer, von dem in ſeine Schöpfung eingedrungenen Verderben mit ergriffen wurde, welches anzunehmen allzu ungereimt wäre; ſo mußte Gott jenem Verderben Gränzen ſetzen und eine Wiederbringung aller Dinge zu ihrer urſprünglichen Vollkommenheit verordnen. Angenommen nun, daß wir auf dieſem Wege der Rückkehr gegenwärtig uns befinden, ſo dringt in die uns umgebende, ſonſt unerhellbare Finſterniß überall Licht; wir begreifen, warum uns ohne eine ſolche Deutung die Menſchheit im Ganzen als eine aus den widerwärtigſten Elementen zuſammengeſetzte, eckelhafte Mißgeburt, die Natur als ein ewig nur in ſich kreiſendes, mit ſich ſelbſt ringendes, Unding erſcheinen muß.

Indem ich aber dieſes einräume, muß ich hinzufügen, daß die Annahme eines hintennach in die Schöpfung eingetretenen Verderbens nur ein Mittel der Verzweiflung iſt, welches zu ergreifen die Vernunft höchſtens zuläßt, keinesweges aber anräth, noch viel weniger gebietet; denn das hintennach eintreten des Verderbens in die Schöpfung iſt zum wenigſten eben ſo unbegreiflich, als das Daſeyn des Uebels ohne ein ſolches Ereigniß. Wenn alſo dieſes Daſeyn des Uebels und ſeine Beſchaffenheit Zweifel im Verſtande erregt, die keine Philoſophie bisher ganz zu heben im Stande war, ſo wird auch jene Annahme ſie zu heben, und uns eine erſte vollkommen genügende, mithin allein ächte Philoſophie zu verſchaffen nicht vermögen.

Ein noch tieferes Eingehen in dieſen Gegenſtand würde zu weit führen und hier nicht an ſeiner Stelle ſeyn. Ich ſtimme aber mit dem Verfaſſer der Betrachtungen über die Schrift von den Göttlichen Dingen in *philoſophiſcher* Abſicht ſo ſehr überein, finde in allen weſentlichen Punkten ihn mit mir ſo durchaus einverſtanden, daß ich ſchwer entdecken kann, bey welchem Punkte wir wirklich auseinander gehen und geſchiedene Leute werden. Mit folgender Stelle der Betrachtungen wird ſich die Wahrheit meiner Ausſage in das helleſte Licht ſetzen laſſen. Dort, S. 86. heißt es:

> „Es kann zugegeben werden, daß der Begriff der erſten Urſache der Vernunft ſo zu ſagen angeboren oder urſprünglich eingepflanzt und von ihr unzertrennlich ſey. Dieſer Begriff einer erſten Urſache aber iſt noch von ganz unentſchiedener Art und leidet eine doppelte durchaus verſchiedene Deutung. Und an der *Wahl* zwiſchen dieſen beyden verſchiedenen Deutungen iſt gerade alles gelegen.“

Ganz und durchaus meine eigenſte Lehre! — Hierauf:

„Die Vernunft ſich ſelbſt allein folgend, auf dem Wege des reinen Denkens, verwickelt ſich bey der Betrachtung und Behandlung dieſes Begriffes unvermeidlich in die eigenen Schlingen, geräth in die Irrgänge einer ihr ſelbſt ohne höhere Hülfe unauflöslichen Nothwendigkeit, verliert ſich in den leeren Ungrund, und jener erhabene Begriff der erſten Urſache ſinkt herab zu dem eines nothwendigen Weſens ohne Perſönlichkeit, welches man den todten Abgott der Vernunft nennen könnte.“

Wieder und vollkommen meine eigenſte Lehre von Anfang an, nur mit dem Unterſchiede, daß hier das bloße Vermögen der Abſtraction und Reflexion auch Vernunft genannt wird, welches früher gleichfalls auch von mir geſchah, weil der damals allgemein herrſchende Sprachgebrauch mich alſo nöthigte. Man wolle nachſehen was hierüber in der den zweiten Band meiner Werke eröffnenden Einleitung geſagt iſt; ferner die Anm. zu S. 221 deſſelben Bandes; und die Anm. zu S. 236 des vorliegenden 3ten Bandes. — Nun die Hauptſtelle in den Betrachtungen:

> „Auf der andern Seite aber verklärt ſich der Begriff der erſten Urſache, durch die Stimme des Gewiſſens, durch einen Glauben und eine Liebe welche höher ſind als alle Vernunft, zu der Wahrnehmung des lebendigen Gottes.“

Beſſer wüßte ich die Summa meiner Philoſophie, zugleich ihre Geneſis nicht darzulegen, als ſie hier von Friedrich Schlegel, als ſeine eigene dargelegt iſt. In vollkommenſter Uebereinſtimmung mit mir ſetzt er hinzu:

> „Dieſe doppelte Auslegung des Begriffs der erſten Urſache iſt der Scheideweg, welcher jeder Philoſophie vorgelegt wird, die große und entſcheidende Wahl zu treffen.“

Dann aber fährt er fort:

> „Dem Verfaſſer (Jacobi) können wir dabey — (NB.) nur den einzigen Vorwurf machen, daß er zu keinem rechten Entſchluß kommen kann, und daß er, nachdem er doch den einen Weg, der auch uns für den rechten gilt, gewählt zu haben ſchien, er gleichwohl nach dem andern ſtets noch hinüberblickend, dadurch auf dem ſeinigen nur irre geworden, und in ein ihm ſelbſt unauflösliches Zaudern und Zweifeln gerathen iſt.“

Ich verdiene dieſen Vorwurf nicht, bin nie auch nur um ein Haar breit von dem einen Wege abgewichen, der auch unſerem Verfaſſer für den rechten gilt. Ich ſage mit ihm, und es war meine frühеſte ſeitdem nie veränderte Rede:

„Wird in der Stimme des Gewiſſens nichts vernommen als wieder die Eine und ſelbe Vernunft (nach des Verfaſſers und auch meinem früheren, damals ungleichen Sprachgebrauch, das bloße Abſtractions- und Reflexionsvermögen), iſt es nur ein leerer Widerhall des eigenen Selbſt, vernimmt man darinn nicht noch einen Andern und auf eine ganz andere Weiſe als die der Vernunft und des Vernünftelns; giebt es keinen Glauben und keine Liebe, welche höher ſind als alle Vernunft, ſo wäre es beſſer ſich aller dieſer Formen und etwas Höheres bezeichnenden Worte zu enthalten u. ſ. w. (S. 87.)“

Ich weiß meine eigene Lehre nicht, kenne ſelbſt nicht das Eigenthümliche, das Unterſcheidende derſelben, wenn ſie nicht ausgeht von eben dieſer Rede, und überall, ohne Wanken und Schwanken, ohne Zaudern und Zweifeln, in ſie zurückkehrt. „Das Weſen

Gottes, ſage ich mit Friedrich Schlegel (S. 91) kann nur in Offenbarung ſich mittheilen, nur im Glauben erfaßt und nur im Geiſte der Liebe erkannt werden, ſo weit es erkennbar iſt“; folgere mit ihme „Weil jene Offenbarungen, aus welchen uns die Erkenntniß des Weſens der Gottheit ſtrömt, das Erſte und Höchſte ſind, ſo muß der — Verſtand *) unterthan ſeyn der Offenbarung und ihr dienen“ — Was ſcheidet mich denn von dem Gefährten auf „dem einen Wege, der uns beyden für den rechten gilt;“ oder vielmehr, was ſcheidet ihn von mir?

Dieſe Frage ſcheint Friedrich Schlegel

---

*) Friedrich Schlegel gebraucht hier abermals das Wort Vernunft, verſteht aber unter demſelben, wie überall in ſeiner Schrift, nichts anders, als was wir den bloßen Verſtand, das bloße Vermögen der Begriffe, und des wieder Bewußtwerdens der Anſchauungen in Begriffen, nennen.

früher ſchon ſich ſelbſt vorgelegt zu haben. In ſeiner Beurtheilung der im Jahre 1806 erſchienenen drey Schriften von Fichte*) tadelt er am Schluſſe diejenigen ſcharf, die, vornehmlich ſeit Baco, Verſuche auf Verſuche wagten, die Philoſophie zu einer Wiſſenſchaft im gewöhnlichen, aus der Mathematik und Phyſik geſchöpften, Sinne dieſes Wortes, zu „erniedrigen. Giebt es ein Wiſſen in der Philoſophie, ſo kann es, ſagt er, „kein Wiſſen ſeyn nach Art jener gemeinen mathematiſchen Wiſſenſchaftlichkeit, die, unter verſchiedenen Namen und Formen, doch die in der neueren Philoſophie einzig herrſchende iſt; ſondern es müßte ein Wiſſen ſeyn, welches mehr als das, welches eigentlich kein Wiſſen, ſondern etwas viel Höheres wäre“ — dann folgt ſogleich:

---

*) S. Heidelbergiſche Jahrbücher Erſter Jahrgang (1808) erſtes Heft S. 129 — 159.

„Wir zweifeln keineswegs, daß beſonders die jetzige metaphyſiſche Jugend den Recenſenten, dieſer Aeußerung zufolge, ſogleich zu jener verurtheilten Claſſe derer ſtellen werde, welche mit Kant und Jacobi, oder auf andere Weiſe, Offenbarung und Glauben über das Wiſſen oder an die Stelle des höchſten Wiſſens ſetzen. So bedeutend indeſſen die Oppoſition dieſer Männer gegen das bloße Wiſſen und Wiſſen vom Wiſſen ſeyn mag, ſo können wir doch ihre Sache nicht für die unſrige erkennen.“

Was iſt denn aber nun die Sache des Recenſenten, weswegen er die Sache Jacobi's — der doch wohl auf eine ganz andre Weiſe als Kant, nämlich hier als ſein Gegner, die Behauptung aufſtellte: Alle menſchliche Erkenntniß gehe aus von Offenbarung und Glauben, — nicht zu der ſeinen machen kann? — Es findet ſich auf dieſe Frage nur folgende, mir in den erſten Worten ganz unverſtändliche, in den letzten aber ſehr dunkle Antwort am Orte ſelbſt:

„Das bloß willkührliche Subjective und Individuelle iſt eine eben ſo unzureichende Form für die Idee, als die gemeine Objective des Wiſſens. Es

> dürfte auch der Fall ſtatt finden, daß es noch außer und über dem Glauben und Wiſſen ein höheres und drittes gäbe, was, den erſten erzeugend oder beſtätigend, das zweite beſeelend und belebend, der gemeinſchaftliche Träger von beyden wäre.“

Etwas mehr Licht wurde mir durch die, drey Jahre ſpäter erſchienene, Recenſion der Schrift von den Göttlichen Dingen, vornehmlich an der Stelle (S. 82. 83), wo von drey Arten der Offenbarung, die zufolge der Chriſtlichen Philoſophie ſtatt finden ſollen, geredet wird: von einer erſten allgemeinen (äußeren), vermöge welcher ſich Gott in der geſamten Schöpfung und in allen Creaturen verherrlicht; von einer zweiten inneren, welche man auch die moraliſche nennen könne, die ſich in der Stimme des Gewiſſens und im ſittlichen Gefühle kund thue; dann endlich von einer dritten, poſitiven, im Chriſtenthum gegebenen, welche durch den Erlöſer der Menſchheit zugetheilt,

> „und durch die vom Geiſte Gottes beſeelten Propheten und Apoſtel in Schrift und Rede verkündigt worden ſey, und in der Kirche aufbewahrt, verbreitet und fortgepflanzt wurde und werde.“

Der Verfaſſer ſetzt hinzu:

> „Nun iſt meine Ueberzeugung, daß ſowohl jene Metaphyſiſche Offenbarung, als die innere des Gefühls, erſt durch die dritte poſitive Offenbarung und den Glauben an ſie, Haltung, Feſtigkeit und Zuſammenhang gewinnen. Oder mit andern Worten; die Platoniſche Philoſophie (mithin auch die Jacobiſche) wird, wenn ſie nicht mit dem Chriſtenthum verbunden und durch daſſelbe berichtigt iſt, ſtatt die Fülle der Wahrheit ſelbſt zu ergreifen, nur einem mehr oder minder weſenloſen geiſtigen Schatten von Halbwahrheit nachgehen, und dabey noch von allen Seiten ſich in die Abwege jeder denkbaren Schwärmerey zu verirren, in ſteter Gefahr ſeyn.“

Und ſo wären wir denn wieder bey dem Gegenſtande, von welchem vorhin ſchon erwähnt wurde, daß ein tieferes Eingehen in denſelben zu weit führen und hier nicht an ſeinem Platz ſeyn würde. Ich verweiſe meine Leſer, die ungeneigten wie die geneigten, auf das in dem neuen Vorbericht zu der Schrift von den Göttlichen Dingen über die Perle und Schale des Chriſtenthums S. 253 — 256 Geſagte, und ſpreche: dies ſey das Ende!

München den 15ten Juni 1816.

Jacobi an Fichte.

Nous sommes trop élevés à l'égard de nous mêmes, et nous ne saurions nous comprendre.

Fenelon nach Auguſtinus.

(Zuerſt erſchienen im Herbſte 1799. Hamburg bei Friedrich Perthes.)

„Wodurch giebt sich der Genius kund?“ — Wodurch sich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All!
Klar ist der Aether, und doch von unergründlicher Tiefe;
Offen dem Aug, dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Schiller.

Vorbericht.

Ich mache den folgenden Brief, ſo wie ich ihn, ohne auch nur den entfernteſten Gedanken zu haben, daß er je öffentlich erſcheinen ſollte, unmittelbar und allein für den Mann, an welchen er gerichtet iſt, um mit ihm mich philoſophiſch aus einander zu ſetzen, und zufrieden wenn nur Er mich faßte und nicht mißverſtand, geſchrieben habe, jetzt, mit deſſelben Bewilligung gemein, unter andern aus dem Grunde, weil ich für beſſer halte, daß er in einer zuverläſſigen Ausgabe, als in unzuverläſſigen Gerüchten oder aus dem Gedächtniß gemachten Auszügen umlaufe.

Da Niemand durch die öffentliche Erſcheinung dieſes Briefes ihn zu leſen genöthiget wird; ſo erwarte ich von der Billigkeit freywilliger Leſer, daß ſie mit ihm, ſo wie er iſt, vorlieb nehmen und nicht verlangen werden: ich hätte ihn entweder mit Abſicht vornehmlich auf das Publikum gleich zu Anfang entwerfen, oder wenigſtens jetzt, vor der Herausgabe, zu etwas beſſerem umarbeiten ſollen. — Durch eine ſolche Umarbeitung wäre ein neues ganz verſchiedenes Werk entſtanden, und das ſollte nicht ſeyn.

Was mich bei der Herausgabe dieſer Schrift am mehrſten beunruhiget, ſind die beiläufig in derſelben vorkommenden, ſorglos hingeworfenen, obgleich nicht unerwogenen Urtheile über unſeren großen Königsberger — ſeine Moralphiloſophie und Theologie. Die nähere Beſtimmung dieſer Urtheile, und ihre ausführliche Rechtfertigung, findet ſich in einer anderen Schrift, die ich ſo bald wie möglich erſcheinen zu laſſen mich hiemit verbinde, und nun ſelbſt gedrungen fühle. †) Es würde mir wehe thun, wenn man unterdeſſen das hier Befindliche, z. B. die Stelle, wo ich Kant, in Abſicht der Transſcendentalphiloſophie, nur den Vorläufer von Fichte nenne, anders verſtehen und auslegen wollte, als es ihre Stellung, Ton und Zuſammenhang mit ſich bringen. In dem gegenwärtigen Fall, iſt der

---

†) S. die Abhandlung über das Unternehmen des Kriticiſmus u. ſ. w.

Vorläufer offenbar der *Vornehmere*. Fichte ſelbſt hat ſich hierüber, wie ein edler Mann, ſchön und nachdrücklich erklärt, und eher zu viel als zu wenig Beſcheidenheit bewieſen.*) Mir aber ſtellt ſich dieſe Sache in noch einem anderen Lichte dar. Da ich nehmlich das Bewuſſtſeyn des *Nichtwiſſens* für das *Höchſte* im Menſchen, und den Ort dieſes Be-

---

*) In der Vorrede zu der Schrift: *Ueber den Begriff der Wiſſenſchaftslehre* S. V. wo er ſagt: „der Verfaſſer iſt bis jetzt innig überzeugt, daß kein menſchlicher Verſtand weiter, als bis zu der Gränze vordringen könne, an der *Kant*, beſonders in ſeiner Kritik der Urtheilskraft geſtanden, die er uns aber nie beſtimmt, und als die letzte Gränze des endlichen Wiſſens angegeben hat. Er weiß es, daß er nie etwas wird ſagen können, worauf nicht ſchon *Kant* unmittelbar oder mittelbar, deutlicher oder dunkler gedeutet habe. Er überläßt es den zukünftigen Zeitaltern, das Genie des Mannes zu ergründen, der von dem Standpunkte aus, auf welchem er die philoſophirende Urtheilskraft fand, oft wie durch höhere Eingebung geleitet, ſie ſo gewaltig gegen ihr letztes Ziel hinriß. — Er iſt eben ſo innig überzeugt, daß nach dem genialiſchen Geiſte *Kants* der Philoſophie kein höheres Geſchenk gemacht werden konnte, als durch den ſyſtematiſchen Geiſt Reinholds....... Er hält es wahrhaftig nicht für perſönliches Verdienſt, durch einen glücklichen Zufall nach vortrefflichen Arbeitern an die Arbeit gerufen zu werden; und er weiß, daß alles Verdienſt, was etwa hierin ſtatt finden könnte, nicht auf dem Glück des Findens, ſondern auf der Redlichkeit des Suchens beruht, über welche jeder nur ſich ſelbſt richten und belohnen kann.“

wuſſtſeyns für den der Wiſſenſchaft unzugänglichen Ort des Wahren halte; ſo muß es mir an Kant gefallen, daß er ſich lieber am Syſtem als an der Majeſtät dieſes Orts verſündigen wollte. Fichte verſündiget ſich an ihr, nach meinem Urtheil, wenn er in den Bezirk der Wiſſenſchaft dieſen Ort einſchließen, und von dem Standpunkte der Speculation, als dem angeblich höchſten, als dem Standpunkt der Wahrheit ſelbſt, auf ihn will herab ſehen laſſen.— Aber Kant, wenn er nicht daſſelbe thut, wird Fichte ſagen, iſt inconſequent und bleibt auf halbem Wege ſtehen. — Das gebe ich zu, und hatte dieſe Bemerkung ſchon vor zwölf Jahren gemacht. †) Iſt aber nicht auch Fichte inconſequent? — Man hat ſeine Philoſophie des Atheiſmus beſchuldigt, mit Unrecht, weil Transſcendentalphiloſophie, als ſolche, ſo wenig atheiſtiſch ſeyn kann, als es Geometrie u. Arithmetik ſeyn können. Nur kann ſie, aus demſelben Grunde, auch ſchlechterdings nicht Theiſtiſch ſeyn. Wollte ſie Theiſtiſch ſeyn, u. zwar ausſchließend, ſo würde ſie atheiſtiſch, oder gewänne wenigſtens ein ſolches Anſehn, indem ſie zeigte, wie auch *Gott* auf der That des *an ſich Nicht Daſeyns* erhaſcht, dadurch allein philoſophiſch geltend, ja überhaupt zu einem *Realen* werde. Warum denn machte Fichte ihr den Nahmen als *wollte* ſie und *könnte*? Warum hütete er ſich nicht ſorgfältiger vor dem *Anſchein*, als ſollte durch Transſcendentalphiloſophie ein neuer *einziger* Theiſmus eingeführt, und durch ihn jener alte der natürlichen Vernunft, als durchaus ungereimt vertrieben werden? Ganz ohne Noth hat er ſich und ſeine Philoſophie dadurch in ein übles Gerücht gebracht. Daß ſie von Gott nichts wiſſe, gereichte der Transſcendentalphiloſophie zu keinem Vorwurf, da es allgemein anerkannt iſt: Gott könne nicht *gewußt*, ſondern nur *geglaubt* werden. Ein Gott, der *gewußt* werden könnte, wäre gar kein Gott. Ein *nur künſtlicher* Glaube an Ihn iſt aber auch ein *unmöglicher* Glaube; denn er hebt, in ſofern er *blos künſtlich ſeyn will* — oder blos wiſſenſchaftlich, oder *rein* ſpeculativ — den *natürlichen Glauben*, und ſomit, ſich ſelbſt, als *Glauben*; folglich den ganzen Theiſmus, auf. — Ich verweiſe auf Reinholds *Sendſchreiben an*

---

†) S. die Beilage zu dem Geſpräch über Idealiſmus und Realiſmus.

Lavater und *Fichte* über den Glauben an Gott. (Hamburg bei Perthes 1799.)

Auf ihn, den *Rein- und Holden*, den um der Wahrheit willen ſich ſelbſt und alles muthig Verläugnenden, verweiſe ich auch hier ſchon im voraus, wenn ich wegen der folgenden Schrift auf die Eine oder die Andere Weiſe ſollte angefochten werden. — Du mußt, lieber Freund und Bruder, dann vor den Riß treten, mußt auf Deinen Schultern den *älteren* Gefährten aus dem Streitgewühl tragen, wie Sokrates ehmals den *jüngeren*. Hätte ich mich hervorgewagt diesmal ohne Deine Ermunterung, Dein wiederholtes Zureden? — „Ich ſollte, ich müßte — Auf Deine Verantwortung und Gefahr!“ — — So ſiehe nun zu, wie Du es beſteheſt! — Von dieſem Augenblick an iſt dieſe Schrift nicht mehr meine Sache und Eigenthum, ſondern Deines.

F. H. Jacobi.

Eutin den 3ten März 1799.

Heute, mein verehrungswürdiger Freund, geht die ſechſte Woche an, ſeit ich auf einen heitern Tag in meinem Inneren, um an Sie zu ſchreiben, ungeduldig und vergeblich warte; und heute, da ich unfähiger dazu bin, als an keinem der vorhergegangenen, ſetze ich die Feder mit dem feſten Vorſatz an, ſie nicht eher niederzulegen, bis ich ausgeſchrieben habe. Was ich mir vorſetze mit dieſem Vorſatz, den ich aus Verzweiflung faſſe, weiß ich ſelbſt nicht; er iſt aber darum nur deſto angemeſſener meiner *Unphiloſophie*, die ihr Weſen hat im *Nicht-Wiſſen*; wie Ihre Philoſophie, allein im *Wiſſen*; weswegen dieſe auch, nach meiner innigſten Ueberzeugung, Philoſophie im *ſtrengeren* Verſtande, allein genannt zu werden verdient.

Ich ſage es bei jeder Gelegenheit, und bin bereit es öffentlich zu bekennen, daß ich Sie für den wahren Meſſias der ſpeculativen Vernunft, den echten

Sohn der Verheißung einer durchaus reinen, in und durch ſich ſelbſt beſtehenden Philoſophie halte.

Unleugbar iſt es Geiſt der ſpeculativen Philoſophie, und hat darum von Anbeginn ihr unabläſſiges Beſtreben ſeyn müſſen, die dem natürlichen Menſchen gleiche Gewiſſheit dieſer zwey Sätze: Ich bin, und es ſind Dinge außer mir, ungleich zu machen. Sie mußte ſuchen den Einen dieſer Sätze dem andern zu unterwerfen; jenen aus dieſem oder dieſen aus jenem — zuletzt vollſtändig — herzuleiten, damit nur Ein Weſen und nur Eine Wahrheit werde unter ihrem Auge, dem Allſehenden! Gelang es der Speculation dieſe Einheit hervorzubringen, indem ſie das Ungleichmachen ſo lange fortſetzte, bis aus der Zerſtörung jener natürlichen eine andere künſtliche Gleichheit deſſelben im gewiſſen Wiſſen einmal offenbar vorhandenen Ich und Nicht-Ich entſprang — eine ganz neue Creatur, die ihr durchaus angehörte! — gelang ihr dieſes: ſo konnte es ihr alsdann auch wohl gelingen, eine vollſtändige Wiſſenſchaft des Wahren alleinthätig aus ſich hervorzubringen.

Auf dieſe Weiſe haben die zwey Hauptwege: Materialiſmus und Idealiſmus; der Verſuch, alles aus einer ſich ſelbſt beſtimmenden Materie allein, oder allein aus einer ſich ſelbſt beſtimmenden Intelligenz zu erklären, daſſelbe Ziel; ihre Richtung gegen einander iſt keineswegs divergirend, ſondern allmählig annähernd bis zur endlichen Berührung und Durchdringung. Der ſpeculative, ſeine Metaphyſik ausarbeitende Materialiſmus, muß zuletzt ſich von ſelbſt in Idealiſmus verkläre[illegible] denn außer dem Dualiſmus iſt nur Egoiſmus, als Anfang oder als Ende — für die Denkkraft, die ausdenkt.

Wenig fehlte, ſo wäre eine ſolche gänzliche Verklärung des Materialiſmus ſchon durch Spinoza zu Stande gekommen. Seine dem ausgedehnten wie dem denkenden Weſen auf gleiche Weiſe zum Grunde liegende, beyde unzertrennlich verbindende Subſtanz, iſt nichts anders als die unanſchaubare, nur durch Schlüſſe zu bewährende abſolute Identität ſelbſt des Objects und Subjects, auf welche das Syſtem der neuen Philoſophie, der unabhängigen Philoſophie der Intelligenz, gegründet iſt. Sonderbar, daß ihm nie der Gedanke entſtand, ſeinen philoſophiſchen Cubus einmal umzuſtellen; die oberſte Seite, die Seite des Denkens, die Er die Objective — zu der unterſten, die er die ſubjective, Formelle nannte, zu machen, und dann zu unterſuchen, ob ſein Cubus auch noch Daſſelbe, ihm die einzige wahre philoſophiſche Geſtalt der Sache bliebe. Unfehlbar hätte ſich ihm bei dieſem Verſuch unter den Händen alles verwandelt; das Cubiſche, was ihm bisher Subſtanz geweſen: die Eine Materie zweyer ganz verſchiedener Weſen — wäre vor ſeinen Augen verſchwunden; und aufgelodert wäre dafür eine reine, allein aus ſich ſelbſt brennende, keiner Stätte, wie keines nährenden Stoffs bedürfende Flamme: Transſcendentaler Idealismus!

Ich wählte dieſes Bild, weil ich durch die Vorſtellung eines umgekehrten Spinozismus meinen Eingang in die Wiſſenſchaftslehre zuerſt gefunden habe. Und noch immer iſt ihre Darſtellung in mir, die Darſtellung eines Materialiſmus ohne Materie, oder einer Mathesis pura, worin das rein- und leere Bewußtſeyn den mathematiſchen Raum vorſtellt. Wie die reine Mathematik das Ziehen einer geraden Linie (Bewegung alſo, mit allem was dieſer Begriff vorausſetzt und mit ſich führt) — und die Conſtruction eines Cirkels (Maaßgebung, Fläche, Figur — Qualität, Quantität u. ſ. w.) — vorausſetzend, mathematiſche Cörper, dann eine ganze Welt aus Nichts zu erſchaffen in Gedanken vermag, brauche ich nicht erſt darzulegen. — Alſo nur derjenige, der unwiſſend und abgeſchmackt genug wäre, Geometrie und Arithmetik zu verachten; jene, weil ſie keine Subſtanzen; dieſe, weil ſie keine Zahlenbedeutung, das Werth ſeyende, nicht hervorbringt; nur ein ſolcher möchte auch Transſcendentalphiloſophie verachten.

Ich verlange und erwarte von Fichte, daß er mich aus Winken verſtehe; das nicht flüchtig Gedachte aus flüchtigen Worten, Zügen und hingeworfenen Bildern. Dürfte ich das nicht, was für ein Buch müßte ich ſchreiben? und nie in meinem Leben ſchriebe ich ein ſolches Buch!

Und ſo fahre ich denn fort, und rufe zuerſt, eifriger und lauter, Sie noch einmal unter den Juden der ſpeculativen Vernunft für ihren König aus; drohe den Halsſtarrigen es an, Sie dafür zu erkennen, den Königsberger Täufer aber nur als Ihren Vorläufer anzunehmen. Das Zeichen, welches Sie gegeben haben, iſt die Vereinigung des Materialiſmus und Idealiſmus zu Einem untheilbaren Weſen — ein Zeichen, nicht ganz unähnlich jenem des Propheten Jonas.

Wie vor achtzehnhundert Jahren die Juden in Paläſtina den Meſſias, nach welchem ſie ſo lange ſich geſehnt, bei ſeiner wirklichen Erſcheinung verwarfen, weil er nicht mit ſich brachte, woran ſie ihn erkennen wollten; weil er lehrte: es gelte weder Beſchneidung noch Vorhaut, ſondern eine neue Creatur: ſo haben auch Sie ein Stein des Anſtoßes und ein Fels des Aergerniſſes denen werden müſſen, die ich Juden der ſpeculativen Vernunft heiße. Nur Einer bekannte ſich öffentlich und aufrichtig zu Ihnen, ein Iſraelit in dem kein Falſch iſt, Nathanael Reinhold. Wäre ich ſein Freund nicht ſchon geweſen, ich wäre es damals geworden. Auch iſt ſeitdem noch eine ganz andere Freundſchaft, als bis dahin war, unter uns entſtanden.

Ich bin ein Nathanael nur unter den Heiden. Wie ich nicht zum alten Bunde gehörte, ſondern in der Vorhaut blieb, ſo enthalte ich mich auch des neuen, aus derſelben Unfähigkeit oder Verſtockung. Es ſoll mir, nach dem Urtheil eines Vornehmen unter Ihren Jüngern, dieſe Unfähigkeit oder Verſtockung daher kommen, daß ich des blos logiſchen Enthuſiaſmus entbehre, des Allein-Geiſtes der Allein-Philoſophie. Scharfſinnig genug! Entgangen aber iſt dem Scharfſinnigen, welchergeſtalt die Allein-Philoſophie und meine Unphiloſophie durch den höchſten Grad der Antipathie mit einander in Berührung kommen, und im Moment der Berührung ſich gewiſſermaßen durchdringen. Sie, mein Freund, haben dieſes gefühlt, wie ich es gefühlt habe; Sie haben mich für den erkannt, der an der Thür Ihres Hörſaals, lange bevor er geöffnet wurde, Sie erwartend ſtand und Weiſſagungen redete. Jetzt nehme ich in dieſem Hörſaal, als ein privilegirter Ketzer, und im voraus von jedem Bannfluch ausgenommen, der mich in Kategorien treffen könnte, einen ausgezeichneten Platz ein; ich darf, weil meine eigentliche wahre Meinung dem coge intrare der Wiſſenſchaft offenbar mehr Vorſchub als Abbruch thut, von meinem Seſſel ſogar eigene Vorträge in Nebenſtunden halten.

Beyde nur im Geiſte lebend, und redliche Forſcher auf jede Gefahr, ſind wir, denke ich, über den Begriff der Wiſſenſchaft einverſtanden genug; daß ſie nehmlich — die Wiſſenſchaft als ſolche — in dem Selbſthervorbringen ihres Gegenſtandes beſtehe, und nichts anders ſey, als dieſes *in Gedanken* Hervorbringen ſelbſt; daß alſo der Inhalt jeder Wiſſenſchaft, *als ſolcher*, nur ein inneres Handeln ſey, und die *nothwendige Art und Weiſe* dieſes *in ſich freyen* Handelns, ihr ganzes Weſen ausmache. Jede Wiſſenſchaft, ſage ich, wie Sie, iſt ein *Object-Subject*, nach dem Urbilde des Ich, welches Ich allein Wiſſenſchaft *an ſich*, und dadurch Princip und Auflöſungsmittel aller Erkenntnißgegenſtände, das Vermögen ihrer Deſtruction und Conſtruction, *in blos wiſſenſchaftlicher Abſicht*, iſt. In Allem und aus Allem ſucht der Menſchliche Geiſt nur ſich ſelbſt, Begriffe bildend, wieder hervor; ſtrebend und widerſtrebend; unaufhörlich vom augenblicklichen bedingten Daſeyn, das ihn gleichſam verſchlingen will, ſich losreißend, um ſein Selbſt- und in-ſich-ſeyn zu retten, es alleinthätig und mit Freyheit fortzuſetzen. Dieſe Thätigkeit der Intelligenz iſt in ihr eine nothwendige Thätigkeit; ſie iſt nicht, wo dieſe Thätigkeit nicht iſt. — Es wäre alſo die größte Thorheit, bei dieſer Einſicht, die Begierde nach Wiſſenſchaft in ſich oder anderen hemmen zu wollen; die größte Thorheit, zu glauben, man könne das Philoſophiren auch wohl *übertreiben*. Das

Philoſophiren übertreiben, hieße — die Beſinnung übertreiben.

Beyde wollen wir alſo, mit ähnlichem Ernſt und Eifer, daß die Wiſſenſchaft des Wiſſens — welche in allen Wiſſenſchaften das Eine; die Welt-Seele in der Erkenntniß-Welt iſt — vollkommen werde: nur mit dem Unterſchiede: daß Sie es wollen, damit ſich der Grund aller Wahrheit, als in der Wiſſenſchaft des Wiſſens liegend zeige; ich, damit offenbar werde, dieſer Grund: das Wahre ſelbſt, ſey nothwendig außer ihr vorhanden. Meine Abſicht iſt aber der Ihrigen auf keine Art im Wege, ſo wie Ihre nicht der meinen, weil ich zwiſchen Wahrheit und dem Wahren unterſcheide. Sie — nehmen von dem, was ich mit dem Wahren meine, keine Notiz, und dürfen, als Wiſſenſchaftslehrer, keine davon nehmen – auch nach meinem Urtheil.

Am 6ten März.

Wenn ich mir Wort halten, und den Vorſatz ausführen ſoll, Feder, Hand und Augen nicht eher gefliſſentlich zu etwas anderem zu gebrauchen, bis ich dieſes

Schreiben zu Ende gebracht habe; ſo muß ich einen zweyten verwegenen Entſchluß faſſen, dieſen nehmlich: noch rhapſodiſcher, noch mehr im Heuſchrecken-Gange meinen Weg fortzuſetzen; den Entſchluß, Ihnen nichts als Stückwerk von Gedankenverbindungen vorzulegen, aus denen Sie meinen Verſtand und Unverſtand ſogut herausleſen mögen, als es thunlich iſt. Es ſey drum!

Das Geheimniß der Identität und Verſchiedenheit zwiſchen Fichte und mir, unſerer philoſophiſchen Sympathie und Antipathie, müßte, deucht mir, jedem offenbar werden, der nur die einzige Epiſtel an Erhard O., hinter Allwills Briefſammlung, recht zu leſen und ſie durchaus zu verſtehen ſich bemühen wollte.

Ich kann mich dergeſtalt auf Fichtens Standpunkt verſetzen, und mich darauf intellectuell iſoliren, daß ich mich faſt ſchäme anderer Meinung zu ſeyn, und kaum meine Einwürfe wider ſein Syſtem vor mir ſelbſt ausſprechen mag. Ich kann aber auch auf meinem entgegengeſetzten Standpunkt eine ſolche Schwerkraft, Feſtigkeit und Haltung fühlen, daß ich mich an ihm ärgere, und, faſt zornig über ſein *künſtliches Von-Sinnen-Kommen*, wodurch ich, ſeinem Beiſpiele folgend, von meinem natürlichen *Wahn-Sinn* mich befreyen ſoll, ihm aus Ungeduld — nicht den Sparren zu viel, ſondern das *Oder* deſſelben, den Sparren zu wenig, herzhaft an den Hals werfe. Ich beklage mich nicht, wenn Fichte mir dagegen den *Sparren zu viel* an den *Kopf* wirft.

Eine *reine*, das iſt, *durchaus immanente* Philoſophie; eine Philoſophie aus *Einem* Stück; ein wahrhaftes Vernunft-*Syſtem*, iſt auf die Fichtiſche Weiſe allein möglich. Offenbar muß alles in und durch Vernunft, im Ich als Ich, in der *Ichheit* allein gegeben und in ihr ſchon enthalten ſeyn, wenn reine Vernunft allein, aus ſich allein, ſoll alles herleiten können.

Von Vernunft iſt die Wurzel, *Vernehmen*. — Reine Vernunft iſt ein Vernehmen, das *nur* ſich ſelbſt vernimmt. Oder: die reine Vernunft vernimmt nur ſich.

Das Philoſophiren der reinen Vernunft muß alſo ein chemiſcher Proceß ſeyn, wodurch alles außer ihr in Nichts verwandelt wird, und ſie allein übrig läßt — einen ſo reinen Geiſt, daß er, in dieſer ſeiner Reinheit, ſelbſt nicht ſeyn, ſondern nur alles hervorbringen kann; dieſes aber wieder in einer ſolchen Reinheit, daß es ebenfalls ſelbſt nicht ſeyn, ſondern nur als im Hervorbringen des Geiſtes vorhanden, angeſchaut werden kann: das Geſamte eine bloſe That-That.

Alle Menſchen, in ſofern ſie überhaupt nach Erkenntniß ſtreben, ſetzen ſich, ohne es zu wiſſen, jene reine Philoſophie zum letzten Ziele; denn der Menſch erkennt nur indem er begreift; und er begreift nur indem er — Sache in bloſe Geſtalt verwandelnd — Geſtalt zur Sache, Sache zu Nichts macht.

Deutlicher!

Wir begreifen eine Sache nur in ſofern wir ſie conſtruiren, in Gedanken vor uns entſtehen, werden laſſen können. In ſofern wir ſie nicht conſtruiren, in

Gedanken nicht ſelbſt hervorbringen können, begreifen wir ſie nicht.

Wenn daher ein Weſen ein von uns *vollſtändig* begriffener Gegenſtand werden ſoll, ſo müſſen wir es *objectiv* — **als für ſich beſtehend** — in Gedanken aufheben, vernichten, um es durchaus *ſubjectiv*, unſer eigenes Geſchöpf — *ein bloſes* **Schema** — werden zu laſſen. Es darf nichts in ihm bleiben und einen weſentlichen Theil ſeines Begriffs ausmachen, was nicht unſere Handlung, *jetzt* eine bloſe Darſtellung unſerer productiven Einbildungskraft wäre.

Der Menſchliche Geiſt alſo, da ſein philoſophiſches Verſtehen ſchlechterdings nicht über ſein eigenes Hervorbringen hinausreicht, muß, um in das Reich der Weſen einzudringen, um es mit dem Gedanken zu erobern, Welt-*Schöpfer*, und — ſein eigener Schöpfer werden. Nur in dem Maaße wie ihm das letzte gelingt, wird er in dem erſten Fortgang ſpüren. Aber auch ſein eigener Schöpfer kann er nur unter der angegebenen allgemeinen Bedingung ſeyn; er muß ſich dem *Weſen* nach vernichten, um allein im *Begriffe* zu entſtehen, ſich zu haben: in dem Begriffe eines reinen abſoluten Ausgehens und Eingehens, urſprünglich—

aus Nichts, zu Nichts, für Nichts, in Nichts; oder dem Begriffe einer Pendel-Bewegung, die als ſolche, weil ſie Pendel-Bewegung iſt, ſich nothwendig ſelbſt Schranken ſetzt im Allgemeinen; aber beſtimmte Schranken nur hat, als eine beſondere, durch eine unbegreifliche Einſchränkung, nach Analogie der ausdehnenden und zuſammenziehenden Kraft der Materie.

Eine Wiſſenſchaft, die ſich ſelbſt, als Wiſſenſchaft allein zum Gegenſtande, und außer dieſem keinen Inhalt hat, iſt eine Wiſſenſchaft an ſich. Das Ich iſt eine Wiſſenſchaft an ſich, und die Einzige: Sich Selbſt weiß es, und es widerſpricht ſeinem Begriffe, daß es außer ſich ſelbſt etwas wiſſe oder vernehme, u. ſ. w. u. ſ. w...... Das Ich iſt alſo nothwendig Princip aller anderen Wiſſenſchaften, und ein unfehlbares Menſtruum, womit ſie alle können aufgelöſet und verflüchtiget werden in Ich, ohne irgend etwas von einem Caput mortuum — Nicht-Ich — zu hinterlaſſen. — Es kann nicht fehlen: Wenn Ich allen Wiſſenſchaften ihre Grundſätze giebt, ſo müſſen aus Ich alle Wiſſenſchaften deducirt werden können: Können ſie aus Ich allein alle deducirt werden; ſo müſſen in und durch Ich allein auch alle conſtruirt werden können, in ſofern ſie conſtruirbar, d. i. in ſofern ſie Wiſſenſchaften ſind.

Aller Reflexion liegt Abſtraction dergeſtalt zum Grunde, daß Reflexion nur durch Abſtraction möglich wird. Umgekehrt verhält es ſich eben ſo: Beyde ſind unzertrennlich und im Grunde Eins, eine Handlung des Auflöſens alles Weſens in Wiſſen; progreſſive Vernichtung (auf dem Wege der Wiſſenſchaft) durch immer allgemeinere Begriffe. Was nun auf dieſe Weiſe involvirend vernichtet wurde, kann evolvirend auch wieder hergeſtellt werden: Vernichtend lernte ich erſchaffen. Dadurch nehmlich, daß ich auflöſend, zergliedernd, zum Nichts-Außer-Ich gelangte, zeigte ſich mir, daß Alles Nichts war, außer meiner, nur auf eine gewiſſe Weiſe eingeſchränkten, freyen Einbildungskraft. Aus dieſer Einbildungskraft kann ich dann auch wieder hervorgehen laſſen, alleinthätig, alle Weſen, wie ſie waren, ehe ich ſie, als für ſich beſtehend, für Nichts erkannte.

In einem muthwilligen Augenblick vorigen Winter zu Hamburg, brachte ich das Reſultat des Fichtiſchen Idealiſmus in ein Gleichniß. Ich wählte einen Strickſtrumpf.

Um ſich eine andere als die gewöhnliche empiriſche Vorſtellung von dem Entſtehen und Beſtehen eines Strickſtrumpfs zu machen, braucht man nur den Schluß des Gewebes aufzulöſen, und es an dem Faden der Identität dieſes Object = Subjects ablaufen zu laſſen. Man ſieht deutlich alsdann, wie dieſes Individuum, durch ein bloſes Hin = und Herbewegen des Fadens, das iſt, durch ein unaufhörliches Einſchränken ſeiner Bewegung, und Verhindern, daß er ſeinem Streben ins Unendliche hinaus folgte — ohne empiriſchen Einſchlag, oder ſonſt eine Beimiſchung oder Zuthat, zur Wirklichkeit gelangte.

Dieſem meinem Strumpfe gebe ich Streifen, Blumen, Sonne, Mond und Sterne, alle mögliche Figuren, und erkenne: wie alles dieſes nichts iſt, als ein Product der, zwiſchen dem Ich des Fadens und dem Nicht=Ich der Dräthe ſchwebenden productiven Einbildungskraft der Finger. Alle dieſe Figuren mit dem Strumpfweſen zuſammen, ſind, aus dem Standpunkt der Wahrheit betrachtet, der Alleinige nackte Faden. Es iſt nichts in ihn gefloſſen, weder aus den Dräthen, noch aus den Fingern; Er allein und rein iſt jenes Alles, und es iſt in Allem jenem nichts außer ihm; Er iſt es ganz und gar, nur — Mit ſeinen Bewegungen der Reflexion an den Dräthen, die er, fortſetzend, behalten hat, und dadurch zu dieſem beſtimmten Individuum geworden iſt.

Ich möchte hören, wie man dieſem Strumpfweſen abſtreiten wollte, daß es, mit allen ſeinen unendlichen Mannigfaltigkeiten doch gewiß und wahrhaft nur ſein Faden; und dem Faden, daß er Allein dieſe unendliche Mannigfaltigkeit ſey. Dieſer, wie ich ſchon geſagt habe, braucht ja nur, die Reihe ſeiner Reflexionen darlegend, zu ſeiner Urſprünglichen Identität zurückzukehren, um es augenſcheinlich zu machen, daß jene unendliche Mannigfaltigkeit, und mannigfaltige Unendlichkeit, nichts als ein leeres Weben ſeines Webens war, und das einzige Reale nur er ſelbſt mit ſeinem Handeln, aus, in und auf ſich ſelbſt. — Auch will er dieſe Rückkehr, nehmlich Befreyung von den ihm anklebenden Banden des Nicht-

Ich: — und es iſt Niemand, der es nicht wüßte und erfahren hätte, wie — Alle Strümpfe die Tendenz haben, ihre Schranken aufzuheben um die *Unendlichkeit auszufüllen*: höchſt unbeſonnen! da ſie wohl wiſſen können, daß es unmöglich iſt, Alles, und zugleich *Eins* und *Etwas* zu ſeyn.

Sollte dieſes Gleichniß ſo unpaſſend ſeyn, daß es in ſeinem Erfinder einen groben Mißverſtand offenbar verriethe, ſo wüßte ich alsdann nicht, wie die neue Philoſophie wirklich eine *neue*, und nicht blos ein veränderter Vortrag der alten *irgend einen Dualiſmus ſo oder anders zum Grunde legenden* Philoſophie ſeyn wollte; ſie wäre dann keine wahrhaft und aufrichtig *immanente*, keine Philoſophie *aus Einem Stück*. Was in der alten *Wahrnehmung* geheißen, hieße *nothwendiges* Einbilden in der neuen, bedeutete im Grunde aber ganz daſſelbe. Soll es *auf irgend eine Weiſe nur* daſſelbe bedeuten, ſo bleibt Empirie zuletzt doch oben, ſich zur Wiſſenſchaft verhaltend, wie die lebendigen Glieder zu ihren künſtlichen Werkzeugen. Im *menſchlichen Geiſte* muß *alsdann* ein höherer Ort, *als der Ort des wiſſen-*

ſchaftlichen Wiſſens angenommen werden, und es wird von jenem auf dieſen herab geſehen: „der höchſte Standpunkt der Speculation iſt“ dann nicht „der Standpunkt der Wahrheit.“

Ich fürchte alſo jenen Vorwurf nicht. Viel eher kann ich mir denken, daß die neue Philoſophie mein Gleichniß ſich gefallen laſſe, und es zu ihrem Vortheil anwende.

„Beſinne dich, dürfte ſie zu mir ſagen; Gehe in dich! — Was ſind alle Strümpfe, und was iſt alles Strümpfe tragen im Himmel und auf Erden gegen die Einſicht in ihre Entſtehung; gegen die Betrachtung des Mechaniſmus, durch welchen ſie überhaupt hervorgebracht werden; gegen das Nacherfinden im Allgemeinen und immer Allgemeineren ihrer Kunſt: ein Nacherfinden, durch welches die Kunſt ſelbſt, als eigentliche Kunſt, zuerſt erſchaffen wird. — Spotte ſo viel du willſt über dieſe reine Luſt am reinen Wiſſen allein des reinen Wiſſens, die ein blos logiſcher Enthuſiaſmus nicht ganz unſchicklich genannt worden iſt: Wir läugnen nicht, daß wir in ihm ſelig ſind, nichts mehr fragen nach Himmel und Erde; und wenn uns auch Leib und Seele verſchmachtet, es nicht achten aus jener hohen Liebe der Erkenntniß — blos des Erkennens; der Einſicht — blos des Einſehens; des Thuns — blos des Thuns. Spotte darüber kindiſch unwiſſend, erbarmenswürdig, unterdeſſen wir dir unwiderleglich darthun und nachweiſen: — allem Entſtehen und Seyn, unten vom niedrigſten Thiere an, bis hinauf zum höchſten Heiligen und Beinah- oder Ganz-Gott, liege nothwendig zum Grunde — ein blos logiſcher Enthuſiaſmus, das iſt: **Ein nur ſich ſelbſt vorhabendes und betrachtendes Handeln, blos des Handelns und Betrachtens wegen, ohne anderes Subject oder Object; ohne in, aus, für, oder zu.**“

Ich antworte hierauf, indem ich blos meinen Strumpf wieder vorzeige, und frage: Was es mit ihm wäre, ohne die Beziehung und Abſicht auf ein menſchliches Bein, wodurch allein Verſtand in ſein Weſen kommt? Was es ſey, unten vom Thiere an bis zum Heiligen hinauf, mit einem bloſen **Weben eines Webens**? — Ich ſage aus, daß meine Vernunft, mein ganzes Inwendiges auffährt, ſchaudert, ſich entſetzt vor dieſer Vorſtellung; daß ich mich abwende von ihr, als von dem Gräßlichſten unter allen Gräßlichkeiten — Vernichtung anflehe, wie eine Gottheit, wider eine ſolche Danaiden- und Irions-Seligkeit.

Unſere Wiſſenſchaften, **blos als ſolche**, ſind Spiele, welche der menſchliche Geiſt, zeitvertreibend, ſich erſinnt. Dieſe Spiele erſinnend, **organiſirt er nur ſeine Unwiſſenheit**, ohne einer Erkenntniß des **Wahren** auch nur um ein Haar breit näher zu kommen. In einem gewiſſen Sinne entfernt er ſich dadurch vielmehr von ihm, indem er bei dieſem Geſchäft ſich über ſeine Unwiſſenheit blos zerſtreut, ihren Druck nicht mehr fühlt, ſogar ſie lieb gewinnt, weil ſie — **unendlich** iſt; weil das Spiel, das ſie mit ihm treibt, immer mannigfaltiger, ergötzender, größer, berauſchender wird. Wäre das Spiel mit unſerer Unwiſſenheit nicht unendlich, und nicht ſo beſchaffen, daß aus jeder ſeiner Wendungen ein neues Spiel entſtünde: ſo würde es uns mit der Wiſſenſchaft, wie mit dem Nürenberger, ſo genannten, Grillenſpiel ergehen, das uns anekelt, ſobald uns alle ſeine Gänge und mögliche Wendungen bekannt und geläufig ſind. Das Spiel iſt uns dadurch verdorben, daß wir es ganz verſtehen, daß wir es wiſſen. †)

Alle Wiſſenſchaften ſind zuerſt als Mittel zu anderen Zwecken entſtanden, und Philoſophie im eigentlichen Verſtande, Metaphyſik, iſt davon nicht ausgenommen. Alle Philoſophen giengen darauf aus, hinter die Geſtalt der Sache, das iſt zur Sache ſelbſt; hinter die Wahrheit, das iſt zum Wahren, zu kommen: ſie wollten das Wahre wiſſen — unwiſſend, daß, wenn das Wahre menſchlich gewußt werden könnte, es aufhören müßte das Wahre zu ſeyn, um ein bloſes Geſchöpf menſchlicher Erfindung, eines Ein- und Ausbildens weſenloſer Einbildungen, zu werden.

---

†) Wegen dieſer Stelle bin ich von jung und alt wiederholt und recht hart geſcholten worden. Ich ſollte die Wiſſenſchaft dem Nürenberger Grillenſpiel gleich geſtellt haben, ungeachtet in Wahrheit das klare Gegentheil von mir geſchehen war, wie jeder finden muß, der nur ein wenig zu leſen verſteht. Meine wahre und wirkliche Meinung findet ſich in der Schrift von den göttlichen Dingen weiter ausgeführt. Ich verweiſe dahin, und auf die bei der gegenwärtigen neuen Ausgabe derſelben Schrift hinzugefügte Anmerkung.

Von dieſer Unwiſſenheit und Anmaßung haben uns die zwey großen Männer, Kant und Fichte, befreyt; von Grund aus erſt der letzte. Sie haben die höhere Mechanik des menſchlichen Geiſtes entdeckt; im Intellectual-Syſtem die Theorie der Bewegungen in widerſtehenden Mitteln vollſtändig dargelegt, und in einer anderen Sphäre geleiſtet, was Huygens und Newton vormals in der ihrigen. Durch dieſe neueſten Entdeckungen iſt einer unnützen und verderblichen Verſchwendung der menſchlichen Kraft auf immer Einhalt geſchehen; Ein Weg zu irren ganz abgeſchnitten worden. Niemand kann von nun an mehr mit dem Verſtande, verzeihlich, ſchwärmen; Niemand mehr hoffen, wohl endlich doch noch die wahre Cabbala zu finden, und mit Buchſtaben und Ziffern, Weſen und lebendige Kräfte hervorzubringen. — Wahrlich eine große Wohlthat für unſer Geſchlecht; wenn es nicht, in die Wiſſenſchaft ſeiner Unwiſſenheit jetzt ſich vergaffend, ſelig ſeyn will darin allein, daß es mit beyden Augen emſig nur nach der Spitze ſeiner Naſe ſchielt.

Ich verſtehe unter dem Wahren etwas, was vor und außer dem Wiſſen iſt; was dem Wiſſen, und dem Vermögen des Wiſſens, der Vernunft, erſt einen Werth giebt.

Vernehmen ſetzt ein Vernehmbares; Vernunft das Wahre zum voraus: ſie iſt das Vermögen der Vorausſetzung des Wahren. Eine das Wahre nicht vorausſetzende Vernunft iſt ein Unding.

Mit ſeiner Vernunft iſt dem Menſchen nicht das Vermögen einer Wiſſenſchaft des Wahren; ſondern nur das Gefühl und Bewuſſtſeyn ſeiner Unwiſſenheit deſſelben: **Ahndung** des Wahren, gegeben.

Wo dieſe Weiſung auf das Wahre fehlt, da iſt keine Vernunft.†) Dieſe Weiſung; die Nöthigung, das ihr nur in Ahndung vorſchwebende Wahre als ihren Gegenſtand, als die letzte Abſicht aller Begierde nach Erkenntniß zu betrachten, macht das Weſen der Vernunft aus. Sie iſt ausſchließend auf das unter den Erſcheinungen Verborgene, auf ihre Bedeutung gerichtet; auf das Seyn, welches einen Schein nur von ſich giebt, und das wohl durchſcheinen muß in den Erſcheinungen, wenn dieſe nicht An-ſich-Geſpenſter, Erſcheinungen von Nichts ſeyn ſollen.

---

†) Sie fehlt den Thieren. — Die Weiſung auf das Wahre iſt zugleich die Weiſung auf das Gute.

Dem wahren Weſen, auf welches die Vernunft ausſchließend, als auf ihren letzten Zweck gerichtet iſt, ſetzt ſie Weſen der Einbildungskraft contradictoriſch entgegen. Sie unterſcheidet nicht blos zwiſchen Einbildungen und Einbildungen: etwa nothwendigen und freyen — ſondern abſolut. Sie ſetzt entgegen wahres Weſen dem Weſen der Einbildungskraft, wie ſie das Wachen dem Träumen entgegenſetzt. Mit dieſer unmittelbaren, apodiktiſchen Unterſcheidung zwiſchen Wachen und Träumen: zwiſchen Einbildung und wahrem Weſen, ſteht oder fällt die Vernunft.

Wenn der Menſch abgeſchnitten wird von der, in der ſinnlichen Welt, die ihn umgiebt, ausgedrückten, ſeine Einbildungskraft mit Gewalt ordnenden

Vernunft; wenn er von Sinnen kommt im Traume, im Fieber, —**Wahn**-ſinnig wird: ſo verhindert ihn nicht die ihm überall beiwohnende eigene reine Vernunft das Ungereimteſte zu denken, anzunehmen, für gewiß zu halten. Er kommt von Verſtande und verliert ſeine menſchliche Vernunft, ſo wie er von Sinnen kommt; ſo wie das Wahr-Nehmen ihm unmöglich wird: denn ſeine eingeſchränkte menſchliche Vernunft iſt lauter Wahr-Nehmung, innere oder äußere, mittelbare oder unmittelbare; aber, als vernünftige (eine ſchon durch den buchſtäblichen Sinn des Worts Wahrnehmung gegebene Beſtimmung:) — Wahrnehmung mit Beſinnung und Abſicht; ordnende, fortſetzende, thätige, freywillige — Ahndungsvolle.

Eine nicht blos wahr-nehmende, ſondern alle Wahrheit aus ſich allein hervorbringende Vernunft; eine Vernunft, welche das Weſen ſelbſt der Wahrheit iſt, und in ſich die Vollkommenheit des Lebens hat — eine ſolche ſelbſtſtändige Vernunft, die Fülle des Guten und Wahren, muß allerdings vorhanden ſeyn, oder es wäre überall weder Gutes noch Wahres vorhanden; die Wurzel der Natur und aller Weſen wäre ein reines Nichts, und dieſes große Geheimniß zu entdecken die letzte Abſicht der Vernunft.

So gewiß ich Vernunft beſitze, ſo gewiß beſitze ich mit dieſer meiner menſchlichen Vernunft *nicht* die Vollkommenheit des Lebens, *nicht* die Fülle des Guten und des Wahren; und ſo gewiß ich dieſes mit ihr *nicht* beſitze, *und es weiß*; ſo gewiß *weiß* ich, es iſt ein *höheres* Weſen, und ich habe in ihm meinen Urſprung. Darum iſt denn auch meine und meiner Vernunft Loſung nicht: **Ich**; ſondern, *Mehr* als Ich! *Beſſer* als ich! — ein ganz *Anderer*.

Ich bin nicht, und ich *mag* nicht ſeyn, wenn *Er* nicht iſt! — Ich ſelbſt, wahrlich! kann mein höchſtes Weſen mir nicht ſeyn... So lehret mich meine Vernunft inſtinktmäßig: *Gott*. Mit unwiderſtehlicher Gewalt weiſet das Höchſte in mir auf ein Allerhöchſtes über und außer mir; es zwingt mich das Unbegreifliche — ja das im Begriff *Unmögliche* zu glauben, in mir und außer mir, aus Liebe, durch Liebe. †)

---

†) Gott, d. i. Gottſeyn, iſt mir offenbar unmöglich, d. h. es ſtellt ſich mir als etwas unmögliches dar.

Weil die Vernunft im Auge die Gottheit; Gott nothwendig **vor** Augen hat: deswegen allein halten wir ſie höher als das Selbſt im *gemeinſinnlichen* Verſtande; und in ſofern mag es denn auch Sinn haben und für Wahrheit gelten: „daß Vernunft *Zweck*; Perſönlichkeit nur *Mittel* ſey.“ †)

„Gott iſt,“ ſagt erhaben Timäus, „was überall das *Beſſere* hervorbringt.“ — Der Urſprung und die Gewalt des *Guten*.

Aber das **Gute** — Was iſt es? — Ich habe keine Antwort, wenn kein Gott iſt.

Wie mir dieſe Welt der Erſcheinungen, wenn ſie in dieſen Erſcheinungen alle ihre Wahrheit, und keine tiefer liegende Bedeutung — wenn ſie nichts außer ihr zu offenbaren hat, zu einem widrigen Geſpenſte wird, vor welchem ich das Bewuſſtſeyn, worin dieſer Gräuel mir entſteht, verfluche, und Vernichtung dawider, wie eine Gottheit anrufe: eben ſo wird mir auch alles, was ich Gut, ſchön und heilig nannte, zu einem meinen Geiſt nur zerrüttenden, das Herz mir aus dem Buſen reißenden Undinge, ſo bald ich annehme, daß es ohne Beziehung in mir auf ein höheres Wahrhaftes Weſen; nicht Gleichniß allein und Abbildung deſſelben in mir iſt: wenn ich überall in mir nur ein leeres Bewußtſeyn und Gedicht haben ſoll.

---

†) Worte Fichte's.

Ich geſtehe alſo, daß ich das an ſich Gute, wie das an ſich Wahre, nicht kenne, daß ich auch von ihm nur eine ferne Ahndung habe; erkläre, daß es mich empört, wenn man mir den Willen der Nichts will, dieſe hohle Nuß der Selbſtſtändigkeit und Freyheit im abſolut Unbeſtimmten, dafür aufdringen will, und mich, wenn ich ihn dafür anzunehmen widerſtrebe, des Atheiſmus, der wahren und eigentlichen Gottloſigkeit beſchuldigt.

Ja, ich bin der Atheiſt und Gottloſe, der, dem Willen der Nichts will zuwider — lügen will, wie Desdemona ſterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Oreſt ſich darſtellende Pylades; morden will, wie Timoleon; Geſetz und Eid brechen wie Epaminondas, wie Johann de Wit; Selbſtmord beſchließen wie Otho, Tempelraub unternehmen wie David — ja, Aehren ausraufen am Sabbath, auch nur darum, weil mich hungert, und das Geſetz um des Menſchen willen gemacht iſt, nicht der Menſch um des Geſetzes willen. Ich bin dieſer Gottloſe, und ſpotte der Philoſophie, die mich deswegen Gottlos nennt; ſpotte ihrer und ihres höchſten Weſens: denn mit der heiligſten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich — daß das privilegium aggratiandi wegen ſolcher Verbrechen wider den reinen Buchſtaben des abſolut allgemeinen Vernunftgeſetzes, das eigentliche Majeſtätsrecht des Menſchen, das Siegel ſeiner Würde, ſeiner Göttlichen Natur iſt. †)

---

†) „Gewalt mag wirken auf das Leben, indem ſie dem Menſchen gewiſſe Uebel vorhält, ihn vom Unrecht abzuſchrecken; aber das ſittlich Böſe ſelbſt iſt ein größeres Uebel, als diejenigen, welche die Gewalt aufzulegen vermag; und daher iſt die Verpflichtung zu Redlichkeit und Menſchlichkeit ſo vollkommen, als durch die Furcht vor einem Uebel oder die Rückſicht auf Glückſeligkeit, irgend eine es werden kann. Wer über das Verhalten nachdenkt, das ihm in einem gewiſſen Falle geziemt, wird ſich manchmal weniger ſtark angetrieben finden, einem Menſchen das, was man ſein Recht nennt, als einem Anderen Hülfe und Beiſtand angedeihen zu laſſen. Ein Knabe lag faſt nackt auf dem Grabe des Vaters, den er kürzlich verloren hatte; ihn ſah ein Mann, der eben zu ſeinem Glaubiger gieng, eine verfallene Schuld, ſeiner Zuſage gemäß, zu bezahlen; der Mann richtete den Knaben auf und verwandte zu deſſelben Beſten das Geld, auf welches der Glaubiger ſchon wartete;

Lehret mich nicht was ich weiß, und, beſſer als euch lieb ſeyn möchte, darzuthun verſtehe: nehmlich, daß jener Wille der Nichts will, jene unperſönliche Perſönlichkeit, jene bloſe Ichheit des Ich ohne Selbſt; daß, mit Einem Worte, lauter rein und baare Unweſenheiten nothwendig zum Grunde gelegt werden müſſen, wenn — ein allgemeingültiges, ſtreng wiſſenſchaftliches Syſtem der Moral zu Stande kommen ſoll. Dem ſicheren Gange der Wiſſenſchaft zu Liebe müſſet ihr — o, ihr könnt nicht anders! einem Lebendigtodten der Vernünftigkeit das Gewiſſen (den **gewiſſeren Geiſt**) unterwerfen, es blindgeſetzlich, taub, ſtumm und fühllos machen; müſſet ſeine lebendige Wurzel, die das Herz des Men-

---

dieſer war alſo getäuſcht. Wer wollte dieſe Handlung der Menſchlichkeit mißbilligen, als hätte ihr eine ſtrengere Verbindlichkeit widerſtritten? Selbſt vor den Gerichten begründet zuweilen die äuſſerſte Noth eines Menſchen die Nichtvollſtreckung des Rechts eines Anderen. So wird dem, welcher in Gefahr iſt zu verhungern, Antaſtung fremden Eigenthums zu ſeiner Erhaltung geſtattet, und die Forderung der Menſchlichkeit heiliger, als die eines unbedingten und ausſchließenden Rechtes, geachtet.“ Ferguson Principles of moral and political science P. II. ch. 5. sect. 1.

ſchen iſt, bis zur letzten Faſer von ihm abreißen — Ja bei allen euern Himmeln, und ſo wahr Kategorien allein euch Apollo und die Muſen ſind, ihr müßt! Denn nur ſo werden unbedingt allgemeine Geſetze, Regeln ohne Ausnahme, und ſtarrer Gehorſam möglich — So allein weiß das Gewiſſen überall auch äußerlich gewiß, und weiſet, eine hölzerne Hand, nach allen Heerſtraßen unfehlbar recht — von dem Lehrſtuhl aus.

Aber will ich denn, daß keine allgemeine, ſtreng erwieſene Pflichtenlehre aufgeſtellt werde, welches nur in und über einem reinen Vernunftſyſtem geſchehen kann? Verkenne ich den Werth, läugne ich den Nutzen einer ſolchen Disciplin? Oder beſtreite ich die Wahrheit und Erhabenheit des Grundſatzes, von dem die Sittenlehre der reinen Vernunft ausgeht? Keineswegs! Das Moral = Princip der Vernunft: Einſtimmigkeit des Menſchen mit ſich ſelbſt; ſtete Einheit — iſt das Höchſte im Begriffe; denn es iſt dieſe Einheit die abſolute, unveränderliche Bedingung des vernünftigen Daſeyns überhaupt; folglich auch alles vernünftigen und freyen Handelns: in ihr und mit ihr allein hat der

Menſch Wahrheit und höheres Leben. Aber dieſe Einheit ſelbſt iſt nicht das Weſen, iſt nicht das Wahre. Sie ſelbſt, in ſich allein iſt öde, wüſt und leer. So kann ihr Geſetz auch nie das Herz des Menſchen werden, und ihn über ſich ſelbſt wahrhaft erheben; und wahrhaft über ſich ſelbſt erhebt den Menſchen denn doch nur ſein Herz, welches das eigentliche Vermögen der Ideen — der nicht leeren, iſt. Dieſes Herz ſoll Transſcendentalphiloſophie mir nicht aus der Bruſt reißen, und einen reinen Trieb allein der Ichheit an die Stelle ſetzen; ich laſſe mich nicht befreyen von der Abhängigkeit der Liebe, um allein durch Hochmuth ſelig zu werden. — Iſt das Höchſte, worauf ich mich beſinnen, was ich anſchauen kann, mein leer und reines, nackt und bloſes Ich, mit ſeiner Selbſtſtändigkeit und Freyheit: ſo iſt beſonnene Selbſtanſchauung, ſo iſt Vernünftigkeit mir ein Fluch — ich verwünſche mein Daſeyn.

Hier mußte ich abbrechen, oder ein Buch aus dieſem Briefe machen wollen. Die wenigen Worte, die ich über Moralität hingeworfen habe, hätte ich nicht gewagt, wenn nicht in meinen früheren Schriften nothdürftige Aufklärung darüber gegeben wäre. Ich erinnere Sie vornehmlich an die in die Vorrede zu der neuen Ausgabe der Briefe über die Lehre des Spinoza eingeſchalteten Aphoriſmen über Nichtfreyheit und Freyheit. Nie habe ich begriffen, wie man in Kants kategoriſchen Imperativ, der aus dem Triebe der mit ſich ſelbſt Uebereinſtimmung ſo leicht zu deduciren iſt, (ich verweiſe auf die oben angeführten Aphoriſmen) etwas geheimnißvolles und unbegreifliches finden, und es unternehmen konnte, nachher, mit dieſem Unbegreiflichen, die Lückenbüßer der theoretiſchen Vernunft zu Bedingungen der Realität der Geſetze der praktiſchen zu machen. In keiner Philoſophie habe ich für mich ein größeres Aergerniß als dieſes angetroffen. Stellen Sie ſich alſo meinen Jubel bei der Erſcheinung Ihrer Schrift über die Beſtimmung des Gelehrten vor, worin ich die vollkommenſte Uebereinſtimmung mit meinen Urtheilen über dieſen Gegenſtand gleich auf den erſten Blättern fand.

Aus eben dieſem Grunde aber; wie nicht vorher: ſo habe ich auch nachher nicht den Identitäts-

Trieb zu meinem höchſten Weſen machen, und ihn allein lieben und anbeten können.

Und ſo überhaupt und durchaus bin ich noch derſelbe, der in den Briefen über Spinoza, von dem Wunder der Wahrnehmung und dem unerforſchlichen Geheimniß der Freyheit ausgieng, und es wagte, auf dieſe Weiſe mit einem Salto mortale, nicht ſowohl ſeine Philoſophie zu begründen, als vielmehr ſeinen unphiloſophiſchen Eigenſinn, der Welt, tollkühn, vor Augen zu legen.

Da ich außerhalb des Naturmechaniſmus nichts als Wunder, Geheimniſſe und Zeichen antreffe, und einen ſchrecklichen Abſcheu vor dem Nichts, dem abſolut Unbeſtimmten, dem durch und durch leeren — (dieſe drey ſind Eins, das Platoniſche Unendliche!) — zumal als Gegenſtand der Philoſophie oder Abſicht der Weisheit habe; im Ergründen des Mechaniſmus aber, ſowohl der Natur des Ichs als des Nicht-Ichs, zu lauter An-ſich-Nichts gelange, und davon dergeſtalt in meinem transſcendentalen Weſen (perſönlich, ſo zu ſagen) angegangen, ergriffen, und mitgenommen werde, daß ich ſogar, um das Unendliche auszuleeren, es muß erfüllen wollen, als ein unendliches Nichts, ein reines-ganz-und-gar-An-und-für-ſich, wäre es nur nicht unmöglich!! — Da es, ſage ich, ſo mit mir und der Wiſſenſchaft des Wahren; oder richtiger, der wahren Wiſſenſchaft beſchaffen iſt: ſo ſehe ich nicht ein, warum ich nicht, wäre es auch nur in fugam vacui, meine Philoſophie des Nicht-Wiſſens, dem Philoſophiſchen Wiſſen des Nichts, ſollte aus Geſchmack vorziehen dürfen. Ich habe ja nichts wider mich als das Nichts; und mit ihm können auch Chimären ſich wohl noch meſſen.

Wahrlich, mein lieber Fichte, es ſoll mich nicht verdrießen, wenn Sie, oder wer es ſey, Chimärismus nennen wollen, was ich dem Idealiſmus, den ich Nihiliſmus ſchelte, entgegenſetze — Mein Nicht-Wiſſen habe ich in allen meinen Schriften zur Schau getragen; ich habe mich gerühmt, unwiſſend zu ſeyn dergeſtalt mit Wiſſen, in ſo hohem Grade vollkommen und ausführlich, daß ich den bloſen Zweifler verachten dürfte. †) — Mit Ernſt und Inbrunſt habe ich von Kindesbeinen an nach Wahrheit gerungen wie Wenige; habe mein Unvermögen erfahren wie Wenige — und mein Herz iſt milde davon geworden — o, ſehr milde, mein lieber Fichte, — und meine Stimme ſo leiſe! Wie ich, als Menſch, ein tiefes Mitleiden habe mit mir ſelbſt, ſo habe ichs mit Anderen. Ich bin duldſam ohne Mühe; aber daß ich es ohne Mühe wahrhaft bin, koſtet mir viel. Leicht wird über mir die Erde ſeyn — in Kurzem.

---

†) S. Th. I, S. 244.

Mein Herz wird weich indem ich dieſes ſchreibe. Ich möchte mich aufmachen und zu Ihnen eilen, um Auge in Auge, Bruſt an Bruſt Ihnen meine ganze Seele zu offenbaren. Dies war mein Gefühl, mein heißes Verlangen beim Leſen der von Ihrer Hand geſchriebenen Zeilen unter dem gedruckten Briefe; ſie bewegten mich tief. Noch tiefer bewegte, erſchütterte mich die Anrede in Ihrer Schrift. Die Hand, die Sie zutrauungsvoll faſſen, antwortet Ihnen mit freundſchaftlichem Druck. Und ſo würde es ſeyn wenn ich auch Ihre Lehre, gleich der Lehre des Spinoza, Atheiſtiſch nennen müßte; ich würde Sie perſönlich darum doch für keinen Atheiſten, für keinen Gott-

loſen halten. Wer ſich mit dem Geiſte über die Natur, mit dem Herzen über jede erniedrigende Begierde *wirklich* zu erheben weiß, der ſiehet Gott von Angeſicht, und es iſt zu wenig von ihm geſagt, daß er nur an ihn glaube.†) Wäre nun auch die Philoſophie eines Solchen, wären ſeine Meinungen, nach dem (ich glaube richtigen) Urtheil der natürlichen Vernunft, die einen *nicht perſönlichen* Gott, die einen Gott *der nicht iſt*, ein Unding nennt, Atheiſtiſch; gäbe er auch ſelbſt ſeinem Syſtem dieſen Namen: ſo wäre ſeine Sünde doch nur ein *Gedankending*, eine Ungeſchicklichkeit des *Künſtlers*, in *Begriffen und Worten*; ein Vergehen des *Grüblers*, nicht des *Menſchen*. Nicht das *Weſen* Gottes, ſondern nur ein *Name* würde von ihm geläugnet. So dachte ich von Spinoza, als ich folgende, in meiner Rechtfertigung wider Mendelsſohn (S. 84.) befindliche Stelle ſchrieb: „Eh proh dolor… „Und ſey du mir geſegnet, großer, ja heiliger Benedictus! wie du auch über die

---

†) Man vergleiche im 2ten Bande dieſer Sammlung S. 119. f. mit S. 60.

„Natur des höchſten Weſens philoſophiren „und in Worten dich verirren mochteſt: ſei„ne Wahrheit war in deiner Seele, und „ſeine Liebe war dein Leben.“

Die groſse Uebereinſtimmung zwiſchen der Religion des Spinoza (Seine Philoſophie ſtellt ſich durchaus als Religion, als Lehre von dem höchſten Weſen und dem Verhältniſſe des Menſchen zu demſelben dar) — und der Religion des Fenelon iſt ſchon mehrmals angeführt, aber noch keinmal auf eine alle Philoſophien umfaſſende Weiſe ausgeführt worden. Eine ſolche Ausführung ſelbſt zu unternehmen, iſt eine lange Zeit hindurch mein Lieblingsgedanke geweſen. Hier will ich nur bemerken, daſs der Vorwurf, entweder des Atheiſmus, oder des Myſticiſmus, überhaupt aber der Schwärmerey und des Unſinns, von dem groſsen Haufen derer, die ſich Philoſophen und Religions-Lehrer nennen, jeder Philoſophie, welche Geſtalt ſie auch annehme, zu allen Zeiten bis an das Ende der Tage wird gemacht werden, die den Menſchen einladet, ſich mit dem Geiſte über die Natur, und über ſich ſelbſt, in ſofern er Natur iſt, zu erheben. Dieſer Vorwurf iſt nicht abzuwenden, weil ſich der Menſch nicht über die Natur außer ihm und in ihm erheben kann, als indem er ſich zugleich über ſeine Vernunft, die zeitliche, bis zum Begriff der Freyheit mit dem Geiſte erhebt.

In Abſicht dieſes die Vernunft überſteigenden Begriffes der Freyheit, wie er zu beſtimmen ſey, was er in ſich faſſe, vorausſetze und nach ſich ziehe, möchten wir uns ſchwerlich ganz vergleichen können.

So würde ſich einige Verſchiedenheit der Meinung unter uns wohl auch bei dem Unterſchiede zeigen, den wir beyde zwiſchen Religion und Götzendienſt, übrigens ganz auf dieſelbe Weiſe, machen.

Ich behaupte: der Menſch findet Gott, weil er ſich ſelbſt nur zugleich mit Gott finden kann; und er iſt ſich ſelbſt unergründlich, weil ihm das Weſen Gottes nothwendig unergründlich iſt. Nothwendig! weil ſonſt im Menſchen ein übergöttliches Vermögen wohnen, Gott von dem Menſchen müßte erfunden werden können. Dann wäre Gott nur ein Gedanke des Endlichen, ein eingebildetes, und mit nichten das höchſte, allein in ſich beſtehende Weſen, von allen anderen Weſen der freye

Urheber, der Anfang und das Ende. So verhält es ſich nicht, und darum verliert der Menſch ſich ſelbſt, ſo bald er widerſtrebt ſich in Gott, als ſeinem Urheber, auf eine ſeinem Verſtande unbegreifliche Weiſe zu finden; ſo bald er ſich *in ſich allein* begründen will. Alles löſet ſich ihm dann allmählig auf in ſein eigenes Nichts. Eine ſolche Wahl aber hat der Menſch; dieſe Einzige: das *Nichts* oder einen *Gott*. Das Nichts erwählend macht er *ſich* zu Gott; das heißt: er macht zu Gott ein *Geſpenſt*; denn es iſt unmöglich, wenn kein Gott iſt, daß nicht der Menſch und alles was ihn umgiebt blos *Geſpenſt* ſey.

Ich wiederhole: Gott iſt, und iſt *außer mir*, ein *lebendiges, für ſich beſtehendes Weſen*, oder Ich bin Gott. Es giebt kein drittes.

Finde ich Gott nicht — ſo, daß ich ihn ſetzen muß: Ein Selbſtſeyn — *außer* mir, *vor* mir, *über* mir; ſo bin ich ſelbſt, kraft meiner Ichheit, *ganz und gar* was ſo genannt wird, und mein erſtes und höchſtes Gebot iſt, daß *ich nicht haben ſoll andere Götter außer Mir*, oder jener Ichheit. Ich weiß alsdann und begreife vollkommen wie dem Menſchen jene thörichte, abgeſchmackte, im Grunde gottloſe Abgötterey mit einem Weſen außer ihm entſteht; dieſen Wahn ergründend, deducirend und conſtruirend, vernichte ich ihn auf immer.

Indem ich ihn aber, mich über ihn verſtändigend, vernichte und jenen Götzendienſt zu Schanden mache, muß ich auch alles was mit ihm zuſammenhängt vertilgen; ich muß vertilgen aus meiner Seele die Religion der Liebe, des Beiſpiels; muß verſpotten jede Anregung und Eingebung eines Höheren; verbannen aus meinem Herzen jede Andacht, jede Anbetung.

Ferne ſey von mir ein ſolches Heil! Entſchieden, unverholen, ohne Zagen und Zweifeln gebe ich dem nur äußerlichen Götzendienſte vor jener mir zu reinen Religion, die ſich mir als Selbſtgötterey darſtellt, den Vorzug. Will man nun meine Schwachheit Irreligion; will man die Wirkung dieſer Schwachheit, oder meinen Aberglauben — Atheiſmus nennen; ſo zürne man nicht, wenn ich wider denjenigen, der mir ein ſolches hartes Du oder Ich des Atheismus vorhält, das Du behaupte. Mit Ihnen, mein Freund, bin ich nicht in dieſem Falle, da Sie in Ihrer Appellation (S. 61 und 62) ausdrücklich erklären, der Aberglaube ſchließe nicht unbedingt Moralität, folglich auch nicht *wahre Gottesverehrung* aus. Und ſo habe ich ebenfalls von meiner Seite ſchon vorhin zugegeben, daß jene *unſinnliche* Abgötterey, die einen Begriff, ein Gedankending, eine Allgemeinheit an die Stelle des *lebendigen* Gottes ſetzt (ich möchte ſie die Abgötterey mit dem *Adjectivo* nennen,) Moralität und die mit ihr unzertrennlich verknüpfte wahre innere Religion nicht ausſchließe. Der lebendige Gott wird dann geläugnet — *nur mit den Lippen*.

Ueberhaupt iſt in Abſicht des Aberglaubens und des Götzendienſtes meine Meinung, daß es ganz einerley ſey, ob ich mit Bildern aus Holz und Stein, ob ich mit Ceremonien, Wundergeſchichten, Gebärden und Namen, oder ob ich mit philoſophiſchen *durch-und-durch-Begriffen*, kahlen Buchſtabenweſen, leeren Einbildungs-Formen Abgötterey treibe: ob ich auf dieſe oder jene Weiſe die Geſtalt zur Sache mache, am *Mittel* abergläubig hangen bleibe, und mich um jeden wahrhaften Zweck betrüge. Oefter ſagte ich zu gewiſſen Andächtigen: Ihr wollt nur nicht mit des

Satans Hülfe Zauberey treiben, wohl aber mit der Hülfe Gottes; denn Eure Religion iſt aus lauter Zaubermitteln, ſichtbaren und unſichtbaren, zuſammengeſetzt, und im Grunde nur ein beſtändiges dem Teufel entgegen und mit ihm in die Wette hexen. Ich fand aber auch unter dieſen, mich durch ihren ekelhaften Aberglauben, durch ihre vernunftwidrige Meinungen empörenden, das empfindlichſte Aergerniß mir gebenden Menſchen mehrere, denen dieſer Aberglaube, dieſer Trotz der Unvernunft und ein damit verknüpfter Götzenfürchtiger Eifer, doch ebenfalls nur auf den Lippen wohnte. Innerlich im Herzen und im Geiſte meinten ſie mit ihren verkehrten Redensarten und wunderlichen Einbildungen doch das Wahre. Aber unmöglich war es ihnen, aufrichtig unmöglich, und ſchien ihnen darum ungereimt, zugleich Gottlos, von jenen Worten und Bildern der Unvernunft dieſes Wahre zu trennen. Man hätte ihnen eben ſo gut zumuthen können überhaupt zu denken ohne Worte und Bilder, und von ihren Vorſtellungen, Empfindungen und Gefühlen alles Individuelle und was Geſtalt heißt abzuſondern. Da nun letzteres auch der beſte oder reinſte Philoſoph nicht vermag, wenn nicht alles wirklich zunichte gedacht, alles nicht zu unmöglichen durch- und durch-Begriffen eines reinen Leeren, und leeren Reinen erhoben werden, und in dieſer Erhebung allein die wahre ewige Seligkeit beſtehen ſoll: ſo dächte ich, die Beſchuldigung der Abgötterey und des Aberglaubens ſollte uns nicht ſo leicht aus dem Munde gehen. Man dürfte von der anderen Seite uns vorwerfen, wir erhöben uns ſchamlos mit einer größeren Sünde über die geringere des Nächſten, da unſer Dichten, Trachten und Vermögen nur wäre, Oede zu machen den Ort des Wahren — jenen, den nach ſeiner Weiſe mit Altären jedes Volk der Welt bezeichnet hatte — und Salz auf die Stelle zu ſtreuen. Unendlich weiſer wäre es nach meinem Urtheil, wenn wir uns ſelbſt tief überzeugten, dann auch Andere zu überzeugen uns bemühten: „Nicht der Götze mache den Götzen-Diener; nicht der wahre Gott den wahren Anbeter. Denn machte der wahre Gott den wahren Anbeter, ſo wären wir es alle, und alle in demſelben Maße, da des wahren Gottes Gegenwart nur Eine Allgemeine iſt.“†)

---

†) Aus der Schrift von den göttlichen Dingen.

Wohl dem Menſchen, der beſtändig dieſe Gegenwart empfindet, dem jene alte Betheurung: **Bei dem lebendigen Gott!** in jedem Augenblick die höchſte, Urbild der Wahrheit iſt. Wer mit verderbender Hand die heilige und hohe Einfalt dieſes Glaubens antaſtet, der iſt ein Widerſacher der Menſchheit; denn keine Wiſſenſchaft noch Kunſt, noch irgend eine Gabe wie ſie Namen haben möchte, vergälte was mit ihm genommen würde. Ein Wohlthäter der Menſchheit iſt dagegen, wer durchdrungen von der Hoheit, Heiligkeit und Wahrheit jenes Glaubens, es nicht duldet daß man ihn verwüſte. Seine Hand wird ſtark ſeyn indem er die geſunkenen Altäre des allein Lebendigen und Wahren **höher** wieder aufrichtet. Da er ſie ausſtreckte, ſank ſchon und verdorrete die Hand des Stürmers. So war es bisher; ſo wird es ferner ſeyn; **Er veraltet nicht.**

Sie verlangen nicht, daß ich Sie wegen der Länge meines Briefes um Verzeihung bitte. Ich bin wenigſtens der Meinung, mich eher entſchuldigen zu müſſen, daß ich, aus Ermüdung, hier ſchon ein Ende mache, nachdem ich Ihnen meine Unwiſſenheitslehre, unvollſtändig und rhapſodiſch, mehr nur erzählt, als philoſophiſch dargelegt habe. Doch verſprach ich auch nicht mehr, und fühle im Grunde nur meine Eigenliebe gekränkt, die mir ſagt, es wäre dieſe Lehre einer mehr philoſophiſchen Ausführung doch wohl fähig, und auch nicht unwerth. Einmal mit einem Wunder ſind alle Philoſophien, ohne Ausnahme, behaftet. Jede hat einen beſonderen Ort, ihre heilige Stelle, wo das ihre, als das allein wahre, jedes andere überflüſſig machende Wunder zum Vorſchein kommt. Geſchmack und Charakter beſtimmen großentheils die Richtung des Angeſichts nach dem Einen oder dem Anderen dieſer Orte. Trefflich haben Sie ſelbſt dieſes bemerkt, S. 25. Ihrer neuen Darſtellung, wo Sie ſagen: „Was für eine Philoſophie man wähle, hängt davon ab, was man für „ein Menſch iſt: Denn ein philoſophiſches Syſtem iſt „nicht ein todter Hausrath, den man ablegen oder „annehmen könnte, wie es uns beliebte, ſondern es iſt „beſeelt durch die Seele des Menſchen, der es hat.“ — Sie wundern ſich wohl, daß ich dieſe Stelle anführen und ſie trefflich nennen mag, da was vorher geht und folgt (S. 23 — 26.) mir, wegen meiner Denkungsart, Ihre Verachtung — wenigſtens Ihre Nichtachtung, und, nur zurückgehaltenen, Spott, mit ſtechendem Witze, ankündigt. Ich habe dieſer Blätter deswegen nur deſto lieber gedacht, um bei dieſer Gelegenheit zu bemerken, daß ich unter dem Schreiben dieſes Briefes eine wenigſtens nicht verächtliche Stärke des Geiſtes bewieſen habe, da mir die unwiderſprechlich mich mittreffenden harten und geſchärfteren Befehle: Gar nicht mit zu ſprechen über dergleichen Gegenſtände! theils in Gedanken vorſchwebten, theils beim Nachſchlagen unter der Arbeit häufig genug vor Augen kamen, und mich aus der Faſſung bringen wollten. Was mich jedesmal wieder aufrichtete, habe ich vorhin ſchon angeführt; nehmlich, daß ich mich ein für allemal als ausgenommen betrachten darf. Wirklich bin ich davon aufrichtig überzeugt, und weiß überdies aus eigener Erfahrung, daß, wo wir auch nicht perſönlich ausnehmen, ſondern im Gegentheil, indem wir unſeren Unwillen im Allgemeinen ergießen, gerade dieſe Perſon vor Augen haben, und durch ihre Vorſtellung in Feuer geſetzt werden, dennoch ſie ſelbſt mit unſerem Unwillen nicht meinen, weil wir tief und lebhaft fühlen, es ſey mit der Sache in Abſicht ihrer — dennoch eine andere Sache. — Vergelten Sie mir Gleiches mit Gleichem, mein lieber Fichte, und entſchuldigen Sie mich, wie ich Sie entſchuldigte, wenn Sie etwa finden ſollten, daß ich mich an der einen oder anderen Stelle dieſes Briefes zu lebhaft ausgedrückt hätte. Ich habe mit Fleiß hart gezeichnet, und die grellſten Farben aufgetragen, damit gewiß abſtäche, was abſtechen ſollte, und es ſo rein wie möglich heraus käme, was unter uns nur Mißverſtand, und was wirklich entgegengeſetzte Denkungsart iſt.

Es gehe Ihnen wohl! das wünſche ich von Herzen, wie ich gewiß von Herzen Ihr Freund und wahrer Verehrer bin.

Den 21ſten März 1799. F. H. Jacobi.

Ueber das Unternehmen des Kriticiſmus die Vernunft zu Verſtande zu bringen und der Philoſophie überhaupt eine neue Abſicht zu geben.

(Zuerſt erſchienen in Reinholds Beiträgen u. ſ. w. 3ter Heft 1801.)

Vorbericht.

Die erſten Blätter des folgenden Aufſatzes ſind aus einer vor mehreren Jahren angefangenen Schrift des Verfaſſers genommen, und er ſelbſt war dort unter den Eingangs Angeredeten mit begriffen.

Unter was für Umſtänden, auf welche Veranlaſſung und aus welchen Gründen, guten oder nur ſcheinbaren, er in jener Schrift als mit den Kriticiſten gemeine Sache machend angeſehen, und mit ihnen zu einer gleichen Verantwortung gezogen werden konnte, braucht hier nicht erzählt zu werden. Genug er kam in die Mitte zu ſtehen zwiſchen einem Enthuſiaſten des blos logiſchen Enthuſiaſmus und einem lebhaften Verfechter überhaupt des Poſitiven, und an ihm ſollten die von den beyden Gegnern auf einander gerichteten heftigen Stöße ſich brechen.

So viel mußte hier geſagt werden, um die plötzliche Anrede und den Ton im Fortgange zu erklären und zugleich zu entſchuldigen.

Nun die Geſchichte, wie aus jener Rede die gegenwärtige Schrift geworden iſt.

Da mein Freund Reinhold mich in den Oſterferien des vorigen Jahrs beſuchte, las ich ihm, durch unſere Unterredungen darauf geführt, aus der erwähnten, noch nicht ganz ausgearbeiteten Schrift einige Stellen, und darunter auch dieſe Rede vor. Ich ſagte ihm, daß ich ſie umzuarbeiten und abzukürzen gedächte, damit ſie mehr Verhältniß zu dem übrigen bekäme. Er bat mich hierauf, ſie ihm in ihrer gegenwärtigen Geſtalt für ſeine Beiträge, deren Entwurf ihn gerade damals beſchäftigte, zu überlaſſen: es bliebe mir dadurch ja unbenommen, ſie an ihrer eigenen Stelle, abgekürzt oder unabgekürzt, von neuem erſcheinen zu laſſen. Ich willigte in das Begehren meines Freundes, und gieng auch gleich nach ſeiner Abreiſe daran, dieſes Stück aus meiner Handſchrift auszuziehen.

Unter dem Abſchreiben entſtanden mir vielerley Bedenken. Ich mußte nothwendig in einem Vorbericht mich über dies Fragment erklären; mußte angeben, wo und wie es entſtanden, und warum es in dieſem Tone rede. Ferner waren ausdrückliche Belege und einige erörternde Anmerkungen nothwendig, da ſo wenige, ſo äußerſt wenige Leſer der Kantiſchen Schriften ſie genug geleſen, und die entſcheidenden Sätze derſelben alle auf die erforderliche gleiche Weiſe genug behalten haben, um eine gedrängte Darſtellung des zuſammenhangenden Inhalts derſelben, des im eigentlichſten Verſtande ganzen Syſtems, zu faſſen, und ſie für eine gründliche, durchaus wahrhafte zu erkennen; wäre eine ſolche Darſtellung auch ſo beſchaffen, daß ſich jeder einzelne Satz derſelben zehnfach belegen, und die Richtigkeit der Zuſammenſtellung nach allen möglichen Beziehungen auf das unwiderleglichſte, genaueſte und pünctlichſte erweiſen ließe. Nach dieſen und noch anderen Betrachtungen wurde mir mein gethanes Verſprechen mehr als leid. Gern hätte ichs zurückgenommen, wäre nicht die Furcht vor dem Verdacht geweſen, daß ich eine ungegründete Aengſtlichkeit blos vorſchützte, weil ich überhaupt nicht Luſt hätte, es zu halten. Ich überlegte daher, wie mir in meiner Noth zu rathen wäre, und fand dieſe Auskunft. Ich wollte an einem ſich mir dazu anbietenden ſchicklichen Orte gegen das Ende der Rede ausbeugen, ſie hier etwas erweitern, Belege und Erörterungen einfließen laſſen, und dem Ganzen dann noch mit Citaten und einigen kurzen Anmerkungen nachhelfen.

Die Ungeduld, dieſe Arbeit, die mich drückte und von einer anderen mich ſehr anziehenden abhielt, auf die Seite zu bringen, ließ mich allzuraſch ans Werk gehen. Ich vertraute meiner Eile. Sie und meine Ungeduld betrogen mich; und bald wurde nun, wie dies ſo oft der Fall iſt, der Betrogene von ſeiner Seite wieder zum Betrüger. Unter der mir im Beginnen ſo widerwärtigen Beſchäftigung entſtand mir unvermerkt eine Luſt, die mich verführte. Mit jedem Tage mehr wurde das neue Intereſſe des älteren und meiner ſo beſtimmten erſten Abſicht Meiſter. Aber es dauerte noch lange, eh' ich mir es ſelbſt geſtand, wirklich meine erſte Abſicht aufgab, und entſchloſſen zu mir ſagte: dort iſt nun dein entfernteres Ziel! Es hilft dir nichts, daß du dir die Zahl der Schritte bis dahin verbergen willſt; das Seitwärtsſehen aber nach dem erſten näheren, wenn du damit fortfährſt, wird nur Krümmen in deinen Gang bringen, und dir den Weg verlängern! — Ich hatte nicht dieſe Herzhaftigkeit. Eine durch Zufälle erzwungene gänzliche Entfernung von meiner Arbeit auf viele Wochen mußte ſie mir erſt verſchaffen.

Jetzt nach dieſem Zeitraume, da ich mit erfriſchtem Auge und ruhiger Ueberlegung das ſchon Ausgearbeitete und meine Vorbereitungen wieder anſah, ſtand ich keinen Augenblick mehr an, mir die Wahrheit zu bekennen, und einen beſſeren Entſchluß zu faſſen. Bedachtſam prüfte ich nun den mir wider meinen Willen entſtandenen größeren Entwurf, ordnete ſeine Vollendung an, maß ſorgfältig den Weg, den ich noch bis zu meinem Ziele hin zu machen hatte, beſtimmte und zählte die Tagereiſen, und verſorgte mich überflüſſig mit allem Nöthigen, um nur ja nach wieder angetretener Reiſe keinen Aufenthalt mehr zu erfahren. So vorbereitet, ausgerüſtet und verſorgt, gieng ich an die Fortſetzung meines Werks, und es förderte damit, wie es mußte. Schon war das Härteſte überſtanden, keine von den eigentlich gefährlichen Stellen mehr vor mir; noch eine kleine etwas unwegſame, doch ſchon mehr als halbgebahnte Strecke, und es führte mich nun ein bequemer Weg, durch anziehende, auch fruchtbare, Gegenden, nach dem angeſtrebten Ziele: da zwang mich ein trauriges Ereigniß, plötzlich inne zu halten.

Ganze drey Monate lang machten Schwindel und eine damit zuſammenhangende Augenſchwäche mir faſt alles Leſen und Schreiben ſo gut als unmöglich. Mehrmals während dieſer Zeit hatten mich Veränderungen meines Zuſtandes, anſtatt einer gehofften Beſſerung, nur Verſchlimmerung erfahren laſſen. Müde dieſer Kränkungen, entſagte ich der Hoffnung ganz. Und jetzt kam mir der Gedanke, meinem Freunde Köppen, der mich öfter mit Beſuchen von Lübeck aus erfreuete, bittend vorzuſchlagen: ob er nicht aus meiner Vorbereitungs-Kladde und ihren Beilagen, die ich noch vermehren könnte, den durch meine Krankheit unterbrochenen Aufſatz, meinem Entwurfe gemäß, vollenden wolle. Aus wahrer herzlicher Freundſchaft verſtand er ſich dazu. Er hoffte, ich würde leichter geneſen, wenn er mir dieſe Sache, da ſie eine für mich ſo unglückliche Epoche bezeichnete, aus dem Gemüth ſchaffte, und der Erfolg hat bewieſen, daß er ſich wenigſtens nicht ganz hierin betrog. Gelingen mußte das Unternehmen dem Verfaſſer der Abhandlung über die Syſteme, im zweyten Hefte dieſer Beiträge, und einer ſpäteren, im ſechſten Hefte des diesjährigen Genius der Zeit; und ich konnte, da ich ihn verſicherte: durch ſeine Willfährigkeit würde aus meiner Noth für mein Werk eine Tugend werden, der Beſtätigung meines Wortes durch den Erfolg gewiß ſeyn. Die Stelle, wo die Ausarbeitung meines Freundes anhebt, wird man angezeigt finden.

Folgendes, den Inhalt und die Abſicht meiner Schrift Betreffende, iſt hier noch vorauszuſchicken nothwendig.

Die Kantiſche Kritik hat die Auflöſung des Problems zum Gegenſtande: wie Erkenntniſſe a priori, das heißt, wie Begriffe, Urtheile, Vorſtellungen von Gegenſtänden, theils ſchlechterdings und durchaus unabhängig von der Erfahrung; theils ihr wenigſtens vorgreifend, ſie anticipirend; überall aber ohne irgend eine Beimiſchung aus derſelben — *möglich* ſind.

Zum Beweiſe, daß es dergleichen reine Begriffe, Urtheile und Vorſtellungen von Gegenſtänden, die ſchlechterdings nicht aus der Erfahrung, ſondern aus dem Erkenntnißvermögen *allein* entſpringen, wirklich gebe; werden reine Mathematik und reine Naturlehre, nebſt denen auch dem gemeinſten Verſtande offenbaren Grundſätzen der Erfahrung, welche, da ſie der Erfahrung das Geſetz geben, nicht aus der Erfahrung erſt entſprungen ſeyn können; dann auch noch beſonders jene Erkenntniſſe angeführt, die in gar keiner Erfahrung anzutreffen ſind, und mit denen eine eigene Wiſſenſchaft, Metaphyſik, deren Gegenſtände Gott, Freyheit und Unſterblichkeit ſind, ſich beſchäftigt.

Die Frage von den ſämtlichen Erkenntniſſen a priori läßt ſich, nach Kant, auf die eine Frage: wie ſind ſynthetiſche Urtheile überhaupt a priori möglich? zurückführen.

Die Möglichkeit analytiſcher Urtheile a priori ſoll ſich aus dem Facto der Logik, (die am Anfange iſt, obgleich Syntheſis der Analyſis nothwendig überall vorgeht;) ſo wie die Möglichkeit ſynthetiſcher Urtheile a posteriori aus dem Facto der gemeinen Erfahrung, von ſelbſt verſtehen.

Aber warum denn nicht eben ſo die Möglichkeit aprioriſcher ſynthetiſcher Urtheile, da ſie ſich nicht minder durch die That beweiſen?

Einmal, weil, wie geſagt, die Logik am Anfange und hier etwas ſchon ganz ausgemachtes iſt, eben ſo wie die wirkliche Erfahrung beydes am Ende und zugleich am Anfange. Hernach, weil eine neue gründlichere Unterſuchung der reinen ſynthetiſchen Principien, wegen der vielfältig von ihnen gemachten unzuläſſigen, dem Fortgange der wahren Wiſſenſchaft nachtheiligen Anwendungen, dann auch wegen anderer ſie betreffender Ereigniſſe, nothwendig geworden. Ihre Realität und Gültigkeit war mehrmals angefochten worden, und noch ganz kürzlich hatte einer der ſcharfſinnigſten und tiefdenkendſten Philoſophen, David Hume, nicht nur erhebliche, ſondern auch ſehr lehrreiche und die Wiſſenſchaft befördernde Zweifel dawider erregt, indem er die Unmöglichkeit der Anwendung der Principien a priori außerhalb der Gränzen der Erfahrung in das helleſte Licht ſtellte.

Um nun zugleich das Irrige in den Humiſchen Behauptungen zu widerlegen, und das Wahre in denſelben zu beſtätigen, wählt Kant einen ganz eigenen Weg. Er räumt dem Gegner ein: der Verſtand könne einer wirklichen Erfahrung, (einer Erfahrung von Gegenſtänden, die wirklich außer unſerm Subject vorhanden, nicht bloſe Erſcheinungen wären,) allerdings nicht vorgreifen; einer Erfahrung blos in der Einbildung hingegen (einer durchaus ſubjectiven) müſſe er nothwendig vorgreifen, indem das Einbilden allein durch ein ſolches Vorgreifen nach Geſetzen blos des Einbildens (Kategorien) möglich werde.

Schon auf dem natürlichen Wege logiſcher Maximen, bemerkt Kant, werden wir dahin geführt, „die Verſchiedenheit der Kräfte unſeres Gemüths, als da ſind Empfindung, Bewuſſtſeyn, Einbildung, Erinnerung, Witz, Unterſcheidungskraft, Luſt, Begierde u. ſ. w., ſo viel als möglich dadurch zu reduciren, daß wir, durch Vergleichung, die verſteckte Identität entdecken, und nachſehen: ob nicht Einbildung mit Bewuſſtſeyn verbunden Erinnerung, Witz, Unterſcheidungskraft, vielleicht gar Verſtand und Vernunft ſey.“*) — Eine nützliche Weiſung! Indem wir ſie befolgen, gelangen wir wenigſtens ſchon dahin, daß wir es als eine Idee annehmen, die Einbildungskraft ſey die eine Grundkraft des Gemüths, und alle übrigen angeblich verſchiedenen Kräfte deſſelben nur Modificationen von ihr. Wohl aber ſind wir dann noch toto coelo davon entfernt, „die Möglichkeit einer Selbſtgebärung des Verſtandes ſamt der Vernunft, ohne von der Erfahrung geſchwängert zu ſeyn, und die Vermehrung der Begriffe aus ſich ſelbſt (die Epigeneſis des Verſtandes ſamt der Vernunft) einzuſehen und zu begreifen*)"; ſind noch toto coelo davon entfernt, jene Selbſtgebärung nun an uns ſelbſt verüben und das menſchliche Erkenntnißvermögen als ein Object-Subject aus der Einbildungskraft allein, und allein durch ſie, conſtruiren zu können, ſo daß ſie, in ihrer producirenden Eigenſchaft, als die ratio essendi, causa prima et efficiens aller Vorſtellungen, als ſolcher; in ihrer reproducirenden aber, als die ratio cognoscendi, causa secunda, media et finalis derſelben, überall aber zugleich als causa et effectus sui, und als das, was Alles in Allem iſt, ſich uns klar vor Augen ſtellte, und wir zu einer wahren und vollkommenen Einſicht der Sache gelangten. Weil David Hume ſich zu dieſer Einſicht nicht erhob, und „die Möglichkeit jener Selbſtgebärung geradezu für eine Unmöglichkeit hielt; weil er gar nicht darauf verfiel, daß vielleicht der Verſtand durch ſeine aprioriſchen Begriffe ſelbſt Urheber der Erfahrung, worin ſeine Gegenſtände angetroffen werden, ſeyn könne: nur darum drang ihn die Noth, die Principien der Erfahrung von der Erfahrung ſelbſt abzuleiten, nämlich von einer durch öftere Aſſociation in der Erfahrung entſprungenen ſubjectiven Nothwendigkeit, welche zuletzt fälſchlich für objectiv gehalten werde— folglich das ganze aprioriſche Syſtem für ein Syſtem von Täuſchungen zu erklären *).“

---

*) Kr. d. r. Vernunft. S. 677.

---

*) Kr. d. r. Vernunft. S. 793.

Alſo, wenn David Hume widerlegt und das aprioriſche Syſtem gegen die mit ihm Einverſtandenen gerettet werden ſollte, ſo mußte die Möglichkeit deſſen, was er für unmöglich gehalten hatte, dargethan werden; und ſie war dargethan, wenn gezeigt wurde, man hätte ſich bisher allgemein geirrt, indem man allgemein angenommen, unſere Erkenntniß müſſe ſich nach den Gegenſtänden richten, da in der Wahr-

---

*) Kr. d. r. Vernunft. S. 793. 127.

heit ſich doch umgekehrt die Gegenſtände nach unſerer Erkenntniß richten müßten *). Dieſes Zeigen aber, wenn es philoſophiſch geſchehen ſollte, war nur durch eine Deduction des Objects allein aus dem Subject, das iſt, durch eine Conſtruction zugleich des Objects und Subjects, ſo daß beyde ſich, als ſich gegenſeitig vorausſetzend und zugleich identiſch, darſtellten, möglich; denn wie hätte ſonſt mit der Wirklichkeit aprioriſcher Erkenntniſſe zugleich ihre Möglichkeit, mit ihrer Möglichkeit zugleich ihre Nothwendigkeit erhellen wollen? Es galt einen Verſuch; wenn er gelang, ſo wurde die Hypotheſe zum Dogma; das nach ihr gemachte Experiment demonſtrirte. Der Verſuch gelang nach Wunſch, und ſogar über die Erwartung. Denn das Object ergab ſich dergeſtalt nothwendig aus dem Subject allein, daß jenem, als für ſich beſtehend, kaum noch eine ſehr zweydeutige Exiſtenz, aus dem Gerüchte der Empfindung, ganz außerhalb der Gränzen des Erkenntnißvermögens gelaſſen werden durfte. Hier im Leeren mochte es denn, „als an ſich wirklich,

---

*) Kr. d. r. Vernunft, Vorrede. S. XVI.

aber als von uns unerkannt und unerkennbar, beſeitiget,"*) ein otium cum dignitate genießen, und ſeine problematiſche Wichtigkeit ungeſtört behaupten.

Da aber zufolge dieſer zwiſchen dem Object und Subject vorgenommenen philoſophiſchen Theilung das zu Erkennende dem Erkennenden ganz entrückt und auf ewig von ihm getrennt wird: ſo ſcheint es faſt, auch das Subject müßte ſich, als Erkenntnißvermögen, nun ebenfalls zur Ruhe begeben. Iſt doch das Wahre außer dem Erkenntnißvermögen; kann doch das letztre, ohne Widerſpruch ſeines eignen Weſens, nicht herausgehen aus ſich ſelbſt; muß es doch dies Wahre, ein für allemal, als ein von ihm nie zu Erkennendes liegen und blos auf ſich beruhen laſſen! Wozu alſo eine unfruchtbare Geſchäftigkeit in Abſicht eines Gegenſtandes, der, als Erkenntnißgegenſtand, ewig für uns ein offenbares Nichts, für ſich nur ein problematiſches Etwas bleibt? Leider iſt das Glück eines otii cum dignitate für das Subject unerreichbar! Es kann nicht aufhören, ſich in Beziehung auf das Object, dem es nicht beikommen und das ihm wiederum nichts anhaben kann, zu beſchäftigen, ohne daß es ſelbſt aufhöre zu ſeyn. Soll es nun, nachdem es über die Nichtigkeit jeglicher Abſicht auf das Object zur Erkenntniß gekommen iſt, ſeine eigne Vernichtung, und ſo — ein vollkommnes Ende aller Dinge ſich zur letzten Abſicht ſetzen? — Vielleicht!

---

*) Kr. d. r. Vernunft, Vorrede. S. XX.

Dieſes bedenkliche Vielleicht; die Nothwendigkeit, dem Erkenntnißvermögen, welches alle wahre Abſicht, allen wahren Grund und Werth durch die gänzliche Beſeitigung des Objects verlor, doch wenigſtens in einer nichtigen Beziehung auf daſſelbe, in einem nach ihm hingerichteten Beſtreben, Vorwand ſeines Daſeyns und Namens zu laſſen; hat wohl hauptſächlich den Urheber der Kritik bewogen, das Object, als für ſich beſtehendes Ding, und eine myſtiſche Verbindung oder Kryptogamie deſſelben mit dem Subject, gewaltſam beizubehalten und unveränderlich zu behaupten. Obgleich er daher die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Erkenntniſſe a priori nur aus der Unmöglichkeit und gänzlichen Nichtigkeit der Erkenntniſſe a posteriori; oder die aprioriſche Möglichkeit des Erfahrens nur aus der aprioriſchen Unmöglichkeit, irgend etwas wahrhaft zu erfahren, darzuthun und zu erklären wußte: ſo läßt er dennoch neben der herausgebrachten idealen Unmöglichkeit die vorausgeſetzte reale Wirklichkeit ſtehen, und beyde ſollen ſich gegenſeitig nicht beeinträchtigen.

Durch dieſe Uneinigkeit des Syſtems mit ſich ſelbſt, gleich in der Grundlage, mußte die Ausführung deſſelben ſo dädaliſch werden, daß es eben ſo ſchwer iſt, ſeine wirklichen Widerſprüche zu zeigen, als den blos ſcheinbaren das widerſprechende Anſehn zu benehmen; eben ſo ſchwer, das Richtige des Syſtems zu vertheidigen, als das Unrichtige zu widerlegen. Grade einer ſolchen Amalgamation von künſtlicher Zweydeutigkeit hat es größtentheils ſeine Gunſt und die zahlreiche Schaar fortwährend ſtandhafter Freunde zu danken. Sein Grundgebrechen, ſeine Chamäleonsfarbe, daß es halb a priori, halb empiriſch ſeyn, zwiſchen Idealiſmus und Empiriſmus in der Mitte ſchweben ſoll, kömmt ihm bei dem größeren Publicum ſehr zu ſtatten. Etwas im Menſchen widerſetzt ſich einer abſoluten Subjectivitätslehre, dem vollkommnen Idealiſmus; man ergiebt ſich aber leicht, wenn auch nur der Name des Objectiven bleibt. Das Schaugerüſt von Objectivität im Kantiſchen Syſteme übte den Scharfſinn ſeiner Bekenner, man erhielt Gelegenheit, aus widerſprechenden Stellen der Kritik zu beweiſen, daß Kant ſich nicht widerſpreche; den Idealiſmus durch Empiriſmus, den Empiriſmus durch Idealiſmus wieder gut zu machen; die Vortrefflichkeit des Syſtems eben in dieſer Zweyendigkeit zu finden, und ſich überhaupt nach beliebigem Geſchmack in demſelben einzurichten.

Hier nur ein Beiſpiel ſtatt aller. — Raum und Zeit ſind nach den ausdrücklichen Behauptungen der Vernunftkritik bloſe Formen der äußern und innern ſinnlichen Anſchauung, liefern aber als ſolche ein mögliches Mannichfaltiges a priori zu einem möglichen Erkenntniß.*) Sie können vermöge dieſer Formnatur nie Gegenſtände werden,**) laſſen ſich eben darum nicht anſchauen, noch wahrnehmen,***) ſind bloſe entia imaginaria und ohne ein Reales keine Objecte.****) Wenn das Licht nicht den Sinnen ge-

---

*) Kr. d. r. V. S. 33. fg. und S. 137.
**) Kr. d. r. V. S. 347.
***) Kr. d. r. V. S. 207.
****) Kr. d. r. V. S. 349.

geben worden, ſo kann man ſich auch keine Finſterniß, und wenn nicht ausgedehnte Weſen wahrgenommen worden, keinen Raum vorſtellen. †) Und dennoch ſind dieſe nämlichen nicht objectiven Formen der Anſchauung, Raum und Zeit, nach andern Aeußerungen auch Gegenſtände, ††) nicht bloſe Formen der Anſchauung, ſondern Anſchauungen ſelbſt, und ſind, als ſolche, ſogar einzelne Vorſtellungen. †††) Es muß demnach doch wohl möglich ſeyn, die Finſterniß, (die reine Erkenntniß,) ohne das Licht, (die empiriſche Erkenntniß;) und weil das Reine nach Kant das Empiriſche erſt möglich macht, das Licht nur durch die Finſterniß zu ſehen. ††††) In einem wahrhaft kunſtvollen politiſchen Gleichgewicht bedingt die Vorſtellung des vollen Raumes die Vorſtellung des leeren, und dieſe bedingt wieder umgekehrt die erſtre; ſo daß ſich in demſelben Syſteme die Wahrheit einmal garantiren läßt durch ein vorausgeſetztes Reales, und zweytens, auch durch gänzliche Abſtraction von demſelben, vermöge blos reiner a priori entworfner Geſetze der menſchlichen Einbildungskraft. Hält man Raum und Zeit für Gegenſtände, ſo iſt es ein Irrthum; hält man ſie für bloſe Formen der Anſchauung, ſo iſt es wieder ein Irrthum; hält man ſie für beydes zuſammen genommen, ſo iſt es ein Widerſpruch; es bleibt alſo kein andrer Ausweg übrig, als ſie für Nichts zu halten, wogegen aber dieſelbe Kantiſche Philoſophie auf das Feyerlichſte proteſtirt.

---

†) Kr. d. r. V. S. 349.

††) Kr. d. r. V. S. 160.

†††) Kr. d. r. V. S. 136.

††††) S. die vorhin angeführte Stelle. Kr. d. r. V. S. 349.

Fichte, dem es unbegreiflich ſchien, wie das Ich ſeine Realität und Subſtanzialität von der Materie borge,*) wollte alles von außenher Gegebne, als materiale Bedingung der objectiven Realität, aus dem Kantiſchen Syſteme und der eigentlichen Meinung des Urhebers verbannen. Wie wenig aber dieſes möglich iſt, erhellt ſchon aus der erſten am Eingange der Kritik hingeſtellten Frage. Sollte nämlich eine Syntheſis a priori erklärt werden, ſo hätte man zugleich eine reine Antitheſis erklären müſſen. Doch es findet ſich auch nicht die leiſeſte Ahndung dieſes Bedürfniſſes. Vielmehr ſpricht Kant von einer Syntheſis des Gleichartigen ohne vorhergegangne Antitheſis, als wäre ihre Möglichkeit nicht dem geringſten Zweifel unterworfen. Das Mannichfaltige für die Syntheſis ward von ihm empiriſch vorausgeſetzt, und ſollte dennoch bleiben, wenn man von allem Empiriſchen abſtrahirte; eine ſolche ſich ſelbſt betrügende Vorausſetzung betrog den Schöpfer des Syſtems ſamt ſeinem Syſteme, und zeigte ſich durch alle einzelnen Zweige deſſelben unter den verſchiedenſten Geſtalten.

---

*) Kr. d. r. V. S. 277. fg.

Dieſes philoſophiſche Vergehen erörtert der folgende Aufſatz. Seine Abſicht iſt, zu beweiſen, daß der Kriticiſmus die Aufgabe, welche er löſen wollte, wie Urtheile a priori möglich ſind, nicht gelöſt hat; daß ſie überhaupt nicht gelöſt werden kann, weil ein urſprüngliches Syntheſiren ein urſprüngliches Beſtimmen, und ein urſprüngliches Beſtimmen ein Erſchaffen aus Nichts ſeyn würde. Der hiſtoriſche Beweis mußte aus Kants Schriften auf das Klarſte dargethan, jede Behauptung über ſeine Lehre durch Hinweiſungen auf ſeine eignen Worte begleitet werden. Darum findet der Leſer eine Menge von Citaten, die ſich noch anſehnlich vermehren ließen, wenn nicht eben dieſer Reichthum einen ſparſamen Gebrauch deſſelben nothwendig machte. Sollte man indeſſen hier und dort noch eine Beweisſtelle vermiſſen, ſo findet man ſie ſpäter bei einer ausführlicheren Erörterung deſſelben Gegenſtandes, und das Werk darf ſich gewiß dieſe Einrichtung zum Gewinn rechnen, da es ſonſt unter Citaten und Anmerkungen erliegen und ſich ſelbſt in der allmähligen Entwickelung vorgreifen müßte.

Zum Schluſſe noch ein Wort über den Titel. Er ſtützt ſich auf das von dem Kriticiſmus herausgebrachte Verhältniß des Verſtandes und der Vernunft. Sie befinden ſich nach ſeiner Angabe in einem ſonderbaren Kriege. Die Vernunft verlangt mit Recht in den Dingen an ſich das Unbedingte, kann aber zu dieſem Rechte nicht kommen, weil der Verſtand auf ſeiner Seite mit dem wahren und wirklichen Recht die Gewährung der ganzen Forderung verſagt.*) Wegen dieſer beſſer legaliſirten Forderung ſind die Anſprüche der Vernunft beim Lichte beſehen dialektiſch; ſie macht aber nothwendig dieſe Forderungen, iſt alſo dialektiſch mit Recht, und iſt mit Recht im Unrecht. Verſtändigt muß ſie hierüber werden, denn ſie kann nicht ablaſſen vom Verſtande, bezieht ſich auf ihn allein mit Recht, und iſt, obgleich er das Unbedingte nur als Widerſpruch denkt, dennoch blos vermittelſt ſeiner von empiriſchem Gebrauch.*) Darum giebt es nach dem Kantiſchen Friedensinſtrument folgenden Vergleich zwiſchen beyden. Die Vernunft hat dem Verſtande das Verneinen zu verbieten, der Verſtand hingegen der Vernunft das Bejahen; die Vernunft hat den Verſtand zu reſpectiren und wird poſitiv durch ihn eingeſchränkt, der Verſtand hingegen erhält von der Vernunft nur eine ſcheinbare Begränzung, eine negative Einſchränkung, und bedient ſich ihrer Ideen, ohne ſeine Verſtändigkeit aufzugeben, zur äußerſten Erweiterung ſeines Gebiets. Die Vernunft ſitzt im Oberhauſe, der Verſtand im Unterhauſe; letztrer repräſentirt die Sinnlichkeit, die eigentliche Souverainetät, ohne deren Ratification nichts Gültigkeit haben kann.

---

*) Kr. d. r. Vern. Vorrede. S. XX.

Dies wiſſen, iſt eine neue Philoſophie, ſie heilt die Vernunft von ihrem Naturfehler und lehrt ſie verſtändig ſeyn und genügſam**). Die Kantiſche

---

*) Kr. d. r. V. S. 383, 671.

**) Kr. d. r. V. S. 490. fg. und S. 670. fg.

Theorie der reinen Vernunft hat zur Abſicht, den Verſtand vor der Vernunft als einer Betrügerin zu warnen, und gegen ihre Verführungen dadurch möglichſt ſicher zu ſtellen, daß ſie ihn, wie die Ideen ihn zum Beſten haben, gleichſam mit Händen greifen läßt. Und damit iſt denn auch **ihre neue Abſicht** vollendet und **die Vernunft zu Verſtande gebracht.**

Eutin, d. 30ten Juli 1801.

F. H. Jacobi.

Ihr ſaget laut, lehret ausdrücklich: Gotteserkenntniß, Moral, und Religion als Verbindung beyder, ſind die höchſten Zwecke der Vernunft und des menſchlichen Daſeyns. Alles, womit die Philoſophie ſich ſonſt beſchäftigte, diene blos als Mittel, um zu jenen Ideen: Gott, Freyheit und Unſterblichkeit zu gelangen, und ihre Realität zu bewähren. Ihr behauptet, die Vernunft würde ihre erſte und letzte Abſicht, den eigentlichſten Gebrauch ihrer Kraft verlieren, und durch ihre Wirkſamkeit den Menſchen in ihm ſelbſt nur zerſtören und aufreiben, wenn ſie nicht jenen Glauben an Gott, an Freyheit und Unſterblichkeit hervorzubringen, wahr zu machen, zu begründen, vermöchte; gerade dieſe Richtung ſey das, was die Vernunft zur Vernunft mache.

Dieſes lehret und behauptet ihr unwiderſprechlich, gefliſſentlich wiederholt mit den klarſten Worten.*)

---

*) Man ſehe alle Kantiſchen Kritiken. Das oben Geſagte fin-

Was aber ſaget euere Philoſophie ſelbſt dazu? Sie ſagt, ſie könne unmöglich, wie gern ſie auch

---

der ſich aber ſchon hinlänglich belegt allein in der Kr. d. r. Vernunft. S. 394 unten, und in der dazu gehörigen Note S. 395.; ferner S. 491, 825, und an noch vielen anderen Stellen deſſelben Werks. Ich merke hiebey noch an, aus den metaph. Anfangsgr. d. Naturwiſſenſchaft, Vorrede. S. XXIII. daß allgemeine Metaphyſik Transſcendentalwiſſenſchaft, und Transſcendentalwiſſenſchaft allg. Metaphyſik iſt. Dort heißt es S. XXI und XXII: „Wenn es erlaubt iſt, die Gränzen einer Wiſſenſchaft nicht blos nach der Beſchaffenheit des Objects und der ſpecifiſchen Erkenntnißart deſſelben, ſondern auch nach dem Zwecke, den man mit der Wiſſenſchaft ſelbſt zum anderweitigen Gebrauche vor Augen hat, zu zeichnen, und findet, daß Metaphyſik ſo viel Köpfe bisher nicht darum beſchäftigt hat, und ſie ferner beſchäftigen wird, um Naturkenntniſſe dadurch zu erweitern, (welches viel leichter und ſicherer durch Beobachtung, Experiment und Anwendung der Mathematik auf äußere Erſcheinung geſchieht,) ſondern um zur Erkenntniß deſſen, was gänzlich über alle Gränzen der Erfahrung hinausliegt, von Gott, Freyheit und Unſterblichkeit zu gelangen: ſo gewinnt man in Beförderung dieſer Abſicht, wenn man ſie von einem zwar aus ihrer Wurzel ſproſſenden, aber doch ihrem regelmäßigen Wuchſe nur hinderlichen, Sprößlinge befreyet, dieſen beſonders pflanzt, ohne dennoch deſſen Abſtammung aus jener zu verkennen und ſein völliges Gewächs aus dem Syſtem der allgemeinen Metaphyſik wegzulaſſen. Dieſes thut der Vollſtändigkeit der letzteren keinen Abbruch, und erleichtert doch den gleichförmigen Gang der Wiſſenſchaft zu ihrem Zwecke...... Es iſt auch in der That ſehr merkwürdig, (kann aber hier nicht ausführlich vor Augen gelegt werden,) daß die allgemeine Metaphyſik in allen Fällen, wo ſie Bemöchte[*], jene idealen Gegenſtände euch im eigentlichen Verſtande wahr machen, nämlich nicht auf dem theoretiſchen, dem eigentlichen und geraden Wege des Erkenntniſſes[**]; denn mit euerer Vernunft ſey es — und mit dieſer Entdeckung werde erſt Philoſophie! — in theoretiſcher Abſicht ſo beſchaffen, daß ſie ganz und gar nicht zum Erkennen eingerichtet und

---

ſpiele (Anſchauungen) bedarf, um ihren reinen Verſtandesbegriffen Bedeutung zu verſchaffen, dieſe jederzeit aus der allgemeinen Körperlehre, mithin von der Form und den Principien der äußeren Anſchauung hernehmen müſſe, und, wenn dieſe nicht vollendet darliegen, unter lauter Sinnleeren Begriffen unſtät und ſchwankend herumtappe.“

[*] S. Kr. d. r. Vernunft. S. 490—493. Den Leſer der Kantiſchen Schriften wird dieſe Stelle, wenn er ſie nachſchlägt, an mehrere ähnliche, wohl noch paſſendere, erinnern.

[**] Von dem Um- und Nebenwege, der noch ein anderer, im Grunde beſſerer, Erkenntnißweg ſeyn ſoll, nachher an ſeinem Orte. Wir ſchlagen mit Kant zuerſt den vernünftigen Verſtandesweg ein, auf welchem von Gott, Freyheit und Unſterblichkeit nichts erkannt wird, als daß nichts davon erkannt werde; auf dem man alſo blind ankommt, und nur dies erfahren ſoll. Dann kehren wir mit ihm um, und bereiſen, mit ihm, auch den unverſtändigen Vernunftweg, auf welchem man zu nichts darſtellenden Erkenntniſſen; zu gültigen und wahrhaften Ideen, von ungültigen und nicht wahrhaften, — von nur problematiſchen Gegenſtänden gelangt; „dann alle weitere Anſprüche aufgiebt, und nun ein dauerhaft ruhiges Regiment der Vernunft über Verſtand und Sinne ſeinen Anfang nehmen läßt.“ (Kr. d. r. V. S. 493.)

tauglich ſey, ſondern, was dieſes angehe, einzig und allein auf den Verſtand verweiſen müſſe *), der denn von ſeiner Seite wieder auf die Sinnlichkeit, dieſe, mit ihm, wieder auf die Einbildungskraft, die Einbildungskraft endlich auf ein = X des Subjects und ein = X des Objects zu verweiſen habe, die denn im Erkenntnißvermögen das letzte ſind, aber noch nicht das Erkenntnißvermögen ſelbſt begründen können, ſo wenig ſubjectiv als objectiv.' Zwar beweiſen ſich, nach euerer Lehre, beyde X X dadurch, daß ſie ſich einander auf gleiche Weiſe vorausſetzen, eines an dem anderen ohne weiteres hinlänglich und vollkommen; aber doch nur dergeſtalt hinlänglich und vollkommen, daß aus dieſer gegenſeitigen Vorausſetzung allein erhellet: keines von beyden dürfe ſich rühmen, etwas vor dem anderen darin voraus zu haben, daß es etwa in ſich ſelbſt und für ſich allein betrachtet, minder problematiſch wäre.**) Beyde ſind es, reſpective,

---

*) Kr. d. r. Vernunft. S. 382. 383. 671. 692.

**) Ein problematiſcher Gegenſtand iſt ein Gegenſtand, von dem es unausgemacht iſt, ob er Etwas oder Nichts ſey. Kr. d. r. Vernunft. S. 316. — Problematiſche Urtheile ſind ſolche, wo man das Bejahen und Verneinen als blos möglich (beliebig) annimmt. ibid. S. 100. — Es ſind ſolche, wo man nicht weiß, ob in demſelben Maße, und müſſen es in demſelben Maße bleiben, oder die Philoſophie artet entweder in dogmatiſchen Idealiſmus, oder in dogmatiſchen Materialiſmus aus.*) Da nun beyde X X zuſammen ein bloſes

---

man über Etwas oder Nichts urtheilt. Kr. d. Urtheilskraft. S. 328. — Ein problematiſcher Satz iſt derjenige, der nur logiſche Möglichkeit (die nicht objectiv iſt) ausdrückt, d. i. eine freye Wahl, einen ſolchen Satz gelten zu laſſen; eine blos willkührliche Aufnahme deſſelben in den Verſtand. Kr. d. r. Vernunft. S. 101. — Ein problematiſcher Begriff iſt die Vorſtellung eines Dinges, von dem wir weder ſagen können, daß es möglich, noch daß es unmöglich ſey. Kr. d. r. Vernunft. S. 343. — Er enthält keinen Widerſpruch; ſeine Realität aber kann auf keine Weiſe erkannt werden, wenn er auch, als Begränzung gegebener Begriffe, mit anderen Erkenntniſſen zuſammen hängt, ibid. S. 310.

Dergleichen Begriffe, wenn ſie der transſcendentalen Möglichkeit der Dinge untergeſchoben werden, ſind Blendwerke. Kr. d. r. Vernunft. S. 302.

*) S. die Kantiſche Widerlegung des Idealiſmus, Kr. d. r. Vernunft, S. 274. ff. Sie iſt einzig und allein darauf gegründet, daß Object und Subject, als Dinge an ſich ſelbſt, gleich problematiſch ſind, d. h., auf Hyperidealiſmus. Man ſehe zurück auf die transſc. Aeſthetik, wo, S. 55., „die Wirklichkeit äußerer Gegenſtände keines ſtrengen Beweiſes fähig iſt," und vergleiche dann mit der nachherigen Widerlegung den Abſchnitt über den transſc. Idealiſmus als Schlüſſel, S. 518. — 525., hierauf das Hauptſtück über die Unterſcheidung der Gegenſtände in Phänomena und Noumena S. 294. ff., nebſt dem Anhange S. 316, von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe, und der dazu gehörigen Anmer-

Ding des Verhältniſſes, das iſt, gegenſeitiger Beſtimmung ohne Beſtimmendes und zu Beſtimmendes, welches heißet, gegenſeitiger Begränzung ohne Begränzendes und zu Begränzendes zuſammen ausmachen, und durch ſie gar nichts ſchlechthin geſetzt, ſondern nur eine totale Grundloſigkeit eröffnet wird:*) ſo verweiſen einmüthig beyde X X noch einmal weiter auf ein ihnen gemeinſchaftliches + X, welches, obgleich nun doppelt problematiſch, dennoch alle wahre Realität, die Summa des allein wahrhaften Wahren enthält, und darum auf nichts weiter zu verweiſen hat. Wäre nicht in dieſem

---

kung. Hier heißt es S. 344. „der Verſtand begränzt demnach die Sinnlichkeit, ohne ſein eigenes Feld zu erweitern, und, indem er jene [die Sinnlichkeit] warnt, daß ſie ſich nicht anmaße, auf Dinge an ſich ſelbſt zu gehen, ſondern lediglich auf Erſcheinungen, ſo denkt er ſich einen Gegenſtand an ſich ſelbſt, aber nur als transſcendentales Object, das die Urſache der Erſcheinung (mithin ſelbſt nicht Erſcheinung), und weder als Größe, noch als Subſtanz, noch als Realität gedacht werden kann — wovon alſo völlig unbekannt iſt, ob es in uns, oder auch außer uns anzutreffen ſey, ob es mit der Sinnlichkeit zugleich aufgehoben werden, oder, wenn wir jene wegnehmen, noch übrig bleiben werde.“

*) S. die Anmerkung zur Amphibolie der Reflexionsbegriffe. Kr. d. r. Vernunft. S. 324. ff.

letzten X das reale Reale und wahrhafte Wahre wirklich vorhanden, ſo wäre es überall nicht vorhanden: Alſo ſind ſie in ihm vorhanden, und zwar eben ſo nothwendig und offenbar, als dem Erkenntnißvermögen ſchlechterdings und in alle Ewigkeit unerreichbar und verborgen. Wollte das Erkenntnißvermögen ſich hierüber beſchweren, ſo darf man es nur erinnern, in ſich zu gehen, und ſich die Frage vorzulegen: wie es denn wohl das reale Reale und das wahrhafte Wahre habe zu erreichen meinen können; oder nur zu ſagen, was es damit meine, und worin eigentlich ſein Vorhaben beſtehe.*) Man ſolle ihm dies nur recht zu Gemüth führen, ſagt ihr, und es werde ſich ſogleich beſcheiden, auf das reale Reale und wahrhafte Wahre, als ein zu Erkennendes, ein für allemal Verzicht zu thun, ſich verſtändig in ſich ſelbſt zurückzuziehen, und das Erkennen des Erkennens, blos als eines Erkennens, ſich zum einzigen Geſchäft zu machen. Wenn es auf dieſe Weiſe ſeine Praktik, blos als Praktik, ergründet, und ſich darein ergeben habe, nur immanent theoretiſch ſeyn zu können: ſo möge es wohl noch gelingen, verheißet ihr ihm, daß es, als blos praktiſch, nun, auf eine andere Weiſe, auch noch zu emaniren, und, durch eine neue Praktik, hinten nach und ganz unerwartet, rein theoretiſch zu werden, vel quasi ſich geeignet finde; nämlich als ein ohne allen Verſtand, auch ohne alle theoretiſche Vernunft, allein durch einen reinen Willen erkennendes, das iſt, reale Möglichkeit und Daſeyn gebietendes = X.*)

---

*) Kr. d. r. V. S. 233, 234.

Zur Sache denn!

An der Spitze eures ſich beſcheidenden Erkenntnißvermögens ſtehet der Verſtand, und er ſelbſt iſt das eigentliche Vermögen der Erkenntniſſe, weil durch ihn in dem unbeſtimmten Objectiven ſich beſtimmte Objecte, und in dem unbeſtimmten Subjectiven ein beſtimmtes

---

*) Mit anderen Worten: Die Vernunft, nachdem ſie, als kritiſche, die Augen, mit welchen ſie zu ſehen nur wähnte, ſich ſelbſt herzhaft ausgeſtochen hat, gebietet nun, noch viel herzhafter, ſich ſelbſt, der offenbaren Finſterniß, die in ihr iſt, in rein praktiſcher Abſicht, zu trotzen, durch einen blinden, d. i. ganz Erkenntnißleeren Glauben. Man ſehe hierüber vorläufig in der Kr. d. Urtheilskraft. S. 448. den merkwürdigen Abſchnitt: Von der Art des Fürwahrhaltens durch einen praktiſchen Glauben.

Subject, mit den Begriffen, erſt hervorthun. Ob nun gleich dieſer an der Spitze ſtehende Verſtand, euerer Lehre zufolge, die Geſchäftigkeit der Einbildungskraft mit den Bedingungen ihrer Geſchäftigkeit, d. i. die Einbildungskraft als das vollſtändige Vermögen der Anſchauungen a priori*), vorausſetzt, und dieſe Einbildungskraft als ſeine Mutter anzuſehen hat: ſo kann er doch auch betrachtet werden, als wenn die Einbildungskraft ihn vorausſetzte und ihn als ihren Vater anzuſehen hätte. Man denkt ſich ihn alsdann durch den Gedanken einer bloſen Handlung des Verbindens und Inſichfaſſens ohne weiteres **): als ein Verbinden — noch von Nichts, noch in Nichts, noch durch Nichts. — So betrachtet iſt aber der Verſtand nicht allein vor der Einbildungskraft, ſondern auch vor ſich ſelbſt und ſeiner Möglichkeit, und muß daher vor allen Dingen ſich erſt möglich machen.***)

---

*) S. Kr. d. Urtheilskraft. Einl. S. XLII., hernach S. 73. Kr. d. r. Vernunft. S. 206. dann S. 201.

**) Kr. d. r. V. S. 135.

***) S. Kr. d. r. Vernunft, S. 150, den Abſchnitt: von der Anw. d. Kateg. auf Gegenſtände überhaupt. Zu vergl. mit §. 17. S. 136 — 139.

Möglich macht er ſich durch ein urſprüngliches reines, oder bloſes Selbſt- oder an ſich-Bewuſſtſeyn, welches, außer einer qualitativen Einheit, die es hat, auch noch eine quantitative; zu und vor dieſer aber Mannichfaltigkeit; folglich Verſchiedenheit; überall Thätigkeit, Handlung — mithin Ziel und Hemmung (interstitiones): ein continuirliches Entgegen- und Zuſammen-ſetzen — im durchaus Leeren; ein unendliches Anfangen und Enden, wo nichts anzufangen und nichts zu enden iſt — ſich ſelbſt, und noch einmal ſich ſelbſt, das iſt, ſich ſelbſt und den reinen Verſtand, in, mit und durch ſich ſelbſt, unbegreiflich hervorbringt und zugleich vorausſetzt.*)

In dieſer ſeiner Urſprünglichkeit, Unabhängigkeit und Alleinthätigkeit iſt aber der Verſtand (geſtehet ihr) ganz leer, und weiß, ungeachtet des Selbſt- und an ſich-Bewuſſtſeyns, im Grunde nichts von ſich und ſeinen Geſchäften der reinen Geſchäftigkeit, noch weniger von einem Selbſt und an ſich.

---

*) S. Kr. d. r. Vernunft, die transſc. Deduction der reinen Verſtandesbegriffe. S. 129. ff.

Gleichwohl iſt er gerade nur in dieſem Zuſtande recht eigentlich der Verſtand ſelbſt, der Verſtand allein und an ſich, der urſprüngliche; und bringt, als ſolcher, ſchon die Elementarlogik, die ſchlechterdings allgemeine, die ganz reine, rein aus ſich hervor*).

---

*) „Der Verſtand ſondert ſich nicht nur von allem Empiriſchen, ſondern ſogar von aller Sinnlichkeit völlig aus. Er iſt alſo eine für ſich ſelbſt beſtändige, ſich ſelbſt genugſame und durch keine äußerliche hinzukommende Zuſätze zu vermehrende Einheit." Kr. d. r. V. S. 89: Von der reinen Logik ſ. daſelbſt S. 77—79. — Die Metaphyſik dieſer Logik, welche aus dieſem unabhängigen und ſelbſtſtändigen Verſtande, unabhängig und ſelbſtſtändig, und ſchlechterdings allgemein und rein hervorgeht, findet ſich in der Kantiſchen Kritik nicht beſonders abgehandelt, ergiebt ſich aber daſelbſt, gleich den andern Metaphyſiken, aus der Grundeigenſchaft des Gemüths, nämlich aus der productiven und reproductiven transſcendentalen Einbildungskraft, aus welcher, wie wir in der Folge ſehen werden, Alles ſich zuletzt ergiebt. Sie allein iſt das urſprüngliche Vermögen ſowohl abſoluter Antitheſis als Syntheſis, und dadurch die Schöpferin ſowohl der quantitativen Einheit, die das Inſtrument der Syntheſis iſt, als der Wiederholung dieſer Einheit, welche die Vielheit erzeugt. Sie erzeuget folglich auch die Allheit, und zwar zuerſt, denn die quantitative Einheit iſt nothwendig ſchon Allheit. Dergeſtalt entbehret die transſcendentale Einbildungskraft nur der qualitativen Einheit; der Verſtand ſelbſt aber, ohne ſie, wäre nur dieſe qualitative Einheit ohne Spontaneität, alſo noch kein Verſtand. Sie alſo macht den Verſtand, aus dem eine reine Logik entſpringen kann,

Erſt in Gemeinſchaft mit der Sinnlichkeit wird er ſich gewahr, und erfährt ſich als ein Vermögen und nothwendiges Bedürfniß derſelben. Durch ein unabläſſig fortgeſetztes Einbegreifen geſtaltet er ihr Mannichfaltiges zu einem Weſen, und es kommt mit ihr und ihm zur Sache.

Die Einbildungskraft beginnt das Werk. Sie

---

erſt möglich, ſo wie ſie auch den Raum, aus dem eine reine Mathematik entſpringen kann, erſt möglich machen muß. Wie es aber mit dieſen Möglichkeiten nach der Wahrheit beſchaffen iſt, wird ſich bei einer näheren Erörterung zeigen. Ich merke hier nur an, daß der Kantiſche reine Verſtand mit ſeiner reinen Spontaneität und ihren gemeinſchaftlichen Producten mir eine auffallende Aehnlichkeit mit der ihre Gefäße ſich ſelbſt bildenden lebendigen Flüſſigkeit des berühmten Engländers John Hunter zu haben ſcheint. Dieſer bewies aus dem bebrüteten Hühnerey, daß ſich das Blut vor den Gefäßen bilde, daß Gefäße erſt nach der Gerinnung des Bluts erſcheinen u. ſ. w. Es war ihm nicht deutlich, ob Blut ohne den Körper oder der Körper ohne Blut geſchwinder ſtirbt. — Die Theile des Körpers, wovon jeder eine Portion der Materia vitae diffusa beſitzt, haben eine Recollection von vorigen Eindrücken, wenn ſie neue erhalten; nur nicht über dies noch spontaneous memory, wie das Hirn, weil das Hirn ein für ſich beſtehendes Ganzes iſt, (Materia vitae coacervata) deſſen Actionen in ſich ſelbſt vollſtändig ſind. S. Gött. Anz. 1795. St. 190. NB. John Hunter hatte die Arterien (die ſyntheſirenden Schlagadern) des ſchwangeren Uterus bis zu ihrer Endigung im Mutterkuchen tracirt. ibid.

beginnt es als ein blindes Treiben*), als eine Urgeſchäftigkeit aus und zu Nichts, und wird von ſelbſt zum Verſtande, indem ſie (gleichviel auf welche Weiſe — Gott mag es wiſſen!) Anfang und Ende antrifft, und ſo Begriffe überhaupt von Gegenſtänden überhaupt im Gemüthe abſetzt, kryſtalliſirt durch Kryſtalliſirung, d. h. ſie entſtehen läßt — möglicher Weiſe! Was dieſer möglichen Weiſe, Gegenſtände a priori zu beſtimmen (beſtimmte Räume und Zeiten, Kr. d. r. Vnft. S. 202, 203, 204.), zum Grunde liegt, iſt das wunderbarſte und unbegreiflichſte aller unbegreiflichen Geheimniſſe und Wunder, heißet aber ausdrücklich: Transſcendentale Urtheilskraft und Schematiſmus des reinen Verſtandes.**) — Verknüpft nun die Einbildungskraft dieſe ihr entſtandenen Begriffe wieder als Begriffe: ſo ſagt man alsbald von einer ſolchen Verknüpfung, daß ſie — im Verſtande geſchehe. Das Selbſtbewuſſtſeyn iſt nunmehr vollkommen da, und der Verſtand erweitert ſich, die Erkenntniß wächſt, indem unaufhörlich neue Unterſchiede entſtehen und vergehen, geſetzt und wieder aufgehoben werden.

---

*) Kr. d. r. V. S. 103.

**) S. Kr. d. r. V. S. 171. — 187.

Bildlich könnte man die Einbildungskraft, dieſe alma mater, als eine Weberin darſtellen. Das urſprüngliche reine Bewuſſtſeyn wäre die Kette oder der Aufzug am Gewebe, die ſinnlichen Empfindungen der Einſchlag. Mit den Füßen brächte die Wirkerin Handlung in die Kette („intellectuelle, ganz unfigürliche Syntheſis"); mit den Händen triebe ſie den Einſchlag durch („figürliche productive Syntheſis"). *)

Da nun der Verſtand blos als ein Vermögen der Individuation des Sinnlichen**) Realität,

---

*) S. Kr. d. r. V. S. 150 — 152.

**) Die Sinnlichkeit iſt das blos Beſtimmbare; der Verſtand, durch die transſcendentale Syntheſis der Einbildungskraft, das Beſtimmende. (Kr. d. r. V. S. 151. 152.) — Etwas blos Beſtimmbares, Unbeſtimmtes, iſt das Gegentheil des Individuellen. Was ein Unbeſtimmtes beſtimmt, individuirt; und dies Vermögen des Individuirens heißt bei Kant Schematiſmus des Verſtandes. (Kr. d. r. V. S. 176. fg.) Das Schema bildet den Uebergang vom reinen Verſtandesbegriffe zu den Erſcheinungen, und iſt ein von dem Verſtande rein hervorgebrachtes Bild, das aber, weil es kein empiriſches, ſondern ein allgemeines unbildli-

Abſicht und eigentliche Bedeutung hat; da er für ſich allein weder beſtehen, noch als ſo beſtehend gedacht werden kann: ſo iſt es klar, daß er ſein Intereſſe im Beſtehen und Beſchaffenſeyn des ſinnlichen Weſens, deſſen Individuationsmittel er iſt, allein finden muß.

Ganz auf dieſelbe Weiſe verhält es ſich mit der Vernunft, die nichts anders als eine Erweiterung

---

ches Bild (!) ſeyn ſoll, den Namen nicht tragen darf. Der Verſtand kann aber nur in Gemeinſchaft mit der Sinnlichkeit ein ſolches individuirendes Schema hervorbringen. Getrennt von der Sinnlichkeit thut er das Gegentheil, er verallgemeinert, enteinzelt, identifizirt. Es ſteht alſo der Menſch durch die Vereinigung der Sinnlichkeit und des Verſtandes mit ſich ſelbſt im Widerſpruche. Die Sinnlichkeit dringt auf ein Maximum des Inhalts, des Beſtimmten, der Verſtand verlangt das Maximum des Umfangs, des Allgemeinen, und die Vernunft, in ähnlichem Widerſpruche mit ſich ſelbſt, nimmt an beyden Intereſſe. (Kr. d. r. V. S. 682.) Sie idealiſirt ſogar dieſen Widerſpruch, und läßt daraus Moral und Religion entſtehen. Es poſtulirt die Vernunft, nach der Kantiſchen Religionslehre, das Daſeyn eines unendlichen Weſens; was aber Daſeyn haben ſoll, muß ſinnlich, endlich werden; dieſe urſprüngliche Begränzung und Beſtimmung geſchieht durch den Schematiſmus des Verſtandes, er iſt es alſo, der anthropomorphiſirt, (Rel. inn. der Gr. d. bl. Vern. S. 82.) verkörpert; weil aber dieſe Verkörperung dem Poſtulate eines unendlichen Weſens widerſpricht: ſo bleiben die Möglichkeit und das Daſeyn deſſelben problematiſch. (Kr. d. r. V. S. 309. und 543.)

des Verſtandes auf dem bloſen blanken Boden der Einbildungskraft iſt.*)

Die Einbildungskraft, wiſſen wir ſchon, iſt ein reines leeres Dichten hin und her, ohne hier und dort, ohne Einſicht und Abſicht, ein Dichten an ſich, eine reine Actuoſität im reinen Bewuſſtſeyn.

Mit der reinen Sinnlichkeit vereinigt, als das Vermögen ihrer Anſchauungen a priori,**) erzeugte ſie, durch Abſetzen und Anſetzen, durch Anſetzen und

---

*) „Die Vernunft bezieht ſich nur auf den Verſtandesgebrauch, (Kr. d. r. V. S. 383.) niemals gradezu auf einen Gegenſtand, ſondern lediglich auf den Verſtand, und vermittelſt deſſelben auf ihren eignen empiriſchen Gebrauch. (Ebendaſ. S. 671.) Der Verſtand macht für die Vernunft eben ſo einen Gegenſtand aus, als die Sinnlichkeit für den Verſtand. (Ebendaſ. S. 692.) Alſo iſt die Idee der Vernunft ein Analogon von einem Schema der Sinnlichkeit. (Eb. S. 693.) — Das Schema iſt an ſich ſelbſt jederzeit nur ein Product der Einbildungskraft. (S. 179.) Die transſcendentalen Zeitbeſtimmungen ſind das Schema der Verſtandesbegriffe.“ (S. 578.) Das Schema der Vernunftbegriffe iſt „durchgängige abſolute Totalität,“ Aufhebung aller Zeit- und Raumbeſtimmungen, das Ende der Endlichkeit, „ſie ſucht das Unbedingte.“ (Kr. d. r. V. S. 445.) (!!!)

**) Kr. d. Urtheilskr. Einl. S. XLII, S. 73. Kr. d. r. V. S. 201. 202. 206. 162. 179

Abſetzen (zwey im continuirlichen Handeln ſich *gegenſeitig vorausſetzende* unzertrennliche Verrichtungen) — den Verſtand, und mit dem Verſtande das ſinnliche Weſen, welches — *nur die fortgeſetzte Handlung ſelbſt ſeiner Erzeugung iſt.*

So *ent*-ſtehet demnach, ohne je zu *be*-ſtehen, das Individuum unaufhörlich, und ſein *Be*-ſtehen, wo es gedacht wird, iſt eine Täuſchung.

Da es aber nur, kraft eines ſolchen Betruges, — das iſt, vermöge einer Einbildung des *Sich* Einbildens (*in Sich Begreifens*) — *einbilden* und entſtehen kann: ſo wird es gezwungen, das Beſtehen ſogar *vor* dem *Ent*-ſtehen ſich einzubilden, das iſt, es geſchehen zu laſſen. So wird die Idee vom *Unbedingten*, vom *Abſoluten*, hervorgebracht und eingeſetzt: eine durch und durch leere Vorſtellung, aber nichts deſto weniger das *Princip* der Vernunft, die Gebärmutter aller ihrer Begriffe.

Daß die Idee des Unbedingten durch und durch leer und nichts als ein Nothbehelf der Einbildungskraft ſey, erhellt ſogleich, wenn man den Verſuch macht, anſtatt ſie blos *vorauszuſetzen*, wirklich von ihr *auszugehen*. Der Lückenbüßer zeigt ſich alsdann in ſeiner Blöſe. Man hat nur alle Bedingungen weggedacht, und was übrig bleibt, iſt — Nichts, eine offenbare Erdichtung.*)

Da aber dieſe Erdichtung, wie wir geſehen haben, keine willkührliche, ungefähre und zufällige, ſondern eine unvermeidliche und nothwendige iſt: ſo ſchreiben wir, in dieſer Rückſicht, ihr mit Grunde — Gründlichkeit, Zuläſſigkeit, ſubjective Realität zu. Wir erheben ſogar das Vermögen, dieſe Wurzelidee aller Ideen hervorzubringen, über die Verſtandesgabe — von Rechts wegen! — weil wir uns damit über den Verſtand hinausſetzen; und nennen es — Vernunft.

Thun wir dieſes, ohne zu wiſſen, was und in welchem Sinne wir es thun, ſo gerathen wir in die gröſte aller Gefahren, in die Gefahr, durch die Vernunft um den Verſtand zu kommen. Das Gemüth wird dann eine Wüſteney von lauter Hirngeſpinnſten. Thun wir es hingegen, wohlwiſſend, was wir thun, und laſſen uns die Vernunft allein des Verſtandes wegen gefallen, den ſie nur einfaſſen und ihm eine gewiſſe Haltung geben ſoll: ſo hat es keine Gefahr, daß wir durch ihre Vorſtellungen betrogen werden, und ihnen eine objective Wahrheit beimeſſen, die allein demjenigen zukommt, was ſich ſinnlich darſtellen, in einer möglichen Erfahrung allgemein anſchaulich machen läßt.

---

*) S. Kr. d. r. V. S. 355. bis ans Ende.

Gott, Freyheit und Unſterblichkeit ſind keine Verſtandesbegriffe, keine Gegenſtände einer möglichen Anſchauung durch die Sinne, ſondern bloße Vernunftbegriffe: Ideen. — Das iſt offenbar und bewieſen! Alſo! .....

Ich frage jeden Redlichen auf ſein Gewiſſen, ob er wohl, nachdem er einmal deutlich eingeſehen hat, zufolge dieſer ſeiner Philoſophie, daß er jene Vernunftbegriffe, jene Ideen, nämlich: Gott, Freyheit und Unſterblichkeit, als objective Realitäten auf die angezeigte Weiſe ſich nur weiß macht, oder von der Vernunft ſich weiß machen läßt, einzig und allein dem Verſtande zu gefallen, damit deſſen Begriffe, die nur diſtributive Einheit bewirken, auch einer collectiven fähig werden: *) ob er zu

---

*) Kr. d. r. V. S. 671.

jenen, nun ein für allemal ausgemacht objectiv grundloſen, ein für allemal ausgemacht objectiv durch und durch leeren Vorſtellungen, je aus irgend einer Urſache als zu objectiv wahren und realen Vorſtellungen werde zurückkehren, und ein aufrichtiges, herzliches Vertrauen in ſie ſetzen können? Ich ſage, es iſt unmöglich! Er iſt einmal zu gut unterrichtet von ihrem Herkommen, von ihrer Beſchaffenheit, von ihrem inneren Weſen, und kann es nun keinen Augenblick mehr vergeſſen, daß jene Ideen nur „hevriſtiſche Fictionen, foci imaginarii,“*) nothdürftige nichts einſchließende Einfaſſungen der Verſtandesbegriffe (Gränz- und Erweiterungsbegriffe zugleich und vice versa), ſo viel trügliche Horizonte ſind, die zuletzt unter einem allgemeinen Horizont derſelben Art beſchloſſen werden; ſo wenig aber in ſich und für ſich ſubſiſtirende Dinge, daß ſie, als ſolche, auch nicht einmal zu den möglich denkbaren gezählt werden dürfen.

Nicht zu den denkbaren? höre ich euch ausrufen und mich triumphirend der Verläumdung beſchuldigen, da es ja in euerer Urkunde ſo klar geſchrieben ſtehe: es laſſe ſich zwar von den Ideen nicht ausmachen, daß ſie Vorſtellungen von möglichen Gegenſtänden; aber auch nicht, daß ſie Vorſtellungen von unmöglichen ſeyen; und was nur — blos Nicht Unmöglich ſey, das ſey ſchon möglich denkbar, obgleich nicht als ein Mögliches.

---

*) Kr. d. r. V. S. 672.

Vortrefflich! Es ſteht aber in derſelben Urkunde ja auch folgendes: „Wo nicht etwa Einbildungskraft ſchwärmen, ſondern unter der ſtrengen Aufſicht der Vernunft dichten ſoll, da muß immer vorher etwas völlig gewiß und nicht erdichtet, oder bloſe Meinung ſeyn, und das iſt — die Möglichkeit des Gegenſtandes ſelbſt!“ *)

Ihr unterſchreibet alſo beydes; unterſchreibet und bezeuget, dem letzteren Ausſpruche zufolge, mit euerem Buche, daß die Ideen, von dieſer Seite betrachtet, dem Erkenntnißvermögen nur „leere Hirngeſpinnſte, ſtatt der Begriffe von Sachen, unterlegen.“

„Wie geſagt (heißt es in dem Buche auf der fol-

---

*) Kr. d. r. V. S. 798. und S. 642. 671.

genden Seite) ſind die Vernunftbegriffe bloſe Ideen, und haben freylich keinen Gegenſtand in irgend einer Erfahrung; aber bezeichnen darum doch nicht gedichtete und (NB!) zugleich für möglich*) angenommene Gegenſtände. Sie ſind blos problematiſch gedacht, um, in Beziehung auf ſie (als heuriſtiſche Fictionen) regulative Principien des ſyſtematiſchen Verſtandesgebrauchs im Felde der Erfahrung zu gründen. Geht man davon ab, ſo ſind es bloſe Gedankendinge, deren Möglichkeit nicht erweislich iſt, und die daher auch nicht der Erklärung wirklicher Erſcheinungen durch eine Hypotheſe zum Grunde gelegt werden können.“ **)

Beſtimmter und deutlicher kann man ſich wohl nicht erklären. Aus zwanzig ähnlichen, eben ſo klaren und wohl noch ſtärker ausgedrückten, Stellen will ich nur folgende noch auswählen und euch zu Gemüthe führen.

„Die Vernunft bezieht ſich niemals geradezu auf einen Gegenſtand, ſondern lediglich auf den

---

*) S. Kr. d. r. V. S. 271. wie der Begriff der Möglichkeit mit einer Vorſtellung verknüpft wird.

**) Kr. d. r. V. S. 709.

Verſtand, und vermittelſt deſſelben auf ihren eigenen empiriſchen Gebrauch, ſchafft alſo keine Begriffe (von Objecten), ſondern ordnet ſie nur, und giebt ihnen diejenige Einheit, welche ſie in ihrer größten Ausbreitung haben können, d. i. in Beziehung auf die Totalität der Reihen, als auf welche der Verſtand gar nicht ſieht, ſondern nur auf diejenige Verknüpfung, wodurch allerwärts Reihen der Bedingungen zu Stande kommen. **Die Vernunft hat alſo eigentlich nur den Verſtand und deſſen zweckmäßige Anſtellung zum Gegenſtande,** und wie dieſer das Mannichfaltige im Object durch Begriffe vereinigt, ſo vereinigt jene ihrerſeits das Mannichfaltige der Begriffe durch Ideen, indem ſie eine gewiſſe collective Einheit zum Ziele der Verſtandeshandlungen ſetzt, welche ſonſt nur mit der distributiven Einheit beſchäftigt ſind." *)

Es iſt unmöglich, euch mißzuverſtehen, und in euerer Lehre aus dem Zuſammenhange zu kommen, wenn man nur dies Eine recht ins Auge faßt, und dann auch nie wieder aus dem Auge verliert, daß es überall nichts wahrhaft Objectives für den Menſchen giebt noch geben kann; daß er rein abgeſchnitten iſt von allem Wahren, in ſich Subſiſtirenden, durch ſeine eigenthümliche, zufällige, durch und durch ſubjective (= ſinnliche) Sinnlichkeit, außer der ihm nichts, und mit der ihm nur dieſe Sinnlichkeit ſelbſt, nämlich: ein paſſiver — aber doch nothwendig anſchauender, und, man weiß nicht wie, veränderlicher — Gemüthstheil, einzig und allein zur Gemüthsveränderung, gegeben iſt. Er ſtellet ſich allerley damit vor, ſiehet aber alles, was er ſich damit vorſtellt, nur blindlings an.

---

*) Kr. d. r. V. S. 392. 671. und Kr. d. Urtheilskr. S. 449. 450.

Der andere Gemüthstheil — dies muß man ſich eben ſo tief einprägen — das ganze ſo genannte obere, aus Verſtand, Urtheilskraft und Vernunft beſtehende, durch den Zwitter Einbildungskraft urſprünglich hervorgebrachte, dann ſich ſelbſt einrichtende — der Sinnlichkeit, man weiß nicht wie, angehängte — Erkenntnißvermögen giebt dem Menſchen nichts zu erkennen: ſo wenig in dem Gemüthe den Urſprung und die nothwendigen Gründe ſeiner Einrichtung und Beſchaffenheit, als außer demſelben irgend etwas wirklich außer ihm Vorhandenes. *) Dieſer Gemüthstheil begreift nur mit Begriffen, was der andere nicht ſieht; er iſt mit ſehenden Augen blind, wie der andere mit blinden Augen ſehend. Auch hat ſein Begreifen, und die ganze Thätigkeit der Mutter Einbildungskraft, mit ihren ohne den Willen eines Mannes erzeugten Kindern, keine andre Abſicht, als nur — eine Einheit hervorzubringen; die Einheit nämlich eines, durch ein Mannichfaltiges = X der Anſchauung wunderbar genug zerſtreuten, = X des Bewuſſtſeyns: Erſt eines empiriſchen über dem Verſchiedenen der Empfindung; hernach eines reinen, über dem Nicht-Verſchiedenen aller möglichen Empfindung. Dieſe letzte reinere Einheit ſoll aber zugleich eine noch reinere als reine, eine Aller erſte, nicht hervorgebrachte, urſprüngliche, ſelbſtſtändige, von aller Sinnlichkeit unabhängige, qualitative Einheit ſeyn — ein intellectuelles Etwas, nur zum Begreifen des Begreifens vor allem zu Begreifenden. **)

---

*) Kr. d. r. V. S. 107. 145. 146. 283. 308. 309. 641. und 642.

**) In dieſer Stufenleiter erhebt ſich das Kantiſche Syſtem vom Niedrigen zum Höheren, bis es zuletzt zur ſynthetiſchen Einheit

So eigentlich, wie ich hier erzähle, entſtehet das, was man Begriffe nennt. Alle Begriffe aber ohne

---

der Apperception gelangt, welche die doppelte Kette der Logik und Transcendentalphiloſophie hält, ohne ſelbſt ein Ring in dieſer Kette zu ſeyn. Voll Mißtrauen gegen dieſe transſcendentale ſubject objective Einheit fragen wir: iſt ſie eine Vorſtellung oder keine Vorſtellung, hat ſie Inhalt und Object, oder weder Inhalt noch Object, iſt ſie ein Begriff, eine Idee, oder gar ein Gefühl? Die Antwort lautet: „Ich bin mir in der ſynthetiſchen transſcendentalen Einheit der Apperception meiner ſelbſt bewußt, nicht wie ich mir erſcheine, noch wie ich an mir ſelbſt bin, ſondern nur daß ich bin. Dieſe Vorſtellung iſt ein Denken, nicht ein Anſchauen.“ (Krit. d. r. V. S. 157.) Alſo wäre die Vorſtellung eines Ich bin, ein bloſes Denken, ohne alles Anſchauen. Ich will nicht fragen, wie dieſes mit der Grundbehauptung beſteht, daß „alles Denken, geradezu (directe) oder im Umſchweife (indirecte), vermittelſt gewiſſer Merkmale, ſich zuletzt auf Anſchauungen, mithin auf Sinnlichkeit beziehen müſſe, weil uns auf andre Weiſe kein Gegenſtand gegeben werden kann;“ (Kr. d. r. V. S. 33.) ſondern nur: Wie gelangen wir zur reinen Syntheſis entfernt von aller Anſchauung, da doch jede Syntheſis nur durch Anſchauung, nur über einem Grunde der Syntheſis, möglich iſt? (Kants Proleg. S. 26 — 30. Kr. d. r. V. S. 499.) Vergebens ruft man das Unding eines Mannichfaltigen ſinnlicher Anſchauungen vor aller ſinnlichen Anſchauung, eine blos gedachte (!) ſinnliche Anſchauung (Kr. d. r. V. S. 140.) zu Hülfe.

Wir wollen lieber dieſe nichts helfende Hülfe verſchmähen, und bei der deutlichen Angabe ſtehen bleiben, „daß die Einheit der Apperception nur in der von ihr unterſchiednen Anſchauung gegeben und durch Verbindung in einem Bewußtſeyn gedacht werden kann;“

Ausnahme (man kann ſich dieſes nicht zu oft, um es ſich recht einzuſchärfen, wiederholen), die Begriffe der Vernunft ſowohl als die Begriffe des Verſtandes, beziehen ſich auf die allein anſchauende, und darum allein Objecte verleihende, Sinnlichkeit. Von ihr, ausſchließlich, von ihr einzig und allein erhalten jene Begriffe insgeſamt — Inhalt, Bedeutung, objective Realität und Abſicht. *)

(Kr. d. r. V. S. 135.) daß alſo die reine Verbindung in einer unreinen, die unreine in einer reinen, und alle Verbindung überhaupt nur in einer Verbindung gegeben wird. Unſer Widerſpruch begründet ſich alsdann einfacher und verſtändlicher.

Das Ich in der transſcendentalen Apperception iſt keine Abſtraction, aber wir gelangen nur durch Abſtraction zu ſeiner Vorſtellung. Es iſt die Einheit, in welcher alle Verknüpfungen vorgenommen werden, nicht die Handlung der Verknüpfung ſelbſt. Abſtrahiren wir daher von aller empiriſchen Syntheſis, ſo bleibt nicht eine reine Syntheſis als Handlung übrig, wie das Kantiſche Syſtem angiebt, ſondern nur die Einheit, worin ſyntheſirt wird; nicht eine durch Syntheſis gewordene ſondern für die Syntheſis beſtehende Einheit. Alle Verknüpfung ſetzt ein zu Verknüpfendes voraus, jede Handlung des Verbindens, das iſt, des Vereinigens, ſetzt Veruneinigtes zum voraus. Das Kantiſche Vorgeben eines reinen Bodenſatzes der Syntheſis ohne alles Empiriſche iſt daher eben ſo ſonderbar, als das Uebrigbleiben des Dinges an ſich nach der Abſtraction von jeder wirklichen Empfindung. (Kr. d. r. V. S. 339.)

*) Kr. d. r. V. S. 148 . . . 298, 299, 308, 343, 345 und was insbeſondere die Vernunftbegriffe angeht, S. 382. 383.

Inhalt alſo, Bedeutung alſo, objective Realität und Abſicht! Auf welche mögliche Weiſe? Da alles, angeheftet an nichts, vereiniget durch nichts, gerichtet auf nichts, nur ein und derſelbe leere Schlauch und Schlauches-Schlauch eines leeren Raumes der Diverſität außer, und eines desgleichen der Identität in uns iſt; dieſer letzte verſehen einzig und allein mit einem motu peristaltico, einer transſcendental wurmförmigen Bewegung, welche in ihm iſt, man weiß nicht wie. — Die Sinnlichkeit, den Verſtand hinter ſich habend, hat nichts vor ſich — beim Lichte beſehen — als ſich ſelbſt. In einem zwiefachen Hexenrauche, Raum und Zeit genannt, ſpüken Dinge, Erſcheinungen! in denen nichts erſcheint: und das iſt die ganze Offenbarung, welche uns geſchieht; ſo allein empfängt unſere nie wahrhaft etwas empfangende Empfänglichkeit; ſo ſchauet jenes, a posteriori wie a priori, nur ſein Schauen Schauendes, an.

Wie die Sinnlichkeit, den Verſtand hinter ſich habend, nichts vor ſich hat: ſo hat der Verſtand, die Sinnlichkeit vor ſich habend und ihr angehörig, nichts hinter ſich; auch nichts in ſich, ausgenommen jenen motum peristalticum, jene transſcendental wurmförmige Bewegung, womit er urſprünglich und unaufhörlich zu ſich ſelbſt kommt, zugleich die Sinnlichkeit bekriecht, und ſeine Bewegungen (ſo viele Einheiten) verknüpfend, Zahl und Maß gebiert. So hängt das Ganze zuſammen, oder vielmehr, ſo ſchwebet, ohne irgend eine Haltung, im menſchlichen Erkenntnißvermögen alles blos zwiſchen einem problematiſchen = X des Objects, und einem eben ſo problematiſchen = X des Subjects, welche beyde — herkommen, man weiß nicht woher; hinwollen, man weiß nicht wohin; ſich zuſammenſetzen, durch Zuſammenſetzung, man weiß nicht wie; endlich ſich gegenſeitig an einander wahr machen und bewähren, man weiß nicht womit, nicht wodurch, nicht wozu: genug ſie weben und ſchweben ihr Schweben und Weben, und daß dies kein Ende habe, iſt das Ende und die Sache.

Ich habe nun achtzehn Jahre lang zu begreifen geſucht, und es iſt mir mit jedem Jahre nur unbegreiflicher geworden, wie ihr ein Mannichfaltiges, zu welchem die Einheit; und eine Einheit, zu welcher das Mannichfaltige — nur hinzukommt, euch verzuſtellen, oder dieſe reine Begebenheit auf irgend eine Weiſe zu denken vermögt. Vermögt ihr aber dieſes nicht, ſondern ſetzen beyde, Mannichfaltigkeit und Einheit, ſich gegenſeitig dergeſtalt voraus, bedingen ſie ſich gegenſeitig dergeſtalt, daß ſie nur in einander und zugleich gedacht werden können, als forma substantialis alles Denkens und Seyns: was wird dann aus euerer ganzen aprioriſchen Weberey?

Meine Aufgabe an euch iſt nicht, einen Knoten zu löſen, ſondern einen hier vor unſern Augen zu ſchlingen; den erſten ſynthetiſchen nämlich in irgend einem Reinen, ſey es des Bewuſſtſeyns, ſey es des Raums, oder der Zeit.

Der Raum ſey Eines, die Zeit ſey Eines, das Bewuſſtſeyn ſey Eines, gerade ſo, wie ihr es verlangt. Saget nur an, wie ſich Euch eines von dieſen drey Einen in ihm ſelbſt rein vermannichfaltiget, das iſt, wie ihr zu reiner Einheit und reiner Vielheit, den Bedingungen reiner Syntheſis, gelangt? Keines von dieſen drey Einen iſt ja nur in und für ſich ſelbſt eine Einheit, ſondern jedes derſelben iſt nur, ſo zu ſagen, Eines und kein Anderes; eine Ein-Fach-Heit; eine Einer-Ley-Heit; eine Der-Die-Das-Selbig-Keit! ohne Derheit, Dieheit, Dasheit; denn dieſe ſchlummern, mit dem Der, Die, Das, noch im unendlichen = 0 des Unbeſtimmten, woraus alles und jedes Beſtimmte auch erſt hervorgehen ſoll! Was bringt nun, frage ich euch ernſtlich, in jene drey Unendlichkeiten, in die Zwey der Receptivität und die Eine der Spontaneität, Endlichkeit; was befruchtet Raum und Zeit a priori mit Zahl und Maß, und verwandelt ſie in ein reines Mannichfaltiges; was bringt die reine Spontaneität zur Oscillation, das Bewuſſtſeyn a priori zum Bewuſſtſeyn? Wie kommt ſein reiner Vocal zum Mitlauter, oder vielmehr, wie ſetzt ſich ſein lautloſes ununterbrochenes Blaſen, ſich ſelbſt unterbrechend, ab, um wenigſtens eine Art von Selbſtlaut, einen Accent zu gewinnen? Dieſes müſſet ihr angeben, müſſet die Möglichkeit einer reinen Syntheſis, mit oder ohne eine reine ganz inwendige Diſcrimination, darthun können, oder euer ganzes Syſtem hat nicht einmal den Beſtand einer Seifenblaſe.

Es hat wirklich dieſen nicht, und keinen andern; iſt ganz und gar und durchaus nur über und mit dem *zwiefachen*, in Wechſelwirkung geſetzten Betrug von einer Mannichfaltigkeit und einer Einheit erbaut, die da, wo ſie — jedes für ſich und von dem anderen unabhängig als ein Urſprüngliches und Erſtes — ſich befinden ſollen, weder ſo zu finden oder anzutreffen ſind, noch auf irgend eine Weiſe wahrhaft auch nur ſo *phantaſirt*, geſchweige denn *gedacht* werden können. Ihr Daſeyn iſt eine künſtliche Verſpiegelung durch ein täuſchendes Schatten in Schatten werfendes Doppelglas. Das vollendete, ausgeführte Spiel mit dieſen Schattenweſen ſtellet in einem neuen Bilde jenen alten Regreſſus dar — von der Welt auf einen ſie tragenden Elephanten, und vom Elephanten auf eine ihn tragende Schildkröte; mit dem Unterſchiede nur, daß Ihr eine Figur mehr und die Schildkröte zweymal gebraucht. Die Vernunft nämlich, wie ich ſchon anfangs bemerkt habe, ruhet bei euch auf dem Verſtande; der Verſtand auf der Einbildungskraft; die Einbildungskraft auf der Sinnlichkeit; die Sinnlichkeit dann wieder auf der Einbildungskraft *als einem Vermögen* der Anſchauungen a priori; dieſe Einbildungskraft endlich — Worauf? Offenbar auf Nichts! Sie iſt die wahrhafte Schildkröte, der abſolute Grund, das Weſende in allen Weſen. Aus ſich rein a priori produciret ſie ſich ſelbſt; und, als die Möglichkeit ſelbſt von allem Möglichen (das Producirende des Producirens, welches in der Erſcheinung als ein Eingreifen, Apprehendiren ſich äußert) nicht nur was möglich, ſondern auch was — vielleicht! — unmöglich iſt. Genug, vor ihr kann nichts ſeyn: und was nach ihr iſt, das iſt nur durch ſie, nur in ihr und von ihr.

Nun aber wär' es unmöglich, daß durch dieſe Einbildungskraft Etwas producirt würde, wenn im Produciren der Augenblick des Entſtehens auch der Augenblick des Vergehens wäre; ein ſolches Schaffen brächte nichts hervor. Alſo muß erhalten, d. i. behalten, und das continuirlich Producirte eben ſo continuirlich reproducirt werden; das Producirende muß, producirend, zugleich hinterlaſſen. — Es iſt ſonnenklar: die tranſſcendentale Einbildungskraft könnte als producirende gar nicht anfangen und im Gange bleiben; ja ſie könnte überall weder Gang noch Fortgang haben, wenn ſie nicht, ſo wie ſie anſetzte zum Produciren, bei dieſem Anſetzen auch das Abſetzen ſchon im Sinne hätte für ein rein aprioriſches Gedächtniß. Das Abſetzen hat nicht mehr Schwierigkeit als das Anſetzen, und wer eine dabei findet, dem kann es nur Eine und Dieſelbe Schwierigkeit ſeyn. Wer keine dabei findet, der iſt ſo gut als im Beſitz der ganzen Wiſſenſchaft, er hat alles gewonnen; denn dieſem Einen Knoten folgt das ganze Netz, ſo daß nun ein Kind es ſtricken kann; ein Netz, worin das geſamte Univerſum gefangen und mit leichter Mühe von unten herauf und von oben herab gezogen wird auf unſere Schildkrötenſchale. Er hat alles gewonnen, der hier nicht Zuckende und Zagende; er hat alles gewonnen mit dieſem ihm einleuchtenden ſich gegenſeitig bedingenden Produciren und Reproduciren des Producirens einer transſcendentalen Einbildungskraft. Jenes gebiert ihm das Objective; dieſes, das Subjective: Vorbild und Nachbild; Gegenſtände und Vorſtellungen von Gegenſtänden. So wie ihm dieſe gebohren ſind, hat er auch Erkenntniß, und vermag kraft der ihm beiwohnenden real-idealen und ideal-realen Syntheſis und Analyſis (der reproducirend producirenden Einbildungskraft) dieſe Erkenntniß auch ins Unendliche zu erweitern und zu erläutern. — Sie entſtand ihm aber *nothwendig*, weil er das Producirte im Reproducirten (da dieſes nur ein Nach- und Wieder-holen mit dem Bewuſſtſeyn, *daß* es nur ein Nach- und Wieder-holen von jenem, ein continuirliches Zurückblicken auf daſſelbe iſt) nothwendig *wiedererkennen*, gleichwohl aber und eben ſo nothwendig das eine von dem anderen als Vorbild und Nachbild *unterſcheiden* mußte. So wie dieſes nun geſchehen iſt, conſtituirt ſich die transſcendentale Einbildungskraft augenblicklich und ohne weiteres — als *Verſtand*.

Sie conſtituirt ſich als Verſtand, und zwar — als einen Verſtand zugleich *mit* und *ohne* Einbildungskraft, um, nach *Wohlgefallen*, ſowohl *rein intellectuell*, als auch *figürlich* *) ſyntheſiren zu können. Hiebei kann man nicht die mindeſte Schwierigkeit finden, wenn man wohl Acht gegeben hat, wie die blindgebohrne Einbildungskraft in eine ſehende durch ſich ſelbſt nothwendig verwandelt wird, d. h. (denn eigentliche Verwandlung iſt es nicht) wie in ihr die Blindheit das Sehen organiſch hervorbringt, wie ſie ſeine Gebärmutter iſt, dergeſtalt, daß hier ein Sehen ohne eine urſprüngliche Blindheit, in der es entſtünde, der es ſich organiſch anſetzte, und von der es organiſch angeſetzt *würde*; daß ein ſolches *nicht* epigenetiſch hervorgebrachtes, *nicht* in einer urſprünglichen Blindheit gegründetes, *nicht* mit ihr a priori verknüpftes, zuſammengewachſenes, und mit der Blindheit in ewiger Vereinigung *beharrendes Sehen*, ein Unding wäre. Hat man wohl Acht gegeben, und den ganzen Vorgang ernſtlich beobachtet, ſo erkennet man nun auch auf das deutlichſte, wie dieſe Erzeugung des Sehens aus der Blindheit, des Lichtes aus der Mutter Nacht, — die Erzeugung des Verſtandes ſelbſt nach einem urſprünglichen, nothwendigen und abſoluten Geſetze des Sehens *vor* dem Sehen; und nach einem eben ſo urſprünglichen und nothwendigen, aber doch *abhängigen*, Geſetz des Sehens *nach* dem Sehen — iſt. Eine Erkenntniß, die, im Vorbeigehen geſagt, den Idealiſten auch zu Boden ſchlagen ſoll! *) Man verſtehet dann auch ferner, wie ein blos formaler Verſtand, das iſt, ein Vermögen, die alleinige Geſtalt der Sache zu begreifen, ohne die Sache, und ausdrücklich vor ihr — wie ein ſolcher blos formaler Verſtand, als ein ſelbſtſtändiges, ſich ſelbſt genugſames Weſen im Gemüthe, nicht blos vorhanden ſeyn könne; ſondern auch ſchlechterdings vor allem andern darin vorhanden ſeyn müſſe, um den realen Verſtand, als ein nicht ſelbſtſtändiges, nicht ſich ſelbſt genugſames, ſondern zwiefach abhängiges Weſen, erſt zu begründen.*) Er begreift es vollkommen, weil er wohl begreifen muß, daß jeder Erzeugung das Erzeugen ſelbſt, hier die bloſe Handlung des Erzeugens, vorhergehen müſſe. Der blos formale Verſtand nämlich iſt dieſe blos die Handlung des Erzeugens erzeugende Handlung; er geſtaltet, ohne Geſtaltung, nur das Geſtalten. Der reale, transſcendentale oder formal-materiale Verſtand geſtaltet mit Geſtaltung und der Geſtaltung wegen. Jener erſchafft das Urtheilen, durch rein productive, d. i.

---

*) Kr. d. r. V. S. 150 — 152.

---

*) Kr. d. r. V. S. 274. fg.

---

*) Kr. d. r. V. S. 89 und 153.

rein ſynthetiſche Vorſtellungs-Kraft; dieſer das Begreifen, durch rein reproductive, d. i. rein analytiſche Erkenntniß-Kraft. Der eine iſt ein reines Denken vor allem Begreifen, ein Denken ohne etwas zu denken außer dem bloſen Denken, ein Denken noch ohne Gedanken; der andere iſt ein Denken mit Begreifen, ein Denken ſchon mit Gedanken, ein etwas denkendes Denken.

Ihr ſehet, daß ich, jenen Knoten ausgenommen, den ich nur vorwies als den erſten, aus dem das ganze Gewebe folgte, übrigens eure Sache gut genug gefaßt habe. Auch ihr weiſet blos dieſen Knoten vor, gebt euch aber dabei das Anſehen, als machtet ihr ihn vor unſeren Augen, und lehrtet uns ihn machen: dieſes nenne ich euren Betrug.

Ich werfe euch nicht vor, daß ihr wiſſentlich betrügt, ſondern bin im Gegentheil feſt überzeugt, ihr habt euch ehrlich überredet, dieſer erſte Knoten machte ſich von ſelbſt, ſobald nur reine Sinnlichkeit und reiner Verſtand, jene als ein Beſtimmbares, dieſer als ein Beſtimmendes zuſammen kämen, und in einem und demſelben Weſen ſich vereinigten; nichts in der Welt, glaubt ihr aufrichtig, ſey leichter zu begreifen;

es ſey das erſte, was ein vernünftiger Menſch begreifen müſſe.

Und dies möchte wahr ſeyn, wenn ſich nur ein iſolirter reiner menſchlicher Verſtand als urſprünglich beſtimmend denken ließe, oder wenn euere reinen Anſchauungen ein Mannichfaltiges a priori wirklich darſtellten. Allein das eine Vorgeben iſt ſo ungegründet als das andere. Ihr veranſtaltet aber euren Selbſtbetrug auf folgende Weiſe.

Ihr gehet aus von drey qualitativen unendlichen Einheiten und numeriſchen Identitäten, davon wenigſtens zwey, als unmittelbare Anſchauungen, einzelne Weſen ſeyn müſſen.*) Sie heißen: Raum, Zeit, urſprüngliches ganz reines Bewuſſtſeyn. Dieſe drey Einheiten ſind eure Theses, eure Principien. In der dritten Theſis, der transſcendentalen Apperception, ſoll die Syntheſis ſchon enthalten ſeyn, aber — ohne Antitheſis! In den zwey vorderſten hingegen ſoll Antitheſis ohne Syntheſis ſich finden

---

*) Kr. d. r. V. S. 136. die Note, und S. 160.

Univ. Bibl.
München

laſſen. Werden nun dieſe drey Theſen in Vereinigung gedacht, ſo iſt alles beiſammen, was zur Bildung eines Begriffes erfordert wird. C borget von A und B ein Vieles und Mannichfaltiges zum *Ver*-binden; und A mit B borgen von C Einheit zum — *Ent*-binden! nämlich ihres Vielen und Mannichfaltigen, ſo daß ſie fortan ſich als *Aggregate* darſtellen und verhalten mögen, ohne darum ihre Continuität (ihre qualitative Einfachheit und Einheit), die ſie zu einzelnen, eben ſo incomponibeln als indecomponibeln Weſen, zu thetiſchen reinen Jungfrauen aus unbefleckter Empfängniß machte, einzubüßen.

Nur indem man ſich die Sache auf dieſe Weiſe gleich beim Eingange verdeutlicht, gewinnt man die, auch gleich beim Eingange, ſo unentbehrliche Erkenntniß: welcher Geſtalt, warum und wie es wahr ſeyn *müſſe*, daß der reine Verſtand urtheile, folglich a priori zu urtheilen auch vermöge *vor allem Begreifen*, und dies ungeachtet der *eben ſo gewiſſen Wahrheit* und ihr unbeſchadet, daß er *nicht* urtheile und nicht zu urtheilen *vermöge*, auch nicht a priori, als nur *mit Begriffen*, und daß nothwendig in *jedem* Urtheile ein Begriff ſchon *enthal-*

ten ſeyn müſſe. Der Widerſpruch verſchwindet, wenn man weiß, daß man ſich die Syntheſis (*das Urtheilen*) *zuerſt*, *vor* dem Hinzukommen der Antitheſis; und erſt dann — auch *nach* dem Hinzukommen derſelben denken müſſe. *Jene* Syntheſis iſt ein *unmittelbares* Urtheilen; *dieſe* ein nur *mittelbares*. Das *unmittelbare* Urtheilen iſt die uranfängliche ſich ſelbſt erzeugende Handlung der Syntheſis *allein*; das *mittelbare* Urtheilen iſt die mit ihren Erzeugungen fortzeugende, *nicht mehr alleinige*, Handlung der Syntheſis. Nothwendig geſchieht das unmittelbare Urtheilen *ohne Begriffe*, weil dieſe zuvor *ſynthetiſch erzeugt* werden mußten: dieſes Urtheilen iſt ein Setzen noch ohne *Sätze*. Und nothwendig geſchieht das mittelbare *mit* Begriffen, weil dieſe einzig und allein erzeugt wurden, *um* damit zu urtheilen: Dieſes Urtheilen iſt ein Setzen in, von und mit *Sätzen*. Es wurden aber die Begriffe einzig und allein um damit zu urtheilen erzeugt, weil der Verſtand, der mit allen ſeinen Syntheſen doch am Ende weiter nichts als ein *Vermögen der Begriffe* ſeyn kann, von ſeinen Begriffen keinen andern Gebrauch zu machen hat noch weiß, als daß er damit urtheile. Ueberhaupt handelt er ja nur, um ſich zu gebrauchen, und gebraucht ſich wieder nur, um zu handeln; denn aus ſich ſelbſt will er eben ſo wenig herausgehen, als er aus ſich ſelbſt heraus zu gehen vermag.

So beruhet demnach alles auf dem urſprünglichen Urtheilen, auf jener reinen Syntheſis, die, als eine Syntheſis an ſich, von euch zu allererſt entdeckt worden iſt. Ihr nennet dieſe Syntheſis an ſich eine blos intellectuelle; und wir erfahren, indem ihr ſie unter dieſem Namen erörtert, daß ſie, als ſolche, unabhängig von der Einbildungskraft und aller Anſchauung, ganz für ſich allein beſtehen ſoll. Eine wichtige Entdeckung! Denn nun wird es klar, daß die reine, von Antitheſis und Theſis unabhängige Syntheſis, daß die Syntheſis an ſich, nichts anders iſt, als die Copula an ſich; ein von Subject und Prädicat unabhängiges Verbinden ohne zu Verbindendes; ein Iſt, Iſt, Iſt, ohne Anfang und Ende und ohne Was, Wer oder Welche. Dieſes ins Unendliche fortgehende Wiederholen der Wiederholung iſt die alleinige Geſchäftigkeit, Function und Production der allerreinſten Syntheſis; ſie ſelbſt iſt das bloſe, reine, abſolute Wiederholen ſelbſt. Der Actus dieſer Wiederholung iſt denn auch der reine Actus des Selbſtbewuſſtſeyns; und der reine Actus des Selbſtbewuſſtſeyns iſt der reine und alleine Actus jener Wiederholung als bloſer Wiederholung.

Und hier erſcheint denn zum zweytenmal der Knoten, der wunderbare! über den ich euch in einem fort zur Rede ſtelle.

Die blindgebohrne, noch unverklärte Einbildungskraft machte ihn zuerſt, indem ſie mit einem ſchlechterdings undenkbaren Anſetzen zum Abſetzen, und Abſetzen zum wieder Anſetzen den Weg zu ihrer Selbſtverklärung antrat. Jetzt, am Ende der Bahn, reproducirt ſie denſelben in verklärter Geſtalt, wirft die dunkele Hülle vollends ab, und entäußert ſich, als Einbildungskraft, von ſich ſelbſt, um als blos intellectuelle Syntheſis, als der reine Verſtand ſelbſt, als lauter Intelligenz ſich darzuſtellen.*)

---

*) Die Lehre von den Kantiſchen Functionen der Einheit und Einheiten der Syntheſis, die in unſerm Vaterlande ſo viele Köpfe zerbrach, hätte ſelbſt dem mittelmäßigſten Kopfe ohne die geringſte Mühe verſtändlich gemacht werden können auf folgende Weiſe.

Von ſeinen fünf Sinnen weiß ein Jeder. Ich frage den erſten

Redet ſelbſt, damit wir gründlich und entſcheidend aus der Sache kommen, — denn vielleicht entſtell'ich euere Lehre aus Mißverſtand oder böſem Willen, — was wollt ihr ein für allemal unter Syntheſis, in der allgemeinſten und in jeder beſonderen Bedeutung, verſtanden wiſſen? Sprechet es deutlich und beſtimmt aus, erkläret es ausführlich.

---

beſten, der weiß, was Riechen iſt, ob er irgend etwas Beſondres, eine Roſe oder eine Nelke, würde riechen können, wenn ihm nicht ein Vermögen überhaupt zu riechen beiwohnte. Glaubt er etwa, daß ihm das Riechen durch die Roſe oder die Nelke erſt entſtehe? Nein, das Riechen iſt vor aller Anwendung deſſelben in ihm, alle verſchiedenen einzelnen Gerüche ſind in dem einen abſolut ihm a priori beiwohnenden Riechen gegründet. Der Gegenſtand dieſes Riechens iſt ein Unendliches des Riechbaren, welches nicht aus einzelnen Gerüchen zuſammengeſetzt iſt, ſondern in welchem alle Gerüche ſich zuſammen und aus einander ſetzen, das abſolut Riechbare. Wenn ich vor dem riechenden Vermögen alle beſondern Gerüche vertilge, ſo bleibt noch das übrig, was alle dieſe Gerüche gemein hatten, das Subject des Riechbaren, das noch unbeſtimmte Riechbare als ſolches, ein unendliches, ein ewiges. Dieſes Unvertilgbare iſt keine Wahrnehmung, noch weniger ein Begriff; es iſt alſo eine Anſchauung a priori. Eine jede Naſe hat alſo eine Anſchauung a priori, in welcher ihr das Mannichfaltige der Gerüche ſich ordnet. Zugleich wohnt ihr eine Einheit bei, eine qualitative, ohne welche zwar eine Anſchauung für ſie, aber kein Anſchauen von ihr wäre. Die Naſe iſt dieſe qualitative Einheit ſelbſt, die numeriſche wiederholte Einheit eines und deſſelben Riechens. —

Ihr ſeyd dazu bereit, und antwortet mir unverlegen: „Syntheſis in der allgemeinſten Bedeutung iſt die Handlung, verſchiedene Vorſtellungen zu einander hinzuzuthun, und ihre Mannichfaltigkeit in einer Erkenntniß zu begreifen.“*)

Wohl! Alſo iſt Syntheſis eine aus zwey ganz verſchiedenen Handlungen beſtehende Handlung; aus einer Handlung des „Sammelns“ und aus einer Handlung des „Vereinigens“; ſie ſichelt und faſſet auch in Garben; das Ausdreſchen und Läutern des Korns mögen denn wohl die Handlungen noch anderer Handlungen ſeyn. — Aber weiter! was iſt reine Syntheſis?

„Die reine Syntheſis iſt von der Syntheſis überhaupt nur dadurch unterſchieden, daß das Mannichfaltige, welches ſie ſammelt und vereinigt“ (ergreift und begreift) „nicht empiriſch, ſondern, wie das Mannichfaltige im Raum und in der Zeit, a priori gegeben iſt.“**)

Raum und Zeit alſo, ganz für ſich allein betrachtet, enthalten ſchon ein Mannichfaltiges, folglich ein Verſchiedenes, welches die Syntheſis nur zu ſammeln und zu vereinigen hat? — Ich faſſe dieſes nicht, ſchlechterdings nicht — Aber weiter!

---

*) Kr. d. r. V. S. 103.

**) Kr. d. r. V. S. 104.

Jenem Vermögen, welches bald auf eine reine, bald auf eine unreine Weiſe geſchäftig, und in beyden Fällen daſſelbe iſt: leget ihr ihm, als Urſache, noch einen anderen eigenthümlichen unterſcheidenden Namen bei oder nicht?

„Die Syntheſis überhaupt iſt die bloſe Wirkung . . .“

Dies Vermögen iſt eine Wirkung?

„— Die bloſe Wirkung der Einbildungskraft, einer blinden obgleich unentbehrlichen Function der Seele, ohne die wir überall keine Erkenntniß haben würden, der wir uns aber ſelten nur einmal bewuſſt ſind. Allein dieſe Syntheſis auf Begriffe zu bringen, das iſt eine Function, die dem Verſtande zukommt, und wodurch er uns allererſt die Erkenntniß in eigentlicher Bedeutung verſchafft. Die reine Syntheſis allgemein vorgeſtellt giebt nun den reinen Verſtandesbegriff. Wir verſtehen aber unter dieſer

Syntheſis diejenige, welche auf einem Grunde der ſynthetiſchen Einheit a priori beruht: ſo iſt unſer Zählen (vornehmlich iſt es in größeren Zahlen merklicher) eine Syntheſis nach Begriffen, weil ſie nach einem gemeinſchaftlichen Grunde der Einheit geſchieht. (z. B. der Dekadik.) *Unter* dieſem Begriffe wird alſo die Einheit der Syntheſis des Mannichfaltigen *nothwendig*.“ *)

Recht ſo! Eben dieſes wünſchte ich zu hören. — Ob ihr euch ſelbſt ganz verſtehet, weiß ich nicht; das aber weiß ich mit der vollkommenſten Gewißheit, daß ihr, um euere Syntheſis zu Stande zu bringen, zweyer einander entgegengeſetzter Einheiten bedürfet und ihren Gebrauch auch wirklich lehret: einer unbeſtimmten *materialen*, und einer beſtimmenden *inſtrumentalen*; einer *paſſiven* Einheit, *worin*, und einer *activen* — *mit* und *nach* der ihr verknüpfet. Durch die Handlung der weſentlich *beſtimmenden*, *activen* Einheit, auf die blos *beſtimmbare*, *paſſive* Einheit, entſtehet euch das Mannichfaltige, *das in der blos paſſiven Einheit*, für ſich allein betrachtet, unmöglich ſchon gegeben ſeyn konnte.

---

*) Kr. d. r. V. S. 103. 104.

So zeiget und erkläret uns denn, wie ihr a priori zu der inſtrumentalen oder kategoriſchen Einheit kommt, mit der ihr in die paſſive Einheit einbrechet, um ſie in ein Mannichfaltiges und Gleichartiges zu verwandeln, oder vielmehr, um über ihrem unveränderlichen Grunde ein gleichartiges Mannichfaltiges entſtehen zu laſſen. Es ergehe, was ihr wollet, über mich, wenn ihr euch über jenes Ding der Einheit zu rechtfertigen, wenn ihr es wahr zu machen, wenn ihr in irgend einem Reinen rein von der Stelle zu kommen im Stande ſeyd. Dies zu thun aber müßtet ihr im Stande ſeyn; denn wenn gleich euere reinen Anſchauungen und Begriffe den empiriſchen nicht der Zeit nach vorher gehen und eine von der Erfahrung unabhängige Bedeutung haben ſollen, ſo müſſen ſie doch, von allem Empiriſchen abgeſondert, für ſich allein vorgeſtellt und gedacht werden können, gerade als wenn ſie jenen auch der Zeit nach vorher giengen. Wäre dieſes nicht, ſo dürfte von den reinen Vorſtellungen nicht geſagt werden, daß ſie die empiriſchen erſt möglich machen, dieſe durch jene bedingt ſind. Ihr lehret ja ausdrücklich, die Entwickelung der Erfahrung, worin dieſe Vorſtellungen und Begriffe angetroffen werden, illuſtrire dieſe blos; aus ihr deducirt aber könnten ſie nicht werden, „weil der Verſtand, durch dieſe Begriffe, ſelbſt Urheber der Erfahrung, worin ſeine Gegenſtände angetroffen werden, ſey.“ *)

Ich fahre fort. Keine von eueren primitiven Einheiten, die ich vorhin euere Theſes genannt habe, iſt weder ein ſolches Ding der Einheit, wie ihr eines als Inſtrument der Syntheſis braucht und einführet, noch kann ein ſolches aus ihnen hergenommen werden. Jene primitiven und fundamentalen Einheiten ſind blos qualitative Einheiten, unendliche, und als ſolche weſentlich eben ſo unbeſtimmbar als unbeſtimmend; eben ſo unfähig, verendlicht zu werden, als etwas anderes zu verendlichen; eben ſo unerzeugbar, als unerzeugend. Die Qualität, welche ſie zu Einheiten macht, iſt in allen dreyen dieſelbe, und heißet — Continuität. Umſonſt verſuchet ihr daher einen Unterſchied zwiſchen ihnen einzuführen, indem ihr der dritten ausſchließend den Namen einer ſynthetiſchen

---

*) Kr. d. r. V. S. 126. 127. 185. 206. 317. 320. 323. 324. 793.

beilegt, gleichſam als käme dieſer insbeſondere noch ein eigenes wunderbares Vermögen des Dividirens und wieder Summirens zu, wovon ſie, zuerſt für ſich ſelbſt, dann auch für die beyden andern Einheiten Gebrauch machte, und ſie zuſammen, einzeln und durch einander, überhaupt alles Unendliche — ſchrotete zu einigermaßen gleichartigen Erkenntnißſtücken, die dann wieder gemahlen, gebeutelt, gemiſcht, entmiſcht, eingeſackt und eingeſchachtelt würden, zu allerhand Brod und Kuchen für die emſigen Gemüther. — Ich ſage, von eueren drey Einheiten vermag die eine ſo wenig etwas dergleichen als die andere; die eine ſo wenig als die andere vermag ſich ſelbſt oder eine ihrer Genoſſinnen in einen unendlichen Nenner vor allem Zähler zu verwandeln, oder einen ſolchen, die qualitative Einheit anbrechenden und zerbrechenden, Zähler, zum Anbrechen, Fortbrechen und Zählen, in ſich ſelbſt oder einer der beyden anderen hervor zu bringen. Demnach müſſen, entweder alle drey, und eine wie die andere, ſynthetiſche Einheiten genannt werden dürfen, oder es darf keine ſo genannt werden. Sie dürfen ſo genannt werden, in ſofern ſie durch ihre Continuität oder Stetigkeit — Gründe der

Einheit ſind *für* eine Syntheſis. Dieſe Syntheſis aber geſchiehet ſchlechterdings nicht *durch* ſie, ſondern ſie geſchieht, oder vielmehr ſie *ergiebt* ſich nur, *erfolget* nur, *in* ihnen, als nothwendigen und alleinigen *Gründen* der Einheit; ſie ſind Einheiten *der* Syntheſis, nicht *ſyntheſirende* Einheiten. Sollte die Syntheſis *durch* ſie geſchehen, ſo müßte ſie, da Syntheſis Antitheſis nothwendig vorausſetzt, auch den Grund von *dieſer* in ſich haben, und Entgegengeſetztes (das iſt *Mannichfaltiges*, es ſey ſo *gleichartig* als es wolle) urſprünglich hervorbringen; ſie müßten vor dem *Sammeln* und Vereinigen, ein *Zerſtreuen*; vor der *Conjunction* eine *Disjunction* bewirken. Hoc opus, hic labor! — Wo und wie wollen wir einer unentbehrlichen Antitheſis a priori einen zuläſſigen, nur einigermaßen *denkbaren*, Urſprung finden? Der leere Raum des Denkens und Empfindens, den ich als reines Bewußtſeyn in *mir* habe, iſt eben ſo einfach und unendlich als ſein *Zwillingsbruder*, der leere Raum der Gegenſtände *vor* und *außer* mir; und als die Zwillings-*Schweſter* in *ihrer Mitte*, die leere liebe lange Zeit und Weile. Es iſt offenbar unmöglich, daß eines von ihnen das andere berühre und mit ihm eine gemeinſchaftliche Nachkommenſchaft erzeuge. Zwar weiß ich von einem Anſchlage, nach welchem die zwey Brüder der Schweſter beiwohnen ſollten, zum Erzielen einer gemeinſchaftlichen Succeſſion; es konnte aber nicht gelingen, aus Urſachen, die ich bald anführen werde. — Soll nun gleichwohl etwas dergleichen vorgehen; ich meine: ſoll es durchaus ſo ſeyn und a priori möglich werden, daß in unſere drey gleich reinen, gleich einfachen und unendlichen Einheits-Weſen — Endlichkeit, und zwar (NB!) als ein anderes eben ſo reines Weſen, dringe, damit ein reines Mannichfaltiges, deſſen wir ſo ganz und gar entbehren, und das wir doch zu allererſt bedürfen, vor uns entſtehe: ſo wird etwas ganz unerwartetes ins Mittel treten müſſen.

Im eigentlichſten Verſtande tritt es ins Mittel, dieſes Unerwartete. Siehe! es erſcheint wunderbarlich ein ſchreitendes Weſen, transſcendentale Einbildungskraft genannt, und begiebt ſich mitten in die reinen Vorſtellungen, um ſie zu durchlaufen. Es tritt zugleich in den Grund der Einheit außer uns, den Raum; und in den Grund der Einheit in uns, das reine Bewuſſtſeyn; und da es ſchon mit ſchreitender Bewegung hinein trat, ſo brachte es auch auf ſeinen, zugleich productiven und reproductiven, zugleich antithetiſchen und ſynthetiſchen — zwey Füßen, nicht allein für überall Anfang und Ende, ſondern auch einen ſtetigen Fortgang (!), eine ſucceſſive Zeit mit ſich, welche denn, als ein den beyden entgegengeſetzten Gründen der Einheit, dem äußeren und inneren, gemeinſames, keinesweges aber, weder dem einen noch dem anderen, eigenthümliches Mittel einer urſprünglichen Antitheſis und Syntheſis, ſie in Verbindung ſetzt, und im menſchlichen Gemüthe eine Dreyeinigkeit veranſtaltet und offenbart, in deren Namen ſich Grundſätze beſchwören laſſen.

Ich hoffe nicht, daß ihr mir darüber einen Vorwurf machen werdet, daß ich von der transſcendentalen Einbildungskraft ſage, nicht wie ihr: ſie ſchreite in den Raum und in die Zeit; ſondern: ſie ſchreite in den Raum und in das urſprüngliche Bewuſſtſeyn. Denn indem ihr euch ſo ausdrückt, könnt ihr doch unmöglich unter dem Worte Zeit die ſchon ſucceſſive verſtehen. Dieſe entſteht ja erſt, wird ja erſt erzeugt durch das Schreiten der Einbildungskraft; ſie bringt ſie mit ſich, kann ſie aber unmöglich ſchon finden. Unter dem Worte Zeit könnt ihr alſo hier nur eine Zeit vor aller Zeit verſtehen; und, möglicher Weiſe, unter einer ſolchen Zeit noch vor aller Zeit wieder nichts anderes, als das noch ununterbrochene, durch das Hineinſchreiten der transſcendentalen Einbildungskraft allein unterbrechbare — reine Bewuſſtſeyn ſelbſt. Daß jene Zeit, die ihr die Zeit ſelbſt nennt, ich meine euere reine nicht ſucceſſive, aller Erfahrung vorhergehende Zeit; jene Zeit, welche die Einheit aller Zeit und ihr Subſtratum iſt; daß dieſe Zeit, die noch keinen andern modum als den modum der Beharrlichkeit darſtellt; *) daß dieſe, ſelbſt nicht verfließende, ſondern innerlich ſtilleſtehende Zeit — wie ſie von euerem Meiſter ſelbſt einmal genannt wird (Kr. d. r. Vnft. Vorrede S. XLI am Ende der Note) — in der aber alles verfließt; wenn ſie noch etwas anderes im Gemüth als das alles umfaſſende reine Bewuſſt-

---

*) Kr. d. r. V. S. 226.

ſeyn ſeyn ſoll, etwas eben ſo unanſchaubares als undenkbares ſey: müßte, deucht mir, von jedem Aufrichtigen unter euch erkannt und eingeſtanden werden.

Es iſt aber ganz gleichgültig in Abſicht deſſen, was ich wider euch behaupte, ob ihr es einräumet oder läugnet. Denn wenn jene Zeit, in der, nach eueren Lehrſätzen, kein Wechſel, keine Veränderung iſt, und in die, für ſich allein betrachtet, auch nie ein Wechſel, nie eine Veränderung kommen kann, gleichwohl, weil ſie ein Mannichfaltiges a priori durchaus ſeyn ſoll, mit dem reinen Bewußtſeyn durchaus nicht einerley ſeyn ſoll: ſo bleibet euch nichts übrig, als ſie für jenes unendliche ſtille Meer einer unbeweglichen Ewigkeit auszugeben, wovon wir ein Bild a priori in uns hätten.

So ſaget denn, wie es zugeht, daß in dieſem unbeweglichen unendlichen Meere ſich Wellen der Zeit erheben und bilden? Wie nur überhaupt Wellen in ihm möglich ſeyn ſollen, will ich nicht einmal fragen. Ich bemerke blos, daß dieſe Wellen, als etwas der unbeweglichen Natur jenes Meeres Entgegengeſetztes, nicht als zugleich mit ihm gegeben denkbar ſind. Ihr müſſet uns alſo bedeuten: da es dem Weſen dieſes unendlichen ſtillen Oceans widerſpricht, jene Wellen ſelbſt und von ſelbſt zu ſchlagen; welcher Geſtalt ſie in ihm vorhanden ſeyn können; woher der Wind, und woher der Widerſtand, die beyde nothwendig ſind, wenn jener Ocean ſich kräuſeln ſoll?

Euere allgemeine Antwort hierauf iſt bekannt genug. Die Spontaneität der Einbildungskraft, ſprechet ihr vornehm, bringet eben ſo, durch ſucceſſive Syntheſis, Zeit in die Zeit, wie ſie Räume in den Raum bringt; dort erreget und bildet ſie Wellen, hier entwirft ſie Geſtalten.

Doch vielleicht könntet ihr mir auch bedeuten wollen: es ſey hier nicht von ſo oder anders bewegten Wellen, ſondern von einem continuirlichen ewigen Strömen, unbegreiflich von Oſten nach Weſten, die Rede; die Zeit ſey auf dieſe Weiſe zugleich bleibend und gehend, ſtehend und fließend, ein Verfließendes, das aber nicht eigentlich ver-fließe.

Dieſe Vorſtellung, wäre ſie auch möglich und denkbar, hälfe dennoch eben ſo wenig aus, und wir behielten allemal dieſelbe Schwierigkeit. Ja wenn wir es noch dazu verſuchten, damit nichts unverſucht bliebe, die unendliche leere Zeit durch den unendlichen leeren Raum ſtrömen zu laſſen: ſo kämen uns auch dadurch ſchlechterdings noch keine Zeiten in die Zeit; noch keine Zeit-beſtimmungen; noch kein Mannichfaltiges der Zeit; mit einem Wort, noch gar nichts von allem dem, was ihr mit der Zeit und durch ſie a priori zu beſitzen vorgebt.

Da meine Schwierigkeit in Abſicht euerer drey fließenden Gründe der Einheit oder euerer drey verſchiedenen Continuitäten dieſelbe iſt; nämlich: die Unterbrechung derſelben a priori; ihr Uebergang zur Mannichfaltigkeit durch beſtimmende Verendlichung; ihre Verwandlung aus einem weſentlich Einfachen in ein weſentlich Zuſammen-geſetztes: des reinen Raumes in reine Räume; der reinen Zeit in reine Zeiten; des reinen Bewuſſtſeyns in reine Vor- und Nach-Urtheile oder Begriffe; alles rein a priori: ſo will ich hier den Raum gleich mit eintreten und ihn durch die Zeit ſelbſt herbeiführen laſſen; ich denke, es wird mir auf dieſe Weiſe am erſten gelingen, überhaupt faßlich und durchaus deutlich zu werden.

Jene nämlich, die Zeit, da ſie, außer dem, was ſie für ſich iſt, auch noch ein allgemeines Verbinbungsmittel, und wie eine durch die zwey entgegengeſetzten Pole menſchlicher Erkenntniß hinlaufende Axe anzuſehen iſt, um welche und mit welcher ſich ein Zodiakus der Schemate, und nach dieſem wieder ſo viele andere Kreiſe der aprioriſchen Armillarſphäre drehen und wenden; *) oder deutlicher — da es ſich alſo mit der Zeit verhält, daß ſie im menſchlichen Gemüthe die eigentliche Gemeinſache iſt, und durch ſie allein das urſprünglich entzweyte Erkenntnißvermögen ſich zu einem Gemeinweſen erſt zuſammenfügen und geſtalten kann: ſo iſt es äußerſt ſchwer, ſie außer dieſen Verhältniſſen, wo ſie alles in allem iſt, blos für ſich allein als eine dem Raum gleichartige Anſchauung zu betrachten.

Bei dem Raume fällt dies alles weg. Er iſt nur für ſich, und miſchet ſich in nichts fremdes; er iſt unbeweglich und unbewegend, ein einzelnes unendliches Weſen der Vorſtellung, und ſelbſt eine Vorſtellung; aber, als bloſe reine Anſchauung, noch keine Vorſtellung eines Gegenſtandes; auch kann

---

*) Kr. d. r. V. S. 176. fg. Die Analytik der Grundſätze.

er für ſich allein auf keine Weiſe als eine Quelle von Vorſtellungen betrachtet werden.

Er kann es, ſo für ſich allein, auf keine Art und Weiſe, weil die reine Einbildungskraft aus dem reinen Bewuſſtſeyn erſt zu ihm herabkommen, ihn durchſchreiten, dann durch den inneren Sinn, auf den Zeitſproßen, die ſie aus dem Raume mitbringt und nun dem inneren Sinne einſetzt, zu dem reinen Bewuſſtſeyn, wie auf jener Traumleiter Jacobs, wieder hinauf ſteigen, und ſchon ganz wieder oben ſeyn muß, ehe ſich der Raum als mit Geſtalten, d. i. mit ſich gegenſeitig begränzenden mannichfaltigen Räumen verſehen, idealiſch darſtellen kann, ohne eigenes Wiſſen noch Wollen.

Daß der Raum in ſich betrachtet ſo ganz und gar unfruchtbar, und einzig und allein als paſſiver Grund der Einheit für die extenſiven Größen, im Erkenntnißvermögen von Belang; die andere reine Anſchauung, die Zeit, im Gegentheil ſo fruchtbar, von ſo großem Belang und einem ſo allgemeinen Gebrauch iſt, daß ſie nicht allein als eine der drey Quellen aller reinen Vorſtellungen, ſondern auch als das reine Bild aller Gegenſtände überhaupt ſich darſtellen und behaupten mag: *) dieſer Unterſchied rühret einzig und allein daher, daß die Zeit, ihrer Unendlichkeit unbeſchadet, als Form des inneren Sinnes, nothwendig zwey Enden — aber ohne Ende! — haben muß, wovon das Eine durch den äußeren Sinn, das andere durch das reine Bewußtſeyn ſich erſtreckt, und in beyden auf gleiche Weiſe haftet. Auf dieſe Weiſe wird das Ungleichartige verbunden, und jene Leiter möglich, auf welcher Kategorien zugleich hinab und hinauf ſteigen können — oder, anſchaulicher und beſſer: So wird durch die Zeit jene unentbehrliche Brücke geſchlagen, auf der allein Verſtand ſich niederlaſſen, und einen Thurm der Vereinigung zwiſchen dem Intellectuellen und Materiellen, dem Idealen und Realen anlegen kann, der bis in die Wolken reicht, aber nicht darüber, welches er nicht ſoll. — Alſo, die Zeit, da ſie, obgleich unendlich, doch nur die Form unſeres inneren Sinnes, außerdem aber nichts iſt, muß nothwendig überall zweyendig und irgendwo in einer Mitte ſeyn. Das Merkmal eines Sin-

---

*) Kr. d. r. V. S. 182.

nes überhaupt iſt ja gerade dieſes Zweyendige und In-der-Mitte-Stehen zwiſchen Object und Subject. Der Begriff eines Sinnes, von dem man das Zweyendige und ſein damit In-der-Mitte-Stehen abſondern wollte, würde aufhören ein Begriff zu ſeyn, und ein baarer Ungedanke werden. Nun iſt die Zeit, als Form des inneren Sinnes, zugleich die Form der Sinnlichkeit überhaupt, zum wenigſten im Menſchen; folglich iſt ſie der Grund der Möglichkeit und des a priori alles Zweyendig-in-die-Mitte-Tretenden überhaupt, ſo daß ohne ſie auch Anfang, Mittel und Ende unmöglich ſeyn würden. Ihr alſo haben wir alles zu verdanken, was allein durch Anfang, Mittel und Ende zu uns gelangen kann; ihr allein — nächſt der productiven Einbildungskraft! — Denn dieſe muß freylich die Zeit, in ſofern Anfang, Mittel und Ende durch ſie gegeben werden ſollen, ſynthetiſch erſt erzeugen, und zwar im Raume; wiewohl durchaus nicht mit ihm und durch ihn. Nicht mit ihm und durch ihn; denn ſie muß, um das Ey reiner Zeitbeſtimmungen effectiv zu legen, den Raum durchaus wieder verlaſſen, von ihm ganz abſtrahiren, und allein auf das reine Bewuſſtſeyn reflectiren. Hierauf, ſo wie ſie gelegt hat, leget ſie nun fort in das reine Bewuſſtſeyn, ohne in den Raum zurückzukehren, noch weiter an ihn zu denken. Nur wenn ſie bedeuten ſoll, wie groß oder wie klein eines ihrer Eyer vor dem andern, wird ſie genöthigt, auf den Raum zurück zu ſehen, und an ihm ſich darüber auszudrücken. — Auf dieſe Weiſe erhellet, (!) wie und welcher Geſtalt die Zeit, ausſchließlich vom Raume, und in Gemeinſchaft allein mit der productiven Einbildungskraft und der transſcendentalen Apperception, eine Quelle von Vorſtellungen iſt. Sie iſt nämlich die alleinige Quelle aller Vorſtellungen von Anfang, Mittel und Ende. Sie kann aber dieſe drey, natürlich, überall nur dreyeinig ſchaffen, jedes Dreyeinige aber ſo groß und ſo klein, als man es bedarf. Da nun alle Vorſtellungen von Gegenſtänden, um nur Vorſtellungen von Gegenſtänden zu ſeyn, nothwendig Anfang, Mittel und Ende haben müſſen, ja, als reine Vorſtellungen von Gegenſtänden, nicht einmal weiter etwas an ſich haben können, als eben dieſe Dreyeinigkeit: ſo wird die Zeit mit dem größten Recht das reine Bild aller Gegenſtände überhaupt genannt.

Nun wird ſie aber, wie ihr alle wiſſet und ich ſo eben noch erinnert habe, in ſofern Anfang, Mittel und Ende (jedesmal nothwendig als ein dreyeiniges Weſen) in ihr und durch ſie gegeben werden; ſie wird, ſage ich, alſo beſtimmend und beſtimmt, durch die productive Einbildungskraft erſt hervorgebracht; dieſe aber muß zuvor ſich in den Raum begeben, und ſich in ihm (durchaus nicht mit ihm; ſich ſelbſt, durchaus nicht und auf keine Weiſe ihm!) eine hinlängliche Bewegung machen. Wir müſſen alſo, um der Sache auf den Grund zu kommen, die productive Einbildungskraft in den Raum begleiten, oder vielmehr zuvor uns ſelbſt in den abſoluten, rein immateriellen, weſentlich Einig- und Alleinigen Raum verſetzen, und hier die productive Einbildungskraft erwarten.

Um mich in den abſoluten, weſentlich Einig- und Alleinigen Raum zu verſetzen, muß ich, eurer ausdrücklichen Vorſchrift zufolge, aus der mir vorſchwebenden unendlich mannichfaltigen Natur alles Körperliche, es ſey gedacht oder empfunden, ſorgfältig wegdenken. Ich muß fortfahren mit dieſem Wegdenken ſo lange, bis mit dem letzten Wegzudenkenden und rein Weggedachten, auch das Denken ſelbſt, in ſofern es ein Etwas denken iſt, rein weg iſt. Dann bleibet übrig — Zweyerley. Hier, anſtatt der körperlichen Natur, der bloſe Raum: eine reine Anſchauung. Dort, anſtatt des Etwas denkenden Denkens, ein nichts denkendes Denken: reine Spontaneität.

Ich muß alſo, um die Vorſtellung des Raumes vollkommen rein und allein zu erhalten, und mich wahrhaft in ſie zu verſetzen, für ſo lange rein zu vergeſſen ſuchen, daß ich je irgend etwas ſah, hörte, rührte und berührte, mich ſelbſt ausdrücklich nicht ausgenommen. Rein, rein, rein vergeſſen muß ich zumal alle Bewegung, und mir gerade dies Vergeſſen, weil es das ſchwerſte iſt, am angelegenſten ſeyn laſſen. Alles überhaupt muß ich, ſo wie ich es weggedacht habe, auch ganz und vollkommen weg geſchafft ſeyn laſſen, und gar nichts übrig behalten, als die mit Gewalt ſtehen gebliebene Anſchauung allein des unendlichen unveränderlichen Raums. Ich darf mich daher auch nicht ſelbſt, als etwas von ihm unterſchiedenes und gleichwohl mit ihm Verbundenes, wieder in ihn hinein denken; ich darf mich nicht von ihm blos umgeben und durchdringen laſſen; ſondern ich muß ganz übergehen in ihn, Eins mit ihm werden, mich in ihn verwandeln; ich muß von mir ſelbſt nichts übrig laſſen als dieſe meine Anſchauung ſelbſt, um ſie als eine wahrhaft ſelbſtſtändige, unabhängige, Einig = und Alleinige Vorſtellung zu betrachten. *)

Aber wie? Indem ich dieſes auf das gewiſſenhafteſte ausführe und vollbringe: Wie gehet es zu, daß mir gerade das Gegentheil von dem widerfährt, was, euerer Verſicherung gemäß, mir widerfahren ſollte? Anſtatt ein Vieles und Mannichfaltiges — nur ohne Einheit zu ſeyn, finde ich, daß ich, der Raum, oder die vollkommen reine Raumanſchauung, nur ein abſolutes Eines — ohne alle Mannichfaltigkeit und Vielheit bin; ja, ich ſelbſt bin die Unmöglichkeit ſelbſt, ich bin die Vertilgung und Vernichtung alles Man-

---

*) Kr. d. r. V. S. 46. fg. Die ganze transſcendentale Aeſthetik.

nichfaltigen und Vielen. Nachdem ich ehrlich weggedacht habe, was ich, um dieſe wahrhaft unabhängige, ſelbſtſtändige, einig- und alleinige Raumanſchauung zu werden, weg zu denken hatte, und mich nun wirklich mit mir ſelbſt allein befinde, kann ich aus meinem reinen, ſchlechterdings einfachen, unveränderlichen Weſen auch nicht das mindeſte von jenem wieder herſtellen, oder in mich hinein geſpenſtern, etwa durch eine, unkörperliche Geſpenſter des Körperlichen ſchaffende, Phantaſie. So offenbaret ſich durch meine Offenbarung mir ſelbſt, unwiderſprechlich, alles Außer- und Nebeneinander Seyn, alle auf dieſem Außer- und Nebeneinander Seyn allein beruhende Mannichfaltigkeit und Vielheit, als ein rein Unmögliches. Aus meinem (des aprioriſchen, unbedingten Raumes) Seyn und vor ihm ſeyn erhellet ſein (des außer- und nebeneinander Seyenden) nothwendiges, abſolutes Nichtſeyn; aus meiner weſentlichen Wahrheit, ſeine weſentliche Unwahrheit. Müßte es nicht, um zu ſeyn, in mir, und durch mich ſeyn; ohne mich ein rein Unmögliches? Nun iſt aber ſein angebliches Weſen meinem wahren Weſen dergeſtalt entgegengeſetzt, daß wir nicht zugleich, geſchweige denn in einander beſtehen, und uns gegenſeitig darſtellen können. Meine abſolute Un-theilbarkeit, die man ſehr ungeſchickt eine Theilbarkeit ins Unendliche genannt hat, beweiſet augenſcheinlich (denn ſie läßt ſich auf mehr als eine Weiſe augenſcheinlich machen) die abſolute Unmöglichkeit alles Außer und Nebeneinanderſeyns in mir, und macht ſein Daſeyn überhaupt zu einer abgeſchmackten Lüge.

Wie ſollte nun, wenn es in der That ſich ſo verhält, die Spontaneität einer leer- und reinen Einbildungskraft hier etwas verändern und das Unmögliche möglich machen können? Sie wird auf keine Weiſe es vermögen, ſo lange ich, als reine Raumvorſtellung, nicht von dem vorhin beſchriebenen vollkommenen Vergeſſen ablaſſe. Wie wollte ſie in mein Gediegenes Eins eindringen, und in meinem unendlichen Weſen auch nur einen diſtincten, ſich unterſcheidenden Punct entſtehen laſſen? In mir ſelbſt ohne Maß und Abmeſſungen, bin ich ein unendlicher unkörperlicher Körper. Und weil ich unkörperlich, weil ich weſentlich immateriell bin, bin ich das allein Gediegene, bin ich die Gediegenheit ſelbſt, und es iſt nichts Gediegenes außer mir. Ich bin ins Unendliche theilbar, heißt, wie ſchon vorhin angemerkt wurde; ich bin abſolut untheilbar; es heißt: ich kann eben ſo wenig ausgedehnt als zuſammengezogen, eben ſo wenig eingeſchränkt als erweitert werden; oder: ich bin ein unendlich gediegenes, unwandelbares, alle Endlichkeit ſchlechterdings ausſchließendes Eins. In alle Ewigkeit wird alſo eine rein- und leere Einbildungskraft nicht, wenn ſie allein mit mir allein gelaſſen wird, in mir auch nur einen Punct erzeugen können. Und hätte ſie ihn erzeugt, wie brächte ſie ihn von der Stelle, um mit ihm eine Linie; mit dieſer Linie, eine Zeit anzufangen?

Ich will vergeſſen, daß Bewegung eine empiriſche, in der Region des Reinen unerzeugbare Vorſtellung iſt, und euch mehr als Ein Unmögliches erlauben; mehr als Eines, um nur der Mühe überhoben zu ſeyn, euch wegen euerer transſcendentalphiloſophiſchen, hintennach erſonnenen, nichts bewegenden Bewegung, die, als bloſe Handlung eines Subjects ohne Beſtimmung eines Objects, gleichwohl einen beſtimmten Raum a priori ſoll erzeugen können *), noch beſonders zur Rede zu ſtellen. Ihr ſollt in meinem abſolut gediegenen, abſolut untheilbaren Weſen einen Punct unbegreiflich in Gedanken ab- oder einſondern; in meinem unendlichen Weſen einen Ort dazu unbegreiflich beſtimmen können; es ſoll dieſer Punct (obgleich kein *phyſiſcher*) auch von der Stelle zu bringen, eine Richtung ihm zu geben und mit ihm eine Linie zu ziehen möglich ſeyn: nur ſollet ihr zuvor angeben — *Wie groß* die Linie; ſollt ein *Ende* im *voraus* beſtimmen; ſagen: Welchermaßen ſie zu einem erſten Ganzen, ſo groß oder ſo klein es euch beliebet, zu einem *wiederholbaren Dinge* der *Einheit*, als *Multiplicator* oder *Diviſor*, ſich vollenden ſoll: Nur dieſes! Alles ſollt ihr gewonnen haben, wenn ihr nur dieſes *Sollen* könnt; Alles, wenn ihr mir die Möglichkeit irgend *einer urſprünglichen* Beſtimmung, in welcher von eueren drey Regionen des Reinen ihr wollet, zu bedeuten im Stande ſeyd.

Aber, wie wolltet ihr es können? Iſt es doch eben ſo unmöglich, daß ein quantum continuum ſich an einem anderen breche und durch daſſelbe quantitativ werde, als daß es in ſich ſelbſt ſich auseinander gebe, ſeine Continuität verliere, und als ein Aggregat ſich darſtelle. Und müßte nicht, wenn ein ſolches einfaches, durch und durch unendliches Weſen, auseinander gehen, ſich veruneinigen, aus Einem Vieles, aus Vielem wieder Eines werden ſollte; müßte dann nicht zuvor ein Anderes aber ihm Gleichartiges; ein ihm Gleichartiges aber Anderes, d. i. ein ihm zugleich Nicht-gleiches und Doch-gleiches, ein von ihm verſchiedenes und von ihm doch nicht verſchiedenes Weſen da ſeyn, worin dies alles ſich zutråge; ein Weſen, in welchem ſowohl die Zerſtreuung als die Sammlung erſt möglich würde? So beweiſet ihr ja den Raum als eine Vorſtellung, welche nothwendig der Vorſtellung des Körperlichen vorhergehen und ſie erſt möglich machen müſſe. Woher nehmet ihr nun einen Raum für den Raum; einen Raum, worin der Raum ſich auseinander ſetzen, ins Unendliche verendlichen, und ſich in ein Mannichfaltiges geſtalten könne? Unmöglich könnet ihr doch den Raum, nachdem ihr ihn auf das ſorgfältigſte von allem Materiellen gereinigt habt, mit irgend etwas Materiellem wieder verunreinigen wollen, wäre es auch nur mit Dintenſtoff zum Punctiren und Linienziehen! Eben ſo wenig könnet ihr, nachdem ihr ſeine immaterielle, abſolute Gediegenheit, als die nothwendige Bedingung ſeiner Vorſtellung als einer *Einen* und *Alleinigen*, bewieſen habt, ihm hintennach oder *daneben* wieder eine nur unvollkommene Dichtigkeit beimeſſen wollen, die dem Eindruck etwa eines Stiftes nachgäbe; oder, in der irgend etwas *ſubtileres* ſich *bewegen* möchte! — Ihr könnet es unmöglich. Alle dergleichen *empiriſche* Einfälle bleiben von ſelbſt aus, und können gar nicht entſtehen, wenn man das rein- und *wahre* Bild des Raumes, als eines unendlichen immateriellen Körpers; als eines abſolut gediegenen, alle Endlichkeit, Verſchiedenheit und Mehrheit weſentlich ausſchließenden, ihnen contradictoriſch entgegengeſetzten — *Einen* und *Alleinen*, unverrückt vor Augen behält. Alſo noch einmal: Woher nehmet ihr den *noch reineren* Raum, deſſen ihr nicht entrathen könnt, wenn die noch nicht zu Verſtande gekommene bloſe Spontaneität, d. i. die *rein blinde* Einbildungskraft — ſie *allein* mit dem

---

*) Kr. d. r. V. S. 154. 155.

Raum allein, dieſen ſoll verendlichen, d. i. vermannichfaltigen können? — Den Raum in ihm ſelbſt zu verendlichen, zu disjungiren und wieder zu aggregiren iſt ja doch offenbar unmöglich! Mitbringen in den Raum darf die reine Einbildungskraft, außer ſich ſelbſt, nichts. Und was ſollte ſie auch mitbringen? Was ſie mitbrächte, könnte ja nicht angeſchaut, ſondern nur empfunden werden; *) denn außer dem Raume ſelbſt iſt ja nichts anſchaulich, als nur noch die Zeit, und zwar, welches wohl zu merken iſt! nur jene noch unbeſtimmte, noch ſtillſtehende Zeit, die blos reine paſſive Copula der Zeiten, die hier keinen Eintrag thun kann. Da es nun keine reinen Empfindungen giebt, ſondern nur reine Anſchauungen und Gedanken; alles Unreine oder Empiriſche aber nur durch das Reine möglich wird: ſo muß alles empiriſche, materielle, körperliche Außer- und neben-einanderſeyn einzig und allein möglich werden, durch ein reines,

---

*) Die bloſe Anſchauung an allen Erſcheinungen iſt entweder der Raum oder die Zeit, Kr. d. r. V. S. 203. 208.; die Empfindung aber eine Perception, die ſich lediglich auf das Subject als die Modification ſeines Zuſtandes bezieht. Kr. d. r. V. S. 376.

immaterielles, unkörperliches Außer- und- nebeneinanderſeyn. *) So lehret ihr ausdrücklich, und müſſet ausdrücklich überall ſo lehren. Der Raum, lehret ihr, werde, wie die Zeit, völlig a priori vorgeſtellt; **) beyde, ſaget ihr, ſind Anſchauungen, mithin einzelne Vorſtellungen; ***) ſie ſind nicht bloſe Formen der Anſchauung, ſondern Vorſtellungen, an denen wir eine Form haben, das iſt, formelle Anſchauungen; *) und eben darum, ſetzet ihr hinzu, können ſie, ſowohl in Anſehung der Geſtalt als Größe, durch die transſcendentale Einbildungskraft rein beſtimmt, das heißt, rein verendlicht, und durch dieſe reine Verendlichung rein vermannichfaltigt werden. **)

Es iſt alſo klar, daß ihr, um den Raum als ein Aggregat, als ein Verendlichtes, und durch Verendlichung Zuſammengeſetztes, anzuſchauen und zu betrachten, gar nichts von dem, was nur nach ihm, und nur durch ihn als in ihm zufällig, ſich darſtellen konnte, keiner ſündlichen Erinnerung aus der Erfahrung bedürfen wollet. Es wäre eine zu auffallende Inconſequenz, wenn ihr es wolltet!

---

*) Kr. d. r. V. S. 206.

**) Kr. d. r. V. S. 196.

***) Kr. d. r. V. S. 136.

*) Kr. d. r. V. S. 160.

**) Kr. d. r. V. S. 752.

Wollet ihr aber zu demſelben Ende (nämlich um das unendliche Continuum des Raumes als ein Aggregat, als ein durch Verendlichung Zuſammengeſetztes anzuſchauen) auch Vor ihm nichts bedürfen? — O ja! Vor ihm etwas bedürfen wollet ihr allerdings; nur ſey es keine Anſchauung; nichts, wodurch der Raum ſeine Urſprünglichkeit und äſthetiſche Selbſtſtändigkeit, als ein Alleiniges in ſich zugleich Mannichfaltiges und Eines; nichts, wodurch er ſeine Unabhängigkeit als eine vor allem Denken gegebene Vorſtellung an ſich eben dieſes unzertrennlichen Mannichfaltigen und Einen verliere. *) Es ſey, folglich, — Nur auch kein Begriff; ſondern — Es ſey etwas, das über beydes, über die reine Anſchauung wie über den reinen Begriff, über den reinen Begriff wie über die reine Anſchauung, auf gleiche Weiſe erhaben, ſich zu dieſen, als unter ihm, eben ſo verhalte, wie ſich die reinen Anſchauungen und Begriffe

---

*) Kr. d. r. V. S. 132.

ſelbſt zu den empiriſchen Anſchauungen und Begriffen, als unter ihnen, verhalten. *) Es falle demnach, weder unter eine Anſchauung, noch unter einen Begriff; es ſchaue ſelbſt nicht an, und begreife ſelbſt keine Begriffe: ſondern es ſey ein Allerhöchſtes, welches beydes, das Anſchauen wie das Begreifen, in einer ungetheilten Handlung — *thue* — als ein bloſes *Thun*. — Und da ſich das Anſchauen und Begreifen nicht zugleich thun läßt, ohne etwas zu thun, das zugleich das *Thun eines Thuns*, und das *Thun eines Leidens* ſey: ſo ſey dieſes allerhöchſte Eine und Alleine auch ein gleiches, allerreinſtes *Thun von beyden*, und heiße, als ſolches, — *Synthetiſche Einheit der transſcendentalen* Apperception.

Hier beginnt die Ausarbeitung meines Freundes Köppen.

Was noch zu ſagen wäre, ſtellt ſich vielleicht am beſten auf folgende Weiſe zuſammen.

---

*) Kr. d. r. V. S. 140.

Das reine Mannichfaltige iſt, nach der Anlage des Kantiſchen Syſtems, der urſprüngliche Träger deſſelben. Um es entſtehen zu laſſen, erfand man die Methode, bald hinter dem einen, bald hinter dem andern Vermögen des Gemüths es zu ſuchen, und am Ende ſich einzubilden, es ſey in der That gefunden. Weil aber ſcharfe Beſtimmungen und Gränzſcheidungen jedes einzelnen Vermögens dieſe Täuſchung aufgehoben hätten, wechſelte man oft die Bedeutung, ließ alles unter einander ſich verkleiden, ſich ſelbſt gleich und ungleich ſeyn. Die Anſchauung geht unmittelbar auf den Gegenſtand, ſie allein, keine andre Vorſtellung,*) und doch enthält die Vorſtellung eines Körpers in der Anſchauung gar nichts, was einem Gegenſtande an ſich ſelbſt zukommen könnte, ſondern blos die Erſcheinung von etwas, die Art, wie wir dadurch afficirt werden. Die Anſchauung giebt ferner das Mannichfaltige der Vorſtellungen, welches erſt durch den Verſtand Einheit erhält, und doch enthält ſie ſchon Einheit der Vorſtellung vor allem Begriffe.**)

---

*) Kr. d. r. V. S. 93.

**) Kr. d. r. V. S. 160. Die Note.

Die Einheit der Apperception iſt unabhängig von allen ſinnlichen Bedingungen,[*]) und doch kann ſie nur in der von ihr unterſchiednen Anſchauung gegeben und durch Verbindung in einem Bewuſſtſeyn gedacht werden.[**]) Anſchauung und Einheit der Apperception unterſcheiden ſich alſo nicht ſtringent von einander; Vielheit und Einheit geben keine Kriterien, denn ſie ſind ihnen beyden eigenthümlich; nicht Receptivität und Spontaneität, denn auch dieſe gehören für beyde. Schwebend zwiſchen den Elementen der Erkenntniß, leben ſie als wahre Amphibien, bald in dem einen, bald in dem andern, und entfliehen wie es kömmt dem Blicke des Forſchers, aus dem Waſſer auf das feſte Land, und vom feſten Lande wieder in das Waſſer.

So wenig wie das reine Mannichfaltige aus den reinen Gemüthsvermögen des Verſtandes und der Anſchauung hervorgerechnet werden kann, läßt ſich auch die reine Syntheſis aus denſelben herleiten. Dies begreift ſich ſchon zum Theil aus dem Mangel des Mannichfaltigen; denn wo nichts Verſchiednes iſt, kann auch nichts verbunden werden. Aber geſetzt, es gäbe ein reines Mannichfaltiges, wodurch würde alsdann die Verbindung möglich? Offenbar dadurch, daß ſie in einem dritten ſtatt fände. Geſetzt, wir haben ein Verſchiednes im Raume: ſo beſteht ſeine Verbindung eben darin, daß es ſich im Raume befindet. Geſetzt, wir haben ein Verſchiednes im Bewuſſtſeyn: ſo beſteht die Verbindung darin, daß es im Bewuſſtſeyn vorhanden iſt. Was verbindet nun die beyden räumlichen Gegenſtände? Der Raum. Was verbindet die Mannichfaltigkeiten des Bewuſſtſeyns? Das Bewuſſtſeyn. Dieſe ganze Syntheſis entdeckt uns nichts weiter als eine Identität. In ſofern zwey Gegenſtände ſich im Raume befinden, ſind ſie ſich, als *räumlich*, vollkommen gleich; in ſofern ſie ſich im Bewuſſtſeyn befinden, ſind ſie, als *im Bewuſſtſeyn vorhanden*, vollkommen dieſelben. Wozu bedarf es hier noch einer beſondren Handlung des Verbindens? Iſt durch den Raum und das Bewuſſtſeyn, als paſſive Receptivitäten, nicht ſchon die ganze Syntheſis vollſtändig? Das Vermögen, dieſelbe zu fixiren, als vorhanden anzugeben, nennen wir *den Verſtand*. Der Verſtand thut alſo nichts als Gleichſetzen, und damit dies möglich ſey, wird Gleichfinden und Ungleichfinden vorausgeſetzt. Identität iſt Zerſtörung des Beſondren, Aufhebung des Verſchiedenen; und nachdem alle Einzelnheiten der Gegenſtände hinweggeſchafft ſind, bleibt ihnen blos die Allgemeinheit, welche ſich ſelbſt gleich iſt. Jedes Urtheil iſt Ausdruck einer ſolchen gefundnen Identität. Sobald die Einbildungskraft alles Unterſcheidende entfernt und ihr Ende in dieſem Geſchäfte findet, wird dieſes nicht mehr zu Unterſcheidende durch den Verſtand im Urtheile angegeben. Was ſonſt noch in einem Urtheile angetroffen werden mag, gehört zum Materialen deſſelben und nimmt daher im Verſtande nicht ſeinen Urſprung. Und dieſes Geſchäft des Verſtandes, dieſes Aufmerken, Begreifen einer vorhandenen Identität, hieße Syntheſis? Es wird ja vielmehr alle Syntheſis dadurch aufgehoben!

---

[*]) Kr. d. r. V. S. 137.

[**]) Kr. d. r. V. S. 135.

Mit Recht nennt deswegen Kant die Syntheſis überhaupt die bloſe Wirkung der Einbildungskraft, einer blinden, obgleich unentbehrlichen Function der Seele, ohne die wir überall keine Erkenntniß haben würden. *) Aber er bleibt ſich ſelbſt nicht getreu, wenn

---

*) Kr. d. r. V. S. 103.

er in der Folge von aller Verbindung überhaupt, folglich auch von der blinden Syntheſis der *bloßen* Einbildungskraft, behauptet, ſie ſey lediglich eine Verſtandeshandlung. *) Spontaneität kann nur mit Wahrheit der Einbildungskraft zugeſchrieben werden; *ſie* hat, nach der Vorausſetzung, das Inſtrument, womit eingeſchränkt, getrennt, das Continuirliche idealiſch discontinuirt wird. Der Verſtand merkt auf die Einheit, worin dies geſchieht, *verbindet* alſo nicht thätig, ſondern identificirt das Getrennte. Würde dieſe Identification je vollſtändig zu Stande kommen, ſo fiele die ganze Welt in ein Nichts des reinen ununterbrochenen Raums, des leeren identiſchen Bewuſſtſeyns, zuſammen.

Wie wenig auch irgend ein *Begriff* in dieſer abſoluten Einheit möglich wäre, leuchtet von ſelbſt in die Augen. Zum *Begreifen* wird eine Gränze vorausgeſetzt, wodurch ſich ein Begriff vom andern unterſcheidet. Dieſe Unterſcheidung, wird ſie etwa durch den Verſtand *gegeben*? Im Gegentheil, ſie beſteht nur ſo lange, als der Verſtand ihre Verſchiedenheiten nicht aufhebt. Alles Beſondre würde durch den Verſtand verallgemeinert werden, wenn es ſich mit verallgemeinern ließe. Das Ziel des Verſtandes wäre eine vollkommne Unmöglichkeit der Begriffe, da alles, was wir begreifen können, zuſammengeſetzt und endlich ſeyn muß. Ungeachtet daher nach Kant die Vernunft ein Vermögen iſt, das Beſondre aus dem Allgemeinen abzuleiten,*) und die philoſophiſche Erkenntniß das Beſondre nur im Allgemeinen betrachtet:**) ſo räumt er doch ſelbſt ein, daß jedes Allgemeine nur problematiſch genommen werde, und bloſe Idee ſey, wenn es nicht durch das Beſondre, als das Gewiſſe, ſich bewähren ließe.***) Er erinnert ſogar überall, wir wüßten nicht, ob wir mit einem Begriff etwas oder nichts denken, wenn es keine ihm correſpondirende Anſchauung, als Beleg deſſelben gäbe. Dieſe Aeußerung iſt vollkommen richtig, denn ſobald die Allgemeinheit bis zum höchſten Puncte der Abſtraction von allem Beſondren hinaufſteigt, bleibt nichts in derſelben übrig, und ſie kann nur wieder deutlich werden durch irgend ein Bild, ein Beiſpiel, ein Individuum, welches die Einbildungskraft für die Anſchauung entwirft. Und dieſes Bild, wäre es etwa ein Allgemeines, ein Schema, kein Beſondres? Hat es nicht ſeine eigenthümliche Geſtalt, ſeinen beſtimmten, von allen übrigen Bildern unterſchiedenen Charakter? Die Vorſtellung des Allgemeinen entſpringt nur vermittelſt dieſer mehreren einzeln vorgehaltenen Bilder, durch Auffaſſung deſſen, was ihnen allen gemein iſt.*).

---

*) Kr. d. r. V. S. 130.

---

*) Kr. d. r. V. S. 671.

**) Kr. d. r. V. S. 742.

***) Kr. d. r. V. S. 355. fg.

Die mathematiſche Erkenntniß, auf welche man ſich gewöhnlich in Rückſicht der Allgemeinheit, als Vorbild des Beſondren, zu berufen pflegt, beſtätigt die eben gemachte Behauptung vollkommen. Die Einbildungskraft kann unmöglich im leeren Raume Geſtalten, und noch dazu allgemeine Geſtalten entwerfen. Um mathematiſche Figuren zu conſtruiren, wird Bewegung, etwas, das ſich bewegt, und etwas, worin die Bewegung geſchieht, z. B. eine Fläche, worauf ich Geſtalten beſchreibe, vorausgeſetzt, und zugleich muß ein Grund des Anfangens und des Endigens der Bewegung gegeben ſeyn. Habe ich dies alles, dann entſteht eine Figur, ein Individuum. Was iſt nun mathematiſch an demſelben? Die Art und Weiſe der Bewegung, wodurch die Figur entſtanden iſt, z. B. ein Zirkel, und die Gewißheit, daß alle Zirkel auf die nämliche Art und Weiſe entſtehen müſſen, wie der beſtimmte vor mir liegende. Woher nehme ich die Gewißheit dieſes allen Zirkeln gemeinſchaftlichen Charakters? Aus mir ſelbſt, weil ich im Stande bin, mich ſelbſt zu bewegen, und alſo die Figur ohne Weiteres hervorzubringen. Iſt es nun das Schema, die Allgemeinheit des Bildes, wodurch ich etwas Mathematiſches demonſtrire? Keinesweges, meine Demonſtration bezieht ſich vielmehr auf die Conſtruction des Einzelnen, und ich kann beliebig mehrere Einzelne auf dieſelbe Weiſe conſtruiren. Geſetzt, es fehlte mir Bewegung, Anfang und Ende derſelben, wie käme es dann je zur Figur, und zum mathematiſchen Beweiſe an derſelben? Nur hierdurch wird die mathematiſche Erkenntniß möglich, „als Betrachtung des Allgemeinen (allen Gemeinen) im Beſondern, ja gar im Einzelnen," *) nur durch Conſtruction erhält ſie apodiktiſche Gewißheit der Conſtruction.

---

*) „Die Vernunft iſt ein Vermögen, das Beſondre aus dem Allgemeinen abzuleiten.“ (Kr. d. r. V. S. 674.) „Das Beſondre iſt nur dadurch ein Beſondres, daß es mehr enthält, als das Allgemeine.“ (Eb. S. 337.) Alſo iſt die Vernunft ein Vermögen, das Mehr aus dem Weniger, das plus aus dem minus herzuleiten.

Die philoſophiſche Erkenntniß wird ſich nie zur mathematiſchen Gewißheit erheben, weil es uns unmöglich iſt, Dinge hervorzubringen, wie wir Figuren hervorbringen. Wären wir Weltſchöpfer, wir hätten auch von der Welt die vollkommenſte Einſicht. Den daraus entſpringenden Unterſchied in unſrer Erkenntniß bezeichnet Kant ſelbſt in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft S. XIII: „die Vernunft ſieht nur das ein, was ſie ſelbſt nach ihrem Entwurfe hervorbringt." In der Mathematik läßt ſich das Gedankenindividuum ſogleich darſtellen; in allem außer ihr iſt dieſe Darſtellung unmöglich, wir müſſen ſtatt deſſen ein bloſes Wort, ein nichts abbildendes Zeichen, zu Hülfe nehmen. Was iſt alsdann unter mehreren einzelnen Vorſtellungen allen gemein? Das bloſe willkührlich gewählte Zeichen, welches uns über die Natur des Gegenſtandes nichts offenbart. Daher der Unterſchied in der Evidenz, wir

---

*) Kr. d. r. V. S. 742.

glauben, es falle in der Mathematik das Einzelne mit dem Allgemeinen zuſammen, weil wir das Einzelne beliebig conſtruiren können; wo aber dieſe beliebige Conſtruction aufhört, zeigt ſich die Verſchiedenheit beyder in dem deutlichſten Lichte.

Jede Conſtruction des Beſondren aus dem Allgemeinen muß deswegen, ihrer Natur nach, mislingen; da umgekehrt jedes Allgemeine nur durch die Vorſtellung des Beſondren möglich wird. Um jenes zu begreifen, fühlt man ſich beſtändig zum letztren wieder hingetrieben. Dies iſt ſogar dem Verfaſſer der Vernunftkritik, eben weil es unvermeidlich iſt, wider ſeinen Willen begegnet. Die Zeit entſteht in ſeinem Syſteme ſchlechterdings a priori, wird die Form des innren Sinnes genannt, und doch nimmt er die Bewegung zu Hülfe, um ſich Succeſſion in der Zeit zu erklären. „Bewegung als Handlung des Subjects, nicht als Beſtimmung des Objects, heißt es, bringt ſogar den Begriff der Succeſſion zuerſt hervor." *) Was war denn wohl die Zeit ohne dieſen Begriff der Succeſſion? Nun wird freylich

---

*) Kr. d. r. V. S. 154. und 155.

auch behauptet; der Verſtand afficire ganz rein den innern Sinn und conſtruire die Bewegung; allein bei genauerer Aufmerkſamkeit läßt ſich ein empiriſcher Urſprung derſelben nicht verläugnen. Was von einer nichts bewegenden Bewegung, als bloſer Beſchreibung eines Raumes, (Kr. d. r. V. S. 155) geſagt wird, iſt eine hintennach erſonnene Ausflucht, und kann, ſelbſt nach Kants eignen Erklärungen, nicht beſtehen. Denn es heißt, unbeſchadet der reinen Abkunft der Bewegung, ſie ſetze etwas *Empiriſches*, die *Wahrnehmung* von etwas Beweglichem, voraus und gehöre nicht zu den aprioriſchen Elementen; das Bewegliche ſey als empiriſches Datum durch Erfahrung gegeben;*) der Vorſtellung der Bewegung liege die Vorſtellung der Materie und überhaupt die Sinnlichkeit zum Grunde.**) Nur durch eine ganz wunderbare präſtabilirte Harmonie muß es dem Kantiſchen Syſteme möglich ſeyn, den reinen und den empiriſchen Urſprung der Bewegung ohne Widerſpruch mit gleicher Gewißheit zu behaupten und in ſeiner Unbefangenheit nicht einmal roth darüber zu werden.

---

*) Kr. d. r. V. S. 58.

**) Metaphyſ. d. Nat. S. 6. „Ein *beweglicher* Punct iſt ein *phyſiſcher* Punct.“

Wer indeſſen mit pedantiſcher Logik Widerſprüche nicht liebt, und ſich keine Reinheit vorſpiegelt, wo er ſie nicht findet, trägt kein Bedenken, die Bewegung ohne ein Bewegliches, das Gehen ohne Füße, für unmöglich zu erklären. Ihm ſcheint ſie in der reinen Zeit und im reinen Raume völlig undenkbar. Bewegung hat Anfang, hat Fortgang; die reine Zeit hingegen, ohne von irgend etwas erfüllt zu ſeyn, iſt ein unendliches Continuum, hat keinen Anfang, und, ohne dieſen, weil man alles Fortfahren nur durch ein Anfangen denken kann, auch keinen Fortgang. Wie treffen alſo Bewegung und Zeit, ohne die Mitgabe der Empirie, zuſammen? Bewegung ſoll, „als Beſchreibung eines Raumes, ein reiner Actus der ſucceſſiven Syntheſis des Mannichfaltigen in der äußern Anſchauung überhaupt durch productive Einbildungskraft ſeyn;" *) allein wie kann der Raum beſchrieben werden, wenn er nicht durch ein Vermächtniß der Erfahrung zuvor umſchrie-

---

*) Kr. d. r. V. S. 155. die Note.

ben und begränzt iſt? Im reinen Raume giebt es ſchlechterdings keinen Ort, der ſich ja als Ort von andern unterſcheiden, durch ſie beſchränkt ſeyn müßte; alſo auch keine Ortsveränderung. Der reine Raum iſt unendlich, nur ein einziger: woher nähme man nun in ihm die Endlichkeit der Räume, durch welche die Bewegung ſich bewegt? Schon Zeno bemerkte ganz richtig: durch eine Unendlichkeit könne ſich nichts bewegen.*) Zur Vorſtellung der Bewegung wird Anfang, Mittel und Ende, folglich *Endlichkeit* vorausgeſetzt. Giebt es verſchiedne Materien im Raume, die ſich als Materie von einander unterſcheiden, ſo giebt es Gränze, Maß und Ort; der erfüllte Raum des einen Körpers iſt nicht gleich dem erfüllten Raume des andern; eine Bewegung zwiſchen dieſen Körpern wird *vorſtellbar*, weil die Körper ſelbſt mit ihren empiriſchen Räumen endlich ſind; empiriſche Kraft kann wirken, empiriſcher einzelner Körper ſeinen Platz verändern; in der Erfahrung und mit der Erfahrung kann das unendliche Continuum des Raums *als vereinzelt gegeben*, ſich unterbrechen, Bewegtes und Bewegung möglich werden.

---

*) Bayle Dict. hist. et crit. Art. Zenon.

Raum und Zeit ſind Thatſachen, weil Bewegung eine Thatſache iſt. Ein Menſch, der ſich nie bewegt hätte, könnte ſich keinen Raum vorſtellen; wer ſich nie verändert hätte, kennte keinen Begriff der Zeit. Die Bewegung wird daher von Kant mit Recht „das Vereinigende des Raums und der Zeit" genannt. *) Aber a priori möchten wir ſo wenig zu derſelben gelangen, wie wir zur reinen Mannichfaltigkeit, zur verbindenden Verbindung, zur producirenden Spontaneität des Verſtandes gelangten. Ohnmächtig muß jede Philoſophie a priori ſeyn, wenn ſie nicht lehrt, urſprünglich zu beſtimmen, eine begränzte Welt aus dem unbeſtimmten Chaos durch einen ſich ſelbſt gebärenden, vom Verſtande bewegten Mechaniſmus, hervorgehen zu laſſen; die nicht, Alles und Eines umfaſſend, eine Schöpfung werden hieße aus Nichts. Seyd ihr wirklich dieſe Schöpfer, kritiſche Baumeiſter des Univerſums? Woher nehmt ihr die Reſiſtenzen, um eure Maſchine

---

*) Kr. d. r. V. S. 58.

in Gang zu bringen, als aus dem Traume der reinen Mannichfaltigkeit, aus einer unſinnlichen Hypoſtaſirung der Sinnlichkeit? Ihr ſchwebet in einem Limbus der reinen Einbildungskraft, welche euch, trotz ihres unſyſtematiſchen Charakters, das Geheimniß offenbart, Himmel und Erde, mit allem, was darin und darüber iſt, ſyſtematiſch aus den Fingern zu ſaugen: nur ſchade, daß ihr aus übergroßer Begierde die Finger ſelbſt wegſaugt!

Kantiſche Philoſophie iſt das Ideal des Empiriſmus. Die beyden chemiſchen Bindungsmittel, Form und Stoff, werden factiſch gegeben, factiſch genommen und factiſch im Schmelztiegel verarbeitet. Die Sinnlichkeit gelangt zu ihren reinen Formen, ohne zu wiſſen wie, und wird in ihrer Gutmüthigkeit von den tückiſchen Dingen an ſich fortwährend geneckt und lächerlich gemacht. Die Dinge an ſich ſind ächte Humoriſten, ſie kommen uns unter den Händen weg, und wir ehrbaren Schulſyſtematiker behaupten fortdauernd, ſie wären noch immer da, weil ſie nicht hätten wegkommen können, denn wo wären ſie hingekommen? Der Verſtand legt uns ernſthaft in der Kategorientafel ſein

Inveſtiturdocument vor; aber wenn wir ihn über die Sonderbarkeit deſſelben, und über die Art und Weiſe, wie er gerade durch dieſe Theſes-Zahl die Einheit ſeiner Apperception der Sinnlichkeit verleihe, befragen, iſt er unvermögend, ſein eignes Privilegium zu erklären. *) Wir müſſen alſo wohl die Sinnlichkeit in ihrer reinen Formwürde, die Dinge an ſich in ihrer Zwitternatur zwiſchen Geſpenſt und Körper, und den Verſtand mit ſeinem Belehnungsrecht anerkennen; weil ſie uns in der That ſo vor die Augen treten. Aber wie in aller Welt hätten wir, ohne beiſpielloſe Divinationsgabe, ſolche ſonderbare Geſtaltungen und Verbindungen im Voraus vermuthen ſollen? Ihr empiriſches Gewahrwerden berechtigt nicht zu der Foderung, daß wir ein für allemal dadurch belehrt ſeyn müſſen, weil es ja außerdem noch Formen, Dinge und Verſtandeseinheiten andrer Art geben könnte, die, ſobald wir ſie durch Erfahrung kennen lernen würden, uns eben ſo viel zu denken gäben, und wovon wir a priori eben ſo wenig einen Begriff hatten. Iſt eine Philoſophie in ihren

---

*) Kr. d. r. V. S. 145. und 186.

Fundamenten Empiriſmus, ſo iſt zugleich aller aprioriſche Heiligenſchein Nihiliſmus, und die Kanoniſationsurkunde wird nur in einem Lande gelten, wo man, laut Bericht der dort erſchienenen Druckſchriften, an einen erwählten ſichtbaren Statthalter der unſichtbaren philoſophiſchen Kirche glaubt.

Der ganze Zweck der kritiſchen Philoſophie enthält eine Unmöglichkeit. Sie will, ohne es anzukündigen, Unendlichkeit durch Unendlichkeit beſtimmen; ausgehen vom Unbegränzten, und durch daſſelbe zugleich die Gränze entſtehen laſſen. Der Verſtand ſoll dies Geſchäft vornehmen, ſoll, als productive Einbildungskraft, das Einzelne und Viele im Unendlichen hervorbringen, ſoll das Individuum urſprünglich erzeugen, und gelangt mit ſeinem Bemühen nicht ans Ziel, weil er nach ſeinem Weſen nicht begränzen und erzeugen kann. Daß dies dennoch angenommen wird, iſt der Anfang alles Vergehens wider die Wahrheit in dieſer Philoſophie, ihr eigentlicher Weg der Unwahrheit.

Die Philoſophie muß mit Plato anfangen von

Maß, Zahl, überhaupt vom Beſtimmten.*) Nur das Beſtimmte kann beſtimmend werden für ein Unbeſtimmtes; die Sinnlichkeit beſtimmt nicht, auch nicht der Verſtand, das Princip des Individuirens liegt außer ihnen. In dieſem Princip iſt gegeben das Geheimniß des Mannichfaltigen und Einen in unzertrennlicher Verbindung, das Seyn, die Realität, die Subſtanz. Unſre Begriffe darüber ſind lauter Wechſelbegriffe; Einheit ſetzt Allheit, Allheit Vielheit, Vielheit Einheit zum Voraus; Einheit iſt daher Anfang und Ende dieſes ewigen Zirkels, und heißt — Individualität, Organismus, Object-Subjectivität.

Als Individua leben, denken und fühlen wir; uns ſelbſt nicht verſtändlich und begreiflich, weil wir dann aufhören würden Individuen zu ſeyn, begreifend nur in und mit dieſer Individuation. In ihr liegt das tiefe Geheimniß des unauflöslichen Zuſammenhanges der Einheit und der Mannichfaltigkeit, der Geſtalt und der Sache. Alles unſer Philoſophiren iſt ein Beſtreben, hinter die Geſtalt der

---

*) Siehe den Philebus.

Sache, d. i. zur Sache ſelbſt zu kommen; aber wie könnten wir dieß, da wir alsdann hinter uns ſelbſt, ja hinter die geſamte Natur der Dinge, hinter ihren Urſprung kommen müßten? Ein Philoſoph, der ſich ſelbſt als mechaniſches Kunſtwerk geſchaffen hätte, könnte wie ein mechaniſcher Künſtler hinter ſeinem Kunſtwerk ſitzen, es fugenweiſe aus einander nehmen und vor ſeinen Augen wieder entſtehen laſſen. Bis aber ein ſolcher Philoſoph unſre Erdenwelt betritt, werden die Urheber genau zergliedernder Syſteme den Menſchen todt ſeciren, um ihn aus dieſen todten Gliederbruchſtücken lebend wieder auferſtehen zu laſſen.

Der Menſch hat das Vermögen der Antitheſis, Syntheſis und Analyſis, weil er ein Individuum iſt von Gottes Gnaden. Darum giebt es weder eine urſprüngliche Antitheſis, Syntheſis noch Analyſis, ſondern alles mit einander. Wird dieſe Urgemeinſchaft aufgehoben und auf der logiſchen Folter iſolirt: ſo iſt alles Leben, aller Beſtand, alles Seyn verſchwunden. Als Zeugen dieſer wunderbaren Verbindung treten unſer reines und empiriſches Bewuſſtſeyn hervor, ſelbſt in inniger Freundſchaft, ſelbſt Einheit und Vielheit; aber nicht erklärend ein Geheimniß der Schöpfung, durch welches ſie ſelbſt ihr Daſeyn erhielten. Fragt ihr dennoch nach dem Schlüſſel dieſes Geheimniſſes? Löſet zuvor das Räthſel, wie ſich Geiſt und Körper binde, wie ihr keine Weſenheit habt ohne die Seele, keine Menſchennatur ohne den Leib, wie ihr durch ein Wunder der Geburt lebet im Höheren Unſichtbaren, beſteht im Tieferen Sichtbaren, wie ihr philoſophirt durch den Gedanken und erkennet durch Sinnlichkeit, wie ihr ſeyd, die ihr ſeyd, wirkend im Mechanismus, handelnd in Freyheit; durch und durch eine Unendlichkeit mit der Endlichkeit, ein Wunder aus Wunder! —

Nur Allmacht konnte dies Wunder hervorbringen! Was ſie zuſammenfügte, kann der Menſch nicht ſcheiden, er müßte es denn ſelbſt erſchaffen. Und vollbrachte, kritiſch ſondernd, eine philoſophirende Vernunft dieſe Schöpfung? Verſchwand nicht vielmehr vor ihrer zertheilenden Hand alles Seyn und alles Beſtehen, weil ihr die Macht fehlte, ein Erſtes, ein Urſprüngliches, aus Nichts hervorgehen zu laſſen? Iſt es nicht ein Syſtem bloſer Erſcheinungen, unbeſtimmter, fließender Ungeſtalten, welches die ſpeculirende Vernunft, als die Morgengabe ihres Gebrauchs und das Fundament der

Weisheit, darbringt? Wird es nicht dem Verſtande kritiſch unmöglich gemacht, die Sinnlichkeit zu individuiren, und gleicht nicht vielmehr ſein ganzes Beſtreben einem Verſuche, die Menſchheit zu entſeelen, und dieſe Entſeelung zu verewigen im unendlichen Meere des Nichtwiſſens? —

Vielleicht gelingt der praktiſchen Vernunft, was der theoretiſchen mißlang. Wenigſtens verweiſt uns die Vernunftkritik auf den Reichthum der erſtern, wenn ſie die Armuth der letztern eingeſteht. Wir treten unter kritiſcher Führung auf ein erhabneres Gebiet, vernehmen die Zuſage, das Daſeyn Gottes, Freyheit und Unſterblichkeit vor der Vernunft gerechtfertiget zu finden; wir ſollen unſre Hoffnung auf das Unſichtbare und Ewige mit Zuverſicht ausdehnen, unſern Glauben wider ſpottenden Zweifel ſichern können, und freuen uns im Voraus dieſer Verheißungen. Aber wie wurden ſie erfüllt? Dies lehrt, mit hinreichender Deutlichkeit, ſelbſt ein kurzer Ueberblick.

Zwey Grundſätze dürfen uns ohne Zweifel, mit Einwilligung der kritiſchen Philoſophen, auf ihr praktiſches Feld begleiten. Erſtens halten wir die Vernunft, vermöge welcher wir philoſophiren, für eine und dieſelbe, obgleich ſie, durch die Verſchiedenheit ihres Gebrauchs bald praktiſch, bald theoretiſch genannt wird, und verlangen, daß ſie in ihrem Gebrauche ſich ſelbſt nicht widerſpreche. Zweytens muß der Religion und Freyheit Realität zugeſchrieben werden können, ſonſt gehören ſie ins Reich der ſubjectiven Ideen und Dichtungen, und verdienen keinen Platz in einem Syſteme des Wahren. Mit dieſen Grundſätzen gerathen wir aber bei der kritiſchen praktiſchen Philoſophie ſtets in Verlegenheit. Alle Realität, als exiſtirend, iſt nach ihrem Ausſpruch an eine mögliche Erfahrung gebunden, und die Vernunftideen von Gott, Freyheit und Unſterblichkeit beziehen ſich auf keine mögliche Erfahrung. Der Verſtand, welcher in ſeinen Kategorien die Bedingung aller Erfahrung enthält, kann dieſelben ſchlechterdings nicht auf dieſe praktiſchen Gegenſtände anwenden, und die Vernunft ſpielt die ſonderbare Rolle, daß ſie „als nothwendig vorausſetzt, was der Verſtand unmöglich heißt." *) Da die Vernunft nun in ihrem objectiven Gebrauche durchaus an die reinen Verſtandesbegriffe gebunden iſt, alſo auch ohne ſie ihren praktiſ-

---

*) Kr. d. Urth. S. 338.

ſchen Ideen keine objective Möglichkeit zuſchreiben kann: ſo wird dieſer Widerſpruch dahin ausgeglichen, daß die praktiſche Vernunft etwas theoretiſch Unerweisliches nothwendig poſtulirt. Wozu bedarf es denn dieſes Poſtulats? Etwa zur Subjectivität? Sie brauchte man ja nicht zu poſtuliren, ſobald man von den praktiſchen Ideen nur ſpräche! Alſo iſt es die Objectivität, welche poſtulirt wird, dieſelbe Objectivität, welche durch jeden objectiven Vernunftgebrauch aufgehoben wurde, und der Widerſpruch fällt nicht weg, ſondern erhält durch den Namen eines Poſtulats ſyſtematiſche Sanction. Weit conſequenter wäre es daher, wenn wir bei allen Vorſtellungen von Gott und Unſterblichkeit an gar keine Objectivität dächten, und mit dem Verfaſſer der Vernunftkritik ſagten: „alles, was Religion und Freyheit betrifft, iſt bloſe Vernunftidee, bloſe heuriſtiſche Fiction, und abgeſehen von ſeiner Brauchbarkeit als leitendes Princip des Verſtandes, ein bloſes Gedankending von unerweislicher Möglichkeit.“ *) Nun wird es gewiß keinem Denker im Traume einfallen, einem Gedankendinge von unerweis-

---

*) Kr. d. r. V. S. 799.

licher Möglichkeit ſelbſt nur durch die kühnſte Vermuthung Realität zuzuſchreiben, denn „die Möglichkeit muß ſelbſt zur Befugniß der gewagteſten Hypotheſe gewiß ſeyn." *) Müſſen wir nicht nach dieſen Erklärungen, um nicht die Vernunft mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu ſetzen, ſcheiden von jedem Gedanken der Objectivität unſrer praktiſchen Ideen; giebt es eine objective Regeneration derſelben durch ein lückenbüßendes Poſtulat? Die Ideen von Gott, Freyheit und Unſterblichkeit haben ja nicht einmal Anſpruch auf den Rang einer bloſen Hypotheſe! — Und dennoch ſodert das Kantiſche Syſtem einen Vernunftglauben an ſie; kritiſch ſoll der Menſch handeln auf dieſer Welt, als gäbe es eine Zukunft, als gäbe es einen Gott, der das Gute belohnt! Wird der Menſch es können, ſobald er nur im Geringſten zur philoſophiſchen Selbſterkenntniß gelangt iſt, und alle dieſe Vorausſetzungen als bloſe ſubjective Fictionen betrachten lernt, denen jede objective Realität mangelt? Nur Aberglaube macht einen Traum zur Wahrheit, die Vernunft liebt keine

---

*) Kr. d. r. V. S. 798. und Kr. d. Urtheilskr. S. 447. erſte Ausgabe, nach der in dieſem Aufſatze überall citirt worden iſt, ſo wie die Kr. d. rein. Vern. nach der zweyten Ausgabe.

Täuſchung, und wenn Religion und Freyheit zum Reiche der Dichtungen herabgewürdigt werden; ſo wäre, durch die Einſicht in die Art und Weiſe ihrer Entſtehung, noch entſchiedner jeder ſogenannte vernünftige Glaube an ſie ſchlechterdings unmöglich. *)

So gewiß die Vernunft vernünftig iſt, kann ſie nichts Undenkbares denken lernen. Die Größe des Bedürfniſſes hebt nicht die Unmöglichkeit auf, gewiſſen Ideen objective Exiſtenz zu verleihen, ſobald die Subjectivität derſelben außer allen Zweifel geſetzt ward. Welches ſchaffende Vermögen könnte in der Vernunft wohnen, wider ihre eignen Geſetze, Gott, Freyheit, und Unſterblichkeit zur mehr als idealen Wirklichkeit zu erheben, wenn ſie auch noch ſo dringend dieſe Wirklichkeit poſtulirt? Der Menſch ſteht nach Kantiſcher

---

*) „Da das Ideal der reinen Vernunft nicht einmal als denkbarer Gegenſtand gegeben iſt, ſo iſt es auch nicht als ein ſolcher unerforſchlich; vielmehr muß es, als bloſe Idee, in der Natur der Vernunft ſeinen Sitz und ſeine Auflöſung finden, und alſo erforſcht werden können; denn eben darin beſteht Vernunft, daß wir von allen unſeren Begriffen, Meinungen und Behauptungen, es ſey aus objectiven, oder, wenn ſie ein bloſer Schein ſind, aus ſubjectiven Gründen, Rechenſchaft geben können.“ Kr. d. r. V. S. 642.

Angabe, durch ſeine Vernunft, in einem ewigen Widerſpruch zwiſchen ſeinen praktiſchen Poſtulaten und ſeinem Vernunftgebrauche; er kann nicht gelangen zum Erkennen jener großen Aufgabe alles Philoſophirens, einer Religion und Freyheit, nicht zum Glauben derſelben; ſondern beſitzt an ihnen ein blos problematiſches, für etwanigen Gebrauch nützliches Ideenmagazin. — Und dies wäre das ganze verheißne Reſultat? Gewährt die Philoſophie nichts anders, als die Einſicht in dieſen Zuſtand, enthüllt ſie das Ringen nach einer nothwendig gefoderten, aber niemals gerechtfertigten Wahrheit, beſitzt ſie die zerſtörende Kraft, alle Truggebäude niederzureißen, und entbehrt die Gewalt, etwas Feſtes wieder zu erbauen; ſo iſt ſie die ärgſte Feindesgabe, ein Fegfeuer des denkenden Geiſtes und eine Hölle der empfindenden Menſchheit! — Geſteht es nur, ihr mit eurer Vernunft wider Vernunft poſtulirenden Philoſophen, das ganze Gerüſte eurer praktiſchen Lehre iſt Nihiliſmus; eine Luftſäule in Luft angeſetzt und in Luft aufgelöſt; eine unmögliche Hypotheſe; ein undenkbares, chimäriſches, lediglich ſubjectives Object; ein Gift, das den Unverſtändigen berauſcht, den Verſtändigen zum Haſſer der Wahrheit macht; das unheilbar wirkt, weil es unter dem Scheine der Arzney gegeben wird; das dem Menſchen in das Tiefſte und Beſte ſeiner geiſtigen Natur Tod und Verweſung bringt; das ihn ausdörrt zu einer kalten Mumie ohne Luſt und Leben! —

Kant bauet ſeine ganze praktiſche Philoſophie auf die Moralität, und wählte ſich durch dieſes Wort einen Grund, dem jeder beßre Menſch aus vollem Herzen Beifall geben muß. Aber es geht ihm damit, wie mit allem Realen, für ſich Beſtehenden überhaupt, es iſt verſchwunden, ſobald man es genauer ins Auge faßt. Moralität ohne Freyheit iſt undenkbar, nur in freyen Weſen kann Tugend gedeihen; der Mechanismus macht ſie zum Geſpenſte, nothwendige unwiderrufliche Schickſalsbeſtimmung zur Lüge. Wenn daher die Erſcheinungen in der Welt nach dem Geſetze der Cauſalität bedingt ſind und aus einander ſich entwickeln: muß die Freyheit ſich dadurch auszeichnen, daß ſie abſolut eine Reihe der Erſcheinungen anfängt, ohne dieſen Anfang in einem früheren Anfange zu finden. Sie heißt bei Kant die transſcendentale Freyheit, aber zugleich „ein Problem, deſſen Möglichkeit nicht einmal bewieſen werden kann." *) Beginnt denn unſre ganze praktiſche Philoſophie mit einer unerweisbaren Möglichkeit? Zerſtört ſich nicht die Freyheit durch ihre eigne problematiſche Natur, durch einen unvertilgbaren Widerſpruch in ihrer eignen Definition? Und dennoch ſoll ſie ohne dieſe aus dem theoretiſchen Felde auf ſie übertragne Anſicht nicht zu retten ſeyn; **) dennoch ſollen Tugend, Zurechnungsfähigkeit, Daſeyn eines Schöpfers und eines künftigen Himmels der Gerechten auf ſie gegründet werden!

Um das Syſtem aus dem Grabe zu wecken, muß indeſſen von der Freyheit, ungeachtet ihrer theoretiſch unerweisbaren Möglichkeit, fortwährend geſprochen werden. Die praktiſche Vernunft entwirft, unabhängig von aller Sinnlichkeit und Begierde, ein moraliſches Geſetz, und unſre Freyheit beſteht: „in der Unabhängigkeit der Willkühr von der Beſtimmung durch alle andren Triebfedern außer dem moraliſchen Geſetz, welches ſich ſchlechthin als die höchſte Triebfeder verkündigt." ***) Wollten wir nun glauben, dieſe Abhängigkeit der Willkühr vom ſittlichen Gebote mache ihre Freyheit aus, und der moraliſche Menſch ſey ein lebendes Beiſpiel dieſer Freyheit: ſo würden wir dennoch ihre wahre Natur verkennen. Denn die Freyheit der Willkühr iſt „von der ganz eigenthümlichen Beſchaffenheit, daß ſie durch keine Triebfeder zu einer Handlung beſtimmt werden kann, als nur ſofern ſie der Menſch in ſeine Maxime aufgenommen hat. *) Hätte er ſie alſo nicht in ſeine Maxime aufgenommen: ſo wäre die Willkühr, nach der erſten Ausſage, nicht frey; und handelte doch, nach der zweyten Ausſage, ihrer eignen freyen Natur gemäß. „Wenn nun das Geſetz jemandes Willkühr, in Anſehung einer auf daſſelbe ſich beziehenden Handlung, doch nicht beſtimmt: ſo muß eine ihm entgegengeſetzte Triebfeder auf die Willkühr deſſelben Einfluß haben. **) Wäre dieſe entgegengeſetzte Triebfeder nicht vorhanden: ſo würde das Sittengeſetz nothwendig, das iſt, mechaniſch befolgt; denn welcher Grund ſollte ſich denken laſſen, warum die Willkühr von dem ſich als die höchſte Triebfeder verkündenden Sittengeſetze abwiche? Die Despotie des moraliſchen Gebots kann nur durch die Rebellion andrer widerſtrebenden Neigungen und Triebe eingeſchränkt werden; der Menſch wäre ihr erkaufter Sclav, wenn ſich ſeine Willkühr nicht vermittelſt der Gegenparthie zuweilen loskaufte. Sie thut es leider oft genug, und legt, durch „eine für den Gebrauch ihrer Freyheit ſelbſt gemachte Regel, den Grund zum Böſen." *) Sie verfährt dabei ſo eigenmächtig, „daß man im Menſchen gar nicht nach dem ſubjectiven Grunde dieſer Annahme fragen kann; weil alsdann der Gebrauch der Freyheit gänzlich auf Beſtimmung durch Naturſachen zurückgeführt würde, welches ihr widerſpricht." **) Willkühr iſt alſo die allgenugſame Herrſcherin, denn ſie entſcheidet ſich ohne Gründe; unter ihr ſteht die Vernunft, die an ſchlechthingebietende Geſetze gebunden iſt, „welche ſich nicht aus ihr ſelbſt herausklügeln laſſen;" †) die Willkühr erhebt, unter keinem höheren Willen ſtehend, entweder das Böſe oder das Gute zur Maxime ihrer Reichsverwaltung, und nur allein durch ſie iſt der Menſch wahrhaft frey und einer moraliſchen Zurechnung fähig.

---

*) Kr. d. r. V. S. 831.

**) Kr. d. r. V. S. 564. Kr. d. prakt. V. S. 179. fg.

***) Rel. innerh. d. Gr. d. bl. V. S. 16. die Note.

---

*) Rel. innerh. d. Gr. d. bl. V. S. 11.

**) Rel. innerh. d. Gr. d. bl. V. S. 12.

---

*) Rel. innerh. d. Gr. d. bl. V. S. 7.

**) Ebendaſ. S. 7.

†) Ebendaſ. S. 16. die Note.

Arme ſeltſame Geſchöpfe, wir Sterblichen! Grundlos iſt unſer Thun, und es wird dennoch eine Zurechnung dieſes grundloſen Thuns ſtatt finden! Hätten wir Wahl, daß wir nach Einſicht dem Beßren folgten und zwiſchen verſchiednen Dingen, die uns zur Handlung antrieben, eine Vereinigung ſtiften könnten, wie ſie ein ſtiller geheimer Zug uns wünſchen ließ; dann möchten wir uns noch unſers Schickſals tröſten! Aber nun giebt es zwey widerſprechende Triebfedern, das Gute und das Böſe, von denen die eine dienen und die andre herrſchen muß; unſre Willkühr hat keinen Grund, um ſich für das eine oder für das andre zu entſcheiden; ſondern ihr blinder Entſchluß bewirkt alles und verleiht uns entweder Verdienſt oder Schuld. Hätte doch eine ſchöpferiſche Hand uns ohne Zuthun unſrer ſelbſt athmen und weben laſſen im reinen Sittengeſetz; wir wären freylich gebunden geweſen in unſerm Wirken, vernünftige Maſchinen, bewegliche Automaten; aber doch unbeherrſcht von einer blinden Willkühr, die erſt durch den Zutritt des radicalen Böſen ihre Gewalt erhielt, und ſobald man ſie ihr rauben wollte, ſich nachdrücklich mit demſelben vertheidigen würde. Das Gute wird im Kantiſchen Syſteme auf das Böſe geimpft; das Verdienſt der Tugend und die Größe der Sittlichkeit auf die Unterjochung ſchlimmer Maximen; die Gerechtigkeit der Kinder Gottes auf eine Enterbung des Teufels.

Schlimm genug für unſer menſchliches Geſchlecht, daß dieſer Urfeind deſſelben mit ſeinen Heerſchaaren ſtärker iſt als das kategoriſche Gebot des Sittengeſetzes. Die Moralität beſteht aus lauter Verneinungen und Entſagungen; die Unſittlichkeit aus lauter Verheißungen: jene lehrt den Menſchen Uneigennützigkeit, Aufopferung des Glücks; dieſe, Befriedigung ſeiner Eigenliebe und Glückſeligkeit. Der Menſch hängt durch Natur an dem letzteren und treibt ſich nur durch Kunſt zum erſtern hinauf, ohne jedoch einzuſehen, was für einen Erſatz ihm dieſe widernatürliche Anſtrengung verſchafft. Um nun irgend ein Gleichgewicht wieder herzuſtellen, wird die Exiſtenz eines weiſen göttlichen Regierers vorausgeſetzt, der den Tugendhaften in einer künftigen Welt gerade mit demjenigen belohnt, was er hier verachten und fliehen mußte, mit der *Glückſeligkeit*, und ihm deſto mehr davon mittheilt, je mehr er ſie vernachläßigte. „Die Vernunft ſieht ſich genöthigt, eine ſolche Welt anzunehmen *oder die moraliſchen Geſetze als leere Hirngeſpinnſte* anzuſehen.“*) Iſt alſo keine ſolche Welt, ſo verwandelt ſich das Sittengeſetz in ein Hirngeſpinnſt; und iſt kein Sittengeſetz, ſo iſt keine zukünftige Welt. Hienieden würde das Streben nach Wohlſeyn, die Liebe ſeines eignen Selbſtes den Menſchen erniedrigen, aber in einer künftigen beßren Welt wird die vollſtändigſte Befriedigung derſelben ſeinen Lohn ausmachen; er hat ſeine Neigungen und Begierden vor dem Grabe nur unterdrückt, um ſie nach demſelben deſto lebhafter wieder zu erwecken. Eine ſinnliche Luſt, die in dieſem endlichen Erdenleben ſeine Würde raubte, wird ihn in jener unendlichen Zukunft ſchmücken; die Reizungen der Sünde, welche ihn auf unſerm Planeten beſtechen, werden im unſterblichen Wandel verklärte

---

*) Kr. d. r. V. S. 839.

Gefährtinnen der Tugend ſeyn. Das Kantiſche Moralſyſtem nimmt ſich in ſeinem eignen Ende gefangen, die ſittliche Triebfeder wirkt urſprünglich ohne alle Materie, iſt gänzlich rein, bezieht ſich auf keine Individualität; und dennoch iſt der Lohn der Tugend eben dieſe ſinnliche Materie, angenehme Empfindung, nur freylich nicht in unſrer ſinnlichen Welt, ſondern in einer zukünftigen unſinnlichen. Vorſtellungen von Gott und Unſterblichkeit ſind zum Gebrauche der irdiſchen Moralität eine verbotne Frucht; aber wer hienieden die Augen recht herzhaft ſchließt, wird im Himmel, nach der Aufhebung des Verbots, am meiſten davon koſten.

Dahin muß es kommen mit den großen Gegenſtänden der Sittenlehre und Religion, wenn man ſie aus bloſen Begriffen, aus einer verſtändigen Zuſammenſetzung für die philoſophirende Vernunft, in ihrer Wahrheit begründen will. Freyheit wird zum Geſpenſte, göttliche Vorſehung zum Probleme. Aber im Geiſte des lebendigen Menſchen ſind ſie kein Geſpenſt und kein Problem, ſondern das Wahrhafteſte und Urſprünglichſte alles Gedankens und aller Empfindung. Der Menſch fühlt ſich über die Natur erhaben, losgeriſſen von den Banden der Endlichkeit, ſieht unter ſich ſein eignes Weſen, ſofern es zur Natur gehört, und dies unbegreifliche und wunderbare Vermögen nennt er Freyheit. Ihn zieht ein geheimer Trieb zum Guten, zum Schönen und Edlen; die Urbilder deſſelben erwecken ihm eine Luſt, wie ſie die Welt nicht giebt; und er erblickt in ihnen eine Offenbarung des göttlichen Weſens, weil ſie ſelbſt göttlich ſind. Moralität iſt Abdruck dieſes Göttlichen im Leben, nicht Wirkung einer kalten, leeren Maxime; Fülle des Geiſtes erſchafft die Tugend in ihrer Größe, und die Vernunft faßt ſie mit nachfolgendem Bemühen in die Schranken eines Geſetzes. Wollteſt du aus dem Geſetze deine Sittlichkeit erkennen, aus verkleinernder Copie das herrliche Urbild? Thörichter Sterblicher, wenn Tugend und Freyheit nicht früher ſchon in dir ſich verklärten, ehe man ſie mit dem vernünftigen Netze der Moral umſtrickte: nimmer lernſt du dann einen hohen Sinn, und lügſt nur nachahmend im ausgebrannten Vulkane lebendigen Wachsthum! Wie kämeſt du zu irgend einem herrlichen Entſchluß, ſpräche nicht augenblicklich dein höherer Inſtinkt, und überwältigte alles Zählen und Meſſen, im Sturme dich fortreißend ans erhabne Ziel der über alles Irdiſche emporſteigenden Freyheit?

Wahrheit, Schönheit und Tugend! Mit ihnen treten wir ins Reich des Göttlichen, des Unvergänglichen; ohne ſie, ins Reich des Niedrigen, Verſchwindenden, Gemeinen. So gewiß es etwas Wahres, Schönes und Gutes giebt; ſo gewiß giebt es einen Gott. Zu ihm führt alles, was über die Natur erhebt; der Geiſt des Gefühls; der Geiſt des Gedankens; unſer inwendigſtes Bewuſſtſeyn. Sein Daſeyn beruht uns nicht auf einem Wunſch; es iſt das Sicherſte und Gewiſſeſte, aus dem unſer eignes Daſeyn hervorgieng: Unſterblichkeit beruht nicht auf einem müſſigen Poſtulat; wir fühlen ſie in unſerm freyen Handeln und Wirken. Wir brauchen ſie nicht zu erringen durch das Gute, weil ſie uns mit demſelben eigenthümlich angehört; wir können ſie nur verlieren durch das Böſe, und ſie mit Kunſt und Liſt aus unſrer Erinnerung vertilgen. Freyes, unſterbliches Weſen, Menſch, Bruder, voll hoher Andacht, Hingebung, Liebe; wie kann der Buchſtabe deiner philoſophirenden Vernunft dich ſtärker lehren, was du im Allerheiligſten deiner Seele lebendiger glaubſt, hoffeſt und weißt: Walten des Unendlichen über dir, Tugend aus Freyheit, und ewiges Leben! —

Glückſeligkeit iſt nur der Rauch des nie verſiegenden Feuers, welches unſre Bruſt durchglüht; moraliſches Geſetz nur die für ſich ſelbſt leere Schale der Frucht; Religionsphiloſophie nur ein Zeugniß der im Menſchen gefundnen Religion; der gottgeſchaffne Geiſt des Menſchen zündet jenes Feuer, wirket die Frucht, und ſchauet mit angebohrnem Auge den Schöpfer!

Ueber

eine Weiſſagung Lichtenbergs.

(Zuerſt gedruckt 1801.)

„Unſere Welt wird noch ſo fein werden, „daß es eben ſo lächerlich ſeyn wird, einen „Gott zu glauben, als heutzutage Ge„ſpenſter“. *)

So lautet die Weiſſagung des Abgeſchiedenen. Aus den Gräbern hervor ertönte in unſer aller Ohren dieſe Stimme.

Seher! Saheſt du nur dieſes? Saheſt du nicht auch das Nächſte? — Saheſt du nicht, oder wollteſt du nur nicht auch verkündigen zugleich den Fortgang, die Vollendung?

Alſo lautet die Folge der Weiſſagung.

„Und dann wieder über eine Weile wird die Welt noch feiner werden. Und es wird fortgehen, mit Eile nun, die höchſte Höhe der Verfeinerung hinan. Den Gipfel erreichend wird noch Einmal ſich

---

*) Lichtenbergs vermiſchte Schriften, nach deſſen Tode aus den hinterlaſſenen Papieren geſammelt. Erſter Band. S. 166.

wenden das Urtheil der Weiſen; wird zum letzten Male ſich verwandeln das Erkenntniß. Dann — und dies wird das Ende ſeyn — dann werden wir: Nur noch an Geſpenſter glauben. Wir ſelbſt werden ſeyn wie Gott. Wir werden wiſſen: Seyn und Weſen überall, iſt und kann nur ſeyn — Geſpenſt.

Zu dieſer Zeit wird des Ernſtes ſaurer Schweiß von jeder Stirne abgetrocknet werden; weggewiſcht aus jedem Auge die Thräne der Sehnſucht: es wird lauter Lachen ſeyn unter den Menſchen. Denn jetzt hat die Vernunft ihr Werk an ſich vollendet; die Menſchheit iſt am Ziele; Einerley Krone ſchmücket jedes Mitverklärten Haupt."

Wenn ich fable, ſo fabelte der Seher vor mir auch; hat er Wahrheit verkündiget, ſo werden meine Worte mit den ſeinen in Erfüllung gehen.

Das Wahreſte kann nur ſo wahr ſeyn *als Gott lebet*, nur ſo wahr als daß *ein Gott im Himmel*, das heißt, ſelbſtſtändig außer der Natur und über ihr vorhanden iſt; ihr freyer Urheber, ihr allweiſer und allgütiger Beherrſcher; ein Vater aller Weſen, mit Vater-Sinn und Vater-Herz. Wird dem Menſchen dieſer lebendige Gott zu einem bloſen, durch Strahlen-Brechung und Strahlen-Sammlung, in die menſchliche Gemüthswolke ſich ſtellenden Regenbogen; lernet er ihn ſo erkennen, nur als eine pſychologiſche, jener optiſchen ähnliche, Täuſchung: dann hat ſeine geſamte Erkenntniß auch ſchon eben dieſen Weg genommen, und wird, nach derſelben Regenbogentheorie, ſich immer höher wohl verklären müſſen, bis zuletzt ein allgemeines, aber nun doch offenbares! Nichts der Erkenntniß, als Siegesbeute, dem Epopten *) bleibt.

Es iſt nicht anders: Mit dem Schöpfer geht dem Menſchen nothwendig auch die ganze Schöpfung unter. Beyder Schickſale ſind in ſeinem Geiſte unzer-

---

*) Anſchauer. So wurden diejenigen genannt, welche in den Eleuſiniſchen Geheimniſſen alle Grade der Vorbereitung durchgegangen waren, und nun zum Anſchauen gelaſſen wurden. Die noch in der Vorbereitung ſtehenden wurden Myſten genannt. — In unſerem Zeitalter fällt die Klaſſe der Myſten weg und iſt lächerlich geworden; denn wer verſtändig iſt, darf ja nicht mehr ins Verborgene ſehen; alles iſt aufgethan.

trennlich. Wird in ſeinem Geiſte Gott ihm zum Geſpenſt: dann alsbald auch die Natur; dann ſofort auch der eigene Geiſt. Denn das iſt der Geiſt des Menſchen, daß er Gott erkennet; daß er ihn wahrnimmt, den Verborgenen ahndet in der Natur, in ſeiner Bruſt ihn vernimmt, ihn anbetet in ſeinem Herzen. Das iſt ſeine Vernunft, daß ihm das Daſeyn eines Gottes offenbarer und gewiſſer als das eigene iſt. Sie iſt nicht, wo dieſe Offenbarung nicht iſt. Oder möchtet ihr ſo nennen, was nur Unding und lauter Wahn zur Erkenntniß brächte? Dann wäre die Vernunft ein Vermögen, nicht der Wahrheit und Weisheit, ſondern des wiſſenden bloſen Wahn-Wiſſens, des wiſſenden bloſen Schein-Seyns: ein Vermögen der Verzweifelung, die ärgſte Feindesgabe.

Das iſt der Vorzug des Menſchen, ſagt der Weiſe aus Stagira, daß er etwas Höheres und Beſſeres, als er ſelbſt iſt, zu erkennen vermag.

Sich ſelbſt findet er als ein durch und durch abhängiges, entſprungenes, ſich ſelbſt verborgenes Weſen: aber belebt von einem Triebe ſeinen Urſprung zu erforſchen, an ihm ſich zu erkennen, durch ihn, auch ihm, von ſich ſelbſt das Wahre zu erfahren. Dieſen, ſeine Gattung auszeichnenden Trieb, nennt er Vernunft.

Der Trieb eines jeden lebendigen Weſens iſt das Licht dieſes Weſens, ſein Recht und ſeine Kraft. Nur in dieſem Lichte kann er wandeln, wirken nur aus dieſer Kraft.

Kein endliches Weſen hat ſein Leben in ihm ſelbſt; und ſo auch nicht von ihm ſelbſt — ſeines Lichtes Flamme, ſeines Herzens Gewalt. Alle werden ins Leben erſt gerufen und erweckt durch etwas außer ihnen; ſie empfangen ihr Daſeyn; und dieſes ihr lebendiges Daſeyn ſtehet auch nicht einen Augenblick in ihrer eigenen Hand; es muß ihnen fortgeſetzt werden, wie es ihnen gegeben wurde; ſie ſind insgeſamt, im allgemeinern Verſtande — athmende, das iſt, eines immerwährenden Zufluſſes von außen, der Erhaltung bedürftige Geſchöpfe.

Mannichfaltig iſt die Gabe des Lebens; mannichfaltig das Erwachen in daſſelbe; mannichfaltig ſeine Führung, ſein Gebrauch. Gleich dem Thiere erwachet auch der Menſch, zuerſt als ein blos ſinnliches Geſchöpf, an der blos ſinnlichen Natur. Gleich dem

Thiere, erkennet auch er anfangs nur die Mutter. Dem Thiere aber hat die Mutter ſelbſt nur Brüſte, kein Angeſicht. Darum, wie es der Brüſte vergiſſet, ſo vergißt es auch der Mutter. Herzlos iſt das Thier; daher auch Vernunftlos. Der Menſch ſiehet auf von der nährenden Bruſt; erhebet Angeſicht zu Angeſicht; empfindet Liebe, lernet Liebe, und gewinnt Erkenntniß. Er konnte nur weinen; jetzt lächelt er — Siehe, da hebet den Lächelnden, den Lallenden und ſchon mit den Händen reichenden — bald nun auch des ſpäteren Kuſſes fähig! — die Mutter, aus ihrem Schooße auf des Vaters Arm.

Wie auf dem Angeſichte des Menſchen die verborgene, unſichtbare Seele, ſichtbar ſich ausdrückt; hervordringt; unbegreiflich ſich mittheilt, und durch dieſe geheimnißvolle Mittheilung Rede und Verſtändniß der Rede zuerſt gebiert: ſo drücket auf dem Angeſichte der Natur Gott unmittelbar ſich aus; theilet ſich, durch in Andacht verwandelte Empfindung, dem Menſchen unbegreiflich mit; lehret den nun auch am Ueberſinnlichen, am Unerſchaffenen erwachten Geiſt — ſtammeln Wonnelaute des Schönen, Wonnelaute des Guten; ausſprachen endlich jenes Wort des Lebens, Seinen Nahmen.

Wer Gott nicht ſiehet, für den hat die Natur kein Angeſicht; dem iſt ſie ein Vernunftloſes, Herz- und Willenloſes Unding; eine geſtaltende düſtere Ungeſtalt; ein Weſenloſes, das, aus Weſenloſem, Gleichniſſe ohne Urbild ins Unendliche — nur *nach Gleichniſſen* bildet; eine gräßliche, von Ewigkeit zu Ewigkeit nur Schein und Schattenleben brütende Mutter Nacht — Tod und Vernichtung, Mord und Lüge wo es taget.

Wohl erkannte alles dieſes unſer Seher. — Er ſpricht — und gewiß, da er dieſes ſprach, ſtand er *aufgerichtet* *) — „Der Glaube an einen Gott

---

*) „Es iſt ganz gewiß, ſagt Lichtenberg, daß einem zuweilen ein Gedanke gefällt, wenn man liegt, der einem nicht mehr gefällt, wenn man ſteht.“ Nachlaß, Th. II. S. 109. — Ferner, Th. I. S. 33. „Ich habe es ſehr deutlich bemerkt, daß ich oft eine andere Meinung habe, wenn ich liege, und eine andere, wenn ich ſtehe.“ — Man ſehe vornehmlich Th. I. S. 185, 186. — Merkwürdig iſt Lichtenbergs rührende Klage, S. 41. des I. Theils, über die Veränderlichkeit ſeiner Gemüthsſtimmung, und die Anmerkung Seite 33. „Er fürchte faſt, es werde bei ihm alles zu *Gedanken*, und das *Gefühl* verliere ſich.“ — Hierauf folgt unmittelbar: „Seit der Mitte des Jahrs 1791 regt ſich in meiner ganzen Gedanken-

iſt Inſtinkt. Er iſt dem Menſchen natürlich, ſo wie das Gehen auf zwey Beinen. Modificirt wird er bei Manchen, bei Manchen gar erſtickt; aber in der Regel iſt er da, und zur innern Wohlgeſtalt des Erkenntnißvermögens unentbehrlich". *)

Alſo der Glaube an einen Gott iſt Inſtinkt. Er iſt dem Menſchen natürlich, wie ſeine aufgerichtete Stellung. Dieſen Glauben nicht zu haben,

---

Oekonomie etwas, das ich noch nicht recht beſchreiben kann. Ich will nur einiges davon anführen, um künftig aufmerkſamer darauf zu werden: nämlich ein außerordentliches, faſt zu ſchriftlichen Thätlichkeiten übergehendes Mißtrauen gegen alles menſchliche Wiſſen, Mathematik ausgenommen; und was mich noch an das Studium der Phyſik feſſelt, iſt die Hoffnung, etwas dem menſchlichen Geſchlecht Nützliches aufzufinden."

*) Th. II. S. 127. — „Ueberhaupt (heißt es S. 88.) erkennt unſer Herz einen Gott; und dieſes nun der Vernunft (dem Verſtande) begreiflich zu machen, iſt freylich ſchwer, wo nicht gar unmöglich. — Es wäre eine Frage, ob die bloſe Vernunft (der bloſe Verſtand) ohne das Herz, je auf einen Gott gefallen wäre. Nachdem ihn das Herz erkannt hatte, ſuchte ihn die Vernunft (der Verſtand) auch."

S. 101. „Sollte es denn ſo ganz ausgemacht ſeyn, daß unſere Vernunft von dem Ueberſinnlichen gar nichts wiſſen könne? Sollte nicht der Menſch ſeine Idéen von Gott eben ſo zweckmäßig weben können, wie die Spinne ihr Netz zum Fliegenfang? Oder mit andern Worten: Sollte es nicht Weſen geben, [höhere, ohne Zweifel] die uns wegen unſerer Ideen von Gott eben ſo bewundern, wie wir die Spinne und den Seidenwurm?"

iſt ihm widernatürlich, wie ihm die niedergeworfene, blos zum Suchen an der Erde hingebückte Stellung des Angeſichtloſen, nicht Himmelanſchauenden Thieres widernatürlich iſt. — Erſticken kann er dieſen Glauben; aber in der Ordnung iſt er da; und wo er ſich nicht findet; da iſt — *Mißgeſtaltung* des Erkenntnißvermögens.

Ich wiederhole: der edle Mann, da er dieſes ſprach, ſtand aufgerichtet; und er fühlte: *dieſe Richtung Himmelan iſt keine menſchliche Erfindung! ein Gott hat den Menſchen aufgerichtet, und in ſein inneres Auge dieſen Reiz gelegt nach Ihm hinauf zu ſchauen!* *) Inniger, lebendiger als ſein Daſeyn auf der Erde, erkannte er in dieſer Stunde ſeinen *beſſeren Urſprung*, ſeine höhere Beſtimmung.

Aber in dieſem zur inneren Wohlgeſtalt des Erkenntnißvermögens unentbehrlichen Glauben: was ergreifet der Menſch, und wie wird ihm das Ergriffene begründet? Der tiefere Denker, der Weiſe, wie erklä-

---

*) — Cum ceteras animantes (natura) *abjecisset* ad pastum, solum hominem erexit, ad coelique quasi cognationis, domiciliique pristini conspectum EXCITAVIT. Cic. de Leg. I. c. 9.

ret, wie rechtfertiget er ſich dieſen Glauben; wie ſtellet er den Gegenſtand deſſelben ſeinem Geiſte bewährend dar?

Er erkläret ſich ihn, rechtfertiget ſich ihn, wie er den Glauben an Natur und eigenes Daſeyn, an Bewuſſtſeyn außer ihm und an Bewuſſtſeyn in ihm ſich rechtfertiget und erkläret. Er ſtellet den Gegenſtand deſſelben ſeinem Geiſte dar, bewähret ihn dem Geiſte, wie er den eigenen Geiſt; den Geiſt ſeines Freundes — den erhabeneren eines Sokrates und Pythagoras, eines Timoleon und Cato ſich bewähret und darſtellet. Er erkläret nicht, beweiſet nicht, er empfindet, ſiehet und weiſet. *) Der erklärende nach-weiſende Verſtand

---

*) „Wer dich fragt, wo du Götter geſehen, oder woher du ihr Daſeyn geſchloſſen, daß du ſo hoch ſie ehreſt; dem antworte: Erſtlich ſind ſie auch dem Anſchauen ſichtbar; hiernächſt habe ich ja ſelbſt meine Seele nicht geſehen, und achte ſie gleichwohl. So auch mit den Göttern: weil ich ihre Macht unaufhörlich erfahre, ſo ſchließe ich, ſie ſeyn, und verehre ſie.“ Marc. Antonin, XII, 28.

„Es giebt für jeden Grad des Wiſſens gangbare Sätze, von denen man nicht merkt, daß ſie über dem Unbegreiflichen, ohne weitere Unterſtützung, auf bloſem Glauben ſchweben. Man hat ſie, ohne zu wiſſen, woher die Sicherheit kommt, mit der man ihnen traut. Der Philoſoph hat dergleichen ſo gut, wie der Mann, der da glaubt, das Waſſer fließe deswegen immer bergab, weil es unmöglich wäre, daß es bergauf fließen könne.“ Lichtenb. Nachl. Th. II. S. 80.

hat im Menſchen nicht das Erſte und nicht das Letzte Wort. Selbſt der darſtellende Sinn hat es nicht; wie dieſes nicht, ſo jenes nicht. Nichts im Menſchen hat es. Es iſt überall in ihm kein Erſtes und kein Letztes Wort; kein Alpha, kein Omega. Er wird angeredet; und wie er angeredet wird, ſo antwortet es aus ihm — erſt mit Gefühlen; mit aus Unluſt und Luſt, aus Schrecken und Freude gemiſchtem weiſſagendem Verlangen; mit dem Ausdruck deſſelben in tönender Gebärde; dann mit Empfindungen, mit Gedanken und Worten. Nur wer auszulegen weiß verſtehet. Immer iſt etwas zwiſchen uns und dem wahren Weſen: Gefühl, Bild, oder Wort. Wir ſehen überall nur ein Verborgenes; aber, als ein Verborgenes, ſehen wir und ſpüren wir daſſelbe. Dem Geſehenen, Geſpürten, ſetzen wir das Wort zum Zeichen, das lebendige. Das iſt die Würde des Wortes. Selbſt offenbaret es nicht; aber es beweiſet Offenbarung, beveſtiget ſie, und hilft das Beveſtigte verbreiten.

Was ſich überall bei einer Gattung findet, das iſt nicht die Erfindung, nicht die Erdichtung oder das Erdachte Eines oder Mehrerer aus dieſer Gattung.

So haben einzelne Menſchen eben ſo wenig Religion und Sprache erfunden und erdacht, als das Sehen und das Hören. Der Menſch lernte Sprache und Religion, wie er auch das Sehen und das Hören lernte. Nie hätte er ſehen gelernt, wären nicht ſchon ohne ihn geſonderte, abſtechende Farben und Umriſſe vor ſein Auge getreten; nie hören gelernt in einer nicht ſchon artikulirten, rhythmiſchen, Ton-Accent- und Sylbenvollen Natur. Es mußte dieſe für ihn ſchon bereitet, geordnet; ſie mußte zu ihm, eben ſo wie er zu ihr, ſchon organiſirt ſeyn, wenn eine Leitung zwiſchen Beyden entſtehen, *er mit ihr ſich artikuliren*, wenn er empfinden, leben, denken, wollen und handeln ſollte. Abgeſondert, für ſich allein, iſt er nichts, ein durchaus unmögliches Weſen. Sein bloſes reines Bewuſſtſeyn iſt ein bloſer leerer Raum des Denkens, den er ſelbſt nicht erfüllen; den er darum auch nicht *unterbrechen* kann, um durch eine ſolche Unterbrechung wenigſtens ſich ſelbſt in ſeiner Nichtigkeit zu wiederholen, und ſein eigenes Echo, ein *Ich bin* — des *Nichts* hervorzubringen. Es iſt kein Vermögen, keine Gewalt in ihm, ich wiederhole es, zu irgend einem Alpha und Omega, daß er auch nur ein Traumweſen in der Phantaſie urſprünglich und aus ſich allein beſtimmen und zum Vorſchein bringen könnte.

Du biſt! — der Einzige, der Erſte! — Nicht ich, der ich nirgendwo, weder in mir noch außer mir, einen erſten Anfang oder ein erſtes Ende, auch nur in Gedanken, zu ſetzen vermag: kein erſtes Maaß, kein erſtes Gewicht, keine erſte Zahl. Dieſes auszumachen, zu erfinden mit der That, war eines Anderen; war jenes geheimnißvollen Wortes, aller Weſen Beginn, das bei Gott war, und Gott ſelbſt dieſes Wort; das, ausgeſprochen, erſchaffenes Licht, erſchaffenes Leben, dieſe wundervolle Gottes-Schöpfung wurde.

Einerley Rede hierüber führen beyde, Platon und der frühere Hiob.

Nennet Gott nicht das unendliche Weſen, ſaget Platon; denn dem unendlichen widerſtehet das Daſeyn; es iſt weſentlich weſenlos; ein ewig nur zwiſchen Mehr und Weniger vorhandenes noch nicht Vorhandenes, ein ſeyendes Nichtſeyn. Sein Bild iſt das Wahnbild der Ungeſtalt, eines vorweſenden Undinges als eines Erſten, welches Alles und nicht Eines wäre — Es iſt das Unding ſelbſt.

Nennet Ihn — den, der das Maaß giebt; in dem urſprünglich das Maaß iſt — ſaget: Er ſelbſt iſt das Maaß! — Urheber, durch Maaßgebung, aller Wirklichkeit, alles Daſeyns, aller Welten und Weſen; Urheber in jedem Weſen, durch Maaßbeſtimmung, der ihm eigenen Kraft, des ihm eigenen Verhältniſſes, der ihm eigenen lebendigen, vorſorgenden und leitenden Seele. — Nennet Ihn, das Eine ohne Anderes; das All der Weisheit, das All der Güte, den Schöpfer-Gott — den Geiſt!

Vor Platon forſchte Hiob nach dem Orte des Verſtandes und woher die Weisheit komme.

„Sie iſt verholen, ſpricht er, vor den Augen aller Lebendigen. Gott weiß den Weg dazu und kennet ihre Stätte. Da er dem Winde ſein Gewicht machte, und ſetzte dem Waſſer ſein gewiſſes Maaß; da er dem Regen ein Ziel machte, und dem Blitz und Donner den Weg: da ſah er ſie, und berechnete ſie; bereitete ſie, und erfand ſie.“

Er erfand ſie! Erfand Geſetz und endliches

Weſen; Mannichfaltigkeit und Einheit in unerforſchlicher Verbindung; Daſeyn, Natur; das Wunder der Sinne und das Geheimniß des Verſtandes: den Menſchen. Mit dem Menſchen, Seinem Gleichniſſe, ein Anſchauen Seiner außer Ihm; ein ſterbliches Leben mit einem Saamen der Unſterblichkeit: die vernünftige Seele, den Geiſt, den erſchaffenen. Mit dieſem Geiſte, in ihm, hoher Liebe Kraft; ein Wollen mit Luſt nach ſeinem Willen; das Geſetz der Gerechtigkeit und ein weiſes Walten; Frömmigkeit, Todesüberwindung, Gottſeligkeit.

Saget uns, ihr Weiſen, die ihr alles Wahre aus euch ſelber wiſſet, heimlich vor der That; aber nicht vermöget aus euch ſelber, auch nur in Gedanken, einen Punkt zu ſetzen in das Leere; im Ortloſen einen erſten Ort ihm zu erfinden; an dieſem Orte den Anfang einer Linie mit ihm zu ſchaffen: es nicht vermöget, weil eine kleinſte Linie zu ziehen unmöglich, weil eine kleinſte Linie ein Unding; und ſo, im Gedanken, auch die ſich verlängernde, die nur größere ein Unding iſt — Nicht vermöget, irgend ein Gewicht urſprünglich auszumachen; weil euch hier, wie überall, ein Erſtes und ein Letztes, Anfang, Mittel und Ende, das Ding der Einheit fehlet: eine erſte Zahl, ein erſtes Maaß, ein erſtes Weſen, und ein erſtes Wort — Saget uns, Ihr, in einem ewigen nur Mehr und Weniger der Nichtigkeit, in einem vorweſenden durchaus noch Unbeſtimmten, Unendlichen und Allgemeinen allein Waltenden und Webenden; ſaget uns, Ihr heimlichen Erfinder der Erfindung: Wie erfand der Menſch, mit dem Worte den Gedanken, mit dem Gedanken das Wort? Wie erfand er es, mit einem Hauche, durch Zungenbewegung, Luft in bedeutende Stimme zu verwandeln; einen Körper dem Gedanken zu erſchaffen, worin er ihn ausſendete, und, ihn mittheilend, ſich ſelbſt darſtellte und erhielt? Wie erfand er, in die Luft zu weben daß es dauere, und überdauere das Feſteſte?

Ihr wiſſet es nicht! Eben ſo wie ihr nicht wiſſet, wie zu dem erſten Säugling, der gebohren werden ſollte, Brüſte, eine Mutter und ein Vater erfunden wurden: Wie, eine erſte Liebe, die erzeugen; eine zweyte, die erhalten und verſorgen mochte. — Wahrlich! So wenig der Menſch, ehe denn er war, ſein Daſeyn ſich vorgeſetzt und bereitet hat; ſo wenig hat er auch das erſte Wort aus ſeinem Munde, ehe denn es war, ſich vorgeſetzet und bereitet; ſondern wie er ſein Inneres hervorſtrahlte durch das Auge, es abbildete und mit Farben mahlete auf Stirn und Wange: ſo tönte er es auch hervor mit bedeutender Stimme. In allem lebendigen, wie die Gabe der Empfindung, ſo die Gabe des Ausdrucks; wie die Gabe des Ausdrucks, ſo, im gleichgeſchaffenen Weſen, die Gabe der Mitempfindung, das Verſtändniß. Ohne dieſe Gabe unmittelbarer Offenbarung und Auslegung wäre der Gebrauch der Rede unter Menſchen nie entſtanden. Mit dieſer Gabe erfand die ganze Gattung ihn von Anbeginn zugleich. Saget, was noch wahrer iſt: Die Erfindung der Gattung war die Erfindung auch des Wortes. So alt wie jene, iſt auch dieſes. Jedes Geſchlecht bildete ſich eine eigene Zunge; keines verſtehet das andere, aber alle reden — Alle reden, weil alle, obgleich nicht in demſelben Maaße, doch in einem ähnlichen, mit der Vernunft die Gabe empfingen, Inneres aus dem Aeußeren, aus dem Offenbaren Verborgenes, Unſichtbares aus dem Sichtbaren zu verſtehen, zu erkennen. Der ausdruckvollſte Laut der Empfindung, des Gefühls, iſt, als

Laut, nicht ähnlicher der Empfindung, dem Gefühle, als das Wort der Sache, als der Schall Leu dem Thiere dieſes Nahmens. Das vom Laut geſagte gilt eben ſo auch von des Auges beſeelteſtem Blicke, von den beredteſten Zügen der Wange, von jeder ſprechenden Mine des Angeſichtes, von jeder ſprechenden Gebärde. Alles dieſes bedarf Auslegung. Aber dieſe Auslegung geſchieht unmittelbar; geſchiehet durch Inſtinkt; bleibet nie aus, fehlet nie.

Durch Inſtinkt? frageſt Du; durch ihn, den blinden, den unverſtändigen, den Thiergeiſt?

Durch ihn! antworte ich, den allein wahrhaft ſehenden; den allein aus der Quelle wiſſenden; den Geiſt der Vorſehung; den Gottesgeiſt.

Auch im Thiere iſt Weiſſagung, und nur eine höhere im Menſchen. Jenes weiß, ſucht und findet, was es innerlich begehret und nicht kennt; die ungekoſtete, entfernte, ihm noch unſichtbare Nahrung: dieſer eben ſo ein Unſichtbares, das er auch nicht kennet und nur im Bedürfniß weiß — im Bedürfniß eines Geiſtes, deſſen Weſen iſt zu wiſſen, daß er nicht ſein Leben in ihm ſelber hat; daß er iſt aus einem Anderen, ohne den ſein Leben ihm verſchwindet. Wie es in den Lippen des Neugebohrnen iſt, ſaugend der Mutter Bruſt zu faſſen; ſo iſt es in dem Herzen des Mannes, Gott zu ergreifen mit Anbetung, in der ihn umgebenden Natur.

Der ſich erhebende Geiſt, ſagt unſer Lichtenberg, wirft den Leib auf die Knie. *)

Und Epiktet ſagt: „Wenn ich eine Nachtigall wäre, ſo wollte ich ſingend das Geſchäft einer Nachtigall verrichten. Wäre ich ein Schwan, ſingend das Geſchäft eines Schwans. Da ich aber ein vernünftiges Weſen bin, ſo iſt das meine, Gott zu loben; es iſt mein Beruf, ich will ihn erfüllen". **)

Was ſollte mir das Leben, ruft Marc Aurel aus, in einer Welt ohne Gott und Vorſehung! ***)

Wenn es Natur des Menſchen, wenn es Gewalt und Eingebung des ihm eigenthümlichen, von den Thieren ihn ausſondernden und ihn über ſie erhebenden Inſtinktes iſt, ſo zu empfinden und zu denken;

---

*) Nachlaß, Th. I. S. 47.

**) Reden. B. I. S. 16.

***) B. II. §. 11.

wenn er allein als *vernünftiges* Weſen ſo empfinden, urtheilen, denken und verlangen kann: ſo können auch dieſe Empfindungen, Antriebe und Gedanken; ſo kann dieſer ſein ganzes Weſen durchgreifender und beherrſchender Glaube, ihm nicht zur Thorheit werden, ohne daß er zugleich, *mit* ſeiner Vernunft, *mit* ſeiner Erhabenheit über die Thiere, *mit* ſeiner ganzen Menſchheit auch ſich ſelbſt zur Thorheit und zur Fabel werde. Er iſt offenbar betrogen mit ſeiner Vernunft, wenn er mit jenem Glauben betrogen iſt; denn ſie allein hat dann jene Lüge in ihm angerichtet, ihn damit getäuſcht, und auf dieſe Täuſchung ihr ganzes Anſehen gegründet.

Ihr ganzes Anſehn! denn ſie hat kein anderes Vermögen, als dieſen Betrug zu ſtiften und ihm eine alle Sinnes- und Verſtandes-Wahrheit überwiegende Gewalt zu geben. Ausſchließlich gerichtet auf das Ueberſinnliche und Uebernatürliche, iſt ihr eigenthümliches alleiniges Gebiet, das Gebiet unbegreiflicher Wirkungen und Weſen, das Gebiet der Wunder. Verlieret ſie dieſes, ſo hat ſie keine Stätte mehr. Der *Phantaſtin*, die ſich anmaßte, mit ihren hohen und erhabenen Ideen das Erkenntnißvermögen zu beherrſchen und ſich in demſelben oben an zu ſtellen, wird nun dargethan, daß ſie keine Erkenntniſſe verſchaffen, ſondern nur leere Hirngeſpinnſte, denen es durchaus am Verſtande fehle, *dichten* könne; Hirngeſpinnſte, durch welche der Verſtand nur aufgehalten und lange verhindert werde, wahrhaft zu Verſtande zu kommen; von ihnen angeſteckt und eingenommen, glaube er in vollem Ernſte, es ließen ſolche leere Vorſpiegelungen ſich wahr machen und auf etwas Weſenhaftes bringen; er beſchäftige ſich mit ihnen in dieſer Abſicht, bearbeite ſie, und verliere unter dieſer Bearbeitung nur je mehr und mehr ſich ſelbſt, ſo daß man ſagen dürfe, mit Wahrheit: der Verſtand *verliere* den Verſtand, und komme gar von Sinnen — *einzig und allein durch die Vernunft!* — Dieſer Einſicht und Erkenntniß folget dann nun auf dem Fuße auch der Schluß voll Licht und Recht, der *rein verſtändige*: Es ſolle die Vernunft, als weſentlich *ſinnlos*, und dadurch der Erkenntniß der Wahrheit, die, wegen dieſes Mangels, nicht zu ihr gelangen könne, offenbar unfähig, ihren verderblichen Anſprüchen auf die oberſte Stelle im Erkenntnißvermögen ein für allemal entſagen, und es ſich hinfort gefallen laſſen, unter der Aufſicht des Verſtandes allein geſchäftig zu ſeyn. Unter dieſer Aufſicht und eigentlichen Vormundſchaft ſolle ſie, als urſprüngliches Vermögen der Dichtung, zu den Eroberungen des Verſtandes durch Entwürfe behülflich ſeyn, ihm ſeine Gränzlinien immer weiter und weiter ziehen; nie aber ſich erkühnen etwas allein aus ſich zu unternehmen. Sie ſolle des Verſtandes warten überall, ihm dienen und gehorchen.

Es iſt aber unmöglich dieſen Schluß zur Ausführung zu bringen; denn die auf ſolche Weiſe angefochtene Vernunft tritt nun von ihrer Seite wider den Verſtand, den eitelen Empörer, auf, und zeiget ihn in ſeiner Blöſe. Sie beweiſet ihm — weiſen, ſagt ſie, läſſet ſich ihm nichts; er hat nur Hände, keine Augen — Sie thut ihm dar, wie er ewig nur zu dem, was ihm die Sinne zum Begreifen vorhalten, ein Daſſelbe oder Nicht-daſſelbe, ein Voll- oder Nicht-voll die Hand, mit dem leeren Schädel nicken oder ſchütteln könne; wie er aus ſich und für ſich allein nicht bis auf drey zu zählen wiſſe, weil er nicht habe, woran und warum er anfange, wiederhole und aufhöre: Nichts zum Anſetzen und *damit* er anſetze; Nichts zum Fortſetzen und *damit* er fortſetze; Nichts zum Abſetzen und *damit* er abſetze, ein *Ende* um von neuem *anzufangen* — Wie er überhaupt aus ſich allein nichts ſchlechthin ſetzen, darum auch *ſchlechthin*, in ſich allein, nicht auseinander und zuſammen — folglich auch nicht, Kraft ſeines Weſens, *Gleichſetzen könne* im voraus; denn um aus ſich *addiren* zu können, müßte er zuvor aus ſich allein *multipliciren*; um aus ſich allein zu multipliciren, zuvor aus und in ſich, ohne Beigebrachtes, dividiren und auch ſubtrahiren können, welches alles, ſeiner weſentlichen Leerheit *wohlgeachtet*, ihm unmöglich iſt. — Und ſo fort, in alle Wege, thut ſie ihm unüberwindlich dar; daß durchaus keine Erkenntniß, ſo wenig eine Erkenntniß des Unwahren als des Wahren, *urſprünglich* in ihm wohne; daß eine Erkenntniß des *Wahren*, und des Unwahren *durch* das Wahre, ſchlechterdings auch nicht zu ihm *gelangen* könne. Sie beweiſet ihm, daß er *zwiefach* mit Lügen umgehe: das unächte, betrügliche Metall der Sinnlichkeit präge mit Begriffen durch Begreifen, und es nun mit dieſer Präge für in reines Gold verwanbeltes Metall ausgebe und ſelbſt achte; ſich erhebe über dieſen Schätzen, und bei fortgeſetztem Einſammeln, Scheiden, Schmelzen und Umprägen, die Erwartung in ſich nähre: aus der Menge ſolcher unweſenhaften Stoffe und Geſtalten, durch Bearbeitung, doch ein Weſenhaftes endlich noch hervorzubringen.

„Du biſt, ſagt zuletzt entrüſtet die Vernunft zu dem im Menſchen ſich wider ſie auflehnenden und ſich über ſie erhebenden Verſtande: du biſt, mit deiner Sinnlichkeit, ohne welche du nichts biſt, in der Entäußerung von mir nur ein verkehrtes Thier, das in ſeinen Anſchauungen — blind; in ſeinen Vorſtellungen und Begriffen aber ſehend ſeyn will; Erkenntniſſe läutern will aus Erſcheinungen in denen nichts erſcheint; aus grundloſen Erfahrungen gründliche Wahrheiten; aus blos eingebildeten Begebenheiten, durch Behalten und Zuſammenſtellen, eine unverwerfliche Geſchichte.

„Sinnlos nenneſt du mich, und darum ein Vermögen nur äffender Hirngeſpinnſte, und erkenneſt doch ſelbſt in deiner kritiſchen Weisheit, geſteheſt laut, daß du durch eben dieſe Sinnlichkeit, mit welcher du dich vor mir brüſteſt — *indem ſie allein am Ende alles zu bewähren, durch Darſtellung wahr zu machen habe* — gleichwohl auch rein abgeſchnitten ſeyſt von allem Wahren, in ſich ſelbſt Beſtehenden. Du brüſteſt dich mit ihr, mit einer *ſolchen* Wahrheitsgeberin, und bläheſt dich dann, ſtolzer, auch noch *über* ihr, als vermöchteſt du ihren Erwerb, den du nur in werthloſen Rechenpfenningen vor dir haſt, durch aus-in- und durcheinanderzählen dieſer Scheinmünze; durch ein bloſes *blindes* Rechnen ohne zu *Berechnendes* (denn dieſes bleibet ewig dir ein undurchdringliches Geheimniß!) in eine *wahr'e* dir ganz *eigene Habe* zu verwandeln. — Haſt du an und aus dir ſelbſt doch nicht einmal dein *Rechnen*! da dir auch dieſes nur mit jenen *Pfenningen* geworden, und Eines Urſprungs mit denſelben, mit ihnen Eine und die nämliche Erfindung iſt. Siehe! du kannſt überall und immer nur der *Sinnlichkeit*, dieſer *dir* alleinigen Erzeugerin und unveränderlichen Eigenthümerin des *erſten* und des *letzten*, folglich *alles wahren Werths*, die Rechnung führen; du gehöreſt ihr zu, ſteheſt in ihrem Brodte, und vermagſt kein anderes Lied zu ſingen als das ihre. Ihr Seyn iſt dein Wiſſen, ihr Treiben dein Thun.

„Und ich ſollte unter dich mich beugen; entſagen meinem Gottesdienſt, ihn ablegen, ihn verläugnen, um als Prieſterin an deinem Thieraltar zu opfern und zu dienen? — Auch als bloſe Phantaſie wüßte ich mich dazu ſchon zu edel und erhaben. Allein, nicht Phantaſie, ein Weſen der Wahrheit, ihre unmittelbare Stimme bin ich, und es wäre auch nicht ein Gerücht von ihr auf Erden ohne mich. Wer mein erſtes Wort vertilget, der vertilget alle meine Worte: Ich rede nur von Gott. Nur als ein Zeichen von Ihm, als ein Merkmal, welches auf Ihn weiſet, bin ich da: Weſenlos, ein Unding ohne Ihn.“

Streng und einleuchtend läßt ſich jedem Aufmerkſamen und allein die Wahrheit Suchenden beweiſen, daß wenn der Menſch einen nur erdichteten Gott; er auch eine nur erdichtete Natur haben kann. Die ſinnlichen Gegenſtände hätten vor jenem überſinnlichen ſogar noch dieſes zum voraus, daß ſie wegen ihres zwiefachen Urſprungs: eines Theils, aus der Sinnlichkeit; und andern Theils, aus dem zur Sinnlichkeit gehörigen Verſtande, *) ſich als *doppelte* Erdichtungen bewährten. Die Sinne ſtellen uns, (dies wird ja überall, wo man philoſophirt, vorausgeſetzt) blos ihre eigenen Veränderungen, und nichts von dem, *was* ſie verändert, dar: ſie geben blos *Empfindungen* als ſolche. Der Verſtand aber iſt nur der Ort, wo die Empfindungen, durch die Einbildungskraft, gleich als wären ſie nicht blos Empfindungen, geſtaltet, und von ihr geführt, haufenweiſe nun zuſammen kommen, und, Art zu Art geſellet, ſich in Reihen niederlaſſen, um in einem gemeinſchaftlichen Bewuſſtſeyn, *welches der unempfindliche Verſtand* iſt, ein gemeinſchaftliches Gemüth einmüthig einzurichten. Alle Stimmen der Empfindung fließen nun, ſich gegenſeitig aufrufend und antwortend, in einander; löſen, wiederhallend,

---

*) Wo Sinn iſt, da iſt Anfang und Ende, da iſt Trennung und Verbindung, da iſt Eines und ein Anderes, und der Sinn iſt das Dritte. Bei dem Sinne iſt daher nothwendig Verſtand: *Bewuſſtſeyn der Verbindung und Trennung.* Ein Sinn, der nur Sinn wäre, iſt ein Unding, ſo wie eine durch und durch mittelbare Erkenntniß ein Unding iſt.

in lauter Wiederhall ſich auf; und mit dieſer Echo iſt nun das Gemüth vorhanden. Es tönet darin und wiedertönet; aber nichts er-tönet. Fraget das Gemüth ſich ſelbſt nach ſeinem Tönen: Was da töne, und woher? Woran es wiedertöne, und womit: — nach der Unterſcheidung und dem Leiter zwiſchen beyden? — ſo weiß es ſelbſt auch nicht einmal, wonach es fraget. Aber die Frage iſt in ihm, und dauert ewig. Gern vertilgte dieſe Frage der Verſtand, und machte, um ſie zu vertilgen, ſein bloſes Wiederhallen ſo allein und rein, daß auch nicht das mindeſte von einem Schalle, der doch immer ſcheint als wollte er bedeuten, länger in ihm zu vernehmen wäre. Ihm, dem Verſtande ſelbſt, für ſich allein betrachtet, ſind beyde das Getöſe und die Frage gleich zuwider; Ottern in ſeinem Innern, die nicht ſterben; Feuerflammen, welche nicht erlöſchen.

Ohne Bild und Gleichniß! — das mannichfaltige, veränderliche Weſen der Sinnlichkeit widerſtehet dem einfachen, unveränderlichen Weſen des Verſtandes. Seine Beziehung auf ſie iſt daher eine vertilgende, ihr Vieles und Mannichfaltiges aufhebende Beziehung; ſein Streben überhaupt ein bloſes Widerſtreben gegen alles *außer ihm*. Ueberall ſucht er nur das Ende der Mühe, welche die Sinnlichkeit ihm wider ſeinen Willen macht. Daher jenes unaufhörliche *Gleichſetzen*, welches wir verknüpfen nennen, und das nur ein fortgeſetztes Vermindern und Vereinfachen des Mannichfaltigen iſt; *wenn es möglich wäre*, bis zu ſeiner gänzlichen Wegräumung und Vernichtung. Weil eine ſolche gänzliche Vernichtung durch Vereinfachung unmöglich iſt, darum allein bleibt der Verſtand in Thätigkeit. An und für ſich ſelbſt unthätig, ohne Suchen und Verlangen, ohne Bedürfniß und Geſchäft, will er, in *geſtörter* Ruhe, ewig nur die *ungeſtörte*, müßige und leere, die er mit Verdruß entbehret, wieder haben. Durch die Anfälle der Sinnlichkeit auf ſie zu *merken* mit Gewalt genöthigt — ich ſage, mit *Gewalt*! denn da kein Anfang einer Handlung in ihm iſt, kein freywilliges hervor, ſondern nur ein immerwährendes zurück und *in ſich gehen*: ſo iſt auch kein freywilliges Aufmerken in ihm: das freywillige Aufmerken gehört dem wachſamen, gern erregten Sinne — fühlt er jedesmal ein ſolches *Außer-ſich-gerathen*, minder oder mehr, mit *Schrecken*; ängſtiget ſich, und arbeitet mit Anſtrengung, um aufs ſchnelleſte nur wieder zu ſich ſelbſt zu kommen; ſtrebet, wo er ſtrebet, immerdar nur wieder einzugehen in ſein eigenes homogenes Weſen, das reine — bewuſſtſeynloſe — Bewuſſtſeyn. Einzig und allein in jener Abſicht macht er auch Begriffe. Sie entſtehen ihm in dieſer Angſt, mit ihr und durch ſie, als inſtinktmäßige Erfindungen der Gegenwehr, als unmittelbare Aeußerungen der Antipathie ſeiner einfachen Natur wider die mannichfaltige der Sinnlichkeit. Mit Hülfe der Begriffe treibt er nun von dem auf ihn eindringenden Vielen und Mannichfaltigen ſo viel auf der Stelle wieder von ſich aus, als Begriffe nur erfaſſen mögen. Ohne dies feindſchaftliche Verhältniß und Bedürfniß wäre zu Begriffen im Verſtande weder Grund noch irgend eine Möglichkeit. Aus Gunſt alſo keinesweges befaſſet er ſich mit dem Sinnlichen: etwa um es zu ordnen, einzurichten, oder — es gar erſt zu beſtimmen? Dies letzte hieße, das Viele und Mannichfaltige verurſachen, es urſprünglich hervorbringen: ein vollkommener Ungedanke, da das Mannichfaltige als Mannichfaltiges ſchon im voraus beſtimmt ſeyn muß, und der Verſtand von ſeiner Seite nur auf das un=beſtimmen, enteinzeln, entweſen und entwirklichen ausgeht. *) Er befaſſet ſich damit aus Abgunſt, um es künſtlich aufzureiben, es Stufenweiſe zu vernichten. Immer weitere Kreiſe des Begriffes ziehend, die für das Mannichfaltige der Sinnlichkeit zu immer engeren des Daſeyns werden, will er es zuletzt in einem allerweiteſten Begriffe, dem Begriffe eines wahren offenbaren Nichts, gänzlich vor ſich untergehen, und ſo dem leeren Erkenntnißweſen ein Ende gemacht ſehen.

Und das wäre der Menſch! Eine Zuſammenſetzung nur aus Sinnen und Vernunft=Wahn; aus Wahn=Geſichten und aus Wahn=Ideen: jene und dieſe gebildet, und er ſelbſt hervorgebracht, durch eine in ſich leere, weſenloſe Phantaſie: hier eine erträumte Natur; dort ein erträumter Gott; und in der Mitte ein Verſtand, der dieſem Unweſen Menſch mühſam nur ſeinen Traum von Wahrheit am Ende

---

*) Man ſagt von dem Verſtande, daß er zergliedere. Aber doch nur ſchon Gegliedertes? Urſprünglich zu gliedern iſt nicht in ſeinem Vermögen, und ſo auch nicht urſprünglich einzutheilen, zu vervielfachen. Urſprüngliche Gliederung iſt das Geheimniß der Schöpfung.

zu der Wahrheit eines Traumes deutete, eines nothwendigen, ewigen und allgemeinen, aus welchem kein Erwachen ſey als in ein allgemeines Nichts; ihm nur deutlich wieſe, wie ihm wahrhaft nirgendwo etwas gewieſen werde: nicht durch die Sinne, die nur ihre eigenen Veränderungen weiſen; nicht durch die Vernunft, die unbewegliche, die nicht einmal ſo viel zu weiſen hat; nicht durch die Phantaſie, die Täuſcherin, die ihn nur mit Bildern äfft, mit ſinnlichen von nicht vorhandenem Sinnlichen und Ueberſinnlichen; nicht durch ihn ſelbſt, den Verſtand, da er nur von einem auf ein anderes der Sinnlichkeit ins Unendliche weiſet, nichts urſprünglich ſetzt, die Erfahrung, nach getilgtem Wahne, zum Nichts macht.

Wenn es ſo iſt: der ganze Menſch wirklich dieſes Gewebe ohne Anfang und Ende aus lauter Trug und Täuſchung; behaftet mit einer Sinnlichkeit, die nichts Wahres geben, und mit einem Verſtande, der nichts Unwahres dulden, ſelbſt aber auch Wahres nicht hervorbringen, ſondern nur ſchweben kann über jenen Gewäſſern durch und durch leerer Erſcheinungen, um aus ihnen zu brüten: Was? — der alſo, um nur des

Wahns, den er begründen und zur Wahrheit machen ſollte, und der nicht zu begründen, nicht in Wahrheit zu verwandeln iſt, ſich zu erledigen, ein Nichts des Erkenntniſſes und des Weſens als ſein Höchſtes ſuchen, und auch dieſes unerreichbar finden muß — Verhält es ſich in Wahrheit ſo, und machet die Vereinigung einer ſolchen Sinnlichkeit mit einem ſolchen Verſtande auf dem bloſen blanken Boden einer weſenloſen Einbildung das ganze Weſen des Menſchen aus; kann er Daſeyn haben, außer ſich und in ſich, nur durch Phantaſie; nur Vernichtung durch Vernunft; und iſt Vernunftberaubung ihm gleichwohl das ärgſte — dann iſt das eröffnete Menſchen-Los ein Los der grauenvolleſten Verzweiflung.

Ihr Unerſchrockenen! ihr Erhabenen, die ihr frohlockend dieſes Los eröffnet, ſeine Ziehung Gewinn nennet, weil es vollſtändig das Geheimniß, das ſo lang verborgene, des eigenen Weſens euch erklärte, und mit dem eigenen aller Weſen Geheimniß — gönnet uns, o Ihr Seligen, in lauter Licht Verwandelten, des bethörenden Auges nicht mehr Bedürftigen — gönnet uns doch einen Blick in euren Himmel des Erkenntniſſes; ſendet zu uns herab irgend ein verſtändliches Wort, das uns bedeute, wie ein Werden das nichts werden laſſe, wie ein aus Nichts ewig entſpringendes Nichts zu denken ſey; uns erkläre, wie etwas — ſey es was es ſey, ein Traum, ein Wahn! — ſelbſtſtändig als Traum, als Wahn, hervorgehen möge aus einem reinen Traumvermögen, einem allein wahren Nichts des Dichtens und des Trachtens! — Frage ſey gegen Frage, Auffoderung gegen Auffoderung geſtellt. Bringet ihr ein erſtes verſtändliches Wort hervor, darüber, wie dieſes große All, von uns und euch Schöpfung genannt, als eine Erſcheinung, in welcher wahrhaft nichts erſcheinet, folglich als ein weſenloſes Ding allein der Phantaſie, von Ewigkeit zu Ewigkeit durch Phantaſie allein entſpringe und ſich darſtelle, ein Seyn ohne Bleiben, ein Bleiben ohne Seyn; ſendet ihr darüber ein erſtes wahrhaft verſtändliches Wort zu uns herab, ſo wollen wir dagegen ſchuldig ſeyn, über eine Schöpfung aus dem Nichts durch einen Gott, nicht blos ein erſtes verſtändliches Wort, ſondern genugthuende Antwort auf jede uns von euch über dieſe Lehre vorgelegte Frage zu euch hinaufzuſenden.

Von freyen Stücken eröffnen wir darüber folgendes ſchon im voraus.

Der Menſch hat nur dieſe Wahl: entweder, alles aus Einem, oder, alles aus Nichts herzuleiten. Dem Nichts ziehen wir das Eine vor, und geben ihm den Nahmen Gott, weil dies Eine nothwendig Einer ſeyn muß, oder es wäre, unter einem andern Nahmen, wieder nur daſſelbe eine allgemeine Nichts; jenes weſentlich Unbeſtimmte und doch Allbeſtimmende; jenes Unding des Unendlichen des Platon, lauter anderes und anderes, Alles und nicht eines, ein offenbar Unmögliches, ein noch weniger als Nichts.

Einer alſo iſt das Eine; und dieſer Eine war und mußte ſeyn vor allem Anderen und Anderen; ein Eines ohne Anderes: die Vollkommenheit des Seyns, die Vollkommenheit des Wahren.

Des Menſchen Erkenntniß iſt auf Unvollkommenheit gegründet, wie ſein Daſeyn. Daher in ihr jenes Weiſen immer nur von Einem auf ein Andres ohne Ende. In Gleichniſſen allein ſiehet und erkennt der Menſch. Das Unvergleichbare ſiehet und erkennt er nicht: ſich ſelbſt nicht, den eigenen Geiſt; und ſo auch Gott nicht, den allerhöchſten.

Ein Unvergleichbares, ein Eines für ſich und ohne anderes iſt der Menſch ſich ſelbſt durch ſeinen Geiſt, den eigenthümlichen, durch welchen er der iſt, der er iſt, dieſer Eine und kein anderer. Als dieſen Einen, der allein iſt dieſer Eine, und derſelbe bleibt unter allen möglichen Veränderungen, findet er ſich nicht erſt hintennach durch Selbſtvergleichung, ein Weſen des Begriffes, das iſt, der bloſen Einbildung; denn worin geſchähe die Vergleichung und Einbildung; worin würde das Selbſt dem Selbſte gleich? und was wäre das noch nicht gleichgeſetzte Selbſt, das Selbſt noch ohne eigenes Seyn und Bleiben, das durch gleich- ungleich- und zuſammenſetzen, durch verknüpfen erſt zu einem Selbſte mit eigenem Seyn und Bleiben, mit Selbſtſeyn würde? Was endlich verübte alles dieſes? — Er findet ſich als dieſes Weſen durch ein unmittelbares, von Erinnerung vergangener Zuſtände unabhängiges Weſenheitsgefühl, nicht durch Erkenntniß; er weiß, er iſt dieſer Eine und derſelbe, der kein Anderer iſt noch werden kann, weil unmittelbare Geiſtes-Gewißheit von dem Geiſte, von der Selbſtheit, von der Subſtantivität unzertrennlich iſt.

Der in ſich ſelbſt gewiſſe Geiſt des Menſchen bedarf aber, zu ſeinem Selbſtlaute, der Mitlaute Natur und Gott um ſein Daſeyn auszuſprechen, oder richtiger: er iſt kein reiner Selbſtlaut.

Weil er ſich ſelbſt nicht ausſprechen kann, ohne Gott und Natur mit auszuſprechen, und zwar ſo, daß dieſe vortönen: ſo weiß er, daß er der Alleinige nicht iſt, wenigſtens mit derſelben Gewißheit, womit er weiß, daß er iſt; bezeuget das von ihm unabhängige Daſeyn anderer ihm ähnlicher und unähnlicher Weſen außer, neben und vor ihm, mit derſelben Kraft, womit er das eigene Daſeyn ſich bezeuget. Er fühlet, erfährt urſprünglich, und kann es auch erkennen, daß ſeine Selbſtſtändigkeit wie ſeine Abhängigkeit eingeſchränkt iſt; daß er eben ſo nothwendig Einer nur ſeyn kann unter Anderen, unmöglich ein Erſter und Einziger; als er, um zu ſeyn Einer unter Anderen, noth-

wendig ſeyn muß Einer und *kein* Anderer; ein ſelbſtſtändiges, ein *wirkliches*, ein *perſönliches* Weſen.

Gott allein iſt der Eine der nur Einer iſt, der *Alleinige*; Er iſt das *Eine ohne Anderes* im ausnehmenden, im höchſten Sinne; in keinem Sinne Einer *nur* unter andern, kein einzelnes, durch *Vor- und Mitdaſeyn* bedingtes Weſen, ſondern das ausſchließlich in ſich ſelbſt genugſame *unbedingt* ſelbſtſtändige — das allein *vollkommene*, allein ganz *wahrhafte* Weſen.

Wie? Und dieſer Gott, weil er nothwendig *vollkommen, in ſich ſelbſt genugſam*; alſo kein einzelnes Weſen, das iſt, kein Individuum nur *aus* und *unter* einer Gattung iſt — Er ſollte darum nothwendig ohne Selbſtbewußtſeyn, ohne Perſönlichkeit, folglich auch ohne *Vernunft*, †) ſeyn müſſen? Er ſollte, weil er kein eingeſchränktes, abhängiges — unvollkommenes Weſen ſeyn kann

---

†) In der mit Recht viel gelobten geiſtreichen und im edelſten Ton abgefaßten Beurtheilung der Schrift *von den Göttlichen Dingen*, von Friedrich Schlegel (deutſches Muſeum 1ſter Band 1ſtes Heft S. 79 — 98) findet ſich, S. 96, folgende Behauptung: „Wer ſorgfältig redet, wird ſich von Gott nicht des „Ausdruckes *Vernunft* bedienen; alle aber, die Gott als einen „Geiſt erkennen, reden von dem göttlichen *Verſtande*."

Es iſt wahr, daß wir allgemeiner nur von einem göttlichen Verſtande reden; irrig aber, daß der ſorgfältig Redende ſich von Gott des Ausdruckes Vernunft nie bedienen werde. Wir bedienen uns von Gott dieſes Ausdruckes jedesmal, wenn wir ihn als ein perſönliches, mit Freyheit und Vorſehung wirkendes Weſen, beſonders unter dieſen Eigenſchaften in Betrachtung ziehen. Den νοῦς κοσμῶν verdeutſchen wir daher nicht: der ordnende Verſtand, ſondern: die ordnende Vernunft. (Platon's Werke von Schleiermacher Th. 2. Bd. 3. S. 89.) Wie wollten wir auch anders, da wir ſelbſt Perſönlichkeit, Freyheit und ſchöpferiſche Kraft nur als vernünftige Weſen beſitzen?

Im Menſchen nennen wir dasjenige ſeine Vernunft, kraft deſſen er, nicht nur unter ſich eine Natur die er beherrſchen; ſondern auch über ſich einen Gott, dem er gehorchen ſoll, und dies letztere zumal, erkennt: Und ſo kann denn allerdings auch geſagt werden, es dürfe dem höchſten Weſen, das nicht, wie der Menſch, durch ein zwiefaches Außer-Ihm bedingt iſt, nicht zwiſchen einem Ueber- und Unter-Ihm in der Mitte ſchwebt, ſo wenig Vernunft zugeſchrieben werden als — Sinnlichkeit (Th. 2. S. 10.) Es kann aber mit Wahrheit geſagt werden auch nur in dieſem beſtimmten Verhältniß eines So wenig als. Wir wiſſen, daß Gott nicht ſiehet mit Augen, und reden dennoch ungetadelt von ſeinem Auge, dem allſehenden. Wir wiſſen daß Gott nicht, gleich dem Menſchen, Begriffe bildend denkt, und reden dennoch ungetadelt von ſeinem Verſtande. Warum ſollten wir denn nicht auch ungetadelt reden dürfen von einer göttlichen Vernunft, da in dem nach Gottes Bilde geſchaffenen Menſchen Vernunft das Höchſte und eben das iſt, was ihn zu Gottes Ebenbilde macht? Ich frage: Wenn eine göttliche Vernunft nicht iſt, ſondern nur ein

— nothwendig Nicht-Perſon, Nicht-Intelligenz ſeyn? — Darum weil Er, unbedürftig der Natur,

---

göttlicher Verſtand; warum nennen wir denn, unbegreiflich verkehrt, was in Gott nicht wäre, im Menſchen dennoch ſo entſchieden und beſtimmt das Göttliche? Und was erhöbe dann den göttlichen über den blos menſchlichen Verſtand? — Was den menſchlichen über den blos thieriſchen Verſtand erhebt, wiſſen wir; es iſt die Erleuchtung durch Vernunft, oder, was daſſelbe heißt, durch den dem Menſchen inwohnenden Geiſt aus Gott, der ihn Gottes und ſeiner Erkenntniß theilhaftig macht. Allerdings kann Gott ſeiner ſelbſt nicht blos theilhaftig ſeyn, wie der Menſch Gottes blos theilhaftig wird, durch eine endliche, unvollkommene, ihm von Gott nur mitgetheilte Vernunft; aber noch weniger (man geſtatte der Nothdurft dieſen Ausdruck!) — noch weniger kann Gott, der ein Geiſt iſt, ſich von ſich ſelbſt ausſchließen, und ſeinem wahren Weſen nach Vernunftlos, nur ein unendliches Thier ſeyn, und auch dieſes nicht einmal, ſondern ein bloſes All-Leben. Mehrere Denker aus der älteren, mittleren und neueren Zeit, haben Gott das Selbſtbewußtſeyn in der Tiefe ſeines Weſens, mithin Perſönlichkeit, Freyheit und Vorſehung, abgeſprochen. Wider dieſe erklärt ſich aber Friedr. Schlegel in der vorliegenden Schrift wiederholt auf das entſchiedenſte, und noch ausführlicher in ſeinen einige Jahre ſpäter erſchienenen Vorleſungen über die Geſchichte der alten und neuen Litteratur. So geſtatte er uns denn auch, was von je her unter denen, die Gott als einen Geiſt erkannten, üblich war, nämlich, nicht nur von einem göttlichen Verſtande, ſondern auch und vornehmlich von einer göttlichen Vernunft zu reden.

Es zeigt ſich freylich hier, wie auch vielfältig ſonſt, eine nicht zu vertilgende Schwierigkeit in dem Gebrauche der Worte Vernunft unbedürftig der Sinnlichkeit, in Ihm ſelbſt allein das Leben hat; weil er in keinem Sinne-Daſeyn, Erkenntniß und Wahrheit *nehmend*, ſondern überall und ſchlechterdings nur *gebend* iſt: darum ſollte

---

und Verſtand, welche ihren Grund darin hat, daß ſich im Menſchen Vernunft und Verſtand gegenſeitig alſo bedingen, daß in dem überlegenden Bewußtſeyn bald der eine bald der andre dieſer Begriffe ſich vordrängt. So iſt ein Sprachgebrauch entſtanden, dem das philoſophiſche Urtheil vielfältig widerſpricht, dem aber der philoſophiſche Schriftſteller folgen muß, und auch, ohne Gefahr mißverſtanden zu werden, folgen kann, wenn er nur zuvor die Begriffe ſelbſt hinlänglich erörtert, und ihr gegenſeitiges Verhältniß zu einander vollkommen beſtimmt hat. Tiefer einzugehen in dieſe höchſt wichtige Betrachtung iſt hier nicht der Ort. Nur von der menſchlichen Vernunft, nach ihrem Unterſchiede von der Göttlichen, zum Beſchluß dieſer Anmerkung, noch ein paar weiter deutende Winke.

Die menſchliche Vernunft iſt zu betrachten, einerſeits als Wahrnehmungsvermögen eines *außer* und *über* dem Menſchen vorhandenen Göttlichen; anderer Seits als Wahrnehmungsvermögen eines im Menſchen vorhandenen Göttlichen, und — als dieſes Göttliche ſelbſt. Wäre nicht das vernünftige Weſen urſprünglich göttlicher Natur, ſo würde es auf keine Art und Weiſe, weder zu einer wahren Erkenntniß, noch zu einer wahren Liebe Gottes gelangen können.

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

(Göthe's Farbenl. Vorw. XXXVIII.)

Er ſelbſt, Er allein — ſeyn der nicht iſt, der Unlebendige?

Ja, der nicht iſt; nicht für ſich und überall nicht! Denn ein Seyn ohne Selbſtſeyn iſt durchaus und allgemein unmöglich. Ein Selbſtſeyn aber ohne Bewuſſtſeyn, und wieder ein Bewuſſtſeyn ohne Selbſtbewuſſtſeyn, ohne Subſtanzialität und wenigſtens angelegte Perſönlichkeit, vollkommen eben ſo unmöglich; eines wie das andre nur gedankenloſer Wortſchall. Alſo Gott iſt nicht, iſt das Nichtſeyende im höchſten Sinne, wenn er nicht ein Geiſt iſt; und er iſt kein Geiſt, wenn ihm die Grundeigenſchaft des Geiſtes, das Selbſtbewuſſtſeyn, Subſtanzialität und Perſönlichkeit, mangelt. Iſt er aber kein Geiſt, ſo iſt er auch nicht der Anfang der Dinge in ſofern ſie Wirklichkeit und wahres Weſen haben; denn das Erſte iſt nothwendig überall wo etwas wahrhaft iſt, der Geiſt: es iſt kein wahres Seyn noch Daſeyn möglich, außer im Geiſte und durch einen Geiſt.

Die geſunde noch unverkünſtelte Vernunft hat an der Wahrheit dieſer Sätze nie gezweifelt. Ihr verſteht es ſich von ſelbſt, daß Unweſen nicht das

Weſen; ein Grund der Unvernunft nicht als Folge Vernünftiges und die Vernunft; ein dummes Ungefähr nicht Weisheit und Verſtand; das Todte und Tödtende nicht das Lebendige; unempfindlicher Stoff nicht die empfindende Seele, Liebe, Vorſorge, Aufopferung, Gerechtigkeit; das Zerſtöhrende nicht das Schaffende und Ordnende; überhaupt das Geringere, aus ſeinen Mitteln, nicht das Höhere und Beſſere hervorbringen, ſich ſelbſt aus ſich allein dazu verklären und darin verwandeln kann: ſo wenig allmählich, das iſt, mit der bloſen leeren Hülfe einer bloſen leeren Zeit, als, ohne Zeitverlauf, plötzlich und in einem Nu.

Aber ein Geiſt! ſtauneſt du — ein Geiſt, wie kann er etwas außer ſich hervorbringen; etwas außer ihm wirkliches — andere Geiſter? Wie etwas ihm ganz entgegengeſetztes: eine ſinnliche, materielle Welt? — Wie kann aus dem Ewigen ein Anfang kommen?

Wer ſaget dir, daß aus Ihm, was Du einen Anfang nenneſt, gekommen ſey? — Und was meineſt du, wenn du von Anfänglichem und Unanfänglichem redeſt? Kannſt du ſagen, du ſeheſt irgend etwas vor dir wahrhaft entſtehen, und wahrhaft vergehen?

Oder *magſt* du ſagen, es ſey kein Anfangen und Aufhören, es verändere ſich in Wahrheit nichts, nichts entſtehe noch vergehe, alles ſey ohne Wandel? Jenes verbietet dir die *Vernunft*; dieſes, ein der Vernunft an Anſehn wenigſtens gleiches *unwiderſtehliches Gefühl*. — Was das übrige betrifft, ſo ſtaune doch zuerſt darüber, *daß nur etwas ſey und wirke*; oder läugne, daß es irgendwo ein Seyn und Bleiben gebe. Hier im Mittelpunkt des Unbegreiflichen, wo es dich ganz umgiebt, beſinne dich und wähle, ob du dich mit dieſem Unbegreiflichen in Freundſchaft oder Feindſchaft zu befaſſen habeſt.

Sucheſt du nicht überall ein Erſtes; und kann ein Erſtes je begriffen werden? Und was wäre dir das Erſte, wenn es nicht *Urſache* wäre? — Und was wäre dir Urſache — wenn ſie wäre, *was nie iſt*?

Hier verweile, und ſinne nach, tiefer und tiefer! Je vollkommener, ſtiller und reiner du in deinem Innerſten dich ſammeln wirſt; deſto deutlicher wirſt du vernehmen: *Er iſt!* — der das Auge gemacht hat: Er ſiehet! der das Ohr gepflanzt hat: Er höret! der dies Herz bereitet hat: Er liebt! der dieſen Geiſt aus ſich gebohren hat: Er will, und weiß, und iſt!

Von den
Göttlichen Dingen
und
ihrer Offenbarung.

Es giebt unempfängliche Zeiten, aber, was
ewig iſt, findet immer ſeine Zeit.

Joh. von Müller.

Les vérités divines sont infiniment au-dessus de la nature; Dieu seul peut les mettre dans l'ame. Il a voulu qu'elles entrent du coeur dans l'esprit, et non pas de l'esprit dans le coeur. Par cette raison, s'il faut connaître les choses humaines pour pouvoir les aimer, il faut aimer les choses divines pour pouvoir les connaître.

PASCAL.

Vorbericht

zu der gegenwärtigen neuen Ausgabe.

Es iſt allgemein bekannt, welchen heftigen Zorn die Schrift von den Göttlichen Dingen bei ihrer erſten Erſcheinung erregt hat, und welche grimmige Schmähungen, in dieſem Zorn, wider den Verfaſſer derſelben ausgeſtoßen worden ſind. Ich beharre bei meinem gleich damals gefaßten Entſchluß, es einzig und allein dem Werke ſelbſt zu überlaſſen, ſich und ſeinen Urheber zu vertheidigen. Es erſcheint demnach die Schrift von den Göttlichen Dingen hier, in der Sammlung meiner Werke, ganz ſo wieder, wie ſie zum erſtenmal erſchienen iſt, ohne Veränderung auch nur einer Sylbe in derſelben. So und nicht anders will ich, daß ſie auf die Nachwelt komme, und die Nachwelt ſoll nach ihr mich richten. Ich weiß, daß was ich bin, mir Niemand nehmen, und was ich nicht bin, Niemand geben kann, nach dem ewig wahren Spruch des bidern Welt- und Menſchenkenners Duclos: „Man macht und zerſtöhrt nur ſeinen eigenen Ruf. *)

Was den der Schrift von den Göttlichen Dingen gemachten beſondern Vorwurf betrifft: es wären in ihr die Lehren der Natur- oder Identitätsphiloſophie böslich entſtellt, abſichtlich verdreht, und offenbar verfälſcht worden; ſo haben mehrere tüchtige Männer ſie darüber, ohne mein Zuthun, ſo vollkommen genügend gerechtfertigt, daß ich mich dabei beruhigen kann. Ich verweiſe auf die

---

*) On ne fait et l'on ne détruit que sa propre reputation. Considerations sur les moeurs de IX. des gens de lettres.

Göttingiſchen gelehrten Anzeigen 1812. 72 St. Auf die Halliſche allgemeine Lit. Zeitung 1812. No. 56. Auf die Heidelbergiſchen Jahrbücher 1812. No. 22. Auf die Leipziger Lit. Zeitung 1812. No. 90. 91. 92.

Es wäre ein Leichtes, die in den angeführten Beurtheilungen vorgelegten Beweiſe noch anſehnlich zu vermehren. So iſt, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, in keiner derſelben die mit F. W. J. S. unterzeichnete Recenſion des Fichteſchen Werks: Ueber das Weſen des Gelehrten und ſeine Erſcheinung im Gebiete der Freyheit, Jenaiſche Lit. Zeitung 1806. No. 150. 151. zu Hülfe genommen worden, welche gleichwohl ſo bedeutend iſt, daß ſie allein ſchon zureichte darzuthun, was zu erweiſen war.

Von einer höchſt achtungswerthen Claſſe von Leſern iſt eine Stelle der folgenden Schrift ſo allgemein mißverſtanden, und ſo ganz meinem Sinne zuwider ausgelegt worden, daß ich der Erörterung meiner Schuld an dieſem Irrthum, hier wohl einen Platz gönnen muß.

Es iſt die Stelle, wo dem von der Perſönlichkeit Chriſti, ſo wie ſie in den Evangelien dargeſtellt iſt, hochbegeiſterten Boten ein nüchterner Philoſoph entgegen geſtellt wird, der es verſchmäht, von irgend einer Perſönlichkeit ſich begeiſtern zu laſſen, vollkommen auslangend mit dem Begriff, der Idee, und dafür haltend, was darüber ſey, das ſey vom Uebel, und, wie man es auch zum beſten kehre, abgöttiſches Weſen. Durch die Rede des Nüchternen, der als reiner Idealiſt dreiſt auftritt und alle Erleuchtung von außen her verwirft, ſoll der, wegen mit ſich ſelbſt uneiniger Lehre, in Anſpruch genommene Bote, zu einer Beſtimmten Gegenrede gereitzt werden, damit es an den Tag komme, ob er allein uneins ſey mit ſich ſelbſt, oder derſelbe Vorwurf auch den und in noch größerem Maaße treffe, der ihm denſelben machte, und wider ihn den nüchternen Philoſophen auftreten ließ.

Dieſer Anſchlag mißlingt. Der Bote, anſtatt ſich einzulaſſen, erwiedert auf die ſauerſüße Rede des nüchternen Philoſophen und ſeine hochmüthige Freundlichkeit nur mit einem ſtummen Lächeln, einer ſtummen Verbeugung.

Hier nun tritt der Verfaſſer der Schrift von den Göttlichen Dingen in eigener Perſon zwiſchen den Boten und den nüchternen Philoſophen in die Mitte, und ſtellt das Ungereimte der Zumuthung dieſes an jenen, wie ich glaube kräftig genug in das Licht. Die Vorwürfe, welche jenem gemacht wurden, für ganz nichtig erklären, kann er nicht; er iſt aber entſchieden mehr auf des Boten als des Idealiſten Seite, das beweiſet die ganze Folge der Rede, die eben hier eine neue Wendung nimmt, auf das klarſte, beſtimmteſte, ausführlichſte. Wird daſelbſt doch ſogar der andächtige Beter vor einem plumpen heiligen Bilde über den Philoſophen geſtellt, der nur vor ſeinem eigenen ungewiſſen Gedanken von Gott auf die Knie fallen will, und es nicht kann.

Aber auch abgeſehen von dem unmittelbar und weiter Folgenden bis zum Schluſſe der erſten Hauptabtheilung der Schrift, wo die ganz Inwendigen den ganz Auswendigen, das Aeußerſte dem Aeußerſten ſchroff und ſcharf entgegen geſtellt wird, offenbart ſich die Geſinnung des Verfaſſers ſchon entſcheidend genug durch die bittere Abfertigung aus dem Epictet, die er dem Idealiſten gleich hier zu Theil werden läßt.

Epictet hatte es mit einer Claſſe von Philoſophen zu thun, von denen er in der einundzwanzigſten Rede ſagt, daß ſie ſo ſtolz einher treten als ob ſie einen Obelisk verſchlungen hätten; ſie wollten daß ein jeder der ihnen begegne ſich einen großen Begriff von ihnen machen, und hinter ihnen her ausrufe: Großer Philoſoph! — Die aus der zweyundzwanzigſten Rede angeführten bittern Worte lauten vollſtändig alſo: „Was „ſoll ich dieſem Sclaven antworten? Schweige ich ſo berſtet er vor Zorn. Ich muß ihm ſagen: Halt mir zu gut, wie man Verliebten zu gut hält. Ich bin nicht bei mir ſelbſt. Ich bin toll.“

Daß irgend ein Leſer hier irre werden und, anſtatt ſich der μανία bei Platon zu erinneren, die wunderbare Meinung faſſen könnte, es würde nicht des ſelbſtgenugſamen nüchternen Philoſophen, ſondern des von wahrhaft Göttlichen Gefühlen und Gedanken begeiſterten Boten, als eines Verrückten, geſpottet, konnte dem Verfaſſer nicht in den Sinn kommen. Die offenbare Richtung ſeiner Schrift iſt, auf die mannichfaltigſte Weiſe darzuthun, daß der religiöſe bloſe Idealiſt, und der religiöſe bloſe Materialiſt ſich nur in die beyden Schalen der Muſchel theilen, welche die Perle des Chriſtenthums enthält. Weder der Bote noch ſein Freund, der Verfaſſer der Schrift von den Göttlichen Dingen, wollen eine ſolche Theilung, ſondern die Perle ſelbſt; ſie unterſcheiden ſich nur in ihren Meinungen von dem Werthe der Muſchel und der ſie umgebenden Schale, das heißt der hiſtoriſche Glaube des Einen, iſt nicht der hiſtoriſche Glaube des Andern. Dem Verfaſſer der Schrift von den Göttlichen Dingen iſt die Geſchichte des Chriſtenthums die ganze Geſchichte der Menſchheit, dieſe ſchließt ihm jene in ſich; dahingegen der Bote die entgegen geſetzte Meinung zu haben ſcheint. Der Verfaſſer iſt nicht geſonnen eine Erörterung dieſes Gegenſtandes hier von neuem zu beginnen. Er hat über die Geheimnißvollen Wege und Mittel Göttlicher Offenbarungen an die Menſchen in ſeinem Werke mit Ernſt, Aufrichtigkeit und Ehrfurcht geredet, und das Beſte was er wußte mitgetheilt. Er preiſet diejenigen glücklich, denen ein helleres Licht, eine noch freudigere und feſtere Zuverſicht geworden iſt. Wer mit ihm hadern will, der hadere; er wird nicht darein reden, überzeugt, daß jedweder, der ſein Buch unbefangen in die Hand nimmt und durchlieſt, der Geſinnung aus der es gefloſſen, wird Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Nur den Vorwurf durfte er nicht, ohne ihm laut zu widerſprechen, dulden, daß er Ungebühr ſich erlaubt hätte wider den von ihm ſelbſt ſo hochgeſtellten Mann, ſeinen anerkannten Freund von frühen Jahren her, den Boten zu Wandsbeck.

Vorbericht

zu der erſten Ausgabe.

Die folgende Schrift iſt aus einer für den Hamburgiſchen unparteiiſchen Correſpondenten beſtimmten Anzeige des VI. Bandes der ſämmtlichen Werke des Wandsbecker Boten, zu der ich mich gegen meinen Freund Perthes anheiſchig gemacht hatte, entſtanden.

Ich wußte, daß ich zu Arbeiten dieſer Art kein Geſchick hatte, war aber nachgiebig genug zu verſprechen, wenigſtens einen Verſuch zu machen, unter der Bedingung, daß mir zu meiner Anzeige der ganze Raum einer gewöhnlichen Zeitungsbeilage von acht Spalten geſtattet würde. Dies geſchah ohne Anſtand. Ich langte nicht aus, zeigte es an, und man bewilligte mir den doppelten Raum, dann den dreifachen, den vierfachen; endlich ſo viel ich nur bedürfen würde.

Um aus der Sache zu kommen und für die Fortſetzung meiner Arbeit, die mich ſchon über alle Schranken einer Recenſion hinaus geführt hatte, den freieſten Spielraum zu gewinnen, ſchlug ich Hrn. Perthes vor, mich bei dem Hamburgiſchen Correſpondenten ein für allemal zu entſchuldigen, und dann meine Schrift, die ich zu vollenden eilen wolle, beſonders heraus zu geben, unter dem Titel:

Mißlungener Verſuch einer parteiiſchen Beurtheilung der ſämmtlichen Werke des Wandsbecker Boten, für den unparteiiſchen Hamburger Correſpondenten.

Der Vorſchlag wurde angenommen, und bald darauf der Druck des mißlungenen Verſuchs auch wirklich begonnen. Die Schrift ſollte in der Jubilate-Meſſe 1798 erſcheinen, und findet ſich auch in dem Meß-Catalog deſſelben Jahres unter den fertig gewordenen Büchern angezeigt.

Ein Zufall entfernte den damals herumirrenden Verfaſſer plötzlich von Hamburg, und erſt gegen das Ende des Jahres kam er wieder in eine Lage, die ihm an ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu denken erlaubte.

Eben hatte er jetzt ſein unterbrochenes Werk, dem nur noch wenig zur Vollendung fehlte, wieder zur

Hand genommen, als er zur Theilnahme an dem bekannten Ereigniß, welches den Philoſophen Fichte von Jena entfernte, hingezogen wurde. An dieſe Störung reiheten ſich andere; und ſo entſtand zuletzt der Entſchluß, den *mißlungenen Verſuch* beim Worte zu nehmen, und ihn zum Untergange zu verdammen.

Für den *Brief an Fichte* *) hatte ich dieſer Schrift einige Stellen ſchon entwendet. Noch viel mehr entwendete ich derſelben auf Reinholds dringende Bitte für die von ihm herausgegebenen Beiträge zur leichteren Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie beim Anfange des neunzehnten Jahrhunderts **).

Der erſte Raub war unbedeutend, und konnte, ohne dem Schreiben an Fichte zu ſchaden, demſelben bei einer neuen Auflage wieder entzogen werden. Dagegen war der andere, für die Reinholdiſchen Beiträge, ſo anſehnlich, und es war bei ſeiner Entführung von einem Orte an einen andern auf eine ſolche Art mit ihm zu Werk gegangen worden ***), daß der Schrift, die ihn erlitten hatte, wenn ihre Vollendung von dem Verfaſſer noch einmal beſchloſſen werden ſollte, nach jener Begebenheit nicht anders mehr zu helfen war, als durch eine ganz neue Verfaſſung ihres zweiten Theils, welches der entführte war.

---

*) Jacobi an Fichte. Hamburg 1799.

**) S. das 3te Heft: Ueber das Unternehmen des Kriticiſmus, die Vernunft zu Verſtande zu bringen, und der Philoſophie überhaupt eine neue Abſicht zu geben.

***) S. den Vorbericht zu der angeführten Abhandlung.

An wiederholten Verſuchungen, einen ſolchen Entſchluß zu faſſen, hat es nicht gefehlt. So oft ich bei Gelegenheiten den erſten Theil des Werks, oder einzelne Stellen daraus Freunden vorlas, wurde ich jedesmal auf das dringendſte ermahnt, es nicht in dieſem unvollendeten Zuſtande zu laſſen. Aber wirklich dazu bewogen worden bin ich zuletzt erſt durch mich ſelbſt. Auf welche Weiſe, mag künftig einmal bekannt werden. †)

Was mir lange dieſen Entſchluß zu faſſen ſo ſchwer gemacht hatte, war viel weniger die entſtandene Nothwendigkeit, die zweite Abtheilung neu zu verfaſſen, als die Unmöglichkeit, der erſtern Abtheilung eine andre Form als die urſprüngliche zu geben. Die Schrift mußte höchſt unſchicklich beginnen mit den Worten: der Recenſent u. ſ. w. oder das Ganze konnte gar nicht erſcheinen.

---

†) In der Freude über den erſten Theil der Ideen zur Geſchichte der Entwickelung des religiöſen Glaubens, von Kajetan Weiller, der im May 1808, vier Jahre vor den zweiten, und ſechs Jahre vor dem dritten erſchien, faßte ich den Entſchluß, und that gewiſſermaßen ein Gelübde, die Schrift von den Göttlichen Dingen zu vollenden, ſogleich Hand anzulegen, und nicht wieder abzulaſſen, es trete dazwiſchen was da wolle. Eine Reihe bitterer Widerwärtigkeiten, die ſich in demſelben Jahre für mich zu entwickeln anfingen, verzögerten die Ausführung; der Wille aber

Der Anfangs gewählte Titel: „Mißlungener Verſuch einer parteiiſchen Beurtheilung u. ſ. w. ſchlichtete alles; nur war es unmöglich, nach ſo vielen Jahren ihn noch zu gebrauchen.

Aber was iſt es denn am Ende um eine augenblickliche Befremdung, die in Wahrheit nicht einmal Statt finden kann, da ſie der Vorbericht verhindert?

---

und die Hoffnung zu vollenden, verließen mich nie auch nur einen Augenblick. Möge die Erwähnung des Weillerſchen Werks an dieſem Ort dazu dienen, auf daſſelbe aufmerkſamer zu machen. Was ſeinen Werth anbelangt, ſo berufe ich mich nur auf das demſelben in dem ſechsundzwanzigſten Stück der Göttingiſchen gelehrten Anzeigen 1815. gegebene Zeugniß, welches jeder Unbefangene, als ein vorurtheilfreies, das nicht weiß von der Perſon und ſie nicht anſieht, erkennen wird.

Wie ich dem Verfaſſer der Ideen die Schrift von den Göttlichen Dingen bei ihrer erſten Erſcheinung in ſtillem Geiſte widmete, ſo eigne ich ſie demſelben jetzt öffentlich zu, als ihm angehörend wie, außer mir ſelbſt, keinem Anderen. Ich weiß auch, er ſtehet zu ihr, wie ich ſelbſt zu ihr ſtehe. Der reinſten, uneigennützigſten Freundſchaft ſetze ich dieſes Denkmal.

Die Frage iſt, ob der Verfaſſer glücklich oder unglücklich ſich verirrte, aus einer Recenſion des ſechsten Bandes der ſämmtlichen Werke des Wandsbecker Boten in allgemeinere Betrachtungen über religiöſen Realiſmus und Idealiſmus, Buchſtabe und Geiſt, Vernunftoffenbarung und poſitive Lehre; und ob der geſchloſſenen Reihe dieſer Betrachtungen jetzt mit Fug die Ueberſchrift gegeben werden konnte, unter der ſie hier ans Licht tritt.

Der Recenſent gehört unter diejenigen, die es nicht vergeſſen können, wie vielen Dank allerlei Art ihnen Asmus, Bote zu Wandsbeck, ſeit fünf und zwanzig Jahren abgewonnen hat: denn ſo lange durchwandert er nun ſchon an ſeinem Botenſtabe das weitläufige Deutſchland; beſtellte während dieſer Zeit nicht nur an die Reichen in großen Städten, an die Ueppigen in Palläſten; ſondern mit gleicher Emſigkeit und Treue, ja wohl noch freundlicher und lieber im entlegenen Dorfe, in der einſamen Hütte, an den Dürftigen, Kummervollen und Bedrängten, was ſeine Aufträge mit ſich brachten. Eine gute, bidere Seele! Und ich denke ſo eben dabei, daß, wenn auf jedes Fenſter oder Fenſterchen, wo er anklopfte, und etwas hineinreichte, das dem Bewohner lieb war, eine nur geringe Taxe gelegt würde, der geſammelte Ertrag anſehnlich genug ausfallen dürfte, um ſelbſt Herrn Pitt aufmerkſam darauf zu machen.

Eigentlich ſind dieſe Betrachtungen meines Amtes nicht, und ein wahrer Vorwitz; denn ſie machen mich als Recenſenten verdächtig. Wer von Dank weiß, eigenem oder verwandtem, und nicht Herr iſt über ſein Gemüth, wie ich von mir geſtanden habe: der gilt mit Recht für beſtochen. Zum Glück iſt es die ausdrückliche Abſicht des Publikums, indem es mich als Recenſenten dieſer Schrift auftreten läßt, daß ich den erwähnten Makel an mir habe und ihn zur Schau trage. Denn da der Verfaſſer in der vorläufigen Anzeige ſeines ſechsten Theils, und jetzt wieder in der Vorrede, ſich hat einbilden, und Andern zu verſtehen geben wollen: Wir insgeſamt, die wir das Publikum im Urtheilen zu vertreten und ihm ſeine Meinungen einzurichten, vorzumachen und beizubringen haben, hätten wider ihn etwas auf dem Herzen, und bedienten ihn ungefähr wie der Hofmarſchall *Albiboghoi* bei der Audienz zu Jedo in Japan, da dieſer für ihn um die Erlaubniß bat, ſich vor dem Kaiſer den Leib aufzuſchneiden, „*damit er auf andere Gedanken gebracht würde*:“*) — So will ein großmüthiges Publikum hiermit auffallend das Gegentheil zu erkennen geben, und ſelbſt der Hamburgiſche Unpartheiiſche Correſpondent hat es in dieſer Abſicht ſich gefallen laſſen müſſen, Einmal etwas Parteiiſches oder Beſtochenes einzulaſſen — Zur Sache!

---

*) Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Th. III. S. [illegible]

Aller guten Dinge wären eigentlich nur Drei, ſagt der Verfaſſer in der ſchon erwähnten vorläufigen Anzeige; aber er könnte ſich nicht helfen, und müßte verſuchen: Ob ſie nicht auf Sechſe zu bringen wären.

Wir haben ſie zuſammen vor uns, und bemerken zuerſt: daß ſich nach einem gewiſſenhaften Ueberſchlage hervorgethan hat, wie unſer Verfaſſer, angeſehn er fünf und zwanzig Jahre auf die Ausarbeitung ſeiner Opera omnia verwendet, ſich nicht einmal das: Nulla dies sine linea! hat zum Geſetze machen wollen. Dieſes erwogen, müſſen wir ihn, wider unſern Willen, doch etwas ſtrenger beurtheilen.

So viel gutes Zeugniß können und dürfen wir ihm geben, daß er ſich gleich geblieben, und ſein ſechster Theil nicht geringer an Werth iſt, als die vorhergegangenen. Dieſes hat er wohl ſeiner ernſtlichen Manier zu danken; welche nicht zu den Manieren der Kunſt gehört, die jemand annimmt, wählt, oder ſich ſelbſt erſchafft. Ganz im Gegentheil erſchafft dieſe Manier ſich ihre Kunſt. Eine Kunſt, von der man zwar geſtehen muß, daß ſie keine Kunſt iſt wie ſie die ganz vornehmen Leute, die großen Wirtuoſen, die ſich ſelbſt dafür ausgeben und niemand anſehen, beſitzen und fodern; die aber dagegen auch das Gute mit ſich bringt, daß ſie nie etwas vom Handwerke annehmen, noch weniger am Handwerke ſterben kann. „Der Mann,“ ſagt unſer Verfaſſer in einer kleinen Abhandlung über die Muſik, in ſeinem erſten Bändchen (S. 87) — „Der Mann, der zuerſt bei'm Gottesdienſt Muſik hören ließ, hatte wohl nicht die Abſicht, ſich dem Publiko als Komponiſten zu empfehlen; ſo wenig der Prophet Nathan durch ſeine Fiction von dem Einen Schaf des armen Mannes den Namen eines guten Fabeldichters verdienen wollte u. ſ. w. “ — Er fährt fort: „Die erſten Dichter jeder Nation ſollen ihre Prieſter geweſen ſeyn; vielleicht geriethen dieſe auch zuerſt auf die Erfindung, ihren Geſängen durch Saitenſpiel mehr Eingang und Kraft zu geben. Die Muſik mag indeſſen am Altar entſprungen, oder in die Tempel eingeführt worden ſeyn; ſo muß man hier die Zeit annehmen, darin ſie ohne alle eigene Gerechtigkeit war, und in Knechtsgeſtalt Wunder that.“ —

Nachher ſoll in Griechenland, wo Muſik anfänglich auch allein bei dem Lobe der Götter und Helden, und bei Erziehung der Jugend gebraucht wurde, ſo lange daran gefeinert und gefeilt worden ſeyn, bis eine *ſchöne Kunſt* aus ihr gemacht war.“

Ohne eigene Gerechtigkeit, und — in *Knechtsgeſtalt*: dieſe zwei Beſtimmungen charakteriſiren auffallend die Art und Kunſt unſeres Freimeiſters in allen ſeinen Werken.

Wenn ſich etwas neu und tief empfundenes, oder groß und trefflich gedachtes in ſeiner Einbildungskraft geſtaltet hat, und nun in angebohrnem Glanze hervor treten will, ſo hält er es an, um ihm vorher die Strahlen zu löſchen; er erröthet, windet und verſteckt ſich — *will es nicht gethan haben*. Daher die ihm ſo ganz eigenthümliche Weiſe der Einkleidung, die drollichten Wendungen, die eingemiſchten Späße, das Lächeln, das er dem Leſer auf die Lippen bringt, indem er zugleich ſein Innerſtes oft bis ins Mark erſchüttert. Man rufe ſich die Dedication an Freund Hain und die dahinter ſtehende Erklärung der Kupfer ins Gedächtniß zurück; man leſe jene Blätter wieder — jeder wird alsdann verſtehen was ich meine.

Guter Asmus! Du begehrſt keinen von denen Sternen — ſo wenig literariſchen als politiſchen — „die auf dem Latz prangen;“ Du verlangſt ihn nicht, wegen des andern „auf der bloſen Bruſt:“ Dir genügt an dieſem — Du kannſt am blauen Himmel jenen hellen Stern — irgend einen, den gerad dein aufgeſchlagenes Auge trifft — „ſo eine ganze halbe Stunde, als eine offnere oder zarter bedeckte Stelle der Welt, wo die Seele heller durchſcheint anſehen, und Dich ſo in Dich darüber freuen... und das hat Herr Magiſter und Profeſſor Ahrens — der ſonſt alles auf den Fingern weiß — nie gekonnt!“ — Und darum wollen wir, gleich deinem Vetter, auch dich lieber haben, als die Herren Magiſter und Profeſſores Ahrens, und uns deine ſchlichten Haare und breiten Schuhe mit den dicken Waſſerſohlen nicht anfechten laſſen, denn du gefällſt uns wirklich ſo nur deſto beſſer; es kleidet dich.

Mit ſeinem fünften Theile hat unſer Verfaſſer doch angefangen ſich den honoratioribus etwas mehr gleich zu ſtellen, und auch die erſte Abhandſung in demſelben: Von der Unſterblichkeit — mit ſeinem gelehrten Namen: Matthias Claudius, blank und bar unterſchrieben. Wirklich iſt er in der Stille mit ſeinem Zeitalter fortgegangen, wenn er ſchon nicht gleichen Schritt mit ihm gehalten hat: letzteres hätte zu viel hin und her erfodert, wozu er wohl nicht thätig und behende genug ſeyn mag. — Auch hielt er ſich von denen abgeſondert, die eine Minerva mit einem Kukuk ſtatt der Eule auf dem Helme zum Panier haben. — Aber überhaupt mit fortgegangen iſt er, und wir wollen gleich hier aus dem eben erſchienenen ſechsten Theile eine Stelle zum Beweiſe anführen.

Es heißt dort, in dem vierten Briefe an Andres, S. 183: „Der Menſch iſt in ſich reicher als Himmel und Erde, und hat was ſie nicht geben können ... Die Weisheit und Ordnung, die er in der ſichtbaren Natur findet, legt er mehr in ſie hinein, als er ſie aus ihr heraus nimmt; denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er ſie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, ſo wie man ohne Maß nicht meſſen kann. Himmel und Erde ſind für ihn nur die Beſtätigung von einem

Wiſſen, des er ſich in ſich bewüſſt iſt, und das ihm die Kühnheit und den Muth giebt, alles zu meiſtern und aus ſich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung iſt und fühlt er ſich größer, als alles, was ihn umgiebt, und ſehnt ſich nach etwas anderm.“

Bei dieſer ſchönen Stelle aber möchte der Recenſent dem Verfaſſer gern eine Frage vorlegen. Dieſe nämlich: Ob es ſich mit dem, was wir in Büchern leſen, oder uns mündlich erzählt wird, was wir hiſtoriſch erfahren, anders verhalte, als mit dem, was wir unmittelbar anſchauen? Ob der lebloſe Buchſtabe vielleicht mehr vermöge als die lebendige Natur? Ob in jenem — dem Buchſtaben — wohl gar das Maß des Maßes enthalten und allein gegeben ſey, dergeſtalt, daß ohne ihn der Geiſt nichts nütze wäre, oder doch nur wenig?

Mannichfaltige Aeußerungen unſers Verfaſſers laſſen die Behauptung zu, er müſſe dieſe Frage mit Ja beantworten. Nun haben zwar von jeher viele gelehrte, geiſtreiche, wohl auch mit unter gründlich denkende Männer eben ſo gemeint, allein ich beſinne mich auf keinen, der zugleich und daneben hiſne tiefere philoſophiſche Einſicht, welche die eben angeführte Stelle beweiſet, hätte blicken laſſen. Ein ſolches Nebeneinander- und Beiſammenſeyn iſt das, was allein befremdet. Und wäre noch jene eben angeführte Stelle die Einzige! Aber wir könnten aus jedem Theile mehrere von derſelben Beſchaffenheit, und darunter wohl noch auffallendere, vorlegen.

Im fünften Theile, z. B. in dem von uns ſchon angezogenen, eben ſo tief und trefflich gedachten, als genialiſch ausgeführten Schreiben über die Unſterblichkeit, wird mit dem größten Fleiße dargethan, daß jene Anſichten und Begriffe, welche wir einſtimmig höhere Anſichten und Begriffe nennen, und deren Beſitz das Weſen und den Vorzug der Menſchheit ausmacht, uns weder von der Außenwelt gegeben, noch von uns ſelbſt in unſerem Innern, durch Abſondern und Verbinden, künſtlich erſchaffen werden, ſondern daß wir ſie in uns antreffen ungeſucht und unbegehrt, als etwas, deſſen wir uns nicht erwehren können.

Ungeſucht und unbegehrt, weil keiner etwas ſuchen und begehren kann, wovon er nicht einigermaſien ſchon weiß: „Man muß ſchon wiſſen, wo man hinſteigen will, ehe man die Leiter anſetzt.“

Jene höhere Anſichten, Begriffe, Ideen (die nach der richtigen Bemerkung unſeres Verfaſſers zuletzt in Eine zuſammenfließen), da die Außenwelt, die Natur, ſie nicht giebt, und ſie aus ihr nicht abgezogen werden können, dennoch aber im Innerſten des Menſchen unaustilgbar haften — beweiſen: „daß in dem Menſchen nicht allein noch etwas Anderes als ſonſt in der ganzen Natur, ſondern auch, daß dies Andere mehr als die Natur und über dieſelbe ſey.“

In ergreifenden Beiſpielen zeigt er, wie ſich dies Andere auf eine zwiefache Weiſe als ein Höheres, ein Ueberſinnliches und Uebernatürliches unwiderſprechlich zu erkennen gebe.

Einmal nöthiget der Menſch die Natur außer ihm, Kraft dieſes Anderen, ihre Wirkungen mannichfaltig zu verändern, Einflüſſe von ihm anzunehmen, ſich zu fügen nach ſeinen Abſichten und Gedanken, und zu thun und hervorzubringen, was ſie für ſich allein nicht würde, nicht könnte.

Dann aber offenbart dies Andere und Höhere ſich noch entſcheidender durch die Herrſchaft, die es über die *Natur im Menſchen ſelbſt* beweiſt. Hier ſtehen blinde, d. i. blos nach dem Geſetz der Stärke wirkende, aber lebendige, ſich fühlende Naturkräfte der Geiſtesgewalt gegenüber, lehnen ſich wider ſie auf, und es entſteht ein Kampf, in welchem der Sieg hin und her zu wandeln ſcheint. Aber jene, mit unſterblicher Kraft ſich immer wieder neu erhebend, behauptet die Rechte ihrer Krone, ihres Zepters.

Unvertilgbar, wie die *Ideen*, waltet im Menſchen das Bewuſſtſeyn eines Vermögens und eines Triebes, ſich über alles, *was blos Natur iſt*, mit dem Geiſte, mit Abſicht, Vorſatz und Gedanken — zu erheben. Mit bewuſſter Ueberlegenheit ſtellt es ſich dieſem (dem, was blos Natur iſt) entgegen, und bemeiſtert ſich ſeiner, um demſelben die ihm fremden Geſetze der Gerechtigkeit und Weisheit, des Schönen und Guten — blinde Kräfte durch blinde Kräfte erregend und bändigend — äußerlich anzunöthigen und aufzudringen, damit Raum werde für Licht und für Recht.

Unzertrennlich von dieſem Bewuſſtſeyn iſt im Menſchen der Aufblick zu einem Weſen *über* ihm, das nicht blos ein Allerhöchſtes iſt, ſondern Gott, der Alleinige; zu einer Allmacht, die nicht iſt blos die Allgewalt einer blinden, ſelbſt der Nothwendigkeit gehorchenden Natur- oder Weltſeele (in Wahrheit nur das phantaſirte Geſpenſt der Nothwendigkeit ſelbſt) ſondern der Wille eines Wollenden, der wiſſend und mit Freiheit alles, was des Daſeyns ſich erfreut, aus Liebe werden läßt. Ohne Liebe wäre Freiheit nur blindes Ungefähr, ſo wie Vernunft ohne Freiheit nur ihrer ſelbſt inne werdende blinde Nothwendigkeit. Allein um des Schönen und Guten willen, ihm zu Liebe, iſt eine Welt vorhanden.

Des vernünftigen endlichen Weſens Seyn, Bewuſſtſeyn und Handeln, iſt bedingt durch ein doppeltes Außer ihm: eine Natur unter, und einen Gott über ihm.

In und durch ſich allein ſeyn, kann nur Gott, der abſolut vollkommene. Ihn unterſcheidet die menſchliche Seele von der Natur, wie ſie, durch Freiheit über die Natur ſich erhebend, ſich ſelbſt von ihr unterſcheidet: durch Geiſtesbewuſſtſeyn wird ihr Gottesahndung.

ttes-
hndung

Alle dieſe Erkenntniſſe nun, ſagt unſer Verfaſſer, müſſen, aus den angeführten Gründen, entweder dem Menſchen unmittelbar von Gott kommen, oder unmittelbar aus der eigenen Seele. — „Ich will aus Beſcheidenheit (ſagt er) nur das letzte annehmen.“ *)

Dieſe Ausſage iſt entſcheidend, und gibt ſogar noch mehr zu als wir fodern. Uebrigens ſtimmen wir den eben vorgetragenen Sätzen durchaus bei. Offenbar kommen die Augen und das Sehen nicht von den Gegenſtänden, die geſehen werden, der Hunger nicht von der Speiſe, das Herz nicht von den Trieben, die es offenbart. Alles Empfinden und Streben geht von Selbſtſeyn, in ſich ſeyn, vom Leben aus; alles Vernehmen von Etwas, das unmittelbar und weſentlich ſich ſelbſt vernimmt; zugleich und eben ſo unmittelbar und weſentlich, in demſelben untheilbaren Augenblick, Natur und Gott — Endliches und Unendliches, Ewigkeit und Zeit. Was, ſich ſelbſt vernehmend, Freiheit inne wird, und Gottes inne als des höchſten Gutes; was Sittlichkeit ſtiftend Religion offenbart, Religion offenbarend Sittlichkeit ſtiftet,

---

*) Th. V. S. 22.

beides unzertrennlich: das iſt der **Geiſt**, und außer ihm iſt keine Wahrheit.

Es geben alſo die **ſämmtlichen Werke**, wie das aus ihnen Angeführte ſchon hinlänglich darthut, nicht allein zu, ſondern es wird in ihnen ſelbſt bewieſen: daß, um Gott und ſein Wohlgefallen zu ſuchen, man ihn und was ihm wohlgefalle, ſchon voraus im Herzen und Geiſte haben müſſe; denn was uns nicht auf irgend eine Weiſe ſchon bekannt iſt, können wir nicht ſuchen, nicht tiefer erforſchen. Wir wiſſen aber von Gott und ſeinem Willen, weil wir aus Gott gebohren, nach ſeinem Bilde geſchaffen, ſeine Art und Geſchlecht ſind. Gott lebet in uns, und unſer Leben iſt **verborgen** in Gott. Wäre er uns nicht auf dieſe Weiſe gegenwärtig, **unmittelbar** gegenwärtig durch ſein Bild in unſerm innerſten **Selbſt**: was außer Ihm ſollte Ihn uns kund thun? — Bilder, Töne, Zeichen, die nur zu erkennen geben, was ſchon verſtanden iſt? — Der Geiſt dem Geiſte: was?

So macht **Simplicius**, in ſeiner Auslegung des Epictet, wider gewiſſe Leute, die ſich über die Zukehrung des Menſchen zu Gott ſo ausdrückten, als wenn Gott, vom Menſchen abgewendet, ſich erſt zu ihm wenden müßte, die Anmerkung: „es ginge ihnen hiebei wie denen, die ein Schiffſeil um einen Felſen am Ufer würfen, und da ſie ſich und ihr Boot an demſelben Ufer hinan zögen, einfältig genug wären zu meinen, daß ſie nicht ſich dem Felſen näherten, ſondern der Felſen allmählig zu ihnen käme.“ *)

Nach Gottes Bilde geſchaffen, Gott *in uns* und *über uns*; Urbild und Abbild, getrennt und doch in unzertrennlicher Verbindung: das iſt die Kunde, die wir von ihm haben, und die einzig mögliche; damit offenbart ſich Gott dem Menſchen lebendig, fortgehend, für alle Zeiten. Eine Offenbarung durch äußerliche Erſcheinungen, ſie mögen heißen wie ſie wollen, kann ſich höchſtens zur innern *urſprünglichen* nur verhalten, wie ſich Sprache zur Vernunft verhält. Ich ſage, höchſtens nur; und ſetze dem vorhergegangenen hinzu: So wenig ein *falſcher* Gott außer der menſchlichen Seele für ſich daſeyn kann, ſo wenig kann der *Wahre* außer ihr *erſcheinen*. Wie der Menſch ſich ſelbſt fühlt und bildet, ſo ſtellt er ſich, nur *mächtiger*, die Gottheit vor. Darum iſt zu allen Zeiten die Religion der Menſchen wie ihre Tugend, wie ihr ſittlicher Zuſtand beſchaffen geweſen. Ein berühmter Heerführer unter der Regierung des franzöſiſchen Königs Johann, hatte den Wahlſpruch und trug ihn in der Fahne: L'Ami de Dieu, et l'ennemi de tous les hommes. Das hieß in ſeinem Herzen: *Für mich und wider alle.* Nur durch ſittliche Veredlung erheben wir uns zu einem würdigen Begriffe des höchſten Weſens. Es gibt keinen andern Weg. Nicht jede Gottesfurcht ſchließt Bösartigkeit und Laſter aus. Um einen Werth zu haben, muß ſie ſelbſt eine Tugend ſeyn; alsdann iſt ſie, die andern Tugenden alle vorausſetzend, die edelſte und ſchönſte, *gleichſam die Blume ihrer vereinigten Triebe, ihrer geſammten Kraft.* Den Gott alſo haben wir, der *in uns Menſch* wurde, und einen andern zu erkennen iſt nicht möglich, auch nicht durch beſſeren Unterricht; denn wie ſollten wir dieſen Unterricht nur verſtehen? Weisheit, Gerechtigkeit, Wohlwollen, freie Liebe, ſind keine *Bilder*, ſondern *Kräfte*, von denen man die Vorſtellung nur im

---

*) Commentar. in Epicteti enchiridion p. 397. ed. Schweighaeuser (p. 250. ed. Heusii).

Gebrauch ſelbſthandelnd erwirbt. Es muß alſo der Menſch Handlungen aus dieſen Kräften ſchon verrichtet, Tugenden und ihre Begriffe erworben haben, ehe ein Unterricht von dem wahren Gott zu ihm gelangen kann. Und ſo muß, ich wiederhole es, Gott im Menſchen ſelbſt gebohren werden, wenn der Menſch einen lebendigen Gott — nicht blos einen Götzen — haben ſoll; Er muß menſchlich in ihm gebohren werden, weil der Menſch ſonſt keinen Sinn für ihn hätte. Der Vorwurf: Es würde auf dieſe Weiſe ein Gott nur erdichtet, wäre mehr als ungerecht. Und wie ſollte denn der Nicht Erdichtete beſchaffen, woran erkennbar ſeyn als der allein Wahre?

„Ich wäre erlegen" — ſagt unſer Verfaſſer in dem Schreiben über die Unſterblichkeit — „wäre verzweifelt bei der Uebergewalt des Erdſchattens in unſeren Herzen, wenn es keine tugendhafte Menſchen gegeben hätte. Aber dieſe großen Menſchen haben mich gelehrt, daß die menſchliche Seele unſterblich ſey, und unüberwindlich, wenn ſie es ſeyn will, und nur den Muth hat, ſich ihrer edeln Haut zu wehren."

Vortrefflich! Aber (dürfte man den Verfaſſer hier wieder fragen) wie kommt die Bewunderung jener großen Menſchen, eines Confucius, eines Sokrates, und ſelbſt Chriſtus, in das Herz, in den Sinn und Geiſt des Bewunderers? Können ſie wohl für irgend jemand anders da ſeyn, als in der Vorſtellung, die er ſich von ihnen gemacht, und die ihm ganz inwendig iſt? Trifft nicht auch hier die Bemerkung des Verfaſſers zu, „daß es beim Sehen hauptſächlich auf das Auge und den Seher ankomme, und ein jedweder nicht nur ſeinen eigenen Regenbogen, ſondern auch ſeine eigene Sonne und ſeinen eigenen Mond ſieht?“ — Und wie unvollkommen und ſchwach iſt dieſes Gleichniß, wenn von der Aufnahme ſittlicher Beiſpiele in Herz und Geiſt die Rede iſt? —

Ein Beiſpiel kann ſich ſelbſt als Beiſpiel nicht aufdringen, gar nicht geben; es muß genommen werden; und wie es genommen wird, ſo iſt es. — Daß, endlich, jene großen Männer uns entzücken: geſchieht es nicht allein vermöge des Herrlichen und Guten, das ſie an ſich haben, und das an und für ſich gut und herrlich iſt? Weil ſie dieſes Herrliche und Gute darſtellten, weil es in ihnen wohnte, nennen wir ſie groß, erhaben, nachahmungswürdig; nicht dieſe Eigenſchaften ſo um ihretwillen. Unmöglich kann doch etwas davon Tugend werden, daß es nachgeahmt iſt von einem Andern; ſondern im Gegentheil, es wird nachgeahmt allein darum, weil es Tugend iſt *für ſich*. Die großen Männer geben mir alſo nicht das Maß, womit ich ſie und das Gute meſſe, ſondern ich habe dieſes Maß, einen urſprünglichen, unabhängigen Erkenntnißgrund des Guten in mir ſelbſt, und könnte, wenn es nicht ſo wäre, unmöglich vom Guten je etwas *erfahren*.

Asmus, der Bote, mit ſeinem *Vetter*, und mit ſeinem gelehrten Freunde und Gönner, Herrn *Matthias Claudius*, homme de lettres à Wandsbeck, denken, empfinden und meinen wohl im Grunde die Sache auch nicht anders, und es liegt nur an einem Umſtande, der ſie wahrlich nicht zu geringern Menſchen, ſo wenig am Geiſte als am Herzen macht, daß ſie, vornehmlich der *Bote*, eine andere Meinung hie und da zu haben ſcheinen. Dem Recenſenten iſt dies von neuem ſehr klar geworden, da er, bei Gelegenheit der Briefe an Andres im VIten

Theil, die im IVten Theile wieder nachlas. Hier fand er gleich im erſten Briefe folgende Darſtellung von Chriſtus.

„Ein Erretter aus aller Noth, von allem Uebel; Ein Erlöſer vom Böſen; — Ein Helfer, der umher ging und wohl that, und ſelbſt nicht hatte wo er ſein Haupt hinlege! um den die Lahmen gehen, die Ausſätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten auferſtehen und den Armen das Evangelium gepredigt wird. Dem Wind und Meer gehorſam ſind, und — der die Kindlein zu ſich kommen ließ, und ſie herzete und ſegnete . . . . . der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tod am Kreuz, daß er ſein Werk vollende; — der in die Welt kam die Welt ſelig zu machen, und der darin geſchlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone hinaus ging!“

Welch ein Bild! Welche erhabene und rührende Contraſte! Und welche Gewalt der Schönheit, der Huld und Majeſtät in den vereinigten Zügen dieſes vollkommenen Ideals vereinigter Göttlichkeit und Menſchheit! — Auch ſetzt der Verfaſſer hinzu: „Andres! haſt du je was ähnliches gehört, und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? — Man könnte ſich für die bloſe Idee wohl brandmarken und rädern laſſen, und wem es einfallen kann zu ſpotten und zu lachen, der muß verrückt ſeyn. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.“

Die ganze Seele des gefühlvollen Mannes öffnet ſich hier, und gibt ſich zu erkennen in ihrem Glauben, wie dieſer in ſeinem Urſprunge eine Frucht der heiterſten Rührung, hohe Liebe nur, und reine Bewunderung, und hehre Wonne — lauter Licht, Geiſt und Leben — die im menſchlichen Buſen abgeſtrahlte Gottheit ſelbſt iſt. Sein Herz fließet über, und ein Gedanke erſchüttert ihn: Ob es möglich ſey, es wohl irgend einem Menſchen einfallen könne, hier zu ſpotten, zu lachen? Und er ruft, edel entrüſtet, aus: der muß verrückt ſeyn, der es kann. — Lachen, ſpotten, wo es der wirklichen Wahrheit nicht einmal bedürfte; wo die bloſe Idee, wo eine ſolche nur erdichtete Vorſtellung ſchon den Menſchen ſo ergreifen könnte, daß er, ganz in ſie verſenkt, alles über ihr vergäße, alles für ſie hingäbe, ſich für ſie rädern und brandmarken ließe?

Erdichtet? hallt es wieder in ſeinem Innern. — O, wie iſt ſie weit über alle menſchliche Dichtung erhaben, dieſe Vorſtellung! Wer ſo zu dichten vermöchte, vermöchte auch Welten zu erſchaffen, Geiſter ins Daſeyn zu rufen, Leben und höchſte Seligkeit zu bereiten, durch die Kraft allein ſeines Odems. Und ſo bedarf es nur der Idee, um zu wiſſen, daß man hier mehr als Idee, daß man Wirklichkeit und Wahrheit überſchwänglich habe. Betrügen ſolche Zeichen der Wahrheit; betrügt uns in Abſicht ihres Weſens, was ſich als innigſtes Gefühl von ihr uns aufdringt, ſo iſt die Lüge über der Wahrheit, ſo iſt ſie mächtiger, erhabener, auch heiliger und beſſer — ſo iſt die ganze Seele des Menſchen nur Betrug. — Unſinnige Läſterung! Wem das Herz auf der rechten Stelle ſitzt, der wird ſo nicht fabeln; er zaudert und zweifelt nicht; er liegt im Staube, jubelt und betet an.

Verdamme wer es mag eine ſolche Begeiſterung und ihre Zuverſicht; ich verdamme ſie nicht, ſondern ich ehre ſie, was ſich ihr auch zufällig anhänge von unſchuldigem und nur ihren reinen Grund nicht verderbendem Irrthum oder Wahn.

Es iſt aber nicht genug gethan mit dieſem Zeugniſſe, ſondern wir ſind eine beſtimmtere Rechenſchaft zu geben ſchuldig über den Grund, den wir vorhin, ohne uns näher zu erklären, blos einen Umſtand nannten, warum wir den, wegen ſeiner mit einander in Widerſpruch ſtehenden Lehren, von uns in Unterſuchung genommenen Mann, ungeachtet dieſer Widerſprüche, und folglich des ihm inwohnenden Irrthums oder Wahns, gleichwohl für nicht geringer halten wollen als uns ſelbſt, die wir doch der Wahrheit allein Zeugniß geben, und nicht, wie er, daneben auch dem Irrthum. Wir müſſen durchaus dieſen Punkt ins Klare ſetzen, wenn wir nicht den Verdacht auf uns ziehen wollen, vielleicht in einem noch ſchlimmeren Widerſpruche mit uns ſelbſt zu ſtehen als der Bote, und ſogar uns dieſes Widerſpruches heimlich bewußt zu ſeyn. Das beſte Mittel zu dieſem Ende wäre vielleicht, wenn wir den Boten zu einem Gegenangriff auf uns, worin er ſich in ſeinem ganzen Vermögen zeigte, reitzen könnten. Wir wollen es verſuchen, indem wir ihn mit philoſophiſcher Nüchternheit auf folgende Weiſe dreiſt, aber dabei doch auf das freundlichſte, anreden.

„Es leuchtet uns ein, redlicher Mann! wie ſich dir alles was vom Menſchen Göttliches kann angeſchaut werden, und mit dieſem Anſchauen ihn erwecken zur Tugend und einem göttlichen Leben, unter dem Bilde und mit dem Namen Chriſtus darſtellt. Das allein in ihm verehrend, was göttlich iſt an ſich, erhält ſich deine Seele aufgerichtet, erniedrigeſt du nicht Vernunft und Sittlichkeit in dir durch Götzendienſt. Was Chriſtus außer dir, für ſich geweſen, ob deinem Begriffe in der Wirklichkeit entſprechend oder nicht entſprechend, ja ob nur in dieſer je vorhanden, iſt in Abſicht der weſentlichen Wahrheit deiner Vorſtellung, und der Eigenſchaft der daraus entſpringenden Geſinnungen gleichgültig. Was Er in Dir iſt, darauf allein kömmt es an; und in dir iſt er ein wahrhaft göttliches Weſen; Du erſieheſt durch ihn die Gottheit, ſo weit du ſie erſehen kannſt, indem du dich zu den höchſten Ideen mit ihm empor ſchwingſt, und, unſchädlich irrend, wähneſt, dich nur an ihm dazu empor zu ſchwingen.

„Da uns dieſes einleuchtet, ſo ſtoßen wir uns weiter nicht daran, wenn du das Weſentliche, die Idee, dem unweſentlichen, ihrer Einkleidung, zuweilen nachſetzeſt, die Sache aus ihrer Geſtalt entſpringen läſſeſt, und in eine Art von religiöſem Materialismus verfällſt. Du glaubſt darum im Grunde doch ſo gut wie wir, daß der Geiſt allein lebendig mache. Macht aber der Geiſt allein lebendig, ſo muß — das begreifſt du ebenfalls — ſein Weſen ſeyn, das Leben in ihm ſelbſt zu haben. Und doch iſt dieſer Satz das Einzige, was uns von dir unterſcheidet. Der wahren Religion, behaupten wir, kann ſo wenig irgend eine äußere Geſtalt, als einzige und nothwendige Geſtalt der Sache, zugeſchrieben werden, daß es im Gegentheil zu ihrem Weſen gehört, keine ſolche Geſtalt zu haben. „Gott iſt“ — ſagt erhaben Timäus — was überall das Beſſere hervorbringt:“ Der Geiſt und die Gewalt des Guten. Wer von dieſem Geiſte getrieben wird, der iſt auf dem Wege der Gottſeligkeit, und es iſt gleichgültig, welche Mittel der Einbildungskraft ihn auf demſelben unterſtützen, etwa zuerſt ihn erweckten und leiteten, fortwährend ihm behülflich ſind. Aeußerſt wichtig aber iſt in Abſicht dieſer Mittel, daß ſie nie über ihren Stand der bloſen Dienſtbarkeit erhoben werden, weil ſie ſonſt die Oberherrſchaft ſofort ſich anmaßen, den Geiſt unterdrücken und ihn austreiben. Es iſt darum ſehr merkwürdig und von allgemeiner Anwendung, was ſich im achten und neunten Jahrhundert bei dem berühmten Streite über die Rechte der Bilder zutrug. Die tiefſinnigſten Gottesgelehrten ſtrauchelten über der Frage: Ob nicht der Gottheit Chriſti und ſeiner leiblichen Geſtalt die gleiche Ehrfurcht und Anbetung gebühre? Beides, dachten ſie, wäre doch in der Perſon des Gottmenſchen unzertrennlich vereinigt. Auf dieſe Weiſe ſiegte der Bilderdienſt, wurde Orthodoxie, und man verordnete ein Jahresfeſt unter dieſem Namen, zu ſeiner immerwährenden Beſtätigung. Nun verlangen wir von dir nur dies Einzige, daß du uns den Bilderdienſt erlaſſeſt, ſo wie wir ihn dir unbedenklich zulaſſen, unter der angeführten Bedingung, die du wirklich erfüllſt. — Hier unſere Hand; reiche dagegen uns die deine.“

Der Bote — wider unſere Erwartung — antwortet nicht, verweigert aber, ſeine Hand in die unſrige zu legen. Während wir zu ihm redeten, war auf ſeinem Angeſicht zu leſen, daß er uns zu folgen verſchmähte.

Alles zu Erwägende mit Billigkeit erwogen, müſſen wir es ihm verzeihen; denn wie hätte ſich ſein Herz nicht mit Unwillen wider die Zumuthung empören ſollen, daß er den höchſten Gegenſtand ſeiner Bewunderung und Liebe nur als einen von ihm ſelbſt hervorgebrachten Gedanken zu achten habe. So hätte Chriſtus im Grunde alles ja nur ihm, er demſelben hingegen nichts zu verdanken. Dann freilich müßte es ihm allerdings auch gleichgültig ſeyn, ob der ſeiner Vorſtellung entſprechende Gegenſtand je in der Wirklichkeit vorhanden oder nicht vorhanden war; das Selbſtſeyn deſſelben, ſeine Wirklichkeit ginge ihn nichts an; denn jenſeits ſeiner Vorſtellung war er für ihn ja auf alle Fälle — Nichts. In der Idee allein, vernahm er, beſtünde das Wahre; und er begriff, daß dieſes Wahre, ſeiner Natur nach, überall nur eine Dichtung, ein alleinthätig aus ihm ſelbſt hervorgebrachtes, nie ein wahrgenommenes, ſo genanntes wahrhaftes Weſen ſey, oder in einem ſolchen ſeinen Grund haben könne. Damit, hieß es, habe man den Geiſt, und jeder müſſe dieſen Geiſt ſich ſelbſt ganz und gar eingeben. So gut als Lüge ſey alles andere. — Jene ihm ſo liebe Geſchichte, z. B. wenn ſie auch durchaus, bis zu dem kleinſten Umſtande, wahre Geſchichte wäre, hätte darum in ſich nicht mehr Werth und eigene Wirkſamkeit, als eine ähnliche durchaus grundloſe, als ein ausgemachtes Mährchen.

Ich ſage, unſer Vortrag auf dieſe Weiſe von dem Boten aufgefaßt, konnte und kann ihm auf keine Weiſe zulaſſen, auch nur ein Wort darauf zu erwidern. Unmöglich konnte er und kann er, was ihm inniger gewiß als keine gegenwärtige Erfahrung wurde, weil an keiner ein ſolches Daſeyn ihm erwachte; was ſich ihm, nicht nur wie das eigene bloſe Leben, das gemeine Selbſtbewuſſtſeyn, als weſentliche ſich ſelbſt verbürgende Wahrheit: ſondern wahrhafter noch, durchdringender empfunden aufdrang, und einen weit über alles — ſo offenbar nur weſenloſes — Wiſſen ſich emporſchwingenden Glauben in ihm hervorbrachte: Er kann dieſes ſchlechterdings nicht, auch nur einen Augenblick, als ein mögliches Geſchöpf aus dem klaren Nichts ſeiner urſprünglichen Einbildungskraft betrachten wollen. — Wahrlich, er wendet ſich von uns, nur mit einer ſtummen Verbeugung und lächelnd. — Und wollten wir ihn aufhalten, ſo gäbe er uns — wohl nicht denſelben — aber doch einen ähnlichen Beſcheid mit jenem des Epictet: „Haltet mir zu gut, wie man Verliebten zu gut hält. Ich bin nicht bei mir ſelbſt. Ich bin toll.“ *)

Leicht iſt aus der Sache, welche wir zu ſchlichten wünſchten, nicht zu kommen. Auf den Vorwurf von religiöſem Materialiſmus, ſich ſelbſt verborgenem Bilder- oder Götzendienſt, den wir dem Boten machen, gibt er uns den Vorwurf von religiöſem Chimäriſmus, Phantaſterei, Selbſtgötterei, Nihiliſmus zurück; und beide Vorwürfe haben ſo viel zu ihrer Rechtfertigung beizubringen, daß im ſtreng philoſophiſchen Rechtsgange zwei gewandte Advocaten bis zur Vertilgung beider Behauptungen das Für und Wider fortſetzen könnten, dergeſtalt, daß kein Recht zu finden mehr übrig bliebe. Zu einem ſolchen Prozeſſe wollen wir es nicht kommen laſſen; wir wünſchen uns zu vergleichen, und wagen zu dieſem Ende gern alle mögliche Verſuche.

Demnach, auf das früher Geſagte zurückweiſend, ſetzen wir nur ausdrücklich noch hinzu, daß, ſo feſt

---

*) *Σύγγνωθί μοι, ὡς τοῖς ἐρῶσιν· οὐκ εἰμὶ ἐμαυτοῦ, μαίνομαι.* Epicteti dissertat. Lib. I. cap. XXII.

wir auch auf dem beſtehen müſſen, was wir dort behauptet haben, nämlich: daß das Sehen nicht aus den Dingen, die geſehen werden; das Empfinden nicht aus denen, die empfunden; das Vernehmen nicht aus denen, die vernommen; das Selbſt nicht aus dem Andern hervorgehe: — doch für eben ſo wahr und gewiß daneben von uns erkannt und behauptet werde: Daß das Sehen für ſich allein Nichts ſehe; das Empfinden, auf dieſelbe Weiſe, Nichts empfinde; das Vernehmen, Nichts vernehme; das Selbſt endlich — nicht zu ſich ſelbſt komme. Wir müſſen wirklich unſer Daſeyn erſt vom Anderen erfahren.

Dieſem zufolge: Da nämlich für uns ohne Aeußeres kein Inneres; ohne Du kein Ich, weder vorhanden, noch möglich iſt: ſo ſind wir des Andern wie unſeres Selbſtes gewiß, und lieben es, wie das Leben, welches mit demſelben uns zu Theil wird. Alſo iſt das Beſtehen jeder endlichen Natur aus Seyn und Nichtſeyn; aus Genuß und Bedürfniß; aus Liebe und Sehnſucht zuſammengeſetzt: jede iſt beſchaffen und verhält ſich, wie es die Liebe und Sehnſucht mit ſich bringen, die ihre beſondere Natur ausmachen.

Eine doppelte Art ſondert und vereinigt ſich im

Menſchen: er kennt eine höhere und geringere Liebe; ein höheres und geringeres Daſeyn. In der Erſcheinung nimmt das Edlere, wie ſein Entgegengeſetztes, die mannichfaltigſten Geſtalten an. Keine dieſer mannichfaltigen Geſtalten zeigt die Sache ſelbſt: der Geiſt — nicht untrüglich — weiſſagt nur aus ihnen. Irret weiſſagend der edlere Geiſt, ſo entſteht dadurch in ihm kein ſchädlicher Betrug: was wir ſeine Täuſchung nennen, ſind höhere Geſichte des Wahren, des Schönen und Guten. Gewiß verdiente der Gegenſtand, den Heloiſe ſo erhaben liebte, dieſe große Liebe ganz: er bildete ihre zarte Seele, verſchönerte ſie, gab ihr Flügel — Es war nicht Abälard!

Wer ſo zu irren nicht vermag, der vermag auch nicht höhere Wahrheiten in Beſitz zu nehmen. Mit dem Verſtande, in dem bloſen Wege Rechtens, werden dieſe nicht erworben: Die Vernunft muß ſie erobern, indem ſie über den Geſichtskreis des Verſtandes weiſſagend ſich empor ſchwingt. Ja ſie dichtet — wenn du ſo das nur im Geiſte ſehen nennen willſt — aber ſie dichtet Wahrheit! — Der Gottheit ähnlich, von der ſie ausgegangen — ihr nachdichtend — erſindet ſie was iſt. Gefühl des Geiſtes empfangend, wiederſtrahlend, wird ihr Begeiſterung. Begeiſtert erkennet ſie ſich ganz; findet und erfährt ihren Urſprung — wird in ſich gewiß. Dergeſtalt iſt ihr *weſentliches* Wiſſen Eingebung; Eingebung ihre Zuverſicht. Unbegeiſtert verſteht ſie nicht und glaubt ſie nicht ihre eignen Sprüche; wähnet lauter Wahn: deutet Wahrheit zum Traume; den Traum zur Wahrheit — warnet endlich ſelbſt, in ſich verwirrt, den Verſtand vor ihrem Truge, ihrer Thorheit.

Heil uns mit dem Geiſte, der Vernunft lebendig macht, und weiſe, und in ſich gewiß! Anbetung ihm — denn ohne ihn wäre keine Anbetung auf Erden: keine Schönheit, keine Liebe, kein Glaube, keine Tugend — kein Stern in dieſen Nächten des Daſeyns — in dieſen Finſterniſſen eines von Tod umfangenen Lebens.

Näher jetzt zu unſerem Schriftſteller, zu ſeinem Ideale, und zu ſeinem ſteifen Anhangen am Buchſtaben dieſes Ideales oder Geiſtes, ſeinem *Körper*, ſeiner *Bekleidung*!

Ein merkwürdiger Mann ſchrieb vor Jahren an den Recenſenten folgendes: „Was Homer den alten Sophiſten war, ſind für mich die *heiligen Bücher* geweſen, aus deren Quelle ich, bis zum Mißbrauch vielleicht, mich überrauſcht, εὐκαιρως ἀκαιρως. Noch bis auf den heutigen Tag, wo ich ſtumpf, kalt und lau geworden bin, leſe ich niemals ohne die innigſte Rührung das XXXVIII. Kap. des Jeremias und ſeine Rettung aus der tiefen Grube vermittelſt zerriſſener und vertragener alter Lumpen. Mein Aberglaube an dieſe Reliquien iſt im Grunde herzlicher Dank für die Dienſte, welche ſie mir gethan und noch thun, trotz aller Kritik, die von der Bühne und nicht aus dem Loch der Grube raiſonnirt.“ *)

Was ſich mit ſo vielen Liebhabern der Homeriſchen Geſänge unter Alten und Neueren zutrug, iſt allgemein bekannt. Sie laſen ihren Dichter ſo anhaltend; immer eifriger, geſammelter, entzückter; endlich mit einem dergeſtalt erweckten Geiſte — daß ſie nun in ſeinen Werken alles fanden. Homer wurde ihnen das Buch der Bücher; enthielt das Geſammte der Wahrheit und Weisheit; beſtimmte, entſchied in Abſicht des Guten wie des Schönen, mit dem Anſehen einer poſitiven Offenbarung; es hieß von ihm, wie in jenem Spruche ſteht: Er iſt es gar.

---

*) Johann Georg Hamann.

Wenn nun dieſes ſich entſchuldigen, aus Homers Verdienſten und der menſchlichen Natur, ohne Beſchimpfung der letzteren, begreifen läßt: wie viel mehr wird eine ähnliche Ehrfurcht vor jenen heiligen Büchern an demjenigen — nicht blos zu entſchuldigen, zu begreifen, ſondern im höchſten Grade zu rechtfertigen ſeyn, den ſie von ſeiner Kindheit an zu allem Guten bildeten; zu deſſen Sittlichkeit ſie ſich verhalten, wie Sprache überhaupt ſich zur Vernunft verhält; wie der Leib zur Seele — die ſichtbare Welt zum Verſtande?

Kann wohl irgend eine Erkenntniß, Tugend oder Schönheit geſtaltlos zu uns kommen; ſich uns ohne Offenbarendes offenbaren? — Und das Unmögliche geſetzt: wir empfingen ihren Begriff. Würden wir ihn allein, abgeſondert von aller Geſtalt — dieſen anſchauungsloſen, Nichts-darſtellenden Begriff, in uns aufſtellen und bewahren können — würde er in uns etwas ſeyn, das uns lebendig machte und mit Lebendigem vereinigte?

Aber dieſe Betrachtungen liegen wohl nicht nahe genug. Ich frage, um näher zu treten und eindringlicher zu werden: Wer beſaß je einen Freund, und mochte ſagen, er liebe nur ſeinen Begriff, nicht den

Mann mit Nahmen; der Mann mit Nahmen ſey die Sache nicht; er ſchade ihr vielmehr durch ſeine Mängel? — Fände ſich jemand dieſer Art, ſo müßte er ſeinen Freund, je wahrhafter und uneigennütziger er ihn liebte, mit deſto größerer Gleichgültigkeit ins Grab legen ſehen. Er behielte ja den Begriff; könnte ſogar an die Stelle des geſtorbenen Freundes ſich einen andern mit noch größeren Vollkommenheiten, und ohne irgend einen Mangel denken: dieſer würde dazu unſterblich ſeyn!

Nicht ſo wir gewöhnlichen Menſchen. Wir lieben in der Freundſchaft den Mann mit Nahmen; ihn ſelbſt ganz und gar ſo wie er iſt, mit ſeinen Tugenden und Fehlern; und nicht, wegen ihrer, mit ſtrenger Ueberlegung *gerade nur ſo viel und gerade nur ſo wenig*. Eine Liebe nach Eigenſchaften iſt im Grunde überall nur eine buchſtäbliche todte — keine herzliche, lebendige, *eigentliche* Liebe. Die eigentliche, wahre, ächte Liebe, in einer edlen Seele zur Vollkommenheit gediehen, gleicht jener *unbedingten*, nothwendigen und ewigen, womit wir uns ſelbſt lieben und nicht von uns laſſen können. Sie iſt im Lebendigen ein zweites *höheres* und beſſeres Leben: ſie gibt dem Leden erſt den Geiſt. Wer auf dieſe Weiſe: unbedingt, nothwendig, ewig — wie ſich das Leben in ſich liebt — außer ſich zu lieben die himmliſche Gabe hat: der liebt erhaben. Er hat, wie Platon ſich ausdrückt, Unſterbliches gebohren aus göttlichem Samen: Er iſt fähig geworden der reinſten Tugend; fähig überſchwänglicher Hoffnung, Zuverſicht und Wonne — Er iſt Gottes fähig geworden.

Gewiß läßt ſich wider den Weg perſönlicher, individüeller, poſitiver Liebe oder Freundſchaft, die wir hier in Schutz nehmen, weil wir für Menſchen, „die keine reine Perſönlichkeiten, ſondern nur wirkliche Perſonen; keine reine Vermögen, ſondern nur wahrhafte Weſen ſind," einen andern Rath nicht wiſſen, recht viel Gründliches erinnern; ſo viel Gründliches, in Wahrheit, als ſich vom Geiſte wider den Leib, von der Vernunft wider die Sprache, von der Tugend und Freiheit wider die eigenthümlichen Staatsverfaſſungen erinnern läßt. Muß nicht, wird man ſagen, bei eurer perſönlichen Freundſchaft durch die Perſon die Sache, durch das Bedingte das Unbedingte verunreiniget, ja weſentlich verdorben werden? Iſt nicht eine ſolche Freundſchaft mit blindem Glauben und

Vertrauen nothwendig behaftet; erhebt ſich nicht in ihr die Meinung trotzig über den Verſtand; das partheiiſche Urtheil über das unbefangene geſunde; Anſehen über Vernunft, Liebe über Recht? — Geſtand nicht *Cajus Bloſſius* vor dem römiſchen Senat, er würde das Kapitol angezündet haben, hätte *Tiberius Gracchus*, ſein Freund, es ihm geheißen — zwar zuvor betheurend: *Tiberius* würde ihm dergleichen nie geheißen haben? *) — Wird alſo nicht jede unbedingte perſönliche Freundſchaft, ſo wie jeder unbedingte Patriotiſmus, die Gefahr, alle Verbrechen zu begehen, mit ſich führen?

Dies alles könnte wahr ſeyn, und es bliebe darum nicht minder ausgemacht, daß doch nur eine ſolche poſitive, perſönliche, folglich ausſchließende, partheiiſche — wenn man will, blinde und abergläubige — mit einem Worte: *unverſtändige* Freundſchaft oder Liebe, von je her, und wo nur unter Menſchen von Liebe und Freundſchaft die Rede war, für die ächte und allein wahre gehalten worden iſt. Man hat auch zu keiner Zeit und an keinem Orte einen Menſchen darum weniger geachtet, weil er, der Freundſchaft erge-

---

*) *Cicero* de amicit. c. XI.

ben — dieſer eigentlichen — es darin, als wäre ſie eine Tugend, zur Vollkommenheit zu bringen ſuchte. Selbſt dann ſchätzte man ihn darum nicht geringer, wenn er auch in Abſicht des Gegenſtandes ſich unbegreiflich täuſchte. Einmüthig überſehen wir einen ſolchen Irrthum, weil wir wiſſen, die Liebe hebt ihn auf. In ihr, der Liebe ſelbſt, iſt lauter Wahrheit: ſie ſiehet nur was gut und ſchön iſt; ſo wie Gutes und Schönes, wie weſentliche Wahrheit nur mit ihr und durch ſie — geſehen werden. Wahrheit ohne Weſen iſt Unding. Irrthum ohne Weſen auch: er muß ſich, um eigentlicher Irrthum zu ſeyn, auf das Weſen — nämlich auf das, was den Inhalt der Wahrheit ausmacht — vertilgend beziehen. Nun iſt es aber nicht einmal durch Wahnſinn möglich, daß ein unwürdiger, dafür erkannter, als ſolcher angeſchauter Gegenſtand, geliebt werde. Alt iſt der Spruch, wiederholt in allen Sprachen, beſtätigt durch die Erfahrung aller Zeiten: „Zwiſchen Böſen iſt nur Rotte und Verſchwörung möglich; Freundſchaft und Liebe nur zwiſchen Guten.“ — Die Elemente der Liebe ſind reines Wohlgefallen, Achtung, Bewunderung: ſie iſt die Wahrnehmung ſelbſt des Guten und Schönen, mit ihr geht es in den Menſchen ein, theilet ſich ihm mit, macht ihn ſelbſt gut und ſchön. Da alſo überall, wo *eigentliche* Liebe entſteht, nothwendig Gutes und Schönes angeſchaut wird und Wahrheit in die Seele kömmt; da in dieſer Anſchauung — *in ihr allein* — die Liebe wohnt: ſo kann ſie durch das, was der Gegenſtand, der ſie vielleicht nur zufällig erweckte, unabhängig von ihrer Vorſtellung für ſich ſelbſt ſeyn mag, ſo wenig an innerer Tugend etwas gewinnen als verlieren. Die *wahre ſchöne* Liebe iſt ganz in dem Menſchen, von welchem ſie Beſitz genommen; der Irrthum in Abſicht des Gegenſtandes iſt ganz *außer* ihm und läßt ſeine Seele unbefleckt. Nicht der *Götze* macht den *Götzendiener*; nicht der *wahre* Gott den *wahren Anbeter*: denn des wahren Gottes Gegenwart iſt nur *Eine Allgemeine*.

„Ob und was Gott ſey,“ ſagt unſer ſeltſamer Bote, „ſollte (wie er auf der Akademie, — wo er nicht ſtudirt habe, aber doch geweſen ſey — von einem *Magiſter* gehört hätte) *allein* die *Philoſophie lehren*, und ohne ſie könnte man keinen Gedanken von Gott haben u. ſ. w.“ — „Dies nun,“ fährt er fort — „*ſagte* der Magiſter aber nur ſo. Mir kann kein Menſch mit Grund der Wahrheit nachſagen, daß ich ein Philoſoph ſey; aber ich gehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachſen mache, und dann ahndet mich ſo von ferne und leiſe etwas von einem Unſichtbaren, und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, ſo ehrerbietig und freudig ſchauert mich dabei.“ (Th. I. S. 20.)

Ein andermal erzählt er von einem Europäer, „der war in Amerika, und wollte den berühmten Waſſerfall eines gewiſſen Stroms ſehen. Zu dem Ende handelte er mit einem Wilden, daß er ihn hinführte.“

„Als die beiden ihren Weg vollendet hatten, und an den Waſſerfall hinkamen — machte der Europäer große Augen und unterſuchte; und der Wilde legte ſich, ſo lang er war, auf ſein Angeſicht nieder, und blieb ſo eine Zeitlang liegen. Ihn fragte ſein Reiſegefährte: Wozu und für wen er das thue? Und der Wilde gab zur Antwort: Für den großen Geiſt.“ (Th. IV. S. 155.)

Unſere Meinung hiebei iſt: der Bote im Walde habe wirklich an Gott gedacht; und der Wilde, der vor dem Waſſerfall auf ſein Angeſicht niederfiel, den wahren Gott vor Augen und im Herzen gehabt. Sogar vor einem plumpen Heiligenbilde, meinen wir, könne ein Andächtiger, wenn nur das Herz in ſeiner Bruſt ſich recht erhebe, von den erhabenſten Empfindungen und Gedanken, von weſentlicher Wahrheit ganz durchdrungen werden und ſelbſt geheiligt davon gehen. Es iſt allerdings ein ekelhafter Anblick, das Knieen vor einem ſolchen Bilde, wenn man nicht weiß, was in dem Knieenden vorgeht, oder davon abſtrahirt, und nur auf das Bild achtet. Ich ſtelle aber einen Philoſophen daneben mit ſeinem bloſen reinen Begriff von Gott. Dieſer wettet nicht auf ſeinen Begriff, denn er weiß, dieſer Begriff iſt überſchwänglich, und auf einen ſolchen Begriff, daß ihm ein Gegenſtand entſpreche, läßt ſich philoſophiſcher Weiſe nicht wetten. Alſo fällt er auch nicht vor dieſem zweideutigen Gegenſtande, den er nur ſeyn läßt aus Urſachen, ohne ihm das Daſeyn wirklich und in vollem Ernſte einzuräumen — er fällt nicht vor dieſem ſeinen eigenen ungewiſſen Gedanken nieder auf ſein Angeſicht. — Es wäre zu lächerlich. So beugt er auch nicht gefühlvoll vor ihm die Knie: die Empfindung und die Stellung verletzten ſeine Würde. Er bleibt bei kaltem Blute, wohlwiſſend, womit er es zu thun hat. Hoch aufgerichtet ſtellt er ſeinem Gotte ſich gegenüber, um vor ſeinem Angeſichte, mit vollkommener Gegenwart des Geiſtes — nur ſich ſelbſt zu achten.

Und dieſer Anblick: wie wollen wir es nennen, was er uns empfinden läßt? — Iſt nicht beides, der Götze und der Menſch, widerſtehender in dieſem Beter als in jenem? und beides iſt hier ganz inwendig.

„Vetter!“ ſchreibt der Bote ſeinem Andres — „wenn dir ein Menſch vorkommt, der ſich ſo viel dünkt, und ſo groß und breit da ſteht: wende dich um und habe Mitleiden mit ihm. Wir ſind nicht groß, und unſer Glück iſt, daß wir an etwas größeres und beſſeres glauben können .... Die nicht ſo denken, und ſich mehr glauben, als ſie ſind, die lügen in ihren eigenen Beutel, und davon wird er nicht voll.“ (Th. IV. S. 215.)

Noch einmal ſagt er: „Mich dünkt, wer etwas rechtes weiß, der muß ... Säh' ich nur einmal einen, ich wollt' ihn wohl kennen. Mahlen wollt' ich ihn auch wohl; mit dem hellen, heitern, ruhigen Auge; mit dem ſtillen, großen Bewußtſeyn ... Breit muß ſich ein ſolcher nicht machen können; am allerwenigſten aber andere verachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz iſt eine feindſelige Leidenſchaft; Gras und Blumen können in der Nachbarſchaft nicht gedeyen!“ (Th. I. S. 21.)

Der *etwas rechtes weiß*, möchte wohl überall unter Menſchen nicht zu finden ſeyn. Wir wiſſen, was kaum des Wiſſens werth iſt; erkennen vollſtändig und mit genügender Einſicht nur ſolche Wahrheiten und Weſen, die, gleich den mathematiſchen, im Bilde weſentlicher und wahrer, als in der Sache — ja der Strenge nach, *allein* im Bilde wahr — durchaus nur Verhältniſſe und Formen der Verhältniſſe zum *Inhalt* haben. Mit dieſen Erkenntniſſen wuchern wir und erwerben Mittel, unſchätzbare, um unſerer Unwiſſenheit unendliche neue Geſtalten zu geben — ſie zu verändern, zu erweitern, zu organiſiren, und zur angenehmſten Gefährtin des Lebens zu machen. So achten wir nicht darauf, daß wir im Grunde nur ein Spiel treiben mit leeren Zahlen; neue Sätze ausrechnen, immer nur zum Weiterrechnen, ohne einem wahrhaften Facit, einer Zahlenbedeutung, *dem eigentlichen Wahren, auch nur um ein*

Haar breit näher zu kommen. Dieſes Spiel mit unſerer Unwiſſenheit iſt unter allen Spielen gewiß das edelſte; aber dennoch, beim Lichte beſehen, nur ein Spiel, womit die Zeit vertrieben, nicht wahrhaft erfüllt, nicht, um eigentliches, weſenhaftes Daſeyn zu gewinnen, angehalten wird. Die Geſetze ſeines mannichfaltigen Gebrauches, eingetheilt und in Syſteme gebracht, machen unſere Wiſſenſchaften aus. Wir vermögen nichts mit ihnen wider unſere radicale Unwiſſenheit; aber ſie zerſtreuen uns darüber aus dem Grunde; denn jene Erkenntniſſe, welche die Wiſſenſchaft, im eigentlichen Verſtande, gewährt, ſind in ihrer Art vollkommen; wir beſitzen ſie im eigentlichſten Verſtande, haben ſie ganz in unſerer Gewalt, zur Mittheilung wie zum eigenen Gebrauch, und wenden ſie, wo ſie anwendbar ſind, jedesmal mit der größten Zuverläſſigkeit an: durch ſie werden wir je mehr und mehr Meiſter, nicht nur in unſerm Spiele, ſondern des Spieles ſelbſt.

Ganz anders verhält es ſich mit jenen von uns nur angeſtrebten — nach dem Ausdrucke Kants: „Von der Vernunft blos geahndeten und ſehnlich gewünſchten — Erkenntniſſen,“ die nicht, was die Zeit vertreibt, ſondern was ſie anhält und auflöſt: ihre Abſicht, ihre Erfüllung und Auslegung — den Zweck der Natur und das letzte Ziel des Menſchen — Gottes Sinn und der Wahrheit Weſen zum Gegenſtande haben. Von dieſen beſitzen wir jedesmal nur ſo viel, haben wir zur wirklichen Anwendung jedesmal nur ſo viel in unſerer Gewalt, als der Geiſt eines Jeden lebendig in ihm zu erzeugen vermag. Sie können nicht abgeſondert werden von der gegenwärtigen Geiſteskraft, können nicht äußerlich gemacht, nicht äußerlich befeſtigt werden, weder für uns ſelbſt noch für Andere: alle Mittel zu dieſem Ende gleichen dem Knoten im Schnupftuche. — Man ſieht ihn; er erinnert auch: aber das, woran er erinnern ſollte, weiß er nicht zu ſagen. Lebendig müſſen ſie ergriffen; lebendig müſſen ſie fortdauernd erhalten werden. Dieſes zu vermögen iſt die edelſte und höchſte Kraft der Seele. — Eine Kraft, die in keinem Salomoniſchen Ringe alter oder neuer Philoſophie, den man nur erwerben und anſtecken dürfte; in keinem Talisman irgend einer beſondern, ſogenannten, Religion, den man nur aufzulegen und die dabei verordneten Gebräuche nachzumachen hätte, eingeſchloſſen iſt; ſie muß vom

Menſchen in und aus ihm ſelbſt hervorgerufen werden. — „Alle Ceremonien,“ ſagt Friedrich Richter, „pflegen, wie die Hunde, durchs Alter toll zu werden.“ — Was ſind aber unſere aus der Wahrheit das Leben weg buchſtabirenden Syſteme von Geiſtes-Erkenntniſſen — philoſophiſche und religiöſe — anders, als Niederſchlag und Todtenkopf der Vernunft — als, höchſtens, Formalitäten und Ceremonien ihrer Erſcheinung, die, ohne den Geiſt der Einſetzung geſetzlich nachgeahmt, einen neuen Geiſt empfangen und von ſich ausgehen laſſen, welcher — oft toller macht, als kein Hund es werden kann.

Erwögen wir dieſes genug, wir würden nicht über zufällige Verſchiedenheiten der Vorſtellungsart; der Einkleidung; des bildlichen, ſymboliſchen, oder abſtracten Vortrags, uns in dem Grade ereifern wie es geſchieht; würden nicht Einer Geſtalt der Meinung vor der Andern einen ſolchen Vorzug einräumen, als wohnte in dieſer ausſchließlich Vernunft und Wahrheit, in jener lauter Unvernunft und Lüge. Man ſollte denken, wir Philoſophen wenigſtens könnten einen ſolchen Fehler nicht begehen, da wir wohl wiſſen, folglich auch jederzeit uns erinnern werden, daß Vernunft und Wahrheit nicht an der Meinung, ſondern die Meinung an Vernunft und Wahrheit zu prüfen iſt. Eben darin beweiſet die Vernunft ja ihre Kraft, daß ſie über jede particuläre Anſicht frei mit ihrem Urtheile ſich erhebt, und eine Einſicht zu Wege bringt, welche die einer eingeſchränkten Individualität anklebende Täuſchung hinter ſich wirft oder vertilgt. Leider iſt dieſe Prärogative der Untrüglichkeit, der Unabhängigkeit von den Vorurtheilen ſinnlicher Einbildung, in der Ausübung durch ſo viele Clauſeln eingeſchränkt, daß der Philoſoph, der, um nie anders als untrüglich zu urtheilen, ſich gewiſſenhaft in dieſen Schranken hielte, zwar — faſt über alles, über alles aber auch nur wenig und nicht lange mitſprechen könnte. *) Hält er ſich

---

*) Im Philebos des Platon (T. II. p. 62. Ed. Bip. p. 312.) wird von den zwei verſchiedenen Erkenntniſſen geſprochen, „deren eine auf das Werdende und Vergehende ſieht, die andere auf das weder Werdende noch Vergehende, ſondern einerlei und auf gleiche Weiſe immer Seyende;“ und es wird ohne Widerrede entſchieden, daß die letzte, wenn man auf das Wahre ſehen wolle, für wahrer gehalten werden müſſe, als die Erſte.

Hierauf fragt Sokrates: ob nun aber einer wohl Erkenntniß genug haben werde, der, „wenn er von der göttlichen Kugel und dem Kreiſe ſelbſt den Begriff habe, dieſe menſchliche Kugel hier aber und dieſe Kreiſe nicht kenne, und ſich nun in der Baukunſt doch der andern Richtmaße und Kreiſe bedienen ſolle?“

in dieſen Schranken nicht, ſo begegnet ihm, was wir täglich ſehen; er wird ſeine trügliche Ueberzeugung jedesmal für die Eingebung eines untrüglichen Weſens halten, und von denen, die ihm widerſprechen, nicht anders denken können, als ſie widerſprächen in ſeiner Perſon der Vernunft in Perſon, folglich — der Wahrheit ſelbſt. Die Ausnahme: wenn man ſelbſt

---

Protagoras. „Da käme ja, o Sokrates, ein lächerlicher Zuſtand heraus, wenn wir nur die göttlichen Erkenntniſſe allein inne hätten."

Sokrates. „Wie meinſt du? Sollen wir etwa des falſchen (unvollkommenen) Richtmaßes und Kreiſes unſichere und unreine Kunſt insgemein mit hineinwerfen und beimiſchen?"

Protagoras. „Nothwendig doch, wenn einer von uns auch nur jedesmal den Weg nach Hauſe finden will."

Sokrates. „Etwa auch die Tonkunſt, von der wir nur vor kurzem noch ſagten, daß ſie voll Nachahmung ſei, und treffe auf Gerathewohl und der Reinheit ermangele?"

Protagoras. „Nothwendig ſcheint mir das, wenn unſer Leben auch nur irgend wie ein Leben ſeyn ſoll.

Sokrates. „Willſt du alſo, daß ich wie ein Thürſteher, der von anſtrömender Menge gedrängt und überwältigt wird, gleichfalls bezwungen, die Thüren öffnen und alle Erkenntniſſe einſtrömen laſſen ſoll, ſo daß auch die dürftigere ſich unter die reinere miſche?"

Protagoras. „Ich wenigſtens weiß nicht, o Sokrates, was für Schaden einer davon haben könnte, wenn er auch die übrigen alle bekäme, (NB.!) ſofern er nur die erſten Erkenntniſſe hat."

(Platons Werke von Schleiermacher. Th. II. Bd. 3. S. 232. 233.)

weiß, daß man nur eine Meinung hat, und ſeine Ueberzeugung auch für mehr nicht, für keine Gewißheit ausgiebt, verſteht ſich von ſelbſt. Wo dieſe Ausnahme nicht Statt findet, geſchieht nothwendig die angezeigte Verwechſelung der trüglichen mit der untrüglichen Vernunft. In dieſem Zuſtande, wenn wir uns auf die Vernunft berufen, ſo verſtehen wir darunter ein gewiſſes Etwas, das von Rechts wegen allen Menſchen unſere Ueberzeugungen einflößen ſollte, auch unfehlbar ſie ihnen einflößen würde, wenn ſie nur genug Vernunft hätten, oder was ſie davon beſitzen, gehörig brauchen wollten. Nach Beſchaffenheit der Sache nehmen wir uns denn auch der angefochtenen, gekränkten, verfolgten, in der Gefahr der Unterdrückung ſchwebenden Vernunft und Wahrheit mit mehr oder minderem Eifer, Unwillen und Entrüſtung an. Und da Vernunft und Wahrheit den Philoſophen unſtreitig am mehreſten und nächſten angehen, angeſehen er „im Ideale der Geſetzgeber ſelbſt der Vernunft, folglich der Wahrheit iſt *):“ ſo muß er natürlich die ihnen widerfahrenden Beleidigungen lebhafter empfinden, und im Eifer ſie zu ſchützen, ſie

---

*) Kants Kritik der reinen Vernunft, S. 867.

zu vertheidigen, ſie allgemein und alleinherrſchend zu machen, es allen andern Menſchen-Claſſen zuvor thun. Auch giebt es ſchwerlich eine Entrüſtung — kaum möchten wir die verwandte theologiſche ausnehmen — die einen recht rein philoſophiſchen Grimm überträfe. *)

Schreiber dieſes, der kein bloſer Selbſtdenker, ſondern ein Philoſoph dergeſtalt von Profeſſion iſt, daß er im Grunde nie eine andere weder recht getrieben noch verſtanden hat — gegenwärtig ſchon etwas

---

*) „Die Sinne irren nicht, auch irrt die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft nicht, ſondern nur die wiederbeobachtende willkührliche Reflexion, indem ſie fälſchlich vorausſetzt, was ſich ihr nicht als im Gegenſtande wahrgenommen darſtellte, ſey auch im Gegenſtande nicht verhanden.“

„Alſo weder die Anſchauung, welche der Demonſtration, noch die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft, welche der Deduction zum Grunde liegt, kann irrig ſeyn; irrig ſind nur mittelbare Urtheile des Verſtandes.“

„In dem Felde der unmittelbaren Erkenntniß unſerer Vernunft beſtehen verſchiedene Arten der Ueberzeugungen mit gleicher Gültigkeit neben einander, als Wiſſen, Glaube und Ahndung. Der ganze Streit um Wahrheit und Gültigkeit der Erkenntniß taſtet das innere Weſen der Vernunft gar nicht an; in dieſer iſt lauter Wahrheit unter einer oder der andern Form, des Endlichen oder Ewigen, des immer Beharrenden in der Natur, oder des immer Wechſelnden der Schönheit.“

(Fries neue Kritik der Vernunft. Bd. I. S. 339.)

bei Jahren — mag ſich auf ſeine Profeſſion gern ſoviel einbilden und zu gut thun wie möglich; indeſſen iſt es mit ihm durch obige Betrachtungen, die er anzuſtellen und in ſich auszuarbeiten die ausgeſuchteſten Gelegenheiten gehabt, doch ſchon ſeit geraumer Zeit dahin gekommen, daß er ſich mehr — und gern mehr weiß mit einer gewiſſen billigen Denkungsart, welcher die Ueberzeugung zum Grunde liegt: daß wir Alle, ohne Ausnahme, nothwendig auf dieſelbe Weiſe, wenn gleich zufällig, nicht in demſelben Maße, der unwiderſtehlichen Gewalt trüglicher Meinungen unterworfen ſind; daß wir, wenn wir dieſer Herrſchaft entzogen werden ſollten, vorher aufhören müßten Menſchen zu ſeyn. — Nicht, um mehr als Menſchen, ſondern, um gar nichts zu werden. *)

Mit Gewalt reißt ſich der Verfaſſer von dieſem ſeinem Lieblingsthema los, um eine zweite Ausſage mit der erſten zu verknüpfen; dieſe nämlich: daß er, ſeiner billigen Denkungsart ungeachtet, doch keineswegs tolerant iſt, und durchaus nicht dafür will angeſehen ſeyn.

---

*) ſ. die oben angeführte Stelle aus Platons Philebos.

Nach ſeinem Urtheil iſt es eitel Prahlerei und Heuchelei mit Unverſtand, wenn Jemand verſichert, in Abſicht aller Meinungen, diejenigen, welche intolerant machten, allein ausgenommen, tolerant zu ſeyn. Denn ein ſolcher ſagt damit entweder: Er ſey vollkommen gleichgültig gegen alle Wahrheit, und finde nur die Meinung von dem hohen Werthe derſelben, und dem Vorzuge einer Ueberzeugung vor der andern unerträglich; oder er redet Unſinn. Was nicht widerſteht, beſteht auch nicht: jedes Widerſtehen aber iſt zugleich ein Angreifen. Was widerſtehend beſteht, ſchließet aus. Ausſchließend iſt jedes Leben, jedes individuelle Daſeyn, jedes Eigenthum; und für alles dieſes darf und ſoll man wider den Angreifenden feindlich ſtreiten, weil es ſeiner Natur nach nur ausſchließend und kriegeriſch beſeſſen werden kann. Mit Recht aber behaupten wir eifriger und nachdrücklicher als Gut und Blut eine innere Ueberzeugung, die wir nicht aufgeben können, ohne unſere Vernunft, unſer perſönliches Daſeyn mit aufzugeben; denn wir alle nennen Vernunft, was uns in uns ſelbſt gewiß macht; was mit höchſter Gewalt in uns bejaht und verneint: Ohne Gewißheit, keine Vernunft;

ohne Vernunft, keine Gewißheit. Wer, dies erkennend, jedem ſeiner Mitmenſchen, wie ſich ſelbſt — die Befugniß der Intoleranz zugeſteht — der allein iſt wahrhaft tolerant; und auf eine andere Weiſe ſoll es niemand ſeyn; denn eine wirkliche Gleichgültigkeit in Abſicht aller Meinungen, da ſie nur aus einem durchgängigen Unglauben entſpringen kann, iſt die ſchrecklichſte Entartung menſchlicher Natur. In voller feſter Zuverſicht allein gedeihen edle Beſtrebungen, erheben ſich Herz und Geiſt. Wer jene überall verlor, dem kann nichts mehr wichtig und ehrwürdig ſcheinen: ſeine Seele hat die edle Härtung, die Kräftigung des Ernſtes verloren. Ein nichtiges Geſpenſt. — Mir ſchaudert . . . Siehe! Es geht umher und lacht — und lacht!

Wie iſt aber, dürfte man fragen, feſte Zuverſicht mit jener billigen Denkungsart zu vereinigen, die ſich auf die Ueberzeugung gründen ſoll, daß es keine in der Anwendung unfehlbare Regel der Erkenntniß des Wahren gebe? Feſte Zuverſicht mit der Ueberzeugung: der irrigſte Satz könne uns eben ſo gewiß ſcheinen als der wahreſte? Mit der deutlichen Einſicht: daß, wenn in unſerem Verſtande, zwiſchen einem ungereimten Satze, und einem, den wir mit Gewißheit erkennen, nur eine uns unauflösliche Verknüpfung entſtehe — wir alsdenn durch die Vernunft ſelbſt gezwungen werden: entweder den gewiſſen Satz als unwahr aufzugeben, oder, um ſeinetwillen, den ungereimten Satz nicht mehr für ungereimt zu halten, das Unmögliche denkbar zu finden. Eine Einſicht, welche nur zu gut entſchuldigt, und zu leicht begreiflich macht, was ſchon zu Marcus Tullius Zeiten Erfahrung war: Es ſey nichts ſo Ungereimtes zu erſinnen, was nicht die aufrichtige Lehre eines Philoſophen werden könne. *)

Allerdings würde dieſe Vereinigung unmöglich ſeyn, wenn es keine urſprüngliche, einfache, unmittelbar gewiſſe, durchaus poſitive Wahrheiten gäbe, die ſich ohne aus anderen Erkenntniſſen hergenommene Beweiſe, ohne Zeugniſſe irgend einer Art im Gemüthe als die höchſten geltend machten. Auf dieſe allein gründet ſich jene Herz und Geiſt veredelnde Zuverſicht, die, was ſie iſt, nicht ſeyn könnte, wenn

---

*) De Divinat. Lib. II. cap. 58.

ihr Licht nur Widerſchein, ihre Kraft nur geborgt wäre.

Eine ſolche unmittelbare, poſitive Wahrheit entdeckt ſich uns in und mit dem Gefühl eines über alles ſinnliche, wandelbare, zufällige Intereſſe ſich erhebenden Triebes, welcher ſich als der Grundtrieb der menſchlichen Natur unwiderſtehlich ankündigt.

Was dieſer Trieb als Gegenſtände des Erkenntniſſes oder des Wollens anſtrebt, haben die Menſchen, von jeher, überhaupt: Göttliche Dinge; und ſeine erſten ſich darſtellenden Wirkungen — tugendhafte Empfindungen, Neigungen, Geſinnungen und Handlungen genannt. Darum heißt jenes Gefühl auch — bald ſittliches — bald Wahrheitsgefühl. In ihm offenbaren ſich ohne Anſchauung, ohne Begriff, unergründlich und unausſprechlich, das in ſich Wahre, Gute und Schöne.

Wie das Schöne in dem reinen Gefühl der von ihm eingeflößten Bewunderung und Liebe ohne Merkmale erkannt wird: das Schöne unmittelbar nur an ſeiner Schönheit; ſo — in dem reinen Gefühl

[illegible] Gründe [illegible], [illegible]
ale Beweiſe heißen, sind [illegible]
lt, bloße Machwerke [illegible]
[illegible] – [illegible] – [illegible]

der Achtung, der Hochachtung und Ehrfurcht das Gute unmittelbar nur am Guten. Beide aber: das Gute und Schöne, ſetzen zum voraus das Wahre, auf welches alle Vernunft gegründet iſt. Das Vermögen der Vorausſetzung des Wahren, und mit und in ihm des Guten und Schönen, heißet Vernunft.

So iſt für den Menſchen die Wahrheit über alle Wahrheit ein Wiſſen in ſeinem innerſten Bewuſſtſeyn: daß er über das ſeinem Weſen beigemiſchte Thieriſche ſich mit dem Geiſte zu erheben die Beſtimmung und die Kraft hat.

Er erhebt ſich über das Thieriſche durch Weisheit, Güte, Willenskraft. Aus dieſen Haupt- und Grundtugenden gehen die andern insgeſammt: Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit, Selbſtbeherrſchung, Treue, Wahrhaftigkeit, Wohlthätigkeit, Großmuth — jede edle und liebreiche Geſinnung — gleich Zweigen aus den Hauptäſten, hervor.

Dieſe Eigenſchaften, deren Vereinigung den tugendhaften Charakter ausmacht, ſind um ihrer ſelbſt willen, nicht als Mittel zu anderen Zwecken, aus welchen ihre Vorſchrift erſt genommen, ihr Bedürfniß hergeleitet werden müßte, wünſchenswürdig. Sie gehen überhaupt aus keinem Bedürfniſſe, ſondern aus einem Urſprunge hervor, eben ſo unabhängig von dem Begriffe der Pflicht, als von der Begierde nach Glückſeligkeit. Unabhängig von dem Begriffe der Pflicht, weil dieſer entweder das Gefühl des unbedingt Achtungswürdigen zum Grunde legt; oder gar nicht ins Gebiet des eigentlich Sittlichen gehört. 3 [illegible]

Unabhängig von der Begierde nach Glückſeligkeit, weil — wie zuerſt Platon bemerkt und nach ihm Cicero wiederholt hat — die Götter nicht darum gut genannt werden, weil ſie ſelig ſind; ſondern ſelig darum, weil ſie gut ſind. Es iſt noch viel ungereimter die Tugend als die Glückſeligkeit blos als nützlich ſchätzen zu wollen. Sie kann ihren Werth von keinem andern Gut, auf welches ſie als Mittel zu einem Zweck ſich bezöge; von keiner Abſicht außer ihr; von keinem, ſelbſt göttlichen, Lohne hernehmen. Denn warum ſollte Gott die Tugend belohnen, wenn ſie nicht an ſich gut und wünſchenswürdig, an ſich wohlgefällig wäre? — So müßte Er ſelbſt auch nur darum Wohlgefallen an ihr haben, weil er ſie belohnte! Wir hinwieder

Ihn nur darum anbetungswürdig finden, weil er mit willkührlichen Geboten Lohn und Strafe verbinden, und auf dieſe Weiſe Gutes und Böſes einſetzen, aus Nichts erſchaffen konnte.

Epictet meinte anders. Die wohlthätigſte Wirkung der Tugend, ſagt er, iſt die Mittheilung ihrer ſelbſt: Du kannſt dich um deinen Nebenmenſchen durch keine Wohlthat ſo verdient machen, als wenn du ſeine Seele zur Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Standhaftigkeit und Güte erhebſt.

Man ſollte aber, wenn man von der Tugend ſpricht, aus dieſem Grunde nicht ſich des Ausdruckes bedienen, daß ſie das höchſte Gut ſey; denn dieſer Ausdruck ſcheint eine vorhergegangene Vergleichung, die hier nicht Statt findet, anzudeuten. Eine Vergleichung iſt nur zwiſchen verſchiedenen Dingen, und dann nur vermöge eines Dritten, worin ſie gleich ſind, möglich. Nun ſind entweder Tugend und jener Inbegriff der Güter, den wir mit dem Worte Glückſeligkeit zu bezeichnen gewohnt ſind, Einerlei — welches der Fall iſt, wenn ſich Jene zu Dieſer wie Grund und Folge in einem Begriffe verhält; oder ſie ſind einander entgegengeſetzt. Entgegengeſetzt ſind ſie offenbar, wenn unter Glückſeligkeit jenes Ideal der Einbildungskraft verſtanden werden ſoll, welches die Befriedigung aller Neigungen, und die Erreichung aller Zwecke, welche die Sinnlichkeit aufgiebt, in ſich faßt: denn die Beſtimmung der Tugend iſt nicht, den Neigungen, Begierden und Leidenſchaften, überhaupt der Sinnlichkeit, zu dienen, ſondern ſie zu beherrſchen und ſich dienſtbar zu machen. Wäre die Beſtimmung der Tugend blos, dem Menſchen, indem ſie ſeine Begierden mäßigte und ihn auf alle Weiſe zur harmoniſchen Erweckung und Stillung derſelben geſchickt machte, den höchſten Grad des Wohllebens und der Behaglichkeit im Genuſſe zu verſchaffen — ſey es für alle Ewigkeiten! — ſo könnten wir ſie doch unmöglich darum heilig und erhaben nennen.

Die Glückſeligkeit, wie ſie hier von uns beſtimmt worden, hat demnach mit dem tugendhaften Charakter nur dies Einzige gemein, daß beide der Inbegriff oder die Vollkommenheit von etwas an ſich Wünſchenswürdigem ſind, und alſo beide um ihrer ſelbſt willen begehrt werden: Eine Eigenſchaft, die, wie das bloſe Daſeyn, kein Minder oder

Mehr, folglich keine Beſtimmung des Unterſchiedes zuläßt. *)

An dieſer Eigenſchaft oder dieſem Merkmal alſo: an und für ſich ſelbſt wünſchenswürdig zu ſeyn, kann die Tugend eben ſo wenig erkannt, als verglichen werden. Ein anderes Drittes aber, wor-

---

*) Es iſt eine Bemerkung von Wichtigkeit, daß jeder unmittelbare Gegenſtand eines natürlichen Triebes, gleich dem Leben — das bei den unvernünftigen wie bei den vernünftigen Weſen die Prärogative, ſich als Selbſtzweck zu ſetzen, oder für ſich zu ſeyn, mit ſich führt — um ſein ſelbſt willen, und nicht wegen ſeiner Wirkungen (Man dürfte alſo ſagen: uneigennützig — kategoriſch?) begehrt wird. Die Vorſtellung der Luſt kann der Begierde, dem Verlangen, urſprünglich nicht vorher gehen und den Trieb begründen, weil aus dem Verhältniſſe des Gegenſtandes zum Triebe die Luſt allein entſpringt; folglich eben ſo wenig die Begierde hervorbringen kann — als der Lohn die Tugend. Die Gemüthsbewegung, welche der Trieb verurſacht und die von uns Begierde genannt wird, iſt eine Bewegung blos zum Ankommen, zum Erreichen der Vereinigung mit dem Gegenſtande. Die Anwendung hievon iſt allgemein. Wir begehren oder wollen einen Gegenſtand nicht urſprünglich darum, weil er angenehm oder gut iſt; ſondern wir nennen ihn angenehm oder gut, weil wir ihn begehren oder wollen, und wir begehren oder wollen ihn, weil es unſere ſinnliche oder überſinnliche Natur ſo mit ſich bringt. Es giebt alſo keinen Erkenntnißgrund des Wünſchenswürdigen und Guten außer dem Begehrungsvermögen — dem urſprünglichen Begehren und Wollen ſelbſt. Wie wir begehren, wollen und lieben, ſo erkennen und benennen wir in unſerem Innerſten die Gegenſtände als angenehm, als gut und ſchön. L'intelligence du bien est dans le coeur, ſagt eben ſo tiefſinnig als erhaben, Paſcal. —

in ſie und die ihr entgegengeſetzte Glückſeligkeit einander gleich wären, ſo daß man ſich deſſen, um ihren verhältnißmäßigen Werth zu beſtimmen, ſie gegen einander zu meſſen, oder abzuwägen bedienen könnte, giebt es nicht. Der höchſte unvergleichbare Werth der Tugend kann alſo nur freiwillig anerkannt werden — das heißt: ich finde in meinem Bewuſſtſeyn, daß ich entweder vor Allem Tugend, oder vor Allem Glückſeligkeit — blos das angenehme Daſeyn — will.

Will ich vor Allem Glückſeligkeit, ſo beſtimmt mein Begriff von ihr was gut und achtungswürdig iſt, und das ärgſte Verbrechen kann mir zur Pflicht werden; denn Tugend iſt dann allein, was mich zu einem dauerhaften, wo möglich ununterbrochenen Wohlleben tüchtig, geſchickt und kräftig macht: es giebt keine andere.

Will ich hingegen nicht unbedingt Glückſeligkeit; erkenne ich ihr den höchſten Werth nicht zu; will ich vor Allem, das heißt, unbedingt — Tugend: ſo bin ich mir mit dieſem Willen auch eines höheren Triebes, als ſeiner Quelle; durch dieſen Trieb eines höheren Gegenſtandes bewuſſt, vor welchem jenes andere, Glückſeligkeit genannte, Ideal der Einbildungskraft wie ein Schattenbild verſchwindet. Ich fühle dieſen Trieb als meine weſentliche, wahrhafte und höchſte Kraft, und ſchreibe mir in dieſem Gefühle nothwendig das Vermögen zu, alle meine ſinnlichen Begierden, Neigungen und Leidenſchaften den Foderungen der Tugend gemäß, zu beſtimmen. Dieſes Vermögen iſt von jeher die moraliſche Freiheit genannt worden, und beſteht ſo wenig in einer unſeligen Fähigkeit, widerſprechende Dinge, das Böſe wie das Gute zu wollen, daß wir blos in ſofern dieſe unſelige Fähigkeit uns beiwohnt — nicht frei ſind. Freiheit können wir uns nur in ſofern zuſchreiben, als wir uns einer jedem Widerſtande gewachſenen Kraft in uns zum Guten bewuſſt ſind. Warum dieſe Kraft, die der Geiſt ſelbſt des Menſchen — das Vermögen in ihm iſt, wodurch er ſein Leben in ſich ſelbſt hat — dennoch nicht jeden Widerſtand überwindet; alſo uns nicht wirklich frei ſeyn, ſondern nur nach Freiheit, annähernd, ſtreben läßt, iſt ein undurchdringliches Geheimniß. Es iſt das Geheimniß der Schöpfung; der Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen; des Daſeyns einzelner perſönlicher Weſen. Darum herrſcht es auch durch die ganze Natur, die überall, wie in unſerer Bruſt, einen Gott zugleich ankündigt und verbirgt — Ihn dergeſtalt verbirgt, daß man, nach dem Ausdruck eines begeiſterten Schriftſtellers, „ein Thier werden, und den in der Sichtbarkeit dem Nichts gleich gewordenen Gott aus Gewiſſen läugnen möchte; die ihn aber auch wieder, Alles in Allem erfüllend, ſo durchdringend ankündigt, daß man ſich vor ſeiner innigſten Zuthätigkeit nicht zu retten weiß. *)

Nur das höchſte Weſen im Menſchen, zeugt von einem Allerhöchſten außer ihm; der Geiſt in ihm allein von einem Gott. Darum ſinkt oder erhebt ſein Glaube ſich, wie ſein Geiſt ſinkt oder ſich erhebt. Nothwendig, wie wir im innerſten Bewußtſeyn uns ſelbſt finden und fühlen, ſo bedingen wir unſeren Urſprung, ſo ſtellen wir ihn uns ſelbſt und Anderen dar; erkennen uns als ausgegangen aus dem Geiſte; oder wähnen uns ein Lebendiges des Unlebendigen, ein Licht angezündet von der Finſterniß, ein Unding ausgekrochen aus der dummen Nacht der Nothwendigkeit, des Ungefährs — wähnen, unſeren Witz wahn-

---

*) Kreuzzüge des Philologen. S. 184.

witzig anſtrengend, das Leben ſey vom Tode hergekommen: dieſer habe auf jenes nur allmählig ſich beſonnen — So die Unvernunft allmählig auf Vernunft; der Unſinn auf Abſicht; das Unweſen auf eine Welt. Um den Kern des Alls, des vollkommenen Undings, haben ſich nur wie Häute und Schale — wohl nur wie Schimmel oder Blatter an der Schale gebildet, was wir Thoren Ordnung, Schönheit, Harmonie — Im Menſchen ſeinen Geiſt: Begierde des Wahren und Guten; Freiheit und Tugend nennen.

Alſo ſpricht der Unſinnige in ſeinem Herzen: es iſt kein Gott! dem Verſtändigen iſt er wie die eigene Seele gegenwärtig. Gegenwärtig im Geiſte, als der Alles angefangen und beſtimmt: der Erſte und Letzte. Gegenwärtig im Herzen, als der allmächtig überall das Beſſere will und hervorbringt: der Urheber und die Gewalt des Guten.

„Verſuchet es“ ſagt derſelbe vorhin angeführte Schriftſteller — „Verſuchet die Iliade zu leſen, wenn ihr vorher durch die Abſtraction die beiden Selbſtlaute, Alpha und Omega ausgeſichtet habet, und ſagt mir eure Meinung von dem Verſtande und Wohlklange des Dichters!“

Genau ſo verhält es ſich mit der Natur: ſie giebt nur ſtumme Buchſtaben an. Die heiligen Vocale, ohne welche ihre Schrift nicht geleſen, das Wort nicht ausgeſprochen werden kann, das aus ihrem Chaos eine Welt hervorruft, ſind im Menſchen.

Und dies — Ich komme endlich wieder auf dich zurück! — Und dies, Freund Asmus, gilt von jeder äußerlichen Offenbarung Gottes ohne Unterſchied, und ſpricht wider Dich, wie es für Dich ſpricht.

Es ſpricht wider dich, ſo oft du den ſtummen Buchſtaben über den Selbſtlauter erhebſt, als brächte jener dieſen erſt hervor, welches doch ſo ganz unmöglich iſt, daß ſelbſt ein Wunder hier umſonſt zu Hülfe käme.

Es ſpricht für dich, ſo oft du einen Widerſacher haſt, der daſſelbe nur auf eine andere Weiſe thut, und mit ſeinem ſtummen Buchſtaben wider den Deinen zu Felde zieht. Der deine hat zuverläſſig mehr Odem in der Naſe.

Vielleicht aber wendeſt du mir ein: Mit bloſen Selbſtlautern wäre doch am Ende wenig ausgerichtet, da durch ſie allein kein verſtändliches Wort, geſchweige eine menſchliche Sprache zum Vorſchein käme. Dieſes eingedenk, hätten nicht verächtliche Grammatiker die Conſonanten *Hauptlaute*, und die Vocale nur *Hülfslaute* genannt; ja von verſchiedenen orientaliſchen Völkern, namentlich den Hebräern, wären die Selbſtlaute für ſo unweſentliche Theile der Wörter gehalten werden, daß ſie nur ein paar zweideutige Zeichen dafür angenommen, und allein die *Conſonanten* geſchrieben hätten — Folglich müßte dir der Vorzug: *als das Rechte beſſer wiſſend*, auch vor *denen*, und in vollerem Maße zuerkannt werden, die allein mit Vocalen auszulangen ſich rühmten, und die Conſonanten kaum für etwas, das in der That vorhanden wäre, gelten ließen.

Ich räume dieſen verlangten Vorzug dir willig ein: nur möchte ich im Vorbeigehen die Behendigkeit ein wenig rügen, womit du das *geſchriebene* dem *geſprochenen* Worte unterſchobſt. *Redend* konnten die Hebräer doch wahrlich die Vocale nicht auslaſſen, und ſich ſtatt ihrer nur mit ein paar zweideutigen Lauten behelfen? — Es lohnt aber kaum der Mühe dir hierüber einen Vorwurf zu machen, da die Conſonanten auch zu einer vernehmlichen *Rede* nicht entbehrlicher als die Vocale ſind. Nur durch die Mitlaute entſtehen articulirte Töne, entſteht die Sylbe, das Wort. In Anſehung der ausgebildeten Rede, einer ſchon beſtimmten Sprache, mag alſo der Grammatiker mit Fug die Conſonanten Hauptlaute, die Vocale nur Hülfslaute nennen.

Sehr willkommen iſt mir aber deine Bemerkung, weil ich dir nun von meiner Seite dagegen zu betrachten geben darf, daß die Haupt-Conſonanten wie die Haupt-Vocale in allen menſchlichen Sprachen dieſelben ſind: ihnen allen liegt Ein und daſſelbe Alphabet zum Grunde. Nur aus der verſchiedenen Zuſammenſetzung der Conſonanten und Vocale zu Wörtern; der Wörter, als Redetheile, zu Gliedern der Rede — entſteht die Mannichfaltigkeit der Sprachen. Wie ſie alle auf eine allgemeine Grammatik ſich zurück führen laſſen: ſo ſind ſie der Vernunft zum Werkzeuge zu dienen auch in ſofern gleich geſchickt, daß Niemand darum nothwendig verſtändiger, geiſtreicher, ſittlicher iſt, weil er die Franzöſiſche, oder die Engliſche, oder die Italiäniſche, oder die Deutſche zu ſeiner Mutterſprache hat. Rohe und halbgebildete Völker reden rohe und halbgebildete Sprachen; es iſt aber urſprünglich nie die Sprache, was dem Volke ſeine Bildung giebt: ſondern es geht allemal die Bildung eines Volkes nur in ſeine Sprache über — ſie verbeſſernd, oder auch verderbend, wovon Beiſpiele genug vorhanden ſind. Ganz auf dieſelbe Weiſe verhält es ſich mit den Gewohnheiten, den Sitten, den Geſetzen, der Moral, und — der Religion. Ueberall iſt es der Geiſt, der Lebendige, der alles ſchafft, ausbildet, vollkommener macht.

Wenn du nun, nach Erwägung meines geſammten Vortrages, mich, als Philoſophen, gleichwohl noch einmal aufforderſt, wie es in deinem vierten Theile, Seite zweihundert und eilf, geſchehen iſt mit dieſen Worten: „Reite mir 'mal Curier auf einem gemahlten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre." — So werde ich mich nicht damit aufhalten, dir zu zeigen, daß du mehr für als wider mich dräueſt; ſondern dich blos dagegen fragen: Ob es mit einem ausgeſtopften beſſer gelingen würde? Auf den erſten Anblick könnte es ſo ſcheinen; das ausgeſtopfte Pferd iſt körperlicher, man kann es beſteigen und ordentlich ſeinen Sitz darauf nehmen. Aber das gemahlte Pferd, wenn es ein Raphael entwarf und ausführte, kommt dem wahren Pferd doch näher; es iſt in ihm ein Leben, das jenem fehlt. Ich enthalte mich die Vergleichung weiter fortzuſetzen.

Niemand glaube, daß ich dem Boten hiemit vorwerfe, er ſelbſt reite auf einem ausgeſtopften Pferde. Augenſcheinlich reitet er auf einem ſehr lebendigen, das ihn trefflich von der Stelle bringt und Flügel hat. Oft habe ich ihn, und Andere, die denſelben Vortheil genießen, darum beneidet; habe gewünſcht ſelbſt einen Verſuch zu machen, und hätte ihn gemacht, wenn mir das Flügelroß nur hätte ſtehen wollen, daß ich hinaufgekommen wäre. Aber keinmal hat es mir ſo lange ſtehen wollen; und ſo weiß ich auch von dieſem Zuſtande weiter nichts zu ſagen, als daß es gewiß ſehr angenehm ſeyn müſſe, ſo über Berg und Thal, über Sumpf und Moor hinweg getragen zu werden, ohne Anſtoß und Sorge. Uebrigens kann ich mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch dadurch an Werth gewinnen, in ſich davon beſſer werden ſollte? Mir däucht, dieſer Vortheil müßte vielmehr ſich auf der andern Seite finden, und für ihre Mühe denen zu gut kommen, die, ihrer eigenen Schwungkraft überlaſſen, ſich damit ſtandhaft nach dem Ziele hin bewegen. Eigene

Schwungkraft muß doch auch gebraucht werden, um das Flügelroß zu beſteigen und ſich darauf zu halten, oder es hieße nicht geritten. Nur Kinder und Blödſinnige, wenn ſie auf einem ausgeſtopften Pferde ſitzen, oder mit einem Stecken zwiſchen den Beinen herumlaufen, ſagen, daß ſie reiten. Noch weniger reitet eine todte Laſt, die blos aufgeladen iſt. Alſo auf die eigene Schwungkraft und beſtändige Haltung mit Weisheit, Tapferkeit und guter Luſt kommt es, die Sache redlich und ſcharf unterſucht, am Ende allein, und auf gleiche Weiſe an, es ſey, daß man des Flügelroſſes ſich bediene, oder es entbehre. Das Pferd macht ſo wenig den Mann als der Rock.

Wenn ich mit allerhand Wendungen, Gleichniſſen und Bildern nur immer wieder auf daſſelbe zurück komme; mich unterbreche und contraſtire, blos um mich zu wiederholen: ſo geſchieht dieſes, wie ich den unaufmerkſamen Leſer gewiſſenhaft verſichern darf, nicht aus Unbedachtſamkeit und Nachläſſigkeit, ſondern mit dem äußerſten Bedacht und größten Fleiß.

Ich ſehe zwei Partheien: Anhänger und Widerſacher des Poſitiven; oder Realiſten und Idealiſten, die es in dem weiteſten Umfange dieſer Begriffe und zugleich auf die ausſchließendſte Weiſe ſind; ſehe an beiden Seiten neben großem Recht auch großes Unrecht, und gründe darauf die Hoffnung zu einer möglichen Uebereinkunft unter ihnen. Ich meine, wenn es mir gelänge, das Unrecht an der einen wie an der andern Seite dergeſtalt hervor zu heben und allmählig an einander zu rücken, daß man nun nicht mehr das eine erblicken könnte, ohne zugleich das andere mit wahrzunehmen: ſo würden alsdann die Bedingungen zu einem gütlichen Vertrage vielleicht ſich finden laſſen.

Unter den Widerſachern des Poſitiven oder Realobjektiven zeichnet ſich eine Claſſe beſonders aus. Ich will ſie Philoſophen — nicht im höchſten, ſondern — im äußerſten Verſtande nennen. Dieſe haben es in der Reinigung ihrer Wahrheitsliebe ſo weit gebracht, daß ſie nach dem Wahren ſelbſt nicht mehr fragen. Sie haben ſich überzeugt, und wiſſen darzuthun, daß im eigentlichſten und ganz wörtlichen Verſtande, das Wahre gar nicht iſt, oder daß — was nicht iſt, allein iſt das Wahre. Dieſe Erkenntniß nun und Alleinwahrheit (ſo lehren ſie) iſt der reine Kern aller Erkenntniß und alles Wiſſens. Wer ihn rein ausgelernt und ganz genoſſen hat, findet ſich verwandelt in die eines Wahren außer ihr gar nicht bedürfende Wiſſenſchaft ſelbſt, nämlich in das abſolute IST, das auf gar keine Art und Weiſe Etwas iſt. Hiemit iſt er dann auf immer geſichert wider alle Täuſchung, allen Selbſtbetrug, alle Schwärmerei; er iſt übergegangen aus dem Betruge des Wahren in die weſentliche reine Wahrheit des Betrugs, ſiehet nicht mehr im Lichte, ſondern ſelbſt in Licht verwandelt, ſiehet er — auch nicht das Licht.

Eine ſolche Weisheit nun, die den Menſchen, um ihn von dem Uebel des Irrthums zu befreien und mit ſich ſelbſt auf immer zu verſöhnen, an das Kreuz der verzweiflungsvollſten Unwiſſenheit ſchlägt; ihm alles natürliche Leben — des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung — rein ausmartert, damit er mit einem verklärten Leibe von blos logiſchem Enthuſiasmus, der zugleich ſeine Seele ſey, unverzagter wieder auferſtehe; die über der entſeelten Empfindung nur ein widerliches Geſpenſt aufſteigen läßt, das nichts kann, als nur winken mit dem hohlen Schädel; Nichts und wieder Nichts — Eine ſolche Weisheit, — wenn ſie Alles in Allem ſeyn, ihren Knochenmann für den Vater der Geiſter, für den Schöpfer aller Dinge; ihre Dii monogrammi*) für himmliſche Mächte ausgeben will, die uns aus der Aegyptiſchen Dienſtbarkeit und dem blinden Heidenthum aller bisherigen Lehre in die allein ſeligmachende Lauterkeit und Klarheit der ihrigen — in ein gelobtes Land, worin nur Erkenntniß des Erkenntniſſes, ohne Milch und Honig und ähnliche Unreinigkeiten fließt, mit mächtiger Hand führen — und wovon wir Beſitz nehmen ſollen, ohne Gefahr zu laufen, zuletzt ein ähnliches Schickſal mit den Juden zu erfahren, die, ungeachtet ihres Gräuels am Aberglauben, wegen ihres Aberglaubens und ihrer überſchwänglich ungereimten Mährchen zum Sprüchwort der Leichtgläubigkeit und zum Spott der Völker wurden: Eine ſolche Weisheit kann der, welcher hier Zeugniß ablegt, unmöglich für wahre Weisheit gelten laſſen; er muß ſich wider ihre Lehre laut und ausdrücklich erklären.

Eben ſo ausdrücklich aber muß er ſich auch erklären wider eine dieſer gerade entgegengeſetzte Lehre.

Es ſteht nämlich, wie wir bemerkt haben, der eben beſchriebenen Claſſe von ganz Inwendigen ohne Auswendiges, das zu ihnen eingehen könnte, die Claſſe der ganz Auswendigen gegenüber, die nichts in ſich zu haben behaupten, was nicht von Außen in ſie gekommen wäre. Sie vertrauen blos ihren Sinnen, d. h. ſie läugnen die höchſte Autorität der Vernunft und des Gewiſſens, in wiefern ſie die höchſte ſeyn ſoll. Nicht die Anſprüche dieſer, nicht das innere Wort, ſondern ein äußeres ſoll über das, was wahr und gut iſt, abſolut entſcheiden. Die Menſchen, behaupten ſie, würden von Gott durchaus nichts wiſſen, wenn er ihnen ſein Daſeyn nicht durch außerordentliche Geſandte hätte verkündigen laſſen. Dieſe Geſandten haben die Menſchen dann auch zuerſt von den göttlichen Eigenſchaften unterrichtet, ſie gelehrt, daß das höchſte Weſen weiſe, gerecht, gütig und wahrhaftig ſey; Gottes Allmacht aber unmittelbar ihnen vor Augen geſtellt durch Wunder, welche ſie als außerordentliche Geſandte verrichteten. Dieſer körperliche Beweis durch Wunder gilt den Auswendigen in Abſicht aller durch die Geſandten Gottes verkündigten Lehren nicht nur für den höchſten, ſondern für den im Grunde allein gültigen Beweis. Nur die Wirklichkeit der Wunder, d. i. die Wahrheit der Sendung geſtatten ſie zu prüfen. Findet dieſe ſich bewährt, ſo darf der Inhalt der Lehre weiter nicht vor der Vernunft und dem Gewiſſen unterſucht werden; die Macht hat entſchieden, ſomit iſt unbedingte blinde Unterwerfung Pflicht. Wollte man, ſagen ſie, der Vernunft und dem Gewiſſen das Recht einer gültigen Widerrede einräumen, ſo würde das Syſtem dadurch in ſeinem Grunde erſchüttert.

---

*) Cic. de Nat. deor. L. II. c. 23. „Epicurus monogrammos deos et nihil agentes commentus est.“

Dies iſt es, was conſequente Anhänger einer durchaus und abſolut poſitiven Religionslehre behaupten zu müſſen längſt geglaubt haben. Der Irrlehren, fanden ſie, würde kein Ende werden, wenn Vernunft und Gewiſſen gültig einzureden, ja das große Wort zu führen haben ſollten; Einheit und Feſtigkeit des Glaubens würden nie entſtehen können. Sie haben gefragt, und fragen: Ob es den wahren Glauben zu beſitzen, d. i., durch Gott ſelbſt mittelſt ſeiner Geſandten erleuchtet zu ſeyn, etwas werth ſey oder nicht? — „Ihr werdet,“ ſprechen ſie, „das letzte nicht behaupten wollen. So geſteht denn auch, daß es kein größeres Verbrechen geben könne, als zu verhindern, daß durch wahren Glauben alle Menſchen auf dieſelbe Weiſe ſelig werden.

Der Weg der Unterſuchung würde zu einer ſolchen allgemeinen Annahme des wahren Glaubens und zur Fügung in eine durch denſelben bedingte nothwendige Ordnung des Heils nicht führen; es zu hoffen wäre Unſinn. Alſo bleibt nichts übrig, als der Weg der Autorität: Glaubenszwang durch gegenwärtige oder hinlänglich bezeugte Wunder. Und wer ſich dieſer Autorität widerſetzt, indem er wähnt, behauptet, und lehrt: es gebe in dem Menſchen ſelbſt eine höhere, die Autorität nämlich der menſchlichen Vernunft und des menſchlichen Gewiſſens, der glaubt und vertraut ſich ſelbſt mehr als Gott, der iſt verflucht.“

Ich habe das Aeußerſte dem Aeußerſten beider Lehrmeinungen hier zuletzt einander ſcharf und hart gegenüber und entgegenſtellen wollen, nachdem ich ſie bisher in dieſer Schrift in mehr gemäßigter Geſtalt und auf mannichfaltige Weiſe ſich zu einander hin, und von einander ab hatte neigen, ſchwanken, auch ſich miſchen laſſen.

Wie ich ſelbſt zu der einen und der andern dieſer Lehrmeinungen mich verhalte; zu welcher von beiden Partheien ich mehr mich hinneige: zu der Parthei der ganz Innerlichen, oder zu der Parthei der ganz Aeuſterlichen; oder wie ich zwiſchen beiden mit einer mir eigenthümlichen Ueberzeugung mich behaupte: dieſes liegt mir ob, auf eine noch beſtimmtere Weiſe, als es in dem Vorhergegangenen ſchon geſchehen iſt, zu erklären. Nicht mehr in dem angenommenen Charakter eines Recenſenten, ſondern in eigener Perſon werde ich hier meine Ueberzeugungen zu Tage legen.

Meine Ueberzeugungen ſind noch ganz dieſelben, die ich vor mehr als fünf und zwanzig Jahren in meinem Buche über die Lehre des Spinoza, und in dem bald darauf erſchienenen Geſpräch über Idealiſmus und Realiſmus dargelegt habe. †) Damals war man über die Abſicht der Philoſophie, ihren letzten Zweck, noch allgemein einverſtanden, und nur uneins über den beſten und kürzeſten Weg, zu dem vorgeſteckten Ziele zu gelangen.

So iſt es nicht mehr, ſondern es wird in unſern Tagen faſt einſtimmig verſichert und geglaubt: um den

---

†) S. im II. Bande die Vorrede.

Kranz der Wahrheit, der Wiſſenſchaft und Weisheit zu gewinnen, müſſe man eine der vorigen ganz entgegengeſetzte Richtung nehmen.

Wie ſchnell die philoſophiſchen Syſteme ſeit fünf und zwanzig Jahren in Deutſchland gewechſelt haben, iſt allgemein bekannt. Verſchiedene Denker wandelten mehr als einmal den Leib. Ich ließ auch meine Seele wandern, doch mit Vorbehalt der Rückkehr nach vollendetem Verſuch. Uebrigens that ich alles, was an mir war, um die Verwandlung jedesmal ſo vollkommen werden zu laſſen, als es unter der angeführten Bedingung möglich war, und ſo dürfte ich wohl lehrreicher als Pythagoras berichten können, was ich während meiner Verwandlungen erfahren habe.

Man erinnere ſich, wie Kant, da er zugleich mit mir, aber aus andern Zwecken und durch andere Mittel, die Nichtigkeit jeder ſpeculativen Anmaßung, überſinnliche Wahrheiten demonſtriren, d. h. ſie auch objectiv begründen, und dem Verſtande, gleich den mathematiſchen, durch logiſche Mechanik aufnöthigen zu können, in ſeiner Kritik der reinen Vernunft gründlich erwies — man erinnere ſich, wie er deſſen ungeachtet die allgemeine Ueberzeugung beibehielt, und ſie gleich im Eingange eben dieſer Kritik auf das Beſtimmteſte äußerte: Es habe die Philoſophie nur überſinnliche Begriffe zum Gegenſtande; drei Ideen, nämlich: Freiheit, Unſterblichkeit und Gott. Alles, womit die Philoſophie ſich ſonſt beſchäftige (lehrte und wiederholte er in allen ſeinen Werken), diene blos als Mittel, um zu dieſen Ideen zu gelangen, und ihre Realität zu bewähren.

Nun folgte geradezu aus dieſer Behauptung, daß die Philoſophie, wenn ſie ihren alleinigen Zweck verlöre, zugleich ſich ſelbſt verlieren würde, und mit ihrer Abſicht auch ihr ganzes Weſen und Geſchäft aufgeben müßte. Mit der Philoſophie aber wäre dann (ebenfalls nach Kant) auch Vernunft überhaupt und die Menſchheit ſelbſt aufgegeben; denn Gotteserkenntniß und Religion, behauptet er ausdrücklich, ſind die höchſten Zwecke der Vernunft und des menſchlichen Daſeyns. — Und was hier beſonders angemerkt und recht nachdrücklich erinnert werden muß: Es galten und bedeuteten unſerm tiefdenkenden, aufrichtigen Philoſophen die Worte Gott, Freiheit, Unſterblichkeit, Religion ganz daſſelbe, was ſie dem blos geſunden Menſchenverſtande von jeher bedeutet und gegolten haben; Kant trieb mit ihnen keineswegs nur Betrug oder Spiel.

Schon in ſeinem frühern Werke: Einzig möglicher Beweisgrund zu einer Demonſtration für das Daſeyn Gottes, drückt Kant ſich auf folgende entſchiedene Weiſe aus:

„Bei dem Satze, daß alle Realität entweder in dem nothwendigen Weſen, als eine *Beſtimmung*; oder durch daſſelbe, als ein *Grund* müſſe gegeben ſeyn: bleibt es noch unentſchieden, ob die Eigenſchaften des Verſtandes und Willens in dem oberſten Weſen, als ihm *beiwohnende Beſtimmung*; oder blos *durch* daſſelbe *an andern Dingen* als *Folgen* anzuſehen ſind. Wäre das letztere, ſo würde unerachtet aller Vorzüge, die von dieſem Urweſen aus der Zulänglichkeit, Einheit und Unabhängigkeit ſeines Daſeyns als eines großen Grundes in die Augen leuchten, *doch ſeine Natur derjenigen weit nachſtehen, die man ſich denken muß, wenn man einen Gott denkt*. Denn ohne eigene Erkenntniß und Entſchließung würde dieſes Urweſen ein *blindlings nothwendiger* Grund anderer Dinge, und ſogar anderer *Geiſter* ſeyn, und ſich von dem ewigen

Schickſale einiger Alten in nichts unterſcheiden, als daß es begreiflicher *) beſchrieben wäre.“

In der Kritik der reinen Vernunft (S. 659) heißt es: „Da man unter dem Begriffe von Gott nicht etwa blos eine blind wirkende ewige Natur, als die Wurzel der Dinge, ſondern ein höchſtes Weſen, das durch Verſtand und Freiheit der Urheber der Dinge ſeyn ſoll, zu verſtehen gewohnt iſt, und auch dieſer Begriff allein uns intereſſirt; ſo könnte man nach der Strenge dem Deiſten allen Glauben an Gott abſprechen, und ihm lediglich die Behauptung eines Urweſens oder oberſten Urſache übrig laſſen. Indeſſen, da niemand darum, weil er etwas ſich nicht zu behaupten getraut, beſchuldigt werden darf, er wolle es gar läugnen, ſo iſt es gelinder und billiger zu ſagen, der Deiſt glaube einen Gott, der Theiſt aber einen lebendigen Gott (summam intelligentiam).“

Ich habe dieſe Stellen angeführt, um deſto nachdrücklicher dabei anmerken zu können, daß niemand zu jener Zeit an dem Königsberger Philoſophen darum ein

---

*) Warum auch nur begreiflicher?

Aergerniß nahm, ihn gering ſchätzte, und als einen Mann von nur gemeinem Verſtande wegwarf, weil er lehrte, es ſey der wahre Gott ein lebendiger Gott, der wiſſe und wolle, und zu ſich ſelbſt ſpreche, ICH bin DER ICH bin; nicht ein bloſes IST und abſolutes Nicht-Ich. Man nahm im Gegentheil ein Aergerniß an ihm, blos deswegen, weil er die Unzulänglichkeit aller von der ſpeculativen Philoſophie bisher gelieferten Beweiſe für das Daſeyn eines lebendigen Gottes, für die perſönliche Fortdauer der menſchlichen Seele in einer zukünftigen Welt, und ihr Vermögen abſoluter Selbſtbeſtimmung ſchon in dieſer, nicht nur klar vor Augen ſtellte, ſondern auch ferner noch die Unmöglichkeit, dergleichen Beweiſe auf dem geraden Wege, d. i. dem theoretiſchen, je zu Stande zu bringen, unwiderleglich darthat.

Um dieſem Aergerniſſe zu begegnen, und der Philoſophie zu helfen, daß ſie nicht ihren Zweck, und mit dieſem ſich ſelbſt einbüße, erſetzte Kant den Verluſt der theoretiſchen Beweiſe durch nothwendige Poſtulate einer reinen praktiſchen Vernunft. Dieſer, der praktiſchen Vernunft eignete er den Primat über die theoretiſche zu, d. h. er zeigte, wie alle Sätze, die einem a priori unbedingt praktiſchen Geſetze unzertrennlich anhiengen, von der theoretiſchen Vernunft als bewährt angenommen werden müßten, und nannte dieſe Annehmung reinen Vernunftglauben. Hiermit war, nach Kants Verſicherung, der Philoſophie vollkommen geholfen, und das von ihr immer verfehlte Ziel wirklich erreicht. Sie hatte mit dieſem Schritte das Kindes- und Jünglingsalter (Dogmatiſmus und Skepticiſmus) hinter ſich gebracht, und trat nun ihr gereifteſ männliches Alter (das Kritiſche) an. *)

Aber ſchon die leibliche Tochter der kritiſchen Philoſophie, die Wiſſenſchaftslehre, verſchmähte die vom Vater ausgedachte Hülfe zu gebrauchen. Ohne Kantiſche Poſtulate brachte ſie ein reineres und bündigeres Syſtem der Sittenlehre als das von dem Urheber der kritiſchen Philoſophie aufgeſtellte hervor, und nahm damit der neuerfundenen Moraltheologie ihren Grund und Boden. „Die lebendige und wirkende moraliſche Ordnung wurde nun ſelbſt Gott:“ ein Gott ausdrücklich ohne Bewuſſtſeyn und Selbſtſeyn; ein Gott, der kein von der Welt und dem

---

*) Kr. der reinen Vernunft, S. 789. — Kr. d. pr. Vernunft, S. 215, 225.

Menſchen unterſchiedenes beſonderes Weſen, und nicht die Urſache der moraliſchen Weltordnung, ſondern dieſe, außer ſich ſelbſt weder Grund noch irgend eine Bedingung ihrer Wirkſamkeit habende, rein und ſchlechthin nothwendig ſeyende Weltordnung ſelbſt iſt. — Gott Bewuſſtſeyn und jenen, nur höhern Grad deſſelben, den wir Perſönlichkeit (in ſich ſeyn und von ſich wiſſen) oder Vernunft nennen — Ihm, mit Einem Worte, eigenes oder Selbſtſeyn, ein Wiſſen und Wollen zuſchreiben, heißt ihn, ſagt die Wiſſenſchaftslehre, zu einem endlichen Weſen machen; denn Bewuſſtſeyn und Perſönlichkeit ſind an Beſchränkung und Endlichkeit gebunden. Der Begriff von Gott als einem beſondern Weſen, oder nach Kants Ausdruck, eines lebendigen Gottes, dem die Vollkommenheit des Selbſtbewuſſtſeyns, alſo Perſönlichkeit im höchſten Grade zukommen muß, iſt unmöglich und widerſprechend: und es iſt erlaubt, dies aufrichtig zu ſagen, und das Schulgeſchwätz niederzuſchlagen, damit die wahre Religion des freudigen Rechtthums ſich erhebe.*)

---

*) S. Philoſophiſches Journal von Fichte und Niethammer, des VIII. Bandes 1ſtes Heft. 1798.

Dieſe aufrichtigen Worte erregten vor zwölf Jahren, da ſie öffentlich und ſo ganz unverholen ausgeſprochen wurden, doch noch einiges Aufſehen. Aber auch damals ſchon war es mehr die laute Verkündigung als das Verkündigte, was die durch ein funfzehnjähriges Studium der kritiſchen Philoſophie ſattſam vorbereitete Welt augenblicklich erſchreckte. Sehr bald legte ſich dieſer Schrecken, und die Wahrheit des italiäniſchen Sprüchworts: una meraviglia dura tre giorni, möchte ſich kaum bei irgend einer andern Gelegenheit auffallender als bei dieſer beſtätigt haben. Gleich darauf, da die zweite Tochter der kritiſchen Philoſophie, die von der erſten noch ſtehen gelaſſene Unterſcheidung zwiſchen Natur- und Moralphiloſophie, Nothwendigkeit und Freiheit vollends, d. h. auch nahmentlich aufhob, und ohne weiteres erklärte: über der Natur ſey nichts, und ſie allein ſey, erregte dies ſchon gar kein Staunen mehr.

In der That hatte dieſe zweite Tochter ſchon frühe und noch vor der erſten die neuerfundene Moraltheologie angefochten, und ihres Erfinders nicht ohne Bitterkeit, wegen ſeines Einganges und Ausganges, geſpottet. Beides war in gleichem Maße ihr ein Ærgewiß: der Gott, den dieſe Philoſophie wahr zu machen ſtrebte, und ſie ſelbſt, die einen ſolchen Zweck ſich vorſetzen mochte. *)

Da nun alles genug vorbereitet war, ſtellte ſie ihren gerade entgegengeſetzten Begriff der Philoſophie auf. Sie behauptete: Philoſophie müſſe mit der Vorausſetzung beginnen, daß nur Eines ſey, und außer dieſem Einem Nichts. Könne die Philoſophie dieſe Vorausſetzung nicht wahr machen, und allen Dualiſmus, wie er Nahmen haben möge, von Grund aus vertilgen; ſo müſſe ſie ſich ſelbſt aufgeben. Befreiung alſo der Natur von einem Uebernatürlichen, der Welt von einer Urſache außer und über ihr, mit einem Wort, Selbſtſtändigkeit der Natur, wurde die Loſung dieſer neuen Weisheit.

Nicht ohne Grund rühmt ſich das neueſte Syſtem der Alleinheit oder abſoluten Identität, zu der älteſten Philoſophie (die man aber nicht für die älteſte Lehre halten muß) zurückzuführen. Die älteſten uns bekanntgewordenen ſpeculativen Syſteme waren

---

*) S. Philoſophiſches Journal einer Geſellſchaft teutſcher Gelehrter, herausgegeben v. F. J. Niethammer. Heft 7. 1798.

allerdings naturaliſtiſche Syſteme, ſo oder anders geſtaltete ſpeculative Phyſik, der Naturforſchung vor- und über alle Erfahrung hinaus greifende welterſchaffende Dichtungen: Coſmogenien — Mythologien.

Nothwendig mußte der menſchliche Verſtand philoſophirend dieſen Weg zuerſt einſchlagen; er konnte ſich auf keine andere Weiſe ſelbſt entwickeln, auf keine andere Weiſe zu ſich ſelbſt gelangen: ſeine Geburt war die Geburt einer Welt; die Geburt einer Welt war die ſeine. Nur allmählig, aus einem Chaos dunkler und verworrener Empfindungen und Vorſtellungen gehet der nach allen Seiten hin ſich beſinnende Menſch, mit einem ſich wechſelſeitig bedingenden Außer und In ihm, einem von einander unzertrennlichen Nicht-Ich und Ich hervor. Man erinnere ſich des erhabenen Unterrichts vor der Morgenröthe in der älteſten Urkunde Herders, man leſe dort die ſymboliſche Darſtellung der Schöpfungsgeſchichte der Welt und des Menſchen in ſechs Folgen oder Tagen, und es wird, was hier nur angedeutet werden konnte, in ergreifender Klarheit hervor treten.

Aber ungeachtet jener Unzertrennlichkeit des Innern und Aeußern im menſchlichen Bewuſſtſeyn, werden die zwei ſcheinbar ſo entgegengeſetzten ſpeculativen Syſteme des Materialiſmus und Idealismus dennoch im menſchlichen Verſtande als eine Zwillingsgeburt erfunden. Zeigt jener ſich auch zuerſt, ſo hält ihn dieſer doch, wie Jacob den Eſau, ſchon bei der Ferſe, und wird ſo gut als zugleich mit ihm hervorgezogen; ja er hatte wohl noch überdem, wie Serah, der Sohn der Thamar, ſeine Hand erweislich zuerſt herausgeſtreckt. Durch die ganze philoſophiſche Geſchichte ſehen wir dieſe Zwillingsbrüder über das Recht der Erſtgeburt, kraft deſſen dem einen Herrſchaft, dem andern Unterwürfigkeit gebühre, ſtreiten und hadern. Es kann auch dieſem Streit und Hader kein Ende werden durch Schlichtung und Verſöhnung; er muß getilgt werden durch eine gleiche Vertilgung der gegenſeitigen Anſprüche. Dies ins Werk zu richten verſuchte Kant.

Wirklich begann mit dieſem ſo wahrhaft großen Manne eine Revolution in der ſpeculativen Philoſophie, an Wichtigkeit und großen Folgen derjenigen ähnlich, welche Copernikus in der Aſtronomie — unmittelbar nur in dieſer, mittelbar aber in der ganzen

Naturwiſſenſchaft — drei Jahrhunderte zuvor verurſacht hatte.

Der Kern der Kantiſchen Philoſophie iſt die von ihrem tiefdenkenden Urheber zur vollkommenſten Evidenz gebrachte Wahrheit: daß wir einen Gegenſtand nur in ſo weit begreifen, als wir ihn in Gedanken vor uns werden zu laſſen, ihn im Verſtande zu erſchaffen vermögen. Nun vermögen wir auf keine Weiſe, ſo wenig in Gedanken als wirklich außer uns, Subſtanzen zu erſchaffen; ſondern wir vermögen nur: außer uns Bewegungen und Zuſammenſetzungen von Bewegungen, dadurch Geſtalten; in uns aber nur ſich auf Wahrnehmungen durch den äußern oder innern Sinn beziehende Begriffe und Zuſammenſetzungen von Begriffen hervor zu bringen. Woraus denn folgt, daß es nur zwei Wiſſenſchaften im eigentlichen und ſtrengen Verſtande: Mathematik und allgemeine Logik geben kann, und daß alle andern Erkenntniſſe nur in dem Maße wiſſenſchaftliche Eigenſchaft erwerben, als ſich ihre Gegenſtände durch eine Art von Transſubſtanziation in mathematiſche und logiſche Weſen verwandeln laſſen.

Offenbar läßt eine ſolche Verwandlung und Transſubſtanziation ſich nicht vollbringen mit den eigentlichen Gegenſtänden der Metaphyſik: **Gott**, **Freiheit** und **Unſterblichkeit**. Dieſe drei Ideen liegen ganz außerhalb dem Kreiſe jener zwei Wiſſenſchaften und können aus ihren Mitteln ſchlechterdings nicht realiſirt werden; das heißt: es läßt ſich, daß dieſen drei Ideen Wirklichkeit entſpreche, aus den Principien der Mathematik und allgemeinen Logik eben ſo wenig darthun, als ſich dieſe Wirklichkeit unmittelbar vor Augen ſtellen, mit den Sinnen äußerlich erfahren läßt. Die Wiſſenſchaft bleibt alſo in Abſicht dieſer Ideen vollkommen neutral, und hat ſich zu beſcheiden, daß ſie eben ſo wenig ſich anmaßen darf, ihre Realität widerlegen, als ſie beweiſen zu können. Mit Grund rechnet Kant es ſich zum größten Verdienſt an, durch eine ſcheinbare Einſchränkung des Vernunftgebrauchs dieſen in der That erweitert, und durch Aufhebung des Wiſſens im Felde des Ueberſinnlichen, einem dem Dogmatiſm der Metaphyſik unantaſtbaren Glauben Platz gemacht zu haben.

Lange vor Kant, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ſchrieb Joh. Bapt. Vico zu Neapel: Geometrica ideo demonstramus, quia facimus; Physica, si demonstrare possemus, faceremus; hinc impiae curiositatis notandi, qui Deum a priori probare student. Metaphysici veri claritas eadem ac lucis, quam non nisi per opaca cognoscimus; nam non lucem, sed lucidas res videmus. Physica sunt opaca, nempe formata et finita, in quibus metaphysici veri lumen videmus. *)

Noch älter als dieſe Worte des Vico ſind jene des tiefſinnigen Pascal: Ce qui passe la Géométrie nous surpasse. **)

Daß ſolche Einſichten früher ſchon hie und da zerſtreut vorhanden waren, benimmt dem großen Urheber der Kritik der reinen Vernunft ſo wenig etwas von ſeinem Verdienſt, als des Copernikus Verdienſt dadurch geſchmälert wird, daß vor ihm die alte italiſche Schule ſchon den Umlauf der Erde, mithin auch der übrigen Planeten um die Sonne gelehrt hatte, und ſelbſt vor Philolaus bereits eine ſogenannte Aegyptiſche Weltordnung bekannt war. Und es ſagt in der That dieſe Vergleichung noch zu wenig; denn wahrſcheinlich hatte Kant die oben angeführte Stelle des Vico nie geleſen; von Copernikus hingegen wiſſen wir, daß er durch die Nachrichten von den Behauptungen der Pythagoräer beim Plutarch, beſonders aber durch die Kunde von der Aegyptiſchen Weltordnung, die er aus dem Martianus Capella ſchöpfte, zuerſt erleuchtet wurde.

---

*) Joh. Bapt. a Vico, Neapol. reg. eloq. Professor, de antiquissima Italorum sapientia ex linguae latinae originibus eruenda libri tres. Neap. 1710.

Käſtner warf in Eberhards phil. Magazin 2. Bd. 4. St. S. 402. die Frage auf: Was heißt in der Geometrie möglich? und beantwortet ſie mit folgender Wendung. — Euklid würde von Wolfen (der die Möglichkeit des vollkommenſten Weſens bewieſen zu haben glaubte) verlangen: Ein vollkommenſtes Weſen machen. Nämlich in eben der Bedeutung, in welcher Euklid das Icoſaeder macht, im Verſtande; nicht ein vollkommenſtes Weſen außer ſich ſchaffen, denn auch das Icoſaeder braucht nicht außer dem Verſtande zu ſeyn.

**) Pensées de Pascal. Part. I. Art. II. Reflexions sur la Géométrie en général. Ed. d. 1779.

Von der Kantiſchen Entdeckung aus: daß wir nur das vollkommen einſehen und begreifen, was wir zu conſtruiren im Stande ſind — war nur ein Schritt bis zum Identitätsſyſtem. Der mit ſtrenger Conſequenz durchgeführte Kantiſche Kriticiſmus mußte die Wiſſenſchaftslehre, dieſe, wiederum ſtreng durchgeführt, Alleinheitslehre, einen umgekehrten oder verklärten Spinoziſmus, Idealmaterialiſmus zur Folge haben.

Wie war es aber möglich, wird der tiefer Nachdenkende nun fragen, daß ein Mann von Kants Scharfſinn und mächtigem Geiſte die nur etwas entfernteren Reſultate ſeines philoſophiſchen Verfahrens nicht ſelbſt gewahr wurde; und daß er nicht, wenn er ſie gewahr wurde, vollends durchdrang, und ſelbſt ſeinem Lehrgebäude die demſelben zu ſeinem Beſtande nöthige Vollendung gab? Es läßt ſich nicht annehmen, daß er während der Ausarbeitung ſeiner Kritik zwar wohl hie und da zu einem Sehen von Weitem gekommen ſey, wohin das summum jus ſeiner Lehre führen müſſe, aber, erſchrocken vor der damit verknüpften summa injuria, ſich bemüht habe, eine andere Auskunft, einen milderen vergleichenden Weg Rechtens zu finden. Er war ein zu redlicher Mann, um auf eine ſolche Weiſe ſich ſelbſt und andere täuſchen zu wollen; er war dazu auch ein viel zu weiſer und vorſehender Mann, und wußte wohl, was nicht dauern konnte. Das Räthſel fodert alſo eine genügendere Auflöſung.

Einige Winke zu einer ſolchen Löſung gab ich ehmals ſchon in dem Schreiben an Fichte und in der Abhandlung über das Unternehmen des Kriticiſmus die Vernunft zu Verſtande zu bringen. Seitdem haben zwei treffliche Männer, Bouterwek in ſeinem dem Königsberger Philoſophen geſtifteten Denkmal (Hamburg 1805) und Fries in ſeiner neuen Kritik der Vernunft (Heidelberg 1807 drei Theile) dieſen Gegenſtand ausführlicher erörtert, und der Frage auf eine dergeſtalt vollſtändige, und in Abſicht des Ganzen der Philoſophie ſo durchaus lehrreiche Weiſe Genüge gethan, daß ich mich begnügen könnte, hier blos auf ſie zu verweiſen, wenn nicht der beſondere Zweck dieſer Schrift noch etwas mehr erfoderte.

Ich will von einer Stelle in Kants Denkmal von Bouterwek ausgehen, wo es S. 85 heißt: „Es mag ſich nach conſequenter Fortſetzung des Kantiſchen Syſtems der neue Idealiſmus (der Idealmaterialiſmus iſt, und ſich deswegen ſelbſt Identitätsſyſtem nennt) folgerecht deduciren laſſen. Aber dem Geiſte der Kantiſchen Philoſophie iſt dieſe Fortſetzung ſo fremd, wie der Quietiſmus, und die Geiſterſeherei.“

Allgemeiner, unzweideutiger und durchgreifender würde, nach meiner Einſicht, das hier Angedeutete auf folgende Weiſe ausgeſprochen ſeyn: Wie Platons Lehre entgegengeſetzt iſt der Lehre des Spinoza;

ſo iſt der Geiſt der Kantiſchen Philoſophie entgegengeſetzt dem Geiſte der Alleinheitslehre.

Dieſer ſcharfen und auffallenden Entgegenſetzung dient zur Beſtätigung, daß ſich Kant auf Platon als ſeinen Vorläufer in dem Eingange zu ſeiner Lehre von den Ideen ausdrücklich und eben ſo beruft, wie der Urheber der neueſten Alleinheitslehre ſich ausdrücklich und wiederholt auf Spinoza als ſeinen Vorläufer berufen hat. *)

„Plato, ſagt Kant, (Kr. d. r. Vſt. S. 370) bediente ſich des Ausdrucks Idee ſo, daß man wohl ſieht, er habe darunter etwas verſtanden, was nicht allein niemals von den Sinnen entlehnt wird, ſondern welches ſogar die Begriffe des Verſtandes, mit denen ſich Ariſtoteles beſchäftigte, weit überſteigt, indem in der Erfahrung niemals etwas damit congruirendes angetroffen wird. Die Ideen ſind bei ihm Urbilder der Dinge ſelbſt, und nicht blos Schlüſſel zu möglichen Erfahrungen, wie die Kategorien. Nach ſeiner Meinung floſſen ſie aus der höchſten Vernunft aus, von da ſie der menſchlichen zu Theil geworden, die ſich aber jetzt

---

*) S. die Beilage A.

nicht mehr in ihrem urſprünglichen Zuſtande befindet, ſondern mit Mühe die alten, jetzt ſehr verdunkelten Ideen durch Erinnerung (die Philoſophie heißt) zurückrufen muß. Ich will mich hier in keine litterariſche Unterſuchung einlaſſen, um den Sinn auszumachen, den der erhabene Philoſoph mit ſeinem Ausdrucke verband. Ich merke nur an, daß es gar nichts ungewöhnliches ſey, ſowohl im gemeinen Geſpräche, als in Schriften, durch die Vergleichung der Gedanken, welche ein Verfaſſer über ſeinen Gegenſtand äußert, ihn ſogar beſſer zu verſtehen, als er ſich ſelbſt verſtand, indem er ſeinen Begriff nicht genugſam beſtimmte, und dadurch bisweilen ſeiner eigenen Abſicht entgegenredete, oder auch dachte.“

„Platon“ — heißt es ferner — „bemerkte ſehr wohl, daß unſere Erkenntnißkraft ein weit höheres Bedürfniß fühle, als blos Erſcheinungen nach ſynthetiſcher Einheit buchſtabiren, um ſie als Erfahrung leſen zu können, und daß unſere Vernunft natürlicher Weiſe ſich zu Erkenntniſſen aufſchwinge, die viel weiter gehen, als daß irgend ein Gegenſtand, den Erfahrung geben kann, jemals mit ihnen congruiren könne, die aber nichts deſtoweniger ihre Realität haben, und keineswe- ges bloſe Hirngeſpinſte ſind.“

Kant folgte alſo dem Platon, und glaubte nur ihn beſſer zu verſtehen, als er ſich ſelbſt verſtanden hätte. Was aber nach Kants Meinung den Platon mit ſich ſelbſt in Mißverſtand gebracht, dieſes hat er gleich in der Einleitung zu ſeiner Vernunft-Kritik (S. 8. 9) deutlich zu erkennen gegeben. „Die leichte Taube, leſen wir dort, indem ſie im Freien die Luft theilt, deren Widerſtand ſie fühlt, könnte die Vorſtellung faſſen, daß es ihr im luftleeren Raum noch viel beſſer gelingen werde. Eben ſo verließ Platon die Sinnenwelt, weil ſie dem Verſtande ſo enge Schranken ſetzt, und wagte ſich jenſeits derſelben auf Flügeln der Ideen, in den leeren Raum des reinen Verſtandes. Er bemerkte nicht, daß er durch ſeine Bemühungen keinen Weg gewönne, denn er hatte keinen Widerhalt, gleichſam zur Unterlage, worauf er ſich ſteifen, und woran er ſeine Kräfte anwenden konnte, um den Verſtand von der Stelle zu bringen.“

Kant, bei der in ihm unerſchütterlich gewordenen Ueberzeugung, daß die Vernunft, als Erkenntnißvermögen, ſich blos auf den Verſtand beziehe, oder daß ſie über die ſinnliche Erfahrung hinaus nur dichten könne, mußte auf dieſe Weiſe ſehen und urtheilen. Es verbarg ſich ihm wunderbarlich, daß in ſeinem Syſtem der Verſtand ebenfalls wahrhafte Erkenntniſſe zu verſchaffen nicht tauge, da alle Verſtandes-Begriffe ihre Gültigkeit nur durch Anſchauung erhalten, die Anſchauung aber von dem Realen gar nichts darſtellt, ſondern nur Vorſtellungen von Erſcheinungen gewährt, d. h. bloſe Vorſtellungen, reine oder empiriſche, welche nichts dem Dinge ſelbſt zukommendes, „gar nichts, was irgend eine Sache an ſich ſelbſt anginge, enthalten, oder in ſich antreffen laſſen," in Abſicht deren es darum auch ewig problematiſch bleiben muß, ob ein Objekt derſelben außer der Vorſtellung und von ihr unabhängig vorhanden ſey. Letzteres wird unter ſolchen Umſtänden auch zu einer ganz müßigen und wirklich thörichten Frage, da ſich aus ihrer Entſcheidung für objektive Erkenntniß weiter gar nichts gewinnen läßt.

So geſchah es, daß Kant, nach Bouterweks trefſendem Ausdruck, „zwiſchen der abſoluten Realität, von der, nach ihm, der menſchliche Verſtand ſchlechterdings abgeſchnitten ſeyn ſollte, und der ſinnlichen Wahrnehmung, über die er ſich dennoch zu erheben hatte, dergeſtalt zu ſchweben kam, daß er in dieſer Mitte von Himmel und Erde ſowohl dieſe als jenen verlor.“ *)

---

*) Hier die Stelle im Zuſammenhang: „Wie der wahre Dichter, nach Shakeſpears Beſchreibung, von der Erde zum Himmel und vom Himmel zur Erde blickt; dann die Formen unbekannter Dinge, die die Einbildungskraft gebiert, in ein wirkliches Daſeyn herabzieht, und dem luftigen Nichts eine Wohnung und einen Nahmen gibt, ſo blickte Kant, der kalte Denker, der alle Dichtung in der Philoſophie verſchmähte, von den Schranken der Objektivität, die unſere Sinne umgibt, hinauf zu dem Unbedingten, Unendlichen und Ewigen, und von da wieder zurück zu jenen Schranken. Da glaubte er die Unmöglichkeit zu entdecken, das Unendliche und Ewige, das der reinen Vernunft, als das Abſolute, Nothwendige, und auf ſich ſelbſt Beruhende im reinen Gedanken vorſchwebt, in die Sphäre des Erkennbaren herabzuziehen. Nun wurde es Ziel ſeines intellektuellen Strebens, den Inbegriff aller Bedingungen der Möglichkeit eines menſchlichen Erkennens in jenen Schranken als ein wiſſenſchaftliches Ganzes, in Ermangelung einer abſoluten Realität, aufzufaſſen. Da ſoll er denn, nach dem Urtheil mehr als eines ſcharfſinnigen Nicht-Kantianers, im Grunde nicht viel mehr gewonnen haben, als der Dichter Shakeſpears. Auch Kant, ſagt man, verlor zwiſchen der Erde und dem Himmel ſowohl dieſen als jene, und als er die Unmöglichkeit eines Erkennens der abſoluten Realität bewies, oder zu beweiſen glaubte, und nur die Erſcheinung des Wirklichen unter ein Syſtem reiner Formen der Erkennbarkeit ſtellte,

Kant ſelbſt aber läugnete ſtandhaft, daß dem alſo ſey, und dieß nicht blos mit dem Munde, ſondern aus dem innerſten Grunde ſeines Gemüthes, wo ihm die feſten Ueberzeugungen, von denen er ausgegangen war, auch unerſchütterlich waren ſtehen geblieben, nämlich, eines Theils, die Ueberzeugung, daß es gerade zu ungereimt ſey, *Erſcheinungen anzunehmen, ohne etwas, was da erſcheine* (Kr. d. r. Vernunft. Vorr. S. XXVII.), und andern Theils: daß Vernunft gar nicht ſeyn könne, und ihr Nahme zu einem bloſen Schall werde, wenn die höchſten Ideen, welche ſie hervorbringt, Gott, Freiheit und Unſterblich-

---

da, ſagt man, gab auch der Denker, der kein Dichter ſeyn wollte, nur dem luftigen Nichts eine Wohnung und viel ſchulgerechte Rahmen. Aber angenommen einmal, was hier zu unterſuchen nicht der Ort iſt, Kant habe mit der Rieſenarbeit ſeines Verſtandes nur menſchliche Vorſtellungsformen ſyſtematiſirt, und zur Aufklärung der *letzten Gründe* des menſchlichen Wiſſens wenig, oder nichts, beigetragen: ſo hat doch kein ſpeculirender Kopf vor Kant an eine ſolche Art von Syſtem aller menſchlichen Erkenntniſſe gedacht; und dieſes eben ſo kühn entworfene, als ſinnreich ausgeführte Syſtem konnte nur mit Hülfe einer Einbildungskraft zu Stande kommen, die den Verſtand *zwiſchen* der abſoluten Realität, von der er ſchlechthin abgeſchnitten ſeyn ſollte, und der ſinnlichen Wahrnehmung, über die er ſich erheben ſollte, ſo im *Schweben* erhielt, daß das groſe Gedankenwerk aus Begriffen erbaut werden konnte u. ſ. w. (S. Immanuel Kant, ein Denkmal von Bouterwek. S. 25—29.)

keit, und wegen deren Hervorbringung ſie Vernunft, das oberſte Erkenntnißvermögen, der Geiſt des Menſchen heißt, nur objektloſe Hirngeſpinſte, betrügliche Vorſpiegelungen wären, allein zum hinhalten und täuſchen, ohne je Bewährung zu finden. Iſt ja doch, ſpricht er zuverſichtlich, die Wiſſenſchaft, die ſich mit der Bewährung dieſer aus der Vernunft weſentlich hervorgehenden Ideen beſchäftigt, die älteſte aller Wiſſenſchaften, und muß auch die letzte übrig bleiben und ſich fort erhalten, wenn gleich die andern insgeſammt in dem Schlunde einer alles vertilgenden Barbarei gänzlich verſchlungen werden ſollten. (Vorr. S. XIV, XV.)

Factiſch nahm alſo Kant an, es liege in der menſchlichen Vernunft, als das Geſetz ihrer Wahrheit über allen Irrthum erhaben, eine unmittelbare Erkenntniß, ſowohl des Realen überhaupt, als ſeines oberſten Grundes, einer Natur unter — und eines Gottes über ihr. *) Weil aber eine unmittelbare Erkenntniß, weil ein urſprüngliches allererſtes Wiſſen alle Beweiſe ausſchließt, indem ſonſt dieſe das

---

*) S. Fries neue Kritik der Vernunft. Th. I. S. 199 bis 207.

Vorderſte und Allererſte) der Urſprung der Erkenntniß ſeyn würde; ſo wußte Kant jene, die Vernunft ſelbſt bedingenden Grundwahrheiten in die philoſophiſche Wiſſenſchaft, welche durchaus Beweiſe, Conſakramentalen, fodert, und die Wahrheit nicht anders beſtehen läßt, als aus wenigſtens zweier Zeugen Munde, nur auf jenem Umwege einzuführen, d. h. ſie aus unmittelbaren Erkenntniſſen in mittelbare umzuſchaffen, indem er der praktiſchen Vernunft den Primat über die theoretiſche einräumte. Dergeſtalt konnte wenigſtens der Schein einer wiſſenſchaftlichen Erfindung jener Wahrheiten hervorgebracht werden, während im Grunde durch die Einführung des beſagten Primats doch nur das unmittelbare Gefühl des Wahren und Guten, die poſitiven Offenbarungen der Vernunft über alle wiſſenſchaftliche Beweiſe für und wider, über alles Zu- und Einreden des vernünftelnden Verſtandes ſchlechthin, ſo wie es ſich gebührt, erhoben wurden.

Nachdem alſo Kant im theoretiſchen Theile ſeiner Philoſophie die Vernunft dem Verſtande unterworfen, ſie zu einer bloſen Magd derſelben, ja in Wahrheit, als Erkenntnißvermögen, zu weniger als nichts gemacht hatte, indem er ihr blos die Gabe gelaſſen, über die verſtändige Sinneserfahrung hinaus trüglich zu dichten; ſo erhob er ſie in dem praktiſchen Theil wieder eben ſo über den Verſtand, welcher gar nicht mehr einzureden haben ſollte, wo jene autonomiſch durch ein sic volo, sic jubeo, sic est, entſchieden hatte. *)

Kant hatte zweimal Recht, und darum Unrecht. Daß er nicht ſein zwieſaches Recht in ein einfaches aber vollſtändiges verwandelte, ſondern zwieſpaltig blieb und zweideutig, und voll Doppelſinn bis ans Ende ſeiner Tage, gehört zu den lehrreichſten Ereigniſſen in der Geſchichte der Philoſophie.

Bei der klaren Einſicht von den Bedingungen, der Beſchaffenheit, und den ſcharf beſtimmten Gränzen aller dem Menſchen möglichen wiſſenſchaftlichen Erkenntniß, zu welcher dieſer ſcharfſinnige Mann zuerſt vollſtändig gelangt war, hätte ihm, ſollte man glauben, auch der Werth und Unwerth wiſſenſchaftlicher Beweiſe, und wie durch ſie für die Erkenntniß überall nur Verdeutlichung, nie ein Zuwachs an In-

---

*) Kr. der pr. Vernunft. S. 258.

halt, durchaus keine Begründung derſelben gewonnen werden könne, immer klar vor Augen ſtehen müſſen. Wäre dieß wirklich bei ihm der Fall geweſen, unmöglich hätte ihm dann je in den Sinn kommen können — weder eine Widerlegung des Idealiſmus zu unternehmen, und den bisherigen Mangel einer ſolchen Widerlegung für ein Scandal in der Philoſophie auszugeben — noch wiederholte traurige Klagen darüber anzuſtimmen, daß die menſchliche Vernunft zwar, glücklicher Weiſe! Gott, Unſterblichkeit und Freiheit, als ihr weſentlich inwohnende Ideen vorausſetze; unglücklicher Weiſe aber die Realität oder Objektivität dieſer Ideen dennoch nicht theoretiſch darzuthun, ihre Gültigkeit nicht wahrhaft zu beweiſen vermöge. Vernünftiger Weiſe mußte ihm, ſo wie jedem durch ihn wahrhaft Belehrten, das Suchen eines Beweiſes für das Daſeyn einer außer unſern Vorſtellungen vorhandenen und denſelben entſprechenden wirklichen Welt, und eines über ſie erhabenen Urhebers derſelben, dann für die Unſterblichkeit und Freiheit des menſchlichen Geiſtes zur Thorheit werden, und der Wunſch, daß dergleichen Demonſtrationen oder Beweiſe zu finden ſeyn möchten, als eine baare Ungereimtheit verſchwinden. Es war offenbar geworden, und mußte jedem nur etwas tiefer durchdringenden und vorurtheilsfreien Geiſte jetzt klar vor Augen ſtehen, daß dieſe Wahrheiten, entweder aus unmittelbarer Autorität der Vernunft, deren Wiſſen durchaus ein Wiſſen ohne Beweiſe, ein unerborgtes höheres, ein von Merkmalen unabhängiges Erkennen iſt, anzunehmen, oder als leere Täuſchung wegzuwerfen wären. Man konnte zeigen, mannichfaltiger und auffallender, was auch unabhängig von Kants Entdeckung ſchon war ins Licht geſtellt worden: daß nämlich, und wie und warum jeder Verſuch die oberſten Erkenntniſſe als wahrhafte Erkenntniſſe beweiſen, das heißt, ſie ableiten, oder auf etwas, das noch gültiger und wahrer ſey, zurückführen wollen, an ſich ungereimt ſey, und nichts anders heiſſe, als auf ihre Vertilgung ausgehen.

Allemal und nothwendig iſt ja der Beweisgrund über dem, was durch ihn bewieſen werden ſoll; er begreift es unter ſich, aus ihm fließen Wahrheit und Gewißheit auf das zu beweiſende erſt herab, es trägt ſeine Realität von ihm zu Lehn.

Sollte nun z. B. wirkliches Daſeyn bewieſen werden können, ſo müßte etwas zu finden ſeyn außer ihm, womit es ſich belegen ließe, wie die mittelbare Erkenntniß mit unmittelbarer, der Begriff mit der Sache; oder decken, wie man in der Geometrie eine Figur die andere decken läßt, um zu den erſten Beweiſen der Gleichheit und Aehnlichkeit zu gelangen; hier folglich ein Jenes, das mit dieſem Eines und daſſelbe, und auch nicht Eines und daſſelbe; ein Wirkliches außer dem Wirklichen, das mehr wirklich wäre, als das Wirkliche, und doch zugleich auch nur wäre — das Wirkliche.

Desgleichen wenn das Daſeyn eines lebendigen Gottes ſollte bewieſen werden können, ſo müßte Gott ſelbſt ſich aus etwas, deſſen wir uns als ſeines Grundes bewußt werden könnten, das alſo vor und über ihm wäre, darthun, ableiten, als aus ſeinem Princip evolviren laſſen. Denn die bloſe Deduction nur der Idee eines lebendigen Gottes aus der Beſchaffenheit des menſchlichen Erkenntnißvermögens führt ſo wenig zu einem Beweiſe ſeines wahrhaften Daſeyns, daß ſie im Gegentheil (das vollkommene Gelingen vorausgeſetzt) auch den natürlichen Glauben an einen lebendigen Gott, zu deſſen Vermehrung und Bekräftigung ein philoſophiſcher Beweis geſucht wurde, nothwendig zerſtört, indem ſie mit der größten Klarheit einſehen läßt, wie jene Idee ein durchaus ſubjektives Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, ein reines Gedicht iſt, das er ſeiner Natur nach nothwendig dichtet, das darum auch vielleicht, aber höchſtens nur vielleicht eine Dichtung des Wahren, und ſomit kein bloſes Hirngeſpinſt; eben ſo ſehr und wohl noch mehr vielleicht aber auch ein bloſes Gedicht, und ſomit wirklich nur ein Hirngeſpinſt ſeyn kann.

Ich ſage: Ebenſoſehr, und wohl noch mehr, vielleicht ein bloſes Gedicht, und ſomit wirklich nur ein Hirngeſpinſt, weil, damit auch nur ein möglicher Fall für eine objektive Bedeutung der Ideen oder der reinen Vernunftbegriffe übrig bleibe, zuvor die objektive Bedeutung der Urbegriffe des Verſtandes oder der Kategorien, mithin die Realität der Natur und ihrer Geſetze geläugnet, und es dem Verſtande, daß er auf irgend eine Weiſe ein Erkenntnißvermögen des Wahren ſey, abgeſprochen werden muß.

Darin beſteht nun Kants Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, und die Verſchiedenheit des Geiſtes ſeiner Lehre von ihrem Buchſtaben, daß er, als Menſch, den unmittelbaren poſitiven Offenbarungen der Vernunft, ihren Grundurtheilen, unbedingt vertraute, und auch dieſes Vertrauen nie, wenigſtens nie ganz und entſchieden, verlor; als Lehrer der Philoſophie aber dieſes rein offenbarte ſelbſtſtändige Wiſſen in ein unſelbſtſtändiges aus Beweiſen, das unmittelbar Erkannte in ein mittelbar Erkanntes zu verwandeln für nöthig achtete. Er wollte die Vernunft mit dem Verſtande unterbauen, und dann den Verſtand wieder überbauen mit der Vernunft. †) So kam der Primat oder das allerhöchſte Anſehen der Vernunft, von welchem, als dem Einen und allgemeinen Grunde und Quell aller Principien ausgegangen werden mußte, erſt hintennach zum Vorſchein, und wurde geltend nur unter Bedingung, nach einem mit dem Verſtande darüber getroffenen Vergleich. Konnte ein ſolcher — *Nicht* auf gegenſeitigen *Vorbehalt*, ſondern auf gegenſeitige *Verzichtleiſtung: Schlechthin zu verneinen von der einen, und ſchlechthin zu bejahen von der andern Seite* gegründeter —

---

†) Oder auch: Er wollte die Vernunft mit dem Verſtande unterbauen, und dann die Vernunft wieder überbauen mit dem Verſtande.

Vergleich (wodurch im Grunde der Primat neutraliſirt und unter Sequeſter gelegt wurde) nicht getroffen werden; widerſetzte ſich der Verſtand mit ſeinem Veto, *das ihm zum Voraus gebühren ſollte*, geradezu und ſchlechthin den Zumuthungen der Vernunft, ſo war überall kein Rath; die praktiſche Vernunft konnte dann, was die theoretiſche (der Verſtand) für Wiſſenſchaft und Erkenntniß zerſtört hatte, nicht außerhalb des Gebietes der Wiſſenſchaft und Erkenntniß für den Glauben wieder aufrichten; die Lehre von Gott, von Unſterblichkeit und Freiheit mußte geradezu aufgegeben werden; es blieb *nur Naturlehre, Naturphiloſophie*.

Und auch dieſes nicht. Denn es mußte ja der Verſtand, um den Ideen der Vernunft auch nur eine *problematiſche* Gültigkeit einzuräumen, zuvor die *abſolute Ungültigkeit* ſeiner eigenthümlichen Erkenntniſſe, ihre vollkommene Leerheit und Nichtigkeit als Erkenntniſſe eines Realen, eines außer der bloſen Vorſtellung auch noch für ſich beſtehenden *wahrhaft Objektiven* ſchon eingeſehen haben. Zu dieſer Einſicht war er durch bloſe Selbſtergründung gelangt. Sich ſelbſt zum erſtenmal wahrhaft und durchaus ergründend, hatte er entdeckt, daß, was man bisher allgemein Natur und ihre nothwendigen Geſetze genennt hatte, nichts anders ſey, als das menſchliche Gemüth ſelbſt mit ſeinen durchaus ſubjektiven Vorſtellungen, Begriffen und Gedankenverbindungen. Jene, die bisher für objektiv gehaltene Natur, mit ihrem Weſen, und allen ihren Werken verſchwand nunmehr, wurde, abgetrennt von äußerer Sinnlichkeit, dem philoſophirenden Verſtande zu Nichts. Alles überhaupt, Erkennendes und Erkanntes, löſete ſich vor dem Erkenntnißvermögen in ein gehaltloſes Einbilden von Einbildungen, objektiv rein in Nichts auf. Es blieb übrig nur ein wunderbarliches intellektuelles Reich wunderbarlicher intellektueller Träume, ohne Deutung und Bedeutung. *)

Und ſo nahe wäre denn unſer großer Kritiker der Einſicht, und dem die Abſicht der Philoſophie wirk-

---

*) Wenn wir nicht vorausſetzen, daß durch das ganze Univerſum ein urſprünglicher Typus der Sinnlichkeit waltet, der an urſprüngliche Bedingungen der Möglichkeit aller Formen des Organismus gebunden iſt, ſo dürfen wir ſkeptiſch auch die Geſetze, nach

lich erfüllenden Reſultat gekommen — dem entſcheidenden: Es habe der Menſch nur dieſe Wahl: anzunehmen — entweder überall ein offenbares Nichts; oder über Allem einen wahrhaften allein alles wahrmachenden Gott. — So nahe dieſer Einſicht, ohne ſie dennoch in der That und Wahrheit zu gewinnen; ſo nahe dieſem entſcheidenden Reſultat, ohne es zu ergreifen, es ſich anzueignen, und als die Summe ſeiner Lehre zu offenbaren!

Was ihn an dem wirklichen Gewinn jener Einſicht, an dem Ergreifen dieſes Reſultates verhinderte, und ihn lieber höchſt künſtlich jenen transſcendental-idealiſtiſchen Schlüſſel erſinnen ließ, der in Wahrheit doch nichts auf- ſondern alles nur feſter zuſchließt; dieſes findet ſich beſonders lehrreich erklärt in dem Abſchnitte ſeiner Kritik, wo er dem Intereſſe der Vernunft das Intereſſe der Wiſſenſchaft (des Verſtandes),

---

denen ſich unſere Vernunft mit unſerer Sinnlichkeit zu einer Erfahrung vereinigt, für nichts weiter, als ſubjektive Vorſtellungsgeſetze anſehen; das heißt, wir dürfen annehmen, Alles, was uns nach dieſen Geſetzen als wahr vorkommt, könne anders organiſirten und in ihrer Art doch auch vernünftigen Geſchöpfen als ſchlechthin falſch vorkommen. Nehmen wir aber dieſes an, ſo iſt unſer Glaube an Wahrheit in ſeiner Grundfeſte erſchüttert." (Ideen zur Metaphyſik des Schönen; von Fr. Bouterweck, S. 110.)

dem Platoniſmus den Epikureiſmus entgegen ſetzt, und ſich, als Vertreter der Wiſſenſchaft, des letztern wider den erſten, des Naturaliſmus wider den Theiſmus annimmt.

„Jeder von beiden,“ ſagt Kant, „wenn er dogmatiſch wird, behauptet mehr zu wiſſen, als er weiß, doch ſo, daß der erſtere (der Epikureiſmus oder Naturaliſmus) das Wiſſen, ob zwar zum Nachtheil des Praktiſchen, aufmuntert und befördert; der zweite (der Platoniſmus oder Theiſmus) zwar zum Praktiſchen vortreffliche Principien an die Hand gibt, aber eben dadurch in Anſehung alles deſſen, worin uns allein ein ſpeculatives (wahres poſitives) Wiſſen vergönnt iſt, der Vernunft erlaubt, idealiſchen Erklärungen der Naturerſcheinungen nachzuhangen, und darüber die phyſiſche Nachforſchung zu verſäumen.“ (Kr. d. r. Vrft. S. 490. 504.)

Mit Recht war Kant einem Theiſmus, welcher dergleichen der Vernunft erlaubt, und, wie er an einem andern Orte ſich ausdrückt, ſie faul und verkehrt macht, entgegen. Allein der ächte Theiſmus, der Platoniſche, iſt mit Nichten ein ſolcher Verführer, ſondern im Gegentheil gibt allein Er im ſtrengſten Verſtande und ohne irgend einen Abbruch, der Wiſſenſchaft was der Wiſſenſchaft, und Gott oder dem Geiſte, was Gottes und des Geiſtes iſt. *)

---

*) „Die Wiſſenſchaft von den Ideen iſt die höchſte in unſerm Geiſte; aus Ideen als Principien iſt aber kein Wiſſenſchaft möglich, ſondern nur Glaube (eine über alle Wiſſenſchaft hinausreichende höhere Ueberzeugung, Neue Kr. d. Vrſt. Bd. II. S. 324); alle Wiſſenſchaft gehört der Natur, d. h. der Erſcheinung u. ſ. w.“ S. Fries über die neueſten Lehren von Gott und der Welt, S. 64. Zu vergleichen mit deſſelben neuen Kritik der Vernunft, §. 101. Bd. II. S. 82 ff., wo von den drei Ueberzeugungsweiſen gehandelt wird: 1) von der eigenthümlichen Ueberzeugungsweiſe des Verſtandes durch Anſchauung; 2) von der Ueberzeugungsweiſe der Vernunft rein aus ſich ſelbſt, mittelſt eines durchaus reflektirten Fürwahrhaltens ohne Anſchauung, welches Fürwahrhalten reiner Vernunftglaube iſt; 3) von der eigenthümlichen Ueberzeugungsweiſe der transſcendentalen Urtheilskraft, welche Ahndung heißt, und ſich ihrer vollſtändigen eigenthümlichen Gewißheit nur durch Gefühl, ohne einen beſtimmten Begriff, bewußt werden kann. (S. Bd. I. S. 341 ff. den Abſchnitt: Theorie des Gefühls.)

„Dieſe drei Ueberzeugungsweiſen,“ ſagt Fries am Schluſſe des Paragraphen, „haben in unſerm Geiſte den ganz gleichen Grad nothwendiger Gewißheit . . . Das Vorurtheil für das Wiſſen rührt nur von der äſthetiſchen Deutlichkeit, von der Einleuchtendheit und Gemeinverſtändlichkeit der Sinnesanſchauung her, welche in der Gründlichkeit keinen Unterſchied macht. Weit gefehlt, daß reiner Vernunftglaube ein unſichereres Fürwahrhalten ſey, als das Wiſſen, ſo iſt er gerade das feſteſte, welches wir haben, indem er rein aus dem Weſen der Vernunft entſpringt. Wir hätten eigentlich gar kein Wiſſen, wenn nicht ſchon ein Element des Vernunftglaubens, eine Ueberzeugung aus bloſer Vernunft ohne Sinn mit

Wenn die Vernunft wirklich ſich *blos* auf den Verſtand bezieht, und *dieſer blos auf die Sinnlichkeit* (Kr. der r. Vern. S. 671, 692); wenn ſie von den Naturerſcheinungen *ausgehend*, nur *allmählig ſich aufſchwingt* zu Ideen (Kr. d. r. Vern. S. 491): ſo hat Kant überall und auch wider Platon vollkommen Recht. Die Ideen ſind dann nur erweiterte Verſtandesbegriffe ohne erweisliche objektive Gültigkeit, und die Wiſſenſchaft kann nicht ernſtlich genug vor dem Betruge warnen, den ſie zu ſpielen ſo geſchickt ſind. In der That, wenn die Kantiſche Deduc-

---

in ihm wäre. Auch der Ahndung gehört derſelbe Grad der Sicherheit der Ueberzeugung, wenn ſie gleich auf Vollſtändigkeit Verzicht thun muß in Rückſicht der Beſtimmung ihres Gegenſtandes. Sie iſt nur ein relatives Fürwahrhalten der Beziehung des Glaubens auf das Wiſſen, und kann nicht für vollſtändig gelten, indem ſie eben aus dem Bewußtſeyn der Schranken unſers Weſens entſpringt. Wir wiſſen aber, daß keiner menſchlichen Vernunft der salto mortale aus ſich ſelbſt heraus gelingen wird, um die Geheimniſſe der Ahndung aufzulöſen. Denn das iſt der Gipfel menſchlicher Weisheit, zu wiſſen, was wir nicht wiſſen, und was wir auch nicht wiſſen können, ohne unſer eigenes Weſen vorher verwandeln zu laſſen.“ (S. auch §. 131. S. 195 — 199, ferner S. 222, 223.)

Wie nach meiner eigenthümlichen, etwas verſchiedenen, Anſicht, Wiſſen, Glauben und Ahnden ſich von einander unterſcheiden und ſich zu einander und der Erkenntniß des Wahren verhalten, habe ich in meinem Schreiben an Fichte dargelegt. Man ſehe auch am Ende dieſer Schrift die Beilage A.

tion der Ideen richtig iſt, ſo läßt ſich nichts verkehrteres denken, als von ſolchen Ideen ausgehen und ſie an die Spitze der Wiſſenſchaft ſtellen zu wollen. *) Thut man aber nach Kantiſcher Anweiſung auf die Ideen als urſprüngliche Erkenntniſſe von objektiver Gültigkeit Verzicht, ſo kehrt ſich nothwendig das vorhin erwähnte Entweder-Oder um; das offenbare Nichts kommt auf die Seite Gottes und alles Ueberſinnlichen oder Uebernatürlichen; das allein Wahre und Wirkliche auf die Seite des ſinnlich Anſchaubaren, der allein ſich objektiv darſtellenden Natur zu ſtehen. Das letzte hätte Kant, nach ſeiner Hauptvorausſetzung, die wir weiter oben ein ihm unüberwindliches Vorurtheil genennet haben, als conſequenter Denker ergreifen müſſen, und wäre dann, eben ſo nothwendig ſelbſt der Urheber des erſt in der zweiten philoſophiſchen Generation nach ihm mit ſo vie-

---

*) Auch wenn die Ideen als objektiv gültige dem Menſchen eingebohrne Urbegriffe angenommen werden, läßt ſich aus ihnen keine Wiſſenſchaft erzeugen, denn dieſe iſt immer nur Kopie der Natur, auch in ihrer höchſten Vollendung, und kann aus keiner andern Quelle, als der Natur ſelbſt, d. i. der ſinnlichen, reinen oder empiriſchen, Anſchauung derſelben, mittelſt vollendeter Reflexion, geſchöpft werden.

lem Glanz hervorgetretenen Idealmaterialiſmus, der abſoluten Identitäts- und All-Einheitslehre geworden.

Alles kommt hier darauf an: was ſich uns mit übertreffender Klarheit als das *Erſte*, und was ſich uns als das nur *folgende* oder *Zweite* offenbart: Natur oder Intelligenz. *Entweder* „iſt die Vernunft ſelbſt aus dem Schoße der Natur hervorgegangen und an ſich nichts mehr als die vollendete Entwickelung der Sinnlichkeit,“ *oder* ſie iſt hervorgegangen unmittelbar aus Gott, und ſteht zwiſchen ihm und ſeinem ſichtbaren Werke, der Natur, beide wahrnehmend, und mit der Gewißheit des eigenen Daſeyns für beide zeugend, in der Mitte. *)

Dadurch, ſagt *Platon*, iſt Gotteslängnung unter die Menſchen gekommen, daß man ſie trüglich überredet hat, das Erſte ſey nicht das Erſte, das

---

*) „Von Gott und der Welt wiſſen wir vor aller weitern wiſſenſchaftlichen Bildung voraus, und laſſen es uns nicht nehmen, daß Gott das abſolut ſelbſtſtändige höchſte Weſen ſey, *erhaben über die Welt*. Wir wiſſen alſo voraus, daß eine jede Lehre von Gott irrig iſt, welche Gottes Daſeyn einem Geſetze unterwirft, oder einem Schickſale; eben ſo, daß jede ſolche Lehre falſch iſt, welche eine totale oder partielle Weltvergötterung enthält.“ (*Fries* über die neueſten Lehren von Gott und der Welt, S. 35.)

Nachfolgende nicht das Nachfolgende; überredet: Es ſey bis dahin irrig die Natur, welche das allein Erzeugende ſey, für ein Erzeugtes, das Erzeugte hingegen, den die Natur blos abſpiegelnden und ihr nachahmenden Verſtand, die Intelligenz, für den Erzeuger und erſten Urheber gehalten worden.*)

Ariſtoteles bemerkt: Bis auf Anaxagoras hätten die ältern griechiſchen Philoſophen insgeſammt, nahmentlich auch die Pythagoräer, für das Vollkommenſte gehalten — Nicht das Princip, woraus etwas entſteht; ſondern das, was daraus entſteht, wie Pflanzen, Thiere u. ſ. w. Alle hätten eine regellos ſich bewegende Materie, ein Chaos zum Grunde gelegt, und aus dieſem eine Welt, ein Geordnetes nur allmählig hervorgehen laſſen. Verſchiedene Schulen hätten verſchiedene Syſteme oder Schöpfungstheorien gehabt; dies aber ſey allen gemein geweſen, daß ſie das Princip aller Entſtehung in die urſprüngliche Materie ſelbſt geſetzt hätten. Außer der Materie ſey dies Princip zuerſt von Anaxagoras geſetzt worden.

---

*) de Legibus L. X. vol. IX. p. 80. edit. Bip.

„Daß die Dinge in der Welt gut ſind oder werden, ſpricht Ariſtoteles, davon kann doch weder Feuer noch Erde, noch etwas dergleichen Urſache ſeyn, und jene Philoſophen ſelbſt (die das All für Eins halten) können das auch nicht geglaubt haben. Dem Zufall oder Ungefähr ſo etwas zuzuſchreiben, wäre wieder ungereimt. Derjenige, der eben wie in den lebendigen Geſchöpfen ſo in der Natur ein verſtändiges Weſen, als die Urſache der Welt und der Ordnung darin annahm, ſcheint mir gegen jene taumelnden Philoſophen gleichſam, wenn ich ſo ſagen mag, nüchtern. Dies war, ſo viel wir wiſſen, Anaxagoras.“ *)

In dem vierzehnten Buche deſſelben Werks (c. IV.) ſagt Ariſtoteles: „Schwierigkeit hat, ſelbſt für den geübten Forſcher, das Verhältniß des Guten und Schönen zu den Urſtoffen und Uranfängen. Ob in

---

*) Arist. Metaph. I. 3. S. Fülleborns Beiträge St. II. 160, 161. Ferner, Tennemanns Geſch. d. Ph. I. S. 117 — 119. nebſt den dort angeführten Ariſtoteliſchen Stellen. Ebendaſelbſt S. 298. ff. den Abſchnitt von der Philoſophie des Anaxagoras.

dieſen etwas ſey, das wir das wirklich Gute, das Beſte nennen mögen; oder ob es darin nicht enthalten, ſondern ſpäter entſtanden ſey? dies iſt die Schwierigkeit. Bei den jetzigen Theologen *) gilt, wie es ſcheint, dieſe Frage für entſchieden: ſie verneinen Erſteres, und behaupten, daß erſt im Fortgange der Natur der Dinge das Gute und das Schöne zur Erſcheinung komme. Dieſes thun ſie aus Scheu vor einer wahren Schwierigkeit, die denjenigen entgegen ſteht, welche das Eine als Uranfang annehmen. Dieſe Schwierigkeit aber liegt nicht darin, daß man dem Uranfange das Gute, als ihm beiwohnend zuſchreibt; ſondern darin, daß man das Eine zum Uranfange, den Uranfang zum Urſtoffe, und das Viele zum Erzeugniſſe des Einen macht.

„Aehnlich iſt die Rede der alten Dichter, bei welchen als das Höchſte und Herrſchende nicht die Urweſen, wie die Nacht, der Uranos, das Chaos oder auch der Okeanos, erſcheinen, ſondern Zeus. Allein dieſe

---

*) Mit dieſen Philoſophen, welche Ariſtoteles, weil ihre Nachforſchungen die erſte Urſache zum Gegenſtande haben, Theologen nennt, hat es Platon in dem vorhin angezogenen zehnten Buche von den Geſetzen zu thun.

Vorſtellung hat ihren Grund nur darin, daß ſie die Herrſchenden verwechſeln. Denn die gemiſchten und nicht mythiſch redenden Dichter, wie Pherekydes und einige andere, auch die Magier, ſetzen das Erſte erzeugende als das Höchſte und Beſte.“

Die von Ariſtoteles hier ausgeſprochene Unterſcheidung iſt von der größten Wichtigkeit und erſchöpft die Sache. Es kann nur zwei Hauptclaſſen von Philoſophen geben: ſolche, welche das Vollkommnere aus dem Unvollkommnern hervorgehn und allmählig ſich entwickeln laſſen; und ſolche, welche behaupten, das Vollkommenſte ſey zuerſt, und mit ihm und aus ihm beginne alles; oder: es gehe nicht voraus, als Anbeginn, eine Natur der Dinge; ſondern es gehe voraus und es ſey der Anbeginn von allem ein ſittliches Principium, eine mit Weisheit wollende und wirkende Intelligenz — ein Schöpfer-Gott.*)

Die Lehre der einen dieſer zwei Hauptclaſſen iſt der Lehre der andern dergeſtalt entgegengeſetzt, daß keine Annäherung zwiſchen beiden, noch weniger eine

---

*) S. das vorhin ſchon angeführte Xte Buch der Geſetze von Platon, von Anfang bis zu Ende.

Vereinigung derſelben zu einer dritten, in welcher ſie ſich ausglichen oder indifferenzirten möglich iſt.

Es gilt die Entſcheidung der Frage: Ob am Anfang war die That, und nicht der Wille; oder ob am Anfang war der Wille, und erſt nach ihm wurde, als ſeine Folge, die That.

Um dieſe Entgegenſetzung von der ihr anklebenden Zeitbeſtimmung ſo viel wie möglich zu befreien, wollen wir daſſelbe noch auf eine andere Weiſe fragen, nämlich alſo: Soll angenommen werden mit Spinoza, daß der Wille die That nur begleite, ſo daß dieſe jenen verurſache, leite und regiere; oder ſoll angenommen werden mit Platon — das gerade Entgegengeſetzte? *)

Wille ſetzt Verſtand voraus, Einſicht und Abſicht. Eine Willenloſe, unvorgeſetzte Handlung iſt eine blinde Handlung, es möge ſich Bewuſſtſeyn dazu geſellen oder nicht.

Unſere Frage wird ſich alſo in Beziehung auf das Weltall dergeſtalt ausdrücken müſſen: Beſteht das

---

*) S. Platonis Timaeus. p. 304, 305. Vol. IX. edit. Bipont. de Legibus, ibid. p. 92. Definit. ibid. p. 287. Vol. XI.

Weltall durch einen innern in ſich beſchloſſenen ſelbſtſtändigen Mechaniſmus, und hat es außer ſich weder Urſache noch Zweck; oder iſt es um des Guten und des Schönen willen vorhanden, das Werk einer Vorſehung, die Schöpfung eines Gottes?

Das Letztere bejahet die blos geſunde, ſich ſelbſt noch unbedingt vertrauende Vernunft. Es war daher dieſe Meinung die ältere, und der Theiſmus, als Glaube, ging dem Naturaliſmus, als Philoſophie voraus. Dieſer, der Naturaliſmus, entſtand zugleich mit der Wiſſenſchaft; er begann ſo wie dieſe ſich zu entwickeln anfing, und wurde, wie in der gegenwärtigen Schrift ſchon wiederholt angemerkt worden iſt, die erſte Philoſophie.

Sollte je die Wiſſenſchaft vollkommen werden: ein aus Einem Princip abgeleitetes, in ſich vollendetes, alles Erkennbare umfaſſendes Syſtem — ſo mußte der Naturaliſmus zugleich mit ihr ſeine Vollkommenheit erhalten; Alles mußte erfunden werden als nur Eines, und aus dieſem Einen nun alles begriffen, alles verſtanden werden können.

Es iſt demnach das Intereſſe der Wiſſenſchaft, daß kein Gott ſey, kein übernatürliches, außerweltliches, ſupramundanes Weſen. Nur unter dieſer Bedingung, nämlich, daß allein Natur, dieſe alſo ſelbſtſtändig und alles in allem ſey — kann die Wiſſenſchaft ihr Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, kann ſie ihrem Gegenſtande gleich und ſelbſt alles in allem zu werden ſich ſchmeicheln.

Selbſtſtändigkeit der Natur ſetzt, als wiſſenſchaftlicher Naturforſcher, auch der Theiſt in ſofern und dergeſtalt voraus, daß er ſich ſtreng unterſagt, irgend etwas in der Natur anders als aus ihr ſelbſt verſtehen und erklären zu wollen. Er zumal erkennt an, als Geſetz der Wiſſenſchaft, daß ſie von Gott nicht dürfe wiſſen wollen, überhaupt von keinem Uebernatürlichen, weil ſie, gleich der Natur, deren Reflex ſie iſt, nothwendig da aufhört, wo dieſes beginnt.*) Mit Recht aber fodert er ein

---

*) Wohl giebt es ein Wiſſen von dem Uebernatürlichen, von Gott und göttlichen Dingen, und zwar iſt dieſes Wiſſen das Gewiſſeſte im menſchlichen Geiſte, ein abſolutes, aus der menſchlichen Vernunſt unmittelbar entſpringendes Wiſſen, aber zu einer Wiſſenſchaft kann dieſes Wiſſen ſich nicht geſtalten. †)

†) Man vergleiche S. 340. dieſes IIIten Bandes; dann Kants Krit. d. r. Vernunſt S. 823 — 831. der erſten, S. 836 — 859. der folgenden Ausgaben.

Gleiches von dem Naturaliſten, welcher dogmatiſch behauptet: *alles ſey Natur, und außer und über der Natur ſey Nichts* — Er fodert nämlich von ihm, daß er ſich gewiſſenhaft enthalte, dem Theiſmus abgeborgte Ausdrücke bei dem Vortrage ſeiner Lehre zu gebrauchen, ſie dadurch zu verſtellen und wirklich zu einer *Irrlehre* zu machen, welches ſie bei unverfälſchter Rede nicht ſeyn würde, denn Niemand wird alsdann durch ſie getäuſcht.*)

Der nicht irrlehrende, nicht täuſchende, ſondern ſich zu ſich ſelbſt unverholen bekennende *aufrichtige klare und bare Naturaliſmus* — ſtehet, als

---

*) „Ein nüchterner Atheiſmus ſtehet dem Verſtande wohl an, wenn er das Reſultat eines verſtändigen Strebens nach vollendeter Einſicht iſt. Aber ein poetiſch myſtiſcher Atheiſmus, der ſich Religion nennt, iſt des Philoſophen unwürdig, und ein ſchädlicher Verführer, indem er dem Menſchen das Bedürfniß der reinen Wahrheit ſelbſt ablügt, um ihn durch Anſchauungen zu beſeligen, aus denen der erfinderiſche Witz machen kann, was er will. Jeden Glaubens-Wahn, der nur eine poetiſche Seite zeigt, begünſtigt dieſer Atheiſmus nicht nur; er weiß ſich ſogar nach Zeit und Umſtänden in poetiſchen Phraſen, deren proſaiſcher Sinn dann unerörtert bleibt, mit ihm zu verbrüdern. Nur die beſcheidene Religion des Glaubens und der Hoffnung, die von *moraliſcher* Zuverſicht ausgeht, iſt dieſen Religioſen unerträglich .... Aber untergehen wird, ſo lange die Menſchheit nicht untergeht, auch *die* Religion nicht, welche aufrichtiger ächter *Gottesglaube* iſt.“ Kants Denkmal, S. 124.

ſpeculative Lehre, neben dem Theiſmus gleich unſträflich da. Stolz, und ſelbſt mit bitterm Hohn mag er den Theiſmus von ſich weiſen, und erklären, daß er mit ihm, der nur ein Geſpenſt, kein ächt *wiſſenſchaftliches* Weſen ſey, nichts zu ſchaffen, noch zu theilen haben möge: der Weiſe wird deswegen ihm nicht zürnen. Nur muß der Naturaliſmus um ſich in dieſer Unſträflichkeit zu erhalten, auch dieſelbe aufrichtige kecke Sprache unverändert führen. Er muß nie reden wollen auch von Gott und göttlichen Dingen, nicht von Freiheit, von ſittlich Gutem und Böſem, von eigentlicher Moralität; denn nach ſeiner innerſten Ueberzeugung ſind dieſe Dinge nicht,*) und von ihnen redend ſagt er, was er in Wahrheit nicht meint. Wer aber ſolches thut, der redet Lüge. †)

---

*) „Das Syſtem, welches lehret, Alles ſey Eins (Es nenne ſich Naturaliſmus, Pantheiſmus, Spinozismus oder wie es wolle) hebt den Unterſchied des Guten und Böſen unvermeidlich auf, ſo ſehr es ſich auch in Worten dagegen ſträuben mag. — Denn wenn alles nur Eines iſt, ſo iſt alles gut, und jeder Anſchein von dem, was wir unrecht oder ſchlecht nennen, nur eine leere Täuſchung. Daher der zerſtörende Einfluß deſſelben auf das Leben, indem, man mag ſich nun in den Ausdrücken auch drehen, und an den durch die Stimme des Gewiſſens überall hervortretenden Glauben anſchließen wie man will, im Grunde doch, wenn man dem verderblichen Princip nur treu bleibt, die Handlungen des Menſchen für gleichgültig, und der ewige Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, zwiſchen Recht und Unrecht ganz aufgehoben, und für nichtig erklärt werden muß.“ (Ueber die Sprache und Weisheit der Indier, von Fr. Schlegel, S. 127, 97, 98, 114.)

In Abſicht der Grundbehauptung des Naturaliſmus findet keine Doppelrede, keine Zweideutigkeit Statt. Dieſe Grundbehauptung iſt die ſchon angeführte allgemein bekannte: daß die Natur ſelbſtſtändig, in ſich allgenugſam: daß ſie Eines und Alles und außer ihr nichts ſey.

Hiemit aber iſt der Begriff der Natur, was er in ſich faſſe, und — nothwendig ausſchließe, noch keinesweges gegeben und durchaus beſtimmt; denn die Ausſage: es faſſe dieſer Begriff abſolut Alles in ſich, mit Ausnahme nur des abſoluten Nichts; oder die Erklärung: Es ſey die Natur der Inbegriff alles Seyns, alles Wirkens und Werdens; alles Entſtehenden und Vergehenden — wird keinem ächten Denker genügen. Ein ſolcher weiß, daß Ariſtoteles Recht hatte, von einer jeden Erklärung zu verlangen, daß ſie die Gattung und den Unterſchied eines Gegenſtandes angebe. Hier fehlt beides, weil überhaupt alles Objektive mangelt. Wir erhalten, als poſitiven Inhalt des Naturbegriffs, ein bloſes Nichts-Nichts; als negativen, das abſolute Nichts, ohne die Zugabe eines Merkmales zur Unterſcheidung des einen von dem andern. Dennoch ſollen, der Ausſage nach, beide ſich gegenſeitig im Begriffe beſtimmen, und zuſammen ſeine Möglichkeit bewirken.

---

†) Vergl. S. 48 des IIten Bandes dieſer Sammlung, die zwei aus Schulzens Encyklopädie der philoſ. Wiſſenſchaften (S. 61. 62) angeführten Stellen.

Wollte man, um dieſem Mangel abzuhelfen, die eben angeführte Erklärung lieber ſelbſt verwerfen, und nun behaupten: Keinesweges ſey die Natur der Inbegriff alles Seyns; ein ſolcher Inbegriff ſey unmöglich, und würde zum Objekt nur ein ſtarres Unding haben. Auch ſey ſie nicht das ewige Wirken und Werden der Dinge, als hätte ſie dieſe, irgend ein Daſeyn zur Abſicht; ſie verabſcheue im Gegentheil alles Daſeyn, und damit auch jede Abſicht; ſie ſey einzig und allein das Hervorbringen als ſolches, das reine Hervorbringen ohne alle Abſicht, die abſolute Productivität. Dieſer Sub- und Objektloſen, a parte ante wie a parte post unbedingten, abſoluten Productivität allein könne ein wahrhaftes Seyn zugeſchrieben werden, keinesweges aber dem von ihr Producirten, der Unendlichkeit der einzelnen Weſen; dieſe, als ſolche, ſeyen in Wahrheit nicht; folglich könne auch nicht ſeyn ein Inbegriff alles Seyns, ſondern es könne ſeyn nur ein einiges ewiges und unveränderliches Seyn, das Seyn der abſoluten Productivität. — Ich ſage: wollte man ſich auf dieſe Weiſe helfen, ſo würde man aus Einer Verlegenheit nur in eine andere, wo möglich, noch größere gerathen.

Denn wenn eine abſolute Productivität Eines und Alles, die Unmöglichkeit aber des von Ewigkeit zu Ewigkeit von ihr Producirten, als ſolches, nichts iſt; ſo fragt es ſich: Was denn eigentlich die That dieſer abſoluten Productivität, der Werth und Gegenſtand ihrer unendlichen Geſchäftigkeit ſey? Beiworte und Umſchreibungen werden dieſe und ähnliche Fragen nicht vertilgen; ſondern im Gegentheil ſie nur vermehren. So wenn man uns, als eine höhere und tiefere Offenbarung der Lehre, verkündigte: die Natur oder die abſolute Productivität ſey — die heilige ewig ſchaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeuge, und werkthätig hervorbringe; ſie ſey der allein wahre Gott, der Lebendige; der Gott des Theiſmus hingegen ſey nur ein abgeſchmackter Götze, ein die Vernunft entehrendes Hirngeſpinſt: ſo würden wir, dies vernehmend, doch wohl nicht ſogleich verſtummen dürfen; vielmehr dürften wir Urſache finden jetzt noch dringender zu werden mit Fragen über eines ſolchen Gottes Werke: Ob dieſe denn jetzt nicht mehr mit ihm Eines und Daſſelbe ſeyn ſollen — oder dennoch? ob nur in ihm vorhanden, oder auch außer ihm?

Sind ſie nur in ihm vorhanden, ſo ſind ſie bloſe Veränderungen, Modificationen ſeiner ſelbſt, und es wird in Wahrheit nichts geſchaffen als — die Zeit!

Man erwäge, daß der allein wahre und lebendige Gott (die Natur) ſich weder vermehren noch vermindern, weder erhöhen noch erniedern kann; ſondern daß dieſer Gott, aequal Natur oder Univerſum, von Ewigkeit zu Ewigkeit, ſowohl der Qualität als der Quantität nach, immer einer und derſelbe bleibt. Es würde darum auch abſolut unmöglich ſeyn, daß er irgend einen Wechſel in ſich verurſachte, ſich als Veränderungskraft darthäte, wenn er nicht die Veränderlichkeit, die Zeitlichkeit, der Wechſel ſelbſt wäre. Dieſe Veränderlichkeit ſelbſt iſt aber, ſagt man uns, in ihrer Wurzel ein Unveränderliches, nämlich die heilige ewig ſchaffende Urkraft der Welt; in ihrer Frucht hingegen, in der expliciten wirklichen Welt, ein abſolut Veränderliches, ſo daß in jedem einzelnen beſtimmten Moment, das All der Weſen nichts iſt. Demnach iſt unwiderſprechlich das Schöpferwort des naturaliſtiſchen Gottes, welches er von Ewigkeit zu Ewigkeit ausſpricht: Es werde Nichts! Er ruft hervor aus dem Seyn das Nichtſeyn; wie der Gott des Theiſmus aus dem Nichtſeyn hervorruft das Seyn.

Und ſo fänden wir uns denn auch hier wider in dem Fall, uns ohne Weiteres entſchließen zu müſſen — Entweder das offenbare Nichts als das allein an ſich Wahre anzunehmen; oder die Meinung für ſchlechthin unannehmbar zu erklären, daß die Natur alles, und außer und über ihr nichts ſey. Denn ſo viel iſt doch wohl jedem Unbefangenen klar, daß, wenn die Natur nichts iſt als die heilige ewig ſchaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeugt und werkthätig hervorbringt, die Welt aber, mit allem, was in ihr iſt, in jedem Moment ihres wirklichen er-

plicirten Daseyns nicht ist! daß dann die *hervorbringende Ursache* dieser von Ewigkeit zu Ewigkeit von einer Gestalt des Nichts in eine andere Gestalt des Nichts übergehende Welt, ganz in demselben Maße nichtig seyn müſſe, wie es ihre Wirkung ist. Das ganze Weſen dieſer Urſache iſt ja nichts anders als ihr Wirken, und ſie vollbringt in jedem Augenblicke vollſtändig alles, was ſie zu vollbringen vermag; ihr Heute iſt nicht vollkommener als ihr Geſtern, und ihr Morgen wird nicht vollkommner ſeyn, als ihr Heute. Sie bringt alſo in Wahrheit nichts hervor, ſondern macht ſich ewig nur eine Veränderung mit ſich ſelbſt, das heißt, wie ſchon vorhin geſagt wurde: *ſie gebiert ewig nur die Zeit*. Dieſe zu erzeugen in einem ununterbrochenen Wechſel, das iſt alle ihr Leben und ihres ganzen Lebens Inhalt; nur damit ſie lebe, thut ſie alles, was ſie thut; ſie hat keinen höhern Zweck, keinen Lebens *Inhalt*.

Zu dieſem Reſultat ſind wir gelangt, indem wir den Begriff der Natur als eines *ſelbſtſtändigen* Weſens, welches nichts außer ſich als ſeine Urſache vorausſetze, und nichts außer ſich als ſeine Wirkung hervorbringe, ſondern welches ſich ſey alle Urſache und alle Wirkung, Welt und Weltſchöpfer zugleich, das vollkommene Einerlei von beiden, von Grund aus zu beſtimmen ſuchten. Wir fanden auf dem Grunde den Ungedanken einer Identität (eines idem esse) des Seyns und Nichtſeyns; welche Identität aber ſeyn ſollte — Nicht die Identität des offenbaren Nichts; ſondern die Identität des Unbedingten und des Bedingten, der Nothwendigkeit und der Freiheit: In Wahrheit die Identität — der Vernunft und der Unvernunft, des Guten und Böſen, des Dinges und des Undinges.

In Wahrheit! wir wiederholen es nachdrücklicher und beſonnener: „die Identität der Vernunft und der Unvernunft, des Guten und Böſen, des Dinges und des Undinges“ — denn allein auf jenem Gegenſatze und unvertilgbarem Dualiſmus des Uebernatürlichen und Natürlichen, der Freiheit und Nothwendigkeit, einer Vorſehung und des blinden Schickſals oder Ungefährs,*) beruhet die menſchliche Vernunft; ſie gehet aus dieſen Gegenſätzen, die mit einander nur Einen und denſelben Gegenſatz ausmachen, hervor; ſo, daß mit der Realität, Objektivität und vollkommenen Wahrhaftigkeit dieſes Urgegenſatzes des Natürlichen und Uebernatürlichen, oder der Nothwendigkeit und Freiheit, oder einer Vorſehung und des blinden Schickſals, die Realität der Vernunft ſelbſt, ihre Wahrhaftigkeit und Würde verlohren gehen, und der Menſch alsdann mit ihr und durch ſie vor dem vernunftloſen Thiere nichts als Irrthum und Lüge zum Voraus haben würde.

---

*) Das Ungefähr iſt das Entgegengeſetzte der Abſicht, nicht der Nothwendigkeit; es iſt ein gleichbedeutender Ausdruck für

Um die Wahrheit dieſer Behauptung in ihr volles Licht zu ſtellen, wollen wir die allgemeine Eintheilung

---

blindes Schickſal. Wir ſagen, daß uns etwas von ungefähr, oder durch blindes Glück gelungen ſey, wenn wir es ohne Abſicht und Einſicht hervorbrachten; wenn es durch uns entſtand, aber unvorgeſehen und unvorgeſetzt. Ein abſichtloſes Verurſachen iſt ein blindes Thun, kein Handeln. Wir ſagen, nicht von der Natur, daß ſie handle, ſondern nur, daß ſie wirke. Daher die Entgegenſetzung zwiſchen den Hervorbringungen der Natur nach Geſetzen der Nothwendigkeit ohne Freiheit, und den Werken der Kunſt oder der Vorſehung, aus und mit freiem Willen. Es hat zu allen Zeiten, wo philoſophirt wurde, Philoſophen gegeben, welche das bewuſſtloſe, unvorſetzliche Wirken höher gehalten haben, als das vorſetzliche bewuſſte, weil ihnen jenes als das Urſprüngliche erſchien. S. die Beilage B.

der lebendigen Weſen unſerer Erde in vernünftige und vernunftloſe noch in eine etwas nähere Erwägung ziehen.

Einſtimmig nennen wir nur dasjenige Weſen vernünftig, in deſſen Bewuſſtſeyn der eben angeführte, auf mannichfaltige Weiſe ſich darſtellende, aber immer Eine und derſelbe Gegenſatz des Uebernatürlichen und Natürlichen, ſich mit Klarheit ausgeſprochen findet; unvernünftig oder vernunftlos hingegen eben ſo einſtimmig alle diejenigen Weſen, in denen ſich das Vermögen einer ſolchen Unterſcheidung, ein ſolches zwiefaches Bewuſſtſeyn nicht offenbaret.

Bey unzähligen Gattungen und Arten dieſer letzten räumen wir in unſerm Verſtande ein beſonderes Reich ein, welches wir das Thierreich nennen. In dieſem waltet, wie in der ganzen übrigen Natur, in ihrem aus Lebloſem und Lebendigem beſtehenden Geſammtreich, allein das Geſetz der Stärke. Ueberwiegende körperliche Luſt und überwiegender körperlicher Schmerz, die größere ſinnliche Begierde, und der größere ſinnliche Abſcheu, üben in dem ganzen unermeßlichen Thierreich die höchſte Gewalt ungehemmt und unwiderſprochen aus. — Ungehemmt und unwiderſprochen, weil ſich in keinem vernunftloſen lebendigen Weſen etwas über das Leben ſeines beſondern Leibes und deſſen Art hinaus Weiſendes und Treibendes hervorthut; das Thier iſt durchaus mit ſeinem Leibe Eines und daſſelbe, ſo daß Seyn und Bewuſſtſeyn in ihm auf das vollkommenſte in einander fallen, und man noch eher von ihm ſagen dürfte, ſein Leib regiere die Seele, als ſeine Seele den Leib. Darum findet im Thiere überall weder ein Wiſſen noch ein Gewiſſen Statt; keine Erkenntniß weder des Wahren noch des Guten, kein Vorſatz, keine Selbſtbeſtimmung: es wird durchaus nur getrieben, und wie es von ſich nichts weiß, ſo weiß es auch von keinem Zweck. Gleich allem dem Naturreich allein Angehörigen, iſt es einem unüberwindlichen Schickſal unterworfen und ihm ganz dahin gegeben.

Ueber dem Thierreich, ſo wie über dem geſammten, Beſeeltes und Unbeſeeltes in ſich vereinigenden Naturreich, erhebet ſich das Reich der Geiſter. In dieſem herrſchet die Liebe des Schönen und Guten, herrſchen Abſicht und Erkenntniß — Weisheit, Vorſehung. Das iſt das hohe Eigenthum des Geiſtes, daß nicht das Schickſal über ihm, ſondern daß er, der Geiſt, waltet über dem Schickſal. Kraft dieſes Eigenthums iſt der Geiſt Schöpfer; und wie ſeine Schöpferkraft, ſo iſt ſeine Freiheit; das Maß der einen in jedem Weſen iſt genau das Maß der andern.

Der Menſch, unſtreitig dem Natur- und Thierreich angehörig, gehöret eben ſo unſtreitig auch dem Geiſterreiche an, und iſt nach einem allgemein bekannten, treffenden Ausdruck, ein Bürger zweier verſchiedener, wunderbar auf einander ſich beziehender, Welten: einer ſichtbaren und einer unſichtbaren, einer ſinnlichen und einer überſinnlichen. Von dieſer doppelten Angehörigkeit hat er das innigſte Bewuſſtſeyn. Wiſſentlich ſchwebet er in der Mitte zwiſchen dem Sinnlichen und Natürlichen, und dem Ueberſinnlichen und Uebernatürlichen; fühlet und weiß ſich der Natur zugleich unterworfen und über ſie erhaben, und nennet das, was ſich in ihm über die Natur erhebt, ſeinen edlern und beſſern Theil, ſeine Vernunft, ſeine Freiheit.

Der im Menſchen über die Natur ſich erhebende Geiſt iſt aber keinesweges ein der Natur widerwärtiger und ihr feindlicher Geiſt; er will nicht ſcheiden den Menſchen von dem Menſchen: eine ſolche Scheidung würde Vernichtung ſeyn. Alles was iſt, außer Gott, gehöret der Natur an, und kann nur im Zuſammenhange mit ihr beſtehen; denn alles außer Gott iſt endlich, die Natur aber iſt der Inbegriff des Endlichen. Die Natur vernichten wollen, würde demnach ſo viel heißen als die Schöpfung vernichten wollen. Ein thörichter Wunſch, der aber von den Weiſen dieſer Erde auf das vielfältigſte ausgeſprochen worden iſt. Auch in den neueſten Zeiten iſt laut genug der Rath erſchollen: Menſch, entſchließe dich, höre ſelbſt zu ſeyn auf, und laſſe Gott allein ſeyn, ſo iſt dir geholfen, ſo biſt du ſelig.

Natur iſt der Anfang der Dinge. Am Anfang, ſpricht die ehrwürdige älteſte Sage — Am Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. Licht brach hervor; es bewegten und ſchieden ſich die Elemente; ein Weltall entſtand.

Und Gott ſprach zu der Erde: Es laſſe die Erde aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſaame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach ſeiner Art Frucht trage, und habe ſeinen Saamen bey ihm ſelbſt auf Erden. Und es geſchah alſo.

Und Gott ſprach zu den Waſſern: Es errege ſich das Waſſer unter und über der Veſte mit webenden und lebendigen Thieren, und mit Gevögel, das auf Erden unter der Veſte des Himmels fliege.

Und wieder ſprach Gott zu der Erde: die Erde bringe hervor lebendige Thiere, ein jegliches nach ſeiner Art; Vieh, Gewürm und Thiere auf Erden, ein jegliches nach ſeiner Art. Und es geſchah alſo.

Endlich ſprach Gott — Nicht zu der Erde, nicht zu den Waſſern, nicht zu der geſammten Natur, ſondern — zu ſich ſelbſt ſprach Gott: Laſſet uns Menſchen machen, unſer Bild, Geſtalt der Aehnlichkeit, die uns gleiche.

Gott ſelbſt ſchuf den Menſchen, und gab ihm unmittelbar aus ſeinem Geiſte den Geiſt. Das iſt der Menſch, daß in ihm iſt der Odhem Gottes des Allmächtigen, des Urhebers der Natur, des Beginnenden, des abſolut Unabhängigen und Freien.

Geiſtes=bewuſſtſeyn heiſſet Vernunft. Der Geiſt aber kann nur ſeyn unmittelbar aus Gott. Darum iſt Vernunft haben, und von Gott wiſſen Eins; ſo wie es Eines iſt, von Gott nicht wiſſen und Thier ſeyn.

Eine Gottesunwiſſenheit wie im vernunftloſen Thiere kann im Menſchen nie Statt finden; er muß Gott denken, und kann ihn nur läugnen, wie er auch ſeine Freiheit, den Geiſt in ihm ſelbſt läugnen, aber das Wiſſen von ihm nie ganz vertilgen kann — im innerſten Gewiſſen.

Alſo wie der Menſch ſich ſelbſt erkennet, als ein freies, das heißt, als ein durch Vernunft über die Natur erhabenes Weſen; als ein Weſen, dem geboten iſt zu ſchaffen das Gute und Schöne nach einem ihm inwohnenden Urbilde; wie er dergeſtalt ſich ſelbſt erkennet; ſo erkennt er auch, daß über der Natur und über ihm ſelbſt ſeyn muß, ein allerhöchſtes Weſen: Gott! Und wie er ſich nicht erkennet als ein freies, durch ſeinen Geiſt von der Natur unabhängiges Weſen; ſo erkennt er auch Gott nicht, ſondern erblickt überall blos Natur.

Natur iſt die Macht, die im Weltall alle Theile außer einander und zugleich in Verbindung erhält. Trennung und Verbindung ſetzen ſich in ihr gegenſeitig voraus, und in einer Mitte zu ſeyn, iſt das Weſen aller Naturweſen. Daher Raum und Zeit, und jene ununterbrechbare Verkettung von

Allem mit Allem, der Grund und Abgrund menſchlicher Wiſſenſchaft und Erkenntniß mit ihrer unendlichen Fülle und unendlichen Leerheit. Was in der Natur erfolgt, erfolgt nach dem Geſetze des Zuſammenhanges aller ihrer ſich gegenſeitig vorausſetzenden Theile, das heißt, auf eine durchaus nothwendige, blos mechaniſche Weiſe.*) Von ſich ſelbſt übt ſie weder Weisheit noch Güte aus, ſondern überall nur Gewalt; ſie iſt, was ohne Freiheit, ohne Wiſſen und Willen wirkt; in ihr herrſcht allein das Geſetz der Stärke. Wo aber Güte und Weisheit mangeln, und nur das Geſetz der Stärke waltet, da iſt, ſagt ein alter Spruch, keine wahre Erhabenheit, da iſt keine Majeſtät: „Sine bonitate nulla majestas!“

Weil die im Weltall ſich darſtellende und mit ihm identiſche Natur lauter Anfang und Ende ohne Anfang und Ende, in dieſem Sinne alſo offenbar ein negatives Unendliches iſt; ſo iſt es unmöglich ſie in ihr ſelbſt zu ergründen; ſie aus ihr ſelbſt zu erklären; unmöglich, ihr Ur- und Anbeginnen aus ihr ſelbſt zu erforſchen und hervor zu holen, dergeſtalt, daß ihr Seyn und Weſen ſich als ein durchaus ſelbſtſtändiges Seyn und Weſen, ja als das abſolut alleinige Weſen, welches alles in Allem, und außer welchem nichts ſey, unwiderſprechlich offenbarte.

---

*) Der lebendige, von Innen heraus ſich entwickelnde Mechanismus, wird Organismus genannt. S. Ueber den Begriff des Mechanismus in ſeiner weiteſten Ausdehnung, Kants Kr. d. p. Vft. S. 173.

Aber eben ſo unmöglich iſt es auch das Gegentheil darzuthun: daß nämlich die Natur ein Werk und nicht Gott, daß ſie nicht Schöpfer und Geſchöpf zugleich, nicht in Wahrheit das alleinige Weſen ſey. Der Schluß aus der Unergründlichkeit der Natur auf eine Urſache außer ihr, welche ſie hervorgebracht und angefangen haben müſſe, war, iſt und bleibt ein fehlerhafter, philoſophiſch nicht zu rechtfertigender Schluß.

Bei den mannichfaltigen Verſuchen die gemacht worden ſind, jene oder dieſe Unmöglichkeit philoſophiſch zu überwinden, haben ſich die zwei entgegengeſetzten Partheien der Naturaliſten und Theiſten immer auf Einen und denſelben Grundſatz, den Grundſatz des Unbedingten, ſo oder anders, und allemal mit gleichem Fug und Unfug berufen.

Daß alles Werden nothwendig vorausſetze ein

Seyn oder Seyendes, welches nicht geworden iſt, alles Veränderliche und ſomit Zeitliche ein Unveränderliches Ewiges, alles Bedingte zuletzt ein nicht bedingtes Abſolutes: Dieſe Wahrheit wird als eine unmittelbare Vorausſetzung der Vernunft, oder als eine poſitive Offenbarung durch dieſelbe, von allen Philoſophen einſtimmig anerkannt, und ſie trennen ſich nur über der Frage: Ob dieſes Abſolute ein Grund, oder ob es eine Urſache ſey. Daß es Grund ſey und nicht Urſache, behauptet der Naturaliſmus; daß es Urſache ſey und nicht Grund, der Theiſmus. *)

Es iſt aber die Vorausſetzung eines Abſoluten oder Unbedingten vor allem Bedingten, und die Erkenntniß, daß dieſes nicht ſeyn könne, ohne jenes; ſo wie eine in jedem vernünftigen Bewußtſeyn nothwendige Vorausſetzung und ihm weſentlich inwohnende Erkenntniß, ſo auch und zugleich eine dem menſchlichen Verſtande durchaus unbegreifliche Vorausſetzung und Erkenntniß.

---

*) Ueber den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Grund und Urſache, ſ. David Hume über den Glauben, oder Idealiſmus und Realiſmus, und die VII. Beilage zu den Briefen über die Lehre des Spinoza.

Die Vorausſetzung des Unbedingten iſt eine unbegreifliche Vorausſetzung deswegen, weil ſie eine Beziehung alles Bedingten auf ein Unbedingtes zwar apodictiſch behauptet, den wirklichen Zuſammenhang zwiſchen beiden aber keinesweges offenbaret. Um zu der Einſicht dieſes Zuſammenhanges zu gelangen, müßten wir zu ergründen vermögen, wie aus dem von der Vernunſt unmittelbar vorausgeſetzten Unbedingten das Bedingte, aus dem abſolut Einen, Unwandelbaren und Ewigen, das Uneine, Wandelbare, Vergängliche und Zeitliche, entweder ein für allemal habe entſpringen können, oder wie es continuirlich von Ewigkeit zu Ewigkeit hervorgehe aus jenem Unbedingten, nicht als ein Werk, ſondern als ein in Wahrheit mit ihm Eines-und-daſſelbe.

Wir vermögen weder das Eine noch das Andere: Das Seyn des Werdens oder der Zeitlichkeit, iſt und bleibt dem menſchlichen Verſtande eben ſo unbegreiflich, als das Werden des Werdens, oder das Entſtehen einer Zeitlichkeit. Dies hat einige Philoſophen zu dem kühnen Verſuche gebracht, alle Zeitlichkeit, allen Wandel und Wechſel, alles Entſtehen und Vergehen gerade hin als etwas in der wahren Wirklichkeit durchaus nicht vorhandenes zu läugnen, und die Erſcheinung endlicher Dinge, einer wirklichen materiellen real-objektiven Welt, für eine bloſe Täuſchung des (man weiß nicht welches und was für eines) Vorſtellungsvermögens zu erklären, das ſo mit ſich ſelbſt ein nothwendiges dualiſtiſches Spiel triebe.*) Dieſe Nothhülfe aber erfüllt nicht ihren Zweck; ſie hilft nicht aus, weil ſie ihr Ziel überfliegt, und, um die Natur, das Daſeyn eines durch das Cauſalgeſetz, alſo durch Zeitlichkeit in allen ſeinen Theilen bedingten Weltalls zu erklären, Natur und Weltall ſelbſt, mit dem ſich auf ſie beziehenden, auf dem Grundſatz der Cauſalität durchaus ruhenden Verſtande, und zwar von Grundaus, aufhebt und vernichtet. Man begriffe nämlich alsdann die Natur, indem man zur Einſicht gelangte, daß ſie als Allgebährerin, als ein Weſen, welches Unendliches auf unendliche Weiſe unaufhörlich hervorbringe, in Wahrheit nicht ſey, ſondern daß allein ſey das Unbedingte, ein unveränderliches Ewiges, genannt Gott. Dieſer allein ſeyende Gott aber, der erworben würde durch die Vertilgung des Zeitlichen, das iſt, alles endlichen Daſeyns und Wirkens; der erblickt würde allein mittelſt eines abſoluten Hinwegſehens von dem Geſetze der Erzeugung: dieſer Gott, da er keine Natur, keine Welt außer ſich, überall nichts wahrhaft hervorbrächte, überhaupt und durchaus nicht Urſache wäre, ſondern nur ein unendlicher Grund und Abgrund (Totalität, All-Eines) — dieſer Gott könnte dann, wenn er gleichwohl ein thätiges Weſen ſeyn ſollte, nichts anders thun, als eine leere Zeit, d. i. einen bloſen durchaus unfruchtbaren Wechſel, in ſich erſchaffen; welches Erſchaffen ſich dann darſtellte als ein Erſchaffen — nicht aus Nichts, ſondern des Nichts, wie ſchon vorhin gezeigt worden iſt.*)

---

*) Dieſe Behauptung findet ſich, dem Weſentlichen nach, ſchon im hohen Alterthum, und Ariſtoteles erwähnt derſelben im 3ten Abſchnitt des erſten Buchs der Metaphyſik, wo es heißt: „Wenn alles aus Einem oder Mehreren entſteht und vergeht, ſo ergiebt ſich die Frage, warum geſchieht das, und was iſt die Urſache davon? Die Materie wirkt doch ihre Veränderung nicht ſelbſt; ſo iſt z. B. Holz und Erz nicht die Urſache ſeiner eigenen Veränderung, Holz macht ſich nicht ſelbſt zum Bette, Erz nicht ſelbſt zur Statue, ſondern es giebt eine äußere Urſache ſeiner Veränderung. Und dieſe unterſuchen, heißt ein anderes Princip ſuchen, eben das, was ich das Princip der Bewegung nenne. Diejenigen nun, die anfänglich dieſen Weg einſchlugen und Eine Materie annahmen, machten ſich die Sache leicht. Einige unter ihnen, gleichſam von der Unterſuchung überwältigt, behaupteten, daß dies Eins unbeweglich ſey, und läugneten nicht allein das Entſtehen und Vergehen der ganzen Natur (dies iſt eine alte und gemeine Meinung), ſondern auch alle übrige Veränderung; und dies haben ſie eigen.“ (nach Fülleborns Ueberſ. Beiträge B. I. S. 159, 160).

Veränderung und Zeit bedingen ſich gegenſeitig, wie ſich Urſache und Wirkung gegenſeitig bedingen. Urſache ohne Wirkung iſt ein Ungedanke; eben ſo Urſache und Wirkung ohne Zeit. Die Zeit vernichten und doch Wirkſamkeit, ein unendliches Erzeugen beibehalten wollen, iſt eine baare Ungereimtheit. Wo hingegen nichts hervorgebracht würde, nichts ſich entwickelte, nichts fortgehend entſtände; da würde auch keine Zeit ſeyn: und ſo wird mit vollem Recht behauptet, daß die Zeit für ſich und als ein beſonderes Weſen betrachtet, Unding ſey. Ein zeitliches Weſen aber iſt, ſo gewiß eine Welt, eine Natur, und das iſt, was wir Willen nennen und Verſtand, Vorſatz und Ausführung, Selbſtbilligung und Reue, verdienter Lohn und verdiente Strafe, eine menſchliche Vernunft und ein menſchliches Gewiſſen.

---

*) Wie ungereimt dieſe Lehre auch in ihrem letzten Reſultate klingen mag, ſo begreiflich iſt es dennoch, daß ſie entſtehen, und eine Menge Anhänger gerade unter den ſcharfſinnigſten Denkern gewinnen konnte. S. die Beilage C.

Von der Natur, ſagten die Alten, und bekräftigen die Neueren, kommt die Entſtehung, Vermehrung und der Untergang. — Woher aber kommt die Natur?

Unverlegen antwortet hier der Naturaliſt: Du fragſt gedankenlos, woher kommt das Erſte, das alles erſchaffende Unerſchaffene, der Urſprung — woher kommt Gott? Er iſt, und zugleich mit ihm und durch ihn iſt eine Schöpfung, genannt einſtimmig von uns allen, das Weltall; denn des Weltalls Schöpfer, das iſt der Gott. Das Daſeyn des Weltalls erſcheint uns nothwendig als ein Wunder, als ein Unmögliches, weil der menſchliche Verſtand nur das, was werden, was entſtehen kann oder konnte, als ein Mögliches begreift. Das Weltall aber iſt etwas mit dem Schöpfer nothwendig gleich ewiges. Da nun dies letztere, nämlich daß Gott nothwendig von Ewigkeit her erſchaffen habe, auch von dem tiefer denkenden Theiſten nicht geläugnet wird; ſo drückt ihn die Frage: wie das Endliche aus dem Unendlichen, das Uneine aus dem Einen, das veränderliche Zeitliche aus dem unveränderlichen Ewigen habe hervorgehen können, oder wie es aus ihm unaufhörlich hervorgehe, nicht weniger, als ſie den Naturaliſten drückt. Welches von beiden man wähle: Entweder anzunehmen mit dem Naturaliſten: Das Unbedingte oder Abſolute, welches die Vernunft vorausſetzt, ſey nur das Subſtrat des Bedingten, das Eine des Alls; oder mit dem Theiſten: dieſes Unbedingte oder Abſolute ſey eine ſelbſtbewußte freie, dem vernünftigen Willen analoge Urſache, eine nach Zwecken wirkende allerhöchſte Intelligenz: ſo bleibt es immer gleich unmöglich, bei der einen, wie bei der andern Wahl, das Daſeyn des Weltalls aus einem ſolchen Erſten, als einem Urſprunge zu erklären.

Wegen dieſes Gleichgewichts, worin ſich Theiſmus und Naturaliſmus vor der Wiſſenſchaft erhalten, muß dieſe, von rechtswegen, ſich in Abſicht beider für vollkommen neutral erklären. Auch unterläßt ſie nicht, was Recht iſt, wirklich zu thun, ſobald der Verſtand, dem die Wiſſenſchaft angehört, deſſen Eigenthum und Geſchöpf ſie iſt, zur Selbſterkenntniß gelangt, und die eitle Hoffnung fahren läßt, ſich mit der Wiſſenſchaft, dem Echo eines Echo, allmählig zur Allwiſſenheit zu erheben, und ſo, durch Erkenntniß gleich zu werden dem Schöpfer aller Dinge, ihn in Wahrheit unter ſich zu bringen.

Es kann aber der Verſtand jene eitle Hoffnung, die Wiſſenſchaft vollkommen zu machen, ſich mit ihr und durch ſie zu erheben über die Vernunft, und ſo das allerhöchſte Anſehen für ſich ſelbſt zu gewinnen, nur mit äußerſtem Widerwillen aufgeben; und auch nachdem er ſie aufgegeben, lebt daſſelbe eitle Beſtreben unwillkührlich immer wieder von neuem in ihm auf. Denn wie nach dem Pauliniſchen Spruch, das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt, der Geiſt aber wider das Fleiſch, und beide wider einander ſind; ſo im Menſchen auch ſein Verſtand und ſeine Vernunft. Und wie dort das Fleiſchliche das Offenbare iſt, und — daß es ſey und Gewalt habe — von niemand geläugnet werden kann; das Geiſtige aber das Verborgene iſt, und — daß es ſey, und ſich als das Mächtigere kund thue — wohl geläugnet werden mag: ſo auch im Felde der Betrachtung das, was der Verſtand als Wahrheit beweiſet, und das, was die Vernunft als überwiegende Wahrheit blos offenbaret. Das mittelbare Erkenntnißvermögen erhebt ſich über das unmittelbare, das bedingte

Wiſſen über das unbedingte, der lebloſe Wiederhall über die lebendige, den Geiſt verkündigende Stimme, der Verſtand über die Vernunft, wie ſich die Begierden und Leidenſchaften erheben über das Gewiſſen, es überwältigen, und ſich ſcheinbar als das, was allein wahrhaft Gewalt habe, darſtellen.

Dieſer urſprüngliche, in der ſinnlich vernünftigen Natur des Menſchen gegründete und darum nie ganz zu vertilgende Antagoniſmus iſt allein Urſache, daß es diametral entgegengeſetzte philoſophiſche Syſteme geben kann, und daß es deren von den früheſten Zeiten an, bis auf unſere Tage ſo viele und mannichfältige wirklich gegeben hat. Aus demſelben Grunde aber laſſen ſich auch alle dieſe Verſchiedenheiten auf die Eine Hauptverſchiedenheit zurückführen, daß jene Syſteme insgeſammt, entweder Theiſtiſche oder Antitheiſtiſche waren; oder wie Kant ſich lieber ausdrücken mochte, daß die Einen ſich mehr hinneigten zum Platoniſmus, die andern mehr zum Epicureiſmus.

Man wird Naturaliſt oder Theiſt, nachdem man entweder dem Verſtande die Vernunft, oder der Vernunft den Verſtand unterordnet. Oder, was daſſelbe iſt, nachdem man außer dem Seyn der Nothwendigkeit in der Natur, noch ein Seyn der Freiheit über ihr annimmt oder läugnet.

Die Vernunft behauptet das Seyn der Freiheit ohne das Seyn der Nothwendigkeit und ihre unumſchränkte Gewalt in dem ganzen Gebiet der vernunftloſen Natur zu läugnen. Der Verſtand aber läugnet das Seyn der Freiheit überhaupt, weil er von dem Geſetz der Cauſalität (dem Weltgeſetz, daß: ſo wie jede Wirkung nothwendig eine Urſache haben, ſo auch jede Urſache nothwendig eine Wirkung ſeyn müſſe) als einem allerhöchſten Geſetz und oberſten Princip ausgeht. Das Geſetz der Cauſalität aber löſet ſich in dem Satz auf: Nichts iſt unbedingt; es giebt kein Allerhöchſtes, Oberſtes und Erſtes, es giebt kein Anhebendes, abſolut Beginnendes.

Gleichwohl kann ſich der Verſtand der ihm von der Vernunft aufgedrungenen Idee des Unbedingten, als einer nothwendigen Vorausſetzung bei allem Bedingten, nicht gerade zu entſchlagen; er kann es um ſo weniger, da ihm ohne dieſe Idee der Begriff der Cauſalität ſelbſt in Nichts aufgeht. Urſache iſt, als bloſer Verſtandesbegriff, ein ſinnloſes, mit einem Widerſpruch behaftetes Wort; Inhalt, Wahrheit, Bedeutung, kann ihm allein aus der Vernunft werden, aus dem Gefühl des: Ich bin, ich handle, ſchaffe, bringe hervor. Der Verſtand des Menſchen ruhet ganz auf dieſem Gefühl, ruhet demnach auf der Vernunft; iſt auf ſie gegründet, ſetzet nothwendig ſie, als ein höheres voraus.

Scheinbar rettet ſich der Verſtand aus dieſer Verworrenheit, wenn er der Idee des Unbedingten die objektive Gültigkeit ab-, und eine blos ſubjektive an-ſtreitet. Alles im menſchlichen Erkenntnißvermögen wird mittels einer ſolchen künſtlichen Verwandlung des Unbedingten, aus einem Realen in ein blos Ideales, von Grund aus umgekehrt; die Vernunft iſt zu Verſtande gebracht; es beginnt die Philoſophie des abſoluten Nichts. Denn wenn nichts wahrhaft unbedingt iſt, ſo iſt überall nichts, ſo hört mit dem Weſen auch die Wahrheit auf.

Dies aber verbirgt ſich dem Verſtande durch eine auf die erſte Verwandlung unmittelbar folgende zweite: nämlich des Subjektiven wieder in ein Objektives. Ein Trugbild, ein Geſpenſt des Unbedingten, tritt an des wahrhaft Unbedingten Stelle; ſo, daß wie zuvor das Wahre täuſchend verkehrt wurde zum Gedicht, nun das Gedicht wieder täuſchend verkehrt wird zum Wahren.

Dieſes Trugbild, dies Geſpenſt, — dieſer Götze, den der Verſtand ſich ſelbſt ſchafft, nachdem er die Vernunft, als eine Autorität über ihm, verläugnet, und zu einem bloſen Dichtungsvermögen unter ſeiner Aufſicht und Herrſchaft herabgewürdiget hat; dieſer Götze, den er nun an der Vernunft Stelle willig über ſich erhebt, ihn anruft und zu ſeinem Gott macht — heißet Allheit, und iſt in Wahrheit nur jenes weite und weitere Allgemeine, welches im Verſtande wird durch Begriff und Wort, und das außer ihm ſonſt nirgendwo vorhanden iſt, weder als Eines, — noch Vieles, noch Alles.†)

Auch im Verſtande entſtehet das Allgemeine erſt nach dem Einzelnen, der Begriff erſt nach der Wahrnehmung.*) Aber ſo wie der Begriff entſtanden iſt, erhebt er ſich über die Wahrnehmung, betrachtet, was er unter ſich befaßt, die Unendlichkeit des verſchiedenen Einzelnen, als aus ihm entſprungen; ſich ſelbſt und ſeinen Sohn, das Wort, als den Grund und die Urſache der Weſen.

---

†) S. Band II, S. 77 — 84.

*) Wer dieſes läugnet, verwechſelt das Unbeſtimmte mit dem Allgemeinen, welches auch ſehr ſcharfſinnigen Denkern hie und da begegnet iſt und noch begegnet. Das bloſe Nichtunterſcheiden iſt aber himmelweit verſchieden von dem Zuſammenfaſſen unter einem

Leicht iſt dieſe Täuſchung zu erklären, wie ſie entſteht, und ſich behauptet.

Sinneserregung iſt das Erſte. Eine trübe Fluth mannichfaltiger Empfindungen überſchwemmt zuförderſt, wogend und brauſend, das Gemüth. Allmählig ſteigt Feſtes aus dem Flüſſigen hervor; wir unterſcheiden, urtheilen, begreifen, zählen, und nennen: es wird ein Verſtand; es wird eine Welt.

Aber dieſe Welt, wie ſie durch Trennen und Verbinden, durch Sondern und Ordnen, durch Begriffebilden entſtand; ſo verſchwindet ſie zuletzt auch wieder in dem Ideal eines allerhöchſten, alles Mannichfaltige in ſich verſchlingenden und austilgenden Begriffes. Es bleibt übrig das Denken als Denken,

---

ſcharf beſtimmenden Merkmal; das bewuſſte Indifferenziren unter einem Begriffe, von dem bewuſſtloſen Vermiſchen in einer trüben Vorſtellung. Es iſt eine ähnliche Verſchiedenheit mit der, wovon Spinoza ſpricht: Zwiſchen dem Gewiß ſeyn und einem bloſen Nichtzweifeln.

und hat gegen ſich über das Nichts als Nichts. So fällt der Menſch mit dem Verſtande und durch ihn wieder in das Chaos, in das Ungeſtaltete zurück, und es offenbaret ſich nur dieſer Unterſchied, daß das frühere ein volles Chaos war; das ſpätere ein leeres Chaos iſt.

Das leere Chaos, die Ungeſtalt, das *durchaus Unbeſtimmte* (Platon und die Pythagoräer nannten es das Unendliche) iſt das Unbedingte, das Abſolute des *Verſtandes*; jenes Phantaſm, welches er über das Abſolute der Vernunft erhebt, und als das Weſen aller Weſen, das allein wahrhaft objektive *All- und Eine* zu erkennen wähnt.

Könnte der philoſophirende Verſtand, aufſteigend zu immer weiteren Begriffen, zuletzt wirklich anlangen bei jenem alles Mannichfaltige in ſich verſchlingenden und es austilgenden *Idealbegriff*, dem er nachjagt; ſo würde er allerdings, mit dem *Ende* der Dinge, auch ihren Anfang gefunden haben.

Wir ſagen, *mit dem Ende auch den Anfang*. Denn ſo wie der Verſtand, *abſtrahirend*, hinaufgeſtiegen wäre, von dem Beſtimmten zu dem abſolut Unbeſtimmten; ſo würde er, *reflektirend* (wieder umkehrend) nun bequem auch wieder herabſteigen können, von dem abſolut Unbeſtimmten zu dem Beſtimmten. Aus dem Undinge würden auf ſein Geheiß alle Dinge wieder auferſtehen und hervorgehen; er würde nothwendig, ſo wie er vernichten konnte, aus dem Nichts auch alles wieder erſchaffen können: Die Identität des Weſens und des Unweſens wäre an's Licht gebracht.

Ich bin, der ich bin. Dieſer Machtſpruch begründet alles. Sein Echo in der menſchlichen Seele iſt die Offenbarung Gottes in ihr: „Geſchaffen nach Seinem Bilde, ein Gleichniß Seiner, des in ſich Seyenden.“ Den Menſchen erſchaffend theomorphiſirte Gott. Nothwendig anthropomorphiſirt darum der Menſch. Was den Menſchen zum Menſchen, d. i. zum Ebenbilde Gottes macht, heißet Vernunft. †) Dieſe beginnet mit dem — Ich bin. Am Anfang war das Wort. Wo dies inwendige — das ſich ſelbſt Gleiche ausſprechende — Wort ertönt, da iſt Vernunft, da iſt

---

†) S. die Anmerkung zu S. 236. dieſes IIIten Bandes.

Perſon, da iſt Freiheit. Vernunft ohne Perſönlichkeit iſt Unding, das gleiche Unding mit jener Grundmaterie oder jenem Urgrunde, welcher Alles und nicht Eines, oder Eines und Keines, die Vollkommenheit des Unvollkommenen, das abſolut Unbeſtimmte iſt, und Gott genannt wird von denen, die nicht wiſſen wollen von dem wahren Gott, aber dennoch ſich ſcheuen ihn zu läugnen — mit den Lippen.*)

* * *

Ich bin der — Ich bin; der — Ich war; der — Ich werde ſeyn. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in dem Gefühl des Selbſt- und in ſich Seyns unzertrennlich verknüpft; das iſt Geiſtesbewuſſtſeyn, das iſt „das von dem Ewigen uns eingedrückte Sigill.“

---

*) „Ohne Welt kein Gott, iſt die Formel, in der ſich der Naturaliſmus am einfachſten und deutlichſten ausdrückt. Alle Religionen aber haben von jeher den Satz umgekehrt und gelehrt: Ohne Gott keine Welt. Der Glaube an Gott iſt uns gegeben, vor aller Weltanſchauung; mit unſerem Ich iſt ſchon ein Ur-Ich geſetzt. — Tief im Gemüth ſchauen wir das Urbild des Lebens, uhd ſehen es wiederſtrahlen durch das verhüllte Antlitz der Natur, und ſtaunen, und lieben, und beten an: und das iſt Religion; nicht ein chemiſcher Identitätsproceß, wo wir uns mit der Natur in einen Schmelztiegel zuſammenwerfen zu einer chaotiſchen Maſſe, und unſer Leben aufgeben, und das der Natur und Gott dazu.“ S. Jenaiſche Allg. Lit. Zeitg. 1807. No. 131.

„Einige Mathematik und Phyſik hat in unübertrefflicher Vollkommenheit die Natur auch Thieren gegeben. Aber Jahrtauſende hinauf Dſchemſchieden ſehen, im heiligen Saal der Königsburg den Völkern Irans Ordnung und Recht ſpendend; über unſre Zeit Livius hören, ſterben lernen von Leonidas, und Volksbefreiung von Tell: das, Menſchen! kann nur der Menſch.“ *)

Nicht was du ſieheſt; (auch das Thier bemerkt.)
Nicht was du höreſt; (auch das Thier vernimmt.)
Nicht was du lerneſt; (auch der Rabe lernt.)
Was du verſteheſt und begreifſt; die Macht,
Die in dir wirkt; die innre Seherin;
Die aus der Vorwelt ſich die Nachwelt ſchafft;
Die Ordnerin, die aus Verwirrungen
Entwirrend webt den Knäuel der Natur
Zum ſchönen Teppich in und außer dir;
Das biſt du Selbſt; die Gottheit iſt's, wie du.

„Die Gottheit?“ Ja! denn denke dir
Der Weſen Chaos ohne Sinn und Geiſt,
Ohn' einen Allerfüllenden, der ſich
Und allem Regel iſt; gedenke dir

---

*) S. Joh. Müller's Vorrede zu Herders Denkmalen der Vorwelt.

Den großen Unſinn der Sinnreicheſten
Natur, und ſtürz' unſinnig dich hinab
Ins öde Chaos, das ſich ſelbſt nicht kennt:
Dann wäreſt Du, wenns nirgend iſt, ein Selbſt.
Zurück in dich! in deinem innerſten
Bewuſſtſeyn lebt ein ſprechender Beweis
Vom höchſten Allbewuſſtſeyn. — Sey ein Thier,
Verliere dich; und wunderſt dich, o Thor,
Daß du die Gottheit mit dir ſelbſt verlorſt?

„Der Weſen Harmonie“ — Ein leeres Wort,
Ohn' einen Hörer. Höre du ſie tief
In deinem Herzen, und es nennt dein Herz
In tiefſter Stille mit dem vollen Chor
Der Welten Ihn, das Höchſte Selbſt, den Sinn
Und Geiſt, das Weſen aller Weſen, Gott.“*)

Wenn eine kindiſche Vorſtellungsart, nicht auf dieſe erhabene Weiſe, ſondern alſo anthropomorphiſirt, daß ein Gott erſcheint, eingeſchloſſen, wie der Menſch, in eine körperliche Geſtalt; ein Gott mit Händen und Füßen, der eines Auges bedarf um zu ſehen, eines Ohres um zu hören, eines ſinnenden und nachſinnenden Verſtandes um zu wiſſen und zu wollen: ſo erhebt ſich wider eine ſolche thörigte Vorſtellungsart die Vernunft mit Recht.

---

*) Herders zerſtr. Blätter VI. S. 78.

Aber noch tiefer muß es ſie empören, wenn du, die Natur vergötternd, einen Gott lehrſt, der das Auge ſchafft und nicht ſiehet, das Ohr pflanzet und nicht höret, den Verſtand werden läßt und nicht vernimmt, nicht weiß und nicht will, und — nicht iſt. Sprich: Es iſt kein Gott! Aber ſage und lehre nicht: Finſterniß ſey das Licht, vernünftiges Daſeyn ungöttliches Weſen, und das Inſeln im Meer erzeugende Korallenthier Gott ähnlicher als der denkende, nach Tugend und Heiligkeit ſtrebende, Liebe und Weisheit, das Schöne und Gute offenbarende Menſch. Sage auch nicht: das Ur- und Allweſen trete hervor im Menſchen verklärt und ohne Abbruch; denn ein ſolcher Anthropomorphiſmus würde ſich nur ſcheinbar und trügend erheben über den ältern Fetiſchismus, den Pflanzen- Thier- Lingam- und Molochdienſt.

Was hat der Menſch, daß man ihn ehre, wenn nicht dieſes, daß er zu denken vermag, was höher iſt als ſeine Vernunft, erhabener als das Weltall, den Geiſt, den allein durchaus ſelbſtſtändigen, aus dem alle Wahrheit kommt, und ohne den keine Wahrheit iſt.

Wir bekennen uns demnach zu einem von der Ueberzeugung: daß der Menſch Gottes Ebenbild in ſich trage. — unzertrennlichen Anthropomorphiſmus, und behaupten, außer dieſem Anthropomorphiſmus, der von jeher Theiſmus genannt wurde, iſt nur Gottesläugnung oder — Fetiſchiſmus.

Um dieſen, den abgöttiſchen Naturdienſt, von Grund aus unter ſeinem Volke zu vertilgen, hielt einer der größten Geſetzgeber und Heroen des Alterthums, Moſe, daſſelbe vierzig Jahre lang in der Wüſte auf. Und ſo wurde durch das Volk der Juden nach Jahrhunderten ein Volk der Chriſten möglich.*)

---

*) „Es iſt unſäglich, ſagt Herder, was für Schätze der Erkenntniß und Moralität des Menſchengeſchlechts am Begriff der Einheit Gottes zu hangen beſtimmt waren. Er wandte vom Aberglauben, mithin auch von Abgötterei, Laſtern und Scheuſalen privilegirter göttlicher Unordnung weg, er gewöhnte daran, überall Einheit des Zwecks der Dinge, mithin allmählig Naturgeſetze der Weisheit, Liebe und Güte zu bemerken, alſo auch in jedes Mannichfaltige Einheit, in die Unordnung Ordnung, ins Dunkle Licht zu bringen. Indem die Welt durch den Begriff Eines Schöpfers zu Einer Welt (κοσμος) ward, machte ſich auch der Abglanz derſelben, das Gemüth der Menſchen dazu und lernte Weisheit, Ordnung und Schönheit. Welche Lehre und Poeſie der Erde hiezu beigetragen hat, hat die nützlichſten Dinge bewirket. Die Ebräiſche hat es verzüglich. Sie iſt der älteſte Damm gegen die Abgötterei geweſen, den wir kennen: ſie goß den erſten ſchönen Lichtſtrahl der Einheit und Ordnung in's Chaos der Weltſchöpfung — und wurde durch ihre Erhabenheit und Wahrheit, durch ihre Einfalt und Weisheit allmälig die Leiterin der Welt.“ (Geiſt der Ebr. Poeſie Th. I. S. 51. 52. erſte Ausgabe. In den ſämmtl. Werken Th. 1. S. 59. 60.)

In unſern Tagen, da zwei von einander ſehr verſchiedene, aber gleich merkwürdige Männer, Lavater und Joh. Georg Hamann, an jenen Ausſpruch Johannes: „daß wer den Sohn läugne, auch den Vater nicht habe“, beiſtimmend erinnerten; wurde allgemein wider ſie ausgerufen, daß ſie fanatiſche, mit einem Menſchen Abgötterei treibende Schwärmer wären, voll Unwiſſenheit, Aberglauben und Intoleranz.

Iſt es aber wirklich Unverſtand und Schwärmerei, zu bekennen: man glaube an Gott — nicht um der Natur willen, die ihn verberge; ſondern um des Uebernatürlichen willen im Menſchen, das allein ihn offenbare und beweiſe? †)

Daß ein Mann wie Chriſtus, allein unter dem Volke der Juden aufſtehen konnte, iſt ſchon mehrmals angemerkt worden, und kann von keinem philoſophiſchen Geſchichtskundigen geläugnet werden.

Ueber das Chriſtenthum als Weltbegebenheit, ſeine Entwickelung aus dem Judenthum, ſeinen Geiſt, ſeinen Einfluß auf die Menſchheit als Religion, endlich das Verhältniß dieſer Religion zur Philoſophie, und den wechſelſeitigen Einfluß der einen auf die andere — findet ſich in dem VII. Bande von Tennemanns Geſchichte der Philoſophie (Hauptſt. 5. Abſchnitt 1) eine höchſt lehrreiche Abhandlung.

Trefflich redet über denſelben Gegenſtand auch Joh. Müller im 6ten Kap. des 9ten Buchs ſeiner Univerſalgeſchichte.

†) Der Leſer wolle das, was zu dieſer Stelle und dem unmit-

Die Natur verbirgt Gott, weil ſie überall nur Schickſal, eine ununterbrechbare Kette von lauter wirkenden Urſachen ohne Anfang und Ende offenbaret, ausſchließend mit gleicher Nothwendigkeit beides: Vorſehung und Ungefähr. Ein unabhängiges Wirken, ein freies urſprüngliches Beginnen, iſt das in ihr und aus ihr durchaus Unmögliche. Willenlos wirket ſie und rathſchlaget nicht, weder mit dem Guten noch mit dem Schönen; auch ſchaffet ſie nicht, ſondern verwandelt abſichtlos und bewuſſtlos aus ihrem finſtern Abgrunde ewig nur ſich ſelbſt, fördernd mit derſelben raſtloſen Emſigkeit das Untergehen wie das Aufgehen, den Tod wie das Leben — nie erzeugend was allein aus Gott iſt und Freiheit vorausſetzt: die Tugend, das Unſterbliche.

Der Menſch offenbaret Gott, indem er mit dem Geiſte ſich über die Natur erhebt, und, kraft dieſes Geiſtes, ſich ihr als eine von ihr unabhängige, ihr

---

telbar folgenden Abſatz, wegen des Anſtoßes, den der Verfaſſer der vorhin S. 236. erwähnten Beurtheilung der Schrift von den göttlichen Dingen an dem hier Geſagten genommen hat, in der Vorrede zu dem gegenwärtigen IIIten Bande erinnert worden, nachſehen.

unüberwindliche Macht, entgegenſtellt, ſie bekämpft, überwältigt, beherrſcht.

Wie der Menſch an dieſe ihm inwohnende, der Natur überlegene Macht lebendig glaubt; ſo glaubt er an Gott; er fühlet, er erfährt ihn. Wie er an dieſe Macht in ihm nicht glaubet; ſo glaubet er auch nicht an Gott; er ſiehet und erfähret überall blos Natur, Nothwendigkeit, Schickſal.

Wenn die Natur allein iſt; dann iſt ſie das Allmächtige, und ein heiliger Wille iſt überall nicht. Dann ſind Tibere und Nerone, Ezeline und Borgia möglich, aber kein Sokrates, kein Chriſtus.

Mit Wahrheit zeugte darum der Heilige von ſich ſelbſt: daß ſo man ihn erkenne, man auch erkenne den Vater; und daß wer an ihn glaube, nicht glaube an ihn, ſondern an den, von dem er ausgegangen ſey.

Chriſtenthum in dieſer Reinheit aufgefaßt, iſt allein Religion. Außer ihm iſt nur Atheiſmus oder Götzendienſt.

Wenn der vierte Sohn der Maccabäerin, nachdem er, gleich ſeinen Brüdern, die ſchrecklichſten Martern unerſchütterlich ausgehalten, nun freudig mit den Worten ſtirbt: Schön iſt es Menſchen Hoffnung aufzugeben und Gott allein ſich zu vertrauen; ſo ſpricht jedes menſchliche Herz ihm die erhabenen Worte nach, zeugend, daß ein Gott ſey und ein Geiſt aus Gott in des Menſchen Bruſt, unüberwindlich der Sünde und dem Tode.

Der ſeine Tugend bewährende, das über ihn gegebene Ehrenwort des Schöpfers rechtfertigende Hiob, ſitzet auf ſeinem Aſchenhaufen als der Ruhm und Stolz Gottes. Wie er ſein Unglück ertragen werde, darauf ſchauet Gott und mit ihm das ganze himmliſche Heer. — Er ſieget, und ſein Sieg iſt Triumph über den Sternen. — Sey es Geſchichte, ſey es Dichtung: der ſo dichtete, war ein Seher Gottes.*)

Und nun Er, „der Reinſte unter den Mächtigen, der Mächtigſte unter den Reinen, der mit ſeiner durchſtochenen Hand Reiche aus der Angel, den Strohm der Jahrhunderte aus dem Bette hob, und noch fortgebietet den Zeiten!“ **) — Wer mag bekennen, daß Er war, und zugleich ſprechen: es iſt kein Gott, keine Vorſehung, keine waltende Liebe über dem lichtloſen Schickſal, dem blinden Ungefähr?

---

*) S. Herder vom Geiſt d. Ebr. Poeſie Th. I. S. 143. erſte Ausg. Sämmtl. Werke Th. I. S. 140.

**) Friedr. Richter: Ueber den Gott in der Geſchichte und im Leben.

Dennoch — „Gehe ich nun ſtracks vor mich, ſo iſt Er nicht da; gehe ich zurück, ſo ſpüre ich ihn nicht!“ Chriſtus ſelbſt ſtößt am Kreuze den erſchütternden Ruf aus: ”Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!“ Verſcheidet aber mit den Worten: „Vater in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt!“ So der Mächtigſte unter den Reinen, der Reinſte unter den Mächtigen. Dieſer Kampf und dieſer Sieg iſt Chriſtenthum. Zu dieſem Chriſtenthum bekennet ſich der Verfaſſer dieſer Schrift, und ſchließet mit dieſem Bekenntniß ſein Werk.

Beilage A.

zu S. 357.

Spinoza war in Abſicht des Syſtems der abſoluten Identität nicht blos Vorläufer, er ſelbſt war Erfinder und erſter Lehrer deſſelben. Die eigentliche große philoſophiſche That dieſes ſtillen und tiefen Denkers, noch gar nicht ſo gewürdigt und erhoben wie ſie es verdient, iſt die von ihm zuerſt vorgenommene reine Scheidung ohne Trennung, des denkenden von dem ausgedehnten Weſen. Indem er in ſeiner zweiten Definition die Worte niederſchrieb: at corpus non terminatur cogitatione, nec cogitatio corpore, begründete er ſchöpferiſch ſein neues Syſtem, welches in der That und Wahrheit Eines und daſſelbe iſt mit dem neueſten der Objekt-Subjektivität, oder der abſoluten Identität des Seyns und Bewuſſtſeyns.

Als eine für ſich klare, keines Beweiſes bedürfende Grundwahrheit ſtellte Spinoza den Doppelſatz auf: das denkende Weſen könne ſo wenig aus dem ausgedehnten Weſen als eine Folge, Modification oder Wirkung hervorgehen, als umgekehrt das ausgedehnte Weſen aus dem denkenden; oder, die Materie könne ſo wenig den Geiſt zeugen, als der Geiſt die Materie. Beide, folgerte er, ſind in der alleinigen untheilbaren Subſtanz nothwendig und von Ewigkeit her vereinigt, ſind conſubſtanziell, und verhalten ſich zu einander wie Seyn und Bewuſſtſeyn.

Geiſt und Körper beſtimmen, beherrſchen, überwältigen keiner den andern; beide zuſammen machen im ſtrengſten Verſtande Eines und daſſelbe Weſen aus; der Geiſt iſt nichts anders und mehr als die Seele eines Leibes, das iſt „der unmittelbare Begriff eines einzelnen wirklich vorhandenen Dinges, und außer dieſem nichts. Unmöglich kann daher die Vollkommenheit, Vortrefflichkeit und Macht der Seele eine andere ſeyn, als die Vollkommenheit, Vortrefflichkeit und Macht ihres Leibes, u. ſ. w.“ *)

Auf keine Art und Weiſe kann demnach das aus-

---

*) Objectum ideae, humanam mentem constituentis, est corpus, sive certus extensionis modus actu existens, et nihil aliud. Eth. P. II. Pr. 13. ſ. Ueber die Lehre des Spinoza §. XXIII. u. f. f. der Darſtellung des Spinoziſtiſchen Lehrgebäudes.

gedehnte Weſen des Spinoza als ein Stoff betrachtet werden, dem das denkende Weſen die Form ertheilte, wie bei Platon, dem die Seele Urſache und überall das Erſte iſt. Dem Spinoza iſt das ausgedehnte Weſen alles objektiv-(nach ſeinem Sprachgebrauch, formell-) Seyende, Weſende und Wirkende, das eigentlich Reale; das denkende Weſen hingegen das nur dieſem gemäß vorſtellende. Wie ſcharf er alſo auch dieſes von jenem, ſeine essentia objectiva von ſeiner essentia formali, das geiſtige von dem körperlichen Weſen ſcheidet; ſo iſt ſeine Lehre doch in Wahrheit durchaus materialiſtiſch, denn es hat das denkende Weſen, ungeachtet ſeiner Unabhängigkeit von dem ausgedehnten Weſen, keinen andern Gegenſtand des Vorſtellens und Denkens als eben dieſes ausgedehnte Weſen. *)

Sollte dieſes Syſtem abſoluter Objektivität ſich in ein Syſtem abſoluter Subjektivität verwandeln, ſo mußte zuvörderſt das ausgedehnte Weſen der Subſtanzialität beraubt werden. Die Nichtſubſtanzialität des ausgedehnten Weſens darzuthun, beſtrebten ſich Ma-

---

*) Mens se ipsam non cognoscit, nisi quatenus corporis affectionum ideas percipit. ſ. Eth. P. II. Pr. 23.

lebranche, Leibnitz, Berkeley. Nothwendig blieb nun das denkende Weſen als das allein Subſtanzielle übrig — aber nur ſo lange, bis ein noch ſcharfſinnigerer Denker auftrat, der auch von dem denkenden Weſen erwies, was ſeine Vorgänger blos von dem ausgedehnten Weſen erwieſen hatten, nämlich, daß es als ſubſtanzielles Weſen ebenfalls nur für Erſcheinung gelten könne. Das cogito als überführtes bloßes Prädikat, konnte ſein ergo nicht mehr ausſprechen; es verlohr das sum, und mit demſelben überhaupt alle Realität.

So wurde durch unſern Kant, ganz wider ſeine Abſicht, ein zweiter Spinoziſmus begründet, den ich anderswo einen verklärten genannt habe.*) Man könnte aus dieſem Geſichtspunkte auch ſo unterſcheiden, daß man das ältere Syſtem mit dem Namen Material-Idealiſmus, das neuere mit dem Namen Ideal-Materialiſmus bezeichnete. Es iſt aber von dem geiſtreichen Urheber ſelbſt des neueren Identitätsſyſtems gezeigt worden, daß es gleichgültig ſey im Syſtem, ob vom Objekt ausgegangen werde oder vom Subjekt, indem man auf beiden Wegen, wenn nur richtig philoſophirt werde, zu demſelben Reſultate und der ganzen Wahrheit gelange. Eben dieſes hatte, auf ſeine Weiſe, auch Spinoza ſchon gethan, und nirgendwo erſcheint der groſe Mann tiefſinniger, auch erhabener und liebenswürdiger, als hier, wo er, was Gewißheit ſey und wie die Seele ihrer theilhaftig werde, aus ſeinem innerſten Bewuſſtſeyn offenbart. *) Hier, wo er an Platon, den Lehrer der eingebohrnen Ideen und ihrer objektiven Gültigkeit, nicht blos erin-

---

*) In dem Briefe an Fichte. Mit Wenigem iſt dort angedeutet worden, wie der ſpeculative, ſeine Metaphyſik ausarbeitende Materialiſmus, ſich zuletzt von ſelbſt in Idealiſmus verklären müſſe; wie alſo dieſe zwei philoſophiſche Hauptwege: der Verſuch alles aus einer ſich ſelbſt beſtimmenden Materie allein, oder allein aus einer ſich ſelbſt beſtimmenden Intelligenz zu erklären, keineswegs aus einander gehen, ſondern allmählig annähernd bis zur gänzlichen Berührung, an daſſelbe Ziel leiten. Ich zeigte, wie im Grunde nur wenig gefehlt habe, daß die ſpäter vorgenommene Verklärung des Materialiſmus in Idealiſmus ſchon durch Spinoza ſelbſt geſchehen ſey, da ſeine dem ausgedehnten wie dem denkenden Weſen

---

auf gleiche Weiſe zum Grunde liegende Subſtanz, dieſe Eine Materie zweier ganz verſchiedenen Weſen, im Grunde nichts andres bedeute, als die abſolute Identität ſelbſt des Objekts und Subjekts, des Seyns und Bewuſſtſeyns, des Körpers und des Geiſtes.

*) S. die Abhandl. de intellectus emendatione, et de via, qua optime in veram rerum cognitionem dirigitur. opp. posth. p. 357 — 392. — Und in der Ethik die verſchiedenen Stellen, wo von den drei Gattungen der Erkenntniß, der ſich ſelbſt bewährenden Wahrheit und vollkommenen Gewißheit gehandelt wird.

nert, ſondern auffallend mit ihm zuſammentrifft, findet ſich auch, unter ähnlichen und andern Namen, als norma veritatis, was der neuere Spinozismus die intellectuelle Anſchauung des Abſoluten nennt; ein Ausdruck, der, nach meinem Urtheil, nicht gerade zu widerſinnig und verwerflich iſt.*) Wir bedürfen doch wohl eines eigenthümlichen Ausdrucks, um die Art des Bewuſſtſeyns zu bezeichnen, in welcher ſich uns das an ſich Wahre, Gute und Schöne vergegenwärtigt und als ein Ueberſchwängliches, in keiner Erſcheinung darſtellbares Erſtes und Oberſtes, offenbart; mit welcher die Ideen, die allerhöchſten Ausſprüche der Vernunft, in den Verſtand als unmittelbare, nicht durch den Sinn erſt zu vermittelnde Erkenntniſſe übergehen, ſo, daß ſich nicht nur mit dieſen Erkenntniſſen das volle Gefühl der Wahrheit und Gewißheit, das die ſinnlichen Anſchauungen begleitet, unläugbar verbindet, ſondern auch durch ſie erſt das ganze Gemüth des Menſchen der vollkommenſten Gewißheit des Wahren auf eine unausſprechliche Weiſe theilhaftig wird.

---

*) Auch nicht nach dem Urtheil des ſcharfſinnigen Fries. S. Neue Kr. d. Vſt. B. I. S. 194. §. 53.

Kant ſagt in der Kr. d. Urtheilskraft (Einl. S. XVIII): „der Naturbegriff mache ſeine Gegenſtände in der Anſchauung, aber nicht als Dinge an ſich ſelbſt; der Freiheitsbegriff dagegen in ſeinem *Objekte* zwar ein Ding an ſich ſelbſt, aber nicht in der Anſchauung *vorſtellig*“. — Ich frage, ob eine objektive *Vorſtellung* ohne *ſinnliche* Anſchauung nicht eine *intellectuelle* Anſchauung genannt werden dürfe? — Oder, ob ſich wohl eine objektive Vorſtellung ohne etwas der Anſchauung analoges, d. i. ohne *Wahrnehmung*, denken laſſe?

Freilich, wenn das an ſich Wahre, Gute und Schöne nur aus Noth erfundene Ideen, unzuläſſig erweiterte Verſtandesbegriffe ohne objektive Gültigkeit, nur *Kategorien in der Verzweiflung* ſind; dann iſt eine ſie bewährende intellectuelle Anſchauung widerſinnig und überflüſſig, denn ſie ſollen in der That und Wahrheit nicht bewährt, ſondern nur erklärt, als heuriſtiſche *Fictionen* begreiflich gemacht werden.

Aecht Platoniſch ſchreibe ich der Vernunft aller erſchaffenen Weſen Receptivität und Spontaneität zu, als Vermögen des Wahrnehmens und Ergreifens, des

Findens und Feſthaltens, welche vereint mit einander urſprüngliche Quelle der Vernunftwahrheit ſind. *) Es iſt in jedem endlichen oder ſinnlichen Weſen (denn jedes endliche Weſen iſt nothwendig ein ſinnliches) die Vernunft nichts andres als der Sinn für das Ueberſinnliche. Wie der körperliche Sinn durchaus poſitiv iſt und nur offenbart, ſo auch der geiſtige, die Vernunft. Darum philoſophirt nur der zwiſchen der ſinnlichen und überſinnlichen Wahrnehmung in der Mitte ſchwebende, auf beide in gleichem Maße ſich beziehende Verſtand. Dieſe zwiefache Beziehung überſehend, haben Einige, mit ausſchließendem Vertrauen auf das Ueberſinnliche, den Verſtand, als ſey er allein anwendbar auf den Inbegriff des Sinnlichen, auf die Erfahrungswelt, ſchwärmeriſch geläſtert. Andere, gleichfalls die zwiefache Beziehung verkennend, mit ausſchließendem Vertrauen auf das Sinnliche, haben ſich wider die Vernunft aufgelehnt, und ihre unmittelbaren Offenbarungen mit vielem Schein als bloſe Erdichtungen ausgelegt. Beides iſt gleich verwerflich. Es möchte aber kaum möglich ſeyn, dem zweiten Irrthum zu entgehen, ſobald man die intellectuelle An-

---

*) V. De Republica L. VII. L. X. L. VI.

ſchauung blos deswegen läugnet, weil ſie ſich durchaus nicht in eine ſinnlich materielle überſetzen läßt, das heißt: weil die Vernunft mit dem Verſtande nur durch unſichtliche Geſichte — das Schauen der Ahndung — welche wir Gefühle in edlerer Bedeutung nennen, Gemeinſchaft hat.

Einer der achtungswürdigſten Denker des Mittelalters, Hugo de sancto Victore, läugnete, daß die menſchliche Vernunft Etwas von Gott begreifen könne, und behauptete nur ein Glauben, welches zwiſchen dem Meinen und Wiſſen in der Mitte liege. Denn Gott, ſagte er, kann ſeinem Weſen nach gar nicht gedacht werden, auch nicht einmal analogiſch, da Gott über alles, was wir kennen, über Körper und Geiſt erhaben iſt, und der Menſch nur das Relative denken kann. Der Glaube iſt daher der einzige Ueberzeugungsgrund für das Seyn Gottes, weil es nicht ſo wie die Außendinge und die Seele ſelbſt wahrgenommen werden kann. Es läßt ſich aber, ſetzt er hinzu, ein zuverläſſigerer Ueberzeugungsgrund auch nicht denken, als daß etwas geglaubt wird, was die Vernunft nicht begreifen kann. „Denn wie könn„ten alle heilige und gerechte Menſchen aus dem Ver-

„langen nach dem ewigen Leben mit ſolcher Einheit das „gegenwärtige Leben verachten, wenn ſie nicht von „der Wahrheit deſſelben eine Vorempfindung hätten, die unſere Einſicht „überſteigt.“ — Ein trefflicher Gedanke — bemerkt Tennemann — der aber nahe an Myſtik ſtreift.*)

Und welcher höhere und tiefere, intellectuelle oder ſittliche Gedanke ſtreifte denn wohl nicht an Myſtik?

Myſtiſch, durchaus geheimnißvoll iſt der Beginn unſerer Erkenntniß, die unbegreifliche Vorausſetzung eines, alles Wahre, Gute und Schöne in ſich faſſenden und außer ſich erzeugenden Urweſens. „Nur nach „Vorausſetzung dieſes verborgenen Grundes ſind wir „des Begriffes der Wahrheit überhaupt fähig.“ Das Vermögen dieſer Vorausſetzung nennen wir Vernunft.

Wie kommt aber die Vernunft zu dieſer Vorausſetzung, mit der ihr zuerſt der Begriff der Warhheit wird, da ſie, „wenn ſie ſich in der Betrachtung „über alle ſinnliche Anſchauung erhebt, nach vollen-

---

*) S. Geſchichte d. Philoſophie von Tennemann B. VIII. S. 206 — 212.

„deter Abſtraction nur den Begriff des Nichts als ihr eigenes reines Product übrig behält."

Man antwortet: ſie kommt dazu, eben deswegen! —

„Weil die Vernunft unmöglich das reine Nichts, das ihr nach vollendeter Abſtraction allein übrig bleibt, für den Grund und Anfang der Dinge und ihrer ſelbſt, für das Subſtrat der Weſen, für das Alpha und Omega halten kann; ſo ſetzet ſie, nothgedrungen, an die Stelle des Nichts das entgegengeſetzte des Nichts, das Unbedingt-Seyende und Wirkende, das Abſolute, den Gott."

Oder man ſpricht: „die Quelle dieſer Vorausſetzung iſt ein über alle objektive und ſubjektive Natur, über alle Begriffe, Anſchauungen und Gefühle hinausſtrebendes unergründliches Verlangen, womit ſich unſere Natur, im höchſten Sinne des Worts, an ein Allerhöchſtes, ein ſchlechthin Unvergleichbares hängt. Kraft dieſes Verlangens ſchwebet der Vernunft das Abſolute idealiſch vor, wird von ihr geſucht, als ein Objekt fixirt, aber nie als ein wirklich Seyendes, und außer ihr, von ihrer Vorſtellung unabhängig Vorhandenes, erkannt."

Iſt aber wohl ein Verlangen, ein Suchen und Streben, ohne eine wenigſtens dunkele Vorſtellung des verlangten, geſuchten und angeſtrebten Gegenſtandes möglich? Aus dem ſchmerzhaften Gefühl des Hungers, ſagt Platon, kann die angenehme Vorſtellung der Sättigung und deſſen, was ſie bewirkt, der Speiſe, nicht hervorgehen. Das Bedürfniß, als ſolches, offenbaret nicht, was ihm abhilft, dieſes entdeckt erſt die Erfahrung. Die Erfahrung ſelbſt aber wird nur möglich durch eine mit urſprünglicher Vorſehung begabte, göttlich wahrſagende Seele.*) —

Wenn die Vorausſetzung des Abſoluten — der Begriff des Abſoluten ſo beſtimmt, wie er vorhin von uns beſtimmt wurde — nur eine Nothlüge der Vernunft iſt, womit ſie ſich ſelbſt hintergeht; ſo iſt ſie eine Lügnerin von Anfang: denn ſie beginnt mit dieſer Vorausſetzung, ja ſie iſt ganz und gar mit ihr Eines und daſſelbe.

Iſt die Vernunft aber keine Lügnerin, ſo hat ſie den Begriff des Abſoluten nicht aus ſich, ſondern ſie ſelbſt wird erſt aus ihm und durch ihn; er iſt ihr gegeben, und ſie iſt ſich ſelbſt gegeben mit ihm. Wie ſie der Realität dieſes Begriffes unbedingt vertraut, ſo vertrauet ſie ſich ſelbſt. Die Art und Weiſe der Bewährung dieſer Realität in der Vernunft wird dem Verſtande nicht offenbar; es reflectirt ſich in ihm nur die Zuverſicht ſelbſt der Vernunft, und ein unüberwindliches Gefühl vertritt die Stelle der Anſchauung.

---

*) S. die tiefſinnige Erörterung und unübertreffliche Ausführung dieſer wichtigen Wahrheit im Philebos.

Wenn man verſucht dieſes Gefühl, jene unſichtlichen Geſichte — das Schauen der Ahndung — in ſichtliche Vorſtellungen zu verwandeln; oder die Gewißheit aus der erſten Hand, die wir, aus Mangel eines beſſeren Ausdrucks, Glaube nennen, in eine Gewißheit nur aus der zweiten, die unbedingte Ueberzeugung in eine bedingte: ſo entſteht, in dem erſten Falle, Schwärmerei; in dem zweiten, leerer Formaliſmus, eine unmögliche Philoſophie durch bloſe Logik.

Auf dieſe Weiſe müſſen, glaube ich, die Ausdrücke des Verfaſſers der vortrefflichen Abhandlung über das Ideal-Objekt des vernünftigen Verlangens — aus der wir vorhin einige Stellen, um uns an ihnen zu entwickeln, ausgehoben haben — gedeutet werden, wenn er behauptet: „der nach dem Abſoluten forſchende menſchliche Verſtand fixire in ſpeculativer und practiſcher Hinſicht zunächſt und unmittelbar nichts andres, als ein rein vernünftiges Verlangen, das mit der Vernunft ſelbſt identiſch ſey, und alle anderweitige Begründung verſchmähe.*)“ — Gewiß hat dieſer eben ſo geiſtreiche als ſcharfſinnige Denker nicht Kants antiplatoniſche Lehre von der Idee des Abſoluten mit andern Worten blos wiederholen wollen!

In Abſicht der Kantiſchen Lehre von dem Abſoluten und den Ideen überhaupt macht ein anderer ausgezeichneter Denker folgende treffende Bemerkung. „Kants ſpeculative Vernunft iſt nichts als das bloſe Schlußvermögen, das Reflexionsvermögen. ... Die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft wurde von ihm immer nur dunkel, nie mit Deutlichkeit, vorausgeſetzt. Aus dieſem Grunde blieben dann auch ſeine practiſche Vernunft und ihr Glaube, die er auch nur als Thatſache auffaßte, etwas ſehr dunkles, ſobald man fragte, wie wir dazu kämen? Denn er ſah auch hier unmittelbar immer nur das, was dem Reflexionsvermögen gehörte.“

---

*) Neues Muſeum der Phil. u. Lit. B. I. Heft. 2. S. 37.

„Die Eintheilung (ſetzt derſelbe gründliche Forſcher hinzu): Alle unſere Erkenntniß iſt entweder Anſchauung oder Begriff, iſt nur richtig, wiefern wir ſie ſo betrachten, wie ſie unmittelbar Gegenſtand der innern Wahrnehmung wird. Wir werden uns unſerer Erkenntniſſe nur als Anſchauungen oder durch Begriffe bewuſſt. Allein wenn wir nicht auf dieſes bloſe Verhältniß des Wiederbewuſſtſeyns unſerer Erkenntniſſe in unſerem Innern, ſondern auf ihr unmittelbares Vorhandenſeyn im Gemüthe ſehen, ſo iſt jene Eintheilung unvollſtändig; es giebt neben den klaren Vorſtellungen der Anſchauungen und Begriffe noch dunkle (Vorſtellungen), und zu dieſen gehört vorzüglich die unmittelbare unausſprechliche eigne Erkenntniß der Vernunft.*)“

Wenn Licht in das Finſtere dringt, ſo kann es ſcheinen, als hätte jenes aus dieſem ſich nur entwickelt;

---

*) S. Fries Neue Krit. d. Vnft. B. I. S. 204 — 206.

und die Reflexion, unberichtigt durch eine höhere Weiſung, wird unfehlbar alſo wähnen.

Siehe, vor allem zuerſt ward Chaos . . . :
Erebos ward aus dem Chaos, es ward die dunkele Nacht auch.
Dann aus der Nacht ward Aether und Hemera, Göttin des Lichtes,
Welche ſie beide gebar von des Erebos trauter Empfängniß.*)

Dieſe uralte Lehre iſt auch heute noch die Lehre geprieſener Weiſen. Eine Vorſehung zu glauben, ſcheint ihnen kindiſch, weil ſie ſchöpferiſche Freiheit nur als blindes Ungefähr; Vernunft, nur als ſich ſelbſt anſchauende, ſich ſelbſt durchſichtige Nothwendigkeit, zu denken wiſſen.

Man erinnere ſich der gefeſſelten Höhlenbewohner im ſiebenten Buche von Platons Republik; ihres Gelächters über die von dem Anſchauen der oberen Dinge zurück gekehrten Lichtgeblendeten; ihrer Sorge, daß nicht ihre Augen eben ſo verdorben werden möchten, und ſie der Deutlichkeit der Erkenntniß verluſtig würden, deren ſie gegenwärtig ſich erfreuten: wer es unternehmen würde ſie zu löſen und hinauf zu führen zu jenem das Anſchauen des Wirklichen vertilgenden Lichte, den ſolle man ergreifen und tödten.

---

*) Heſiods Theogonie; überſetzt v. Voß.

Unſere eigene feſte Ueberzeugung iſt dieſe:

Jene „unmittelbaren unausſprechlichen eigenen Erkenntniſſe der Vernunft, die in den Verſtand nur als dunkele Vorſtellungen treten,“ ſind in ſich: Licht der höchſten Erkenntniß; jenes, von dem mit Platon, Spinoza ſagt: daß es ſich ſelbſt und die Finſterniß offenbar mache.

„Im Erkennbaren, ſagt Platon, iſt die Idee des Guten das Aeußerſte, und kann kaum geſehen werden. Wo ſie geſehen wird, da muß man ſie für die Urſach alles Richtigen und Schönen halten, die in der ſichtbaren Welt das Licht, und die Sonne, des Lichtes Quell, gebar, in der idealen Welt aber ſelber, als Quelle, Wahrheit darreichet und Sinn. Dieſe Idee muß derjenige erblickt haben, der, es ſey im Stillen für ſich, oder öffentlich verſtändig handeln will.“ (De Republ. L. VII. Vol. VII. p. 153. ed. Bipont. Nach der Stolb. Ueberſetz. im IIIten Theil der auserleſenen Geſpr. des Platon S. 305).

Beilage B.

Zu S. 395.

„Es giebt Leute, ſagt Platon, und ſie ſtehen im Rufe großer Einſicht, welche behaupten, alles was iſt, war und ſeyn wird, habe ſeinen Urſprung zu verdanken, entweder der Natur, oder der Kunſt, oder dem Ungefähr. Die Natur und das Ungefähr, ſagen ſie, bringen dasjenige hervor, was das Größte und Schönſte iſt; die geringern Dinge erſchafft die Kunſt, indem ſie die erſten und Haupterzeugniſſe, die ſie aus den Händen der Natur empfängt, auf allerlei Weiſe gebraucht, um jene minder erhebliche Werke, welche wir künſtliche nennen, zu bilden und zuſammen zu ſetzen. Das Feuer, das Waſſer, die Erde ſind, ſagen ſie, Erzeugniſſe der Natur und des Ungefährs, die Kunſt hat keinen Antheil daran. . . . Aus der Miſchung ſtreitender Kräfte, welche das Ungefähr nach Geſetzen der Nothwendigkeit hat herbeiführen müſſen, iſt alles entſtanden, was wir ſehen: der Himmel mit ſeinen Geſtirnen, die Thiere und Pflanzen, nebſt dem Wechſel der Jahreszeit, ohne Dazwiſchenkunſt einer Intelligenz, ohne Gott, ohne Kunſt; dies alles, behaupten ſie, iſt geworden allein durch die Natur und das Ungefähr. Aus dieſen zwei Anfänglichen und Erſten iſt nachher die Kunſt hervorgegangen, eine Erfindung der Sterblichen und ſelbſt ſterblich. Nicht wahre Weſen, ſondern nur eitle Schattenbilder, die kaum einige Züge von Wahrheit an ſich haben, vermag ſie nachahmend hervorzubringen. Wo ſie weſenhafteres erzeugt, da hat ſie die Natur zu Hülfe genommen, und wirkt mit ihren Kräften. Beiſpiele davon ſind die Heilkunſt, die Agricultur und Gymnaſtik; einigermaßen auch die Kunſt der Staatsverwaltung: die aber von der Natur nur wenig, von der Kunſt beinah alles hat, weswegen auch die ganze Geſetzgebung einer wahren Begründung ermangelt.“

„Die Götter, ſagen eben dieſe Männer, ſind, gleich den Geſetzen, Erzeugniſſe der Kunſt, und in keinem Lande dieſelben, ſondern unter jedem verſchiedenen Volke verſchieden, je nachdem ſich die Geſetzgeber darüber vereinigt haben.“

„So iſt auch das Schickliche ein andres nach der Vorſchrift der Natur, ein andres nach dem Willen des Geſetzes. Von einem Gerechten weiß die Natur durchaus nichts; die Menſchen aber nennen gerecht, was die Geſetze auf die verſchiedenſte Weiſe und häufig wechſelnd, ſo zu nennen verordnen, ohne daß die Natur den geringſten Antheil daran habe.“ (De Legibus L. X. p. 74 — 76. ed. Bip. Vol. IX.)

Dieſem alle Sittlichkeit zerſtörenden Syſtem entgegen, beweiſt Platon, daß nicht eine blinde Cauſalität, wie jene weiſe Männer behaupten, ſondern eine Cauſalität nach Vorſtellungen, ein vernünftiger Wille, eine abſichtvolle Intelligenz, als das abſolut Erſte, aus dem alles andre hervorgegangen ſey, nothwendig angenommen werden müſſe; daß folglich die Kunſt älter ſey als die Natur.

Wenn ſeine Beweiſe von einer ſtrengen Kritik auch mangelhaft erfunden werden, ſo halten ſeine Behauptungen den entgegengeſetzten doch wenigſtens das

Gleichgewicht. Zwiſchen Naturaliſmus und Theiſmus wählet das Gemüth zuletzt mit einer ähnlichen Freiheit, wie zwiſchen Sittlichkeit und Wohlleben. Der Glaube an Gott iſt keine Wiſſenſchaft, ſondern eine Tugend.

Beilage C.

Zu S. 408.

Eine vernünftige Erkenntniß wird allgemein ſo erklärt, daß ſie eine Erkenntniß aus Gründen ſey. Wir erkennen aber nur dann aus Gründen, wenn das Axiom, daß das Ganze nothwendig allen ſeinen Theilen zuſammen genommen gleich ſey, in einem beſondern Falle bei uns zur Anwendung kommt.

Wo die Anwendung dieſes Axioms nicht Statt findet, da iſt auch keine Erkenntniß aus Gründen möglich; denn in keinem Falle iſt die Erkenntniß aus Gründen eine andere, noch kann ſie irgendwo eine andre ſeyn, als die Erkenntniß wechſelsweiſe der Theile aus dem Ganzen, welches ſie zuſammen genommen ausmachen; und wieder des Ganzen aus ſeinen Theilen, in ſofern dieſe nothwendig zu ihm, und *in ihm* nothwendig *zu einander* gehören. Ich beweiſe, indem ich den Ort oder die Stelle zeige, den ein beſtimmter Theil in einem beſtimmten Ganzen nothwendig einnimmt. Was nicht als ein Theil zu einem Ganzen gehört, läßt ſich weder demonſtriren noch deduciren. *Eingeſchloſſen* findend, *bejahen*; *ausgeſchloſſen* findend, *verneinen* wir.

— Das Nichtachten darauf, daß wir unter dem *Grunde* nie etwas andres verſtehen als den Inbegriff, die Allheit der Beſtimmungen eines Gegenſtandes, hat unendliche Verwirrungen in der Philoſophie angerichtet.

Nun ſind aber nicht nur alle Theile, oder Beſtimmungen, oder Prädicate zuſammen genommen dem Ganzen, welches ſie in ſich vereinigt, *gleich*, und mit ihm oder dem Gegenſtande Eines und daſſelbe; ſondern ſie ſtellen ſich, und zwar eben deswegen, auch nothwendig als mit ihm zugleich vorhanden dar, ſo daß *objektiv* weder das Ganze vor ſeinen Theilen vorhanden ſeyn, noch die Theile, als *Theile dieſes Ganzen*, vorhanden ſeyn können, vor ihm. Mit andern Worten: zwiſchen Grund und Folge, zwiſchen Subjekt und Prädicat, iſt das Eintreten einer Zeit ſchlechthin unmöglich.

Mit dem Eintreten der Zeit verwandeln ſich die Begriffe von Grund und Folge in die Begriffe von *Urſache* und *Wirkung*. Wie aber die *Wirkung* aus der *Urſache* hervorgehe und beide mit einander auf eine nothwendige Weiſe verknüpft ſind, erkennen wir nur dann, wenn wir von der ſie von einander trennenden Zeit in der Reflexion abſtrahiren, die Urſache in Grund (Subjekt) die Wirkung in bloſe Folge (Prädicat) verwandeln; und beides (Urſache und Wirkung) in einander fallen laſſen können. So erklären wir z. B. einzelne und ganze Folgen von Handlungen eines Menſchen, aus ſeiner beſtändigen Gemüthsbeſchaffenheit, ſeinem unveränderlichen Charakter. Wo wir auf dieſe Weiſe nicht verfahren, in der Betrachtung nicht die Zeit vertilgen können, da gelangen wir auch zu keiner Einſicht, ſondern erwerben durch die Erfahrung blos, gleich den Thieren, *Erwartung ähnlicher Fälle*.

Dieſe vorlängſt von David Hume dargethane Wahrheit brachte unſern Kant, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, auf ſein Syſtem der Subjektivität. Dieſes aber: der Kantiſche Kriticiſmus oder *transſcendentale Idealismus*, anſtatt die Verwechſelung und Vermiſchung der Begriffe von Grund und Urſache als einen Irrthum aufzudecken, rechtfertigte ſie vielmehr, und führte ſyſtematiſch zu der im Text erörterten Behauptung: daß in Wahrheit nichts geſchehe.

Lange vor der Erſcheinung der Krit. d. r. Vernunft und ohne D. Hume, war dem Verfaſſer dieſer Betrachtungen auf ſeinem eigenthümlichen Wege jener nur etwas anders geſtaltete Einwurf wider die Realität des Cauſalbegriffes begegnet, den er in den Briefen über die Lehre des Spinoza (S. 16 und 17 der erſten, S. 27 der zweiten Ausg.) zuerſt vortrug, und hierauf in dem Geſpräch über Idealiſmus und Realiſmus ausführlicher erörterte. Ich verweiſe auf dieſe Erörterung, welche die eben angeführte Verwechſelung und Vermiſchung der weſentlich von einander verſchiedenen Begriffe von Grund und Urſache rügt; und ſetze hier nur folgendes noch hinzu.

Allerdings iſt der Begriff des Grundes: des Alles und Einen, der oberſte Begriff im Verſtande. Der oberſte Begriff aber in der Vernunft und mit ihr Eines und daſſelbe, iſt der Begriff der Urſache, des in ſich Seyenden und allein aus ſich hervorbringenden, des unerſchaffenen Schaffenden — des abſolut Unbedingten.

Der Verſtand läugnet die Urſache, die über dem Grunde und ein ganz Anderes iſt, weil er, nach Kants richtiger Bemerkung (Vorr. zur Krit. d. r. Vnſt. S. XX.) das Unbedingte nur als einen Widerſpruch denken kann. Die Vernunft hingegen behauptet die Urſache, die über dem Grunde und ein ganz Anderes iſt, weil ſie in ihr allein lebet, webet und iſt.

Wer nicht zu unterſcheiden wiſſe, lehrte Platon, zwiſchen der Einheit, welche der Verſtand mit dem Vielen und Verſchiedenen, dem Uneinen, auf mannichfaltige Weiſe erzeugt durch Begriff und Wort; und dem in der Vernunft, dem Geiſtesbewuſſtſeyn, der Seele, ſich unmittelbar offenbarenden Einen, welches das Eine ſelbſt (τὸ ἓν αὐτό) ſey: dem trete nothwendig überall das Wort vor das Weſen; das Abbild, und des Abbildes trügeriſcher Schein vor das Urbild, ſo daß dieſes, das Wahre und Weſenhafte, das nur ſich ſelbſt Gleiche, gar nicht mehr von ihm geſehen werde, und er vorgebe, gleich den Zauberern, auch ſich ſelbſt überrede, alles mit Worten machen zu können: in Wahrheit aber verliere ein ſolcher mit dem Grunde der Rede die Rede ſelbſt; denn was er vorbringe, ſey leerer Schall — Trug und Lüge.*)

Wenn Platon behauptet, die einzelnen wirklichen Weſen ſetzten voraus, als ihre Urſache, die Arten, die Arten aber, auf gleiche Weiſe, die Gattungen; ſo war dies bei ihm keinesweges, wie man vielfältig behauptet hat, und auch Kant glaubte, die Folge einer logiſchen Täuſchung. Seine Arten und Gattungen ſind offenbar keine blos logiſche oder Nominalweſen, keine früher vorhandenen Wirklichkeiten blos abgezogene Begriffe, die von dieſen Wirklichkeiten alle ihre Wahrheit nehmen, und gar nichts wären ohne ſie. — Die Gattungen, die Ideen des Platon, ſind ihm wirklich und wahrhaft vor den Arten und einzelnen Dingen, und machen dieſe im eigentlichſten und ſtrengſten Verſtande erſt möglich, auf eine ähnliche Weiſe, wie der Gedanke eines erſten Erfinders und das von ihm, nach dieſem Gedanken, erſchaffene Muſterbild früher ſind, als die Unendlichkeit der Nachbildungen nach der im Muſterbilde offenbarten Abſicht und Regel; dergeſtalt, daß dieſe ſpätere Vielheit erſt möglich wurde durch jenes frühere Eine, und aus ihm hervorging. Durch die entſtandene Vielheit wird aber keinesweges das Eine, aus welchem ſie entſprang, ſelbſt vervielfältigt, ſondern es bleibet dieſes ewig nur das Eine, und kann ſchlechterdings nicht vervielfältiget werden.

---

*) S. d. Sophiſten, den Kratylos am Schluſſe, den Theätetos.

Als Vielheit und aus der Vielheit oder Mehrzahl entſtehet nichts, ſondern es entſtehet immer nur aus Einem Eines. Es werden nicht erfunden Uhren, Schiffe, Webſtühle, Sprachen; ſondern es wird erfunden — eine oder die Uhr; ein oder das Schiff, eine oder dieſe Sprache.

Von keinem einzelnen und beſonderen der verſchiedenen Dinge ſolcher Art: von keiner Uhr, von keinem Schiffe, von keiner Sprache wird geſagt, noch dürfte geſagt werden, daß es ſey — die Uhr, das Schiff, die Sprache. Alſo zu reden gebühret nur von der Einen Urſache, man nenne ſie Art, Gattung, Geſetz, Gedanken oder Seele, aus welcher das Viele und Mannichfaltige entſprungen iſt, und woraus es zu entſpringen fortfährt.

Das ſeinem Weſen nach Eine kann nicht eingehen in das ſeinem Weſen nach Un-Eine, nicht in ein lebloſes Mannichfaltiges, und in ihm und aus ihm erzeugen etwas, das wahrhaft Eines wäre, und als ſolches in ſich ſelbſt beſtünde. Jenes kann aus dieſem nur Theile alſo bewegen, nöthigen und binden, daß ein Weſen erſcheint, welches kund thut den ſchöpferiſchen Geiſt dem ähnlichen Geiſte. Alsdenn hat das Ungeſtalte zwar Geſtalt gewonnen, aber nur eine äußere, ihm fremde und aufgedrungene, keine innere um ihrer ſelbſt willen vorhandene, keine ein Inwendiges äußerlich blos darſtellende Geſtalt, die ſich ſelbſt zu lieben und ſelbſt zu erhalten fähig wäre. Zwar weiſet jede auch dieſer Geſtalten hin auf eine Seele, aber ſie iſt außer ihnen. Sie verkündigen Abſicht, alſo einen Geiſt; aber in ihnen ſelbſt wohnet keiner. Ihre Urſache, der Geiſt, wuſſte von ihnen ehe denn ſie waren; aber ſie ſelbſt, wirklich geworden, wiſſen nicht von ſich. Der ſie hervorbrachte, liebte in ihnen ſeinen Zweck, ſeine Abſicht, und ſie entſprangen aus dieſer Liebe; aber ſie ſelbſt lieben ſich nicht, ſtreben nicht nach Erhaltung, ſondern mit jedem ihrer Theile neigen ſie ſich unabläſſig zurück nach dem Uneinen, und trachten durch Auflöſung wieder in daſſelbe einzugehen.

Alſo: der von einem denkenden Weſen aus ihm ſelbſt hervorgebrachte Gedanke kann von ihm, dem denkenden Weſen, ausgehen und ſich als bildende Kraft beweiſen in dem Ungebild, dem Nichtdenkenden, dem Lebloſen, dem ſeinem Weſen nach Uneinen, und in ihm und aus ihm erzeugen wirkliche Dinge, Abbilder des in ihm wohnenden Urbildes; aber das denkende Weſen vermag nicht zu beſeelen dieſe Abbilder, wenn es ſelbſt ein nur erſchaffenes, von einem Höheren ausgegangenes Weſen iſt. Selbſtſeyende Weſen ins Daſeyn zu rufen, vermag allein Gott, der Allerhöchſte. Er iſt der Geiſt, und es iſt kein Geiſt, der nicht aus ihm unmittelbar entſprungen wäre. Darum iſt es unmöglich, daß ein Geiſt ſey, und nicht wiſſe von Ihm, welcher iſt die Gattung ſeiner Art, der abſolut Eine, auf die vollkommenſte Weiſe allein in ſich Seyende, die Urſache, der Anfang ſchlechthin und im allerhöchſten Verſtande.

Platon, als Dualiſt, ſetzt ſich den Sophiſten, als folgerechten Antidualiſten, überall entgegen. Er zeiget, daß dem, welcher behaupte, nur Eines ſey, bei einer ſchärferen Unterſuchung auch dieſes Eine ſelbſt verſchwinde, und daß ihm zuletzt überall kein Seyendes, durchaus gar keine Wahrheit übrig bleibe. Da nun der Sophiſt dieſes eingeſtehe, ſo ſey er allein bündiger Antidualiſt oder Alleinheitslehrer. Er hat „abgeſondert alles von allem, und damit jede Verſchiedenheit vertilgt;“ es bleiben ihm übrig: „Nahmen von Nahmen — geſprochene Schattenbilder:“ Eines und Keines, Alles und Nichts.*)

Unverholen bekennet Platon, daß es unmöglich ſey den entſchloſſenen Sophiſten zu widerlegen, weil das an ſich Wahre, Gute und Schöne, das er läugnet, nur ge-wieſen, nicht be-wieſen werden kann. Es kann aber gewieſen werden nur dem, der ſich ſelbſt willig hinwendet mit ſeinem ganzen Weſen nach der Seite, wo es allein geſehen wird.**) Das Nichtige der Sinnenwelt hingegen offenbart ſich jedem, der es nur irgendwie verſucht, in ihr das Seyende zu ergreifen. Daher behauptet der ganz und allein nach dieſer Seite hingewendete Sophiſt mit Recht, das Seyende ſey nicht, ſondern es ſey nur ein ewiges Werden, und in dieſem ſo wenig irgend ein Grundwahres als irgend ein Grundfalſches; ſo wenig ein Gerechtes, Gutes und Schönes, als ein Ungerechtes, Häßliches und Böſes.

---

*) S. d. Sophiſten, den Kratylos am Ende, den Theätetos.

**) De Republ. L. VII. Ed. Bipont. Vol. VII. p. 135.

Nur wer jenſeits, über dem Entſtehenden und Vergehenden, das an ſich Wahre, Gute und Schöne erblickt hat, findet es auch dieſſeits abgebildet wieder; erkennet, daß das Weltall durch das Gute da iſt, welches höher als die Dinge, nicht nur die Erkenntniß des Wahren, ſondern das Wahre ſelbſt hervorbringt — ähnlich der Sonne, welche nicht nur Licht und Sichtbarkeit verleiht, ſondern auch dem Sichtbaren ſein Leben —; erkennet in dieſem Weltall eine Schöpfung, das Werk eines Gottes.*)

Und ſo iſt die Platoniſche Lehre nicht entfernter vom Materialiſmus, als ſie es vom Idealiſmus iſt; ſie behauptet die Wirklichkeit der Sinnenwelt, ihre Objektivität, behauptet die Wirklichkeit der höchſten Urſache, die Wahrheit der Ideen des Guten und Schönen, ſcheidet das Uebernatürliche von dem Natürlichen, das Entſtandene von dem Unentſtandenen, das Weltall von ſeinem Urheber; das heißt: ſie iſt entſchieden dualiſtiſch und theiſtiſch.

---

*) De Republica L. VI. Vol. VII. p. 116, 119. Ed. Bipont.

Briefe

an Verſchiedene.

An
Johannes Müller
nach Caſſel.

Düſſeldorf, den 14ten May 1782.

Geſtern Abend ſpät brachte mir die Poſt von Münſter Reiſen der Päpſte. Ich durchlief im Bette noch die kleine Schrift, ergriff ſie freudig wieder beym Erwachen, und ſchrieb, was auf dem einliegenden Blatte ſteht. Gerade ging den Augenblick die Poſt nach Hamburg; ich gab ihr den Aufſatz mit, an meinen Freund Reimarus, der in einem oder anderm öffentlichen Blatte denſelben bekannt machen ſoll.

So erleichtert man ſich das Herz. — Aber, o, wer helfen könnte!

Religion iſt Quelle der Bildung geweſen überall; Quelle der Freyheit aber nirgend. Von ihren übrigen Kräften als politiſches Mittel läßt ſich auch nicht Eine retten, ſobald ſie als ein ſolches allgemeiner eingeſehen wird.

Ich hoffe nichts von unſern Pfaffen, denn ſie haben alle Heiligkeit verloren; nichts von unſern Rittern, denn ſie ſind, was ſie bey jeder ſinkenden Nation geweſen: der verdorbenſte Theil .... Turpissimos consulares: Senatum fortem, sed infimo quemque honore fortissimum. Populo vero nihil fortius (Ep. ad fam. XII. 4.) Leider iſt das Letztere von uns nicht wahr, ſondern wir möchten uns ſo ziemlich im Fall der Antediluvianer befinden, „da alles Fleiſch verderbt war, und ſich vom Geiſte nicht mehr wollte ſtrafen laſſen.“

Um ſo mehr haben wir den unbändigſten Deſpotismus; mit ihm, die platte Vernichtung alles Guten zu befahren. Was vermöchten wir, von Gott und jeder Göttlichkeit Verlaſſene, gegen Ihn, dem, wie Cäſarn, die Tyranney die größte der Göttinnen iſt (*Τὴν θεῶν μεγίστην τυραννίδα*), und der nicht im Finſtern der Mitternacht, der am hellen Mittag, auf allen Hügeln und Bergen, die Hände zu ihr empor hebt.

Nicht was unſre Gefahr geringer machen könnte, aber nicht mehr geringer machen kann; ſondern das, wodurch ſie die allergrößte, die allerdringendſte geworden und es wirklich iſt: dieſes möcht' ich allen Menſchen offenbaren, und würd' es thun mit lauter Stimme, ohne Scheu und ohne Hehl, wenn ich der Mann dazu — wenn ich Johannes Müller wäre.

— — — — — — —

Ich bitte den Himmel um Geſundheit und Muße für Sie zur ungeſäumten Vollendung Ihrer Schweizergeſchichte, nach der ich mich, mit ſo vielen andern, unausſprechlich ſehne.

Mit innigſter Verehrung ꝛc.

Müller's Antwort iſt gedruckt in ſeinen Werken Th. 16. S. 160 und in Luden's Nemeſis 1814. B. 1. St. 3.

An
Georg Forſter
nach Caſſel.

Düſſeldorf, 1783 den 26ten Jänner.

Ich umarme Sie, mein Lieber, für Ihre Rechtfertigung wegen Voß. Pacem quaere et persequere! empfiehlt mein Paulus, und empfiehlt auch Hobbes, welcher dieſes Geſetz zum erſten der vernünftigen Natur macht. Sie kennen mich nicht genug, um zu wiſſen, wie ſehr ich ſelbſt geneigt bin, lieber Unrecht zu dulden, als zu rächen. Den muthwilligen Friedenſtörer muß ich haſſen. Voß war kein ſolcher Friedenſtörer; und was ihm auch zu Schulden kommen mag, ſo ſehe ich in ſeinen Rechtfertigungen immer einen geraden ehrlichen Mann. Was ſeine Undankbarkeit gegen Heyne anbelangt, ſo wollte ich noch immer lieber ſie begangen, als ſie vorgeworfen haben. Mir iſt das Anrechnen auch der größten Wohlthat in der Seele zuwider: wer nicht geben und vergeſſen kann, der ſollte lieber gar nicht geben; und der hat mich wahrhaftig nicht beſchenkt, der mich erkaufen wollte. Uebrigens habe ich von Heyne'ns Charakter ſo viel Gutes gehört, daß ich weit geneigter bin, ihn zu entſchuldigen, als zu verdammen. Wir ſündigen alle mannigfaltig. Was Sie über dieſen letzten Punct in Ihrem Briefe ſagen, iſt vortrefflich. Der ſchöne und tiefe Gedanke, „daß der Maaßſtab des Charakters das Verhältniß des Willens zum Gewiſſen iſt“, hat mich an einen Brief des Carteſius erinnert ad Reginam Sueciae, de summo bono, quod in hac vita possideri potest, den Sie gelegentlich einmal leſen müſſen.*) Zum Beſchluſſe dieſes Kapitels von Zank und Hader, und auf die Gefahr, daß Sie über mein pedantiſches Citiren lachen, hier noch eine Stelle aus dem ungöttlichen Spinoza. „Qui injurias reciproco odio vindicare vult, misere profecto vivit. At qui contra studet odium amore expugnare, ille sane laetus, et secure pugnat, aeque facile uni homini ac pluribus resistit et fortunae auxilio quam minime indiget. Quos vero vincit, ii laeti cedunt, non equidem ex defectu, sed ex incremento virium.“

---

*) Epistol. P. I. ep. 3.

Daß Sie bey Gelegenheit des Etwas das Leſſing geſagt hat den Spruch 2. Kor. III. 17. anführen, hat mich über alle Maßen gefreut, weil ich wirklich dieſen Spruch beym Schreiben oft in Gedanken hatte. Einer meiner Freunde, ein Theologe, der mit dem Etwas ſehr zufrieden iſt, ſchreibt mir: „Aber wer wird's verſtehen und faſſen? Eine ſolche Metaphyſik iſt, wie der Glaube, nicht jedermanns Ding. Unſere Zeitgenoſſen können überhaupt kein einziges Buch, wäre es auch noch ſo klein, zweymal leſen. Die Schriftſteller ſind ſelbſt Schuld daran. Das erbärmliche Accommodiren des abſtracten Philoſophen, des Moraliſten, des Theologen bringt gewiß am Ende noch, wie Gleim ſagt, eine Milchbarbarey hervor." — Ich bin von ſehr berühmten Männern unglaublich mißverſtanden worden. Mich verlangt zu hören, was die Kunſtrichter ſagen werden. Leute, die, wie Leſſing's Dornſtrauch, nicht haben, ſondern nur zerreißen wollen, werde ich freylich nicht gewinnen; genug, wenn ich die Uebrigen befriedige.

Was Sie mir in Betreff des Aberglaubens ſagen, trifft nicht ſowohl den Aberglauben ſelbſt, als den Betrug, der ſich ihn zu Nutze macht. Ich habe mich vermuthlich nicht deutlich genug erklärt. Dies iſt mein Gedanke: daß verworrenes Gefühl des Unſichtbaren noch immer beſſer, als ganz ertödtetes Gefühl deſſelben iſt. Was den Deſpotismus anlangt, der ſich einzig und allein auf Aberglauben gründet, ſo halte ich auch dieſen für weniger ſchlimm als den weltlichen. Jener entzieht dem Verſtande die Erleuchtung nur gleich einer Wolke, die vor die Sonne tritt, gebildet aus Dünſten, die ſchon da waren. Dieſe Dünſte ſteigen auf, ſo lange der faule Boden, der ſie aushaucht, nicht verbeſſert iſt. Geht die Verbeſſerung des Bodens vor ſich, ſo ſind die Dünſte bald zerſtreut. Der weltliche Deſpotismus hingegen greift die Vernunft in ihrem Keime an, indem er die Handlungen der Menſchen unmittelbar auf alle Weiſe einſchränkt; er entzieht das Licht nicht bloß, indem er Schatten wirft, ſondern er vertilgt es an der Quelle. Alle Begriffe der Menſchen beziehen ſich zuletzt auf eigene Erfahrungen, das iſt — wenn ich ſtreng philoſophiſch reden darf — auf eigene Handlungen. Wir gehen von der ſinnlichen Empfindung über zu der Handlung; von Handlungen zu Grundſätzen; von der Anſchauung zur Erkenntniß; ſo daß beyde letztere vereinigt, allein

Genuß der Wahrheit und Weisheit geben. Alſo was die Erfahrungen und die Handlungen der Menſchen am mehrſten einſchränkt, das verkümmert auch am mehrſten ihre Einſicht, und wir ſehen Geiſt, Charakter, Denkungsart im Ganzen überall ſich nach der äußerlichen Lage der Geſellſchaft bilden, mit ihren Gegenſtänden ſich erheben oder ſinken. Hier liegt das große Geheimniß eingewickelt, worüber Bayle und Andere ſo viel ſophiſtiſirt haben, von der Gewalt der Meynungen auf der einen Seite, und von ihrem Unvermögen auf der andern. Denken Sie ſich das Uebrige hiezu, denn ich werde abgerufen. Nur dieſes muß ich noch erinnern, daß der Aberglaube, ſo lange weltlicher Deſpotismus nicht mit ihm gemeine Sache macht, dem menſchlichen Charakter nicht, wie dieſer, alle Würde raubt, ſondern ihm Entwickelung in reichem Maße geſtattet, wie wir an unſeren eigenen Vorfahren, an den alten Griechen und noch vielen anderen Völkern ſehen; welches, im Vorbeygehen geſagt, von ſeinem Widerpart, dem Unglauben oder der Verläugnung aller unſichtbaren Kräfte, nicht geſagt werden kann. Wer würde im alten Rom nicht lieber zu den Zeiten des Aberglaubens, als zu den Zeiten des Unglaubens gelebt haben?

Von

Johann Georg Herder.*)

Aus dem Hauſe des Wandsbecker Boten.

Wandsbeck, den 29ten May 1783.

Ohne Zweifel wunderen Sie ſich, lieber edler Mann, wie ich nach Wandsbeck und Sie zu dieſem meinem Briefe aus Wandsbeck kommen; an beyden iſt Claudius ſchuld. So oft trieb mich mein Herz und Geiſt mich Ihnen zu nähern, ſo oft zurückgeſchreckt aber und ſo ganz abgeſchreckt von Menſchen, als ich bin, nahm ich jedesmal mein Wort zurück und ſchloß es, ſtatt es einem elenden Tint- und Feder-Briefe anzuvertrauen, deſto feſter in mein Herz. Ich ward nach Halberſtadt zu Ihnen und Leſſing eingeladen — O hätte ich kommen und Sie und Leſſing noch zu guter

---

*) Ich nehme Herder's erſten Brief an mich in dieſe Sammlung auf, weil es überall gut iſt den Anfang zu wiſſen, auch bey einer Reihe von Briefen. Von Herder's ſpäteren Briefen an mich überlaſſe ich den Herausgebern ſeiner Werke diejenigen bekannt zu machen, die ihnen der Erhaltung werth ſcheinen.

Letzt ſehen können! Es ſollte nicht ſeyn. — Ich las Ihre Vermiſchten Aufſätze an einer ſchönen Quelle, zwiſchen Mond und Abendroth und dem erquickenden Schatten nach einem ſchwülen Tage. Mein Geiſt flog zu Ihnen herüber, und die ganze ſchöne Ausſicht der Zukunft, die Sie uns vorzeichnen, umfing mich an Ihrer Seite, wie der Traum eines Wachenden in glücklichen Gefielden. Ich dachte ich müßte ſchreiben und doch verbiß ich mein Wort — Zehnmal wollte ich eine Anzeige wenigſtens im Merkur machen und mich Ihnen auf der öffentlichen Druck-Maskerade wenigſtens durch einen Wink nähern — es ward auch nichts draus. Endlich kam Ihr „Etwas von Leſſing“ und wenn Sie Einen zuſtimmenden Bruder — Leſer in Europa haben, bin ich's geweſen. Dieſelbe Philoſophie, die Sie uns mit männlicher Stärke und Kühnheit in Gerichten auftragen, kaue ich in ſparſamen Wurzeln: und Ihre claſſiſchen Quellen ſind auch die Meinen. Ich labe mich am Buch, wie ſich ein matter hungeriger Wanderer labt und — entſchloß mich nach einiger Zeit zu reiſen. Ich kam nach Halberſtadt zu Gleim, wo ich beynah 14 Tage geweſen bin und ſahe Ihr Bild — Ich mag Ihnen nicht ſagen mit welchem

Eindruck! Jetzt bekam alles bey mir Form und die zerſtreuten Züge, die mir Claudius oft geſchrieben hatte und Gleim erzählte, ſtanden in einer Geſtalt da, die ich, wenn es das Schickſal nicht verbeut, noch unter den Lebendigen aufſuchen muß; und ich hoffe ich werde Sie finden. Ich bat und bedung mir von Gleim aus, daß mein Bild, (ein beſſeres als ich unter dem Sopha verſteckt hatte) neben Ihnen hangen und * * wegrangirt werden müßte. Ich kam zu Claudius, fand das Bild, den geliebten ernſten Schatten wieder und ſchreibe dieſen Brief, da ich acht Tage bey ihm geweſen bin, vor der letzten Abendröthe, die ich hier in Wandsbeck ſo ſchön und ruhig entſchlummern ſehe. Wollen Sie, liebſter Jacobi, ſo ſchicken Sie mir Ihre Zeichnung von Hemſterhuis gezeichnet; ſie ſoll über Leſſing's Büſte in meinem Zimmer hangen, in dem nichts als Luther, Haman, Leſſing, der Graf und die Gräfinn von Bückeburg und die regierende Herzoginn (von Weimar), letzte in einer recht Königlichen Büſte. Ich fliehe die Worte Ihnen dolmetſchen zu wollen, wie nahe ich Sie meinem beynah öden und ſcheuen Herzen zu bringen wünſche — gebe es mir die Vorſehung und ich will ihr herzlich danken. Bey Gleim habe ich im

Gartenhauſe mich zwiſchen Sie und Leſſing geſchrieben; geben Sie mir ein Plätzchen bey ſich. Ich umarme Sie von Herzens Grunde und ehre und liebe Ihren Geiſt, Ihren Muth, Ihre Grundſätze und Lebensweiſe mit der wärmſten Theilnehmung. Leben Sie wohl, edler Lieber! Das Uebrige mögen Ihnen Claudius und Gleim von mir ſagen. Adieu in Wandsbeck; erfreuen Sie mich in Weimar mit Ihrem Hemſterhuiſiſchen Bilde.

Herder.

An Herder.

Pempelfort, den 8ten Juny 1783.

Gott vergelte Ihnen die Freude, lieber lieber Herder, die Sie mir durch Ihren Brief aus Wandsbeck gemacht haben! Einen ſo vollen und ſchönen Lohn, für den geduldigen und veſten, wiewohl mehrmals angefochtenen Glauben, daß ich Sie endlich finden würde, hätt' ich nie erwartet. O, ich hätte Ihnen von meinem verborgenen Wandel mit Ihnen eine lange große Geſchichte zu erzählen. Sie ſollen ſie aus meinem lebendigen Munde hören: denn wenn nicht bald irgend ein Weg Sie zu mir führt; ſo ſoll der geradeſte Weg mich bald zu Ihnen führen. Ich las im Sommer 1781 Ihre Briefe über das Studium der Theologie, und mit ihnen ward alles anders unter uns. Nach dem 31ten dieſer Briefe, hielt ich mich nicht mehr; ich mußte mich, auf jede Gefahr, in Ihre Arme werfen — — — — Mir zittert die Hand von der Erinnerung, indem ich dieſes ſchreibe. — Lieber! ich komme zu Ihnen; denn Sie würden's eher in den Falten meiner Kleidung leſen was ich Ihnen ſagen möchte, als hier in tauſend Zügen meiner Feder.

Ich lege zu meinem Bilde von Hemſterhuis, welches Sie ſo liebreich von mir forderten, einen ſehr genauen Schattenriß, damit Sie es darnach berichtigen. Jenes hat verſchiedene große Fehler; dieſer iſt in ſeiner Art vollkommen, und, was das beſte daran iſt, er prätendirt an keine Augen. Sie ſollen ein beſſeres Bild von mir haben, gemahlt oder gemodelt, nachdem ich zuerſt einen guten Künſtler treffe, dem es glückt. Um das Ihrige habe ich an Klauer geſchrieben. Auf die erſte Anzeige davon im Merkur, beſchloß ich, mir es zu verſchaffen. Aber ich fühlte gleich darauf, daß kürzlich zu viel Liebe in meine Bewunderung, in meine Liebe zu viel Sehnſucht gekommen war, als daß ich ruhig und freudig, allein den großen Mann, den herrlichen geliebten Fremden anſchauen und um mich haben könnte. Es lag etwas ſchmerzhaftes für mich in dieſer Vorſtellung.

Ich ſchreibe Ihnen dies in meinem Bette, von einem ſcorbutiſchen und rheumatiſchen Uebel geplagt, an dem die Engländer oft ſehr plötzlich ſterben, indem ſie ihm mit dem Stricke oder der Piſtole abhelfen. Das iſt heute (am 11ten Juny) nun der vierte Tag, daß ich alle Morgen nur mit einigen Zeilen dieſen armen Brief verlängere. — Lieber Herder — es iſt ſchwer den Muth zu finden, der eine ſolche Ohnmacht, ein ſolches reines Gefühl des Nichtſeyns, ein ſolches Leben mit dem Tode ertragen läßt! — Als vorübergehend, ſo lange man ſich nur herabgeſunken glaubt unter ſich ſelbſt, herabgeſunken, nur auf eine Zeitlang — da läßt es ſich zur Noth ertragen. Wenn aber die Träume des Kranken vor den Träumen des Geſunden nicht mehr ſchnell verſchwinden; wenn der Menſch zu zweifeln anfängt, ob in dieſen mehr Wahrheit ſey als in jenen; wenn er anfängt zu glauben, es ſey wohl kaum der Rede werth was man, in irgend einem Zuſtande, unter ſich ſelbſt und unter Andre herab ſinken könne — ſich ſo ganz und überall den Gefangenen der Erde fühlt; ein Spiel, ich möchte ſagen, ein Geſpött der Elemente; nur geliehen alles was er hat und was er haben kann, was er iſt und was er ſeyn wird, eine Erſcheinung unter Erſcheinungen, ein Schatten unter Schatten — ein Traum von Träumen — — — Lieber! — ich ſchluchze an Deinem Halſe — denn der

Unwandelbare Ewige Lebendige verbirgt ſich meinem Auge; und ſein Bild im *Wandelbaren Endlichen* verlor ich unter meinen Leiden, meinem Forſchen. — Nur dies Einzige: daß ich dennoch eine Ahndung von *Ihm* habe, den nichts Endliches mir vorſtellt; daß ich, zuwider allen meinen deutlichen Begriffen, Freyheit wittre und Urkraft: dieſe Scientia abrupta, wie es Baco nennt; und dabey der Gedanke, daß Unendliches aus Endlichem zu entwickeln, zu ſichten und zu ſondern — das Unbedingte Selbſtſtändige, aus dem Zufälligen Bedingten — und in dieſem jenes dargeſtellt zu finden, ganz unmöglich iſt; der Gedanke, daß — ſo wie jedes Licht ſich ſelber offenbar macht, und auch Finſterniß und Schatten offenbart — die Wahrheit *in ſich ſelbſt allein* erſcheinen, *in ſich ſelbſt allein* ſich *offenbaren* kann: dies Einzige iſt der Schimmer der mir leuchtet, und mich in der Ferne eine Hülfe ſehen läſſet, deren Erwartung mich vielleicht zum Schwärmer brandmarkt, aber ohne die ich vollends troſtlos wäre. Dem Lichte unſrer Weiſen, den triefenden Flammen ihrer Pechkränze, ihrem Tag im Kothe, und ihrem Dampfhimmel, bin ich längſt entflohn. Die reine Mitternacht mit ihren

Sternen iſt mir lieber. Hier, vor dem Aufgange, den ich hoffe, hier, lieber Herder, ergreif' ich Ihre Hand, und drücke ſie voll Zuverſicht an meine Bruſt. Ich knüpfe Ihre Liebe und die meine an das Ewige, ohne welches alles, und am mehrſten Freundſchaft, Trug und Täuſchung iſt, jedes Gelübde eitel, Lüge jedes Wort, und der beſte Troſt die ärgſte Quelle der Verzweiflung. Was kann das Vergängliche unvergängliches haben oder geben; und was iſt Liebe, die nur einer Seifenblaſe gleicht, dem Manne? Was der Schaum, der Strohhalm, und das Wehen, das ſie bildet und zerſprengt?

Den 14ten.

Ich bin wieder aus dem Bette, aber ohne mich im Ganzen viel beſſer zu befinden. Vermuthlich, wenn Sie dieſen Brief erhalten, bin ich wieder völlig auf den Beinen; doch nur auf den *meinigen*, die eben keine ſtarke Beine ſind. — Schreiben Sie mir doch, mein Lieber, oder laſſen Sie mir ſchreiben, ob Sie jetzo ein geſunder Mann ſind; wie es Ihnen geht, von Ihrem Weibe, Ihren Kindern: überhaupt ſoviel von ſich und von dem was Sie angeht, Sie bekümmert oder freut, als Sie nur können oder mögen. Mich dürfen Sie nach allem fragen, und auf alles ſollen Sie die Antwort haben, ſo gut als ich ſie ſelber weiß. — Genug für diesmahl. Deſſen was ich zu ſagen hätte, iſt zu viel. Ich hänge mich an Ihren Hals und warte —

Mit Geiſt, Herz und Seele

Der Ihrige.

An Herder.

Düſſeldorf, den 22ten November 1783.

Ich hoffe, mein lieber Herder, Sie auf keine unangenehme Weiſe an mich zu erinnern, indem ich Ihnen einliegende Abſchrift eines Briefes *) mittheile, deſſen Inhalt, wenigſtens von Einer Seite, Ihnen wichtig ſcheinen muß. Warum ich Sie aber bitte: fangen Sie nicht an dieſen Aufſatz zu leſen, als in einer freyen Stunde, wo Sie, ohne Unterbrechung, ihn auch enden können. Es würde mich freuen, wenn Sie mir nachher etwas darüber ſagen, oder, im Fall Sie ihn zum zweytenmale leſen, nur einzelne Gedanken an den Rand ſchreiben wollten. Ich fordere aber keines von beyden, und bin zufrieden, wenn Sie mir meine Abſchrift mit einem bloßen freundſchaftlichen Gruß zurückſchicken. Laſſen Sie in dieſem, ſo wie in jedem andern Falle, nur geſchehen was die wirkliche Natur der Dinge mit ſich bringt und ſelber macht. Jede Mit-

---

*) Der erſte Brief an Mendelsſohn.

theilung wird uns beyden dann in gleichem Maße wohl thun, und unſre Freundſchaft immer wachſen, nie ſich mindern laſſen. Ich möchte Ihnen ſagen können, mein lieber Herder, wie die ſtille und ſtandhafte Ergebung in das eigentliche Seyn der Dinge, in und auf die Wahrheit, ſo rein ſie zu haben und zu geben iſt, den Mittelpunkt meiner Philoſophie, und die Seele meines Charakters ausmacht.

Die Ankündigung einer neuen Heilsordnung des Unterrichts und der Erziehung iſt Ihnen ohne Zweifel zu Geſicht gekommen. Auf mich hat ſie einen ſolchen Eindruck gemacht, daß ich nichts ſehnlicher wünſche, als daß Menſchen edlerer Gattung dieſem häßlichen Unternehmen in den Weg treten. Für den Geſchmack unſerer Zeiten — was jene Leute das Bedürfniß unſerer Zeiten nennen — wird von ſo vielen Seiten her und ſo nachdrücklich geſorgt, daß beynah zu fürchten ſteht, ſie erfinden noch am Ende, und bringen wenigſtens die Präliminarien zu einem Frieden des Teufels zu Stande, und erklettern ſo den Gipfel ihrer Weisheit. Aber vielleicht iſt es Weg der Vorſehung, durch dies alles, die unter Wahn und Dünkel faſt erloſchene Erkenntniß neu und heller wieder offenbar zu machen: daß Gottes Bild im Menſchen, der poſitiveſte Unterricht der ſich gedenken läßt, die einzige Quelle aller Einſicht des Wahren, ſo wie aller Liebe des Guten ſey. Ich las dieſer Tage wieder, was Sie, edler Mann, in der älteſten Urkunde hierüber ſagen, und noch keinmal traf es mich ſo durch und durch. Geſtern, da ich mit einem Freunde über dieſe Materie ſprach, fiel mir der Spruch auf: „Wo Euer Schatz iſt, da wird auch Euer Herz ſeyn,“ den unſre aufgeklärten Köpfe nun zur Lüge machen wollen. Wir ſollen gute Menſchen und gute Bürger werden, wenn ſchon beydes unverträglich iſt, und mit den Gegenſtänden unverträglich, die man uns empfehlen läßt; ſollen anders geſinnt ſeyn und anders handeln, ohne daß unſern Neigungen und Beſtrebungen andrer Weg und Ziel gewieſen wird; geſundre Luft athmen, in derſelben verpeſteten Atmoſphäre. Ich möchte wiſſen, ob ſich etwas tolleres erraſen ließe. Das zu allem Guten Richtungsloſe, Zug, Bild und ſinnlichen Anlaß Verſagende in unſern Tagen, und das Reizende und Züchtigende darinn zu allem Niedrigen und Schlechten, liegt wie ein Berg auf mir, und drückt mich täglich bey dem Anblick meiner Kinder, daß ich oft laut aufſchreyen möchte. — Und das Einzige was wir noch haben, Wiſſenſchaften; und die Quelle der beſten Wiſſenſchaften, was noch hie und da ein bischen Menſchenverſtand und Menſchengefühl erhält, Philologie und Reſte der Vorwelt, das ſoll nun auch noch weggeplaudert werden; Bahrdtiſche Offenbarungen an die Stelle der Göttlichen, philanthropiniſche Tugenden und Gefühle, an die Stelle ächter menſchlicher geſetzt werden — —. Und den ſchalen, ſchleichenden, aufgeblaſenen Quackſalber, der mit Paucken und Trommeten dieſes vor ſich her verkünden läßt, den ſollte ich nicht — an den Beinen aufhängen, wenn ich es vermag? — Ich bitte, ſagen Sie mir doch ein Wort hierüber, und reden Sie, wenn Sie es für gut finden, auch einmal davon mit Göthe.

Gott gebe, daß Sie geſund und an Ihrer Geſchichte der Menſchheit recht fleißig ſeyen. Ich befand mich dieſen Herbſt ungewöhnlich wohl; aber ſeit einigen Tagen taugt es wieder nicht. — An Ihre vortreffliche Gattinn meine beſten herzlichſten Grüße. Sie muß wiſſen, daß ich Ihnen geſchrieben habe, damit ſie für die Antwort ſorgt. Leben Sie wohl, Beſter, und behalten Sie mich lieb. —

An

Georg Forſter

nach Caſſel.

Düſſeldorf, den 25ten November 1783.

Vielerley Dinge, mein liebſter Forſter, haben mich verhindert, Ihren Brief vom 29ten Auguſt früher zu beantworten, und zum Theil dieſer Brief ſelbſt, auf den ich viel ſagen müßte, wenn ich etwas darauf ſagen wollte; und dieſes Viele zu ſagen, dazu benahm wieder der Brief ſelbſt mir die Luſt.

Ich wünſchte, mein Freund, ſie ſäßen hier neben mir, und ich könnte Ihnen dieſes mit alle der Liebe erklären, die ich für Sie fühle. In einem Briefe wird dergleichen zu weitläufig. Könnte ich das Hauptſächlichſte nur mit einigen Worten andeuten.

Sie werfen mir Grundſätze vor, die in abstracto ihre Richtigkeit haben möchten, leider aber in der Anwendung immer fehl geſchlagen hätten; Grundſätze und Plane, die ein ganzes tugendhaftes Volk, oder wenigſtens eine große Menge von tugendhaften Menſchen vorausſetzen u. ſ. w.

Ich bin weit davon entfernt, mein lieber Forſter, Ihnen zuzumuthen, meine politiſchen Aufſätze noch einmal zu leſen, um mir dieſes zu beweiſen: wenn es aber auf eine Wette ankäme, ſo wollte ich tauſend gegen Eins, und ſo mein ganzes Vermögen auf das Spiel ſetzen, daß ich jedem denkenden und aufmerkſamen Manne das Entgegengeſetzte darinn zeigen will. Eher verdiene ich den Vorwurf, daß ich zu ſchlecht vom Menſchen denke, meine Forderungen an ihn zu weit herab ſtimme, und dieſer Vorwurf iſt mir auch von einigen unſerer beſten Köpfe gemacht worden.

Hernach ſagen Sie: „Iſt die Welt erſt tugendhaft, dann wird ſie von ſelbſt frey." — Ich glaube es wohl. Aber, wahrhaftig, ich kann mir dieſes nicht einmal in abstracto denken, geſchweige dann in concreto. Sie haben mich ſchon ein paarmal veranlaßt Ihnen hierüber meine Gedanken zu ſagen, und ich glaube es auf eine Weiſe gethan zu haben, die auch die eben berührten Vorwürfe hätte ablehnen können. — „Wo Euer Schatz iſt, ſagt Chriſtus, da wird auch Euer Herz ſeyn." — Und dieſe Wahrheit iſt an ſeiner eigenen Lehre offenbar geworden, die ſo wenig gefruchtet hat, weil die Menſchen von Gegenſtänden umringt blieben, die ihr Herz auf eine andre Weiſe einnahmen, und ſie nur trachten ließen, anſtatt des Friedens Gottes, einen Frieden des Teufels zu erringen. — Daſſelbe ſchrieb ich vor einigen Tagen an Herder; denn mein Herz iſt dieſer Dinge voll. — Wir, die wir von allen Seiten zum Niedrigen und Schlechten gereizt und gezüchtigt werden; wir ſollen in dieſer Lage damit anfangen, die Welt erſt tugendhaft zu machen! Wir ſollen bis dahin die Weisheit der Mönchsregel bewundern und anwenden: sine res vadere sicut vadunt! Wahrhaftig, mein lieber Forſter, wenn es von jeher lauter ſolche Mönche, und keine Heroen gegeben hätte, welche Muth und Ahndung begeiſterte; wir kröchen wirklich ſchon auf allen Vieren. Was Millionen ſolcher Mönche haben in den Koth ſinken laſſen, das hob oft ſo ein Heros wieder heraus, und war darum kein Narr.

Sonderbar, mein Lieber, daß Sie unmittelbar nach dem Vorſchlage, „die Welt erſt tugendhaft zu machen“ — auf die Materie womit Ihr Brief anfängt zurück kommen, und die vollkommene Abhängigkeit des Menſchen von allem was man ſeine Lage nennt, wie er dadurch ſo unwiderſtehlich geformt und gelenkt werde, in Erwägung ziehen. — Wenn Sie mir alles das zuſammenreimen, ſo daß ich es begreiſe, ſo werden Sie Epoche in der Geſchichte meiner Philoſophie und Denkart machen. Ihr Letztes: „Es bleibt alſo nichts übrig“ — laß' ich vorbey, um deſto geſchwinder an die Beantwortung Ihres zweyten Briefes zu kommen, und die heutige Poſt nicht wieder zu verſäumen.

Dieſer zweyte Brief, vom 13ten November, hat mich recht ſehr gerührt, und einen heißen Wunſch in mir erregt, daß ich doch auf einige Tage bey Ihnen ſeyn möchte, um, wo möglich, die Quelle Ihres Trübſinns zu erforſchen. Was in Ihren beyden Briefen ſteht, erklärt mir nicht genug; was Sie quält, iſt mehr als Grübeley, und Sie ſind vermuthlich in dieſe nur daher verfallen. Woran es immer liege, ſo müſſen Sie alles daran wagen, um ſich von dieſem Uebel zu befreyen, um Ihrem Leben neuen Trieb zu verſchaffen. Es gereut mich jetzo ſehr, daß ich ſo viele Monathe habe hingehen laſſen, ohne mir Nachricht von Ihnen zu verſchaffen. Es iſt eben auch bey mir ſehr bunt durch einander gegangen. Ihr Buch habe ich noch nicht geleſen. Ach, ſo vieles ſollte geſchehen ſeyn, das ich nicht möglich machen konnte! Ich gerathe in eine

Art von Verzweifelung, wenn ich an alles, womit ich zurück bin, gedenke. Unterdeſſen danke ich Ihnen für Ihr Geſchenk, das mir gewiß recht lieb iſt, und nächſtens ein Mehreres davon.

In meinem Hauſe ſteht alles wohl, und iſt Ihnen von Herzen ergeben. Wir haben nun auch Heinſe wieder bey uns. Leben Sie wohl, mein Theuerſter, und behalten Sie mich lieb. Ich umarme Sie mit aufrichtiger, inniger, wahrer Freundſchaft.

An Herder.

Pempelfort, den 30ten Juny 1785.

Ich bin zu krank, mein lieber Herder! um Ihnen zu ſchreiben, was und wie ich möchte; aber ich werde noch kränker vor Unruhe, wenn ich es länger verſchiebe, Ihnen für Ihre Ideen zu danken, die wohl Keinem unter allen denen, welche zweifelnd glauben, und glaubend zweifeln, willkommener waren als mir. Einige Abſchnitte in den letzten Büchern entzückten mich, daß ich für dasmal nicht weiter leſen konnte; und als ich ſie nachher meinen Schweſtern und meinem Bruder vorleſen wollte, übernahmen mich die Freudenthränen wieder, daß ich ſtockte und inne halten mußte. Warum bin ich zu wenig, um Sie zu ſegnen, wie ich Sie zu ſegnen wünſchte! Vieles in Ihrem Buche war mir auch als öffentlicher feyerlicher Beytritt von einem Manne wie Herder, als ein groſes beſtätigendes Zeugniß, unausſprechlich lieb, und ich danke Ihnen nicht allein für das, was Sie mir gaben, ſondern auch für das, was Sie mir neu verſicherten. Mir kamen dabey die Worte des Platon an den Dionyſius ins Gedächtniß: Optimi Viri sic forte divinant: deterrimi autem nequaquam. Validiora vero sunt divinorum Virorum praesagia, quam aliorum. — O, daß mein Auge einfältig wäre, damit Licht in meine Finſterniß dränge, und ſie erleuchtete wie ein heller Blitz! Ein reines Herz, ein neuer gewiſſer Geiſt — Gott weiß es, wie ich darum mit ihm ringe. Der Eingang ins Allerheiligſte iſt im Menſchen ſelbſt, oder nirgend. Das Gewebe ſeiner Triebe iſt die finſtere Decke; ſeine Freyheit die verborgene Schechina. Iſt im Menſchen nichts davon, ſo hat das All ſie noch viel weniger, und aus dem Willen, aus dem Geiſte iſt niemals etwas hervorgegangen; dann iſt Gott der Creatur unterworfen, und nicht ſie dem Gotte. — Ich liege vor der Decke dieſes Allerheiligſten, mit dem Angeſicht zur Erde: Ahnde und hoffe . . . . . .

Von Herzen gern, mein Theuerſter, ſende ich Ihnen noch einmal meine Epiſtel an Mendelsſohn, und Sie mögen dieſe Abſchrift nur behalten. Ueber Ihren Wunſch, daß ich meine Unterredung mit Leſſing, unabhängig von Mendelsſohn, beſonders heraus geben möchte, habe ich hin und her gedacht und bey jedem Wiederüberlegen gefunden, daß ich mir ſelbſt ſo nicht rathen darf. Die Einkleidung welche dieſe Sache nun einmal durch Ereigniſſe erhalten hat, muß ſie behalten; ich werde ſie ihren hiſtoriſchen Gang ſtill fortgehen laſſen ohne mich um die weitere Entwickelung und das Ende zu bekümmern. Mendelsſohn, wie ich von ſicherer Hand weiß, iſt nicht dafür, daß Leſſing's Aeußerungen geheim gehalten werden; einer ſeiner Freunde aber, dem er vorzüglich vertraut, iſt anderer Meynung. Ich ſehe daß man mir nicht ganz traut. Da ich von meiner Seite weder traue noch mißtraue, und gar nichts vorhabe als was ich klar zu Tage lege, ſo mag überlegen wer zu überlegen hat; ich ſitze ſtille.

Daß Sie, mein liebſter Herder, das Geſetz der Leſſingſchen Expanſion und Contraction Gottes noch nicht einſehen, glaube ich gern; wenn Sie mir aber ſagten, daß Sie ſich überhaupt in dieſe Idee nicht zu finden wüßten, ſo würde es mich wunder nehmen. Sie iſt alt aſiatiſch, und hat ſich dort bald ſo bald anders in den verſchiedenen Gegenden dieſes Welttheils geſtaltet. Läßt Gott ſeinen Othem ausgehen, ſo werden die Dinge; zieht er ihn zurück, ſo vergehen ſie.

Selbſt der Pſalmiſt (Pſalm 104) ſagt: „du läſſeſt aus deinen Odem, ſo werden ſie geſchaffen, und verneuerſt die Geſtalt der Erde — Du nimmſt weg ihren Odem, ſo vergehen ſie und werden wieder zu Staub“. Auch der Gedanke von einer wechſelsweiſe einſchlummernden und wieder erwachenden Gottheit findet ſich bey den älteſten Morgenländern. Dieſe Vorſtellungen insgeſammt gehen aus dem Begriff des ἓν καὶ πᾶν, eines ſich ewig verwandelnden Unwandelbaren, nothwendig hervor: alſo, wer auf dieſen Begriff ſeine Religion baut, dem wird ſolche Gottheit, heute noch dem Europäer wie vor Jahrtauſenden dem Aſiaten. Es läßt ſich aber mit Bildern und Redensarten viel Unſinn zudecken, und da ſpottet denn mancher vornehm, dem man wohl ins Ohr raunen möchte: quid rides? narratur fabula de te.

Sie werfen mir vor, lieber Herder, ich ſähe, wie alle Antiſpinoſiſten, das große ens entium des Spinoza für eine Null, für einen abſtracten Begriff an, da ich es doch als das Principium der Wirklichkeit in allem wirklichen, des Seyns in allem Daſeyn, man kann nicht orthodoxer, angegeben habe. Ich werde, wenn mein Brief an Mendelsſohn gedruckt werden ſollte, mich über dieſen Punkt in einem Anhange vollſtändig erklären, und es, wie ich hoffe, außer Zweifel ſetzen, daß ich den Spinoza ſo verſtehe, wie er verſtanden ſeyn wollte. Ich laſſe darum noch ein Paar andere Stellen Ihres Briefes unerörtert, weil ſich, was ich darüber zu ſagen hätte, dort von ſelbſt finden und durch den Zuſammenhang mehr Licht erhalten wird. Sie ſcheinen geneigt, den Spinoza zu erklären, ohngefähr wie Wachter in ſeinem Elucidario, und ſonſt noch mancher wohlmeynender Philoſoph und guter Chriſt. Wenn man den Spinozismus von der Lehre des Spinoza unterſcheidet, ſo mag es ſeyn, daß ſich eine nicht Atheiſtiſche Philoſophie daraus ergebe, die man aber dann erſt zu erwarten hat. Hingegen mit der Lehre des Spinoza, wie ſie in der Ethik ſteht, iſt der Glaube an eine Vorſehung, an einen Plan der Welt, an einen Gott der für ſich ſelbſt ein eignes Daſeyn hat, der ſich ſeiner *in ſich ſelbſt*, nicht bloß in der *Creatur* bewußt, und ganz an ſie dahin gegeben, *οὐδὲν καὶ πάντα* iſt, auf keine Art zu reimen. Dieſes getraue ich mir gegen die größten Geiſter die da waren, die da ſind, und die da kommen mögen, gegen Sie ſelbſt, mein liebſter Herder, mit entſchiedenem Siege zu behaupten.

Wenn wir gleich viel ſagen, ſpricht Sirach, ſo können wir es doch nicht erreichen. Kurz, er iſt es gar. *Ἑν καὶ πᾶν* ſteht, wenn ich nicht irre, im Griechiſchen.

Summa, heißt es im vorhergehenden Verſe, durch ſein **Wort** beſteht alles. Seit länger als zwanzig Jahren bin ich überzeugt, daß keine That geſchehen kann, als durch das Wort. Ich begreife zwar auch dieſe Art des Wirkens nicht, aber ich erfahre ſie; und zwar erfahre ich ſie auf eine Weiſe, die mich zwingt, alle andre Geburt als klaren Unſinn zu verwerfen. Circa omnium regem cuncta sunt: ipsius gratia omnia: ipse pulchrorum omnium causa: circa secundum, secunda: circa tertium, tertia. Humanus animus affectat qualia illa sint, intelligere, aspiciens in ea quae sibi cognata sunt. Quorum nihil sufficienter se habet. Sed in rege ipso, et in his quae dixi, nihil est tale: quod autem post hoc est, animus dicit. Wir reden nur was wir gehört haben; aber auch der ſtammelnde Lehrling tönet Rede nicht Gebrülle. Gebrülle ſcheint es mir zu ſeyn, was die neuern Epikuräer lauten, die ſich mit ihrer poſitiven Unwiſſenheit ſo groß dünken, wenn ſie überall das Einfache aus dem Zuſammengeſetzten, das Ganze aus ſeinen Theilen erklären; überall das Hintere zuerſt, und vor dem Vordern denken und als wirklich ſetzen. O wie liebe ich jene Alten, denen das Gegentheil hievon ſo klar war! Selbſt der große Widerſacher des Platon und aller die vor ihm waren, Ariſtoteles, weicht doch hier nicht ab. Auch nach ihm kann ein jedes Ding dies oder das nur durch ſeine eigene Energie, Eigenſchaften und Vermögen ſeyn. Nothwendig, ſagt er, iſt das Ganze von den Theilen. Ein erhabenes Axiom, nach meinem Urtheil, das aber bey uns je mehr und mehr zum Paradoxen wird.

Lieber Herder, warum kann ich nicht, anſtatt dieſes Briefes, mich ſelbſt zu Ihnen auf den Weg machen? Ich hoffte noch vor wenig Wochen es zu können. Das nächſte Frühjahr komme ich gewiß, und ich habe mich ſelten in meinem Leben auf etwas gefreut, wie ich mich auf dieſe Reiſe freue; ſo wie ich nie etwas ungeduldiger erwartet habe, als ich die Folge Ihrer

Ideen erwarte. Leben Sie wohl, und wenn mein guter Genius es Ihnen ans Herz legen ſollte, mir bald zu antworten, ſo widerſtehen Sie ihm nicht. Ich umarme Sie mit wahrer wärmſter Freundſchaft.

An Herder.

Düſſeldorf, den 13ten November 1784.

Liebſter Herder,

Ich erhielt Dein Briefpacket vom 2ten heute vor 8 Tagen mitten im Tumult des Verziehens vom Lande nach der Stadt. Ich wollte Dir denſelben Tag noch antworten; ich wollte damit in meine Zimmer treten, meine Winter-Wohnung damit einweihen; ich wollte — *was alles anders wurde!* Und ſo iſt es die ganze Woche durch mit allem meinem Wollen und Wünſchen gegangen; ich kann auf keinen grünen Zweig kommen. Beſonders hat mich mein Vater, der auf einmal ſehr krank geworden iſt, durch die beſondre Art ſeines ſehr Krankſeyns außerordentlich gedrückt. Ich habe dabey recht viel an Dich gedacht. Lieber Gott, was iſt der Menſch, wenn kein Weſen aller Weſen waltet, das auch *menſchlich* weiß, auch menſchlich für ihn ſorget. — „Laß mich zufrieden mit Deiner Sorge, ſchrieb Luther an ſeine Käte, ich habe einen beſſern Sorger, denn Du und alle Engel ſind. Der lieget in der Krippen und henget an einer Jungfrauwen Zitzen, aber ſitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters: darum ſey zufrieden. Amen.“ Ja wohl, Amen. Glücklicher Luther! Was wäre Religion ohne einen Chriſtus, ohne nahes und gewiſſes Band des niedrigſten und höchſten? Ein Gott ohne Erbarmung könnte mich leidendes und ſo innigſt mitleidendes Geſchöpf nicht aufrichten, erheben, tröſten. Ja ich fürchtete mich nicht ihn zu läſtern, ihn ein ſcheußliches Thier zu nennen, das in einem ewigen freſſen, ausſpeyen und wieder freſſen ſeiner ſelbſt da iſt, ohne ſelbſt und anderes. Nichts hat mir im kleinen Golgatha unſeres Hamann ſo ſehr gefallen, als die Worte S. 63. „Bey dem *unendlichen Mißverhältniſſe* des Menſchen zu Gott — um es zu heben und aus dem Wege zu räumen, muß der Menſch entweder einer göttlichen Natur theilhaftig werden, oder auch die Gottheit Fleiſch und Blut an ſich nehmen.“ — Nicht eigenes, fremdes, unreines Feuer: (ſagt ein Andrer *) Feuer Gottes auf ſeinen Altar! —

---

*) Herder ſelbſt in den Provinzialblättern, 1774. S. 110.

Hilf mir, Lieber, zu dieſem Prieſterthum, zu dieſer Feuerweihe. Ihr alle, die Ihr eines feſten Glaubens Euch erfreuet, und durch den Glauben wißt, Ihr müßt doch auch die Mittel dazu kennen, und die Mittel zu den Mitteln.

Du biſt zu gut, daß Du die Metakritik mit eigener Hand für mich abgeſchrieben haſt. Ich kann Dir nicht ſagen, wie dankbar ich dafür bin. Kant's Buch habe ich fleißig genug geleſen, dennoch kann ich Hamann's Aufſatz nicht genug verſtehen, um das poſitive darinn rein heraus zu finden. Dieſes Poſitive iſt in Ironie nicht bloß verhüllt, ſondern darinn vergraben und damit umgegraben. Das Motiv des Stücks (ich weiß keinen beſſern als dieſen muſikaliſchen Ausdruck) iſt einfach und groß, wie in allem was von Hamann kommt. Ueber die ganze Sache künftig einmal mehr.

Mendelsſohn's Antwort theile ich Dir mit ſo bald ich ſie erhalte. Vermuthlich erwartet er zuvor noch Anmerkungen zu ſeinen Erinnerungen, und die habe ich noch nicht wieder angeſehn. Was mir bey der Sache gefällt, iſt, daß er nicht weiß, bin ich ein Atheiſt, oder bin ich ein Chriſt? Beydes iſt ihm fatal.

Im Grunde aber hält er mich für einen Chriſten, der aus bloßer Chriſtlicher Bosheit dem rechtgläubigen Deiſten eine unangenehme Stunde machen will. Du haſt aber doch Unrecht wenn Du ſagſt, er fechte mit Schatten, weil er mich für einen Spinoſiſten hielte. Das bin ich dem Dogmatiſten in der That, und wer Syllogiſtiſch zu Werk gehen will und die Sache verſteht, der kann nicht anders. Aber Du möchteſt mich nur gar zu gern für einen Irrgläubigen, einen Spinoziſtiſchen Ketzer verſchreien, und ein Homoouſion einführen, das mich bannte. Das will ich alles geduldig ertragen, wenn Du nur Wort hältſt, und mit Deinem ächten Spinozismus bald hervor rückſt.

Aus einem Briefe

an Lavater.

Pempelfort, den 10ten May 1786.

Ich habe dieſen Winter Deinen Briefwechſel mit Mendelsſohn über die Zueignungsſchrift der Bonnetſchen Palingeneſie wieder geleſen, und war mit Deiner Antwort an den Rabbi höchlich zufrieden. Ich wollte Du ſchriebeſt mehr in dieſem Ton, in dieſer Art. Die Agitation, in welche Du öfter geräthſt, hindert die Wirkung deiner Schriften ſehr. Mir wird dabey, als ſäh' ich einen Nagel gegen einen Stein in der Wand treiben, und den Treiber nicht eher nachlaſſen, bis der Nagel ſtumpf und krumm gebogen mit einem Theil der Pfließterung herabfällt. Wo Fugen ſind, bedarf es ſo vieler Schläge nicht, und auch nicht, wann der Nagel ſo geſchmiedet war, daß er durch einen Stein gehen könnte, und der rechte Hammer dabey iſt. Ich weiß, Lieber! Du nimmſt mir dieſe brüderliche Erinnerung nicht übel.

Aus einem Briefe

an Johann Georg Jacobi

nach Freyburg.

Pempelfort, den 5ten September 1787.

— Mit meiner Geſundheit geht es eine Zeit her viel beſſer, und ich muß ſagen, daß ich dieſes Hamann zu verdanken habe, deſſen Umgang mich zu Münſter, wohin ich ihm Ende July entgegenreiſte, durch und durch erheiterte, und der nun, mit ſeinem Sohne und noch einem Begleiter, Deinem alten Freunde und Verpfleger D. Lindner, ſeit vier Wochen bey mir iſt, wo wir das in Münſter angefangene Leben fortſetzen. Der Genuß, den ich an ihm habe, läßt ſich nicht beſchreiben, wie denn immer bey außerordentlichen Menſchen, was ihren beſondern und eigentlichen Eindruck macht, gerade das iſt, was ſich nicht beſchreiben oder angeben läßt. Es iſt wunderbar, in welch hohem Grade er faſt alle Extreme in ſich vereinigt. Deßwegen iſt er auch von Jugend auf dem principio contradictionis, ſo wie dem des zureichenden Grundes von Herzen gram geweſen, und immer nur der coincidentiae oppositorum nachgegangen. Die Coincidenz, die Formel der Auflöſung einiger entgegengeſetzten Dinge in ihm, bin ich noch nicht im Stande, vollkommen zu finden, aber ich erhalte doch faſt mit jedem Tage darüber neues Licht, unter deſſen ich mich an der Freyheit ſeines Geiſtes, die zwiſchen ihm und mir die köſtlichſte Harmonie hervorbringt, beſtändig weide. Da er eben ſo geneigt iſt, als ich, ſeiner Laune freyen Lauf zu laſſen und die Anſicht des Augenblicks zu verfolgen, ſo haben wir zu Münſter bey ſeinem edlen Wirthe Buchholz manche luſtige Auftritte gehabt. Du weißt, Buchholz wirft oft Fragen auf, die in Ueberlegung zu nehmen anderen Menſchen nie eingefallen iſt, unterbricht auch wohl mit dergleichen den Lauf der Unterredung auf eine Art, die nur ihm nicht abgebrochen ſcheint. Da gab es denn immer etwas. Buchholz ſagte im Scherz von Hamann, er ſey ein vollkommener Indifferentiſt, und ich habe dieſen Beynahmen nicht abkommen laſſen. Die verſchiedenſten, heterogenſten Dinge, was nur in ſeiner Art ſchön, wahr und ganz iſt, eigenes Leben hat, Fülle und Virtuoſität verräth, genießt er mit gleichem Entzücken. Omnia divina, et humana omnia. Heinſe's Ardinghello gefiel ihm bis über die Hälfte des erſten Theiles hinein ganz ausnehmend. Das iſt ein Menſch, ſagte er, vor dem ich Reſpect habe. — Lavater's Entwurf einiger Gedanken zu einem Religionsbegriffe hat er mit großem Vergnügen und wahrer Sympathie geleſen. Er fürchtet nur immer, Lavater ſage den Leuten mehr, als ſie faſſen und vertragen können. Daſſelbe tadelt er auch an mir. Meine Erkenntniß der Wahrheit, ſagt er, (anſpielend auf einen Roman des Diderot) ſey ein bijou indiscret. — Ihm iſt der wahre Glaube, wie dem Verfaſſer des Briefes an die Hebräer, auf den er ſich beruft, Hypoſtaſis. Alles andere, ſpricht er verwegen, iſt heiliger Koth des großen Lama. Wer aber den wahren Glauben hat, der weiß auch, wie er dazu gekommen iſt, und hält ſich nicht mit eiteln Verſuchen auf, Anderen die Wahrheit einzutrichtern. Darum iſt ihm Lavater's Durſt nach Wundern ein bitteres Aergerniß und erregt ihm Mißtrauen in Abſicht der Gottſeligkeit des Mannes, den er übrigens von Herzen liebt und ehrt, und zwiſchen deſſen neueſten Vorſtellungsarten und ſeinen erwie ich ſchon bemerkt habe, eine große Uebereinſtimmung findet. — In Herder's Gott hat er nur geblättert, aber ihn noch nicht geleſen; er fürchtet ſich davor. Die vorige Woche war ſein Freund Lindner mit dieſen Geſprächen ſehr beſchäftigt. Ich hatte eben den vierten Theil von Göthe's Schriften erhalten; dieſen gab ich Hamann an einem Morgen, wo er hypochondriſch und ſehr unluſtig war. Nach einer Weile kam er wieder, ſah ganz heiter und begeiſtert aus und fragte mich: „haben Sie die Vögel geleſen?“ — Ja, ſagte ich, ſchon längſt in der Handſchrift. — „Nun, nun?“ — Es iſt ein herrliches Stück, darum gab ich es Ihnen, ich habe Ihnen auch ſchon eher davon geſprochen — „das iſt ein Blitzkerl, das iſt ein Tauſendkünſtler! (lachend) Der Doctor hat ſich in Herder's Buch verliebt; ich habe es beſſer gehabt, ich habe die Vögel geleſen. Es iſt, als wenn mir aus dem ganzen Leibe lauter Funken ſprängen.“ — Da ich nachher in ſeine Stube kam, fing er wieder von den Vögeln an. Der Doctor, ſagte er, hat mir aus Herder's Gott vorleſen wollen; der mag ſich verkriechen; das iſt ein Schuhu; die Vögel ſind etwas anderes. Uebrigens kommt er bey der froheſten Laune ſo wenig aus dem Geleiſe, als bey dem feyerlichſten Ernſt; nie verliert er eine gewiſſe Haltung, die eine Folge der feſten und erhabenen Stimmung ſeiner Seele iſt, die mit ſeinem kindlichen Weſen, Thun und Laſſen, das oft, für Andere und ihn ſelbſt, bis zum Lächerlichen geht, auf eine ſonderbare Weiſe contraſtirt und harmonirt, ſo daß ein Ganzes daraus wird, welches zugleich die höchſte Liebe, die tiefſte Ehrfurcht und das ſorgloſeſte Vertrauen erweckt.

An

Julia Gräfinn R***.

Düſſeldorf, den 7ten Jänner 1788.

Länger als eine Stunde, holde Julie! ſinne ich thöricht vor dieſem Blatte, als wenn es ſich erſinnen ließe, wie ich ihm eine Seele gäbe, die vor Ihnen zur Erſcheinung würde.

Liebe Julie! es ſind zwey entzückende Briefe, der vom 2ten October, den Sie an mich, und der vom 16ten, den Sie an Lene geſchrieben haben.

Als ich Hamann aus Ihrem Briefe an Lene die Stelle von den Irrthümern, die unſere Sprache bildet, und die wir mit unſerer Sprache verlieren werden, vorlas, fuhr er mit der Frage auf: werde ich dieſe R*** auch zu ſehen bekommen? Ich wollte, Sie wüßten, was dieſe Frage in Hamann's Munde bedeutet! denn ſeine gewöhnliche Rede iſt: Ich brauche dieſen oder dieſe doch nicht zu ſehen? Und wenn man ihm noch ſo dringend, bittend, zürnend, flehend ſagt, er müſſe, ſo iſts umſonſt. Im November iſt er zurück nach Münſter gegangen; — Dieſer Mann, der ſich durch kein Beywort näher bezeichnen läßt; Ein wahres Pan! Aber, liebe Julie! wie ſteht es um die Leute, welche wieder kommen? ſeit ſieben Tagen ſchreiben wir 88, und ſie müſſen doch nun bald wiſſen, ob mir der May ſo ſchön werden ſoll, als Sie mich hoffen ließen. — Ach, daß ich alsdenn nur geſund ſeyn möchte! Sie glauben nicht, mit welchem Gram ich an die Tage zurückdenke, die Sie mir voriges Frühjahr ſchenkten, und die ich nicht genießen konnte. Dieſe Erinnerung muß ausgelöſcht werden; ich bitte wie ein Kind darum zu Gott. R * * * der edle, der ſo wunderbar gut iſt, daß ich nicht genug an meinem Herzen für ihn habe, wird mir doch ſo viele Tage ſchenken, als ihm möglich iſt! Ich werde das ganze Anſehn meiner Freundſchaft daran ſetzen, und es von ihm fordern, dann muß er.

Daß ich mein Haus in der Stadt verkauft habe, wird Ihnen Claudius ſchon erzählt haben. Ein Schritt zum Schlaraffen-Leben iſt nun alſo doch gethan. Aber leider! bleiben noch ſo viele andere Schritte zu thun übrig. In der That läßt ſich bey der gegenwärtigen Verfaſſung von Europa kaum etwas vernünftigeres denken, als eine unaufhörliche Flucht. Die Menſchheit ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde; Wolken über ſich, und Wolken unter ſich, und nichts als Wolken.

Der treffliche Ahlemann! Ich ſah in der letzten Hamburger Zeitung, daß er hinüber gegangen iſt. — Vor einiger Zeit ſchrieb mir Claudius: ich würde von dem ehrwürdigen Manne nächſtens einen Brief erhalten; und nun das erſte, was ich von ihm leſe, iſt ſein Tod. Alſo auch den haben meine Augen geſehen, und ſehen ihn nicht wieder; auch um den Grad hat das Licht, das mich umgiebt, wieder abgenommen! Sagen Sie ſeinen Freunden, daß ich mit ihnen von ganzem Herzen traure.

Hermann's Tod habe ich gleich nach dem Empfang Ihres Briefes vom 16ten October vorgenommen, und viele große, erhabene Züge und herrliche Stellen darinn gefunden; aber keine Täuſchung; man bleibt ſich vom Anfang bis zum Ende vollkommen präſent. Bey den Alten hatte ſelbſt die Vernunft ihre Muſe; wir aber laſſen uns durchaus nichts weiß machen, und können lieber nichts, als daß wir nicht ſollten alles für uns allein können. Daß Klopſtock fortfährt mich zu lieben, freut mich ungemein, ich liebe ihn gewiß auch von Herzen, ehre und bewundre ihn von Herzen.

Lavater's Bild für Sie iſt noch nicht angekommen. Er ſchrieb mir den 13ten December folgendes darüber: „Ich bin vor 8 Tagen Julien R*** zu liebe wieder einmal geſeſſen. Es iſt vollendet, hat herrliche Parthien, aber der Mund iſt unerträglich mißvergnügt. Ich will den Mahler zu bereden ſuchen, noch einige Touches Menſchenfreundlichkeit dran zu wagen.“ — Armer Lavater! es mag wohl nichts beſſer getroffen geweſen ſeyn, als der mißvergnügte Mund. Es iſt ohne Beyſpiel, wie mit dem Manne umgegangen wird, und man muß ihn bewundern, daß er's ſo erträgt.

Nun will ich für diesmal Abſchied nehmen, liebe Julie! grüßen Sie meinen R*** von mir, was Sie können und vermögen. Geben Sie jedem, der mir wohl will, was ihm gebührt. Sie haben ein für allemal unumſchränkte Vollmacht. Ihnen gebe Gott Munterkeit und Freude.

An Georg Forſter

nach Mainz.

Pempelfort, den 16ten November 1788.

Herzlichen Dank, mein liebſter Forſter, für Ihren freundſchaftlichen ſchönen langen Brief. Die Art wie Sie mir Ihre Umgebungen und Verhältniſſe abmahlen, hat mich ſehr ergötzt. N. haben Sie hingeſtellt wie er leibt und lebt; es fehlt nur die Sprache. Daß man an H * *, den äußern Umgang abgerechnet, wenig hat, weiß ich aus eigener Erprobung; aber mit ihm könnte es doch anders ſeyn, und iſt auch, wenigſtens zuweilen, wirklich anders . . . . . . Müller'n ſah ich nur drey Tage unter allerhand Zerſtreuungen im Herbſte ſechsundachzig. Vorgeſtern erhielt ich einen Brief von ihm, worinn er mir meldet, daß er zu Mainz Geheimer Conferenz-Rath, und zu Schafhauſen Mitglied des großen Raths geworden iſt. „Ut lapsu graviore ruam", fügt er hinzu, in Beziehung auf einen Anſchlag, nach welchem alle Proteſtanten förmlich von Staatsbedienungen an den geiſtlichen Höfen Deutſchlands vor der Hand ſollen ausgeſchloſſen werden. Wenn Müller nur nicht auf ſich ſelbſt oder über ſeine eigenen Beine fällt, ſo hat es wohl fürs erſte mit dem andern Fallen gute Wege. Ich habe ihm in einem Briefe an ihn ſelbſt ganz offenherzig geſagt, ſeine Standeserhöhung erinnere mich an das, was die Engländer von dem großen Pitt, da er Lord Chatham wurde, ſagten: er ſey die Treppe hinauf gefallen.

W.. von H * * iſt bis den 5ten bey mir geblieben, und ich hätte ihn herzlich gern noch länger behalten. Ich hoffe er ſoll mir treuer bleiben, als der junge * * *, der ein ſchöner Geiſt iſt, und ſchon auf dem Wege von hier nach Berlin flau wurde, wo er dann ſehr geſchwinde vollends verbieſterte. H * * iſt ein ſpeculativer Kopf, wie es wenige giebt, und er hat ſich bey dem Einſammlen ſeiner Kenntniſſe mit einer Weisheit einzuſchränken und zu berathen gewußt, die ich kaum weniger als ſein ſpeculatives Genie ſelbſt bewundere. Seit dem Tode meines Freundes Wizenmann iſt es mir nicht begegnet, daß ich ſo nach Herzensluſt hätte philoſophiren können, wie dieſe ſechs

Tage mit H * * Es verſteht ſich alſo wohl von ſelbſt, daß Sie ihn auf das Frühjahr mitbringen dürfen. Er ſelbſt hat mir einen zweyten Beſuch feſt verſprochen, aber erſt im Herbſt. Sehen Sie zu, wie Sie ſich mit ihm verſtehen; aber Ihr mir gegebenes Wort muß gehalten ſeyn.

Ihren Cook, den Entdecker, habe ich noch nicht, wohl aber ihre Leckereyen. Ich las weit hinein in dem feſten Glauben, ſie wären von Lichtenberg, und machte unter dem Leſen den Plan zu einer Kiſte voll Leckereyen, die ich ihm ſchicken, und zu einem Briefe, den ich ihm dabey ſchreiben wollte; ſchwatzte auch ſchon darüber mit Lene, die neben mir ſaß. Siehe da kommt der Bediente mit den Göttinger Anzeigen, und ich leſe, daß Forſter, der fromme Pilgrim, mein loſer Vogel iſt. In Wahrheit ich glaubte nicht, daß außer Lichtenberg noch ein Mann in Deutſchland wäre, der ſie alle ſo beyſammen hätte, wie dieſer Autor. Ein wenig Materialismus leuchtet freylich durch, und ſo fürchte ich mich wohl der Sünde, daß ich mirs zu gut habe ſchmecken laſſen, lade aber alles auf Sie. Ich übertreibe nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie ſich ein großes Verdienſt um Deutſchland erwerben, wenn Sie uns von Zeit zu Zeit einen ſolchen Aufſatz geben. Dieſe Gattung fehlt uns noch ganz, und ihre Vollkommenheit iſt unter allen Nationen und zu allen Zeiten ſelten geweſen.

Ich bin gegenwärtig ſehr geſchäftig an der neuen Ausgabe meines Spinoza, die zu den nächſten Oſtern gewiß erſcheinen wird. - - - -

- - - - - - - -

Lichtenberg ließ mir neulich durch meinen Sohn Georg ſagen, er wäre darüber aus mir einen Brief über verſchiedene Gegenſtände zu ſchreiben. Ich wüßte gern mehr, und warte auf dergleichen ungern. Wenn Sie noch in Caſſel hauſten, ſo könnte ich durch Sie den Säumer treiben laſſen.

Daß Sie Ihre zerſtreuten Aufſätze ſammlen wollen, iſt ſehr gut — Ueber Ihre anderen Arbeiten nächſtens.

Sehen Sie, lieber Forſter, ich bin noch immer der alte Sudler, und noch immer im Hader mit der Zeit, die mich nicht nachkommen läßt — — Behalten Sie mich lieb! Ich herze Sie mit verſtärkter Freundſchaft.

An Georg Forſter

nach Mainz.

Pempelfort, den 20ten December 1788.

Ich ſage nicht mehr als die Wahrheit, mein liebſter Forſter, wenn ich Ihnen verſichere, daß ich vor Begierde gebrannt habe, Ihren Brief vom 19ten November gleich an dem Tage, wo ich ihn erhielt, zu beantworten. Dieſe Begierde hat auch nicht nachgelaſſen, aber ich bin während dieſer drey Wochen ſo oft und ſo viel mit Kopfſchmerzen, Zahnſchmerzen und anderen, ſogenannten kleinen, Uebeln geplagt geweſen, daß ich mit nichts von der Stelle kommen konnte.

Ihr ganzer Brief, mein Beſter, von Anfang bis zu Ende, hat mir unausſprechlich wohlgethan. Bey dem, was Sie über Ihre Selbſtbildung ſo ſchön und ſo rührend ſagen, iſt mir eine Stelle aus Leibnitz eingefallen, die ich Ihnen abſchreiben will, weil ſie in einem kleinen Aufſatze ſteht, den Sie vielleicht nicht geleſen haben. Leibnitz ſagt: Duo mihi profuere mirifice. Primum, quod fere essem *αὐτοδίδακτος*, alterum quod quaererem nova in unaquaque scientia, ut primum eam attingebam; cum saepe ne vulgaria quidem satis percepissem. Sed ita duo lucratus sum; primum, ne animum inanibus et dediscendis implerem, quae auctoritate potius docentium, quam argumentis recepta sunt; alterum, ut ne ante quiescerem, quam ubi cujusque doctrinae fibras ac radices essem rimatus et ad principia ipsa pervenissem, unde mihi proprio Marte omnia, quae tractabam, invenire liceret. Ohne mich mit Leibnitz übrigens auf irgend eine Weiſe vergleichen zu wollen, ſtimmt doch meine Erfahrung mit der ſeinigen vollkommen überein, und gewiß wird auch die Ihrige damit übereinſtimmen. Klagen Sie alſo nicht, wie das Sprüchwort ſagt, bey ſo ſehr geſunden Beinen.

Wegen Ihres Streites mit Kant habe ich die Hefte des Merkurs aufgeſucht; ich werde ſie nächſtens leſen und Ihnen dann offenherzig meine Meynung ſagen, wenn es nicht dabey auf eine Gelehrſamkeit ankommt, die ich nicht beſitze, welches leicht der Fall ſeyn könnte. Sie glaubten, ich liebte die Kantiſche Philoſophie bis auf einen gewiſſen Punkt zu ſehr, um gegen ſie zu ſtreiten. Das nun wohl nicht; vielmehr däucht mir, ich habe ſie in dem Geſpräche über Idealismus und Realismus ſo ziemlich von allen Seiten angegriffen. Kant ſelbſt aber verehre ich als einen Mann von außerordentlichem Geiſte. Sein Syſtem iſt die bis aufs höchſte getriebene Ausführung des Carteſianiſchen Satzes: cogito ergo sum, den ich lieber umkehren möchte; und deßwegen habe ich einige Hoffnung, daß dieſe Revolution die letzte der Carteſianiſchen Lehre ſeyn werde. Ich erinnere mich bey dieſer Gelegenheit, eine Bemerkung über den Unterſchied der morgenländiſchen und abendländiſchen Sprachen geleſen zu haben, der beſonders an den Zeitwörtern ſich äußert; daß nämlich bey jenen nicht die erſte, ſondern die dritte Perſon die Bildung der zwey übrigen beſtimmt. Die gewiſſe Wahrheit, daß bey allen endlichen Naturen das Er oder Es und das Du vor dem Ich geſetzt werden muß, und die ſeit hundert Jahren immer höher geſtiegene Narrheit, durch Beſtimmung der

Quantität Qualitäten bald hervorbringen bald vertilgen zu wollen, und die Folgen der Einſchränkung der Vernunft für ihr Princip zu halten, hoffe ich in den Beylagen zu meinem Spinoza in ein ziemlich helles Licht zu ſtellen.

Von

Imanuel Kant.

Königsberg, den ..October 1789.

Wohlgebohrner ꝛc.

Das mir vom Herrn Grafen v. Windiſch-Grätz zugedachte Geſchenk mit ſeinen philoſophiſchen Schriften iſt mir durch Ew. Wohlgeb. gütige Vermittelung und des Herrn Geh. Commerz. R. Fiſcher Beſtellung richtig zu Handen gekommen; wie ich denn auch die erſte Ausgabe der Hist. métaphysique ꝛc. durch den Buchhändler Sixt zu ſeiner Zeit richtig erhalten habe.

Ich bitte dieſem Herrn gelegentlich meinen ergebenſten Dank, zugleich aber die größte Hochachtung für ſein Talent als Philoſoph, in Verbindung mit der edelſten Denkungsart eines Weltbürgers, zu verſichern. In der letztgenannten Schrift iſt es mir erfreulich, den Herrn Grafen von ſelbſt und zu gleicher Zeit, was ich auf eine ſchulgerechte Art zu bewirken ſuchte, mit der Klarheit und Annehmlichkeit des Vortrages, die den Mann von der groſsen Welt auszeichnet, bearbeiten zu ſehen; nehmlich die edlern Triebfedern in der menſchlichen Natur, die ſo lange mit den phyſiſchen vermiſcht, oder gar verwechſelt, die Wirkung gar nicht gehabt haben, die man von ihnen mit Recht erwarten kann, in ihrer Reinigkeit herzuſtellen und in Spiel zu ſetzen; eine Unternehmung, die ich mit der gröſsten Sehnſucht vollendet zu ſehen wünſche, da ſie offenbar mit den beyden andern Schriften (der von geheimen Geſellſchaften und der von der freywilligen Abänderung der Conſtitution in Monarchien) in einem Syſtem zuſammenhängt, und die letztere, zum Theil als weiſer Rath für Deſpoten, in der groſsen Criſis von Europa von groſser Wirkung ſeyn muſs. — Noch hat kein Staatsmann ſo hoch hinauf die Principien zur Kunſt Menſchen zu regieren geſucht, oder auch nur zu ſuchen verſtanden. Aber darum haben auch alle ihre Vorſchläge nicht einmahl Ueberzeugung, vielweniger Wirkung hervorgebracht.

Für Ew. Wohlgeb. ſchönes mir zugeſchicktes Werk über die Lehre des Spinoza, neueſte Ausgabe, ſage ich gleichfalls den ergebenſten Dank. Sie haben ſich dadurch das Verdienſt erworben, zuerſt die Schwierigkeiten in ihrer größten Klarheit darzuſtellen, welche den teleologiſchen Weg zur Theologie umgeben und vermuthlich Spinozen zu ſeinem Syſtem vermocht haben. Mit raſchen Schritten auf Unternehmungen zu einem großen, aber weit entfernten Ziel ausgehen, iſt der gründlichen Einſicht zu aller Zeit nachtheilig geweſen. Der die Klippen zeigt, hat ſie darum doch nicht hingeſtellt, und ob er gleich gar die Unmöglichkeit behauptet, zwiſchen denſelben mit vollen Segeln (des Dogmatismus) durchzukommen, ſo hat er darum doch nicht alle Möglichkeit einer glücklichen Durchfahrt abgeläugnet. Ich finde nicht, daß Sie hiezu den Compaß der Vernunft unnöthig, oder gar irreleitend zu ſeyn urtheilen. Etwas, was über die Speculation hinzukommt, aber doch immer in ihr, der Vernunft ſelbſt, liegt, und was wir zwar (mit dem Nahmen der Freyheit, einem überſinnlichen Vermögen der Cauſſalität in uns) zu benennen, aber nicht zu begreifen wiſſen, iſt das nothwendige Ergänzungsſtück derſelben. Ob nun Vernunft, um zu dieſem Begriffe des Theismus zu gelangen, nur durch Etwas, was allein Geſchichte lehrt, oder nur durch eine uns unerforſchliche übernatürliche innere Einwirkung, habe

Univ. Bibl. München

erweckt werden können, iſt eine Frage, welche bloß eine Nebenſache, nehmlich das Entſtehen und Aufkommen dieſer Idee betrifft. Denn man kann eben ſo wohl einräumen, daß, wenn das Evangelium die allgemeinen ſittlichen Geſetze in ihrer ganzen Reinigkeit nicht vorher gelehrt hätte, die Vernunft bis jetzt ſie nicht in ſolcher Vollkommenheit würde eingeſehen haben, obgleich, da ſie einmahl da ſind, man einen jeden von ihrer Richtigkeit und Gültigkeit (anjetzt) durch die bloße Vernunft überzeugen kann. — Den Syncretiſmus des Spinoziſmus mit dem Deiſmus in Herder's Gott haben Sie aufs gründlichſte widerlegt. . . . .

Ich habe es jederzeit für Pflicht gehalten, Männern von Talent, Wiſſenſchaft und Rechtſchaffenheit mit Achtung zu begegnen, ſo weit wir auch in Meynungen aus einander ſeyn mochten. Aus dieſem Geſichtspunkte werden Sie auch meinen Aufſatz in der Berl. M. Sch. über das Sich Orientiren beurtheilen, zu der mich die Auffoderung von verſchiedenen Orten, mich vom Verdachte des Spinoziſmus zu reinigen, wider meine Neigung genöthigt hat, und worinn Sie, wie ich hoffe, auch keine Spur einer Abweichung von jenen Grundſätzen antreffen werden.

Andre Ausfälle auf Ihre und einiger Ihrer würdigen Freunde Behauptungen habe ich jederzeit mit innerem Schmerz wahrgenommen, und auch dawider Vorſtellungen gethan. Ich weiß aber nicht, wie an ſich guten und auch verſtändigen Männern öfters der Kopf geſtellt iſt, daß ſie ein Verdienſt darinn ſetzen, was, wenn es gegen ſie geſchähe, ihnen höchſt unbillig dünken würde. — Doch das wahre Verdienſt kann durch ſolche auf daſſelbe geworfene Schatten an ſeinem ſelbſtleuchtenden Glanze nichts verlieren, und wird dennoch nicht verkannt werden.

Ich wünſche, daß Ew. Wohlgeb. mit fröhlichem Gemüth in guter Geſundheit Ihrer Lieblings-Beſchäftigung, der edelſten unter allen, nehmlich dem Nachdenken über die erſten Principien deſſen, worauf allgemeines Menſchenwohl beruht, noch lange Jahre nachzuhängen vom Schickſal begünſtigt werden mögen, und bin übrigens mit der vorzüglichſten Hochachtung u. ſ. w.

An

Imanuel Kant.

Pempelfort, den 16ten November 1789.

Verehrungswürdiger Kant!

Seit dem Tage, da die Freude einen Brief von Ihnen zu erhalten mich ſo ſchön überraſchte, und, wie unſer Hamann bey einer ähnlichen Gelegenheit ſich ausdrückte, „mich eine kleine wollüſtige Betäubung empfinden ließ, die einem Schwindel ähnlich war“ — bin ich ein Tagewähler, wenigſtens ein Tage *Zähler* geworden. Er ſollte kommen, kam nicht, und — wird nicht kommen, jener Tag an dem ich fähig wäre, Ihnen die Freude auszudrücken, die ich fühlte, Ihnen den Dank zu bringen, den ich ſo gern Ihnen bringen möchte.

Als meinen Lehrer; als einen Mann, den ich ſchon in meinem Jünglingsalter mit lautem Herzklopfen bewunderte, und vor dem ich nun, als einem mächtigen Eroberer und weiſen Geſetzgeber im Reiche der Wiſſenſchaften, mich mit Ehrfurcht neigte, nannte ich Sie öffentlich zu einer Zeit und unter Umſtänden, wo kein Schatten von Verdacht der Schmeicheley oder des Eigennutzes bey dieſen Aeußerungen auf mich fallen konnte. Sie ſelbſt, Verehrungswürdigſter Kant, erwähnen Ihrer zuvor in der Berliner Monats-Schrift erſchienenen Abhandlung über das Orientiren; und Sie erwähnen derſelben auf eine Weiſe, welche nicht allein meinen Mund zu aller Klage verſchließt, ſondern auch die leiſeſte, welche ſich in meinem Herzen noch geregt haben möchte, rein und auf immer daraus vertilgt. Keiner von Ihren Bewunderern kann auf die Geſinnungen von Ehrfurcht und Liebe, womit er Ihnen huldigt, ein Siegel, welches feſter als das meine wäre, drücken.

Das ſchöne Lob, welches Sie dem Grafen von Windiſch-Grätz ertheilen, habe ich demſelben ſogleich kund gemacht, weil ich wußte, wie ſehr er ſich darüber freuen würde. Meine Bekanntſchaft mit dieſem trefflichen Manne iſt noch ſehr jung. Vorigen Winter ſchickte er mir ſeine Objections aux societés secrettes und ſeinen Discours, und maß mir einen großen Antheil an dem letztern bey, wegen des Aufſatzes: Etwas was Leſſing geſagt hat, welchen ihm zu Wien Graf Carl v. Sickingen, ein gemeinſchaftlicher Freund, mitgetheilt hatte. Der Discours iſt urſprünglich nur für den Kaiſer geſchrieben und ihm auch in der Handſchrift zugeſtellt worden. Da der Fortgang der Brabanter Unruhen bewies, daß er in den Händen des Kaiſers unnütz war, ſo ſchrieb der Verfaſſer ſeinem gekrönten Freunde, er fände nunmehr für gut, dieſe Abhandlung gemein zu machen. Er iſt gegenwärtig auf ſeinen Gütern in Böhmen. Der gewöhnliche Ort ſeines Aufenthalts war ſeit verſchiedenen Jahren Brüſſel, wo er, mit einer Prinzeſſinn von Aremberg ſich zum zweytenmahle vermählt hatte. Einige Tage, nach der Ankunft Ihres Briefes beſuchte er mich auf ſeiner Reiſe nach Böhmen. Den erſten Beſuch hatte ich im May von ihm erhalten, und er blieb damahls bis ich nach Pyrmont verreiſte. Windiſch-Grätz fühlt ganz den Werth des guten Zeugniſſes, welches ein Mann wie Kant ihm ertheilte, und er wußte nicht, wie er es mir nahe genug ans Herz legen ſollte, daß ich Sie doch ja recht nachdrücklich ſeiner größten Hochachtung und vollkommenſten Ergebenheit verſichern möchte. Der zweyte Theil ſeiner Histoire métaphysique de l'ame war damahls ſchon abgedruckt. Ich habe ſeitdem Exemplare davon erhalten, und werde das für Sie beſtimmte nächſtens nach Königsberg zu befördern Gelegenheit haben. Die Schriften dieſes edeln Denkers können zur Verbeſſerung der Galliſchen Philoſophie von großem Nutzen ſeyn; denn da er immer von dieſer Philoſophie ausgeht; da ſie wirklich die Unterlage der ſeinigen iſt, und er nur, bald in dieſem, bald in jenem ihrer Theile das Unzulängliche und Unrichtige darzuthun bemüht iſt: ſo können die Anhänger dieſer Philoſophie nicht allein ihm folgen, ſondern auch ohne Unwillen, und ehe ſie es ſelbſt recht gewahr werden, noch weiter gehen als ſie geführt wurden. Leider ſind die Pariſer Philoſophen ihrem Deutſchen Halbbruder ſchon ein wenig gram, weil es ihnen deucht, er begünſtige hie und da Vorurtheile, und halte den ſchnelleren Fortgang der guten Sache auf. Sonderbar, daß die Menſchen den Fanatismus immer nur in einem beſtimmten Gegenſtande ſeiner Anwendung, nie in ihm ſelbſt erkennen wollen.

Unter den Bemerkungen, womit Sie, Verehrungswürdigſter Kant, die gütige Erwähnung Ihrer neuen Ausgabe meines Buches über die Lehre des Spinoza begleiteten, hat folgendes meine Aufmerkſamkeit beſonders an ſich gezogen, und mich lange beſchäftigt. Sie ſagen: „Ob nun Vernunft, um zu dieſem Be„griffe des Theismus zu gelangen, nur durch etwas, „was bloß Geſchichte lehrt, oder nur durch eine uns „unerforſchliche übernatürliche innere Einwirkung, habe „erweckt werden können, iſt eine Frage, welche bloß „eine Nebenſache, nehmlich das Entſtehen und Auf„kommen dieſer Idee betrifft. . . . Genug daß man „jetzt, da ſie (dieſe Idee) einmahl da iſt, jeden von „ihrer Richtigkeit und Gültigkeit durch die bloße Ver„nunft überzeugen kann.“

Was mich ſo ſehr bey dieſer Stelle beſchäftigte; war die Frage: Wie ſie ſich auf meine Theorie beziehen; oder wie ſie auf dieſelbe ſich nicht beziehen könne?

Da ich meinen Theismus überall nur aus dem allgegenwärtigen Facto menſchlicher Intelligenz, aus dem Daſeyn von Vernunft und Freyheit, hergeleitet habe; ſo konnte ich die Möglichkeit einer Beziehung auf meine Theorie nicht einſehen. Von der erſten Ausgabe meines Buches weiß ich, daß ſie dunkle Stellen enthielt; ich glaube aber ſeitdem alle Zweydeutigkeit gehoben, und jetzt in der neuen Ausgabe meine Ueberzeugung klar genug dargelegt zu haben. Ich behaupte nehmlich eine dem Menſchen eben ſo evidente als unbegreifliche Verknüpfung des Sinnlichen mit einem Ueberſinnlichen, des Natürlichen mit einem Uebernatürlichen, welche, ſobald ſie als gewiß vorhanden wahrgenommen und erkannt iſt, dem anſcheinenden Widerſpruche der Vernunft mit ſich ſelbſt eine befriedigende Auflöſung verſchafft. Wie ſich das Bedingte auf ein erſtes Unbedingtes; wie ſich jede Empfindung auf eine reine Vernunft, auf Etwas das ſein Leben in ſich ſelbſt hat zuletzt bezieht: ſo bezieht aller Mechanismus ſich zuletzt auf ein nicht-mechaniſches Princip der Aeußerung und Verkettung ſeiner Kräfte; alles Zuſammengeſetzte auf ein Nichtzuſammengeſetztes der Unzertrennlichkeit; alles nach Geſetzen phyſiſcher Nothwendigkeit erfolgendes auf etwas nicht erfolgtes, urſprünglich handelndes, Freyes; Univerſalia auf Particularia; Individualität auf Perſon. Und es entſpringen dieſe Erkenntniſſe, nach meiner Meynung, aus der unmittelbaren Anſchauung, welche das vernünftige Weſen von ſich ſelbſt, von ſeinem Zuſammenhange mit dem Urweſen und einer abhängigen Welt hat. Bey der Frage: ob dieſe Erkenntniſſe wirkliche oder nur eingebildete Erkenntniſſe ſind; ob ihnen Wahrheit, oder Unwiſſenheit und Täuſchung entſpreche, wird die Verſchiedenheit zwiſchen Ihrer Theorie und meiner Ueberzeugung auffallend. Nach Ihrer Lehre nimmt die Natur; überhaupt das *Vorgeſtellte*, die Form unſeres einmahl innerlich und unerforſchlich ſo und nicht anders beſtimmten Vorſtellungsvermögens (dieſes Wort in ſeiner weiteſten Bedeutung genommen) an: wodurch denn nicht allein aller Widerſtreit der Vernunft mit ſich ſelbſt gehoben, ſondern auch ein durchaus zuſammenhangendes Syſtem reiner Philoſophie möglich wird. Ich im Gegentheile bin geneigter, die Form der menſchlichen Vernunft in der allgemeinen Form der Dinge zu ſuchen; und glaube einigermaaßen zu ſehen, auch zum Theil ſchon gezeigt zu haben, wie die verſchiedenen Inſtanzen, welche der entgegengeſetzten Behauptung alles hypothetiſche benehmen ſollen, vielleicht zu heben wären. Unſer Wiſſen möchte wohl ſo ganz Stückwerk ſeyn, daß auch nicht einmahl das *Wiſſen* unſeres Nichtwiſſens davon ausgenommen werden könnte.

Unterdeſſen bin ich wirklich daran, mein credo noch einmahl auf das ernſtlichſte, und zwar an der neuen Theorie des Vorſtellungsvermögens des Herrn Profeſſor Reinhold zu prüfen. Sehr tief kann ich wohl nicht im Irrthum ſtecken, da meine Reſultate mit den Ihrigen faſt durchaus zuſammentreffen. Und ſo wäre es ſehr möglich, daß mein Irrthum, wenn ich auch mich ſelbſt nur immer mehr darin verhärtete, dennoch andern den Uebergang zur Wahrheit leichter machte.

Verzeihen Sie, lieber Verehrungswürdiger, die Weitläufigkeit meiner Herzenserleichterung. Ich wollte nicht gern, daß Sie mich für einen Supranaturaliſten nach den Beſchreibungen des Herrn Prof. Reinhold hielten. Ich ſchloß die Größe der Gefahr aus einer andern Stelle Ihres Briefes, wo Sie, bey Gelegenheit einer möglichen Durchfahrt zwiſchen den Klippen des Atheismus ſagen: „Ich finde nicht, daß Sie hiezu „den Compaß der Vernunft unnöthig oder gar irreleitend zu ſeyn achten." — Alſo könnte doch einiger Zweifel hierüber wohl verzeihlich ſeyn?

Leben Sie wohl, Edler Mann, und laſſen Sie mich durch Ihren würdigen Freund Kraus von Zeit zu Zeit erfahren, daß Sie meiner im Guten eingedenk bleiben.

Mit einem Herzen voll Ehrfurcht, Dank und Liebe

Ihr verbundenſter

F. H. J.

An

Julia Gräfinn R***.

Pempelfort, den 5ten November 1790.

Es bleibt mir, liebſte Julie, vor Abgang der Poſt nur noch eine Stunde übrig, um mein am vorigen Dienſtag Ihnen gethanes Verſprechen zu erfüllen, und dies macht mich *Langſamen* ſo verlegen, daß ich nicht das Herz habe, nur eine halbe Minute auf das Zurechtſchneiden meiner Feder und Zugießen von etwas Dinte zu verwenden. Daß dieſe etwas dick und über die Gebür ſchwarz iſt, ſchadet nicht, da ich zuerſt von Ihren Negerknechten zu reden habe. Nehmen Sie alſo noch einmahl meinen Dank für den Auszug den Sie mir aus R***s ſchönem Entwurf machten an. Das Princip aus dem er alle beſonderen Verordnungen abgeleitet hat, iſt wirklich das erſte und letzte was jeder Geſetzgeber im Auge haben ſollte: *Familien-Intereſſe*. Ich kann mir ſo wenig, als Ariſtoteles es konnte, (das tauſendjährige Reich in Ehren!) eine

Wirthſchaft ohne Knechte und Mägde denken. Aller Geſetzgebung muß eine natürliche Subordination vorhergehen, und es iſt eben ſo unmöglich, dieſe durch Geſetzgebung allein erſt zu bewirken, als allein erſt durch die Sprachfähigkeit, nachdem man zuvor vernünftig geworden, reden zu lernen. Laſſen Sie es ſich alſo nicht zu ſehr verdrießen, liebe Julie, daß auch Sie ſchwarze Knechte haben. Sie erſcheinen mir in dieſem Verhältniſſe, wie die ſchöne holde ſchwarze Braut im Hohenliede. Ihr könnt es wahr machen in Eurem Gebiete, was in Büchern nur mit Unwahrheit behauptet worden iſt, daß die Neger unter Eurer Herrſchaft weniger unglücklich, als unter ihren eigenen Despoten leben. Es iſt in der That ſchrecklich was uns die Reiſebeſchreiber von den Verfaſſungen und dem Zuſtande der ſchwarzen Menſchen erzählen und keine Lectüre hat mich je ſo melancholiſch wie dieſe gemacht. Willkührliche, despotiſche Gewalt, und paſſiver, blinder Gehorſam, ſind ein ſchlechterdings nothwendiges Ingredienz, nicht allein jeder geſellſchaftlichen Ordnung überhaupt, ſondern auch jeder Unterabtheilung derſelben. Es kommt nur auf die Doſis an, die nicht a priori aus der menſchlichen Natur al-

Die Herren Buchbinder werden gebeten, dieſe 3 Cartons am gehörigen Orte einzuſchalten und die falſchen herauszuſchneiden.

lein beſtimmt werden kann, ſondern a posteriori ſich ſo ziemlich von ſelbſt findet. „Es giebt zweyerley „Unterwürfigkeit, ſagt Platon, eine mäßige und eine „unmäßige; die erſte bezieht ſich auf Gott, die zweyte „auf andre Menſchen. Das Geſetz des mäßigen Men„ſchen iſt Gott ſelbſt; des unmäßigen die Wolluſt.“ — Da Sie St** bey ſich haben, ſo laſſen Sie ſich den ganzen herrlichen Brief, aus welchem dieſe Stelle genommen iſt, verdeutſchen. Es iſt der achte in der Sammlung: „Plato propinquis Dionis et amicis bene agere.“

Hier wäre ich nun gleich bey den Franzoſen, um Ihnen zu ſagen, was ich ihren Thaten — die ich ſo wenig wie die von Gregorius von Tours beſchriebenen, Gesta Dei per Francos, wenigſtens im eigentlicheren Verſtande, nennen möchte — für ein Ende ſehe. Es ſteht in Hume's engliſcher Geſchichte T. VII. p. 220. — All parties now reaped successively the melancholy pleasure of seeing the injuries, which they had suffered revenged on their ennemies, and that too by the same arts, which had been practised against them. The king. . . . The Presbyterians. . . . . The independents. . . . . — By recent, as well as all ancient exemple, it was become evident, that illegal violence, with whatever pretences it may be covered, and whatever object it may pursue, must inevitably end at last in the arbitrary and despotic government of a single person. –

– – – – – – –

– – – – – – –

Daß keine von allen unſern Verfaſſungen lange mehr halten kann, davon bin ich überzeugt, weil faſt nichts von ihrem erſten Bildungstriebe mehr vorhanden iſt. König — Adel — Geiſtlichkeit, nichts als leere Masken — verdorrte Gebeine. Wer kann ſagen was geſchehen wird, nur ſagen, was geſchehen ſollte? Ich denke, grüble — und verſtumme.

An den
geheimen Rath Schloſſer
zu Karlsruhe.

Pempelfort, den 17ten Jänner 1791.

Herzlichen Dank, Lieber! für Deinen Brief. Es that mir ſo wohl. wieder einmahl etwas direct an mich geſchriebenes von Dir zu leſen — von Dir, Du echter Kernguter, Du Freund und Bruder! Gott erhalte Dir Deine Geſundheit, und Deinen frohen, ſchönen, edeln Muth!

An mir iſt ſeit ſechs Wochen kein gutes Haar, und es ſoll mich wundern, ob ich wieder zu einem beſſern Leben erwache. Wie ſehr ich mich auch ſchäme, in dieſem Zuſtande, mich vor irgend jemand ſehen zu laſſen, ſo muß ich doch vor Dir erſcheinen, um Dich zu fragen, ob ich Dir nicht in den letzten Tagen der vergangenen Woche, ſey es auch nur im Traum, perſönlich, mit einem 536 Seiten ſtarken Octavband in der Hand erſchienen bin. Ich las Mr. Burke's Reflexions on the Revolution in France mit einer ſolchen anhaltenden brennenden Begierde bey Dir zu ſeyn, daß es gewirkt haben muß, wenn es eine dieſer Art Actio in distans giebt. Schaffe Dir doch gleich das Buch zur Hand, es wird Dich unſäglich erfreuen, zumahl die erſte Hälfte. Nachher, wo er es mit den Franzoſen allein, nicht mehr mit der Londner Revolution-Society zu thun hat, macht er es oft zu arg, und es verdrießt einen, daß er auf ſo mancherley Weiſe ſeinen Eindruck ſchwächt; aber das hindert nicht, daß ihm nicht groſe treffende Wahrheiten auch hier unaufhörlich aus dem Munde ſtrömen. Du erinnerſt Dich wohl, daß ich Dir vorigen Sommer von einem Aufſatze über den Geiſt der franzöſiſchen Geſetzgebung, den ich in der Arbeit hätte, ſchrieb; mehrere Stellen aus dieſem Aufſatze ſtehen faſt wörtlich im Burke. Ich bin mehr als einmahl ſtark verſucht geweſen, Dir meine Arbeit zu ſchicken; aber ich that mir innere Gewalt an, in der Hoffnung, ihn noch zu vollenden. Ich ermattete damahls über den Schwierigkeiten, die Wahrheit ſelbſt, welcher durch die Irrthümer unſerer philoſophiſchen Politiker nur Abbruch geſchieht, ans Licht zu bringen.

Mir iſt von guter Hand zugekommen, daß der

König von Preußen in den letzten Jahren ſeiner Regierung einmahl voll Mißmuth zu einem ſeiner Miniſter geſagt haben ſoll: „*Herr, ſchaff er mir Religion ins Land, oder ſcheer er ſich zum Teufel.*“ Ich mögte das zu allen Politikern ſagen; denn was iſt am Ende der ganze Plunder von Geſetzgebung werth, und was will er, wenn er uns nur etwas ſatter ins Grab legen will. Und auch das vermögen dieſe Hexenmeiſter der Glückſeligkeit nicht einmahl; denn, ohne feſten Glauben an Gott und Unſterblichkeit, brin ſie nie zu Stande, daß Ja Ja und Nein Nein bleibe. Ohne Religion hält der Menſch nicht Wort, ſo wenig andern, als ſich ſelbſt; und darauf kommt doch am Ende alles an. — Dies zu zeigen, es in das helleſte Licht zu ſtellen, aus Vernunft, Geſchichte u. ſ. w.; ferner auch darzuthun, daß der Menſch ſeinem Weſen nach ein religiöſes Geſchöpf iſt, und einen Gott vor Augen haben muß, bey Strafe der Entdeckung: die Wahrheit aller Wahrheiten ſey, *es gebe keine Wahrheit:* dafür bin ich Mann. Aber nun bin ich auch am Ende; denn mein eigener Glaube iſt kein Fels, und — kurz, der jüngſte Tag muß kommen, oder ich weiß nichts beſſeres, als daß wir uns einander je eher je lieber die Hülſe brechen, um dem ungereimten, nichtswürdigen, eckelhaften Dinge, Menſchheit, ein Ende zu machen: dieſer jüngſte Tag, oder jenes: ein drittes finde ich nicht.

Du bitteſt mich wegen Deines letzten Briefes um Verzeihung weil ſein Inhalt mich von meiner Metaphyſik ſo weit entferne. Du irreſt! Meine Metaphyſik iſt grade hier recht eigentlich zu Hauſe, und deßwegen unſern philoſophiſchen Gottſchedianern ein unleidlicher Dorn im Auge. Ich behalte mir vor, mich hierüber weitläufiger in meinem nächſten Briefe zu äußern. Spare mir, Du Guter! doch dann und wann ein Stündchen aus; und wenn Du den Burke lieſeſt, ſo gedenke meiner dabey.

An Lavater.

Pempelfort, den 7ten März 1791.

So eben, lieber Lavater! bringt man mir Dein Paket vom 12ten Februar mit 2 Exemplaren Deiner Handbibliothek, Vter Theil; und ich bringe Dir dagegen auf der Stelle Gruß und Dank. Meine Antwort darauf iſt, *daß ich Deinem Gewiſſen mehr als meinem Urtheil traue.* Das wollte ich Dir damahls gleich ſchreiben; aber zu Aachen hatte ich keinen Augenblick für mich, und nach meiner Zurückkunft wollte ich Dir mehr, als dieſe paar Worte ſchreiben; darüber verſtrichen Tage, Wochen. In Deiner Monatsſchrift haben mir einige Briefe über allen Ausdruck wohlgefallen. Das ganze Vte Stück des 2ten Bandes iſt vortrefflich. — Ach, wie heiß und herzlich wünſche ich mich oft zu Dir! — Mit dem Schreiben kann ich ſo ſchwer fort. — In der Fortſetzung über die Determinirbarkeit Gottes, hängſt Du mir etwas zu weit nach dem Idealismus hinüber. Mir däucht, wenn ich mit Dir ſprechen könnte, Du würdeſt gleich einſehen, daß ich recht habe. Es iſt merkwürdig (nicht ſonderbar) daß die Philoſophen auf die naheliegende Reflexion die hier aushilft — aber auch allein aushelfen kann — nicht gerathen, und lieber ein ganzes Syſtem von Geheimniſſen erſinnen, als ein einziges wirklich vorhandenes gelten laſſen wollen.

Ich ſchreibe itzt an ein paar Bogen wider die Philosophie du jour im weiteſten Verſtande, unter dem Titel: „An Erhard O, ſo gut, als aus Allwills Papieren.“ Komme ich damit zu Ende, ſo wird es Dir bald. Ich habe kürzlich ſchon etwas ſtecken laſſen. Es betraf die Manière fixe d'être gouverné par la seule raison — Aber, lieber Gott! wie iſt dem achtzehnten Jahrhundert zu rathen? Wohin ſoll man nach Hülfe ſchauen? — Da hätte ich ja ganz von ungefähr eine Frage an Dich gethan, die Du billig in Deiner Monatsſchrift beantworten müßteſt. — — Lieber! ſage mir doch ein wenig, wie es Dir geht. Mit mir hältſt Du es ſo, daß Du immer glaubſt, ich wäre Dir eine Antwort ſchuldig. Fragſt Du, wie es mir geht, ſo antworte ich Dir, was ich vor einigen Monaten an H * * * ſchrieb: daß ich je länger, je weniger aus Himmel und Erde klug werden kann. Einige Zeit nachher erhielt ich Auszüge aus Briefen von Hamann an ſeine Freundinn Courtan in Königsberg, und darunter folgende Stelle. „Ich bin ganz ruhig, ſchäme und „gräme mich nicht, bin eben ſo gleichgültig als heftig, „nirgends und allenthalben zu Hauſe, kann aus nichts „in der Welt, am allerwenigſten aus mir ſelbſt klug „werden, und mitten in der größten Verzweiflung „genieße ich einen Frieden, der höher iſt, denn alle „Vernunft, und ſo ſicher als Abrahams Schooß!“ O, des Glücklichen! — Hier noch eine andere Stelle aus einem Briefe aus Pempelfort vom 24ten November 1787. „Es iſt Mittag, und ich freue mich aufs liebe „Eſſen und Trinken, und eben ſo ſehr auf den Augenblick beydes wieder los zu werden und der Erde wieder zu geben, was aus ihr genommen iſt. Vergeben „Sie mir dieſe ungezogene Naturſprache. Sie iſt die „Mutter meiner dürftigen Philoſophie und das Ideal „dieſer ungerathenen Tochter, welche mit ihren Füßen „auf der Erde ſteht und geht, nur mit ihren Augen „den Himmel erreichen kann, von ferne, von weitem, „und je länger, deſto dunkler. Je mehr die Nacht „meines Lebens zunimmt, deſto heller wird der Morgenſtern im Herzen, nicht durch den Buchſtaben der

„Natur, ſondern durch den Geiſt der Schrift, dem „ich mehr als jenem zu verdanken habe.“

Ich denke dieſe zwey Stellen, vornehmlich die letzte, bezahlen wohl das Porto meines Briefes.

An den

geheimen Rath Schloſſer

zu Karlsruhe.

Pempelfort, den 6ten März 1792.

Lieber Freund, Bruder, und Kumpan!

Endlich am Schluſſe der Woche komme ich dazu, daß ich einen Brief an Dich wenigſtens anfange. Es iſt mir genug im Kopfe herumgegangen, daß ich nicht eher konnte, zumahl ſeit ich Dich einen Brummkreiſel geſcholten habe, und ich wohl denken konnte, daß Du mich darüber zur Rechenſchaft ziehen würdeſt.

Ich ſoll das Ding auf einen eigenen Boden geſtellt, und ihm dadurch das Brummen angethan haben; ſo heißts, und der Einfall iſt gut. Gute Einfälle haben gewöhnlich etwas Wahres in ſich; denn um gut zu ſeyn, müſſen ſie paſſen. Und ſo war es denn auch in der That hauptſächlich mein Platonismus über welchen Dein Epikuräismus gebrummt hat.

Das laſſe ich mir nicht ausreden, daß, wenn Du ſo gar ſinnlich thuſt, Du dann nicht bey guter Laune biſt. In ihrem natürlichen Zuſtande haben Leute Deiner Art ein helleres und tieferes Bewußtſeyn von ihrem Urſprung und ihrem Werden, als von ihrem gegenwärtigen Daſeyn, und dies Bewußtſeyn hat Flügel. — Du wirſt ſagen, ich habe Dich mißverſtanden. Nein, Bruder! das habe ich nicht; aber ich kann nicht leiden, wenn Du an eine Genügſamkeit einer gewiſſen Art auch nur ſtreifſt; ſelbſt nur zu ſtreifen ſcheinſt. Ein trefflicher Mann ſchrieb mir einmahl: „Wir wollen nicht ſo vorlieb nehmen; wollen lieber hoffen und harren, und ſelbſt zu Narren werden, als die Wahrheit zur Närrinn werden laſſen.“ Mäßigung ohne etwas, das Maaß giebt, iſt unmöglich. Wo nun findeſt Du im ganzen Umfange des ſinnlichen Daſeyns ein ſolches Maaß? alle Maaßgebung ſchöpfen wir aus dem Gefühl des Ueberſinnlichen, welches allein, und nicht das Abſtractions-Vermögen uns zu vernünftigen Weſen macht. Damit wird es leicht genügſam zu ſeyn von Seiten der Sinnlichkeit; aber das an dieſer Seite genügſam machende ſtrebt auf der andern nach Genugſamkeit, und kann nicht ruhen, bis es etwas dergleichen gefunden hat.

Dies ſchreibe ich Dir, Lieber! weil mirs ſo gar ſehr ums Herz iſt, und ich Dich in dieſem Herzen trage. Mit einem Menſchen, mit dem ich mich hierüber nicht ganz hingehen laſſen darf und mag, der mirs nicht gut heißt, mit dem iſt mir nie durch und durch wohl. Von Dir weiß ich, daß Du mirs nicht allein gut heißeſt, ſondern daß Du mich gerade darum liebſt, gerade darum mein Freund in dem Grade biſt, wie Du es biſt.

In Deinem Tadel über die Art wie heut zu Tage Mathematik gewöhnlich gelehrt wird, haſt Du nicht allein recht, ſondern Du hätteſt mit vollkommenem Rechte noch viel härter tadeln können. Man geht ganz aus dem Weſen der Mathematik heraus, welches Anſchauung iſt, um nur geſchwinder fortzukommen, und glaubt bey der Einbuße der Evidenz nichts zu verlieren, weil doch dieſelbe Gewißheit bleibt. Dieſer Troſt fehlt in andern Wiſſenſchaften, und darum ſieht es da viel ſchlimmer aus. Wir bringens weit im Unterſcheiden und Bezeichnen, und ſind wirklich drauf und dran, ſo behende darinn zu werden, daß wir bald ſogar auch nur noch ein Geſpenſt von Sprache haben werden. Ich freue mich darauf, recht aus Herzensgrunde mit Dir hierüber zu reden, und es Dich an Beyſpielen mit Händen greifen zu laſſen. Dann ſollſt Du auch fünf Briefe leſen, die ich zu Anfang des vergangenen Winters über die Kantiſche Philoſophie geſchrieben habe, und die vor der Hand des Tageslicht nicht ſehen dürfen. Sie müßten, um öffentlich zu erſcheinen, noch ganz anders ausgearbeitet werden. Wirklich haſt Du eine zu gute Meynung von unſern Philoſophen, wenn Du glaubſt, ſie wollten alles verſtehen, ſehen und wiſſen; ſie wollen bloß nicht verſtehen, nicht ſehen, nicht wiſſen; aber dieſes aus dem Grunde, ſo daß auch nicht eine Wahrſcheinlichkeit übrig bleibe. Metaphyſik heißt nur in ſo fern Metaphyſik, als ſie allgemeinere Naturlehre, Naturlehre a priori iſt. Wir ſind alſo ſicher genug, daß wir uns nicht verſteigen, da Seele und Gott, als zu dem Innbegriff ſinnlicher Erſcheinungen (Natur) nicht gehörig, daraus ausgeſchloſſen ſind, und nur als Nicht wahrnehmbar und Nicht erkennbar vorkommen. Auch hiedurch wird die Philoſophie als Wiſſenſchaft zuletzt gewinnen. Unvollkommenheit gehört zu ihrem Weſen, wie zum Weſen der Sprache; und ſo wenig dieſe wegen ihrer Fehler und Laſter je abgeſchafft werden darf, kann und mag, ſo wenig jene. Man hat den franzöſiſchen Geſetzgebern Uebermaaß von Metaphyſik vorgeworfen, da im Gegentheil nur ein wenig ächte Metaphyſik es ihnen unmöglich gemacht haben würde, in dem Grade ſeicht zu ſeyn, als ſie ſich gezeigt haben. — Doch es iſt Thorheit was ich rede, da es ſich mit der Metaphyſik gerade, wie mit der Poeſie verhält: beyder eigentlicher Gebrauch kann weder gelehrt noch gelernt werden; und ohne ihren Gebrauch kommt doch wahrlich nichts heraus, das nicht, beym Lichte betrachtet, Larifari wäre; Beyder Princip iſt derſelbe höhere Grad der Anſchauungsgabe, welche den Menſchen zu einem Sprache erzeugenden Weſen macht. Die anderen machen die Sprache zu einem Menſchen oder Vernunft erzeugenden Dinge, und dann gehts gewaltig voran mit dem Thurm zu Babel.

Die Idee des neuen Werks, welches Du vor haſt, glaube ich zu faſſen, und gebe ihr meinen vollkommenſten Beyfall. Daſſelbe thut Dohm, der mit etwas ähnlichem umgeht. Ich habe ihn, da er jüngſt bey mir war, aus allen Kräften dazu ermuntert, und ihm ein anderes Vorhaben, das mehr nach Philoſophie ausſah, auszureden geſucht. — Mir läßt ſeit den franzöſiſchen Unruhen der Gedanke keine Ruhe, einmahl recht aufs Reine zu bringen, in wie fern die menſchliche Vernunft in Praxi praktiſch iſt. Was ich darzuthun habe, muß ſehr auffallend gemacht werden, weil ich die Brunſt des Genius Saeculi in ſeiner vollen Wuth wider mich haben werde.

An Herder.

Pempelfort, den 5ten Juny 1793.

Euer Paket, lieben Freunde, iſt ſchon vor 8 Tagen glücklich angekommen, und wenn es überall wahr wäre, daß die Freude beredt macht, ſo wäre gleich am folgenden Tage ein langer ſchöner Brief von mir an Euch abgegangen. Froſt, Sturm und Hagel kamen dazwiſchen und machten mich unpäßlich; auch Bedrängniſſe von Emigranten. Jetzt läßt mir die helle Sonne und mein Wohlbefinden keine Ruhe. Was gäbe ich darum daß Ihr Pempelfort in dieſem Augenblick mit mir ſehen und mir das Schreiben ſchenken könntet! Nun muß ich ſchreiben, daß es eine Sünde iſt, hinter meinen Markiſen, und den Vorhang ziehen, damit ich aufs Papier und nicht ins Grüne ſehe.

Zuerſt, auch mit des Grünen wegen, von Deinem Buche, *) lieber Herder. Ich hatte es mit der größten Sehnſucht erwartet, und nun wurde es, mit

---

*) Briefe zur Beförderung der Humanität.

angemeſſener Luſt, auf der Stelle verſchlungen. Verſchlungen und wiedergeleſen mit erneuetem ununterbrochenen Wohlgefallen. „Maake fort“! Gewiß wird Dein Werk nicht ohne gute Früchte bleiben; ich finde es, über alles was ich Dir ſagen kann, für ſeine Abſicht gut berechnet, und die Abſicht ſelbſt vortrefflich. Ich bin vollkommen darinn mit Dir einig, daß der erſte und letzte Gegenſtand des Menſchen, ſeine Menſchheit iſt. Auf welchen Theil des Begriffes der ſtärkere Accent gelegt werden müſſe, darüber mag einige Verſchiedenheit der Meynung zwiſchen Dir und mir ſtatt finden. Wenn Du mir meine Expanſionen zu gut hältſt, ſo wäre es mehr als unbillig, wenn ich Dir Deine Contractionen nicht zu gut halten wollte: kann ich doch Deine Humanität in der meinigen ohne alles Ungemach beherbergen. Speremus atque agamus! Und Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen.

Göthe hat mir das Tiefſurter Journal geſchickt. Ich gerieth an die Paramythien, und las ſie wieder, mit einem Geſchmack, mit einem Entzücken, wie ich ſie nie zuvor, wie ich kaum etwas in meinem Leben geleſen habe. Ich ſchwur daß Du mich ſollteſt ſchinden und braten dürfen, ohne daß ich ſagen wollte, es gebühre Dir nicht. Dieſe lebhaften Gefühle weckten Gedanken, und ich gerieth in ein Nachſinnen, aus dem andre neue Gedanken hervorgingen, die ſehr hell waren, und die mir bleiben werden. *)

---

*) Sie ſind mir geblieben. Ihr Inhalt war die Gleichartigkeit des Bundes, den wir, wie mit Gott, ſo mit dem Freunde, wie mit dem Freunde, ſo mit Gott ſchließen müſſen. Ich wurde zehn Jahre ſpäter lebhaft wieder an den Tag und die Stunde jenes tiefen Eindrucks erinnert, da mir Friedrich Richter bald nach Herder's Tode ſchrieb: „warum ſoll der Freund nicht den Freund lieben wie „die Frau den Mann, die Geliebte den Geliebten, und „an ihm, wie der Fromme an Gott, deſſen „beſte Welt ertragen?“ — Lavater ſagte unter den ſchrecklichen Schmerzen ſeiner letzten langen Krankheit, lächelnd: „Ich bin wohl recht der gute „Narr vom lieben Gott; er mag es mit mir machen „wie er will, ich kann doch nicht von ihm ab.“

An Herder.

Pempelfort, den 7ten December 1793.

Geſtern, mein Lieber, erhielt ich Dein Brieflein vom 29ten November mit Deinem Geſchenk, *) und hatte die Quaal, mitten in der Pein der Abfaſſung eines ärgerlichen dornichten Antrags, der vor Abend fertig ſeyn mußte, das Buch da liegen zu haben, und nicht hinein ſehen zu dürfen. Abends beym Thee las ich die zwey erſten Abſchnitte; ſchrieb für die heutige Poſt einen Brief an Göthe, und habe nun wieder beym Thee und einer Pfeife Knaſter, Deine Abhandlung vergnügt zu Ende geleſen.

Du haſt mir einen heitern Abend gemacht mit Deinem ſchönen Buche, ob ich gleich Deine Pfingſten, S. 134, nicht mit halten kann, ſondern, wie es ſchon in meinem Briefe an Göthe ſteht, ein zweyter Salomo an Mißmuth und an Unglauben bin.

Um über Dein Buch ein Urtheil, das Dir etwas

---

*) Von der Gabe der Sprachen am erſten chriſtlichen Pfingſtfeſt.

werth ſeyn könnte, zu fällen, müßte ich weniger arm an den hierhin gehörigen mannigfaltigen Mitteln des Urtheils ſeyn. So weit meine Kenntniſſe reichen ſind mir bey Deiner Philologiſchen Entwickelung keine erhebliche Zweifel aufgeſtoßen, und meine Ueberzeugung iſt eigentlich nur bey der Phraſe: „Jeder hörte daß ſie mit ſeiner Sprache redeten,“ etwas zurück geblieben; daß nehmlich dieſe Phraſe in dem Sinne, den Du S. 74 und 84 angiebſt, eine eben ſo geläufige als anwendbare Redensart geweſen ſey. Wir ſagen auch im Deutſchen: einerley oder dieſelbe Sprache führen, um die Gleichheit der Geſinnung anzudeuten; aber mir däucht bey der Erzählung des Lucas will es doch nicht paſſen. Geiſtreich genug iſt die Erklärung, und mehr als zuläſſig in Deinem Zuſammenhange. Etwas ſchlüpfrig wird das philologiſche Verfahren wohl allemahl, wenn es ſich mehr vornimmt als nur den Geburtsort der Begriffe, die Anſchauungen aus welchen ſie hervorgingen, zu entdecken. Ich glaube es ſchon einmahl öffentlich geſagt zu haben, daß ich keine andre gute Weiſe, der Wahrheit philoſophiſch nachzuforſchen, kenne, als die Wurzeln der Wörter aufzuſuchen. Aber auch hier hat man äußerſt auf ſeiner Hut zu ſeyn, und darf hintennach das Probemachen nicht verſäumen. Die Sprache bleibt die alte Schlange die ſie ſchon im Paradieſe war. Wenn Du, wie ich, in den Jahren des Nachdenkens noch Sprachen erlernt haſt, ſo wirſt Du Dich erinnern daß Du anfangs einen Sinn und Geiſt in ihnen bewundertest, wofür das Gefühl, wie die Sprachen Dir geläufiger wurden, allmählig ſich verlor. Man entdeckt auch bald wie das zugeht. Weil wir nehmlich anfangs auf die Urſprünge Acht geben und ſie mit zu den Wörtern und Redensarten nehmen, ſo finden wir einen Verſtand und einen Nachdruck, der ſchon nicht mehr da war, da jene Wörter, größtentheils geprägt, dieſe Redensarten aufgenommen wurden. Wir müſſen alſo nachlaſſen von unſerem Sinn und Verſtand, weil er nicht durchhält und uns nur verwirren würde. Um die Sprachen recht zu können, müſſen wir ſie weniger verſtehen lernen. Vor zweyhundert Jahren bedeutete z. B. das franzöſiſche Wort chevir noch genießen (jouir). So braucht es überall Montaigne. Chef iſt ſeine Wurzel, nach Menage. Venir à chef hieß, zu ſeinem Zweck gelangen; daher chevir, genießen. Dieſe Bedeutung findet ſich ſchon nicht mehr im Dict. de l'Academie françoise; auch nicht im Richélet, ſondern chevir heißt da bloß, venir à bout de quelqu'un, lui faire faire ce qu'on veut (flectere, vincire, adducere aliquem quo velis) — So iſt aus Cheville (Zapfen), in der Nebenbedeutung ein Lückenbüßer geworden, das ganz entgegengeſetzte von Cheville ouvrière. Dir müſſen hundert Beyſpiele auf der Stelle einfallen, wo das abgeleitete Wort einen der Wurzel ganz widerſprechenden Sinn erhalten hat. Die Engliſche Sprache kann hier als Sonnenmikroscop dienen. Es geht eben den Sprachen wie allen Leibern; ſie ſterben von der Fortſetzung ihres Lebens, und es giebt für ſie, wie überhaupt, kein Mittel den Geiſt zu erhalten außer dem Geiſte. Wie das Nichtachten hierauf uns vornehmlich in der Philoſophie, der eigentlich ſogenannten, täuſcht, und uns glauben läßt, wir wären oben darauf, wenn wir gar nicht mehr wiſſen was wir ſagen — ohngefähr wie bey dem Rechnen — dieſes hoffe ich noch einmahl recht ins Licht zu ſetzen.

Daß Du nur nicht glaubſt, lieber Bruder, es ſteckte hinter dieſer Anmerkung eine Critik, womit ich nicht gerade heraus wollte! Wahrlich, ich hinterhalte nichts. Du mußt auch einſehen daß Deine Behauptungen ſich an meine Gloſſe ſogar anlehnen, ſie zur Stütze brauchen können.

Wenn ich Dich anfechten möchte, ſo wäre es gleich bey dem erſten Abſchnitte. Muthwillig genug wäre ich dazu, wenn es mir nur nicht an Zeit fehlte. Ich wollte Dir beweiſen, daß wenn der Menſch das Vermögen Sprache zu erfinden überhaupt beſitzt, es nicht unmöglich ſeyn kann, daß er alles Erfundene dieſer Art, „durch eine wunderbare Erhöhung „der Seelenkräfte, der Einbildungskraft „und des Verſtandes“, plötzlich hervorbringe, und ſo fertig Sprachen, die er nicht gelernt hat, rede, als die Schwalbe ihr Neſt baut.

Sonntag den 8ten.

Guten Morgen, lieber Herder! Ich habe gut geſchlafen; nur etwas zu lange. Da ich beym Frühſtück ſaß, kommt mein Bedienter aus der Stadt zurück mit einem Paket — wieder von Dir! Es war der verlohrne Groſchen! Nun iſt es aus mit dem

Schreiben über das grüne Buch, da das blaue *) dazu gekommen iſt. Hätteſt Du es nur auch aufſchneiden laſſen! Mir kam gleich die heilige Cecilia vor Augen. Schade daß nicht ſchon geſtern Abend das Buch da war. Wie ſchön hätte ich nicht die heilige Cecilia brauchen können, die immer auf der Orgel ſpielend mit Harfen und Hoboen umgeben gemahlt wird, weil ſie Cantatibus organis in corde suo soli domino decantabat! — — Ich hatte über das grüne Buch noch ſo vieles auf dem Herzen: wollte Dir bekennen, welcher Geſtalt auch ich wohl mit Zungen mag reden hören, damit rede, und gleich dem Apoſtel (S. 95.) meinem Gott dafür danke; wie ich auf eine gewiſſe verborgene Weisheit; ein gewiſſes verborgenes Erkenntniß alles halte, und wenig Troſt aus allem Unverborgenen zu ziehen weiß; wollte mich Raths bey Dir erholen über die ſonderbare Klemme worinn ich mich befinde zwiſchen Geiſt und Buchſtabe, Seele und Leib, Geſetz und Freyheit — Es würde zu viel und muß unterbleiben. Genug daß ich Dir geſagt habe, und Du es mir anmerken mußt, daß ich Dein Buch mit

---

*) Zerſtreute Blätter Vte Sammlung.

Geſchmack, durchaus mit Luſt und Liebe geleſen habe. Ich war unverrückt: „im Geiſte“ über Deine Art und Kunſt, auch wo ich in Meynungen etwas von Dir abwich. Zu Deinem Pfingſttage kann ich, wie ſchon geſagt, keine Andacht haben: ich brauche „ſchwebende Feuerflammen, neue Zungen, begeiſterte Sprüche“. Und was Deine heilige Kirche angeht, ſo höre ich zwar auch wohl läuten, weiß aber nicht wo die Klocke hängt. Was ich ſehe läßt mich fürchten, es möchte auch von unſerer Epoche einmal geſagt werden dürfen: „Ein Reich der Himmel wollten ſie auf die Erde bringen u. ſ. w.“ *)

Einliegend ein paar Gloſſen — Parallelſtellen — Zungenübergänge: Partiſche, Cretiſche, Elamitiſche, oder wie Du ſie nennen willſt — zum Geiſte Deines Vten Abſchnittes. Sie ſind aus einem Buche genommen, welches ich Dir in ein paar Monathen werde gedruckt zu Füßen legen können, nicht ohne alle Hoffnung einer günſtigen Aufnahme. Dieſe ausgeriſſenen Stellen ſollen nur vorläufig das Gefühl des großen Uebergewichts unſerer Sympathien gegen unſre

---

*) Herder's Ideen Th. IV. S. 69.

Antipathien in Dir erneueren, und an unſer unvergängliches geheimes Einverſtändniß Dich erinnern. — Wie ich Dich liebe, kann Dir nur in Augenblicken, wo Du mit Zungen redeſt, erſcheinen; denn wahrlich! auch Du redeſt mit Zungen, und haſt mehr denn alle wir Korinther zuſammen von dieſer Gabe: Verachte ſie nicht!

Aus
einem Briefe an ***
nach W. —.

Wandsbeck, den 27ten December 1796.

Gern, mein Theuerſter, möchte ich Ihnen die zweyte und dritte Seite Ihres Briefes aus B. — ſo beantworten, wie Sie es von mir begehren. Es will mir aber eine neue Eingebung die mir dazu vonnöthen wäre jetzt nicht kommen; und ſo müſſen Sie zufrieden ſeyn, wenn ich Ihnen bloß aus der Erinnerung einiges vorſtammele, was mich ehmals der gegenwärtige Geiſt gelehrt.

Ich glaube, mein Lieber, daß wenn wir einen Zweck klar und unverworren vor Augen haben, ſey er Erkenntniß oder Handlung, dem Wahren oder dem Guten angehörig, wir zugleich von dem Wege dahin ſo viel erblicken müſſen, daß die Gefahr des Irregehens nicht groß ſeyn kann. Jedes Beſtreben geht aus uns ſelbſt hervor und ſendet einen Lichtſtrahl bis zum Gegenſtande, der ihn empfängt und zurückſendet; ſo entſteht eine Lichtbahn, die immer heller und heller wird. Ohngefähr daſſelbe geſchieht wenn wir Begriffe und Ideen realiſiren, Aeußerliches in Uebereinſtimmung mit dem Innern bringen, überhaupt etwas ſchaffen, ordnen, oder leiten wollen: alles kommt dabey auf den inneren Ernſt, Sammlung und Beſinnung an. Es läßt ſich wenig darüber ſagen das fruchten könnte, weil überhaupt Worte nur Erinnerungen wecken, und ihr Verſtand in vorhergegangenen Anſchauungen und Gefühlen liegt. Daher geſchieht es, daß wir ſogar eine Ueberzeugung verlieren können, wenn wir auch den vollſtändigen Beweis, worauf ſie ſich zu gründen ſchien, behalten haben. Jede feſte Zuverſicht iſt eine in ſich lebendige Kraft, und jede Kraft iſt etwas Göttliches. Frage die Götter, iſt darum mein einfacher, unveränderlicher Rath. Sie ſind freylich unſichtbar, und die Götzen ſichtbar. — Herder ſagt irgendwo, Moſes hätte, nach Aarons goldenem Kalbe, dem Volke ungern ein andres goldenes Kalb geſchaffen mit der Stiftshütte, da er zuvor gedacht, es allein um einen Altar von unbehauenen Steinen zur Anbetung des Einigen unſichtbaren Gottes zu verſammeln. Dergleichen Stiftshütten ſind, gewiſſermaßen, alle unſere Theorien und Syſteme; ſie verhalten ſich zu Weſen und Wahrheit, wie ſich die Sprache zur Vernunft, der Leib zur Seele — mit einem Worte, der Buchſtabe ſich zum Geiſte verhält. Sie ſind zum aufbehalten für uns ſelbſt und Andre, zum haben und mittheilen, ein nothwendiges Geräth; aber ſo wie jedes Werkzeug lebendige Gliedmaßen vorausſetzt, nicht nur bey ſeiner Erfindung, ſondern auch bey jedem nachherigen Gebrauch: eben ſo Wiſſenſchaft und Kunſt. Darum iſt mein einziger und ſchlechthin allgemeiner Rath: Jeder bemühe ſich **ſelbſt anſchauend** von ſich zu erforſchen, was ihm zu wiſſen, zu ergründen, zu erreichen ein wahrhaftes Anliegen iſt. Stetigkeit des Sinnes und viel ſtiller Fleiß wird dazu erfodert. Beydes findet ſich von ſelbſt wenn das Verlangen rechter Art iſt. In jedem Verlangen iſt, durch Ahndung, ſchon Genuß, und gerade an dieſen Genuß der Ahndung hängt ſich der ſtarke und edle Geiſt. Ohne Heldenmuth wird nichts erworben, was des Beſitzes werth iſt; ohne fortdaurenden Heldenmuth, nichts erhalten: nach Ruhe ſtreben wir umſonſt; nicht umſonſt nach Standhaftigkeit und Kraft.

An

Amalia P. v. G. * * *.

Wandsbeck, den 5ten Juny 1797.

Ich habe Ihnen ſchreiben wollen, theuerſte, innigſt geliebte Amalia, ſobald der Abbé Marie Hamburg verlaſſen hätte. Aber was will ich nicht alles, und wie wenig von dem allem kommt zu Stande? Wie oft ſeit unſerer langen Trennung entbrannte nicht mein Herz feuriger gegen Sie, und es war ein mächtiges Wehen in der Flamme zu Ihnen hinüber: dennoch ließ ich ſie nur aufſteigen, eine reine Opferflamme. — Wie ich je Sie geliebt habe, liebe ich Sie noch; aber es iſt eine Verwirrung in unſere Sprache gekommen, die meine Zunge bindet; eine Verwirrung, welche durch die mancherley Dialecte, worinn bey Anderen oder vielmehr zu Anderen Ihre Sprache überzieng, für mich vergrößert wurde. Das Echo der reinen Mundart iſt aus meinem, durch die mit Zungen Redenden zerriſſenen Ohre faſt verſchwunden. —

Ach, daß die ſchaffende Stimme ſich in Wiederhall ſo leicht verliert, von ihm verſchlungen — wunderbar ſo ganz verſchlungen wird, daß ſie ſelbſt ſich nicht wiederholen, ihren Anfang, das Weſen, nicht wieder finden kann, es nicht mag! —

Ich las geſtern von einem gewiſſen Cahusac, daß er zu ſagen pflegte: les vapeurs sont une chose bien fâcheuse, car elles font voir les choses comme elles sont. So grämlich dieſes klingt, ſo wahr iſt es doch in Beziehung auf alle Dinge ohne Ausnahme, in ſo fern ſie äußerlich dargeſtellt werden; nicht aber, in ſo fern ſie in jener tief inwendigen Empfindung wohnen, die allein uns alle Wahrheit verbürgt, und durch gar nichts äußerlich gemacht werden kann. Alle Mittel der Erkenntniß, des Glaubens und Wirkens laſſen uns im Stiche, ſo bald uns Gefühl und Trieb im Stiche laſſen. Je mehr wir es mit theoretiſchen und praktiſchen Theorien, Heils-Ordnungen der Wahrheit und Tugend — der Einſicht und der Kraft — verſucht, je ernſtlicher wir es damit gemeynt, ſie uns zu eigen gemacht und in unſer Selbſt aufgenommen, unſer Selbſt ihnen, um es zu verwandeln, hingegeben haben: deſto betroffener werden wir zuletzt mit dem ſterbenden Kaiſer Severus ausrufen müſſen: Omnia fui, et nihil expedit! — Nur diejenigen Wahrheiten, die im Bilde wirklicher als in der Sache, die lauter Form, auch der Materie nach ſind, wie die mathematiſchen, haben wir ganz in unſerer Gewalt; jede andere Ueberzeugung gleicht den Blättern, welche die Sibylle den Winden übergab. — Auf eine ähnliche Weiſe iſt es mit unſern Vorſätzen beſchaffen: On a été brave un tel jour. Darum nimmt meine Abneigung gegen alle die Geſchäftigkeiten mit jedem Tage zu, die aus lauter Geiſtes-Liebe unaufhörlich damit umgehen, Geiſt in Buchſtaben zu verwandeln, zum buchſtabiren für jedermann, in Europa, Aſia, Afrika und Amerika. Sie haben mir unendlich geſchadet dieſe geſchäftigen Leute, und ich will ihnen die Rechnung ihres Betrugs machen, öffentlich zur Warnung für Andere.

Warum ich Ihnen dies alles ſchreibe, liebe Amalia? weil mir das Herz davon voll und beklemmt iſt. Ich fürchte nichts von Ihnen, wenn Sie mich auch mißverſtehen, wegen des freyen, edeln Geiſtes, der in Ihnen über alles herrſcht unüberwindlich. Er wird bey Ihnen bleiben dieſer Geiſt, wenn auch verborgen, und mir Ihre Freundſchaft unter jedem anderen Wechſel unverſehrt erhalten. Wie mein Herz Ihnen vertraut, ſo vertraue das Ihrige mir wieder.

Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Vierter Band.

Erſte Abtheilung.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher
1819.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ac.
Bibl.
Acad.
Land.

Geneigter Leſer!

Während vorliegender vierte Band ſeiner Werke abgedruckt wurde, ſtarb Friedr. Heinr. Jacobi nach kurzer Krankheit am 10. März. Er hatte den Entwurf eines Vorberichts angefangen, und ſchon früher für denſelben Manches Einzelne niedergeſchrieben, was Anordnung und Zuſammenſtellung von heiteren Augenblicken eines vorgerückten mit körperlichen Beſchwerden heimgeſuchten Alters erwartete. Ich übernehme jetzt das Geſchäft, ſtatt ſeiner ein Aehnliches zu verſuchen, wohlbekannt mit dem Inhalt ſeiner philoſophiſchen Lehre, welche mich vor fünf und zwanzig Jahren zuerſt durch die verwickelten Gänge andrer Syſteme führte, und ſeitdem die Richtung meines philoſophiſchen Nachdenkens entſchied; aber auch wohlbekannt mit der großen Schwierigkeit, zerſtreute und abgerißne Glieder eines Ganzen ohne Beyhülfe des Urhebers mit einiger Natürlichkeit und Wohlgeſtalt zuſammenzufügen. Oft übermannten mich hiebey Wehmuth und tiefe Trauer um den Hingeſchiedenen; es war, als ob gebrochne Anklänge einer zweiten Welt in die Tonreihe der gegenwärtigen übertragen werden ſollten, und nicht ihren rechten Ort zu finden wüßten; als ob ihre wahre Vereinigung nicht zu ſuchen ſey im bewegten irdiſchen Daſeyn, ſondern in den Wohnungen des ewigen Friedens. Dennoch gab mir das unvergeßliche Andenken treuer Freundſchaft und Liebe den Muth zum Verſuche, und dieſer ſchien ſogar als wohlwollender Dienſt über dem Grabe nothwendig gefordert. Darum bedenke, lieber Leſer, wenn dir Einiges mangelhaft ſcheint, Anderes nicht ganz in der eigenſten Art des Verblichenen, die Schuld liege, — obgleich er ſelber redend eingeführt worden — nicht an ihm, ſondern an der unzureichenden Hülfe ſeines Freundes, der gerne allen Tadel deßhalb tragen will, und ſich nur bewußt iſt nach Kräften gethan zu haben, was er vermochte.

Ueber die ganz neu hinzugekommene dritte Abtheilung dieſes Bandes wird eine ihr beygefügte eigne Vorrede das Nöthige erinnern.

Die noch fehlenden zwey Bände der Werke, zu deren Herausgabe Alles vorbereitet iſt, ſollen ihrer Zeit folgen und die Sammlung vollſtändig machen.

München, am 10. April 1819.

Friedrich Köppen.

Vorbericht.

Wider die Zeitfolge erſcheinen erſt im vierten Bande meiner Werke die Briefe über die Lehre des Spinoza, mit welchen wohl ſchicklicher die ganze Sammlung, wenigſtens die Reihe der eigentlich philoſophiſchen Schriften, hätte beginnen ſollen. Der Verfaſſer wünſchte letztres entſchieden, wünſchte überhaupt die chronologiſche Ordnung, nach Möglichkeit, durchaus zu befolgen, aus denſelben Gründen, welche der Recenſent des dritten Bandes vorliegender Sammlung in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen (1817. St. 32.) angeführt hat, weil nämlich: alle dieſe philoſophiſchen Schriften durchgängig in einander eingreifen, ſich gegenſeitig näher aufhellen und beſtimmen, und dadurch deutlichſt zeigen, wie dem Vf. ein Gedanke nach dem andern klarer wurde, und warum beym erſten Anblick einige Hauptmomente ſeiner Philoſophie nicht ganz dieſelben geblieben zu ſeyn ſcheinen. Aeußere Gründe jedoch traten dieſen inneren entgegen, und verlangten — wie ſchwer es fallen mochte — Ergebung. Deutſchlands Lage im Jahre 1811, als dieſe Sammlung unternommen wurde, und die einen nahen Untergang alles gelehrten öffentlichen Verkehrs drohende Zeit, riethen dringend, ſolche Schriften, welche ſeit vielen Jahren im Buchhandel vergriffen waren und noch immer häufig begehrt wurden, namentlich Eduard Allwills Briefſammlung und das Geſpräch über Idealismus und Realismus, zuvörderſt herauszugeben, und ihnen theils im Druck noch nicht erſchienene, theils in Zeitſchriften zerſtreute oder als Flugſchriften verloren gegangene Aufſätze beyzugeſellen. Wegen Allwills Briefſammlung mochte ich leicht nachgeben, da ihr Alters wegen voranzutreten gebührte und ſie nur wider ſich hatte, daß ſie unvollendet geblieben. Außerdem enthält ſie wirklich den ächten allgemeinen Schlüſſel zu meinen Werken, ſowohl was den Inhalt angeht, als den Vortrag. Der Leſer wolle nachſehen, was hierüber in der Vorrede zu Allwill S. XI—XIII. geſagt iſt. Dem Geſpräch über Idealismus und Realismus ward der Vortritt vor dem Werke über Spinoza dadurch erleichtert, daß es zugleich als ein älteres und jüngeres betrachtet werden mochte. Es war um zwey Jahre jünger, als die Briefe an Mendelsſohn; zwey Jahre älter, als das im Jahre 1789 vollſtändig erſchienene Buch über die Lehre des Spinoza, welches ſich häufig auf das Geſpräch über Idealismus und Realismus, als ein vorangegangenes, bezieht. Hier war alſo für ſtrenge Beybehaltung chronologiſcher Ordnung ohnehin kein Rath, daher beſchloß ich, eine Einleitung in meine ſämmtlichen philoſophiſchen Schriften als Vorrede zu dem Geſpräch über Idealismus und Realismus an die Spitze zu ſtellen, und damit die Sache zu ſchlichten. Wußte doch jeder Leſer, daß dieſe Reihe von Schriften mit den Briefen an Mendelsſohn begonnen hatte, und war ihm doch deren Hauptinhalt wohl noch gegenwärtig.

Was in jener Vorrede S. 4 — 7 angeführt worden, warum ich bey der neuen Herausgabe des Geſpräches keine ſolche Veränderungen vornahm, die es ſeiner Zeit entrückt und als geſchichtliche Urkunde verfälſcht hätten, gilt noch in weit höherem Grade von den Briefen über die Lehre des Spinoza. Der Gang dieſer Schrift iſt ein durchaus geſchichtlicher, er iſt nicht gemacht, ſondern geworden, und wie nun Alles in ihr entſtand und ſeitdem beſtand, muß man es gegenwärtig laſſen, ohne Tugenden mehren oder Gebrechen mindern zu wollen. Des Wegnehmens und Zuſetzens, des Biegens und Beſſerns wäre bey ſolchem Verſuche kein Ende. Ich entſchloß mich daher, nach reiflicher Ueberlegung, auch nicht einmal durch neue Anmerkungen dieſer dritten Ausgabe nachzuhelfen *), ſondern mich zu verhalten, als wäre ich der Herausgeber eines Werks von einem ſchon verſtorbnen Schriftſteller. Sogar einige Stellen der Schlußrede, welche in der Ausgabe von 1789 fehlen, ſind von mir aus der Ausgabe von 1785 wieder hergeſtellt worden, indem ich mehr der urſprünglichen Eingebung vertraute, als der ſpäteren kühlen Ueberlegung; welche oft gar nicht wiederfinden kann, was der Geiſt anfangs ſeiner Rede untergelegt hatte. In ähnlichem Sinne vertheidigte

---

*) Nur S. 217—222 dieſes Bandes und an wenigen andern Orten iſt hievon abgewichen worden.

Voltaire eines ſeiner Werke gegen Jemanden, der viel Abänderungen begehrte: „Laſſen Sie mir das Kind, wie es iſt; es hat einen Höcker, aber es befindet ſich wohl“ Selbſt wenn ſcheinbar leicht ohne Verletzung andrer Theile dergleichen wegzuſchaffen wäre, wird das Unternehmen bedenklich, weil man den Ort anzutaſten Gefahr läuft, welcher Sitz des Lebens iſt. Nach dieſen Grundſätzen glaubte ich bey meinen Werken verfahren zu müſſen, und mancher Höcker blieb deßhalb an ſeinem Platz.

Wäre nun hierüber mit geneigten Leſern ein freundliches Verſtändniß eingeleitet, ſo dürfte daſſelbe in andrer Hinſicht gleichfalls wünſchenswerth ſeyn, was nämlich den Geſammtinhalt meiner Werke und deren Vortrag betrifft. Des allgemeinen Schlüſſels zu ihnen iſt ſchon erwähnt *). Man hat ihn aber nicht immer ge-

---

*) Nämlich Werke Bd. I. Vorr. zu Allwill, S. XI — XIII. u. Ebendaſ. S. 564 — 567. eine weitere Auslegung

funden und gebraucht, ſondern mit andern Haupt- und Nebenſchlüſſeln zu Zeiten Aufſchluß verſucht. Da ſollte vornehmlich dieß Eine offenbar werden: der Urheber jener Werke ſey ein Philoſoph nur *von Natur oder Charakter*; ein Schriftſteller nur *von ungefähr* oder *aus Gelegenheit*; ihm habe Wiſſenſchaft und Wahrheit keinen *unbedingten* Werth, mithin ſey ſeine Liebe zu Wiſſenſchaft und Wahrheit, nur eine untergeordnete, *intereſſirte*, folglich eine *unreine* Liebe; ihm fehle der *rein logiſche* Enthuſiasmus, d. i. die um das Reſultat der Forſchung unbekümmerte *durchaus reine* Wahrheitliebe, welche die eigentliche *Sittlichkeit* des Denkens ausmache; ſein Kopf ſey mit dem Herzen zuſammengewachſen, darum nothwendig unphiloſophiſch; und ſo zeige ſich am Ende als Summe der Jacobiſchen Darſtellungen und Lehren nur

---

in einem Briefe an J. G. Hamann, auch zum Theil in dem dort unmittelbar vorhergehenden Briefe an Reimarus.

der in Begriffe und Worte gebrachte Geiſt eines individuellen Lebens: des Mannes Friedr. Heinr. Jacobi.

Nicht ganz grundlos ſind dieſe Urtheile, wie hart ſie auch klingen. Habe ich doch ſelbſt vor ſechszehn Jahren in einem Briefe an Friedrich Köppen öffentlich ein Bekenntniß abgelegt, deſſen Inhalt, als jenen Urtheilen zuſagend, ſich wohl deuten läßt. Meine Worte waren folgende:

„Mit dem erſten mir im Bewußtſeyn gebliebenen Gedanken habe ich die Wahrheit geſucht, und ſpäter ihr nachgetrachtet mit allen meinen Gedanken; aber wie damals nicht, ſo auch zu keiner folgenden Zeit aus einer nur eiteln Begierde mich mit ihr, als mit Etwas von mir Entdecktem, oder das aus mir ſelbſt zuerſt hervorgegangen wäre, bloß zu ſchmücken. Ich bedurfte einer Wahrheit, die nicht mein Geſchöpf, ſondern deren Geſchöpf ich wäre. Fülle ſollte ſie geben meiner Leerheit; Licht bringen in die mich umgebende Nacht, es tagen laſſen vor mir und in mir, wie ich es in meinem Innern mir verheißen fand. Ich ging aus von dieſen Verheißungen, und war nicht gleichgültig in Abſicht deſſen was zu meiner Erkenntniß kommen möchte, wenn es nur überall Erkenntniß wäre. Jenes reinen Vorwitzes darf ich mich daher nicht rühmen, der, nach den Urtheilen der großen Männer dieſer Zeit, der allein wahre Geiſt der Philoſophie, ſo wie ſeine jedesmal nur täuſchende ins Unendliche hinaus ſich verſchiebende Befriedigung, ihre ganze Abſicht iſt; ſondern des allein, daß ich mich gegen eigne Vorurtheile mißtrauiſcher als gegen keine andere, und im Prüfen überall unbefangner als die bloß und rein vorwitzigen Philoſophen bewieſen habe. Es iſt von dieſen auch zu viel gefordert, wenn man ſie unbefangen haben will. Ganz unintereſſirt in Abſicht des Objects, muß nicht das Subject ihnen Alles, und wie die Unparteylichkeit an jener Seite vollkommen, ſo die Parteylichkeit an dieſer unendlich werden?" *)

Noch gegenwärtig nehme ich Nichts von dieſem Bekenntniß zurück, ſondern beſtätige daſſelbe vollkommen, muß alſo wohl die Anklage gerecht finden, daß ich nicht über Alles ehre und liebe Wiſſenſchaft und Erkenntniß bloß als ſolche, ſondern daß ich ſie ehre, liebe und ihr nachtrachte ausdrücklich eines Inhalts wegen, den ſie mit ſich bringen müſſen, wenn ſie für mich einen unübertrefflichen Werth haben ſollen. Hierüber ein letztes Wort an meine Zeitgenoſſen zu richten, wenn jenes Wort in der Vorrede zu Allwill das erſte über meine Philoſophie, Art und Kunſt geweſen, war lange mein entſchiedenſter Wunſch; nur iſt der Abend ſchon ſtark hereingebrochen, und die ſtündlich zunehmenden Schatten des Lebens umnachten mein

---

*) Schellings Lehre u. ſ. w. von Friedrich Köppen, nebſt drey Briefen verwandten Inhalts von F. H. Jacobi. 1803. S. 259. 240.

Auge, während der Geiſt erhellt iſt von dem Gedanken einer neuen Morgenröthe. Wenige, aus meinen Werken hinreichend ergänzbare Andeutungen mitzutheilen, ſey mir vergönnt.

Von jeher war mein philoſophiſches Nachdenken nicht abſichtlos, ſondern hatte ein beſtimmtes Ziel vor Augen. Sogar um bloße Selbſtverſtändigung, welche, über ihre Richtung unbekümmert, bald hie und dort anhebt, bald hiehin und dorthin ſich wendet; um ſie allein war es mir nicht zu thun; ich wollte über Etwas zu Verſtande kommen, nämlich über die mir eingeborne Andacht zu einem unbekannten Gott. Führte die Selbſtverſtändigung mich dahin, daß alle Ueberzeugung von einem Gott, zu welchem man beten kann, — einen andern kennt die Andacht nicht — Thorheit ſey; ſo war ich klug geworden zu meinem Schaden, mein Bedürfniß blieb unbefriedigt; nämlich das Bedürfniß: Gott als den erſten Grund aller Wiſſenſchaft zu entdecken und überall wieder zu finden. Nie war mein Zweck, ein Syſtem für die Schule aufzuſtellen; meine Schriften gingen hervor aus meinem innerſten Leben, ſie erhielten eine geſchichtliche Folge, ich machte ſie gewiſſermaßen nicht ſelbſt, nicht beliebig, ſondern fortgezogen von einer höheren, mir unwiderſtehlichen Gewalt. Heißt Nachdenken und Mittheilen dieſer Art ein perſönliches, ſo iſt allerdings meine Philoſophie eine perſönliche; aber daſſelbe wird der Fall ſeyn bey Allen, denen ihre Philoſophie Religion iſt; welche nicht nach Wahrheit überhaupt — einem Ungedanken, wie Daſeyn oder Wirklichkeit überhaupt — ſondern nach einer beſtimmten, Kopf und Herz befriedigenden Wahrheit ſtreben. Zugleich iſt mir auch jede andre Philoſophie, bloß für den Lehrſtuhl, bloß für Schrift und Wort, eigentlich gar keine, ohne wahren Werth, und lebendigen Geiſt.

Was heißt Wahrheit lieben und ſuchen? Liebt und ſucht man ein Unbeſtimmtes, dem Menſchen Fremdes, Unangemeßnes, ihn und ſein geiſtiges Daſeyn Zerſtörendes? Oder ſucht und liebt man vielmehr die Wahrheit um ihres Inhalts willen, weil dieſer etwas Entſchiedenes, Eigenſtes, das geiſtige Daſeyn des Menſchen Erhebendes iſt? Geſetzt nun, die Wahrheit über alle Wahrheit beſtände darin, daß ich zur Einſicht gelangte, der Grund von Allem ſey ein, man wiſſe nicht Was, von Subſtanz, welches ſich abſichtlos aus ſich ſelbſt von Ewigkeit zu Ewigkeit zu ſchaffen mache, und dieſe Subſtanz mit ihrer gedankenloſen Actuoſität ſey das Alleinſeyende; aber Alles Unterſchiedene, Beſtimmte, Denkende und Abſichtvolle ſey nur Wahn: — Könnte wohl irgend Jemand in dem Beſitz und Genuß ſolcher Wahrheit ſich ſelig preiſen? Eine Wahrheit, welche ihn tödtet, vernichtet, kann der Menſch weder ſuchen noch lieben.

Solches geſchah auch ernſtlich niemals auf Erden, konnte nicht geſchehen. Die menſchliche Seele ſucht das Ewige, Unveränderliche, in ſich ſelbſt Beſtehende, Abſolute; ſie entbehrt nicht freywillig der Wahrheit; aber ſie will dann gewahren — nicht *den Schatten*, ſondern *was den Schatten wirft*. Alle Menſchen nennen Etwas inwendig und im Voraus Wahrheit, in deren Beſitz ſie noch nicht ſind, wornach ſie ſtreben, und welches ſie dennoch nicht vorausſetzen könnten, ohne daß es ihnen auf irgend eine Weiſe gegenwärtig wäre. Ein Dämmerlicht öffnet ihnen das Auge, und verkündigt auf wunderbare Weiſe eine noch nicht aufgegangene Sonne. Der Morgen iſt angebrochen, aber der Tag noch nicht geworden. Den Sabbath feyert allein Gott, aber der Menſch ſoll ihn heiligen. Iſt das Vorausſetzen der Wahrheit eine bloße ſubjective Täuſchung vernünftiger Weſen, haben ſie von derſelben keine auch nur die trübſte Anſchauung; ſo iſt ihr Forſchen überall eitel. „Nicht eitel iſt dieſes Forſchen!“ — ſo weiſſagt die Andacht am Anfange.

Hierauf beruht das Intereſſe der Wiſſenſchaft. Wohl giebt es Wiſſenſchaften, die bloß im Sinnlichen verweilen, und Mittel zur beſſern Befriedigung deſſelben ſuchen; aber der höchſten Wiſſenſchaft Intereſſe iſt auf das Ueberſinnliche gerichtet. Ich zähle mit Kant zu den weſentlichen Gegenſtänden der Philoſophie: Gott, Freyheit, Unſterblichkeit. Einſt — als die Briefe über Spinoza zum erſtenmal erſchienen — war dieſe Meynung in Deutſchland herrſchend und hatte entſchiedenes Gewicht; man war überzeugt, Leibnitz habe den rechten Weg zur Erkenntniß dieſer Gegenſtände entdeckt. Hat ſeitdem die Philoſophie als wahre Wiſſenſchaft eine durchaus andre Abſicht gefunden?

Gleich wie Religion den Menſchen zum Menſchen macht, und allein ihn über das Thier erhebt, ſo macht ſie ihn auch zum Philoſophen. Strebt die Religioſität mit andächtigem Vorſatz den Willen Gottes zu erfüllen, ſo ſtrebt die Religioneinſicht ſtets ſicherer von Gott zu wiſſen und den Verborgenen zu erkennen. Um dieſe Religion, den Mittelpunct alles geiſtigen Lebens, war es meiner Philoſophie zu thun, nicht um Erwerbung andrer wiſſenſchaftlicher Erkenntniſſe, welche auch ohne Philoſophie zu haben ſind. Der Umgang mit der Natur ſollte mir zum Umgang mit Gott verhelfen. Ewig in der Natur bleiben und in ihr Gott entbehren und vergeſſen lernen, wollte ich nicht.

So ſprechen nun auch wohl Manche, deren Philoſophie von der meinigen abweicht. Warum? Ich berufe mich auf ein unabweisbares unüberwindliches Gefühl als erſten und unmittelbaren Grund aller Philoſophie und Religion; auf ein Gefühl, welches den Menſchen gewahren und inne werden läßt: er habe einen Sinn für das Ueberſinnliche. Dieſen Sinn nenne ich Vernunft, zum Unterſchiede von den Sinnen für die ſichtbare Welt. Nur wo Selbſtſeyn und Perſönlichkeit — beyde Eins, auch nach Kant — vorhanden, kann eine ſolche

Berufung und mit ihr Vernunft, ſich kund geben. Vorgeſichte des Urwahren, des Urſchönen, des Urguten, ſiehet der Menſch im denkenden Geiſte, und weiß, weil er dieſe Geſichte hat, daß ein Geiſt in ihm lebet und ein Geiſt über ihm. Niemandem kann zugemuthet werden, die poetiſche Klarheit ſolcher Vorgeſichte durch proſaiſche Selbſtverſtändigung zu verdunkeln; allein er wird zugleich denen unverſtändlich bleiben, welche den Geiſt nicht kennen, welcher ihn ſelbſt in alle Wahrheit leitet. Fehlt es mir deshalb an proſaiſcher Selbſtverſtändigung — wie man vorgeworfen — und ſetze ich meine Leſer in den Fall, das Syſtem hinzuthun zu müſſen, ſo iſt es Andern nicht beſſer gegangen. Was hat Sokrates für die Schule gethan, was ſogar Leibnitz? Mit Zungen zu reden, wem iſt es verliehen? Wurzel der Philoſophie muß bleiben: menſchliche Erkenntniß gehet aus von Offenbarung, die Vernunft nämlich offenbaret Freyheit, indem ſie Vorſehung offenbaret; und alle Aeſte der Lehre treiben aus dieſer Wurzel hervor. Ich habe vielfältig wiederholt, daß jeder, dem nicht das Freyheitgefühl wie mir Gewalt anthäte, von mir nicht überzeugt werden könne. Wer Perſönlichkeit in meinem Sinne nicht gelten läßt, der kann auch meine Philoſophie nicht gelten laſſen, ich bin kein Mann für ihn, meine Lehre iſt keine Lehre für ihn. Nicht immer war mir dieſes ſo klar, als es jetzt im Greiſenalter iſt, aber bewieſen hat es ſich in meinem ganzen Leben.

Wenn die Geſchichte der Menſchheit eine Religiongeſchichte iſt, warum nicht die innere Geſchichte jedes einzelnen Menſchen, die Geſchichte ſeiner Religion?

Wo ſtarke Perſönlichkeit hervortritt, da wird in ihr und durch ſie die Richtung zum Ueberſinnlichen und die Ueberzeugung von Gott am entſchiedenſten zur Sprache gebracht. Sokrates, Christus, Fenelon, beweiſen mir mit ihrer Perſönlichkeit den Gott welchen ich anbete, er iſt mir als Schöpfer dieſer Perſönlichkeiten erhabner, denn als Urheber des Sternenhimmels nach Geſetzen innerer Nothwendigkeit, denen er ſelbſt in ſeinen Werken unterworfen iſt. Der Gott der Bibel iſt erhabner, als der Gott, welcher nur ein Abſolutes iſt, wie ſehr man dieſes auch ſchmücke, und mit Flitterwerk der Phantaſie umgebe.

Darum fragt meine Philoſophie: wer iſt Gott; nicht: was iſt er? Alles Was gehört der Natur an. „Unter dem Begriffe von Gott verſteht man nicht etwa bloß eine blindwirkende Natur als die Wurzel der Dinge, ſondern ein höchſtes Weſen, das durch Verſtand und Freyheit Urheber der Dinge ſeyn ſoll und dieſer Begriff eines lebendigen Gottes intereſſirt uns auch allein:“ — ſo ſagt Kant *). Anders konnte ich mir die Sache nicht denken. Es giebt keine Vernunft, als in Perſon, alſo weil Vernunft

---

*) Krit. d. r. Vnft. S. 660. 661.

iſt; ſo iſt ein Gott und nicht bloß ein Göttliches. Der letzte iſt ein Geſchöpf der über dem Verſtande ſchwebenden Phantaſie. Ich bekenne mich zum Chriſtenthum, indem ich behaupte, daß diejenigen, welche die Natur vergöttern, Gott läugnen.

Naturdienſt iſt die Religion des Heydenthums, Gottesdienſt die Religion des Chriſtenthums. Die Tugend iſt mit der letztern unzertrennlich Eins. Wir erfahren, daß ein Gott iſt, ſo oft ſich in uns das Gewiſſen, — unvertilgbar die freye Perſönlichkeit bezeugend — übermächtig regt; durch ein göttliches Leben wird der Menſch Gottes inne. Von dieſer Seite iſt der Weg zur Erkenntniß des Ueberſinnlichen ein praktiſcher, kein theoretiſcher, bloß wiſſenſchaftlicher, und darum ſagt Chriſtus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Auch was höchſtes Gut ſey oder vielmehr, was ausſchließlich ein Gut genannt zu werden verdiene, erhält dadurch ſeine unwandelbare Beſtimmung. Giebt es ein ſolches Gut, welches nicht bloß in Größenvergleichung, ſondern unvergleichbar alle andern Güter übertrifft, und iſt dieſes kein Hirngeſpinſt, ſo giebt es eine wirkliche und wahrhafte Religion. Wer nur von zeitlichen Gütern weiß und wiſſen will, hat keine Religion und bedarf ihrer nicht. Einen Himmel Mohammeds ſchafft man ſich möglicher Weiſe auf Erden; wer ſich ſelig preiſt in ſolchem Himmel, ſchaut nach keinem Gott im Himmel, und begehrt keinen unſterblichen Geiſt, ſondern nur einen unvergänglichen thieriſch beſeelten Leib. Ohne Moralität deßwegen keine Religioſität. Dieß unterſcheidet Gottesdienſt vom Götzendienſt; Chriſtenthum vom Heydenthum und Jslam.

Niemals wird der wahren Wiſſenſchaft Zweck und Abſicht ſeyn, Gott zu verlieren, ſondern ſie ſuchet ihn, und will ihn finden, mit der urſprünglich menſchlichen, vernünftigen, durch überirdiſchen Zug gebotenen Vorausſetzung:

das Wahre ſey allein in Gott und bey Gott. Dann geht ihr keine Luſt über die Luſt an der Entdeckung der Wahrheit, über die Luſt an Erkenntniß und Wiſſenſchaft. Wenn uns irgend eine verworrene Vorſtellung klar, ein ſcheinbarer Widerſpruch gelöſt wird, ſo iſt dieſes immer dem Verſtande eine Luſt, aber dieſe Luſt iſt nicht von höherer Art, als wenn uns Göttliches vor die Seele tritt, wenn wir uns über Alles dem Verſtande Erreichbare emporſchwingen. Hier ſiegt das Wahre, welches man um ſeiner ſelbſt willen lieben und über Alles lieben kann, die Eine Wahrheit, ohne welche die vielen Wahrheiten keinen Werth haben. Täuſchen uns die vielen Wahrheiten, ſo ſucht die wahre Wiſſenſchaft Enttäuſchung.

Habe ich deßwegen geſagt: es ſey das Intereſſe der Wiſſenſchaft, daß kein Gott ſey *); wer allein ihr nachgehe, ob er ſie endlich

---

*) Werke Bd. II. S. 384. 385. Anm.

finden möchte, ſey um Gott unbekümmert, frage nicht nach ihm, ſolle nicht einmal nach ihm fragen; ſo muß wohl dieſe Wiſſenſchaft eine andre, als jene angedeutete wahre ſeyn, von welcher das Gegentheil gilt.

Unverkennbar zeigt ſich im geſammten Menſchendaſeyn und ſeiner Geſchichte, eine ſchwer zu löſende Verkehrung und Ausartung des Urſprünglichen. Der Menſch, nach Gottes Ebenbilde geſchaffen, ſinkt von ſeiner Höhe; ſeine Gedanken, die am Anfange nur auf Gott und göttliche Dinge gerichtet ſind, ſchweifen abwärts in der Leere und Irre, und ſeine Erkenntniß nimmt Theil an dieſer Richtung, geräth in Zweifel, Ungewißheit und Irrthum. Das Uebel iſt da, nach Aller Zeugniß, das höchſte Gut iſt verloren, die Tugend ſchwach, die Religion ausgeartet. Die Wiſſenſchaft, welche helfen ſollte, und es auch verſprach, vermehrt oft die Verwirrungen, ſie kann dahin gelangen, Gott und Tugend wegzuläugnen, und mit ſich unvereinbar zu achten.

Sobald ſie dieſes thut, beſteht ihr Intereſſe darin, daß kein Gott ſey, und daß die Liebe zu ihm in der menſchlichen Seele nicht als das urſprünglich Herrſchende und Erſte anerkannt werde.

Dann will vielmehr die Wiſſenſchaft nur ſich ſelber lieben und achten, nichts über ſich anerkennen, ſondern Alles in Allem ſeyn und hervorbringen, ſie will ſeyn wie Gott. Sie macht auf Allwiſſenheit Anſpruch, ſie behauptet allen Zweifel zu vertilgen, vollkommene Erkenntniß zu beſitzen, ſie wird von Lehrſtühlen verkündet als allgenugſame Lehre und Weisheit, wogegen die Denker aller Jahrhunderte fehlgegriffen hätten und in lauter Irrthum und Wahn befangen geweſen wären. Dieſe Wiſſenſchaft, die eigentliche, einzige genannt, beſteht in dem Selbſthervorbringen ihres Gegenſtandes, ſie ſchafft das Wahre und die Wahrheit, iſt ſelbſtſtändig durchweg, und verwandelt Alles außer ihr in Nichts *).

---

*) Vergl. Werke Bd. III. S. 20

Weil ſie als Werk der Reflexion, des Verſtandes, ſich vollendet, erſcheint ſie als feſtes geſchloſſenes Syſtem, und muß alle diejenigen Lügen ſtrafen, welche ein höheres, urſprüngliches Wiſſen vorausſetzen, auf die Wahrnehmung deſſelben alle Bedeutſamkeit der Reflexion und der Syſteme zurückführen, hierin das Intereſſe der Vernunft finden, und die Gewalt des Verſtandes nur als eine abgeleitete für ſich unſelbſtſtändige darſtellen. An Gegnern hat es der allgenugſamen Verſtandeswiſſenſchaft weder in früheren noch ſpäteren Zeiten gefehlt *). Entweder ſind ſie bloße Zweifler, brauchen die Waffen des Verſtandes wider ihn ſelbſt, oder ſie werden behaupten: Wiſſenſchaft verhalte ſich zur höheren Vernunft, wie Werkzeuge und künſtliche Maſchinen zu lebendigen Gliedern; eine Mechanik, welche lebendige Glieder ſchaffe, könne nicht erfunden werden; Wiſſenſchaften ſeyen ſyſtema-

---

*) Vergl. Tennemann Geſch. der Philoſophie, Bd. IX. S. 441. 496.

tiſche Regiſter wechſelſeitig auf einander verweiſender Erkenntniſſe, denen das Erſte und letzte, worauf verwieſen werden muß, fehle; die Wiſſenſchaften ſeyen menſchliche Erfindungen, das Wiſſen nicht. Jenen Anhängern der Syſtemherrlichkeit wird dieſes als Läſterung erſcheinen, denn ſie machen zum erſten Geſetz, man ſolle nicht aus dem alten Gleiſe treten.

Sagten die Araber vom Ariſtoteles: er ſey ein überall hinſchöpfender, Nichts erſchöpfender Becher der Welt; ſo haben ſie das Weſen der bloßen Verſtandeswiſſenſchaft in ihrem Erfinder kenntlich gemacht. Denn Philoſophie iſt nach Ariſtoteles die Wiſſenſchaft um des Wiſſens willen, eine Erkenntniß aus Gründen *), eine Totalität der Erkenntniß. Mich will bedünken, man könne mit Ariſtoteles die Wiſſenſchaft bloß um des Wiſ-

---

*) Tennemann Grundriß der Geſch. d. Philoſ. 2te Aufl. S. 102.

ſens willen ſchätzen, und dennoch mit Paulus aus vollem Herzen die Ueberzeugung ausſprechen, daß Chriſtum lieb haben beſſer ſey denn Alles wiſſen. Sokrates unſtreitig war mehr Pauliniſch als Ariſtoteliſch geſinnt.

Wider dieſe hinreichend bezeichnete Wiſſenſchaft und ihre Anmaßungen ſind meine Ausſagen gerichtet geweſen; nicht gegen Wiſſenſchaft, welche von einem Geiſte geleitet wird, der in alle Wahrheit führt. Jener Wiſſenſchaft nämlich ſind Perſönlichkeit, Freyheit und die Offenbarungen der Seele von einem überweltlichen Gott, ohne Gewicht; ſie hält ſich im Gegentheil an die Welt, an das All, oder die einzelnen Kräfte deſſelben. Weil menſchliches Schaffen und Machen an ein Etwas gebunden iſt, ſo ſcheint es, mit dem Was der Natur laſſe ſich viel ausrichten, ſobald man nur auf die rechte Weiſe damit zu Werke gehe. Inzwiſchen iſt ſolches eine bloße Täuſchung. Das Cauſalitätprincip des Verſtandes führt nicht über die Natur, über den Inbegriff des Endlichen, hinaus. Es findet ſich ſogar vermittelſt des Cauſalitätprincips, daß es keinen Inbegriff des Endlichen geben kann, daß der Naturbegriff, geſchieden vom Begriff eines Uebernatürlichen, ein erdichteter Begriff iſt. Soll alſo über das Endliche hinausgegangen werden, ſo muß über das Cauſalitätgeſetz, welches das Geſetz des Endlichen iſt, hinausgegangen werden, welches nicht zuläßt, daß eine Handlung ſich ſelbſt anfange. Wie eine Handlung ſich ſelbſt anfangen möge, iſt dem nur immer fortſetzenden und vorausſetzenden Verſtande unbegreiflich. Wahrhaft ein Erſtes vorausſetzend iſt der menſchliche Verſtand nicht, es iſt ihm nur immer Etwas, dieſes oder jenes, vorausgeſetzt. Setzt er der unbeſtimmten Reihe von Bedingungen ein Ende, und nennt dieſes Ende den Anfang, oder Totalität: ſoll dieſer erdichtete Anfang Gott heißen? Welch ein arm-

* * *

ſeliger Anthropomorphiſmus! In ihm ſind alle unſere Pantheiſten befangen. Haben doch die Geſchlechter der Menſchen ſtets von Gott gewußt und die Nachdenkenden unter ihnen weiter nach ihm geforſcht! Ihn ſuchend, was ſuchten ſie? Sie ſuchten und forſchten nach einer von dem Weltall unterſchiedenen, über daſſelbe erhabenen und von ihm unabhängigen Urſache der Welt. Wem Gott ſein Angeſicht zuwendet, der kann ihn ſchauen; von wem Gott ſein Angeſicht abwendet, der läugnet ihn, und muß ihn läugnen.

So erging es dem Spinoza. Sein Weltall iſt daſſelbe heute, geſtern und immerdar. Dieſes in ſeinem Grunde blödſinnige Weltall macht ſich ſelbſt einen blauen Dunſt vor von Weſen, welche nicht ſind, deren jedes, mithin auch ihre Geſammtheit, nur ein wechſelndes Nichts iſt. Darum könnte man ſagen, der Spinoziſmus läugne nicht ſowohl das Daſeyn eines Gottes, als das Daſeyn einer wirklichen und wahrhaften Welt, grade wie ſich dieſes auch von jedem ſpäteren Syſtem der Art ſagen ließe. Das iſt aber im Grunde nur ein Wortſpiel. Von dem Daſeyn einer vorhandenen wirklichen Welt wird ausgegangen, und es wird nur gefragt: ob außer und über ihr noch ein anderes Weſen ſey, oder ob ſie ſelbſt in ihrer Totalität Alles, und außer ihr Nichts ſey. Die Vorausſetzung eines Unbedingten — eines unbeſtimmten Ganzen — und die Vorausſetzung Gottes iſt durchaus nicht Eins, und wir gelangen mit Nichten auf demſelben Wege zu dem Einen oder Andern. Beyden in der Mitte liegt die eigentliche von der Vernunft aufgegebene Frage: ob nur eine ſelbſtſtändige Natur iſt, die aus ihrem Schooße eine Unendlichkeit von Erſcheinungen ohne Anfang und Ende willenlos gebiert, oder ob über der Natur und außer ihr iſt — eine Schöpfung mit Wiſſen und Willen, nicht eine bloße Fruchtbarkeit, wie Kant treffend unterſchieden hat. La Nature confond les Pyrrhoniens et la Raison confond les Dogmatistes! Pascal verſteht hier unter Natur Empfindung und Gefühl, unter Vernunft den überlegenden Verſtand.

Vernunft dagegen, als Wahrnehmung und Vorausſetzung Gottes, weiß im Menſchen das Höchſte. Will er darüber hinaus, ſo geräth er in den logiſchen Emanatismus, das iſt, zu einem Alles zu Nichts machenden Nichts. Die älteren heydniſchen Lehren von einem Hervorgehen der Götter aus der Welt oder der Welt aus Gott durch Emanation und die philoſophiſche Emanationlehre der Juden ſtimmen hiemit überein, nur das Chriſtenthum lehrt Anders.

Solches ward mir klar, und daß darum Spinozismus Atheismus ſey. Ungeachtet des Haſſes mancher zur Klaſſe der Philoſophen gezählten Leute gegen dieſes Wort, welches ſie aus der Sprache zu verbannen wünſchen, und wogegen ſie unter Andern erinnern: ein Atheiſt ſey am erſten derjenige, welcher an Atheismus glaube — kann es ſeine Bedeutung nicht verlieren. Geſetzt auch, man ändert den Namen, und ſpricht von Cosmotheismus, ſo bleibt dennoch die Sache was ſie geweſen *).

Meine Briefe über die Lehre des Spinoza wurden deßhalb nicht geſchrieben um Ein Syſtem durch das Andre zu verdrängen, ſondern um die Unüberwindlichkeit des Spinozismus von Seiten des logiſchen Verſtandesgebrauches darzuthun, und wie man ganz folgerecht verfahre, wenn man bey dem Ziele dieſer Wiſſenſchaft, daß kein Gott ſey, anlange. Sie war aus ſich ſelber nicht zu widerlegen. Hatte ich demungeachtet eine andre philoſophiſche Ueberzeugung, ſo war dieſes

---

*) Siehe die Anmerkung S. 217 fg. dieſes Bandes.

einer Thatſache gleich, welche von mir erzählt wurde, nämlich wie Leſſing ein Spinoziſt geweſen, und wie ich ſelber keiner ſey. Hierüber begann der Streit. Man wollte mir meine Art und Weiſe Nicht-Spinoziſt zu ſeyn nicht gelten laſſen, und behauptete von dieſer Art und Weiſe, ſie ſey offenbar blinder Köhlerglaube, keine Philoſophie, alſo ſey meine Philoſophie entweder Spinozismus, oder ich hätte gar keine, und dürfe deßwegen von dieſer erhabenſten aller Wiſſenſchaften nicht mitſprechen. Mir wollte dieſes nicht einleuchten bey meiner innigen Ueberzeugung, daß jenes unmittelbare Geiſtes- und Gottesbewußtſeyn, worauf meine Philoſophie ſich gründete, jeder Philoſophie, welche etwas mehr als bloße Natur- und Verſtandeswiſſenſchaft, mehr als bloße Phyſik und Logik ſeyn wollte, zum Grund- und Eckſtein dienen müſſe. Späterhin ward in allen meinen philoſophiſchen Schriften dargethan, daß der Philoſoph, welcher unter ſeinen Forſchungen den geahndeten Gott verliert, nothwendig das Nichts findet, welches eigentlich niemand ſucht und ſuchen kann, auch niemand, wenn es ſich ihm am Ende als reine Wahrheit darſtellt, über Alles zu lieben vermag. Ich vertraute, wenn es nur gelänge, meine Ueberzeugung vollſtändig zu entwickeln, daß ich bey unbefangenen Denkern Beyfall finden würde, zumal da andre Philoſophen, wie Kant und Malebranche *), ganz ein Aehnliches behauptet hatten.

Allerdings muß dabey ausgegangen werden von Gefühl und Anſchauung, es giebt durchaus keinen bloß ſpeculativen Weg zum Innewerden Gottes, die Speculation mag bloß hinzutreten und durch ihre eigne Beſchaffenheit erhärten, daß ſie für ſich leer iſt ohne jene Offenbarungen, und ſie nur beſtätigen, nicht ſie begründen kann. Weil ſie aus

---

*) Tennemann Geſch. d. Philoſ. Bd. X. S. 337.

ſich ſelbſt nur zu einer geiſtloſen Nothwendigkeit, einer Subſtanz, gelangt, ſo iſt nur über ſie vermittelſt eines Sprunges, den ich Salto mortale genannt habe, hinwegzukommen; es iſt aber die geiſtloſe Nothwendigkeit und Subſtanz die Schwungfeder, welche mich hebt, vermöge eines feſten und kräftigen Auftretens auf dieſelbe. Der Geiſt widerſpricht allmächtig dem Urtheil, daß die geiſtloſe Subſtanz Alles und daß außer ihr Nichts ſey. Wird aber dieſes Urtheil nicht entſchieden gefällt, ſo bleiben Stoffe übrig zu allerhand Miſchungen, woraus Hirngeſpinnſte ohne Ende hervorgehen. Sogar Spinoza hat ſich getäuſcht, indem er ſeinem höchſten Weſen außer der Ausdehnung noch unendliche andre Realitäten, Vollkommenheiten, zuſchrieb.

Auf die Unvermeidlichkeit eines ſolchen Ueberſetzens aus dem Verſtandesgleiſe für eine Philoſophie, die Gott nicht verlieren will, habe ich wiederholt hingewieſen. Weil im Menſchen Vernunft erſt ſpäter hervortritt, ſo ſcheint es ihm, ſie entwickele ſich nur allmählich aus einer an ſich blinden bewußtloſen Natur, dem Entgegengeſetzten einer weiſen Für- und Vorſehung. Dennoch iſt Naturvergötterung in Wahrheit ein Ungedanke; wer von der Natur ausgeht, mit ihr anfängt, findet keinen Gott, er iſt der Erſte, oder er iſt gar nicht. Hat nun meine Philoſophie dieſes zur Sprache gebracht, hat ſie den beſſern Weg gewieſen, und machte ſie dadurch nach den Zeugniſſen mancher Männer eine bleibende Epoche, ſo beſteht darin ihr wiſſenſchaftlicher Werth. Eine Wiſſenſchaft des logiſchen Enthuſiasmus konnte ſie nicht fördern wollen.

„Menſchheit wie ſie iſt, erklärlich oder unerklärlich, auf das Gewiſſenhafteſte vor Augen zu ſtellen,“ war ihr Zweck. Sie mußte beginnen mit den urſprünglichſten Offenbarungen der Seele, welche mehr ſind und höher als die geſammte Natur der Dinge, welche den Menſchen annehmen laſſen, daß er ſich in einem Zuſtande der Geſunkenheit befinde, und ein im Verſtande verlorenes Licht wiederzuerwerben habe. Er iſt mit Finſterniß umgeben, ſeine Vernunft, ſich entwickelnd, vertreibt dieſe Finſterniß nicht; aber die Kraft des vernünftigen Lebens ſiehet durch ſie hindurch, ſie wird von der Finſterniß nicht verſchlungen, gleichwie das bewaffnete Auge des Aſtronomen im Nebel der Milchſtraße ein zahlloſes Heer von Sternen erblickt. Erkenne dich ſelbſt, iſt nach dem Delphiſchen Gott und nach Sokrates das höchſte Gebot, und ſobald es in Anwendung kommt, wird der Menſch gewahr: ohne göttliches Du ſey kein menſchliches Ich, und umgekehrt.

Dieſes Hindurchſehen durch Nebel und Finſterniß iſt die Macht des Glaubens, er iſt deßhalb ein Urlicht der Vernunft, welches der wahre Rationalismus als das ſeinige anerkennt. Vertilge den urſprünglichen Glauben, und alle Wiſſenſchaft wird hohl und leer, kann wohl ſauſen, aber nicht reden und antworten.

Er iſt eine feſte Zuverſicht zu dem, was man nicht ſiehet. Wir ſehen nie das Abſolute, wir glauben es. Das Nichtabſolute, das Bedingte, ſehen wir, und nennen dieſes Sehen ein Wiſſen. In dieſer Sphäre herrſchet die Wiſſenſchaft. Die Zuverſicht zu dem, was wir nicht ſehen, iſt größer und gewaltiger, als die Zuverſicht zu dem, was wir ſehen. Widerſpricht dieſes jenem, ſo nennen wir die Zuverſicht im Wiſſen Wahn, oder der Glaube unterwirft ſich Sinne und Vernunft, in ſoferne man unter dieſer das Vermögen der Wiſſenſchaft verſteht. Die wahre Wiſſenſchaft iſt der von ſich ſelbſt und von Gott zeugende Geiſt. Wie ich von der Objectivität meiner Gefühle des Wahren, Schönen, Guten, und von einer die Natur beherrſchenden Freyheit überzeugt bin, ſo bin ich von dem Daſeyn Gottes überzeugt, und ſo wie dieſe Gefühle ermatten, ſo ermattet auch der Glaube an Gott.

Die Wiſſenſchaft des Nichtwiſſens beſteht daher in der Erkenntniß, daß alles menſchliche

Wiſſen nur Stückwerk ſey, und nothwendig Stückwerk bleiben müſſe, ſie iſt ein wiſſendes Nichtwiſſen. Ueber dieſes Stückwerk hinweg und hinauf führt nur der Glaube an die mit der Vernunft uns zu Theil gewordne Offenbarung. Der Glaube iſt nicht, wie die Wiſſenſchaft, Jedermanns Ding, das heißt, nicht Jedwedem, der ſich nur gehörig anſtrengen will, mittheilbar. Die Vernunft bejaht, was der Verſtand verneint. Inzwiſchen kann der Verſtand die Bejahung nicht auf die Seite bringen, ohne daß ihm Alles in geiſtloſe Nothwendigkeit verſinkt. Alſo: das **Nichts oder ein Gott.** Der Verſtand, wenn er nicht gradezu der Vernunft den Rücken zukehrt, hat ein nichtwiſſendes Wiſſen von Gott.

Ich gerathe allerdings in einige Verlegenheit, wenn ich mit meiner Lehre von der Freyheit, welche die Grundlage meiner Philoſophie iſt, vor den Gerichthöfen der Schulgerechtigkeit auf die Frage antworten ſoll, was ich mir denn unter der Freyheit vorſtelle, welche ich dem Verſtande zum Trotz annehme, und zwar dergeſtalt annehme, daß ſie mir das allein wahrhaft Wirkliche und Gediegene iſt; ich ſoll es ſagen, deutlich ausſprechen, damit auch in ihnen dieſelbe Vorſtellung entſtehe. Antworte ich nun, daß ich mir darunter vorſtelle, was ich nothwendig vorausſetzen, alſo auch wohl im Innerſten des Gemüths mir vorſtellen muß, wenn ich Jemanden wegen eines Werkes oder einer That bewundre, hochachte, liebe, verehre; ſo genügt ihnen dieſes nicht, und ſie behaupten, daß eine Begründung durch Gefühle gar keine Begründung ſey. Dawider iſt kein Rath, aber Folgendes bleibt gewiß.

Wenn Vernunft nur in Perſon ſeyn kann, und die Welt einen vernünftigen Urheber, Allbeweger, Regierer, haben ſoll, ſo muß dieſes Weſen ein perſönliches Weſen ſeyn. Ein ſolches Weſen läßt ſich nur unter dem Bilde menſchlicher Vernünftigkeit und Perſönlichkeit vorſtellen, ihm müſſen die Eigenſchaften, welche ich im Menſchen als die höchſten anerkenne, beygemeſſen werden: Liebe, Selbſtbewußtſeyn, Verſtand, freyer Wille. Es kann ſcheinen, als würde uns der Weltlauf begreiflich, wenn wir den perſönlichen Gott läugnen, aber bey tieferem Nachdenken findet ſich die Sache anders. Zwiſchen beyden Anſichten muß eine Autorität, ein Machtſpruch, entſcheiden — dieſen Machtſpruch thut das Gefühl für den religiöſen Glauben. Aller Glaube iſt aus dieſem religiöſen Gefühl erwachſen, wo es erliſcht, verſchwindet der Glaube. Ein abſcheulicher Aberglaube kann alsdann wohl an die Stelle des wahren Glaubens treten, ein Wahn, der ſich an die Macht des Böſen ſtatt an die Macht des Guten wendet.

Es dürfte ferner gefragt werden: ob die Tugend mehr den Glauben gebäre, oder der Glaube mehr die Tugend? Ich denke, der Glaube habe unbedingten Vorrang; das religiöſe Gefühl iſt die Grundlage der Menſchheit.

Müſſen wir nicht perſönlich vorſtellen, das iſt, vergeiſtigen, was uns zu Herzen gehen ſoll? Wenige Menſchen erwägen, was ihnen Alles mit dem Glauben an einen perſönlichen Gott verloren geht. Unſre ſittlichen Ueberzeugungen gehen alle unter, wenn uns das ſittliche Urweſen als ein ſittliches, das heißt perſönliches Weſen, welches das Gute will und wirkt, verſchwindet.

Gleichwie nach der Parſenlehre die Ahrimaniſchen unreinen Thiere ſtärker ſind, als die reinen des Ormuzd, ſo ſind im Innren des Menſchen die irdiſchen Triebe ſtärker als die himmliſchen. Wenn dieſe gleichwohl öfter jene überwinden, ſo geſchieht es durch eine verborgne Kraft. Wo dieſe Kraft ſich kund thut, da offenbart ſich Freyheit, da giebt es Kinder Gottes gegen Titanen, auch Hermaphroditen wie jene, welche durch Sündfluth umkamen. Luther ſpricht: „Alle Dinge ſtehen im Glauben, die wir weder ſehen noch begreifen können. Wer dieſelben will ſichtbar, ſcheinlich und begreiflich machen, der hat Herzeleid zum Lohne. Der Herr mehre Euch und den Andern den Glauben." *)

Erwägt man den Zuſtand Athens und des geſammten Griechenlandes, wie er war zu der Zeit als Sokrates lebte, ſo muß man dieſen als einen wahren Glaubenshelden betrachten, daß er gleichwohl der Stimme in ſeinem Herzen vertraute, die zu ihm ſprach: und doch iſt Gott!

Aus der Kraft des innern Glaubens an das Unſichtbare gegen die äußerliche Lehrweisheit des Sichtbaren entwickelt ſich ein fortdaurender Kampf in der Menſchengeſchichte, ein Kampf der Kinder Gottes wider Titanen. Lichtphiloſophie ſteht gegen Nachtphiloſophie, Anthropomorphismus gegen Pantheismus, der wahre Rationalismus gegen ein verkehrtes Spiegelbild des Verſtandes, Chriſtenthum gegen Heydenthum. Das Chriſtenthum iſt weſentlich anthro-

---

*) Luthers Weisheit Th. III. Abth. 2. S. 410.

pomorphiſtiſch, es lehrt allein einen die Welt mit Wiſſen und Willen erſchaffenden Gott; das Heydenthum iſt cosmotheiſtiſch. Ungereimter und verkehrter läßt ſich nichts denken, als wenn eine ganz zur Naturvergötterung, ſonach zum Heydenthum, hingewandte Lehre behauptet: durch ſie werde das wahre Chriſtenthum ans Licht gebracht. Der Kinder- und Volkglaube enthält darum Höheres und Beſſeres als das bloße Wiſſen des Philoſophen *ohne Glauben*. An Chriſtum glauben, heißt glauben *was* und *wie* er glaubte.

Aus der *Sache* geſtaltet ſich allemal die *Methode des Vortrags*. Der meinige iſt außerdem durch *Anläſſe* herbeygeführt, gleichwie mein erſter Brief an Mendelsſohn nicht für das große Publicum, nicht für Lehrſtühle, ſondern für den Einen Mann verfaßt wurde, an den er gerichtet iſt. Schreiben nun Einige meinem *Geiſte* tiefe Gründlichkeit zu, welche meiner Methode fehlen ſoll; ſo beſtände der Fehler wohl darin, daß es Anläſſe gegeben, welche den Geiſt auffoderten, zu reden. Gab es ſolche Anläſſe, und entſtanden meine öffentlichen Schriften wirklich von ungefähr, nur aus Gelegenheit: mußte dann nicht jedesmal der Vortrag nach dem Anlaß ſich geſtalten? Niemand wird öffentlicher Schriftſteller ohne Veranlaſſung, und bin ich es auf gleiche Weiſe geworden, nur widerſtrebend, ſo ſuchte ich demungeachtet mit großem Fleiß, von früher Jugend an, für meine Gedanken und Empfindungen einen Ausdruck zu finden, der ſie mir ſelbſt am treuſten und lebendigſten aufbewahrte; ich ging darſtellend zu Werke, konnte nicht anders, wollte nicht anders *). Was meiner Proſa — welche ſogar von Gegnern gerühmt worden — eigenthümlich iſt, hat

---

*) S. die Vorrede zu Allwill.

hierin ſeine Quelle, und jene Anklage wider Peter Ramus, daß er gegen die Obſervanz mit der Philoſophie Beredtſamkeit verbinde *), wird mich gleichfalls treffen, aber nicht beunruhigen. Vielmehr wenn meine Schriften auf die Nachwelt kommen, ſo werden ſie dieſes grade den Eigenſchaften zu verdanken haben, weßwegen manche Inhaber von Lehrſtühlen unſrer Zeit vor ihnen ſich kreuzigen und ſegnen. Sie meynen: womit der Schule nicht gedient iſt, damit ſey auch der Menſchheit nicht gedient.

Die Menſchheit jedoch, wie der einzelne Menſch, kommen mit ihrem Verſtandes- und Vernunftgebrauch ſtets an den Ort, welcher den Mittelpunct meiner Philoſophie bildet. Jene Bemühungen zur Vollendung der Wiſſenſchaft, welche nach dem Vorgange früherer Denker auf eine höchſt merkwürdige Weiſe im

---

*) Tennemann Geſch. der Philoſ. Bd. IX. S. 426.

ſechszehnten Jahrhundert wiederholt, das heißt, noch einmal verſucht wurden, und bis auf unſre Tage fortwähren, weiſen immer darauf hin. Suche ich nun dieſen Ort in Beziehung auf alle frühere und ſpätere Verſuche bey jedesmaligem Anlaß zu erhellen, und die gediegene Wahrheit, welche mehr als eine bloß wiſſenſchaftliche iſt, an den Tag zu bringen; ſo iſt die Abneigung meiner Gegner wider Inhalt und Vortrag weniger in ihrem eigenthümlichen Syſtem, als im philoſophiſchen Syſtematismus überhaupt, ja im Geſammtgeiſte des Jahrhunderts gegründet.

Und grade dadurch hätte dann meine ſchriftſtelleriſche Art und Kunſt, ungeachtet ihrer ſehr beſondern Veranlaſſungen und Eigenthümlichkeiten, eine welthiſtoriſche Bedeutung, und meine Philoſophie hätte welthiſtoriſche Wahrheit. Sie ſtehen da, aus dem Geiſte zeugend für den Geiſt, aus dem Herzen für das Herz; ſie wollen keine Feigen leſen von den Dornen und keine Trauben von den Diſteln!

Es giebt ſo gut eine unſichtbare Kirche der Philoſophie, als eine unſichtbare Kirche des Chriſtenthums, — eine Gemeinſchaft der Gläubigen. Das ſichtbare Philoſophenthum wie das ſichtbare Kirchenthum will den Verſtand abrichten, ihn die Wahrheit erfinden, mit Händen greifen laſſen, will Gott machen. Eſſet, und ihr werdet ſeyn wie Gott.

Meine Philoſophie bekennt ſich durchaus zur unſichtbaren Kirche. Wer für ſie einen guten Kampf gekämpft, hat das Beſte gethan, und für das Höchſte aller Zeiten gewirkt. Bin ich dazu berufen geweſen, die unſichtbare Kirche der Philoſophie und ihren innerſten ewigen Geiſt gegen den mannichfach wechſelnden und Aeußerliches emporbringenden Buchſtaben meiner Zeitgenoſſen zu vertheidigen, und iſt mir dieſes in ſo weit gelungen, daß ich gegenwärtig mehr befreundete Denker in Deutſchland zähle, als einſt am Beginn meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn, ja daß ſelbſt manche Gegner allmählich billiger die Sache beurtheilen, ſo habe ich genug gelebt.

Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Friede fahren!

Druckfehler.

Abtheilung I.

Seite 71 Zeile 3 von oben ſtatt Will lies Wille.
— 164 — 8 von unten — mir — mit.
— — — 12 — — — weniger — wenig.
— 168 — 1 — — — Marc. — Merc.
— 169 — 7 von oben — Stoffe — Stoß.
— 211 — 11 — — — daß — das.
— 217 — 3 — — — Schärmerey — Schwärmerey.
— 219 — 16 — — — es — er.

Abtheilung II.

Seite 1 Zeile 1 von oben ſtatt Ira lies Tra
— 142 — 3 von unten — Fingerzeit — Fingerzeig.
— 201 — 2 — — — daß — da.
— 213 — 1 — — — wußte — mußte.

Ueber
die Lehre des Spinoza,
in Briefen
an
Herrn Moſes Mendelsſohn.

Δος μοι που στω

Zueignung

an

Herrn Heinrich Schenk zu Düſſeldorf *).

Lieber, edler Mann!

Sie erinnern ſich des Greiſes in den Lebensläufen nach aufſteigender Linie, der nie gebettelt hatte, und nun ein Almoſen — einen Sterbepfennig forderte, weil er, wie er ſagte, „ſo ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbniß wäre.“

Ich glaube, wir alle gleichen dieſem Greiſe; und wie es, nach Hemſterhuis, keine Erfindung der

---

*) Geb. zu Düſſeldorf, den 17. April 1748; Sohn eines Unterofficiers; geſt. zu München, wo er zuletzt die Stellen eines wirklichen Geheimen Rathes und Generaldirectors der Finanzen bekleidet hatte, den 2. Mai 1813. S. die Denkſchrift auf ihn von Friedrich Roth, angezeigt in der Halliſchen A. L. Z. Jahrg. 1813. St. 188. und in der Jenaiſchen A. L. Z. Jahrg. 1817. St. 93.

Menſchen, kein erlernter Gebrauch iſt, daß wir, was wir lieben, in unſere Arme ſchließen, und, nach dem Grade innerer Wärme, feſter und wiederholter an uns drücken, ſo iſt es gewiß auch keine menſchliche Erfindung, keine Angewöhnung, daß wir uns und unſern Freunden, auch nach dem Tode, auf dieſer Erde eine gute Stätte wünſchen. Der nie flehte, Friedrich, ſtand flehend vor Voltaire — um einen Sterbepfennig zum Begräbniſſe der geliebten Schweſter.

Meine letzte Ehre ſey das Andenken in dem Herzen eines Freundes — Hier mein Sterbepfennig in Ihre Hand!

Beſter! Sie wiſſen es, und ich weiß es, daß man Freund ſeyn, und einen Freund haben kann.. Und ſo dulden Sie denn dieſes Denkmal, das ich unſerem Glücke ſetze. Was die Luſt, die Stärke, die Ehre unſeres Lebens war, ſey auch der Ruhm unſeres Lebens — ſey Lied über unſerem Grabe.

Pempelfort den 18. April 1789.

Friedrich Heinrich Jacobi.

Vorrede
zur erſten Ausgabe.

Ich habe meine Schrift nach ihrem Anlaſſe und dem größten Theile ihres Inhaltes benannt; denn auch der Brief an Hemſterhuis muß hier, als Beylage, zu denen an Mendelsſohn gerechnet werden.

Daß ich zugleich die Geſchichte dieſer Briefe gebe, wird dieſe Geſchichte ſelbſt rechtfertigen.

Die Abſicht des Werkes habe ich hinter dem letzten Briefe kurz geſagt, und hernach bis an das Ende deutlich genug, wie ich glaube, zu *erkennen* gegeben.

Weiter habe ich dem aufmerkſamen, forſchenden, [illegible] die Wahrheit allein bekümmerten Leſer vorläufig nichts zu ſagen. Es geſchieht gegen meinen Willen, wenn ein anderer dieſe Schrift in die Hand nimmt. Er fordre nichts von mir, ſo wie ich von ihm nichts fordre.

Pempelfort den 28. Auguſt 1785.

Aus der Vorrede
zur zweiten Ausgabe.

Es erſcheinen in dieſer neuen Auflage, unter dem Titel **Beylagen**, verſchiedene Aufſätze, von denen ich hier zuvörderſt Rechenſchaft geben will.

Die erſte Beylage iſt ein Auszug des äuſſerſt ſeltenen Buches: **De la causa, principio, et Vno**, von **Jordan Bruno**. Dieſer merkwürdige Mann wurde zu Nola im Königreich Neapel, man weiß nicht in welchem Jahre, gebohren, und ſtarb den 17. Februar 1600 zu Rom auf dem Scheiterhauſen. Brucker hat mit großem Fleiße über ihn geſammelt, aber doch nur Bruchſtücke liefern können *). Seine Schriften wurden lange Zeit, theils wegen ihrer Dunkelheit vernachläßigt, theils wegen der darin vorgetragenen neuen Meinungen aus Vorurtheil nicht geachtet, theils wegen gefährlicher Lehren, die ſie enthalten ſollten, verabſcheut und unterdrückt. Ihre gegenwärtige Seltenheit läßt ſich hieraus leicht begreifen. Brucker konnte nur die Schrift De Minimo zu ſehen bekommen; la Croze hatte nur das Buch de Immenso et Innumerabilibus vor ſich, wenigſtens giebt er nur von dieſem Auszüge, ſo wie Heumann nur von den phyſiſchen Lehrſätzen; ſelbſtgeleſen hatte auch Bayle von den metaphyſiſchen Schriften des Bruno nur die Einzige, wovon ich den Auszug liefre.

---

*) S. Bruck. Hist. crit. Phil. T. V. p. 12. — 62. VI. p. 809. — 816. Daß Bruno wirklich verbrannt worden ſey, ſcheint mir, wie Bruckern, nicht wohl bezweifelt werden zu können.

(Tiedemann's, Buhle's, Tennemann's, Fülleborn's Arbeiten über die Geſchichte der Philoſophie waren damals, da dieß geſchrieben wurde, noch nicht begonnen.)

Alle klagen über die undurchdringliche und mehr als Heraklitiſche Dunkelheit des Mannes. Brucker vergleicht ſie mit Cimmeriſcher Finſterniß; und Bayle verſichert, des Bruno vornehmſte Lehrſätze wären tauſendmal dunkler und unbegreiflicher, als das unbegreiflichſte, was je von den Nachfolgern des Thomas von Aquin und des Johann Scotus ſey vorgebracht worden.

Gleichwohl ſollen mehrere berühmte Weltweiſe: Gaſſendi, Carteſius, auch unſer Leibnitz, dieſen dunkeln Mann benutzt, und wichtige Theile ihrer Lehrgebäude aus ihm gezogen haben. Ich laſſe dieſes unerörtert, und bemerke nur in Abſicht der großen Dunkelheit, welche man dem Bruno vorwirft, daß ich ſie weder in dem Buche de la Causa, noch dem De l'Infinito Universo et Mondi, von dem ich bey einer andern Gelegenheit umſtändlich reden werde, gefunden habe. Was das erſte Buch angeht, ſo können meine Leſer ſelbſt aus der Probe, die ich ihnen vorlege, davon urtheilen. Ein wenig faßlicher könnte mein Auszug dadurch geworden ſeyn, daß ich nur das Syſtem des Bruno ſelbſt, die philosophia Nolana, wie er ſie nennt, ununterbrochen darin vortrage. Dagegen aber habe ich auch, was er zuweilen viel ausführlicher ſagt, und auf eine mannichfaltige Weiſe ins Licht zu ſtellen bemüht iſt, nur Einmal, und oft ſehr kurz geſagt *).

---

*) Ich rechne auf Leſer, denen Präciſion Commentar iſt; und nicht auf ſolche, die nur gern überredet ſeyn mögen, ſie verſtünden was ſie nicht verſtehen. Die ganze Kunſt des Vortrags beſteht nach Swift darin, daß man das rechte Wort an ſeine rechte Stelle ſetze. Und wirklich, wer eine ſo abgefaßte Rede ihrer Kürze wegen nicht faßt, dem wird alle Weitläufigkeit nicht nützen, ſondern nur einen Schwätzer aus ihm machen.

Mein Hauptzweck bey dieſem Auszuge iſt, durch die Zuſammenſtellung des Bruno mit dem Spinoza, gleichſam die *Summa der Philoſophie des* *Ἓν καὶ Πᾶν* in meinem Buche darzulegen. Bruno hatte die Schriften der Alten in Saft und Blut verwandelt, war ganz durchdrungen von ihrem Geiſte, ohne darum aufzuhören *Er ſelbſt* zu ſeyn. Jenes ohne dieſes findet ſich auch nie. Darum unterſcheidet er mit eben ſo viel Schärfe, als er mit großem kräftigen Sinne zuſammenfaßt. Schwerlich kann man einen reineren und ſchöneren Umriß des *Pantheismus im weiteſten Verſtande* geben, als ihn Bruno zog. Daß man aber dieſe Lehre, nach allen den verſchiedenen Geſtalten, die ſie anzunehmen ſo geſchickt iſt, kennen lerne, um ſie überall *wieder zu erkennen*; ferner, ihr Verhältniß zu andern Syſtemen, ſo deutlich und vollſtändig wie möglich einſehe, und genau den Punct wiſſe, worauf es ankommt: dieſes halte ich, in mehr als einer Abſicht, für ungemein nützlich — ja, in unſern Zeiten, *beynah für nothwendig*.

Beylage **II.** **Diokles an Diotima über den Atheismus.** — Da vor zwey Jahren über Atheiſmus oder vielmehr Nichtatheiſmus mancherley Aeuſſerungen geſchahen, in die ich mich nicht recht zu finden wußte, ſo wendete ich mich an einige Freunde mit der Frage, ob Atheiſmus ein Wort ohne Bedeutung ſey, oder wie denn ſein Begriff gefaßt werden müſſe. Vornehmlich bat ich die Fürſtinn von Gallitzin, Sie möchte Hemſterhuiſen bewegen über dieſe Materie ſeine Gedanken aufzuſetzen. So entſtand das vortreffliche, die ganze Geſchichte der Philoſophie umfaſſende, mit wenigen großen Zügen hingeworfene Gemälde, welches ich hier ausſtelle, und zu deſſen Zuſammenſetzung das Auge, die feſte Hand, und der Geiſt eines ſolchen Meiſters nöthig war.

Beylage III. Sie erzählt, was es für eine ſonderbare Anſicht geweſen ſey, von welcher am Anfange des erſten Briefes an Mendelsſohn geredet wird; und ſchließt mit einer Anmerkung des verewigten Hamann, über den Ausdruck: Dinge einer andern Welt.

Beylage IV. Ueber die Frage von der Perſönlichkeit des höchſten Weſens, in Beziehung auf Herders Gott.

Beylage V. Wieder in Beziehung auf Herders *Gott*: Ob es wahr ſey, daß Leſſing bey Spinoza, und Spinoza bey ſich ſelbſt auf halbem Wege ſtehen geblieben ſey, und beyde den Knäuel ihrer Gedanken ſich nicht ganz entwirrt haben. Zum Beſchluſſe ein Wort über die Behauptung: Spinoza habe den Carteſianiſchen Begriff der Ausdehnung angenommen, und ſey dadurch irre geleitet worden.

Beylage VI. Vergleichung des Syſtems des Spinoza mit dem Syſtem des Leibnitz. Weſentlicher Unterſchied zwiſchen beyden. Geneſis der vorherbeſtimmten Harmonie. Spinoza und Leibnitz waren beyde Antidualiſten. Daraus entſprungene große Analogie der Lehre des einen mit der Lehre des andern. Einige dieſen Punct angehende kritiſche Bemerkungen.

Beylage VII. Natürliche Geſchichte der ſpeculativen Philoſophie. Entſtehung des Spinozismus. Sein Zweck. Auf welche Weiſe die Täuſchung, als würde dieſer Zweck erreicht, zu Stande kommt. Sie iſt nicht dem Spinozismus *eigen*, ſondern beruht auf einem Mißverſtande, der allemal *geſucht*, und *künſtlich* hervorgebracht werden muß, wenn man die *Möglichkeit* des Daſeyns eines Weltalls auf irgend eine

Art erklären will. Ausführliche Erörterung des Vernunftwidrigen dieſes Unternehmens, welches nothwendig darauf hinaus läuft, Bedingungen des Unbedingten zu entdecken. Folgerungen. Aufſchlüſſe. Reſultate.

Beylage VIII. Eine Stelle von Garve, bey Gelegenheit einer Stelle dieſes Buches.

Auſſer dieſen ausführlichen Abhandlungen habe ich verſchiedene nicht unwichtige Puncte in Anmerkungen unter dem Text erörtert. Ich fürchte, daß ich mich in dieſen Anmerkungen ein paarmal zu kurz gefaßt, und eine zu große Aufmerkſamkeit des Leſers in Anſpruch genommen habe. Doch wird kein Mißverſtand zu beſorgen ſeyn, wenn man nur nicht vergißt, daß die Theile eines Buches, wie die Glieder eines organiſchen Leibes betrachtet werden müſſen. Ein ausgeriſſenes Auge kann nicht ſehen; eine abgehauene Hand nicht greifen. Jedes beſondre Glied verrichtet ſein eigenthümliches Geſchäft nur im Zuſammenhange mit dem Ganzen.

Bey den Anmerkungen iſt es überall bemerkt worden, wenn ſie ſchon in der vorigen Ausgabe ſtanden, ausgenommen bey den numerirten zu dem Aufſatz vom 21ten April. Hier ſind jetzt die hinzugekommenen Anmerkungen mit einem † bezeichnet.

Mendelsſohns Erinnerungen gegen mein erſtes Schreiben an ihn, gehörten in dieſes Werk, und der Leſer wird ſie an ihrer Stelle finden.

Was die hiſtoriſche Zuſammenfügung der Briefe, welche dieſem Buche ſeinen Namen geben, betrifft, ſo habe ich ſie nun ganz diplomatiſch gemacht. Wo vorhin nur Auszüge ſtanden, ſtehen jetzt die Urkunden ſelbſt, und es ſind verſchiedene neue hinzugekommen; unter andern der Erſte Brief, den ich in dieſer Sache geſchrieben habe. Man wird auch einige Briefe von Leſſing finden. Da ich dieſen ganz ſchlichten Weg materieller Wahrheit einſchlug, konnte ich mich aller weiteren Anmerkungen überheben, und verſchaffte mir den großen Vortheil, daß ich nie wieder nöthig haben werde, auf dieſe Sache zurück zu kommen.

Die übrigen Verbeſſerungen will ich dem Leſer ſelbſt zu bemerken überlaſſen. Ich habe mich ſorgfältig dabey gehütet, etwas zu vertilgen, was durch merkwürdige Angriffe merkwürdig geworden iſt. Dieſe behalten alſo ihre volle Kraft, und bleiben in ihrem Werthe. Die Schlußrede habe ich um die Hälfte verkürzt, hauptſächlich dadurch, daß ich verſchiedene eingerückte Stellen herausnahm *). Sie iſt nicht ohne allen Grund getadelt, und nicht ohne alle Schuld von meiner Seite, mißverſtanden worden.

---

*) Großentheils ſind ſie jetzt wieder eingerückt, aus den in der Vorrede zu dieſem Bande angegebenen Gründen.

Vorbereitende Sätze
über
die Gebundenheit und Freyheit
des Menſchen.

Dieſe, zuerſt in der Vorrede der zweiten Ausgabe der Briefe über die Lehre des Spinoza gegebenen, Sätze wurden nachher, mit einigen Verbeſſerungen, dem Schreiben an Fichte beygefügt. Sie erſcheinen hier faſt unverändert nach dieſem zweiten Drucke. Zur Berichtigung, Ergänzung und ſchärferen Beſtimmung dient die Abhandlung über die Unzertrennlichkeit des Begriffes der Freyheit und Vorſehung von dem Begriffe der Vernunft, im zweiten Theile der Werke S. 311.

Erſte Abtheilung.

Der Menſch hat keine Freyheit.

I. Die Möglichkeit des Daſeyns aller uns bekannten einzelnen Dinge, ſtützt und bezieht ſich auf das Mitdaſeyn anderer einzelner Dinge, und wir ſind nicht im Stande, uns von einem für ſich allein beſtehenden Weſen eine Vorſtellung zu machen.

II. Die Reſultate der mannichfaltigen Beziehungen der Exiſtenz auf Coexiſtenz drücken ſich in lebendigen Naturen durch Empfindungen aus.

III. Das innere mechaniſche Verhalten einer lebendigen Natur nach Maaßgabe ihrer Empfindungen heißen wir Begierde und Abſcheu; — oder: das empfundene Verhältniß der innerlichen Bedingungen des Daſeyns und Beſtehens einer lebendigen Natur zu den äuſſerlichen Bedingungen eben dieſes Daſeyns, oder auch nur das empfundene Verhältniß der innerlichen Bedingungen untereinander iſt mechaniſch verknüpft mit einer Bewegung, die wir Begierde oder Abſcheu nennen.

IV. Was allen verſchiedenen Begierden einer lebendigen Natur zum Grunde liegt, nennen wir ihren urſprünglichen natürlichen Trieb, und er macht das Weſen ſelbſt dieſes Dinges aus. Sein Geſchäft iſt, das Vermögen da zu ſeyn der beſondern Natur, deren Trieb er iſt, zu erhalten und zu vergrößern.

V. Dieſen urſprünglichen natürlichen Trieb könnte man die Begierde a priori, die abſolute Begierde des einzelnen Weſens, nennen. Die Menge der einzelnen Begierden ſind von dieſer unveränderlichen allgemeinen nur ſo viele gelegentliche Anwendungen und Modificationen.

VI. Schlechterdings a priori, oder unbedingt allgemein könnte man eine Begierde nennen, wenn ſie jedem einzelnen Weſen ohne Unterſchied der Gattung, der Art und des Geſchlechts zukäme, in ſo fern alle auf gleiche Weiſe bemüht ſind, ſich überhaupt im Daſeyn zu erhalten.

VII. Ein durchaus unbeſtimmtes Vermögen iſt ein Unding. Jede Beſtimmung aber ſetzt etwas ſchon beſtimmtes zum voraus, und iſt die Folge und Erfüllung eines Geſetzes. Die Begierde a priori, ſowohl der erſten als der zweiten Gattung, ſetzt alſo auch Geſetze a priori zum voraus.

VIII. Der urſprüngliche Trieb des vernünftigen Weſens beſteht, wie der Trieb eines jeden andern Weſens, in dem unaufhörlichen Beſtreben, das Vermöden da zu ſeyn der beſonderen Natur, die von ihm beſtimmt wird, zu erhalten und zu vergrößern.

IX. Das Daſeyn vernünftiger Naturen wird, zum Unterſchiede von allen andern Naturen, ein perſönliches Daſeyn genannt. Dieſes beſteht in dem Bewußtſeyn, welches das beſondere Weſen von ſeiner Identität hat, und iſt die Folge eines höheren Grades des Bewußtſeyns überhaupt; deßjenigen, womit Beſonnenheit verknüpft iſt.

X. Der natürliche Trieb des vernünftigen Weſens, oder die vernünftige Begierde, geht alſo nothwendig auf die Erhöhung des Grades der Perſonalität; das iſt, des lebendigen Daſeyns ſelbſt.

XI. Die vernünftige Begierde überhaupt, oder den Trieb des vernünftigen Weſens, als eines ſolchen, nennen wir den Willen.

XII. Das Daſeyn eines jeden endlichen Weſens iſt ein ſucceſſives (zeitliches) Daſeyn.

XIII. Das Geſetz des Willens iſt, nach Begriffen der Uebereinſtimmung und des Zuſammenhanges, das iſt nach Grundſätzen, zu handeln: er iſt das Vermögen practiſcher Principien.

XIV. So oft das vernünftige Weſen nicht in Uebereinſtimmuug mit ſeinen Grundſätzen handelt, handelt es nicht nach ſeinem Willen, nicht gemäß einer vernünftigen, ſondern einer unvernünftigen Begierde.

XV. Durch die Befriedigung einer jeden unvernünftigen Begierde, wird die Identität des vernünftigen Daſeyns unterbrochen; folglich die Perſonalität, welche allein im vernünftigen Daſeyn gegründet iſt, verletzt: mithin die Quantität des lebendigen Daſeyns um ſo viel vermindert.

XVI. Derjenige Grad des lebendigen Daſeyns; welcher die Perſon hervorbringt, iſt nur eine Art und Weiſe des lebendigen Daſeyns überhaupt, und nicht ein eigenes beſonderes Daſeyn oder Weſen. Deswegen rechnet ſich die Perſon nicht allein diejenigen Handlungen, welche nach Grundſätzen in ihr erfolgen, ſondern auch diejenigen zu, welche die Wirkungen unvernünftiger Begierden und blinder Neigungen ſind.

XVII. Wenn der Menſch, durch eine unvernünftige Begierde hingeriſſen, ſeine Grundſätze übertreten hat, ſo pflegt er nachher, wenn er die übeln Folgen ſeiner Handlung empfindet, zu ſagen: Mir geſchieht recht. Da er ſich der Identität ſeines Weſens bewußt iſt, ſo muß er ſich ſelbſt als den Urheber des unangenehmen Zuſtandes anſchauen, in dem er ſich befindet, und in ſeinem Innern die peinlichſte Zwietracht erfahren.

XVIII. Auf dieſe Erfahrung gründet ſich das ganze Syſtem der practiſchen Vernunft, in ſo fern es nur über Einem Grundtriebe erbaut iſt.

XIX. Hätte der Menſch nur Eine Begierde, ſo würde er gar keinen Begriff von Recht und Unrecht haben. Er hat aber mehrere Begierden, die er nicht alle in gleichem Maaße befriedigen kann; ſondern die Möglichkeit der Befriedigung der Einen hebt die Möglichkeit der Befriedigung der Andern in tauſend Fällen auf. Sind nun alle dieſe verſchiedenen Begierden nur Modificationen einer einzigen urſprünglichen Begierde, ſo giebt dieſe das Princip an die Hand, nach welchem die verſchiedenen Begierden ſich gegen einander abwägen laſſen, und wodurch das Verhältniß beſtimmbar wird, nach welchem ſie, ohne daß die Perſon mit ſich ſelbſt in Widerſpruch und Feindſchaft gerathe, befriedigt werden können.

XX. Ein ſolches innerliches Recht bildet ſich unvollkommen in jedem Menſchen auf eine mechaniſche Weiſe, vermöge der Identität ſeines Bewußtſeyns. Das äuſſerliche Recht, welches Menſchen, wenn ſie in eine bürgerliche Vereinigung treten, untereinander frey verabreden, und ungezwungen feſtſetzen, iſt immer nur die Abbildung des unter den einzelnen Gliedern zu Stande gekommenen innerlichen Rechts. Ich verweiſe auf die Geſchichte aller Völker, von welchen wir etwas ausführliche Nachrichten haben.

XXI. Die größere Vollkommenheit, zu welcher, nach Umſtänden, das innerliche Recht gelangt, erfolgt nur als eine Fortſetzung und Ausarbeitung eben des Mechanismus, welcher das minder vollkommene hervorbrachte. Alle Grundſätze ruhen auf Begierde und Erfahrung, und ſetzen, in ſo fern ſie wirklich befolgt werden, eine anderswoher ſchon beſtimmte Thätigkeit zum voraus; ſie können nie der Anfang oder die erſte

Urſache einer Handlung ſeyn. Die Fähigkeit und Fertigkeit wirkſame Grundſätze auszubilden oder practiſch anzunehmen, iſt wie die Fähigkeit Vorſtellungen zu empfangen; wie das Vermögen dieſe Vorſtellungen in Begriffe zu verwandeln; wie die Lebhaftigkeit und Energie des Gedankens; wie der Grad des vernünftigen Daſeyns.

XXII. Das Princip (oder das a priori) der Grundſätze überhaupt, iſt die urſprüngliche Begierde des vernünftigen Weſens, ſein eigenes beſonderes Daſeyn, das iſt, ſeine Perſon zu erhalten, und was ihre Identität verletzen will, ſich zu unterwerfen.

XXIII. Aus eben dieſem Triebe fließt eine natürliche Liebe und Verbindlichkeit zur Gerechtigkeit gegen andre. Das vernünftige Weſen kann ſich als vernünftiges Weſen (in der Abſtraction) von einem andern vernünftigen Weſen nicht unterſcheiden. Ich und Menſch iſt Eins; Er und Menſch iſt Eins: alſo ſind er und ich Eins. Die Liebe der Perſon ſchränkt alſo die Liebe des Individui ein, und nöthigt ſeiner nicht zu achten. Damit aber letzteres in der Theorie nicht bis zur möglichen Vertilgung des Individui ausgedehnt, und ein bloßes Nichts in Perſon übrig gelaſſen werde, ſind genauere Beſtimmungen erforderlich; welche im vorhergegangenen ſchon angedeutet ſind, und deren weitere Erörterung hier zu unſerem Zwecke nicht gehört. Uns genügt auf dieſem Wege zur deutlichen Einſicht gelangt zu ſeyn, wie jene moraliſchen Geſetze, welche apodictiſche Geſetze der practiſchen Vernunft genannt werden, zu Stande kommen, und nun entſcheiden zu können, daß der einfache, mit Vernunft verknüpfte Grundtrieb, bis zu ſeiner höchſten Entwickelung hinauf, lauter Mechanismus und keine Freyheit zeige, obgleich ein Schein von Freyheit durch das oft entgegengeſetzte Intereſſe des Individui und der Perſon, und das abwechſelnde Glück einer Herrſchaft, worauf die Perſon allein mit deutlichem Bewußtſeyn verknüpfte Anſprüche hat, zuwege gebracht wird.

Zweite Abtheilung.

Der Menſch hat Freyheit.

XXIV. Daß ſich das Daſeyn aller endlichen Dinge auf Mitdaſeyn ſtützt, und wir nicht im Stande ſind, uns von einem ſchlechterdings für ſich beſtehenden Weſen eine Vorſtellung zu machen, iſt unläugbar; aber eben ſo unläugbar, daß wir noch weniger im Stande ſind, uns eine Vorſtellung von einem ſchlechterdings abhängigen Weſen zu machen. Ein ſolches Weſen müßte ganz paſſiv ſeyn, und *könnte* doch nicht paſſiv ſeyn; denn was nicht ſchon etwas iſt, kann nicht zu etwas bloß *beſtimmt* werden; was an ſich keine Eigenſchaft hat, in dem können durch Verhältniſſe keine erzeugt werden, ja es iſt nicht einmal ein Verhältniß in Abſicht ſeiner möglich.

XXV. Wenn nun ein durchaus vermitteltes Daſeyn oder Weſen nicht denkbar, ſondern ein Unding iſt, ſo muß eine bloß vermittelte, das iſt ganz mechaniſche Handlung ebenfalls ein Unding ſeyn: folglich iſt Mechanismus an ſich nur etwas zufälliges, und es muß eine reine Selbſtthätigkeit ihm nothwendig überall zum Grunde liegen.

XXVI. Indem wir erkennen, daß jedes endliche Ding ſich in ſeinem Daſeyn, folglich auch in ſeinem Thun und Leiden auf andre endliche Dinge nothwendig ſtützt und bezieht, erkennen wir zugleich die Unterwerfung aller und jeder einzelner Weſen unter mechaniſche Geſetze: denn in ſo fern ihr Seyn und Wirken vermittelt iſt, in ſo fern muß es ſchlechterdings auf Geſetzen des Mechanismus beruhen: jedes Handlung iſt zum Theil die Handlung eines andern.

XXVII. Die Erkenntniß deſſen, was das Daſeyn der Dinge vermittelt, heißt eine deutliche Erkenntniß; und was keine Vermittelung zuläßt, kann von uns nicht deutlich erkannt werden.

XXVIII. Abſolute Selbſtthätigkeit ſchließt Vermittelung aus, und es iſt unmöglich, daß wir das Innere derſelben auf irgend eine Art deutlich erkennen.

XXIX. Es kann alſo die Möglichkeit abſoluter Selbſtthätigkeit nicht erkannt werden; wohl aber ihre Wirklichkeit, welche ſich unmittelbar im Bewußtſeyn darſtellt, und durch die That beweiſt.

XXX. Sie wird Freyheit genannt, in ſo fern ſie ſich dem Mechanismus, welcher das ſinnliche Daſeyn des einzelnen Weſens ausmacht, entgegen ſetzen und ihn überwiegen kann.

XXXI. Wir kennen unter den lebendigen Weſen nur den Menſchen, als mit demjenigen Grade des Bewußtſeyns ſeiner Selbſtthätigkeit begabt, welcher den Beruf und Antrieb zu freyen Handlungen mit ſich führt.

XXXII. Es beſtehet alſo die Freyheit nicht in einem ungereimten Vermögen, ſich ohne Gründe zu entſcheiden; eben ſo wenig in der Wahl des Beſſern unter dem Nützlichen, oder der vernünftigen Begierde: denn eine ſolche Wahl, wenn ſie auch nach den abgezogenſten Begriffen geſchieht, erfolgt doch immer nur mechaniſch; — ſondern es beſteht dieſe Freyheit, dem Weſen nach, in der Unabhängigkeit des Willens von der Begierde.

XXXIII. Wille iſt reine Selbſtthätigkeit, erhoben zu dem Grade des Bewußtſeyns, welchen wir Vernunft nennen.

XXXIV. Die Unabhängigkeit und innerliche Allmacht des Willens, oder die mögliche Herrſchaft des intellectuellen Weſens über das ſinnliche Weſen wird de facto von allen Menſchen zugegeben.

XXXV. Von den Weiſen des Alterthums, am mehrſten von den Stoikern iſt es bekannt, daß ſie zwiſchen Dingen der Begierde, und Dingen der Ehre keine Vergleichung zuließen. Die Gegenſtände der Begierde, ſagten ſie, könnten nach der Empfindung des Angenehmen, und den Begriffen des Zuträglichen untereinander verglichen, und eine Begierde der andern aufgeopfert werden; das Princip der Begierde aber liege auſſer allem Verhältniſſe mit dem Princip der Ehre, welches nur Einen Gegenſtand habe: die Vollkommenheit der menſchlichen Natur an ſich, Selbſtthätigkeit, Freyheit. Daher waren alle Vergehungen bey ihnen gleich, und immer nur die Frage, aus welchem von den beyden unvergleichbaren Principien, die unmöglich je miteinander in eine wirkliche Colliſion kommen konnten, die Handlung geſchehen war. Denjenigen wollten ſie mit Recht allein einen freyen Mann genannt wiſſen, der nur das Leben ſeiner Seele lebte, ſich nach den Geſetzen ſeiner eigenen Natur beſtimmte, alſo nur ſich gehorchte und immer ſelbſt handelte. Lauter Knechte ſahen ſie im Gegentheil in denen, welche, durch Dinge der Begierde beſtimmt, den Geſetzen dieſer Dinge nachlebten, und ſich ihnen unterwarfen, damit ſie von denſelben auf eine ihren Begierden gemäße Weiſe unaufhörlich verändert und in Handlung geſetzt werden möchten.

XXXVI. Wie weit nun auch unſer aufgeklärtes Zeitalter über — die Schwärmereyen — oder den Myſticismus eines Epictets und Antonins erhaben ſeyn mag, ſo ſind wir doch in der Deutlichkeit und Gründlichkeit noch nicht ſo weit gekommen, daß wir von allem Gefühl der Ehre los wären. So lange aber noch ein Funken dieſes Gefühls im Menſchen wohnt, ſo lange iſt ein unwiderſprechliches Zeugniß der Freyheit, ein unbezwinglicher Glaube an die innerliche Allmacht des Willens in ihm. Mit dem Munde kann er dieſen Glauben verläugnen, aber er bleibt im Gewiſſen, und bricht einmal unverſehens hervor, wie im Mahomet des Dichters, da er in ſich gekehrt und betroffen die ſchauderhaften Worte ausſpricht:

Il est donc des remords!

XXXVII. Allein nicht einmal mit dem Munde kann er ganz verläugnet werden, dieſer Glaube. Denn wer will den Namen haben, daß er nicht allen Verſuchungen zu einer ſchändlichen Handlung jederzeit wiederſtehen werde; wer nur, daß er hier zu überlegen, Vortheile oder Nachtheile in Betrachtung zu ziehen, an *Grad oder Größe* oder auch an einen categoriſchen Imperativ, an ein *Geſetz zu denken nöthig habe*? — Und auf dieſelbige Weiſe urtheilen wir auch in Abſicht anderer Menſchen. Sehen wir jemand das Angenehme dem Nützlichen vorziehen; zu ſeinen Zwecken verkehrte Mittel wählen; ſich ſelbſt in ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen widerſprechen: wir finden nur, daß er unvernünftig, thöricht handelt. Iſt er nachläßig in der Erfüllung ſeiner Pflichten, befleckt er ſich ſogar mit Laſtern; iſt er ungerecht und übt Gewaltthätigkeiten aus: wir können ihn haſſen, verabſcheuen; — aber ihn ganz wegwerfen können wir noch nicht. Verläugnet er aber auf irgend eine entſchiedene Weiſe das Gefühl der Ehre; zeigt er, daß er *innere* Schande tragen, oder Selbſtverachtung nicht mehr *fühlen* kann; dann werfen wir ihn ohne Gnade weg, er iſt Koth unter unſeren Füßen.

XXXVIII. Woher dieſe unbedingten Urtheile; woher ſolche ungemeſſene Anmaßungen und Forderungen, die ſich nicht einmal auf Grundſätze und ihre Befolgung einſchränken, ſondern das Gefühl in Anſpruch nehmen, und ſein Daſeyn apodictiſch fordern?

XXXIX. Sollte ſich das Recht dieſer Anmaßungen und Forderungen wohl auf eine Formel, etwa auf die Einſicht in die richtige Verknüpfung, auf die gewiſſe Wahrheit des Reſultats folgender Sätze gründen: Wenn A iſt wie B, und C iſt wie A, ſo iſt B wie C? — Spinoza erwies auf dieſe Art, der Menſch, in ſo fern er ein vernünftiges Weſen ſey, opfre eher ſein Leben auf, wenn er auch keine Unſterblichkeit der Seele glaube, als daß er durch eine Lüge ſich vom Tode rettete *); und in abstracto hat Spinoza recht. Es iſt eben ſo unmöglich, daß der Menſch der reinen Vernunft lüge oder betrüge, als daß die drey Winkel eines Dreyecks nicht zwey rechten gleich ſeyen. Aber wird das wirkliche mit Vernunft begabte Weſen ſich von dem abstracto ſeiner Vernunft wohl ſo in die Enge treiben, von einem Gedankendinge durch

---

*) Eth. P. IV. Pr. LXXII.

ein Wortſpiel ſo ganz ſich gefangen nehmen laſſen? — Nimmermehr! — Wenn auf Ehre Verlaß iſt, und der Menſch Wort halten kann, ſo muß noch ein andrer Geiſt, als der bloße Geiſt des Syllogismus in ihm wohnen.

XL. Ich halte dieſen andern Geiſt für den Odem Gottes in dem Gebilde von Erde.

XLI. Es beweiſt dieſer Geiſt zuerſt ſein Daſeyn im Verſtande, der wirklich ohne ihn jener wunderbare Mechanismus ſeyn würde, welcher nicht allein die Leitung eines Sehenden durch einen Blinden möglich, ſondern auch die Nothwendigkeit einer ſolchen Einrichtung durch Vernunftſchlüſſe erweislich machte. Wer bändigt hier den Syllogismus, indem er ſeine Vorderſätze ſchlägt? Allein dieſer Geiſt, durch ſeine Gegenwart in Thaten der Freyheit, und einem unvertilgbaren Bewußtſeyn.

XLII. Wie dieſes Bewußtſeyn die Ueberzeugung ſelbſt iſt: Intelligenz für ſich allein ſey wirkſam; ſey die höchſte, ja die einzige uns wahrhaft bekannte Kraft: ſo lehrt es auch unmittelbar den Glauben an eine Erſte allerhöchſte Intelligenz; an einen verſtändigen Urheber und Geſetzgeber der Natur, an einen Gott, der ein Geiſt iſt.

XLIII. Aber dieſer Glaube erhält erſt ſeine volle Kraft und wird Religion, wenn im Herzen des Menſchen das Vermögen reiner Liebe ſich entwickelt.

XLIV. Reine Liebe? — Giebt es eine ſolche? —— Wie beweiſt ſie ſich, und wo findet man ihren Gegenſtand?

XLV. Wenn ich antworte, das Princip der Liebe ſey daſſelbige, von deſſen Daſeyn als Princip der Ehre wir uns ſchon verſicherten: ſo wird man nur ein größeres Recht zu haben glauben, in Abſicht des Gegenſtandes, den ich darſtellen ſoll, dringend zu werden.

XLVI. Ich antworte alſo: der Gegenſtand der reinen Liebe iſt derjenige, den ein Sokrates vor Augen hatte. Er iſt das *Θειον* im Menſchen; und die Ehrfurcht vor dieſem Göttlichen, iſt was aller Tugend, allem Ehrgefühl zum Grunde liegt.

XLVII. Conſtruiren kann ich weder dieſen Trieb noch ſeinen Gegenſtand. Ich müßte, um es zu können, wiſſen, wie Subſtanzen erſchaffen werden, und ein nothwendiges Weſen möglich iſt. Aber meine Ueberzeugung von ihrem Daſeyn wird folgendes vielleicht noch etwas mehr erläutern.

XLVIII. Wenn das Weltall kein Gott, ſondern eine Schöpfung; wenn es die Wirkung einer freyen Intelligenz iſt: ſo muß die urſprüngliche Richtung eines jeden Weſens, Ausdruck eines Göttlichen Willens ſeyn. Dieſer Ausdruck in der Creatur iſt ihr urſprüngliches Geſetz, in welchem die Kraft es zu erfüllen nothwendig mit gegeben ſeyn muß. Dieſes Geſetz, welches die Bedingung des Daſeyns des Weſens ſelbſt, ſein urſprünglicher Trieb, ſein eigener Wille iſt, kann mit den Naturgeſetzen, welche nur Reſultate von Verhältniſſen ſind, und durchaus auf Vermittelung beruhen, nicht verglichen werden. Nun gehört aber jedes einzelne Weſen zur Natur; iſt alſo auch den Naturgeſetzen unterworfen, und hat eine doppelte Richtung.

XLIX. Die Richtung auf das Endliche iſt der ſinnliche Trieb oder das Princip der Begierde; die Richtung auf das Ewige iſt der intellectuelle Trieb, das Princip reiner Liebe.

L. Wollte man mich über dieſe doppelte Richtung ſelbſt zur Rede ſtellen; nach der Möglichkeit eines ſolchen Verhältniſſes und der Theorie ſeiner Einrichtung fragen: ſo würde ich mit Recht eine ſolche Frage abweiſen, weil ſie die Möglichkeit und Theorie der Schöpfung, Bedingungen des Unbedingten zum Gegenſtande hat. Es iſt genug, wenn das Daſeyn dieſer doppelten Richtung und ihr Verhältniß durch die That bewieſen und von der Vernunft erkannt iſt. Wie ſich alle Menſchen Freyheit zuſchreiben, und allein in den Beſitz derſelben ihre Ehre ſetzen; ſo ſchrieben ſich auch alle ein Vermögen reiner Liebe, und ein Gefühl der überwiegenden Energie deſſelben zu, worauf die Möglichkeit der Freyheit beruht. Alle wollen Liebhaber der Tugend ſelbſt, nicht der mit ihr verknüpften Vortheile ſeyn; alle wollen von einem Schönen wiſſen, welches nicht bloß das Angenehme; von einer Freude, die nicht bloßer Kitzel ſey.

LI. Handlungen, welche aus dieſem Vermögen wirklich hervorgehen, nennen wir göttliche Handlungen; und ihre Quelle, die Geſinnungen ſelbſt, göttliche Geſinnungen. Auch begleitet ſie eine Freude, die mit keiner andern Freude verglichen werden kann:

es iſt die Freude, die Gott ſelbſt an ſeinem Daſeyn hat.

LII. Freude iſt jeder Genuß des Daſeyns; ſo wie alles, was das Daſeyn anficht, Schmerz und Traurigkeit zuwege bringt. Ihre Quelle iſt die Quelle des Lebens und aller Thätigkeit. Bezieht aber ihr Affect ſich nur auf ein vergängliches Daſeyn, ſo iſt er ſelbſt vergänglich: Seele des Thiers. Iſt ſein Gegenſtand das Unvergängliche und Ewige; ſo iſt er die Kraft der Gottheit ſelbſt, und ſeine Beute Unſterblichkeit.

Ueber
die Lehre des Spinoza.

Eine vertraute Freundinn von Leſſing *), welche durch ihn auch die meinige wurde, ſchrieb mir im Februar des Jahres drey und achtzig, daß ſie im Begriff ſey, eine Reiſe nach Berlin zu unternehmen, und fragte mich, ob ich Aufträge dahin hätte.

Aus Berlin ſchrieb mir meine Freundinn wieder. Ihr Brief handelte hauptſächlich von Mendelsſohn, „dieſem ächten Verehrer und Freunde unſeres Leſſing.“ Sie meldete mir, daß ſie über den Verewigten und auch über mich viel mit Mendelsſohn geſprochen hätte,

---

*) Ich habe ihr in meiner Rechtfertigung gegen Mendelsſohn den Namen Emilie gegeben, und werde mich deſſelben auch in dieſer Schrift ſtatt ihres wahren Namens bedienen.

(Eliſe Reimarus, Tochter des Verfaſſers der Wolfenbüttler Fragmente. Sie ſtarb im Jahre 1805.)

welcher nun endlich daran ſey, ſein längſt verheiſſenes Werk über Leſſings Character und Schriften vorzunehmen *).

---

*) Im Januar deſſelbigen Jahres (1783.) waren im deutſchen Muſeum unter dem Titel: **Gedanken Verſchiedener über eine merkwürdige Schrift, Einwürfe gegen mein Etwas, das Leſſing geſagt hat** (Berlin bey C. J. Decker 1782.) erſchienen. An jenen **Gedanken Verſchiedener** hatte Mendelsſohn den größten Antheil, und von den Worten an: „Auch geht unſer Verfaſſer über alles dieß ſehr ſchnell „hinweg," bis ans Ende, gehören ſie ihm allein zu. Dieſen **Gedanken** ſetzte ich im Februar des Muſeums **Erinnerungen** entgegen, die eben erſchienen waren, da meine Freundinn nach Berlin kam. Ich will nun **Emiliens** eigene Worte hier mittheilen, damit man ſehe, wie untadelhaft von Anfang an das Betragen dieſes an Geiſt und Seele ſo vorzüglichen Weibes geweſen iſt.

Berlin den 25. März 1783.

. . . . Ihm ſelbſt, dem alten **Fritz**, habe ich noch nicht in Ihrem Namen zunicken können, weil er in Potsdam iſt, und ich dahin noch nicht gekommen bin . . . . Mendelsſohn aber, meinen lieben Mendelsſohn ſah ich geſtern. Er iſt ganz, wie ich ihn mir dachte; unwiderſtehlich einnehmend durch die überall aus ihm redende Güte des Herzens und hervorleuchtende Klarheit ſeines Geiſtes. Wir haben viel über Leſſing und Sie geſprochen. Leſſings nicht unähnliche Büſte war das erſte, was beym Hereintreten mir in die Augen fiel. Der Bruder hat geſchrieben, daß nächſtens die Briefe über Walch herauskommen ſollen; hernach die Geſchichte der Evangelien, worauf unſer verſtorbener Freund ſelbſt einigen Werth

Verſchiedene Hinderniſſe machten es mir unmöglich, gleich auf dieſen Brief zu antworten, und der Aufenthalt meiner Freundinn in Berlin war nur von wenigen Wochen.

Da ſie wieder zu Hauſe war, ſchrieb ich ihr, und erkundigte mich, wieviel oder wenig Mendelsſohn von Leſſings religiöſen Geſinnungen bekannt geworden wäre. — *Leſſing ſey ein Spinoziſt geweſen**).

---

legte. Mendelsſohn hat ſeines Briefwechſels mit Leſſing bis dieſe Stunde noch nicht habhaft werden können; aber der Bruder hat verſprochen, ihm nächſtens ein Packet Schriften zu ſchicken, worunter auch dieſer Briefwechſel ſeyn ſoll. Und alsdann verſpricht Mendelsſohn, ſein Wort wegen des *Etwas über Leſſings Character* zu halten. Der Himmel gebe ihm dazu Geſundheit und Heiterkeit, ſo werden wir doch einmal etwas über unſern Freund leſen, das des Mannes werth iſt.

Ihnen ſelbſt, beſter Jacobi, iſt Mendelsſohn wirklich gut, und mit Ihren Erinnerungen gegen die *Gedanken Verſchiedener* zufrieden. * * und ich haben das Unſrige dazu beygetragen, Sie, wo möglich, ihm noch näher bekannt zu machen; denn ſicher verdienen Sie beyde ſich einander zu kennen, *wie Sie ſind*. Ach, wenn Sie doch gegenwärtig hier ſeyn könnten! — Ich muß eilig ſchließen. Sie wiſſen, wie es auf einer Reiſe zugeht.

*) Hier iſt die Stelle meines Briefes an Emilie, ganz und ohne Veränderung auch nur Einer Sylbe.

Pempelfort den 21. Juli 1783.

. . . . Daß ich Ihnen auf Ihren Brief aus Berlin nicht antworten konnte, war mir leid genug. Ich erhielt ihn, Gegen mich hatte Leſſing über dieſen Gegenſtand ohne alle Zurückhaltung ſich geäuſſert; und da er überhaupt nicht geneigt war, ſeine Meynungen zu verhehlen, ſo durfte ich vermuthen, was ich von ihm wußte ſey mehreren bekannt geworden. Daß er ſelbſt aber gegen Mendelsſohn ſich hierüber nie deutlich erkläret hatte, dieſes wurde mir auf folgende Weiſe bekannt.

---

weil er über Schwelm, anſtatt über Weſel gelaufen war, ſpäter als ich ſollte, und mußte fürchten, daß Sie meine Antwort, wenn ſie nicht mit der umlaufenden Poſt abging, nicht mehr erhielten. Mit der umlaufenden Poſt konnte ich Ihnen nicht ſchreiben, weil ich Sie von etwas ſehr wichtigem — von unſeres Leſſing letzten Geſinnungen unterhalten wollte, um es Mendelsſohn, wenn Sie es für gut fänden, mitzutheilen. — Sie wiſſen vielleicht, und wenn Sie es nicht wiſſen, ſo vertraue ich Ihnen hier unter der Roſe der Freundſchaft, daß Leſſing in ſeinen letzten Tagen ein entſchiedener Spinoziſt war. Es wäre möglich, daß Leſſing dieſe Geſinnungen gegen mehrere geäuſſert hätte; und dann wäre es nöthig, daß Mendelsſohn in dem Ehrengedächtniſſe, das er ihm ſetzen will, gewiſſen Materien entweder ganz auswiche, oder ſie wenigſtens äuſſerſt vorſichtig behandelte. Vielleicht hat ſich Leſſing gegen ſeinen lieben Mendelsſohn eben ſo klar als gegen mich geäuſſert; vielleicht auch nicht, weil er ihn lange nicht geſprochen, und ſehr ungern Briefe ſchrieb. Ihnen, meine Traute, ſey es hiemit anheim geſtellt, ob Sie Mendelsſohn hievon etwas eröffnen wollen oder nicht. Umſtändlicher kann ich aber für dießmal nicht von der Sache ſchreiben.

Nachdem ich Leſſingen im Jahre neun und ſiebenzig einen Beſuch auf den folgenden Sommer verſprochen hatte, meldete ich ihm in einem Briefe vom erſten Juni 1780, meine baldige Erſcheinung, und lud ihn zugleich ein, mich nachher auf einer Reiſe zu begleiten, die uns nach Berlin führen ſollte. Leſſing antwortete in Abſicht der Reiſe, daß wir die Sache zu Wolfenbüttel miteinander überlegen wollten *). Als ich dahin kam, fanden ſich wichtige Hinderniſſe. Leſſing

---

*) Auch dieſes Schreiben will ich mittheilen.

Wolfenbüttel den 13. Juni 1780.

„Ich zögere keinen Augenblick, Ihnen auf Ihre angenehme Zuſchrift vom erſten dieſes (die ich aber den 12ten erſt erhalten) zu melden, daß ich den ganzen Junius, bis in die Mitte des Julius unfehlbar in Wolfenbüttel zu treffen ſeyn werde, und daß ich Sie mit großem Verlangen in meinem Hauſe erwarte, in welchem es Ihnen gefallen möge, einige Tage auszuruhen.

„Unſere Geſpräche würden ſich zwar wohl von ſelbſt gefunden haben. Aber es war doch gut, mir einen Fingerzeig zu geben, von wannen wir am beſten ausgehen könnten . . . .

„Ob es mir möglich ſeyn wird, eine weitere Reiſe mit Ihnen zu machen, kann ich zur Zeit noch nicht beſtimmen. Mein Wunſch wäre es allerdings. Aber ich wünſche, was ich einmal wünſche, mit ſo viel vorher empfindender Freude, daß meiſtentheils das Glück der Mühe überhoben zu ſeyn glaubt, den Wunſch zu erfüllen“ u. ſ. w.

wollte mich überreden, ohne ihn nach Berlin zu reiſen, und wurde alle Tage dringender. Sein Hauptbewegungsgrund war Mendelsſohn, den er unter ſeinen Freunden am höchſten ſchätzte. Er wünſchte ſehnlich, daß ich ihn möchte perſönlich kennen lernen. In einer ſolchen Unterredung äuſſerte ich einmal meine Verwunderung darüber, daß ein Mann von ſo hellem und richtigem Verſtande, wie Mendelsſohn, ſich des Beweiſes von dem Daſeyn Gottes aus der Idee ſo eifrig, wie es in ſeiner Abhandlung von der Evidenz geſchehen wäre, hätte annehmen können; und Leſſings Entſchuldigungen führten mich geradezu auf die Frage: ob er ſein eigenes Syſtem nie gegen Mendelsſohn behauptet hätte? „Nie,“ antwortete Leſſing .... „Einmal „nur ſagte ich ihm ohngefähr eben das, was Ihnen in „der Erziehung des Menſchengeſchlechts (§. 73.) auf„gefallen iſt. Wir wurden nicht miteinander fertig, „und ich ließ es dabey.“

Alſo, die Wahrſcheinlichkeit von der einen Seite, daß Mehrere von Leſſings Spinozismus unterrichtet wären; und die Gewißheit von der andern, daß Mendelsſohn davon nichts zuverläßiges bekannt gewor=

den ſey, bewogen mich, letzterem einen Wink darüber zu verſchaffen *).

Meine Freundinn faßte meine Idee vollkommen; die Sache ſchien ihr äuſſerſt wichtig, und ſie ſchrieb den Augenblick an Mendelsſohn, um demſelben, was ich ihr entdeckt hatte, zu offenbaren.

Die Antwort, die ich hierauf von Emilien erhielt, will ich ganz hier einrücken.

Hamburg den 1. September 1783.

„Ich habe Mendelsſohns Antwort abwarten wol-
„len, liebſter Jacobi, ehe ich Ihnen wieder ſchriebe.
„Hier iſt ſie.

„Mendelsſohn wünſcht beſtimmt zu wiſſen, wie
„Leſſing die bewußten Geſinnungen geäuſſert habe.
„Ob er mit trockenen Worten geſagt: ich halte das
„Syſtem des Spinoza für wahr und gegründet? Und
„welches? Das im Tractatu Theologico Politico,
„oder das in den Principiis Philosophiae Carte-

---

*) Daß ich, bey dieſer Gewißheit, es dennoch in meinem Briefe vom 21ſten Juli an Emilie dahin geſtellt ſeyn ließ, ob nicht Mendelsſohn ſo gut als ich ſelbſt ſchon unterrichtet ſey, wird hoffentlich keiner Rechtfertigung bedürfen.

„sianae vorgetragene; oder dasjenige, welches Ludovicus
„Mayer nach dem Tode des Spinoza in ſeinem
„Namen bekannt machte? Und wenn zu dem allgemein
„dafür bekannten atheiſtiſchen Syſtem des
„Spinoza, ſo fragt er weiter: ob Leſſing das Syſtem
„ſo genommen, wie es Bayle mißverſtanden, oder
„wie andre es beſſer erklärt haben? und ſetzet hinzu:
„Wenn Leſſing im Stande war, ſich ſo ſchlechtweg,
„ohne alle nähere Beſtimmung, zu dem Syſtem irgend
„eines Mannes zu verſtehn, ſo war er zu der Zeit nicht
„mehr bey ſich ſelbſt, oder in ſeiner ſonderbaren Laune,
„etwas Paradoxes zu behaupten, das er in einer ernſthaften
„Stunde ſelbſt wieder verwarf.

„Hat aber Leſſing etwa geſagt, fährt Mendelsſohn
„fort: Lieber Bruder! der ſo ſehr verſchrieene
„Spinoza mag wohl in manchen Stücken weiter geſehen
„haben, als alle die Schreyer, die an ihm zu
„Helden geworden ſind; in ſeiner Ethik insbeſondere
„ſind vortreffliche Sachen enthalten, vielleicht beſſere
„Sachen, als in mancher orthodoxen Moral, oder in
„manchem Compendio der Weltweisheit; ſein Syſtem
„iſt ſo ungereimt nicht, als man glaubt: — Ey
„nun, ſo läßt ſichs Mendelsſohn gefallen.

„Er beſchließt mit dem Wunſche, daß Sie die „Güte haben möchten, das Beſtimmte hierüber ausführlich zu berichten; nämlich: was, wie, und bey „welcher Gelegenheit ſich Leſſing über dieſe Sache geäuſſert habe; da er (Mendelsſohn) feſt von Ihnen überzeugt ſey, daß Sie ſowohl Leſſingen ganz verſtanden, „als von einer ſo wichtigen Unterredung jeden Umſtand „im Gedächtniß behalten haben werden.

„Sobald dieſes geſchehen, wird Mendelsſohn allerdings in dem, was er über Leſſings Character etwa „noch zu ſchreiben Willens iſt, davon Erwähnung „thun. Denn, ſagt er, auch unſeres beſten Freundes Name ſoll bey der Nachwelt nicht mehr und nicht „weniger glänzen, als er es verdient. Die Wahrheit „kann auch hier nur gewinnen. Sind ſeine Gründe „ſeicht, ſo dienen ſie zu ihrem (der Wahrheit) Triumphe; ſind ſie aber gefährlich, ſo mag die gute Dame „für ihre Vertheidigung ſorgen. Ueberhaupt, fügt er „hinzu, ſetze ich mich, wann ich über Leſſings Character ſchreibe, ein halbes Jahrhundert weiter hinaus, „wo alle Partheylichkeiten aufgehört haben, alle unſere jetzigen Tracaſſerien vergeſſen ſeyn werden.

„Sehen Sie, liebſter Jacobi, dieß iſt das Re-
„ſultat Ihrer mitgetheilten Nachricht, die ich unmöglich
„Mendelsſohn verſchweigen konnte, und wovon das
„weitere mitzutheilen auch Sie nicht gereuen darf.
„Denn was würden Sie geſagt haben, wenn einmal
„Mendelsſohn mit dem, was er über Leſſings Charac-
„ter zu ſagen denkt, zum Vorſchein käme, und von
„ähnlichen wichtigen Sachen ſtände nichts darinn? Sie
„hätten es ſich alsdann zum Vorwurfe machen müſſen,
„die Sache der Wahrheit (denn die iſt es am Ende
„mehr als unſeres Freundes) verſtümmelt zu haben.
„Wie mir übrigens dabey zu Muthe iſt, ob Ihre Aus-
„ſage ſo oder ſo ausfalle, — das gehört nicht hie-
„her“ u. ſ. w.

Ich hatte nicht das mindeſte Bedenken, dieſer Aufforderung zu genügen, und ließ den vierten November folgenden Brief an Mendelsſohn, unter einem Umſchlage an meine Freundinn, unverſiegelt abgehen*).

---

*) Folgendes ſchrieb ich Emilien bey der Ueberſendung:

den 4. November 1783.

— — — — — — hiebey, was ich zu meinem eigenen Verdruſſe ſo lange ſchuldig blieb. Sie werden nichts dagegen haben, daß mein Brief geradezu an Mendelsſohn gerichtet

Damit er ſein Urkundliches behalte, will ich ihn, von der erſten Zeile bis zur letzten, unverändert abdrucken laſſen.

Pempelfort bey Düſſeldorf, den 4.
November 1783.

Sie wünſchen wegen gewiſſer Meynungen, die ich in einem Briefe an Eliſe Reimarus dem verewigten Leſſing zugeſchrieben habe, das Genauere von mir zu erfahren; und da ſcheint es mir am beſten, mich mit dem, was ich davon mitzutheilen fähig bin, an Sie unmittelbar zu wenden.

---

iſt; und Mendelsſohn wird nicht übel nehmen, daß ich ihn nicht ganz mit eigener Hand geſchrieben habe. Ich überlaſſe Ihnen mich deßwegen bey ihm zu entſchuldigen.

Daß Sie das Packet erhalten und verſendet haben, und Ihre Gedanken über den Inhalt, melden Sie mir, wenn Sie können, mit der Poſt vom Montage. Was Mendelsſohn dazu ſagt, davon laſſen Sie mich künftig, was ich wiſſen darf, erfahren. Ich erwarte eben nicht den beſten Dank von ihm für meine Mühe, weil meine Art zu ſehen von der ſeinigen etwas verſchieden iſt. . . . . . Ich bin aber ein für allemal darein ergeben, was aus dem Scheine meines Seyns erfolgt, zu tragen, und nur immer dieſes ſo zu zeigen, wie es iſt. Etwas Muth und Verläugnung wird dazu erfordert, aber dafür hat man auch die innere Ruhe, die ſonſt nie erhalten werden kann.

Es gehört zur Sache, wenigſtens zu ihrem Vortrage, daß ich einiges mich ſelbſt betreffendes voraus ſchicke. Und indem ich Sie dadurch in eine etwas nähere Bekanntſchaft mit mir ſetze, werde ich mehr Muth gewinnen, alles frey heraus zu ſagen, und vielleicht vergeſſen, was mich ſorgſam oder ſchüchtern machen will.

Ich ging noch im Polniſchen Rocke, da ich ſchon anfing, mich über Dinge einer andern Welt zu ängſtigen. Mein kindiſcher Tiefſinn brachte mich im achten oder neunten Jahre zu gewiſſen ſonderbaren — Anſichten (ich weiß es anders nicht zu nennen), die mir bis auf dieſe Stunde ankleben *). Die Sehnſucht, in Abſicht der beſſeren Erwartungen des Menſchen zur Gewißheit zu gelangen, nahm mit den Jahren zu, und ſie iſt der Hauptfaden geworden, an den ſich meine übrigen Schickſale knüpfen mußten. Urſprüngliche Gemüthsart, und die Erziehung, welche ich erhielt, vereinigten ſich, mich in einem billigen Mißtrauen gegen mich ſelbſt, und nur zu lange in einer deſto größeren Erwartung von dem, was andre leiſten könnten,

---

*) S. die Beylage III.

zu erhalten. Ich kam nach Genf, wo ich vortreffliche Männer fand, die ſich mit großmüthiger Liebe, mit wirklicher Vatertreue meiner annahmen *). Andere von gleichem, viele von noch größerem Rufe, die ich ſpäter kennen lernte, verſchafften mir nicht die Vortheile, die ich von jenen genoſſen hatte; und ich mußte mich von mehr als Einem unter dieſen zuletzt mit Verdruß und Reue über eingebüßte Zeit und verſchwendete Kräfte zurückziehen. Dieſe und noch andere Erfahrungen ſtimmten mich allmählich zu mir ſelbſt mehr herab; ich lernte, meine eigenen Kräfte ſammeln und zu Rathe halten.

Wenn es zu allen Zeiten nur wenige Menſchen gegeben hat, die mit innigem Ernſte nach der Wahrheit rangen; ſo hat ſich dagegen auch die Wahrheit jedem unter dieſen Wenigen auf irgend eine Weiſe mitgetheilt. Ich entdeckte dieſe Spur; verfolgte ſie unter Lebendigen und Todten; und wurde je länger je inniger gewahr: daß ächter Tiefſinn eine gemeinſchaftliche Richtung hat, wie die Schwerkraft in den Körpern; welche

---

*) S. das Geſpräch über Idealismus und Realismus, im zweiten Bande dieſer Sammlung S. 113. folgg.

Richtung aber, da ſie von verſchiedenen Puncten der Peripherie ausgeht, eben ſo wenig parallele Linien geben kann, als ſolche die ſich kreuzen. Mit dem Scharfſinne, welchen ich den Sehnen des Zirkels vergleichen möchte, und der oft für Tiefſinn gehalten wird, weil er tiefſinnig über Verhältniſſe und Form iſt, verhält es ſich nicht eben ſo. Hier durchſchneiden ſich die Linien ſo viel man will, und laufen zuweilen auch einander parallel. Eine Sehne kann ſo nah am Durchmeſſer gezogen werden, daß man ſie für den Durchmeſſer ſelbſt anſieht; ſie durchſchneidet aber dann nur eine größere Menge Radien, ohne aufzuhören eine Sehne zu ſeyn.

Verzeihen Sie mir, Verehrungswürdigſter, dieſen Bilderkram. — Ich komme zu Leſſing.

Immer hatte ich den großen Mann verehrt; aber die Begierde, näher mit ihm bekannt zu werden, hatte ſich erſt ſeit ſeinen theologiſchen Streitigkeiten, und nachdem ich die Parabel geleſen hatte, lebhafter in mir geregt. Mein günſtiges Schickſal gab, daß ihn Allwill intereſſirte; daß er mir, erſt durch Reiſende, manche freundliche Botſchaft ſandte, und endlich, im Jahre neun und ſiebenzig an mich ſchrieb. Ich antwortete ihm, daß ich im folgenden Frühjahr eine Reiſe vorhätte, die mich über Wolfenbüttel führen ſollte, wo ich mich ſehnte, in ihm die Geiſter mehrerer Weiſen zu beſchwören, die ich über gewiſſe Dinge nicht zur Sprache bringen könnte *).

Meine Reiſe kam zu Stande, und den fünften Julius Nachmittags, hielt ich Leſſingen zum erſtenmal in meinen Armen.

Wir ſprachen noch an demſelbigen Tage über viele wichtige Dinge; auch von Perſonen, moraliſchen und unmoraliſchen, Atheiſten, Theiſten und Chriſten.

Den folgenden Morgen kam Leſſing in mein Zimmer, da ich mit einigen Briefen, die ich zu ſchreiben hatte, noch nicht fertig war. Ich reichte ihm verſchiedenes aus meiner Brieftaſche, daß er unterdeſſen ſich die Zeit damit vertriebe. Bey'm Zurückgeben fragte er: ob ich nicht noch mehr hätte das er leſen dürfte. „Doch!" ſagte ich (ich war im Begriff zu ſiegeln):

---

*) Die eignen Worte meines Briefes, den ich jetzt wieder habe, und von welchem ich keine Abſchrift beſaß, waren dieſe: „Ich ſehne mich unausſprechlich nach jenen Tagen; auch darum, „weil ich die Geiſter einiger Seher in Ihnen beſchwören und „zur Sprache bringen möchte, die mir nicht genug antworten."

„hier iſt noch ein Gedicht; — Sie haben ſo manches „Aergerniß gegeben, ſo mögen Sie auch wohl einmal „eines nehmen“ .... *).

---

*) Prometheus.

(S. Göthe, aus meinem Leben Th. 3. S. 177.)

Bedecke deinen Himmel, Zevs,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn!
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Glut
Du mich beneideſt!

Ich kenne nichts ärmeres
Unter der Sonn’, als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus wo ein,
Kehrt’ ich mein verirrtes Auge

Leſſing. (Nachdem er das Gedicht geleſen, und indem er mir's zurück gab) Ich habe kein Aergerniß

Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth;
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverey?

Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und deine?

Wähnteſt du etwa
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume — reiften?

genommen; ich habe das ſchon lange aus der erſten Hand. Ich. Sie kennen das Gedicht? Leſſing. Das Gedicht hab' ich nie geleſen; aber ich find' es gut. Ich. In ſeiner Art, ich auch; ſonſt hätte ich es Ihnen nicht gezeigt. Leſſing. Ich meyn' es anders ... Der Geſichtspunct, aus welchem das Gedicht genommen iſt, das iſt mein eigener Geſichtspunct ... Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit ſind nicht mehr für mich; ich kann ſie nicht genießen. *Ἓν καὶ Πᾶν!* Ich weiß nichts anders. Dahin geht auch dieſes Gedicht; und ich muß bekennen, es gefällt mir ſehr. Ich. Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverſtanden. Leſſing. Wenn ich mich nach jemand nennen ſoll, ſo weiß ich keinen andern. Ich. Spinoza iſt mir gut genug: aber doch ein ſchlechtes Heil, das wir in ſeinem Namen finden! Leſſing. Ja! Wenn Sie wollen! ... Und doch ... Wiſſen Sie etwas beſſeres? ...

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Der Deſſauſche Director Wolke war unterdeſſen hereingetreten, und wir gingen zuſammen auf die Bibliothek.

Den folgenden Morgen, als ich, nach dem Frühſtück, in mein Zimmer zurück gekehrt war, um mich anzukleiden, kam mir Leſſing über eine Weile nach. So bald wir allein waren, hub er an: Ich bin gekommen über mein Ἑν και Παν mit Ihnen zu reden. Sie erſchracken geſtern. Ich. Sie überraſchten mich, und ich fühlte meine Verwirrung. Schrecken war es nicht. Freylich war es gegen meine Vermuthung, an Ihnen einen Spinoziſten oder Pantheiſten zu finden; und noch weit mehr dagegen, daß Sie mir es gleich und ſo blank und baar hinlegen würden. Ich war großen Theils in der Abſicht gekommen, von Ihnen Hülfe gegen den Spinoza zu erhalten. Leſſing. Alſo kennen Sie ihn doch? Ich. Ich glaube ihn zu kennen, wie nur ſehr wenige ihn gekannt haben mögen. Leſſing. Dann iſt Ihnen nicht zu helfen. Werden Sie lieber ganz ſein Freund. Es giebt keine andre Philoſophie, als die Philoſophie des Spinoza. Ich. Das mag wahr ſeyn. Denn der Determiniſt, wenn er bündig ſeyn will, muß zum Fataliſten werden: hernoch giebt ſich das Uebrige von ſelbſt. Leſſing. Ich merke, wir verſtehen uns. Deſto begieriger bin ich, von Ihnen zu hören: was Sie für den Geiſt des Spinozismus halten; ich meyne den, der in Spinoza ſelbſt gefahren war. Ich. Das iſt wohl kein anderer geweſen, als das Uralte: a nihilo nihil fit; welches Spinoza, nach abgezogenern Begriffen, als die philoſophirenden Cabbaliſten und andre vor ihm, in Betrachtung zog. Nach dieſen abgezogenern Begriffen fand er, daß durch ein jedes Entſtehen im Unendlichen, mit was für Bildern oder Worten man ihm auch zu helfen ſuche, durch einen jeden Wechſel in demſelben, ein Etwas aus dem Nichts geſetzt werde. Er verwarf alſo jeden Uebergang des Unendlichen zum Endlichen; überhaupt alle Causas transitorias, secundarias oder remotas; und ſetzte an die Stelle des emanirenden ein nur immanentes Enſoph; eine inwohnende, ewig in ſich unveränderliche Urſache der Welt, welche mit allen ihren Folgen zuſammengenommen — Eins und daſſelbe wäre.

. . . . *)

---

*) Ich fahre in dieſer Darſtellung fort, und ziehe, um nicht zu weitläufig zu werden, ſo viel ich kann, zuſammen, ohne die

Dieſe inwohnende unendliche Urſache hat, als ſolche, explicite, weder Verſtand noch Willen: weil ſie, ihrer tranſcendentalen Einheit und durchgängigen abſoluten Unendlichkeit zufolge, keinen Gegenſtand des Denkens und des Wollens haben kann; und ein Vermögen einen Begriff vor dem Begriffe hervorzubringen, oder einen Begriff der vor ſeinem Gegenſtande und die vollſtändige Urſache ſeiner ſelbſt wäre, ſo wie auch ein Wille, der das Wollen wirkte und durchaus ſich ſelbſt beſtimmte, lauter ungereimte Dinge ſind. . .

. . Der Einwurf, daß eine unendliche Reihe von Wirkungen unmöglich ſey, (bloße Wirkungen ſind es nicht, weil die inwohnende Urſache immer und überall iſt), widerlegt ſich ſelbſt, weil jede Reihe, die nicht aus Nichts entſpringen ſoll, ſchlechterdings eine unendliche ſeyn muß. Und daraus folgt denn wieder, da jeder einzelne Begriff aus einem andern einzelnen

---

Zwiſchenreden aufzuſchreiben. Was unmittelbar hier folgt, wurde herbeygeführt, indem Leſſing als des Dunkelſten im Spinoza erwähnte, was auch Leibnitz ſo gefunden und nicht ganz verſtanden hätte (Theod. §. 173.). Ich mache dieſe Erinnerung hier Ein für Allemal, und werde ſie in der Folge, wo ich mir ähnliche Freyheiten nehme, nicht wiederholen. (Anm. der erſten Ausgabe.)

Begriffe entſpringen, und ſich auf einen wirklich vorhandenen Gegenſtand unmittelbar beziehen muß: daß in der erſten Urſache, die unendlicher Natur iſt, weder einzelne Gedanken, noch einzelne Beſtimmungen des Willens angetroffen werden können; — ſondern nur der innere, erſte, allgemeine Urſtoff derſelben ... Die erſte Urſache kann eben ſo wenig nach Abſichten oder Endurſachen handeln, als ſie ſelbſt um einer gewiſſen Abſicht oder Endurſache willen da iſt; eben ſo wenig einen Anfangs-Grund oder Endzweck haben etwas zu verrichten, als in ihr ſelbſt Anfang oder Ende iſt ... Im Grunde aber iſt, was wir Folge oder Dauer nennen, bloßer Wahn; denn da die reelle Wirkung mit ihrer vollſtändigen reellen Urſache zugleich, und allein der Vorſtellung nach von ihr verſchieden iſt: ſo muß Folge und Dauer, nach der Wahrheit, nur eine gewiſſe Art und Weiſe ſeyn, das Mannichfaltige in dem Unendlichen anzuſchauen *).

Leſſing ...... Ueber unſer Credo alſo werden wir uns nicht entzweyen. Ich. Das wollen wir in keinem Falle. Aber im Spinoza ſteht mein Credo

---

*) S. Beylage VII.

nicht. — Ich glaube eine verſtändige perſönliche Urſache der Welt. Leſſing. O, deſto beſſer! Da muß ich etwas ganz neues zu hören bekommen *). Ich. Freuen Sie ſich nicht zu ſehr darauf. Ich helfe mir durch einen Salto mortale aus der Sache; und Sie pflegen am Kopf-unten eben keine ſonderliche Luſt zu finden. Leſſing. Sagen Sie das nicht; wenn ich's nur nicht nachzuahmen brauche. Und Sie werden ſchon wieder auf Ihre Füße zu ſtehen kommen. Alſo — wenn es kein Geheimniß iſt — ſo will ich mir es ausgebeten haben. Ich. Sie mögen mir das Kunſtſtück immer abſehen. Die ganze Sache beſtehet darinn, daß ich aus dem Fatalismus unmittelbar gegen den Fatalismus, und gegen alles, was mit ihm verknüpft iſt, ſchlieſſe. — Wenn es lauter wirkende und keine Endurſachen giebt, ſo hat das denkende Vermögen in der ganzen Natur bloß das Zuſehen; ſein einziges Geſchäft iſt, den Mechanismus der wirkenden Kräfte zu begleiten. Die Unterredung, die wir gegenwärtig miteinander haben, iſt nur ein Anliegen unſerer Leiber; und der ganze Inhalt dieſer Unterredung, in ſeine Elemente

---

*) S. Beylage II.

aufgelöſt: Ausdehnung, Bewegung, Grade der Geſchwindigkeit, nebſt den Begriffen davon, und den Begriffen von dieſen Begriffen. Der Erfinder der Uhr erfand ſie im Grunde nicht; er ſah nur ihrer Entſtehung aus blindlings ſich entwickelnden Kräften zu. Eben ſo Raphael, da er die Schule von Athen entwarf; und Leſſing, da er ſeinen Nathan dichtete. Daſſelbe gilt von allen Philoſophieen, Künſten, Regierungsformen, Kriegen zu Waſſer und zu Lande: kurz, von allem Möglichen. Denn auch die Affecten und Leidenſchaften wirken nicht, in ſo fern ſie Empfindungen und Gedanken ſind; oder richtiger: — in ſo fern ſie Empfindungen und Gedanken mit ſich führen. Wir glauben nur, daß wir aus Zorn, Liebe, Großmuth, oder aus vernünftigem Entſchluſſe handeln. Lauter Wahn! In allen dieſen Fällen iſt im Grunde das, was uns bewegt, ein Etwas, das von allem dem nichts weiß, und das, in ſo fern, von Empfindung und Gedanke ſchlechterdings entblößt iſt. Dieſe aber, Empfindung und Gedanke, ſind nur Begriffe von Ausdehnung, Bewegung, Graden der Geſchwindigkeit, u. ſ. w. — Wer nun dieſes annehmen kann, deſſen Meynung weiß ich nicht zu widerlegen. Wer es aber nicht annehmen kann, der muß der Antipode von Spinoza werden *). Leſſing. Ich merke, Sie hätten gern Ihren Willen frey. Ich begehre keinen freyen Willen. Ueberhaupt erſchreckt mich, was Sie eben ſagten, nicht im mindeſten. Es gehört zu den menſchlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erſte und vornehmſte betrachten, und aus ihm alles herleiten wollen; da doch alles, die Vorſtellungen mit einbegriffen, von höheren Principien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke, ſind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erſchöpft iſt. Sie muß unendlich vortrefflicher ſeyn, als dieſe oder jene Wirkung; und ſo kann es auch eine Art des Genuſſes für ſie geben, der nicht allein alle Begriffe überſteigt, ſondern völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon denken können, hebt die Möglichkeit nicht auf **). Ich. Sie gehen weiter als Spinoza; dieſem galt Einſicht über alles. Leſſing. Für den Menſchen!

---

*) Vgl. die Abhandlung über die Unzertrennlichkeit des Begriffes der Freyheit und Vorſehung von dem Begriffe der Vernunft im zweyten Bande dieſer Sammlung S. 311.

**) S. Beylage V.

Er war aber weit davon entfernt, unſere elende Art, nach Abſichten zu handeln, für die höchſte Methode auszugeben, und den Gedanken oben an zu ſetzen. Ich. Einſicht iſt bey Spinoza in allen endlichen Naturen der beſte Theil, weil ſie derjenige Theil iſt, womit jede endliche Natur über ihr Endliches hinausreicht. Man könnte gewiſſermaßen ſagen: auch er habe einem jeden Weſen zwey Seelen zugeſchrieben: Eine, die ſich nur auf das gegenwärtige einzelne Ding, und eine andre, die ſich auf das Ganze bezieht *). Dieſer zweiten Seele giebt er auch Unſterblichkeit. Was aber die unendliche Einzige Subſtanz des Spinoza anbelangt, ſo hat dieſe, für ſich allein, und außer den einzelnen Dingen, kein eigenes oder beſonderes Daſeyn. Hätte ſie für ihre Einheit (daß ich mich ſo ausdrücke) eine ei-

---

*) Wiewohl auch nur mittelſt dieſes Körpers, der kein abſolutes Individuum ſeyn kann (indem ein abſolutes Individuum eben ſo unmöglich, als ein individuelles Abſolutum iſt. Determinatio est negatio. Opp. posth. p. 558.); ſondern allgemeine unveränderliche Eigenſchaften und Beſchaffenheiten, die Natur und den Begriff des Unendlichen enthalten muß. Mit dieſer Unterſcheidung hat man einen von den Hauptſchlüſſeln zu dem Syſtem des Spinoza, ohne welche man in demſelben überall Verworrenheit und Widerſprüche findet.

(Anm. der erſten Ausgabe.)

gene, beſondere, individuelle Wirklichkeit; hätte ſie Perſönlichkeit und Leben: ſo wäre Einſicht auch an ihr der beſte Theil. Leſſing. Gut. Aber nach was für Vorſtellungen nehmen Sie denn Ihre perſönliche extramundane Gottheit an? Etwa nach den Vorſtellungen des Leibnitz? Ich fürchte, der war ſelbſt im Herzen ein Spinoziſt. Ich. Reden Sie im Ernſte? Leſſing. Zweifeln Sie daran im Ernſte? — Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit waren ſo beſchaffen, daß er es nicht ertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken ſetzte. Aus dieſer Denkungsart ſind viele ſeiner Behauptungen gefloſſen; und es iſt, bey dem größten Scharfſinne, oft ſehr ſchwer, ſeine eigentliche Meynung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn ſo werth; ich meyne: wegen dieſer großen Art zu denken, und nicht, wegen dieſer oder jener Meynung, die er nur zu haben ſchien, oder auch wirklich haben mochte. Ich. Ganz recht. Leibnitz mochte gern „aus jedem Kieſel Feuer ſchlagen *).“ Sie aber ſagten von einer gewiſſen Meynung, dem Spinozismus, daß Leibnitz derſelben im Herzen zugethan geweſen ſey.

---

*) Leſſings Beyträge, I. S. 215.

Leſſing. Erinnern Sie ſich einer Stelle des Leibnitz, wo von Gott geſagt iſt: derſelbe befände ſich in einer immerwährenden Expanſion und Contraction: dieſes wäre die Schöpfung und das Beſtehen der Welt? Ich. Von ſeinen Fulgurationen weiß ich; aber dieſe Stelle iſt mir unbekannt. Leſſing. Ich will ſie aufſuchen, und Sie ſollen mir dann ſagen, was ein Mann, wie Leibnitz, dabey denken — konnte, oder mußte *). Ich. Zeigen Sie mir die Stelle. Aber ich muß Ihnen zum voraus ſagen, daß mir bey der Erinnerung ſo vieler andern Stellen eben dieſes Leibnitz, ſo vieler ſeiner Briefe, Abhandlungen, ſeiner Theodicee und nouveaux Essais, ſeiner philoſophiſchen Laufbahn überhaupt — vor der Hypotheſe ſchwindelt, daß dieſer Mann keine Supramundane, ſondern nur eine Intramundane Urſache der Welt angenommen haben ſollte. Leſſing. Von dieſer Seite muß ich Ihnen nachgeben. Sie wird auch das Uebergewicht behalten; und ich geſtehe, daß ich etwas zu viel geſagt habe. Indeſſen bleibt die Stelle die ich meyne — und noch

---

*) Den Aufſchluß dieſes Räthſels findet der Leſer in der Beylage *VII.*

manches andre — immer ſonderbar. — Aber nicht zu vergeſſen! Nach welchen Vorſtellungen glauben Sie denn nun das Gegentheil des Spinoziſmus? Finden Sie, daß Leibnitzens Principia ihm ein Ende machen?

Ich. Wie könnte ich, bey der feſten Ueberzeugung, daß der bündige Determiniſt vom Fataliſten ſich nicht unterſcheidet? . . . Die Monaden, ſammt ihren Vinculis, laſſen mir Ausdehnung und Denken, überhaupt Realität, ſo unbegreiflich als ſie mir ſchon waren; und ich weiß da weder rechts noch links. . . Uebrigens kenne ich kein Lehrgebäude, das ſo ſehr, als das Leibnitziſche, mit dem Spinoziſmus übereinkäme; und es iſt ſchwer zu ſagen, welcher von ihren Urhebern uns und ſich ſelbſt am mehrſten zum beſten hatte: wiewohl in allen Ehren! . . . . . Mendelsſohn hat öffentlich gezeigt, daß die Harmonia praestabilita im Spinoza ſteht. Daraus allein ergiebt ſich ſchon, daß Spinoza von Leibnitzens Grundlehren noch viel mehr enthalten muß, oder Leibnitz und Spinoza (dem ſchwerlich Wolfens Unterricht angeſchlagen hätte *) wären die bündi-

---

*) S. Mendelsſohns Philoſoph. Schriften, das 3te Geſpräch, am Ende.

gen Köpfe nicht geweſen, die ſie doch unſtreitig waren. Ich getraue mir aus dem Spinoza Leibnitzens ganze Seelenlehre darzulegen . . . Im Grunde haben beyde von der Freyheit auch dieſelbe Lehre, und nur ein Blendwerk unterſcheidet ihre Theorie. Wenn Spinoza (Epist. LXII. Opp. Posth. p. 584. et 585.) unſer Gefühl von Freyheit durch das Beyſpiel eines Steins erläutert, welcher dächte und wüßte, daß er ſich beſtrebt, ſo viel er kann, ſeine Bewegung fortzuſetzen: ſo erläutert Leibnitz daſſelbe (Theod. §. 50.) mit dem Beyſpiele einer Magnetnadel, welche Luſt hätte ſich gegen Norden zu bewegen, und in der Meynung ſtände, ſie drehte ſich unabhängig von einer andern Urſache, indem ſie der unmerklichen Bewegung der magnetiſchen Materie nicht inne würde *). — . . Die Endurſachen erklärt

---

*) Atque haec humana illa libertas est, quam omnes habere jactant, et quae in hoc solo consistit, *quod homines sui appetitus sunt conscii, et causarum, à quibus determinantur, ignari* — ſagt Spinoza, in demſelbigen 63ten Briefe.

Von jener Wendung, womit die Determiniſten dem Fataliſmus auszuweichen glauben, mangelte Spinoza keineswegs der Begriff. Sie ſchien ihm aber ſo wenig ächt philoſophiſcher Art zu ſeyn, daß ihm das Arbitrium indifferentiae, oder die Voluntas aequilibrii ſogar noch lieber war. Man

Leibnitz durch einen Appetitum, einen Conatum immanentem (conscientia sui praeditum). Eben ſo Spinoza, der, in dieſem Sinne, ſie vollkommen gelten laſſen konnte; und bey welchem Vorſtellung des Aeuſſerlichen und Begierde, wie bey Leibnitz, das Weſen der Seele ausmachen. — Kurz, wenn man in das Innerſte der Sache dringt, ſo findet ſich, daß bey Leibnitz, eben ſo wie bey Spinoza, eine jede Endurſache eine wirkende vorausſetzt . . Das Denken iſt nicht die Quelle der Subſtanz; ſondern die Subſtanz iſt die Quelle des Denkens. Alſo muß vor dem Denken etwas Nichtdenkendes als das Erſte angenommen werden; etwas, das, wenn ſchon nicht durchaus in der Wirklichkeit, doch der Vorſtellung, dem Weſen, der inneren Natur nach, als das Vorderſte gedacht werden muß. Ehrlich genug hat deßwegen Leibnitz die Seelen, des automates spirituels genannt *).

ſehe, unter andern im I. Th. der Ethik, das 2te Schol. der 33ten Prop. am Schluſſe. Ferner im III. Theile das Sch. der 9ten Prop. und vornehmlich die Vorrede zum IV. Theile.

(A. d. e. A.)

*) Dieſelbige Benennung findet ſich auch beym Spinoza, wiewohl nicht in ſeiner Ethik; ſondern in dem Bruchſtücke: De

Wie aber (ich rede hier nach Leibnitzens tiefſtem und vollſtändigſtem Sinne, ſo weit ich ihn verſtehe) das Principium aller Seelen für ſich beſtehen könne und wirken . .; der Geiſt vor der Materie; der Gedanke vor dem Gegenſtande: dieſen großen Knoten, den er hätte löſen müſſen, um uns wirklich aus der Noth zu helfen, dieſen hat er ſo verſtrickt gelaſſen als er war...

Leſſing. . . . . . . Ich laſſe Ihnen keine Ruhe, Sie müſſen mit dieſem Parallelismus an den Tag *) . . . Reden die Leute doch immer von Spinoza, wie von einem todten Hunde . . . Ich. Sie würden vor wie nach ſo von ihm reden. Den Spinoza zu faſſen, dazu gehört eine zu lange und zu hart-

---

Intellectus Emendatione. Die Stelle verdient, daß ich ſie abſchreibe. At ideam veram simplicem esse ostendimus, aut ex simplicibus compositam, et quae ostendit, quomodo, et cur aliquid sit, aut factum sit, et quod ipsius effectus objectivi in anima procedunt ad rationem formalitatis ipsius objecti; id, quod idem est, veteres dixerunt, nempe veram scientiam procedere a causa ad effectus; *nisi quod nunquam, quod sciam, conceperunt, uti nos hic, animam secundum certas leges agentem, et quasi aliquod automa spirituale* (Opp. Posth. p. 384.). Die Ableitung des Wortes *αὐτόματον*, und was Bilfinger dabey erinnert, iſt mir nicht unbekannt.

(A. d. e. A.)

*) S. die Beylage *VI.*

nåckige Anſtrengung des Geiſtes. Und keiner hat ihn gefaßt, dem in der Ethik Eine Zeile dunkel blieb: keiner, der es nicht begreift, wie dieſer große Mann von ſeiner Philoſophie die feſte innige Ueberzeugung haben konnte, die er ſo oft und ſo nachdrůcklich an den Tag legt. Noch am Ende ſeiner Tage ſchrieb er: . . . non praesumo, me optimam *invenisse* philosophiam, *sed veram me intelligere scio* *). — Eine ſolche Ruhe des Geiſtes, einen ſolchen Himmel im Verſtande, wie ſich dieſer helle reine Kopf geſchaffen hatte, mögen wenige gekoſtet haben. **Leſſing.** Und Sie ſind kein Spinoziſt, Jacobi! **Ich.** Nein, auf Ehre! **Leſſing.** Auf Ehre, ſo můſſen Sie ja, bey Ihrer Philoſophie, aller Philoſophie den Rücken kehren. **Ich.** Warum aller Philoſophie den Rücken kehren? **Leſſing.**

---

*) In ſeinem Briefe an Albert Burgh. Er fügt hinzu: „Quomodo autem id sciam, si roges, respondebo, eodem modo, ac tu scis tres angulos Trianguli aequales esse duobus rectis, et hoc sufficere negabit nemo, cui sanum est cerebrum nec spiritus immundos somniat, qui nobis ideas falsas inspirant veris similes: est enim verum index sui et falsi.“ — Spinoza machte einen großen Unterſchied, zwiſchen gewiß ſeyn und nicht zweifeln.

Nun, ſo ſind Sie ein vollkommener Skeptiker. Ich. Im Gegentheil, ich ziehe mich aus einer Philoſophie zurück, die den vollkommenen Skepticismus nothwendig macht. Leſſing. Und ziehen dann — wohin? Ich. Dem Lichte nach, wovon Spinoza ſagt, daß es ſich ſelbſt, und auch die Finſterniß erleuchtet. — Ich liebe den Spinoza, weil er, mehr als irgend ein andrer Philoſoph, zu der vollkommenen Ueberzeugung mich geleitet hat, daß ſich gewiſſe Dinge nicht entwickeln laſſen: vor denen man darum die Augen nicht zudrücken, ſondern ſie nehmen muß, wie man ſie findet. Ich habe keinen Begriff, der mir inniger als der von den Endurſachen wäre; keine lebendigere Ueberzeugung, als, daß ich thue was ich denke; anſtatt, daß ich nur denken ſollte was ich thue. Freylich muß ich dabey eine Quelle des Denkens und Handelns annehmen, die mir durchaus unerklärlich bleibt. Will ich aber ſchlechterdings erklären, ſo muß ich auf den zweiten Satz gerathen, den, in ſeinem ganzen Umfange betrachtet, und auf einzelne Fälle angewandt, kaum ein menſchlicher Verſtand ertragen kann. Leſſing. Sie drücken ſich beynah ſo herzhaft aus, wie der Reichstagsſchluß zu Augsburg; aber ich bleibe ein ehrlicher

Lutheraner, und behalte „den mehr viehiſchen als menſchlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freyer Will ſey,“ worin der helle reine Kopf Ihres Spinoza ſich doch auch zu finden wußte. Ich. Auch hat Spinoza ſich nicht wenig krümmen müſſen, um ſeinen Fatalismus bey der Anwendung auf menſchliches Betragen zu verſtecken, beſonders in ſeinem vierten und fünften Theile, wo ich ſagen möchte, daß er dann und wann bis zum Sophiſten ſich erniedrigt. — Und das war es ja was ich behauptete: daß auch der größte Kopf, wenn er alles ſchlechterdings erklären, nach deutlichen Begriffen mit einander reimen, und ſonſt nichts gelten laſſen will, auf ungereimte Dinge kommen muß. Leſſing. Und wer nicht erklären will? Ich. Wer nicht erklären will was unbegreiflich iſt, ſondern nur die Grenze wiſſen wo es anfängt, und nur erkennen, daß es da iſt: von dem glaube ich, daß er den mehreſten Raum für ächte menſchliche Wahrheit in ſich ausgewinne. Leſſing. Worte, lieber Jacobi; Worte! Die Grenze, die Sie ſetzen wollen, läßt ſich nicht beſtimmen. Und an der andern Seite geben Sie der Träumerey, dem Unſinne, der Blindheit freyes offenes Feld. Ich. Ich glaube, jene Grenze wäre zu beſtimmen. Setzen will ich keine, ſondern nur die ſchon geſetzte finden, und ſie laſſen. Und was Unſinn, Träumerey und Blindheit anbelangt . . . Leſſing. Die ſind überall zu Hauſe, wo verworrene Begriffe herrſchen. Ich. Mehr noch, wo erlogene Begriffe herrſchen. Auch der blindeſte, unſinnigſte Glaube, wenn ſchon nicht der dummſte, hat da ſeinen hohen Thron. Denn wer in gewiſſe Erklärungen ſich einmal verliebt hat, der nimmt jede Folge blindlings an, die nach einem Schluſſe, den er nicht entkräften kann, daraus gezogen wird, und wär' es, daß er auf dem Kopfe ginge *).

. . . . Nach meinem Urtheil iſt das größeſte Verdienſt des Forſchers, Daſeyn zu enthüllen, und zu offenbaren . . Erklärung iſt ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächſter — niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck iſt, was ſich nicht erklären läßt: das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache.

. . . Ungemeſſene Erklärungsſucht läßt uns ſo hitzig das Gemeinſchaftliche ſuchen, daß wir darüber

---

*) S. Beylage VII.

des Verſchiedenen nicht achten; wir wollen immer nur verknüpfen, da wir doch oft mit ungleich größerem Vortheile trennten . . . Es entſtehet auch, indem wir nur, was erklärlich an den Dingen iſt, zuſammen ſtellen und zuſammen hängen, ein gewiſſer Schein in der Seele, der ſie mehr verblendet als erleuchtet. Wir opfern dann, was Spinoza tiefſinnig und erhaben — die Erkenntniß der oberſten Gattung nennt, der Erkenntniß der untern Gattungen auf; wir verſchließen das Auge der Seele, womit ſie Gott und ſich ſelbſt erſiehet, um deſto unzerſtreuter mit den Augen nur des Leibes zu betrachten . . . *).

---

*) Ich finde, da ich eben dieſen Bogen durchſehe, in einem meiſterhaften Aufſatze (von Göthe. Deutſcher Merkur, Februar 1789. S. 127.) eine Stelle, die ich, um das obige zu beſtätigen, hier einrücken will. „Wir ſollten, dünkt mich, immer „mehr beobachten, worin ſich die Dinge, zu deren Erkenntniß „wir gelangen mögen, von einander unterſcheiden, als wodurch „ſie einander gleichen. Das Unterſcheiden iſt ſchwerer, mühſamer, als das Aehnlichfinden, und wenn man recht gut unterſchieden hat, ſo vergleichen ſich alsdann die Gegenſtände von „ſelbſt. Fängt man damit an, die Sachen gleich oder ähnlich „zu finden, ſo kommt man leicht in den Fall, ſeiner Hypotheſe oder ſeiner Vorſtellungsart zu lieb, Beſtimmungen zu „überſehen, wodurch ſich die Dinge ſehr von einander unterſcheiden.“

Leſſing. Gut, ſehr gut! Ich kann das alles auch gebrauchen; aber ich kann nicht daſſelbe damit machen. Ueberhaupt gefällt Ihr Salto mortale mir nicht übel; und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf diese Art Kopf-unten machen kann, um von der Stelle zu kommen. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht.

Ich. Wenn Sie nur auf die elaſtiſche Stelle treten wollen, die mich fortſchwingt, ſo geht es von ſelbſt.

Leſſing. Auch dazu gehörte ſchon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem ſchweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf.

Dieſem Geſpräche, wovon ich nur das Weſentliche hier geliefert habe, folgten andere, die uns, auf mehr als einem Wege, zu denſelben Gegenſtänden zurück führten.

Einmal ſagte Leſſing, mit halbem Lächeln: Er ſelbſt wäre vielleicht das höchſte Weſen, und gegenwärtig in dem Zuſtande der äuſſerſten Contraction. — Ich bat um meine Exiſtenz. — Er antwortete, es wäre nicht allerdings ſo gemeynt, und erklärte ſich auf eine Weiſe, die mich an Heinrich Moore und F. Marc. von

Helmont, (philosophus per unum in quo omnia), erinnerte. Leſſing erklärte ſich noch deutlicher; doch ſo, daß ich ihn abermals, zur Noth, der Cabbaliſterey verdächtig machen konnte. Dieß ergötzte ihn nicht wenig, und ich nahm daher Gelegenheit für das Kibbel, oder die Cabbala, im eigentlichſten Sinne, aus dem Geſichtspuncte zu reden: daß es an und für ſich ſelbſt unmöglich ſey, aus dem ſich uns darſtellenden Endlichen das Unendliche zu erfinden, dann ihr Verhältniß gegen einander zu begreifen und durch irgend eine Formel auszudrücken. Folglich, wenn man etwas darüber ſagen wollte, ſo müßte man aus Offenbarung reden. Leſſing blieb dabey: daß er ſich alles „natürlich ausgebeten haben wollte;“ und ich: daß es keine natürliche Philoſophie des Uebernatürlichen geben könnte, und doch beydes (Natürliches und Uebernatürliches) offenbar vorhanden wäre *).

Wenn ſich Leſſing eine perſönliche Gottheit vorſtellen wollte, ſo dachte er ſie als die Seele des

---

*) S. Beylage VII.

Alls; und das Ganze, nach der Analogie eines organiſchen Körpers. Dieſe Seele des Ganzen wäre alſo, wie es alle andere Seelen, nach allen möglichen Syſtemen ſind, als Seele, nur Effect *). Der or-

---

*) Auch nach dem Syſtem des Leibnitz. — Die Entelechie wird durch den Körper (oder den Begriff des Körpers) erſt zum Geiſte. (Anmerk. d. erſt. Ausg.) — Die Richtigkeit dieſes etwas hart ausgeſprochenen Satzes iſt in meinem Schreiben an Mendelsſohn vom 21ten April 1785. bewieſen worden, und findet ſich in dem Geſpräche über Idealismus und Realismus noch ausführlicher dargethan. Hanſch erzählt von Leibnitz, derſelbe hätte einmal beym Caffeetrinken zu ihm geſagt, es möchten wohl in der Taſſe heißen Caffee's, die er gegenwärtig zu ſich nähme, Monaden ſeyn, die einſt als vernünftige Menſchliche Seelen leben würden (Hansch Leibn. Princ. Ph. demonstr. §. 16. Sch. 3.). Leibnitz ſelbſt ſchrieb an Des Bosses (Opp. II. P. I. p. 285.): „Entelechia nova creari potest, etsi nulla nova pars massae creetur, quia etsi jam massa habeat unitates, *tamen novas semper capit, pluribus aliis dominantes:* ut si fingas Deum ex massa quoad totum non organica, v. g. ex rudi saxo, facere corpus organicum, eique suam animam praeficere." — Und in einem andern Briefe an eben dieſen Des Bosses (ibid. p. 269.): „Fingo animal se habere ut guttam olei, et animam ut punctum aliquod in gutta. Si jam divellatur gutta in partes, cum quaevis pars rursus in guttam globosam abeat, punctum illud existet in aliqua guttarum novarum. Eodem modo anima permanebit in ea parte, in qua anima manet, et quae ipsi animae maxime convenit. Et uti natura liquidi in alio fluido affectat rotunditatem, ita natura materiae a sapientissimo auctore constructae, semper affectat ordinem, seu

ganiſche Umfang derſelben könnte aber nach der Analogie der organiſchen Theile dieſes Umfanges in ſo fern

---

organizationem. Hinc neque animae, neque animalia destrui possunt; *etsi possint diminui, atque obvolvi, ut vita eorum nobis non appareat.*“ — Weder die Erzählung von Hanſch, noch die Stellen von Leibnitz ſelbſt ſtehen zum Beweiſe hier; denn ich habe den *vollſtändigen* Beweis an den angezeigten Orten ſchon geführt: ſie ſollen nur an dasjenige, was dort geſagt und mit *entſcheidenden* Stellen belegt iſt, erinnern.

Ueber den Text zu dieſer Anmerkung hat ſich *Herder* in ſeinem Gott auf eine Weiſe ausgelaſſen, die ich noch mit ein Paar Worten berühren muß.

„Erwägen Sie,“ ſagt Theophron (S. 175. der erſten Ausg.), „die ungeheuren Folgen eines trüglichen Bildes: Gott, „die Seele des Ganzen, ſey ein Effect; nichts als ein Effect „der Welt; alle andere Seelen, nach allen möglichen Syſtemen, „ſeyen als Seelen nur Effecte. Wahrſcheinlich nur Effecte der „Zuſammenſetzung ohne etwas Zuſammenſetzendes“ u. ſ. w.

Gott, die Seele des Ganzen — NICHTS als ein Effect der Welt? Die Seelen — *wahrſcheinlich nur Effecte der Zuſammenſetzung ohne Zuſammenſetzendes?* Wo hat Herder dieß geleſen? — — Ich verweiſe auf mein Schreiben an Mendelsſohn vom 21ten April 1785, in welchem die Sache hinlänglich auseinander geſetzt iſt. Auch Mendelsſohn glaubte geleſen zu haben, *Leſſing mache die Entelechieen des Leibnitz zu bloßen Wirkungen des Körpers.* Ich zeigte ihm ſeinen Irrthum, und hatte folgendes hinzugeſetzt: „Letzteres (nämlich: die Entelechie des Leibnitz ſey bloß Effect des Körpers; wie ich in der Note, welche Mendelsſohn in den Text zog, geſagt haben ſollte) „könnte ich nicht im nicht gedacht werden, als er ſich auf nichts, das auſſer ihm vorhanden wäre, beziehen, von ihm nehmen

---

„Traume, nicht in der Fieberhitze geſagt haben; geſchweige, daß „ich es geſund und wachend ſchriftlich von mir gegeben hätte.“ Ein berühmter Gelehrter, welchem ich eine Abſchrift meines Aufſatzes geſchickt hatte, rieth mir dieſe letzten Zeilen, in denen man etwas beleidigendes für Mendelsſohn finden könnte, zu vertilgen, welches ich bey der öffentlichen Bekanntmachung auch gethan habe. Herder wußte um dieſen guten Rath, und hatte das Schreiben an Mendelsſohn vom 21ten April wahrſcheinlich mehr als Einmal geleſen: wie war es denn möglich, daß er eine ungereimte Meynung, wider die ich mich ſo nachdrücklich erklärt hatte, Leſſingen oder mir von neuem aufbürden konnte?

Ich möchte wiſſen, wie Herder ſich eine Seele — nicht als Subſtanz, nicht als denkende Kraft überhaupt — ſondern bloß als die Seele eines gewiſſen beſtimmten Leibes, als die ausſchließliche bloße Vorſtellung deſſelben denken wollte, wenn nicht als eine Wirkung der gewiſſen, beſtimmten, ausſchließlichen Form, deren Vorſtellung in ſo fern allein ihr Weſen ausmacht. Freylich iſt dieſer Gedanke Leſſings äuſſerſt abgezogen; aber er mußte ſo ſcharf gegriffen werden, wenn er in der Verbindung, worin er vorkommt, Bedeutung und Anwendung haben ſollte.

Herder findet überhaupt das Bild einer Weltſeele bedenklich welches einigermaſſen befremden könnte, da ſeine Verbeſſerung des Spinozismus darauf allein hinausläuft, den Gott dieſes Syſtems in eine Weltſeele zu verwandeln. Er ſcheint aber nur zu fürchten, daß man durch dieſes Bild oder Wort ſich verführen laſſe, eine perſönliche Gottheit zu träumen. (S. Herders Gott, S. 174 — 177.)

und ihm wiedergeben könnte. Alſo, um ſich im Leben zu erhalten, müßte er, von Zeit zu Zeit, ſich in ſich ſelbſt gewiſſermaſſen zurückziehen; Tod und Auferſtehung, mit dem Leben, in ſich vereinigen. Man könnte ſich aber von der innern Oekonomie eines ſolchen Weſens mancherley Vorſtellungen machen.

Leſſing hing ſehr an dieſer Idee, und wendete ſie, bald im Scherze, bald im Ernſt, auf allerley Fälle an. — Da bey Gleim in Halberſtadt (wohin mich Leſſing, nach meinem zweiten Beſuche bey ihm, begleitet hatte) während wir zu Tiſche ſaßen, unverſehens ein Regen kam, und Gleim es bedauerte, weil wir nach Tiſche in ſeinen Garten ſollten, ſagte Leſſing, der neben mir ſaß: „Jacobi, Sie wiſſen, das thue ich vielleicht“ *). Ich antwortete: „Oder ich.“ Gleim ſah uns etwas verwundert an; aber ohne weiter nachzufragen.

Mit der Idee eines perſönlichen ſchlechterdings unendlichen Weſens, in dem unveränderlichen Genuſſe

---

*) In dem Verſtande, worin man ſagt: ich verdaue, ich mache gute oder ſchlimme Säfte, u. d. m.

ſeiner allerhöchſten Vollkommenheit, konnte ſich Leſſing nicht vertragen. Er verknüpfte mit derſelben eine ſolche Vorſtellung von unendlicher Langerweile, daß ihm angſt und weh dabey wurde.

Eine mit Perſönlichkeit verknüpfte Fortdauer des Menſchen nach dem Tode, hielt er nicht für unwahrſcheinlich. Er ſagte mir, er hätte im Bonnet, den er eben jetzo nachläſe, Ideen angetroffen, die mit den ſeinigen über dieſen Gegenſtand, und überhaupt mit ſeinem Syſtem ſehr zuſammenträfen. Der Lauf des Geſprächs, und meine genaue Bekanntſchaft mit Bonnet (deſſen ſämmtliche Schriften ich ehedem beynah auswendig mußte) war Schuld, daß ich hierüber weiter nachzufragen unterließ: und da mir Leſſings Syſtem weder dunkel noch zweifelhaft geblieben war, ſo habe ich auch ſeitdem den Bonnet nie in dieſer Abſicht nachgeſchlagen, bis mich endlich die gegenwärtige Veranlaſſung heute dazu brachte. Die Schrift des Bonnet, welche Leſſing damals nachlas, iſt wohl keine andere, als die Ihnen wohl bekannte Palingeneſie, geweſen; und der VII. Abſchnitt des I. Theils, in Verbindung mit dem XIII. Hauptſtücke des IV. Abſchnittes der Contemplation de la nature, worauf Bonnet ſich daſelbſt bezieht, wird vermuthlich die Ideen, welche Leſſing meynte, enthalten. Eine Stelle (S. 246. der erſten Originalausgabe) iſt mir aufgefallen, wo Bonnet ſagt: Seroit-ce donc qu'on imagineroit que l'univers ſeroit moins *harmonique*, j'ai presque dit, moins *organique*, qu'un *Animal?**)

An dem Tage da ich mich von Leſſing trennte, um meine Reiſe nach Hamburg fortzuſetzen, wurde über alle dieſe Gegenſtände noch viel und ernſthaft geredet. Wir waren in unſerer Philoſophie ſehr wenig auseinander, und nur im Glauben unterſchieden. Ich gab Leſſingen drey Schriften des Philoſophen Hemſterhuis, von dem er, auſſer dem Briefe über die Bildhauerey, nichts kannte: Lettre ſur l'homme et ſes rapports, Sophile, und Ariſtée. Den Ariſtée, den ich zu Münſter bey meiner Durchreiſe erſt erhalten und noch nicht geleſen hatte, ließ ich ihm ungern; aber Leſſings Verlangen war zu groß [*]).

---

*) S. den Auszug aus Bruno, Beylage I.

Von eben dieſem Ariſtée fand ich Leſſing bey meiner Zurückkunft ganz bezaubert, ſo daß er entſchloſſen war, ihn ſelbſt zu überſetzen. — Es wäre der offenbare Spinozismus, ſagte Leſſing, und in einer ſo ſchönen exoteriſchen Hülle, daß ſelbſt dieſe Hülle zur Entwickelung und Erläuterung der innerlichen Lehre wieder beytrüge. — Ich verſicherte, Hemſterhuis, ſo viel ich von ihm wüßte (ich kannte ihn damals noch nicht perſönlich), wäre kein Spinoziſt; dieß hätte mir Diderot ſogar von ihm bezeugt. — „Leſen Sie das Buch, erwiderte Leſſing, und ſie werden nicht mehr zweifeln. In dem Briefe ſur l'homme et ſes rapports hinkt es noch ein wenig, und es iſt möglich, daß Hemſterhuis ſeinen Spinozismus damals noch nicht völlig ſelbſt erkannte; jeẞt aber iſt er damit ganz gewiß im Klaren.“

---

[*]) Leſſing hatte mich nach Braunſchweig begleitet, und es fügte ſich, daß wir den Abend, ohne Abſchied zu nehmen, von einander kamen. Leſſing ſchrieb mir ein Billet, welches mich nicht mehr traf, und das er ſelbſt mir bey meiner Zurückkunft einhändigte. Da es in Beziehung auf den Faden meiner Erzählung nicht ganz unbedeutend, und nicht ohne urkundliche Kraft iſt, ſo mag es, ob es übrigens gleich unbedeutend iſt, hier dennoch ſeinen Platz behaupten.

Lieber Jacobi,

Mündlich habe ich von Ihnen nicht Abſchied nehmen ſollen. Schriftlich will ich es nicht thun. Oder welches einerley iſt, und mir die kindiſche Antitheſe erſpart; ſoll ich es auch nicht.

Ich werde oft genug in Gedanken bey Ihnen ſeyn. Und wie kann man denn ſonſt beyeinander ſeyn, als in Gedanken?

Reiſen Sie glücklich, und kommen Sie geſund und vergnügt wieder. Ich will indaß alles mögliche anwenden, daß ich ſodann weiter mit Ihnen reiſen kann.

Meinen beſten Empfehl an Ihre Schweſter.

Wolfenbüttel
den 11ten Jul. 1780.

Der Ihrige
Leſſing.

Um dieſes Urtheil nicht parador zu finden, muß man mit dem Spinozismus ſo vertraut ſeyn, als es Leſſing war. Was er die exoteriſche Hülle des Ariſtée nannte, kann mit allem Fug als eine bloße Entwickelung der Lehre von der unzertrennlichen, innigen und ewigen Verknüpfung des Unendlichen mit dem Endlichen; der allgemeinen (ſo weit) unbeſtimmten Kraft, mit der beſtimmten einzelnen; und des nothwendig Entgegengeſetzten in ihren Richtungen, betrachtet werden. Das übrige im Ariſtée wird ſchwerlich jemand wider einen Spinoziſten brauchen wollen. — Hiebey muß ich dennoch feyerlich bezeugen, daß Hemſterhuis gewiß kein Spinoziſt, ſondern dieſer Lehre, in ihren weſentlichen Puncten, ganz zuwider iſt *).

Den Aufſatz ſur les déſirs von Hemſterhuis, hatte Leſſing damals noch nicht geleſen. Er kam an, in einem Paket an mich, da ich eben weg war **). Leſſing ſchrieb mir, ſeine ungeduldige Neugierde hätte ihm keinen Frieden gelaſſen, bis er das Couvert erbrochen hätte, und ſchickte mir den übrigen Inhalt nach Caſſel. „Von der Schrift ſelbſt, (fügte er hinzu) die mir ungemeines Vergnügen macht, nächſtens ein mehreres.“

Nicht lange vor ſeinem Ende, den vierten Dec. ſchrieb er mir: „Bey Woldemar fält mir ein, daß ich mich anheiſchig gemacht, Ihnen meine Gedanken

---

*) S. Beylage *II.*, auch Beylage *I.*

**) Ich hatte, während meines erſten Aufenthalts zu Wolfenbüttel, um Leſſings großes Verlangen nach dieſer Schrift zu befriedigen, darum ſchreiben müſſen.

über des Hemſterhuis Syſtem von der Liebe mitzutheilen. Und Sie glauben nicht wie genau dieſe Gedanken mit dieſem Syſtem zuſammenhangen, das, meiner Meynung nach, eigentlich nichts erklärt, und mir nur, mit den Analyſten zu ſprechen, die Subſtitution einer Formel für die andere zu ſeyn ſcheinet, wodurch ich eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufſchluſſe näher komme. — Aber bin ich jetzt im Stande, zu ſchreiben was ich will? — Nicht einmal, was ich muß, u. ſ. w. *)."

---

*) Hier der ganze Brief; vielleicht einer der letzten, die Leſſing geſchrieben hat.

Wolfenbüttel den 4ten Dec. 1780.

Lieber Jacobi,

Langer, von dem ich dieſen Augenblick einen Brief aus Amſterdam erhalte, kann Ihnen geſagt haben, daß er mich im Begriff verlaſſen, nach Hamburg zu reiſen. Da bin ich ſo lange geweſen, als ich Hoffnung hatte, meine verlorene Geſundheit und Laune unter meinen alten Freunden wieder zu finden. Ich weiß ſelbſt nicht mehr, wie lange das war. Freylich ſollte ich ſie eher aufgegeben haben, dieſe Hoffnung. Aber wer giebt die Hoffnung gern anders, als gezwungen, auf? Endlich bin ich ohnlängſt wieder zurückgekommen. Am Körper, bis auf die Augen, allerdings etwas beſſer: aber am Geiſte weit unfähiger. Unfähig zu allem, was die geringſte Anſtrengung erfordert.

Würde ich Ihnen nicht ſchon längſt geſchrieben haben? —

Ehe mir Leſſings Meynungen auf die bißher erzählte Weiſe waren bekannt geworden, und in der

---

Möchten Sie doch in meiner Seele eben ſo fertig leſen können, als ich mich in Ihrer zu leſen getraue. Ich verſtehe es ſehr wohl, was Ihnen ekeln mußte, mir noch einmal zu ſchreiben, nachdem Sie es ** ſchon einmal geſchrieben hatten . . . .
(Die hier ausgelaſſene Stelle betrifft meine damalige politiſche Lage).
. . Auch wüßte ich nicht, was ich nicht lieber von Ihnen leſen möchte, als eine Rechtfertigung Ihrer ſelbſt. Der Mann, wie Sie, hat bey mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er ſich nicht hätte mengen ſollen.

Hängen Sie, lieber Jacobi, Ihren Cameralgeiſt ganz an Nagel, und ſetzen ſich ruhig hin, und vollführen Ihren Woldemar.

Bey Woldemar fällt mir ein, daß ich mich anheiſchig gemacht, Ihnen meine Gedanken über des Hemſterhuis Syſtem von der Liebe mitzutheilen. Und Sie glauben nicht, wie genau dieſe Gedanken mit dieſem Syſtem zuſammenhängen, das, meiner Meynung nach, eigentlich nichts erklärt, und mir nur, mit den Analyſten zu ſprechen, die Subſtitution einer Formel für die andere zu ſeyn ſcheint, wodurch ich eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufſchluſſe näher komme. — Aber bin ich jetzt im Stande zu ſchreiben, was ich will? — Nicht einmal, was ich muß. — Denn eins muß ich doch noch wohl; fragen muß ich doch noch wohl, ob der T** ganz und gar in die Jülichiſche und Bergiſche Geiſtlichkeit gefahren ſey? Ich denke, Sie ſind es wohl ſelbſt, der wir das Proclama, oder wie die Abſcheulichkeit ſonſt heißt, zugeſchickt hat. Gott! der Nichtswürdigen! Sie ſind es werth, daß ſie von dem Pabſtthum wieder unterdrückt, und Sklaven einer feſten Ueberzeugung, die ſich auf Zeugniſſe ſtützte: Leſſing ſey ein rechtgläubiger Theiſt, war mir in ſeiner Erziehung des Menſchengeſchlechts einiges ganz unverſtändlich; beſonders der 73 §. Ich möchte wiſſen, ob ſich jemand dieſe Stelle anders, als nach Spinoziſtiſchen Ideen deutlich machen kann. Nach dieſen aber wird der Commentar ſehr leicht. Der Gott des Spinoza iſt das lautere Principium der Wirklichkeit in allem Wirklichen, des Seyns in allem Daſeyn, durchaus ohne Individualität, und ſchlechterdings unendlich. Die Einheit dieſes Gottes beruhet auf der Identität des Nichtzuunterſcheidenden, und ſchließt folglich eine Art der Mehrheit nicht aus *). Bloß in dieſer tranſcendentalen Einheit an-

---

grauſamen Inquiſition werden! Was Sie näheres von dieſem unlutheriſchen Schritte wiſſen, das melden Sie mir doch.

Empfehlen Sie mich allen den Ihrigen, beſonders denen, die ich kenne. Daß unſere Neigung noch immer einen Unterſchied zwiſchen Leuten macht, die man geſehen, und die man nicht geſehen hat; wiſſen Sie wohl, „iſt nicht meine Erfindung." (Dieſe letzten Worte beziehen ſich auf eine Stelle in Hemſterhuis sur les désirs.)

Ihrem Herrn Bruder, der nun bald wieder hier durchkommt, ſagen Sie, daß D* nicht zu Hauſe, und alle Wirthshäuſer hier, bis auf meines, wegen der Peſt verſchloſſen ſind.

*) S. Beylage VII.

geſehen, muß die Gottheit aber ſchlechterdings der Wirklichkeit entbehren, die nur im beſtimmten Einzelnen ſich ausgedrückt finden kann. Dieſe, die Wirklichkeit, mit ihrem Begriffe, beruhet alſo auf der Natura naturata (dem Sohne von Ewigkeit); ſo wie jene, die Möglichkeit, das Weſen, das Subſtanzielle des Unendlichen, mit ſeinem Begriffe, auf der Natura naturanti (dem Vater) *).

Was ich vom Geiſte des Spinozismus vorhin darzuſtellen mich bemühet habe, läßt mich eine weitere Entwickelung hier für überflüſſig halten.

Unter wie mancherley Bildern dieſe nämlichen Vorſtellungen, minder oder mehr verworren, ſeit dem graueſten Alterthume bey den Menſchen gewohnt haben, wiſſen Sie ſo gut als ich. — „Die Sprache unterliegt hier den Begriffen allerdings,“ **) ſo wie ein Begriff dem andern.

---

*) Ich erſuche den Leſer ſich bey dieſem zu ſehr in die Kürze gedrängten, und daher äuſſerſt dunkel gewordenen Commentar nicht aufzuhalten. In den folgenden Briefen wird die Sache klar genug erſcheinen. (A. d. erſt. Ausg.)

**) Erziehung des Menſchengeſchlechts §. 73. am Ende. (Vgl. Tennemann Geſch. der Phil. Th. 9. S. 135, über

Daß Leſſing das *'Εν και Παν*, als den Inbegriff ſeiner Theologie und Philoſophie, öfter und mit Nachdruck anführte, können mehrere bezeugen. Er ſagte und er ſchrieb es, bey Gelegenheiten, als ſeinen ausgemachten Wahlſpruch. So ſteht es auch in Gleims Gartenhauſe, unter einem Wahlſpruche von mir.

Was ich erzählt habe, iſt nicht der zehnte Theil von dem, was ich hätte erzählen können, wenn mir mein Gedächtniß, in Abſicht der Einkleidung und des Ausdrucks genug hätte beyſtehen wollen. Aus eben dieſem Grunde habe ich in dem wirklich Erzählten, Leſſing, ſo ſparſam als ich konn-

---

die Meynungen des Nic. Cuſanus; beſonders folgende Stelle aus deſſen Schrift *de docta ignorantia:* Ab unitate gignitur unitatis aequalitas; connexio vero ab unitate procedit et ab unitatis aequalitate. — Quemadmodum generatio unitatis ab unitate est una unitatis repetitio, ita processio ab utroque est repetitionis illius unitatis, sive mavis dicere, unitatis et aequalitatis unitatis ipsius unitio.)

le, redend eingeführt. Wenn man ganze Tage, und von vielen ſehr verſchiedenen Dingen mit einander ſpricht, muß ſich die Erinnerung des Details verlieren. Hiezu kommt noch dieſes. Da ich einmal ganz entſchieden wußte: Leſſing glaubt keine von der Welt unterſchiedene Urſache der Dinge; oder, Leſſing iſt ein Spinoziſt — ſo drückte, was er nachher darüber nur auf dieſe oder jene neue Weiſe ſagte, ſich mir nicht tiefer ein als andere Dinge. Seine Worte behalten zu wollen, konnte mir nicht einfallen; und daß Leſſing ein Spinoziſt war, ſchien mir ſehr begreiflich. Hätte er das Gegentheil behauptet, worauf meine Wißbegierde geſpannt war, ſo würde ich, ſehr wahrſcheinlich, von jedem bedeutenden Worte noch Rechenſchaft zu geben wiſſen.

Hiemit wäre nun ein großer Theil von dem, was Ew. Wohlgeb. von mir verlangten, abgethan, und ich hätte einiger beſondern Fragen nur mit wenigem noch zu erwähnen.

Dieſe beſondern Fragen, ich muß es Ew. Wohlgeb. geſtehen, haben mich etwas befremdet, weil ſie, des Schlimmeren nicht zu gedenken, eine Unwiſſenheit bey mir vorausſetzen, — in der ich mich vielleicht befinden konnte — wovon Sie aber den Verdacht zu hegen, und ſo unbeſorgt zu offenbaren, durch nichts Aeuſſerliches veranlaßt waren.

Sie fragen: „Ob Leſſing mit trockenen Worten geſagt: ich halte das Syſtem des Spinoza für wahr und gegründet? Und welches? Das in ſeinem Tract. Theologico Politico, oder in ſeinen Princ. Philoſ. Carteſianae vorgetragene; oder dasjenige, welches Ludovicus Mayer in ſeinem Namen nach ſeinem Tode bekannt machte?

Wer nur etwas von Spinoza weiß, dem iſt auch die Geſchichte ſeiner demonſtrirten Lehre des Carteſius bekannt, und daß ſie mit dem Spinozismus nichts zu thun hat *).

---

*) Nämlich in ſo fern dieſe Princ. Phil. Carteſ. Sätze enthalten, die ſich mit dem in dem Tract. Th. Pol. und in der Ethik aufgeführten Lehrgebäude nicht vertragen, in welchem Sinne allein eines dem andern entgegengeſetzt werden kann. Man ſehe die Vorrede zu den Princ. Ph. Cart., den Brief des Spinoza an Heinr. Oldenburg Opp. Poſth. p. 422; und den an W. Blyenberg, ib. p. 548. (A. d. e. A.)

Von einem Syſtem des Spinoza, welches Ludovicus Mayer nach Spinoza's Tode bekannt gemacht haben ſoll, weiß ich nichts; es müßten denn die Opp. Poſth. ſelbſt damit gemeynt ſeyn. — Oder vielleicht nur die Vorrede; und Leſſing hätte meiner dergeſtalt geſpottet, daß er die darin enthaltene Auslegung des Spinozismus, mir als ſeinen Glauben aufgebunden hätte? — Dieſes aber wäre doch zu arg! — Alſo die Opp. Poſth. ſelbſt? — Wenn es aber dieſe ſind, ſo kann ich nicht begreifen, wie Sie ihnen den Tract. Th. Pol. auf irgend eine Art entgegenſetzen wollen. Was der Tract. Th. Pol. von dem Lehrgebäude des Spinoza in ſich faßt, damit ſtimmen ſeine nachgelaſſenen Schriften völlig überein. Auch bezieht er ſich auf jenen, bis ans Ende ſeiner Tage, ausdrücklich und an mehr als einem Orte.

Sie fragen weiter: „Ob Leſſing das Syſtem ſo genommen, wie es Bayle mißverſtanden, oder wie andere es beſſer erklärt haben?“

Zwiſchen verſtehen, und nicht mißverſtehen, iſt ein Unterſchied. Bayle hat das Syſtem des Spinoza, was die Schlußſätze anbelangt, nicht mißverſtanden; man kann nur ſagen, daß er es nicht weit genug zurück verſtanden, nicht die Gründe davon, nach dem Sinne des Verfaſſers, eingeſehen hat. Wenn Bayle, nach dem Sinne Ihres Vorwurfes, den Spinoza mißverſtanden hat; ſo hat ihn, nach demſelben Sinne, Leibnitz noch ein wenig ärger mißverſtanden. Vergleichen Sie beliebigſt die Expoſition des Bayle in den erſten Zeilen der Anmerkung N, mit dem was Leibnitz in den §§ 31. Praef. Theod. 173. 374. 393. Theod. von den Lehren des Spinoza ausſagt. — Haben Leibnitz und Bayle aber das Syſtem des Spinoza nicht mißverſtanden, ſo haben es die andern wirklich mißverſtanden, die es beſſer zu erklären meynten; oder, ſie verdrehten es. Die letzten ſind eben nicht meine Leute; und ich ſtehe dafür, daß ſie auch Leſſings Leute nicht waren.

Die Anrede: „Lieber Bruder, der ſo ſehr verſchrieene Spinoza mag wohl, u. ſ. w.“ iſt von Leſſing nicht an mich gehalten worden.

Daß ich meine Beſchwerden ſo dürr und trocken, ja wohl etwas herb vorgetragen habe, dürfen

Sie mir nicht zum böſen deuten, lieber edler Mendelsſohn. Gegen einen Mann, den ich ſo wie Sie verehre, war dieſer Ton der einzige, der mir geziemte.

Ich bin, u. ſ. w.

Ueber die Aufnahme dieſes Briefes erhielt ich von Emilien folgende Nachricht

den 5ten Dec. 1783 *).

Vor zwey Poſttagen, mein lieber Jacobi, empfing ich einen vorläufigen Brief von unſerem Mendelsſohn. Daß ich Ihnen nicht ſogleich davon Nachricht gegeben, daran iſt eine kleine Unpäßlichkeit Schuld; und daß ich Ihnen nicht den Brief ſelbſt ſchickte, mein Bruder, den ein großer Theil des

---

*) Von dieſem Briefe gab ich in der erſten Ausgabe nur einen Auszug. Da es aber nachher nöthig wurde, ihn wörtlich abdrucken zu laſſen, ſo iſt es am natürlichſten, daß er jezt eben ſo auch hier erſcheine.

Brieſes anging, und der ihn deßhalb nicht miſſen wollte *).

Mendelsſohn geſteht zuerſt aufrichtig, daß er Sie mißkannt habe, indem er „ſtatt eines Liebhabers der Philoſophie, einen Mann gewahr werde, der das Denken zu ſeinem Hauptgeſchäft gemacht, und Kraft genug beſitze, ſich vom Gängelbande loszureiſſen, und ſeinen eigenen Weg zu gehen. Es leuchte aus dem Gebäude, das Sie ſich ganz auf eigene Koſten errichtet, ſoviel philoſophiſcher Scharfſinn hervor, daß er gar wohl begreife, wie Leſſing dafür hätte eingenommen werden, und für den Erbauer deſſelben ein unumſchränktes Zutrauen gewinnen können. — Sie hätten vor der Hand ſeinen Fragen vollkommen Genüge gethan, wären berechtigt über ihn ungehalten zu ſeyn, und er bereit, Sie um Verzeihung zu bitten. — — Da indeß ihr Aufſatz verlange,

---

*) Emilie hatte meinen Brief an Mendelsſohn, vor der Abſendung, ihrem Bruder, J. A. H. Reimarus, mitgetheilt. Dieſer war der Meynung man müſſe Leſſings Spinozismus nicht öffentlich bekannt werden laſſen, und hatte darüber an Mendelsſohn geſchrieben. Sein Brief wurde dem meinigen beygelegt.

„daß er ihn noch einmal bey mehrerer Muße mit
„Anſtrengung durchginge, ſo bitte er mich, ihn bey
„Ihnen zu entſchuldigen, daß er ſich Zeit ließe,
„Ihr Schreiben zu beantworten. Ehe er aber über
„Leſſings Character ſchriebe, werde er über eines und
„anderes in Ihrem Aufſatze ſich noch Erläuterungen
„ausbitten. Für jetzt ſey es ihm ganz unmöglich,
„weder an Leſſing noch an Spinoza zu denken. Er
„wolle es lieber ſpät als ſchlecht thun: alsdann
„aber ſolle es hauptſächlich von Ihnen und unſerem
„gemeinſchaftlichen Rathe abhangen, welcher
„Gebrauch von dieſer Unterhaltung mit Leſſingen
„zu machen ſey.“

„Er, *für ſeinen Theil*, fährt er fort, wäre
„noch immer dafür: daß es nöthig und nützlich ſey,
„die Liebhaber der Speculation treulich zu warnen,
„und ihnen durch *eclatante* Beyſpiele zu zeigen, welcher
„Gefahr ſie ſich ausſetzten, wenn ſie ſich derſelben
„ohne allen Leitfaden überließen. — Es mögen alsdann,
„*die draußen ſind, ſich darüber erfreuen
„oder betrüben*, wir bleiben unbekümmert*);

---

*) „Bezieht ſich auf das Schreiben meines Bruders,“ ſetzt Emilie an den Rand.

„wir wollen ja keine Parthey machen, nicht anwerben, nicht herüberlocken, und würden ja zu Verräthern an der Fahne ſelbſt, zu welcher wir geſchworen, ſobald wir anwürben, und Parthey machen wollten.“ —

Sehen Sie, lieber Jacobi, dieß iſt ein vollſtändiger Auszug aus Mendelsſohns Briefe, ſo weit er Leſſing und Spinoza angeht.

Nun verſtrichen ſieben Monate, ohne daß ich von Mendelsſohn das mindeſte vernahm *). Da

---

*) Dieſes iſt, wenn man es genau nehmen will, nicht ganz richtig; denn zu Anfang des April vier und achtzig meldete mir Emilie, ihr Bruder hätte meinen Aufſatz gern noch einmal mit Muße leſen wollen, und Mendelsſohn gebeten, ihm denſelben entweder im Original oder in Abſchrift zuzuſchicken. Mendelsſohn hätte das Original geſchickt, und noch nicht zurück erhalten, weil Reimarus eine Abſchrift hätte behalten wollen. Es ſey aber nichts dabey verſäumt, denn Mendelsſohn ſey krank geweſen. Das Original ginge nun unverzüglich nach Berlin zurück. „Was aber ſagen Sie (fährt Emilie fort) zu Diez Leben des Spinoza? Nicht wahr? Sie haben ſich darüber, ſo wie wir, geärgert? Welch ein frecher Unſinn am Schluſſe! L. J., was will aus allem Denken, aus aller Wahrheit werden, wenn ſolche Paradoxieen (zu deutſch, Unſinn,) mehr in Gang kommen? Denn

mich während dieſer Zeit ſehr harte Schickſale trafen, ſo dachte ich an dieſe Sache wenig, und mein Briefwechſel, den ich nie ſehr lebhaft treibe, gerieth vollends ins Stecken. Unterdeſſen fügte es ſich, daß ich durch ein Urtheil meines Freundes Hemſterhuis über Spinoza gereizt wurde, letzteren als einen Gegner des Ariſtée auf den Kampfplatz zu ſtellen. Ich entwarf dieſes Geſpräch im Juni des Jahres vier und achtzig, verſchob aber von einer Woche in die andere, es in einen Brief einzupaſſen, und an Hemſterhuis zu ſchicken.

Gerade um dieſe Zeit kam ein Brief von meiner Freundinn, mit der Nachricht: Mendelsſohn ſey entſchloſſen, die Schrift über Leſſings Character vor der Hand bey Seite zu legen, um dieſen Sommer,

---

„was greifen die Nichtdenker eher auf, als Paradoxieen, glänzende
„Irrthümer, von irgend einem großen Manne glänzend vorgetra-
„gen? Ich muß es Ihnen geſtehen, mein Bruder iſt durch dieſe
„Geburt von Diez ſehr dahin gebracht worden, zu wünſchen, daß
„Mendelsſohn Leſſings Spinozismus der Welt ſo ſehr **verhehle**,
„**als die Heiligkeit der Wahrheit es immer verſtattet.** Denn was würde vollends ein Beyſpiel, wie Leſſings, der
„Schaale für einen Ausſchlag geben? Ich zittere vor den Folgen.
„Wie groß, wie klein iſt der Menſch in ſeinem Denken!“

wenn er Geſundheit und Muße hätte, erſt einen Gang mit den Spinoziſten, oder All Einern, wie er ſie lieber nennte, zu wagen. Meine Freundinn wünſchte mir Glück, eine ſo nützliche Arbeit durch meinen Aufſatz veranlaßt zu haben, indem es gewiß höchſt nöthig ſey, daß die blendenden Irrthümer unſerer Zeiten einmal durch das unwiderſtehliche Licht reiner Vernunft, von einer ſo feſten Hand vorgehalten, zerſtreut würden *).

---

*) Hier die Stelle wörtlich:

den 5ten Juli 1784.

. . . .

„Während der letzten Zeit“ (wo Emilie verhindert war, an mich zu ſchreiben) — „kam ein Brief von Mendelsſohn, worin „er den Rückempfang Ihrer Handſchrift anzeigt, zugleich aber „meldet, daß wenn er dieſen Sommer Geſundheit und Muße „genug hätte, ſo ließe er vielleicht Leſſings Character noch bey„ſeite, um erſt einen Gang mit den Spinoziſten, oder All „Einern, wie er ſie lieber heiſſen wollte, zu wagen.“ Er berathſchlagt ſich ſodann mit Reimarus darüber, wie die Art des Angriffes ſeyn müßte: ob es beſſer ſey „einen beſtimmten Geg„ner zu nehmen, mit welchem man von einem gewiſſen Punct „ausgehe; oder die Streiche nur ſo kreuz und queer durch die „Luft zu führen, daß ſie alle Gegner abhielten.“ Das erſtere, ſagt er, „wäre mehr nach ſeinem Geſchmack; allein das Be„dürfniß der Zeit und des Jahrhunderts erfordre vielleicht das

Ich antwortete, in der vollen Freude über Mendelsſohns Entſchluß, mit umlaufender Poſt; brachte hierauf meinen Brief an Hemſterhuis zu Stande, und hatte nun den Kopf von dieſer ganzen Sache völlig rein und frey.

Ende Auguſtes reiſte ich, um meine ſehr geſchwächte Geſundheit herzuſtellen, und des Lebens in der Geſellſchaft zweyer der größten und liebenswürdigſten Menſchen, der Prinzeſſinn von Gallitzin, und des Miniſters von Fürſtenberg wieder froh zu werden, nach Hofgeismar. Hier wurde ich durch einen Brief von Mendelsſohn überraſcht, welcher Erinne-

---

„letztere." — Mein Bruder hat ihm hierauf vor einigen Poſttagen ſeine Gedanken ſchriftlich mitgetheilt, und wir müſſen nun hoffen, daß Mendelsſohn wirklich bald Hand ans Werk lege. Sie aber, l. J., müſſen ſich freuen, daß Sie durch Ihren Aufſatz die Veranlaſſung zu einer ſo nützlichen Arbeit gaben, wenn es gleich eigentlich zu einem andern Zwecke dienen ſollte, und mit der Zeit dienen wird: — denn gewiß iſt es höchſtnöthig, daß die blendenden Irrthümer unſerer Zeiten einmal durch das unwiderſtehliche Licht reiner Vernunft, von einer ſo feſten Hand vorgehalten, zerſtreut werden. Ob mich nicht auf der andern Seite eben ſo innig nach der Erſcheinung des ſo lang gehofften Characters unſers Leſſing verlange: — das können Sie denken u. ſ. w.

rungen gegen die in meinem Schreiben enthaltene Philoſophie begleitete. Das Packet war offen durch die Hände unſerer gemeinſchaſtlichen Freundinn, die es mit einem Umſchlage verſehen hatte, gegangen, und zu Düſſeldorf gleich nach meiner Abreiſe angekommen.

An Herrn Jacobi, in Düſſeldorf. Berlin den 1. Aug. 1784.

Emilie hat Ihnen bereits in meinem Namen zu erkennen gegeben, wie ſehr ich durch Ihre philoſophiſche Zuſchrift beſchämt worden bin, und Sie waren ſo gütig, mir auf das Vorwort, das dieſe würdige Freundinn zu meinem Beſten eingelegt, die Uebereilung zu vergeben, mit welcher ich über Ihren erſten Antrag herfuhr. Man iſt ſo ſehr gewohnt, philoſophiſche Masken und Larvengeſichter auftreten zu ſehen, daß man, wie jener Aethiopier, beym Shaftesbury, am Ende in Gefahr iſt, jedes ehrliche Menſchengeſicht für eine Maske zu nehmen.

Ich habe Ihren Aufſatz ſeitdem mehr als einmal geleſen, um mich mit dem eigenen Gang Ihrer Ideen bekannt zu machen. Nach dem funfzigſten Jahre mag wohl unſere Seele ſich nicht leicht einen neuen Weg führen laſſen. Wenn ſie auch einem Führer etwa eine Streckelang nachfolget; ſo iſt ihr doch jede Gelegenheit in ihr gewöhnliches Gleis einzulenken, willkommen, und unvermerkt verliert ſie ihren Vorgänger aus den Augen. Dieſes mag vielleicht die Urſache ſeyn, warum mir ſo manche Stelle in Ihrem Briefe ſchlechterdings unverſtändlich iſt, und bey mancher ich die Bündigkeit vermiſſe, mit welcher die Gedanken in Ihr Syſtem paſſen.

Da ich vor der Hand von dem Vorſatz, über Leſſingen zu ſchreiben, abgekommen und Willens bin, vorher etwas über den Spinozismus zu entwerfen; ſo ſehen Sie, wie wichtig es mir ſeyn muß, Ihre Gedanken richtig zu faſſen, und die Gründe gehörig einzuſehen, mit welchen Sie das Syſtem dieſes Weltweiſen zu unterſtützen bemüht ſind. Ich nehme mir alſo die Freyheit, Ihnen meine Bedenklichkeiten und Erinnerungen in einliegendem Aufſatze vorzulegen. Sie haben den Handſchuh ritterlich hingeworfen; ich nehme ihn auf, und nun laſſen Sie uns unſeren metaphyſiſchen Ehrenkampf, nach Ritterbrauch, unter den Augen der Dame ausfechten, die von uns beyden hochgeſchätzt wird. Es iſt beneidenswerth, den Preis des Sieges aus ihren Händen zu empfangen; aber auch nicht unrühmlich, als Beſiegter, ihr Mitleiden zu verdienen. Emilie wird Ihnen alſo dieſes Schreiben zuſtellen, und um geneigte Antwort bitten.

Moſes Mendelsſohn.

Die Beylage.

Erinnerungen

an Herrn Jacobi.

Sie ſagen: „Durch ein jedes Entſtehen im
„Unendlichen, unter was für Bilder man es auch
„verkleide, durch einen jeden Wechſel in demſelben,
„werde ein Etwas aus dem Nichts geſetzt, und
„glauben, Spinoza habe daher jeden Uebergang des
„Unendlichen zum Endlichen, überhaupt alle Cauſas
„tranſitorias, ſecundarias oder remotas, verwer-
„fen, und an die Stelle des emanirenden, ein nur
„immanentes Enſoph, eine inwohnende ewig in ſich
„unveränderliche Urſache der Welt geſetzt, welche

„mit allen ihren Folgen zuſammen genommen, eines „und daſſelbe wäre.“ Hier ſtoße ich auf Schwierigkeiten, die ich mir zu heben nicht im Stande bin. 1.) Wenn eine Reihe ohne Anfang dem Spinoza nichts unmögliches ſchien, ſo führte ja das emanirte Entſtehen der Dinge nicht nothwendig auf ein Werden aus Nichts. 2.) Sind dieſe Dinge dem Spinoza etwas Endliches: ſo kann ihr Inwohnen in dem Unendlichen eben ſo wenig, ja wie mich dünkt, noch weniger begriffen werden, als ihr Ausfluß aus demſelben. Kann das Unendliche nichts Endliches wirken, ſo kann es auch nichts Endliches denken.

Ueberhaupt ſcheint das Syſtem des Spinoza nicht geſchickt zu ſeyn, Schwierigkeiten dieſer Art zu heben. Sie müſſen in Abſicht auf die Gedanken eben ſo wohl ſtatt finden, als in Abſicht auf ihre wirklichen Gegenſtände. Was objective nicht wirklich werden kann, das kann ſubjective nicht gedacht werden. Dieſelbe Schwierigkeit, die Spinoza findet, das Endliche auſſer Gott wirklich ſeyn zu laſſen, dieſelbe Schwierigkeit, ſage ich, muß er wieder finden, wenn er es in das göttliche Weſen hineinverlegt, und als Gedanke der Gottheit betrachtet.

In der Folge erklären Sie eine Stelle im Spinoza, deren Leſſing als des Dunkelſten in demſelben erwähnte, die auch Leibnitz *) ſo gefunden und nicht ganz verſtanden hat, nämlich: daß die unendliche Urſache, wie Sie ſich ausdrücken, explicite weder Verſtand noch Willen habe, weil ſie ihrer transſcendentalen Einheit und durchgängigen abſoluten Unendlichkeit zufolge, keinen Gegenſtand des Denkens und des Wollens haben könne. Sie erklären ſich ferner, daß Ihre Meynung nur dahin ginge, der erſten Urſache, die unendlicher Natur iſt, bloß einzelne Gedanken, einzelne Beſtimmungen des Willens abzuſprechen, und ſetzen den Grund hinzu, weil ein jeder einzelne Begriff aus einem andern einzelnen Begriffe entſpringen, und ſich auf einen wirklich vorhandenen Gegenſtand unmittelbar beziehen muß. Daher Sie in der erſten Urſache bloß den innern erſten allgemeinen Urſtoff des Ver-

---

*) Theod. §. 173

ſtandes und des Willens zugeben wollen. Ich muß bekennen, daß ich dieſe Erklärung eben ſo wenig verſtehe, als die Worte des Spinoza ſelbſt. Die erſte Urſache hat Gedanken, aber keinen Verſtand. Sie hat Gedanken; denn die Gedanken ſind, nach dem Spinoza, eine Haupteigenſchaft der einzigen wahren Subſtanz. Gleichwohl hat ſie keine einzelne Gedanken, ſondern nur den allgemeinen Urſtoff derſelben. Welches Allgemeine läßt ſich ohne das Einzelne begreifen? Iſt nicht dieſes noch unverſtändlicher, als eine formloſe Materie, ein Urſtoff ohne Bildung, ein Weſen, das nur allgemeine, und keine beſondern Merkmale hat? Sie ſagen: die abſolute Unendlichkeit hat keinen Gegenſtand des Denkens. Iſt ſie aber ſich nicht ſelbſt, ſind ihre Eigenſchaften und Modificationem ihr nicht Gegenſtand des Denkens? Und wenn ſie keinen Gegenſtand des Denkens, keinen Verſtand hat, wie iſt das Denken gleichwohl ihr Attributum; wie iſt ſie gleichwohl die einzig denkende Subſtanz? Ferner, ihre Modificationen, oder die zufälligen Dinge, haben wirklich einzelne Beſtimmungen des Willens; und ſie ſelbſt hätte bloß den allgemeinen Urſtoff deſſelben? Beym

Spinoza verſtehe ich dieſes wenigſtens doch halb. Er ſetzt den freyen Willen bloß in eine unbeſtimmte abſichtloſe Wahl des vollkommen Gleichgültigen. Dieſe ſchien ihm der Modification der Gottheit, in ſo weit ſie ein endliches Weſen vorſtellt, zukommen zu können; der Gottheit ſelbſt aber, in ſo weit ſie ein unendliches Weſen iſt, ſprach er eine ſolche abſichtloſe Willkühr mit Recht ab. Die Erkenntniß des Guten, durch welche ein freye Wahl bewirkt wird, gehörte nach ſeiner Meynung mit zu den Eigenſchaften des Verſtandes, und iſt in ſo weit von der ausgemachteſten Nothwendigkeit; daher alle Folgen, ſie mögen aus der Erkenntniß des Wahren und Falſchen, oder aus der Erkenntniß des Guten und Böſen herkommen, nach ſeiner Theorie von gleicher Nothwendigkeit ſeyn müßten. Da ſie aber, mein Herr! das Syſtem der Deterministen annehmen, und auch beym Menſchen ſelbſt keine andere Wahl, als die aus der letzten practiſchen Erwägung aller Bewegungsgründe und Triebfedern entſpringt, zulaſſen; ſo ſehe ich keinen Grund, warum Sie eine ſolche ewig vorher determinirte Wahl der unendlichen Urſache abſprechen? In ſo weit freylich wohl, da

Sie der Unendlichkeit die wahre Individualität abſprechen, kann ihr auch kein Wille, keine Freyheit zukommen; denn dieſe ſetzen wirkliche einzelne Subſtantialität voraus. Allein, dieſes iſt einmal der Grund nicht, den Sie anführen; und ſodann ſcheint es mir auch dem Syſtem des Spinoza gerade entgegen geſetzt zu ſeyn, wie ich weiter unten auszuführen Gelegenheit haben werde.

Nach Spinoza's Begriffe iſt alles, was in der ſichtbaren Welt erfolgt, von der ſtrengſten Nothwendigkeit; weil es ſo und nicht anders in dem göttlichen Weſen und in den möglichen Modificationen ſeiner Eigenſchaften gegründet iſt. Was nicht wirklich erfolgt, iſt ihm auch nicht möglich, nicht denkbar. Hätte alſo Spinoza zugegeben, daß nur der Satz der Widerſpruches, wie Bayle, Leibnitz und andere dafür halten, der innern Möglichkeit Ziel ſetze; ſo hätte er allerdings, wie Leibnitz von der angeführten Stelle richtig erinnert, alle Romane der Scudery und alle Erdichtungen des Arioſt, für wirkliche Begebenheiten halten müſſen. Allein Spinoza hielt auch das für unmöglich, was zwar keinen Widerſpruch enthält, aber doch in den göttlichen

Modificationen, als der nothwendigen Urſache aller Dinge nicht gegründet iſt. Sie ſehen hier den Weg, auf welchem auch Spinoza zum perfectiſſimo gelangt ſeyn würde, wenn er ſich mit den Determiniſten über den Begriff von Freyheit hätte vertragen können. Nur nach dem Syſtem des perfectiſſimi läßt ſich begreifen, warum dieſe, und keine andere Reihe von Beſtimmungen innerhalb des göttlichen Weſens wirklich geworden, oder nach Spinoza's Art ſich auszudrücken, keine andere möglich geweſen.

Was Sie hierauf von Folge und Dauer ſagen, hat völlig meinen Beyfall; nur daß ich nicht ſagen würde, ſie ſeyen bloßer Wahn. Sie ſind nothwendige Beſtimmungen des eingeſchränkten Denkens; alſo Erſcheinungen, die man doch von bloßem Wahn unterſcheiden muß.

Ihr Salto mortale iſt ein heilſamer Weg der Natur. Wenn ich der Speculation eine Zeitlang durch Dornen und Hecken nachgeklettert bin; ſo ſuche ich mich mit dem bon ſens zu orientiren und ſehe mich wenigſtens nach dem Wege um, wo ich wieder mit ihm zuſammen kommen kann. Da ich nicht in

Abrede ſeyn kann, daß es Abſichten giebt, ſo iſt Abſicht haben, eine mögliche Eigenſchaft des Geiſtes; und in ſo weit es kein bloßes Unvermögen iſt, ſo muß es auch irgend einem Geiſte in dem allerhöchſten Grade zukommen; mithin giebt es auſſer dem Denken auch noch ein Wollen und Thun, die Eigenſchaften des Unendlichen ſeyn können, und alſo ſeyn müſſen.

Der Einfall, den Leſſing hierauf vorgebracht, iſt ganz in ſeiner Laune; einer von ſeinen Luftſprüngen, mit welchen er Miene machte, gleichſam über ſich ſelbſt hinauszuſpringen, und eben deßwegen nicht von der Stelle kam. Zweifeln, ob es nicht etwas giebt, das nicht nur alle Begriffe überſteigt, ſondern völlig auſſer dem Begriffe liegt; dieſes nenne ich einen Sprung über ſich ſelbſt hinaus. Mein Credo iſt: was ich als wahr nicht denken kann, macht mich, als Zweifel, nicht unruhig. Eine Frage, die ich nicht begreife, kann ich auch nicht beantworten; iſt für mich ſo gut, als keine Frage. Es iſt mir niemals eingefallen, auf meine eigene Schultern ſteigen zu wollen, um freyere Ausſichten zu haben.

Leſſing läßt, in einem ſeiner Luſtſpiele, jemanden, der Zauberey zu ſehen glaubt, von einem brennenden Lichte ſagen: Dieſes Licht brennet nicht wirklich, es ſcheint nur zu brennen; es ſcheint nicht wirklich, es ſcheint nur zu ſcheinen. Der erſte Zweifel hat einigen Grund; der zweite aber widerlegt ſich ſelber. Was ſcheint, muß wirklich ſcheinen. Ein jedes Phänomen iſt, als Phänomen, von der höchſten Evidenz. Alle Gedanken ſind, ſubjective betrachtet, von der ausgemachteſten Wahrheit. Alſo iſt auch die Kraft zu denken, eine wirklich primitive Kraft, die nicht in einer höhern urſprünglichen Kraft gegründet ſeyn kann. Auch ſcheinen Sie ſelbſt auf dieſen wunderlichen Einfall unſers Leſſing kein ſonderliches Gewicht zu legen.

Wenn Sie aber ſagen: die unendliche einzige Subſtanz des Sp. habe für ſich allein und auſſer den einzelnen Dingen kein beſtimmtes vollſtändiges Daſeyn; ſo werfen Sie mich auf einmal aus dem ganzen Concepte heraus, das ich mir vom Spinozismus gemacht habe. Alſo haben die einzelnen Dinge nach dieſem Syſtem ihr wirkliches beſtimmtes Daſeyn, und ihr Zuſammen iſt auch nur Eins; hat aber kein beſtimmtes vollſtändiges Daſeyn? Wie ſoll ich dieſes verſtehen? oder mit Ihren übrigen Aeuſſerungen zuſammen bringen?

Wenn Sp., wie Sie in der Folge anmerken, über die Freyheit ſo gedacht hat, wie Leibnitz; ſo hat er auch zugeben müſſen, daß die Erkenntniß des Guten und Böſen eben ſo wenig, als die Erkenntniß des Wahren und Falſchen, in Anſehung der vollkommenſten Urſache ohne alle Folgen ſeyn könne; daß alſo die vollkommenſte Urſache am Guten Wohlgefallen, am Böſen Mißfallen, das heißt, Abſichten haben, und wenn ſie wirkt, nach Abſichten wirken müſſe.

Hier iſt abermals der Ort, wo der Philoſoph nach der Schule dem Spinoziſten begegnet, und wo ſie ſich brüderlich umarmen.

S. 26. der Handſchrift ſtoße ich auf eine Stelle, die mir ſchlechterdings unverſtändlich iſt. Das Denken, ſagen Sie, iſt nicht die Quelle der Subſtanz, ſondern die Subſtanz iſt die Quelle des Denkens. Alſo muß vor dem Denken etwas Nichtdenkendes, als das erſte angenommen werden; etwas, das, wenn ſchon nicht durchaus in der Möglichkeit *), doch in der Vorſtellung, dem Weſen, der inneren Natur nach, als das Vorderſte gedacht werden muß. Sie ſcheinen mir hier mit unſerm Freund etwas denken zu wollen, das kein Gedanke iſt; einen Sprung ins Leere zu thun, dahin uns die Vernunft nicht folgen kann. Sie wollen ſich etwas denken, das vor allem Denken vorhergehet, und alſo dem allervollkommenſten Verſtand ſelbſt nicht denkbar ſeyn kann.

Mich dünkt, die Quelle aller dieſer Scheinbegriffe liegt darin, daß Sie Ausdehnung und Bewegung für die einzige Materie und Objecte der Gedanken halten, und auch dieſe nur, in ſo weit ſie wirklich exiſtiren. Ich weiß nicht, mit welchem Grunde Sie dieſes, als ausgemacht, vorausſetzen. Kann das denkende Weſen ſich nicht ſelbſt Stoff und Gegenſtand ſeyn? Wir wiſſen, wie uns zu Muthe iſt, wenn wir Schmerz, Hunger, Durſt,

---

*) Dieſes iſt ein Schreib- oder Druckfehler. In der erſten Ausgabe meiner Briefe ſteht, wie in meiner Handſchrift, Wirklichkeit.

Froſt oder Hitze leiden; wenn wir fürchten, hoffen, lieben, verabſcheuen u. ſ. w. Nennen Sie dieſes Gedanken, Begriffe, oder Empfindungen und Affectionen der Seele; genug, daß ſie bey allen dieſen Affectionen weder Ausdehnung, noch Bewegung zum Gegenſtande hat. Ja, bey den ſinnlichen Empfindungen ſelbſt; was hat der Schall, der Geruch, die Farbe, oder was hat der körperliche Geſchmack mit Ausdehnung und Bewegung gemein? Ich weiß wohl, daß Locke die Weltweiſen gewöhnt hat, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit und Bewegung für Qualitates primitivas zu halten, und die Erſcheinungen der übrigen Sinne, als Qualitates ſecundarias, auf dieſe zu reduciren. Allein was hat der Spinoziſt für Grund, dieſes gelten zu laſſen? Endlich kann es denn auch nicht einen Geiſt geben, der ſich Ausdehnung und Bewegung als bloß möglich denkt, wenn ſie auch wirklich nicht vorhanden ſind? Nach dem Spinoza, der die Ausdehnung für eine Eigenſchaft der einzigen unendlichen Subſtanz hält, muß dieſes um ſo viel eher angehen.

Ich übergehe eine Menge von witzigen Einfällen, mit welchen unſer Leſſing Sie in der Folge unterhalten, und von denen es ſchwer iſt zu ſagen: ob ſie Schäckerey oder Philoſophie ſeyn ſollen. Er war gewohnt, in ſeiner Laune die allerfremdeſten Ideen zuſammen zu paaren, um zu ſehen, was für Geburten ſie erzeugen würden. Durch dieſes ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entſtanden zuweilen ganz ſonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte. Die mehreſten aber waren denn freylich bloß ſonderbare Grillen, die bey einer Taſſe Caffee noch immer unterhaltend genug waren. Von der Art iſt alles, was Sie ihn S. 33. der Handſchrift ſagen laſſen. Seine Begriffe von der Oekonomie der Weltſeele, von den Entelechien des Leibnitz, die bloß Effect des Körpers ſeyn ſollen, ſeine Wettermacherey, ſeine unendliche Langeweile, und dergleichen Gedankenſchwärmer, die einen Augenblick leuchten, praſſeln und dann verſchwinden. So laſſe ich auch den ehrlichen Rückzug unter die Fahne des Glaubens, den Sie auf Ihrer Seite in Vorſchlag bringen, an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. Er iſt völlig in dem Geiſte ihrer Religion, die Ihnen die Pflicht auferlegt, die Zweifel durch den Glauben niederzuſchlagen. Der chriſtliche Philoſoph darf ſich den Zeitvertreib machen, den Naturaliſten zu necken; ihm Zweifelsknoten vorzuſchlagen, die ihn, wie die Irrlichter, aus einem Winkel in den andern locken, und ſeinen ſicherſten Griffen immer entſchlüpfen. Meine Religion kennet keine Pflicht, dergleichen Zweifel anders als durch Vernunftgründe zu heben, befiehlt keinen Glauben an ewige Wahrheiten. Ich habe alſo einen Grund mehr, Ueberzeugung zu ſuchen. — — —

Ich komme auf die Stelle, wo Sie abermal das Principium der Wirklichkeit nach Spinoza deutlich zu machen ſuchen. „Der Gott des Sp., ſagen Sie, iſt „das lautere Principium der Wirklichkeit in allem Wirklichen, des Seyns in allem Daſeyn, „durchaus ohne Individualität und ſchlechterdings „unendlich. Die Einheit dieſes Gottes beruhet auf „der Identität des Nichtzuunterſcheidenden, und „ſchließt folglich eine Art der Mehrheit nicht aus. „Bloß in dieſer tranſcendentalen Einheit angeſehen, „muß die Gottheit aber ſchlechterdings der Wirklichkeit entbehren, die nur im beſtimmten Einzelnen „ſich ausgedrückt befinden kann.“ Wenn ich dieſes recht verſtehe, ſo ſind bloß die beſtimmten einzelnen

Weſen wirklich exiſtirende Dinge; das Unendliche aber, oder das Principium der Wirklichkeit, beruhet nur in dem Zuſammen, in dem Inbegriffe aller dieſer Einzelnheiten. Es iſt alſo ein bloßes collectivum quid, das keine andere Subſtantialität hat, als die Subſtantialität der Glieder, aus welchen es beſtehet. Nun beruhet jedes Collectivum auf dem Gedanken, der das Mannichfaltige zuſammen faßt; denn auſſerhalb der Gedanken, oder objective betrachtet, iſt jedes Einzelne iſoliret, Ein Ding für ſich; nur die Beziehung macht es zum Theil des Ganzen, zum Gliede des Zuſammen. Beziehung aber iſt Operation des Denkens. Nun helfen Sie mir aus der Verwirrung, in welcher ich mich in Anſehung des Spinozismus befinde. Ich frage erſtlich: Wo ſubſiſtirt dieſer Gedanke, dieſes Collectivum, die Beziehung des Einzelnen zum Ganzen? Nicht im Einzelnen; denn dieſes ſubſiſtiret jedes nur für ſeinen Theil. Wollten wir dieſes nicht zugeben, ſo hätten wir nicht nur eine Art von Mehrheit in der Gottheit, ſondern eine wahre zahlloſe Vielheit. Auch nicht wieder in einem Collectiven; denn dieſes führt auf offenbare Ungereimtheiten. Wenn alſo dieſes

Pan, dieſes Zuſammen, Wahrheit haben ſoll, ſo muß es in einer wirklichen tranſcendentalen Einheit ſubſiſtiren, die alle Mehrheit ausſchließt, und hiermit wären wir ja ganz unvermuthet in dem gewöhnlichen Gleiſe der Schulphiloſophie.

Ferner: bisher glaubte ich immer, nach dem Spinoza habe bloß das einzige Unendliche eine wahre Subſtantialität; das mannichfaltige Endliche aber ſey bloß Modification oder Gedanke des Unendlichen. Sie ſcheinen dieſes umzukehren. Sie geben dem Einzelnen wahre Subſtantialität, und ſonach müßte das Ganze bloß ein Gedanke des Einzelnen ſeyn. Sie treiben mich alſo in einem Zirkel herum, aus welchem ich mich nicht finden kann. Denn bey andern Gelegenheiten ſcheinen Sie mir auch einzuſtimmen, daß nach dem Spinoza nur Eine tranſcendentale unendliche Subſtanz möglich ſey, deren Eigenſchaften unendliche Ausdehnung und unendliche Gedanken ſind.

Die größte Schwierigkeit aber, die ich in dem Syſtem des Spinoza finde, liegt mir darin, daß er aus dem Zuſammennehmen des Eingeſchränkten das Uneingeſchränkte will entſtehen laſſen.

Wie kann durch das Hinzukommen der Grad verſtärkt werden? Wie kann durch Vermehrung des Extenſiven das Intenſive verſtärkt werden? Wenn in allen übrigen Syſtemen der Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen ſchwer zu begreifen iſt; ſo ſcheint mir nach dieſem Syſtem der Rückweg vom Endlichen in das intenſive Unendliche ſchlechterdings unmöglich zu ſeyn. Durch bloße Vermehrung erhalten wir niemals Verſtärkung, wenn wir ſie auch ins Unendliche fortſetzen. Wenn wir dem Grade eine Quantität zuſchreiben; ſo iſt dieſes eine intenſive Quantität, die durch Hinzuthun gleichartiger Dinge nicht vermehrt werden kann. Muß nicht hier der Spinoziſt offenbar die Begriffe verwechſeln, und Vielheit ſtatt innerer Stärke gelten laſſen?

Dieſen Einwurf hat bereits Wolf (im 2ten Theil ſeiner natürlichen Theologie) in etwas berührt; aber meines Wiſſens hat noch kein Vertheidiger Spinoza's darauf geantwortet.

So weit Mendelsſohns Erinnerungen. Hier iſt meine Antwort.

An den Herrn
Moſes Mendelsſohn
zu Berlin.

Hofgeismar den fünften
Sept. 1784.

Meine ſchlechte Geſundheit, die ſeit einigen Monaten immer ſchlechter geworden iſt, hat mich hieher ins Bad getrieben, und wird wahrſcheinlich mich noch weiter treiben. Unter den Dünſten der Mineralwaſſer, die mich von auſſen und von innen in die Enge treiben, bin ich ganz unfähig, Dero ſchätzbare Zuſchrift vom erſten Auguſt (die zu Düſſeldorf den ſieben und zwanzigſten erſt angekommen iſt, und den erſten Sept. mich hier erreicht hat) ſogleich zu beantworten. Ein glücklicher Zufall aber ſetzt mich in den Stand, Ihnen dennoch auf der Stelle gewiſſermaſſen Genüge zu leiſten. Die Prinzeſſinn von Gallitzin, die hier auch den Brunnen und das Bad gebraucht, hat die Abſchrift eines Briefes bey ſich, den ich vor einiger Zeit an Hemſterhuis über die Philoſophie des Spinoza ſchrieb. Ich laſſe nach dieſer Abſchrift eine zweite machen, und lege ſie hier bey. Was ich auf das Wichtigſte in Ihren Erinnerungen zu ſagen habe, findet ſich hier in einem Zuſammenhange, der auf das Ganze mehr Licht verbreiten, und manchem Mißverſtande abhelfen wird. (* Ueber den Vorwurf, den Sie mir machen: ich hielte Ausdehnung und Bewegung für die einzige Materie und Objecte der Gedanken, bin ich wirklich mit einer Art von Schrecken in die Höhe gefahren. Dieſes iſt ſo wenig meine Meynung, daß ich wohl von keiner in der Welt entfernter bin, und ich begreife nicht, wie ich nur die geringſte Veranlaſſung, ſie mir beyzumeſſen, hätte geben können.

So bald ich wieder zu Hauſe und ein wenig in Ruhe bin, werde ich meine Ihnen gegebenen Nachrichten über Leſſing wieder durchleſen, meine Aeuſſerungen mit Ihren Erinnerungen vergleichen, und alsdann nachholen, was durch den hier beykommenden Aufſatz noch nicht abgethan ſeyn möchte. Daß ich ritterlich den Handſchuh hingeworfen hätte,

---

(* Die folgenden Zeilen bis zu Ende des Abſatzes, finden ſich nicht in der erſten Ausgabe. Ich konnte ſie damals, da die Erinnerungen noch nicht erſchienen waren, und ich zuverſichtlich glaubte, daß ſie nie erſcheinen würden, füglich weglaſſen. (Die Erinnerungen erſchienen erſt 1786 in der Schrift: an die Freunde Leſſings.)

davon weiß ich nichts. Wenn er mir entfallen iſt, und Sie wollen ihn für hingeworfen anſehen, und ihn aufnehmen: gut; ich wende nicht den Rücken, ſondern wehre mich meiner Haut ſo gut ich kann. Wofür ich aber ſtand und ſtehen bleibe, das iſt nicht Spinoza und ſein Lehrgebäude: es ſind jene Worte des Pascal: La nature confond les Pyrrhoniens, et la raiſon confond les Dogmatiſtes. Dieſes; was und wer ich bin, habe ich vernehmlich geſagt; und daß Sie mich für einen andern halten, das kommt nicht von irgend einem blauen Dunſte, den ich gemacht hätte. Kampf und Ausgang werden zeigen, daß ich keiner unerlaubten Künſte mich bediene, und auf nichts weniger bedacht bin, als mich zu verſtecken. Ich empfehle mich dem Himmel, unſerer Dame, und dem adelichen Gemüthe meines Gegners.

Univ.Bibl. München

Beylage

zu dem vorhergehenden Briefe.

Copie d'une Lettre
à *Mr. Hemſterhuis à la Haye* *).

Il y a plus de deux mois que je vous ai menacé d'une réponſe à l'article Spinoza, renfermé dans la lettre que vous m'avez ſait l'honneur de m'écrire le vingt ſix d'Avril; je vais enfin me ſatisfaire.

Abſchrift eines Briefes
an den Herrn Hemſterhuis im Haag.

Es iſt über zwey Monate, daß ich Ihnen mit einer Antwort auf den Artikul Spinoza, in Ihrem Briefe vom ſechs und zwanzigſten April, gedroht habe. Ich will mir endlich hierin Genüge thun.

---

*) Ich rückte in der erſten Ausgabe dieſer Schrift das Franzöſiſche Original ein, weil ich dieſes Mendelsſohn geſchickt hatte, und die Deutſche Ueberſetzung erſt bey Gelegenheit der öffentlichen Bekanntmachung verfertigt wurde. Ich behalte es auch gewärtig bey, weil ich eine Deutſche Ueberſetzung einer urſprünglich Franzöſiſchen Schrift nicht in ein Deutſches Original verwandeln kann; wenigſtens nicht, ohne ihm das Urkundliche zu nehmen, welches ſchlechterdings hier beybehalten werden ſollte.

Vous dites, Monſieur, que vous ne pouvez penſer à cet homme illuſtre ſans le plaindre de n'avoir pas vecu trente ans plus tard; parce qu'il auroit vu de ſes propres yeux, par les progrés mêmes de la phyſique, que l'application directe de la géométrie ne ſauroit ſe faire qu'au phyſique; et d'avoir confondu la méthode formulaire des géométres, avec l'eſprit géométrique, dont l'application à la métaphyſique lui auroit fait produire des choſes plus dignes de ſon beau génie.

Je ſuis peut-être trop deſtitué moi-même de l'eſprit géométrique, pour avoir bonne grace à prendre la défenſe de celui de Spinoza; mais s'il en a manqué au point d'avoir pu confondre avec cet eſprit la méthode formulaire des géométres,

Sie ſagen, daß Sie nicht an dieſen berühmten Mann denken können, ohne ihn zu beklagen, daß er nicht dreyßig Jahre ſpäter lebte; weil er alsdenn mit eigenen Augen, ſelbſt aus den Fortſchritten der Phyſik geſehen haben würde, daß ſich die Geometrie nur auf das Phyſiſche unmittelbar anwenden laſſe: und daß von ihm die Formularmethode der Geometer mit dem geometriſchen Geiſte verwechſelt worden ſey, durch deſſen Anwendung auf die Metaphyſik er Dinge würde geleiſtet haben, die ſeines herrlichen Genies würdiger geweſen wären.

Ich beſitze vielleicht ſelbſt zu wenig geometriſchen Geiſt, als daß es mir geziemen ſollte, den Spinoza hierüber zu vertheidigen: aber wenn er ihm in dem Maaße gebrach, daß er damit die Formularmethode der Geometer verwechſeln konnte, ſo cet eſprit eſt une choſe dont on peut en tout cas ſe paſſer, puiſque, privé de cet eſprit, Spinoza avoit le ſens le plus droit, le jugement le plus exquis, et une juſteſſe, une force et une profondeur de raiſonnement, très-difficile à ſurpaſſer. Ces avantages ne l'ont pas empêché de ſe tromper quelquefois, et il s'eſt trompé certainement dans ce qui l'a porté à ſe ſervir en métaphyſique de la méthode formulaire des géométres. Mais cette méthode n'a pas produit ſon ſyſtème dont le fonds eſt très-ancien, et ſe perd dans des traditions où Pythagore, Platon et d'autres philoſophes avoient déjà puiſé. Ce qui diſtingue la philoſophie de Spinoza de toute autre, ce qui en fait l'ame; c'eſt que ce fameux axiome: *Gigni de nihilo nihil, in*

iſt dieſer Geiſt auf allen Fall eine ſehr entbehrliche Sache; weil Spinoza, ohne dieſen Geiſt, den geradeſten Sinn, die feinſte Prüfungsgabe, und eine nicht leicht zu übertreffende Richtigkeit, Stärke und Tiefe des Verſtandes beſaß. Dieſe Vorzüge haben ihn vor Irrthum nicht bewahrt, und er hat zuverläßig geirrt, da er ſich verleiten ließ, die Formularmethode der Geometer in der Metaphyſik zu gebrauchen. Aber dieſer Methode darf ſein Syſtem nicht zugeſchrieben werden, deſſen Grund ſehr alt iſt, und ſich in Ueberlieferungen verliert, woraus Pythagoras, Plato und andere Philoſophen ſchon geſchöpft haben. Was die Philoſophie des Spinoza von jeder andern unterſcheidet, was ihre Seele ausmacht, liegt in der äuſſerſten Strenge womit der bekannte Grundſatz: gigni de nihilo nihil, in nihilum nil *nihilum nil poteſt reverti*, y eſt maintenu et pouſſé avec la dernière rigueur. S'il a nié tout commencement d'action quelconque, et regardé le ſyſtème des cauſes finales comme le plus grand délire de l'eſprit humain, ce n'eſt qu'en conſéquence de ce principe, et non d'une géométrie appliquée directement à ce qui n'eſt pas phyſique.

Voici à peu près, comment je me figure l'enchainement des idées de Spinoza. Nous ſuppoſerons que c'eſt lui-même qui nous adreſſe la parole, et que c'eſt après avoir lu l'*Ariſtée* *); cir-

poteſt reverti, darin feſtgehalten und ausgeführt iſt. Wenn er allen Anfang irgend einer Handlung geläugnet, und das Syſtem der Endurſachen als die größte Verrückung des menſchlichen Verſtandes angeſehen hat; ſo geſchah es nur zufolge dieſes Grundſatzes, und nicht einer unmittelbar auf das nicht phyſiſche angewendeten Geometrie.

Ich ſtelle mir die Verbindung der Ideen des Spinoza ohngefähr auf folgende Weiſe vor. — Wir nehmen hiebey an, daß Er ſelbſt mit uns ſpreche; und zwar, nachdem er den Ariſtee *) conſtance que nous ignorerons ou ferons ſemblant d'ignorer.

---

*) Ariſtée ou De La Divinité. Paris 1779. Von demſelbigen Verfaſſer, dem Herrn Hemſterhuis, ſind die übrigen in der Folge angeführten Schriften: Lettre ſur l'Homme et ſes Rapports, Paris 1772. und Sophyle ou De La Philoſophie. Paris 1778. (Oeuvres philoſophiques de M. F. Hemſterhuis, Paris 1792.)

Spinoza.

L'être n'eſt pas un attribut, et ne dérive d'aucune faculté; il eſt ce qui ſoutient tous les attributs, toutes les qualités et facultés quelconques: il eſt ce qu'on déſigne par le terme de ſubſtance; à quoi rien ne peut être prépoſé, et que tout préſuppoſe.

Parmi les différentes énergies dérivant de l'être, il y en a qui tiennent *immédiatement* à la ſubſtance. Tel eſt le continu abſolu et réel de l'étendue, et celui de la penſée.

La penſée, qui n'eſt qu'un *attribut*, une *qua-*

geleſen hat; ein Umſtand, auf den wir in unſerer Rede keine Rückſicht nehmen.

Spinoza.

Das Seyn iſt keine Eigenſchaft, iſt nichts von irgend einer Kraft Abgeleitetes; es iſt das, was allen Eigenſchaften, Beſchaffenheiten und Kräften zum Grunde liegt; das, was man durch das Wort Subſtanz bezeichnet; und vor welchem nichts geſetzt werden kann, ſondern was Allem vorausgeſetzt werden muß.

Von den verſchiedenen Aeuſſerungen des Seyns fließen einige unmittelbar aus ſeinem Weſen. Dergleichen ſind das abſolute und reale Continuum der Ausdehnung und des Denkens.

Das Denken, welches bloß eine Eigenſchaft, eine Beſchaf-

lité de la ſubſtance, ne peut en aucun ſens être la cauſe de la ſubſtance. Elle dépend de ce qui la fait être; elle en eſt l'expreſſion et l'action, et il eſt impoſſible que ce ſoit elle qui faſſe agir la ſubſtance.

Les idées (c'eſt-à-dire la penſée déterminée d'une certaine manière) ſont caractériſées par leur contenu; mais ce contenu, ou ce qui lui répond, ne produit pas la penſée.

Le contenu de l'idée, ou ce qui lui répond, eſt ce que nous appellons l'objet de l'idée.

Il y a donc dans chaque idée:

1.) Quelque choſe d'abſolu et de primitif, qui conſtitue la penſée indépendamment de ſon objet.

fenheit der Subſtanz iſt, kann in keinem Sinne die Urſache der Subſtanz ſeyn. Es hängt ab von dem, worin es ſein Daſeyn hat; es iſt der Ausdruck davon und ſeine That; und kann unmöglich zugleich dasjenige ſeyn, was die Subſtanz in Handlung ſetzt.

Die Begriffe (das iſt: das Denken, in ſo fern es auf eine gewiſſe Weiſe beſtimmt iſt) erhalten ihre Art durch ihren Inhalt; aber dieſer Inhalt, oder das was ihm entſpricht, bringt das Denken nicht hervor.

Der Inhalt des Begriffes, oder was ihm entſpricht, iſt dasjenige, was wir den Gegenſtand des Begriffes nennen.

Es iſt alſo in einem jeden Begriffe:

1.) Etwas Abſolutes und Urſprüngliches, welches das Denken, unabhängig von ſeinem Gegenſtande, ausmacht.

2.) Quelque choſe de ſecondaire, ou de phénoménal, qui manifeſte un rapport, et qui en eſt le réſultat.

Et telle eſt la loi de ce rapport, qu'il eſt tout auſſi impoſſible que la penſée ſeule (conſidérée uniquement dans ſon eſſence) produiſe l'idée, ou la repréſentation d'un objet, qu'il eſt impoſſible, qu'un objet, ou qu'une action médiate, ou modification quelconque, faſſe naître la penſée.

La volonté eſt poſtérieure à la penſée, car elle ſuppoſe le ſentiment de ſoi-même. Elle eſt poſtérieure à l'idée, puisqu'elle exige le ſentiment d'un rapport. Elle ne tient donc pas immédiatement à la ſubſtance, ni même à la penſée; elle n'eſt qu'un effet dérivant de rapports, et ne ſau-

---

2.) Etwas Hinzukommendes oder Vorübergehendes, welches eine Beziehung offenbart, und von dieſer Beziehung das Reſultat iſt.

Beydes gehört im Begriffe nothwendig zu einander; und es iſt eben ſo unmöglich, daß das Denken (einzig und allein in ſeinem Weſen betrachtet) den Begriff oder die Vorſtellung eines Gegenſtandes hervorbringe, als es unmöglich iſt, daß ein Gegenſtand, oder eine Mittelurſache, oder irgend eine Veränderung, das Denken zuwege bringe.

Das Wollen iſt nach dem Denken, denn es ſetzt das Selbſtgefühl voraus. Es iſt nach dem Begriffe, weil es das Gefühl einer Beziehung erfordert. Es iſt alſo nicht unmittelbar mit der Subſtanz, noch ſelbſt mit dem Denken verknüpft; es iſt eine roit jamais être un principe d'action, une cauſe pure.

Interrompons l'attaque de Spinoza au moyen d'une ſortie, et voyons ſi nous ne pourrons pas combler ſes tranchées, détruire ſes ouvrages, et faire ſauter ſes mines ſur lui-même.

Décharge générale. Vous rêvez creux, pauvre Spinoza! — Abrégeons; prenons une autre route, en commençant par des faits.

„Convenez-vous que toute action quelconque doit avoir une direction?"

Sp. Je n'en conviens pas. Au contraire, il me

Wirkung von Beziehungen, und kann niemals die erſte Quelle der Handlung, nie eine reine Urſache ſeyn.

Wir wollen den Angriff des Spinoza durch einen Ausfall unterbrechen, und ſehen, ob wir nicht ſeine Laufgräben verſchütten, ſeine Werker zerſtören, und ſeine Minen gegen ihn ſelbſt ſprengen können.

Generalfeuer. Du biſt ein Grillenfänger, armer Spinoza! Machen wir es kurz, und fangen bey Thatſachen an.

„Giebſt du zu, daß jedwede Handlung eine Richtung haben müſſe?"

Sp. Nein. Im Gegentheil ſcheint es mir ausgemacht, paroît évident, que toute action primitive ne peut avoir qu'elle-même pour objet, et ne ſauroit, par conſéquent, avoir de direction; ce qu'on appelle direction n'étant jamais que le réſultat des effets de certains rapports.

„Mais y a-t-il une raiſon, pourquoi tout ce qui eſt, ou tout ce qui paroît, eſſence, mode, ou tout ce qui vous plaira, ſoit et paroiſſe tel et non autrement?“

Sp. Oui, certainement.

„Une direction a donc un pourquoi, une raiſon. Or ce pourquoi n'eſt pas dans la direction, puiſqu'alors elle auroit été avant que d'être.“

Sp. Je l'avoue.

daß jede urſprüngliche Handlung nur ſich ſelbſt zum Gegenſtande, und folglich keine Richtung haben kann; da, was man Richtung nennt, nie etwas anderes, als das Reſultat der Wirkungen gewiſſer Beziehungen iſt.

„Aber giebt es eine Urſache, warum alles was iſt, oder alles was zu ſeyn ſcheint, Weſen, Modus, oder alles was dir beliebt, ſo und nicht anders iſt oder ſcheinet?“

Sp. Ohne Zweifel.

„Eine Richtung hat alſo ein Warum, eine Urſache. Nun iſt dieſes Warum nicht in der Richtung, weil ſie ſonſt geweſen wäre, ehe ſie war.“

Sp. Allerdings.

„Par conſéquent il eſt dans l'actif et y a ſa raiſon. Or vous ne pouvez pas aller de raiſon en raiſon à l'infini: puisqu'il y a un moment fixe où l'actif dirige: ainſi vous trouverez la première raiſon ou dans l'activité de l'actif, qui eſt ſa velléité, ou dans une modification de l'actif. Mais celle-ci a ſon pourquoi, et de raiſon en raiſon vous parviendrez à l'activité déterminée, ou à la volonté d'un actif quelconque, et par conſéquent direction a pour cauſe primitive, volonté. Mais nous ne pouvons pas concevoir une activité déterminée, une volonté qui dirige, ſans intellect qui prévoie, ſans conſcience d'être. La cauſe primitive de tous les effets eſt donc l'action d'une volonté intelligen-

„Folglich liegt es in dem wirkenden Dinge, und hat darin ſeinen Grund. Nun kannſt du von Urſache zu Urſache nicht ins Unendliche fortgehen, weil es einen beſtimmten Augenblick giebt, wo das wirkende Ding die Richtuag ertheilt: folglich wirſt du die erſte Urſache entweder in der Wirkſamkeit des wirkenden Dinges finden, welche ſeine Fähigkeit zu wollen iſt, oder in einer Modification des wirkenden Dinges. Aber dieſe hat ihr Warum, und von Urſache zu Urſache fortgegangen, kommſt du endlich zu der beſtimmten Wirkſamkeit, oder zum Willen irgend eines wirkenden Dinges; und alſo hat die Richtung zur erſten Urſache; Willen. Aber wir können uns keine beſtimmte Wirkſamkeit, keinen Richtung gebenden Willen vorſtellen ohne Verſtand, der vorherſieht, ohne Selbſtgefühl. Die erſte Urſache von allen Wirkungen iſt alſo die Handlung eines vernünftigen Willens, te, infiniment grande et infiniment puiſſante. Je dis infiniment, puisque, en allant de cauſe en cauſe, nous ſommes obligés d'y venir *)."

Sp. Je vous ai démontré que la volonté n'eſt qu'un être ſecondaire, dérivé, et de relation, ainſi que le mouvement dirigé. De même que le pourquoi de la direction du mouvement ne ſauroit être dans la direction, puisqu'alors elle auroit été avant que d'être; de même le pourquoi de la direction de la volonté ne ſauroit être dans cette direction, puisqu'alors elle auroit été avant que d'être. Votre velléité déterminée par la volonté eſt exactement un effet qui produit ſa cauſe. Vous m'accordez, car vous

der unendlich groß und unendlich mächtig iſt. Ich ſage unendlich, weil wir, von Urſache zu Urſache, nothwendig darauf kommen müſſen *)."

Sp. Ich habe dir bewieſen, daß der Wille nur ein abgeleitetes, aus Verhältniß entſpringendes Ding, wie die Bewegung in ihrer Richtung ſey. Aus demſelben Grunde, aus welchem die Urſache der Richtung der Bewegung nicht in der Richtung ſeyn kann, weil ſie ſonſt geweſen wäre, ehe ſie war; aus eben demſelben Grunde kann die Urſache der Richtung des Willens nicht in dieſer Richtung ſeyn, weil ſie ſonſt geweſen wäre, ehe ſie war. Dein Wille, der das Vermögen zu wollen beſtimmt, iſt vollkommen eine Wirkung, die der Grund ihrer Urſache iſt.

---

*) Ariſtée S. 81 — 82. der erſten Ausgabe.

venez de l'obſerver vous-même, que la volonté eſt poſtérieure non ſeulement à la penſée, mais encore à l'idée. Or la penſée, conſidérée dans ſon eſſence, n'eſt que le ſentiment de l'*être*. L'*idée* eſt le ſentiment de l'être, en tant qu'il eſt déterminé, individuel, et en relation avec d'autres individus. La *volonté* n'eſt que le ſentiment de l'être déterminé agiſſant comme individu . . . .

„Arrêtez, mon cher Spinoza, car vous allez encore vous perdre dans vos idées creuſes. Ce qui vous égare, c'eſt que vous ne diſtinguez pas deux êtres d'une nature abſolument différente et même oppoſée : l'activité et l'inertie *). Dans

Du giebſt mir zu (denn du haſt ſelbſt die Bemerkung gemacht) daß der Wille nicht allein nach dem Denken, ſondern auch nach dem Begriffe iſt. Nun iſt das Denken, in ſeinem Weſen betrachtet, nichts anders als das Seyn das ſich fühlt, oder das Bewußtſeyn. Der Begriff iſt das Bewußtſeyn, in ſo fern das Seyn beſtimmt, individuell und im Verhältniß mit andern einzelnen Dingen iſt. Der Wille iſt das Bewußtſeyn, in ſo fern das Seyn beſtimmt iſt, und als einzelnes Weſen handelt. . . .

„Sachte, lieber Spinoza; du verlierſt dich wieder in deinen Hirngeſpinſten. Was dich irre leitet, iſt, daß du zwey Dinge, die ganz verſchiedener und ſelbſt entgegen geſetzter Art ſind, nicht unterſcheideſt: Wirkſamkeit und Trägheit *). In der phyl'univers, en tant que phyſique, il n'y a pas plus de mouvement que de repos. Une partie en mouvement communique ſon mouvement à une autre partie en repos, et en reçoit le repos en retour. L'action et la réaction, quels qu'en ſoient les principes, ſont égales. Ainſi la ſomme de toute action dans l'univers eſt égale à celle de toute réaction. L'un détruit l'autre: ce qui nous mène au plus parfait repos et à la vraie inertie *). L'inertie n'eſt proprement dans une choſe que la force avec laquelle elle eſt ce qu'elle eſt; et ce n'eſt que par cette force, et à proportion de cette force, qu'elle eſt réactive. Réactivité et inertie ne ſont donc qu'une même choſe. Ce qui nous fait voir cette

---

*) Ariſtée p. 64.

ſiſchen Welt iſt nicht mehr Bewegung als Ruhe. Ein Theil, der in Bewegung iſt, theilet ſeine Bewegung einem andern Theile mit, der in Ruhe iſt; und bekommt dagegen Ruhe von ihm zurück. Wirkung und Gegenwirkung, was auch ihre Quelle ſey, ſind einander gleich. Folglich iſt die Summa aller Wirkung in der Welt, der Summa aller Gegenwirkung gleich. Die eine hebt die andere auf: und das leitet uns auf eine vollkommene Ruhe und auf die wahre Trägheit *). Die Trägheit (vis inertiae) in einem Dinge iſt eigentlich nur die Kraft, mit welcher es das iſt, was es iſt; und nur durch dieſe Kraft und nach dem Maaſſe derſelben wirkt ſie zurück. Rückwirkung und Trägheit iſt alſo daſſelbe. Was uns dieſe Trägheit zu erkennen giebt, giebt uns

---

*) Ariſtée p. 112.

inertie, nous fait voir en même tems un mouvement qui la ſurmonte, ou qu'elle détruit, c'eſt-à-dire une force d'une nature abſolument différente, et qu'on nomme activité *). Voilà donc l'univers diviſé en deux parties. L'une complettement inerte et paſſive, nous offre le ſimbole le plus parfait de l'inaction et du repos; l'autre vive et vivifiante ſe faiſit des parties mortes de la nature pour les lier et les forcer de vivre, et d'agir par le principe même de leur propre inactivité **). Cette activité, cette énergie, ce principe de force dans un être, c'eſt la faculté de pouvoir agir ſur des choſes qui ſe trouvent à ſa portée. Elle a toutes

zu gleicher Zeit eine Bewegung zu erkennen, welche entweder die Trägheit überwältigt, oder von der Trägheit aufgehoben wird; das iſt, eine Kraft von ganz verſchiedener Natur, und die man Wirkungskraft nennt *). Die Welt zerfällt alſo in zwey Theile. Der eine, durchaus träg und leidend, giebt uns das vollkommenſte Bild der Unwirkſamkeit und Ruhe; der andere, lebendig und lebendigmachend, bemächtigt ſich der todten Theile der Natur, um ſie zu verbinden, und ſie zu zwingen, daß ſie leben und wirken, ſelbſt durch die Kraft ihrer eigenen Unwirkſamkeit **). Dieſe Wirkſamkeit, dieſe Anſtrengung, dieſe erſte Kraft in einem Weſen, iſt das Vermögen wirken zu können auf diejenigen Dinge, die in ſeiner Sphäre liegen. Sie hat les directions poſſibles, et c'eſt en quoi conſiſte ſa liberté: c'eſt une force vague qui conſtitue la velléité, ou la faculté de pouvoir vouloir *)."

---

*) Ariſtée p. 74. 115.

**) Ariſtée p. 81.

Sp. Je vous ai laiſſé dire tout à votre aiſe. Voici ce que j'ai à vous répondre. C'eſt que d'abord je ne conçois rien du tout à un principe de force qui eſt autre choſe que la force avec laquelle une choſe eſt ce qu'elle eſt; à une faculté de pouvoir, c'eſt-à-dire à un pouvoir de *pouvoir agir* ſur ce qui eſt à la portée de l'être doué de ce pouvoir de pouvoir; à une énergie qui a toutes les directions poſſibles; „à une force vague qui exhale ſa force et ſon énergie, comme un aromate ſemble exhaler ſon odeur, dans toutes

alle mögliche Richtungen, und darin beſteht ihre Freyheit; ſie iſt eine unbeſtimmte Kraft, und macht die Willensfähigkeit, oder das Vermögen wollen zu können, aus *)."

Sp. Ich habe dich nach Wohlgefallen reden laſſen. Hier iſt meine Antwort. Einmal begreife ich nichts von einer erſten Kraft, die etwas anders iſt, als die Kraft, wodurch ein Ding das iſt, was es iſt; nichts von einem Vermögen, das heißt von einem können, wirken zu können auf das, was in der Sphäre des Weſens liegt, das mit dieſem können zu können begabt iſt; nichts von einer Wirkungskraft, die alle mögliche Richtungen hat; — „von einer unbeſtimmten Kraft, die ihre Kraft und Wirkſamkeit aushaucht, wie ein Gewürz ſeinen Geruch auszuhauchen ſcheint, — nach allen les directions:“ à mon avis, c'eſt donner des images pour des notions et ne rien dire d'intelligible. Qu'eſt-ce qu'une paſſivité, ou un être qui n'a que la force d'être paſſif; et qu'eſt-ce qu'une activité qui ſe communique à cette paſſivité, et devient en elle une cauſe d'action abſolument étrangère et même contradictoire à l'eſſence de cet être paſſif et réactif par ſon inactivité? Se peut-il qu'une force ſe ſépare de ſon principe, qu'elle abandonne une partie d'elle-même, et que cette partie exiſte ſéparément, ou, ce qui eſt bien plus fort, devienne la qualité d'un autre être, et d'un être abſolument hétérogène? „Mais nous voyons que cela arrive,“ me direz-vous. Je vous répondrai,

---

*) Ariſtée p. 123.

Richtungen.“ Dieß heißt, meines Erachtens, Bilder für Begriffe geben, und um Verſtändlichkeit nicht ſehr bekümmert ſeyn. Was iſt Leidſamkeit, oder ein Weſen, welches nur die Kraft zu leiden hat? Und was die Wirkſamkeit, die ſich dieſer Leidſamkeit mittheilt, und in ihr zu einer ganz fremdartigen, dem Weſen ſelbſt dieſes leidenden Dinges, das durch ſeine Unwirkſamkeit entgegen wirket, widerſprechenden Urſache von Handlung wird? Kann ſich eine Kraft von ihrem Urſprunge abſondern; kann ſie einen Theil ihrer ſelbſt weggeben, und kann dieſer Theil beſonders exiſtiren; oder, welches noch ſtärker iſt, die Beſchaffenheit eines anderen Dinges werden, und zwar eines ganz heterogenen? — „Wir ſehen aber, wirſt du ſagen, daß dieß geſchieht!“ — Und ich antworte: wir ſehen auch, daß die Sonne que nous voyons auſſi le ſoleil ſe mouvoir autour de la terre. Laiſſons-là les phénomènes, et tâchons de ſavoir ce qui eſt*). La vérité ne ſauroit nous venir de dehors, elle eſt en nous. Mais peu de têtes ſont faites pour une abſtraction abſolue**); c'eſt-à-dire pour une attention qui n'eſt dirigée qu'à l'*être*. Cette fois-ci nous ne fatiguerons pas trop la nôtre. Paſſons ſur votre univers diviſé en deux parties, pour ne conſidérer que l'explication que vous en donnez. Voici en deux mots votre argument. Le principe actif dirige, donc ce principe eſt intelligent, et ſon énergie eſt dans ſa volonté. Je vous demande, ce principe eſt-il intel-

ſich um die Erde dreht. Laſſen wir die Erſcheinungen, und beſtreben uns die Dinge zu erkennen, wie ſie ſind*). Die Wahrheit kann uns nicht von auſſen kommen; ſie iſt in uns. Aber wenige Köpfe ſind für eine vollkommene Abſtraction gemacht**); das heißt, für eine Aufmerkſamkeit, die nur auf das innere Seyn gerichtet iſt. Wir wollen die unſrige dießmal nicht zu ſehr ermüden. Laſſen wir deine getheilte Welt beyſeite, um nur deine Erklärung darüber zu betrachten. Hier iſt die Summa deiner Schlüſſe. Die wirkende Urſache beſtimmt aus ſich den Lauf der Dinge; alſo iſt dieſe Urſache verſtändig, und ihre Trägheit beſteht in ihrem Willen. Ich frage Dich: iſt dieſe Urſache ligent puisqu'il a voulu être intelligent; où l'eſt-il indépendamment de ſa volonté? Il faudra bien que vous répondiez qu'il l'eſt indépendamment de ſa volonté. Mais la penſée indéterminée eſt vuide, et toute penſée non repréſentative eſt indéterminée. Or, je vous demande ce qui a fait la penſée de votre créateur qui eſt unique et qui n'a point de dehors, ou dont le dehors, à moins que ce ne ſoit le néant tout pur, eſt de ſa propre création; je vous demande ce qui a fait la penſée de ce créateur repréſentative d'objets, c'eſt-à-dire, d'êtres finis, déterminés et ſucceſſifs? A-t-il créé, a-t-il déterminé ſes idées avant qu'elles fuſſent, par ſa faculté ou par ſon pouvoir de pouvoir avoir des idées? — Et la *volonté*, ou la velléité de cet

---

*) Ariſtée p. 52.

**) Lettre ſur l'homme etc. p. 51.

verſtändig, weil ſie hat wollen verſtändig ſeyn; oder iſt ſie verſtändig, unabhängig von ihrem Willen? Du mußt wohl antworten: ſie iſt es unabhängig von ihrem Willen. Aber der unbeſtimmte Gedanke iſt leer, und jedes Denken ohne Vorſtellung iſt unbeſtimmt. Nun frage ich dich: was hat in das Denken deines Schöpfers, der einzig iſt, und kein Aeuſſerliches hat, oder deſſen Aeuſſerliches, wenn es nicht das reine Nichts ſeyn ſoll, ſeine eigene Schöpfung iſt, — ich frage dich: was hat in das Denken dieſes Schöpfers Vorſtellung gebracht; Vorſtellung von einzelnen, beſtimmten, zeitlichen Weſen? Hat er ſeine Begriffe erſchaffen, hat er ſie beſtimmt, bevor ſie waren, durch ſein Vermögen Begriffe haben zu können? Und die Willensfähigkeit, der Wille dieſes Weſens, der weder die Quelle être, laquelle n'eſt ni le principe ni le réſultat de ſon intelligence, et laquelle eſt néanmoins intelligente, qui vient de je ne ſais où, et qui va à je ne ſais quoi; qu'eſt-elle, comment eſt-elle, et que veut-elle? Enfin, et pour tout embraſſer dans une ſeule queſtion, votre créateur doit-il ſon être à la penſée et à la volonté, ou doit-il la penſée et la volonté à ſon être? Peut-être me répondrez-vous que cette queſtion eſt ridicule, et qu'en Dieu la penſée, la volonté, et l'être ne ſont qu'une même choſe indiviſible. Je le penſe comme vous, avec cette ſeule différence, que ce que vous nommez volonté, je l'appelle puiſſance effective, et le tiens tout ſimplement pour tel. Nous voilà donc d'accord. Mais dans ce cas, ne me parlez

noch die Folge ſeines Verſtandes, und der nichts deſto weniger verſtändig iſt; der kommt, ich weiß nicht woher, und geht, ich weiß nicht wohin: was iſt er, wie iſt er, und was will er? Kurz, und um alles in Eine Frage zu faſſen: iſt dein Schöpfer ſein Seyn dem Denken und Wollen, oder iſt er das Denken und Wollen ſeinem Seyn ſchuldig? Du wirſt mir vielleicht antworten: dieſe Frage ſey lächerlich, und in Gott ſey Gedanke, Wille und Seyn nur eine und dieſelbe Sache. Ich bin ganz deiner Meynung, mit dieſem einzigen Unterſchiede, daß was du Willen nennſt, bey mir das immer wirkende Vermögen heißt, und daß ich es auch für gar nichts anders halte. Wir ſind alſo einig Aber ſo laß mich denn auch weiter nichts von einem plus d'une volonté qui dirige l'activité, ni d'une intelligence qui préſide à tout, et à laquelle la cauſe première elle-même ſeroit ſoumiſe, et ne ſeroit pourtant pas ſoumiſe, ce qui, en tout ſens, eſt le comble de l'abſurdité.

„Ne vous échauffez pas, mon cher Spinoza; mais hâtons-nous de voir à quoi tout cela nous mènera. Je ferai à l'égard de vos argumens comme vous avez fait à l'égard des miens, et me contenterai de vous demander tout ſimplement: comment vous faites pour agir d'après votre volonté, ſi votre volonté n'eſt qu'un effet de votre activité, et même, comme vous avez dit, un effet éloigné? Je ſuppoſe que vous m'accordez le fait ſans autre preuve. Vouloir qu'on prouve la velléité de l'hom-

Willen hören, der die Wirkſamkeit zurecht weiſet; noch von einem Verſtande, der allem vorſteht, und dem die erſte Urſache ſelbſt unterworfen und doch auch nicht unterworfen wäre; welches, in jedem Sinne, der höchſte Grad des Ungereimten iſt.

„Erhitze dich nicht, lieber Spinoza; ſondern laß uns nur geſchwinde ſehen, wo wir mit allem dieſem hingerathen werden. Ich will es mit deinen Sätzen machen, wie du es mit den meinigen gemacht haſt, und dich lediglich fragen: wie du es anfängſt, um nach deinem Willen zu handeln, wenn dein Wille nichts als eine Folge deiner Wirkſamkeit, und ſogar, wie du mir ſagteſt, eine entfernte Folge davon iſt? Ich ſetze voraus, daß du das Factum mir zugiebſt, ohne andern Beweis. Denn verlangen, daß man das Vermögen des Menſchen zu wollen beme, c'eſt vouloir qu'on prouve ſon exiſtence. Pour celui qui ne ſent pas ſon exiſtence lorsqu'il reçoit des idées des choſes hors de lui, et pour celui qui ne ſent pas ſa velléité lorsqu'il agit ou déſire, ils ſont autre choſe que des hommes, et on ne ſauroit rien affirmer de leur eſſence *)."

Sp. Vous ferez comme il vous plaira de mon eſſence, mais ce que je ſais de ſcience certaine, c'eſt que je n'ai point de velléité, quoique j'aie mes volontés particulières et mes déſirs tout comme un autre. Votre velléité n'eſt qu'un être abſtrait qui ſe rapporte à telle ou telle volonté particulière, comme l'animalité ſe rapporte à votre chien ou à votre cheval, ou comme *Homme* ſe

weiſe, heißt verlangen, daß man deſſelben Daſeyn beweiſe. Wer ſein Daſeyn nicht fühlt, wenn er Vorſtellungen von Dingen auſſer ihm erhält, und wer ſein Vermögen zu wollen nicht empfindet, wenn er handelt oder begehrt, iſt etwas anders als ein Menſch, und man kann über ſein Weſen nichts entſcheiden *)."

Sp. Ueber mein Weſen magſt du, wie du willſt, entſcheiden; aber ſo viel weiß ich zuverläßig, daß ich kein Vermögen zu wollen beſitze, ob ich gleich meine beſonderen Willensbeſtimmungen und meine einzelnen Begierden habe, ſo gut wie ein anderer. Dein Vermögen zu wollen iſt ein bloßes Gedankenweſen, das ſich zu dieſem oder jenem beſonderen Wollen verhält, wie die Thierheit zu deinem Hunde oder Pferde; oder wie Menſch rapporte à vous ou à moi. C'eſt au moyen de ces êtres métaphyſiques et imaginaires que vous créez toutes vos erreurs. Vous vous figurez des capacités d'agir ou de ne pas agir, ſelon un certain je ne ſais quoi, qui n'eſt rien du tout. Au moyen de ces capacités, que vous nommez facultés, pouvoirs, pouvoirs de pouvoir etc. vous faites venir quelque choſe de rien ſans qu'il y paroiſſe, et en évitant adroitement de dire le gros mot, vous faites crier merveille aux Sophiſtes, et ne choquez que le Philoſophe. De toutes vos *ités*, il n'y en a pas une ſeule qui ne répugne à l'être. L'être déterminé l'eſt également dans tous ſes effets. Il n'y a pas de force qui ne ſoit effective, et qui ne ſoit telle dans tous ſes momens. Elles agiſſent

---

*) Lettre ſ. l'homme etc. p. 60.

ſich verhält zu dir und mir. Mittelſt dieſer metaphyſiſchen und eingebildeten Weſen bringt ihr alle eure Irrthümer zuwege. Ihr wähnt Fähigkeit zu handeln, oder nicht zu handeln, nach einem gewiſſen, ich weiß nicht was, das gar nichts iſt. Durch dieſe Fähigkeiten, die ihr Vermögen, Vermögen zu vermögen u. ſ. w. nennt, laßt ihr etwas aus dem Nichts entſtehen, ohne daß man es gewähr wird; und indem ihr dabey behutſam das grobe Wort vermeidet, erregt ihr die Bewunderung der Sophiſten, und ärgert nur den wahren Forſcher. Von allen dieſen Vermögen und Vermögen zu vermögen, iſt kein einziges, das nicht dem Daſeyn widerſpräche. Das beſtimmte Weſen iſt auf gleiche Weiſe in allen ſeinen Wirkungen beſtimmt. Es giebt keine Kraft, die nicht wirkſam, und die es nicht in jedem Auſelon le degré de leur réalité ſans jamais s'interrompre.

„De grace, Spinoza, répondez à ma queſtion!“

Sp. Penſeriez-vous que je cherche à l'éluder? Voici ma réponſe. Je n'agis que *ſelon* ma volonté, toutes les fois qu'il arrive que mes actions lui correſpondent; mais ce n'eſt point ma volonté qui me fait agir. L'opinion contraire vient de ce que nous ſavons très bien nos volontés et nos déſirs, et que nous ignorons ce qui nous fait déſirer et vouloir. Au moyen de cette ignorance nous croyons produire nos volontés par la volonté même, et ſouvent nous allons jusqu'à lui imputer nos déſirs.

genblicke wäre. Die Kräfte wirken nach dem Grade ihrer Realität, ohne jemals ſich zu unterbrechen.

„Ich bitte dich, Spinoza, antworte auf meine Frage!“

Sp. Denkſt du, ich ſuche ihr auszuweichen? Hier iſt meine Antwort. Ich handle bloß gemäß meinem Willen, ſo oft es geſchieht, daß meine Handlungen ihm entſprechen; aber es iſt nicht mein Wille, was mich zum Handeln bewegt. Die entgegengeſetzte Meynung rührt daher, daß wir ſehr wohl wiſſen, was wir wollen und verlangen: aber nicht wiſſen, was uns zum Wollen und Verlangen beſtimmt. Wegen dieſer Unwiſſenheit glauben wir unſer Wollen hervorzubringen durch den Willen ſelbſt, und gehen oft ſo weit, ihm ſelbſt unſere Begierden zuzuſchreiben.

„Je ne vous comprens pas aſſez. Vous ſavez qu'il y a trois ſyſtèmes ſur ce qui détermine la volonté: celui qu'on appelle le ſyſtème de l'indifférence ou de l'équilibre, et qu'on devroit nommer celui de la liberté: celui du choix du meilleur ou de la néceſſité morale: et celui de la néceſſité phyſique ou du fatalisme. Pour lequel de ces trois vous declarez-vous?“

Sp. Pour aucun des trois; mais le ſecond eſt celui qui m'en paroit le pire.

„Je ſuis pour le premier. Mais pourquoi le ſecond vous en paroit-il le pire?“

Sp. Puisqu'il ſuppoſe des cauſes finales, dont le ſyſtème eſt un vrai délire.

„Ich verſtehe dich nicht ganz. Du weißt, es giebt über das, was den Willen beſtimmt drey Syſteme: das Syſtem der Indifferenz oder des Gleichgewichts, welches man das Syſtem der Freyheit heißen ſollte: das Syſtema Optimi, von der Wahl des Beſten oder der moraliſchen Nothwendigkeit: und das Syſtem der phyſiſchen Nothwendigkeit oder des Fatalismus. Für welches von dieſen dreyen erklärſt du dich?"

Sp. Für keines derſelben; aber das zweite dünkt mir das ſchlechteſte.

„Ich bin für das erſte. Aber warum hältſt du das zweite für das ſchlechteſte?"

Sp Weil es die Endurſachen vorausſetzt, von welchen auszugehen wahrer Unſinn iſt.

„Je vous abandonne le choix du meilleur, ou la néceſſité morale, puisqu'elle détruit la liberté. Mais pour ce qui regarde les cauſes finales, je ſoutiens à mon tour, que c'eſt un vrai délire que de les rejetter.“

Sp. Vous ne ſauriez m'abandonner l'un ſans l'autre. Vous convenez que la nature de chaque individu tend à la conſervation de cet individu; que tout être cherche à maintenir ſon être, et que c'eſt cela même que nous appellons ſa nature. Vous conviendrez encore, que l'individu ne cherche pas à ſe conſerver par une raiſon quelconque ou pour une certaine fin, mais qu'il cherche à ſe conſerver uniquement pour ſe conſerver, et parceque telle eſt ſa nature, ou la force avec la-

„Die Wahl des Beſſern oder die moraliſche Nothwendigkeit gebe ich dir Preis, weil ſie die Freyheit aufhebt. Was aber die Endurſachen betrifft, so behaupte ich meines Theils, daß es wahrer Unſinn iſt, ſie zu verwerfen.“

Sp. Du kannſt mir das eine nicht Preis geben, ohne das andere. Du geſteheſt ein, daß die Natur jedes einzelnen Dinges die Erhaltung dieſes einzelnen Dinges zum Gegenſtande hat; daß jedes Ding ſein Weſen zu erhalten ſtrebt; und daß eben dieſes Streben das iſt, was wir ſeine Natur nennen. Du wirſt ferner eingeſtehen, daß das Individuum ſich nicht aus irgend einem erkannten Grunde, oder zu einem gewiſſen Zwecke zu erhalten ſucht, ſondern daß es ſich zu erhalten ſucht, allein um ſich zu erhalten, und weil dieß ſeine Natur, oder die Kraft, mit welcher es das iſt, quelle il eſt ce qu'il eſt. Cette tendance, cette force, nous l'appellons déſir, en tant qu'elle eſt accompagnée de ſentiment: de ſorte que le déſir n'eſt autre choſe, que la tendance de l'individu à ce qui peut ſervir à conſerver ſon être, accompagnée du ſentiment de cette tendance. Ce qui correſpond au déſir de l'individu, il l'appelle *bien*; et ce qui eſt contraire à ce déſir, il l'appelle *mal*. C'eſt donc du déſir que nous vient la connoiſſance du bien et du mal, et c'eſt une abſurdité palpable que d'imaginer le contraire en dérivant la cauſe de ſon effet. Quant à la volonté, elle eſt encore le déſir, mais ſeulement en tant qu'il regarde uniquement l'ame; c'eſt-à-dire, ſeulement en tant qu'il eſt repréſenté dans la conception ou l'idée

was es iſt, ſo verlangt. Dieſes Streben nennen wir den natürlichen Trieb; und Begierde, in ſo fern es von Gefühl begleitet iſt; ſo daß die Begierde nichts anderes iſt, als das Streben des einzelnen Dinges nach dem was zur Erhaltung ſeines Weſens dienen kann, begleitet vom Gefühle dieſes Strebens. Was der Begierde des einzelnen Dinges entſpricht nennt es **gut**; und was ihr entgegen iſt, **böſe**. Aus der Begierde oder dem mit Bewußtſeyn verknüpften Triebe alſo, entſpringt unſere Kenntniß des Guten und Böſen, und es iſt eine handgreifliche Ungereimtheit, ſich das Gegentheil einzubilden, und die Urſache von ihrer Wirkung herzuleiten. Was den **Willen** betrifft, ſo iſt auch er nichts anderes als der Trieb oder die Begierde, in ſo fern dieſelben bloß als **Vorſtellungen**, oder allein im **denkenden Weſen** vorde l'individu. Elle n'eſt donc que l'intellect appliqué au déſir: l'intellect (qui n'eſt que l'ame elle-même en tant qu'elle a des idées claires et diſtinctes) en contemplant les modifications différentes de la tendance ou du déſir de l'individu, qui ſont en raiſon de la compoſition de ſon eſſence et de ſes relations avec d'autres individus, décide de leur convenance ou de leur diſconvenance avec la nature particulière de l'individu, autant qu'il peut l'appercevoir. Mais ſon action, qui ne conſiſte qu'à affirmer ou à nier, fait auſſi peu aux actions de l'individu, que ſes autres déciſions ou jugemens, quels qu'ils ſoient, font à l'eſſence des choſes.

„Ce que vous venez de dire ne manque pas

handen ſind. Er iſt alſo nichts als der mit der Begierde beſchäftigte Verſtand. Der Verſtand (welcher nichts als die Seele ſelbſt iſt, in ſo fern ſie klare und deutliche Begriffe hat), indem er die verſchiedenen Modificationen des Strebens oder der Begierde des einzelnen Dinges betrachtet, welche ſich nach der Zuſammenſetzung ſeines Weſens, und nach ſeinen Verhältniſſen zu andern einzelnen Dingen richten, entſcheidet über ihre Harmonie oder Disharmonie mit der beſondern Natur des einzelnen Dinges, ſo weit er dieſelbe wahrzunehmen im Stande iſt. Aber ſeine Handlung, die nur im Bejahen oder Verneinen beſteht, beſtimmt ſo wenig die Handlungen des einzelnen Dinges, als ſeine anderen Entſcheidungen oder Urtheile, ſie ſeyen welche ſie wollen, die Natur der Dinge beſtimmen.

„Was du da ſagſt, blendet eben nicht durch ſeine Klarabſolument d'obſcurité; cependant ce que je vois très-clairement, c'eſt que vous niez toute liberté, et que vous êtes fataliſte, quoique vous vous en ſoyez tantôt défendu.“

Sp. Je ſuis loin de nier toute liberté, et je ſais que l'homme en a reçu ſa part. Mais cette liberté ne conſiſte pas dans une faculté chimérique de pouvoir vouloir; puisque le vouloir ne ſauroit être que dans la volonté qui eſt, et qu'attribuer à un être un pouvoir de pouvoir vouloir, c'eſt, comme ſi on lui attribuoit un pouvoir de pouvoir être, en vertu duquel il ne tiendroit qu'à lui de ſe donner l'exiſtence actuelle. La liberté de l'homme eſt l'eſſence même de l'homme, c'eſt le degré de ſa puiſſance ou de la force avec la-

heit. Soviel iſt indeſſen offenbar, du läugneſt alle Freyheit, und biſt ein Fataliſt, obgleich du vorhin dieſes von dir ablehnteſt.“

Sp. Ich bin fern, alle Freyheit zu läugnen, und weiß, daß der Menſch ſeinen Theil davon bekommen hat. Aber dieſe Freyheit beſtehet nicht in einem erträumten Vermögen wollen zu können, weil das Wollen nur in dem wirklich vorhandenen beſtimmten Willen da ſeyn kann. Einem Weſen ein Vermögen wollen zu können zuſchreiben, iſt eben ſo, als wenn man ihm ein Vermögen daſeyn zu können zuſchriebe, kraft deſſen es von ihm abhinge, ſich das wirkliche Daſeyn zu verſchaffen. Die Freyheit des Menſchen iſt das Weſen des Menſchen ſelbſt, das iſt, der Grad ſeines wirklichen Vermögens oder der Kraft, mit quelle il eſt ce qu'il eſt. En tant qu'il agit ſelon les loix ſeules de ſon être, il agit avec une liberté parfaite. Dieu, qui n'agit et qui ne peut agir que par la même raiſon par laquelle il eſt, et qui n'eſt que par lui-même, poſſède donc la liberté abſolue. Voilà mes idées ſur la liberté. Quant au fatalisme, je ne m'y refuſe qu'en tant qu'il a été fondé ſur le matérialisme, ou ſur l'opinion abſurde que la penſée n'eſt qu'une modification de l'étendue, ainſi que le feu, la lumière etc. tandis qu'il eſt auſſi impoſſible que la penſée provienne de l'étendue, qu'il eſt impoſſible que l'étendue provienne de la penſée. Ce ſont des eſſences totalement différentes quoiqu'elles ne conſtituent enſemble qu'un même être, dont ils ſont les attributs.

welcher er das iſt, was er iſt. In ſo fern er allein nach den Geſetzen ſeines Weſens handelt, handelt er mit vollkommener Freyheit. Gott, welcher nur aus dem Grunde handelt und handeln kann, aus dem er iſt, und der nur durch ſich ſelbſt iſt, beſitzt demnach die abſolute Freyheit. Dieß iſt meine wahre Meynung über dieſen Gegenſtand. Was den Fatalismus betrifft, ſo entſchlage ich mich deſſelben nur in ſo weit als man ihn auf den Materialismus gegründet hat, oder auf die ungereimte Meynung, daß das Denken nur eine Modification der Ausdehnung ſey, wie Feuer, Licht u. ſ. w., da es doch eben ſo unmöglich iſt, daß das Denken von der Ausdehnung ausgehe, als die Ausdehnung von dem Denken. Beyde ſind ganz verſchiedene Weſen, ob ſie gleich zuſammen nur eine Subſtanz ausmachen, deren Ei-

La penſée comme je l'ai déjà dit, eſt le ſentiment de l'être: par conſéquent tout ce qui arrive dans l'étendue, doit arriver également dans la penſée; et tout individu, *réellement individu*, eſt animé à proportion de ſon eſſence, ou au degré de la force avec laquelle il eſt ce qu'il eſt. Dans l'individu la penſée eſt néceſſairement repréſentative, puisqu'il eſt impoſſible que l'individu ait le ſentiment de ſon être, s'il n'a pas celui de ſes rapports.

„Ce que vous adoptez du fatalisme, me ſuffit; car il n'en faut pas davantage pour établir que le temple de St. Pierre à Rome s'eſt conſtruit lui-même; que les découvertes de Newton ont été faites par ſon corps; et qu'en tout cela, l'ame n'eſt

genſchaften ſie ſind. Das Denken, wie ich ſchon geſagt habe, iſt das Bewußtſeyn: folglich muß alles, was in der Ausdehnung vorgeht, gleichfalls in dem Denken vorgehen; und jedes eigentliche Individuum iſt nach Maaßgabe ſeiner Mannichfaltigkeit und Einheit, oder nach dem Grade derjenigen Kraft beſeelt, womit es das iſt, was es iſt. In dem einzelnen Dinge iſt das Denken nothwendig mit Vorſtellungen verknüpft, weil es unmöglich iſt, daß das einzelne Ding das Gefühl ſeines Seyns habe, wenn es nicht das Gefühl ſeiner Verhältniſſe hat.

„Was du vom Fatalismus annimmſt, iſt mir genug; denn man braucht nicht mehr, um darzuthun, daß die Peterskirche zu Rom ſich ſelbſt gebauet hat; daß die Entdeckungen Newtons durch ſeinen Leib gemacht worden ſind; und daß bey allem dem occupée qu'à regarder faire. Il en réſulte encore que toute choſe individuelle ne peut avoir été produite que par une cauſe individuelle et finie, celle-ci encore par une cauſe ſemblable, et ainſi jusqu'à l'infini. Cependant il vous faut une cauſe première, et un moment fixe pour ſon action. Vous vous ſouvenez de mon raiſonnement de tantôt; voudriez-vous enfin répondre à ce qui en fait le point déciſif?“

Sp. J'y répondrai, mais ce ne ſera qu'après que je me ſerai expliqué ſur votre temple de St. Pierre et ſur vos découvertes de Newton. Le temple de St. Pierre à Rome ne s'eſt point bâti lui-même; tout ce que l'univers entier renferme d'étendue corporelle et de mouvement, y a concou-

die Seele nur das Zuſehen hat. Weiter folgt daraus, daß jedes einzelne Ding nur von einer einzelnen und endlichen Urſache hervorgebracht werden konnte; dieſe wiederum von einer ſolchen, und ſofort bis ins Unendliche. Gleichwohl bedarfſt du einer erſten Urſache, und eines beſtimmten Augenblickes ihrer Wirkung. Du erinnerſt dich meiner vorhin angeführten Sätze. Wirſt du endlich auf den Hauptpunct derſelben antworten?“

Sp. Ich werde darauf antworten, ſobald ich mich über deine Peterskirche, und deine Entdeckungen Newtons erklärt habe. Die Peterskirche zu Rom hat ſich nicht ſelbſt gebaut; alles was das ganze Univerſum von körperlicher Ausdehnung und Bewegung in ſich begreift, hat dazu beygetragen. Was die Entru. Quant aux découvertes de Newton, elles ne regardent que la penſée. . . .

„Soit. Mais la penſée modifiée que vous appellez ame, n'eſt que l'idée ou la conception immédiate du corps, ou n'eſt que le corps lui-même conſidéré du côté de la penſée. L'ame de Newton eſt donc caractériſée par le corps de Newton. Par conſéquent ſon corps, quoiqu'il ne penſât pas, a *fait* les découvertes, contemplées, conçues, ſenties ou penſées par ſon ame."

Sp. Malgré ce qu'il y a de louche dans votre façon de préſenter la choſe, je vous laiſſerai paſſer votre raiſonnement, pourvû que vous vous rappelliez, qu'il ne faut pas moins que l'univers entier pour caractériſer le corps de Newton dans

deckungen des Newton betrifft, ſo gehen dieſe nur das denkende Vermögen an. . . . .

„Gut! Aber das modificirte Denken, welches du Seele nennſt, iſt nichts als die unmittelbare Idee oder der Begriff des Körpers, oder der Körper ſelbſt von der Seite des Denkens angeſehen. Die Seele Newtons hat alſo ihre Art von dem Körper Newtons. Alſo hat ſein Körper, ob er gleich nicht dachte, die Entdeckungen gemacht, die von ſeiner Seele angeſchaut, begriffen, empfunden oder gedacht worden ſind."

Sp. Ungeachtet des Schielenden, was in deiner Anſicht iſt, will ich dir deine Schlüſſe hingeben laſſen, wenn du nur eingedenk ſeyn willſt, daß nicht weniger als das ganze Univerſum dazu gehört, um dem Körper des Newton in allen ſeitous ſes momens, et que l'ame n'a l'idée de ſon corps que par les idées de ce qui le caractériſe. Cette conſidération importante n'empêchera pas l'imagination de ſe révolter contre la vérité que je ſoutiens. Dites à un homme qui n'eſt pas Géomètre, qu'un quarré fini eſt égal à un eſpace infini. Après que vous le lui aurez démontré, ſon eſprit ſe trouvera dans une perplexité, qu'il parviendra à vaincre pourtant à force de méditations *). Il ſeroit poſſible que l'imagination même fut réconciliée jusqu'à un certain point avec ma doctrine, ſi l'on s'y prenoit de la bonne manière, en faiſant voir la progreſſion inſenſible qui de l'inſtinct du ſauvage retournant à l'arbre ou à

nen Momenten die Art zu geben, und daß die Seele den Begriff ihres Körpers nur durch den Begriff von dem, was ihm ſeine Art giebt, erhält. Dieſe wichtige Betrachtung wird die Einbildungskraft nicht abhalten, ſich gegen die Wahrheit, welche ich behaupte, aufzulehnen. Sage einem Menſchen, der nicht Geometer iſt, daß ein begrenztes Viereck einem unbegrenzten Raume gleich ſey. Nach dem Beweiſe davon wird er betroffen da ſtehen, und dennoch von ſeiner Verwirrung durch tiefes Nachdenken endlich ſich losmachen*). Es wäre nicht unmöglich, ſelbſt die Einbildungskraft bis auf einen gewiſſen Grad mit meiner Lehre zu verſöhnen, wenn man es auf die rechte Weiſe angriffe, und den allmählichen Fortſchritt zeigte, der vom Triebe des Wilden, welcher den Baum la caverne qui lui a ſervi d'abri, conduit à la conſtruction du temple de St. Pierre. Qu'on réfléchiſſe à cette organiſation ſi compliquée des différens corps politiques, et qu'on recherche ce qui en a formé l'enſemble : plus on y réfléchira profondément, et très-profondément, plus on n'y verra que des reſſorts aveugles, des opérations machinales, mais à la vérité d'une machine ſemblable à celles de la première main, dont les forces ſe compoſent elles-mêmes et pour leur propre intérêt ſelon le degré de leur énergie; d'une machine dont tous les reſſorts ont le ſentiment de leur action; ſentiment qu'ils ſe transmettent en ſe communiquant leurs efforts, dans une progreſſion néceſſairement infinie. Il en eſt de même des

---

*) Sophyle p. 68.

oder die Höhle, die ihn beſchirmt hatten, wieder ſucht, bis zur Erbauung einer Peterskirche leitet. Man überdenke die ſo verwickelte Einrichtung der Staatskörper, und finde aus, was ſie zu einem Geſammtweſen machte; je mehr man darüber tief und immer tiefer nachdenkt, deſto mehr wird man nur blinde Triebfedern, und die ganze Handlungsweiſe einer Maſchine wahrnehmen; aber freylich einer Maſchine von der erſten Hand, wo die Kräfte ſich ſelbſt nach eigenem Bedürfniſſe und dem Grade ihrer Energie zuſammen ſetzen; wo alle Springfedern das Gefühl ihrer Wirkung haben, welches ſie durch gegenſeitiges Beſtreben einander in einer nothwendig unendlichen Stufenfolge mittheilen. Daſſelbe gilt von den Sprachen, deren vollſtändiger langues, dont la conſtruction achevée ſemble tenir du prodige, et dont cependant aucune n'a été faite d'après la grammaire. En y regardant de près, nous verrons, qu'en toutes choſes l'action a précédé la réflexion, qui n'eſt que le *progrès* de *l'action*. En un mot, nous ſavons à meſure que nous faiſons; voilà tout.

Venons maintenant à votre argument. Vous ſoutenez qu'on ne peut aller de raiſon en raiſon à l'infini, mais qu'il faut un moment fixe, un commencement d'action de la part d'une cauſe première et pure. Je ſoutiens au contraire que de raiſon en raiſon, on ne peut aller qu'à l'infini, c'eſt-à-dire qu'on ne peut ſuppoſer un commencement d'action abſolu, ſans ſuppoſer le rien pro-

Bau ein Wunder ſcheint, und deren keine doch mit Hülfe der Grammatik wurde. Wenn wir genau zuſehen, ſo finden wir, daß in allen Dingen die Handlung vor der Ueberlegung vorhergeht, die nur die Handlung im Fortgange iſt. Kurz, wir wiſſen was wir thun; das iſt alles.

Nun zu deinem Hauptſatze. Du behaupteſt, daß man von Urſache zu Urſache nicht ins Unendliche fortgehen könne, ſondern daß es einen beſtimmten Augenblick, einen Anfang der Handlung von Seiten einer erſten und reinen Urſache geben müſſe. Ich behaupte im Gegentheil, daß man von Urſache zu Urſache nicht anders als ins Unendliche fortgehen, das iſt, keinen abſoluten, keinen Anfang einer Handlung annehmen könne, ohne anzunehduiſant quelque choſe. Cette vérité, qui pour être ſaiſie, n'a beſoin que d'être préſentée, eſt ſuſceptible en même tems de la démonſtration la plus rigoureuſe. La cauſe première n'eſt donc pas une cauſe à laquelle on arrive par des cauſes prétendues ſecondes; elle eſt toute immanente, agiſſant également dans tous les momens de l'étendue et de la durée. Cette cauſe première que nous appellons Dieu ou la nature, agit par la même raiſon par laquelle elle eſt; et comme il eſt impoſſible qu'il y ait un principe ou une fin de ſon exiſtence, il eſt également impoſſible qu'il y ait un principe ou une fin de ſes actions.

---

men, daß das Nichts etwas hervorbringe. Dieſe Wahrheit, die um gefaßt zu werden, nur vorgetragen werden darf, iſt zugleich des ſtrengſten Beweiſes fähig. Die erſte Urſache iſt alſo keine Urſache, zu der man durch ſogenannte Mittelurſachen hinaufſteigen kann: ſie iſt ganz und gar inwohnend, gleich wirkſam in jedem Puncte der Ausdehnung und der Dauer. Dieſe erſte Urſache, welche wir Gott oder die Natur nennen, wirkt aus dem nämlichen Grunde, aus dem ſie iſt; und da es unmöglich iſt, daß es einen Grund oder eine Abſicht ihres Daſeyns gebe, ſo iſt es ebenfalls unmöglich, daß es einen Grund oder eine Abſicht ihrer Handlungen gebe.

Je laiſſe là Spinoza, impatient de me jetter dans les bras du génie ſublime qui a dit *): „Qu'un ſeul ſoupir de l'ame, qui ſe manifeſte de tems en tems vers le meilleur, le futur, et le parfait, eſt une démonſtration plus que géométrique de la divinité.“ Toute la force de mon attention s'eſt tournée depuis quelque tems de ce côté, qu'on pourroit nommer celui de la foi. Vous ſavez ce que Platon écrivit aux amis de Dion: *Quod ad res divinas intelligendas facit, nullo pacto verbis exprimi poteſt, quemadmodum ceterae diſciplinae: ſed ex diuturna circa id ipſum conſuetudine, vitaeque ad ipſum conjunctione, ſubito tandem quaſi ab igne micante lumen refulgens*

Ich laſſe hier den Spinoza, ungeduldig mich in die Arme des erhabenen Mannes zu werfen, der geſagt hat *), daß ein einziges Verlangen der Seele, welches in ihr von Zeit zu Zeit ſich nach dem Beſſern, dem Zukünftigen und Vollkommenen offenbaret, mehr als ein mathematiſcher Beweis der Gottheit iſt. Die ganze Stärke meiner Aufmerkſamkeit iſt ſeit einiger Zeit nach dieſem Geſichtspuncte hingerichtet, welchen man den Geſichtspunct des Glaubens nennen könnte. Sie wiſſen, was Plato den Freunden Dions ſchrieb: Quod ad res divinas intelligendas facit, nullo pacto verbis exprimi poteſt, quemadmodum ceterae diſciplinae: ſed ex diuturna circa id ipſum conſuetudine, vitaeque ad ipſum conjunctione, ſubito tandem quaſi ab igne micante lumen

---

*) Ariſtée p. 168.

in anima ſe ipſum jam alit. Cela revient à ce que vous dites dans l'Ariſtée *), „que la conviction du ſentiment, dont toute autre conviction n'eſt que le dérivé, nait dans l'eſſence, et ne ſauroit être communiquée.“ Mais le ſentiment qui eſt la baſe de cette conviction, ne doit-il pas ſe trouver dans tous les hommes; et ne ſeroit-il pas poſſible de le dégager plus ou moins dans ceux qui paroiſſent en etre deſtitues, ſi l'on s'appliquoit à détruire les réſiſtances qui s'oppoſent à l'effet de ſon action? En méditant ſur cet objet, j'ai cru entrevoir que la matière des certitudes, qui n'a pas encore été aſſez approfondie, pourroit être traitée de façon, qu'elle nous conduiſit à de nou-

refulgens in anima ſe ipſum jam alit. Sie ſagen ohngefähr daſſelbe im Ariſtee *): nämlich, „daß die Ueberzeugung des Gefühls, wovon alle andere Ueberzeugung nur abgeleitet iſt, in dem Weſen ſelbſt entſteht, und nicht kann mitgetheilt werden.“ Aber das Gefühl, welches dieſer Ueberzeugung zum Grunde liegt, muß es nicht in allen Menſchen ſich befinden; und ſollte es nicht möglich ſeyn, in denen, welche deſſelben beraubt zu ſeyn ſcheinen, es mehr oder weniger frey zu machen, wenn man die Hinderniſſe wegzuräumen ſuchte, die ſich der Wirkung ſeiner Kraft entgegen ſetzen? Beym Nachdenken über dieſen Gegenſtand hat es mir geſchienen, als wenn die Materie von der Gewißheit, die noch nicht genug ergründet worden, auf eine Weiſe behandelt werden könnte, welche uns zu veaux axiomes. Je n'abuſerai pas de votre patience en vous détaillant mes réflexions ſur ce ſujet: c'eſt pour vous demander des lumières que j'ai pris la plume, et non pour vous en offrir. Puiſſiez-vous ne pas me juger indigne de vos inſtructions. J'oſe vous en demander pour combattre les argumens de Spinoza contre l'intelligence et la perſonalité du premier principe, la volonté libre et les cauſes finales, argumens dont je n'ai jamais pu venir à bout avec de la bonne métaphyſique. Cependant il eſt eſſentiel d'en découvrir et de pouvoir en démontrer les défauts, puisque ſans cela nous aurions beau renverſer la théorie de Spinoza dans ce qu'elle établit de poſitif, ſes adhérens n'en continueroient pas moins vive-

---

*) Ariſtée p. 167. 170.

neuen Grundſätzen führte. Ich will durch Auseinanderſetzung meiner Betrachtungen über dieſen Gegenſtand Ihre Geduld nicht mißbrauchen. Nicht um Sie zu unterrichten, ſondern Unterricht von Ihnen zu begehren, nahm ich die Feder in die Hand. Möchten Sie die Belehrung, die ich wünſche, mir gewähren, und mit Gründen mich verſehen, welche den Gründen des Spinoza gegen den Verſtand und die Perſönlichkeit der erſten Urſache, gegen den freyen Willen und die Endurſachen gewachſen ſind. Ich habe, mit reiner Metaphyſik, nie den Vortheil über ſie gewinnen können. Dennoch iſt es nöthig, daß wir ihre Mängel entdecken, und ſolche darzuthun im Stande ſind. Ohne das würden wir umſonſt die Theorie des Spinoza, in dem was ſie poſitives aufſtellt, zu Grunde richten; ſeine Anhänger ließen

ment la guerre; ils ſe retrancheroient jusques dans les débris du ſyſtême *écroulé*, en diſant que nous mettons une *abſurdité évidente* à la place de ce qui n'eſt qu'incompréhenſible, et que ce n'eſt pas ainſi qu'on fait de la philoſophie.

nicht ab, ſondern verſchanzten ſich bis hinter die letzten Trümmer des geſtürzten Lehrgebäudes, und ſetzten uns entgegen, daß wir eine offenbare Ungereimtheit lieber als das bloß Unbegreifliche annehmen wollten, und daß man auf dieſe Weiſe nicht Philoſophie treibe.

Brief und Beylage ſchickte ich unverſiegelt zur weiteren Beförderung an unſere Dame.

In den Erinnerungen hatte ſich Mendelsſohn beſchwert, daß ich ihn bald hie, bald da, aus dem Concept, welches er ſich vom Spinozismus gemacht hätte, herauswärfe; daß ihm viele Stellen in meinem Briefe ſchlechterdings unverſtändlich wären; daß er bey andern die Bündigkeit vermißte, mit welcher ſie in mein Syſtem paßten; daß er ſich in einem Zirkel herum geführt ſähe: — und ſchien in gleichem Maaße zu zweifeln, ob ich im Grunde des Herzens dem Atheismus, oder dem Chriſtianismus ergeben ſey.

Aus der erſten Beſchwerde floſſen, nach meinem Urtheile, die übrigen miteinander; und ſo lange wir über das, was Spinozismus ſey, nicht einig waren, konnten wir nicht wider und nicht für die Sache ſtreiten. Zur Beſtimmung derſelben glaubte ich von meiner Seite durch die Mittheilung meines an Hemſterhuis geſchriebenen Briefes keinen ganz unwichtigen Beytrag geliefert zu haben. Dennoch war ich feſt entſchloſſen, mich gegen Mendelsſohn noch weiter zu erklären, aber ein Zuſammenfluß von Hinderniſſen verzögerte die Ausführung meines Entſchluſſes.

Nachdem ich den ganzen Winter nichts von Mendelsſohn vernommen hatte, ſandte mir Emilie im Februar die Abſchrift eines eben von ihm eingelaufenen Briefes, welcher, wie ſie ſich ausdrückte, „zwar an ſie, aber für mich geſchrieben wäre.“ Hier iſt dieſer Brief.

Berlin den 28. Jan. 1785.

Theuerſte Emilie!

Ich weiß in der That nicht, ob Herr Jacobi mir, oder ich ihm eine Antwort ſchuldig bin. Als er mir letzthin, durch Sie, ſein Schreiben an Hemſterhuis in Abſchrift zuſchickte, verſprach er mir noch eine beſondere Antwort auf mein voriges Schreiben, ſo bald er das Bad verlaſſen, und die dazu gehörige Muſſe haben werde. Hat er mich ſeitdem vergeſſen? Daß ich ihn nicht vergeſſe; ſondern immer noch in lebhaftem Andenken habe, hoffe ich ihm, ſo Gott will, durch ein, vielleicht zwanzig und mehrere Bogen ſtarkes Manuſcript zu beweiſen. Sehen Sie, theuerſte Freundinn! dahin haben Sie mich, wider meinen Vorſatz, gebracht. Ich wollte in langer Zeit, weniger oder vielleicht gar nichts Metaphyſiſches mehr ſchreiben, und Sie ſind es, die ich anzuklagen habe, wenn ich jetzt, bis über den Kopf hinweg, in tranſcendentale Spitzfindigkeiten verſunken bin. Ich arbeite mit einer ſchneckenartigen Langſamkeit; denn meine Nervenſchwäche leidet keine anhaltende Arbeit, und meine häuslichen Geſchäfte verzehren den größten Theil meiner Zeit und meiner Kräfte. Auch ſind ſie von heterogener Art, und im Grunde meiner Neigung ſo fremde, daß ſie den Geiſt niederſchlagen, das Herz in die Enge ziehen, und mich auch in den Erholungsſtunden zu beſſern Verrichtungen untüchtig machen: Ich kann alſo nicht ſagen, wie bald meine Handſchrift im Stande ſeyn werde, dem Herrn Jacobi vorgelegt zu werden. Indeſſen thue ich das was meine Kräfte erlauben, und ein mehreres erwarten weder Sie, noch Herr Jacobi, von einem ehrlichen Manne.

Sollte er wohl erlauben, dereinſt von ſeinen philoſophiſchen Briefen öffentlichen Gebrauch zu machen? Vor der Hand gehet zwar meine Unterſuchung nicht den Spinozismus allein an; ſondern iſt eine Art Reviſion der Beweiſe vom Daſeyn Gottes überhaupt. Ich laſſe mich aber in der Folge auch auf die beſondern Gründe des Spinoziſtiſchen Lehrgebäudes ein, und dabey wäre es mir von einer großen Bequemlichkeit, und auch für viele Leſer von großem Nutzen, wenn ich mich des lebhaften Vortrags des Herrn Jacobi dabey bedienen, und ihn an Spinoza's Statt ſprechen laſſen könnte. Ich wünſchte dieſes aber, wo möglich, bald zu erfahren, weil ich meinen Vortrag hiernach einrichten muß.

Indeſſen ſoll kein Blatt hiervon öffentlich erſcheinen, das unſer Reimarus nicht geſehen und gebilligt hat u. ſ w.

Ich ſchrieb den Augenblick unmittelbar an Mendelsſohn, um ihm den freyen Gebrauch meiner Briefe zu geſtatten, und verſprach ihm unfehlbar auf den künftigen Monat die beſondere Antwort, die er noch erwartete.

Gleich darauf überfiel mich eine Krankheit, von der ich Ende März erſt zu geneſen anfing. Ich meldete meiner Freundinn dieſen Aufenthalt, damit ſie Mendelsſohn Nachricht davon ertheilen, und ihm zugleich, daß ich nun wirklich an der Arbeit ſey, verſichern möchte.

Den ein und zwanzigſten April brachte ich meinen Aufſatz zu Ende, und ſchickte ihn den nächſten Poſttag mit folgendem Briefe ab.

An Herrn Moſes Mendelsſohn.

Düſſeldorf den 26. April 1785.

Emilie wird, auf mein Erſuchen, Ihnen ſchon gemeldet haben, welche neue Hinderniſſe meine Antwort auf Ihre Erinnerungen abermals verzögerten. Ich bin nun deſto ernſtlicher darauf bedacht geweſen, in der Sache ſelbſt Sie zu befriedigen. Nur den Eingang betreffend muß ich Sie noch bitten, daß Sie ja nicht glauben, ich hätte im Ernſt Ihnen etwas übel genommen. — Ich verreiſe heute Abend auf einige Tage nach Münſter, und bin deßwegen ſehr beſchäftigt und zerſtreut, ſonſt hätte ich Ihnen gern noch ein und anderes über den Nutzen geſagt, den es haben könnte, wenn das Lehrgebäude des Spinoza in ſeiner wahren Geſtalt, und nach dem nothwendigen Zuſammenhange ſeiner Theile öffentlich dargeſtellt würde. Ein Geſpenſt davon geht unter allerhand Geſtalten ſeit geraumer Zeit in Deutſchland um, und wird von Abergläubigen und Ungläubigen mit gleicher Reverenz betrachtet. Ich rede nicht allein von kleinen Geiſtern, ſondern von Männern aus der erſten Klaſſe. . . . . . . Vielleicht erleben wir es noch, daß über den Leichnam des Spinoza ſich ein Streit erhebt, wie jener über den Leichnam Moſes zwiſchen dem Erzengel und Satanas. Denen von des Erzengels Parthey leuchtet der Elucidarius cabbaliſticus von Wachter vor, beſonders aber das Büchlein jener engliſchen Dame, worüber neulich in der Berliner

Monatſchrift eine Anfrage geſchah *). Ueber alles dieſes mehr, wenn ich Ihre Antwort habe, und weiß, ob Sie ſich über den Begriff von der Lehre des Spinoza mit mir vereinigen können: ein Zweifel, den ich kaum ſo nennen darf. — Verzeihen Sie dieſen flüchtig hingeworfenen unordentlichen Brief; leben Sie wohl, und bleiben Sie mir gewogen.

---

*) Opuſcula philoſophica. Amſtelod. 1690; vermuthlich war J. Marc. von Helmont der Herausgeber.

Beylage.

An den Herrn Moſes Mendelsſohn

über

deſſelben mir zugeſchickte Erinnerungen.

Ehe man nach Blößen ſuchen darf, muß des Gegners Klinge erſt gefunden und gehalten ſeyn. Sie ſuchten die meinige, und ſchwangen Ihr Gewehr im Kreiſe, ohne Widerſtand zu finden; denn da gegenüber war ich nicht. Ich will in der geraden ſtillen Wehre, worin ich ſtand, vor Sie hinrücken, und mit einem nur geraden Stoſſe in ihren Kreis den Ausfall wagen. Fängt Ihr Kreis meinen Stoß auf, dann erſt ſind wir im Gefecht *).

Ohne Allegorie. Ihren Erinnerungen liegt von Anfang bis zu Ende eine Irrung zum Grunde, die Sie unerörtert ließen. Da Ihr Begriff von der Lehre des Spinoza mit dem meinigen nicht überein-

---

*) Vgl. Emiliens Brief von 5ten Jul. 1784.

kam, ſo mußte wenigſtens Einer von uns beyden dieſe Lehre unrecht faſſen. Wenn es nun an ſich auch nicht der Mühe werth war zu unterſuchen, oder vielmehr, wenn es gar nicht die Frage ſeyn konnte: wer von uns beyden der Irrende ſey? ſo mußte die Frage doch geliehen werden, ſobald mir die Ehre widerfahren ſollte, daß Sie über dieſe Materie ſich mit mir einließen. Dieſe Frage zu leihen wäre um ſo billiger und unverfänglicher geweſen, da Sie über dem Leſen des gegenwärtigen Aufſatzes ſich gewiß erinnern werden, wie ſehr Ihnen die Schriften des Spinoza aus dem Gedächtniſſe gekommen ſind, wovon einiges Bewußtſeyn Ihnen doch auch damals ſchon beywohnen mußte. Genug, indem Sie unterließen, durch eine Vergleichung mit der Urkunde, Ihren Begriff von dem Spinozismus gegen den meinigen zu wägen, umgingen Sie die Sache ſelbſt. Alles mußte nun im Unbeſtimmten ſchwanken; an keiner Seite konnten Sie recht angreifen, vielweniger durchſetzen; der Nachdruck fehlte, weil der rechte Widerſtand gebrach. Und mit wie vielerley auf einmal kamen Sie nicht ins Gemenge? Mit der innerlichen Unwahrheit Ihres eigenen Begriffes, oder mit dem Falſchen in der Sache ſelbſt nach Ihrer Vorſtellung davon; mit der innerlichen, und mit der angenommenen äußerlichen Unwahrheit des meinigen; hernach mit dem was Leſſing und mir beſonders zugehörte, oder ſo genommen werden mochte. So Vielerley und ſo Verſchiedenes, und da es unaufhörlich ineinander ſich verlieren mußte, konnte Ihre Streitſchrift nicht anders als ſehr verwickelt werden laſſen *). Darum, je länger und je mehr ich es erwäge: wenn wir etwas fördern, und, wo nicht auseinander, zum wenigſten doch aneinander kommmen wollen, müſſen wir vor allen Dingen die Hauptſache, die Lehre des

---

*) Der ganze Eingang der Beylage bis an dieſes Sternchen, ſteht nicht in der erſten Ausgabe. Ich ließ ihn weg, weil er etwas hart klingt, und ich Mendelsſohns Erinnerungen, die ihn erklärt und gerechtfertigt hätten, in meine Schrift nicht glaubte aufnehmen zu dürfen. An dieſen Erinnerungen glaubte ich wirklich eine Art von Geiſſel zu beſitzen. Mendelsſohn hat anders davon geurtheilt, und ſie drucken laſſen. Zugleich machte er meinen auf dieſe Erinnerungen ſich beziehenden Eingang bekannt, welcher nachher noch einigemal an ehrlichen Orten angeſchlagen wurde, damit des Entſetzens über den Frevel kein Ende werden möchte. Er ſteht nun, wo er zu ſtehen gehört, und mag ſich ſelbſt verantworten.

Spinoza ſelbſt ins Klare ſetzen. So dachte ich nach dem erſten Leſen Ihrer Erinnerungen, und hielt deßwegen eine Abſchrift meines Briefes an Hemſterhuis, vorläufig, für die beſte Antwort. So denke ich noch, und will nun von demſelben Lehrgebäude, hier von neuem eine Darſtellung verſuchen, an die ich alle meine Geiſteskräfte zu ſetzen, und weder Mühe noch Geduld dabey zu ſchonen feſt entſchloſſen bin. Ich fange an.

I. Allem Werden muß ein Seyn, welches nicht geworden iſt, zum Grunde liegen; allem Entſtehenden etwas nicht Entſtandenes; allem Veränderlichen ein unveränderliches Ewiges.

II. Das Werden kann eben ſo wenig geworden ſeyn oder angefangen haben, als das Seyn; oder das Beſtehende in ſich ſelbſt, das Ewig-Unveränderliche, das Beharrende im Wandelbaren, wenn es je, ohne Wandelbares, für ſich allein geweſen wäre, würde nie ein Werden hervorgebracht haben, weder in ſich noch außer ſich, in dem beydes auf gleiche Weiſe ein Entſtehen aus dem Nichts vorausſetzt.

III. Von Ewigkeit her iſt alſo das Wandelbare bey dem Unwandelbaren, das Zeitliche bey dem Ewigen, das Endliche bey dem Unendlichen geweſen, und wer ein Beginnen des Endlichen annimmt, der nimmt ein Entſtehen aus dem Nichts an 1).

IV. Wenn das Endliche von Ewigkeit her bey dem Unendlichen war, ſo kann es nicht auſſer demſelben ſeyn; denn wenn es auſſer demſelben wäre, ſo wäre es, entweder ein anderes für ſich beſtehendes Weſen, oder es wäre von dem beſtehenden Dinge aus Nichts hervorgebracht worden.

V. Wäre es von dem beſtehenden Dinge aus nichts hervorgebracht worden, ſo müßte die Kraft, oder

---

1) Si quis omnes materiae motus, qui hucusque fuerunt, determinare volet, eos ſcilicet, eorumque durationem ad certum numerum et tempus redigendo; is certe nihil aliud conabitur, quam ſubſtantiam corpoream, quam non niſi exiſtentem concipere poſſumus, ſuis affectionibus (der Bewegung und Ruhe, welche von der unendlichen Ausdehnung die gleich ewigen weſentlichen Modi, und von allen einzelnen körperlichen Geſtalten die a priori ſind) privare, et, quam habet naturam, ut non habeat, efficere. Ep. XXIX. Opp. Poſth. p. 469.

die Beſtimmung, wodurch es von dem unendlichen Dinge aus nichts wäre hervorgebracht worden, ebenfalls aus nichts entſtanden ſeyn; denn in dem Unendlichen, Ewigen, Unwandelbaren Dinge, iſt alles unendlich, unwandelbar, und ewig wirklich. Eine Handlung, die das Unendliche Weſen erſt begönne, könnte nicht anders als nach Ewigkeiten begonnen werden, und die Beſtimmung dazu könnte aus ſonſt nichts hervorgehen, als aus dem Nichts 2).

---

2) Eth. P. I. *Prop.* XXVIII. Quodcunque ſingulare, ſive quaevis res, quae finita eſt, et determinatam habet exiſtentiam, non poteſt exiſtere, nec ad operandum determinari, niſi ad exiſtendum, et operandum determinetur ab alia cauſa, quae etiam finita eſt, et determinatam habet exiſtentiam: et rurſus haec cauſa non poteſt etiam exiſtere, neque ad operandum determinari, niſi ab alia, quae etiam finita eſt, et determinatam habet exiſtentiam, determinetur ad exiſtendum, et operandum, et ſic in infinitum.

Demonstr. Quicquid determinatum eſt ad exiſtendum, et operandum, a Deo ſic determinatum eſt. At id, quod finitum eſt, et determinatam habet exiſtentiam, ab abſoluta natura alicujus Dei attributi produci non potuit; quidquid enim ex abſoluta natura alicujus Dei attributi ſequitur, id infinitum et aeternum eſt. Debuit ergo ex Deo, vel aliquo ejus attributo ſequi, quatenus aliquo modo affectum conſideratur; praeter enim ſubſtantiam, et modos nil datur, et modi nihil ſunt, niſi Dei at-

VI. Das Endliche iſt alſo in dem Unendlichen, ſo daß der Inbegriff aller endlichen Dinge, wie er in jedem Momente die ganze Ewigkeit, Vergangenes und Zukünftiges, auf gleiche Weiſe in ſich

---

tributorum affectiones. At ex Deo, vel aliquo ejus attributo, quatenus affectum eſt modificatione, quae aeterna, et infinita eſt, ſequi etiam non potuit. Debuit ergo ſequi, vel ad exiſtendum, et operandum determinari a Deo, vel aliquo ejus attributo, quatenus modificatum eſt modificatione, quae finita eſt, et determinatam habet exiſtentiam. Quod erat primum. Deinde haec rurſus cauſa, ſive hic modus (per eandem rationem, qua primam partem hujus jam demonſtravimus) debuit etiam determinari ab alia, quae etiam finita eſt, et determinatam habet exiſtentiam, et rurſus haec ultima (per eandem rationem) ab alia, et ſic ſemper (per eandem rationem) in infinitum. Q. E. D.

Scholion. Cum quaedam a Deo immediate produci debuerunt, videlicet ea, quae ex abſoluta ejus natura neceſſario ſequuntur, mediantibus his primis, quae tamen ſine Deo nec eſſe, nec concipi poſſunt; hinc ſequitur I°. quod Deus ſit rerum immediate ab ipſo productarum cauſa abſolute proxima; non vero in ſuo genere, ut ajunt. Nam Dei effectus, ſine ſua cauſa, nec eſſe, nec concipi poſſunt. Sequitur II°. quod Deus non poteſt proprie dici cauſa eſſe remota rerum ſingularium, niſi forte ea de cauſa, ut ſcilicet has ab iis, quas immediate produxit, vel potius, quae ex abſoluta ejus natura ſequuntur diſtinguamus. Nam per cauſam remotam talem intelligimus, quae cum effectu nullo modo conjuncta eſt. At omnia, quae ſunt, in Deo ſunt, et a Deo ita dependant, ut ſine ipſo nec eſſe, nec concipi poſſunt. Opp. Poſth. pag. 25. et 26.

faßt, mit dem unendlichen Dinge ſelbſt, eins und daſſelbe iſt.

VII. Dieſer Inbegriff iſt keine ungereimte Zuſammenſetzung endlicher Dinge, die ein Unendliches ausmachen; ſondern, der ſtrengſten Bedeutung nach, ein Ganzes, deſſen Theile nur in und nach ihm gedacht werden können 3).

---

3) Folgende Stellen von Kant mögen dazu dienen, dieſen Begriff faßlicher zu machen. Daß die Kantiſche Philoſophie dadurch des Spinozismus nicht beſchuldigt werde, braucht man keinem Verſtändigen zu ſagen.

„Man kann ſich nur einen einigen Raum vorſtellen, und wenn man von vielen Räumen redet, ſo verſtehet man darunter nur Theile eines und deſſelben alleinigen Raumes. Dieſe Theile können auch nicht vor dem einigen allbefaſſenden Raume gleichſam als deſſen Beſtandtheile (daraus ſeine Zuſammenſetzung möglich ſey) vorhergehen, ſondern nur in ihm gedacht werden. Er iſt weſentlich einig, das Mannichfaltige in ihm, mithin auch der allgemeine Begriff von Räumen überhaupt, beruht lediglich auf Einſchränkungen.“ Krit. d. rein. Vern., S. 25. der alten; und S. 39. der neuen Ausgabe.

„Die Unendlichkeit der Zeit bedeutet nichts weiter, als daß alle beſtimmte Größe der Zeit nur durch Einſchränkung einer einigen zum Grunde liegenden Zeit möglich ſey. Daher muß die urſprüngliche Vorſtellung Zeit, als uneingeſchränkt gegeben ſeyn. Wovon aber die Theile ſelbſt, und jede Größe eines Gegenſtandes nur durch Einſchränkung beſtimmt vorgeſtellt werden können, da muß die ganze Vorſtellung

VIII. Was in einem Dinge der Natur nach eher iſt, das iſt es darum nicht der Zeit nach. Die

---

nicht durch Begriffe gegeben ſeyn, (denn da gehen die Theilvorſtellungen vorher) ſondern es muß ihr unmittelbare Anſchauung zum Grunde liegen' Kritik der reinen Vern., S. 32. der alten; und S. 47. der neuen Ausgabe.

Ich will dieſen Worten folgende Säze des Spinoza ſelbſt zur Begleitung geben.

Intellectus quaedam percipit, ſive quaedam format ideas abſolute, quaedam ex aliis. Nempe quantitatis ideam format abſolute, nec ad alias attendit cogitationes; motus vero ideas non, niſi attendendo ad ideam quantitatis.

Quas abſolute format, infinitatem exprimunt; at determinatas ex aliis format. Ideam enim quantitatis, ſi eam per cauſam percipit, tum quantitatem determinat, ut cum ex motu alicujus plani corpus, ex motu lineae vero planum, ex motu denique puncti lineam oriri percipit; *quae quidem perceptiones non inſerviunt ad intelligendam, ſed tantum ad determinandam quantitatem.* Quod inde apparet, quia eas quaſi ex motu oriri concipimus, cum tamen motus non percipiatur, niſi percepta quantitate, et motum etiam in infinitum continuare poſſumus, *quod minime poſſemus facere, ſi non haberemus ideam infinitae quantitatis.*

Ideas poſitivas (intellectus) prius format, quam negativas.

Res non tam ſub duratione, quam ſub quadam ſpecie aeternitatis percipit, et numero infinito; *vel potius ad res percipiendas, nec ad numerum, nec ad durationem attendit:* cum autem res imaginatur, eas ſub certo numero, determinata duratione, et quantitate percipit. (De Intellectus Emend. O. P. p. 390 et 391.)

körperliche Ausdehnung iſt, der Natur nach, vor dieſer oder jener Weiſe derſelben, ob ſie gleich

---

Ich unterliege der Verſuchung noch eine Stelle aus den Cogitatis Metaphyſicis des Spinoza, abzuſchreiben, welche zur Erläuterung des Vorhergehenden, beſonders der zwey letzten Sätze nicht wenig beytragen, und auch auf die ganze Materie ein neues Licht werfen wird.

Cum aſſueti ſimus omnium, quae intelligimus, etiam imagines aliquas in noſtra phantaſia depingere; fit, ut *non-entia* poſitive, inſtar entium, *imaginemur.* Nam mens in ſe ſola ſpectata, cum ſit res cogitans, non majorem habet potentiam ad affirmandum quam ad negandum: imaginari vero cum nihil aliud ſit, quam ea quae in cerebro reperiuntur a motu ſpirituum, qui in ſenſibus ab objectis excitatur, veſtigia ſentire, *talis ſenſatio non niſi confuſa affirmatio eſſe poteſt.* Atque hinc fit, ut omnes modos, quibus mens utitur ad negandum, quales ſunt caecitas, extremitas ſive finis, terminus, tenebrae etc. tanquam entia imaginemur.

Unde clare patet, hos *modos cogitandi* non eſſe *ideas rerum*, nec ullo modo ad ideas revocari poſſe; quare etiam nullum habent ideatum, quod neceſſario exiſtit, aut exiſtere poteſt. Cauſa autem, ob quam hi modi cogitandi pro ideis rerum habentur, eſt, quia ab ideis entium realium tam immediate proficiſcuntur, et oriuntur, ut facillime cum ipſis ab iis, qui non accuratiſſime attendunt, confundantur: unde etiam nomina ipſis impoſuerunt, tanquam ad ſignificandum entia extra mentem noſtram exiſtentia . . . . Longe tamen aliud eſt inquirere in rerum naturam, aliud in *modos quibus res a nobis percipiuntur.* Haec vero ſi confundantur, *neque modos percipiendi,* nie für ſich, ohne dieſe oder jene beſtimmte Weiſe, das iſt, der Zeit nach oder auſſer dem Verſtande, vor ihr da ſeyn kann. Eben ſo das Denken, das ſeiner Natur nach eher als dieſe oder jene Vorſtellung iſt, und doch nicht anders, als auf irgend eine beſtimmte Weiſe, das iſt, der Zeit nach, mit dieſer oder jener Vorſtellung zugleich wirklich ſeyn kann.

IX. Folgendes Beyſpiel mag die Sache mehr er-

---

neque naturam ipſam intelligere poterimus. Princ. Phil. App. p. 94. 95 et 96.

Die eigentlichen Beweiſe des Spinoza, daß ſeine unendliche Subſtanz nicht aus Theilen zuſammengeſezt, ſondern ſchlechterdings untheilbar, und im ſtrengſten Verſtande Eins ſey, werde ich weiter unten anführen.

† Ich will dieſe lange Anmerkung noch mit einer erläuternden Stelle aus Leibniz verlängern; und beſchließen, wie ich angefangen habe. „Malebranche diſant que Dieu eſt *l'être en général*, on prend cela pour un être vague et *notional*, comme eſt le genre dans la logique; et peu s'en faut „qu'on n'accuſe le P. Malebranche d'Athéisme: mais je crois que ce „père a entendu, *non pas un être vague et indeterminé, mais* „*l'être abſolu*, qui diffère des êtres particuliers bornés, comme „*l'eſpace abſolu et ſans bornes diffère d'un cercle ou d'un* „*quarré.*" Rec. de D. M. I. p. 511.

läutern, und uns zu einem deutlichen Begriffe von derſelben führen.

Nehmen wir von den ſogenannten vier Elementen, Waſſer, Erde, Luft und Feuer an, daß alle Weiſen der Ausdehnung auf ſie zurückgeführt werden können, und ſich in denſelben endigen. Nun ließe ſich die körperliche Ausdehnung im Waſſer gedenken, ohne daß ſie Feuer; im Feuer, ohne daß ſie Erde; in der Erde, ohne daß ſie Luft wäre, u. ſ. w. Keine dieſer Weiſen aber wäre, für ſich, ohne die körperliche Ausdehnung vorauszuſetzen, gedenkbar, und ſie wäre demnach in jedem dieſer Elemente, der Natur nach, das erſte, das eigentliche reale, das Subſtanzielle, die natura naturans.

X. Das Erſte — nicht in den ausgedehnten, nicht in den denkenden Dingen allein; — ſondern was das erſte iſt in den einen wie in den andern, und auf gleiche Weiſe in allen Dingen: — das Ur-Seyn, das allgegenwärtige unwandelbare Wirkliche, welches ſelbſt keine Eigenſchaft ſeyn kann, ſondern an dem alles andere nur Eigenſchaft iſt, die es hat; dieſes einzige unendliche Weſen aller Weſen nennt Spinoza Gott, oder die Subſtanz.

XI. Dieſer Gott gehört alſo nicht zu irgend einer Art der Dinge, und er iſt kein abgeſondertes, einzelnes, verſchiedenes Ding 4). So kann ihm

---

4) *Unum* dicunt ſignificare aliquid reale extra intellectum; verum, quidnam hoc enti addat, neſciunt explicare, quod ſatis oſtendit, illos entia rationis cum ente reali confundere; quo efficiunt, ut id, quod clare intelligunt, confuſum reddant. Nos autem dicimus *Unitatem* a re ipſa nullo modo diſtingui, vel enti nihil addere; ſed tantum modum cogitandi eſſe, quo rem ab aliis ſeparamus, quae ipſi ſimiles ſunt, vel cum ipſa aliquo modo conveniunt.

Unitati vero opponitur *multitudo*, quae ſane rebus etiam nihil addit, nec aliquid praeter modum cogitandi eſt, quemadmodum clare et diſtincte intelligimus. Nec video quid circa rem claram amplius dicendum reſtat; ſed tantum hic notandum eſt, Deum, quatenus ab aliis entibus eum ſeparamus, poſſe dici unum; verum, quatenus concipimus ejusdem naturae plures eſſe non poſſe, unicum vocari. At vero, ſi rem accuratius examinare vellemus, poſſemus forte oſtendere, Deum non niſi improprie unum et unicum vocari, ſed res non eſt tanti, immo nullius momenti iis, qui de rebus, non vero de nominibus ſunt ſolliciti. (Cog. Metaph. P. I. c. VI.) . . . . Quod demonſtrationem attinet, quam ego in Appendice Geometricarum in Carteſii Principia Demonſtrationum ſtabilio, nempe Deum non, niſi valde improprie, unum, vel unicum, dici poſſe; reſpondeo, rem ſolummodo exiſtentiae, non vero eſſentiae reſpectu unam, vel unicam dici; res enim ſub numeris, niſi poſtquam ad comauch keine von den Beſtimmungen zukommen, welche einzelne Dinge unterſcheiden; eben ſo wenig ein eigenes beſonderes Denken und Bewußtſeyn, als eine eigene beſondere Ausdehnung, Figur, Farbe, oder was ſonſt genannt werden mag, das nicht bloßer Urſtoff, reine Materie, allgemeine Subſtanz iſt.

XII. Determinatio eſt negatio, ſeu determinatio ad rem juxta ſuum eſſe non pertinet 5). Die einzelnen Dinge alſo, in ſo fern ſie nur auf eine gewiſſe beſtimmte Weiſe da ſind, ſind

---

mune genus redactae fuerunt, non concipimus. Qui, v. g., ſeſtertium, et imperialem manu tenet, de numero binario non cogitabit, niſi hunc ſeſtertium, et imperialem uno, eodemque, nempe numerorum, vel monetarum, nomine vocare queat: nam tunc, ſe duos nummos, vel monetas habere, poteſt affirmare; quoniam non modo ſeſtertium; ſed etiam imperialem nummi, vel monetae nomine inſignit. Hinc ergo clare patet, nullam rem unam, aut unicam nominari, niſi poſtquam alia res concepta fuit, quae (ut dictum eſt) cum ea convenit. Quoniam vero Dei exiſtentia ipſius ſit eſſentia, neque ejus eſſentia univerſalem non poſſimus formare ideam, *certum eſt, eum, qui Deum unum, vel unicum nuncupat, nullam de Deo veram habere ideam, vel improprie de eo loqui.* (Ep. L. Opp. Poſth. p. 557).

5) Ep. L. Opp. Poſth. p. 558.

die non-entia; und das unbeſtimmte unendliche Weſen iſt das einzige wahrhafte ens reale, *hoc eſt*, eſt omne eſſe, et praeter quod nullum datur eſſe 6).

XIII. Damit die Sache noch deutlicher werde, der nun eintretende ſchwierige Punct von dem Verſtande Gottes ſich von ſelbſt ins Licht ſtelle und alle Zweydeutigkeit verliere, wollen wir den Schleyer von Terminologie, der das Lehrgebäude des Spinoza umgiebt, an irgend einem hervorſtehenden Ende zu faſſen ſuchen, und ihn gerade in die Höhe heben.

XIV. Nach Spinoza ſind eine unendliche Ausdehnung und ein unendliches Denken Eigenſchaften Gottes. Beyde machen zuſammen nur Ein unzertrennliches Weſen aus 7), ſo daß es gleichgültig iſt, unter welcher von dieſen beyden Eigenſchaften man Gott betrachtet, indem die Ordnung und der Zuſammenhang der Begriffe einerley iſt

---

6) De Intell. Emend. Opp. Poſth. p. 381.

7) Eth. P. I. Schol. P. X.

mit der Ordnung und dem Zuſammenhange der Dinge, und alles was ſich aus der unendlichen Natur Gottes formaliter ergiebt, ſich auch objective aus derſelben ergeben muß, und vice verſa 8).

XV. Die einzelnen veränderlichen körperlichen Dinge, ſind Modi der Bewegung und Ruhe in der unendlichen Ausdehnung 9).

XVI. Bewegung und Ruhe ſind die unmittelbaren

---

8) Eth. P. II. Prop. VII. Ordo, et connexio idearum idem eſt, ac ordo, et connexio rerum.

Sch. Hic, antequam ulterius pergamus, revocandum nobis in memoriam id eſt, quod ſupra oſtendimus; nempe, quod quicquid ab infinito intellectu percipi poteſt, tamquam ſubſtantiae eſſentiam conſtituens, id omne ad unicam tantum ſubſtantiam pertinet, et conſequenter, quod ſubſtantia cogitans, et ſubſtantia extenſa una, eademque eſt ſubſtantia, quae jam ſub hoc, jam ſub illo attributo comprehenditur. Sic etiam modus extenſionis, et idea illius modi una, eademque eſt res; ſed duobus modis expreſſa; quod quidam Hebraeorum quaſi per nebulam vidiſſe videntur, qui ſcilicet ſtatuunt, Deum, Dei intellectum, resque ab ipſo intellectas, unum et idem eſſe. Opp. Poſth. p. 46.

9) Corpora ratione motus et quietis; celeritatis et tarditatis et non ratione ſubſtantiae ab invicem diſtinguuntur. Eth. P. II. Lemma I.

Modi ſelbſt der unendlichen Ausdehnung 10), und mit ihr gleich unendlich, unveränderlich und ewig 11). Dieſe beyden Modi zuſammen machen die weſentliche Form aller möglichen körperlichen Geſtalten und Kräfte aus; ſie ſind das a priori derſelben.

XVII. Auf die zwey unmittelbaren Modi der unendlichen Ausdehnung beziehen ſich zwey unmittelbare Modi des unendlichen abſoluten Denkens: Wille und Verſtand 12). Sie enthalten objective, was jene formaliter enthalten, und ſind, reſpective, vor allen einzelnen Dingen, ſowohl der ausgedehnten, als der denkenden Natur.

---

10) Ep. LXVI. Opp. Poſth. p. 593.

11) Eth. P. I. Prop. 21. 22. 23.

Ruhe und Bewegung ſind einander entgegengeſetzt, und keine von dieſen Beſtimmungen kann die andere hervorgebracht haben. Gott muß alſo die unmittelbare Urſache davon ſeyn, ſo wie er die unmittelbare Urſache der Ausdehnung und ſeiner ſelbſt iſt. Ep. LXX. Opp. Poſth. p. 596. Ep. LXXIII. Opp. Poſth. p. 598.

12) Eth. P. I. Coroll. 2. P. XXX. Hinc ſequitur voluntatem, et intellectum ad Dei naturam ita ſe habere, ut motus et quies etc.

XVIII. Vor dem unendlichen Willen und Verſtande iſt das unendliche abſolute Denken, welches allein der Naturae naturanti zukommt, ſo wie der unendliche Wille und Verſtand der Naturae naturatae 13).

XIX. Die Natura naturans alſo, Gott in ſo fern er als eine freye Urſache betrachtet wird, oder die unendliche Subſtanz, depoſitis affectionibus, et in ſe conſiderata, *hoc eſt, vere conſiderata*, hat weder Willen noch Verſtand, ſo wenig einen unendlichen als einen endlichen 14).

---

13) Eth. P. I. Schol. P. XXIX. Per Naturam naturantem nobis intelligendum eſt id, quod in ſe eſt, et per ſe concipitur, ſive talia ſubſtantiae attributa, quae aeternam, et infinitam eſſentiam exprimunt, *hoc eſt*, *Deus*, *quatenus ut cauſa libera conſideratur*. Per naturatam autem intelligo id omne, quod ex neceſſitate Dei naturae, ſive uniuscujusque Dei attributorum ſequitur, hoc eſt, omnes Dei attributorum modos, quatenus conſiderantur, ut res, quae in Deo ſunt, et quae ſine Deo nec eſſe, nec concipi poſſunt. Opp. Poſth. p. 27.

14) *Eth. P. I. Prop. XXXI.* Intellectus actu, ſive is finitus ſit, ſive infinitus, ut et voluntas, cupiditas, amor etc. ad naturam naturatam; non vero ad naturantem referri debent.

Demonſtr. Per intellectum enim non intelligimus abſolutam cogitationem; ſed certum tantum modum cogitandi, qui

XX. Wie nun dieſe verſchiedenen Dinge ineinander und zugleich, und dennoch, der Natur nach, vor und nach einander ſeyn können, wird, nach dem was hierüber vorhin geſagt worden, keiner neuen Erläuterung bedürfen.

XXI. Auch wird es nun wohl klar genug erwieſen ſeyn, daß ſo wenig es auſſer den einzelnen körperlichen Dingen noch eine beſondere unendliche Bewegung und Ruhe nebſt einer beſondern unendlichen Ausdehnung geben kann, es eben ſo wenig, nach den Grundſätzen des Spinoza, auſſer

---

modus ab aliis, ſcilicet cupiditate, amore etc. differt, adeoque per abſolutam cogitationem concipi debet, nempe per aliquod Dei attributum, quod aeternam, et infinitam *cogitationis eſſentiam* exprimit, ita concipi debet, ut ſine ipſo nec eſſe, nec concipi poſſit; ac propterea ad naturam naturatam; non vero naturantem referri debet, ut etiam reliqui modi cogitandi. Q. E. D.

Schol. Ratio, cur hic loquar de intellectu actu, non eſt, quia concedo, ullum dari intellectum potentia; ſed quia omnem confuſionem vitare cupio, nolui loqui, niſi de re nobis quam clariſſime percepta, de ipſa ſcilicet intellectione, qua nihil nobis clarius percipitur. Nihil enim intelligere poſſumus, quod ad perfectiorem intellectionis cognitionem non conducat. Opp. Poſth. p. 27 et 28.

den denkenden endlichen Dingen, noch einen beſondern unendlichen Willen und Verſtand, nebſt einem beſondern unendlichen abſoluten Denken geben könne.

XXII. Damit aber nicht ein Schatten von Zweifel, keine mögliche Inſtanz mehr übrig bleibe, wollen wir auch einen Blick noch auf Spinoza's Lehre von dem endlichen Verſtande werfen. Ich ſetze überall, aber vornehmlich hier, meinen Brief an Hemſterhuis zum voraus, weil ich dort, wo ich nur Inhalt der Lehre vorzutragen hatte, über manches faßlicher ſeyn konnte.

XXIII. Der endliche Verſtand, oder das modificatum modificatione des unendlichen abſoluten Denkens, entſpringt aus dem Begriffe eines wirklich vorhandenen einzelnen Dinges 15).

---

15) Eth. P. II. pr. 11 et 13.

Daß, was Spinoza von dem menſchlichen Verſtande erweiſt, nach ſeiner Lehre auch von jedem andern endlichen Verſtande gelten müſſe: darüber iſt das in mehr als einer Rückſicht wichtige Scholium des eben angeführten 13ten Satzes im IIten Theile der Ethik nachzuſehen.

XXIV. Das einzelne Ding kann eben ſo wenig die Urſache ſeines Begriffes, als der Begriff die Ur-

---

Offenbar kann die verſchiedene Natur der Gegenſtände der Begriffe in Abſicht des Verſtandes ſelbſt, keine weſentliche Aenderung machen; und von den unendlichen Eigenſchaften, welche der unendlichen Subſtanz von Spinoza zugeſchrieben werden, gehört wenigſtens keine, auſſer dem unendlichen Denken ſelbſt und ſeinen Modis, zu der denkenden Natur. Sie müſſen folglich alle zu der denkenden Natur ſich eben ſo verhalten, wie ſich die körperliche Ausdehnung dazu verhält, das iſt, ſie müſſen für ſich allein betrachtet, als mera ideata angeſehen werden, und ihre einzelnen Dinge können von Begriffen nur die Gegenſtände — und wenn von unmittelbaren Begriffen die Rede iſt, nur die Leiber von denſelben ſeyn. Ich werde mich alſo um jene anderen Eigenſchaften, von denen wir gar nichts wiſſen, als nur daß etwas dergleichen da ſeyn ſoll, weiter nicht bekümmern, und mich bloß an den einzigen Gegenſtand der menſchlichen Seele, den Körper halten. Dieſe Sache könnte übrigens zu einer ſehr wichtigen Betrachtung führen, an deren Stelle ich die bloße Anmerkung ſetzen will, daß Spinoza's Lehre von den unendlichen Eigenſchaften Gottes, verknüpft mit dem Facto, daß wir auſſer unſerem Körper, und was ſich aus dem unmittelbaren Begriffe deſſelben herleiten läßt, ſchlechterdings gar nichts erkennen (vid. Ep. LXVI. cum locis in illa citatis), bis vortrefflicher Fingerzeig iſt, den wahren Sinn ſeines Lehrgebäudes zu treffen. Anmerkung d. e. Ausg.

† Meine Meynung iſt dieſe: der Gott des Spinoza hat auſſer den Eigenſchaften der unendlichen Ausdehnung und des unendlichen Denkens, keine andern Eigenſchaften. Wenn Spinoza Gott auf eine unbeſtimmte Weiſe unendliche Eigenſchaften auch der

ſache des einzelnen Dinges ſeyn; oder das Denken kann eben ſo wenig von der Ausdehnung

---

Menge nach zuſchrieb, ſo geſchah dieſes, weil er ihn a priori definirte und demonſtrirte, wo es unmöglich war, weder das Daſeyn gewiſſer beſtimmter Eigenſchaften, noch das Nichtdaſeyn anderer zu beweiſen; und beydes mußte er thun, wenn er nicht unendliche Eigenſchaften, auch der Menge nach, annahm. Nun aber fanden ſich im menſchlichen Begriffe nur zwey Eigenſchaften des unendlichen Weſens: Ausdehnung und Denken. Das Denken, an ſich betrachtet, gehört, nach Spinoza, eben ſo wenig zu der Ausdehnung, als die Ausdehnung, an ſich betrachtet, zum Denken gehört, ſondern ſie ſind vereinigt einzig und allein, weil ſie Eigenſchaften eines und deſſelben untheilbaren Weſens ſind. Auch iſt es unmöglich, daß irgend eine Eigenſchaft der Subſtanz allgemeiner, das iſt, in der Subſtanz allgegenwärtiger ſey, als die andere. Wenn nun Ausdehnung und Denken allein aus dieſem Grunde vereinigt, und in jedem Dinge nothwendig Ein Ding ſind; ſo muß eben dieſes von allen übrigen Eigenſchaften der Subſtanz gelten, und ihre ganze Summa in dem Begriffe eines jeden einzelnen Dinges enthalten ſeyn. Dieſen richtigen Schluß hat auch Spinoza ſelbſt gemacht, und ſich nur enthalten, ihn auf die hier dargelegte Weiſe zu entwickeln. (v. Eth. S. II. Pr. 45. 46. 47.) Es fand ſich aber ein ſcharfſinniger Mann in London, (leider für uns ein Unbekannter!) der ihn noch bey Lebzeiten des Spinoza auseinander ſetzte. Er fragte unſern Weltweiſen (Ep. LXV.), ob die **Vereinigung** ſeines a priori und a posteriori nicht zu der Behauptung nöthige, daß es eben ſo viele verſchiedene Welten, als verſchiedene Eigenſchaften Gottes gäbe? — Spinoza ſuchte Ausflüchte, und verwies auf das Schol. Prop. 7. p. 2., wo er den Beweis geherrühren, als die Ausdehnung vom Denken. Beyde, Ausdehnung und Denken, ſind zwey ganz verſchiedene Weſen, aber nur in Einem Dinge; das iſt, ſie ſind ein und daſſelbe Ding, unum et idem, welches nur unter verſchiedenen Eigenſchaften angeſehen wird.

XXV. Das abſolute Denken iſt das reine unmit-

---

geben hatte, daß nur Ein Weltall ſeyn könne (Ep. LXVI.). Jener treffliche Denker hielt ſich nun an dieſes Scholium, und führte aus demſelben den Beweis, daß in dem Begriffe eines jeden einzelnen Dinges, die Begriffe aller verſchiedener Eigenſchaften enthalten ſeyn müßten. Spinoza antwortete, wie das erſte Mal, und ſo kurz wie möglich.

Ich bin überzeugt, daß Spinoza, der ſo große Verfolgungen erlitten hatte, und noch immer neuen ausgeſetzt war, ſich über dieſen Punct nicht bloß geben wollte. So erkläre ich mir auch ſeine Antwort an einen andern Ungenannten in Paris, der zu wiſſen verlangte, wie Spinoza ſich das Daſeyn der einzelnen Dinge anders als Carteſius erklärte, welcher das ausgedehnte Weſen durch Gott in Bewegung ſetzen ließ (Ep. LXXI). Spinoza antwortete nämlich (Ep. LXXII): das ausgedehnte Weſen ſey bey ihm etwas ganz anderes, als bey Carteſius; er würde vielleicht ſich künftig hierüber deutlicher erklären; denn noch ſey er mit dieſer Sache nicht ganz im Reinen. — Wahrlich, wenn Spinoza hierüber nicht im Reinen zu ſeyn glaubte, ſo glaubte er über nichts im Reinen zu ſeyn. S. **Beylage** *VI.* und *VII.*

telbare abſolute Bewußtſeyn in dem allgemeinen Seyn, dem Seyn κατ᾽ ἐξοχὴν, oder der Subſtanz 16).

XXVI. Da wir von den Eigenſchaften der Subſtanz, auſſer dem Denken, nur die einzige Vorſtellung der körperlichen Ausdehnung haben, ſo halten wir uns auch allein daran, und ſagen:

---

16) Der Ausdruck, le ſentiment de l'être, den mir in dem Briefe an Hemſterhuis die franzöſiſche Sprache an die Hand gab, war reiner und beſſer; denn das Wort Bewußtſeyn ſcheint etwas von Vorſtellung und Reflexion zu involviren, welches hier gar nicht ſtatt findet. Folgende Stelle von Kant mag die Sache etwas mehr erläutern.

„Es können keine Erkenntniſſe in uns ſtatt finden, keine Verknüpfung und Einheit derſelben untereinander, ohne diejenige Einheit des Bewußtſeyns, welche vor allen Datis der Anſchauungen vorhergeht, und, worauf in Beziehung, alle Vorſtellung von Gegenſtänden allein möglich iſt. Dieſes reine urſprüngliche, unwandelbare Bewußtſeyn, will ich nun die transſcendentale Apperception nennen. Daß ſie dieſen Namen verdiene, erhellet ſchon daraus: daß ſelbſt die reineſte objective Einheit, nämlich die der Begriffe a priori (Raum und Zeit) nur durch Beziehung der Anſchauungen auf ſie möglich ſey. Die numeriſche Einheit dieſer Apperception liegt alſo a priori allen Begriffen eben ſowohl zum Grunde, als die Mannichfaltigkeit des Raumes und der Zeit den Anſchauungen der Sinnlichkeit.“ Krit. d. rein. Vern. S. 107. der erſten Aufl.

da mit der Ausdehnung Bewußtſeyn unzertrennlich verknüpft iſt, ſo muß alles was in der Ausdehnung vorgeht, auch im Bewußtſeyn vorgehen.

XXVII. Das Bewußtſeyn einer Sache nennen wir ihren Begriff, und dieſer Begriff kann nur ein unmittelbarer Begriff ſeyn.

XXVIII. Ein unmittelbarer Begriff, in, und für ſich allein betrachtet, iſt ohne Vorſtellung — iſt ein Gefühl.

XXIX. Vorſtellungen entſtehen aus mittelbaren Begriffen, und erfordern mittelbare Gegenſtände, das heißt: **wo Vorſtellungen ſind, da müſſen mehrere einzelne Dinge ſeyn die ſich aufeinander beziehen; da muß ſich mit dem Innerlichen auch ein Aeuſſerliches darſtellen.**

XXX. Der unmittelbare, directe Begriff eines wirklich vorhandenen einzelnen Dinges, wird der Geiſt, die Seele (mens) deſſelben einzelnen Dinges genannt; das einzelne Ding ſelbſt, als der unmittelbare directe Gegenſtand eines ſolchen Begriffes, heißt der Leib 17).

XXXI. In dieſem Leibe empfindet die Seele alles andere, was ſie auſſer ihrem Leibe ſelbſt gewahr wird, und ſie wird es nicht anders gewahr, als mittelſt der Begriffe von den Beſchaffenheiten, die der Leib davon annimmt. Wovon alſo der Leib keine Beſchaffenheit annehmen kann, das kann auch die Seele gar nicht gewahr werden 18).

XXXII. Hingegen kann die Seele auch ihren Leib nicht gewahr werden, ſie weiß nicht, daß er da iſt, und erkennet auch ſich ſelbſt nicht anders, als mittelſt der Beſchaffenheiten, die der Leib von

---

17) Objectum ideae, humanam mentem conſtituentis, eſt corpus, ſive certus extenſionis modus actu exiſtens, *et nihil aliud*. Eth. P. II. Pr. 13. — Ueber den Unterſchied zwiſchen directen und indirecten, oder mittelbaren und unmittelbaren Begriffen, iſt das Scholium des 17ten Satzes im IIten Theile der Ethik nachzuſehen.

18) Rerum imagines, ſunt ipſae humani corporis affectiones, ſive modi, quibus corpus humanum a cauſis externis afficitur. Schol. Pr. XXXII. Eth. P. III. — Auch iſt hierüber das eben angeführte Scholium des 17ten Satzes, und das 2te Corollarium des 16ten Satzes nachzuſehen.

Dingen, die ſich auſſer ihm befinden, annimmt, und mittelſt der Begriffe von denſelben 19). Denn der Leib iſt ein auf gewiſſe Weiſe beſtimmtes einzelnes Ding, welches nur nach, mit, und unter andern einzelnen Dingen zum Daſeyn gelangen, nur nach, mit, und unter ihnen ſich im Daſeyn erhalten kann: es kann alſo ſein Innerliches ohne Aeuſſerliches nicht beſtehen; das iſt: der Leib kann ohne eine mannichfaltige Beziehung auf andere äuſſerliche Dinge, und dieſer Dinge wieder auf ihn, — er kann ohne eine immerwährende Veränderung von Beſchaffenheiten, weder da ſeyn, noch, als wirklich vorhanden, gedacht werden.

XXXIII. Der unmittelbare Begriff von dem unmittelbaren Begriffe des Leibes, macht das Bewußtſeyn der Seele aus, und dieſes Bewußtſeyn iſt mit der Seele auf dieſelbe Weiſe vereinigt,

---

19) Mens humana ipſum humanum corpus non cognoſcit; nec ipſum exiſtere ſcit, niſi per ideas affectionum, quibus corpus afficitur. Prop. XIX. P. II. Eth.

Mens ſe ipſam non cognoſcit, niſi quatenus corporis affectionum ideas percipit. Prop. XXIII. Partis ejusdem.

wie die Seele mit dem Leibe vereinigt iſt. Nämlich: der Seele Bewußtſeyn drückt eine gewiſſe beſtimmte Form eines Begriffes aus, wie der Begriff ſelbſt eine gewiſſe beſtimmte Form eines einzelnen Dinges ausdrückt 20). Das einzelne Ding aber, ſein Begriff, und der Begriff von dieſem Begriffe, ſind ganz und gar ein und daſſelbe Ding (unum et idem), welches nur unter verſchiedenen Eigenſchaften und Beſchaffenheiten angeſehen wird 21).

XXXIV. Da die Seele nichts anderes als der unmittelbare Begriff des Leibes, und mit ihm ein und daſſelbe Ding iſt, ſo kann die Vortrefflichkeit der Seele auch nie eine andere ſeyn, als die

---

20) Eth. P. II. Pr. 21. cum Schol.

21) Ibidem, Schol. Pr. 21.

22) Spinoza iſt über keinen Punct mannichfaltiger und ausführlicher, als über dieſen. Ich will nur aus dem IIten Theile der Ethik das Scholium des XIIIten Satzes, und den XIVten Satz anmerken; aus dem IIIten Theile das höchſtmerkwürdige Schol. des IIten Satzes, und den XIten Satz nebſt deſſen Scholio; aus dem Beweiſe des XXVIIIten Satzes die Worte: ſed mentis conatus, ſeu potentia in cogitando aequalis, et ſimul *natura* eſt cum corporis conatu, ſeu potentia in agendo; und

Vortrefflichkeit ihres Leibes 22). Die Fähigkeiten des Verſtandes ſind nichts anderes, als die Fähigkeiten des Körpers nach der Vorſtellung oder objective; die Entſchlüſſe des Willens auf dieſelbe Weiſe, ſind nur Beſtimmungen des Körpers 23).

---

dann noch folgende Worte aus der Expl. Definit. Generalis Affectuum: — — quia eſſentia mentis in hoc conſiſtit, quod ſui corporis actualem exiſtentiam affirmat, et nos per perfectionem ipſam rei eſſentiam intelligimus; ſequitur ergo, quod mens ad majorem, minoremve perfectionem tranſit, quando ei aliquid de ſuo corpore, vel aliqua ejus parte affirmare contingit, quod plus, minusve realitatis involvit, quam antea. Cum igitur ſupra dixerim, mentis cogitandi potentiam augeri, vel minui, nihil aliud intelligere volui, quam quod mens ideam ſui corporis, vel alicujus ejus partis formaverit, quae plus, minusve realitatis exprimit, quam de ſuo corpore affirmaverat. Nam idearum praeſtantia, et actualis cogitandi potentia ex objecti praeſtantia aeſtimatur. Opp. Poſth. pag. 160.

23) In dem ſchon angeführten Scholio Pr. 2dae P. III. Eth. heißt es: Quae omnia profecto claro oſtendunt, mentis tam decretum, quam appetitum, et corporis determinationem ſimul eſſe natura, vel potius unam, eandemque rem, quam, quando ſub cogitationis attributo conſideratur, et per ipſum explicatur, decretum appellamus; et quando ſub extenſionis attributo conſideratur, et ex legibus motus et quietis deducitur, determinationem vocamus; quod adhuc clarius ex jam dicendis patebit. Opp. Poſth. p. 103.

Auch das Weſen der Seelen iſt nichts anderes, als das Weſen ihres Körpers objective 24).

XXXV. Jedes einzelne Ding ſetzt andere einzelne Dinge voraus, bis ins Unendliche, und keines kann aus dem Unendlichen unmittelbar entſpringen 25). Da nun die Ordnung und der Zuſammenhang der Begriffe, mit der Ordnung und dem Zuſammenhange der Dinge einerley iſt, ſo kann auch ein Begriff von einem einzelnen Dinge nicht unmittelbar aus Gott entſpringen 26), ſondern

---

24) *Mens nihil ſub aeternitatis ſpecie concipit, niſi quatenus ſui corporis eſſentiam ſub aeternitatis ſpecie concipit.* Demonſtr. Pr. XXXI. P. V. Eth.

25) Eth. P. I. Pr. XXVIII.

26) Ich muß nochmals erinnern, weil es im Syſtem des Spinoza von unendlicher Wichtigkeit iſt, daß, auſſer dem abſoluten Denken, welches im Begriffe das allererſte und ohne alle Vorſtellung iſt, jedes andere Denken ſich auf den unmittelbaren Begriff eines wirklich vorhandenen einzelnen Dinges und ſeiner Beſchaffenheiten beziehen muß, und in demſelben allein gegeben werden kann, ſo daß es ſchlechterdings unmöglich iſt, daß ehe einzelne Dinge wirklich vorhanden ſind, irgend eine Art des Begriffes von ihnen da ſeyn. Die einzelnen Dinge ſind aber von Ewigkeit her da geweſen, und Gott iſt vor denſelben nie auf eine andere Weiſe da geweſen, als er noch immer vor denſelben

er muß auf dieſelbe Weiſe wie jedes einzelne körperliche Ding zum Daſeyn gelangen, und kann nicht anders, als mit einem beſtimmten körperlichen Dinge zugleich vorhanden ſeyn.

XXXVI. Die einzelnen Dinge entſpringen mittelbar aus dem Unendlichen; oder ſie werden von Gott hervorgebracht, vermöge der unmittelbaren Affectionen oder Beſchaffenheiten ſeines Weſens. **Dieſe aber ſind mit Gott gleich ewig und unendlich, und er iſt ihre Urſache auf dieſelbe Weiſe, wie er die Urſache ſeiner ſelbſt iſt.** Die einzelnen Dinge entſpringen daher aus Gott (unmittelbar) nur auf eine ewige und unendliche, nicht auf eine vorübergehende endliche und vergängliche Weiſe; denn ſo entſpringen ſie, bloß eines aus dem andern, indem ſie gegenſeitig ſich erzeugen und zerſtören, und in ihrem ewigen Daſeyn darum nicht weniger unwandelbar verharren.

XXXVII. Daſſelbe gilt von den Begriffen der ein-

---

da iſt, und in alle Ewigkeit vor denſelben da ſeyn wird, nämlich bloß der Natur oder dem Weſen nach.

zelnen Dinge; nämlich, ſie werden von Gott auf keine andere Weiſe hervorgebracht, und ſind in dem unendlichen Verſtande auf keine andere Weiſe da, als wie die körperlichen Geſtalten, mittelſt der unendlichen Bewegung und Ruhe, alle zugleich, und immer eben wirklich, in der unendlichen Ausdehnung vorhanden ſind 27).

---

27) *Eth. P. II, Prop. VII.* Ideae rerum ſingularium, ſive modorum non exiſtentium ita debent comprehendi in Dei infinita idea, ac rerum ſingularium, ſive modorum eſſentiae formales in Dei attributis continentur.

Demonſtr. Ex Axiomate IV. P. I. Effectus cognitio a cognitione cauſae dependet et eandem involvit.

Coroll. Hinc ſequitur, quod, quamdiu res ſingulares non exiſtunt, niſi quatenus in Dei attributis comprehenduntur, earum eſſe objectivum, ſive ideae non exiſtunt, niſi quatenus infinita Dei idea exiſtit; et ubi res ſingulares dicuntur exiſtere, non tantum quatenus in Dei attributis comprehenduntur; ſed quatenus etiam durare dicuntur, earum ideae etiam exiſtentiam, per quam durare dicuntur, involvent.

Schol. Si quis ad uberiorem hujus rei explicationem exemplum deſideret, nullum ſane dare potero, quod rem, de qua hic loquor, utpote unicam, adaequate explicet; conabor tamen rem, ut fieri poteſt, illuſtrare. Nempe circulus talis eſt naturae, ut omnium linearum rectarum, in eodem ſeſe invicem ſecantium, rectangula ſub ſegmentis ſint inter ſe aequalia; quare in circulo infinita inter ſe aequalia rectangula continentur: attamen nullum eorum poteſt dici exiſtere, niſi quatenus circulus exiſtit, nec etiam alicujus horum rectan-

XXXVIII. Von einem einzelnen wirklich vorhandenen, oder durchaus beſtimmten Dinge kann alſo kein Begriff in Gott vorhanden ſeyn, in ſo fern derſelbe unendlich iſt, ſondern er iſt in demſelben nur vorhanden, und wird von ihm hervorgebracht, indem ein ſolches einzelnes Ding gegenwärtig in ihm entſteht, und mit demſelben ſein Begriff; das iſt, dieſer Begriff iſt nur Einmal mit dem einzelnen Dinge zugleich vorhanden, und iſt auſſerdem gar nicht in Gott vorhanden, weder mit dem einzelnen Dinge zugleich, noch vor oder nach ihm 28).

---

gulorum idea poteſt dici exiſtere, niſi quatenus in circuli idea comprehenditur. Concipiantur jam ex infinitis illis duo tantum, nempe D. et E. exiſtere. Sane eorum etiam ideae jam non tantum exiſtunt, quatenus ſolummodo in circuli idea comprehenduntur; ſed etiam, quatenus illorum rectangulorum exiſtentiam involvunt, quo fit, ut a reliquis reliquorum rectangulorum ideis diſtinguantur. Opp. Poſth. pag. 47.

28) *Eth. P. II. Prop.* 9. Idea rei ſingularis, actu exiſtentis, Deum pro cauſa habet, non quatenus infinitus eſt; ſed quatenus alia rei ſingularis actu exiſtentis idea affectus conſideratur, cujus etiam Deus eſt cauſa, quatenus alia tertia affectus eſt, et ſic in infinitum.

Demonſtr. Idea rei ſingularis, actu exiſtentis, modus ſin-

XXXIX. Alle einzelne Dinge ſetzen ſich, gegenſeitig, einander voraus, und beziehen ſich aufeinander, ſo daß eines davon ohne alle die übrigen, und alle die übrigen ohne dieſes eine, weder ſeyn noch gedacht werden können; das heißt, ſie machen zuſammen ein unzertrennliches Ganzes aus; oder richtiger und eigentlich: ſie ſind in einem ſchlech-

---

gularis cogitandi eſt, et a reliquis diſtinctus; adeoque Deum, quatenus eſt tantum res cogitans, pro cauſa habet. At non, quatenus eſt res abſolute cogitans; ſed quatenus alio cogitandi modo affectus conſideratur, et hujus etiam, quatenus alio affectus eſt, et ſic in infinitum. Atqui ordo, et connexio idearum idem eſt ac ordo, et connexio cauſarum; ergo unius ſingularis ideae alia idea, ſive Deus, quatenus alia idea affectus conſideratur, eſt cauſa, et hujus etiam, quatenus alia affectus eſt, et ſic in infinitum. Q. E. D.

Coroll. Quicquid in ſingulari cujuscunque ideae objecto contingit, ejus datur in Deo cognitio, quatenus tantum ejusdem objecti ideam habet.

Demonſtr. Quicquid in objecto cujuscunque ideae contingit, ejus datur in Deo idea, non, quatenus infinitus eſt; ſed quatenus alia rei ſingularis idea affectus conſideratur; ſed ordo, et connexio idearum idem eſt, ac ordo, et connexio rerum; erit ergo cognitio ejus, quod in ſingulari aliquo objecto contingit, in Deo, quatenus tantum ejusdem objecti habet ideam. Q. E. D.

terdings untheilbaren unendlichen Dinge, und auf keine andere Weiſe, da und beyſammen 29).

XL. Das ſchlechterdings untheilbare Weſen, in welchem die Körper da und beyſammen ſind, iſt die unendliche abſolute Ausdehnung.

XLI. Das ſchlechterdings untheilbare Weſen, in welchem alle Begriffe da und beyſammen ſind, iſt das unendliche abſolute Denken.

XLII. Beyde gehören zu dem Weſen Gottes, und ſind in demſelben begriffen. Darum kann Gott, diſtinctive, ſo wenig ein ausgedehntes körperliches Ding, als ein denkendes genannt werden, ſondern dieſelbe Subſtanz iſt ausgedehnt und zugleich auch denkend. Oder mit noch andern

---

29) Si una pars materiae annihilaretur, ſimul etiam tota extenſio evaneſceret. Opp. Poſth. p. 401.

Ueber dieſen wichtigen Punct iſt im *Iten* Theile der Ethik nachzuſehen der 12te und 13te Satz, vornehmlich aber das Scholium des 15ten Satzes Ferner, der merkwürdige Brief de infinito an L. Mayer Opp. Poſth. p. 465; der nicht minder merkwürdige an Oldenburg de toto et parte, ibid. p. 439. So auch der 39te, 40te und 41te Brief an einen Ungenannten, Opp. Poſth. p. 519 — 527.

• S. den Auszug aus Bruno. Beylage I.

Worten: es liegt keiner von den Eigenſchaften Gottes ein beſonderes verſchiedenes Reale zum Grunde, ſo daß ſie als auſſer einander ſeyende Dinge, deren jedes für ſich ein eigenes Daſeyn hätte, angeſehen werden könnten; ſondern alle ſind nur Realitäten, oder ſubſtanzielle, weſenhafte Ausdrücke eines und deſſelben reellen Dinges; jenes tranſcendentalen Seyns nämlich, welches ſchlechterdings nur ein Einziges ſeyn kann, und in dem alles nothwendig ſich durchdringen, und ſchlechterdings zu Einem werden muß.

XLIII. Der unendliche Begriff Gottes alſo, ſowohl von ſeinem Weſen, als von allem was aus ſeinem Weſen nothwendig folgt, iſt nur ein einziger untheilbarer Begriff 30).

XLIV. Dieſer Begriff, da er einzig und untheilbar iſt, muß alſo, wie im Ganzen, ſo auch in jedem Theile ſich befinden; oder, der Begriff eines jeden Körpers, oder einzelnen Dinges, es ſey was

---

30) Eth. P. *II.* Pr. 3. u. 4. zu vergleichen mit dem 45, 46 und 47ten Satze eben dieſes *IIten* Theils, und mit dem 30. u. 31ten des *Iten* Theils.

es wolle, muß das unendliche Weſen Gottes in ſich faſſen, vollſtändig und vollkommen 31).

Hiemit ſey meine Darſtellung geſchloſſen. Mittelſt derſelben und des Briefes an Hemſterhuis, glaube ich auf alles weſentliche in Ihrem Aufſatze hinlänglich geantwortet zu haben, und will nun ein Paar Stellen, die mich ſelbſt betreffen, und die ich nicht, wie manche andere, ſtillſchweigend übergehen darf, noch zum Beſchluſſe vornehmen.

Sie ſagen: „Ich übergehe eine Menge von

---

31) Eth. P. *II.* P. 45. 46. 47. cum ſuis Scholiis; zu vergl. mit dem 3. und 4ten Satze eben dieſes Theils, und dem 30. und 31ten des erſten.

Es iſt nothwendig, ſich hier des ſo oft von Spinoza wiederholten Beweiſes zu erinnern, daß das Weſen eines Dinges keine Zahl in ſich ſchließe, und daß mehrere Dinge, in dem was ſie miteinander gemein haben, nicht als mehrere Dinge, ſondern in ſo fern, nur als Theile eines einzigen Dinges angeſehen werden können.

Auf eben dieſen Grund hat er ſeine geiſtreiche und wirklich erhabene Theorie, von den wahren Vorſtellungen, den gemeinen und vollſtändigen Begriffen, der Gewißheit, überhaupt des menſchlichen Verſtandes gebaut.

witzigen Einfällen, mit welchen unſer Leſſing Sie in der Folge unterhalten, und von denen es ſchwer iſt zu ſagen, ob ſie Schäkerey oder Philoſophie ſeyn ſollen . . . . . Von der Art iſt alles, was Sie ihn S. 24, 25. (der Handſchrift) ſagen laſſen. Seine Begriffe von der Oekonomie der Weltſeele, von den Entelechien des Leibnitz, die bloß Effect des Körpers ſeyn ſollen, ſeine Wettermacherey, ſeine unendliche Langeweile, und dergleichen Gedankenſchwärmer, die einen Augenblick leuchten, praſſeln und dann verſchwinden."

In meinem Briefe ſteht: Leſſing habe von der Weltſeele geſagt: Angenommen, daß ſie wäre, ſo könne ſie, wie alle andere Seelen, nach allen möglichen Syſtemen, als **Seele**, nur Effect ſeyn. Ich fügte unten, als eine Anmerkung von mir ſelbſt, nicht als eine Rede Leſſings hinzu: „Auch nach dem „Syſtem des Leibnitz. Die Entelechie wird durch „den Körper (oder den Begriff des Körpers) erſt „zum Geiſte." Welches doch etwas ganz anderes iſt als, die Entelechien des Leibnitz wären bloß Effect des Körpers.

Dieſer Anmerkung hatte ich folgende Worte von Leibnitz in meiner Kladde zur Begleitung gegeben. „Une monade en elle-même, et dans le moment, ne ſauroit être diſcernée d'une autre, que par les qualités et actions internes, lesquelles ne peuvent être autre choſe que ſes perceptions, *(c'eſt-à-dire, les repréſentations du compoſé, ou de ce qui eſt dehors, dans le ſimple)*, et ſes appétitions, (c'eſt-à-dire, ſes tendances d'une perception à l'autre) qui ſont les principes du changement. Car la ſimplicité de la ſubſtance n'empêche point la multiplicité des modifications, qui ſe doivent trouver enſemble dans cette même ſubſtance ſimple; *et elles doivent conſiſter dans la variété des rapports aux choſes qui ſont au dehors.*"

Ferner: „Chaque monade avec un corps particulier, fait une ſubſtance vivante. Ainſi il n'y a pas ſeulement de la vie partout, jointe aux membres ou organes, mais même il y a une infinité de degrés dans les monades, les unes dominant plus ou moins ſur les autres. Mais quand la monade a des organes ſi aju-

ſiés, que par leur moyen il y a du relief et du diſtingué dans les impreſſions qu'ils reçoivent, *et par conſéquent, dans les perceptions qui les repréſentent*, (comme, par exemple, lorsque par le moyen de la figure des humeurs des yeux, les rayons de la lumière ſont concentrés et agiſſent avec plus de force); *cela peut aller jusqu'au ſentiment*, c'eſt-à-dire, jusqu'à une perception accompagnée de mémoire, *à ſavoir, dont un certain* Echo *demeure long-tems, pour ſe faire entendre dans l'occaſion; et un tel vivant eſt appellé Animal, comme ſa monade eſt appellée une ame. Et quand cette ame eſt élevée jusqu'à la raiſon, elle eſt quelque choſe de plus ſublime, et on la compte parmi les Eſprits*, comme il ſera expliqué tantôt." — (*Principes de la nature et de la grace fondés en Raiſon Nro. 2. et* 4.) — Daneben hatte ich noch den 124ten Abſchnitt der Theodicee, und den Brief an Wagner, de vi activa corporis, de anima, de anima brutorum angeführt.

Dieſe ganze Citation ſtrich ich nachher, als überflüſſig, weg, indem es mir auffiel, daß meine Behauptung zu offenbar im Leibnitz überall gegründet ſey, als daß bloß die ſchneidende Form, die ich ihr gegeben hatte, hindern könnte, dieſes, wenigſtens nach einigem Beſinnen, zu erkennen *).

Sie fahren in Einer Rede alſo fort: „So „laſſe ich auch den ehrlichen Rückzug unter die „Fahne des Glaubens, den Sie von ihrer Seite „in Vorſchlag bringen, an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. „Er iſt völlig in dem Geiſte Ihrer Religion, die „Ihnen die Pflicht auflegt, die Zweifel durch den „Glauben niederzuſchlagen. Der chriſtliche Philo„ſoph darf ſich den Zeitvertreib machen, den Natu„raliſten zu necken; ihm Zweifelsknoten vorzuſchla„gen, die ihn wie die Irrlichter, aus einem Win„kel in den andern locken, und ſeinen ſicherſten „Griffen immer entſchlüpfen. Meine Religion kennt „keine Pflicht, dergleichen Zweifel anders als durch „Vernunftgründe zu heben, befiehlt keinen Glauben

---

*) S. Das Geſpräch über Idealismus und Realismus im zweiten Bande dieſer Sammlung S. 219. folgg. 233. folgg.

„an ewige Wahrheiten. Ich habe alſo einen Grund „mehr, Ueberzeugung zu ſuchen.“

Lieber Mendelsſohn, wir alle werden im Glauben geboren, und müſſen im Glauben bleiben, wie wir alle in Geſellſchaft geboren werden, und in Geſellſchaft bleiben müſſen. Wie können wir nach Gewißheit ſtreben, wenn uns Gewißheit nicht zum voraus ſchon bekannt iſt; und wie kann ſie uns bekannt ſeyn, anders als durch etwas, das wir mit Gewißheit ſchon erkennen? Dieſes führt zu dem Begriffe einer unmittelbaren Gewißheit, welche nicht allein keiner Beweiſe bedarf, ſondern ſchlechterdings alle Beweiſe ausſchließt, und einzig und allein die mit dem vorgeſtellten Dinge übereinſtimmende Vorſtellung ſelbſt iſt, (alſo ihren Grund in ſich ſelbſt hat). Die Ueberzeugung durch Beweiſe iſt eine Gewißheit aus der zweiten Hand, beruht auf Vergleichung, und kann nie recht ſicher und vollkommen ſeyn. Wenn nun jedes Fürwahrhalten, welches nicht aus Vernunftgründen entſpringt, Glaube iſt, ſo muß die Ueberzeugung aus Vernunftgründen ſelbſt aus dem Glauben kommen, und ihre Kraft von ihm allein empfangen *).

Durch den Glauben wiſſen wir, daß wir einen Körper haben, und daß auſſer uns andere Körper und andere denkende Weſen vorhanden ſind. Eine wahrhafte, wunderbare Offenbarung! Denn wir empfinden doch nur unſeren Körper, ſo oder anders beſchaffen; und indem wir ihn ſo oder anders beſchaffen fühlen, werden wir nicht allein ſeine Veränderungen, ſondern noch etwas davon ganz verſchiedenes, daß weder bloß Empfindung noch Gedanke iſt, andere wirkliche Dinge gewahr, und zwar mit eben der Gewißheit, mit der wir uns ſelbſt gewahr werden; denn ohne Du. iſt das Ich unmöglich **).

So haben wir denn eine Offenbarung der Natur, welche nicht allein befiehlt, ſondern alle und jede Menſchen zwingt zu glauben, und durch den Glauben ewige Wahrheiten anzunehmen ***).

---

*) Aus der bloßen Autorität der Vernunft, womit ſie das Princip ſetzt.

**) S. Bd. 2. dieſer Sammlung, S. 141. folg.

***) Vgl. Wizenmanns Reſultate S. 172 — 177.

Einen andern Glauben lehrt die Religion der Chriſten — ſie befiehlt ihn nicht. Einen Glauben, der nicht ewige Wahrheiten, ſondern die endliche zufällige Natur des Menſchen zum Gegenſtande hat. Sie unterrichtet den Menſchen, wie er Beſchaffenheiten annehmen könne, wodurch er Fortſchritt in ſeinem Daſeyn gewinne; zu einem höheren Leben, — mit demſelben zu einem höheren Bewußtſeyn, und in ihm zu einer höheren Erkenntniß ſich hinaufſchwinge. Wer dieſe Verheißung annimmt, treu entgegen wandelt der Erfüllung, hat den Glauben der da ſelig macht. Der erhabene Lehrer dieſes Glaubens, in dem alle Verheißungen deſſelben ſchon erfüllt waren, konnte darum mit Wahrheit ſagen: ich ſelbſt bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich; wer aber den Willen, den ich in mir habe, annimmt, der wird erfahren, daß meine Lehre wahrhaftig und von Gott iſt.

Geiſt meiner Religion iſt alſo das: der Menſch wird, durch ein göttliches Leben, Gottes inne; und es giebt einen Frieden Gottes, welcher höher iſt denn alle Vernunft; in ihm wohnt der Genuß und das Anſchauen einer unbegreiflichen Liebe *).

Liebe iſt Leben; ſie iſt das Leben ſelbſt; und nur die Art der Liebe unterſcheidet jede Art lebendiger Naturen. Er, der Lebendige, kann im Lebendigen allein ſich darſtellen; Lebendigem ſich zu erkennen geben, nur — durch erregte Liebe. So ruft auch die Stimme eines Predigers in der Wüſte: „Um das unendliche Mißverhältniß des Menſchen „zu Gott aus dem Wege zu räumen, muß der „Menſch entweder einer göttlichen Natur theilhaftig „werden, oder auch die Gottheit Fleiſch und Blut „an ſich nehmen **).“

---

*) „Wie Gott in allem iſt, ſo iſt hinwiederum alles in „ihm. Denn das Göttliche in uns beweget alles. Nicht die „Vernunft ſelbſt iſt das Princip der Vernunft, ſondern etwas „höheres: was iſt aber, auſſer Gott, das Erkenntniß überträfe? „Tugend iſt das Organ der Seele. Daher haben die Alten „den Namen der Glücklichen dener beygelegt, welche, ohne durch „ihre Vernunft und ihren Willen beſtimmt worden zu ſeyn, rich„tig zu Werke gegangen waren; denn ſie hatten in ſich ein hö„heres Princip, als Verſtand und Willen.“ Ariſtot. Ethic. ad Eudemum. Lib. VII. Cap. 14. — Leibnitz Opp. T. II. p. 261.

**) Golgotha und Scheblimini S. 63.

Dieſen practiſchen Weg kann die in Armuth gerathene, oder ſpeculativ gewordene*) — verkommene Vernunft weder loben noch ſich loben laſſen. Zu graben, hat ſie weder Hand noch Fuß, auch ſchämt ſie ſich zu betteln. Darum muß ſie, hierhin und dorthin, der mit dem ſchauenden Verſtande davon gegangenen Wahrheit, der Religion und ihren Gütern, nachkrüppeln — wie die Moral den verſchwundenen tugendhaften Neigungen; die Geſetze dem verſunkenen Gemeingeiſte und den beſſeren Sitten; die Pädagogik . . . . Laſſen Sie mich abbrechen, damit ich von der Fluth, die mir entgegen kommt, nicht aufgehoben werde.

Der Geiſt der Wahrheit ſey mit Ihnen und mit mir.

Düſſeldorf den 21. April 1785.

Da ich Mendelsſohn ſchon ſo lange hatte warten laſſen, ſchickte ich dieſesmal mein Packet geradezu nach Berlin. Denſelben Abend trat ich eine Reiſe an, und ſo blieb meine Freundinn, die mir ohnedieß noch auf zwei Briefe Antwort ſchuldig war, unbenachrichtigt.

---

*) Man leſe: nur Verſtand gewordene. —

Den ſechs und zwanzigſten May erhielt ich einen Brief von ihr, worin ſie mir aus Mendelsſohns Antwort auf die Nachricht, daß ich den ganzen März bettlägerig geweſen, folgendes mittheilte. „Eben war ich im Begriff unſern gemeinſchaftlichen Freund bitten zu laſſen, mit der Beantwortung meiner Erinnerungen nicht zu eilen. Ich bin entſchloſſen, nach der Leipziger Meſſe den erſten Theil meiner Broſchüre abdrucken zu laſſen. In derſelben habe ich es zwar hauptſächlich mit dem Pantheismus zu thun; allein unſeres Briefwechſels geſchieht noch keine Erwähnung. Dieſes verſpare ich mir auf den zweiten Theil, mit dem es aber noch lange Zeit hat. Dieſen erſten Theil meiner Schrift muß Jacobi vorher leſen, bevor er auf meine Erinnerungen antwortet. Grüßen Sie den liebenswürdigen Gegner in meinem Namen.“

Es war nun gerade ein Monat, daß ich meinen jüngſten Aufſatz abgeſchickt — und über ein

Vierteljahr, daß ich ihn unverzüglich zu liefern Mendelsſohn verſprochen hatte. Die Nachricht, welche mich der Mühe überheben ſollte, kam alſo etwas ſpät, ohne daß ich ſelbſt zu ſchnell geweſen war.

Ich hoffte noch immer auf eine Antwort von Mendelsſohn. Nachdem ich vergeblich drey Monate derſelben entgegen geſehen hatte, wurde ich allmählich bewogen, einen Entſchluß für mich allein zu faſſen; und je mehr und mehr geneigt, mittelſt der hier eingerückten Briefe, eine ſolche Darſtellung des Spinozismus, wie ich ſie in dem gegenwärtigen Zeitpuncte für nützlich hielt, an das Licht zu ſtellen.

Ich ging alſo daran, meine Papiere durchzuſehen, und zog aus denſelben folgende kurze Sätze, um ſie, als den Inbegriff meiner Behauptungen, zuletzt mit klaren Worten aufzuſtellen.

I.

Spinozismus iſt Atheismus *).

---

*) Ich bin weit entfernt, alle Spinoziſten für Gottesläugner zu erklären. Gerade deßwegen ſcheint mir der Erweis nicht überflüſſig, daß die rechtverſtandene Lehre des Spinoza keine Art von Religion zulaſſe. Ein gewiſſer Schaum von Spinozis-

II.

Die Cabbaliſtiſche Philoſophie iſt, als Philoſo-

---

mus iſt hingegen ſehr verträglich mit allen Gattungen des Aberglaubens und der Schärmerey, und man kann die ſchönſten Blaſen damit werfen.. Der entſchiedene Gottesläugner ſoll ſich unter dieſem Schaume nicht verbergen; die andern müſſen nicht ſich ſelbſt damit betrügen. (A. d. e. A.) ſ. Beylage *IV.*

In der, von dem würdigen Lamoignon de Malesherbes im Jahr 1750 veranſtalteten, und durch die vereinigten Bemühungen mehrerer gelehrten Männer in und auſſer Frankreich, im Jahr 1782 vollendeten, neuen Pariſer Ausgabe der Naturgeſchichte des älteren Plinius, mit gegenüber ſtehender franzöſiſcher Ueberſetzung und beygefügten kritiſchen und anderen gelehrten Anmerkungen, findet ſich zu der bekannten Stelle am Anfange des zweiten Buchs: „Mundum, et hoc quodcunque nomine alio coelum appellare libuit, cujus circumflexu teguntur cuncta, numen eſſe credi par eſt“ — folgende Anmerkung: Ceci prouve que Pline n'étoit point un Athée, comme l'a prétendu le père Hardouin, mais un Théiſte, qui, ne concevant rien au-delà de Dieu, a cru que Dieu et la matière conſidérée comme infinie, n'étoient qu'une même choſe. Appellons donc Pline, non un Athée, mais un *Coſmo-Théiſte,* c'eſt-à-dire celui qui croit que l'univers eſt Dieu.

Hätte ich mir dieſes zur Lehre dienen laſſen, und anſtatt des noch immer etwas anſtößigen Wortes Atheismus, des von dem witzigen Nachbar neu erfundenen gefälligeren Ausdrucks, **Cosmo-Theismus** mich bedient, ſo würde mein erſter Satz, der vornehmlich einen ſo großen immer wieder friſch auflodernden Zorn erregt hat, wegen des plumpen Worts, wahrſcheinlich ohne Anfechtung geblieben ſeyn; man hätte mir vielmehr Dank dafür gewußt, das ich den Euphemismus der franzöſiſchen Anmerkung nach dem deutſchen Vaterlande verpflanzt und die ſpätere Behauptung eingeleitet hätte: der allein ſey Atheiſt, der an Atheismus glaube. Kant hatte ſich einer ähnlichen Vorſicht wirklich ſchon bedient, indem er vorſchlug, zwiſchen dem ausdrücklichen beſtimmten Theismus, und dem ausdrücklichen beſtimmten Atheismus, einer dritten unbeſtimmten Lehrmeynung eine neutrale Stelle in der Mitte, mit Namen **Deismus** (anſtatt **Theismus**) einzuräumen. Ich bitte den Leſer nachzuſehen, was ſich über dieſen, wiederholt von mir erwähnten Kantiſchen Vorſchlag, im IIten Theil dieſer Sammlung S. 476, Anm. beſonders erinnert findet. Wie damals, glaube ich noch, der ernſte Philoſoph müſſe, wie vormals der ernſte Cato, (Sall. Catilina LV.) darüber wachen, daß die vera rerum vocabula uns unter täuſchenden Euphemismen nicht verloren gehen. Wo dieſes geſchieht, verdirbt bald alle Rede, ſo, daß zuletzt kein wahres Wort, kein verſtändiges und wirklich verſtändigendes mehr in Uebung bleibt.

Nach Kants Beyſpiel hat jedoch auch unſer trefflicher Tiedemann den **Cosmotheismus**, unter dem Namen Spinozismus, in ſo weit in Schutz genommen, daß er ihn nicht geradezu Atheismus genannt wiſſen will. Er behauptet ſogar,

„derſelbe vertilge nicht durchaus alle Religion, ſondern es könne mit der Einheit der Subſtanz des Spinoza die Vorſehung, Regierung der Welt, und die Gottesverehrung, gar füglich beſtehen.“ Doch erinnert er hiezu in der Folge: „Es bleibe freylich dieſe Gottesverehrung ſehr gegen die Religion des Deiſten zurück.“

Allein er geräth über dieſen Gegenſtand mit ſich in Widerſpruch, wenn er z. B. von Plotin ſagt (Geiſt. d. ſp. Ph. B. III. S. 527): „Plotin wird bey ſeiner Theorie nicht inne, daß er zuletzt auf blinden Fatalismus gerathen muß; weil eine Welteinrichtung, deren erſter Grund abſolute und wahlloſe Nothwendigkeit iſt, auf blinde Nothwendigkeit hinausgeht; alſo, daß ſein ſo frommſcheinendes Syſtem, in Wahrheit von der Stratoniſchen und jeder anderen bloßen Naturnothwendigkeit nicht verſchieden iſt. Wozu ſollen wir einen Gott ehren und anbeten, der, was es thut, durchaus mußte? Wozu einem Weltherrſcher dienen, deſſen Weſen ohne alle Wahl und Ueberlegung ihn zum Handeln beſtimmt?“ — Dieſes Urtheil über Plotin trifft es nicht den Spinoza in noch vollerem Maaße?

Ganz übereinſtimmend mit Tiedemann, widerſpricht auch Tennemann dem Satze, daß Spinozismus Atheismus ſey, obgleich er daneben auf das klarſte und bündigſte von Spinoza ausſagt: „Es lehre derſelbe, daß alle endliche Dinge aus dem göttlichen Weſen nothwendig, nicht nach Ideen und Zwecken erfolgen; daß es überall keine freye Cauſalität nach Zwecken gebe, ſondern nur Cauſalität durch Natururſachen; weßwegen ſich ihm denn auch die Ethik in phie, nichts anderes, als unentwickelter, oder neu verworrener Spinozismus *).

---

eine Phyſik verwandle, und aus ſeinem ganzen Syſtem, ſo weit es inneren Halt und Bündigkeit habe, mit ſtrenger Conſequenz ein allgemeiner Fatalismus folge, welchen in das klare Licht zu ſetzen der Hauptzweck ſeiner ſpätern philoſophiſchen Schriften geweſen ſey," (Grundriß d. Geſchichte der Phil. 2te Aufl. S. 289 — 292. des größeren Werkes Xter Band S. 478 — 480.)

Da ich ſelbſt nun, wie ich wiederholt bekannt habe, das Daſeyn eines Gottes darum allein nicht läugne, weil ich mich durch mein Gewiſſen und tiefſtes innerſtes Bewußtſeyn genöthigt fühle, das Daſeyn eines allgemeinen alleinigen Naturmechanismus zu läugnen; ſo kann ich unmöglich eingeſtehen, daß derjenige, deſſen höchſtes Weſen das blinde, wenn auch lebendige, Fatum ſelbſt iſt, einen Gott glaube und lehre. Das Fatum vertilgt nothwendig den Gott; der Gott nur das Fatum. Alſo beharre ich auf dem Urtheil, daß Spinozismus Atheismus ſey.

*) S. Tiedemanns Geiſt der ſpec. Phil. B. III. Hauptſt. 6. 11. B. VI. Hauptſt. 6. ferner: Buhle's Lehrbuch der Geſch. d. Ph. Th. IV. Abſch. 13. — Tennemann's Geſch. d. Ph. B. IX. Abſchnitt 2, vornehmlich v. S. 133 an. B. X. Abſchn. 2, Ueber das metaphyſiſche Syſtem des Spinoza, S. 462. ff.

III.

Die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie iſt nicht minder fataliſtiſch, als die Spinoziſtiſche, und führt

Zu der Zeit der erſten und auch der zweiten Ausg. d. Briefe über die Lehre des Sp. war noch keines der eben angeführten Werke ans Licht getreten (der IIIte B. von Tiedemanns Geiſt d. ſp. Ph. erſchien erſt 1793, der VIte 1797, der IVte Th. von Buhle's Lehrbuch erſt im Jahre 1799. der IXte B. von Tennemanns Geſch. d. Ph. erſt im Jahre 1814, der Xte 1817). Gegenwärtig bedarf es nur einer Hinweiſung auf dieſelben, um den obigen Satz zu unterſtützen und eine weitere Auslegung deſſelben überflüſſig zu machen. Nur der höchſt merkwürdigen, leider nicht bis zur Vollendung ausgearbeiteten, Abhandlung des Tiefdenkers Kraus **über den Pantheismus**, muß ich hier noch eigens gedenken, weil ſich in ihr auf das kräftigſte ausgedrückt findet, was die Aufſtellung des obigen zweiten Satzes vor fünf und dreyßig Jahren veranlaßte, nämlich: „die Kühnheit und Neuheit, womit in jenen Tagen kräftiger als jemals die Hyperphyſik „des **Pantheismus** auf den abentheuerlichen Vorwitz der „Zeitgenoſſen wirkte und Spinozens Hirngeſpinſt zur leibhaften Gottheit verklärte. Der leibhafte Proteus, der Wunder von Geheimniſſen in ſeinem Innern verſchließen ſoll, „aber aus ſeinem ſpiegelnden und ſchwankenden Elemente „nicht hervorzuholen iſt, und auch wenn er einmal im Schlummer ſich überraſchen läßt, ſobald man ihn greifen und zur den unabläßigen Forſcher zu den Grundſätzen der letzteren zurück *).

„Sprache bringen will, durch unendliche Verwandlungen „alle Faſſung zu vereiteln und unſere Forſchbegierde zu äffen „weiß“.

Da nun aber (urtheilte Kraus) der Pantheismus ſchon dadurch, „daß er am Ganges wie am Rhein, und im „Zeitalter des Xenophanes wie des Spinoza, und „unter Braminen und Lama's, Cabbaliſten und Myſtikern, Theologen und Philoſophen, kurz überall „und immer, und in allerley Köpfen entſtanden ſey, „ſich als ein ächtes Naturerzeugniß des menſchlichen „Geiſtes bewähre; ſo laſſe ſich ſein Urſprung in den „allgemeinſten Thatſachen ſowohl als einfachſten Denkgeſetzen vermuthen.“ Ihn hier aufzuſuchen, und „eben damit zu überwältigen,“ ſetzte ſich Kraus, ſeine Abhandlung beginnend, vor. S. Nachgelaſſene philoſophiſche Schriften von Chriſtian Jacob Kraus, mit einer Vorrede und beygelegten Abhandl. von J. F. Herbart. Vergl. Beyl. IV. und V.

*) S. Kants Kritik der practiſchen Vernunft, S. 169 — 183. und die Stellen der Kritik der reinen Vernunft, auf welche dort zurückgewieſen wird. Der von Kant geführte Beweis iſt allgemein; und ob er gleich in der Kritik der practiſchen Vernunft zum Behuf der Kantiſchen beſondern Grundſätze geführt wird, ſo wird er doch nicht aus denſelben geführt. Daſſelbe gilt von Reh-

IV.

Jeder Weg der Demonſtration geht in den Fataliſmus aus *).

V.

Wir können nur Aehnlichkeiten (Uebereinſtimmungen, bedingt nothwendige Wahrheiten) demonſtriren, fortſchreitend in identiſchen Sätzen. Jeder Erweis ſetzt etwas ſchon Erwieſenes zum voraus, deſſen Principium Offenbarung iſt.

VI.

Das Element aller menſchlichen Erkenntniß und Wirkſamkeit iſt Glaube.

---

bergs Erläuterung (D. Merkur 1788. N. 9.), auf die ich auch nur in ſo fern, und allein in Beziehung auf meinen Satz verweiſe. Ich berufe mich auf dieſe Männer bloß wegen der Art und Weiſe wie meinem Satze widerſprochen worden iſt; denn wem die in meinem Buche ſelbſt ſo mannichfaltig geführten Beweiſe nicht einleuchten, den werden die Kantiſchen und Rehbergiſchen eben ſo wenig überzeugen.

*) S. Beylage *VII.*

Einer meiner Freunde hatte mir Anfangs Juni von dem Werke, welches Mendelsſohn beſchäftigte, geſchrieben, und den Titel angegeben: Morgengedanken über Gott und Schöpfung. Oder: Ueber das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes.

Nun ertheilte mir eben dieſer Freund *) die Nachricht: Mendelsſohns Morgengedanken (wäre ihm verſichert worden) hätten die Preſſe wirklich ſchon verlaſſen.

Bald darauf erhielt ich von Mendelsſohn, offen unter einem leeren Umſchlag unſerer gemeinſchaftlichen Freundinn, folgenden Brief.

Berlin den 21ten Juli 1785.

Vergeben Sie, theuerſter Herr Jacobi, daß ich Ihre beyden wichtigen Aufſätze, den franzöſiſchen an Hemſterhuis, und den deutſchen an mich, noch unbeantwortet laſſe. Emilie und Reimarus ſind meine Zeugen, daß ich, nach Maaßgabe meiner jetzigen Schwäche, in unſerer Streitſache nicht müßig geweſen; und wenn Ein Reimarus meine Arbeit

---

*) Der ſelige Hamann, aus Königsberg.

nicht ganz verwirft, ſo wird der nächſte Meßkatalogus ihr Zeugniß beſtätigen. Ich mache mir zwar keine Rechnung, Sie durch dieſe Schrift von meiner Meynung zu überführen. Ich kann mir dieſes um ſo weniger ſchmeicheln, da ich mir ſelbſt geſtehen muß, daß mir ſo manche Stelle in Ihren Aufſätzen, ſo wie in den Schriften des Spinoza ſelbſt, völlig unverſtändlich ſind. Aber den Statum Controverſiae hoffe ich in der nächſtens Ihrer Beurtheilung zu unterwerfenden Schrift feſt zu ſetzen, und dadurch den Streit gehörig einzuleiten. Wenigſtens wird es ſich zeigen, woran es liege, daß mir manches ſo ſchlechterdings unverſtändlich vorkomme, und ſich meinem Blick immer mehr entziehe, je mehr Erläuterung Sie mir zu geben bemühet ſind.

Und nun noch eine Bitte. Ich bin ein ſchlechter Actenſammler, und habe die Abſchrift von meinen Erinnerungen, die ich irgendwo aufbewahrt zu haben, mir ſicher bewußt bin, unter den Papieren verloren. Schon einige Wochen ſuche ich ſie vergebens, und das Suchen verlorner Papiere iſt überhaupt eine gar unluſtige Arbeit. Vielleicht haben Sie dieſe zur Hand und können mir ohne Beſchwerlichkeit eine Abſchrift davon zukommen laſſen. Sie würden mich dadurch ſehr verbinden; denn ich bin Willens nunmehr unſerm Streite näher zu kommen, und zu dieſem Ende Ihre beyden Aufſätze nochmals mit aller mir möglichen Aufmerkſamkeit und Anſtrengung durchzuleſen. Hierzu aber gehören nothwendig die Erinnerungen, auf welche Ihre Antwort gerichtet iſt. Leben Sie wohl, theuerſter Mann! und lieben Sie mich.

Moſes Mendelsſohn.

Eine vorräthige Abſchrift der Erinnerungen ſetzte mich in den Stand, Mendelsſohn auf der Stelle zu antworten, und ſein Verlangen zu befriedigen.

Es bedurfte nun keiner Ueberlegung mehr, was ich zu thun hatte. Da Mendelsſohn ſein Vorhaben, mir ſein Werk in der Handſchrift mitzutheilen, geändert, und es auf einmal in die Preſſe gegeben hatte; da mir ſogar der Titel dieſes Werks nur durch Gerüchte bekannt geworden, und ich das Gewiſſe darüber erſt aus dem Meßkatalogo erfahren ſollte; — und da Mendelsſohn nun beſchloſſen hatte, in eben dieſer Schrift einen *Statum Controverſiae* feſtzuſetzen: ſo konnte ich, wie ungemeſſen auch mein Vertrauen in die Rechtſchaffenheit und in die edlen Geſinnungen meines Gegners war und bleiben wird, es ihm doch allein und ganz einſeitig nicht überlaſſen, „den Streit gehörig einzuleiten, und öffentlich „zu zeigen, woran es liege, daß ihm manches (in „meinen Aufſätzen) ſchlechterdings unverſtändlich ſey, „und ſich ſeinen Blicken immer mehr entziehe, je „mehr Erläuterungen ich ihm zu geben „bemüht ſey.“

Noch weniger konnte ich zugeben, daß ein Status Controverſiae feſtgeſetzt würde, wo es mir anheim fiele, den Advocatum diaboli gewiſſermaſſen vorzuſtellen, wenn man nicht zugleich die ganze Veranlaſſung des Streits, welcher eingeleitet werden ſollte, bekannt machte. Es war höchſt wichtig für mich, daß man genau erführe, in welchem Verſtande ich die Parthie des Spinoza genommen hatte, und daß einzig und allein von ſpeculativer Philoſophie gegen ſpeculative Philoſophie, oder richtiger, von reiner Metaphyſik gegen reine Metaphyſik die Rede war. Und das dem eigentlichen, nicht dem ſprüchwörtlichen Sinne nach: in fugam vacui.

Ich kehre zu den vorhin aufgeſtellten Sätzen zurück, bey denen ich noch anzumerken habe, daß ich keinesweges gemeynt bin, ſie als Theſes anzuſchlagen, und gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Auch im Reiche der Wahrheit wird durch Krieg ſelten viel gewonnen; treuer Fleiß eines jeden in dem Seinigen, und freywilliger ehrlicher Tauſch, wäre auch hier das Förderlichſte, Beſte. Wozu der böſe Eifer gegen Mangel an Erkenntniß? — Anſtatt ihn bloß zu ſtellen, und mit Hohn zu ſtrafen dieſen Mangel, der dich ärgert: hilf ihm ab durch Gabe! Durch Gabe wirſt du dich als den der mehr hat zeigen, und dem Mangelnden beweiſen. Wahrheit iſt Klarheit, und bezieht ſich überall auf Wirklichkeit, auf Facta. Wie es unmöglich iſt, daß einem Blinden, ſo lange er blind iſt, durch irgend eine Kunſt Gegenſtände ſichtbar werden: ſo iſt es ebenfalls unmöglich, daß ein Sehender beym Lichte ſie nicht wahrnehme, und von ſelbſt unterſcheide. Aber wir fordern vom Irrthume, als wenn er die Wahrheit wäre, daß er ſich ſelbſt ſehe, ſich ſelbſt erkenne; und wir fürchten uns, als ob er auch ſtark wäre, wie die Wahrheit. Kann wohl Finſterniß in das Licht bringen, und ihm ſeine Strahlen löſchen? In die Finſterniß hingegen bringt das Licht, und macht ſie offenbar, indem es ſie zum Theil erleuchtet. Und wie allein durch die Sonne Tag wird, ſo wird auch allein durch Untergang der Sonne Nacht.

Zwar kann ein jeder ſeine eigene enge Wohnung, auch um Mittag, wie die Nacht ſo dunkel machen. In ſein enges Dunkel kann er dann auch wieder Helle bringen: aber keine Helle wie vom Himmel. Die gebrechliche Flamme wird ein Zufall, wird vielleicht die Hand, die ihrer pflegen wollte, tödten. Und wenn ſie auch vergänglich fortdauert, macht ſie in die Länge doch gewiß das Auge krank.

Wo ſich ein fauler Boden über weite Gegenden erſtreckt, da wehren die aufſteigenden trägen und kalten Dünſte der Sonne; ſo daß nun der Boden immer ſchlechter, und des trüben giftigen Gewölkes immer mehr wird. Künſtliches Feuer, ſchweres Geſchoß mögen dieß Gewölke, dieſen Nebel wohl an dieſer oder jener Stelle, und auf kurze Zeit zertheilen, ihre Form verwandeln; nicht ſie aus dem Wege ſchaffen, ſie vertilgen. Geht aber eine Verbeſſerung des Bodens vor ſich, dann verſchwinden ſie von ſelbſt.

Der gegenwärtigen Schrift ſollen Geſpräche folgen, in denen ich manches, was hier unausgeführt geblieben iſt, weiter ausführen, vornehmlich aber meine eigenen Grundſätze mehr entwickeln, und in eine mannichfaltigere Vergleichung ſtellen werde *). Mein großes Thema werde ich behalten; jene Worte des Paſcal: La nature confond les Pyrrhoniens, et la raiſon confond les Dogmatiſtes. — Nous avons une impuiſſance à prouver, invincible à tout le Dogmatisme. *Nous avons une idée de la vérité, invincible à tout le Pyrrhonisme* **). Und ſo behaupte ich, und werde behaupten: Wir erſchaffen und wir unterrichten uns nicht ſelbſt; ſind auf keine Weiſe a priori, und können nichts (rein und vollſtändig) a priori wiſſen oder thun; nichts erfahren — ohne Erfahrung *). Wir finden uns auf dieſe Erde geſetzt; und wie da unſere Handlungen werden, ſo wird

---

*) Dieſes Verſprechen halte ich durch die Geſpräche über Idealismus und Realismus, und die gegenwärtige Ausgabe für erfüllt; noch mehr durch die im dritten Bande dieſer Sammlung enthaltenen Schriften, und die Einleitung im zweiten Bande.

**) Penſées de Paſcal Art. XXI.

---

*) Selbſt die Mathematik muß die gerade Linie begrenzt und nach Willführ verlängert, und den Zirkel von jeder Größe poſtuliren, ehe ſie zu ihren Demonſtrationen ſchreiten kann. Linie, Punct und Fläche ſind vom Körper abſtrahirt (ſ. Simſons Euklid, die erſte Note), deſſen Vorſtellung ſie alſo vorausſetzt, und auſſerdem noch die Vorſtellung der Bewegung, ohne welche ſich die Conſtruction des Zirkels, überhaupt einer Figur, nicht gedenken läßt. (Vgl. Band 2, S. 178. 79. Bd. 3, S. 12. 13.) Daß nachher zu der Bildung bloß identiſcher Sätze keine Erfahrung mehr nöthig ſey, verſteht ſich von ſelbſt, weil Identität, rein gefaßt, ein durchaus ſubjectiver Begriff iſt. Dem Gegenſtande auſſer dem Verſtande kann das objective Prädicat derſelbe nicht zukommen, ſondern er iſt ſubſtantive bloß der er iſt. Daß aber identiſche Sätze abſolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit mit ſich führen müſſen, iſt eben ſo klar als ihre Unabhängigkeit von der Erfahrung. In dieſem Felde hat ſich die ſplendida miſeria unſeres Erkenntnißvermögens durch Abſtraction und Sprache vorzüglich gezeigt, und eine Menge Täuſchungen und Mißverſtändniſſe entſtehen laſſen, deren Möglichkeit man vollkommen begreift, wenn man den Functionen der Sprache bey unſeren Vernunftſchlüſſen auf den Grund gekommen iſt. Etwas mehr hierüber habe ich in der ſiebenten Beylage, und auch ſonſt noch hie und da zerſtreut in dieſem Werke geſagt. Aber es erfordert dieſe Materie eine eigene ausführliche Abhandlung.

auch unſere Erkenntniß; wie unſere moraliſche Beſchaffenheit geräth, ſo geräth auch unſere Einſicht in alle Dinge, welche ſich darauf beziehen. Wie die Triebe, ſo der Sinn; und wie der Sinn, ſo die Triebe. Nicht weiſe, nicht tugendhaft, nicht gottſelig kann ſich der Menſch vernünfteln: er muß da hinauf bewegt werden, und ſich bewegen; organiſirt ſeyn, und ſich organiſiren *). Dieſe gewaltige Einrichtung hat keine Philoſophie bisher zu ändern vermocht. Es wäre Zeit, daß man anfinge, ſich gutwillig in dieſelbe zu fügen; und es aufgäbe, Brillen erfinden zu wollen, mit denen man ohne Augen ſehen könne — und beſſer!

Als Spertias und Bulis aus Sparta freywillig nach Suſa wie in ihren Tod gingen, kamen ſie zum Hydarnes, der ein Perſer, und über die am Meer in Aſien wohnenden Völker geſetzt war. Dieſer bot ihnen Geſchenke, bewirthete ſie, und wollte ſie bereden, Freunde ſeines Königs, und ſo groß

---

*) S. Beylage *VIII.*

und glücklich wie er ſelbſt zu werden. Dein Rath, ſagten die Männer, iſt nach Deiner Erfahrung gut, aber nicht nach der unſrigen. Hätteſt du das Glück gekoſtet, welches wir genießen, du würdeſt uns rathen, Gut und Blut dafür hinzugeben *).

Ohne Zweifel verlachte Hydarnes dieſe Schwärmer; und wer von unſeren Zeitgenoſſen wird ſie nicht mit ihm verlachen? Geſetzt aber, wir und Hydarnes hätten Unrecht, und jene Männer aus Sparta waren keine Schwärmer: mußten ſie dann nicht im Beſitze einer Wahrheit ſeyn, die uns mangelt? Und würden wir nicht aufhören, ſie zu verlachen, wenn wir eben dieſe Wahrheit inne würden?

Spertias und Bulis ſagten nicht zu Hydarnes: du biſt ein Thor, ein Mann von ſchwachem Geiſte; ſie geſtanden vielmehr, daß er weiſe ſey in ſeinem Maaße, einſehend und gut. Sie verſuchten es auch nicht, ihm ihre Wahrheit beyzubringen; im Gegentheil erklärten ſie, wie ſich dieſes nicht thun ließe.

Sie wurden nicht viel deutlicher beym Xerxes ſelbſt, vor dem ſie nicht niederfallen wollten, und

---

*) Geſchichte des Herodotus, im 7. B. c. 129.

der ſie nicht tödten ließ, ſondern ſie auch bereden wollte, ſeine Freunde, und ſo glücklich wie er ſelbſt zu werden. „Wie könnten wir (ſagten die Männer) hier leben; unſer Land verlaſſen, unſere Geſetze, und ſolche Menſchen, daß wir, um für ſie zu ſterben, freywillig eine ſo weite Reiſe unternommen haben *).

Spertias und Bulis mochten leicht weniger Fertigkeit im Denken und im Schließen haben, als die Perſer. Sie beriefen ſich auch nicht auf ihren Verſtand, auf ihr feines Urtheil; ſondern nur auf Dinge, und auf ihre Neigung zu dieſen Dingen. Sie rühmten ſich dabey auch keiner Tugend; ſie bekannten nur ihres Herzens Sinn, ihren Affect. Sie hatten keine Philoſophie, oder ihre Philoſophie war bloß Geſchichte.

Und kann lebendige Philoſophie je etwas anderes als Geſchichte ſeyn? Wie die Gegenſtände, ſo

---

*) Comment pourrions nous vivre ici, en abandonnant notre pays, nos loix; et de tels hommes, que pour mourir pour eux nous avons volontairement entrepris un ſi lointain voyage? — *Plutarque* dans les *Dicts Notables des Lacédémoniens.* Traduct. d'*Amiot*. Paris, 1574.

die Vorſtellungen; wie die Vorſtellungen, ſo die Neigungen und Leidenſchaften; wie die Neigungen und Leidenſchaften, ſo die Handlungen; wie die Handlungen, ſo die Grundſätze und die ganze Erkenntniß. Was hat der Lehre eines Helvetius, eines Diderot, den ſchnellen allgemeinen Eingang verſchafft? Nichts anderes, als daß dieſe Lehre die Wahrheit des Jahrhunderts wirklich in ſich faßte. Es kam aus dem Herzen, was ſie ſagten, und mußte wieder zu Herzen gehen. — „Warum, ſagt „Epictet, haben Euch die Idioten in ihrer Gewalt, „und führen Euch herum wie ſie wollen; warum ſind „ſie ſtärker als ihr? Weil ſie, ſo elend und nichtswürdig ihr Geſchwätz iſt, doch immer nach ihren „wirklichen Begriffen und Grundſätzen reden; euch „hingegen die ſchönen Sachen, die ihr vorbringt, „bloß von den Lippen gehen: Darum haben eure „Reden weder Kraft noch Leben, und es iſt zum „Hochjähnen, wenn man eure Ermahnungen hört, „und die armſelige Tugend, davon ihr in die Länge „und in die Quer immer ſchwatzet. Daher kommt „es, daß die Idioten euer Meiſter werden. Denn „was von Herzen geht, und was man als einen

„Grundſatz hegt, das hat allemal eine Stärke, die unüberwindlich iſt . . . Was ihr etwa in der Schule aufzeichnet, wird wie Wachs an der Sonne täglich wieder zerſchmelzen *).“

Die Philoſophie kann ihre Materie nicht erſchaffen; dieſe liegt immer da in gegenwärtiger oder vergangener Geſchichte. Aus vergangener Geſchichte philoſophiren wir nur ſchlecht, wenn ſie Erfahrungen enthält, die wir nicht wiederholen können. Nur über das was vor uns liegt, urtheilen wir mit Zuverläßigkeit. Was einem jeden Zeitalter vorliegt, das kann es beobachten, zergliedern, die Theile unter einander vergleichen, ordnen, auf die einfachſten Grundſätze zurückführen, die Richtigkeit dieſer Grundſätze immer deutlicher und auffallender, ihre Kraft immer wirkſamer machen. Und auf dieſe Weiſe hat ein jedes Zeitalter, wie ſeine eigene Wahrheit, deren Gehalt wie der Gehalt der Erfahrungen iſt, eben ſo auch ſeine eigene lebendige Philoſophie, wel-

---

*) Epictets Reden, 3. B. 16. Rede. Ueberſ. von J. G. Schultheß.

che die herrſchende Handlungsweiſe dieſes Zeitalters in ihrem Fortgange darſtellt.

Wenn dieſes wahr iſt, ſo folgt: daß die Handlungen der Menſchen nicht ſowohl aus ihrer Philoſophie müſſen hergeleitet werden, als ihre Philoſophie aus ihren Handlungen; daß ihre Geſchichte nicht aus ihrer Denkungsart entſpringe, ſondern ihre Denkungsart aus ihrer Geſchichte. Irrig würde man, z. B., die verdorbenen Sitten der Römer zur Zeit des Verfalls ihrer Republik, aus der damals einreißenden Irreligion erklären: da im Gegentheil die Quelle der eingeriſſenen Irreligion in dem Verderbniß der Sitten geſucht werden müßte. Gerade wie die Unzucht und ausgelaſſene Schwelgerey der Zeitgenoſſen eines Ovid und Petron, eines Catull und Martial, nicht auf die Rechnung dieſer Dichter; ſondern dieſe Dichter vielmehr auf die Rechnung jener Unzucht und ausgelaſſenen Schwelgerey kämen. Hiemit bin ich aber keinesweges in Abrede, daß Dichter und Philoſophen, wenn ſie ſelbſt von dem Geiſte ihrer Zeit durchdrungen ſind, dieſen Geiſt mächtig unterſtützen. Menſchengeſchichte entſteht durch Menſchen, wo denn der eine mehr, der andere weniger zu ihrem Fortgange beyträgt.

Wenn alſo die Philoſophie, die Denkungsart eines Zeitalters verbeſſert werden ſoll, ſo muß ſeine Geſchichte, ſeine Art zu handeln, ſeine Lebensweiſe erſt verbeſſert werden, welches ſo aus freyer Fauſt nicht wohl geſchehen kann. Dieſes ſcheint mehreren eingeleuchtet, und würdige Männer auf den Gedanken gebracht zu haben, da ſie mit uns Alten nicht fertig werden konnten, unſere Kinder in Anſpruch zu nehmen, um aus dieſen ein neues beſſeres Geſchlecht zu bilden. Die Sache war überhaupt nicht leicht, und hatte noch dieſe beſondere Schwierigkeit, daß wir Väter nicht zugeben konnten, daß unſern Kindern ein anderer Weg gewieſen würde, als den wir ſelbſt für den beſten hielten. Die Klügeren alſo mußten verſprechen, damit anlocken, und wohl im Ernſt der Meynung werden, daß nur ja unſere Kinder recht practiſch, oder für das Bedürfniß des Zeitalters erzogen werden ſollten. Mit andern und den eigentlichen Worten: Nach dem Sinn und Geſchmack des Jahrhunderts. Wenn nun aber Sinn und Geſchmack des Jahrhunderts einzig und allein auf Wohlleben und auf die Mittel dazu, Reichthum, Vorrang und Gewalt gehen, und man dieſe Gegenſtände mit ganzer Seele nicht verfolgen kann, ohne die beſten Eigenſchaften der menſchlichen Natur ſo in die Enge zu treiben, daß man ſie nicht mehr gewahr wird: ſo liefe dieſe practiſche Erziehung, wenn ſie wahrhaft vernünftig eingerichtet würde, darauf hinaus, daß unſere Nachkommen recht geſchickt und fertig würden, immer ſchlechter zu werden, — und ſo, anſtatt eines Friedens Gottes, der nur ein Hirngeſpinſt iſt, ein wirklicher Friede des Teufels, der ſich denken läßt, wenigſtens die Präliminarien davon, zu Stande kämen.

Aber das ſind Ausdrücke, vor welchen wir uns doch entſetzen. Wir wollen Rechtſchaffenheit, Patriotismus, Menſchenliebe, Gottesfurcht, — was nicht alles? vor allen Dingen aber, Wohlleben, und zum Dienſt der Eitelkeit, vollkommenes Geſchick; wollen reich werden, ohne in Verſuchung und Stricke zu fallen; kurz, den Spruch zur Lüge gemacht ſehen: Niemand kann zwey Herren dienen; und, wo euer Schatz iſt, da wird euer Herz ſeyn.

Wenn allen Nationen von jeher die Ueberzeugung ſich aufgedrungen hat: Religion ſey das einzige Mittel, der elenden Natur des Menſchen aufzuhelfen; und wenn alle Weiſe wie aus einem Munde gelehrt haben: Erkenntniß, die nur irdiſche Dinge zum Gegenſtande habe, ſey nicht würdig dieſes Namens; Alle: daß man zur Erkenntniß des Ueberirdiſchen nicht gelangen könne, als durch überirdiſche Geſinnung; daß Gott ſich den Herzen kund thue, und ſich denen verberge, die ihn mit dem Verſtande allein ſuchen; daß die Geſetze Gottes Flügel für die Seele ſeyen, ſich in ſeine Gegenwart hinaufzuſchwingen; — was Wunder dann, daß, wo die menſchliche Natur ſinkt, auch die Erkenntniß Gottes ſinke und im Thiere allmählich ganz verſchwinde; daß im Gegentheile, wo eben dieſe Natur ſich hebt, die ſchaffende Liebe immer fühlbarer, und daß es ganz unmöglich werde, daß der Menſch an dem ihn durchdringenden Daſeyn Gottes zweifle; ohne alle Vergleichung unmöglicher, als daß ein irdiſcher Unterthan an der Wirklichkeit ſeines Landesherrn zweifle, wenn er ihn gleich nie geſehen, ſeinem weit entfernten Aufenthalte ſich nie genähert hat.

Aus dem Genuſſe der Tugend entſpringt die Idee eines Tugendhaften; aus dem Genuſſe der Freyheit, die Idee eines Freyen; aus dem Genuſſe des Lebens, die Idee eines Lebendigen; aus dem Genuſſe des Göttlichen, die Idee eines Gott Aehnlichen — und Gottes.

Wie die lebendige Philoſophie, oder die Denkungsart eines Volkes, ſich aus ſeiner Geſchichte, oder Lebensweiſe ergiebt; ſo ergiebt ſich ſeine Geſchichte oder Lebensweiſe aus ſeinem Urſprunge, aus hervorgegangenen Anſtalten und Geſetzen.

Alle Geſchichte geht in Unterricht und Geſetze vorwärts aus, und alle Bildung der Menſchen ſchreibt ſich von ihnen her. Nicht von Vernunftgeſetzen oder rührenden Ermahnungen; ſondern von Anweiſung, Darſtellung, Vorbild, Zucht, Hülfe, Rath und That, Dienſt und Befehl.

Wenn die erſten Menſchen als Schwämme aus der Erde, oder als Würmer aus dem Schlamm, — ohne foramen ovale, und ohne Nabelſchnur, — nicht weit vollkommener hervorgegangen ſind, als ſie jetzt aus Mutterleibe geboren werden: ſo mußte Etwas ſich ihrer annehmen. Das Ohngefähr? Oder, Was?

Alle ſagen aus Einem Munde: es habe Ein Gott ſich ihrer angenommen, und noch ehe denn ſie waren.

Von einem höheren Weſen gehen alle Verfaſſungen aus; alle in ihrem Urſprunge waren theokratiſch. Das erſte nothwendigſte Bedürfniß, wie für den einzelnen Menſchen, ſo für die Geſellſchaft, iſt ein Gott.

Vollkommene Unterwerfung unter ein höheres Anſehen, ſtrenger, heiliger Gehorſam, iſt der Geiſt jeder Zeit geweſen, welche große Thaten, große Geſinnungen, große Menſchen in Menge hervorbrachte. Der heiligſte Tempel der Spartaner war der Furcht geweiht.

Wo der feſte Glaube an ein höheres Anſehen nachließ, eigener Dünkel die Oberhand gewann, da ſank jede Tugend, da brach das Laſter durch, da verdarb Sinn, Einbildung und Verſtand.

Und bey keinem Volke hat dieſer Glaube nachgelaſſen, als nachdem es ſich von Leidenſchaft bethören ließ, die kein Gebot hat, und den Geiſt in Ketten legt, ſo daß nun jeder von dem Baume der Erkenntniß nahm, und ſelbſt wußte, was gut und böſe ſey.

Sieh deine Kinder an, oder die Kinder deines Freundes. Sie gehorchen dem Anſehen, ohne den Sinn des Vaters zu begreifen. Sind ſie widerſpenſtig und gehorchen nicht, ſo werden ſie nie dieſes Sinnes inne werden, nie den Vater ſelbſt wahrhaft erkennen. Sind ſie folgſam, ſo geht des Vaters Sinn, ſein inneres Leben, allmählich in ſie über; ihr Verſtand erwacht, ſie erkennen den Vater. Keine Erziehungskunſt, kein Unterricht war vermögend ſie dahin zu bringen, ehe die lebendige Erkenntniß aus dem Leben ſelbſt erwuchs. Der Verſtand beym Menſchen kommt überall nur hinten nach. Zucht muß den Unterricht, Gehorſam die Erkenntniß vorbereiten.

Je umfaſſender, tief eingreifender, erhabener ein Gebot iſt; je mehr es ſich auf die innerſte Natur des Menſchen und ihre Verbeſſerung, auf Verſtand und Wille, Tugend und Erkenntniß bezieht; deſto weniger kann vor der Befolgung ſeine innere Güte von dem Menſchen eingeſehen werden, deſto unfähiger iſt ſeine Vernunft es zu billigen, deſto mehr bedarf es Anſehen und Glauben.

— — Silber und Gold erſpäht der Menſch,
bringt Erz aus der Erden und die Nacht ans Licht,
aber wo findet er Weisheit?
wo iſt Verſtandes Ort?
Im Lande der Lebenden iſt ſie nicht;
der Abgrund ſpricht: ſie iſt nicht in mir!
und das Meer ſchallt wieder: iſt nicht in mir! —
Woher kommt Weisheit dann?
wo wohnt der Verſtand?
verholen den Augen der Lebenden
verborgen den Vögeln des Himmels!
Höll' und der Tod antworten:
wir hörten von fern ihr Gerücht.
Gott weist den Weg ihr und weiß wo ſie wohnt.
Er ſchaut die Enden der Erden,
Er ſchaut, was unter dem Himmel —
Und als er den Wind wog
und als er das Meer maß

und gab Geſetze dem Regen
und Donner und Blitzen den Weg;
da ſah er ſie und zählte ſie
und forſchte ſie tief und beſtimmte ſie,
und ſprach zum Menſchen: dir iſt die Furcht
des Herrn Weisheit,
und meiden das Böſe, das iſt Verſtand.

Aber wer iſt der Herr, deſſen Furcht Weisheit iſt, und aus deſſen Geboten Licht und Leben kommt? — Iſt er der erſte der beſte, und dürfen wir nur blindlings nach ihm tappen?

Blindlings, wenn du blind biſt! Aber biſt du es in der That? Und was hat alles Lichtes dich beraubt?

Ich will nicht in dich dringen, und dir Geſtändniſſe abnöthigen. Aber höre einen Vorſchlag, ob er dir gefällt?

Irgend einem Unſichtbaren dienſt du, oder willſt du dienen: Sey es der Ehre!

Wer der Ehre huldigt, ſchwört zum Altare des Unbekannten Gottes. Er verſpricht einem Weſen zu gehorchen, welches das Innere ſiehet: denn das iſt der Dienſt der Ehre, daß wir ſeyen was wir ſcheinen, kein angenommenes Geſetz willkührlich oder insgeheim übertreten; kurz, unverbrüchliches Wort: WAHRHEIT!

So gehe hin, und gehorche deinem Unbekannten Gotte treu und ganz. Scheine überall was du biſt, und ſey überall was du ſcheinſt. Aber hüte dich, daß keine Tücke unterlaufe, denn dein Gott ſieht das Inwendige; das iſt ſein Weſen, ſeine Kraft. Und wenn er denn nicht bald dir ſeinen Namen kund thut, du nicht bald erfährſt, wer der Herr iſt, deſſen Furcht Weisheit iſt, und aus deſſen Geboten Licht und Leben kommt: ſo nenne vor der ganzen Welt mich einen Betrüger, einen Thoren, einen Schwärmer — was du willſt!

„Wir haben einen Freund in uns — ein zartes Heiligthum in unſerer Seele, wo die Stimme und Abſicht Gottes lange Zeit ſehr hell und klar wiedertönet. Die Alten nannten ſie den Dämon, den guten Genius des Menſchen, dem ſie mit ſo vieler Jugendliebe huldigten, mit ſo vieler Ehrfurcht folgten. Chriſtus begreifts unter dem klaren Auge, das des Lebens Licht iſt und den ganzen Leib licht macht. David bittet darum, als

„um den guten, freudigen Lebensgeiſt, der ihn auf „rechter ebener Bahn führe u. ſ. Mögen wirs nun „Gewiſſen, innern Sinn, Vernunft, den λογον in „uns nennen, oder wie wir wollen; genug, es „ſpricht laut und deutlich, zumal in der Jugend, „ehe es durch wilde Stimmen von auſſen und innen, durch das Gebrauſe der Leidenſchaft, und „das Geſchwätz einer klügelnden Unvernunft allmählich geſchweigt oder irre gemacht wird. Wehe dem, „bey dem es ſo ſtumm und irre gemacht ward! inſonderheit dem Jünglinge und Kinde! Er wird allmählich „ohne Gott in der Welt, geht wie ein irres Schaaf „umher, ohne geſunden moraliſchen Sinn, ohne das „Θειον in Einer Sache des Lebens an ſich und andern zu fühlen. Nur ſo viel haben wir von Gott „und ſeiner Vorſehung, als wir beyde lebendig erkennen, im Einzelnen und Allgemeinen. Je mehr „wir es (ohne Schwärmerey und Seelenkälte) thätig erſehen, wie und wozu er mit uns handle? „deſto mehr iſt er Unſer, unſer allein. Laß nun einen „Schwätzer und Zweifler dagegen ſagen, was er will: „Erfahrung geht über Geſchwätz und Zweifel*).“

---

*) Herder's Briefe, das Studium der Theologie betr. 3ter Theil. S. 89. 90.

Noch einmal: der Verſtand des Menſchen hat ſein Leben, ſein Licht nicht in ihm ſelbſt, und der Wille entwickelt ſich nicht durch ihn. Im Gegentheil entwickelt ſich der Verſtand des Menſchen durch ſeinen Willen, der ein Funken aus dem ewigen reinen Lichte, und eine Kraft der Allmacht iſt Wer mit dieſem Lichte geht, aus dieſem Vermögen handelt, der wird aus einer Klarheit in die andere geläutert, der erfährt ſeinen Urſprung und ſeine Beſtimmung.

Daß alles was geſchieht, jede Veränderung und Bewegung von einem Willen herrühren, die Kraft dazu aus einem Willen hervorgehen müſſe, iſt eine allgemeine Offenbarung — oder Lüge der Natur. Wenn es in Einem Falle zutrifft: vox populi, vox dei; dann gewißlich hier. Und ſo irrt der rohe Wilde weniger, als der gelehrte Klügling. Denn der Wilde, wie oft er auch Aeuſſerliches mit Innerlichem verwechſeln, Geſtalt für Sache, Schein für Weſen halten mag, ſo weiß er doch von beydem, und irrt nicht in der Sache ſelbſt. Der gelehrte Klügling hingegen, der nur Aeuſſerliches anerkennt, Schein für Sache, und Sache für Schein hält — der irrt in der Sache ſelbſt.

Ich kenne die Natur des Willens, einer ſich ſelbſt beſtimmenden Urſache, ihre innere Möglichkeit und Geſetze nicht. Denn ich bin nicht durch mich ſelbſt. Aber ich fühle eine ſolche Kraft als das innerſte Leben meines Daſeyns; ahnde durch ſie meinen Urſprung, und lerne im Gebrauch derſelben, was mir Fleiſch und Blut allein nicht offenbaren konnten. Auf dieſen Gebrauch finde ich alles bezogen in der Natur und in der Schrift; alle Verheiſſungen und Drohungen ſind an ihn — an die Reinigung und Verunreinigung des Herzens geknüpft. — Daneben lehren mich Erfahrung und Geſchichte, daß des Menſchen Thun viel weniger von ſeinem Denken, als ſein Denken von ſeinem Thun abhängt; daß ſeine Begriffe ſich nach ſeinen Handlungen richten, und ſie gewiſſermaſſen nur abbilden; daß alſo der Weg zur Erkenntniß ein geheimnißvoller Weg iſt — kein ſyllogiſtiſcher — kein mechaniſcher.

Gott ſprach — und es ward — und es war alles gut. „Wahrer und faßlicher,“ ſagt ein ehrwürdiger Jeruſalem, „konnte dieſe Handlung unſerer

„Vernunft nicht gemacht werden. Denn dieß iſt der „einzige Grund, worin die Vernunft ihre Beruhigung „findet: der Allmächtige wollte und es ward. Zu„gleich iſt dieß die Grenze aller Philoſophie, die „Grenze, wo auch Newton ehrerbietig ſtehen blieb; „und der Philoſoph dem es zu klein däucht, bey „dieſem göttlichen Willen ſtehen zu bleiben, ſondern „hierüber hinaus von Urſache zu Urſache ins Un„endliche fortzugehen, und ſelber Welten zu bauen „ſich vermißt, der wird ſich in ewigen Finſterniſſen „verirren, wo er endlich den Schöpfer ſelbſt verlie„ren wird.“

Dieß iſt die Herrlichkeit des Herrn, das Antlitz Gottes, wohin ein ſterbliches Auge nicht vermag ſich zu erheben. Aber mit ſeiner Güte läßt er ſich zu uns herab, mit ſeiner Gnade wird der Ewige dem Menſchen gegenwärtig, und er ſpricht mit ihm — dem er Odem gab aus ſeinem Munde — durch Gefühle ſeines eigenen Lebens, ſeiner eigenen Seligkeit . . . O, daß ich ſtark und ſchnell wäre ihn zu laufen, den Einzigen herrlichen Weg der Gottes Liebe, der Gottes Seligkeit!

Laß mich zum Beſchluſſe — auf die Gefahr einer der Deinigen genannt, und ein treuer Menſch geſcholten zu werden; — laß mich, *thörichter* Lavater, mein Werk mit einem Wort aus Deinem frommen aufrichtigen Munde ſegnen und verſiegeln.

„*Ich bin in die Welt gekommen, der*
„*Wahrheit Zeugniß zu geben.* Siehe da
„deinen großen Beruf, Menſch! du allein Wahrheitfähiges
„königliches Erdengeſchöpf! Jeder Sterbliche
„ſieht einen Theil der alles erfreuenden Wahrheit,
„und ſieht ihn auf eine beſondere Weiſe, wie
„ihn kein anderer Sterblicher ſehen kann. Jedem
„erſcheint das Univerſum durch ein eigenes Medium.
„Zeugen, wie uns, in unſerm Geſichtspuncte, die
„Dinge vorkommen, heißt königlich denken und handeln.
„Das iſt, Menſchenberuf und Menſchenwürde!
„Durch dieß redliche Zeugniß wirſt du am meiſten
„auf die Menſchheit wirken; die dir ähnlichſten am
„kräftigſten anziehen und unter ſich vereinigen —
„die dir unähnlichen von dir ſcheiden, entfernen und
„unter ſich wider dich ſelbſt und wider alle deines
„gleichen vereinigen — mithin dem unerkannten
„großen, erſten und letzten Zwecke der Schöpfung

„und der Fürſehung, höchſtmögliche Vereinigung
„alles Vereinbaren, kräftig beförderlich ſeyn . . . .

„Wer alles ſo ſiehet, wie's ſich ihm darſtellt;
„nichts anders ſehen will, als es ſich ihm darſtellt;
„wer die Wahrheit, alles gute, was ſich ihm zeigt,
„auf ſich frey wirken läßt, ohne laut oder leiſe,
„öffentlich oder heimlich, unmittelbar oder mittelbar
„demſelben entgegen zu wirken — Wer ſich gegen
„die Wahrheit bloß paſſiv verhält — Ihr weder
„offenſiv noch defenſiv widerſteht — Wer nichts will,
„als was Sie will — Sie die Wahrheit, die
„wahre Natur der Dinge — Und ihr Verhältniß
„zu uns — Sie die alles erleuchtende Vernunft
„aller Vernunft — Wer nicht aus Eigenſinn, oder
„Eigenliebe, nicht aus Haſtigkeit, nicht aus Trägheit, nicht aus Herrſchſucht, nicht aus Kriecherey
„— abſpricht eh' er Sie gehört hat — Wer nie
„vor reifer, ruhiger, leidenſchaftloſer Ueberlegung
„urtheilt; auch wenn er geurtheilt hat, für alle Zurechtweiſung ein offenes, hörendes Ohr, ein lenkſames Herz hat — Wer ſich der Wahrheit freut,
„wo und wann und wie und bey wem, und durch
„wen er ſie immer finden mag — ſich nicht berüh-

„ren läßt vom Irrthum im Munde des Herzens-
„freundes — Die Wahrheit mit offenen Armen von
„den Lippen des Todfeindes heraushebt und an ſein
„Herz drückt — Wer allenthalben Ueberzeugung
„hochhält, nie wieder, nie ohne Ueberzeugung handelt,
„urtheilt, ſpricht — Der iſt der redliche
„Rechtſchaffene; eine Ehre der Menſchheit — Er
„iſt aus der Wahrheit. Chriſtus würd' ihn einen
„Sohn der Wahrheit nennen.“

Ende der erſten Abtheilung.

Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Vierter Band.

Zweite Abtheilung.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher.
1819.

Univ. Bibl.
München

Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Vierter Band.

Zweite Abtheilung.

Beylagen
zu
den Briefen
über
# die Lehre des Spinoza.

Ira le ſpecie della philoſophia, quella è la meglor, che più comoda et altamente effettua la perfettion del' intelletto humano, et è più coriſpondente alla verità della natura, et quanto ſia poſſibile coperatori di quella, ò divinando (dico per ordine naturale, et ragione di viciſſitudine; non per animale inſtinto come fanno le beſtie, et què che gli ſon ſimili; non per iſpiratione di buoni ò mali demoni, come fanno i profeti; non per melancolico entuſiasmo:) ò ordinando leggi et riformando coſtumi, ò medicando, ò pur conoſcendo, et vivendo una vita più beata et più divina.

Giord. Bruno de la cauſa, princ. et uno p. 78.

Beylage I.

Auszug
aus Jordan Bruno von Nola
Von der Urſache, dem Princip und dem Einen.

I.

Von der Urſache,
in wie fern ſie von dem Princip verſchieden und mit demſelben einerley iſt.

Identität der wirkenden, formellen und idealen Urſache.

Alles was nicht erſtes Princip und erſte Urſache iſt, hat ein Princip und eine Urſache.

So unläugbar dieſer Satz, und ſo groß die Ausſicht auf Erkenntniß von Urſachen und Principien iſt, welche wir durch ihn erhalten: ſo gewiß iſt es dennoch, daß wir kaum die nächſte Urſache und das nächſte Princip der Wirkungen, welche wir wahrnehmen, zu ergründen fähig ſind, und in ihnen von der Erſten Urſache und dem Erſten Princip nur mit äuſſerſter Mühe Etwas, das man eine zurückgelaſſene Spur nennen könnte, entdecken.

Wiſſen wir nur, was wir unter einer erſten Urſache, einem erſten Princip verſtehen? — Was wollen wir überhaupt mit dieſen zwey Benennungen? Haben ſie im Grunde nur einerley, oder eine verſchiedene Bedeutung? Und iſt das letzte; wo liegt der Unterſchied?

Daß wirklich ein Unterſchied vorhanden ſey, entdeckt ſich bald, obgleich die Verwechslung beyder Ausdrücke häufig geſchieht. Princip iſt der innerliche Grund eines Dinges, die Quelle ſeines möglichen Daſeyns; Urſache, der äuſſerliche Grund deſſelben, die Quelle ſeines wirklichen gegenwärtigen Daſeyns. Das Princip bleibt in der Wirkung, und erhält die Sache in ihrem Weſen. In dieſem Verſtande ſagt man, daß Materie und Form ſich miteinander vereinigen, und ſich gegenſeitig unterſtützen. Die Urſache hingegen iſt auſſer der Wirkung, und beſtimmt das äuſſerliche Daſeyn der Dinge, zu welchem ſie ſich verhält, wie das Werkzeug zu dem Werke, das Mittel zu dem Zweck.

Nachdem wir den Unterſchied zwiſchen Urſache und Princip feſtgeſetzt haben, müſſen wir in Abſicht dieſer Begriffe ſelbſt das Nähere zu beſtimmen ſuchen.

Was verſtehen wir unter einer erſten wirkenden Urſache; was unter der, mit ihr unzertrennlich verknüpften, formalen; was endlich unter der Endurſache, welche die wirkende in Bewegung ſetzt?

Was die wirkende Urſache betrifft, ſo weiß ich von keinem andern allgemein und wirklich thätigen, das iſt phyſiſch wirkſamen Weſen, als jenem allgemeinen Verſtande, der erſten und vornehmſten Kraft der Weltſeele, welche ſich als die allgemeine Form des Weltalls zu erkennen giebt. Alles iſt von dieſer Kraft erfüllt; ſie erleuchtet das Univerſum; weiſet die Natur an, wie ſie ihre Werke verrichten ſoll; und verhält ſich zu der Hervorbringung der natürlichen Dinge, wie die denkende Kraft des Menſchen ſich zu der Hervorbringung der Begriffe verhält. Die Pythagoräer nannten dieſen allgemeinen Verſtand den Reger und Beweger des Alls; die Platoniker, in einem ganz ähnlichen Sinne, den Werkmeiſter der Welt; die Magier, den Samen aller Samen, weil er die Materie mit der Unendlichkeit ihrer Formen beſchwängert. Orpheus nannte ihn das Auge der Welt, weil er alles durchſchaut, um den Dingen von innen und von auſſen Ebenmaaß und Haltung zu ertheilen; Empedokles, den Unterſcheider, weil er nie ermüdet, die verworrenen Geſtalten im Schooße der Materie zu ſondern, und aus dem Tode neues Leben zu erwecken. Vater und Erzeuger war er dem Plotin, weil er die Samen auf den Acker der Natur ausſtreut, und aus ſeiner Hand alle Formen zuletzt unmittelbar hervorgehen. Mir erſcheint er als ein innerlicher Künſtler, weil er von innen die Materie bildet und geſtaltet. Aus dem Inneren der Wurzel oder des Samkorns ſendet er die Sproſſe hervor; aus der Sproſſe treibt er die Aeſte, aus den Aeſten die Zweige, aus dem Inneren der Zweige die Knoſpen. Das zarte Gewebe der Blätter, der Blumen, der Früchte, alles wird innerlich angelegt, zubereitet und vollendet. Und von innen ruft er auch wieder zurück ſeine Säfte aus den Früchten und Blättern zu den Zweigen; aus den Zweigen zu den Aeſten; aus den Aeſten zu dem Stamm; aus dem Stamme zur Wurzel. — Wie hier in der Pflanze, ſo im Thiere, ſo in Allem.

Dieſe lebendigen Werke, ſollten ſie hervorgebracht ſeyn ohne Verſtand und Geiſt, da unſere lebloſen Nachahmungen auf der Oberfläche der Materie beydes ſchon erfordern? — Wie unendlich muß nicht dieſer Künſtler, der inwendige Allgegenwärtige, über uns erhaben ſeyn; Er, der nie ausſchließend Stoff oder Gegenſtände wählt, ſondern unaufhörlich, und in Allem alles wirket.

Wir haben aber dreyerley Verſtand zu unterſcheiden. Den Göttlichen, welcher alles iſt; — den Verſtand des Weltalls, welcher alles hervorbringt; — den Verſtand der einzelnen Dinge, in welchem alles hervorgebracht wird. Zwey Extreme, und in der Mitte die wahre wirkende, ſowohl äuſſerliche als innerliche Urſache der natürlichen Dinge. Ich ſage äuſſerliche und innerliche Urſache. Aeuſſerliche, weil ſie als efficiente Urſache nicht zu den zuſammengeſetzten und hervorgebrachten Dingen als ein Theil derſelben gerechnet werden kann, folglich als auſſer ihnen betrachtet werden muß. Innerliche, weil ſie weder an noch auſſer der Materie geſchäftig, ſondern durchaus nur von innen thätig iſt.

Ich gehe zu der, mit der wirkenden oder efficienten Urſache verknüpften, formalen über, welche von dem idealen Grunde, oder der Endurſache nicht wohl getrennt werden kann. Denn eine jede Handlung, welche mit und durch Verſtand geſchehen ſoll, ſetzt ein Vorhaben zum Voraus, dem eine Hinſicht auf Etwas zum Grunde liegt. Dieſes Etwas iſt aber nichts anderes, als die Form derjenigen Sache, welche zu Stande kommen ſoll. In jenem Verſtande alſo, welcher die Kraft hat, alle Arten der Dinge hervorzubringen, und mit der herrlichſten Kunſt das Vermögen der Materie im Wirklichen darzuſtellen, müſſen nothwendig alle jene Dinge, nach einem gewiſſen formalen Grunde, früher ſchon vorhanden ſeyn. Eine zwiefache Form muß daher durchaus angenommen werden; einmal diejenige, welche Urſache, aber noch nicht zur Wirklichkeit beſtimmende Urſache iſt; alsdann die andere, welche den Gegenſtand aus der Materie wirklich jetzt entſtehen läßt. Der Zweck der wirkenden Urſache, oder die Endurſache überhaupt, iſt die Vollkommenheit des Univerſum, welche darin beſteht, daß in den verſchiedenen Theilen der Materie alle Formen zum wirklichen Daſeyn gelangen: und in dieſem Zwecke gefällt und ergötzt ſich der Verſtand ſo ſehr, daß er nie müde wird, neue Gattungen der Form aus der Materie zu erwecken; welches auch die Meynung des Empedokles geweſen zu ſeyn ſcheint. Ich füge noch hinzu, daß wie die wirkende Urſache im Univerſum allgemein, in jedem Einzelnen aber und ſeinen Theilen auch beſonders gegenwärtig iſt, daſſelbe in Abſicht ihrer Form und ihres Zweckes ſtatt finde.

Da ich von dem Verſtande, als einer Eigenſchaft der Weltſeele, gezeigt habe, er ſey der nächſte und letzte Hervorbringer aller natürlichen Dinge, ſo iſt damit zugleich bewieſen, daß Form und wirkende Urſache nicht zwey von einander eigentlich verſchiedene Dinge, ſondern gewiſſermaſſen dieſelben ſind; eine Einſicht, welche uns der Erkenntniß der Principien, als des innerſten Grundes der Dinge, ſchon um vieles näher führt.

Hier müſſen wir nun gleich eine Frage, welche aus der behaupteten Indentität der wirkenden und formellen Urſache entſteht, zu beantworten ſuchen; dieſe nämlich: wie iſt es möglich, daß ein und daſſelbe Weſen, nämlich die Weltſeele, zugleich innerlicher und äuſſerlicher Grund, Princip und Urſache ſeyn könne?

Eine Vergleichung wird uns zu der Auflöſung verhelfen. Wie ein Bootsmann in ſeinem Schiffe, ſo befindet die Seele ſich in ihrem Körper. Der Bootsmann, in ſo fern er mit ſeinem Schiffe einerley Bewegung hat, macht einen Theil der ganzen bewegten Maſſe aus. Betrachten wir ihn aber in ſo fern er dieſe Bewegungen verändert, ſo erſcheint er als ein unterſchiedenes, für ſich wirkſames Weſen. Desgleichen die Weltſeele. In ſo fern ſie das Univerſum durchſtrömt, nur Ein Leben, nur Eine allgemeine Form iſt, kann man ſie als einen innerlichen, nämlich den formellen Theil des Weltalls betrachten. In ſo fern ſie aber alle andere Formen beſtimmt, einrichtet, und ihre wechſelnden, Verhältniſſe gebiert, kann ſie nicht als ein Theil, nicht als Princip betrachtet werden, ſondern ſie iſt Urſache.

Wenn alles belebt, und die Seele eines jeden Dinges ſeine Form iſt, ſo braucht man ſich das Ganze nur nach der Analogie der Theile zu denken, um bey der Identität der wirkenden, formellen und idealen Urſache keine Schwierigkeit zu finden. Aber wir haben, ich weiß nicht was für eine Abneigung, die Welt als ein durch und durch lebendiges Weſen anzuſehen; da wir uns doch eine Form, die nicht Wirkung, nicht unmittelbarer oder mittelbarer Ausdruck einer Seele wäre, eben ſo wenig, als etwas überhaupt ohne Form denken können. Bilden kann allein der Geiſt. Dinge der Kunſt, die nur mittelbare Wirkungen des Geiſtes ſind, für lebendige Formen auszugeben, wäre freylich abgeſchmackt und lächerlich. Mein Tiſch iſt als Tiſch, meine Kleidung als Kleidung nicht belebt; da ſie aber ihren Stoff aus der Natur haben, ſo beſtehen ſie aus lebendigen Theilen. Kein Ding iſt ſo gering und klein, daß nicht Geiſt in ihm wohnte; und dieſe geiſtige Subſtanz bedarf nur eines ſchicklichen Verhältniſſes, um ſich als Pflanze auszubreiten, oder als Thier zu den Gliedern irgend eines regen Leibes zu gelangen. Daraus aber, daß in der Natur alles bis zum kleinſten Theile aus Materie und Form beſteht, und nichts unbelebt iſt, folgt noch keinesweges, daß alles was iſt, eine thieriſche Natur oder ein lebendiges Weſen ſey. Nicht alle Dinge, welche Seele *haben*, ſind darum, was wir *beſeelte Weſen* nennen. Aber alle beſitzen der Subſtanz nach Seele und Leben; nur ſind nicht alle im wirklichen Genuß des Lebens und der Anwendung der Seele *).

---

*) Da mehrere Stellen dieſes Auszuges bey dem Leſer den Verdacht erregen könnten, ich hätte meinem Autor, wenn auch nicht geradezu Begriffe untergeſchoben, wenigſtens die ſeinigen auf eine Art entwickelt, geſtellt oder ausgedrückt, welche nicht die Art und Weiſe ſeines Verſtandes wäre; und da gerade dieſer Abſatz mir als eine ſolche Stelle auffällt: ſo will ich hier die Urkunde der zweiten Hälfte einrücken. Leſer, welche der Italiäniſchen Sprache kundig ſind, erhalten damit zugleich ein Beyſpiel von der Manier des Bruno.

Dicſono: Mi par udir coſa molto nova: volete forſe che non ſolo la forma del' univerſo ma tutte quante lo forme di coſe naturali ſiano anima? *Theophilo:* Si. *Dicſono:* Sono dunque tutte le coſe animate? *Theophilo:* Si. *Dicſono:* Hor chi vi accordara queſto? *Theophilo:* Hor chi potrà ri-

Ich werde auf dieſe Materie zurückkommen, und dann ausführlicher von dem Verſtande, dem

---

provarlo con raggione? *Dicſono:* E' comune ſenſo che non tutte le coſe vivono. *Theophilo:* Il ſenſo più comune non è il più vero. *Dicſono:* Credo facilmente che queſto ſi può difendere. Ma non baſtarà a far una coſa vera per che la ſi poſſa difendere: atteſo che biſogna che ſi poſſa ancho provare. *Theophilo:* Queſto non è difficile. Non ſon de philoſophi che dicono il mondo eſſere animato? *Dicſono:* Son certo molti, et quelli principaliſſimi. *Theophilo:* Hor perche gli medeſimi non diranno le parti tutte del monde eſſere animate? *Dicſono:* Lo dicono certo, ma de le parti principali et quelle che ſon vere parti del mondo: atteſo che non in minor raggione voglono l'anima eſſere tutta in tutto il mondo, et tutta in qualſivogla parte di quello: che l'anima de gl'animali à noi ſenſibili, é tutta per tutto. *Theophilo:* Hor quali penſate voi che non ſiano parti del mondo vere? *Dicſono:* Quelle che non ſon primi corpi come dicono i' Peripatetici, la terra con le acqui et altre parti, le quali, ſecondo il voſtro dire, conſtituiſcono l'animale intiero, la luna, il ſole, et altri corpi; oltre queſti principali animali ſon quei che non ſono primere parti del' univerſo, de quali altre dicono haver l'anima vegetativa, altre la ſenſitiva, altre la intellettiva. *Theophilo:* Hor ſe l'anima per queſto che é nel tutto, é ancho ne le parti; per che non volete che ſia ne le parti de le parti? *Dicſono:* Voglo, ma ne le parti de le parti de le coſe animate. *Theophilo:* Hor quali ſon queſte coſe che non ſono animate, ó non ſon parte di coſe animate? *Dicſono:* Vi par che ne habbiamo poche avanti gl' occhi? Tutte le coſe che non hanno vita. *Theophilo:* Et quali ſon le coſe che non hanno vita; al meno principio vitale? *Dicſono:* Per conchiuderla, volete voi che non ſia coſa che

Geiſte, der Seele, dem Leben reden; dem Leben, welches alles durchdringt, in allem iſt, alle Materie

---

non habbia anima, et che non habbia principio vitale? *Theophilo:* Queſto é quel ch'io voglo al fine? *Polihimnio:* Dumque un corpo morto há anima? dumque i miei calopodii, le mie pianella, le mie botte, gli miei ſproni, et il mio annulo, et chiroteche, ſerano animate; la mia toga et il mio pallio, ſono animati? *Gervaſio:* Si, meſſerſi, maſtro Polihimnio, per che non? credo bene que la tua toga et il tuo mantello é bene animato, quando contiene un' animal come tu ſei dentro, le botte et gli ſproni ſono animati quando contegnono gli piedi, il cappello é animato quando contiene il capo, il quale non é ſenza anima, et la ſtalla é ancho animata quando contiene il cavallo, la mula, ó ver la ſignoria voſtra. Non la intendete coſſi, Theophilo? non vi par ch'io l'ho compreſa meglio che il dominus magiſter? *Polihimnio:* Cuium pecus? come che non ſi trovano de gl' aſini etiam, atque etiam ſottili? hai ardir tu apirocalo, abecedario, di volerti equiparare ad un archididaſcalo, et moderator di ludo Minervale per mio? *Gervaſio:* Pax vobis domine magiſter, ſervus ſervorum et ſcabellum pedum tuorum. *Polihimnio:* Male dicat te deus in ſecula ſeculorum. *Dicſono:* Senza colera: laſciatene determinare queſte coſe a noi. *Polihimnio:* Proſequatur ergo ſua ra dogmata Theophilus. *Theophilo:* Coſſi faró. Dico dumque, che la tavole come tavola non é animata, ne la veſte, ne il cuoio come cuoio, ne il vetro come vetro, ma come coſe naturali et compoſte hanno in ſe la materia et la forma: ſia pur coſa quanto picola, et minima ſi voglia, ha in ſe parte di ſuſtanza ſpirituale, la quale, ſe trova il ſogetto diſpoſto, ſi ſtende ad eſſer pianta, ad eſſer animale et riceve membri di qualſivogla corpo, che communmente ſe dice animato: perche ſpirto ſi trova in tutte bewegt, ihren Schooß erfüllt, und ſich dieſelbe unterwirft. Denn die geiſtige Subſtanz kann nicht von der materiellen überwunden werden; ſondern dieſe wird vielmehr von jener beherrſcht.

Principio coelum ac terras camposque liquentes,
Lucentemque globum lunae, Titaniaque aſtra
Spiritus intus alit, totamque infuſa per artus
Mens agitat molem, et toto ſe corpore miſcet.

---

le coſe, et non ó minimo corpuſculo che non contegna cotal portione inſe, che non inamini. *Polihimnio*: Ergo quidquid eſt, animal eſt. *Theophilo*: Non tutte le coſe che hanno anima ſi chiamano animate. *Dicſono*: Dumque al meno tutte le coſe han vità? *Theophilo*: Concedo che tutte le coſe hanno in ſe anima, hanno vità ſecondo la ſuſtanza, et non ſecondo l'atto, et operatione conoſcibile da peripatetici tutti, et quelli, che la vità et anima definiſcano ſecondo certe raggioni troppe groſſe. *Dicſono*: Voi me ſcuoprite qualche modo veriſimile con il quale ſi potrebe mantener, l'opinion d'Anaxagora che voleva ogni coſa eſſere in ogni coſa, perche eſſendo il ſpirto ó anima ó forma univerſale in tutte le coſe; da tutto ſi puó produr tutto. *Theophilo*: Non dico veriſimile ma vero, perche quel ſpirto ſi trova in tutte le coſe le quali ſe non ſono animali, ſono animate, ſe non ſono ſecondo l'atto ſenſibili d'animalità et vità: ſon peró ſecondo il principio et certo atto primo d'animalità et vità et non dico divantaggio.

De la cauſa, princ. et l'Uno, pag. 46 — 49.

Wenn alſo Geiſt, Seele, Leben ſich in allen Dingen wieder findet, und, nach Graden, was Weſen hat, davon erfüllt iſt: ſo muß dieſer Geiſt auch die wahrhafte Form aller Dinge und ihre Kraft ſeyn. Dem Wandel und dem Untergange ſind allein die äuſſerlichen Formen unterworfen, welche nicht Dinge, ſondern von den Dingen ſind; nicht Subſtanzen, ſondern Beſchaffenheiten und Umſtände derſelben.

Morte carent animae, domibus habitantque receptae.

Omnia mutantur, nihil interit.

II.

Von dem materiellen Princip überhaupt; hernach insbeſondre von dem materiellen Princip als Potenz betrachtet.

Demokritus und die Epikuräer, welche behaupten, was nicht Körper ſey, ſey nichts, nehmen die Materie als den einzigen Grund der Dinge an, und ſagen: ſie ſelbſt ſey die göttliche Natur. Auch die

Cyrenaiker, Cyniker und Stoiker halten die Formen für nichts anderes als gewiſſe zufällige Beſchaffenheiten der Materie. Ich ſelbſt habe dieſer Meynung lange angehangen, weil ihre Gründe ſich weit beſſer aus der Natur, als die Ariſtoteliſchen herleiten und beweiſen laſſen. Nachdem aber mein Geſichtskreis ſich erweitert hatte, und ich nun anfing, der Sache reiflicher nachzudenken, ſchien es mir dennoch nothwendig, zwey Arten der Subſtanz anzunehmen, wovon die eine Form, die andere Materie wäre. Denn eben ſo wie eine höchſte Kraft angenommen werden muß, woraus das wirkſame Vermögen aller anderen Kräfte fließt; ſo muß auch ein entſprechendes Subject, welches eben ſo viel leiden, als jenes wirken kann, ſchlechterdings angenommen werden. Das Vermögen des Einen iſt, zu beſtimmen; das Vermögen des Andern, ſich beſtimmen zu laſſen.

Wenn man die Materie von der Form abſondern will, um ſie beſonders zu betrachten, ſo pflegt man von einer Vergleichung mit den Werken der Kunſt auszugehen. Auf dieſe Weiſe ſehen wir die Pythagoräer, die Platoniker und die Peripatetiker verfahren. Das erſte beſte Handwerk kann hier zum Beyſpiel dienen. So liegt den Arbeiten des Tiſchlers, das Holz, den Arbeiten des Schmiedes, das Eiſen zum Grunde. Jeder bringt aus Einem und immer nur demſelben, aber ſeiner Kunſt beſonders geeigneten Stoffe, eine Mannichfaltigkeit verſchiedener Dinge hervor, deren Geſtalt, Art, Beſchaffenheit und Gebrauch zwar nicht aus der Natur und dem Eigenthümlichen des Stoffes hergeleitet werden kann, aber welche doch auch ſchlechterdings nicht durch die Kunſt allein und bloß für ſich beſtehen könnten. Eben ſo verhält es ſich in Abſicht der Natur; doch mit dem wichtigen Unterſchiede, daß die Kunſt eine ſchon gebildete und mannichfaltige Materie, deren bloße Oberfläche ſie verändert, aus den Händen der Natur empfängt. Die Natur wirkt aus dem Mittelpuncte gleichſam ihres Gegenſtandes, einer durchaus formloſen Materie; und dieſer ſubjective Gegenſtand iſt nur ein einziger und einfacher, dem ſie alle ſeine Verſchiedenheiten und Beſtimmungen durch die Form erſt geben muß.

Aber dürfen wir eine ſolche formloſe Materie annehmen, wenn wir ſie nirgend finden, und kein

Mittel haben, uns von ihrer Realität zu überzeugen? — Wir dürfen es keinesweges. Fehlt es uns aber darum an einem Mittel die Farben wahrzunehmen, weil wir nicht das Ohr dazu gebrauchen können? Freylich, um das von dem Subjecte der Kunſt ſo ganz verſchiedene Subject der Natur wahrzunehmen, bedarf es eines andern, als des äuſſerlichen Sinnes: es wird nur durch das Auge der Vernunft erblickt, dem es aber nicht entgehen kann.

Wie ſich die Form der Kunſt zu der Materie der Kunſt verhält, ſo verhält ſich, unter der gehörigen Einſchränkung, auch die Form der Natur zu der Materie der Natur. Welche unzählige Menge von Verwandlungen ſehen wir nicht die Kunſt mit einer einzigen Materie vornehmen! Hier liegt der gefällte rohe Stamm; dort ſteht ein ausgeſchmückter, mit dem koſtbarſten Geräthe angefüllter Pallaſt. Aehnliche Verwandlungen zeigt uns die Natur. Was erſt Samen war, wird Gras, hierauf Aehre, alsdann Brodt — Nahrungsſaft — Blut — thieriſcher Samen — ein Embryo — ein Menſch — ein Leichnam; dann wieder Erde, Stein, oder andere Maſſe, und ſo fort. Hier erkennen wir alſo Etwas, welches ſich in alle dieſe Dinge verwandelt, und an ſich immer eins und daſſelbe bleibt. Es kann alſo weder Körper ſeyn, noch zu dem gehören, was wir Eigenſchaften, Beſchaffenheiten oder Qualitäten nennen; denn dieſe ſind veränderlich und gehen von einer natürlichen Form in die andere über: es kann folglich auch nicht körperlich und ſinnlich dargethan werden.

Da nun aber, dieſem zufolge, alle natürliche Formen aus der Materie hervorgehen und in dieſelbe zurückkehren; ſo ſcheint wirklich nichts beſtändig, ewig, und des Namens eines Princips würdig zu ſeyn, als allein die Materie. Die Formen können ohne die Materie, die ſie aus ihrem Schooße hervorgehen läßt, und wieder darin aufnimmt, nicht beſtehen; dahingegen die Materie immer dieſelbe, und immer eben fruchtbar bleibt. Darum ſind nicht wenige, nachdem ſie dem Grunde der natürlichen Formen lange nachgedacht hatten, zuletzt auf den Gedanken gerathen, es wären dieſe Formen bloße Zufälligkeiten, Beſchaffenheiten und Umſtände der Materie. Der Materie allein müſſe folglich Realität, Vollkommenheit und wirkliches Vermögen zugeſchrieben werden;

keinesweges aber ſolchen Dingen, welche deutlich zu erkennen geben, daß ſie weder Subſtanz, noch Natur, ſondern nur Dinge der Subſtanz und der Natur ſind. Dieſer Lehre, welche die Materie zu einem nothwendigen, ewigen und göttlichen Princip macht, war auch der Peripatetiſche Maure Avicebron zugethan, der ſie den Gott nennt, in welchem alle Dinge ſind.

Wirklich muß man in dieſen Irrthum gerathen, wenn man nur eine zufällige Form, eine Form der zweiten Gattung, und nicht jene nothwendige, ewige und erſte, welche aller Formen Form und Quelle iſt, erkennt, die wir mit den Pythagoräern das Leben und die Seele der Welt genannt haben.

Aber dieſe erſte allgemeine Form, und jene erſte allgemeine Materie: wie ſind ſie vereinigt, unzertrennlich; verſchieden — und dennoch nur Ein Weſen? Dieſes Räthſel müſſen wir nun aufzulöſen ſuchen.

Das Princip, welches Materie heißt, kann auf zweyerley Weiſe betrachtet werden. Einmal, als Potenz; hernach, als Subject. Wenn wir ſie als Potenz betrachten, fallen alle mögliche Weſen auf eine gewiſſe Weiſe unter ihren Begriff; und die Pythagoräer, Platoniker, Stoiker und Andere, haben ſie aus dieſer Urſache nicht weniger zu den überſinnlichen, als zu den ſinnlichen Dingen gerechnet. Wir ſehen die Materie nicht ganz ſo an, wie dieſe Weltweiſen, ſondern machen uns von ihr, als Potenz, einen höheren und mehr entwickelten Begriff.

Gewöhnlich theilt man die Potenz, oder das Vermögen, in ein actives und ein paſſives ein. Ich laſſe den activen Modum bey Seite, um bey dem paſſiven zu bemerken, daß man, um ihn nach der Wahrheit zu betrachten, ihn rein und abſolut betrachten müſſe. Nun iſt es unmöglich, irgend einer Sache Daſeyn beyzumeſſen, welcher das Vermögen da zu ſeyn gebräche. Letzteres bezieht ſich aber ſo ausdrücklich auf den activen Modum, daß hieraus ſogleich erhellt, wie der eine ohne den andern nicht ſeyn kann, ſondern beyde ſich einander gegenſeitig vorausſetzen. Wenn alſo von jeher ein Vermögen zu wirken, hervorzubringen, zu erſchaffen da war, ſo mußte auch von jeher ein Vermögen, bewirkt, hervorgebracht, und erſchaffen zu werden, da ſeyn. Der Begriff der Materie, als eines paſſiven

Weſens, auf dieſe Weiſe gefaßt, läßt ſich mit dem Begriffe des höchſten übernatürlichen Princips ohne Bedenken vereinigen, und nicht allein alle Philoſophen, ſondern auch alle Gottesgelehrte müſſen ihre Stimme dazu geben. Die vollkommene Möglichkeit des Daſeyns der Dinge, kann vor ihrem wirklichen Daſeyn nicht vorhergehen, und eben ſo wenig nach demſelben überbleiben. Wenn es eine vollkommene Möglichkeit, wirklich zu ſeyn, ohne wirkliches Daſeyn gäbe, ſo erſchafften die Dinge ſich ſelbſt, und wären da ehe ſie da wären. Das erſte und vollkommenſte Princip faſſet alles Daſeyn in ſich; kann alles ſeyn, und iſt alles. Wenn es nicht Alles ſeyn könnte, ſo wär' es auch nicht alles. Thätige Kraft und Potenz, Möglichkeit und Wirklichkeit, ſind in ihm alſo ein unzertrenntes und unzertrennliches Eins. Nicht ſo die andern Dinge, welche ſeyn und nicht ſeyn, ſo oder anders beſtimmt werden können. Jeder Menſch iſt in jedem Augenblicke, was er in dieſem Augenblicke ſeyn kann; aber nicht alles was er überhaupt und der Subſtanz nach ſeyn kann. Was alles iſt, was es ſeyn kann, iſt nur ein Einziges, welches in ſeinem Daſeyn alles andere Daſeyn begreift. Die übrigen Dinge ſind nur was ſie ſind, und jedesmal ſeyn können, einzeln, beſonders, in einer gewiſſen Ordnung und Folge. Alſo iſt ein jedes Vermögen eine Handlung, welche im Princip eingewickelt, ungetrennt, die einfache Handlung des Princips ſelbſt iſt, welche in den Dingen entwickelt, zerſtreut und vervielfältigt erſcheint.

Das Univerſum, die unerzeugte Natur, iſt ebenfalls alles was ſie ſeyn kann in der That und auf Einmal; weil ſie alle Materie nebſt der ewigen unveränderlichen Form ihrer wechſelnden Geſtalten in ſich faßt: aber in ihren Entwickelungen von Moment zu Moment, ihren beſonderen Theilen, Beſchaffenheiten, einzelnen Weſen, überhaupt ihrer Aeuſſerlichkeit, iſt ſie ſchon nicht mehr was ſie iſt und ſeyn kann; ſondern nur ein Schatten von dem Bilde des erſten Princips, in welchem thätige Kraft und Potenz, Möglichkeit und Wirklichkeit Eins und daſſelbe ſind. Da kein Theil des expliciten Weltalls alles iſt, was er ſeyn kann, wie ſollte das aus lauter ſolchen Theilen beſtehende Ganze die Vollkommenheit einer Natur ausdrücken, welche alles iſt, was ſie ſeyn kann, und nichts ſeyn kann, was ſie nicht iſt?

Unſerem Verſtande iſt es unmöglich, jenes durchaus und ſchlechterdings thätige Vermögen, welches zugleich das ſchlechterdings und durchaus leidende Vermögen iſt, zu faſſen; wir begreifen weder wie Etwas alles ſeyn kann, noch wie es alles iſt; denn unſere ganze Erkenntniß iſt nur eine Erkenntniß der Aehnlichkeit und des Verhältniſſes, welche bey dem Unermeßlichen, Unvergleichbaren, ſchlechterdings Einzigen auf keine Weiſe kann angewendet werden. Wir haben kein Auge weder für die Höhe dieſes Lichts, noch für die Tiefe dieſes Abgrundes; worüber die Heiligen Bücher, indem ſie beyde äuſſerſte Enden zuſammenfaſſen, mit Erhabenheit ſagen: Tenebrae non obſcurabuntur a te. Nox ſicut Dies illuminabitur. *Sicut tenebrae ejus, ita et lumen ejus.*

III.

Von dem materiellen Princip als Subject betrachtet.

Wir haben geſehen, indem wir die Materie als Potenz betrachteten, daß man ihr, ohne der Gottheit zu nahe zu treten, einen höheren Rang anweiſen kann, als Plato in ſeiner Politik und ſeinem Timäus gethan hat. Man hüte ſich nur die Materie der zweiten Gattung, welche das Subject allein der natürlichen veränderlichen Dinge iſt, mit derjenigen zu vermiſchen, welche ſinnliche und überſinnliche Welt mit einander gemein haben. Aller Anſtoß iſt alsdann gehoben, und man wird ohne große Schwierigkeit anerkennen, daß das erſte Princip nicht auf eine unterſchiedene Weiſe, weder mehr formal noch mehr material ſey, welches am Ende zu der Erkenntniß führt, daß der Subſtanz nach alles Eins ſey.

Was nun die Subſtanz angeht, ſo findet ſich nicht, daß weder die Peripatetiker, noch die Platoniker, in Abſicht derſelben einen Unterſchied des Körperlichen und Unkörperlichen gemacht haben; und es kann ein ſolcher Unterſchied auch nur in Beziehung auf die Form ſtatt finden. Die beſtehenden verſchiedenen Dinge führen uns nothwendig auf ein Princip ihres Beſtehens, auf ein einfaches Grundweſen, in welchem alle Unterſchiede der einzelnen Formen verſchwinden. Wie nun die ſinnlichen Dinge zuſammen ein Subject des Sinnlichen vorausſetzen, ſo ſetzen die intelligibeln ebenfalls ein Subject des Intelligibeln voraus. Beyde erfordern aber nothwendig wieder einen Grund, der ihnen gemein ſey, weil kein Weſen ſeyn kann, welches nicht aus einem Daseyn hervorginge und darauf beruhte, dasjenige Weſen allein ausgenommen, deſſen Wirklichkeit in ſeinem Weſen ſchon begriffen und vollſtändig gegeben iſt.

Wenn der Körper, wie allgemein zugegeben wird, eine Materie, die nicht Körper iſt, vorausſetzt, dieſe alſo, der Natur nach, dem körperlichen Daſeyn vorhergeht; ſo ſehe ich nicht ein, was die Materie mit den Subſtanzen, welche man unkörperlich nennt, ſo ganz unverträglich machen ſollte. Es giebt ja auch der Peripatetiker genug, welche ſagen: da in den körperlichen Subſtanzen ein gewiſſes formelles und göttliches Etwas angetroffen werde, ſo müſſe ein gewiſſes materielles Etwas auch in den göttlichen ſeyn, damit die Ordnungen der niedern und höheren Dinge in einander greifen, und ſich gegenſeitig beſtimmen können. Auch Plotin ſagt in dem Buche von der Materie, daß wenn ſich in der intelligibeln Welt eine Menge und Mannichfaltigkeit von Weſen befinde, ſo müſſe neben dem, was ihre Eigenheiten und Verſchiedenheiten beſtimme, noch etwas ſeyn, was ſie alle mit einander gemein haben. Dieſes, was allen gemein ſey, vertrete die Stelle der Materie; was ihre Eigenheit und Verſchiedenheit beſtimme, die Stelle der Form. Wo keine Verſchiedenheit wäre, da wäre keine Ordnung, keine Schönheit und Zierde. Verſchiedenheit und Ordnung aber laſſen ſich nicht denken, ohne daß man zugleich Materie ſetzt.

Dieſe Materie, welche den unkörperlichen wie den körperlichen Dingen zum Grunde liegt, iſt ein mannichfaltiges Weſen, in ſo fern es die Menge der Formen in ſich ſchließt; in ſich betrachtet aber ſchlechterdings einfach und untheilbar. Sie iſt alles was ſeyn kann in der That und auf einmal; und weil ſie alles iſt, kann ſie nichts insbeſondre ſeyn. Ich geſtehe, daß es nicht für jeden leicht zu faſſen iſt, wie Etwas alle Eigenſchaften, und keine beſitzen, das formelle Weſen von allem ſeyn, und doch ſelbſt keine Form haben könne; doch iſt dem Weltweiſen der Satz bekannt: non poteſt eſſe idem, totum et aliquid. Und was ſehen wir nicht die Materie von unſeren Augen alles ſeyn und werden, ohne daß wir ſie nach einer der beſonderen Contractionen der Form benennen können? Iſt ſie Luft, Feuer, Waſſer oder Erde? Ja, wenn wir auch zu den niedrigeren Gattungen des Individuellen und den bloßen Modificationen der Kunſt herabſteigen: wer wird z. B. jene Contraction durch die Form, welche wir Holz nennen, wer wird den Begriff dieſer Subſtanz aus der Vorſtellung eines Tiſches, Stuhles oder Bettes herleiten wollen? So nimmt die Materie im höchſten Verſtande alle Formen an, ohne durch irgend eine dargeſtellt zu werden. Nullas habet dimenſiones, ut omnes habeat. Aber jene Unendlichkeit von Formen, welche ſie annimmt, nimmt ſie nicht von einem andern und gleichſam nur äuſſerlich an, ſondern ſie bringt ſie aus ſich ſelbſt hervor. Sie iſt nicht jenes prope nihil, wozu einige Philoſophieen ſie haben machen wollen, und darüber mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen ſind; nicht ein reines, leeres, nackendes Vermögen, ohne Wirkſamkeit, Vollkommenheit und That. Wenn ſie für ſich ſelbſt keine Form hat, ſo iſt ſie nicht davon entblößt, wie das Eis von der Wärme, oder der Abgrund von dem Lichte: ſie gleicht der kreißenden Gebährerinn, wenn ſie die Frucht aus ihrem Schooße drängt.

Nicht bis zu dem Begriffe des allerhöchſten Weſens, deſſen Erkenntniß auſſer dem Bezirke des menſchlichen Verſtandes liegt, können wir uns auf dieſe Weiſe hinaufſchwingen; wohl aber zu der Einſicht, welchergeſtalt die Seele der Welt alles vermag, alles wirkt, alles in allem iſt, und wie die unendliche Menge der einzelnen Dinge in ihr und durch ſie nur Ein Weſen ausmachen. Dieſe Einheit zu erkennen iſt der Zweck aller Philoſophie und Erforſchung der Natur. Höhere Betrachtungen, welche über die Natur hinausgehen, ſind demjenigen, welcher nicht glaubt, unmöglich, und von keinem Nutzen. Es gehört dazu ein übernatürliches Licht, welches nie bey der Meynung, jedes Ding sey Körper, entweder einfach wie der Aether, oder zuſammengeſetzt, wie die Geſtirne und andere Weſen dieſer Gattung, angetroffen wird. Die Anhänger dieſer Meynung ſuchen die Gottheit nicht auſſer dem Unendlichen der Welt und der unendlichen Reihe der Dinge, ſondern innerhalb der Welt und in den Dingen; und dieſes allein macht den Unterſchied zwiſchen dem gläubigen Theologen und dem eigentlichen Weltweiſen aus.

Auch Ariſtoteles und ſeine Nachfolger laſſen die Formen aus dem inneren Vermögen der Materie vielmehr hervorgeben, als auf eine andere gewiſſermaſſen äuſſerliche Weiſe darin erzeugt werden; aber anſtatt das wirkſame Vermögen in der innerlichen Bildung der Form zu erblicken, haben ſie es hauptſächlich in der Entwickelung derſelben nur erkennen wollen; da doch die vollendete, ſinnliche und ausdrückliche Erſcheinung eines Dinges nicht der hauptſächliche Grund ſeines eigentlichen Daſeyns, ſondern nur eine Folge und Wirkung deſſelben iſt. Die Natur bringt ihre Gegenſtände, nicht wie die Kunſt durch Wegnehmen und Zuſammenfügen, ſondern allein durch Scheidung hervor. So lehrten die weiſeſten Männer unter den Griechen, ſo die Morgenländer; und Moſes, da er die Entſtehung der Dinge beſchreibt, führt das allgemeine wirkſame Weſen alſo redend ein: die Erde bringe hervor lebendige Thiere; das Waſſer bringe hervor ſein Lebendiges. So viel, als überhaupt: es bringe die Materie hervor. Denn bey Moſe iſt das materielle Princip der Dinge Waſſer. Den wirkſamen Verſtand nennt er Geiſt. Dieſer ſchwebte auf dem Waſſer, und es wurde Schöpfung. Alles geht, durch Scheidung, allmählich aus dem Gewäſſer hervor.

IV.

Von dem Einen.

So iſt das Univerſum Eins, unendlich, unbeweglich. Es giebt nur Eine abſolute Möglichkeit, nur Eine Wirklichkeit und That. Form oder Seele iſt nur Eins; nur Eins Materie oder Körper. Eins das Ding; Eins das Weſen. Eins das Größte und Beſte, zu deſſen Weſen es gehört, nicht gefaßt werden zu können, und weder Ende, noch Grenze, noch irgend eine letzte Beſtimmung zu haben. Es iſt alſo unendlich und unermeßlich; folglich auch unbeweglich. Seinen Ort kann es nicht verändern, weil auſſer ihm kein Ort vorhanden iſt. Es wird nicht erzeugt, weil alles Daſeyn ſein eigenes Daſeyn iſt. Es kann nicht untergehen, weil nichts iſt, worin es übergehen könnte. Es kann weder wachſen noch abnehmen, weil ſich das Unendliche, zu dem keine Verhältniſſe paſſen, ſo wenig vermindern als vermehren läßt. Es iſt keinem Wechſel unterworfen; weder von auſſen, da ihm nichts äuſſerlich iſt; noch von innen, weil es alles, was es ſeyn kann, zugleich und auf Einmal iſt. Seine Harmonie iſt eine ewige Harmonie und die Einheit ſelbſt. Es iſt nicht Materie, weil es keine Figur, keine Grenze hat, noch haben kann. Es iſt nicht Form und ertheilt keine Form oder Geſtalt, weil es ſelbſt Jedes und das Geſammte, Eins und Alles iſt. Es kann weder gemeſſen, noch zum Maaß genommen werden. Es faßt und umfaßt ſich ſelbſt nicht, weil es nicht größer iſt als es ſelbſt. Es wird nicht gefaßt und umfaßt, weil es nicht kleiner iſt als es ſelbſt. Es vergleicht ſich nicht und kann nicht verglichen werden, weil es nicht eins und ein anderes, ſondern Eins und daſſelbe iſt.

Da es Eins und daſſelbe iſt, ſo hat es nicht ein Seyn und ein anderes Seyn; und weil es nicht ein Seyn und ein anderes Seyn hat, ſo hat es auch nicht Theile und andere Theile; und weil es nicht Theile und andere Theile hat, ſo iſt es nicht zuſammengeſetzt. Es iſt auf gleiche Weiſe das Geſammte und ein Jedes, Alles und Eins; alſo Grenze und dennoch keine Grenze; Form und dennoch keine Form; Materie und dennoch keine Materie; Seele und dennoch keine Seele. Seine Höhe beträgt nicht mehr, als ſeine Länge und Tiefe. Man kann es, wenn man will, mit einer Sphäre vergleichen; aber es iſt keine Sphäre. In einer Sphäre ſind Länge, Breite und Tiefe dieſelben, weil ſie einerley Grenze haben; in dem Weltall hingegen ſind Länge, Breite und Tiefe dieſelben, weil ſie keine Grenze haben, ſondern unendlich ſind. Wo kein Maaß iſt, da ſind keine Verhältniſſe, noch überhaupt Theile, welche ſich vom Ganzen unterſcheiden. Ein Theil des Unendlichen wäre ſelbſt ein Unendliches; alſo Eins mit dem Ganzen. Es kann folglich in der unendlichen Dauer auch die Stunde nicht vom Tage, der Tag nicht vom Jahre, das Jahr nicht vom Jahrhundert, das Jahrhundert nicht vom Augenblick unterſchieden werden; denn das eine hat zur Ewigkeit nicht mehr Verhältniß, als das andere. Auch Du bleibſt immer eben weit vom Unendlichen entfernt, und auſſer allem Verhältniſſe gegen daſſelbe, du magſt ein Menſch, eine Ameiſe oder eine Sonne ſeyn. Daſſelbe gilt von allen einzelnen Dingen ohne Ausnahme, weil der Begriff des Unendlichen alle Einzelnheiten und Verſchiedenheiten, alle Zahl und Größe aufhebt. Im Univerſo iſt der Körper nicht vom Puncte, das Centrum nicht von der Peripherie, das Endliche nicht vom Unendlichen, das Größte nicht vom Kleinſten unterſchieden*). Es iſt lauter Mittelpunct; oder ſein Mittelpunct iſt überall, und ſein Umkreis nirgend. Darum war es keine leere Rede, wenn jene Alten von dem Vater der Götter ſagten, er erfülle alle Dinge, habe in jedem Theile des Weltalls ſeinen Sitz, ſey der Mittelpunct eines jeden Weſens, Eins in Allem und derjenige, durch welchen Eines Alles iſt. Die einzelnen Dinge, welche ſich einander unaufhörlich verändern, ſuchen kein neues Daſeyn, ſondern nur eine andere Art des Daſeyns. Sie ſind; aber ſie ſind nicht alles, was ſeyn kann, in der That und zugleich. Dieſelbe Contraction der Materie, welche die Form eines Pferdes beſtimmt, kann nicht zugleich die Form eines Menſchen, einer Pflanze, oder ſonſt eines einzelnen Dinges beſtimmen. Alle gehören zu Einem Daſeyn; nur nicht auf dieſelbe Weiſe. Das Univerſum aber begreift nicht allein alles Daſeyn, ſondern auch alle Weiſen des Daſeyns in ſich; es iſt alles, was ſeyn kann, in der That, zugleich, vollkommen, und auf eine ſchlechterdings einfache Weiſe.

---

*) Im Univerſo iſt der Körper nicht vom Puncte unterſchieden, weil Möglichkeit und Wirklichkeit, Potenz und Actus im Unendlichen eins und daſſelbe; der Punct aber die Potenz der Linie, die Linie die Potenz der Fläche, die Fläche die Potenz des Körpers iſt. Es iſt genau dieſelbe Vorſtellungsart, welche ſich im Spinoza findet. Man würde aber ſowohl den Bruno, als den Spinoza ſehr übel verſtehen, wenn man ihnen die ungereimte Meynung beymäße, es könnten Linien aus Punc-

---

ten, Flächen und Linien, Körper aus Flächen zuſammengeſetzt werden. Alle Figuration iſt bey ihnen bloße äuſſerliche Determination durch Bewegung.

Was die Verſchiedenheiten der Dinge, Zahl, Maaß und Verhältniß ausmacht, beruhet auf Zuſammenſetzung, Figur und andern Modificationen der Subſtanz, welche in ſich immer dieſelbe bleibt. In dieſem Verſtande ſagt Salomo, es geſchehe nichts neues unter der Sonne. Alles iſt Eitelkeit, auſſer dem unveränderlichen allgegenwärtigen Einzigen; ſeine Subſtanz iſt die Einzige Subſtanz; alles auſſer ihm iſt Nichts.

Die zahlloſe Menge der Weſen befindet ſich alſo im Weltall nicht wie in einem bloßen Behältniſſe, oder Raume; ſondern es ſind dieſe Heere der einzelnen Dinge, gleich den Säften und dem Blute in dem Leben eines Leibes. Wie die menſchliche Seele, untheilbar und nur Ein Weſen, dennoch jedem Theile ihres Leibes ganz gegenwärtig iſt, indem ſie zugleich das Ganze deſſelben zuſammen hält, trägt und bewegt: ſo iſt auch das Weſen des Weltalls im Unendlichen Eins, und nicht weniger in jedem der einzelnen Dinge, welche von uns als Theile deſſelben angeſehen werden, gegenwärtig; ſo daß in der That das Ganze und jeder Theil, der Subſtanz nach, nur Eins iſt. Dieſe nannte da her Parmenides mit Recht das Eine, Unendliche, Unwandelbare. Und wie auch ſeine Lehre, von der wir keine recht beſtimmte und zuverläſſige Nachricht haben, übrigens beſchaffen geweſen ſeyn mag, ſo ſtehet überhaupt doch dieſes einmal feſt: daß alles, was wir an den Körpern, in Anſehung ihrer Bildung, Eigenſchaften, Figur, Farbe und anderer Beſchaffenheiten verſchiedenes wahrnehmen, nichts als äuſſere Geſtalt Einer und eben derſelben Subſtanz ſey, eine veränderliche Erſcheinung eines unveränderlichen ewigen Weſens; und daß in dieſem Weſen alle Geſtalten eingewickelt liegen, wie im Samen die unſichtbaren Glieder. Durch die Entwickelung dieſer Glieder wird keine andere neue Subſtanz hervorgebracht, ſondern nur eine vollendete Begebenheit vor Augen geſtellt.

Die Bemerkung von dem Samen in Abſicht der thieriſchen Glieder, gilt auch von der Speiſe in Abſicht der Säfte, des Blutes, des Fleiſches, des Samens ſelbſt; eben ſo wieder von den andern Dingen, welche vor der Speiſe vorhergeben; und ſo von Stufe zu Stufe immer weiter hinauf, bis wir zu einem phyſiſchen allgemeinen Weſen, und am

Ende zu jener urſprünglichen allgemeinen Subſtanz gelangen, welche Eine und dieſelbe für alle Dinge, und das Weſen aller Weſen iſt. Wie der Künſtler ſeine Materie jedem Maaße, jeder Geſtalt und Abſicht unterwirft, die Dinge ſeiner Kunſt aber nie die Materie ſelbſt, ſondern nur Dinge von und aus dieſer Materie werden, ſo iſt alles was zu den Verſchiedenheiten der Geſchlechter, Arten und Eigenſchaften gehört, was durch Geburt, Auflöſung, Wechſel und Wandel zum Daſeyn gelangt, kein wahrhaftes Weſen, und ſein Daſeyn kein eigentliches Daſeyn, ſondern es gehört nur zu den Beſchaffenheiten und dem Zuſtande des Weſens, welches in ſich Eins, unendlich, unbeweglich, Subject, Materie, Leben, Seele, überhaupt das allein Wahre und Gute iſt.

Daß allem Zuſammengeſetzten und Theilbaren etwas nicht Zuſammengeſetztes und Einfaches zum Grunde liege, und jenes auf dieſes zurückgeführt werden müſſe, iſt eine anerkannte allgemeine Wahrheit. Auch ringt der menſchliche Verſtand unaufhörlich darnach, dieſe Einheit zu ergründen, und läßt nicht ab mit Forſchen und Streben, bis er entweder ſie ſelbſt in den Dingen, oder wenigſtens für ſeine Vorſtellung ein Bild der Aehnlichkeit von ihr gefunden hat.

So haben Einige, um ſich die Art und Weiſe des Hervorgehens der einzelnen Dinge aus dem unendlichen Weſen vorzuſtellen, jene beſonderen Subſtanzen als aus der Einheit entſpringende Zahlen betrachtet. Andere wollten lieber das Subſtanzielle Princip als einen Punct, und die einzelnen Weſen als Figuren anſehen. Die erſte Anſicht iſt die reinere und beſſere. Sie gehört der Pythagoräiſchen Schule, von welcher Plato ſich nur aus Eitelkeit entfernte. Denn ſicher war es ihm nicht unbekannt, daß Einheit und Zahlen den Punct und die Figuren beſtimmen; dieſe alſo jenen, nicht jene dieſen zum Grunde liegen: oder man müßte behaupten wollen, daß die unkörperliche Subſtanz die körperliche vorausſetze. Maaß ohne Zahl läßt ſich nicht denken; folglich ſind die arithmetiſchen Vorſtellungen und Begriffe ſchicklicher, als die geometriſchen, um uns durch die Menge der Weſen bis zu der Wahrnehmung und Betrachtung jenes einfachen Princips zu leiten, welches allein Subſtanz und die Wurzel aller Dinge iſt. Unmöglich kann dieſes Weſen durch ein eigenthümliches Wort, oder ſonſt auf eine beſtimmte, mehr poſitive als negative Weiſe bezeichnet werden. Darum haben es Einige Punct, Andere Einheit, wieder Andere das Unendliche, jeder nach dem Geſichtspuncte, aus dem er es betrachtete, genannt.

Wie unſer Aufſteigen zu demſelben, ſo iſt ſein Herniederſteigen zu uns. Wir erzeugen, durch Zuſammenfaſſen des Mannichfaltigen, Einheit des Begriffes; das erſte Princip erzeugt, indem es ſeine Einheit entwickelt, die Mannichfaltigkeit der Weſen. Es nimmt aber dadurch, daß es zahlloſe Arten und Geſchlechter, eine Unendlichkeit von einzelnen Dingen hervorbringt, für ſich ſelbſt keine Zahl, kein Maaß noch Verhältniß an; ſondern bleibt Eins und untheilbar in allen Dingen. Wenn wir alſo einen einzelnen Menſchen anſehen, ſo nehmen wir nicht eine beſondere Subſtanz, ſondern die Subſtanz im beſondern wahr.

Demjenigen, welcher unſeren Betrachtungen bis hieher gefolgt iſt, kann die Behauptung des Heraklit von der durchgäng'gen Coincidenz des Entgegengeſetzten in der Natur, welche alle Widerſprüche enthalten, aber zugleich ſie in Einheit und Wahrheit auflöſen muß, nicht mehr anſtößig ſeyn. Von dieſer Coincidenz giebt uns nicht allein die Mathematik manche Beyſpiele und Beweiſe; ſondern wir finden ihre Wirklichkeit auch auf jedem andern Wege beſtätigt. Muß nicht das Principiatum von ſeinem Principio allemal weſentlich verſchieden ſeyn? Kälte und Wärme, jedes im niedrigſten Grade, verlieren ſich in Eine und dieſelbe Eigenſchaft, und beweiſen die Identität ihres Princips, deſſen Modificationen, im höchſten Grade, Reſiſtenz, im niedrigſten, Vereinigung erblicken laſſen. Wer ſieht nicht, daß Untergehen und Entſtehen einerley Quelle haben? Die Liebe des Einen iſt der Haß des Andern. In der Subſtanz und dem innerſten Grunde der Dinge iſt alſo Haß und Liebe, Freundſchaft und Streit, eins und daſſelbe. Wie das Princip der Begriffe verſchiedener und ſich einander aufhebender Gegenſtände, nur Ein Princip der Erkenntniß iſt; ſo iſt auch das Princip verſchiedener und ſich einander aufhebender wirklicher Dinge, nur Ein Princip des Daſeyns. Die Mannichfaltigkeit der Veränderungen eines Subjects verhält ſich, wie die Mannichfaltigkeit der Empfindungen durch Einen und denſelben Sinn.

Um in die tiefſten Geheimniſſe der Natur einzudringen, muß man nicht müde werden, den entgegengeſetzen und widerſtreitenden äuſſerſten Enden der Dinge, dem Maximum und Minimum nachzuforſchen. Den Punct der Vereinigung zu finden, iſt nicht das Größte; ſondern, aus demſelben auch ſein Entgegengeſetztes zu entwickeln; dieſes iſt das eigentliche und tiefſte Geheimniß der Kunſt.

Das höchſte Gut, die höchſte Vollkommenheit und Seligkeit beruhet auf der Einheit, welche das Ganze umfaßt. Wir ergötzen uns an der Farbe, aber nicht an einer einzelnen, ſondern der Vereinigung verſchiedener. Es iſt eine ſchwache Rührung, die ein muſikaliſcher Ton für ſich allein zuwege bringt; die Zuſammenſtimmung vieler Töne aber ſetzt uns in Entzücken. Und wer wird die Wirkung irgend eines beſondern Gegenſtandes der Empfindung und Wahrnehmung mit derjenigen vergleichen wollen, die wir von dem Weſen erfahren, welches alles, was

That und Vermögen heißt, umfaßt; irgend einen Begriff, mit der Erkenntniß der Quelle aller Erkenntniß? Je mehr unſer Verſtand die Art dieſes allerhöchſten Verſtandes, welcher das Begriffene und Begreifende zugleich iſt, annimmt, deſto richtiger wird unſere Einſicht in das Ganze ſeyn. Wer dieß Eine faßt, der faßt alles; wer dieß Eine nicht faßt, der faßt nichts. — Was Odem hat, erhebe ſich zum Preiſe des Hohen und Mächtigen, des allein Guten und Wahren; zum Preiſe des unendlichen Weſens, welches Urſache, Princip — Eins und Alles iſt.

Beylage II.

Diokles an Diotima über den Atheismus.

Geliebteſte Diotima!

Alles, was wir von der Geſchichte des einzelnen Menſchen ſowohl, als des menſchlichen Geſchlechtes wiſſen, lehret uns, daß der Atheismus lange nach der Verehrung einer Gottheit, oder nach der Religion entſprungen iſt, und ſeinen Grund in einem Nachdenken hat, welches ſchon eine gewiſſe Uebung des Verſtandes vorausſetzt.

Zur Erkenntniß der Gottheit hingegen, zu irgend einer Verehrung derſelben, oder zur Religion, führet den Menſchen die ganze innere Einrichtung ſeiner Natur.

Dieſen Gedanken näher zu beſtimmen, ſo kann zwar die Trauer über einen Helden, einen Weiſen oder Wohlthäter, welchen uns der Tod entriß, die Hoffnung, und folglich auch die Vorſtellung in uns erregen, daß derſelbe noch am Leben ſey; wir gelangen aber, wenn wir bloß dieſer Spur in der Geſchichte der Menſchheit folgen, nicht weiter, als zu den Geiſtern von Fingals Vätern, oder zu den Laren der alten Perſer und Hetrusker.

Auch gebe ich zu, daß die Furcht, ſie ſey nun dem Menſchen natürlich wegen der Schwäche ſeiner phyſiſchen Wehr, oder zufällig in ihm, weil er einige ſeiner urſprünglichen Kräfte verloren hat, uns antreibt, alles um Hülfe anzurufen, was uns umgiebt; aber dieß iſt bloß die Quelle ſolcher Täuſchungen, wie einſt die Täuſchung des Demoſthenes war, da er, auf ſeiner Flucht, ein Geſträuch um das Leben bat.

Das prachtvolle Schauſpiel dieſes Weltalls hingegen; der ehrfurchterregende Anblick der Sonne, des geſtirnten Himmels, eines Regenbogens; die unendlichen Mannichfaltigkeiten der Natur, welche durch alle Sinne zugleich auf die noch leere Seele des Menſchen wirkten, ergriffen dieſelbe ganz, und brachten in ihr eine lebhafte, obgleich bloß allgemeine, noch durchaus verworrene Vorſtellung, ohne beſtimmten Begriff hervor. Dieſes Chaos ordnete ſich allmählich. Die Gegenſtände erhielten ihre Umriſſe, vereinzelten, trennten ſich; und die Begriffe von Zahl und Größe fingen an hervorzutreten. Auf die erſte verworrene Vorſtellung, auf jene allgemeine Erſchütterung der Seele folgte ein ſinnloſes Staunen; aber bald hernach machte der Drang der Bewunderung ſich gewaltſam Raum, und ehe der Menſch ſich zu beſinnen vermochte, fühlte er ſchon Regungen der Sehnſucht und Anbetung in ſich entſtehen. Dieß iſt der Augenblick, in welchem ſein ſittliches Organ zuerſt ſich äuſſerte.

Die Anzahl der Gegenſtände aber, ſobald der Menſch angefangen hatte, ſie zu unterſcheiden, war für ſeine Faſſungskraft zu groß. Seine Aufmerkſamkeit blieb daher vorzüglich auf denjenigen gerichtet, welcher ihm als der größte, ſchönſte und glänzendſte erſchien; und dieſer Gegenſtand wurde nun vor allem Uebrigen in ſeinen Augen das Höchſte.

Mir ſcheint es keinesweges ungereimt, anzunehmen, daß dieſer Hang zu dem, was den ſtärkſten Eindruck erregt, gewiſſe Thiere eben ſowohl, als den Menſchen zu Handlungen beſtimmte, welche eine Art von Verehrung anzudeuten ſcheinen; ſo wie jedes heftige Gefühl im Thiere wie im Menſchen analoge Ausdrücke und Handlungen erzeugt, welche Freude, Traurigkeit und Angſt verrathen, und die Quelle ſind, woraus wir die erſten Elemente der Sprache geſchöpft haben.

Ich will dieſen natürlichen und einfachen Gang des Menſchen zu der dunkeln Erkenntniß irgend eines über ihn erhabenen Weſens, von welchem er ſich abhängig fühlt, nicht weiter verfolgen. Genug, wenn wir deutlich eingeſehen haben, daß der Keim des Atheismus in dem erſten Kindesalter der Menſchheit nicht Wurzel faſſen konnte.

Von dem ſittlichen Organ, und den daraus entſpringenden Gefühlen, in ſo fern ſie zur Erkenntniß der Gottheit leiten können, rede ich nicht; weil dieſes Organ in jedem einzelnen Menſchen zu verſchieden, und bisher noch zu wenig zergliedert worden iſt, als daß auf eine allgemeine Annahme deſſelben gerechnet werden dürfte.

Nachdem nun der Menſch, von jenem dunkeln und noch rohen Gefühl einer über die ſeinige erhabenen Macht ergriffen, nach und nach ſeine Zeichen vermehrt, ſeine Einbildungskraft bereichert und geordnet, und die Kräfte ſeines Verſtandes geübt hatte, verſuchte er, um ſich mit dieſer Macht in ein näheres Verhältniß zu ſetzen, das bisherige dunkle Gefühl von ihr in einen deutlichen Begriff zu verwandeln. Er gab dem Weſen, welches er Gott nannte, einen beſtimmten Umriß, eine Geſtalt; und dieſer Gott wurde jetzt ein Gegenſtand, womit auch ſein Verſtand und ſeine Einbildungskraft ſich beſchäftigen konnten. Und da, mit der Vermehrung ſeiner Verhältniſſe, zugleich ſein ſittliches Gefühl war erweitert und in Uebung geſetzt worden, ſo theilte er überdieß noch ſeinem Gotte Sitten mit. Der Erfolg dieſes doppelten Verſuches war, daß der Menſch einen Gott nach ſeinem Bilde geſchaffen hatte; woraus bald eine Mehrheit von Göttern entſtand.

Als hierauf die Philoſophie ihren Urſprung nahm, das iſt: als der Menſch ſich einen hinlänglichen Vorrath von Zeichen und Begriffen zur inneren Betrachtung, zur Vergleichung und Verknüpfung, kurz zu den höheren Verrichtungen des Verſtandes geſammelt hatte, drangen ſich ihm zuerſt lauter Gegenſtände auf, welche mit dem Phyſiſchen zuſammenhingen. Alles war beſtimmt; alles hatte ſeinen Umriß; und da es der Menſch leichter fand, dergleichen ſcharf gezeichnete, ſelbſt den gröbſten Werkzeugen ſeiner Sinne noch entſprechende Gegenſtände zu behandeln, ſo vernachläßigte er ſeine inneren Gefühle, um ſich bloß mit Begriffen zu beſchäftigen.

Der Menſch (als ein mit Vernunft begabtes Weſen) hat einen äuſſerſt merkwürdigen Trieb, welcher genauer zergliedert zu werden verdiente. Er ſpürt nämlich, ſobald ſeine Selbſtthätigkeit ſich zu äuſſern angefangen hat, überall den Urſachen nach: entweder, weil er jeden Augenblick, wo ihn ſeine Willenskraft zu einer Handlung beſtimmt, ſich als *Urſache* fühlt, und er daher, in allem was er ſieht, ſein *Gleichartiges*, ſein Ich, das Handelnde ſucht; — oder, weil ihn ſein Hang zum Schönen, Reichhaltigen, Einfachen und Vollkommenen auf jene Verknüpfung von Urſache und Wirkung führt, die zur Bildung eines Ganzen gehört; — oder auch endlich, weil er beym Heraufſteigen zur Urſache einen Leitfaden zu finden hofft, womit er in die Tiefen der Zukunft, die ihn ruft, ſich hinab wagen könne.

Dieſer Trieb alſo ſpornte den Menſchen an, die Urſache des Weltalls zu erforſchen; da aber, um den Begriff dieſer Urſache auch nur unvollkommen zu bilden, nicht allein die vollſtändige Maſſe der Zeichen für unſere phyſiſchen Begriffe, ſondern auch eine Sprache, das Unendliche unſerer inneren Gefühle darzuſtellen, erfordert wird; ſo iſt offenbar, daß der Menſch in dieſem zu einer ſolchen Erforſchung noch unreifen Zuſtande, ſich mit der bloßen Erkenntniß des Weltbaues hätte begnügen müſſen. Um zu dieſer Erkenntniß zu gelangen, hatte er ſich den allgemeinen Begriff der Materie gebildet, den ihm ſeine äuſſeren Sinne mit Klarheit angaben. Von dieſem Begriffe zu den Atomen war der Uebergang natürlich und nothwendig. Das kleine, aber beſtimmte, noch in die Sinne fallende Atom war das Aeuſſerſte alles Sichtbaren und Fühlbaren. Alle Atome zuſammen machten dieſe Welt aus.

Eins fehlte jetzt noch dem Menſchen zur vollſtändigen Löſung ſeiner Aufgabe, und es war ihm leicht, dieſes Eine hinzuzufinden. Er ſchrieb der Materie das Princip einer inneren, mit ihrer Natur verknüpften Bewegung zu; durch Hülfe dieſer verborgenen Kraft, glaubte er den Grund, die Entwicklung und Ewigkeit der Welt, gleichſam mit Augen zu ſehen; und die Frage von der Entſtehung derſelben und der Quelle ihrer Beſchaffenheiten hielten die Weiſen der damaligen Zeit für hinlänglich beantwortet, wenn ſie ſagten: die Welt iſt da und iſt ſo beſchaffen, weil ſie da und ſo beſchaffen iſt. Dieß iſt der einfache und vollkommene Atheismus. Die Gottheit war nunmehr entbehrlich geworden; man verlachte, als erträumte Weſen, die Götter, die man ſich gebildet hatte; und das Anſehen, welches dieſe noch eine Zeitlang bey dem Volke behielten, hatten ſie, wie Monarchen und Deſpoten das ihrige, bloß dem ſie umgebenden Heere ihrer Diener zu verdanken.

Man nahm indeſſen eine gewiſſe Regelmäßigkeit in der Folge der Naturerſcheinungen wahr; fühlte in ſich ſelbſt ein inneres, die Materie modificirendes Princip, welches man Seele nannte: und von dieſem Princip bis zur Wahrſcheinlichkeit, daß das ganze Weltall von einem ähnlichen Princip modificirt werde, war nur noch ein kleiner Schritt.

Sokrates erſchien; dieſer überſchwengliche Geiſt, der es zuerſt mit Ernſt wagte, ſein Inneres zu durchforſchen. Er entdeckte darin eine andere Welt, weit reichhaltiger, als diejenige, welche ſeine äuſſeren Sinne ihm offenbarten; eine Welt, worin der Menſch einigermaſſen erfährt, was Hervorbringen iſt; indeſſen er in jener nur leidend wahrnimmt, was hervorgebracht wird. In der Regelmäßigkeit der Natur erblickte Sokrates Geſetze; und ſein innerer Sinn verfolgte dieſe Spur hinauf bis zu dem höchſten Geſetzgeber, der ſowohl die Dinge als ihre Geſetze erſchafft, und deſſen Begriff durch die phyſiſche Welt nicht gegeben, ſondern nur veranlaßt werden kann.

Wahre Gotteserkenntniß, (ſoweit der Menſch in dieſer Lage derſelben fähig iſt), und vernünftige Gottesverehrung hatten jetzt in dem Herzen ſolcher Männer ihren Sitz, welche, gleich dem Sokrates, das Endliche der phyſiſchen, und das Unendliche der andern Welt erkannten, mit welcher ſie ſich, dem Weſen nach, in inniger Verbindung fühlten.

Was den übrigen großen Haufen betrifft, ſo hatte die Politik, welche immer vorwärts ſchreitet und ihr Ziel nie aus den Augen läßt, welche Götter und Götterſprüche, Tugend und Laſter, Weisheit und Thorheit bloß nach ihrem Zwecke modificirt, ſich jeder Gattung der Religion und des Gottesdienſtes bemächtigt; und da auch ſie zuletzt ſich gezwungen ſah, durch Einmengung einiger Philoſophie der Religion und dem Gottesdienſt ein dauerhafteres Anſehen zu verſchaffen, ſo entſtand hieraus jenes ſeltſame Gemiſch, welches ſeitdem ſo oft und faſt in jedem Zeitalter wieder zum Vorſchein gekommen iſt; jenes Gemiſch, welches aus der Gottheit ein Ungeheuer von ſo vielen inneren Widerſprüchen macht, daß es ſich ſelbſt zernichtet, und einen zweiten Atheismus erzeugt, der ſeinen Grund in einem ſehr natürlichen Unglauben hat.

In den letzten finſteren Jahrhunderten der Barbarey befanden ſich Philoſophie und Religion in einem ſo traurigen Zuſtande, die Dummheit hatte mit den vortrefflichſten Ideen des Plato und Ariſtoteles einen ſo langwierigen und vielfachen Mißbrauch getrieben, und dieſer Mißbrauch ging zuletzt ſo weit, daß jeder Verſuch, Hand an das daraus entſtandene Gewirr zu legen, um es wieder in Ordnung zu bringen, Unſinn geweſen wäre.

Carteſius war einer von denen, welche dieſes am lebendigſten erkannten. Er urtheilte, daß vor allen Dingen jene ungeheure, deſpotiſch herrſchende Philoſophie geſtürzt werden müſſe; und dieſes kühne Vorhaben führte er mit vieler Geſchicklichkeit und Klugheit aus. Er ergriff die einzige Maaßregel, welche mit Erfolg ergriffen werden konnte. An die Stelle der alten Philoſophie führte er eine neue ein, die im Grunde nicht viel beſſer als jene alte war, die er aber dem Tone ſeines Zeitalters, welches bloß am Geiſtreichen hing, ſo vollkommen anzupaſſen wußte, daß ſeine Lehre, indem ſie den Flug einer lebhaften, aber noch regelloſen Einbildungskraft begünſtigte, überall Liebhaber und Beyfall fand. Ein jeder war ſtolz darauf, nach ſeiner eigenen Weiſe eine Philoſophie zu Stande bringen zu können; und dieſes ſtürzte das Ungeheuer zu Boden.

Der raſchen, von ihren Banden kaum befreyten, noch ungezähmten und zügelloſen Einbildungskraft däuchte jetzt nichts mehr dunkel noch unmöglich. Da man ehemals bloß die Welt aus der Materie gebildet hatte, ſo gelang es nunmehr, einen Gott daraus zu machen; und hieraus entſtand jener Proteus eines zweydeutigen Atheismus, der, nach jeder Vorſtellungsart ſich bequemend, unter einer und ebenderſelben Geſtalt, uns, nach Belieben, bald ein Chaos, bald einen Gott zeigt.

Indeſſen waren große Geiſter, in ihrer Muße, beſchäftigt geweſen, die übergebliebenen koſtbaren Keime der Geometrie, welche die tiefſinnigen Alten aus der ſichtbaren Welt abgeſondert hatten, zu ſammeln. Dieſe Keime, mit Sorgfalt gepflegt, hatten das glücklichſte Gedeihen; und aus ihnen ſproßte eine intellectuelle Welt hervor, die dem Anſchein nach eben ſo reich, als die wirkliche ſinnliche Welt, und ſelbſt als die ſittliche war, welche Sokrates zuerſt entdeckt hatte.

Gleichwohl ſchränkte ſich alles, was durch den mühſamen Fleiß dieſer Männer war errungen worden, bloß auf zwey, aber allerdings ſehr wichtige

Vortheile ein. Der Eine war: man hatte dem Verſtande die möglich beſte Uebung verſchafft; der Andere: mit der Wahrheit war man ſo vertraut geworden, daß man ſie nirgend mehr vermiſſen wollte. Im Grunde war jedoch dieſe, eine ſo reizende Form tragende, Geometrie nichts als ein körperloſes Schattenweſen; oder richtiger, ein bloßes Werkzeug, — der Leyer des Orpheus gleich, welche Thiere und Bäume nur alsdann an ſich zog, wenn ſein erhabener Geſang ſich dazu hören ließ.

Endlich ſetzten ſich einige große Geiſter in den Beſitz der Geometrie. Keppler, Newton, Huygens führten ſie von neuem zur Naturlehre zurück, von welcher ſie ſich abgeſondert hatte. Alle ihre ſeit jener Trennung erworbene Reize theilte ſie nun der Naturlehre mit; gab derſelben ſchärfere Umriſſe; legte ihr das Gewand der Wahrheit an, und bereicherte ſie mit den Entdeckungen und Beweiſen von den Geſetzen der Materie, deren Richtigkeit und Wirklichkeit durch die Folge der Naturerſcheinungen beſtätigt wurde.

Der Menſch hatte Urſache ſtolz auf ſeine bisherigen Bemühungen zu ſeyn. Es war ihm gelungen zu begreifen, was er ſah und was er fühlte. Er hatte die gegen ihn gekehrten Seiten des Weltalls genau beleuchtet, hatte ſich eine Mechanik gebildet, welche die Materie nach ſeinen Bedürfniſſen modificirte, und hatte in gewiſſer Abſicht die Naturlehre ſeiner Herrſchaft unterworfen.

Unwiſſend war er noch als eingeſchränktes Weſen; aber zugleich wiſſend, als verſtändiges Weſen, indem er von dieſer göttlichen Geometrie ſich keinen Schritt entfernte.

Zu dieſer Höhe brachten Newtone unſere Kenntniſſe in der Naturlehre, und überall lag derſelben Wahrheit zum Grunde. Dieſe großen Männer hatten gleichſam die Handgriffe der Gottheit bey ihren Werken aufgeſpürt; ſie hatten die Geſetze der Bewegung, der Anziehungskraft, der Schwere, und ſo vieler anderer Kräfte, oder auch ſo vieler verſchiedener Modificationen nur einer und ebenderſelben Kraft, aus ſichtbaren und fühlbaren Wirkungen derſelben bewieſen; aber niemals errötheten ſie, ihre Unwiſſenheit in Abſicht der erſten Urſache von dieſem allem zu geſtehen. Die Folge davon war, daß der erreichte bewundernswürdige Umfang ihrer wirklichen Erkenntniſſe, verbunden mit der Einſicht ihrer Unwiſſenheit, ſie dem großen Beweger des Alls näher brachte, und ſie mit Anbetung gegen ihn erfüllte.

Newton erſtaunte mit Recht über ſeine Entdeckungen, deren Grenzen jedoch ſein großer Verſtand erkannte. Seine Nachfolger erſtaunten auch darüber; aber ſtolz, ſoviel von ihm gelernt zu haben, und zugleich eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm, wollten ſie wiſſen, was dieſer große Mann zu wiſſen ſich nie angemaßt hatte. Sie ſahen mit ihren Augen die erſtaunlichen Wirkungen, welche ſie, mit Hülfe ſeiner erhabenen Mechanik, auf die Materie, die ſie unter Händen hatten, hervorzubringen vermochten; und zogen nun hieraus folgenden Schluß. Wenn die Urſache der Anziehung, der Schwere, der Bewegung, des Denkens, kurz alles deſſen, was zu der ſogenannten metaphyſiſchen Welt gerechnet wird, Materie wäre, obgleich eine weit feinere, als diejenige iſt, welche wir mit unſeren unvollkommenen Augen ſehen; ſo müßte auch auf dieſe weit feinere Materie eine ſolche Anwendung unſerer Mechanik möglich ſeyn, daß dadurch die Wirkungen der Schwere, der Anziehung, des Vermögens zu denken, u. ſ. w. ſich hervorbringen ließen. Sollte es nun unſerer glücklichen Einbildungskraft gelingen, den Mechanismus oder die Modificationen zu errathen, woraus nothwendiger Weiſe jene Wirkungen, deren Urſache wir ſuchen, erfolgen müßten; ſo wäre augenſcheinlich dargethan, daß alles, was wir in der Natur erblicken, nichts als verſchiedentlich modificirte Materie ſey. Und was anderes, als dieſes letztere, dürfen wir vermuthen, da wir wirklich nichts ſehen, nichts fühlen noch riechen können, was nicht Materie iſt?

Augenblicklich nahm jetzt die glückliche Einbildungskraft dieſer Herren ihren Flug, gerade wie zu den Zeiten des Carteſius; nur mit dem Unterſchiede, daß die Einbildungskraft ſeitdem mit den Ideen des an Ideen aller Art fruchtbarſten Jahrhunderts, welches je geweſen iſt, ſich bereichert hatte: und Carteſius, der ſein ſonderbares Lehrgebäude bloß um ſeiner andern Abſichten willen zu errichten genöthigt war, hätte ſchwerlich den Muth gehabt, einer mit ſolchen Materialien verſehenen Einbildungskraft, als jetzt die unſrige iſt, den Schwung zu geben.

Vielleicht iſt niemals von den Menſchen auf die Rundung eines Syſtems, und die Mittel, ihm eine leichtere Ausbreitung zu verſchaffen, ſo viel Geiſt verſchwendet worden, als jetzt von den Materialiſten auf den zarten und künſtlichen Bau ihrer Kügelchen, ihrer Afterkegel, Faſern, Häkchen und Ringe, und auf ihre zu- und ausſtrömenden Materien verſchwendet wurde, durch deren Hülfe ſie zwiſchen Phyſik und Metaphyſik eine ſo innige Verbindung zuwege brachten, daß nunmehr das Ganze dieſes Weltalls die entzückendſte Gleichartigkeit, und eine Einfachheit erhielt, die jedes andere Princip, auſſer der ſich ſelbſt beſtimmenden Materie, als überflüſſig und entbehrlich ausſchloß.

Von dem unwiderſtehlichen Reize dieſes Syſtems kann man ſich einen Begriff machen, wenn man ſieht, daß mit der Philoſophie ſich abgebende Gottesgelehrte ſogar, bey allem Eifer für Orthodoxie, den ſie noch haben mögen, die kleine Unbeſonnenheit begehen, das Anſehen des Glaubens an die Gottheit, der ſie dienen, auf das Spiel zu ſetzen, bloß um einige Anſprüche auf den ſchmeichelhaften

Ruhm zu erwerben, daß auch ſie eine kleine Welt erſchaffen — oder wenigſtens zuſammen ſetzen können.

Dieß iſt der dritte Atheiſmus. Seine Quelle liegt in den Anmaßungen einer übermüthig gewordenen Vernunft.

Sie ſehen, daß dieſer Atheiſmus, und der erſte und älteſte, im Grunde einerley Gattung ſind; indem beyde die Materie zur einzigen Grundlage haben. Nur iſt der Unterſchied ſehr groß zwiſchen einer rohen Materie, von welcher man mit Genauigkeit noch keine Geſetze, keine Eigenſchaften kennt, und die der Einbildungskraft nichts als eine todte Maſſe darbietet: und einer Materie, an welcher ſo viele Jahrhunderte lang der Fleiß der Menſchen ſich geübt hat; einer Materie, die von denſelben zerlegt worden iſt, damit ihre Theile deſto beſſer bearbeitet würden; der man, um eine Größenlehre zu bilden, den Begriff des Umriſſes, und um eine Arithmetik zu Stande zu bringen, den Begriff der Zahl entriſſen hat, und welche jetzt, nachdem dieß alles wieder zuſammengefügt worden iſt, als ein völlig ausgebildeter Gegenſtand ſich der inneren Anſchauung darſtellt.

Der erſte Atheismus, welcher einer in ihrer Einſicht noch zu beſchränkten Vernunft ſein Daſeyn zu verdanken hatte, verlor ſich von ſelbſt, ſobald man anfing, auch die ſittliche Welt mit Ernſt zu betrachten.

Der zweite — ein bloßer, oft aus richtigen Vernunftſchlüſſen gefolgerter, in Gleichgültigkeit ausartender Unglaube — findet in dem Schooße wahrer Weltweisheit ſeine Geneſung.

Der dritte aber, dieſe rieſenhafte Geburt unſeres thörichten Stolzes, wird nicht eher geſtürzt werden, als bis der Menſch mit folgenden unläugbaren Wahrheiten ſich vertrauter gemacht hat: nämlich, daß die Materie nur ein Wort iſt, wodurch man die wirklichen Weſenheiten bezeichnet, in ſo fern zwiſchen dieſen Weſenheiten und unſeren jetzigen Organen Beziehung iſt; daß wir von der Materie nicht mehr Eigenſchaften wahrnehmen können, als wir Organe haben; und daß, wenn in der Folge unſeres Daſeyns wir entweder mehr oder andere Organe erlangen ſollten, alsdann auch die Materie (wenn man dieſes Wort als Zeichen für die in jedem Zuſtande uns bekannten Weſenheiten beybehalten will) verhältnißmäßig uns entweder mehr, oder andere Eigenſchaften entdecken wird.

Sie werden lächeln, liebe Diotima, daß ich mir habe einfallen laſſen, auf ſo wenig Seiten einen Gegenſtand abzuhandeln, der, um ganz auseinander geſetzt zu werden, einige hundert erforderte. Ich fürchte, unſer Freund Jacobi wird eben ſo darüber urtheilen; dieß ſah ich aber nach der Hand erſt ein.

Leben Sie wohl, und der alleinige Gott ſegne Sie.

Den 7ten Sept. 1787.

Beylage III.

Seite 48. „Mein kindiſcher Tiefſinn brachte mich „im achten oder neunten Jahre zu gewiſſen ſonderbaren — Anſichten (ich weiß es anders nicht zu „nennen) die mir bis auf dieſe Stunde ankleben.“

Herr Rehberg hat dieſer Stelle in ſeiner Recenſion meines Geſpräches über Idealismus und Realismus (Allg. Lit. Zeit. 1788. zweiter Band. S. 112.) auf eine Weiſe gedacht, die mich nöthigt, eine Erklärung darüber zu geben.

Es war nämlich jenes *Sonderbare*, eine von allen religiöſen Begriffen ganz unabhängige Vorſtellung endloſer Fortdauer, welche mich in dem angezeigten Alter, bey dem Nachgrübeln über die Ewigkeit a parte ante, unverſehens mit einer Klarheit anwandelte, und mit einer Gewalt ergriff, daß ich mit einem lauten Schrey auffuhr, und in eine Art von Ohnmacht ſank. Eine ſehr natürliche Bewegung zwang mich, ſobald ich wieder zu mir ſelbſt kam, dieſelbe Vorſtellung in mir zu erneuern, und der Erfolg war ein Zuſtand unausſprechlicher Verzweiflung. Der Gedanke der Vernichtigung, der mir immer gräßlich geweſen war, wurde mir nun noch gräßlicher; und eben ſo wenig konnte ich die Ausſicht einer ewigdauernden Fortdauer ertragen.

Es würde ermüdend für den Leſer ſeyn, wenn ich die Geſchichte dieſer ſonderbaren Plage hier umſtändlich fortſetzen wollte. — Erläutern möchte ich ſie nicht, wenn ich es auch könnte. Genug, ich brachte es allmählich dahin, ſeltener davon ergriffen, und, nach einigen Jahren, ihrer ganz los zu werden. Nun vergaß ich auch bald jede Vorſorge, die ich bisher angewendet hatte, ſie von mir entfernt zu halten, und glaubte zuletzt nicht mehr, daß ſie das Eigene wirklich haben könnte, wodurch ſie mir ſo furchtbar geworden war.

Ohngefähr von meinem ſiebenzehnten bis in mein drey und zwanzigſtes Jahr hatte ich mich in dieſem letzteren Zuſtande befunden, als auf einmal die alte Erſcheinung wieder vor mich trat. Ich erkannte ihre Eigene gräßliche Geſtalt, war aber ſtandhaft genug, ſie feſt zu halten für einen zweiten Blick, und wußte nun mit Gewißheit, ſie war! Sie war, und hatte ein in dem Maaße objectives Weſen, daß ſie jede menſchliche Seele, in welcher ſie Daſeyn erhielt, gerade ſo wie die meinige afficiren müßte.

Seitdem hat dieſe Vorſtellung, ohngeachtet der Sorgfalt, die ich beſtändig anwende ſie zu vermeiden, mich noch oft ergriffen. Ich habe Grund zu vermuthen, daß ich ſie zu jeder Zeit willkührlich in mir erregen könnte, und glaube, es ſtände in meiner Macht, wenn ich ſie einige Male hintereinander wiederholte, mir in wenig Minuten dadurch das Leben zu nehmen.

Wieviel man nun auch hievon möchte abziehen wollen, ſo wird es doch immer merkwürdig bleiben, daß eine vom Menſchen ſelbſt in ihm hervorgebrachte bloß ſpeculative Vorſtellung auf ihn ſelbſt ſo fürchterlich zurück wirken könne, daß er die Gefahr, ſie zu erwecken, mehr ſcheut, als jede andere Gefahr.

Unmittelbar vor der Stelle, welche dieſe Erzählung veranlaßt hat, ſteht in meinem Briefe: „Ich ging noch im Polniſchen Rocke, da ich ſchon „anfing, mich über Dinge einer andern Welt zu „ängſtigen.“ Ueber dieſe Stelle machte der ſelige Hamann eine Anmerkung, die zwar nicht zum Sinne der Worte, wie ſie jedermann verſtehen wird, paßt, aber eben deßwegen hier eine gute Wirkung thun kann.

„Dinge einer andern Welt. Quot capita, tot ſenſus. Alſo giebt es ſo viel Welten, „als es Menſchen giebt, und dennoch nur Eine gemeinſchaftliche Natur, die unſer Geſchlecht von allen übrigen Geſchöpfen der Erde, des Abgrundes „und des Himmels unterſcheidet. Im genauen „Verſtande iſt nur Eine Welt, wie Ein Urheber, „Ein Deſpot ſeines Werks und Eigenthums. Dinge einer andern Welt ſind daher nichts als „gewiſſe ſonderbare Anſichten der uns allein „gegebenen gegenwärtigen, veränderlichen ſinnlichen

„Natur. Die Splendida miſeria unſerer Sprache giebt zu unzähligen Mißverſtändniſſen von ähnlicher Art Anlaß. Alle entia rationis, alle Anſchauungen und Erſcheinungen von Irrthum und Wahrheit, alle Vorurtheile und Vorausſetzungen menſchlicher Begriffe und Theorieen ſind gleichſam Dinge einer andern — als wirklichen Welt, die unmöglich mit dem für uns unermeßlichen Zuſammenhange übereinſtimmen können: ſondern die willkührlichſten Verſtümmelungen deſſelben, welche nach den willkührlichſten Geſetzen unſerer Einbildungen und Leidenſchaften, und den Schranken unſerer mannichfaltigen Kräfte gemäß, theils abgeſondert, theils zuſammengeſetzt werden.“

Von dieſer Anmerkung habe ich unter den nachgelaſſenen Papieren meines Freundes nicht weniger als zehn verſchiedene Entwürfe gefunden. Darunter iſt mir der eben mitgetheilte, als der planſte, wenigſtens was den Eingang betrifft, vorgekommen. Nun will ich auch noch den letzten, den er ſelbſt mir den ſiebenten May 1788. von Münſter aus zuſchickte, hieher ſetzen. Den Raum dazu werden mir diejenigen Leſer, welche ich mir bey meiner Arbeit am liebſten denke, gern vergönnen.

„Quot capita, tot ſenſus. Geſetzt alſo auch ſoviel Welten als Menſchen: ſo unterſcheidet ſich dennoch unſer Geſchlecht durch Eine allen gemeinſchaftliche Natur von ſämmtlichen übrigen Geſchöpfen der Erde, und es giebt weder mehr Welten noch mehr Götter; ein einiger Gott und Herr, deſſen Meiſterſtück und Eigenthum *Ἑν και παν* ſeyn muß. Dinge einer andern Welt ſind alſo im Grunde nichts, als gewiſſe ſonderbare Anſichten dieſes nicht nur zu unſerem Standpuncte (*δος μοι που στω*), ſondern auch zu unſerem Wirkungskreiſe (*και κινησω την γην*), gegebenen und allein gegenwärtigen Weltalls. Der Verf. wiederholt alſo idem dem Sinne nach, per aliud nach dem Buchſtaben. Die Splendida miſeria unſerer menſchlichen Sprache iſt an ſolchen Mißverſtändniſſen Schuld. Alle entia rationis, alle Anſchauungen von Erſcheinungen, von Irrthum und Wahrheit, alle Vorurtheile und Vorausſetzungen ſind gleichſam Dinge einer andern als wirklichen Welt, die unmöglich mit dem für uns

„unermeßlichen Zuſammenhange übereinſtimmen kön„nen; ſondern optiſche Verkürzungen oder Verſtüm„melungen deſſelben, welche nach ſehr willkührlichen „Geſetzen unſerer Einbildungskraft und herrſchenden „Leidenſchaft, und nach den Schranken unſerer man„nichfaltigen Sinnlichkeit, theils abgeſondert, theils „zuſammengeſetzt werden.“

Beylage IV.

Seite 58. f. „Das nicht allein. Ich glaube eine „verſtändige perſönliche Urſache der Welt. Leſſing. O, deſto beſſer! Da muß ich etwas „ganz neues zu hören bekommen!“

Ueber dieſe Stelle ſagt Herder in ſeinem Geſpräche: Gott, S. 135*), folgendes:

---

*) Der erſten Ausg. von 1787, auf welche ſich auch alle folgende Hinweiſungen beziehen. Die zweite „abgekürzte und vermehrte“ Ausgabe dieſes Geſprächs erſchien erſt dreyzehn Jahre ſpäter, und ich habe nichts in ihr gefunden, daß mich hätte nöthigen mögen, etwas von dem in den Beylagen IV. und V. Geſagten zurück zu nehmen, oder auch mich bewegen können, neue Gründe dafür beyzubringen. Gern aber verweiſe ich hier nochmals auf die Abhandlung über den Pantheismus, von Kraus, und daneben, ja hier vornehmlich, auf die vor kurzem erſchienene treffliche Schrift über das Syſtem des Spinoza, von Her-

„Leſſing hört von einer verſtändigen perſön-
„lichen Urſache der Welt, und freuet ſich dabey
„nach ſeiner Art, daß er jetzt etwas ganz neues
„zu hören bekommen werde. Am Verſtande Gottes
„konnte Leſſings Verſtand nie zweifeln; ſeine Neu-
„gierde war alſo auf die perſönliche Urſache der
„Welt gerichtet, und darüber konnte er natürlich
„nichts neues erfahren. Der Ausdruck Perſon,
„ſelbſt wenn ihn die Theologen gebrauchen, die ihn
„aber nicht einmal der Welt entgegen ſetzen, ſon-
„dern nur als Unterſchied im Weſen Gottes anneh-
„men, iſt, wie ſie ſelbſt ſagen, bloß anthropopa-
„thiſch; philoſophiſch konnte alſo hierüber nichts
„ausgemacht werden.“

Unter den vielen ſonderbaren Stellen des Herderiſchen Geſprächs, nimmt ſich dieſe durch eine gewiſſe Fülle des Ungemeinen aus.

---

bart, unter dem Titel: Geſpräche über das Böſe. „Ich vermiſſe bey Spinoza, ſagt der Verfaſſer (S. 19.), „eben ſowohl das Gute in der Höhe, als das „Böſe in der Tiefe.“ — Aus dem innerſten Grunde meines Herzens und Geiſtes füge ich dieſem vollwichtigen Spruche ein Ja und Amen hinzu.

Die Frage war, ob die Urſache der Welt; das iſt, das höchſte Weſen, bloß eine ewige unendliche Wurzel aller Dinge, eine natura naturans, eine erſte Springfeder, oder ob ſie eine Intelligenz ſey, die durch Vernunft und Freyheit wirke; und da war meine Meynung: dieſe erſte Urſache ſey eine Intelligenz *).

Von einer Intelligenz ohne Perſönlichkeit hatte ich keinen Begriff, und ich bin überzeugt, daß auch Leſſing ſo wenig einen davon zu haben wähnte, als irgend ein Menſch ihn wirklich zu haben im Stande iſt.

Einheit des Selbſtbewußtſeyns macht die Perſönlichkeit aus, und ein jedes Weſen, welches das Bewußtſeyn ſeiner Identität hat: eines bleiben-

---

*) „Ein Weſen, welches fähig iſt, nach der Vorſtellung von Geſetzen zu handeln, iſt eine Intelligenz, ein vernünftiges Weſen; und die Cauſalität eines ſolchen Weſens, nach dieſer Vorſtellung der Geſetze, ein Wille deſſelben. Ein Weſen, welches durch Verſtand und Willen die Urſache (folglich der Urheber) der Natur wäre, würde die höchſte Intelligenz ſeyn; alſo Gott.“ Kritik der pr. Vern. S. 225. u. 226. Kritik der reinen Vern. S. 659. in der erſten Ausg. S. 631.

den, in ſich ſeyenden und von ſich wiſſenden Ich, iſt eine Perſon. Wenn ich alſo, wie Kant behauptet, zweifeln kann, ob mein Bewußtſeyn nicht fließend ſey, ſo iſt es möglich, daß ich an meiner eigenen Perſönlichkeit (das iſt, der wirklichen Identität meines Subjects) zweifle; an der Perſönlichkeit Gottes aber und ihrer durchgängigen Wahrhaftigkeit kann ich nie zweifeln, ſobald ich Gott Bewußtſeyn: In ſich ſeyn und ſich wiſſen, das Ich bin, zuſchreibe.

Wir müſſen daher, wenn wir nicht die Region des Denkbaren ganz verlaſſen und ohne allen Begriff urtheilen wollen, nothwendig der höchſten Intelligenz auch den höchſten Grad der Perſönlichkeit, das iſt die Vollkommenheit des In ſich Seyns und von ſich Wiſſens, zuerkennen.

Niemand vor Herder, daß ich wüßte, hat hierüber anders gedacht, und es iſt wirklich etwas ganz neues von ſeiner Seite, wenn er behauptet, Leſſing hätte als auf etwas unerhörtes aufmerken müſſen, da er von der Erſten Urſache der Dinge, als einem perſönlichen Weſen reden hörte.

Nur deßwegen verdiente dieſe Sache eine Erörterung, weil der Nichtperſönliche Gott ein nothwendiges Bedürfniß jener dichteriſchen Philoſophie iſt, welche zwiſchen Theismus und Spinozismus gern in der Mitte ſchweben möchte, und viele Anhänger unter uns gefunden hat. Dieſe Philoſophie geht von dem wahren Satze aus, daß der Göttliche Verſtand kein menſchlicher Verſtand, und der Göttliche Wille kein menſchlicher Wille ſeyn kann. Dieſen wahren Satz dehnt ſie hernach bis zur Vertilgung der Wurzel alles vernünftigen Denkens und Handelns, des Princips aller Intelligenz, das iſt, des perſönlichen Daſeyns aus, ohne zugleich, mit dem conſequenten Spinoza, behaupten zu wollen, daß die oberſte Urſache der Dinge keine Intelligenz ſeyn könne. Was ſoll ich aber unter einer Intelligenz verſtehen, die von allem, was ich mir bey einem verſtändigen Weſen denke, gar nichts an ſich hat? — Schlechterdings Nichts kann ich darunter verſtehen; denn nicht nur alle Aehnlichkeit, ſondern auch alle mögliche Analogie wird durch die Wegräumung des perſönlichen Daſeyns aufgehoben, ſo daß kein Schatten noch Schimmer eines

Weſens, nicht einmal ſoviel als zu einem Hirngeſpinſt erfordert wird; ſondern nur ein Wort ohne Sinn, ein bloßer leerer Schall übrig bleibt.

Was nun eine ſolche verſtändige, ja auch weiſe und gütige Urſache der Dinge, die weder extramundan, noch ſupramundan, auch nicht die Natur ſelbſt, am allerwenigſten aber ein perſönliches Weſen iſt, zu deſſen Natur es gehört, ſich Zwecke vorzuſetzen — bey der philoſophiſchen Anwendung ihres undenkbaren Begriffs erfahren, und in welche Colliſionen ſie mit der Natur, und hinwieder die Natur mit ihr gerathen müſſe, braucht nicht erſt errathen zu werden, ſondern liegt in mehr als einem Beyſpiele jedermann vor Augen.

Wider dieſe, Vernunft und Sprache verwirrende, Predigt (ich weiß kein anderes Wort) habe ich mich ſchon in der erſten Ausgabe der Briefe über Spinoza erklärt, und meine Abſicht, ſie durch eine gründliche Darſtellung des in allen ſeinen Theilen feſt zuſammenhängenden unbekehrbaren Spinozismus zu ſtören, frey entdeckt*). Ausführlicher äuſſerte ich mich nachher darüber in den Betrachtungen über den frommen Betrug, und verſprach, die Unmöglichkeit eines Mittelſyſtems zwiſchen Theismus und Spinozismus, und das Ungereimte ihrer Vermiſchung, in dieſer zweiten Auflage in ein noch helleres Licht zu ſtellen. Die unmittelbar folgende Beylage wird mehr über dieſen Gegenſtand enthalten, den ich nicht aus den Augen zu laſſen Willens bin.

---

*) Erſte Ausgabe. S. 168 169. u. 170. die Note.

Beylage V.

Seite 61. „Es gehört zu den menſchlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erſte und vornehmſte betrachten, und aus ihm alles herleiten wollen; da doch alles, ſammt den Vorſtellungen, von höheren Principien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke, ſind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erſchöpft iſt. Sie muß unendlich vortrefflicher ſeyn, als dieſe oder jene Wirkung; und ſo kann es auch eine Art des Genuſſes für ſie geben, der nicht allein alle Begriffe überſteigt, ſondern völlig *auſſer* dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon gedenken können, hebt die Möglichkeit nicht auf.“

Hiebey erinnert Mendelsſohn: „Dieſer Einfall iſt ganz in Leſſings Laune. Einer von ſeinen

„Luftſprüngen, mit welchen er Miene machte, gleichſam
„über ſich ſelbſt hinauszuſpringen. Zweifeln,
„ob es nicht etwas giebt, das nicht nur alle Begriffe
„überſteigt, ſondern völlig auſſer dem Begriffe
„liegt; dieſes nenne ich einen Sprung über ſich
„ſelbſt hinaus . . . . . Mir iſt niemals eingefallen,
„auf meine eigenen Schultern ſteigen zu wollen,
„um eine freyere Ausſicht zu haben . . . . . .
„Auch ſcheinen Sie ſelbſt auf dieſen wunderlichen
„Einfall Leſſings kein ſonderliches Gewicht zu legen.“

Ich legte gar kein Gewicht darauf, wie es die unmittelbare Fortſetzung des Geſprächs genug zu erkennen giebt; und ſehr glücklich hat, nach meinem Urtheile, Mendelsſohn dieſen Einfall mit einem Verſuche, über ſich ſelbſt hinaus zu ſpringen, verglichen *).

---

*) Begriff wird hier in der weiteſten Bedeutung, für tranſcendentale Apperception oder reines Bewußtſeyn genommen. Ein Genuß, welcher auſſer dieſem Begriff läge, wäre ein Genuß ohne Genießen.

Ich muß hier noch anmerken, daß Leſſing in einer folgenden Unterredung mich über dieſen Punct auf Hume's nachgelaſſene Geſpräche (über die natürliche Religion; die zweite Abtheilung) verwies. Ich wagte nicht, in meinem erſten Briefe an

Deſto befremdender mußte es für mich ſeyn, nachher mehrmals dieſe Aeuſſerung Leſſings, als einen Beweis, ich weiß nicht von was für einer, mit dem Syſtem, welches ich ihm beygemeſſen, unverträglich ſeyn ſollenden Theologia Naturali, zu der er ſich damit bekannt hätte, herbeygeführt zu ſehen.

Anders ſind von Herder dieſe Worte Leſſings genommen worden, welcher ſie in ſeinem vierten Geſpräche über Gott als einen Beweis anführt, daß Leſſing bey Spinoza *nur auf halbem Wege ſtehen geblieben* ſey, weil er ſonſt den Begriff ſich ſchon entwickelt haben würde, den dieſer Weltweiſe, als den Grund und Inbegriff aller Kräfte, genugſam darſtelle. —

„Wie“ (ſagt der Theophron des Herderiſchen Geſprächs, S. 138.) „wenn ich Ihnen zwar nicht

---

Mendelsſohn hievon Erwähnung zu thun, weil Leſſing die zweite Abtheilung nicht genannt, und ich ſelbſt dieſe Geſpräche damals noch nicht geleſen hatte. Ueberhaupt war es mir zuwider, ins Blinde anzuführen, und zugleich ſchämte ich mich der Nachläßigkeit, dieſe Geſpräche nicht nachgeſehen zu haben. Es war mir gegangen, wie dem Er in meinem Hume über den Glauben; ich wollte durchaus nur das Engliſche Original leſen, und verſäumte mir dieſes anzuſchaffen.

eine höhere Kraft (als Denken), aber den reellen Begriff nennte, in welchem alle dieſe Kräfte (die Tauſende des Weltalls, deren Philolaus eben gedacht hat) nicht nur gegründet ſind, ſondern den ſie auch alleſammt nicht erſchöpfen? Er hat alle Eigenſchaften, die Leſſing von ſeiner unbekannten Kraft fordert, „er iſt unendlich vortreſſlicher, als jede einzelne Wirkung einer einzelnen Kraft, und giebt „wirklich eine Art des Genuſſes, der nicht nur alle „Begriffe überſteigt, ſondern auch (zwar nicht auſſer, aber) über und vor jedem Begriffe liegt," weil jeder Begriff ihn vorausſetzt und auf ihm ruhet."

„Philolaus. Und dieſer Begriff iſt — ?"

„Theophron. Das Daſeyn. Sie ſehen, Leſſing iſt bey Spinoza nur auf halbem Wege ſtehen geblieben; ſonſt hätte er ſich dieſen Begriff ſchon entwickelt, den unſer Weltweiſe als den Grund und Inbegriff aller Kräfte genugſam darſtellt. Das Daſeyn iſt vortreſſlicher, als jede ſeiner Wirkungen; es giebt einen Genuß, der einzelne Begriffe nicht nur überſteigt, ſondern mit ihnen auch gar nicht auszumeſſen iſt: denn die Vorſtellungskraft iſt nur

Eine ſeiner Kräfte, der viele andere Kräfte gehorchen. So iſt's bey Menſchen: bey allen eingeſchränkten Weſen muß es derſelbe Fall ſeyn; und bey Gott?"

„Philolaus. In Gottes Daſeyn trifts auf die eminenteſte Weiſe zu, was Leſſing von dieſer höheren Kraft, die über alles Denken gehen ſoll, ahnet. Seine Exiſtenz iſt der Urgrund aller Wirklichkeit, der Inbegriff aller Kräfte, ein Genuß, der über alle Begriffe geht."

„Theophron. Der aber auch auſſer allem Begriffe liegt? Sie ſehen abermals, daß Leſſing den Knäuel Spinoziſtiſcher Ideen ſich nicht ganz entwirrt habe. Die höchſte Kraft muß ſich ſelbſt kennen; ſonſt iſt ſie eine blinde Macht, die von der denkenden gewiß überwunden würde, mithin nicht Gottheit wäre."

An Leſſing iſt man das Stehenbleiben auf halbem Wege ſonſt nicht gewohnt; eben ſo wenig, daß er einen in die Hand einmal genommenen Knäuel nicht ganz entwirrte. Aber Herder ſagt auch von Spinoza folgendes in eben dieſer Schrift (S. 101 — 103.): „Was fehlte ihm alſo, daß

„er die unendliche Denk- und Wirkungskraft nicht „verband, und in dieſer Verbindung das nicht deutlicher ausdrückte, was er in ihr nothwendig finden mußte, nämlich: *daß die höchſte Macht* „*nothwendig auch die weiſeſte Macht, d.* „*i., eine nach inneren ewigen Geſetzen geordnete, unendliche Güte ſey?*“ — — „Es „iſt immer noch jene falſche Carteſiſche Erklärung, „die ihm auch hier ſein eigenes Licht verbaute. „Gedanke und Ausdehnung ſtehen ihm nämlich als „zwey unberührbare Dinge entgegen; der Gedanke „kann nicht durch die Ausdehnung, die Ausdehnung „nicht durch den Gedanken begränzt werden. Da „er nun beyde als Eigenſchaften Gottes, eines untheilbaren Weſens, annahm und keine durch die „andere zu erklären wagte: ſo mußte er ein Drittes annehmen, unter welches ſich beyde fügten, „und das nannte er *Macht*. Hätte er den Begriff „von Macht, wie den Begriff der Materie entwickelt: ſo wüßte er bey dieſem nothwendig, und „ſelbſt ſeinem Syſtem zufolge, auf den Begriff von „Kräften gekommen ſeyn, die eben ſowohl in der „Materie, als in Organen des Denkens wirken;

„mithin hätte er auch in jenem, Macht und Ge„danken als *Kräfte*, d. i., als Eins betrachtet. „Auch der Gedanke iſt *Macht*, und zwar die voll„kommenſte, ſchlechterdings unendliche Macht, eben „dadurch, daß er alles iſt und hat, was zur un„endlichen, in ſich ſelbſt gegründeten Macht gehöret.“

Es wäre alſo nicht ſowohl Leſſing, der bey Spinoza, als Spinoza, der *bey ſich ſelbſt* auf halbem Wege wäre ſtehen geblieben *).

Aber iſt denn wenigſtens dieſes richtig, daß Spinoza bey Spinoza auf halbem Wege ſtehen blieb,

---

*) Seite 94. der Herderiſchen Geſpräche über Gott wird erkannt, „daß Spinoza gegen alle Abſichten Gottes in der „Schöpfung hart rede, *Gott Verſtand und Willen ſehr* „*beſtimmt abſpreche*, und alles was da ſey, *bloß und* „*allein* aus ſeiner unendlichen Macht ableite, die er nicht „nur über Verſtand und Abſichten ſetze, ſondern auch völlig von „denſelben trenne: — dagegen aber S. 95. der Beweis verſprochen, „*theils, daß Spinoza ſich ſelbſt in die*„*ſen Sätzen nicht völlig verſtanden*, weil ſie Folgen „der böſen Carteſiſchen Erklärung wären, die er in ſein Syſtem „genommen; theils, daß man ihn noch viel falſcher verſtanden „habe, als er ſich dunkel (dunkel? Ueber dieſe Puncte wären die Aeuſſerungen des Spinoza *dunkel*?) ausdrückte.“

und den Knäuel Spinoziſtiſcher Ideen ſich nicht ganz entwirrte?

Ich hoffe, Herder ſelbſt ſoll mir das Gegentheil beweiſen.

Der Satz, aus welchem Spinoza den Schluß zog, daß Gott, oder die natura naturans, weder Verſtand noch Willen, ſo wenig (welches wohl zu merken iſt) einen unendlichen, als einen endlichen haben könne, iſt dieſer.

Wirkliche Gedanken, ausdrückliches Bewußtſeyn, Verſtand, iſt eine gewiſſe beſtimmte Art und Weiſe, eine Modification (modificatione modificatum) des abſoluten Denkens. Das abſolute Denken ſelbſt, unmodificirt, (infinita cogitationis eſſentia) wird von der Subſtanz unmittelbar hervorgebracht; alle die verſchiedenen Arten des Denkens aber, nur mittelbar; das heißt, ſie alle können, unmittelbar, nur aus dem Endlichen fließen, und müſſen zur erſchaffenen, keinesweges aber zur unerſchaffenen Natur gerechnet werden.

Nun ſagt Herder ſelbſt in der angezogenen Stelle (S. 139.), wo er Leſſing und Spinoza beſchuldigt, auf halbem Wege ſtehen geblieben zu ſeyn: „Das Daſeyn iſt vortrefflicher, als jede ſeiner Wirkungen; es giebt einen Genuß, der einzelne Begriffe nicht nur überſteigt, ſondern mit ihnen auch gar nicht auszumeſſen iſt: denn die Vorſtellungskraft iſt nur Eine ſeiner Kräfte, der viele andere Kräfte gehorchen.“

Wenn nun Leſſing hierauf erwiederte: „Freund, du haſt den Knäuel Spinoziſtiſcher Ideen dir nicht ganz entwirrt, ſonſt würdeſt du eingeſehen haben, daß deine Vorſtellungskraft Gottes, die nur Eine ſeiner Kräfte iſt, und mit andern Kräften, aus einem Urgrunde der Wirklichkeit entſpringt, unmöglich eine leitende Kraft ſeyn könne. Nach dem Zuſammenhange deiner eigenen Begriffe, wie du ſie dargelegt haſt, iſt die Vorſtellungskraft nichts anderes als Bewußtſeyn; Bewußtſeyn deſſen, „was jeder Begriff vorausſetzt, des Seyns oder Seyenden *);“ Bewußtſeyn deſſen, was allem, auch dem Denken ſeine Geſetze beſtimmt, nicht von ihm ſie ſich beſtimmen läßt, und alſo un-

---

*) Herders Gott S. 138 u. 139.

möglich vom Denken kann „überwunden“ werden. Was redeſt du von blinder Macht? Setzt das Denken deinem Gotte Augen ein? Und woher das Licht in dieſe Augen, ohne welches auch kein inneres Auge ſieht? Du ſpotteſt über Leibnitzens Anthropopathieen; willſt nicht, daß man Gott vorausgedachte Plane, Abſichten zuſchreibe; lehrſt eine Nothwendigkeit, welche nicht durch die Weisheit eingeſetzt, ſondern Natur iſt*), und redeſt denn doch wieder von einer Macht, welche durch den Gedanken erſt ihre Vorſchriften von Ordnung, Regelmäßigkeit und Harmonie erhält**); von Gedanken, durch welche die Natur erſt ausgedacht ſeyn muß, und welche „die vollkommenſte ſchlechterdings unendliche Macht ſind, weil der Gedanke alles iſt und hat, was zur unendlichen in ſich ſelbſt gegründeten Macht gehöret***).“ In Wahrheit, ich verſtehe dich nicht. Denn was iſt Grundidee des Spinozismus, wenn nicht dieſes, daß Gott das ausgedehnte Weſen ſelbſt, das denkende Weſen ſelbſt, das lebendige und handelnde Weſen ſelbſt iſt, und man deßwegen ihm unmittelbar eben ſo wenig Gedanken, als körperliche Bewegungen, eben ſo wenig ausdrückliches Bewußtſeyn, als Figur und Farbe zuſchreiben könne. Darum mußte ich, wenn ich von dem Genuſſe dieſes höchſten Weſens reden wollte, nicht nur dieſen Genuß über allen Begriff erheben, ſondern auſſer allen Begriff kühn hinauswerfen. Mein ſcharfſinniger Freund Mendelsſohn hatte Recht, dieſes einen Sprung über ſich ſelbſt hinaus zu nennen. Es war ein Salto mortale, womit ich auf der Stelle einen Salto mortale beantwortete, und damit wieder neben den Mann, mit welchem ich mich unterhielt, zu ſtehen kam."

---

*) Herders Gott. S. 102.

**) Ebendaſſ. S. 102.

***) Ebend. S. 103.

Was Herder Leſſingen hierauf antworten — beſtimmtes, wirklich philoſophiſches antworten könnte, weiß ich mir nicht zu denken. Man hat ziemlich allgemein von den Geſprächen dieſes geiſtreichen Mannes über Gott geurtheilt, daß darin nicht die Lehre des Spinoza, ſondern eine andere, die Spinoza hätte haben ſollen, von dem

Vorwurfe des Atheismus gerettet werde. Aber dann müßte die Zuſammenſetzung des Herderiſchen, und Läuterung des Spinoziſtiſchen Gottes wenigſtens eine mögliche Zuſammenſetzung und Läuterung ſeyn, welches ſie mir nicht zu ſeyn ſcheint. Ich läugne nämlich, daß es zwiſchen dem Syſtem der Endurſachen, und dem Syſtem der bloß wirkenden Urſachen, ein (uns Menſchen begreifliches) Mittelſyſtem geben könne. Verſtand und Wille, wenn ſie nicht das Erſte und Oberſte, wenn ſie nicht *Eins* und *Alles* ſind; ſind nur untergeordnete Kräfte, und gehören zur *erſchaffenen*, nicht zur *ſchaffenden* Natur; ſind Räderwerk, nicht erſte Federkraft; Räderwerk, welches auseinander genommen, und deſſen Mechanismus verfolgt werden kann *).

---

*) „Bey dem Satze, daß alle Realität, entweder *in* dem nothwendigen Weſen, als eine *Beſtimmung*, oder **durch** daſſelbe, als ein Grund müſſe gegeben ſeyn, bleibt es noch unentſchieden, ob die Eigenſchaften des Verſtandes und Willens in dem oberſten Weſen, als ihm *beywohnende* Beſtimmungen, oder bloß **durch** daſſelbe *an andern Dingen*, als **Folgen** anzuſehen ſind. Wäre das letztere, ſo würde ohnerachtet aller Vorzüge, die von dieſem Urweſen aus der Zulänglichkeit, Einheit und Unabhängigkeit ſeines Daſeyns, als eines

Ich verſtehe aber unter *Mechanismus* jede Verkettung von bloß wirkenden Urſachen, welche eo ipſo eine *nothwendige* Verkettung, — ſo wie eine nothwendige Verkettung, in ſo fern ſie nothwendig, eo ipſo eine *mechaniſche* iſt *).

Angenommen, daß Vorſtellung und Begierde eine *bloß* mechaniſche Verkettung *begleiten*, in, mit und bey ihr ſeyn *können*; ſo wird alsdann jede Vereinbarung von Kräften, jedes harmoniſche Reſultat eine Erſcheinung zuwege bringen, deren Vorſtellung den Begriff einer Wirkſamkeit nach Zwecken, einer Kunſt, Weisheit, Güte u. ſ. w. mit ſich führen wird **).

---

großen Grundes, in die Augen leuchten, doch ſeine Natur derjenigen weit nachſtehen, die man ſich denken muß, wenn man einen Gott denkt. Denn ohne *eigene* Erkenntniß und Entſchließung würde es ein *blindlings nothwendiger* Grund anderer Dinge, und ſogar anderer *Geiſter* ſeyn, und ſich von dem ewigen Schickſale einiger Alten in nichts unterſcheiden, als daß es begreiflicher beſchrieben wäre."

Kants einzig möglicher **Beweisgrund**. S. 43. und 44.

*) S. *Beylage VII.*

**) „Wenn aufgegeben wäre, daß ſchiefe Flächen in verſchiedenen Neigungen gegen den Horizont, doch von ſolcher Länge angeordnet würden, damit frey herabrollende Körper dar-

Eine nicht mechaniſche Verkettung iſt eine Verkettung nach Abſichten oder vorgeſetzten Zwecken. Sie ſchließt die wirkenden Urſachen, folglich auch Mechaniſmus und Nothwendigkeit nicht aus, ſondern hat allein zum weſentlichen Unterſchiede, daß bey ihr das Reſultat des Mechaniſmus als *Begriff*

---

auf gerade in gleicher Zeit herab kämen, ſo wird ein jeder, der die mechaniſchen Geſetze verſteht, einſehen, daß hiezu mancherley Veranſtaltung gehöre. Nun findet ſich aber dieſe Einrichtung im Zirkel von ſelber mit unendlich viel Abwechslungen der Stellungen, und doch in jedem Falle mit der größten Richtigkeit. Denn alle Sehnen, die an den Verticaldurchmeſſer ſtoßen, ſie mögen von deſſen oberſtem oder unterſtem Puncte ausgehen, nach welchen Neigungen man auch will; haben insgeſammt das gemein, daß der freye Fall durch dieſelben in gleichen Zeiten geſchieht. Ich erinnere mich, daß ein verſtändiger Lehrling, als ihm dieſer Satz mit ſeinem Beweiſe von mir vorgetragen wurde, nachdem er alles wohl verſtand, dadurch nicht weniger wie durch ein Naturwunder gerührt wurde. Und in der That wird man durch eine ſo ſonderbare Vereinigung vom Mannichfaltigen nach ſo fruchtbaren Regeln in einer ſo ſchlecht und einfältig ſcheinenden Sache, als ein Zirkelkreis iſt, überraſcht, und mit Recht in Bewunderung geſetzt. Es iſt auch kein Wunder der Natur, welches durch die Schönheit oder Ordnung, die darin herrſcht, mehr Urſache zum Erſtaunen gäbe, es müßte denn ſeyn, daß es deßwegen geſchähe, weil die Urſache derſelben da nicht ſo deutlich einzuſehen, und die Bewunderung eine Tochter der Unwiſſenheit iſt."

Kants einzig möglicher Beweisgrund, S. 52. zu vergleichen mit Herders Gott, S. 119. und 120.

vorhergeht, und die mechaniſche Verknüpfung durch den Begriff, und nicht, wie in dem andern Falle, der Begriff im Mechanismus gegeben wird. Dieſes Syſtem wird das Syſtem der Endurſachen, oder der vernünftigen Freyheit genannt. Jenes, das Syſtem der bloß wirkenden Urſachen, oder der Naturnothwendigkeit. Ein drittes iſt nicht möglich, wenn man nicht zwey Urweſen annehmen will.

Zum Beſchluſſe noch ein Wort über den Ungrund der Auskunft, welche Herder in der Carteſianiſchen Definition der Ausdehnung, von welcher ſich Spinoza nicht ſoll haben losmachen können, findet. Herder nennt dieſe Auskunft (S. 148.) ein hiſtoriſches Factum, und beruft ſich auf Mendelsſohns Morgenſtunden. Ich will mich dagegen nur auf einen jungen, kaum hervorgetretenen Schriftſteller berufen, welcher dieſes Factum — nicht ſo nahe als es hätte geſchehen mögen, aber doch hinlänglich — beleuchtet hat. Man ſehe Heydenreich, Natur und Gott nach Spinoza, S. 215 — 224. Auſſer dieſem geiſtreichen Manne hat meines Wiſſens niemand jener unbegreiflichen Behauptung Mendelsſohns und Herders widerſprochen; ſondern ſie iſt vielmehr mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Leibnitz, heißt es, hat dem Unheil abgeholfen, indem er die leere Definition der Ausdehnung und die damit verknüpften unbequemen Vorſtellungsarten aus dem Wege räumte. Dieſes iſt nur in Abſicht auf Carteſius, und unter der Bedingung gegründet, daß Leibnitz den eigentlichen Dualiſmus aufzuheben ſuchte*), in Abſicht auf Spinoza aber keineswegesﾠ, denn auch Spinoza bekämpfte den Dualiſmus, und ſein unmodificirtes ausgedehntes Weſen iſt um nichts leerer, als das unmodificirte einfache Weſen des Leibnitz. Man wird in den beyden hier unmittelbar folgenden Abhandlungen mehrere dieſen Gegenſtand angehende Erörterungen finden.

---

*) Daß es mit dieſer Bedingung ſeine Richtigkeit habe, glaube ich in dem Geſpräche über Idealiſmus und Realiſmus ſchon hinlänglich gezeigt, und jetzt in der Beylage VI. auſſer allen Zweifel geſetzt zu haben.

Beylage VI.

Seite 68. „Ich laſſe Ihnen keine Ruhe; Sie müſſen mit dieſem Parallelismus an den Tag.“

Die Frage: in wie fern Leibnitzens vorherbeſtimmte Harmonie mit der Behauptung des Spinoza, daß Ausdehnung und Denken ſich gegenſeitig nicht verändern können, und zuſammen nur Ein Weſen ausmachen, einerley und nicht einerley ſey — habe ich in dem Geſpräche über Idealismus und Realismus ſchon berührt, und zugleich verſprochen, dieſe Materie an einem andern Orte weiter auszuführen, welches hier geſchehen ſoll.

Ich ſagte in jenem Geſpräche: die ſubſtanziellen Formen, oder um denjenigen Ausdruck, welcher hier der ſchicklichſte, und der wahrhaft eigentliche Ausdruck iſt, zu gebrauchen, das Principium individuationis unſeres Leibnitz ſetze einen entſcheidenden Punct des Unterſchiedes feſt. Und wirklich iſt dieſer Punct ſo erheblich, daß die zwey Syſteme dadurch zu entgegengeſetzten Syſtemen werden.

Da Leibnitz ſein „Neues Syſtem" im Jahr 1695 zuerſt öffentlich vortrug, erzählte er die verſchiedenen Veränderungen, welche ſeine Denkungsart bis dahin erlitten hatte. Dieſelbe Erzählung findet ſich ausführlicher wiederholt in den Nouveaux Eſſais, und hier ſchließt er mit folgenden Worten: „Ich war etwas zu weit gegangen, und hatte angefangen, mich auf die Seite der Spinoziſten zu neigen, welche Gott nur eine unendliche Macht zuſchreiben, ihm Weisheit und andere Vollkommenheiten abſprechen, die Lehre von den Endurſachen verachten, und alles aus einer abſichtloſen Nothwendigkeit herleiten. Hievon hat das Syſtem der Harmonie mich geheilt, und ich lege mir ſeitdem zuweilen den Namen Theophilus bey *)."

---

*) Nouv. Eſſais. p. 29. — Sehr intereſſante Nachrichten von den Veränderungen, die ſich in Leibnitzens Denkungsart zugetragen haben, finden ſich auch in ſeinen Briefen an Remond. Ich will folgende Stelle hier einrücken. — Je me ſouviens que je me promenai ſeul dans un bocage auprès de Leipſic, appellé le

Gleichwohl glaubte Bourguet in eben dieſem neuen Syſtem, welches Leibnitz dem Spinozismus entgegen ſetzte, Begünſtigung oder vielmehr Geiſt des Spinozismus zu entdecken. Leibnitz antwortete ihm: „ich ſehe nicht, wie Sie hier Spinozismus herausbringen wollen. Im Gegentheil, gerade durch die „Monaden wird der Spinozismus umgeſtoßen. „Denn ſoviel Monaden, ſoviel wirkliche Subſtanzen, „oder unzerſtörbare, gleichſam lebendige Spiegel

---

Roſendal, à l'âge de quinze ans, pour délibérer ſi je garderois les formes ſubſtantielles. Enfin le *Mecaniſme* prévalut et me porta à m'appliquer aux Mathematiques. — Il eſt vrai que je n'entrai dans les plus profondes qu'après avoir converſé avec Mr. *Huygens* à Paris. Mais quand je cherchai les dernières raiſons du Mecaniſme et des loix même du mouvement, je fus tout ſurpris de voir qu'il etoit impoſſible de les trouver dans les Mathematiques, et qu'il falloit retourner à la Métaphyſique. C'eſt ce qui me ramena aux Entéléchies, et du matériel au formel, et me fit enfin comprendre, après pluſieurs corrections et avancemens de mes notions, que les *Monades*, ou les ſubſtances ſimples, ſont les ſeules véritables ſubſtances; et que les choſes materielles ne ſont que des Phénomènes, mais bien fondes et bien liés. C'eſt de quoi Platon et même les Académiciens poſterieurs, et encore les Sceptiques ont entrevu quelque choſe; mais ces Meſſieurs, après Platon, n'en ont pas ſi bien uſé que lui. (Recueil de Des Maiz. T. II. p. 135. Opp. omn. T. V. p. 8.)

„des Univerſi, oder concentrirte Welten ſind vor-
„handen; da es hingegen nach Spinoza nur eine
„einzige Subſtanz geben kann. Wären keine
„Monaden, ſo hätte Spinoza Recht, und
„alles, auſſer Gott, würde vorübergehend ſeyn,
„und als zufällige Beſchaffenheit oder Modification
„verſchwinden, weil den Dingen ein eigener Grund
„des Beſtehens, die Subſtanz fehlte, welcher durch
„die Monaden gegeben wird*).“

---

*) Opp. II. P. I. p. 327. Dieſer Brief iſt vom December 1714. Eine Parallelſtelle findet ſich in der Abhandlung De ipſa natura, ſive de vi inſita, actionibusque creaturarum, welche im Jahr 1698 in den Actis eruditorum erſchien. Hier iſt dieſe Stelle. „Alibi a me explicatum eſt, etſi nondum fortaſſe ſatis perſpectum omnibus, ipſam rerum ſubſtantiam in agendi patiendique vi conſiſtere: unde conſequens eſt, ne res quidem durabiles produci poſſe, ſi nulla ipſis vis aliquamdiu permanens divina virtute imprimi poteſt. Ita ſequeretur nullam ſubſtantiam creatam, nullam animam eandem numero manere, nihilque adeo a Deo conſervari, ac proinde res omnes eſſe tantum evanidas quasdam ſive fluxas unius divinae ſubſtantiae permanentis modificationes, et phaſmata, ut ſic dicam; et, quod eodem redit, ipſam naturam, vel ſubſtantiam rerum omnium Deum eſſe; qualem peſſimae notae doctrinam nuper ſcriptor quidem ſubtilis, at profanus, orbi invexit vel renovavit. Sane ſi res corporales nil niſi materiale continerent, veriſſime dicerentur in fluxu conſiſtere, neque habere ſubſtantiale quicquam, quemadmodum et Platonici olim recte agnovere.“ Opp. II. P. II. pag. 52. et 53.

Vollkommen richtig! Der Spinozismus kann nur von der Seite ſeiner Individuationen mit Erfolg angegriffen werden, worauf denn entweder Leibnitzens Monaden, oder Eleatiſche Akatalepſie an die Stelle treten müſſen.

Spinoza ging von dem Begriffe eines nothwendigen Dinges und dem Satze aus, daß das **Werden** eben ſo wenig geworden ſeyn oder angefangen haben könne, als das **Seyn**. Bewegung und Ruhe ſind alſo ewige Modi ſeiner körperlichen Subſtanz, und die beſtändig fortwirkende Urſache der verſchiedenen Geſtalten, wo immer die eine aus der andern ſich entwickelt, ohne daß ſich die wirkende Urſache ſelbſt im mindeſten verändert. In ſeinem Syſteme ſind folglich die Individua oder einzelnen Dinge eben ſo wenig, als die Gottheit ſelbſt, welche auf eine ſchlechterdings nothwendige Weiſe Unendliches aus Unendlichem hervorbringt. Von der inneren Möglichkeit aber ſolcher einzelner Dinge in dem abſoluten Continuo ſeiner Einzigen Subſtanz gab er keine Rechenſchaft; keine von ihrer Sonderung, Wechſelwirkung, Gemeinſchaft, und dem wegen einer flüchtigen Individualität verhandenen wunderbaren bello omnium contra omnes in und mit dem unendlichen alle Einheit verſchlingenden Einzigen.

Dieſe Rechenſchaft forderte nun Leibnitz; aber nicht unmittelbar und ausſchließlich von Spinoza: er forderte ſie von den damals herrſchenden philoſophiſchen Secten, Carteſianern, Gaſſendiſten, überhaupt von allen Weltweiſen, welche wirklich Vereinigtes ohne durchgängige innerliche Vereinigung, unzertrennliche Dinge ohne unzertrennliches Band, eine Gemeinſchaft der Weſen ohne einen Grund der Harmonie a priori, Bewegung ohne eigene Kraft, Leben ohne Geiſt für möglich hielten.

Es iſt merkwürdig, daß Leibnitzens erſte Schrift, ſeine unter Thomaſius im Jahr 1663 gehaltene Diſputation ſchon auf dieſen Gegenſtand gerichtet war, und de principio individui handelte *).

---

*) S. die von Thomaſius, bey dieſer Gelegenheit gehaltene Rede, und die VII. Propoſitiones, welche Leibnitz ſeiner Diſſertation angehängt hatte. Opp. II. P. II. p. 11. et 400. Dutens ſagt im Verzeichniß: „Ipſa diſputatio a G. G. Leibnitio die 30. Maji A. 1663. habita, primum auctoris noſtri cognitum opus, noſtras exactiſſimas inquiſitiones effugit. Septem, quas offerimus propoſitiones, adnexae erant huic diſputationi, et publicatae fuerunt ab Ill. Ludovico in ſua Leibnitianae Philoſophiae Hiſtoria. T. I. §. 21."

Er ſelbſt erzählt uns in ſeinem Specimine Dynamico, auf welche Weiſe er ſchon als Jüngling auf Betrachtungen gerathen ſey, deren Fortſetzung die Lehre von den Monaden in ihm erzeugt habe *).

---

*) Mihi adhuc juveni, et corporis naturam cum Democrito, et hujus ea in re ſectatoribus Gaſſendo et Carteſio, in ſola maſſa inerte tunc conſtituenti, excidit libellus *Hypotheſeos phyſicae* titulo, quo theoriam motus pariter a Syſtemate abſtractam, et ſyſtemati concretam expoſui. . . . Ibi ſtatui, ſuppoſita tali corporis notione, omne incurrens ſuum conatum dare excipienti, ſeu directe obſtanti, qua tali. . . . Sed poſtea omnia altius ſcrutatus, vidi in quo conſiſteret ſyſtematica rerum explicatio, animadvertique hypotheſin illam priorem notionis corporeae non eſſe completam; cum aliis argumentis, tum etiam hoc ipſo comprobari, quod in corpore praeter magnitudinem et impenetrabilitatem poni debeat aliquid, unde virium conſideratio oriatur; cujus leges metaphyſicas extenſionis legibus addendo, naſcantur eae ipſae regulae motus, quas ſyſtematicas appellaram: nempe ut omnis mutatio fiat per gradus, et omnis actio fit cum reactione, et nova vis non prodeat ſine detrimento prioris, adeoque ſemper abripiens retardetur ab abrepto, nec plus minusve potentiae in effectu quam in cauſa contineatur. Quae lex cum non derivetur ex notione molis, neceſſe eſt conſequi eam ex alia re, quae corporibus inſit, nempe ex ipſa vi, quae ſcilicet eandem ſemper quantitatem ſui tuetur, licet a diverſis corporibus exerceatur. Hinc igitur, praeter pure mathematica, et imaginationi ſubjecta, collegi quaedam metaphyſica, ſolaque mente perceptibilia, eſſe admittenda, et maſſae materiali principium quoddam ſuperius, et ut ſic dicam formale, addendum; quandoquidem omnes veritates rerum corporearum ex ſolis axio-

Dieſe Lehre von den einfachen, als den einzigen Kräften und wirklichen Subſtanzen, leitete er im Jahr 1694 durch die kleine Schrift de primae philoſophiae emendatione et de notione ſubſtantiae ein*), und ſtellte darauf ſein Specimen Dynamicum ans Licht, worin er ausführlich zeigte, Ausdehnung und Undurchdringlichkeit könnten zuſammen noch keine Subſtanz ausmachen, indem beyde eine Kraft, welche Ausdehnung und Undurchdringlichkeit erſt möglich machen und hervorbringen müßte, vorausſetzten. Ich verweiſe auf dieſen höchſt merkwürdigen Aufſatz, ſo wie auf die durch und durch wichtige, pro dynamicis ſuis confirmandis illuſtrandisque, den actis eruditorum des Jahres 1698 einverleibte Schrift. (Opp. II. P. II. p. 49.)

---

matibus logiſticis et geometricis, nempe de magno et parvo, toto et parte, figura et ſitu, colligi non poſſint, ſed alia de cauſa et effectu, actioneque et paſſione accedere debeant, quibus ordinis rerum rationes ſalventur. Id principium formam, an ἐντελέχειαν, an vim appellemus, non refert, modo meminerimus per ſolam virium notionem intelligibiliter explicari. Opp. Omn. T. III. p. 320 et 321.

*) Opp. II. P. I. p. 18. Man ſehe auch (ibid. p. 234 und 236.) zwey hieher gehörige Briefe aus dem Journal des ſavans, 1691 und 1693.

Eine frühere, aber damals nicht öffentliche Darſtellung dieſer Lehre und ihrer durchgängigen Anwendung beſitzen wir gegenwärtig in einem Privatſchreiben deſſelben aus Venedig an den berühmten Arnauld, vom 30ten März 1690. Hier erklärte ſich Leibnitz, wie folgt:

„Der Körper iſt ein Aggregat von Subſtanzen; aber, eigentlich zu reden, keine Subſtanz. „Hieraus folgt, daß ſich überall im Körper untheilbare, unerzeugbare und unverwesliche Subſtanzen „finden, welche etwas den Seelen ähnliches haben; „daß alle dieſe Subſtanzen mit organiſchen, verſchiedener Umformungen fähigen Körpern von jeher „vereinigt geweſen ſind, und es immer ſeyn werden; „daß eine jede dieſer Subſtanzen in ihrer Natur „das Geſetz der fortgeſetzten Reihe ihrer Wirkungen „(legem continuationis ſeriei ſuarum operationum), und alles, was in Abſicht ihrer vergangen und zukünftig iſt, enthält; daß, ihre Abhängigkeit von Gott ausgenommen, ſie der Grund „aller ihrer Handlungen iſt; daß eine jede Subſtanz „das ganze Univerſum vorſtellt: nur die eine deutlicher als die andere, beſonders in Anſehung ge-

„wiſſer Dinge, und nach ihrer Lage; daß die Ver„einigung der Seele mit dem Körper, und ſelbſt „die Wirkung einer Subſtanz auf die andere, bloß „in jener gegenſeitigen, vollkommenen, durch die „Ordnung der erſten Schöpfung ausdrücklich feſtge„geſetzten Harmonie beſteht, kraft welcher eine jede „Subſtanz, ihren eigenen Geſetzen gemäß, den Er„forderniſſen der andern entgegen kommt, und auf „dieſe Weiſe die Wirkungen der Einen, Folge oder „Begleitung der Wirkungen oder Veränderungen der „andern ſind *). . . . .

Wie Leibnitz hier ſeine Lehre von den Monaden, und der damit, als Folge, unzertrennlich, verknüpften vorherbeſtimmten Harmonie vorträgt, eben ſo, und ohne die geringſte Veränderung, hat er ſie bis ans Ende ſeines Lebens behauptet.

Wenn man die vorherbeſtimmte Harmonie für eine mit den damaligen Vorſtellungsarten verträgliche Hypotheſe anſehen, ſie als eine Lehre betrachten will, welche die Syſteme der Zeit nur verbeſſern,

---

*) Opp. Omn. T. II. P. I. p. 46.

nicht ſie umſtürzen ſollte: ſo verdient ſie nicht den Namen einer Erfindung, und Leibnitz hat ſie in dieſer Beziehung auch nie dafür ausgegeben. Hören wir ihn ſelbſt darüber.

„Die Philoſophen der Schule glaubten einen „gegenſeitigen phyſiſchen Einfluß zwiſchen der Seele „und dem Körper; ſeitdem man aber genauer erwogen hat, daß das Denken und die körperliche Ausdehnung keine Verbindung miteinander haben, ſondern beyde toto genere verſchieden ſind, ſeitdem „haben mehrere unter den Neueren erkannt, daß es „keine phyſiſche Communication zwiſchen der Seele „und dem Körper gebe, obgleich die metaphyſiſche „immer bleibt, zufolge welcher die Seele und der „Körper eines und daſſelbe Subject, oder was man „Perſon nennt, ausmachen *).“

Hierauf zeigt er den Fehler, welchen Carteſius beging, da er ſich bemühete, der Seele einigen Antheil an den Bewegungen des Leibes auszubedingen; er bemerkt, wie nahe dieſer Weltweiſe der Lehre der vorherbeſtimmten Harmonie geweſen ſey, und

---

*) Theodicée T. I. P. I. §. 59.

daß er darauf hätte gerathen müſſen, wenn ihm die etwas ſpäter von Huygens und Leibnitz entdeckten allgemeinen Geſetze der Bewegung und ihrer Richtung bekannt geweſen wären *).

Auch hatte wirklich das unvollkommene Syſtema aſſiſtentiae ſeinen Urheber nicht überlebt. Die berühmteſten Schüler des Carteſius: Maignan, Malebranche, Spinoza, Cordemoi, Lami, de la Forge, und mehrere verwarfen daſſelbe einmüthig, indem ſie deutlich einzuſehen glaubten, es ſey auf keine Art und Weiſe, und unter keiner Bedingung mög-

---

*) Theodicée §. 61. Daſſelbe wiederholt er in einem Briefe an Remond. — Ce qui a arrêté le plus Deſcartes, c'eſt qu'il a ignoré les veritables loix de la Mécanique ou du mouvement, qui auroient pu le ramener. Mr. Huygens s'en eſt apperçu le premier, quoiqu'imparfaitement; mais il n'avoit point de goût pour la Métaphyſique, non plus que d'autres perſonnes habiles qui l'ont ſuivi en cultivant ce ſujet. J'ai marqué dans mon livre, que ſi Mr. Deſcartes s'étoit apperçu que la nature ne conſerve pas ſeulement la même force, mais encore la même direction totale dans les loix du mouvement, il n'auroit point cru que l'ame peut changer plus aiſément la direction que la force des corps; *et il ſeroit allé tout droit* au ſyſtème de *l'harmonie préétablie*, qui eſt *une ſuite néceſſaire* de la conſervation de la force et de la direction tout enſemble. Recueil de div. Pièces. T. II. p. 137.

lich, daß körperliche Ausdehnung und Denken ſich wechſelsweiſe beſtimmten oder veränderten. Auch bewieſen ſie einmüthig, und zum Theil more geometrico, daß eine Eigenſchaft oder ein Accidens eben ſo wenig aus einer Subſtanz in eine andere übergehen, als für ſich beſtehen könne. Sie zogen aus den Grundſätzen ihres Lehrers, mit vielem Scharfſinne, noch andere und zum Theil ſehr richtige Folgerungen. So entſtand das Syſtem der gelegentlichen Urſachen, und ohngefähr zu gleicher Zeit der Spinozismus.

In Beziehung auf dieſe zwey früheren Syſteme muß ich erinnern, daß unſerm Leibnitz — welcher dem Spinozismus Uebertreibung des Carteſianismus*), und dem Occaſionalismus Coincidenz mit dem Spinozismus vorwarf**) — die Grundſätze des Carteſius, deſſen Lehre er mehrmals das Vorzimmer der Wahrheit nannte***), ſo nahe lagen, als den

---

*) Theodicée §. 393.

**) Opp. II. P. I. p. 100. 203. P. II. p. 58.

***) J'ai coûtume de dire que la Philoſophie Carteſienne eſt comme l'antichambre de la vérité, et qu'il eſt difficile de

Urhebern jener Syſteme, und er ſehr wohl ohne Malebranche und Spinoza auf ſeine harmonia praeſtabilita gerathen konnte.

Unterdeſſen da er im Jahre 1695 mit ſeiner *zum Theil* als Hypotheſe in gratiam Carteſianorum *zugerichteten* Lehre in Frankreich auftrat, warfen ihm die Anhänger der gelegentlichen Urſachen eine ungeſchickte Nachahmung ihres eigenen Syſtems

---

pénétrer bien avant, ſans avoir paſſe par là; mais on ſe prive de la véritable connoiſſance du fond des choſes, quand on s'y arrête. Opp. II. P. I. p. 250. — Zwey Jahre früher ſchrieb Leibnitz an einen Freund: „Il m'arriva un jour de dire, que le Cartéſianisme, en ce qu'il a de bon, n'étoit que l'antichambre de la véritable philoſophie. Un homme de la compagnie qui fréquentoit la cour, qui avoit de la lecture, et qui ſe mêloit même de raiſonner ſur les ſciences, pouſſa la figure jusqu'à l'allégorie et peut-être un peu trop loin; car il me demanda là-deſſus, ſi je ne croyois point, qu'on pourroit dire ſur ce pied là, que les anciens nous avoient fait monter l'eſcalier, que l'école des modernes étoit venue jusques dans l'antichambre? qu'il me ſouhaitoit l'honneur de nous introduire dans le cabinet de la nature. Cette tirade de parallèles nous fit tous rire; et je lui dit, Vous voyez, Monſieur, que Votre comparaiſon a réjoui la compagnie; mais Vous ne Vous êtes point ſouvenu, qu'il y a la chambre d'audience entre l'antichambre et le cabinet, et que ce ſera aſſez ſi nous obtenons audience, ſans prétendre de pénétrer dans l'intérieur." Opp. II. P. I. p. 263. S. auch Rec. de div. Pièces. T. II. p. 136. u. 139.

vor. Aehnlichkeit gab Leibnitz zu, und bediente ſich derſelben, um die ihm gemachten Einwürfe auf ſeine Gegner zurückzuſchieben *). Das ihm unſtrei-

---

*) Unter andern in der Rechtfertigung gegen Dom Lamy, Opp. II. P. I. p. 97.

Was die Aehnlichkeit beyder Syſteme angeht, ſo ſchrieb Leibnitz ſogar an ſeinen Freund Remond: Je ne trouve pas que les ſentimens du R. P. Malebranche ſoient trop éloignés des miens. Le paſſage des *Cauſes occaſionelles* à l'*Harmonie préétablie*, ne me paroit pas fort difficile. Rec. de div. Pièces, T. II. p. 147.

In ſeiner zweiten Antwort an Bayle ſagt er: Il y a eu des perſonnes fort pénétrantes, qui ont donné d'abord dans mon hypothèſe, et ont pris même la peine de la recommander à d'autres. Il y en a eu de très-habiles, qui m'ont marqué l'avoir déjà eu en effet; et même quelques autres ont dit qu'ils entendirent ainſi l'Hypothèſe des Cauſes occaſionelles, et ne la diſtinguèrent point de la mienne, dont je ſuis bien aiſe. *Mais je ne le ſuis pas moins, lorsque je vois qu'on ſe met à l'examiner comme il faut.* Ibid. p. 417.

Am merkwürdigſten aber, und zwar in vielerley Rückſichten, iſt Leibnitzens Vertheidigung des Malebranche gegen Du Tertre (Rec. de div. Pièces. T. II. p. 539 — 550. Opp. II. P. I. p. 213 — 218.); vornehmlich wenn man dieſen Brief mit dem Examen des Principes du R. P. Malebranche vergleicht. Man hat ohne Grund viel Aufhebens davon gemacht, daß Leibnitz, bey Ueberſendung dieſes Examen an Remond, ſchrieb: On peut dire (de cette manière de petit dialogue) que ce ſont des *Diſcours Exotériques*, et nullement *Acroamatiques* (Rec. II. p. 185.); aber nie, daß ich wüßte, zu einer Vergleichung zwilig Eigene, wonach ſeine Harmonie keine Harmonie zweyer toto genere verſchiedener Subſtanzen, ſondern Wegräumung des Dualismus war, zog er ſo wenig hervor, daß er, ob er gleich überall, ohne Ausnahme, von den lebendigen Einheiten, als den einzigen Subſtanzen ausging, dennoch einen Schein von Dualismus, aus mehreren erheblichen Urſachen, ſorgfältig beybehielt *).

Das Bedürfniß einer Hypotheſe, zur Erklärung der vorhandenen gegenſeitigen Uebereinſtimmun-

---

ſchen dieſem Examen und dem Briefe über das Buch des Du Tertre, der von demſelben Jahre und an eben dieſen Remond iſt, aufgemuntert; und doch hatte Des Maizeaux, der ſo ſcharfſichtig ſeyn wollte, dieſen Brief vor ſich liegen.

*) Dualismus war damals noch theologiſcher Glaubensartikel. Malebranche ſagt ausdrücklich, er müſſe eine materielle Welt annehmen, weil in der Bibel ſtehe, daß Gott Himmel und Erde erſchaffen habe, und das Wort Fleiſch geworden ſey. Auch wurde Leibnitz, gleich nach der Erſcheinung ſeines Syſtems, genöthigt, ſich darüber zu entſchuldigen, daß er zwiſchen Geiſt und Körper nicht hinlänglich unterſchieden, und im Grunde eine allgemeine Nothwendigkeit gelehrt habe; welches ihn bewog, ſeinen Vortrag noch behutſamer einzurichten. Es iſt bekannt, welche heftige Angriffe, der Monaden wegen, unſer Wolf erdulden mußte, der dieſe Lehre doch nie ganz und ausdrucklich von Leibnitz angenommen hatte. (S. ſeine Vernünftigen Gedanken, Th. II. §. 215)

gen zwiſchen den Veränderungen der ausgedehnten und der denkenden Subſtanz, hatte vor Leibnitz ſchon Spinoza, und zwar noch vollkommener aus dem Wege geräumt, indem er überhaupt nur Eine Subſtanz annahm. Hier iſt alſo eine wirkliche Aehnlichkeit. Beyde Philoſophen betrachteten Seele und Leib als ein unum per ſe, welches zwar in der Vorſtellung, keinesweges aber in der Wirklichkeit getheilt werden könne*). Die Sache verdient in eine etwas nähere Betrachtung gezogen zu werden.

---

*) Ich berufe mich auf dasjenige, was ich, dieſen Punct angehend, in meinem Geſpräche über Idealismus und Realismus, aus Leibnitzens Schriften dargethan habe, und verweiſe hier insbeſondere noch auf das von unſerm Weltweiſen dem Des Boſſes vorgelegte Schema (Opp. II. P. I. p. 314.). Nach Leibnitzens Lehre iſt die endliche Monade für ſich allein noch keine Subſtanz, ſondern es wird zu einer endlichen Subſtanz die Vereinigung mit einem Leibe ſchlechterdings erfordert. Könnte die endliche Monade für ſich allein beſtehen und wirken, ſo müßte Endlichkeit und reines Thun nicht im Widerſpruche mit einander ſtehen. Wer bey Leibnitz die nothwendige Vereinigung des thätigen Princips mit dem leidenden, und des leidenden mit dem thätigen recht gefaßt hat, wird ſich in alle ſeine Accommodationen finden können, und nie irre an ihm werden.

Spinoza hatte den Carteſianiſchen Begriff der Ausdehnung, nach welchem ſie ein von dem Raume nicht unterſchiedenes, ganz unthätiges, bloß geometriſches Etwas iſt, früh verworfen*), und ihr eine immer rege Kraft und wirkliches Weſen, wodurch ſie als eine Eigenſchaft der göttlichen Natur beſtände, zum Grunde gelegt**). Kraft überhaupt iſt, nach ihm, das lebendige Weſen Gottes ſelbſt. Sie erſcheint im körperlichen als Bewegung; im denkenden als Begierde***). Leben des einzel-

---

*) Porro ex extenſione, ut eam Carteſius concipit, molem ſcilicet quieſcentem, corporum exiſtentiam demonſtrare non tantum difficile, ut ais, ſed omnino impoſſibile eſt. Materia enim quieſcens, quantum in ſe eſt, in ſua quiete perſeverabit, nec ad motum concitabitur, niſi a cauſa potentiori externa; et hac de cauſa non dubitavi *olim* affirmare, rerum naturalium principia Carteſiana inutilia eſſe, ne dicam *abſurda*. Opp. Poſth. p. 596. S. Beylage V. am Schluſſe.

**) Quod petis, an ex ſolo extenſionis conceptu rerum varietas a priori poſſit demonſtrari, credo me jam ſatis clare oſtendiſſe, id impoſſibile eſſe; ideoque materiam a Carteſio male definiri per extenſionem; ſed eam neceſſario debere explicari per attributum, quod aeternam, et infinitam eſſentiam exprimat (Opp. Poſth. p. 598.). Hiezu muß gezogen werden, was am Ende des LXII. Briefes (ibid. p. 595.) geſagt wird, nebſt den dort zum Nachſchlagen empfohlenen Stellen.

***) Die ganze Ethik. In der Demonſtration der IV. Prop.

nen Dinges iſt die Kraft, durch welche daſſelbe in ſeinem Weſen und wirklichen Daſeyn beharret *). So hat ein jedes einzelnes Ding ſeine eigene verſchiedene Lebenskraft **). Da aber ein jedes einzelnes Ding alle übrige einzelne Dinge vorausſetzt, und ſeine Natur und Beſchaffenheit durch ſeinen Zuſammenhang mit allen übrigen durchaus beſtimmt wird ***); ſo muß dieſer Zuſammenhang ſelbſt in dem Rathſchluſſe Gottes, in welchem er vorherbeſtimmt wurde, geſucht werden ****).

Dieß ſind nur wenige Hauptzüge. Um die Aehnlichkeit zwiſchen beyden Lehren in Abſicht dieſes

---

des IVten Theils kann man zum beſonderen Nachſchlagen Anweiſung finden.

*) Cogitat. Metaph. P. II. c. VI.

**) Affectuum definitiones. I. cum expl. (Opp. Poſth. p. 146.) Affectuum generalis definitio cum explic. (ibid. p. 159. et 160.) Die Demonſtration der XXXIX. Prop. des IVten Theils der Ethik, nebſt dem Scholio.

***) S. in meinem Briefe an Mendelsſohn vom 19. April 1785. den XXXIX. Satz, wo in der Note die Beweisſtellen angeführt ſind.

****) Eth. P. I. Prop. XXXIII. cum demonſtr. et Schol. Prop. XXXVI. append.

Punctes ſo groß, ſo allgemein, und ſo tief eingreifend zu finden, als ſie es wirklich iſt, muß man beyde Philoſophen in der Ausführung ihrer Vorſtellungsarten verfolgen. Alsdann aber wird dieſe Aehnlichkeit auch ſo auffallend, daß der Entſchluß, ſie durch mühſelige Vergleichungen erſt darthun zu wollen, ſchwer dabey entſtehen kann.

Hier muß ich einiger ziemlich harter Vorwürfe gedenken, welche der Verfaſſer der geiſtreichen Schrift: Natur und Gott nach Spinoza dem ſeligen Mendelsſohn wegen der Behauptung gemacht hat: Leibnitzens harmonia praeſtabilita ſey von Spinoza entlehnt. Herr Heydenreich muthmaßt, Mendelsſohn habe dieſe Entdeckung aus dem Joachim Lange, deſſen ganze Deduction auf einer oberflächlichen Kenntniß des Spinoziſtiſchen Syſtems beruhe, ſo daß keiner zu beneiden ſey, der ſich damit bereichert habe; er glaubt, weil Mendelsſohn ſich ſo ſehr für Wolfens Philoſophie intereſſirte, ſey es wahrſcheinlich, daß er auch einmal Langens Buch gegen Wolf hätte durchblättern wollen. Noch wahrſcheinlicher, dächte ich, daß er Wolf ſelbſt geleſen und hier zuerſt Langens Vergleichung gefunden habe.

Aber wie ging es denn zu, daß Wolfs Widerlegung, die ſo bündig erwies, „man könne eben ſowohl,“ wie Herr Heydenreich ſich ausdrückt, „aus Feuer Waſſer herleiten, „als aus Spinoza Leibnitzens Harmonie“ — wie ging es zu, daß ſie auf Mendelsſohn, der Wolf doch ſo hoch ſchätzte, und gewiß nicht zu den Genieen, welche dieſer große Denker anekelt, gehörte — daß ſie auf Mendelsſohn ſo wenig Eindruck machte? Die Urſache findet ſich in dem Geſpräche ſelbſt. „Nunmehr begreife ich,“ läßt Mendelsſohn ſeinen Philopon ſagen, „warum „Wolf die vorherbeſtimmte Harmonie nur ſo angenommen hat, wie ſie von Leibnitzen wider Baylen „iſt vertheidigt worden. Denn da er ſich nicht zu „beſtimmen getraute, worin die Kraft der einfachen „Dinge eigentlich beſtehe; ſo konnte er es auch „nicht für ausgemacht halten, ob alle einfache Dinge „Vorſtellungen hätten, und ob ſich aus dieſen Vor„ſtellungen die Ausdehnung und die Bewegungskräfte „des Zuſammengeſetzten erklären ließen *).“

---

*) S. Mendelsſ. Phil. Schr. I. S. 207. — Vorher, S 204, ſagt Philopon: „Hat es Ihnen nicht geſchienen, als

Ob ich gleich mit dieſem Urtheile Mendelsſohns, weder in Beziehung auf Leibnitz, worüber ich unten

---

„wenn Leibnitz, in Anſehung dieſer Meynung, mit ſich ſelbſt nicht einig geweſen wäre? Z. E. in ſeiner Monadologie trägt er ſie ganz anders vor, als in dem Tagebuche der Gelehrten, wo er ſie der Welt zum erſten mal bekannt gemacht hat.“ — und Neophil antwortet: „Leibnitz hat ſeine Meynung nur unter verſchiedenen Geſtalten vorgetragen, ſo wie es jedesmal ſeine Abſicht erforderte. In der Monadologie zeigt er ſie als eine Folge aus ſeinem Syſtem von den Monaden . . . . Allein unſer Weltweiſe wollte das Schickſal der Harmonie nicht ſchlechterdings von dem Schickſale der Monaden abhängen laſſen . . . . Er ſuchte ſie auch auſſer ſeinem Syſtem gültig zu machen; dieſes unternahm er in dem Tagebuche der Gelehrten.“

Hier ſind verſchiedene Unrichtigkeiten.

I. Einmal hat Leibnitz keiner ſeiner Schriften den Titel Monadologie gegeben. Zu Wien, im Jahre 1714, ſchrieb er für den Prinzen Eugen von Savoyen, Principes de la nature et de la grace. Dieſe wurden zwey Jahre nach des Verfaſſers Tode in der Europe Savante gedruckt. Das Jahr darauf, 1720, erſchien eine deutſche Ueberſetzung, die man mit dem Namen Monadologie belegte. Dieſelbe Schrift, in lateiniſche Theſes verwandelt, kam 1721 in den actis eruditorum, ſuppl. VII. (in Dutens iſt das VIII. ſuppl., aber falſch angegeben) heraus, unter dem Titel: Principia Philoſophiae, auctore G. G. Leibnitio. Das franzöſiſche Original hatte Leibnitz einigen Freunden in der Handſchrift mitgetheilt, aber gewiß nie gedacht, daß es mehr, als ſeine andern Aufſätze über dieſe Materie, Monadologie genannt zu werden verdiente. An Remond ſchrieb er in der Anmerkung etwas geſagt habe, noch in Abſicht auf Wolf übereinſtimme, ſo habe ich doch ge-

---

darüber folgendes: „Ich überſende Ihnen eine kleine Abhand„lung, die ich hier für den Prinzen Eugen von Savoyen über „meine Philoſophie aufgeſetzt habe. Ich hoffte, dieſe Schrift, „wenn man damit verbände, was ich in den Leipziger, Pariſer „und Holländiſchen Journalen bekannt gemacht habe, würde da„zu beytragen können, daß man meine Gedanken beſſer faßte. „In den Leipziger Journalen habe ich geſucht, die Sprache der „Schule beyzubehalten; in den andern bequemte ich mich nach „dem Vortrage der Carteſianer; und in dem gegenwärtigen „Aufſatze wollte ich mich gerne auf eine Weiſe ausdrücken, wel„che auch denen verſtändlich wäre, die an den Vortrag der einen „und der andern weniger gewohnt ſind.“ (Recueil de div. Pièces II. p. 144. et 145. Opp. V. P. I. p. 12. et 13.)

II. Im Tagebuche der Gelehrten, wo Leibnitz ſein Syſtem zuerſt bekannt machte, ſoll er nicht von den Monaden ausgegangen ſeyn. Dennoch iſt die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes: De la Nature et de la Communication des SUBSTANCES, auſſi bien que de l'Union qu'il y a entre l'AME et le CORPS. Und wirklich fängt auch der Aufſatz damit an, daß der Begriff der Subſtanz, als eines einfachen Weſens, einer ſelbſtthätigen lebendigen Kraft, die nach Analogie der Empfindung und Begierde handelt, und wie eine Seele gedacht werden muß, feſtgeſetzt wird. Aus dieſem Begriffe und was ihn nothwendig macht allein, wird alles übrige geſchloſſen. „Meine Harmo„nie,“ ſagt Leibnitz in der allererſten Erläuterung, „iſt keine „willkührliche Hypotheſe; ſie folgt aus meiner Lehre von „den Einheiten.“ — Und ſo ſehe ich in der That zwiſchen dem erſten Aufſatze und den Principes ſur la nature et la grace, nung daran, um doppelt und dreyfach zu begreifen, warum es auf Mendelsſohn keinen Eindruck machen

---

oder auch den Principiis Philoſophiae, keinen die Sache angehenden Unterſchied; ſondern nur, nach der eigenen Bemerkung des Verfaſſers, Verſchiedenheit der Accommodation und Einkleidung. Wenn im Pariſer Aufſatze das Wort Monade nicht vorkommt, ſo findet ſich eben ſo wenig der Ausdruck harmonia praeſtabilita darin. Dieſen brauchte Leibnitz zuerſt in dem Eclairciſſement, worin er die Einwürfe des Foucher beantwortete; und zwar ſo beyläufig, daß es Bayle überſah, und in der zweiten Ausgabe ſeines Wörterbuchs von dieſer Benennung ſprach, als hätte ſie der Pater Lamy in ſeiner Widerlegung des Leibnitziſchen Syſtems zuerſt gebraucht. Dieſe Benennung war alſo, mehrere Jahre nachdem Leibnitz ſein Syſtem von den Einheiten bekannt gemacht hatte, noch keine eigentliche Benennung geworden.

Von der harmonia praeſtabilita, als bloßer Hypotheſe, das iſt unter der Vorausſetzung zweyer toto genere verſchiedener Subſtanzen betrachtet, iſt Leibnitz an keinem Orte ausgegangen, und er vertheidigt aus dieſem Geſichtspuncte ſein Syſtem nur gegen andere Syſteme, bey denen jene Vorausſetzung Grundlage war, und deren Anhänger dennoch in dem ſeinigen eine Menge ungereimte Dinge finden wollten.

III. Unter dieſe Klaſſe von Gegnern darf Bayle kaum gerechnet werden, wie denn auch Leibnitz ſelbſt ihn nicht darunter zählte. Baylens Einwürfe griffen tiefer ein, bezogen ſich auf das Eigene des Syſtems, reichten bis an ſeine Quelle, und umfaßten den Zuſammenhang des Ganzen. Auch bemühte ſich Leibnitz, dieſe Einwürfe aus den innerſten Gründen ſeines Syſtems zu widerlegen, und nirgend werden in die Tiefen deſſelben ſolche konnte, wenn der verketzernde Lange von dem verfolgten Wolf mit einem: Leibnitius docet, mentem et corpus eſſe duas *Subſtantias* a ſe invicem realiter diverſas, cogitationem et extenſionem eſſe attributa diverſarum ſubſtantiarum — abgefertigt wurde. Weit entfernt, daß der ſcharfſinnige Wolf Leibnitzen in dem Grade wirklich mißverſtanden hätte, zeigen vielmehr ſeine dogmatiſchen Schriften, daß er ihn überall richtig gefaßt, und auch, wenn er Leibnitzens Lehre nicht zu der ſeinigen machen wollte, vollkommen verſtanden hatte*).

Unmittelbar nach dem Auszuge aus Wolf wundert ſich der Xenophanes des Heydenreichiſchen Ge-

---

Blicke, über ſeine Form ſolche Aufſchlüſſe gewährt, als gerade in Leibnitzens zweiter Antwort an dieſen Bayle. Ich verweiſe unter andern auf das eben ſo ſchöne, als tiefſinnige Gleichniß von dem Puncte und der innerlichen und äuſſerlichen Beſtimmung ſeiner Linie (Rec. de div. Pièces II. p. 428. Opp. II. P. I. p. 83); auf die Erklärung der ſcheinbaren Doppelgeſtalt ſeines Syſtems (Rec. II. p. 431. et 132. Opp. P. c. p. 84.); auf die treffliche Kritik der Vergleichung zwiſchen der Seele und einem Epikuräiſchen Atom (Rec. p. 435 — 438. Opp. P. c. p. 85 — 87.)

*) S. Cosmologia Generalis. §. 293. mit vorzüglicher Erwägung der letzten Zeilen. Ferner: Vernünftige Gedanken Th. II. §. 215 — 219.; vornehmlich S. 370. u. 331.

ſprächs, daß man nicht auch geſagt hätte, Leibnitzens Monadologie ſey aus dem Spinoza genommen. Er führt eine Stelle aus Spinoza an, welche dazu Gelegenheit hätte geben können, und bemerkt, dieſe wichtige Stelle ſcheine ganz überſehen worden zu ſeyn *).

Ich glaube nicht, daß ſie überſehen worden iſt, und habe ſelbſt, in dem Briefe an Hemſterhuis, den Spinoza ſie faſt wörtlich herſagen laſſen **); auch wird in dem Briefe an Mendelsſohn von 21ten April 1785 ausdrücklich auf dieſes Scholium verwieſen ***). Monadenlehre wird wohl niemand, der weiß, was unter Monaden verſtanden wird, hier oder ſonſt wo im Spinoza finden wollen. Wir wiſſen auch zu umſtändlich, wie dieſer Begriff in

---

*) Ueber Natur und Gott nach Spinoza, von Karl Heinrich Heydenreich. S. 100. u. 101.

**) Erſte Ausgabe S. 98. u. 99. Der gegenwärtigen S. 151. u. 152.

***) In der Note No. 22. Die 13te Prop. Eth. II. wozu dieſes Scholium gehört, iſt in demſelben Aufſatze zweymal citirt. Note No. 15. u. 17.

Leibnitz ſich entwickelt hat, um über die Genealogie deſſelben in Zweifel zu ſeyn. Hingegen kann und darf eben ſo wenig geläugnet werden, daß zwiſchen den Formen des Leibnitz und des Spinoza, wodurch ihre einzelnen Dinge ſich voneinander unterſcheiden, in der Art des Zuſammenhanges dieſer einzelnen Dinge, und wie ſie gegenſeitig ſich zum Daſeyn, zum Thun und zum Leiden beſtimmen, ihre Lagen und Beſchaffenheiten verändern oder beybehalten, in der Freyheit, welche auf der eigenen unmittelbaren Begierde, dem conatu immanenti jeder beſonderen Natur, und der Sklaverey, die auf den Erforderniſſen, gleichſam dem Rathſchluſſe des Ganzen, auf ſeiner vorherbeſtimmten Harmonie beruht — eine große Analogie ſtatt finde.

Wieviel überhaupt, oder wie wenig Leibnitz dem Spinoza ſchuldig war, darüber habe ich keine Meynung, und ſuche keine. Aber geſetzt, Leibnitz hätte wirklich von Spinoza viel genommen, ſo wird niemand, dem es bekannt iſt, wie allgemein und heftig dieſer Name damals verabſcheut wurde, Leibnitzen verargen können, daß er ſich auf die verſchrieene

Lehre dieſes Weltweiſen nie berief. Sonſt weiß man ja von Leibnitz, wie geneigt er war, ſich auf Gedanken ſeiner Vorgänger zu ſtützen, und jede Aehnlichkeit der Begriffe Anderer mit den ſeinigen hervorzuſuchen. „Die Wahrheit,“ ſagt er, „iſt „allgemeiner verbreitet, als man glaubt; aber oft „iſt ſie geſchminkt, noch öfter verhüllt, zuweilen „gar geſchwächt, verſtümmelt, und durch Zuſätze „verdorben. Wenn man aufmerkſam auf ſie machte, „wo ſie unter den Alten, oder, um richtiger zu reden, unter unſern Vorgängern ſich findet, ſo würde „man das Gold aus dem Kothe, den Diamant aus „der Grube, das Licht aus der Finſterniß hervorziehen, und wirklich eine gewiſſe unvergängliche „Philoſophie zu Stande bringen *).“ Dieſelben Gedanken und Wünſche findet man bey jeder Gelegenheit in ſeinen Schriften wiederholt. Eine der ſchönſten und lehrreichſten Stellen dieſer Art beſchließt ſeine erſte Antwort an Bayle, und ſie mag, weil

---

*) Recueil de diverses Pièces par Des Maizeaux, Tom. II. p. 145.

ſie in mehr als einer Abſicht hieher paßt, auch dieſer Abhandlung zum Schluſſe dienen.

„Die Betrachtung jenes Syſtems zeigt, daß, „je tiefer man in den Grund der Dinge eindringt, „deſto mehr Wahrheiten in den Lehren der meiſten „philoſophiſchen Secten ſich entdecken laſſe. Der „Mangel an ſubſtanzieller Wirklichkeit in den ſinn„lichen Gegenſtänden, nach der Behauptung der „Skeptiker; die Harmonieen, oder Zahlen, Urbil„der und Begriffe, worauf die Pythagoräer und „Platoniker alles zurückführten; das Eins und Alles „des Parmenides und Plotin, ohne Spinozismus; „die Verknüpfung der Dinge nach den Stoikern, „vereinbar mit der Spontaneität der andern Schu„len; die Vital-Philoſophie der Cabbaliſten und „Hermetiſten, welche überall Empfindung annehmen; „die Formen und Entelechieen des Ariſtoteles und „der Scholaſtiker, nebſt der mechaniſchen Erklärung „aller beſonderen Erſcheinungen nach dem Demokrit „und den Neueren — alles dieſes findet man in „einem perſpectiviſchen Mittelpuncte vereinigt, der „in eben dem Gegenſtande, welcher aus jedem an„dern Geſichtspuncte verworren erſcheint, Regelmäßig-

„keit, und die Uebereinſtimmung aller ſeiner Theile „zeigt. Sectengeiſt iſt bisher der Fehler geweſen. „Man hat ſich ſelbſt eingeſchränkt, indem man verworfen hat, was andere lehrten *).

---

*) Recueil de div. Pièces par Des Maizeaux, Tom. II. p. 417. Opp. Omn. T. II. P. I. p. 79.

Beylage VII.

Auf die gegenwärtige Abhandlung iſt häufig in dieſem Buche verwieſen worden; folgende drey Stellen aber ſind der eigentliche Text dazu.

Seite 87. „Der Gott des Spinoza iſt das „*lautere* Principium der Wirklichkeit in allem „Wirklichen; des *Seyns* in allem Daſeyn; durchaus ohne Individualität, und ſchlechterdings unendlich. Die Einheit dieſes Gottes beruhet auf „der Identität des Nichtzuunterſcheidenden *), und „ſchließt folglich eine Art der Mehrheit nicht aus.“

Seite 223. „Jeder Weg der Demonſtration „geht in den Fatalismus aus.“

---

*) S. die Demonſtration der fünften Propoſition, im erſten Theile der Ethik, wo der Beweis, daß nur Eine Subſtanz ſeyn könne, angefangen wird.

Seite 75. „Leſſing blieb dabey: daß er ſich „alles natürlich ausgebeten haben wollte; und „ich: daß es keine natürliche Philoſophie des Uebernatürlichen geben könne, und doch beydes (Natürliches und Uebernatürliches) offenbar vorhanden „wäre.“

Vor Spinoza hatten ſich ſchon die Scholaſtiker des Satzes des Nichtzuunterſcheidenden bedient, ſowohl um die Lehre von den drey Perſonen in der Gottheit mit der Lehre von der Einheit des Göttlichen Weſens zu vereinigen, als um überhaupt darzuthun, daß nur Ein Gott ſeyn könne. Auch den Begriff eines allgemeinen Weſens, welches allen einzelnen Dingen gemein ſey, einer Subſtanz, in welche das unzählige Heer des Beſondern ſich gleichſam theile, und welcher darum das Allenthalben zukomme, finden wir ebenfalls bey den Scholaſtikern, und zwar ſchon bey dem Magiſtro Sententiarum. Es läßt ſich dieſer Begriff bis zum Ariſtoteles, und noch weit höher bis zu der älteſten Philoſophie hinauf verfolgen*).

---

*) S. Cramer von der Scholaſtiſchen Theologie,

Dem Menſchen überhaupt war es durch ſeine früheſten Bedürfniſſe aufgegeben, dem Beſtändigen in dem ihn umgebenden und ihn durchdringenden Unbeſtändigen der Natur nachzuforſchen; und dieſes Nachforſchen mußte ihn, ſowohl im Sittlichen als Phyſiſchen, zu einer unabſehlichen Reihe von Entwicklungen leiten und drängen. Ich wüßte kaum einen intereſſanteren Geſichtspunct als dieſen, um daraus die mannichfaltigen Gedankenſyſteme der Menſchen zu betrachten. Hier darf ich nur Blicke auf die letzten Reſultate werfen; und zwar bloß in Beziehung auf die ſpeculative Vernunft.

Nachdem man alle Sinne gleichſam zuſammenberufen hatte, um ihre einzelnen Zeugniſſe von den Dingen mit einander zu vergleichen, hernach ſie gemeinſchaftlich vor dem Gegenſtande ſelbſt zu verhören, dieſer aber ſich nicht ſtellen wollte, und man noch nicht den Muth hatte, gegen ihn in contumaciam zu verfahren; ſo blieb nichts anderes übrig, als anzunehmen: das allein komme dem Ge-

---

Fortſetzung des Boſſuet. Theil VII. vornehmlich Seite 216 — 220.

genſtande ſelbſt zu, ſey wahrhaft objectiv und beſtändig, was an ihm alle Sinne, einer wie der andere, auf gleiche Weiſe zu erkennen geben; kurz, was der Senſus communis im höheren Verſtande, das α und ω aller Wahrnehmungen von ihm darſtelle.

Der menſchliche Verſtand, von allen, den Erſcheinungen correſpondirenden, qualitatibus occultis auf dieſe Weiſe gereinigt, behielt folgende Begriffe übrig: Exiſtenz und Coexiſtenz, Wirkung und Gegenwirkung, das Räumliche und Bewegung, Bewußtſeyn und Denken.

Wie wohl ſich die ſpeculative Natur des Menſchen befinden mußte, nachdem dieſes einmal feſtgeſetzt war, kann ein jeder einſehen, der über menſchliches Erkenntnißvermögen einigermaſſen gründlich nachzudenken im Stande iſt. Man ziehe folgendes in Betrachtung.

Das Princip aller Erkenntniß iſt lebendiges Daſeyn; und alles lebendige Daſeyn geht aus ſich ſelbſt hervor, iſt progreſſiv und productiv. Das Regen eines Wurmes, ſeine dumpfe Luſt und Unluſt, könnten nicht entſtehen, ohne eine nach den

Geſetzen ſeines Lebensprincips verknüpfende, die Vorſtellung ſeines Zuſtandes erzeugende Einbildungskraft. Je mannichfaltiger nun das empfundene Daſeyn iſt, welches ein Weſen auf dieſe Weiſe erzeugt, deſto lebendiger iſt ein ſolches Weſen. Soll aber das in dem gegenwärtigen Augenblicke erzeugte Leben in dem folgenden nicht wieder untergehen, ſo muß das ſchaffende Weſen auch erhalten können. Unter den Erhaltungsmitteln des Lebens (deßjenigen Lebens, welches ſich ſelbſt genießt, und allein den Namen des Lebens verdient) iſt uns keines bekannt, welches kräftiger ſich bewieſe, als Sprache. Die enge Verbindung zwiſchen Vernunft und Sprache erkennt ein jeder; und eben ſo, daß wir von einem höheren Leben als demjenigen, welches durch Vernunft beſteht, keinen Begriff haben *). Die vollkommnere Wahrnehmung und mannichfaltigere Verknüpfung erzeugt, in eingeſchränkten Weſen, das Bedürfniß der Abſtraction und Sprache. So entſteht eine Ver-

---

*) „Das Vermögen, wodurch ſich der Menſch von allen andern Dingen, ja von ſich ſelbſt, ſofern er durch Gegenſtände afficirt wird, unterſcheidet, iſt die Vernunft.“ Kant Met. d. Sitten. S. 107.

nunftwelt, worin Zeichen und Worte die Stelle der Subſtanzen und Kräfte vertreten. Wir eignen uns das Univerſum zu, indem wir es zerreiſſen, und eine unſeren Fähigkeiten angemeſſene, der wirklichen ganz unähnliche *Bilder*= *Ideen*= und *Wort*=Welt erſchaffen. Was wir auf dieſe Weiſe erſchaffen, verſtehen wir, in ſo weit es unſere Schöpfung iſt, vollkommen; was ſich auf dieſe Weiſe nicht erſchaffen läßt, verſtehen wir nicht; unſer philoſophiſcher Verſtand reicht über ſein eigenes Hervorbringen nicht hinaus. Alles Verſtehen geſchieht aber dadurch, daß wir Unterſchiede *ſetzen* und wieder *aufheben*; und auch die aufs höchſte ausgebildete menſchliche Vernunft iſt, explicite, keiner andern Operation, als dieſer, worauf alle übrige ſich zurückführen laſſen, fähig. Wahrnehmen, Unterſcheiden, Wiedererkennen und *Begreifen*, in *ſteigenden Verhältniſſen*, macht die ganze Fülle unſeres intellectuellen Vermögens aus.

Ich wiederhole nun: wie wohl mußte die ſpeculative Natur des Menſchen ſich befinden, da ſie die unendlichen Verſchiedenheiten der *Qualität* auf einige beſtimmte Beſchaffenheiten der *Quantität* zurückzuführen die Ausſicht gewann! Dem Glücke dieſer Unternehmung verdankt die Naturlehre ihre bewunderungswürdigen Fortſchritte. Leucipp und Demokrit brachen die Bahn. Ihre Lehre ging unter in den trüben Zeiten ſcholaſtiſcher Alleinherrſchaft, trat aber deſto glänzender an der Morgenröthe des ſiebenzehnten Jahrhunderts wieder hervor. Ueber ihr erbaute Carteſius ſein neues Syſtem.

Zwey Schwierigkeiten drückten von je her die Atomiſten, oder bloß mechaniſchen Philoſophen: Erſtlich, die Unmöglichkeit, aus den Beſchaffenheiten des körperlichen Weſens, nämlich der Undurchdringlichkeit, Geſtalt, Lage, Größe und Bewegung, die Beſchaffenheiten des denkenden Weſens herzuleiten; und zweytens, der Bewegung ſelbſt und ihrem Modificationen ein natürliches Daſeyn zu verſchaffen.

Dieſen Schwierigkeiten half das Carteſianiſche Lehrgebäude ſo wenig ab, daß ſie durch daſſelbe nur noch auffallender wurden *).

Da trat Spinoza mit ſeinem Ἓν καὶ πᾶν

---

*) S. die Beyl. VI.

hervor, und verſuchte die duo quaerenda *), deren Vereinigung die Philoſophen vor ihm, ſammt und ſonders, in ſo mannichfaltige Verlegenheiten geſetzt hatte, auf ein einziges Princip zurückzuführen; dieſes nämlich: Materie ohne Form, und Form ohne Materie ſind zwey gleich undenkbare Dinge: ihre Vereinigung muß folglich überall eine weſentliche und nothwendige ſeyn. Da nun die Subſtanz, welche nur eine Einzige ſeyn kann, als das Erſte ſchlechterdings gedacht werden muß, ſo muß ihre weſentliche Form, das iſt, ihre Art und Weiſe zu ſeyn, eben ſo gedacht werden. Aus dieſer erſten Materie und ihrer Form entſpringen nun die einzelnen Dinge mit ihren Begriffen unmittelbar, auf eine natürliche, das iſt, nothwendige und mechaniſche Weiſe.

Dieſe Vorſtellungsart hat das Gute und Vorzügliche, daß dabey der wüſte und ungereimte Begriff eines Chaos, welches ſich erſt ordnen mußte, nicht gebraucht wird. Wirklich iſt es ſehr merk-

---

*) Duo quaerenda ſunt. Unum, quae materia ſit, ex qua quaeque res efficiatur; altera, quae vis ſit, quae quidque efficiat. Cicero de Finibus. Lib. I. §. 6.

würdig, daß nicht allein die Menge alter Philoſophen, ſondern auch unter den neueren viele gründliche und ſehr ſcharfſinnige Denker, den Begriff eines Chaos, oder, welches einerley iſt, eines ſich nur allmählich entwickelnden Weltſyſtems, mit dem Begriffe eines nothwendigen, von Ewigkeit her wirkenden, bloß mechaniſchen Naturprincips haben vereinigen können, da doch nur ſehr wenig Nachdenken dazu gehört, um einzuſehen, daß beyde Begriffe ſich gegenſeitig aufheben. Dieſen Fehler beging alſo Spinoza nicht; aber was er eigentlich zu Stande bringen mußte: eine natürliche Erklärung des Daſeyns endlicher und ſucceſſiver Dinge, konnte durch ſeine neue Vorſtellungsart ſo wenig, als durch irgend eine andere erreicht werden. Auch Er mußte eine unendliche Reihe von einzelnen Dingen, deren eines nach dem andern zur Wirklichkeit gekommen war, alſo, im Grunde, eine ewige Zeit, eine unendliche Endlichkeit annehmen. Das Ungereimte dieſer Behauptung ſuchte er durch Bilder aus der Mathematik zu vertilgen, und verſicherte, es liege bloß an unſerer Imagination, wenn wir uns eine unendliche Reihe auf einander folgender, objectiv und wirklich auseinander entſpringender einzelner Dinge, als eine ewige Zeit vorſtellen. Ich glaube aber, es war vielmehr Spinoza, der ſich hier durch ſeine Imagination betrügen ließ; denn die Folge, welche in den mathematiſchen Bildern vorgeſtellt wird, iſt keine objective und wirkliche, ſondern eine ſubjective und bloß idealiſche, die auch nicht einmal idealiſch vorhanden ſeyn könnte, wenn ihr nicht eine wirkliche Succeſſion in dem Subject, welches ſie in Gedanken erzeugt, zum Grunde läge, und dadurch das Stehende in ein Fließendes verwandelt würde. Abſonderung und Wiedervereinigung des Subjectiven und Objectiven, und Verwechſelung ihrer gegenſeitigen Verhältniſſe der Urſache und Wirkung, um, nach Bedürfniß, an der einen oder der andern Seite aufzuheben, was die Vollendung des bezielten Begriffes hinderte, hat hier eine Täuſchung zuwege gebracht, wodurch mehrere Philoſophen von der erſten Größe hintergangen worden ſind, und noch wirklich hintergangen werden *).

---

*) Zu dieſer Stelle hat Herr Profeſſor Sigwart neu-

Ich will mich deutlicher erklären.

Aus dem Satze: das Werden könne eben ſo

---

erlich, in ſeiner ſehr achtungswerthen Schrift über den Zuſammenhang des Spinozismus mit der Carteſianiſchen Philoſophie, S. 127 — 130. einige Bemerkungen gemacht.

Die erſte dieſer Bemerkungen habe ich benutzt, und anſtatt der Worte: „Aber was er (Spinoza) eigentlich zu Stande bringen wollte u. ſ. w." nun geſetzt: aber was er eigentlich zu Stande bringen **mußte**. — Daß er mußte, und **warum**: darüber wolle man die unlängſt erſchienenen, vorhin ſchon von mir angeführten Geſpräche von Herbart, S. 62 — 66. nachſehen.

Die übrigen von Herrn Sigwart angeregten Puncte ſind in meinen früheren und ſpäteren Philoſophiſchen Schriften mannichfaltig, und, wie ich glaube, ſo erſchöpfend abgehandelt, daß es genügen wird, ſtatt aller weiteren Erörterungen darüber nur auf folgende beſtimmte Stellen meiner Schriften zu verweiſen:

1.) Auf das Geſpräch über Idealismus und Realismus, Band II. dieſer Sammlung S. 191 — 206.

2.) Auf die Schrift von den göttlichen Dingen, S. 168 — 174. d. erſt. Ausg. der vorliegenden Sammlung B. III. S. 402 — 408.

3.) Auf die zu der Stelle No. 2. gehörige Beylage, C. der erſt. Ausg. S. 212 — 216. der vorliegenden Samml. B. III. S. 430 — 434.

wenig geworden oder entſtanden ſeyn, als das Seyn oder die Subſtanz, zog Spinoza die richtige Folge,

---

Nur die Eine Bemerkung: „Alles Erklären bezieht „ſich auf ein Werden der Dinge, und indem nun Spinoza „dieſes läugnete, mußte er auf eine Erklärung der endlichen „Dinge Verzicht thun;" ſcheint mir folgende ausdrückliche Gegenbemerkung zu erfordern.

Ich erwiedere: Spinoza läugnet allerdings ein **gewordenes Werden** der einzelnen Dinge, keineswegs aber ein nichtgewordenes, Anfang- und Endloſes Werden, ein wahrhaft wirkliches Entſtehen und Vergehen derſelben, obgleich nur in einem ewigen, in ſich ſelbſt kreiſenden, Fluſſe. Die einzelnen Dinge, lehrt Spinoza ausdrücklich, entſpringen nicht unmittelbar aus dem Unendlichen, ſondern jedes einzelne Ding ſetzt andere einzelne Dinge voraus bis ins Unendliche. Es entſpringen daher die einzelnen Dinge aus Gott nur auf eine ewige und unendliche, nicht auf eine vorübergehende, endliche und vergängliche Weiſe; denn ſo entſpringen ſie bloß eines aus dem anderen, **indem ſie gegenſeitig ſich erzeugen und zerſtören**, und in ihrem ewigen Daſeyn darum nicht weniger unwandelbar beharren (Eth. P. I. Pr. XXVIII. Man vergl. meine Darſtellung des Lehrgebäudes des Spinoza in dem Briefe an Mendelsſohn vom 21. April 1785. §. §. XXXV. XXXVI. dann die VIte Beylage, S. 366, 367. der früheren Ausgabe; der gegenwärtigen S. 101, 102.) Unwiderſprechlich behauptete alſo Spinoza das wirkliche Daſeyn einer ewigen Zeitlichkeit, ein Anfangsloſes, aber wirkliches und wahrdaß eine ewige unendliche Actuoſität der Materie eigen, und ein unmittelbarer Modus der Subſtanz

---

haftes Entſtehen und Vergehen endlicher wirklicher und wahrhafter einzelner Weſen in einer nothwendigen Folge. Den Einwurf aber, daß es eine Ungereimtheit ſey, anzunehmen, es könnte eine ewige Zeit auf den heutigen Tag kommen, entfernte er mit leichter Mühe dadurch, daß er zeigte, wie die Zeit vor der Vernunft nothwendig und von ſelbſt aus dem Zeitlichen verſchwinde; womit dieſes dann ſofort zu einem unveränderlichen Ewigen, zu der leibhaften Gottheit ſelbſt verklärt werde. Dieſes nothwendige Verſchwinden alles Zeitlichen vor der Vernunft findet ſich in meinem erſten Briefe an Mendelsſohn ſchon für Spinoza angeführt. (S. 16. u. 17. d. erſt. Ausg., S. 26., 27. der 2ten,. S. 57. 58 der vorliegenden dritten.) In Wahrheit aber iſt dem Syſtem damit doch nicht geholfen, wie ich an den vorhin angeführten drey Orten genügend dargethan zu haben glaube. Ja es tritt die Doppelfrage an Spinoza nun erſt recht hervor; ob er lehre: es gebe in der Natur nur ein Seyn, aber kein Werden; oder umgekehrt: es gebe in ihr nur ein Werden, aber kein Seyn? Auf die zweite Frage erhalten wir von ihm ein klares **Nein** zur Antwort; auf die erſte aber nur ein Ja mit Nein, und, Kraft dieſes **Mit**, ſtreitende Beſtandtheile, die ſich durchaus nicht zu einem wahrhaft friedlichen Bunde vereinigen laſſen. Dieß iſt jüngſt von neuem mit großem Scharfſinn durch Tennemann, in dem Xten Bande ſeiner Geſch. d. Philoſophie S. 476 —

ſeyn müſſe. Dieſer unmittelbare ewige Modus, den er in dem Verhältniſſe von Bewegung und Ruhe der naturae naturatae ausgedrückt zu finden glaubte, war ihm die allgemeine ewige unveränderliche Form der einzelnen Dinge und ihres unaufhörlichen Wechſels. Hatte nun die Bewegung nie angefangen, ſo konnten auch die einzelnen Dinge keinen Anfang genommen haben. Sie waren alſo nicht allein dem Urſprunge nach von Ewigkeit her; ſondern auch, ihrer Succeſſion unbeſchadet, dem Vernunftbegriffe nach, alle zugleich vorhanden: denn im Vernunftbegriffe iſt kein Vorher und Nachher, ſondern alles nothwendig und zugleich, und eine Folge der Dependenz iſt die einzige, welche ſich darin denken läßt. Da Spinoza nun einmal die Erfahrungsbegriffe von Bewegung, ein-

---

481. ins Licht geſtellt worden. Ich bitte den Leſer mit dieſer Tennemannſchen Erörterung eine andere höchſtbeachtungswerthe ähnliche, im dritten Bande von Tiedemanns Geiſt der Speculativen Philoſophie S. 428 — 431. zu vergleichen. Und mit dieſer Hinweiſung ſey denn meine, großentheils nur aus Hinweiſungen zuſammengeſetzte, Anmerkung geſchloſſen.

zelnen Dingen, Generation und Succeſſion, zu Vernunftbegriffen erhoben hatte, ſo ſah er ſie zugleich von allem Empiriſchen — gereinigt, und konnte, bey der feſten Ueberzeugung: Es müſſe alles — nur ſecundum modum quo a rebus aeternis fluit betrachtet werden: — die Begriffe von Zeit, Maaß und Zahl, als von dieſem Modo abgeſonderte einſeitige Vorſtellungsarten, folglich als Weſen der Einbildung betrachten, von welchen die Vernunft keine Notiz zu nehmen brauche, oder ſie erſt reformiren, und auf das Wahre (vere conſideratum) zurückführen müſſe *).

Auch zu dieſen Behauptungen hatten die Scholaſtiker ihm den Weg gebahnt. Mehrere Lehrer dieſer Schule, um dem undenkbaren Begriffe einer Schöpfung in der Zeit, welcher allemal entſteht, wenn man die Reihe der Naturbegebenheiten will einen Anfang nehmen laſſen, auszuweichen, nahmen zu einer Schöpfung von Ewigkeit her ihre Zuflucht. Wie Spinoza aus der Thatſache, daß die Dinge ſich bewegen und gegenſeitig verändern, ſchloß,

---

*) Opp. Poſth. Epp. XXIX.

ſie müßten ſich von Ewigkeit her bewegt und verändert haben; ſo ſchloſſen jene aus der Thatſache einer erſchaffenen Natur, daß der unveränderliche Urheber derſelben von Ewigkeit her erſchaffen haben müſſe*). Sie hatten aber eine Schwierigkeit mehr zu überwinden, als Spinoza, da ihr Gott nicht eine bloße natura naturans, ſondern ein von der Natur wirklich unterſchiedenes, außerweltliches Weſen war, welches dieſelbe auch der Subſtanz nach hervorgebracht hatte. Dieſe Schwierigkeiten haben Leibnitzen nicht verhindert, den Scholaſtikern beyzuſtimmen, und eine Schöpfung, auch der Subſtanz nach, die nie angefangen hätte, für denkbar zu erklären**). An Nachfolgern hierin hat es ihm nicht

---

*) S. Cramer von der Scholaſtiſchen Theologie, Fortſetzung des Boſſuet, Th. VII. S. 403 und 405. 416 — 419.

**) S. Leibnitzens Briefe an Bourguet Opp. II. P. I. p. 331 — 338. — Dieſe Briefe ſind es, in denen, nach Leſſings kühnem Ausdrucke, geſagt ſeyn ſoll: „Gott befände ſich in einer immer„währenden Expanſion und Contraction: dieſes wäre die Schöp„fung und das Beſtehen der Welt.“ (S. 64. der erſten Abth. dieſes Bandes.) Einen Fingerzeig dahin gab ich ſchon in meiner Rechtfertigung, wo ich der zwey Abhandlungen von Leſſing, in den Beyträgen: Wiſſowatius Einwürfe, und Leibnitz über gefehlt, und noch giebt es mehrere ſehr achtungswürdige Philoſophen unter uns, welche den Begriff

---

die ewigen Strafen, nicht bloß obenhin erwähnte. Beyde ſind in vielerley Betrachtung äuſſerſt wichtig. In der zweiten kommen Leibnitzens Briefe an Bourguet vor. Man ſehe §. IV — VII; hernach den XVIten, wo ſich Leſſing für den Begriff der Ewigkeit, welcher alle Folge ausſchließt, erklärt. Die Frage iſt davon, ob die Welt angefangen, oder nicht angefangen habe; und, wenn ſie nicht angefangen habe, welche Hypotheſe: einer dennoch immer wachſenden — alſo immer nur annähernden; oder einer immer gleichen — alſo wirklichen Vollkommenheit des Ganzen, der Vernunft gemäßer ſey. Die erſte nannte Leibnitz die Hypotheſe des Triangels; die zweite, des Rectangels. „Leibnitz“ (ſagt Leſſing S. 224.) „ſcheinet mir der immer gleichen Vollkommenheit um vieles geneigter geweſen zu ſeyn; ja ſeinen Freund (den Bourguet) einer förmlichen Demonſtration derſelben ſehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht ſeine Urſachen hatte, lieber aus ihm herauszuholen, als ihm vorzuſagen.“ Dieſes iſt vollkommen richtig. Ich verweiſe auf die Briefe ſelbſt, und darf jeden Leſer, welcher Dinge dieſer Art zu leſen weiß, auf ſein Gewiſſen fragen, ob er es Leſſingen ſehr verdenken kann, wenn er mit dem, was Leibnitz dort behauptet, den Glauben an einen von der Welt unterſchiedenen perſönlichen Urheber der Dinge nicht wohl in eben dieſem Leibnitz zu vereinigen wußte. „Si le rectangle“ (ſagt Leibnitz p. 538.) „avoit lieu dans l'ordre des choſes, il faudroit avouer que les productions de la ſageſſe divine ſeroient coëternelles avec elle, et que chaque ſubſtance auroit été éternelle *a parte ante*, comme je crois qu'elles le ſont toutes *a parte poſt*.“ — Und hier nun die Stelle, auf welche Leſſing beſonders deutete, und die er nur einer wirklichen Schöpfung wirklich einzelner ſucceſſiver Dinge von Ewigkeit her, für einen möglichen Begriff halten.

Dieſe etwas ſchwerere Täuſchung wird auf dieſelbe Art, wie die leichtere des Spinoza bewirkt, indem man den Begriff der Urſache mit dem Be-

---

etwas frey zu überſetzen glaubte: „Un rapport d'un état de l'univers ne reçoit jamais aucune *addition* ſans qu'il y ait en même tems une *ſubſtraction* ou *diminution* pour paſſer dans un autre état. Le changement des ordonnées dans le rectangle eſt toujours tel que la poſtérieure garde les traces de l'antérieure, et il ne ſuit point que cela importe une augmentation de perfection; car s'il reſte quelque choſe de l'état précédent, quelque choſe auſſi n'en reſte point." (p. 534.)

Daß übrigens Leſſing ſich nicht anmaßte zu behaupten, Leibnitz ſey in dem Verſtande ein Spinoziſt geweſen, daß er ſich ſelbſt dafür erkannt hätte, beweist die Folge des Geſprächs; Innere weſentliche Aehnlichkeit, Identität des Syſtems: das nur hatte Leſſing eigentlich im Auge. Seine Expanſion und Contraction ſollte einen medium terminum darſtellen, und er gab ihn wirklich in dieſem Bilde tief und richtig. Schwerlich kann das mögliche Daſeyn, oder die ewige Schöpfung einer aus einzelnen Dingen beſtehenden Welt, und dieſes Beſtehen ſelbſt durch unaufhörliches Hervorbringen und Vertilgen ſolcher einzelner Weſen, trefflicher ſymboliſirt werden, als durch ein ſolches gehaltenes Verbreiten, und gleichſam Athmen der Natur. Es iſt der wahrhafte Gott des Spinoza, der aus Unendlichem Unendliches unaufhörlich hervorbringt.

griffe des Grundes vermiſcht; jenem dadurch ſein Eigenthümliches entzieht, und ihn in der Speculation zu einem bloß logiſchen Weſen macht. Ich habe ſchon anderwärts dieſes Verfahren beleuchtet, und, wie ich glaube, hinlänglich dargethan, daß der Begriff von Urſache, in ſo fern er ſich von dem Begriffe des Grundes unterſcheidet, ein Erfahrungsbegriff iſt, den wir dem Bewußtſeyn unſerer Cauſalität und Paſſivität zu verdanken haben, und der ſich eben ſo wenig aus dem bloß idealiſchen Begriffe des Grundes herleiten, als in denſelben auflöſen läßt.

Eine Vereinigung von beyden, wie in dem Satze des zureichenden Grundes geſchieht, iſt darum nicht unzuläßig; wenn nur keinen Augenblick vergeſſen wird, was jedem ins beſondere zum Grunde liegt, und ihn zu einem möglichen Begriffe machte. So heißt der Satz des Grundes: Alles Abhängige iſt von Etwas abhängig: Der Satz der Urſache: alles was gethan wird, muß durch Etwas gethan werden. Bey dem Grunde iſt in dem Worte abhängig, das von Etwas ſchon gegeben; und eben ſo bey der Urſache in dem

Worte gethan, das durch Etwas. Beyde ſind identiſche Sätze, und haben daher allgemeine apodictiſche Gültigkeit *). Ihre Vereinigung aber geſchieht durch den Satz: daß alles Bedingte eine Bedingung haben müſſe, welcher eben ſo identiſch, folglich eben ſo allgemein und nothwendig iſt.

Vergißt man den weſentlichen Unterſchied beyder Begriffe, und worauf er beruht, ſo erlaubt man ſich den einen für den andern zu ſetzen und anzuwenden, und bringt glücklich heraus, daß die Dinge entſtehen können, ohne daß ſie entſtehen; ſich verändern, ohne ſich zu verändern; vor und nach einander ſeyn können, ohne vor und nach einander zu ſeyn **).

Vergißt man nicht die weſentliche Verſchiedenheit beyder Begriffe, ſo ſitzt man mit dem Begriffe der Urſache, durch welchen der Begriff *einer Handlung* nothwendig geſetzt wird, in der Zeit unerläßlich feſt; denn eine Handlung, die nicht in einer Zeit geſchähe, iſt ein Unding. Auch der Idealismus, mit allen ſeinen Künſten, kann hier nicht aushelfen, und verſchafft nur eine kurze Friſt *).

---

*) ſ. S. 231. dieſer Schrift die Note.

**) Die Cauſa ſui hat daher ihr Daſeyn. Aus dem apodictiſchen Satze: daß alles eine Urſache haben müſſe, hielt es hart zu folgern: daß nicht alles eine Urſache haben könne. Darum erfand man die Cauſam ſui, wozu nothwendig auch der Effectus ſui gehört.

Nach dieſen Erörterungen wird es nicht mehr befremdlich ſcheinen, wenn ich behaupte, es laſſe ſich das wirkliche Daſeyn einer ſucceſſiven, aus einzelnen endlichen Dingen, welche ſich die Reihe hinab einander hervorbringen und vertilgen, beſtehenden Welt, auf *keine Weiſe* begreiflich, das heißt *natürlich* erklären. Denn wenn ich dieſe Reihe als wirklich unendlich denken will, ſo ſteht mir der ungereimte Begriff einer *ewigen Zeit*, welcher ſich durch keine mathematiſche Figur auf die Seite räumen läßt, im Wege. Will ich die Reihe einen Anfang nehmen laſſen, ſo fehlt es mir wieder an allem, woraus ein ſolcher Anfang hergeleitet werden könnte. Soll es der Wille einer Intelligenz ſeyn, ſo rede ich Worte ohne Sinn. Denn eben ſo, wie die Entſtehung des Begriffes eines nach keinem ſeiner Theile noch vorhanden geweſenen Dinges, z. B. eines organiſchen Weſens vor allen organiſchen Weſen, nicht leichter zu begreifen iſt, als eine von allen Begriffen unabhängige Entſtehung des Gegenſtandes ſelbſt: ſo iſt auch die Veränderung in einer ewigen, in ſich und durch ſich allein beſtehenden Intelligenz, einer Willensbeſtimmung in derſelben, womit ſie eine Zeit anfängt, vollkommen ſo unbegreiflich, als eine von ſelbſt entſtandene Bewegung in der Materie.

---

*) S. die in dieſer VIIten Beylage wiederholt angeführten Stellen aus dem Geſpräche über Idealismus und Realismus, und aus der Schrift von den göttlichen Dingen.

Alſo gleiche Unbegreiflichkeit auf beyden Wegen. Aber um dieſer Unbegreiflichkeit willen, hat die Vernunft nicht nöthig in Verzweiflung zu gerathen, da ſich ihr die Erkenntniß gleichſam aufdringt: es liege die Bedingung der Möglichkeit des Daſeyns einer ſucceſſiven Welt auſſer dem Gebiete ihrer Begriffe, nämlich auſſer dem Zuſammenhange bedingter Weſen, das iſt der Natur. Sie ſucht alſo, wenn ſie jener Bedingung nachforſcht, das Auſſernatürliche oder Uebernatürliche in ein Natürliches, — oder auch, das Natürliche in ein Uebernatürliches zu verwandeln. Indem ſie auf dieſe Weiſe auſſer ihrem Berufe thätig iſt, kann ſie um keinen Schritt ihrem Zwecke näher kommen, ſondern immer nun Bedingungen des Bedingten, Naturgeſetze, Mechanismus *) zu Tage bringen.

---

*) Wir begreifen eine Sache, wenn wir ſie aus ihren nächſten Urſachen herleiten können, oder ihre unmittelbaren Bedingungen der Reihe nach einſehen: was wir auf dieſe Weiſe einſehen, oder herleiten können, ſtellt uns einen mechaniſchen Zuſammenhang dar. So begreifen wir z. B. einen Zirkel, wenn wir uns den Mechanismus ſeiner Entſtehung, oder ſeine Phyſik, deutlich vorzuſtellen wiſſen; die ſyllogiſtiſchen Formeln, wenn wir die Geſetze, welchen der menſchliche Verſtand im Urtheilen und Schlieſsen unterworfen iſt, ſeine Phyſik, ſeinen Mechanismus, wirklich erkannt haben; oder den Satz des zureichenden Grundes, wenn uns das Werden, die Conſtruction eines Begriffes überhaupt, ſeine Phyſik, ſein Mechanismus einleuchtet. Die Conſtruction eines Begriffes überhaupt iſt das a priori aller Conſtructionen; und die Einſicht in ſeine Conſtruction giebt uns zugleich auf das gewiſſeſte zu erkennen, daſs wir unmöglich begreifen können, was wir zu conſtruiren nicht im Stande ſind. Darum haben wir von Qualitäten, als ſolchen, keine Begriffe; ſondern nur Anſchauungen oder Gefühle. Selbſt von unſerem eigenen Daſeyn haben wir nur ein Gefühl; aber keinen Begriff. Eigentliche Begriffe haben wir nur von Figur, Zahl, Lage, Bewegung, und den Formen des Denkens. Wenn wir ſagen, daſs wir eine Qualität erforſcht haben, ſo ſagen wir damit nichts anderes, als wir haben ſie auf Figur, Zahl,

Dem ohnerachtet läßt ſie nicht ab, und wird in ihren Erwartungen hingehalten, weil ſie das in ſeiner Art Unbedingte wirklich erkennt, und in dieſer Erkenntniß auf eine ſehr mannichfaltige Weiſe immer höher ſteigt. Ihr Geſchäft überhaupt iſt progreſſive Verknüpfung; und ihr ſpeculatives Geſchäft, Verknüpfung nach erkannten Geſetzen der Nothwendigkeit, das iſt, des Identiſchen; denn von einer andern Nothwendigkeit als dieſer, welche die Vernunft ſelbſt mit Hülfe des bey ihren Progreſſionen unentbehrlichen Abſonderns und Wiedervereinigens durch abwechſelndes Halten und Laſſen erſchafft, und in identiſchen Sätzen darſtellt, hat ſie keinen Begriff. Die weſentliche Unbeſtimmtheit menſchlicher Sprache und Bezeichnung, und das Wandelbare ſinnlicher Geſtalten, läßt aber faſt durchgängig dieſe Sätze ein äuſſerliches Anſehen gewinnen, als ſagten ſie etwas mehr, als das bloße: quidquid

---

Lage und Bewegung zurückgeführt, und darin aufgelöſet; alſo: wir haben die Qualität objectiv vernichtet. Hieraus läßt ſich nun, ohne weiteres, leicht abnehmen, was für einen Ausgang die Bemühungen des Verſtandes, einen deutlichen Begriff von der Möglichkeit des Daſeyns unſerer Welt zu erzeugen, in jedem Falle gewinnen müſſen.

eſt, illud eſt, mehr, als ein bloßes Factum aus; welches wahrgenommen, beobachtet, verglichen, wieder erkannt, und mit anderen Begriffen verknüpft wurde. Alles was die Vernunft durch Zergliedern, Verknüpfen, Urtheilen, Schließen und Wiederbegreifen herausbringen kann, ſind lauter Dinge der Natur, und die menſchliche Vernunft ſelbſt gehört, als eingeſchränktes Weſen, mit zu dieſen Dingen. Die geſammte Natur aber, der Inbegriff aller bedingten Weſen, kann dem forſchenden Verſtande mehr nicht offenbaren, als was in ihr enthalten iſt; nämlich mannichfaltiges Daſeyn, Veränderungen, Formenſpiel; nie einen **wirklichen** Anfang, nie ein **reelles** Princip irgend eines objectiven Daſeyns.

Aber wie kommt überhaupt die Vernunft dazu, daß ſie etwas unmögliches, das iſt, etwas unvernünftiges unternimmt? Iſt es die Schuld der Vernunft, oder iſt es nur die Schuld des Menſchen? Iſt die Vernunft mit ſich ſelbſt im Mißverſtande, oder ſind wir nur in einem Mißverſtande in Abſicht der Vernunft?

Um dieſe etwas ſonderbar klingende Frage entſcheiden zu können, müſſen wir eine andere, noch ſonderbarer klingende aufwerfen; dieſe nämlich: hat der Menſch Vernunft; oder hat Vernunft den Menſchen?

Verſteht man unter Vernunft die Seele des Menſchen, nur in ſo fern ſie deutliche Begriffe hat, oder nur Verſtand iſt, mit dieſen Begriffen urtheilet, ſchließt, und wieder andere Begriffe oder Ideen bildet, ſo iſt die Vernunft eine Beſchaffenheit des Menſchen, die er nach und nach erlangt, ein Werkzeug, deſſen er ſich bedient; ſie gehört ihm zu.

Verſteht man aber unter Vernunft das Princip der Erkenntniß überhaupt; ſo iſt ſie der Geiſt, woraus die ganze lebendige Natur des Menſchen gemacht iſt; durch ſie beſteht der Menſch; er iſt eine Form, die ſie angenommen hat.

Ich nehme den ganzen Menſchen, ohne ihn zu theilen, und finde, daß ſein Bewußtſeyn aus zwey urſprünglichen Vorſtellungen, der Vorſtellung des Bedingten und des Unbedingten zuſammen geſetzt iſt. Beyde ſind unzertrennlich mit einander verknüpft, doch ſo, daß die Vorſtellung des Bedingten die Vorſtellung des Unbedingten vorausſetzt, und mit dieſer nur gegeben werden kann. Wir brauchen alſo das Unbedingte nicht erſt zu ſuchen, ſondern haben von ſeinem Daſeyn dieſelbe, ja eine noch größere Gewißheit, als wir von unſerem eigenen bedingten Daſeyn haben.

Da unſer bedingtes Daſeyn auf einer Unendlichkeit von Vermittelungen beruht, ſo iſt damit unſerer Nachforſchung ein unabſehliches Feld eröffnet, welches wir ſchon um unſerer phyſiſchen Erhaltung willen zu bearbeiten genöthigt ſind. Alle dieſe Nachforſchungen haben die Entdeckung deſſen, was das Daſeyn der Dinge vermittelt, zum Gegenſtande. Diejenigen Dinge, wovon wir das Vermittelnde eingeſehen, das iſt, deren Mechanismus wir entdeckt haben, die können wir, wenn jene Mittel in unſern Händen ſind, auch hervorbringen. Was wir auf dieſe Weiſe, wenigſtens in der Vorſtellung, conſtruiren können, das begreifen wir, und was wir nicht conſtruiren können, das begreifen wir auch nicht.

Bedingungen des Unbedingten entdecken, dem abſolut Nothwendigen eine Möglichkeit erfinden, und es conſtruiren zu wollen, um es begreifen zu können, ſcheint als ein ungereimtes Unternehmen ſogleich einleuchten zu müſſen. Und doch iſt es eben dieſes, was wir unternehmen, wenn wir uns bemühen, der Natur ein uns begreifliches, das iſt ein *bloß natürliches* Daſeyn auszumachen, und den Mechanismus des *Princips* des Mechanismus an den Tag zu bringen. Denn wenn alles, was auf eine uns begreifliche Weiſe entſtehen und vorhanden ſeyn ſoll, auf eine bedingte Weiſe entſtehen und vorhanden ſeyn muß; ſo bleiben wir, ſo lange wir begreifen, in einer Kette *bedingter Bedingungen*. Wo dieſe Kette aufhört, da hören wir auf zu begreifen, und da hört auch der Zuſammenhang, den wir *Natur* nennen, ſelbſt auf. Der Begriff der *Möglichkeit des Daſeyns der Natur*, wäre alſo der Begriff eines *abſoluten Anfangs* oder *Urſprungs* der Natur; er wäre der Begriff des *Unbedingten* ſelbſt, in ſo fern es die *nicht natürlich* verknüpfte, das iſt für uns *unverknüpfte* — *unbedingte* Bedingung der Natur iſt. Soll nun ein Begriff dieſes Unbedingten und Unverknüpften — folglich *Auſſernatürlichen* **möglich** werden: ſo muß das Unbedingte aufhören, das Unbedingte zu ſeyn; es muß ſelbſt Bedingungen erhalten; und das abſolut Nothwendige muß anfangen das Mögliche zu werden, damit es ſich conſtruiren laſſe.

Da nun allem vorſtehenden zufolge das Unbedingte auſſer der Natur, und auſſer allem natürlichen Zuſammenhange mit derſelben liegt; die Natur aber, das iſt der Inbegriff des Bedingten, dennoch im Unbedingten gegründet, folglich mit ihm verknüpft iſt: ſo wird dieſes Unbedingte das Uebernatürliche genannt, und kann nicht anders genannt werden. Aus dieſem Uebernatürlichen kann denn auch das Natürliche, oder das Weltall, nicht anders, als auf eine übernatürliche Weiſe hervorgehen, und hervorgegangen ſeyn.

Und ferner: da alles, was auſſer dem Zuſammenhange des Bedingten, des natürlich vermittelten liegt, auch auſſer der Sphäre unſerer deutlichen Erkenntniß liegt, und durch Begriffe nicht verſtanden werden kann: ſo kann das Uebernatürliche auf keine andere Weiſe von uns angenommen werden, als es uns gegeben iſt; nämlich, als Thatſache — Es iſt!

Dieſes Uebernatürliche, dieſes Weſen aller Weſen, nennen alle Zungen: **den Gott.**

Der Gott des Weltalls kann nicht bloß der Baumeiſter des Weltalls ſeyn; er iſt Schöpfer, und ſeine unbedingte Kraft hat die Dinge auch der Subſtanz nach gewirkt. Hätte er die Dinge nicht auch der Subſtanz nach gewirkt, ſo müßten zwey Urheber ſeyn, die, man weiß nicht wie, miteinander in Verbindung gerathen wären. Eine Ungereimtheit, die in unſern Tagen (nicht weil ſie zu groß, ſondern weil ſie nicht in unſerer Vorſtellungsart iſt) keiner Widerlegung bedarf. Unſer Widerſtreben gegen ein Entſtehen der Dinge auch der Subſtanz nach kommt daher, weil wir kein Entſtehen, welches nicht auf eine natürliche, das iſt bedingte und mechaniſche Weiſe geſchieht, begreifen können.

Wie ſehr wünſchte ich nicht, dieſe Sätze und Folgerungen eben ſo faßlich machen zu können, als ſie für mich ſelbſt evident ſind. Man würde alsdann nicht allein das Vernunftwidrige der Forderung einer Demonſtration vom Daſeyn Gottes einſehen, ſondern durch eben dieſe Einſicht auch begreifen, warum eine mit unſerem Verſtande und Willen (welche beyde auf Coexiſtenz, d. i., auf Abhängigkeit und Endlichkeit gepfropft ſind) belehnte erſte Urſache, als ein unmögliches und ganz ungereimtes Weſen erſcheinen müſſe. Je vollkommener man aus dem erſten das zweite erkennte, deſto deutlicher würde man das Unzuläßige der Folgerung einſehen: Weil ein Gott kein Menſch, oder nicht körperlich ſeyn kann, ſo kann ihm auch Individualität und Intelligenz nicht zugehören.

Wir beſitzen aber, ungeachtet unſerer Endlichkeit und Naturſklaverey — oder ſcheinen wenigſtens durch das Bewußtſeyn unſerer Selbſtthätigkeit bey der Ausübung unſeres Willens, *ein Analogon* des Uebernatürlichen, das iſt des *nicht mechaniſch wirkenden* Weſens in uns zu beſitzen. Und da wir nicht im Stande ſind, überhaupt uns einen möglichen *Anfang* irgend einer Veränderung, auſſer einen ſolchen, welcher durch eine innere Entſchließung oder Selbſtbeſtimmung bewirkt wird, wirklich vorzuſtellen: ſo hat der bloße Inſtinct der Vernunft ſchon alle rohe Völker angetrieben, jede Veränderung, die ſie *entſtehen* ſahen, als eine *Hand-*

lung zu betrachten, und ſie auf ein lebendiges, ſelbſtthätiges Weſen zu beziehen. Sie irrten, weil ſie unmittelbar bezogen; aber doch weniger und auf eine unendlich verzeihlichere Weiſe als wir, wenn wir alles in Mechanismus auflöſen wollen, und die ungereimte Forderung an das Princip des Mechanismus machen, daß es ſelbſt einen Mechanismus zu Tage legen müſſe, wenn man ihm Daſeyn zugeſtehen ſollte, weil unſere deutliche Vorſtellung eines Dinges nicht über die Vorſtellung ſeines Mechanismus hinausgeht. Dennoch gehört ſchon etwas Nichtmechaniſches zu der Möglichkeit einer Vorſtellung überhaupt, und kein Menſch iſt im Stande ſich das Princip des Lebens, die innere Quelle des Verſtandes und Willens, als ein Reſultat mechaniſcher Verknüpfungen, das iſt, als etwas bloß **Vermitteltes** vorzuſtellen. Noch weniger kann Cauſalität überhaupt als etwas bloß **Vermitteltes**, oder auf Mechanismus Beruhendes gedacht werden. Und da wir nun von Cauſalität nicht die geringſte Ahndung haben, ausgenommen unmittelbar durch das Bewußtſeyn unſerer eigenen Cauſalität, ſo ſehe ich nicht, wie es umgangen werden kann, überhaupt Intelligenz, und zwar eine allerhöchſte reale, die nicht wieder unter dem Bilde des Mechanismus (S. Beylage IV. u. V.), ſondern als ein durchaus unabhängiges, ſupramundanes und perſönliches Weſen gedacht werden muß, als das erſte und einzige Princip, als das wahre Urweſen anzunehmen.

Alles zuſammengefaßt: Eine mögliche Vorſtellung für uns iſt allein diejenige, welche nach den Geſetzen unſeres Verſtandes hervorgebracht werden kann. Die Geſetze des Verſtandes beziehen ſich ſubjectiv und objectiv auf die Geſetze der Natur, ſo daß wir keine Begriffe, als Begriffe des bloß Natürlichen zu bilden im Stande ſind, und was durch die Natur nicht wirklich werden kann, auch in der Vorſtellung nicht möglich, das iſt, denkbar machen können. So widerſprechend es alſo iſt, daß die Natur die Natur hervorgebracht habe, oder daß die Natur nach dem Laufe der Natur entſtanden ſey; eben ſo widerſprechend muß es uns, die wir nur gemäß dem Satze des zureichenden Grundes, das iſt, der **Vermittelung**, denken und begreifen können, vorkommen, daß die Natur wider ihren Lauf, nämlich unvermittelt entſtanden ſey. Das Einſchieben einer Intelligenz, ſobald auch ſie dem Satze des zureichenden Grundes, d. i. der Naturnothwendigkeit unterworfen wird, ändert nichts an der Sache, wie ich vorhin gezeigt habe. Hingegen verſchwindet das Widerſprechende ſogleich, wenn man entdeckt, daß dem Uebernatürlichen das Natürliche war zum Grunde gelegt worden, und dieſes unter jenem dennoch befaßt werden ſollte.

Dieſes wird noch auffallender, wenn wir uns erinnern, daß wir die erſte Urſache der Veränderungen zugleich als die Urſache der Subſtanzen ſelbſt erkennen mußten. Nun iſt es ſchlechterdings unmöglich, daß wir uns von letzterem, nämlich wie ein Ding, auch der Subſtanz nach, zum Daſeyn gelange, oder wie es nur ein ſolches Daſeyn beſitze, irgend eine Vorſtellung machen; und weil dieſes unmöglich iſt, ſo muß die Vorſtellung von einer Erſten, und unmittelbaren Quelle der Veränderungen ebenfalls unmöglich ſeyn. Verſtänden wir das Eine, ſo müßten wir nothwendig auch das andere verſtehen. Da wir alſo von einem wirklichen reellen Anfange weder Vorſtellung noch Erfahrung haben, und es dem Weſen der Erfahruug, der Vorſtellung und des Begriffes gerade zu widerſpricht, daß die Erkenntniß eines wirklichen Anfanges, oder auch eines reellen *Daſeyns* (der inneren Möglichkeit einer Subſtanz) in ihnen, oder durch ſie gegeben werde; ſo iſt die Frage: Ob die Welt angefangen oder nicht angefangen habe, eine von unſerer Seite höchſt unbeſonnene und thörichte Frage; eine Frage, die entweder ſich ſelbſt nicht verſteht, oder keiner Beantwortung werth iſt. Denn daß die Welt nicht angefangen habe, was *wir* anfangen heiſſen, iſt klar genug; weil ſie ſonſt zugleich angefangen, und auch nicht angefangen haben müßte. Daſſelbe gilt im andern Falle, wo die Welt von Ewigkeit her *angefangen*, alſo Nicht angefangen und doch angefangen hätte. Es ſind dieſes alſo nicht zwey *entgegengeſetzte* Behauptungen, die ſich einander wechſelsweiſe aufheben; ſondern der Widerſpruch liegt in einer jeden insbeſondere, und es iſt nur Ein Widerſpruch, welcher beyden gemein iſt, und durch die Einſicht in ſeine Quelle vollkommen gehoben wird.

Iſt dieſer Widerſpruch gehoben, (oder ſey es auch nur geſchlichtet, im Falle, daß man ihn für reel und unauflöslich halten wollte); ſo haben wir in Abſicht des Uebernatürlichen, von deſſen Daſeyn wir gewiß ſind, nur noch zu entſcheiden, ob wir annehmen wollen, es ſey ein blind actuoſes Weſen, oder eine Intelligenz; und mir däucht, hier könnte uns die Wahl nicht ſchwer fallen.

Beylage VIII.

Seite 252. „Wie die Triebe, ſo der Sinn; „und wie der Sinn, ſo die Triebe. Nicht weiſe, „nicht tugendhaft, nicht gottſelig kann ſich der Menſch „vernünfteln: er muß da hinauf *bewegt* werden, „und ſich bewegen; organiſirt ſeyn, und ſich organiſiren.“

Ueber dieſe Stelle iſt viel geſpottet worden. Da ich auf dergleichen nirgend in dieſer neuen Ausgabe Rückſicht genommen habe, ſo ſoll es hier am Schluſſe noch weniger geſchehen. Einer Vertheidigung bedarf dieſe Stelle nicht. Und ſollte ſie mehr Erläuterung, als im Zuſammenhange ſchon gegeben war, bedürfen, ſo iſt dafür an mehr als Einem Orte dieſes Buches geſorgt. Ich gebe ihr eine Beylage bloß um eine treffliche Stelle von *Garve* einzurücken, an die ich, da ich jene Worte ſchrieb, wirklich gedacht habe. Nie werde ich die Stunde, in der ich ſie zum erſtenmal las, vergeſſen. Die Empfindung, mit der ich ſie hier einrücke, und indem ich mein Werk damit beſchließe, ſie mir gewiſſermaſſen zueigne, ſey der Lohn meiner Arbeit.

Garve zu dem zweiten Buche des Cicero
von den Pflichten:

„Wir ſehen, daß unſer Temperament, das heißt, die aus dem Körper, der Miſchung unſrer Säfte, dem Zuſtande unſrer Nerven entſtehende Faſſung der Seele, einigen Tugenden günſtig, andern hinderlich iſt. Alle Arbeit an uns ſelbſt, um uns vollkommener zu machen, läuft, — (da der Körper unſer nächſtes Object iſt, welches immer auf uns wirkt, ohne welches wir nicht wirken können) darauf hinaus, daß wir unſer Temperament, wo es fehlerhaft iſt, zu überwinden, endlich ganz zu bändigen, und unſerer Seele zu unterwerfen ſuchen. — Es iſt ein Krieg, der auf Eroberung und ruhige Beherrſchung abzielt. So lange der Geiſt, ſo large ſeine Einſichten von dem was gut iſt, ſeine Neigung

Gutes zu thun, zwar ſtark genug ſind, den aus dem Körper und der Sinnlichkeit entſpringenden Leidenſchaften zu widerſtehen, aber nicht ſtark genug, dem Körper ſelbſt eine andere Stimmung zu geben, und dadurch die Urſachen jener Leidenſchaften aufzuheben: ſo lange wird die Mühſeligkeit des Streits ſich unaufhörlich erneuern. Und da der Widerſtand, welchen eine Kraft überwindet, der einzige Maaßſtab ihrer Größe iſt: ſo werden wir alle unſere Tugend hauptſächlich in dieſem Streite ſuchen, nach dieſem bey andern ſchätzen; und diejenige Vollkommenheit der Seele, welche ſich, in Uebereinſtimmung mit dem Temperament und den Umſtänden, auf eine leichte und uns angenehme Art äuſſert, werden wir nur mit Mühe, und durch vieles Nachdenken, für ähnliche Tugend anerkennen lernen. Das wirkliche Vermögen alſo, welches die Belohnung der Tugend ſeyn ſollte, iſt in dem einen Falle der Empfindung nach geringer, in dem andern ſeinem Urſprunge nach ungewiſſer.

„Glücklicher Weiſe werden die beſten Beobachter der moraliſchen Welt, und die zugleich in ſich den edlen Keim der Tugend haben, gewahr.

daß dieſe Pflanze, wenn ſie emporwächſt, auch ſchon hier nicht nur das Unkraut, von dem ſie umgeben iſt, dämpfen und überwachſen, ſondern auch den Boden ſelbſt verbeſſern könne. Unſer Temperament, unſre ſinnlichen Neigungen und Triebe, unſer Körper ſelbſt, können ſich bis auf einen gewiſſen Grad durch die fortgeſetzte Arbeit unſers Geiſtes umändern.

„O geſegnet ſey auch ſelbſt die Schwäche eines kränklichen Körpers, die mich öfter, wenn auch nicht deutlicher, als andere gelehrt hat, daß der Geiſt etwas über den Körper vermag. Ja ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß die Anſtrengung der Geiſteskraft auch einen matten Körper unterſtützen, und bis auf einen gewiſſen Grad beleben könne; daß hinwiederum, wenn die Seele ganz ruhig, ganz gelaſſen bleibt, das tobende Blut anfange ſanfter zu fließen, die in Aufruhr gebrachten Lebensgeiſter niederſinken; und daß der Schmerz ſelbſt, wenn er nicht zu heftig iſt, der aushaltenden Geduld einer gegen ihn ſich anflämmenden Seele weiche. — Zwar hat alles dieſes ſein Ziel; und wenn die Seele nach langer Entgegenſetzung endlich ſinkt, ſo ſtürzt auch die Laſt deſto gewaltiger auf ſie zuſammen. Aber beſſere Menſchen können mehr als ich. Weſſen Herz ſchlägt nicht fröhlicher, wenn er den Ausdruck des Sokrates lieſt, er habe das Glück genoſſen, gewahr zu werden, daß er täglich beſſer werde. Menſchen von dieſer Art, (und ich glaube, daß es deren giebt) werden wiſſen, daß der Körper und ſeine Beſchaffenheiten, ja ſelbſt die äuſſeren Dinge, welche durch ihn wirken, ſich bis auf einen gewiſſen Grad nach dem Modell der Seele abformen; daß — welche Urſachen es auch in der menſchlichen Maſchine ſeyn mögen, die den Zorn des einen, die Begierde des andern, weit über den Grad des Uebels oder des Guten hinaustreiben, welchen der ſich ſelbſt überlaſſene Geiſt würde in dem Gegenſtande wahrgenommen haben; — daß, ſage ich, der Einfluß dieſer Urſachen nach und nach ſchwächer, oder mit jenen Urtheilen des Verſtandes übereinſtimmender werden könne; — daß der Lauf, die Abſonderung der Säfte ſelbſt, die allgemeine Uebermacht des denkenden und geiſtigen Weſens fühle.“

Wider
Mendelsſohns Beſchuldigungen
in deſſen Schreiben
an die
Freunde Leſſings.

Hoc nimirum eſt illud, quod non longo a *gradibus Aureliis* haec cauſa dicitur: ob hoc crimen hic locus abs te, Laeli, atque illa turba quaeſita eſt. Scis quanta ſit manus, quanta concordia, quantum valeat in concionibus. Summiſſa voce agam, tantum ut judices audiant.

CICERO, *pro L. Flacco.*

Vorbericht.

Der Menſch empfindet ein natürliches Verlangen, ſeine eigene Denkungsart auch in andern zu finden, oder ſie denſelben einzuflößen; in den mehrſten Fällen erträgt er es geduldiger, wenn gegen ſeinen Vortheil gehandelt, als wenn wider ſeine Meynung geurtheilt wird. Je lebhafter und ausführlicher die Vorſtellung von den Gründen unſerer Meynung iſt; je mehr unſer Bewußtſeyn nur das Bewußtſeyn unſerer Einſichten geworden: deſto größer wird unſer Widerwille gegen alles was ſie zweifelhaft zu machen droht; denn unſer Bewußtſeyn ſelbſt, unſer ganzes Daſeyn ſcheint dabey Gefahr zu laufen.

Eben ſo natürlich iſt deßwegen die Verfolgung, welche derjenige erfährt, der mit Wahrheiten, die herrſchenden Lehrgebäuden zuwider laufen, auftritt. Diejenigen, welche ihn nicht faſſen, verachten und höhnen ihn; ſie begreifen nicht wie ein Menſch ſo wenig begreifen, ſo blind und ſo verkehrt ſeyn kann. Die andern ergrimmen, und zwar in demſelben Maaße, wie ſie ihre Wahrheit durch die entgegen geſetzten Gründe angegriffen, ihre Ueberzeugung minder oder mehr erſchüttert fühlen *).

---

*) „Wir ſehen allgemein, daß wenn in zwey Köpfen die überwiegenden Vorſtellungen oder Vorurtheile ganz und gar verſchieden von einander ſind, die Vorſtellungen des einen die in den anderen übergehen wollen, ſich ſogleich wieder heraus und davon machen, ohne darin eigentlich weder gutes noch böſes anzurichten, und die ganze Wirkung welche dieſe Verſchiedenheit hervorbringen kann, iſt Mitleiden oder Verachtung, nachdem die Leute ſind. Sind aber die Vorſtellungen nicht ſo ungleichartig oder abſtechend, ſo bringen ſie mehr oder weniger in den andern Kopf hinein, und erſchüttern einige der Begriffe welche ſich darin befinden, indem ſie ſich mehr oder weniger mit ihnen vermiſchen, und ſolcher Geſtalt die andern in Unordnung bringen. Die unangenehme Empfindung dieſer Unordnung, das heimliche Gefühl der Möglichkeit, daß die überwiegende Idee, die Idee-Königinn ſelbſt, mitten auf ihrem Throne Gefahr laufen könnte; dieſes ſetzt die Leidenſchaft in Bewegung: nicht die trägen Leidenſchaften des Mitleidens, oder der Verachtung; ſondern die Furien des Haſſes, und der grauſamſten Verfolgung.“

Alexis oder von dem goldenen Weltalter, von Hemſterhuis.

Hiedurch aber darf ſich niemand abſchrecken laſſen. Einigen Beyfall erhält die gründlich vorgetragene Wahrheit immer. Hie und da finden ſich Köpfe, die, wenn kein äuſſerliches Intereſſe ſie daran verhindert, wenigſtens ſo viel davon aufnehmen, als ſich mit ihren Grundſätzen, ihren Vorurtheilen oder Lieblingsmeynungen zuſammen reimen läßt. Nicht von allen wird derſelbe Theil, ſondern beynah von jedwedem ein anderer gewählt, in Schutz genommen, und in einen Zuſammenhang gebracht, der einen andern Zuſammenhang aufhebt. So kommt nach und nach das Ganze in Umlauf, bildet ſich aus und um, läutert und verbeſſert ſich, und die Erkenntniß gewinnt allmählich Vollkommenheit und Fortgang.

Was meinen Spinoza und Antiſpinoza angeht: da ich in demſelben größtentheils nur an vergeſſene Dinge erinnert, und andere nicht genug erwogene, wiewohl auch ſchon geſagte, bloß in neue Verbindungen gebracht habe; darauf aber nun der unerhörteſten Paradoxie beſchuldigt werde: ſo kann es wohl nichts ungebührliches an ſich haben, wenn ich in der eben angeführten Geſchichtswahrheit einigen Troſt ſuche, und ſie — nicht auf mich, ſondern — auf die Begebenheit mit mir, rückwärts und vorwärts einigermaſſen beziehe.

Mag es demnach auch geſchehen, daß nach der Erſcheinung dieſer Schrift das Geſchrey an der Einen Seite ſich verdopple, und an der andern nun erſt recht ausbreche: endlich wird doch eine Stille kommen. Was auf dieſe Stille folgen muß, weiß ich mit der innigſten Gewißheit.

Unterdeſſen laſſe ich mein Straußen = Ey im Sande ruhig liegen; Meißen und Aelſtern werden es nicht zertreten; Staaren und Krähen es weder aufhacken noch auf die Seite bringen: ſeinen Inhalt zu offenbaren ſey dem Lichte, das den Tag regieret, überlaſſen.

Düſſeldorf den 19. April 1786.

Ego ſane in ea opinione jam diu ſum, neque egregiam ſententiam unquam fuiſſe quae placuit populo, neque ſapientiam vulgari majorem vulgo agnoſci poſſe; quippe quam vel non intelligunt, vel intelligentes aequant.

Hobbes.

Die Leſer dieſer Schrift mögen am Ende derſelben urtheilen, was mir leichter geworden: mich zu einer Rechtfertigung zu entſchließen, oder ſie wirklich darzulegen.

Nun ich endlich mich entſchloſſen habe zu reden: ſo begehre ich von Euch, denen allein ich mich hier, und ganz freywillig ſtelle — da ich wegen einer kindiſchen durch die niedrigſten Mittel unterſtützten Anklage keinem mich zu ſtellen nöthig hätte — So begehre ich von Euch, Ihr Männlichen Denker, nicht ein geneigtes, ſondern im Gegentheil, ein äuſſerſt ſtrenges Ohr; nicht ein gewogenes, ſondern ein unerbittliches Herz.

Ich werde Urkunden darlegen, Facta zuſammen ſtellen, und nirgend das heilige Siegel der Wahrheit vermiſſen laſſen, deſſen reiner Abdruck auf meinem Briefwechſel, meinen Gegner ſo roth und ſo blaß gemacht hat.

Und ſo ſey denn der Anfang meiner Vertheidigung, ſelbſt eine Urkunde früherer Vertheidigung: ein Antwortſchreiben, das ich ſchon am ſiebenten Nov. des verwichenen Jahrs, an Mendelsſohns und meine gemeinſchaftliche Freundinn, die ich hinführo Emilie nennen werde, abgehen ließ.

Liebſte Emilie!

Das Beziehen meines Winterquartiers, und die damit verknüpften Unruhen, haben mich verhindert, Ihr Schreiben vom vier und zwanzigſten Oct. gleich mit der erſten Poſt zu beantworten.

Daß die öffentliche Erſcheinung meiner Briefe an Mendelsſohn Ihnen unangenehm auffallen würde, konnte ich vorausſehen .... Die Vorwürfe aber, welche Sie mir machen, hatte ich — von Ihnen nicht erwartet, ſondern ich ſah ihnen nur in Bibliotheken, Monatſchriften und andern öffentlichen Blättern entgegen.

„Unſer Leſſing,“ ſchreiben Sie, „mußte allerdings bey der Nachwelt nicht anders erſcheinen „als er war; das heißt: Nicht als Deiſt, wenn „wir wiſſen, daß er ein Spinoziſt war; — aber „das ganze Detail eines freundſchaftlichen Geſprächs, „u. ſ. w.“

Hierauf antworte ich,

Erſtlich. Das durch mich bekannt gemachte Geſpräch war kein vertrauliches Geſpräch im engeren Verſtande. Das Auffallendſte darin iſt der Anfang, wo Leſſing den Prometheus adoptirt. Bey dieſem Auftritte war meine Schweſter zugegen; und Wolke kam dazu, ohne daß Leſſing darum ſeine Rede unterbrach oder ſehr veränderte. Wolke bekam auch bey dieſer Gelegenheit (wenn mein Gedächtniß mich nicht ſehr betrügt) das Gedicht zu leſen. Ich könnte ähnliche Facta beybringen, wo Leſſing in Gegenwart von Leuten, die gewiß nicht „die Vertrauten ſeines Kopfs und ſeiner Seele“ waren, ſeinen Spinozismus zu Tage legte. Er verhehlte untern ſeine Meynungen. Wenn er eine Maske vorſpielt, ſo war es nicht um ſich unkenntlich zu machen, ſondern bloß um ſich damit zu ſchützen; und es ärgerte ihn eben ſo ſehr, wenn man die Maske für ſein Geſicht anſah, als wenn man glaubte, er wolle ſie im Ernſt dafür gehalten wiſſen. Das aber lag tief in ſeinem Charakter, daß er von keinem Menſchen, und von keinem Dinge der Narr ſeyn wollte. Niemand ſollte ihn auslachen; am wenigſten er ſich ſelbſt: und er hätte geglaubt, ſich ſelbſt auslachen zu müſſen, wenn er ſich auf irgend eine Art zum Märtyrer befördert hätte.

Zweytens. Sehe ich nicht ein, wie man Leſſing bey der Nachwelt als einen Spinoziſten darſtellen will, ohne irgend etwas, woraus. Nehmen Sie meinem Bericht die Theile, welche Sie gern unterdrückt geſehen hätten; was bleibt übrig, als eine Sage, der das Siegel der Geſchichte, und der beſtimmte eigentliche Inhalt mangelt? — Deſto beſſer! werden Sie ſagen; und, mit Ihnen, Mendelsſohn. — So hat aber Mendelsſohn vorher nicht geſprochen; und es iſt ſonderbar genug, daß ſeine Anfangs ſo heroiſche Philoſophie nach und nach ſo zärtlich geworden iſt, daß ſie nun in alle Mäntel eines frommen Betrugs ſich einwickelt, um von dem rauhen Winde der Wahrheit, oder der Zugluft der Geſchichte nicht verſchnupft zu werden.

Im Jahre drey und achtzig ſchrieb er Ihnen: „Auch unſeres beſten Freundes Name ſoll bey der „Nachwelt nicht mehr und nicht weniger glänzen „als er es verdient. Die Wahrheit kann auch hier „nur gewinnen. Sind ſeine Gründe ſeicht, ſo dienen ſie zu ihrem (der Wahrheit) Triumph: ſind „ſie aber gefährlich, ſo mag die gute Dame für „ihre Vertheidigung ſorgen. — Ueberhaupt ſetze ich „mich dann (wenn ich über Leſſings Charakter „ſchreibe) ein halbes Jahrhundert weiter hinaus, „wo alle Parteylichkeit aufgehört haben, alle unſere jetzige Tracaſſerie vergeſſen ſeyn wird.“ *) —

---

*) Ich habe dieſe Stelle in der erſten Ausgabe meiner Schrift S. 6. abgekürzt, weil ich von einer Privat-Correſpondenz nicht mehr als durchaus nöthig war, und ich vor dem ſtrengſten Richter verantworten konnte, mittheilen wollte. Da aber, nach Hrn. M. eigener Entſcheidung (S. 57. ſeines Schreibens an Leſſings Freunde) „der Richter alles in Händen haben muß, „was zur Streitſache gehört:“ ſo werde ich nun von meiner Seite, was ich einzuliefern habe, mit pünctlicher Gewiſſenhaftigkeit darlegen.

Und nun — Wahrhaftig, ich wußte nicht ob ich meinen Augen trauen ſollte, da ich in den Morgenſtunden, nachdem ich die Vorrede geleſen hatte, das XIII. XIV. und XV. Hauptſtück durchlief. Ich legte das Buch weg, und habe es bis dieſe Stunde noch nicht wieder in die Hand nehmen mögen. Heißt das, auf jede Gefahr der Wahrheit Zeugniß geben; oder, ſie nach Willkühr ſeinem Eigendünkel unterwerfen? Offenbar wollte Mendelsſohn, daß ſie nicht an den Tag käme. Wenn ja etwas von ihr verlautet hätte, ſo ſollte es nun wieder vertuſcht, und allem künftigen Gerücht von ihr geſteuert werden. Darum, vermuthlich, wollte Mendelsſohn auf meine Frage auch nicht antworten: Ob es nicht gut, und gerade in dem gegenwärtigen Zeitpuncte von Nutzen ſeyn würde, den Spinozismus in ſeiner wahren Geſtalt, und nach dem nothwendigen Zuſammenhange ſeiner Theile, öffentlich darzuſtellen? Denn gerade in dem gegenwärtigen Zeitpuncte war Mendelsſohn eines leidlichen Spinozismus bedürftig, der zu einem noch leidlicheren Pantheismus geläutert, und dann im Falle der Noth Leſſingen zugeſchrieben werden könnte.

Von allem dieſem — überhaupt, daß Mendelsſohn die Sache drechſeln, und nach ſeinem Sinne formen würde — war ich nicht ohne Ahndung. Leſſingen und mich ihm aufs Gerathewohl überlaſſen wollte ich nicht; nicht mir das Heft aus den Händen winden laſſen; nicht das Nachſehen und Nachlaufen haben. Mir iſt Leſſing, ſo wie er war, gut genug; ich ſchäme mich ſeiner nicht, ſondern werde, ſo lange ich lebe, ihm als Freund treu und ſtolz zur Seite ſtehen. Mit dem geläuterten Pantheismus, den er zu ſeiner Geneſung einnehmen ſoll, wäre er, nach meinem Urtheil, nur ein Halbkopf; und dazu will ich ihn nach ſeinem Tode nicht durch Mendelsſohn erziehen laſſen. Meine Wenigkeit möchte Mendelsſohn mit ſeinen Knaben immer zu ſich in die Schule nehmen, und an uns lieben Kindern ſein Beſtes thun; aber Leſſing muß, ſo gut als Kant, zu Hauſe bleiben dürfen, und, ſo Gott will, nur von ſelbſt in ſich kehren.

Wie Sie fürchten können, liebe Emilie, daß bey dieſem Anlaſſe, wenn er in eine Fehde ausgehen ſollte, die Feinde Leſſings und der Wahrheit allein den Sieg davon tragen würden, iſt mir unbegreiſlich. Ich habe für dergleichen Aengſtlichkeiten keinen Sinn; ich empſinde ſie nicht und verſtehe ſie nicht. Leſſing dachte hierüber gerade ſo wie ich. Sie wiſſen, daß er wünſchte, man möchte den Bemühungen, ſpeculative Wahrheiten gemeinnütziger, und dem bürgerlichen Leben erſprieslicher zu machen, einmal eine entgegengeſetzte Richtung geben, und ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erheben. „Dort, dachte er, würde „unterſucht, was unter dem Wahren brauchbar; „und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre.“ *) — Es muß gar keine Wahrheit geben, wenn Lüge oder Bemäntelung zu etwas gut ſeyn kann.

Leſſings Feinde gehen mich nichts an. Schrieb doch Mendelsſohn ſelbſt an Reimarus: „Mögen „die, welche drauſſen ſind, ſich betrüben oder freuen, „wir bleiben unbekümmert; wir wollen ja keine „Partey machen, u. ſ. w.“ — Ich, an meinem

---

*) Geſpräche für Freymäurer, Vtes Geſp. S. 57.

Theile, bin von ganzem Herzen unbekümmert. Ich weiß, daß ich ein nützliches und verdienſtliches Werk gethan habe, indem ich die eigentliche wahrhafte Philoſophie eines Mannes wie Leſſing, unverhüllt ans Licht ſtellte. — So wird auch jedermann, wenn gleich nicht in dieſem Augenblick, wenigſtens nach einiger Zeit urtheilen.

— — — —

Nach dieſem Eingange nun zum Text, dem Schreiben des Herrn Mendelsſohns an die Freunde Leſſings. Ich werde mich, ſo viel ich kann, an den Faden der Geſchichte halten, um mit geringerer Gefahr das Labyrinth von Hypotheſen und Gedächtnißfehlern meines Gegners zu durchwandern.

Die erſte Beſchuldigung.

„Ich habe Herrn Mendelsſohn die Nachricht, Leſſing ſey ein Spinoziſt geweſen, zugenöthiget; und zwar dergeſtalt, daß Mendelsſohn wohl geſehen, man ſey geneigt, Leſſingen auf dieſe Weiſe den Proceß zu machen.“ (S. 8. u. 10.)

In meiner Schrift über Leſſing und Spinoza wird die Sache folgender Geſtalt erzählt:

„Die Wahrſcheinlichkeit von der einen Seite, „daß mehrere von Leſſings Spinozismus unterrich„tet wären; und die Gewißheit von der andern, „daß Mendelsſohn davon nichts zuverläßiges be„kannt geworden, bewogen mich, letzterem einen „Wink darüber zu verſchaffen.“

Ich hatte keine Abſchrift von dem Briefe, worin ich zuerſt meiner Freundin den Vortrag gethan und ſchrieb alſo obige Nachricht aus dem Gedächtniß. Die harte Beſchuldigung in Mendelsſohns Schrift aber, das Geſchrey in allen Zeitungen von meiner Zudringlichkeit, da doch ſchwerlich ein Menſch lebt, der weniger zudringlich iſt, als ich es von Kindesbeinen an geweſen bin, — der unangenehme Eindruck, den dieſes auf mich machte, brachten mich nun auf den Gedanken, die Antwort meiner Freundin auf das Schreiben, wovon ich keine Abſchrift hatte, nachzuſehen, wo ich denn gleich hinter Mendelsſohns Fragſtücken folgende Worte fand: „Se-

„hen Sie, liebſter Jacobi, dieß iſt das Reſultat „ihrer mitgetheilten Nachricht, die ich Mendelsſohn „unmöglich verſchweigen konnte, und davon Ihnen „auch das weitere mitzutheilen nicht gereuen darf. „Denn was würden Sie geſagt haben: wenn einmal M. mit dem, was er über Leſſings Charakter „zu ſagen denkt, zum Vorſchein kommt, und von „ähnlichen wichtigen Dingen ſtände nichts darin? „Sie hätten ſichs alsdann zum Vorwurf machen „müſſen, die Sache der Wahrheit (denn die iſts „am Ende mehr, als unſers Freundes) verſtümmelt zu haben.“

So zudringlich bin ich geweſen!

Ob ich es in der Folge mehr geworden ſey, wird ſich zeigen. — Hier iſt der Brief, mit dem ich mein erſtes Schreiben an Mendelsſohn, Emilien überſandte *).

---

*) Dieſer Brief findet ſich ſchon oben abgedruckt in der I. Abth. dieſes Bandes S. 46. in der Note.

Zweite Beſchuldigung.

„Die Erläuterung, die ich Herrn Mendelsſohn, „gemäß denen von ihm mir vorgelegten Fragen, in „meinem Schreiben vom vierten Nov. 1783 gegeben, war in ſo vollem Maaß (S. 11.), daß er „jetzt nur noch beſſer einſehe, man ſey geneigt, Leſſingen auf dieſe Weiſe den Proceß zu machen, „und vollkommen überzeugt wird, die Nachricht von „Leſſings Anhänglichkeit an Spinoza ſey bloße „Anekdotenkrämerey *). Ich laſſe in dieſer Schrift „Leſſing keinen geſunden Gedanken vorbringen, ſondern nur hie und da einen gezwungenen Einfall, „der mehrentheils auf eine Gotteslåſterung hinauslaufe — laſſe ihn ſchlechte Verſe, von abentheuerlichem Inhalt, eine wahre Armſeligkeit, gut finden, ſo daß man durchaus ſeinen Scharfſinn und „ſeine Laune, ſeine Philoſophie und ſeine Kritik „verkennt."

---

*) Wenn man auf den Uebergang zu dieſem Abſatz, und auf den Conjunctivum Acht giebt, deſſen M. ſich in demſelben bedient, ſo kann man nicht zweifeln, daß ich die Sache nehme, wie er ſie genommen haben wollte.

Reimarus, ein Mann, den Herr Mendelsſohn nicht weniger verehrte, als er von mir verehret wird; den er einen der gründlichſten Weltweiſen dieſer Zeit nennt, und ihm ſeine Morgenſtunden zur Cenſur überſchickte; von dem er in ſeinem Anhange *) ſagt: Ich habe keinen philoſophiſchen Freund, dem ich mehr Freymüthigkeit, Wahrheitsliebe und Beurtheilungskraft zutraute; dieſer Mann, der auch mit Leſſing ſeit langen Jahren eng verbunden war — dieſer urtheilte über den von Mendelsſohn ſo unbarmherzig gerichteten Aufſatz, wie folgt; und würde — ich kenne den Rechtſchaffenen — ſein Urtheil auch noch heute nicht zurück nehmen.

Aus einem Briefe von Emilie.

Freytag, den vierzehnten Nov. 1783.

„So gern ich es gewollt, mein lieber Jacobi, „ſo hab' ich es nicht möglich machen können, die-

---

*) S. 77. des Schreibens an die Freunde Leſſings; in einem Briefe vom vier und zwanzigſten May 1785. an unſere gemeinſchaftliche Freundin. Von dieſem Briefe, von dem S. 81.

„ſen Brief ſchon am Montage fortzuſchicken . . .
„. . . Dafür kann ich Ihnen aber auch jetzt mei-
„nes Bruders Gedanken über Ihr Geſpräch mit
„Leſſing und das Ganze mittheilen. Er findet das
„Geſpräch höchſt intereſſant; iſt, im philoſophiſchen
„Verſtande, äuſſerſt davon erbaut; ſagt, wie ich,
„es wäre als ob man ſie beyde wirklich reden hör-
„te, mit alle dem Scharfſinn und eigenthümlicher
„Laune. Er iſt völlig überzeugt, daß Leſſing dem
„Syſtem zugethan war, worüber Sie mit ihm dis-
„putirt, und erinnert ſich . . . . . . Mein Bruder
„hat dieſes mit ein paar Worten an Mendelsſohn
„zu meinem Briefe geſchrieben, und ſchließt mit
„dieſen Worten: —

„Was ſoll ich ſagen? Die Neigung zur
„Paradoxie alles zu behaupten oder zu beſtreiten,
„macht endlich Zweifelſucht eingewurzelt, und da-
„gegen das klare *Judicium veri et falſi* verlie-
„ren. . . . . .“

„Daß übrigens Leſſing ſich weder gegen mei-

---

des Anhangs geſagt iſt: daß er mir, „wie zu vermuthen,“ abſchriftlich mitgetheilt worden, habe ich nie eine Sylbe geſehen.

„nen Bruder noch gegen Mendelsſohn je deutlich „über jenes Syſtem geäuſſert, kommt wohl daher, „weil er beyder Art zu denken kannte, die ſie bey „ihrer Wahrheitsforſchung das Paradoxe eben ſo „ſehr vermeiden läßt, als L. es behülflich auf ſei„nem Wege zu halten ſchien. Er hätte da manchen „Schritt vor und zurück thun müſſen, um die „Starrköpfe neben ſich zu behalten, und das war „L. Sache nicht. Aber auf ſo eine Art, wie Sie „mit ihm disputirten, das mocht' er wohl; das „war beydes ſeinem Geiſt und ſeiner witzigen Laune „recht. Ich kann mir vorſtellen, wie Ihr Salto „mortale ihn gefreut hat, und ich weiß aus ſei„nem Munde, wie lieb er Sie ſeit Ihrer perſön„lichen Bekanntſchaft hatte."

Nach dieſem Zeugniſſe eines würdigen, geiſtvollen Mannes, wollen wir auch Herrn Mendelsſohn ſelbſt hören.

Emilie an Jacobi, den fünften Dec. 1783.

Vor zwey Poſttagen, mein lieber Jacobi, empfing ich einen vorläufigen Brief von unſerem

Mendelsſohn. Daß ich Ihnen nicht ſogleich davon Nachricht gegeben, daran iſt eine kleine Unpäßlichkeit Schuld; und daß ich Ihnen den Brief nicht ſelbſt ſchickte, mein Bruder, den ein großer Theil des Briefes anging, und der ihn deßfalls nicht miſſen wollte.

M. geſteht zuerſt aufrichtig, daß er Sie mißkannt habe, indem er „ſtatt eines Liebhabers der „Philoſophie, einen Mann gewahr werde, der das „Denken zu ſeinem Hauptgeſchäft gemacht, und „Kraft genug beſitze, ſich vom Gängelbande los zu „reiſſen, und ſeinen eigenen Weg zu gehen. Es „leuchte aus dem Gebäude, das Sie ſich ganz auf „eigene Koſten errichtet, ſo viel philoſophiſcher Scharfſinn hervor, daß er gar wohl begreiſe, wie L. „dafür hätte eingenommen werden, und für den „Erbauer deſſelben ein unumſchränktes Zutrauen gewinnen können. — Sie hätten vor der Hand ſeinen Fragen vollkommen Genüge gethan, wären „berechtigt über ihn ungehalten zu ſeyn, und er, „bereit Sie um Verzeihung zu bitten — — Da „indeß Ihr Aufſatz verlange, daß er ihn noch ein-

„mal bey mehrerer Muße und Anſtrengung durch„ginge, ſo bittet er mich, ihn bey Ihnen zu ent„ſchuldigen, daß er ſich Zeit ließe, Ihr Schreiben „zu beantworten. Ehe er über L. Charakter ſchriebe, „werde er über eines und anderes in Ihrem Auf„ſatze ſich noch Erläuterungen ausbitten. Für jetzt „ſey es ihm ganz unmöglich, weder an Leſſing noch „an Spinoza anhaltend zu denken. Er wolle es „lieber ſpät als ſchlecht thun: alsdann aber ſolle „es hauptſächlich von Ihnen und unſerem gemein„ſchaftlichen Rath abhängen, welcher Gebrauch von „dieſer Unterhaltung mit L. zu machen ſey.“

„Er, für ſein Theil,“ fährt er fort, „wäre „noch immer dafür: daß es nöthig und nützlich „ſey, die Liebhaber der Speculation treulich zu war„nen, und ihnen durch eclatante Beyſpiele zu zei„gen, welcher Gefahr ſie ſich ausſetzten, wenn ſie „ſich derſelben ohne allen Leitfaden überließen. — „Es mögen alsdann, die drauſſen ſind, ſich drüber „freuen oder betrüben, wir bleiben unbekümmert*);

---

*) „Bezieht ſich auf das Schreiben von meinem Bruder,“ ſetzte Emilie an den Rand.

„wir wollen ja keine Partey machen, nicht anwer„ben, nicht herüber locken, und würden ja zu Ver„räthern an der Fahne ſelbſt, zu welcher wir ge„ſchworen, ſobald wir anwürben und Partey ma„chen wollten.“ —

Sehen Sie, liebſter Jacobi, dieß iſt ein vollſtändiger Auszug aus Mendelsſohns Briefe, ſo weit er die Sache von Leſſing und Spinoza angeht.

— — — —

Man ſieht, daß Reimarus ſchon damals, bey der Ueberſendung meines erſten Schreibens an Mendelsſohn, der Meynung geweſen, es ſey beſſer, wenn Leſſings Spinozismus nicht öffentlich bekannt werde. Er fürchtete von den verſchiedenen Gattungen unphiloſophiſcher Köpfe, von Frömmlern und Witzlingen, eine unedle Schadenfreude, und vielleicht noch andere ſchlimme Folgen. Mendelsſohn widerſpricht ihm, winkt auf die eigene Bemerkung ſeines Freundes, wie das Judicium veri et falſi verloren gehe, zurück, und bleibt dabey: „daß es nöthig „und nützlich ſey, die Liebhaber der Speculation

„treulich zu warnen, und ihnen durch eclatante „Beyſpiele zu zeigen, welcher Gefahr ſie ſich aus„ſetzten, wenn ſie ſich derſelben ohne allen Leit„faden überließen.“ — Dieß ſey das wichtigſte, dringendſte: „Es möchten alsdann die, welche drauſ„ſen wären, ſich darüber freuen oder betrüben, „u. ſ. w.“

So ſchrieb, ſo äuſſerte ſich Mendelsſohn über einen Aufſatz, „der ihm die Erläuterung in vollem „Maaße gab, es wäre mit der Nachricht von Leſ„ſings Anhänglichkeit an Spinoza bloße Anekdoten„krämerey;“ über einen Aufſatz, aus dem er nur noch deutlicher erkannte, „daß es darauf angeſehen „wäre, Leſſingen auf dieſe Weiſe den Prozeß zu „machen.“ — Er hat nicht aus einer ſo verächtlichen Angabe, aus einer ſo albernen Geſchichte, ein eclatantes Beyſpiel ziehen, und die Liebhaber der Speculation treulich warnen wollen — Dergleichen Treuherzigkeiten ſeyen nur meine Sache; ich ſey der Mann, der gegen die Speculanten zu Felde ziehe, und ihnen einen Leitfaden aufdringen wolle; ich habe Leſſingen, und Mendelsſohn, und Hemſterhuis, und Reimarus, und meine Freundin zurecht bringen wollen; gehe offenbar darauf aus, meine Nebenmenſchen zu bekehren, und — nehme mich dabey, im Fall der Noth, wie der Patriarch im Nathan, u. ſ. w. u. ſ. w.

Aber die Sache muß ſich noch beſſer aufklären. Ich fahre fort.

Aus einem Briefe von Emilie.

den zweiten April 1784.

Was aber ſagen Sie zu Diez Leben des Spinoza? Nicht wahr, Sie haben ſich darüber, ſo wie wir, geärgert? L. I., was will aus allem Denken, aus aller Wahrheit werden, wenn ſolche Paradoxieen mehr in Gang kommen? Denn was greifen die Nichtdenker eher auf, als Paradoxieen, glänzende Irrthümer, von irgend einem großen Manne glänzend vorgetragen? Ich muß es Ihnen geſtehen, mein Bruder iſt durch dieſe Geburt von Diez ſehr dahin gebracht, daß Mendelsſohn Leſſings Spinozismus der Welt ſo ſehr verhehle, als die Heiligkeit der Wahrheit es immer verſtattet. Denn was würde vollends ein Beyſpiel, wie das von Leſſing, der Schaale für einen Ausſchlag geben? Ich zittere vor den Folgen. Wie groß, wie klein iſt der Menſch in ſeinem Denken!

— — — —

Eines andern Briefes, den ich etwas länger als drey Monate nachher, von meiner Freundin erhielt, habe ich in meiner Schrift über die Lehre des Spinoza S. 51. der 1ſten Ausgabe (in der erſten Abth. dieſes Bandes S. 98.) gedacht, und den Erfolg erzählt.

Von dem Briefe des Herrn Mendelsſohn, der, ſehr unerwartet, mich zu Hofgeismar überraſchte, iſt in der 1ſten Ausgabe der genannten Schrift S. 52. u. 53. nur der Schluß mitgetheilt worden. Das fehlende mag hier ſeine Stelle finden *).

Dritte Beſchuldigung.

„Ich habe geſagt, M. ſey über die Nachricht, „daß Leſſing ein Spinoziſt geweſen, erſtaunt; und

---

*) Dieſer Brief iſt, als ein wichtiges Actenſtück, ſchon in der 2ten Ausgabe S. 76. f. vollſtändig mitgetheilt worden, und oben S. 101. f. in der 1ſten Abth. dieſes Bandes zu leſen.

„er war nicht erſtaunt: dieſe Entdeckung konnte „bey ihm in Wahrheit keine Bewegung von dieſer „Art verurſachen, denn:

„1.) Er wußte, daß es auch einen geläuterten „Spinozismus gebe . . . und daß Spinoza, ſeiner „ſpeculativen Lehre ungeachtet, ein orthodoxer Jude „hätte bleiben können, wenn er nicht in andern „Schriften das ächte Judenthum beſtritten, und ſich „dadurch dem Geſetze entzogen hätte. Die Lehre „des Spinoza komme dem Judenthum offenbar weit „näher, als die orthodoxe Lehre der Chriſten.“

„2.) Er wußte, daß Leſſing in ſeiner früheſten Jugend dem Pantheismus geneigt geweſen, „und ſolchen mit ſeinem Religionsſyſtem nicht nur „zu verbinden gewußt, ſondern auch die Lehre des „Athanaſius daraus zu demonſtriren geſucht hätte*).

---

*) Und das in vollem Ernſt? Und Mendelsſohn glaubte das in vollem Ernſt? Mendelsſohn hielt (S. 7. ſeines Schreibens), dieſer Pantheiſtiſchen Demonſtration wegen, unſern Gotthold Ephraim Leſſing für einen ſtrengen Anhänger des Athanaſius? Und Leſſing, der ſich dafür halten ließ, hatte

„— Die Stelle aus einem jugendlichen Aufſatze, „u. ſ. w.“

„Die Nachricht alſo, daß Leſſing ein Spinoziſt „ſey, konnte für Herrn Mendelsſohn weder erſtaun„lich noch befremdlich ſeyn. Aber höchſt unange„nehm war ihm der Antrag von Seiten des Herrn „Jacobi. Im Grunde hatte er Herrn Jacobi nie „gekannt. Er wußte von ſeinen Verdienſten als „Schriftſteller; aber im metaphyſiſchen Fache hatte „er nie etwas von ihm geſehen. Auch wußte er „nicht, daß er Leſſings Freundſchaft und perſön„lichen Umgang genoſſen habe. Er hielt alſo die „Nachricht für eine Anekdote, die ihm etwa ein „Reiſender möchte zugeführt haben u. ſ. w. (S. 8. „und 9.) — Sie war ihm alſo höchſt unwillkom„men, die Aeuſſerung des Herrn Jacobi, und er „drang auf nähere Erklärung, wie? bey welcher „Gelegenheit? und mit welchen Ausdrücken Leſſing

---

den, der ihn in vollem Ernſte dafür hielt, auf keine Art zum beſten? — Zuverläßig nicht! — Und der Iſraelite, in dem kein Falſch iſt, wird doch nicht etwa ſelbſt mit dieſer Anekdote ſeine Leſer nur zum beſten haben?

„ſeinen Spinoziſmus zu erkennen gegeben? Die
„Fragen, die er Herrn Jacobi vorlegte, ſeyen viel-
„leicht etwas zu lebhaft ausgedrückt; aber doch
„der Sache angemeſſen und ohne Empfindlichkeit.
„(S. 10. u. 11.)“

Die zwey Hauptgründe von dem Nicht-Erſtaunen meines Gegners beruhen auf einer unaufhörlichen unverantwortlichen Verwechſelung der wirklichen Lehre des Spinoza, wie ſie unwiderleglich (nicht unwiderſprechlich) aus ſeinen Schriften dargethan werden kann; mit der willkührlich erſonnenen, und von Herrn Mendelsſohn, ohne allen andern Beweis, als ſein *αυτος εφα*, vorgetragenen Lehre eben dieſes Mannes. Dieſe unabläßige Verwechſelung iſt die wahre goldene Hüfte des Meiſters, deren Metall vor allen Dingen geprüft werden muß. Meine Briefe über die Lehre des Spinoza ſind zu einer ſolchen Prüfung vollkommen hinreichend, und ſie iſt durch die von Herrn Mendelsſohn ſelbſt nunmehr bekannt gemachten Erinnerungen noch um ein merkliches erleichtert worden. Nur aus einem ſolchen platterdings erdichteten —

(nicht einmal erſchlichenen) Spinozismus, konnte jener Pantheismus von ganz eigener Erfindung geläutert werden, der zu Leſſings Kopfe gerade ſo paßt, wie der Eifer für die Lehre des Athanaſius. Der unſterbliche Bibliothekar Gotthold Ephraim Leſſing wußte wohl, daß ſich aus dem Spinozismus eben ſo wenig ein Pantheismus läutern läßt, als aus klarem Waſſer trübes, und daß ſich die Sache gerade umgekehrt verhalte.

„Daß er aber Herrn Mendelsſohn höchſt un„angenehm war, der Antrag (wie er es nennt) von „meiner Seite — dieſes geſteht er" — und dieß begreife ich vollkommen. — Aber warum ſchlug er ihn denn nicht von der Hand? Ich, an ſeiner Stelle — der ich doch lange nicht ſo gewohnt bin vornehm zu thun, ich hätte von meiner Seite geantwortet: Anekdötchen! und damit gut.

„Im Grunde hatte Herr Mendelsſohn mich „nie gekannt" — Nicht doch! Er kannte mich nur zu gut, und das allein iſt zu verwundern, von Seiten eines ſo wahrhaften Mannes, daß er am

Schluſſe ſeiner Fragen die Schmeicheley anbrachte: „er ſey von mir“ (den er im Grunde nie gekannt hatte) „veſt *) überzeugt, daß ich ſowohl Leſſing „ganz verſtanden, als auch von einer ſo wichtigen „Unterredung jeden Umſtand im Gedächtniß behalten „haben würde.“ Was brauchte er mir dergleichen weiß zu machen, und vollends meinen armen Kopf zu verrücken?

„Herr Mendelsſohn wußte von meinen Verdienſten als Schriftſteller, aber im metaphyſiſchen „Fache hatte er nie etwas von mir geſehen. Auch „wußte er nicht, daß ich Leſſings Freundſchaft und „perſönlichen Umgang genoſſen hätte.“

Die Schrift: **Etwas was Leſſing geſagt hat**, hatte Herr Mendelsſohn wenigſtens geſehen, denn er hatte Bemerkungen darüber aufgeſetzt; auch dem Verfaſſer Richtigkeit des Urtheils und ſelbſt Tiefſinn beygemeſſen **). Er hatte Antheil

---

*) Das Wort veſt ſteht in der Handſchrift.

) Dieſe Bemerkungen wurden mit Mendelsſohns Genehmigung mir mitgetheilt. Ich verband mit ſeinen Einwürfen die an den Gedanken Verſchiedener über eine merkwürdige Schrift, und war mit meinen Erinnerungen*) dagegen zufrieden geweſen. In dieſen Erinnerungen ſteht eine ziemlich lange Note) über Leſſings Paradoxie, die einer Anmerkung von Mendelsſohn über eben dieſe Paradoxie, in den Gedanken Verſchiedener, einigermaſſen widerſpricht, und den Mißverſtand, der meinem Freunde jenen Vorwurf zugezogen, wegzuräumen ſucht. Meine Erklärung muß Herrn Mendelsſohn nicht unrichtig geſchienen haben, daß ſich dieſelbe Anſicht in den Morgenſtunden (S. 275. f.) wieder findet.

---

eines andern würdigen Mannes, und ſchickte den Aufſatz einem gemeinſchaftlichen Freunde, der ihn, meinem Wunſche gemäß, mit Mendelsſohns Bewilligung, unter dem von ihm gewählten Titel: Gedanken Verſchiedener über eine merkwürdige Schrift, in dem deutſchen Muſeum Januar 1783. abdrucken ließ. (Vergl. oben den 2ten Band S. 389. folgg.) Von den Worten an (S. 392.): „Auch geht unſer Verfaſſer über alles dieß „ſehr ſchnell hinweg" — gehört alles Mendelsſohn bis ans Ende.

*) Deutſches Muſeum, 1783. Februar. S. 93. (Vergl. oben den 2ten Band S. 400. ff.)

**) S. 101.

Genug hievon. Herr Mendelsſohn konnte dieß alles, auch was ihm Emilie mündlich geſagt, ſchon vergeſſen haben. Sechs Monate, die ſeitdem verſtrichen waren, ſind eine lange Zeit, und er wußte nun nicht mehr, was er von meiner Freundſchaft und perſönlichen Bekanntſchaft mit Leſſing gewußt hatte.

„Sie war ihm alſo höchſt unwillkommen, mei„ne Aeuſſerung, und er drang auf eine nähere Er„klärung, wie? bey welcher Gelegenheit? und mit „welchen Ausdrücken Leſſing ſeinen Spinozismus zu „erkennen gegeben? Die Fragen, die er mir vor„legte, wären vielleicht etwas zu lebhaft ausge„drückt; aber doch der Sache angemeſſen, und „ohne Empfindlichkeit.“

Ich ſehe keine Spur von Lebhaftigkeit in dieſen Fragen; auch eben keine Empfindlichkeit; aber angemeſſen — ſind ſie einzig und allein der Unbekanntſchaft meines Gegners mit den Schriften des Spinoza. — Auch ich erſtaunte nicht; war nicht ſehr befremdet, denn ich hatte Herrn Mendelsſohns Dialogen über den Spinoza lange ſchon geleſen *).

Sollte ich dem verdienten, und von ſo mancher Seite ehrwürdigen Manne Unwiſſenheit vorwerfen — Unwiſſenheit, und zwar von der derbſten Gattung in einer Sache, über die er mit ſo vieler Selbſtgenügſamkeit Fragen vorlegte? Oder ſollte ich mit feinem Hohne zu ihm kommen? Mir ziemte keines von beiden, und ſo ergriff ich das Mittel, mich ſelbſt als den Beleidigten anzuſehen, und machte Vorwürfe. Jeder, der mit den Schriften des Spinoza bekannt iſt, und die Mendelsſohnſchen Fragen geleſen hat, mag urtheilen, ob mein Fall ein anderer als der hier angebene ſeyn konnte; ob ich ſie lebhaft, oder nur lächerlich finden mußte.

Vierte Beſchuldigung.

„Ich gehe offenbar darauf aus, meine Neben„menſchen, die ſich in der Einöde der Speculation

---

*) Verſchiedene Stellen meines erſten Briefes an Mendelsſohn beziehen ſich auf dieſe Dialogen. Mendelsſohn brauchte ich

„verloren haben, auf den ebenen und ſichern Pfad
„des Glaubens zurück zu führen. Dahin zielen
„alle meine Unterhaltungen mit Leſſing; dahin auch
„mein Briefwechſel mit Hemſterhuis, und der mit
„Emilien und Mendelsſohn.“

„Was zuvörderſt Leſſing betrifft“ — ſagt Herr Mendelsſohn: „ſo glaubte Jacobi vielleicht ſelber nicht, daß ihm dieſer ein ſonderliches Geheimniß anvertrauet hätte; ſondern hielt ihn vielmehr für einen Mann (es iſt nothwendig, dieſes ſorgfältig ausgemahlte Bild hier von neuem auszuſtellen) „von
„unſtäten Grundſätzen, der bald dieſes, bald jenes,
„heute den Theismus, morgen Atheiſterey, und
„vielleicht Tages darauf Aberglauben, mit gleichem
„Scharfſinne zu behaupten das Talent hat; der
„auch ſeine Behauptungen niemals zu verheimlichen ſucht: ſondern ſo, wie ſie ihm die Laune,
„oder der Geiſt des Widerſpruchs eingiebt, auch
„öffentlich zu erkennen zu geben kein Bedenken

---

nicht darauf zu verweiſen; und andere darauf zu verweiſen, deuchte mich bey der erſten Ausgabe meiner Schrift nicht ſchicklich.

„trägt. Er hielt ihn für einen irrigen in ſeinen „Subtilitäten verlorenen Sophiſten, der Wahrheit „und Irrthum in gleichem Lichte oder in gleicher „Dunkelheit erblickt, dem am Ende Witz ſo viel „als Philoſophie gilt, und dem, wenn er in der „Stimmung iſt, Gotteslåſterung Stårke des Gei„ſtes zu ſeyn ſcheint. (S. 21 — 23.)“

Meiſterhaft! Man nehme das unmittelbar folgende hinzu, wo es heißt: „Als geſchickter Arzt håtte Jacobi es gewagt, das Uebel Anfangs etwas zu verſchlimmern — håtte Leſſingen tiefer hinein in die Irrgånge des Spinozismus geführt; ihn verleitet in die dornichten Hecken des Pantheismus“ — Und dann, (S. 18.) die vorbereitenden Worte. „Er (Jacobi) klagt endlich dieſen ſeinen Freund an, ohne von dem Vergehen deſſelben einen andern Zeugen anführen zu können, als ſeine eigene Perſon. Seine eigene Perſon; indem er geſteht Mitſchuldiger geweſen zu ſeyn; ja ſogar den wichtigſten Antheil an der Sache gehabt, und ſeinen Freund mehr verleitet, als auf unrechtem Wege gefunden zu haben *). Er iſt endlich vorſichtig genug, ſich ſelbſt eine Hinterthüre zum Rückzuge offen zu halten, durch welche er dem Atheismus entläuft" —: Man nehme dieß zuſammen, und zweifle noch, wer in dem ſo ſorgfältig ausgemahlten Bilde getroffen ſeyn ſoll. Der Mann, wofür ich Leſſingen gehalten haben ſoll — der bin ich ſelbſt. Das iſt mein eſoteriſcher Charakter; und der eines Gläubigen, nur mein exoteriſcher.

Ich muß geſtehen, dieſe eſoteriſche Hypotheſe meines Gegners hat vor ſeiner exoteriſchen einen großen Vorzug. Sie empfiehlt ſich durch eine gewiſſe innere Wahrſcheinlichkeit, die mehr aus Entwickelung hervorzugehen, als ſich aus Erdichtung

---

*) „Denn alle Vernunftgründe in der Unterredung fallen, nach S. 15., auf das Antheil des Herrn Jacobi. Dieſer vertheidige den Spinozismus mit allem Scharfſinne, deſſen dieſes Syſtem fähig ſeyn mag." — (Darum ſey wahrſcheinlich die Rolle Leſſings nur erdichtet; höchſt ungeſchickt erdichtet: „Denn „wie Leſſing hier erſcheint, iſt er nur ein ſchaaler Atheiſt; nicht „aus der Schule eines Hobbes oder Spinoza, ſondern irgend „eines kindiſchen Witzlings, der ſich eine Freude macht, das „mit Füßen von ſich zu ſtoßen, was ſeinen Nebenmenſchen ſo „wichtig und ſo theuer iſt." S. 14.)

und verſchobenen Umſtänden mürbe und brüchig zu entſpinnen ſcheint. Vermuthlich würde ſie auch die herrſchende ausdrücklich geworden ſeyn, wenn ihre unverholene ausführliche Behauptung mit der Menſchenfreundlichkeit eines Mendelsſohns verträglich geweſen wäre. In dieſer Abſicht iſt der letzte Wille meines Gegners in der That ein Meiſterſtück der Kunſt. Jeder kann, nach der Anſicht die er hat, nach ſeiner Denkart und Gemüthsbeſchaffenheit, nach ſeinen Vorurtheilen und Neigungen, mich auf ſeine eigene Art, nach Belieben, ſo haſſenswürdig und abſcheulich finden, als es ihm gefällt. Selbſt für diejenigen iſt geſorgt, die es ſich nicht möchten ausreden laſſen, daß ich die Wahrheit geſchrieben habe. Sie finden gleich auf der zwölften Seite, was alsdann von mir zu halten ſey. Eine wirklich ſchöne und rührende Stelle. — Nach S. 17. habe ich in dieſem Fall „ein Bekenntniß, das mein „Freund in meinen Schooß niederlegte, dem Publicum verrathen. Mein Freund macht mich in „den letzten Tagen ſeines Lebens zum Vertrauten „ſeiner Schwachheit“ (Schwachheit?) „und ich „ſuche damit deſſen Andenken bey der Nachwelt zu

„brandmarken" (zu brandmarken? ſuche damit zu brandmarken!) „Ich klage endlich dieſen Freund an„ (klage an?) u. ſ. w." — Aber von dem allem glaubt mein Gegner ſelbſt am Ende nichts; es iſt bloß Hypotheſe, wie der Patriarch im Nathan ſich ausdrückt, die man ſich etwa ſo erdenkt, um pro und contra zu diſputiren — Hypotheſe, die nicht gelten ſoll. Der gutmüthige Weiſe will mich durch eine Hinterthür entſchlüpfen laſſen, und mir das Glaubensfähnlein in die Hand geben, das ich immer an eine ſolche Hinterthüre zu lehnen pflege, um durch ſie damit dem Atheismus zu entlaufen, und dann hinter mir zuzuſchlagen (S. 18.). — Das Gericht, für einen Gottesläugner erkannt zu werden, dem ich durch die Herausgabe meiner Schrift nicht zu entgehen brauchte; das ſoll auch jetzt nicht — (etwa gar doppelt und dreyfach?) über mich kommen. Nein, ich ſoll entrinnen. Doch wehe mir, wenn ich die Wohlthat ausſchlage; wenn allein ich meine Ohren dem Sapienti ſat! verſtopfe, und auf das Patriarchiſch freundliche Wort: „Ein Problema?" — nicht antworte: „Ein Problema!"

Aber die Sache buchſtäblich genommen, und ich würde nur beſchuldigt, Leſſing für den Mann nach jenem Bilde gehalten zu haben, nicht weil ich ſelbſt dieſer Mann geweſen, ſondern weil ich es nicht geweſen: Wo iſt in meiner Geſchichtserzählung auch nur die geringſte Spur davon? Alles iſt vielmehr dawider, Anfang, Mittel und Ende; Alles, Alles! Man ſehe im Gegentheil in Emiliens Briefe vom vierzehnten Nov. 1783, was an Mendelsſohn Reimarus über Leſſing ſchrieb; und, im folgenden Briefe, was Mendelsſohn antwortete. Hier möchten ſich eher, wenigſtens die Grundzüge zu dem Bilde finden. Und das ſchüttet mir, der ich nicht den entfernteſten Anlaß dazu gab, der ich überall als Mitſchuldigen mich ſo offenherzig darſtellte — das ſchüttet mir der gute Mann nun weislich in die Schuhe!

Hingegen bin ich geſtändig, nicht geglaubt zu haben, und auch noch nicht zu glauben, daß Leſſing ſich gegen gar keinen andern Menſchen herausgelaſſen haben würde, wie er gegen mich ſich herausließ; daß er mir eine Schwachheit gebeichtet;

ein Bekenntniß in den Schooß gelegt habe — und wie es in der Pfaffenſprache weiter lauten mag. Ich habe die Vermuthung geäußert, daß mehrere von ſeinem Spinozismus wüßten, und bin überzeugt, daß er nicht minder offenherzig gegen jeden Mann von Ehre geweſen ſeyn würde, den er eben ſo vertraut mit dem Syſtem, welches er für das älteſte und veſteſte hielt, und mit einer ähnlichen Anlage, ſich in jede Sinnesart hineinzudenken, gefunden hätte. Seine Gewogenheit gegen mich gründete ſich auf dieſe Anlage, die er bey Niemand ſo natürlich angetroffen haben wollte. Leſſing haßte alles ſchnöde, unwillige Wegwerfen; dem παν in ſeiner Seele war ein weibiſcher Ekel, über alles ekelhaft, und er verachtete den Mann, bey dem er dieſen Ekel bis zum Abſcheu ſteigen ſah.

Nicht weil er einen ſolchen Ekel, oder gar einen ſolchen Abſcheu von ſeinem Freunde Mendelsſohn befürchtete, verſchwieg er ihm ſeine geheime Meynung — ſondern aus einer Urſache, die uns Mendelsſohn ſelbſt in der Vorrede zu den Morgenſtunden, und in dem Briefe an mich vom erſten

Aug. 1784 vor Augen legt. Mendelsſohn hatte ſich in die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie allein, ganz hinein gedacht, und war ſteif darin geworden. Damit entſchuldigte ihn auch Leſſing in Abſicht des tautologiſchen *) Beweiſes vom Daſeyn Gottes — er entſchuldigte ihn mit dem was er mir vorhin, und auf das erſte Wort ſchon zugegeben hatte, daß Mendelsſohn zwar ein heller, richtiger, vorzüglicher, aber kein metaphyſiſcher Kopf ſey. Mendelsſohn brauchte Philoſophie, fand was er brauchte in der herrſchenden Lehre ſeiner Zeit, und hielt ſich daran. Andern Syſtemen nachzuforſcher, ſie einzuſaugen, und in Saft und Blut zu verwandeln, hatte er weder Beruf noch Luſt. Ihm mangelte jener philoſophiſche Kunſttrieb, der gerade der auszeichnende eigenthümlichſte Charakter Leſſings war.

Herr Mendelsſohn fährt fort: „Unſer Freund „(Leſſing), der die ehrliche Abſicht des Herrn „Jacobi gar bald mochte gewittert haben, war

---

*) S. Kants Kritik der reinen Vernunft.

„ſchalkhaft genug, ihn in der Meynung, die er von „ihm gefaßt hatte, zu beſtärken.“ — (In dieſer ſchönen Meynung, die ich von ihm gefaßt hatte, **wollte Leſſing mich beſtärken**! So ſchalkhaft macht dieſen Sokrates ſein Xenophon und Plato) — „Theils auch kann er an dem Scharfſinne Vergnügen gefunden haben, mit welchem Jacobi die „Lehre des Spinoza vorzutragen und zu vertheidigen „wußte. Sie wiſſen, daß unſer Freund mehr Vergnügen fand, einen ungereimten Satz mit Scharfſinn behaupten, als die Wahrheit ſchlecht vertheidigen zu hören. Er ſpielte daher vollkommen „den aufmerkſamen Schüler, u. ſ. w.“ (S. 24. und 25.)

Man begreift nicht recht, wie mich Leſſing in der Meynung, die ich von ihm gefaßt hatte, beſtärken, und zugleich den aufmerkſamen Schüler vollkommen ſpielen konnte. Er mußte wohl ſehr ſchalkhaft ſeyn, wenn er das konnte. Doch mit dergleichen Widerſprüchen ſcheint Herr Mendelsſohn nur die Abſicht zu haben, mir die Hände recht voll zu thun zu geben. Ich halte mich aber an der durch äuſſern und innern Zuſammenhang exoteriſch genug gewordenen — eſoteriſchen Hypotheſe meines Gegners, nach welcher Leſſing nicht den Gläubigen, ſondern den Atheiſten zum beſten hatte — und frage: wo ſpielt in meiner Erzählung Leſſing den aufmerkſamen Schüler — und noch gar vollkommen? Wo ſpielt er in derſelben nicht vielmehr den Meiſter, nicht den Mann von Würde, der ſeinen jüngeren Freund ohne viel Umſtände in die Prüfung nimmt, ihn an allen Seiten ausforſcht, und in dieſer Abſicht dem Geſpräch, mit der ihm eigenen Laune und Geiſtesbehändigkeit, die glücklichſten Wendungen verſchafft? Alle die Leſſingen gekannt haben, und die Wahrheit reden wollen, verſichern, daß ſie Leſſing zu ſehen und zu hören glauben. Dergleichen Urtheile habe ich nicht erſt vernommen, ſeit meine Schrift öffentlich bekannt geworden. Der Aufſatz, wovon die Rede iſt, war damals ſchon zwey Jahre alt, und iſt unterdeſſen in mehr als einer ſehr guten Hand geweſen.

Weiter! „Daher,“ ſagt Herr Mendelsſohn, „wußte auch ich, ob ich gleich ſein vertrauteſter

„Freund war, von dieſem groſſen Geheimniſſe nichts „wiſſen;“ (dieſer Umſtand iſt Herrn Mendelsſohn wirklich doch zu nahe gegangen) „darum konnte „auch Gleimen kein Antheil an dieſer metaphyſiſchen „Comödie gegeben werden. Der offene jovialiſche „Gaſtfreund, dem die Philoſophie und die Laune „ſeines Gaſtes nicht unbekannt war, würde der „Schäferey bald ein Ende gemacht haben. Daher „auch endlich die gezwungenen Einfälle und Plattheiten, das Wohlgefallen an ſchlechten Verſen, das „einem Leſſing ſo unnatürlich iſt.“ (S. 25.)

Daß ich reden dürfte! — „Endlich?“ — „Daher auch endlich?“ — Doch wohl nicht der Zeit nach, wie es die Stellung zu verlangen ſcheint? Denn das Wohlgefallen an den ſchlechten Verſen, das einem Leſſing ſo unnatürlich iſt, kam doch wohl nicht erſt endlich; wenn anders meinem Bericht, der (ich weiß ſelbſt nicht, wenn oder wie) bald gelten und bald nicht gelten ſoll, nun das mindeſte zu trauen iſt. So viel Grund muß er doch haben, daß auf ſeinem Ungrunde die Hypotheſen, die er tragen ſoll, nicht von ſelbſt über einander fallen.

Nach dieſem Bericht alſo fängt die ganze Sache mit dem Wohlgefallen an den ſchlechten Verſen an. Eine Bemerkung, die den mächtigen Grund a priori meines Gegners wider die Glaubwürdigkeit meiner Geſchichte, ſelbſt von meiner Seite unterſtützt. Aber, leider! bin ich einmal in der Klemme; muß bekennen; und will — um mein Gewiſſen wenigſtens zu beruhigen, zu dem Grunde a priori meines Gegners noch mit folgendem behülflich ſeyn. Ich ſage aus: Leſſing habe nicht allein mehrgedachte ſchlechte Verſe gut gefunden, ſondern ſie öfter wieder begehrt, ſie ein Gedicht genannt, das Gedicht gelobt, und — ſogar bewundert. Noch an dem Morgen unſeres Abſchiedes zu Halberſtadt bey'm Frühſtücken, da von nicht ſchlechten Verſen die Rede kam, forderte Leſſing den Prometheus mir noch einmal ab — lobte und bewunderte — den ächten lebendigen Geiſt des Alterthums, nach Form und Inhalt, darin von neuem. — „Dieſe Armſeligkeit im Ernſte gut zu finden! Armer Kunſtrichter, wie tief mußteſt du geſunken ſeyn!“

* * *

Inſtar montis equum divina Palladis arte
Aedificant, ſectaque intexunt abiete coſtas .
. . . .
Laocoon ardens ſumma decurrit ab arce
. . . .

Unglücklicher Laokoon! Wir wiſſen, wie es ihm erging, da er, unvorſichtig, mit ſeinem Speer den hohlen Bauch verſuchte.

Alſo:

Dividimus muros, et moenia pandimus
urbis.

Schon ſteht es mitten in der Burg, das verderbliche Roß; und ſo bald die Nacht finſter genug geworden, mögen ſie hervorbrechen die wackeren Krieger, coeco lateri incluſi.

Doch es ſoll ja dieſe ganze Geſchichte vom Trojaniſchen Pferde nur ein Mährchen, nur ein lächerliches Mährchen ſeyn, ſo prächtig auch die Verſe klingen!

Und darum paßten ihre Züge nicht? — Was? Unſer Gotthold Ephraim Leſſing — DER ein ſolcher alberner Schäker, wie der letzte Wille Mendelsſohns ihn haben will? Der, ein liederlicher Bube, der Gotteslästerungen — (Das behauptet Mendelsſohn; ich weiß von keinen Gotteslästerungen!) — der Gotteslästerungen ausſtößt, um ſich einen Spaß zu machen? — mit dem Gläubigen, oder mit dem Atheiſten, das iſt Eins. Und wie nichtswürdig, geckenhaft und bübiſch muß er, ſeinem loſen Muthwillen zu Gefallen, durchaus handeln? Mir ekelt vor einer weiteren Ausführung. Freylich iſt das Mährchen zu abſcheulich, um nur lächerlich zu ſeyn.

Einen ſolchen Leſſing hätten wir, wenn eine von den beiden angeführten Hypotheſen Mendelsſohns beſtehen ſollte.

Und zu einem ſolchen Leſſing, was für einen Mendelsſohn? Einen Mendelsſohn, der das alles gar nicht übel fände; ſich ein ähnliches wohl auch erlauben dürfte.

So ſind denn beide Hypotheſen, die ſeine und die gröbere, wohl am Ende nur zum Scheine da! — Zwey Masken für Eine, um die Glaubwürdigkeit der Geſchichte in Verdacht zu bringen. Ziemlich gleichgültig wird es nun zu dieſer Abſicht, ob man mich für einen Schwärmer in der Religion, oder in der Irreligion nehmen will: das Beſtreben zu betrügen, iſt in beiden Fällen gleich groß. Die Erſte Muthmaßung ſey für die guten Leute, die nur alles gern zum Beſten kehren; die andere, für den Weiſen. Dabey gewinnt der Weiſe auch noch dieſes, daß man ſich um mein Gewiſſen weniger zu kümmern hat.

Gut! Aber wie legen wir Mendelsſohns Betragen während der zwey Jahre vor der Erſcheinung meiner Schrift, in dieſem Falle, aus? — Wie ſeine erſten Briefe, die er nie widerrufen hat; denen ſeine folgenden nie widerſprochen haben? Wie die Anlage des Leſſingen betreffenden Theils der Morgenſtunden? Wie vollführen wir dieſen angelegten Plan? — Im zweiten Theile ſollte die beſondere Veranlaſſung zur jetzigen Bekanntmachung

dieſer Schrift näher angezeigt *) — von meinem Briefwechſel Gebrauch gemacht werden **) — Doch wohl nicht um mich der Welt als einen Betrüger darzuſtellen, als einen vorſetzlichen Lügner? — Mich, der ich Herrn Mendelsſohn, da er mir die Morgenſtunden überſandte, noch ein verehrungswerther Mann und ſein theuerſter Freund wär?

Und dann noch Eins. Nachdem meine Schrift über die Lehre des Spinoza ſchon heraus war, den zweiten Nov. des verwichenen Jahrs, erhielt ich einen Brief von Emilie, worin ſie mir wegen des Schrittes, den ich gethan, Vorwürfe machte ***). Meine Freundin ſchloß mit einem herzlichen Gruße, „auch von Reimarus, unverholen, daß auch dieſer „mit der Herausgabe meiner Briefe nicht ganz zufrieden ſey." — „Darf ichs Ihnen geſtehen, lieber Mann, (ſchrieb meine Freundin) daß Unwille

---

*) S. die Vorrede zu den Morgenſtunden.

**) Mendelsſohn Schr. an L. Freunde. S. 2. 73-79.

***) Der Brief, den ich zum Eingange dieſer Schrift genommen, iſt die Antwort darauf.

„das erſte war, was mich dabey ergriff? O ja,
„ich muß, ich kann nicht anders als ehrlich mit
„Ihnen ſeyn. Sey es immer Vorurtheil was
„mich lenkte, ich erſchrack, als ich unſern Leſſing
„da ſo bloß vor einer Welt geſtellet ſah, die ihn
„nicht verſteht, nicht werth iſt, ihn ohne Schleyer
„zu ſehen. — Nicht, daß ich nicht mit **Men-
„delsſohn** einig wäre: unſer Freund müſſe bey
„der Nachwelt nicht anders erſcheinen als er war;
„das heißt, nach meinem Bedünken: nicht als
„Deiſt, wann wir wiſſen, daß er Spinoziſt war;
„aber das Detail eines vertraulichen Geſprächs,
„jene kleine Scherzreden, die man ſich nur gegen
„den Vertrauten ſeiner Seele und ſeines Kopfs er-
„laubt, und die auſſer dieſem engen Kreiſe ſich ſo-
„gleich in Blasphemie verwandeln — Ich wieder-
„hole es, u. ſ. w. — Nie war der Gedanke mir
„gekommen, daß Sie aus Argwohn gegen Men-
„delsſohn ſich bewegen laſſen würden, Sachen (ich
„nehme das Gedicht mit) ans Licht zu ſtellen, von
„denen ich mir ſchmeichelte, daß ſie ewig nur für
„die intimſten Freunde Leſſings, oder für die Stär-
„keren im Volk bleiben ſollten — kurz, Sie kön-

„nens mir nicht verdenken, daß ich erſchrack, ja,
„daß ich in einen wehmüthigen Kummer verſinke,
„wenn ich mir vorſtelle: daß aus einem Wettſtreit
„um Wahrheit, wo zwey der edelſten Wahrheitsforſcher, zwey der vertrauteſten Freunde Leſſings,
„ſich treulich vor aller Welt die Hand bieten wollten, nun ein Privatſtreit werden kann, u. ſ. w."

So dachte Emilie, und ſo dachte vermuthlich auch Reimarus ſelbſt nach der Herausgabe meiner Schrift. Sie hatten gegen die hiſtoriſche Wahrheit meines Berichtes nicht den geringſten Zweifel, und tadelten nur, daß ich Leſſingen ohne Schleyer gewieſen hatte. Sie hielten mich vor wie nach für den Vertrauten von Leſſings Kopf und Seele; gewährten mir auch für ſich ſelbſt nicht weniger Hochachtung und Liebe als vorhin: — Kurz alles ſtand noch gerade ſo, wie es im November 1785 geſtanden hatte. — Wie! Und Mendelsſohn hatte im Verlauf dieſer zwey Jahre weder Emilien, noch ſeinen Freund Reimarus auf andere Gedanken gebracht? ſie nicht überzeugt, daß die Sache voll Betrug ſey? — „Er hatte keinen philoſophiſchen

„Freund, dem er mehr Freymüthigkeit, Wahrheits„liebe und Beurtheilungskraft zutraute, als „Reimarus — “, und eben dieſer Mann konnte doch (nach Herrn Mendelsſohns Angabe, nicht nach der meinigen) Leſſing und Dummkopf zuſammen denken. — (S. 4.) Er konnte das, und Mendelsſohn konnte dazu ſchweigen? — In Wahrheit, je mehr man es betrachtet und entwickelt: ein höchſt ſonderbares Räthſel!

Fünfte Beſchuldigung.

„Ich habe angeklagt, Leſſingen angeklagt, „als heimlichen Gotteslaͤſterer, mithin auch als „Heuchler“ — (S. 5. 6. 7. und durchaus.)

Des Wortes anklagen, bedient Herr Mendelsſohn ſich überall. Ich ſoll meine Anklage ſogar (S. 1.) einem Ketzergericht vorgelegt, und (S. 4.) Herrn Mendelsſohn, zuerſt in Privatbriefen und nunmehr öffentlich, aufgefordert haben, die Sache Leſſings zu übernehmen.

Iſt denn wirklich ſchon meine Schrift unterdrückt; wirklich ſchon durch Bundesgenoſſen und Mitläufer, ſo ganz herunter recenſirt und proſcribirt, daß ſie kein Menſch mehr leſen wird, und Mendelsſohn auf dieſe Weiſe reden darf? Ich erzähle auf die ſchlichteſte Weiſe; mache auf Veranlaſſung und durch Umſtände genöthigt, nur früher, öffentlich bekannt, was Herr Mendelsſohn (wie ich, ſeinen Aeuſſerungen gemäß, nicht anders wiſſen konnte, und glauben durfte) ſelbſt bekannt zu machen willens war: Und habe *angeklagt!* Habe die Abſicht an den Tag gelegt, Leſſingen vor das Ketzergericht im Publico zu ziehen. *Habe ſogar Mendelsſohn aufgefordert, die Sache Leſſings zu übernehmen!* — War ich es denn nicht ſelbſt, der Leſſings Sache übernommen hatte; und war es nicht Herr Mendelsſohn, der gegen dieſe Sache handeln, durch ein eclatantes Beyſpiel *warnen* wollte? Oder habe ich vielleicht Herrn Mendelsſohn aufgefordert, alſo die Sache Leſſings zu übernehmen, daß er darthäte: Leſſing ſey kein Spinoziſt geweſen? — Für dergleichen Ausſagen: Was iſt das eigentliche Wort — und Beywort?

„Ich klage Leſſingen als heimlichen Gotteslä-ſterer an? — Wo? Vermuthlich gleich zu Anfang meines Berichts, wo die ſchlechten Verſe vorkommen! — Dieſer aus einem dramatiſchen Gedicht genommene Monolog beweiſt alſo ſchon, daß der Dichter ſelbſt ein Gotteslästerer war? Ich dächte doch wohl nicht! — Nicht? Und Leſſing, der nur ſagt, ich finde das Gedicht gut; der Geſichtspunct, aus welchem es genommen, iſt mein eigener Geſichtspunct: oder mit andern Worten: Ich ſelbſt glaube keine perſönliche Gottheit; keinen freyen Urheber der Welt; keine Entwicklung der Dinge mit Abſicht; keine Providenz — lauter Sätze, wovon der eine immer gerade ſo viel wie der andere ſagt — der wäre darum ein Gotteslästerer? Zu geſchweigen, daß bey einer ſolchen Meynung heimliche Gotteslästerung ſich nicht einmal gedenken läßt. — Oder iſt Leſſing darum, nach meinem Bericht, ein heimlicher Gotteslästerer, weil er einmal mit halbem Lächeln ſagt: „er ſelbſt wäre vielleicht das höchſte Weſen, und gegenwärtig nur in dem Zuſtande der äuſſerſten Contraction“ — und hernach über Tiſche, bey einfallendem Regen: „Jacobi, das thue ich vielleicht." In Wahrheit, dieß wäre doch hart! — So wäre ja der ſpeculative Egoismus, und auf dieſe Art gedachte Pantheismus, auch an ſich ſchon Gottesläſterung?

Unmittelbar vorher ſagt Mendelsſohn: „Leſſing iſt ein Anhänger des Spinoza? Je nun! „Was haben die ſpeculativen Lehrſätze mit dem „Menſchen gemein? Wer würde ſich nicht freuen, „Spinozen ſelbſt zum Freunde gehabt zu haben, „ſo ſehr er auch Spinoziſt geweſen? Wer ſich „weigern, Spinozens Genie und vortrefflichem Charakter Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen?"

Gerade was ich ſelbſt denke und auch überall geäuſſert habe. Wer vor mir hat, mit Beyſetzung ſeines Namens, von Spinoza mit der Hochachtung, mit der Bewunderung und Liebe geſprochen, womit ich von ihm geſprochen habe? Man ſehe die Stelle, wo mich Leſſing mit den Worten unterbricht: „Und Sie ſind kein Spinoziſt, Jacobi?" — Man ſehe den Anfang des Briefes an Hemſterhuis und das ganze Werk durchaus. Mit gleicher Unbefangenheit ließ ich mich in früheren Schriften, beſonders dem Etwas, das Leſſing geſagt hat, heraus; und nicht allein über Spinoza, ſondern auch über andere nicht minder verdächtige Schriftſteller, einen Machiavell und Hobbes. — Und mir darf Mendelsſohn doch ſagen, in Verbindung mit den eben angeführten Worten: „Der Name Jude und Spinoziſt konnte mir bey weitem, weder ſo auffallend, noch ſo ärgerlich ſeyn, als er etwa dem Herrn Jacobi ſeyn mag!“ — Was iſt unredlich (die Sprache hat kein gelinderes Wort) — was iſt offenbar unredlich, wenn es dieß nicht iſt?

Dieſer Meynung alſo iſt Herr Mendelsſohn, „daß die ſpeculativen Lehrſätze mit dem Menſchen „nichts gemein haben — und ſo lange man ſeinen „Freund noch nicht als heimlichen Gotteslåſterer, „mithin als Heuchler anklagte, war ihm die Nach„richt, Leſſing ſey ein Spinoziſt geweſen, ſo ziem„lich gleichgültig.“ Das iſt des geraden Mannes gerade Meynung und aufrichtige Geſchichte.

Warum denn aber unmittelbar dahinter dieſe Worte: „Ich wußte, daß es auch einen geläuter-

„ten Spinozismus giebt, der ſich mit allem was „Religion und Sittenlehre practiſches haben, gar „wohl verträgt, wie ich ſelbſt in den Morgenſtunden weitläufig gezeigt; wußte, daß ſich dieſer geläuterte Spinozismus hauptſächlich mit dem Judenthume ſehr gut vereinigen läßt, und daß Spinoza, ſeiner ſpeculativen Lehre ungeachtet, ein orthodoxer Jude hätte bleiben können, wenn er nicht „in andern Schriften das ächte Judenthum beſtritten und ſich dadurch dem Geſetze entzogen hätte.“

Alſo: wenn es keinen geläuterten Spinozismus gäbe, wie der in den Morgenſtunden; wenn Spinoza bey ſeiner ſpeculativen Lehre kein orthodoxer Jude hätte bleiben können: „ſo hätten die ſpeculativen Lehrſätze mit dem Menſchen „doch etwas gemein? ſo würde man ſich „nicht freuen, Spinozen ſelbſt, mit einem ſolchen ungeläuterten Spinozismus zum „Freunde zu haben? ſo würde man ſich „weigern, Spinozens Genie und vortrefflichem Charakter Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen?“ — ſo wäre Herr Mendelsſohn über die Nachricht: Leſſing ſey ein Spinoziſt geweſen, dann auch wohl erſtaunt? „ſie „hätte Einfluß gehabt auf ſeine Freundſchaft für „Leſſing? ſeine Begriffe von Leſſings Genie und „Charakter hätten dadurch gelitten?“ — Oder nicht? Man wähle! Mir fehlt es an dem Geiſt und an der Seele, womit man aus dergleichen Schwierigkeiten ſich zu finden weiß.

Der Beweis, daß Leſſing in meiner Erzählung nicht als ein Gottesläſterer erſcheine, befreyt mich noch nicht von dem Vorwurfe, einen Heuchler aus ihm gemacht zu haben: denn das ſoll er ſeyn, nach Herrn Mendelsſohn, wenn er in ſeinem Herzen keine verſtändige erſte Urſache der Welt, keine Vorſehung geglaubt hat: da er öffentlich für dieſe Wahrheiten geeifert; ſich als einen großen bewundernswürdigen Vertheidiger des Theismus dargeſtellt; und für die Lehre von der Vorſehung, ſogar als ein Märtyrer, den Geiſt aufgegeben hat*).

---

*) S. die Morgenſtunden, das XV. Hauptſtück.

Zur Prüfung der Gründe meines Gegners, kann ich das Beyſpiel des Spinoza ſchwer entbehren. Dieſes Beyſpiel aber würde mir ſo viel als gar nichts nützen, wenn die ſonderbare Behauptung des Herrn Mendelsſohns: Spinoza hätte ſeiner ſpeculativen Lehre ohngeachtet ein orthodoxer Jude bleiben können — nicht eine ganz grundloſe Behauptung wäre.

Ich bin zwar nicht berechtigt zu entſcheiden, was alles mit der geläuterten jüdiſchen Orthodoxie eines Mendelsſohns verträglich geweſen ſeyn mag: aber ſo viel giebt mir doch gewiß ein jeder zu: daß es ſchlechterdings zu dieſer Orthodoxie gehöre, der göttlichen Natur Verſtand und Willen, und ein von der Creatur unterſchiedenes Daſeyn beyzumeſſen.

Nun habe ich in meinem letzten an Herrn Mendelsſohn gerichteten Aufſatze, nicht allein die Worte des Spinoza, womit er klar und deutlich dieſe Sätze läugnet, theils unter meinem Texte angeführt, theils darauf verwieſen: ſondern auch vorwärts und rückwärts, einzeln und im Zuſammenhange, dargethan, wie Spinoza ſeinen Grundideen zufolge ſchlechterdings dieſe Sätze hätte läugnen, oder ein Mann ohne allen Sinn und Verſtand ſeyn müſſen; ein elender Wirrkopf, der ſelbſt nicht gewußt, was er dachte und was er ſchrieb. Herr Mendelsſohn, der einen andern Geſichtspunct hatte, will meinen Aufſatz, im buchſtäblichen Sinne, nicht verſtanden haben *). Da ihn aber alle, welche

---

*) In dem Briefe vom vier und zwanzigſten Mai 1783 (von dem ich, wie ſchon oben angemerkt worden, erſt durch den Anhang des Schreibens an die Freunde Leſſings das erſte Wort erfuhr) ſagt Herr Mendelsſohn: er habe dieſen Aufſatz noch weniger als den Brief an Hemſterhuis verſtanden, den er im buchſtäblichen Sinne nicht verſtanden. Und doch muß er am acht und zwanzigſten Januar deſſelben Jahrs denſelben Brief noch ſehr verſtändlich gefunden haben; denn er bat an jenem acht und zwanzigſten Januar um die Erlaubniß: „von meineN philoſophiſcheN BriefeN öffentlichen Gebrauch zu machen, indem es ihm bey ſeiner Widerlegung des Spinoziſtiſchen Lehrgebäudes von einer groſſen Bequemlichkeit, und auch für viele Leſer von groſſem Nutzen ſeyn würde, wenn er ſich meines lebhaften Vortrages dabey bedienen, und mich an Spinozens ſtatt ſprechen laſſen könnte. Er wünſchte dieſes aber bald zu erfahren, weil er ſeinen Vortrag hiernach einrichten müßte.“ — Nun ſagt er freylich in dem Schreiben an die Freunde Leſſings S. 2.: „Anfangs war ich zwar willens, mit

mit Herrn Mendelsſohn nicht in gleichem oder einem ähnlichen Falle waren, ſehr gut verſtanden, und vollkommen bündig gefunden haben, ſo kann

---

„dem philoſophiſchen Diſpüte ſogleich herauszurücken, und erhielt auch des Herrn Jacobi Erlaubniß von ſeinem Briefe den „beliebigen Gebrauch zu machen, u. ſ. w.“ Allein mit dem hier angebrachten Singularis läßt ſich die Sache nicht abthun. Denn — [um nichts zu ſagen von dem merkwürdigen übrigen Inhalt dieſer letztern Stelle; nichts von den Worten: **beliebigen Gebrauch**; (da ich nur den begehrten freyen bewilliget hatte;) nichts von der Verwirrung der Zeitpuncte, und wie der ganze Lauf dieſer Geſchichte ſchon durch das Wort Anfangs entſtellt iſt, da Herr Mendelsſohn doch nur von dem Zeitpunct im Jahr 1785 ſprechen kann, wo er jene Erlaubniß von mir erhalten hatte, und wo ſeit meinem erſten Briefe an ihn, der vom 4ten Nov. 1783 iſt, mehr als ein Jahr verfloſſen, und ihm ſelbſt mein Brief an Hemſterhuis ſchon am 5ten Sept. 1784 mitgetheilt war;] — mein erſter Brief an Mendelsſohn, allein genommen, iſt zu der angegebenen Abſicht weder hinreichend noch geſchickt, und der Pluralis, der in dem Schreiben vom acht und zwanzigſten Januar 1785 gebraucht iſt, muß folglich, ſowohl den ausdrücklichen Worten als einem vernünftigen Sinne gemäß, von dem Briefe an Hemſterhuis zugleich verſtanden werden. — Was das aber für eine lebhafte Dunkelheit, oder dunkle Lebhaftigkeit des Vortrags ſeyn mag, die Herr Mendelsſohn für ſich ſo bequem, und für ſeine Leſer ſo nützlich finden wollte; wie er ſeinen eignen Vortrag darnach einzurichten gedachte; wie dabey eine Widerlegung des Spinoza herauskommen, und auch die jüdiſche Orthodoxie in ſeiner ſpeculativen Lehre gerettet werden ſollte, — deute ſich, wer es vermag.

ich mit gutem Gewiſſen meine Leſer und mich ſelbſt bey dem Unbegreiflichen der eben gedachten Mendelsſohnſchen Behauptung nicht aufhalten, ſondern muß als eine Wahrheit, die ehrlicher Weiſe nicht geläugnet werden kann, vorausſetzen: daß der Spinozismus des Spinoza, Atheismus ſey.

Zur Sache! Leſſing hat ſich als einen Vertheidiger des Theismus öffentlich dargeſtellt:

1) indem er die Fragmente herausgab.

2) indem er den Nathan dichtete.

„Wem mußten die Wahrheiten der Vernunft„religion unverletzlicher ſeyn“ (läßt Herr M. ſeinen Freund D. ſagen *)) „als Leſſing, dem Beſchützer „des Fragmentiſten? . . . Mit der Vertheidigung „des Fragmentiſten ſcheint Leſſing auch ſeine ganze „Geſinnung übernommen zu haben. Man erkennet „zwar ſchon an ſeinen früheſten Schriften, daß

---

*) Morgenſtunden, S. 260. 261.

„ihm die Vernunftwahrheiten der Religion und Sit-
„tenlehre allezeit heilig und unverletzlich geweſen
„ſind; allein nach ſeiner Bekanntſchaft mit dem
„Fragmentiſten bemerkt man in ſeinen Schriften,
„in allen den Aufſätzen, die er zur Beſchützung
„ſeines Freundes oder Gaſtes, wie er ihn nennt,
„geſchrieben, dieſelbe ruhige Ueberzeugung, die die-
„ſem ſo eigen war, dieſelbe unbefangene Entfernung
„von aller Zweifelſucht, denſelben planen Gang des
„geſunden Menſchenverſtandes in Abſicht auf die
„Wahrheiten der Vernunftreligion. —“

Ich möchte antworten, wie Leſſing ſelbſt einmal antwortete: „Ein anderes iſt ein Paſtor; ein
„anderes ein Bibliothekar . . Ich mache das Unbe-
„kannte bekannt . . . heute eine ſehr chriſtliche
„Schrift des Berengarius; morgen ſehr unchriſtliche
„Fragmente: — und bin ganz gleichgültig dabey,
„ob es dieſer für wichtig, oder jener für unwichtig
„erklärt, ob es dem einen frommet, oder dem an-
„dern ſchadet. Nützlich und verderblich ſind eben
„ſo relative Begriffe, als groß und klein.“ *)

---

*) Bitte hinter der Parabel.

Aber Leſſing hat die Vertheidigung des Fragmentiſten, „und mit ihr, wie es ſcheint, ſeine ganze „Geſinnung übernommen —“

Das verſteh' ich nicht genug. Auf der vorhergehenden Seite heißt es: Seine (des Fragmentiſten) „Anhänglichkeit an der natürlichen Religion „ging ſo weit, daß er aus Eifer für dieſelbe keine „geoffenbarte neben ihr leiden wollte.“ — Sollte man Leſſings Anhänglichkeit an die natürliche Religion bloß aus ſeinem Eifer gegen alle geoffenbarte ſchließen wollen? Nur ſchließen; Nur auf eine ſolche Weiſe ſchließen! Dann könnte eine ähnliche Anhänglichkeit auch dem Spinoza zugeſchrieben werden, der in ſeinem Tr. Theol. Pol. ein viel wichtigeres Denkmal ſeines Eifers gegen alle geoffenbarte Religion geſtiftet hat, als Leſſing; mit ſorgfältiger Beybehaltung aller religiöſen Worte und Redensarten, und ohne den Namen eines Chriſten zu verläugnen. — Soll aber Leſſings Anhänglichkeit an die natürliche Religion auf dieſe Weiſe nicht geſchloſſen werden: woraus will man ſie alsdann beweiſen? Wo findet ſich auch nur Eine Stelle —

geſchweige ein Aufſatz, oder eine Schrift von ihm, die zur Abſicht hätte, Wahrheiten des Theismus darzuthun? Ich weiß, mit welchem Auge ich, ſo oft von Leſſing etwas erſchien, darnach geſucht habe, ſeitdem ſein Leibnitz über die ewigen Strafen, und ſein Wiſſowatius, meine Aufmerkſamkeit in einem nicht geringen Grade, auf dieſen Punct gerichtet hatten. — Sie wurde noch mehr geſpannt, da die philoſophiſchen Aufſätze des jungen Jeruſalem herauskamen, und Leſſing ſeinen Zuſatz zu der Abhandlung von der Freyheit mit dieſen Worten ſchloß: „Alſo von der Seite der Moral iſt dieſes Syſtem“ (einer abſoluten Nothwendigkeit der menſchlichen Handlungen *) „geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen „machen könne? Und ſolche Einwendungen, die „ſich nur durch ein zweites, gemeinen Augen eben „ſo befremdendes Syſtem heben ließen? das war

---

*) Wer die Stelle nachſchlagen, und urtheilen will, darf nicht bloß den Zuſatz, ſondern muß auch die Abhandlung ſelbſt leſen; dann auch mit der Schrift bekannt ſeyn, auf welche dieſe Abhandlung ſich bezieht.

„es, was unſer Geſpräch ſo oft verlängerte, und „mit wenigem hier nicht zu faſſen ſteht.“ — Genug, ich ſuchte vergebens, was mir über Leſſings eigentliches Syſtem einen befriedigenden Aufſchluß hätte geben können. Fand den Theismus überall vorausgeſetzt, ohne eigenes Bekenntniß; ohne irgend einen bedeutenden Beytritt; irgend ein entſcheidendes Wort für ſeine Lehrſätze — Alles war von dieſer Seite, man kann nicht unbeſtimmter, nicht ſchwebender, erhalten. — „Ganz recht!“ erwiedert D. oder Mendelsſohn, „das kommt von ſeiner ruhigen Ueberzeugung; von ſeiner unbefangenen „Entfernung von aller Zweifelſucht; ſeinem planen „Gange des geſunden Menſchenverſtandes, in Abſicht auf die Wahrheit der Vernunftreligion.“ — O der klugen Haushalter! O der Weiſen ohne Trug und Heucheley!

Aber Nathan? Nathan! „dieſer Anti-Candide; dieſes herrliche Lobgedicht auf die Vorſehung, „voll der ſeligen Bemühung, die Wege Gottes „vor den Menſchen zu rechtfertigen! . . Wo iſt die „Lehre von der Vorſehung und Regierung Gottes,

„auf der einen Seite mit mehrer Ueberzeugung „und Darſtellung in einzelnen Fällen; auf der andern Seite mit mehr Inbrunſt und frommer Begeiſterung vorgetragen werden u. ſ. w.?“

Herr Mendelsſohn weiß dieſen Nathan nicht oft genug zu nennen; und ich kann nicht dafür, daß mir endlich jener berühmte Engländer (der Herzog von Marlborough) dabey einfiel, der ſich auf ein Factum der Geſchichte ſeines Vaterlandes gegen Burnet berief, das niemand bekannt war, und zuletzt mit der unverwerflichen Autorität des — Shakeſpears hervorrückte. — So könnte ja wohl auch Voltaire, wegen ſeiner Alzire und Zaire, als ein Eiferer und Zeuge für die chriſtliche Religion herausgeſtrichen werden.

Doch es wäre mir leid, wenn ich von dieſer Seite allein die Sache faſſen müßte.

Nathan, ein Lobgedicht auf die Vorſehung? — Wer, vor Herrn Mendelsſohn, hat es jemals dafür angeſehen? Die Abſicht dieſes Gedichts liegt ja ſo klar zu Tage, daß ſie jedem Leſer von ſelbſt entgegen kommt; die Abſicht, den Hochmuth und die Thorheit aller derer ohne Unterſchied zu ſtrafen, alle die als Schwärmer zu brandmarken, welche wähnen, einen allgemeinen einzigen wahren Weg nach Gott zu wiſſen, und deßwegen ſich gedrungen fühlen müſſen, jedweden, der dieſes Wegs verfehlt, darauf zu lenken, ja in ihn hinein zu zwingen; die Abſicht, auf die eindringendſte Weiſe darzuthun, daß alles Wähnen über Gott und ſeine Weltregierung Verwegenheit; Ergebenheit in Ihn, allein Frömmigkeit und Weisheit ſey.

Eben dieſe Frömmigkeit und Weisheit empfiehlt Spinoza noch weit dringender und herzlicher als Nathan. Auch er verehrte eine Vorſehung, ob ſie ihm gleich nichts anderes war, als jene Ordnung ſelbſt der Natur, die aus ihren ewigen Geſetzen nothwendig entſpringt*); auch er bezog alles auf Gott, den Einzigen der da IST, und ſetzte das höchſte Gut darin, den Unendlichen zu erkennen, und über alles ihn zu lieben. Eh, proh dolor! ruft er aus, res eo jam pervenit, ut, qui aperte fatentur, ſe Dei ideam non habere, et Deum non niſi per res creatas (quarum cauſas ignorant) cognoſcere, non erubeſcant Philoſophos Atheiſmi accuſare *).

---

*) Tract. Th. Pol. p. 63. Opp. Poſth. p. 554. 555.

— — — —

---

*) Tract. Th. Pol. C. II. p. 16. Die Gottesverehrung des Spinoza, in Vergleichung mit dem, was im eigentlichen Verſtande Religion heißt, und, wenn die Begriffe nicht ſollen verwirrt werden, auch allein ſo heiſſen muß, verdiente eine beſondere Abhandlung, die nicht nur ein neues Licht über das Syſtem dieſes groſsen Mannes, ſondern auch über noch manche andere ſehr wichtige Dinge verbreiten könnte.

In einem ſeiner Briefe (dem XLIXten) zürnt Spinoza ſehr über einen Mann, der ihm wegen ſeines Tractatus Theol. Pol. alle Religion abgeſprochen hätte. „Iſt der ohne Religion
„(ſchreibt Spinoza) der Gott als das höchſte Gut anerkennt,
„und ihn darum mit freyer Seele zu lieben anbefiehlt? Deſſen
„Lehre iſt: Hierin allein beſtehe unſere höchſte Glückſeligkeit,
„und unſere höchſte Freyheit? Weiter: der Lohn der Tugend
„ſey die Tugend ſelbſt; die Strafe des Laſters, das Laſter.
„Endlich, daß ein jeder ſeinen Nächſten lieben, und der Ob-
„brigkeit gehorchen müſſe. Und dieſes habe ich nicht allein aus-
„drücklich geſagt, ſondern mit unumſtößlichen Gründen dargethan.
„Man ſieht, woran es bey jenem Manne liegt. Er findet

Vor dem Nathan, und zugleich mit den Fragmenten machte Leſſing die erſte Hälfte ſeiner Erziehung des Menſchengeſchlechts bekannt; eine Schrift, welche Mendelsſohns Beyfall nicht erhalten hat, und über die er in den Morgenſtunden, (S. 278.) wie über glühende Kohlen hinwegeilt. Des

---

„nichts in der Tugend und der Vernunft an ſich, was ihn erfreut, und möchte lieber ſeinen Trieben folgen, wenn dieß Eine nicht wäre, daß er die Strafe fürchtet. Von böſen Handlungen enthält er, wie ein Sklave, ſich ungern, und mit wankendem Gemüthe. So erfüllt er die göttlichen Gebote, und erwartet für dieſen Dienſt weit ſüßere Belohnungen, als die göttliche Liebe ſelbſt. Er hofft um ſo mehr von Gott geehrt und belohnt zu werden, je mehr ihm das Gute, was er thut, zuwider iſt, und je mehr er demſelben gegen ſeinen Willen folgt. Darum muß er von allen denen, welche die Furcht nicht zurückhält, glauben, daß ſie zügellos leben, und von keiner Gottesverehrung wiſſen."

Den Atheiſten (das Wort Gottesläugner hatte bey ihm eigentlich keinen Sinn) charakteriſirt er in demſelben Briefe, als einen Menſchen, deſſen Begierde nach Reichthümern und Ehrenſtellen die herrſchende ſey. Er glaubte, wer Gott nur ſuche als Mittel zu andern Zwecken — wäre dieſer Zweck auch Unſterblichkeit der Seele — habe, wenn man die Sache bey'm Licht beſähe, nur ſeinen Bauch in Gedanken. Homo liber (bonum *directe* cupiens) de nulla re minus, quam de morte cogitat, et ejus ſapientia non mortis, ſed vitae meditatio eſt. Eth. P. IV. Prop. 67.

73. §. dieſer Schrift hatte ich in meinem erſten Briefe an Mendelsſohn ausführlicher gedacht, und dieſer Stelle ihre wahre Auslegung gegeben. Die Richtigkeit dieſer Auslegung, zeigt, nach gewieſener Spur, das Ganze dieſes tief durchdachten Aufſatzes ſo klar, daß ich bey Sachkundigen kein Wort darüber zu verlieren brauche *). Wie Mendelsſohn dem Dinge durch eine ſelbſterfundene Läuterung abzuhelfen ſuchte, darüber habe ich vorhin mich ſchon mit wenigem herausgelaſſen. Mendelsſohn beweiſt dem guten Leſſing, daß Eins nicht alles ſeyn kann, weil Eins nicht zwey, und zwey nicht Eins iſt: das hatte Leſſing nicht gedacht; er hatte nicht gedacht, daß wenn Gott ein Selbſtbewußtſeyn zukommt, gleich uns einzelnen Weſen, daß er dann auch ſelbſt ein einzelnes Ding ſeyn müſſe, und man nicht umhin könne (nach Vorausſetzung ſeiner Unendlichkeit) ihm ein auſſerweltliches Daſeyn zuzuſchreiben; womit dann das ganze ἓν καὶ πᾶν dahin falle: das führt ihm Mendelsſohn nun zu Gemüth,

---

*) Man vergleiche das Fragment in Leſſings theologiſchem Nachlaß.

und der reuige Sünder geht ſtumm und beſchämt davon. —

Leſſing konnte über noch mehr Dinge von Mendelsſohn zurecht gewieſen werden. Wahrlich, es iſt nicht zu läugnen, daß er ziemlich in die Irre gerathen war. Er ſagt in eben dieſer Erziehung des Menſchengeſchlechts, §. 33.

„Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroi„ſcher Gehorſam iſt, die Geſetze Gottes beobachten, „bloß weil es Gottes Geſetze ſind, und nicht weil „er die Beobachter derſelben hier und dort zu be„lohnen verheiſſen hat; ſie beobachten, ob man „ſchon an der künftigen Belohnung ganz verzwei„felt, und der zeitlichen auch nicht ſo ganz gewiß „iſt.“

Und hernach hinter der von mir commentirten Stelle: „Es iſt nicht wahr, daß Speculationen „über dieſe Dinge jemals Unheil geſtiftet, und der „bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig geworden. — „Nicht den Speculationen; dem Unſinn, der Ty-

„ranney dieſen Speculationen zu ſteuern, Menſchen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, iſt dieſer Vorwurf zu machen."

„Vielmehr ſind dergleichen Speculationen — mögen ſie im Einzelnen doch ausfallen, wie ſie wollen — unſtreitig die ſchicklichſten Uebungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſo lange das menſchliche Herz überhaupt höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben."

„Denn bey dieſer Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens, auch den Verſtand nur an ſolchen Dingen üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrifft, würde ihn mehr ſtümpfen als wetzen heiſſen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen Gegenſtänden geübt ſeyn, wenn er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, die uns die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben fähig macht."*)

---

*) Erziehung des Menſchengeſchlechts, S. [illegible] — 77.

Dagegen Mendelsſohn: „Ohne Gott und Vorſehung und künftiges Leben iſt Menſchenliebe eine „angeborne Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerey, die wir uns einander „einzuſchwatzen ſuchen, damit der Thor ſich placke, „und der Kluge ſich gütlich thue, und auf jenes „Unkoſten ſich luſtig machen könne.“ *)

Ich habe mit dieſer Aeuſſerung von Mendelsſohn nie reimen können, daß er vorhin zum Behuf ſeiner Theorie des Rechts, ſich auf ein natürliches Wohlwollen und den Satz ſtützt: durch dieſes Wohlwollen werde alles wiedergegeben, was der Eigennutz verliere. Habe nie begreifen können, wenn ohne Gott und Vorſehung und künftiges Leben, ein ſolches Wohlwollen nur Geckerey, und Menſchenliebe eine angeborne Schwachheit ſey — wie wir dann, natürlicher Weiſe, zu einer ſolchen Gottes Erkenntniß gelangen können, durch welche das Wohlwollen aufhöre, eine Geckerey zu ſeyn, und Tugend anfange, vernünftig zu werden.

---

*) Jeruſalem, S. 70

Eh, proh dolor . . Und ſey Du mir geſegnet, großer, ja heiliger Benedictus! Wie du auch über die Natur des höchſten Weſens philoſophiren und in Worten dich verirren mochteſt: ſeine Wahrheit war in Deiner Seele, und ſeine Liebe war Dein Leben!

Was iſt Euer Gott, Ihr, die Ihr öffentlich bekennt, es nicht genug zu wiederholen wißt: Religion, das iſt Gottes Erkenntniß und Verehrung ſey nur Mittel: — Zweck allein dem Thoren, dem Schwärmer. Was kann er ſeyn, Euer Gott, als ein todtes Werkzeug, eine dumme Kraft *) zu Eurer Seele, um dieſe zu des Leibes Dienſt nur williger und fähiger zu machen? Wahrlich, am Ende ſind es nur die äuſſeren Bedürfniſſe; Euer Fleiſch, und eine kluge Oekonomie ſeiner Lüſte und Begierden, was die Summa Eurer Philoſophie, Eurer ſo hoch geprieſenen Weisheit des geſunden Menſchenverſtandes ausmacht. Religion, wie billig, dieſer

---

*) Anſpielung auf die Benennung, welche der niederländiſche Fuhrmann der Wagenwinde giebt.

klugen Oekonomie untergeordnet, in ihren Dienſt gebracht. Sie mag froh ſeyn, daß ſie noch zu ſoviel nütze iſt. Können wir einmal ohne den Namen Gottes unſere bürgerlichen Verhältniſſe ſichern, und unſere Theorieen fertig bringen — dann nur weg mit dieſem leidigen Behelf unſerer Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit; weg mit dem ſperrigen Hausrath, der nur Raum einnimmt, und an ſich zu gar nichts taugt.

Und es wäre Schwachheit von Leſſing geweſen — ja Dummheit, Tollheit, und Ruchloſigkeit, daß er einem ſolchen Theismus, den unendlich frömmeren Atheismus eines Spinoza vorzog?

Und er wäre mit dem Feuer dieſer Lehre im Buſen — das jene immer auch Schwärmerey nennen mögen — Er wäre damit nicht ein zehnmal beſſerer Mann geweſen, als mit jener andern Lehre, die das Muttermal thieriſcher Lüſternheit und Unbeſonnenheit an der Stirne trägt?

Und weil er, was er dachte, nur nicht mit ganz dürren Worten herausſagte: darum wollt

Ihr ihn einen Heuchler ſchelten? — „Er that ja nichts mehr und nichts weniger, als was alle alten Philoſophen in ihrem exoteriſchen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freylich unſere neueſten Philoſophen viel zu weiſe geworden ſind. Er ſetzte willig ſein Syſtem bey Seite, und ſuchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.“ *)

So urtheilte Leſſing über Leibnitz, und verlangte, wahrſcheinlich, daß man eben ſo über ihn ſelbſt urtheilen ſollte.

In den Geſprächen für Freymäurer ſagt Falk: „Weißt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freymäurer biſt? Ernſt. Ich? Falk. Du! denn du erkenneſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt. Ernſt. Aber doch ſagen könnte. Falk. Der Weiſe kann nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.“ **)

---

*) Leſſing, zur Geſchichte und Litteratur, I Beytrag. S. 216.

**) II. Geſpräch, S. 43.

Mit noch mehr Nachdruck und rührender, ſagt Leſſing in der Erziehung des Menſchengeſchlechts: „Hüte dich, Du fähigeres Individuum, der Du „an dem letzten Blatte dieſes Elementarbuches ſtam„pfeſt und glüheſt, hüte Dich, es Deine ſchwäche„ren Mitſchüler merken zu laſſen, was Du witterſt, „oder ſchon zu ſehen beginneſt.“

Dann fügt der beſcheidene edle Mann noch hinzu: „Bis ſie Dir nach ſind, dieſe ſchwächeren „Mitſchüler; — kehre lieber noch einmal ſelbſt in „dieſes Elementarbuch zurück, und unterſuche, ob „das, was Du nur für Wendungen der Methode, „für Lückenbüßer der Didaktik hältſt, auch wohl „nicht etwas Mehreres iſt.“ (§. 69.) *)

Stehen zu bleiben auf halbem Wege, war Leſſingen für ſich unmöglich, und er war eben kein großer Verehrer von denen, die es können. Eine in mehr als einer Abſicht merkwürdige Aeuße-

---

*) Gerade dieß Mehrere ſuchte Leſſing in der Erziehung des Menſchengeſchlechts, mit möglichſter Klugheit darzuſtellen.

rung hierüber, findet ſich in dem Aufſatz über Wiſſowatius. Dort heißt es (S. 415.) von Leibniz: „An einer andern Stelle ſagt er von Locke, „den er auch mit ein wenig andern Augen anſahe, „als noch jetzt gewöhnlich: Inclinavit ad Socinianos, quorum *paupertina* ſemper fuit de „Deo et mente philoſophia. War es der ſeichtere Philoſoph, welcher den Socinianer? oder der „Socinianer, welcher den ſeichteren Philoſophen gemacht hatte? Oder iſt es die nämliche Seichtigkeit des Geiſtes, welche macht, daß man eben ſo „leicht in der Theologie, als in der Philoſophie „auf halbem Wege ſtehen bleibt?“

Verſchweigen darf der Rechtſchaffene, und muß oft der Weiſe: lügen aber muß und darf er nie; nie ſeiner trüglichen Weisheit; nie ſeinem Willen, wie rein er ihn auch halte, die Wahrheit unterwerfen, und es unternehmen, was ihm gut oder das Beſſere dünkt, durch Betrug in die Höhe zu bringen. Nicht weniger als der Hochmuth eines Satans gehört dazu, ſich über die Wege Gottes zu erheben, und die Wahrheit, die nicht unſer iſt, eigenmächtig in Verwaltung zu nehmen. Vor Gott, dem Heiligen, kann ich es beſchwören, daß eben dieß auch die Geſinnungen Leſſings waren; daß er nichts in dem Grade verachtete und haßte, wie den Eigendünkel, der durch Gewalt oder Betrug, Erkenntniß und Glückſeligkeit befördern will. Der Thorheit eines ſolchen Unternehmens gehörte ſeine Verachtung; der Ungerechtigkeit, ſein Haß.

Leſſings Methode darf mit einer ſehr entgegengeſetzten nicht verwechſelt werden, und iſt auch leicht von ihr zu unterſcheiden. Denn was kann mehr von einander abſtechen, als die weiſe Beſcheidenheit, „die ein eigenes Syſtem willig bey Seite ſetzt“, und der dumme Stolz, der es durchſetzen, überall einführen, und durchaus kein anderes gelten laſſen will. Dieſer, da er ſeine Meynung für die Wahrheit ſelber anſieht, und die Vernunft in Perſon zu ſeyn glaubt, hört keine Gründe mehr, ſucht ſie, als unwürdig, bloß zu unterdrücken, und allen Widerſpruch, durch was für Mittel es auch ſey, zu hemmen. Das entſchiedenſte Talent, wenn es ihm nicht dienſtbar iſt, verliert ſeine Würde, kommt um ſeinen Namen, und käme, wenn es möglich wäre, um ſein Daſeyn. Dennoch weiß er nichts von Ungerechtigkeit, und freuet ſich aller ſeiner Werke, weil er das Gutfinden ſeiner Weisheit zum einzigen Geſetz hat; und ſein fanatiſcher Eifer, mehr um der Sache als um der Perſon willen, Recht und Billigkeit unter die Füße tritt. Seine Herrſchſucht iſt Wohlwollen, ſein Unterdrückungsgeiſt, väterliche Strenge — Regenten Tugend; ſeine Einſicht, der Verſtand, den alle Menſchen haben müſſen.

Ich komme nun zu denen Beſchuldigungen und Vorwürfen, die mir aus der Perſon und der Philoſophie des Herrn Mendelsſohn allein erwachſen, und ich wüßte keine ſchicklichere Stelle, einen Ruhepunct zu machen.

Wohl könnte es bey dieſer erſten Sitzung ſein Bewenden haben, wenn Vertheidigung meiner ſelbſt die Sache wäre. Sie war es kaum bisher, und ſoll es je länger je weniger ſeyn. Wie oft habe ich unter dem Schreiben dieſer Bogen an eine Stelle des letzten Briefes, den ich von Leſſing erhielt, gedacht, mit der ich anzufangen einige Verſuchung hatte. „Ich wüßte nicht“ — ſchrieb mir der edle Mann bey einer nicht unerheblichen Gelegenheit — „Ich wüßte nicht, was ich nicht lieber von Ihnen „leſen wollte, als eine Rechtfertigung Ihrer ſelbſt.“ — Und fügte die herzerhöhenden Worte hinzu, die ich bey einem minderen Anlaſſe, als der gegenwärtige, anzuführen mir nicht herausnehmen würde; — dieſe Worte: „der Mann wie Sie, hat bey „mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine „ganze Welt haben könnte — in die er ſich nicht, „nicht hätte mengen ſollen!“

Sind meine Gegner Leute, die um Wahrheit ſich bekümmern, und durch Gründe ſich beſchämen laſſen? Das war es ja eben was ſie erbitterte, und nun ihre Wuth mit jedem Tage neu erhitzt. Je mehr durch Entwicklung und Beweiſe meine Sache als die beſte, die ihrige als die ſchlimmſte, die man haben kann, ſich offenbart: deſto aufgebrachter werden ſie ſich zeigen; mit deſto zudringlichern Griffen werden ſie an mich ſetzen, und der Kniffe und Pfiffe immer mehr erſinnen. Denn wovor ſollten ſie ſich fürchten? Sie haben in der Seele, was in Voltairens verſchwenderiſchem Sohne den Fier-en-fat ſo herzhaft macht; denſelben Muth und daſſelbe Gefühl von Ehre, womit er ausruft:

Soyons hardis, nous ſommes dix contre un!

Und um wie viel muß nicht die Herzhaftigkeit jener Fier-en-fat, die Herzhaftigkeit von dieſem übertreffen, da ſie mit hunderten gegen Einen ſtehen. „Sie werden fortreden, und durch alles wo„mit ich ſie unterbreche, ſich nicht für unterbrochen „halten, fortreden, ohne ſich zu bekümmern, ob un„ſere Worte zuſammen klappen oder nicht. Sie „ſind aufgezogen und müſſen ablaufen.“ *)

Mögen Sie doch. Ich will nicht allein, wie

---

*) Leſſings Axiomata, S. 56.

Leſſing, mich überſchreyen laſſen; ſondern auch zugeben, herzlich gerne zugeben, was Leſſing nicht wollte: daß man auch mich überſchreibe. Je mehr ſie ſchreiben und mich überſchreiben, deſto mehr werden ſie die Geheimniſſe ihres Herzens kund thun. Deſto mehr werden die Fäden eines — nicht erträumten, oder zum Behuf eines eigenen weit ausgebreiteten Schleichhandels gar nur erdichteten — ſondern *wirklichen Hyper — krypto — Jeſuitismus* und *philoſophiſchen Papismus* hervorkommen, und, in ſehr mannichfaltigen Verſchlingungen, ſehen laſſen, wie weit ſie reichen. Ich fürchte nicht, daß dieſe Warnung meinem Zwecke Abbruch thue. Dieſes genus irritabile hominum, *ſuique impotens*, mag wohl auf einen Augenblick ſtutzen, aber nicht ſich mäßigen. Man darf kühn auf ihre Eitelkeit und Rachſucht ſich verlaſſen. Anſtatt zurückzufahren, fahren ſie nur auf, „und rennen blind auf den Spies.“

Wie lehrreich in dieſer Abſicht iſt ein kurzer Zeitraum von noch nicht drey Monaten ſchon geweſen! Wie auffallend iſt es nicht geworden, daß philoſophiſcher Dogmatismus und Parteygeiſt, nicht weniger hitzig, anſteckend, polternd und brauſend ſey, als der prieſterliche! Wie auffallend, daß jener Fanatismus noch ungerechter, tückiſcher und grauſamer — ſein Aberglaube noch blinder und hartnäckiger machte, als dieſer! — Was für Winke wurden nicht ſchon wider mich gegeben? Winke, von denen Leſſing mit Grunde ſagt, daß ſie Meuchelmord*) ſind. Wie hat man meine Worte nicht verdreht, meine Rede auf alle Weiſe nicht verfälſcht?

„Ich habe die Vernunft geläſtert" — weil ich behaupte, daß ſie das Daſeyn Gottes, nach der Lehre der Theiſten, nicht apodiktiſch darthun, und die Einwürfe dagegen nicht befriedigend widerlegen kann: — „ich habe damit geſagt, „daß alle Philoſophie zum Atheismus führe" **) — „Ich bin ein Schwärmer — und will dem blinden oder gar dem Wunderglauben forthelfen", — weil ich behaupte, man könne an Gott nur glauben, und nur praktiſch ſich in dieſem Glauben unbeweglich machen.

---

*) Axiomata, S. 8.

**) S. Allg. deutſche Bibliothek, des LXVten Bandes, 2tes Stück, S. 630.

Wie, Darum? — Und Kant, der daſſelbe ſeit mehr als ſechs Jahren lehrt: hat die Vernunft nicht gelåſtert, iſt kein Schwärmer, will nicht einem blinden oder Wunderglauben forthelfen?

Man ſchlage die Kritik der reinen Vernunft S. 823. (S. 856. der 2ten Ausgabe) auf, und leſe: „Auf ſolche Weiſe bleibt uns nach Vereitelung aller ehrſüchtigen Abſichten einer, über die „Grenzen aller Erfahrung hinaus herumſchweifenden „Vernunft noch genug übrig: daß wir damit in „praktiſcher Abſicht zufrieden zu ſeyn Urſache haben. „Zwar wird freylich ſich niemand rühmen können: „er wiſſe, daß ein Gott, und daß ein künftig Leben ſey; denn, wenn er das weiß, ſo iſt er gerade der Mann, den ich långſt geſucht habe. Alles Wiſſen (wenn es einen Gegenſtand der bloßen „Vernunft betrifft) kann man mittheilen, und ich „würde alſo auch hoffen können, durch ſeine Beleh-

„rung mein Wiſſen in ſo bewundrungswürdigem
„Maaße ausgedehnt zu ſehen. Nein, die Ueberzeu-
„gung iſt nicht logiſche, ſondern moraliſche Gewiß-
„heit, und, da ſie auf ſubjectiven Gründen (der
„moraliſchen Geſinnung) beruht, ſo muß ich nicht
„einmal ſagen, es iſt moraliſch gewiß, daß ein
„Gott ſey ꝛc. ꝛc. ſondern ich bin moraliſch gewiß
„ꝛc. ꝛc. Das heißt: der Glaube an einen Gott
„und eine andere Welt iſt mit meiner moraliſchen
„Geſinnung ſo verwebt, daß, ſo wenig ich Gefahr
„laufe, die erſtere einzubüßen, eben ſo wenig be-
„ſorge ich, daß mir der zweite jemals entriſſen wer-
„den könne.“

Ferner die Note S. 829. „Das menſchliche
„Gemüth nimmt (ſo wie ich glaube, daß es bey
„jedem vernünftigen Weſen nothwendig geſchieht)
„ein natürliches Intereſſe an der Moralität, ob es
„gleich nicht ungetheilt und praktiſch überwiegend iſt.
„Befeſtigt und vergrößert dieſes Intereſſe, und ihr
„werdet die Vernunft ſehr gelehrig und ſelbſt auf-
„geklärter finden, um mit dem praktiſchen auch das
„ſpeculative Intereſſe zu vereinigen. Sorget ihr

„aber nicht davor: daß ihr vorher, wenigſtens „auf dem halben Wege, gute Menſchen macht, „ſo werdet ihr auch niemals aus ihnen aufrichtig „gläubige Menſchen machen!“

Endlich S. 830. und 831. „Iſt das aber „alles, wird man ſagen, was reine Vernunft ausrichtet, indem ſie über die Grenzen der Erfahrung „hinaus Ausſichten eröffnet? nichts mehr, als „zwey Glaubensartikel? ſo viel hätte auch „wohl der gemeine Verſtand, ohne darüber den „Philoſophen zu Rathe zu ziehen, ausrichten können? . . . . . Aber verlangt ihr denn: daß „ein Erkenntniß, welches alle Menſchen angeht, „den gemeinen Verſtand überſteigen und euch nur „von Philoſophen entdeckt werden ſollte? Eben das, „was ihr tadelt, iſt die beſte Beſtätigung von der „Richtigkeit der bisherigen Behauptungen, da es „das, was man anfangs nicht vorherſehen konnte, „entdeckt, nämlich, daß die Natur, in dem, was „Menſchen ohne Unterſchied angelegen iſt, keiner „parteyiſchen Austheilung ihrer Gaben zu beſchuldigen ſey, und die höchſte Philoſophie in Anſehung

„der weſentlichen Zwecke der menſchlichen Natur, „es nicht weiter bringen könne, als die Leitung, „welche ſie auch dem gemeinſten Verſtande hat angedeihen laſſen.“ *)

So weit Kant. Und nun Hemſterhuis, den ich vertraulicher bey der Hand faſſen darf, ihres Gegendruckes gewiß. Gern wird er mit mir, ſo wie ich mit ihm ins Elend wandern, und mit dem Ruhme des philoſophiſchen Geiſtes und Titels diejenigen allein ſich krönen laſſen, die über uns, einer gemeinſchaftlichen Sünde wegen — die nicht eine Sünde bloß des Verſtandes, ſondern des gan-

---

*) Ich habe nicht die Abſicht, hiemit die Kantiſche Philoſophie zu der meinigen erniedrigen, oder die meinige zu der Kantiſchen erhöhen zu wollen. Mir gnügt, daß dieſer Herkules unter den Denkern die angezeigten Puncte betreffend, bey meinen Gegnern, billiger Weiſe, in noch größerer **Verdammniß** ſtehen muß als ich, und daß ſich dieß ſo klar, wie die hellſte Mittagsſonne, machen läßt. Aber eben dieß möchte leicht zu meiner ärgſten Gefahr ausſchlagen, und ſchon haben ſich bedenkliche Zeichen davon in zwey verſchiedenen Gegenden des litterariſchen Horizonts ſehen laſſen. — O meiner philoſophiſchen Mitbrüder, rechts und links, vorne und hinten, und zwiſchen Thür und Angel!

zen Menſchen iſt — das Verbannungsurtheil zuſammen loſen und ausſprechen wollen.

„Der Menſch“ — ſagt Hemſterhuis — „iſt dem Anſchein nach, zweyerley Arten von Ueberzeugung fähig; die eine iſt ein inneres Gefühl, unauslöſchlich, in dem bis ins Herz geſunden durchaus wohl beſchaffenen Menſchen; die andere fließt aus Gedanken Verknüpfung, das heißt, aus einer mit Ordnung fortgeſetzten Arbeit des Verſtandes. Dieſe zweite kann nicht beſtehen, ohne die erſtere zur einzigen Grundlage zu haben . . . . In dem geſunden durchaus wohl beſchaffenen Menſchen, iſt ein einziges heiſſes Verlangen der Seele, das ſich in ihr von Zeit zu Zeit nach dem Beſſeren, zukünftigen und vollkommenen offenbaret, eine mehr als geometriſche Demonſtration von der Natur der Gottheit. — Aber, ſo wie die Menſchen ihre Bedürfniſſe vervielfältiget haben, ſo haben ſie auch ihre Fähigkeiten des Verſtandes mehr ausgearbeitet, und das innere Gefühl hat dabey von ſeiner Lebhaftigkeit verloren. *) Der ſichere und geometriſche

---

*) Man vergleiche hiemit die Stelle meines dritten Briefes

Gang des Verſtandes hat ſeiner beſtimmten und genauen Ueberzeugung den Vorzug verſchafft vor der Ueberzeugung des Gefühls, welches unendlich einfach, und aus dieſem Grunde, dem Anſchein nach, unbeſtimmt und ſchwankend iſt. Die erſtere dieſer Ueberzeugungen iſt denjenigen unſerer Organen, die wir gegenwärtig am mehrſten zu brauchen gelehrt werden, und die folglich die geübteſten ſind, vorzüglich angemeſſen; die zweite ſteht im Verhältniß mit den Graden der Höhe, der Vortrefflichkeit und innern Fähigkeiten der Seele eines jeden Individuums. Die mathematiſche Ueberzeugung läßt ſich, ſo beſtimmt als man ſie ſelber hat, auch andern durch die Sprache mittheilen: nicht die innere des Gefühls die ganz weſenhaft iſt, und in dem Weſen ſelbſt allein entſpringen kann. . . . "

„Ein freyes Weſen, welches das Vermögen hat, ſich ſelbſt zu betrachten und zu verändern,

---

an Mendelsſohn S. 166. (S. 214. der 1ſten Abth. dieſes Bandes), die vornehmlich einer gewiſſen Klaſſe von Philoſophen ein ſo unverzeihliches Aergerniß zu ſeyn ſcheint, daß ſie noch nicht wiſſen, wie man mich empfindlich genug dafür zu züchtigen hat.

muß im Stande ſeyn, wenn man einige Erkenntniß von der Natur der Gottheit in ihm vorausſetzt, ſeine Beziehung auf dieſelbe vollkommner zu machen, daran zu mindern und zu mehren. . . .“

„Zwey Dinge können nicht auf einander ſich beziehen, wenn ſie nicht eine homogene oder homologe Seite mit einander gemein haben. Haben wir alſo eine Beziehung auf Gott, ſo müſſen wir auch etwas mit ihm gemein haben. Unſere Beziehung auf einen Gott, unſer Zug nach ihm hin, iſt aber offenbar. Nicht daß man ihn aus dem Geſchrey des Schmerzes, der Furcht oder Ohnmacht herzuleiten habe, welches nicht Gott, ſondern nur irgend ein Ende der Leiden fordert; nicht daß du etwa mir, oder der begeiſterten Pythia glauben ſollſt, oder dem ſchmeichleriſchen Prieſter des Jupiter Ammon, der im Alexander den Sohn ſeines Gottes ſieht: Nein, dem Sokrates, dir ſelbſt ſollſt du glauben; dir ſelbſt, wenn du jenem Organ ſeine Reinheit wirſt gegeben haben, das auf göttliche Dinge, wie das Auge auf das Licht gerichtet iſt. Dann wirſt du dieſen Zug, dieſe Homogenität in der Leichtigkeit gewahr werden, mit der das Gute von Menſchen verrichtet werden kann. . . .“

„Es ſcheint, als ob im Menſchen, wenn er, es ſey durch ſeine Bemühungen, oder durch die Vortrefflichkeit ſeiner Natur, zur Harmonie ſeiner uns bekannten Kräfte und Fähigkeiten gelangt iſt, andere bis jetzt noch unbekannte Fähigkeiten anfingen ſich zu entwickeln, und ſeine Homogenität mit der Gottheit dergeſtalt vermehrten, daß ein Schatten der göttlichen Macht gleichſam ſichtbar in ihm wird. . . .“*)

---

*) Ariſtée, ou de la Divinité, p. 167. 181. 195. 199. der erſten Ausgabe.

Noch ein Mann, in deſſen Geſellſchaft ich mich unbedenklich, aus jeder philoſophiſchen Synagoge, gern verbannen laſſe, und von dem ich bekenne, daß ich ihn für einen großen und heiligen Mann halte: **Johann Georg Hamann aus Königsberg** ſagt: „Iſt wohl menſchliche Liebe ohne Bekanntſchaft und „Sympathie möglich? — Ihr rühmt Euch Gott zu kennen; „wie ſeyd ihr zu dieſer rühmlichen Erkenntniß gekommen? — „Durch Betrachtung ſeiner Werke — Woher wißt ihr, daß dieſe „Werke ihn beſſer kennen als ihr ſelbſt, und ſind ſie nicht weit „unfähiger, als ihr ſelbſt, dieſer hohen Offenbarung, und euch „ſolche mitzutheilen? Um einen bloßen Menſchen — und den „vertraulichſten von allen — euch ſelbſt kennen zu lernen, wür-

Genug! „Wie weit würde der Schutz, den die Werke dieſer großen Männer mir durchaus anbieten, über mich hinausreichen, wenn ich Schutz zu ſuchen nöthig hätte! Aber das brauche ich nicht: und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Betteleute hiemit nachmachen wollen, die ſich einen haſtigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wiſſen, als dadurch, daß ſie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich meine Gegner kenne, ſo verſtehen ſie ihren Vortheil zu wohl, daß ſie nicht

---

„det ihr euch wohl auf äuſſerliche Werke verlaſſen? Wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremde, ja wie widerſprechend ſind ſelbige nicht den Tiefen des inwendigen im Herzen verborgenen Menſchen ..... Der Gegenſtand eurer Betrachtungen und Andacht iſt nicht Gott, ſondern ein bloßes Bildwort, wie eure allgemeine Menſchenvernunft, die ihr durch eine mehr als poetiſche Licenz zu einer wirklichen Perſon vergöttert, und dergleichen Götter und Perſonen macht ihr durch die Transſubſtantiation eurer Bildwörter ſo viel, daß das gröbſte Heidenthum und blindſte Papſtthum in Vergleichung eurer philoſophiſchen Idolatrie am jüngſten Gericht gerechtfertigt und vielleicht losgeſprochen ſeyn wird.“ — Neue Apologie des Buchſtaben H. — Ich weiß nicht, ob wir in unſerer Sprache etwas aufzuweiſen haben, das an Tiefſinn, Witz und Laune, überhaupt an Reichthum von eigentlichem Genie, ſowohl was den Inhalt als die Form angeht, dieſe kleine Apologie eines *zweydeutigen* Buchſtaben überträfe.

lieber mich feſthalten, als friſcherdings auf einen Kant oder Hemſterhuis losgehen ſollten.“ *)

Doch ich ſoll ja „durch Autoritäten und Machtſprüche alle Zweifel niedergeſchlagen, und meine kindliche Wiederkehr (meinen Rückzug unter die Fahne des Glaubens) durch Worte aus dem frommen engelreinen Munde Lavaters geſegnet und verſiegelt haben!“ — Mendelsſohn ſagt es, und ein ganzes Heer von Schreyern ſchreyt es nach.

Wo habe ich Zweifel durch Autoritäten und Machtſprüche niedergeſchlagen? — Wo eine kindliche Wiederkehr mit Worten Lavaters verſiegelt?

Ich ſchließe ein Werk, welches die freyeſten

---

*) Leſſings Axiomata, S. 80. Voltaire erzählte mir einmal bey ſehr guter Laune von Friedrich dem Großen, daß man ihm in ſeiner Kindheit einen kleinen Huſaren gehalten, der aller Verziehungen des vornehmen Kindes ſchuldig werden, alle ſeine Unarten hätte müſſen an ſich kommen laſſen, um dafür in ſeiner Gegenwart geſcholten und gezüchtigt zu werden. „Je ſuis devenu ſon petit houſard,“ ſagte Voltaire, „*il fait les ſottiſes et l'on me fouette.*“

Unterſuchungen enthält, mit einer Stelle aus Lavater, die den freyeſten Unterſuchungen der Vernunft das Wort redet; worin von Glaube nicht eine Sylbe vorkommt, die nichts empfiehlt als Wahrheit, und es einem jeden Menſchen geſtattet, ſie auf ſeine eigene Weiſe zu erkennen; die nichts verbietet als Lüge, und dieſe zu keinem Gebrauche geſtatten will: — und dieſe Stelle ſoll ich doch als eine Autorität für meine Glaubensmethode angeführt, meinen Rückzug damit gedeckt haben.

Angeführt ſoll ich ſie haben, „als eine Autorität aus einem engelreinen Munde, von der ich abhangen will!“

Dem **redlichen** Lavater habe ich einen engelreinen Mund zugeſchrieben; das iſt, einen Mund, der mit Vorſatz nie trügt oder täuſcht; dem Manne, der gewiſſenhaft die Grundſätze befolgt, die in der von ihm angeführten herrlichen Stelle ausgedrückt ſind; dem Manne, welcher der Wahrheit, ſo weit er ſie erkennt, überall ſich; nie ſich ſelbſt die Wahrheit unterwirft; und dem allein deßwegen

— wenn er auch alle die Thorheiten die ihr ihm vorwerft, und noch ärgere beginge — dem allein deßwegen, ihr Läſterer *), nicht werth ſeyd, die Schuhriemen aufzulöſen.

Wißt Ihr den Ausdruck für das, was ich hier entlarvte? Ich weiß keinen andern dafür, als *wiſſentliche* Unwahrheit, *vorſetzlichen* Betrug. Nennt es immer ungeſittet, wenn ich den Dingen ihren eigentlichen Namen gebe. „Einen ſolchen ungeſitteten Gegner mögt Ihr an mir finden; aber ſicherlich keinen unmoraliſchen. Dieſer Unterſchied zwiſchen ungeſittet und unmoraliſch, der ſehr wichtig iſt, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nämliche bedeuten müßten, ſoll ewig unter uns bleiben. Nur Eure unmoraliſche Art zu diſputiren, will ich in ihr möglichſtes Licht zu ſetzen ſuchen, und ſollte es auch nicht anders, als auf die ungeſittetſte Weiſe geſchehen können?“

---

*) S. Adelungs Wörterbuch, erſte Bedeutung dieſes Worts.

„Warum paßt Ihr mir in allen hohlen Wegen ſo tückiſch auf? . . . Iſt das guter Krieg, wenn Ihr den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder deſſelben ungeſtört würgen zu können? Der Begriff iſt der Mann, das ſinnliche Bild des Begriffes iſt das Weib; und die Worte ſind die Kinder, welche beide hervorbringen. *Ein ſchöner Held der ſich mit Bildern und Worten herumſchlägt*, und immer thut, als ob er den *Begriff* nicht ſähe!“ *)

Das Geſchrey dieſer Männer zum Lobe und zum Schutze der Vernunft mag zum Theil ganz unſchuldig ſeyn. Sie glauben in der That, daß ihre Meynung die Vernunft, und die Vernunft ihre Meynung ſey. Schwärmer ſoll man ſie darum nicht nennen, da Schwärmerey nur übertriebener Enthuſiasmus iſt; dieſer aber einen wahren Gegenſtand vorausſetzt. Der Begeiſterte für einen nicht wahren Gegenſtand, für ein Unweſen, heißt nicht Schwärmer, ſondern Phantaſt. Und das iſt der eigentliche Name für dieß Geſchlecht: ſie ſind Phantaſten. Geſchicht es aber, daß der Eifer für ein Hirngeſpinſt bis zur Predigt ſeiner Wahrheit und ſeiner Wunder, ja ſeiner allein ſeligmachenden Religion, den Eiferer entflammt: dann heißt ſeine Gabe Fanatismus.

---

*) Leſſings nothgedrungener Beyträge, zweiter S. 15. Achter, S. 10 u. 11.

„An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!“

Hätten dieſe Männer Einſicht in das Weſen der Vernunft: wie könnten ſie jene Aengſtlichkeiten des Aberglaubens fühlen, die nächſt der Eitelkeit und Selbſtſucht, die unmittelbaren Urſachen der Intoleranz und der Verfolgung ſind? Hätten ſie die Liebe der Vernunft, wie könnten ſie in ihre engen Tempel ſie vermauern, ihrer Hohenprieſterſchaft ſie unterwerfen wollen? Aber Sie iſt ihnen nur das Bild des Götzen, dem ſie opfern; in jeder andern Geſtalt, ein Gräuel; und ſie ſelbſt ſchlagen ſie ans Kreuz.

Die Urſache dieſes ſchrecklichen Irrſals iſt, daß ſie eine Wahrheit die ihnen ſubjectiv nur vorſchwebt, für eine objectiv erkannte, ja für die Einzige halten, und mit der Vernunft ſogar verwechſeln; oder wie ich eben ſagte, und gern wiederhole: daß ſie ihre Meynung für die Vernunft, und die Vernunft für ihre Meynung halten. Wahrlich SJE ſind die Leute, die die Vernunft am Glauben prüfen, darnach allein ſie zu oder abſprechen; auſſerdem von ihr nichts wiſſen, und ſich nicht bekümmern weder um ihr Weſen noch um ihren Willen. Da erhebt ſich dann mittelſt einer ſolchen hypoſtaſirten Wahrheit, das angenommene oder eigene Syſtem über alle Gerechtigkeit, und der Eigendünkel ſpricht Orakel aus, die alles meiſtern und von nichts gemeiſtert werden dürfen; die den Geiſt in Feſſeln ſchlagen, und das Gewiſſen irre leiten und verführen.

„Es thut mir leid, ſagt Kant, Unlauterkeit, „Verſtellung und Heucheley ſo gar in den Aeuſſe„rungen der ſpeculativen Denkungsart wahrzuneh„men. . . . Man hält es nicht allein der Klugheit „gemäß, ſondern auch erlaubt und wohl gar „rühmlich, der guten Sache eher durch Schein-

„gründe zu Hülfe zu kommen, als den vermeyntlichen „Gegnern derſelben auch nur den Vortheil zu „laſſen, unſern Ton zu einer billigen Mäßigung „herabzuſtimmen .... Indeſſen ſollte ich denken, „daß ſich mit der Abſicht, eine gute Sache zu behaupten, in der Welt wohl nichts übler, als „Hinterliſt, Verſtellung und Betrug vereinigen „laſſe.“ *)

Setzen wir den Fall: ein Zergliederer unterſuchte, nach Sömmering, den Neger, und gäbe von dem was er gefunden eine ſolche Rechenſchaft, die zwar ganz queer und leer, aber ſo beſchaffen wäre, daß es am Ende hieße, der Neger wäre dem Europäer nicht ungleich, ſondern im Ganzen wohl noch über ihn: Und nun kämen die Vorſteher der göttlichen Vernunft des Menſchen, und prieſen die Weisheit, die Frömmigkeit, das philoſophiſche und moraliſche Verdienſt dieſer Operation, mit Seitenblicken auf Sömmerings böſes Gemüth und unbeſonnenen Kunſteifer, und wie man ihn, aus Ge-

---

*) Kritik der reinen Vernunft, S. 748, der 1ſten Ausgabe.

wiſſenhaftigkeit herunter ſetzen, und, nach höheren Gründen des Rechts, ihm ja nicht Recht laſſen müſſe: — würden wir nicht alle lachen und uns ärgern? — Und wir lachen und ärgern uns nicht, wenn gerade daſſelbe in Abſicht anderer wichtiger Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß, ja der wichtigſten von allen geſchieht; — ſehen mit Gelaſſenheit, wohl gar mit Beyfall, Facta, Geſchichte, die bündigſten Schlußfolgen und einleuchtendſten Reſultate unter die Füße treten, nach einem gewiſſen Wahn des Nützlichen, und kraft einer mehr als Päpſtlichen Untrüglichkeit, deren Despotismus und frommer Eifer ſich bis zur Seelſorge eines Groß-Inquiſitors erhebt. Wollte Gott, ich könnte meinen Unwillen gegen dieſe ſinnloſe, thörichte Phantaſterey, dieſe ſchnöde Selbſtvergötterung, auch in andern Männern, vornehmlich in ſolchen bis zur Thätigkeit erregen, die an der rechten Stelle ſich befinden, mit Nachdruck dagegen zu wirken, und, vor den Augen der Welt, einer Weisheit, die aller Erkenntniß und jedem Gebrauch der Vernunft den Weg weiſen will, die große Narrenkappe aufzuſetzen. Denn kann etwas verkehrteres, und das mehr empörte, wohl gedacht werden, als eine menſchliche Weisheit, die über die Wahrheit ſelber herrſchen; was, wie, und wann ſie gelten darf, entſcheiden will?

„Die Philoſophie geht ihren ewigen allmählichen Schritt: und Verfinſterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Secten der Philoſophie ſind die Phaſes derſelben, die ſich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Puncte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchrecklichen Stockung!“ *)

„Als Hieronymus eine, ſeinem eigenen Urtheile nach, der wahren Religion höchſt verderbliche Schrift aus dem Griechiſchen überſetzte — in der Abſicht überſetzte, um ſie von den Verkleiſterungen und Verſtümmelungen eines andern Ueberſetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um ſie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen, der

---

*) Leſſings Bitte hinter der Parabel, S. 15.

lateiniſchen Welt vorzulegen; und ihm hieüber eine gewiſſe Schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein ſehr ſtrafbares Aergerniß auf ſeiner Seele: was war ſeine Antwort? O impudentiam ſingularem! Accuſant medicum, quod venena prodiderit. — Nun weiß ich freylich nicht, was er mit jener Schola tyrannica eigentlich ſagen wollen. Und es wäre doch erſtaunlich, wenn es auch damals ſchon . . . . — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch ſchon für mich auch gegeben. „Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleicht, dem Geſundheitsrathe anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht haben?“

— — — —

Was mir bevorſteht, weiß ich. Ich bin allein gegen eine Legion, und die Menge läßt ſich von der Menge leicht bethören.

Mögen ſie nur über mich ſiegen: genug, daß ſie nicht über meire Sache ſiegen können. Genug, daß auch dieſe eine Wendung genommen hat, die nicht lehrreicher ſeyn könnte. Je weniger ich ſelbſt dazu gethan habe, deſto reiner iſt meine Freude; deſto vollkommener wird auf alle Fälle meine Ruhe ſeyn.

Auch dieſe Schrift werde mit Worten Lavaters (meines Mitſchächers) verſiegelt. Ich nehme ſie aus demſelben Pontius Pilatus, Theil IV. Cap. VI. Hohenprieſter- und Dienerwuth, ſechſter Abſchnitt.

„Es giebt unbelehrliche, unüberzeugbare, grundſchiefe Charaktere. Je klärer ſie ſehen, deſto lauter rufen ſie: welche Dunkelheit! Je beſtimmter man mit ihnen ſpricht, deſto ſtarrſinniger ſprechen ſie von leidiger Unbeſtimmtheit. Sobald du den Mund öffneſt, ſo machen ſie ſich auf Widerſpruch gefaßt. Denke nie, durch Einfalt und Aufrichtigkeit ſie zu gewinnen. Sie haben keinen Sinn

„als für Schiefheit. Sie ſind wahre Viſionärs „alles Krummen und Unedeln. Sie ſehen's, wo „es iſt, und wo es nicht iſt. Sie lauern immer, „und beobachten nichts.“

Ende der zweiten Abtheilung.

Friedrich Heinrich Jacobi's
Werke.

Vierter Band.
Dritte Abtheilung.

J. G. Hamann's

Briefwechſel

mit

F. H. Jacobi

herausgegeben

von

Friedrich Roth.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher.
1819.

Universitäts-Bibliothek München

11.
Land.

Vorbericht.

Der ſelige Jacobi überließ mir im vorigen Jahre dieſen Briefwechſel zur Herausgabe unter der Bedingung, daß ich mich als Herausgeber nennte; ſpäter ſetzte er den Wunſch hinzu, die Sammlung möchte dem vierten Bande ſeiner Werke beygefügt werden. Mir war dieſer Wunſch ein Gebot; und als ich den Briefwechſel ganz durchgangen hatte, löſten ſich mir auch die zuvor gehegten Zweifel an der Schicklichkeit ſeiner Aufnahme unter Jacobi's Werke. Denn obgleich Jacobi darin viel mehr empfangend als gebend erſcheint, und vieles in keiner, oder doch nur in entfernter Beziehung auf ſeine Schriften, namentlich auf das Werk über Spinoza ſteht, ſo iſt doch einestheils in vielem anderen dieſe Beziehung herrſchend; anderntheils ſind Hamann's Ergießungen hervorgerufen und beſtimmt durch die Vorſtellung, die er von dem jüngeren Freunde hatte; des großen Eindruckes nicht zu gedenken, welchen ſie auf dieſen in der Zeit ſeines höchſten Strebens gemacht haben, noch des wichtigen Beytrages zur Erklärung ſeiner Schriften, welchen der hier oft hervortretende Gegenſatz zwiſchen Hamann und ihm liefert. Dieſe Betrachtungen haben wenigſtens mir genug gethan, und mich abgehalten, die Mittheilungen aus dieſem Briefwechſel auf dasjenige, was Jacobi und ſeine Schriften angeht, zu beſchränken. Ganz bekannt gemacht konnte er in keinem Falle werden. Es iſt darin, als in vertraulichen und ſchnell auf einander folgenden Briefen, ein Ueberfluß von Erzählung, der auch den begierigſten Leſer zuverläſſig ermüden würde. Mancher wünſcht vielleicht, es möchte in der Auswahl noch ſtrenger verfahren worden ſeyn. An gutem Willen dazu hat es nicht gefehlt; allein oft ſchien es der Verbindung, des Zuſammenhanges wegen, nöthig, daß etwas für ſich ſelbſt unerhebliches ſtehen bliebe; überdieß war

Jacobi ſehr entſchieden für eine reichliche Mittheilung geſtimmt. Ich habe ihm einen großen Theil der Handſchrift, wenn ich nicht irre bis zu S. 166, vorgeleſen, und er hat darin nichts zu viel gefunden; das übrige iſt erſt nach ſeinem Hintritte, aber ganz nach demſelben Maße bearbeitet worden. Ich erwähne abſichtlich das billigende Urtheil meines verewigten Freundes, dem jene Vorleſung einige Abende des letzten Winters gleichſam zauberiſch erheitert hat, weil ich darauf allein den Anſpruch gründen kann, als ein gerechter Haushalter über dieſen Briefſchatz geachtet zu werden. Ohne Jacobi's Zuſtimmung, ja ohne ſein ausdrückliches Begehren, würde ich nicht gewagt haben, gewiſſe Stellen — liberius, jocosius dicta — aufzunehmen. Man wird zwar kaum einen Zug finden, der nicht gleich ſtark oder noch ſtärker in Hamann's Druckſchriften erſchiene; gleichwohl, da dieſe Briefe ein Geheimniß der Freundſchaft waren, konnte nur dem Beſitzer zuſtehen, ſo freygebig damit zu ſeyn. Davon abgeſehen, hegte ich nicht die geringſte Bedenklichkeit. Ich bin gewiß, daß die Meiſten, ſowohl jetzt als in Zukunft, die alterthümliche Offenheit und Derbheit in den Hamanniſchen Briefen erfreuen wird. Zudem iſt alles, was Anſtoß geben mag, durch andere Stellen vielfach gemildert, ausgeglichen oder aufgewogen.

München, den 1. Sept. 1819.

Friedrich Roth.

J. G. Hamann's

Briefwechſel

mit

F. H. Jacobi.

1. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 6ten Jän. 1785.

Mein verehrungswürdiger Freund, ich habe Ihnen viel Neues zu melden, und wünſche, daß Sie ſo viel Muße und Luſt haben mögen, zu leſen, als ich aus dem Antheile Ihres Herzens an meinem bisherigen Schickſale vorausſetzen kann. —

Im Jahre 1777 wurde ich Packhofverwalter, nachdem ich mich zehen Jahre als Ueberſetzer ins Franzöſiſche gequält, und durch die überhäufte Arbeit unter einem ſtockwelſchen Director, der wie ein Bettelbube in das Land gekommen war, und wie ein Marquis heimging, mir die einzige Sprache, welche ich aus einem geheimen Inſtinct geliebt, ſo verſalzen hatte, daß ich alle Reinigkeit des Geſchmacks darüber eingebüßt, und ſeitdem alle Fertigkeit zu ſchreiben verloren habe. Mein Vorgänger war nicht nur Packhofverwalter, ſondern auch Licent-Inſpector und Admiralitätsrath geweſen. Durch die Regie wurde die Admiralität gänzlich abgeſondert, zum Reſſort der Kriegs- und Domänenkammer. und die Inſpection des hieſigen und Pillauſchen Licents in einen neuen poste de confiance mit doppeltem Gehalt und Emolumenten verwandelt. Dergleichen postes de confiance heißen auch neue Poſten, die bloß den Creaturen der General-Adminiſtration anheim fallen, und ziemlich precär ſind. Ich freute mich alſo, einen alten, zwar ſehr verſtümmelten, Poſten erwartet und erbeutet zu haben mit dem alten Gehalt von 25 rthlr. monatlich, freyer Wohnung, von der aber auch ſchon 2 Stuben meinem Vorgänger entzogen worden waren, ohne Holz; und (außer den zufälligen Gratifikationen vom jährlichen Plus) hatte ich kein einziges anderes Emolument, als einen Antheil an gewiſſen, anfänglich freywilligen, aber mit der Zeit fixirten Abgaben, welche die Schiffer den Zollbedienten abzugeben ſchuldig ſind, und welche den holländiſchen Namen *Fooi*, d. i. Bier- und Trinkgelder haben.

Dieſes Emolument war uns durch wiederholte Reſcripte als ein pars salarii confirmirt, ratihabirt und beſtätiget worden. Es wurde alle 6 Monate den 1ſten Jun. und 1. Dec. vertheilt, und war für mich der gewöhnliche Fonds zum Einkaufe des Holzes, des Jahrmarkts zu Johannis und Weihnachten. Seit 1767/8 entzog die Generaldirection nicht nur ihren Officianten $\frac{9}{12}$, bald darauf $\frac{7}{12}$ und endlich gar $\frac{1}{4}$, welches ſie zu ihrem eignen willkührlichen Gebrauch anwandte, ſondern die Quoten der alten Bedienten wurden auch durch den Zuwachs der neuen noch mehr geſchmälert, bis es ihr gegen das Ende des Jahres 1782 einfiel, dieſe ganze Summe dem Könige oder ſich ſelbſt zu berechnen.

Auf dieſe Fooi zielen die Pfui! Pfui! der armen Zöllner im Scheblimini S. 25.

Ich ſuchte reinen Wein einzuſchenken, und machte mich allen meinen theuren Amts- und Leidensbrüdern dadurch gehäſſig, ließ ſie ſchreiben — — und weil keine Antwort kam, wagte ich mich ſelbſt d. 1. Jänner 1783 ins Kabinet, und erhielt weiter nichts, als daß ich über meine gehabte Furcht nachher ſelbſt lachen mußte. Noch denſelben Monat drang mir ein Freund aus Curland ſeinen verwahrloſeten Sohn auf, der ſchon hier ſtudirt hatte, um ihn decliniren und conjugiren zu lehren. Ungeachtet mir ſeine nächſten Blutsfreunde abriethen, entſchloß ich mich zum Experiment; war ſo glücklich, daß der Vater kaum ½ Jahr ſeinen Sohn bei mir ließ, und er bezahlte mich aus freyer Wahl, die ich ihm anheim geſtellt hatte, ſo reichlich, daß ich mit dem Golde mein Oelkrüglein ausgehen ſah, und für das nächſte Jahr keinen Rath mehr wußte.

In jener Criſis, gegen das Ende von 1782, machte ich ein Teſtament mit Beyhülfe meiner juriſtiſchen Freunde, zum Beſten meiner Hausmutter, welche ihre Jugend der Pflege meines ſel. Vaters und für meine eigene Haushaltung aufgeopfert, ohne die geringſte Rückſicht auf unſere 4 Kinder nehmen zu können, als auf meinen älteſten und zugleich einzigen Sohn, in Anſehung meiner mäßigen aber zum Theil ausgeſuchten Bibliothek.

Ein Jahr vor dieſer finſtern Epoche hatte ich einen jungen, rohen, feurigen Menſchen auf unſerer Akademie aufgefiſcht, von dem ich hörte, daß er eine brennende Luſt zum Griechiſchen hätte, und den ich ſogleich zum Geſpann meines Sohns machte, das Engliſche anfing, zum Arabiſchen, Spaniſchen und Portugieſiſchen Hülfsmittel verſchaffte, einige einträgliche Stunden und ein Stipendium. Er unterrichtete meine älteſte Tochter dafür auf dem Clavier mit eben ſoviel Treue und Eifer, als gutem Fortgange, fing des Singens wegen das Italieniſche mit ihr an, ohne meinen rechten Willen, und führte ſeinen tollkühnen Verſuch aus, vorigen Sommer in die weite Welt zu gehen, ohne daß ich im Stande war, ihn davon abzuhalten. Seitdem er die Schweitz paßirt, weiß ich nichts mehr von ihm. Dieſer in ſeiner Art außerordentliche Abentheurer hieß Hill — und er ließ mir mit ſeinen beſten Empfehlungen einen Grenadier zurück, der das Italieniſche mit meiner Tochter unter eben den Bedingungen wie mit ihm ſelbſt fortſetzen möchte. Die Beſcheidenheit dieſes Soldaten, der ſich beynahe aufdrang, nahm mich ſo für ihn ein, daß ich 1 rthlr. für meine älteſte Tochter monatlich ausſetzte, und zugleich ihm einige vortheilhafte Stunden verſchaffte. Dieß geſchah nicht ohne geheime Vorwürfe einer Verſchwendung an einer Sprache, die einem — übrigens ſehr unwiſſenden Mädchen ſehr entbehrlich war. Hills Schweſter erhielt eben ſoviel, um die zwei älteſten Kinder nähen und einige nöthige Handarbeiten zu lehren. Dieſe 2 rthlr. des Monats hätten auch nächſtens aufhören müſſen, und ich mochte noch weniger daran denken, daß mein Sohn vom Lande auf bevorſtehende Oſtern zu ſeiner akademiſchen Laufbahn in mein Haus zurückkehren würde, weil ich nicht ein einziges Collegium für ihn zu bezahlen im Stande war.

Mit dieſem Wurm im Herzen ſtellen Sie ſich ſelbſt vor, wie ich gelebt habe — was für Zerſtreuungen dazu gehören, um die Gedanken von einer ſo troſtleeren, verzweiflungsvollen Lage zu entfernen — das trotzige und verzagte Ding in unſerer Bruſt im Zaum oder Gleichgewicht zu erhalten, daß es ſich nicht dem natürlichen Hang zu beiden Extremen überläßt.

An dergleichen Zerſtreuungen — worunter ein Buch oder ein Brief die beſte Wirkung thaten, hat es die Vorſehung nicht fehlen laſſen, damit mich der Kummer nicht verzehrte.

Einen ſolchen, alle meine Gedanken und Sinne hinreiſſenden Brief fand ich bey mir zu Hauſe auf meinem Tiſch den 4. Sept. am ſpäten Sonnabend vor Dom. XIII. p. Tr. da ich meine Gevatterin Mme. Courtan beſucht hatte. Ich las ihn zweimal, ohne ihn recht verſtehen zu können, brachte die halbe Nacht beynahe ſchlaflos zu, erwachte zum fröhlichſten Sonntage mit dunkeln Anſchlägen, einen Beſuch in meinem Vaterlande zu erleben, der mir zu einer Jahre lang aufgeſchobenen Arbeit — (Sie verſtehen mich, verehrungswürdiger Freund, meine Saalbadereyen mit 4 Augen durchzugehen, und wo möglich ins Reine zu bringen) ſehr erwünſcht zu ſeyn ſchien, oder eine eben ſo nöthige Reiſe zu meiner Erholung und Valet meiner Freunde in Weimar und Wandsbeck vielleicht ausführen zu können. Dieſe Ideen waren Balſam für meine Wunden und Beulen.

Ungeachtet ich erſt durch Herder, hernach durch Lavater mehr als zuviel zubereitet war, ſo waren doch alle Zurüſtungen meiner aufgebrachten Einbildungskraft nichts gegen das Feſt der **Erſcheinung**, welches ich den 15ten des Chriſtmonats erlebte. Es war ein Brief, der mehr Gold, **Weihrauch** und **Myrrhen** in ſich hielt für meine arme Muſe, und die von ihr enterbten Kinder meines Leibes, als die Weiſen aus Morgenland dem neugebornen Könige der Juden aus ihren Schätzen zu opfern im Stande waren. Gott aber ſey Dank für ſeine unausſprechliche Gabe. 2 Cor. IX. 15.

Da ſehen Sie mich, liebſter beſter J., mich 55jährigen Greis beynahe wieder verjüngt und aus einer Wüſte in ein Eden verſetzt — durch ein Spiel der Natur — oder ein Wunder der Vorſehung. Was iſt am Namen gelegen? Nenne mich einen Backofen, ſagt ein litthauiſches Sprüchwort, aber Brod wirſt du nicht in mir backen.

Meine einzige Sorge beſteht nunmehr darin, meinen Wohlthäter zu ſehen, der Ihnen vielleicht bekannter als mir, und wo nicht ſchon, wie ich vermuthe, einer Ihrer Freunde iſt, doch es zu ſeyn verdient.

Unſer gemeinſchaftlicher Wunſch, einander kennen zu lernen, iſt auch auf gutem Wege erfüllt zu werden, ohne die Gefahr zu ſcheuen, das durch die Gegenwart zu verlieren, was ich in der Ferne erobert.

Den 27. v. M. kam mein Sohn auf meine Citation nach der Stadt, zu deſſen Verſorgung auch alle Anſtalten gemacht ſind, und an eben dem Tage die beynahe aufgegebene und wegen ihres langen Ausbleibens für verloren gehaltene Gratifikation wegen des eben ſo außerordentlichen Plus, als die Schifffahrt ſeit 2 Jahren alle übrige in Preußen übertroffen hat. Mein Sohn ſollte mir als Bibliothecar die Bücher in Ordnung bringen und einige Schriften unter meinen Briefſchaften aufſuchen, und führte den Tag darauf ſeine älteſte Schweſter in Penſion bei der Baroneſſe von Bondeli, welche ſie als die 9te in ihre Akademie aufgenommen, unter der Bedingung, ſie nicht als Fräulein, ſondern wie ein ehrliches Dienſtmädchen zu erziehen, für die nackte jährliche Penſion, zu der ich nichts als den Thaler für den welſchen Sprachmeiſter beytragen kann.

Der bloße Umgang einer ſo ausgeſuchten Geſellſchaft von adelichen und bürgerlichen Mädchen, als dieſe vortreffliche und gelehrte Meiſterin erzieht, iſt das größte Glück, was ich meiner Tochter wohl im Herzen gewünſcht, aber niemals für ſie hoffen können; und ich höre mit unausſprechlicher Freude, daß zwei ihrer edelſten und ſchönſten Zöglinge miteinander wetteifern, meiner Liſette Reinette in der Muſik und im Franzöſiſchen fortzuhelfen, wozu ihr der Anfang im Italieniſchen eben ſo günſtig iſt, als wenn ſie mit dem franzöſiſchen angefangen hätte.

Bey meinem Sohn iſt der Anfang im Griechiſchen vor dem Latein eben ſo gut eingeſchlagen.

„Wozu dieſer Aufwand? Ein Mädchen bildet und entwickelt ſich von ſelbſt.“

Dieſer leidige Einwurf iſt mir ſchon von meinen nächſten Freunden gemacht worden. Aber meine lieben, weiſen Herren! Es iſt Pflicht, das Geld, was mir Gott und ſein Mittler gegeben, zu beider Ehre und der Beſtimmung gemäß anzuwenden — und mir iſt ſehr wenig an der äußern — aber deſto mehr an der innern Bildung gelegen, mit der es nicht ſo geſchwind geht, als Ihnen Ihre Erfahrung einbildet — und ins Allgemeine läßt ſich gut reden.

Die Geheimniſſe meines Buſens und meines Heerdes mag ich nicht gern gemein machen, weil man ſelbige ſchwerlich glaubt, oder darüber lacht. Alſo die Armuth hat ihre Sorgen und Verſuchungen, aber bisweilen noch größere der Ueberfluß des Reichthums; und man muß gegen beide ſich wapnen und auf ſeiner Hut ſeyn.

Die Abentheuer des verfloſſenen Jahres ſind aber noch nicht zu Ende. Den 29. Dec. kommt des Morgens ein Bedienter aus dem Kayſerlingſchen Hauſe, in dem ich ſeit langer Zeit nicht geweſen, mit einem Gruß von beiden Excellenzen, die mich den Morgen darauf zu ſich bitten laſſen, weil Sie wiſſen, daß ich ungern zu Mittag erſcheine. Ich ging alſo den 30. des Morgens zum gräflich Kayſerlingſchen Hauſe. Dieſes Haus iſt die Krone unſeres Adels, unterſcheidet ſich von allen übrigen durch Gaſtfreyheit, Wohlthätigkeit, Geſchmack. Die Gräfin leitete das Geſpräch mit der allgemeinen

Anmerkung ein, daß ich außer meinem Vaterlande in ſehr gutem Andenken ſtånde. Mit einem wiederholten Ja! brachen alle Schleuſen meiner Seele durch, und der Strom war nicht in meiner Gewalt, ich war auch nicht im Stande, eher das geringſte zu hören, bis ich mein Herz von den Begebenheiten der vorigen Tage ausgeſchüttet hatte.

Nach der herzlichen Verſicherung, daß ich durch ein Wunder einer mehr als våterlichen und mütterlichen Vorſehung aus meinen Drangſalen erlöst wäre, volle Gnüge bereits empfangen hätte, und ich mich ſelbſt für undankbar halten müßte, mehr zu wünſchen oder zu begehren, auch mein gegenwärtiger Reichthum mir faſt eben ſoviel Sorgen machte, als die Armuth, — kam es endlich zur Erklärung des neuen Wunders oder Abentheuers.

Die gute Gräfin theilte mir das Verlangen einer Fürſtin mit, die ganze Familie meiner fliegenden Blätter zu kennen und zu beſitzen, auch ein Gemålde des Autors, de sa maniere d'être, de son caractere et de son ton. — Homo sum, mein verehrungswürdiger Freund — und da Sie ſelbſt Vater und Autor ſind, ſo kennen Sie den Adel und das Elend dieſer menſchlichen Gefühle.

Den erſten Tag dieſes Jahres erhalte ich einen Brief von unſerm Freunde und gutem Manne Kleuker, der mir ſeine vollzogene Ehe meldet, und daß Sie mit dieſer Fürſtin ſich in Hofgeismar aufgehalten, auch ſie auf einer Reiſe nach Weimar begleitet. Daher halte ich es für meine Pflicht, Sie ſowohl von meiner ganzen Lage als beſonders in dieſer Angelegenheit zu meinem Vertrauten und Rathgeber zu machen.

Die Gräfin K. ſchien ſich zu wundern, wie ein Geſchmack an Diderot und Hemann zuſammen beſtehen könnte. Sie fielen mir ein, als ein Gleichniß, dieſes Phänomen zu erklären. Sie bat ſich daher Ihre Schriften aus, welche ihr ganz unbekannt waren, und welche ſie mit den Ihres Herrn Bruders verwechſelte.

Vorgeſtern legte ich des Morgens meinen Beſuch wieder im Kayſerlingſchen Hauſe ab, überreichte der Gräfin die ihr verſprochene Sammlung nebſt einem berichtigten Auszuge aus Meuſels gelehrtem Deutſchland, und was ich von meinen Kleinigkeiten durch Freunde und aus den Buchläden zu erhalten bisher im Stande geweſen.

Dem Herrn Grafen, der ſich ſehr mit der Erziehung ſeiner Enkel beſchäftigt, war es lieb, die neuſte Ausgabe von Gesners Isagoge kennen zu lernen, welche ich während der Zeit aus Graventihn verſchrieben, wo meinem Sohn ein Geſchenk mit dieſem in meinen Augen vortrefflichen Buche von dem Herrn Kr. Rath Deutſch zum Geburtstage gemacht worden war.

Meine ganze Autorſchaft beſteht aus 3 Ueberſetzungen und 24 eignen Ausarbeitungen von Einem oder wenigen Bogen, wie Sie wiſſen, alle auf beſondere Veranlaſſungen meines Lebens entſtanden, und als ſoviel Ohren im Exemplar deſſelben gezeichnet. Die meiſten wimmeln von Druckfehlern, am ärgſten die hierophantiſchen Briefe, durch Schuld des Cenſors in Leipzig. Zum Beweis und Denkmal davon habe ich mein Manuſcript aufgehoben.

Meine älteſten Schriften habe ich ſchon Jahre lang geſammelt herausgeben ſollen, mich aber immer davor geſcheut. Es fehlt mir an einem Freunde und Gehülfen dieſer Arbeit, den ich hier aufzutreiben nicht im Stande bin. Einige Wochen Muße und einiger Geſchmack an meiner ſonderbaren Denk- und Schreibart gehören dazu. — Was Homer den alten Sophiſten war, ſind für mich die heiligen Bücher geweſen, aus deren Quelle ich bis zum Mißbrauche vielleicht mich überrauſcht εὐκαίρως, ἀκαίρως. Noch bis dieſen heutigen Tag, wo ich ſtumpf, kalt und lau geworden bin, leſe ich niemals ohne die innigſte Rührung das 38ſte Kapitel des Jeremias und ſeine Rettung aus der tiefen Grube vermittelſt zerriſſener und vertragener alter Lumpen. Mein Aberglaube an dieſe Reliquien iſt im Grunde herzlicher Dank für die Dienſte, welche mir dieſe Bücher gethan und noch thun, trotz aller Kritik, die von der Bühne und nicht aus dem Loch der Gruben raiſonnirt.

Meine eigentliche Autorſchaft hebt ſich mit 1759 und den Sokratiſchen Denkwürdigkeiten an. Die zween, welche mich feyerlich beſuchten, um mich zur Autorſchaft zu verführen, ſind der jetzige Rathsherr Johann Chriſtoph Berens in Riga, der an den Schickſalen meines Geſchmacks und Lebens den größten Antheil hat, und unſer Prof. Kant, durch welchen und den ſel. Geh.

Commercien-Rath Jacobi, der mich damals noch gar nicht kannte, ich bey der neuen Provincial-Acciſe und Zoll-Direction 1767 die Stelle als Secrétaire-Traducteur erhielt.

Berens war hier mit einigen jungen Liefländern mein akademiſcher Freund, der mich zuerſt mit der franzöſiſchen und deutſchen Litteratur bekannt machte. Bey ſeiner Zurückkunſt aus Paris, nachdem er vorher in Göttingen ſtudirt, ſuchte er mich in Curland auf, pfropfte mir ſeinen Geſchmack an den neuſten, welſchen politiſchen und Handlungsſchriften ein, munterte mich zur Ueberſetzung des Dangeul auf zum Beſten eines neuen Buchhändlers in Mitau, der eher mit ſeinem Bankrot als ich mit meinem Autor fertig wurde, den ich nicht mehr habe, um meine unſchlachtige Ueberſetzung damit vergleichen zu können. Wenn ich mich ja jemals dazu entſchließen möchte, ſo würde ich für den Auszug aus Ulloa den Tucker ſetzen, deſſen Schriften ich aus England mitgebracht.

Aber daran kann niemand etwas gelegen ſeyn, und eben ſo wenig an der Warnerſchen Ueberſetzung von der Gicht, die ich einem hieſigen engliſchen Negotianten, einem vertrauten Freunde unſers Kant, Hr. Green, und meinem alten treuen Verleger und nachherigen Gevatter, jetzigen Erbherrn von Trutenau, zu Gefallen überſetzte. Dieſem braven Manne, Joh. Jakob Kanter, hat meine ganze Autorſchaft wenig eingebracht, aber ihn mancher Gefahr und Verantwortung ausgeſetzt, und wir ſind noch immer bei aller Ungleichheit unſers Charakters ſtandhafte Freunde. Dergleichen individuelle Perſonalitäten, die ganz aus dem Gedächtniſſe verſchwinden, ſind die Ingredienzen meiner Compoſition geweſen, die ſich öfters auf einen ſehr einzelnen Geſichtspunct oder auf einen eben ſo zufälligen Gemüthszuſtand bezog. Ich habe ſo viel poſſierliche Autorverſuche gemacht, mich ſelbſt zu leſen, daß ich faſt eben ſo leicht und lebhaft mit den Vorurtheilen meiner Feinde als Freunde ſympathiſiren kann.

Verzeihen Sie mir dieſe Umſtändlichkeit, mich zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen.

Da ich Sie, mein Verehrungswürdiger, im Verdacht haben muß, daß Sie einigen Antheil, und vielleicht mehr als ich weiß, an der Verlegenheit haben, allen meinen Vorrath an Makulatur und Pumpernikel der Gräfin von Kaiſerling einzuhändigen, ſo überlaſſe ich es Ihrer Freundſchaft und Vorſorge allem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, und meiner eigenen Unmündigkeit und Imbecillität nachzuhelfen.

Meine Abſicht, das Franzöſiſche wegen der mir angewöhnten Nachläſſigkeiten und Unrichtigkeiten gänzlich zu verlernen, iſt ſo bald erreicht, daß ich nicht mehr im Stande bin, eine Zeile in dieſer Sprache zu ſchreiben, und ſeit einem halben Jahr noch eine Antwort auf ein Billet ſchuldig bin, das eine vortreffliche Mutter zweier Brüder von Hogendorp, dem Schreiben ihres älteſten Sohns vom Vorgebirge der guten Hofnung beygelegt. Ich habe ihn genauer und länger gekannt, und mehr geliebt als den andern, der mir Ihres Hem-

[illegible] Werke angeboten und verſprochen, aber noch nicht Wort gehalten.

Können Sie mir, guter lieber J., ein wenig Licht darüber geben, wie der ganze Handel zuſammen hängt, wie die Minerva dazu kommt, ſich um einen Eulenſpiegel zu bekümmern? Ich bin ſo neugierig und leichtgläubig, wie eine Nachtigall. An Menſchenverſtand zum Umgange mit Großen fehlt es mir auch. —

Wenn Azarias mein Bruder nicht kommt, ſo bin ich reiſefertig. Aber dazu gehört Erlaubniß aus dem Kabinete. An Midas Ohren wag' ich mich nicht mehr — und ſeiner General H — — habe ich den Schwur Cato's gethan: Delenda est Carthago. Hier ſtehen die Ochſen — und mir zugleich die Haare zu Berge. Meine Brüder im Mercur haben ſich wegen der verwünſchten Biergelder an Pr. H. gewandt. Ich hatte Luſt und Muth zu einem geraden Schleichwege, zu dem, der dem Herrn der nächſte iſt. Vgl. Scheblimini S. 25. Z. 13. Vielleicht wäre unſere Fürſtin eine Dea ex machina. Ihre öffentlichen Verhältniſſe ſind mir unbekannt, und ich habe eine abſcheuliche hyper-ſokratiſche Unwiſſenheit in ſolchen Dingen, die Jedermann weiß. Bey aller meiner poltronnerie, lâcheté und imbecillitate hominis fühle ich bisweilen eine securitatem Dei und einen furorem uterinum, die Weiſſagungen eines M. und L. wahr zu machen. Sie leſen das Innerſte meiner Seele, ſo gut ich es ſelbſt zu leſen vermag. Kommt meine Reiſe zu Stande, ſo iſt Münſter der Mittelpunct. Nichts als vis inertiae in mir, welche durch Centralkräfte außer mir überwunden werden muß. Noch iſt nichts reif, weder hier noch dort. Nicht ein Jota invita Minerva — aber ihr Wink ſey Α und Ω, Anfang und Ende.

Erfreuen Sie mich bald mit einer Nachricht von Ihrer Geſundheit und Gemüthsruhe, die Gott mit neuen Kräften wiederherſtellen und Alles ergänzen wolle — und was Sie aus Freundſchaft für nöthig halten zu beſſerer Unterweiſung und Richtung meines Verhaltens in den aus Vertrauen Ihnen mitgetheilten Angelegenheiten.

Gott ſegne Sie und die Ihrigen an Seel und Leib. Ich umarme Sie anticipando und erſterbe Ihr

alter verpflichteter und ergebener Freund und Diener
J. G. H.

2. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 16. Jänner 1785.

Mein herzenslieber Jacobi!

Heute vor 8 Tagen gab ich des Morgens einen Brief an Sie ab, und den Tag darauf erhielt ich den Ihrigen von den beiden letzten Tagen des vorigen Jahres.

Ein für allemal lege ich eine Fürbitte für meine Schreibart und beſonders meinen Briefſtyl ein, der theils vom Bau meines Schnabels abhängt.

Ich habe geſtern 21 Hefte meiner Schriften oder vielmehr Blätter in dem Kayſerlingiſchen Hauſe abgegeben. Was die Gräfin von mir ſchreiben wird, mag ſie ſelbſt verantworten. Sich in alle die Situationen zu verſetzen, welche dieſe Irrwiſche hervorgebracht, iſt eine wahre Seelenfolter, und ich habe allen Appetit verloren, an eine ſo herkuliſche Arbeit zu denken, als erfordert würde, einen ſolchen Miſtſtall auszukehren und aufzuräumen, und mich auf alle die kleinen Anläſſe zu beſinnen, welche Einfall und Ausdruck mit und ohne Fug erzeugt.

Di bene fecerunt — daß ich von meinem alten Freunde Mendelſohn keinen Anfall zu beſorgen habe, da ſich ein anderer Prediger aufgeworfen, der das Ding noch gröber gemacht, als jener in der Wüſte. Der bekannte Sirach für Jedermann, Schulz, hat eine philoſophiſche Betrachtung zum Beſten des Atheismi geſchrieben — und der Israelit hat ſeinen Wunſch erreicht, wie ich meinen — jener, einen beſtimmten und mit zureichendem Grunde ausgerüſteten Gegner gefunden zu haben, ich abgelöst zu ſeyn, und einen müſſigen Zuſchauer abgeben zu können, weil ich als ein Pythagoräer kein polemiſches Blutvergießen liebe.

Dieſe philoſophiſche Betrachtung iſt mir erſt vorige Woche in die Hände gefallen, und mich wundert, daß ſie uns beiden nicht eher bekannt geworden. Sonſt kann ich Ihnen noch den aus dem Engliſchen überſetzten Verſuch über die Natur und das Daſeyn einer materiellen Welt empfehlen, die ich wohl der Mühe werth halte, noch zum drittenmale zu leſen. Die hinten angehängte Erzählung iſt ein Meiſterſtück, und ich habe ſehr viele meiner eignen Betrachtungen darin gefunden, wie ich überhaupt glaube, daß die Ueberzeugung, nichts Neues unter der Sonne mehr ſagen zu können, alles Bücherſchreiben entbehrlich macht, wenigſtens für meinen Geſchmack.

Ihnen meine Herzensmeynung über Spinoza's Metaphyſik und ſeine incompetente und unbefugte Methode zu ſagen, hab' ich keine weitere Mühe nöthig, und dürfte ich alles weiteren Suchens überhoben ſeyn. Die Wahrheit zu ſagen, ſehe ich den Philoſophen mit Mitleiden an, der erſt von mir einen Beweis fordert, daß er einen Körper hat, und daß es eine materielle Welt giebt. Ueber dergleichen Wahrheiten und Beweiſe ſeine Zeit und Scharfſinn verlieren, iſt eben ſo traurig als lächerlich.

Eine Welt ohne Gott iſt ein Menſch ohne Kopf — ohne Herz, ohne Eingeweide, ohne Zeugungstheile.

Ich hab' es bis zum Eckel und Ueberdruß wiederholt, daß es den Philoſophen wie den Juden geht; und beide nicht wiſſen, weder was Vernunft noch was Geſetz iſt, wozu ſie gegeben: zur Erkenntniß der Sünde und Unwiſſenheit — nicht der Gnade und Wahrheit, die geſchichtlich offenbart werden muß, und ſich nicht ergrübeln noch ererben noch erwerben läßt.

Dieſes kurze, alte und ewige Glaubensbekenntniß ſagt Ihnen alles, was ich a priori darüber zu ſagen im Stande bin, und vereckelt mir die ganze Aufgabe.

In der erſten Formel des Spinoza, causa sui, liegt der ganze Irrthum der Logomachie. Ein relativer terminus läßt ſich nicht ſeiner Natur nach abſolut denken, ohne ſein correlatum. Alſo (effectus) causa sui iſt zugleich (causa) effectus sui. Ein Vater, der ſein eigener Sohn, und ein Sohn, der ſein eigener Vater iſt. Giebt die ganze Natur ſo ein Beyſpiel? Der Spinozismus iſt alſo eine widernatürliche Meynung, nach welcher nicht mehr als ein einziges beſtehendes Ding, welches Urſache und Wirkung zugleich iſt, angenommen wird, und das ſich eben ſo unendlich denken als fühlen läßt. Die endlichen Dinge ſind Modificationen des unendlich gedachten und unendlich fühlbaren. So wenig nun Urſache und Wirkung in ein Subject coincidiren können, eben ſo wenig das Denk- und Fühlbare. Weſen iſt Urſache und Wirkung die Exiſtenz! Alſo Begriff und Ding einerlei? Wort, ein Zeichen des Begriffs, und Erſcheinung, ein Zeichen des Dings, iſt einerlei? und es giebt keinen Unterſchied, weder in der Natur noch Vernunft, die gleichwohl unterſcheidet — dieſe genus, und jene differentiam specificam?

Seit vielen Jahren ſuche ich eine Schrift des Jordanus Brunus, die aus 5 italieniſchen Geſprächen beſteht della causa, principio ed uno. Venezia 1584; habe deßhalb nach Italien ſchreiben laſſen, eben ſo fruchtlos, wie nach Galiani della Moneta und ſeinen übrigen Werken. Erſterer beruft ſich auf jene in ſeinem Buche de triplici minimo et mensura, das ich beſitze, wegen eines principii coincidentiae oppositorum, welches ich, ohne zu wiſſen warum? liebe und den principiis contradictionis und rationis sufficientis immer entgegengeſetzt, weil ich letztere von meiner akademiſchen Jugend an nicht habe ausſtehen können, und ohne Manichäismus allenthalben Widerſprüche in den Elementen der materiellen und intellectuellen Welt gefunden habe.

Heute vor 8 Tagen hab' ich mich an Lavater's Herzens-Erleichterungen erbaut. Er kann den gelehrten Händeln nicht ſo feind ſeyn, als ich es bin — und doch iſt unſer Contraſt von Außen ſo ſtark als das Innere harmoniſch.

Ich umarme Sie zur guten Nacht und erſterbe

Ihr Freund Hamann.

5. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 1ſten Febr. 1785.

Der Mann, der ſo glücklich war, Ihr Wohlthäter zu werden, iſt, meinem Vermuthen nach, der junge Buchholz in Münſter, von dem ich kürzlich ungemein viel Gutes gehört habe. Geſehen und geſprochen habe ich ihn nur einmal, da er an einem Morgen ſich ganz unvermuthet bey mir meldete. Sein Name war mir nicht unbekannt, weil der Miniſter von Fürſtenberg ſeiner verſchiedene mal gegen mich, als eines der hoffnungsvollſten Zöglinge des Münſteriſchen Gymnaſiums gedacht und mir auch einmal eine Ausarbeitung von ihm geſchickt hatte. Nachher verlautete, er ließe ſeinen Geiſt verwildern, flatterte und ſchwärmte nach allerhand Gegenſtänden, ohne ſich mit irgend etwas ernſthaft zu befaſſen. Ungefähr ſo erſchien er mir auch in der Unterredung, die ich mit ihm hatte. Von dem Urtheile, das ich damals über ihn fällte, bin ich erſt dieſen Sommer zu Hofgeismar zurückgekommen. Die Fürſtinn Gallitzin hatte ihn einige mal geſprochen und ihm Zeit gelaſſen, ſich verſtändlich zu machen. Sie verſicherte mich, es ſey ein herrlicher Geiſt in ihm verborgen. Auch ſein Freund Sprickmann, der mit der Fürſtinn zu Hofgeismar war, ſagte mir viel Gutes von ihm. Er ließ mich einen Brief von Buchholz an ihn leſen, von dem er ſagte, daß er verſchiedenes darin nicht verſtände. Ich fand gar nichts unverſtändliches in dieſem zwölf Quartſeiten langen Briefe, und wurde voll Liebe und Bewunderung des Verfaſſers, welches ich auch Sprickmann auf das nachdrücklichſte bezeugte.

Nun auch etwas von meiner Freundinn, Amalia von Gallitzin *). Es werden nun fünf Jahre, daß ich

---

*) Folgendes Bruchſtück, das ſich unter Jacobi's Papieren, von ſeiner Hand, gefunden hat, wird man hier nicht ungern leſen. „Ich lernte die Fürſtinn von Gallitzin im Jahre 1780 kennen, und habe ſie ſeit dieſer Zeit beſtändig in einer leidenſchaftlichen Anſtrengung um gewiſſe Zwecke zu erreichen geſehen. Ihr Hauptgegenſtand damals war die Erziehung ihrer Kinder nach einer Idee, die ſich ſchon im Haag in ihr ausgebildet hatte. Dort hatte Hemſterhuis ſie mit den Alten bekannt gemacht und ſeine eigene Philoſophie ihr vorgetra-

mit ihr bekannt wurde und in einem ſehr engen Verhältniſſe mit ihr ſtehe. Um Ihnen von dieſem vortrefflichen, ganz eigenen Weibe einen Begriff zu geben, müßte ich Ihnen die Geſchichte ihres Lebens erzählen, und den Einfluß, den Umſtände und Perſonen auf ihre Bildung gehabt, im Zuſammenhange darſtellen. Die chriſtliche Religion war ihr, da ich ſie kennen lernte, fremd. Hemſterhuys, der viele Jahre lang beſtändig um ſie war, iſt in Anſehung dieſer Religion wie Leſſing geſinnt, und geht noch weiter; denn die Bibel iſt ihm ein ganz unausſtehliches Buch. Von dieſem Buche hörte Amalia nun ganz anders reden, fing an darin zu leſen, und gewann es allmälig lieb. Amalia's vertrauteſter Freund, der Miniſter von Fürſtenberg, glaubt an die Offenbarung ſteif und feſt. Er baut alles auf Mathematik und empiriſche Pſychologie, letztere rationaliſirt in die Länge und Breite, Höhe und Tiefe, und ſchreibt dieſen Dingen wunderbare Kräfte zu. Dabey ein Mann

---

gen. Zu Münſter trat Fürſtenberg an Hemſterhuys Stelle, und der Erziehungsplan der Prinzeſſinn erhielt mancherley Veränderungen in Abſicht der Methode, nicht des Gegenſtandes. Meine Meinungen weichen in dieſer wichtigen Sache ſehr von den Meinungen der Prinzeſſinn ab. Sie glaubte ihre Zöglinge in dem Jahrhundert worin ſie lebten iſoliren zu müſſen, um ihnen Gewohnheiten und Grundſätze ganz anderer Zeiten einzupflanzen und auf dieſe Weiſe ſie geſchickt zu machen, dereinſt mit Nachdruck die erſten Schritte einer Verbeſſerung des gegenwärtigen Zuſtandes der Menſchheit zu thun. Die Kinder wurden zu allerhand Uebungen angehalten, und lebten in einem beſtändigen Zwange, deſſen Fortſetzung die eigene Neigung erzeugen ſollte."

von großem Charakter und außerordentlichen Geiſtesfähigkeiten. Einmal, da ich in Münſter war und Kleuker mich dort beſuchte, kam an einem Abend die Rede auf Sie. Die Fürſtinn wurde ſehr begierig, etwas von Ihnen zu leſen. Ich rieth es ihr ab. Kleuker meynte, die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten könnten allenfalls noch für ſie genießbar ſeyn. Auch das wollte ich nicht zugeben, und die Fürſtinn ließ beynahe ab von dem Manne, der ſich unterſtanden hatte, ſokratiſche Denkwürdigkeiten zu ſchreiben. Unterdeſſen blieb ihr der Hamann doch immer im Sinne, der ſo viel bey mir galt und ihr ganz ungenießbar ſeyn ſollte. Den vorigen Sommer zu Hofgeismar fand ich bey ihr einige Ihrer Hefte, die ihr Buchholz geliehen hatte, und ſie war von den ſokratiſchen Denkwürdigkeiten und manchem andern ſehr erbaut. Das übrige begreifen Sie nun leicht. Am vergangenen Dienſtage habe ich der Fürſtinn geſchrieben, und ihr aus Ihren zwei letzten Briefen ſo viel mitgetheilt, als ich für gut fand. — Ich habe mir alle erſinnliche Mühe gegeben, herauszubringen, was in dem erſten dieſer Briefe mit der Weiſſagung eines M. und L. gemeynt iſt; aber es iſt mir nicht gelungen.

— Es freut mich, daß Sie Lavater'n ſo gut ſind. Ich liebe ihn noch mehr, ſeit ich die zweite Hälfte ſeiner Herzenserleichterungen geleſen habe. Ein paar Stellen an ſeine Nichtfreunde ſind mir durch die Seele gegangen.

4. Aus einem Briefe der Fürſtinn von Gallitzin an Jacobi, vom 17. Febr. 1785.

Ich las vor ungefähr acht Monaten das erſte Werk von Hamann; es waren die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten. Manches darin war mir unverſtändlich, was ich aber darin verſtand machte mich begierig alles zu verſtehen. Ich las ſie zum zweitenmale, verſtand mehr, zum dritten male, verſtand wieder mehr, und doch ſind für mich noch dunkle Stellen darin, die ich aber zum Theile für Beziehungen auf Bücher halte, die ich ſehr unbeleſenes und zum Leſen untüchtiges Geſchöpf nicht kenne. Ich war von Manchem in dieſem Buche ſo getroffen, ſo äußerſt angezogen, daß ich mir nun alle Mühe gab, mir noch mehr Werke von dieſem Manne zu verſchaffen. Je mehr ich deren ſammelte, (ich habe ihrer etwa funfzehn), deſto mehr entwickelte ſich meine Attraction zu dem Verfaſſer, und zugleich meine Begierde, etwas näheres von ihm zu wiſſen, da ich theils aus ſeinen Werken, theils durch Menſchen, die mit ihm in Verhältniß ſtehen oder geſtanden haben, eine ziemliche Menge einzelner, aber ganz unverbundener, Daten geſammelt hatte; z. B. daß ſein Schickſal nicht glücklich wäre, ohne daß ich von dieſem Schickſale etwas Beſtimmtes erfahren konnte. Was mich vollends gewaltig an Hamann zog, waren unſere gemeinſchaftlichen Freunde, Platon, Homer, Sokrates, und vor allem die heilige Schrift, von dem ſein ganzes Weſen imprägnirt iſt. Mit dieſer, mit der Schrift inſonderheit, die in den letzten Jahren für mich die reichſte Quelle des Lebens, faſt die einzige wirkliche Nahrung meiner Seele geworden iſt, die mir nach der zwanzigſten Lectüre noch eben ſo neu bleibt und bey jeder ein neues Licht in meiner Seele anſteckt, die mir an und für ſich ſelbſt ein größeres Wunderwerk iſt, als alle Wunder, deren Urkunde ſie iſt, — mit dieſer hat Hamann ſich in meiner Vorſtellung dergeſtalt, und auf eine Art, die ich mit Worten in einem Briefe nicht zu ſagen vermag, eingewebt, daß ich wie an einem heimlichen Anſatze von Liebe zu ihm krank wurde, der mich trieb, etwas näheres von ihm zu erfahren. Eine der erſten Symptome der Liebe iſt, wie Sie wiſſen, eine Art Blödigkeit oder pudeur; deßhalb wandte ich mich an keinen ſeiner oder meiner Bekannten, ſondern an dieſe mir ſo gut als fremde Gräſinn, der ich auch keine Spur eines Verhältniſſes mit Hamann zumuthete, um meine Neugierde in etwas zu befriedigen. Wie, höre ich Sie ſagen, an eine, die mit Hamann gar kein Verhältniß hat, um Hamann näher kennen zu lernen? Ja, an eine ſolche, weil ich von ihr nur Geſchichte, facta, nicht aber fremdes Urtheil verlangte; jenes konnte mir zur Ergänzung meines eigenen Urtheils, dieſes aber zu gar nichts dienen. Alſo um Geſchichte facta, nicht Urtheil von Hamann zu erhalten, wandte ich mich mit den Worten: dites-moi quelque chose de sa manière d'être etc. an die Gräſinn, weil ich glaubte, ſie müßte doch wohl etwas von dem Manne gehört haben, oder leicht auskundſchaften können. Meine Bekanntſchaft mit ihr beruht auf einer Durchreiſe, als ich, zwiſchen 19 und 20 Jahren, und erſt kürzlich verheirathet, nach Petersburg reiste. Warum die freundliche Gräfin meinen Geſchmack an Hamanniſcher und Diderotiſcher Philoſophie ſo wunderbar paarte, da ſie außer meinem Reiſekleide wenig von mir kennt, weiß ich in der That nicht, es ſey denn, daß der Fürſt Gallitzin bekanntermaßen ein Anhänger der Diderotiſchen Philoſophie war und ich durch ein atqui und ein ergo, als ſeine Gemahlin, es auch werden mußte.

5. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 22. Jänner 1785.

Herzenslieber Jacobi-Jonathan!

Ihr Brief vom 31ſten *) iſt erhalten, auch ſchon den 16ten d. M. beantwortet worden, wenn nicht bene, doch cito. Ihre Kränklichkeit geht mir zu Herzen, um ſo mehr, da ich immer beſorgen muß, daß die Anſtrengung des innerſten urſprünglichen Sinns, wie Sie es nennen, der Oekonomie Ihres Nerven-Syſtems und der davon abhängenden Verdauung nicht zuträglich ſey. Anſtrengung befördert, aber ſchwächt auch den Genuß — der noch öfter von Leiden und Mangel abhängt. Thätigkeit und Fülle ermüdet und bringt Eckel.

---

*) S. Jacobi's Werke Bd. I. S. 396.

Unſere Ideen ſtimmen überein, und ſind verträglich. Was kann aber dieſes Zeugniß zu Ihrer Befriedigung beytragen? Auch Ihr Argwohn, daß ich ſelbſt ein Grübler ſey, iſt wahr. Eben deßwegen iſt mein Rath deſto aufrichtiger, weil ich meinen Fehler eben ſo wenig an meinen Freunden als an mir ſelbſt ſchonen mag. Anſtatt Ihnen mein Mitleid darüber entzogen zu haben, habe ich ſelbiges vielmehr durch meine Freyheit, Ihnen zu rathen, geäußert.

Ich bin nicht nur ein Grübler, ſondern auch ein Wortklauber; aber freylich liegt auch die Schuld an der Gebährmutter unſerer Begriffe, unſerer Mutterſprache im philoſophiſchen Verſtande.

Erlauben Sie mir, Ihren Schluß abzuſchreiben: Giebt es eine gewiſſe Gotteserkenntniß für den Menſchen, ſo muß in ſeiner Seele ein Vermögen liegen, ihn dahinauf zu organiſiren. S. Ep. an die Römer X, 6, 7.

Das Gewiſſe iſt theils einer ſehr unbeſtimmten, theils ſehr beſtimmten Bedeutung fähig. Im erſten Verſtande kommt der Schluß darauf hinaus: Wo eine Anlage iſt, kann es auch eine Energie derſelben geben. Dazu gehören denn wohl Anläſſe, die nicht nothwendig zur Anlage gehören, ſondern zufällig ſind. Im zweiten Verſtande kann die Gewißheit unſerer Erkenntniß weder von unſern Kräften noch ihrer Organiſation abhängen, ſondern größtentheils von der Gewißheit des Gegenſtandes ſelbſt, und ihrer Mittheilung nach Maaßgabe unſerer Kräfte ꝛc. Auf dieſem Wege iſt für mich kein Ende von Fragen und Antworten abzuſehen.

Am Seyn ohne Bewußtſeyn iſt Ihnen nichts gelegen — am Baume des Erkenntniſſes mehr als am Baume des Lebens; und doch iſt nicht das Seyn, ſondern das Bewußtſeyn die Quelle alles Elends.

Hienieden iſt von keiner Verwandlung noch Verklärung in die göttliche Natur die Rede, ſondern von dem alten Worte **Wiedergeburt**. Kinder ſollen wir werden, um in das Himmelreich zu kommen, und dieß fällt in kein ſterblich Auge, ſondern iſt da ohne Schau.

Der Knoten des Mißverhältniſſes liegt zwar in unſerer Natur, kommt aber, wie ſie ſelbſt, nicht von uns, und wird durch kein philoſophiſches Dichten und Trachten aufgelöſt werden. Deus intersit — dignus vindice nodus! Ohne dieſe Knoten wäre an kein Hexameron gedacht worden — und an keine Ruhe nach verrichteter Arbeit.

Zur Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes wurde der Abglanz göttlicher Herrlichkeit zur Sünde gemacht. „Ohn' weiters zu verſtehen", wie unſer liebe Claudius in ſeiner Cantilene ſagt, wo mancher dürre Vers nach Grummet von der Weide ſchmeckt; aber auch in dieſem Heu iſt ein Leuchten von des Engels Klarheit — denn er ſagte ihnen die Wahrheit." Die Hirten glaubten dem Zeichen des in Windeln gewickelten, und in der Krippe liegenden Kindes — gingen hin und kehrten wieder um, preiſeten und lobten

Gott für alles, das ſie gehört und geſehen hatten. Dom. III. p. Epiph.

Ich habe geſtern meinen nächſten Blutsfreund aus Lübeck und den Nachfolger meines ſel. Vaters in der mit ihm untergegangenen altſtädtiſchen Badſtube verloren. Die Wittwe, ſeiner leiblichen Schweſtertochter, bleibt in der größten Armuth mit 5 Kindern. Die guten Umſtände meines ſel. Vaters zogen einen ganzen Schwarm von meiner frommen, arbeitſamen, ſtillen Mutter Bruders Kindern in unſer Haus und nach Preußen — davon die meiſten von meinen Eltern unterhalten, untergebracht und unterſtützt wurden. Dieß iſt der letzte, der mir ſo viel Sorgen, als ſeine Geſchwiſter meinen Eltern, gemacht.

Mein ſel. Vater war ein ſehr beliebter Wundarzt, und der alte Kanzler von Schlieben frug ihn einmal, ob er nicht einen Doctors- oder Hofrathstitel (welches damals Mode wurde) haben wollte. Er antwortete: daß er bereits einen Titel hätte. Seit kurzem hätte er zwei Leichen zu folgen gehabt; bey der einen wär' er im erſten, und bey der andern im letzten Paar gegangen. In beiden Fällen hätten ihm die Leute nachgerufen: da geht der altſtädtiſche Bader! das bin ich im erſten und letzten Paar, und der will ich leben und ſterben. — — Liberius si
dixero quid, si forte jocosius: hoc mihi juris
cum venia dabis. Insuevit pater optimus hoc
me . . . .

Seine Badwanne iſt mir ſo heilig, als dem Sokrates ſeiner Mutter Hebammenſtuhl, und ich nahm mir bisweilen die Freyheit, zum Beleg ein griechiſches Epigramm anzuführen, das Vater Hagedorn überſetzt

der Bader und die H———baden
den ſchlecht'ſten Mann und beſten Kerl
beſtändig nur in Einer Wanne

Herder will den Titel Salbaderey nicht gelten laſſen: nun ſo mögen ſie metakritiſche Wannchen heißen, die Füße, medios terminos progressus unſers aufgeklärten Jahrhunderts, zu waſchen.

Ich werde immer mehr überzeugt, daß nicht nur die Carteſianiſchen entia, ſondern jede übertriebene Metaphyſik auf Seyn und Nichtſeyn hinauslaufe. Wobey mir ein alter Vers von Junker, der vor Reinbecks Betrachtungen über die Augsburgiſche Confeſſion ſteht, einfällt; den ich als ein Kind geleſen, und der mir ſo auffiel, daß ich ihn trotz meines unpoetiſchen Gedächtniſſes behalten habe:

Wie mag der Schöpfer nicht in ſeiner Allmacht lachen,
Wenn ſich das Nichts zu was und ihn zu Nichts will machen!

Nach dieſer langen Epiſode wieder heim zu kommen; ſo ſind die Kräfte im natürlichen Menſchen unbekannte Länder für mich, davon ich nichts zu ſagen weiß. Mir kommen alle Kräfte unſerer Natur vor, gleich den Kriegsknechten im heutigen Evangelio, die kommen und gehen und thun, nach dem Wort und Wink des Hauptmanns. Zum Empfangen gehört mehr Leere als Kraft — mehr Ruhe, als Mitwirkung.

Geſetzt, daß es auch eine gewiſſe Gottes-Erkenntniß gebe, ſollten wir uns nicht an einer ungewiſſen begnügen können — und iſt jene Gewißheit Jedermanns Ding? Wie wenige Menſchen ſind ſo glücklich, von der mathematiſchen Gewißheit einigen Begriff zu haben!

Dem Reinen iſt Alles rein; jede Methode, ſie mag myſtiſch, logiſch, mechaniſch ſeyn. Alles Menſchliche und Irdiſche iſt dem Mißbrauche und der Eitelkeit ausgeſetzt; und was Gott gereinigt hat, hört auf, gemein zu ſeyn. — Die Unmöglichkeit für uns, den Schöpfer zu verlieren, bei Seite geſetzt, iſt es Ihm wenigſtens unmöglich, auch das kleinſte ſeiner Geſchöpfe, das unwertheſte Glied und Haar von ſeiner Vorſorge auszuſchließen. Nicht unſere Liebe, ſondern ſeine unausſprechliche Liebe im Sohn der Liebe iſt der Mittelpunct, die Sonne unſers Syſtems.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen immer Einerlei ſchreibe. Ich wünſchte Sie ſo gern aus den Labyrinthen der Weltweisheit in die kindliche Einfalt des Evangelii verſetzen zu können, und weiß ſelbſt nicht, wie ich es anfangen ſoll, das Trockne öv Ihnen zu verleiden.

Seyn Sie, mein lieber, beſter Jacobi, in Anſehung meiner kein Sklav von Ihrem Wort. Ich werde es auch in Anſehung Ihrer im Schreiben und Antworten nicht ſeyn. Wir haben nun Hoffnung mit Gottes gnädiger Hülfe einander zu ſehen von Angeſicht zu Angeſicht. Gott hat durch ein Wunder ſeiner Vorſehung meinen armen ſchwachen Kopf von den niederträchtigen Nahrungs- und Bauchsſorgen erleichtert; vielleicht bin ich dadurch im Stande, noch ein wenig Othem auf dieſer Welt zu ſchöpfen, und mich ein wenig umzuſehen.

Laſſen Sie ſich das Heu und Stroh nicht irren in meinem Geſchmiere. Finden Sie etwas drinn, was ich wünſchte, und ich ſelbſt mir nicht bewußt bin zu haben, deſto beſſer für uns beide.

Die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang, und ſeine evangeliſche Liebe der Weisheit Ende und Punctum. Ein anderes Δός μοι ποῦ στῶ kenne und weiß ich nicht, als ſein Wort, ſeinen Schwur, und ſein Ich bin — und werde ſeyn, worin die ganze Herrlichkeit ſeines alten und neuen Namens beſteht, den kein Geſchöpf auszuſprechen im Stande iſt. Heilig und hehr! oder, wie Hiob ſagt: groß und unbekannt! wie er auf jenem Altar zu Athen geſchrieben ſtand, den Paulus umſonſt den Areopagiten offenbarte, ohngeachtet wir in ihm leben, weben und ſind, und, wie Sie ſelbſt ohne Wortſpiel ſagen, die vollkommenſte Liebe, weil ſie alles in ihrem Nächſten iſt, und daher allein verdient über Alles geliebt zu werden, und mit Recht fordern kann, den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben — Ihn aber über unſer eigen und unſres Nächſten Selbſt.

Gott ſchaffe in uns allen ein reines Herz und gebe uns einen neuen gewiſſen Geiſt, und der freudige Geiſt erhalte uns. Wenn ein Bluthund und Ehebrecher ſo viel Vertrauen zu Gott haben konnte, zu bitten; ſollten wir als Kinder des neuen Bundes an der Erhörung deſſen, was uns gut iſt, verzagen oder verzweifeln? Es giebt Zweifel, die mit keinen Gründen noch Antworten, ſondern ſchlechterdings mit einem Bah! abgewieſen werden müſſen, — ſo wie es Sorgen giebt, die durch Gelächter am Beſten gehoben werden können.

Bin ich nicht ein rechter Saalbader von Briefſteller? Ich umarme Sie und erwarte Ihr Gutachten auf den Inhalt meiner vorigen Briefe.

Leben Sie recht wohl, geſund und zufrieden mit dem Hausvater unter dem Häuflein, das Er Ihnen gegeben, und zu Seiner Ehre und Ihrer Freude und Troſt erhalten wolle!

6. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 16. Febr. 1785.

Herzlichgeliebteſter Freund Jacobi!

Vor Freuden hätte ich beynahe dem gewöhnlichen Ueberbringer Ihrer Briefe entgegenſpringen mögen, da er gegen die Mittagsſtunde in meine Amtsſtube kam. Sind Sie's? rief ich, weil ich meinem Geſicht nicht trauen kann. Meine Unruhe kam von einer Beſorgniß Ihrer Unpäßlichkeit — und daß Sie meines vielen Schreibens dieß- und jenſeits der Sache müde und überdrüßig geworden wären. Das Letzte war mir gleichgültiger als das Erſte; denn Misverſtändniß läßt ſich leichter heben, als Krankheit. Ihr liebreicher freundſchaftlicher Brief hat mich etwas beruhigt, und in der Hoffnung geſtärkt, daß alles nach Gottes Willen gut, und beſſer als unſer Dichten und Trachten gehen wird. Da Sie meinen unbekannten großen Wohlthäter errathen; ſo verrathen Sie ihn wenigſtens nicht, auch mich nicht. Ich bin noch um kein Haar klüger, und warte noch immer auf Licht zu meinem Wege, den ich gehen ſoll, und jeden zu gehen gleich bereit und willig bin, mit der Poſt oder auf meinem alten Sorgſtuhl neben meinem Bette.

Die imbecillitas hominis und securitas Dei iſt aus dem Seneca, Epist. LIII, und liegt mir deßwegen im Sinne, weil ich ſie aus dem Kopfe, welches ich niemals als in der größten Noth thue — falſch angeführt habe in den Einfällen und Zweifeln gegen Nicolai. Imbecillitas iſt das eigentliche Wort für mich, weil ich ohne Stock, meines Schwindels wegen, kaum zu gehen im Stande bin.

Wiſſen Sie denn nicht mehr, daß Moſer mich zum Magus im Norden gemacht, und halten Sie nicht die Stelle in Lavater's Phyſiognomik auch für eine Weiſſagung? Wenn ich Ihnen alle die kleinen Umſtände erzählen könnte, welche mir dieſe beiden Erſcheinungen eindrücklich gemacht haben, ſo würden Sie es mir nicht verdenken, daß ich mich derſelben auch zur Unzeit erinnere. Ich weiß, Gott Lob, nichts von Kopfſchmerzen; aber nichts greift meinen Kopf ſo heftig an, als Suchen und Aufräumen. Es war mein rechter Ernſt, bey dem Tode des ſel. Lindner mit ſeiner Bibliothek auch zugleich die meinige zu verkaufen. Ich ſchrieb daher meine Bücher an einem Sonnabend auf, weil es die allerhöchſte Zeit war, mit dem Abdruck zu eilen — und glaubte alle meine Sinne über der Arbeit zu verlieren, brach auf einmal ab, und nahm mir vor, den Sonntag im eigentlichen Verſtande zu ruhen und in die Kirche zu gehen. Eben da ich mich ankleiden will, ſchickt mir ein alter Freund, Kriegsrath Hennings, den neu angekommenen Theil der Phyſiognomik zum Anſehen und Durchblättern. Ich entſchließe mich alſo, zu Hauſe zu bleiben, ſetzte mich der ſchönen Witterung wegen in das leere Gehöfte meines damaligen Hauſes, und leſe in aller Unſchuld fort, bis ich auf mein eigen Kopftuch kam, und auf die über mein kahles Haupt ausgeſchüttete Salbe. Dieſelbe Woche, worin die Auction angehen ſollte, überfiel mich und mein ganzes Haus beynahe ein Quartanfieber, als wenn ich es beſtellt hätte, und ging mit mir am gelindeſten um. Dergleichen individuelle Beweiſe göttlicher Güte und Herunterlaſſung zu unſern Bedürfniſſen ſind feurige Kohlen, und dringen tiefer in die Seele, als das faule Holz ſcholaſtiſcher Begriffe von Subſtanz, Attribut, Modus und Ens absolute infinitum.

Wer keine Erfahrung hat oder braucht, kann ſich immer mit dieſen Schellen reiner Vernunft die Zeit vertreiben.

Ich habe geſtern in Descartes opusculis posthumis ſeine regulas ad directionem ingenii mit Vergnügen zu leſen angefangen. In der Xten ſagt er: Dialecticorum praecepta-quasdam formas disserendi praescribunt, quae tam necessario concludunt, ut illis confisa ratio, etiamsi quodammodo feriatur ab ipsius illationis evidenti et attenta consideratione, possit tamen interim aliquid certum ex vi formae concludere: quippe advertimus elabi saepe veritatem ex istis vinculis, dum interim illi ipsi, qui usi sunt, in iisdem manent irretiti: quod aliis non tam frequenter accidit; atque experimur, acutissima quaeque sophismata neminem fere unquam pura mente utentem, sed ipsos sophistas fallere consuevisse.

Ohngeachtet die Stelle keinen rechten Zuſammenhang für mich hat, ſcheint ſie mir ſehr fruchtbar zu ſeyn. Auf dieſem eiteln Vertrauen ex vi formae Gewißheit zu erhärten, ſcheint mir das ganze Kantiſche Gebäude zu beruhen, und ich werde wohl nicht eher Luſt bekommen, die Ethik des Spinoza zu endigen, bis Kant's Moral erſcheinen wird.

Meine philoſophiſche Neugierde, den Mann zu ſehen und zu genießen, dem ich die große Herzenserleichterung von Sorge und Kummer verdanke, iſt noch mehr durch Ihre Nachricht, als durch Herder's und Lavater's Empfehlungen und meine eigene Sympathie der Empfindungen gereizt. Ich finde mich aber in einer Verlegenheit, mich ſelbſt gegen ihn auszuſchütten, weil alles den Schein eines beſtochenen Urtheils und einer partheyiſchen Leidenſchaft in beider Augen haben muß. Lachen Sie, liebſter Jacobi, ſoviel Sie wollen. Bey meinem großen Glück an Freunden, mit denen ich mich gar nicht vergleichen darf, habe ich immer eine Leere in meiner Seele nach einem Alcibiades gefühlt, und am letzten Jänner lag mir immer im Sinne εὕρηκα, εὕρηκα. Unter Tauſenden habe ich einen Menſchen funden, einen Jüngling, der ſich nicht ſchämt, ein Chriſt zu ſeyn.

Es giebt noch Fälle für mich alten Greis, wo ich noch wie ein wilder Mann zu Werk gehe. Dieſes Homogene iſt für mich anziehender als alles übrige, was ich bereits gehört.

Seiner Geſundheit und eigner Ueberzeugung wegen von meiner ganzen Lage, wünſchte ich ihn dieſes Jahr hier zu ſehen. Er hat mir ein ungemein anſehnliches Kapital anvertraut, von deſſen Zinſen ich ſogleich Gebrauch gemacht, wie Sie wiſſen, zur Erziehung meiner Kinder. Ich hoffe es mit aller Treue dazu anzuwenden.

Wie ſollte ich Lavater nicht lieben? Ohngeachtet ſeine Herzenserleichterungen es nicht für mich geweſen in vielen Stellen, und die unerſchöpfliche Thätigkeit und Sanftmuth dieſes Mannes mit meiner vis inertiae, Ungeduld ꝛc., ſeine ſchnurgerade Hand mit meinen Fliegenfüßen, ſeine klare Lauterkeit mit meinem Trübſinn, ſeine Aengſtlichkeit mit meinem Leichtſinn gewaltig abſticht — ſo habe ich doch mit Wohlgefallen manche Aehnlichkeit unſers innern Menſchen gefunden, und mir gleich dieſes Buch angeſchafft, als ein wahres Seelengemälde zu ſeinem ſchönen Kupferſtich, der über meinem Bett hängt. Seine Meſſiade hab' ich mir gewünſcht, aber nicht das Herz gehabt, es mir merken zu laſſen, geſchweige die Kupfer. Wir haben nun zwei Meſſiaden, die ſo verſchieden ſind in ihrer Oekonomie als Martha und Maria. Ich freue mich auf die Fortſetzung und Vollendung einer ſo ſchönen, evangeliſch-apoſtoliſchen Encyclopädie, deren hiſtoriſcher Stoff alle poetiſche Form übertrifft. Ich habe einige Tage nichts als dieſe Geſänge leſen können, und das Wort des Ueberſenders iſt an mir reichlich erfüllt worden.

den 17ten.

Was für herrlicher Winter ſtatt des befürchteten Thauwetters! Den Dilettanten hat es eben nicht an der Bahn auf dem Eiſe gefehlt, aber die Zufuhr auf Schlitten iſt bisher ausgeblieben aus Polen und Rußland, und das Mark unſers Handels und Wandels.

Von Gibbon kann ich Ihnen nicht mehr ſagen, als von jedem andern Buche, das ich leſe, weil ich nichts behalte, und nur ſo lange ich das Buch vor mir habe, ſeine Güte oder Mängel mehr anſchauend ſchmecke und genieße als zergliedere. Den Geſchmack unſerer Zeit abgerechnet, redet er mit Billigkeit und geſundem Urtheil von der Hauptſache des Chriſtenthums, das über alle Religionen geſiegt; 1. durch die überzeugende Evidenz der Lehre, und 2. durch die regierende Vorſehung ihres Urhebers. Auch die Wahrheit der Nebenurſachen läßt ſich nicht läugnen. Manche ſchöne Erklärungen und Milderungen aus dem Zuſammenhang der damaligen Umſtände. Kurz es iſt ein großes herrliches Gemälde — ideale Schönheit in den Zeichnungen, in der Zuſammenſetzung, in Licht und Schatten. Ein außerordentlicher Kopf gehört immer dazu, aus dem Chaos der Materialien ein ſolches Meiſterſtück der Darſtellung von einer ſolchen Epoche hervorzubringen.

Ich erhalte eine Einladung zu Hippel — und muß auf meine Loge (ſo heißen die alten Amtsſtuben, die neu angelegten — Bureaux). Gott erhalte Sie und Ihre Lieben. Verzeihen Sie künftig mein zufälliges Stillſchweigen, wie bisher mein Geſchwätz. Nach meiner Chronologie iſt auch über Jahr und Tag bald. Seyn Sie verſichert, daß ich kein trahe me post te! nöthig habe, wenn ich kommen ſoll und kann. Beruf und Kräfte gehören zu allem.

Leben Sie recht geſund und wohl bis zum Sehen oder ſchriftlichem Wiederſehen.

7. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 31. März 1785.

Herzgeliebter Freund Jacobi!

Ihre mir wegen der guten Nachrichten von Ihrer Geſundheit erfreuliche Zuſchrift vom 22ſten v. M. erhielt ich den 5ten d. auf dem Bette, und bin auch noch nicht ganz von einem faulen Magenfieber hergeſtellt, das lange in meinen Eingeweiden gelauſcht, und von mir verwahrloſet worden.

Die überſchwengliche Huld der fürſtlichen Urkunde vermehrt unendlich meine Furcht und Scham, in dem ſchmutzigen Meßgewande meiner Autorſchaft ſelbſt zu erſcheinen, wie dort Joſua unreine Kleider anhatte, und ſtand vor dem Engel. Zach. III. 3. Nun ich ſtelle es Ihrer Freundſchaft und Weltkunde anheim, der Dollmetſcher meines ehrerbietigen Stillſchweigens und meiner tiefgebeugten Erkenntlichkeit zu ſeyn. —

Am Charfreytage, da ich eben den Anfang machte, wieder aufzuſtehen, wurde ich mit Ihrem Päckchen erfreut, in dem ich aber nichts als einen Zettel der 8 enthaltenen Bücher fand, die mir eine unausſprechliche Freude gemacht. Von Necker iſt nur ein einziges Exemplar hier geweſen, das ein Officier, der alles neue franzöſiſche Gut kapert, bekommen, und ich habe in meiner Krankheit genug an Kanäle gedacht, es von ihm geliehen zu erhalten. Bin aber, wider meine Gewohnheit erſt noch im zweiten Theil, wegen meines matten, ſchwachen Kopfs und ſo mancher zufälligen Zerſtreuung. Ohngeachtet das Leſen mein Element iſt, das aber öfters mehr zur Erſtickung als Erholung gedeiht, bleibt doch noch alles geſchmack- und kraftlos für mich.

Mit der Ethik, wobey ich zugleich die deutſche Ueberſetzung verglichen, bin ich erſt in meiner Unpäßlichkeit fertig geworden, um bloß eine allgemeine Ueberſicht des Ganzen zu haben. Ich hoffe, daß mir mein zweiter Curſus, den ich mit den überſchickten Principiis anfangen werde, beſſer gelingen wird, das Punctum saliens dieſes im Grunde fanatiſchen Pantheismi zu entdecken.

Mendelsſohn arbeitet friſch darauf los an einer Vertheidigung der Gottheit, wie man mir geſagt, und ſoll ſeinen Zwiſt mit dem Prediger des zureichenden Grundes und dem in der Wüſte ungefähr mit der Verlegenheit des Vaters Abraham vergleichen, wenn er von ſeiner Sara wegen Unvermögenheit, und von der ägyptiſchen Magd wegen Schwängerung angeklagt worden wäre, weil er beiden Beſchuldigungen Recht geben müßte.

Leſſing's theologiſcher Nachlaß hat meine meiſte Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Ich habe ihn dreymal hinter einander geleſen. Schade um die verlorenen Anmerkungen zum Kanzeldialog und um ſo manches unvollendete Bruchſtück. Unterdeſſen fehlt es nicht an Spuren, daß das Reſultat ſeiner Unterſuchung des Chriſtenthums demſelben eben nicht günſtig geweſen ſeyn muß. Daher auch manche Kritteley und Sophiſterey.

Chriſti Religion war Gehorſam bis zum Tode, und die chriſtliche Religion iſt nichts als Erkenntniß, Bekenntniß und Anbetung ſeines Namens, der über alle Namen iſt, und verdient herrlich, heilig und bekannt zu werden. —

Was die molimina meiner Reiſe betrifft, ſo hat ſich die Gährung meines Gemüths während meiner Krankheit ein wenig gelegt. Es iſt weder Leichtſinn noch Wankelmuth. Wie ſonſt, ſchreib' ich auch jetzt aus der Fülle meines Herzens. Mein ernſter Wunſch und Vorſatz iſt unverändert, ſo der Herr will, und ſo wir leben. Erlauben Sie mir aber alles dasjenige wieder zurückzunehmen, was meine pituita molesta in meinen Briefen Ihnen vorgeſchäumt. Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn. Ich will das Spiel der Vorſehung durch keinen übereilten Schritt verderben. Wer es angefangen hat, (nicht ich) mag es auch vollenden. Mein deutſches Ja! und herzliches Amen! ſoll von keiner pica meiner Lüſternheit oder guten Willens, ſondern von männlicheren Grundſätzen der Freundſchaft und Pflicht, und von näheren Umſtänden und datis der.

Vorſehung und ihrer Mittelsperſon abhängen, deren Entwicklung und Aufklärung ich täglich erwarte. Ich bin noch bis auf dieſe Stunde in der Hauptſache völlig im Dunkeln. „Wer aber des Nachts wandelt, der ſtößt ſich, denn es iſt kein Licht in ihm.“

Joh. XI. 10.

den 4ten April.

Vorgeſtern des Morgens erhielt ich Ihre kleine Einlage unter Einſchluß des Mannes, den Sie auch lieben, und der mir jetzt der nächſte iſt, nicht durch ſeine Wohlthat allein, ſondern noch mehr durch die Zeichen ſeines Charakters, die mein erſtes Εὕρηκα! der Ahndung beſtätigen. Ich hätte mit keiner magiſchen Laterne noch Brille dieſen Einen unter Tauſend finden können, wenn ihm ein guter Gott oder ſein Engel nicht ins Herz gegeben, mich zu ſuchen, und mir die Ohren aufgethan hätte. Da ſprach ich ſtatt aller Hekatomben und Gelübde: Siehe ich komme. —

Er hat ſich ſelbſt gegen Sie, herzenslieber J., erklärt, und Sie ſcheinen ſich einander zu verſtehen. Ich wiederhole Ihnen alſo bloß, was ich Herdern geſchrieben habe. Der Mann wird nicht ruhen, er bringt's denn heuer zu Stande. Ruth. III. 18.

Mein Haus iſt dieſe paar Tage wie ein Taubenſchlag geweſen, und morgen erwarte ich meinen lieben, unartigen Johann Michel, von dem ich ſeit einigen Wochen keine Zeile erhalten, welches mich zu beunruhigen anfing, wenn ein guter Freund mir nicht gemeldet, ihn geſund aber ganz im Tacitus vertieft vorige

Woche geſehen zu haben. Er ſoll nun den cursum academicum mit ſeinem jungen Freunde Deutſch hier anfangen. Nun ich wünſche und hoffe, daß ſich das Blatt auch mit Ihrer leidigen Migraine gewandt haben wird beim Empfang des gegenwärtigen, welches erſt leicht das Uebel ärger machen könnte. Vom Kopfwehe bin ich bisher beinahe ganz verſchont geblieben, aber mein geerbter Schwindel macht mir bisweilen den Kopf ſo leer, ſtumpf und wüſte, daß alles in mir und um mich herum zur Wüſte, Einöde und fürchterlichem Chaos wird. Dachte dießmal an die Hämorrhoiden, an die mein ſel. Vater als ein Stahlianer glaubte, ohne ſelbige erlebt zu haben; ſcheint aber ein eitler Verdacht geweſen zu ſeyn. Ein baldiger Brief von Ihrer Hand wird mir zugleich ein angenehmes Unterpfand Ihrer Wiederherſtellung und Geſundheit ſeyn.

Sie wundern ſich, liebſter J., daß der ſpäte lange Winter alles hart und kalt macht. Unſer innerer Menſch iſt dem Wechſel, oder vielmehr dem Bunde der Jahreszeiten eben ſo unterworfen, als der äußere Erdenſohn. Ich antworte Ihrer übeln Laune aus dem hohen Liede:

> Siehe der Winter iſt vergangen, der Schnee iſt weg und dahin, die Blumen kommen hervor, der Lenz iſt da, und die Lerche läßt ſich hören im Lande — der harte kalte Boden wieder weich und warm. —

Gott ſegne Sie und Ihr ganzes Haus, und mache uns Beide zu Quasimodogenitis zum geſunden und fröhlichen Genuß des nahen Frühlings und Conſorten der lieben, ſchönen, guten Natur, die, wie die Sonne, alle Tage auf- und untergeht, jedes Jahr zum Beſten ihrer Kinder ſtirbt und wiedergeboren wird. Vale et scribe, ut Te videam.

8. Von J. G. Hamann.

Königsberg, am Pfingſtdienſtage 1785.

Mein herzenslieber Jacobi und Jonathan!

Ich hatte eben einige kümmerliche Zeilen, an denen ich faſt den ganzen Tag geſtern geſchrieben, ſelbſt auf die Poſt gebracht, und eilte wieder auf die Amtsſtube, als mir Ihr Brief zu meiner großen Freude und Beruhigung entgegenkam — denn ich habe von Poſttag zu Poſttag auf einen Laut aus Ihrer Gegend gewartet, und bin mehr für Ihre Geſundheit als Misverſtändniß beſorgt geweſen, weil letzteres leichter zu heben, als jene wieder herzuſtellen iſt. Mein Vorſatz war, dieſe Woche an Sie zu ſchreiben, und mich erſt mit Ihnen ein wenig zu zanken, weil ein wenig Galle mir Appetit zum Eſſen und Raiſonniren macht, und dann mich wieder mit Ihnen noch herzlicher auszuſöhnen. Aber Ihr freundſchaftlicher und zärtlicher Brief beſchämt mich und überhebt mich aller Umſchweife.

Vorigen Freitag beſuchte ich unſere gute Gräfin von Kayſerling. Sie ließ mich an ihrer Freude über die Antwort Ihrer vortrefflichen Fürſtin den innigſten Antheil nehmen, den ich zu blöde und unfähig bin, mündlich und ſchriftlich auszudrücken.

Den Tag darauf am Pfingſt heil. Abend wurde ich von unſerm Biſchof in Weimar mit einem Dedications-Exemplar ſeiner zerſtreuten Blätter erfreut, und daß Sie nicht nur geſund, ſondern auch fleißig wären, daß ihm auch, wie mir, Ihre Disceptation Waſſer auf die Mühle wäre. Ihr Aufſatz iſt mir ſehr willkommen; ich habe ihn ſchon ganz durchgelaufen, und werde ihn auch durchſtudiren; denn ich habe die Gabe, wie ein Raubvogel und wie ein Krebs oder Schnecke zu leſen; aber mein mürber Kopf iſt gegenwärtig zu nichts aufgelegt. Ich bin mit der Ethik endlich fertig geworden, und die Briefe habe ich auch mehr wie einmal durchgegangen, wie auch das Fragment de intellectus emendatione. Aber mein Gedächtniß iſt lauter Löſchpapier, und meine Säfte lauter zäher Schleim.

Uebrigens hab' ich ſo wenig Geſchmack als unſer Herder an dem Schulidol dieſer ganzen Wiſſenſchaft. Ob es mir je glücken wird, Sie von dem abgeſchmackten und leeren Wortkram im Ariſtoteles, Carteſius und Spinoza zu überführen, wird die Zeit lehren.

Hier liegt der Erbſchade unſerer Philoſophie und Philologie, wie ich reine Vernunft überſetzt habe, ich kann aber mit meinen Begriffen darüber auch nicht ins Reine kommen.

Zu Ihrer Darſtellung muß ich jede Anführung vergleichen, auf die Sie ſich in des Spinoza Ethik vorzüglich beziehen; eher habe ich nicht das Herz ein einziges Wort darüber fallen zu laſſen. Ich brauche dazu nicht nur Zeit, ſondern auch eine Art von Laune und Heiterkeit, der ich jetzt nicht fähig bin.

Meinen Dank für Necker muß ich Ihnen wiederholen, wenn ich auch nichts mehr als das kleine Kapitel de l'esprit de système darin gefunden hätte, an dem ich mich nicht ſatt leſen können. Auch alle meine Freunde beynahe haben ſich an dieſem Meiſterſtück von Beredſamkeit und Philoſophie erquickt, gegen welches Raynal nichts als ein compilirender, declamirender Sophiſt iſt. Was für ein herrliches Enchiridion ließe ſich aus der Einleitung, den locis communibus und dem Schluß für einen deutſchen Fürſten ausziehen! Wenn ſolche Wahrheiten, ſolche Schönheiten nicht zu einer kleinen Arbeit aufmuntern können, ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, wie mir bei einem Knochengerippe eines geometriſchen Sittenlehrers zu Muth ſeyn muß. Causam immanentem, ut ait, non vero transeuntem statuit, und mir gefällt mehr ein ſich einſpinnendes als ausſpinnendes Inſect.

den 21ſten.

Ich bin nicht im Stande geweſen, ſeit Dienſtag die Feder in die Hand zu nehmen, liebſter Freund J. und damit ich nicht noch einen Poſttag verſäume, verſuche ich wenigſtens zu ſchließen; doch habe ich mich an den zerſtreuten Blättern erquickt, und ſie zweimal nach einander durchgeleſen, ohne daß ich weiter mehr davon ſagen kann, als das Wort der Theano: ſie haben mir wohl gethan.

Sie können ſich meinen troſtloſen Zuſtand nicht vorſtellen, und wie ich an mir ſelbſt verzage, weil ich keines geſunden vernünftigen Gedankens mir bewußt und ganz thieriſch bin.

Heute haben wir Gottlob! ein Gewitter gehabt, und die rauhe kalte harte Luft ſcheint ſich ein wenig gereinigt und auch mich erleichtert zu haben. Die Molimina meiner Reiſe haben bereits das ganze chriſtliche Iſrael zu Weimar und Wandsbeck irre gemacht. Sie lieben mich und freuen ſich auf mich ohne Urſache. Eine eben ſo drückende Lage, als ohne Urſache gehaßt zu werden. Ja, ja, ich werde meinen Freunden ſo willkommen ſeyn, wie einem Hausvater ein Dieb in der Nacht.

den 25ſten.

Auf jeden Fall beſuchte ich geſtern, wo ich nicht irre, zum erſtenmal in dieſem Jahre meinen nächſten Nachbar, den Provinzial-Director Stockmar, um mir ſeinen Rath und Beyſtand zu Erhaltung eines Reiſepaſſes zu erbitten. Weil ich gern überhoben ſeyn möchte, an die General-Adminiſtration ſelbſt zuſchreiben, übernahm er es für mich zu thun, wenn ich bey ihm blos deshalb eine Vorſtellung einreichte. Er rieth mir aber die Sache bis auf den Anfang des Juny auszuſetzen, weil man in Berlin alle Hände voll zu thun hätte mit dem Abſchluß der Jahresrechnung, der den 25. d. geſchieht. Zufällig mußte ich an eben dem Tage 1767 meinen Dienſt antreten, ohne noch ein neues Finanzjahr erlebt zu haben. Geſtern bin ich den ganzen Nachmittag und eben ſo dieſen Vormittag von einem Beſuch nach dem andern geſtört worden, als wenn die Vorſicht mir ſelbſt Hülfsmittel zur Zerſtreuung entgegenwerfen wollte.

Verzeihen Sie, wenn ich Ihre zuvorkommende Freundſchaft und die zu günſtigen Vorurtheile Ihres Wirkungs- und Lebenskreiſes nicht, wie ich ſollte und gern wollte, beantworten kann.

Dum tacet, clamat. — Gott gebe Ihnen Geſundheit, Ruhe und bey allen hausväterlichen Sorgen eben ſo viel kindliche Freuden ländlicher Heiterkeit.

Leben Sie wohl und haben Sie Mitleiden mit Ihrem alten Grillenfänger und Heautontimorumeno H., der ſich auch bald fürchtet, bald freut wie ein Kind.

Auf baldige Nachricht aus Münſter oder Pempelfort, wo alles zu Ihrem Empfang grüne und blühe! Ainsi soit il.

9. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 18. Mai 1785.

Die Hauptfrage iſt, ob Ihnen die Reiſe zuträglich ſeyn wird. Buchholz fürchtet, Sie möchten aus Liebe manches, was Ihnen den Entſchluß zur Reiſe ſchwer macht, verſchweigen, und aus Großmuth zu viel unternehmen. Wir wollen ihn fragen, ſagte ich, Hamann iſt aufrichtig wie ein Kind. In allen Stücken, antwortete Buchholz, nur in dieſem nicht; ich glaube faſt, daß er aus Liebe gar zu lügen fähig wäre. — Dem ſey wie ihm wolle, ich will fragen und auch meine eigene Meinung nicht verſchweigen. Claudius, Herder, Ihre Freunde, ſo viel ich deren kenne, ſind der einhelligen Meynung, daß nichts in der Welt Ihnen ſo zuträglich ſeyn würde, als eine Reiſe.

Es iſt der Fürſtinn von Gallitzin geſchrieben worden, daß, wenn Sie ein anderes Amt zu haben wünſchten, man Ihnen leicht würde dazu verhelfen können. Es käme darauf an, daß Sie etwas ſchickliches anzugeben wüßten.

10. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 1. Juni 1785.

Herzenslieber Jacobi Jonathan!

Ihr Brief fand mich, wie ein angenehmes Frühſtück, sedentem in telonio, da ich den erſten Tag des erſten Monats vielleicht für das ganze Jahr gearbeitet habe. Die ganze Einnahme meines Lagergeldes macht kaum ⅓ meines Gehalts, und die heutige faſt ein ⅓ des ganzen vorigen Jahrs, wenn alles baar eingeht, was ich zu Papier gebracht; denn noch iſt kein Heller in der Kaſſe. Dem ſey wie ihm wolle; ſo verſpreche ich mir von dieſen auspiciis ein wunderbares Jahr.

Meine Bittſchrift um einen Urlaub von 3 Monaten höchſtens war ſchon geſtern fertig, nachdem mein Freund Hippel ſein fiat copia dazugegeben, und wurde heute bei unſerm Provinzial-Director eingereicht und ſehr liebreich wider Erwarten aufgenommen, mit der Verſicherung, daß es mit der erſten Poſt unter Begleitung eines günſtigen Berichts abgehen, und die Reſolution mir alſobald mitgetheilt werden ſollte.

Die Sache iſt nun alſo einmal im Gange, und ich gehe geradezu. Ich habe die ganze Lage der Umſtände zum Grunde gelegt, und die reine Wahrheit zur Einkleidung des ganzen Räthſels gebraucht.

Wegen meiner Geſundheit, die zum Leben gehört, gehe ich nach Halle, einen Arzt zu Rath zu ziehen, zu dem ich Vertrauen habe, weil ich ihn liebe — nach Frankfurt an der Oder, weil mich einer meiner nächſten Freunde daſelbſt zu Anfang des July erwartet, mit dem ich wichtige häusliche Angelegenheiten abzumachen habe. Dieß iſt auch wahr, weil ich das mir Anvertraute bisher bloß zum Beſten meiner Kinder verwaltet habe, und dieſe Gabe der Vorſehung zu nichts als dieſem Behuf beſſer und ſicherer anwenden kann. So liegt alles nach der letzten Abrede und ſo hab' ich es zur Erreichung meiner Abſicht angewandt. Sobald ich Erlaubniß erhalte, gehe ich gerade zu meinem Ziel, das ich als meinen Beruf anſehe.

Der Apoſtel Ihres Namens ſagt: Siehe ein klein Feuer, welch einen Wald zündets an! Wie leicht ein Wald von Grillen in einem Gemüthe aufſchießt durch die Furie meiner dithyrambiſchen Einbildungskraft, iſt mir noch unbegreiflicher. Außer der hypochondriſchen Furcht wegen meines Reiſepaſſes quälte ich mich mit der getäuſchten Erwartung bey der wirklichen Erſcheinung meiner lächerlichen Geſtalt und leeren Figur, daß ich mich ſelbſt nicht ausſtehen und zu leiden im Stande bin, und je mehr man mir zuvorkommt, deſto verſtockter und ärgerlicher über mich ſelbſt werde, und an Allem irre, was mich umgibt. Iſt noch einige Erleichterung von dieſem Radical-Uebel möglich, ſo bin ich auch der einhelligen Meinung, daß nichts in der Welt mir ſo zuträglich ſeyn wird, als der Vor- und Nachſchmack einer ſolchen Wallfahrt und heiligen Kreuzzuges, der ſeit ſo viel Jahren wie ein Embryo in meinem Gemüthe die tollſten Molimina und Saltus gemacht.

den 2. Juni auf der Loge.

Den guten Empfang Ihrer Handſchrift habe ich bereits beſcheinigt und um Geduld gebeten. Ich zweifle, daß es weder Ihnen noch mir glücken wird, von Mendelsſohn verſtanden zu werden. Wie ſchwer wird es mir, mich bisweilen ſelbſt zu verſtehen — geſchweige einen andern.

Hier liegt der Knoten, mit dem man erſt fertig ſeyn muß; ſonſt iſt es beſſer, ſchweigen und ſich enthalten, wozu ſich auch Mendelsſohn entſchloſſen haben ſoll, und eine Erklärung darüber herausgeben wird.

Wegen ſeiner neuen Schrift, an der er arbeitet, habe ich auch neue Nachrichten, die aber verſchieden ſind. „Morgengedanken über Gott und Schöpfung", oder, „über das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes.“

Ich habe endlich einmal des Harris (deſſen Hermes oder philoſophiſche Sprachlehre ich beſitze) Werk über die Prädikamente, philosophical arrangements, nach denen ich ſchon Jahrelang neugierig geweſen, nebſt ſeinen Philological Inquiries zu ſehen bekommen, und habe Hofnung, auch des Monboddo Ancient metaphysicks dieſen Herbſt zu erhalten, mit deſſen Werk über die Sprache ich eben nicht zufrieden bin. Lauter Elemente zu einer Metakritik der Vernunft, von der ich ohne Erfahrung und Ueberlieferung keinen Begriff habe.

Die letzten Bände der Allg. Bibl. ſind mir faſt ganz unbekannt; auch das Muſeum iſt mir noch nicht aufgeſtoßen; weil eine Art von Schickſal und Zufall auch über meine Lectüre waltet und ſchaltet. Erlauben Sie mir daher, weil es Ihnen auch zuweilen ſo geht, Sie auf die Werke des Duval aufmerkſam zu machen.

Die Nürnbergiſche gelehrte Zeitung hat den Scheblimini auch recenſirt auf eine für mich ſehr ſchmeichelhafte Art, welche der Recenſent wohl nicht gefühlt hat. Die allgemeine Literaturzeitung iſt die einzige, welche ich ordentlich zu leſen oder anzuſehen bekomme, und ſie durch meinen Sohn dem Pr. Kant, deſſen Zuhörer er iſt, ſogleich zufertige. Ich habe nur den Einen Sohn, und er iſt der älteſte von meinen 4 Kindern. Der Junge hat leider! auch eine gelähmte und gebrochene Ausſprache. Er iſt mir unentbehrlich zu meiner Reiſe, und ich habe gleich dieß halbe Jahr ſeines Studirens für einen verlornen Verſuch gehalten, es ihm ſelbſt und ſeinen Lehrern gemeldet, und ihn ſich ſelbſt überlaſſen. An Neigung zum Studiren fehlt es ihm nicht, auch nicht an Fähigkeit. Er hat das Glück, geliebt zu werden, und — möcht' ich auch ſagen, mehr geachtet, als er es mir noch zu verdienen ſcheint — auch hierin ſeinem Vater ähnlich. Geſetzt auch, daß meine Geſundheit nicht durch eine Reiſe gebeſſert würde; ſo habe ich deſto mehr Vertrauen von dem Nutzen, den mein Johann Michael davon haben wird, und von dem Vergnügen, das auf ihn wartet, und, auf die Söhne unſere Freundſchaft fortgepflanzt und zu rechter Zeit eingepfropft zu ſehen.

Daß ich mich weder zu einem Amte noch zum geſellſchaftlichen Leben ſchicke, werden Sie ſelbſt bald beurtheilen können. Unter allen möglichen Poſten iſt mein gegenwärtiger der einzige und beſte, dem ich mit gutem Gewiſſen vorſtehen kann.

Wären unſere Fooi-Gelder geblieben, ſo würde ich wie der reiche Mann im vorigen Sonntags Evangelio leben können, alle Tage herrlich und in Freuden. Dieſer ungerechte Raub drückt meine Brüder nach dem Fleiſch mehr (auch vielleicht weniger) als mich, und der Antheil, den ich daran nehme, iſt vielleicht im Grunde patriotiſche Schwärmerey, oder ſympathetiſche Grille.

Geſundheit, Ruhe, Freude und Wärme beglücke Ihr Tempe, und mache Ihren Aufenthalt daſelbſt angenehm und gedeihlich.

Daß Alles zu Münſter nach Wunſch geht, vermehrt meine Ungeduld, da zu ſeyn, als Augenzeuge und Mitgenoſſe. Was betrübſt du dich, meine Seele, und biſt ſo unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken. Vielleicht iſt meine ungezogene ohnmächtige Ungeduld ſelbſt ein ſtotternder Dank.

Gottes Segen über Sie, Ihr ganzes Haus und Alles, was Ihnen lieb und werth iſt. Daß dieß der letzte Brief ſey in gegenwärtiger Lage von Ihrem alten Freund und Diener Hamann, der alles Schreiben für das ſchaalſte, leerſte, elendjämmerlichſte Ding des menſchlichen Lebens hält — nicht mehr Liebhaber dieſer Furie, weiland Muſe! —

11. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 22. Juni 1785.

Verzeihen Sie, herzlich geliebteſter Freund, daß ich Sie in Ihrer ländlichen Ruhe ſtöre. Ich war ohnehin willens, an Sie zu ſchreiben, weil ich eben mit einer kümmerlichen Antwort auf einen langen wichtigen Brief von unſerm Buchholz fertig war, den ich den 15. d. erhielt, und worin er mir ſeine eben ſo plötzliche Vermählung als Entfernung meldete. Auf die erſte war ich durch einen Wink von Lavater vorbereitet, und in Anſehung der Ehen bin ich ganz antipauliſch geſinnt, freue mich über jedes Paar, das Gott zuſammenfügt.

Ich möchte gar zu gern einige Kleinigkeiten und unſchuldige Umſtände wiſſen, wie es mit der Liebe meines Wohlthäters wohl zugegangen, ob das Publikum auch mit der Wahl zufrieden iſt, ob ihre Eltern noch leben — ob ich Unrecht gethan, meinen Alcibiades an die Cardinal-Tugend der Oekonomie zu erinnern — ob er Sie zum Vertrauten ſeiner Abweſenheit gemacht ꝛc. Sie ſehen aus meiner einfältigen und ungeſchickten Art zu fragen, daß ich nach keinen Familiengeheimniſſen neugierig bin, ſondern bloß nach dem, was Jedermann dort weiß oder vorausſetzt zu wiſſen. Ich habe wirklich höchſt nöthig, mich auf meine eigene Hand, ſo viel ich kann, zu zerſtreuen; denn aus meiner Reiſe für dieſes Jahr wird nichts, wie ich immer die Ahndung davon gehabt, ſo ſehr auch meine Freunde das Gegentheil behauptet. Kaum hatte ich den erſten Löffel Suppe zu mir genommen, als ein Secretär von der Direction dieſen Mittag mir die Antwort überbrachte, wovon ich die Abſchrift beylegen werde. Ohngeachtet ich auf dieſe abſchlägige Antwort im Herzen völlig zubereitet war: ſo rächte ich mich doch mit einem beynahe wüthenden Hunger an meiner Schüſſel mit grauen Erbſen, um mit meinem Johann Michel aus dem Hauſe zu laufen, und Luft zu ſchöpfen. Mein erſter Gang war zu meinem nächſten Freunde Hippel, dem ich meine Vorſtellung, ehe ich ſie der Direction eingereicht, gewieſen hatte. Ihm war auch nicht gut zu Muthe dabey. Dann kam ich auf den Packhof, und nachdem ich das Original dem Licent-Inſpector de Marvilliers producirt, lieferte ich es dem Secretär der Direction wieder ab, welcher ſich von ſelbſt erbot, mir die Minute des, den 1ſten d. ergangenen Berichts mitzutheilen, woraus ich mit Zufriedenheit erſehen, daß er mit aller Treue und dringender als ich ſelbſt gethan, mein Geſuch begleitet hatte.

Weder dieſer Querſtrich, noch der Beſuch eines Freundes vom Lande, den ich heute erwarte, ſoll mich abhalten, dieſen 5ten Sonntag nach Trin. meine Andacht mit meinem Sohne zum erſtenmal zu halten. Der Fiſchzug Petri war das letzte Evangelium, was ich in England gehört und das erſte bey meiner Zurückkunft nach Riga im Jahre 1758.

In dieſer ganzen Sache iſt alſo weiter nichts anzufangen. B. hat mir alle die Nachrichten mitgetheilt, welche er von der großmüthigen Fürſtin erhalten. Es thut mir leid um ihre verlorne Fürſprache, die ohne mein Wiſſen und Willen geſchehen. Danken Sie in meinem Namen, aber bitten Sie zugleich um Gottes Willen, der mir heiliger iſt als Menſchenliebe, weder ihren eigenen Einfluß noch ihres Herrn Bruders in einer ſo unbedeutenden und ecklen Angelegenheit zu verſchwenden und zu mißbrauchen. Ich habe Alles vorausgeſehen, und auf ein Haar getroffen; demohngeachtet kann ich meinen alten Eſel nicht bändigen, noch ihm das Ausſchlagen verwehren, ſo weh ihm auch der Stachel thut.

Wie lange hat dieß ſchwüle Gewitter ſchon über meinem Haupt geſchwebt, das unter dem jetzigen Ausbruch des Donners ein wenig erleichtert worden. Ich bin aber noch nicht von meiner Betäubung wieder zu mir ſelbſt gekommen. Feuer im Dach, aber die Fäuſte ſind eiskalt, jedes glühende Eiſen anzufaſſen. Meine Freunde verlieren nichts. Ich wäre zerrädert hingekommen, vielleicht unterwegs liegen geblieben, und alle Liebeszeichen hätten das Gefühl meiner eigenen Unmündigkeit mehr aufgebracht als beſänftigt. Sie hätten ein krankes, elendes, hypochondriſches Geſchöpf, ein ecce homo! ſtatt eines vernünftigen Geſellſchafters auf dem Halſe gehabt.

den 29ſten St. Petr. Paul.

Ich habe dieſen Brief angefangen und liegen laſſen, und wollte ihn zerreißen. — Wozu ſoll ich mich ſchämen deſſen, was ich in der Zerrüttung meines Herzens geſchrieben habe, da ich mir kaum zutraue, es jetzt beſſer als damals machen zu können? Ihr freundſchaftliches Ohr wird durch meine gebrochene Sprache nicht beleidigt werden, und Sie werden der beſte Dollmetſcher meines Sinnes ſeyn.

Noch denſelben Abend, wie ich zur Beichte gegangen war, erhielt ich wieder einen Brief von meinem Buchholz. Je länger, je mehr kann ich ſagen, wie Horaz zum Mäcen:

Utrumque nostrum incredibili modo
consentit astrum - - - ohne mir den
Anfang noch das Ende dieſer Sympathie erklären zu können. Es war eigentlich ein doppelter Brief, einer hob den andern auf. Das letzte Wort beſtand in der

Erklärung, daß er den 15ten d. ſich trauen laſſen, und nach Paris abgehen würde. Im Grunde iſt es mir unendlich lieber, ihn nach als vor dieſer Reiſe zu ſehen, und kennen zu lernen. So anſtößig meiner reinen Vernunft alle Ebentheuer, Wunder und Zeichen ſind; ſo behagen ſie doch noch immer meinem alten Adam, und daß meine jüngern Brüder etwas wagen, wozu ich zu unbeholfen und ungeſchickt bin. Erfahrung iſt doch immer die beſte Schule, und Evidenz der beſte Beweis; beide mit keinem Golde, wenn man welches übrig hat, zu bezahlen.

So hab' ich vorgeſtern die Freude gehabt, von meinem Wagehals Hill einen Brief aus Wien zu erhalten, an deſſen Leben ich ſchon zu verzweifeln anfing, und der ſoviel Noth und Elend ausgeſtanden, daß ihm demohngeachtet der Mund wäſſert, Aſien, Spanien und England zu Fuß durchwandern zu können, weil er ſich einbildet oder glaubt, nun juſt ſoviel gelernt zu haben, als zu einem ſolchen Verſuch nöthig iſt.

Heute habe ich Ihren Brief vom 17ten d. erhalten, und mit meiner Antwort an B. zu Ende geeilt, um die Ihrige beſchleunigen zu können. Jenen hab' ich inſtändigſt gebeten, mich ganz aus ſeinem Andenken auszuſtreichen, und an keine neuen Plane zu denken, bis er erſt wieder zu Hauſe ſeyn, und ausgeruht haben wird. So viel Zeit werd' ich auch vollkommen nöthig haben, mich zu beſinnen.

Danken Sie Gott, daß ich nicht kommen kann, und ſeyn Sie feſt überzeugt, daß dieſer Betrug für Sie und alle meine Freunde und mich ſelbſt ärger geweſen wäre, als der gegenwärtige Betrug meines Ausbleibens. Bey allem meinen geſunden Appetit zu eſſen, zu trinken und zu ſchlafen, iſt Kopf und Herz bey mir ſo krank, daß weder ich noch irgend jemand mit mir das Geringſte anzufangen weiß. Das Uebel noch ärger zu machen, leſe ich den ganzen Tag, was mir in die Hände kommt, weil ich nichts anders zu thun habe, noch zu thun verſtehe, und mache mir den Kopf vollends wüſte. Ein Betrüger wäre ich immer in den Augen meiner Freunde geworden, in beyden Fällen gewiſſermaßen ohne meine Schuld. Ich ſehe aber, daß des Menſchen Weg nicht in ſeiner Hand iſt, und der Plan eines höhern Fingers, der meine innern und äußern Umſtände regiert und lenkt, wie er will, zu unſerm allgemeinen und beſondern Beſten. Er miſcht ſich in alle unſere Thorheiten, Vorurtheile, Leidenſchaften, ſie mögen ſo blind ſeyn, wie ſie wollen.

Mein Sohn hat das Meiſte eingebüßt, und ſeine Freude hätte natürlicher Weiſe auch auf mich gewirkt; er weiß ſich aber beſſer als ſein Vater darein zu finden, und iſt in manchen Stücken weit klüger wie ich; wäre auch ziemlich das fac totum meiner Reiſe geweſen, und wir Alten hätten unſere Augenweide an der Freundſchaft unſerer Kinder gehabt. Glücklich der mit Claudius Laune Alles anſehen kann, aber die iſt nicht jedermanns Ding. Dich, glücklicher Leichtſinn, finde ich nicht mehr, und klügle mich elend.

den Poſten auf meiner Loge oder in telonio.

Buchholz hat mir ein Münſterſches Wochenblatt zugeſchickt, wo ich mich wie ein Kind freute, ſeinen Namen gedruckt zu leſen. Ich habe viel Zeit und Mühe gehabt, mich in ſeinen Ton und Ausdruck hineinzuſtudiren, und dennoch zweifle ich einige Stellen recht zu verſtehen; deſto tiefer habe ich manche gefühlt.

Die Beſcheidenheit, ſich ſelbſt ſo gleichgültig und unbedeutend aufzuführen, iſt für mich der größte und bedeutendſte Zug ſeines Charakters, und richtigen Beobachtungsgeiſtes, der auch in ſeinen Briefen mich einnimmt. Seine Sprache iſt ohne Affectation eben ſo ſonderbar, wie mein barbariſches Kauderwälſch. Hat er mehr Beyträge geliefert, ſo ſind Sie wohl ſo gut, mich damit zu erfreuen, oder mir wenigſtens einen Wink darüber zu geben.

Wenn unſer lieber Franz ohne Amt leben kann, wünſche ich ihm keins, wie unſer Johannes in Zürich thut. Hoc erat in votis; ich tauge für kein öffentliches Amt noch Geſellſchaft. Ein Hausvater, der Familie und Vermögen hat, ein wenig Philoſophie und Geſchmack, hat keine lange Weile zu beſorgen, und dem kann es an Geſchäften und Arbeit nicht fehlen. Ich halte Sie für einen Judex competens.

D. Weickardts Biographie hat mir ungemein gefallen; und es thut mir leid, die Bekanntſchaft dieſes Mannes, die mir bey ſeiner Durchreiſe angeboten wurde, verſäumt zu haben.

Das merkwürdigſte, was ich von dieſer Meſſe geleſen, iſt eine kleine Schrift über Offenbarung, Judenthum und Chriſtenthum, deren Verfaſſer ich gern wiſſen möchte. Ich habe viele meiner alten ehemaligen Grillen darin gefunden, auf die ich keinen ſo großen Werth mehr ſetze, als der Unbekannte. Der erſte Theil von Mendelsſohn's Morgenſtunden ſoll ſchon fertig ſeyn, ich meyne, aus der Preſſe. Der ſo ſehr ausspoſaunte St. Nicaiſe iſt ein ſehr abgeſchmackter — um nichts ärgers zu ſagen, des hochwürdigen olim Beichtvaters D. Stark. Er iſt ſeiner Schwägerinn von hier bis Berlin entgegengekommen, wo ſich unſer Prinz ſehr lange mit ihm unterhalten haben ſoll. Auch der reitet ſich an ſeinem Stockfiſch wund, wie der liebe Asmus ſagt.

Kommen Sie, lieber Fritz, von Aachen zu Hauſe, ſo denken Sie doch an Ihren alten lendenlahmen Görgel. Gott gebe Ihnen viel Freude, und erhalte Sie mit den lieben Ihrigen geſund. Eine ſtrenge Diät bey Waſſer und Brod gehört ſchlechterdings zu meiner Geſundheit, die wie mein Leben in guter Hand iſt. Mit der beſten Hoffnung erſterbe Ihr

treuer Freund und Görgel.

Wenn Sie Mirabeau's vortreffliches Werk des prisons d'Etat geleſen; ſo verdient auch ſein Mémoire vom Prozeß mit ſeiner Frau angeſehen zu werden.

Beylage.

Berlin, le 10 Juin 1785.

à M. Stockmar, Directeur à Königsberg.

Malgré les mesures qui seroient prises, Monsieur, pour assurer le Service du Sr. Hamann, Garde-Magazin de la Douane de votre ville, pendant son absence, nous ne pouvons déférer à la demande qu'il fait d'un congé de 5 mois, pour se rendre à Halle à l'effet d'y entreprendre une cure. Vous lui répondrez, que nous pouvons d'autant moins lui accorder un pareil délai, qu'il doit trouver dans une ville aussi importante que Königsberg des Medecins aussi experts qu'il peut y en avoir à Halle.

L'Administration générale des Accises et Péages.

De la haye de Launay.

---

12. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 22. Juli 1785.

Herzlich geliebteſter Freund,

Ich hoffe und wünſche es, daß Sie geſund und zufrieden von Ihrer Aachenſchen Reiſe zu Hauſe gekommen, wie ich auch dieſe Woche zu meiner häuslichen Ruhe. Die Familie aus G. hat ſich eine Woche hier aufgehalten. Ich habe an manchen Zerſtreuungen An-

theil nehmen müſſen mit abweſendem Sinne und Gemüthe und gegenwärtigem Magen.

Geſtern Nachmittag ſtieg ein Gewitter aus Süden auf, beynahe das erſte über unſerm Horizont. Es ſchien gegen 10 Uhr im Abzuge zu ſeyn; ich wurde aber mit vieler Mühe aus meinem beſten Schlafe wach geſchüttelt, und der ganze Himmel ſchien Feuer und Waſſer durcheinander zu gießen. Um Mitternacht kam der helle Mond im Süden zum Vorſchein, unterdeſſen das Feuer und die ſchwarzen Wolken im Norden nicht aufhörten. Weil meine beiden Stuben nach dieſen Gegenden liegen, war dieß ein angenehmer Contraſt von Schauſpiel auf meinem Lager. In einer Stunde wurde der ganze Himmel von Gewölken rein und klar; aber in meinem Kopfe erhob ſich ein ähnliches Meteor, deſſen Beſtandtheile Sie leicht errathen können. Ich brannte und ſchwitzte, mußte einmal über das andere aufſtehen, und wurde dieſen Morgen ſo ſpät mit den beneficiis meiner animaliſchen Oekonomie fertig, daß ich heute zu Hauſe bleiben muß, und dadurch Muße gewinne, dieſen Brief anzufangen.

Ich wollte Ihnen eine kleine Schrift empfehlen über Offenbarung, Judenthum und Chriſtenthum. Ich habe aber dieſe Woche etwas beſſeres gefunden; und dieß ſind die philoſophiſchen Vorleſungen über das ſogenannte neue Teſtament, die ich als ein geliehenes Buch in einigen Stunden durchgelaufen, und mich vor Freude recht ſatt daran geweint. Vielleicht überlaſſe ich Ihrer gütigen Beſtellung ein klein Briefchen an unſern Lavater, um von ihm den Namen dieſes Meiſters in Israel, der ſein Landsmann iſt, zu erfahren. Mein Sohn war ſo artig, mir eine Freude mit dieſem herrlichen Buche machen zu wollen, und in beyden Buchläden Nachfrage zu thun. Es war ſchon vergriffen, und man hat es von neuem verſchrieben. Er hat einige Gulden erſpart, die ich ihm zu einer Reiſe nach Pillau gegeben hatte, und dafür wollte er Gatterers Geſchichte für ſich ſelbſt, und für ſeinen alten Vater das erſte Buch kaufen, welches ich ihm auch als ein Inſtrument empfohlen hatte, um leſen zu lernen. Zu dieſer Gabe gehört mehr als ein logiſches Organon, und eine eigene Diät, welche ich ein paar Jahre in meinem ganzen Leben zu beobachten im Stande geweſen bin. Die wenigſten Schriftſteller verſtehen ſich ſelbſt, und ein rechter Leſer muß nicht nur ſeinen Autor verſtehen, ſondern auch überſehen können, welches bey der jetzigen Leſe- und Schreibeſucht beynahe unmöglich, ſo unmöglich iſt, wie den Reichen in das Himmelreich zu kommen, und dem Kameel der Durchgang eines Nadelöhrs. Schreiben Sie mir doch, ob dieſes Werk nicht auch in Ihren Augen verdient, ein allgemeines Haus- und Familienbuch zu ſeyn, und das beſte Gegengift gegen die neueſten philoſophiſchen und philologiſchen Offenbarungen. Ich erwarte hierüber Ihre Herzens-Meynung.

Ich habe mich lange geweigert, mich um des Beaumarchais Figaro zu bekümmern, bis er mir von ſelbſt in die Hände fiel. Die 5 Jahre Arbeit ſind an dieſem Schauſtück nicht verloren geweſen. Meine aufgebrachte

Einbildungskraft hat mich an alles dasjenige lebhaft erinnert, was mir mein Freund Berens in Riga bey ſeiner Zurückkunft aus Paris vor 30 Jahren vom dortigen Theater erzählt.

Weil ich dieſes Mannes Memoires und Theater beſitze, ſo warte ich mit Verlangen auf ſeine ächte Ausgabe und beſonders die Vorrede. Noch intereſſanter iſt für mich Garvens und Bieſters Briefwechſel über den Katholicismus geweſen im jüngſten Stück der Monatsſchrift. Wie galant, wie politiſch ſich beyde Philoſophen widerſprechen! Katholicismus iſt nichts als Despotismus. Anſtatt des römiſchen iſt ein metaphyſiſch-moraliſcher in der Mache, der ſeinen Sitz an eben dem Orte hat, wo man ſoviel Zetergeſchrey über das Pabſtthum erhebt. Mit dieſer Diſtinction, welche ſchon im Schebliminі vorkommt, iſt der ganze Wortkrieg gehoben. Von meinem Wanderer Hill habe ich aus Wien einen Brief erhalten, wo er ganz zerlumpt ohne einen vollen Gulden im Sack angekommen. Hippel ſchickte mir gleich 12 Ducaten. Vorigen Sonntag die 5 Kronen-Loge ein verſiegelt Päckchen von 17 Ducaten bey Gelegenheit ihrer Johannisfeyer, ohne die einzelnen, welche mir faſt aufgedrungen worden. Der arme Schelm hat die ganze Reiſe von hier bis Rom mit 16 Ducaten gethan, und das Unglück gehabt, 18 in Welſchland zu verlieren, mit denen er ſich, der Himmel weiß wie weit, vielleicht bis nach Conſtantinopel oder nach Spanien verloren haben würde. Nun hab' ich Hoffnung, ihn bald hier zu ſehen, und mich herzlich gefreut über eine Mildthätigkeit, die ich in meinem Vaterlande kaum zu finden geglaubt hatte.

Das junge liebe Paar hat mir unterwegens aus Geldern geſchrieben. Stellen Sie ſich vor, unterwegens, und den 5ten Tag nach der Hochzeit. Es geht mir beynahe wie dem Jona, dem die Sonne auf den Kopf ſtach, daß er matt ward. Eben ſo kann ich auch von dieſem außerordentlichen Manne ſagen: Urit enim fulgore suo. Es wäre unverantwortlich, daß B. ſeinen Aufenthalt in Paris ſchmälern oder verhudeln ſollte, um eines ſo unbedeutenden Phänomens willen, als meine Geſellſchaft den Winter über für ihn werden kann. Höchſtens auf Mitleiden mache ich Anſpruch, billigen Anſpruch, aber auf keine Aufopferung; auf einigen Beyfall meines guten Willens, aber auf keine Verblendung in Anſehung meiner Kräfte, das geringſte mehr zu leiſten, als ich geleiſtet habe. Die zu glühende Erwartung meiner Freunde, ihre Anſtalten meiner zu genießen, ihre glänzenden Hoffnungen, mich von meinem Seelenſchlaf aufzuwecken und wieder zu verjüngen, haben mich ganz irre und beynahe gleichgültig gemacht gegen das größte Bedürfniß und den letzten und höchſten Wunſch meines Lebens, und die Mittel, denſelben zu befriedigen. Geſetzt auch, daß auch noch ſo viel Täuſchung und hypochondriſcher Mißmuth bey dieſen Rückſichten mit unterliefe, ſo bin ich doch verpflichtet, jenen Eindrücken gemäß zu handeln, und ſie ſind wohlthätig für meine gegenwärtige Lage.

Ich muß Feyerabend machen wegen einer halben Einladung zur Mätten oder Frühpredigt. Eine lange Zeit war dieß mein liebſter Gottesdienſt; jetzt bin ich leider ein ſo ſeltner und ſparſamer Kirchengänger, daß ich Einladungen nöthig habe.

den 21ſten am St. Jacobi-Tage.

Die geſtrige Mätten wurde nicht verſchlafen; unter der rechten Predigt fuhr ich zum erſtenmal mit den beyden jüngſten Mädchen, ihre älteſte Schweſter abzuholen, weil ich der Baroneſſe ein klein Billet aus England von D. Motherby abzugeben hatte, der vor 15 Jahren meinem Joh. Michel die Blattern inoculirte. Einer der ſeltenſten Männer, die ich in meinem Leben kennen gelernt. Er war bey ihr wie zu Hauſe, und gleichwohl ſind dieß die erſten Zeilen, die ſie von ihm erhält. Selbige waren ihr gleichwohl angenehmer, als ich es vermuthen konnte. Gott hat ihr ein Kreuz nach dem andern aufgelegt, und ſie zu einer wahren Heldenſeele gebildet. Wie ſich meine Tochter unter ihr bildet, und was das Mädchen ihr für Freude und Ehre macht, übertrifft alle meine Wünſche und Hoffnungen. Ihr eigenes Vaterherz wird Ihnen am Beſten erklären, mit was für Banden meine ganze Seele an unſers lieben B. Seele und Wohl befeſtiget iſt, und mit was für getroſtem Muthe und überſchwenglicher Zuverſicht ich ihm von den Zinſen des erſten Jahres Rechnung ablegen kann. Der öffentliche Lohn ſeiner verborgenen That wird ihm nicht entgehen; wenn es irgend eine Wahrheit giebt, welche Gottes Wort zu heißen verdient, und einen Segen vom Himmel für gute Menſchen, welche dem Vater alles Guten ähnlich ſind.

In Anſehung der Hauptſache bin ich alſo ganz ruhig, zufrieden und glücklich; von der andern Seite deſto mehr geplagt von Ungeziefer und Grillen. Ich traue meinen eignen Sinnen nicht, und mein Vertrauen iſt eben ſo blind als mein Argwohn. Die Quelle liegt wohl in meiner Hypochondrie. Bisweilen kommt es mir vor, daß man auf meinen Dienſt hier laure. Das Uebel wäre eben ſo groß nicht; aber Schuld daran möchte ich nicht gerne ſeyn. Sonſt ſagt' ich wohl aus dem Buche Eſther: Komm' ich um, ſo komm' ich um; dennoch möcht' ich es nicht eben durch eine unzeitige Wirkſamkeit. Soll ich kommen; ſo komme ich am Beſten zum Ziel durch Geduld und Warten.

Mein treuer Freund und Agent in Berlin, der Kapellmeiſter Reichard, kommt auch im November zurück, den werde ich mit zu Hülfe nehmen. Wenn wir auch ein Jahr älter drüber werden, deſto beſſer für unſere Freundſchaft, deſto reifer oder milder.

Meinen neulichen Auftrag an die großmüthige Fürſtin werden Sie, liebſter Jacobi, fortſetzen und unterſtützen, auch auf eine ähnliche Art unſern Rath — dieſen Titel, der mir gefällt, habe ich erſt neulich von ungefähr aus einem älteren Ihrer Briefe an unſern Kaufmann und Unterhändler erſehen — dazu bewegen, daß er ſeinen Aufenthalt in Paris recht genieße, und meinetwegen keinen Schritt thue, bis ich eine zuverläſſige Nachricht von der Lage meiner Umſtände zu ertheilen im Stande bin. Winter und Sommer ſind mir gleich in meinem Beruf zu reiſen.

Auch ich glaube feſt an den Gott, der mich gemacht hat, wie ich bin; auch ich will mich allerdings ſchmiegen vor dem Dornbuſch, um ihm ſeitwärts auszuweichen. Vergeſſen Sie nicht, liebſter Freund, mein kindiſches Anliegen und meine Lüſternheit zu befriedigen mit den gleichgültigſten Daten, es wird immer Nahrung und Unterhaltung für mich ſeyn.

Eben jetzt erhalte ich Blair's lectures on Rhetoric and belles lettres in 2 ſchönen Quartbänden, die ich nicht glaubte, hier zu finden. Der erſte Band, den mein Nebenbuhler Schröter überſetzt, hat mich nach ſeinen Predigten neugierig gemacht, die ich auch jetzt leſe.

Adelung hat ſich in dem erſten Theil ſeines Werks über den hochdeutſchen Styl ziemlich über meine Scherflein geärgert, und ſelbige viermal angeführt. Vielleicht wird es in der Folge noch dicker kommen. Er beſchämt, aber trifft mich nicht.

Meine Abſicht war, den Spinoza während der Abreiſe meines Sohns noch einmal von vorne an vorzunehmen; ob es geſchehen wird, weiß ich nicht. Bin weder Herr von meiner Zeit noch von meinem Kopf, noch von ſeiner Wahl. Ein zeitiges Kind will von ſelbſt heraus. An kein Schreiben iſt jetzt zu denken, am wenigſten an jenen Embryon einer Metakritik.

Gott erhalte Sie und die lieben Ihrigen geſund

und zufrieden. Haben Sie Mitleiden mit meiner Criſis und Gährung. Erfreuen Sie mich bald mit einem langen geſchwätzigen Briefe. Ich umarme Sie und erſterbe

Ihr ewiger Freund J. G. H.

13. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 29ſten Jul. 1785.

Mit der Liebe unſeres Buchholz iſt es folgendermaßen zugegangen. Er hatte ſich aus Gefälligkeit für einen Freund anheiſchig gemacht, auf einem bürgerlichen Feſte, dem jener beyzuwohnen verhindert wurde, mit Mariane Detten zu tanzen, und ſo das gegebene Wort ſeines Freundes zu löſen. Buchholz, der das Mädchen nicht kannte, gerieth erſt an eine unrechte, und wurde hierauf zu ſeiner Mariane gewieſen, die ihn ſogleich intereſſirte. Er beſuchte ſie des folgenden Tages in ihrem Hauſe, und es dauerte nicht lange, ſo war die Verlobung geſchehen. Jedermann hat ſich über dieſe Heirath gefreut. Mariane iſt durchaus gut gebildet, ihr Geſicht iſt wie die Flamme von einem Wachslichte und hat etwas Klöſterliches. Eine lieblichere Phyſiognomie, als Buchholzens, habe ich nie geſehen, nie eine, die meinem Ideale von einem Johanneskopfe näher käme. In den Grundzügen hat er verſchiedenes von Lavater. Aber von dem vollkommenen Munde des Buchholz hat Lavater nichts. Dagegen iſt Buchholz klein von Statur und ängſtlich aufmerkſam auf ſeine

Geſundheit. Ueber ſeine naive Unſchuld muß man ſich wundern. Von ſeinen Vermögensumſtänden weiß ich nichts genaues; für ſeine Perſon macht er faſt gar keinen Aufwand. Wenn Sie eine gute Predigt für die Cardinaltugend der Oekonomie zu halten wiſſen, ſo wenden Sie ſich damit lieber an mich; bis zur Buße habe ich oft und lange mich ſchon ſelbſt gepredigt, aber bis zur gründlichen Bekehrung kann ichs nicht bringen. Es gebricht mir überall an Weisheit.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, liebſter, beſter Hamann, wie ſehr Ihre herzliche Epiſtel vom 20ſten Jul. mich gefreut, mir im Innerſten der Seele wohl gethan hat. Der abſchlägigen Antwort von Berlin ungeachtet, bin ich nun gewiß, daß ich Sie ſehen, Sie in meinen Armen halten werde, ehe noch ein Jahr herum iſt.

14. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 31. Juli 1785.

Herzenslieber Jacobi!

Sie ſind doch wohl geſund von Ihrer Reiſe nach Aachen zurückgekommen. Warum haben Sie nicht eine Zeile der Einlage beygelegt? Wie der Handlungsbediente des Herrn Comm. Raths in meine Loge trat, hüpfte ich ihm vor Freuden entgegen, in Hoffnung, etwas von Ihnen zu erhalten. Zu noch größerem Leidweſen war der Inhalt auch nicht neu für mich. Sind Sie unpäßlich oder beſchäftigt: ſo verzeihen Sie meinen unzeitigen Scherz. Iſt es nichts als eine Autorwolke oder ein kleiner Groll gegen mich: ſo wünſchte ich den Spaß noch weiter treiben zu können.

Dieſen Morgen hatt' ich einen rührenden Beſuch von einem jungen Menſchen, der mit einer ſehr artigen Schüchternheit mir zumuthete, ſein Sprachmeiſter zu werden. Ich wies ihn an meinen Sohn, und ſeine jungen Freunde und Geſpielen. Wie ich mich nach ſeinem Namen erkundigte, hatte ich ſchon viel Gutes von ihm gehört durch meinen Johann Michel, der ſeit vorigem Montag aufs Land gereiſt zu ſeinen Pflege-Aeltern, und erſt dieſen Freytag wieder zu Haus kommen wird. Es wird mir alſo nicht ſchwer werden, ein Freundſchaftsband unter dieſen ſich einander aus dem Wege gehenden Liebhabern aufzurichten.

Vorige Woche fiel mir ein Brief von der General-Adminiſtration in die Hände, wo Sie den 19ten d. einem Cavalier von guter Familie, aber, — — der als Sous-Controleur beym hieſigen Krahn ſteht, einen Urlaub auf 3 Monate zu einer Reiſe nach Berlin, ohne die geringſte Einwendung ertheilt. Als Officier wurde er vom Könige auf dem Paradeplatz caſſirt, und würde, wenn dieſer ſeine Verſorgung wüßte, es zum zweytenmal werden. Zu meinem großen Troſt und Ruhm muß ich es geſtehen, daß ich nicht völlig ſo entbehrlich bin auf meinem Poſten, als dieſer begünſtigte Liebling der Gen. Adminiſtration.

Audivere, Lyce, Di mea vota, Di
Audivere, Lyce; fis anus! —

den 1ſten Auguſt.

Wenn Sie wüßten, wie viel kindiſche Freude mir der kleine Umſtand gemacht, den ich ſo zufällig erfuhr, daß B. den Titel eines Raths hat, ſo würden Sie meine Bitte, mir mehr von ſeiner äußerlichen Lage, ſeiner und ihrer Familie zu melden, nicht übel nehmen, ſondern ſchon längſt befriedigt haben. Er hat die Barmherzigkeit, ſich noch in ſeinem letzten Billet eines Hauptbriefes zu erinnern, den er mir ſchon lange zugedacht, und auf deſſen Ausfertigung ich bey ſeiner jetzigen Lage nicht dringen mag. In Entbehrung des Weſentlichen will ich mich ſchon vor der Hand mit dem, was alle Welt von ihm weiß, oder zu wiſſen glaubt, begnügen, um wenigſtens ein wenig Feilſtaub für meine magnetiſche Einbildungskraft zu haben. Lachen Sie über mich, verrathen Sie mich ihm auch, wenn ich nur meinen Willen kriege.

Wenn ich auch nichts thue, weil ich nichts thun kann: ſo denken Sie nicht deshalb, lieber Jacobi, daß ich meine Zeit verſchlafen werde. Ich würde nichts als Angſt auf dem Herzen gehabt haben, wenn ich den Buben, die ich für Verräther des Vaterlandes und des Königs anſehe, die größte Wohlthat meines Lebens und Alters zu verdanken gehabt. Dieſer Stein wäre für meinen Magen unverdaulich geweſen. Ich will mich nicht aus dem Lande ſchleichen oder ſtehlen. Zu allem

Andern untüchtig und unbrauchbar, ſoll das unum necessarium mein ultimum visibile ſeyn und bleiben.

Keinen Schritt thue ich, von dem ich nicht Ihnen und meinen Freunden Rechenſchaft geben werde, wenn es Zeit ſeyn wird, und ich damit fertig werden kann.

Herder, Claudius und ich feyern dieſen Monat ihre Geburtstage. Schreiben und antworten Sie noch einmal zu guter Letzt, und ſagen Sie mir explicite Ihre Meinung. Wenn meine Einwürfe nicht gültig ſind, ſo werde ich folgen, wie ein Kind. Iſt das Recht aber für mich, fürchte ich kein Pereat! Gott iſt ein zu großer und guter Oekonom, um das geringſte halb oder vergebens zu thun für ſeine armen Geſchöpfe und Liebhaber. Wir wollen ſeine Nachfolger ſeyn. Sein Styl, ſeine Manier iſt lauter, wie durchläutert Silber im irdenen Tiegel bewährt ſiebenmal.

Gott ſegne Sie und die lieben Ihrigen.

Ich erſterbe Ihr alter treuer ewiger Freund und
Diener J. G. H.

Ich bin 1730 den 27. Auguſt geboren — Bitte mir auch zu melden, wenn Sie es ſind, — und Ihre lieben Kinder auf einem Zettel, den ich hinter Ihr Bild kleben kann, wie bey Herder und Claudius.

15. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann,
vom 12. Sept. 1785.

Heute vor acht Tagen habe ich drey Exemplare meiner eben fertig gewordenen Briefe über die Lehre des Spinoza an Sie abgeſchickt; eines für Sie, eines für Hippel und eines für wen Sie wollen. Mich verlangt herzlich zu erfahren, was für einen Eindruck nun das Ganze auf Sie machen wird. Mir iſt unter dem Schreiben der letzten Bogen ſehr wohl geworden. Gott wird weiter helfen und mich mit meinem täglichen Gebet um ein reines Herz und einen neuen, gewiſſen Geiſt nicht zu Schanden werden laſſen.

Zwiſchen den Büchern, die ich Ihnen geſchickt habe, liegen zwei Exemplare eines Kupferſtiches, der mich vorſtellen ſoll, und doch etwas leidlicher iſt, als die ſcheusliche Copie vor, ich weiß nicht welchem, Bande der Allg. deutſchen Bibliothek. Eines dieſer Exemplare geben Sie Hippel'n, wenn ihm darum zu thun iſt. Ich weiß zuverläſſig, daß er der Verfaſſer der Lebensläufe iſt, und Sie wiſſen es auch. Ehe ich dieß wußte, habe ich einmal an ihn geſchrieben und auch Antwort von ihm aber ohne ſeinen Namen erhalten. Sollte er Ihnen das geſagt haben, ſo entſchuldigen Sie mich, daß ich nicht wieder geſchrieben. — Es iſt weit über allen Ausdruck, was ich für ihn fühle.

Ich habe nun die Vorleſungen übes das neue Teſtament geleſen und ſchmachte nach der Fortſetzung. Sie ſind gewöhnlich alle Abende mit mir zu Bett gegangen, und waren Morgens frühe wieder zuerſt in meiner Hand. Große, durchdringende, anhaltende Freuden habe ich daben genoſſen. Ich bin ganz Ihrer Meynung, daß dieſes Werk verdient, ein allgemeines Hausbuch zu werden. Sollten wir nicht dieſe herrlichen Vorleſungen zum Theil dem guten Lavater ſchuldig ſeyn, der in ſeinem gelästerten Pontius dahin den Weg wies? Den frommen, reinen Willen ſegnet unſer Vater im Himmel überall.

Den zweiten Theil von Herder's Ideen habe ich erſt wie ein Raubvogel geleſen, und werde ihn nun wie eine Schnecke leſen. Als Raubvogel erblickte ich hie und da Stellen, wo mir ein gewiſſes Durcheinander von Phyſik und Theologie zu ſeyn ſchien, welches mir nicht recht behagte, und gewiſſe alte, peinliche Empfindungen in mir erneuerte.

16. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 28. Sept. 1785.

Innigſt geliebteſter Freund und Jonathan!

Alles erhalten mit der größten Freude und — Verdruß, Ihnen keine Gegenfreude machen, und kaum einen kahlen todten Dank dafür leiſten zu können.

Den 17ten Auguſt bekam ich Ihren lieben Brief vom 29ſten July, in dem die Nachrichten von Buchholz mich beruhigten und erquickten, alle die kleinen Anekdoten von ſeiner Liebe und Ehe, beſonders daß ſich Jedermann über die Heirath gefreut. Ohngeachtet Jedermanns Freude nichts zur Hauptſache thut in einem ſolchen Fall, ſo iſt es doch in meinen Augen ein wahres Glück und wichtiger Nebenumſtand von großem Einfluß. Alſo ſind wir in Anſehung der lieben Cardinal-Tugend Brüder von gleichen Kappen. Die Zeit zu ſammlen und zu zerſtreuen gehört auch zu Gottes Geheimniſſen — und vielleicht zu eines Jeden Beruf. Das ſchlimmſte iſt nur, daß mit Verſchwendung immer Geitz unvermeidlich iſt, und man alſo mit zwei Feinden zu kämpfen hat. Wir wollen uns alſo ſtatt der Weisheit wenigſtens auf Klugheit einſchränken, und zur erſten wenigſtens die Unſrigen anführen, und ſie ihnen auch vermachen. Vielleicht muß Weisheit geerbt und Klugheit erworben werden. Wenn meine Kinder nur wachſen und zunehmen, ſo will ich alter Mann gern abnehmen; und jene Freude gibt mir Gott in vollem Maaße. Dii Deaeque me perdant — möcht' ich auch zur Noth ſagen, wenn ich das geringſte von dem weiß, was ich in meiner letzten herzlichen Epiſtel zu Ihrer Freude geſchrieben habe. Von Grund des Herzens ſchreib' ich immer, beſonders an Sie, oder lieber gar nicht.

An Hoffnung, uns einander zu ſehen, fehlt es auch nicht. An Luſt und Liebe noch weniger — aber leider an der Kraft, Berge zu verſetzen, oder alte Eichen auszuwurzeln und in ein ander Element zu verpflanzen, trotz allem Geſchmack an dem, was nicht Jedermanns Ding iſt.

Ich bin noch immer beym erſten Briefe, den ich gleich in der erſten Hitze beantworten wollte. Sobald ich aber nach der Feder griff, erſtarrte Alles in mir.

Den 23ſten kam Ihr Päcklein. Ich verſchlang den Inhalt und lief voller Freuden mit dem Zwillings-Exemplar und Einem Kupfer zu Hippel, um ſelbige bis zur Erhaltung eines Briefes zu deponiren. Dieſer Brief kam auch den 24ſten d. in aller Frühe an. Ich war zu Mittag mit meinem Sohn zu Hippel eingeladen und konnte nunmehr das eventuelle Depot zu einem von Ihnen ſelbſt ihm zugedachten Geſchenk beſtätigen. Er iſt ein außerordentlicher Liebhaber von Gemälden und Kupfern, hat ſeit wenigen Jahren eine ziemliche Sammlung von gelehrten Köpfen angefangen, auf deren Fortſetzung er ſehr erpicht iſt — beſitzt ein ſeltenes Original von Rouſſeau, das dieſer dem Lord Marſchall verehrt. Sie können leicht denken, wie vergnügt er ein ſo ſchönes Denkmal Ihrer Freundſchaft aufgenommen. Ich habe Ihre Schrift ſchon dreymal durchgeleſen, das zweitemal mit Auslaſſung des Briefes an Hemſterhuis, zu deſſen Verſtand ich den Aristée zu Hülfe nehmen muß. Mit Ihrem Entſchluß, dem Mendelsſohn zuvorzukommen und mit der Art, den statum causae darzuſtellen, bin ich vollkommen zufrieden. Die Aufnahme mag gerathen, wie ſie will, ſo iſt Ihre Abſicht und Ihr Gang in dieſer Sache aufrichtig und intereſſant. An Dichten und Trachten hat es über Ihr Problem ſeit Mittheilung deſſelben nicht gefehlt; ich habe auch ein paar Wochen während meines Stillſchweigens verſucht, und mehr als einmal verſucht zu ſchreiben. Aber Wind und Wetter haben auch vermuthlich, wie auf die dießjährige Erndte, in meine kleine Welt gewirkt. Ehe ich Ihnen mehr über Ihre Schrift ſchreibe, liebſter Jacobi, laſſen Sie dem Weizenkörnchen Zeit, zu verweſen oder zu keimen, damit es Frucht bringe. Ihr Problem ſoll der Brennpunkt meiner Metakritik über den Purismus der Sprache und Vernunft ſeyn — denn ich meyne den Schlüſſel zu allen Dunkelheiten in Spinoza und unſerm Kant gefunden zu haben, oder wenigſtens auf die rechte Spur gekommen zu ſeyn. Was Pope von Schönheiten ſagt, gilt eben ſo gut von Wahrheiten. Zufall hilft mehr als die größte Sorgfalt. For therés a happineſs as well as care. Durch ein eben ſo blindes Glück bekomme ich den 25ſten an eben dem Tage, wie ich Ihre Schrift erhielt, drey Quartanten aus England. Wie ich auf dieſen Einfall gekommen war, wußte ich ſelbſt nicht mehr. Der Kaufmann, ein guter Freund, hatte ſich ſelbſt nicht die Rechnung ſo übertrieben vorgeſtellt, und ich hatte obenein das Gelübde auf meinem Herzen, kein Buch mehr für mich, ſondern höchſtens für meine Kinder zu kaufen. Sie können alſo leicht denken, daß meine Cardinal-Tugend über die gegen ſie begangene Untreue ein wenig aufgebracht war. Unterdeſſen belief ſich der Bettel auf nicht mehr als einen einzigen Monat meines Gehaltes — und dieß ſchien mir für eine gute Lection nicht zuviel.

Ich hatte den 1ſten Theil von Monboddo's Werk über die Sprache eben nicht mit vielem Beyfall geleſen, und ſehr lächerliche Recenſionen von ſeiner Ancient Metaphysicks, und dieß war eben der Apfel meiner Lüſternheit. Zu meinem noch größeren Leidweſen ſeh' ich, daß der 1ſte Theil 1779, der II. 1782, der III. 1784 erſchienen, und wenigſtens noch einmal ſoviel Theile zu erwarten ſind. Vorigen Sonntag ſing ich an, dieſes Buch zu leſen, weil es mir nicht möglich war, an Sie zu ſchreiben, und je weiter ich im erſten Theil komme, je mehr freue ich mich, und bilde mir faſt ein, an dieſem Werk ein Organon und Inſtrument zu meiner Metakritik — der lieben Cardinal-Tugend zum Poſſen! — gefunden zu haben. Der dritte Band handelt von der vegetabiliſchen und animaliſchen Natur des Menſchen, folglich der 4te von ſeiner intellectuellen; und der letzte wahrſcheinlich von Gott und der Natur. Ich will mit Freuden 5 Guineen fertig halten, um das Ende einer ſolchen Metaphyſik, wie dieſe iſt, zu erleben; wenn ich mich nicht wieder in meiner Rechnung betrüge.

den 3ten October.

Kant iſt mit Ihrem Vortrag und dem Inhalt der ganzen Aufgabe ſehr zufrieden. Aus dem Syſtem des Spinoza hat er niemals einen Sinn ziehen können; und mit Kraus ein Langes und Breites drüber geſprochen, der aber Ihre Schrift noch nicht geleſen. Herzlichen Dank, Gruß und Kuß von Hippel. Er lieſt ſehr langſam und war noch nicht fertig, wie ich ihn das letztemal beſuchte.

Der Acciſe-Einnehmer Brahl überſetzt Mirabeau's ſchönes Buch über den Cincinnatus-Orden, wozu ich ihn aufgemuntert, und im Nothfalle meine Unterſtützung verſprochen habe.

Mein Monboddo iſt ein wahrer Miſthaufen, aus dem ich kaum eine Perle herausſcharren werde, Scheffner hat mir vorgeſtern das ganze deutſche Muſeum zugeſchickt, um Ihre Beyträge aufſuchen zu können. Da liegt Michaelis Dogmatik, an der Kant ſoviel Geſchmack gefunden. L'inconnue, histoire véritable. Was für ein Nahrungsſaft aus ſolcher Diät entſtehen kann, läßt ſich erachten. Nichts ſchmeckt, nichts will herunter, und ich komme nicht vom Fleck. Gott laſſe Ihnen viel Freude an Ihren lieben Kindern erleben. Mein Sohn empfiehlt ſich ſeinen künftigen Freunden. Erfahren Sie etwas aus Paris und was zur Geſchichte Ihrer Schrift gehört, ſo entziehen Sie es mir nicht. Wenn ich ja noch etwas zu ſchreiben im Stande ſeyn ſollte; ſo wird es in Rückſicht darauf ſeyn. Bisweilen verzage und verzweifele ich an mir ſelbſt.

Damit ich die Poſt nicht verſäume, muß ich nun ſchließen. Ich umarme Sie und erſterbe

der Ihrige J. G. H.

17. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 13. Oct. 1785.

Daß Brahl unter Ihrer Aufſicht das Buch vom Cincinnatus = Orden überſetzt, macht mir eine große Freude, und hat den Gedanken in mir erweckt, daß eben dieſer wackere Mann auch wohl das Buch sur la vie et les ouvrages de M. Turgot überſetzen könnte. Ich will ein Exemplar davon nächſten Poſttag mitſchicken. Die Nachricht, daß ich es überſetzen wolle, rührt von einem meiner Freunde, dem Grafen von Sickingen, her, der dadurch meinem guten Willen die Nöthigung beyzufügen meynte. Darum iſt auch das öffentliche Ausſchreyen dieſer Nachricht durch einen Chemiker, (Crell) verrichtet worden, welches drollicht genug war. Es wäre gut, wenn für uns Deutſche dem Buche eine etwas andere Geſtalt gegeben würde. Die theils kleinen, theils unperſönlichen Umſtände von Turgot's Leben müßten abgeſondert werden, und gewiſſe Details ſeines Miniſteriums wieder. So zerfiele das Buch in drey Theile, und der große Mann ſtände reiner und natürlicher da. Der franzöſiſche Herausgeber iſt ein gewiſſer Du Puy, deſſen Geiſt gar nicht dazu gemacht war, die organiſche Kraft eines ſolchen Stoffes zu werden. Laſſen Sie, liebſter Hamann, meinen Vorſchlag Eingang finden, wenn es immer möglich iſt. Sie höben mir wirklich einen Stein vom Herzen.

Das ſchlimme Wetter hat uns hier viel zu ſchaffen gemacht. Mir iſt das Stürmen mehr als alles zuwider, und es macht eine fürchterliche Wirkung auf meine Nerven. Die Natur kommt mir dann vor, als wenn ſie betrunken wäre und Händel ſuchte. Solch ein Stürmen hatten wir vor 14 Tagen und ich habe zwei Bäume dabey eingebüßt.

Was zur Geſchichte meiner Schrift gehört, ſollen Sie alles genau erfahren. Von den Berlinern erwarte ich das Schlimmſte, und alle Schliche, welche der dort herrſchende Geiſt der piae fraudis nur erſinnen kann. Nach dem letzten Stücke der dortigen Monatſchrift muß ich ſogar erwarten, daß ſie mich als einen Martiniſten, Lavaterianer, Popiſten, ſorglich warnend, angeben werden. Etwas Furcht vor meiner nicht ſcheuen Feder möchte ſie vielleicht noch mäßigen.

18. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 23. Oct. 1785.

Sie erhalten, mein lieber Jonathan, mit dieſem Brief nichts als ein freundſchaftliches Geſchwätz wie Kraut und Rüben durcheinander.

Am letzten Sonntage ließ die Baroneſſe meine Liſette Reinette einſegnen, oder wie man es hier nennt, confirmiren. Ich hielt meine Andacht, und ſchickte Mutter, Bruder und Schweſtern als Zeugen hin, ſchrieb an Scheffner, dem ich Antwort und Dank ſchuldig war, dachte mit Wehmuth an Hill, der ſeine Schülerinn wohl nicht mehr ſehen würde. Den Montag beym Erwachen dachte ich wieder mit Kummer an ihn, weil ich ſeit ſeiner Abreiſe aus Wien nichts mehr erhalten hatte. Donnerſtags gegen Abend kommt Hill ſelbſt, dicker, feiſter und geſunder, mit lauter guten Nachrichten, worunter die zärtliche Sorgfalt, welche Lavater und Herder und beſonders des erſtern Freunde in Welſch- und dem halben Deutſchland ihm erwieſen, mich bis in die Seele gerührt.

Geſtern ſpeiſten wir bey Hippel und beym Deſſert wurde ich herausgerufen, und lief nach Hauſe mit dem mir zugebrachten erſten Exemplar der Mendelsſohnſchen Vorleſungen über das Daſeyn Gottes, das mir Brahl, mein alter Freund, zuſchickte. Ueber dieſem Buche bin ich geſtern beynahe eingeſchlafen.

Heute ſpeiſt meine älteſte Tochter mit ihrem erſten Schulmeiſter Hill, Raphael Hippel und Louischen Milz, einer Vetterin und Schülerin von Hill, bey mir. Hill hat ſich zu Rom im Arabiſchen ziemlich zu üben Gelegenheit gehabt. Mein Hanns Michel ſtand vorigen Montag um 4 Uhr des Morgens auf. Anſtatt in ſeinem Herodot oder Homer zu ſtudiren, ertappe ich ihn über einer arabiſchen Grammatik, und daß er ſich übt die Buchſtaben nachzumalen, vermuthlich aus Ahndung. Wie es in meinem Kopf und in meinem Hauſe ſpukt, können Sie ſich kaum vorſtellen. Nun geh' ich in die Kirche, um den zweiten Theil der Euchariſtie, Gott weiß wie? und wie lange? nachzuholen. Es war mir nicht möglich, den erſten Theil vor 8 Tagen zu Ende zu hören. Ach! die Schwätzer an heiliger Stätte, und die rabbiniſchen Vorleſungen, ut mihi saepe Bilem,
saepe jocum —
demohngeachtet lohnt es immer noch, in des Herrn Haus zu gehen, und den öffentlichen Verſammlungen beyzuwohnen.

des Abends.

Jetzt bin ich gegen das Ende des zweiten Bandes in meinem Monboddo. Der Anfang des dritten fängt ſich mit einer Geſchichte der Metaphyſik an, auf die ich äuſſerſt neugierig bin. Sobald ich mit dieſem Buch fertig ſeyn werde, wird Ihr Spinoza-Büchlein, wie's Claudius nennt, mein einziges Studium ſeyn.

Eilen werd' ich und kann ich auch nicht; verſprechen kann ich auch nichts: aber das Meinige will ich mit allem Vermögen thun, es mag nun herauskommen, was da wolle. Rechnen Sie auf weiter nichts als einen urceum.

Ihren Beyträgen zu Gefallen kam mir die Luſt an, das deutſche Muſeum durchzulaufen. Ich habe mehr von Ihnen vermuthet zu finden. Die beiden erſten Stücke machen meines Wiſſens den 1ſten Band Ihrer vermiſchten Schriften aus. Hernach find' ich 1781 wieder ein Fragment über Recht und Gewalt, das Sie mir mit ein wenig Animoſität gegen den Merkur geſchrieben, und mit ein wenig Laune gegen das Muſeum ſcheinen abgebrochen zu haben. Ich bin mehr auf Wieland's Seite, und die herrliche Stelle, welche Sie ſelbſt ausgezogen haben, daß hinter dem minimo von Weisheit eine in allen Regierungen hinter der Scene ſpielende und ſtark in die Augen leuchtende Theokratie ſey, iſt für mich ein recht evangeliſches und chriſtliches Senfkorn, trotz aller der ſophiſtiſchen Erde, in die es verſcharrt iſt, ein ächter Diamant auf einem Miſthaufen. — Die beiden letzten betreffen des Mirabeau großes Werk, und ſind von 1783. Ich habe alles nur mit den Lippen leſen müſſen.

Das Vergnügen, womit ich in weniger als 14 Tagen die 16 Bände durchgewandert, wie Hill Italien und Deutſchland und die Schweitz, iſt für mich unausſprechlich geweſen, und hat mich mit einer Art von Heimweh in Ihre Gegenden mit Sinn und Geiſt verſetzt.

Dem Himmel ſey Dank für die guten Nachrichten von unſerm B. Gott helfe der Familie geſund und glücklich zur häuslichen Ruhe, und zum vollen Genuß der Zufriedenheit, die ich Ihnen tagtäglich wünſche. Mein Magnet wirkt, aber mit beyden Polen. Er hat's angefangen, und nicht ich. Meine Reiſe iſt eine Gewiſſensſache für mich, ſie iſt Schuld und Pflicht in Anſehung meines Wohlthäters, meiner Freunde, meiner ſelbſt und meines lieben Sohns, zu deſſen Bildung und Lebens-Erfahrung ich gern alles was ich kann und vermag, beytragen möchte. Geſetzt, daß ſich auch Jedermann ſeines Urtheils und ſeiner vorgefaßten Meynung von mir ſchämen müßte: ſo iſt dem Reinen alles rein, und die Vorſehung wird auch die Weisheit ihrer Wege zu rechtfertigen wiſſen. Ich ſage es Ihnen alſo zum letztenmal zum voraus, daß Sie an mir einen armen alten Mann ſehen werden, der, ohne allen Umgang noch Weltkenntniß, bisweilen gar nicht denken und kein kluges Wort vorbringen kann, ſeine Verlegenheit auch andern empfinden laſſen muß, mit dem lebhafteſten Bewußtſeyn dieſer Unvermögenheit, ohne dem Uebel abhelfen zu können, wenn er ſcheu geworden iſt.

Kraus ſagte mir, daß Kant ſich vorgenommen, Mendelsſohn zu widerlegen, und den erſten Verſuch einer polemiſchen Schrift gegen ihn zu machen. Er hätte ihm aber geſtanden, daß es ihm eben ſo wie Mendelsſohn gehe, und er Ihre Auslegung ſo wenig als den Text des Spinoza ſich ſelbſt verſtändlich machen könne. Mir ſelbſt ſcheint der reine helle Kopf des Kabbaliſten und Carteſianers noch eine ſehr willkührliche Vorausſetzung. Ich will erſt mit meinem Monboddo fertig ſeyn, und dann zum Spinoza wieder zurückkehren. Aus dem Protokoll meiner Briefe können Sie die Lage meiner Seele und Umſtände, von denen ich nicht Herr bin, beurtheilen.

Kant werd' ich, wo mir immer möglich, auf den Sonntag beſuchen. Er war ſehr neugierig Ihre Schrift zu leſen, ehe er ſie im Kayſerlingiſchen Hauſe abgeben würde, und ſchien mir auch mit der Art, wie Sie den statum causae exponirt, und dargeſtellt hätten, vergnügt zu ſeyn. Mehr konnte ich damals nicht herausbringen.

In meinen Augen iſt ſchon Spinoza's Aberglauben an die mathematiſche Form ein Blendwerk, und eine ſehr unphiloſophiſche Gaukeley. Mit der Unterſuchung der 15 Erklärungen und Grundſätze fällt das ganze erſte Buch der Ethik über den Haufen. Ein ſolcher Streuſand trägt kein Gebäude, kaum ein papiernes. Die tabula votiva bleibt alſo: Metakritik über den Purismum der Sprache und Vernunft in philologiſchen und philoſophiſchen Billets doux oder Liebesbriefſchen. Sie merken wohl, daß ich zwei der verdienteſten Männer aufs Korn habe, und daß ich keinen von beiden beleidigen, ſondern ihre der guten Sache nachtheiligen Vorurtheile gern mit leichter Hand und dem Stabe Sanft, im Spielen, oder wie der Prophet ſagt, mit dem Geräthe eines thörichten Hirten berühren möchte, zum bloßen Beſten klüger und würdiger Leſer, denen mit einem Sapienti sat! gedient wäre, und auf beſſere Spuren geholfen werden könnte. Mit Herder bin ich ganz einig, daß unſere ganze Vernunft und Philoſophie auf Tradition und Ueberlieferung hinauslaufe. Ich habe aber zu frühzeitig mein *Εὕρηκα* Ihrem archimediſchen Motto entgegengeſetzt, und es kommt noch auf den Verſuch an, ob der Schlüſſel zum Schloß paſſen wird. Wozu eilen? Mendelsſohn wird es auch kaum mit ſeinem zweiten Theil, und Kant werd' ich ſelbſt und durch andere aufmuntern. Ich werde mich nicht eher erklären, als ich ſelbſt mit meinen Gedanken und Verſuchen im Reinen bin, und dazu brauche ich Zeit, Geduld und Nachſicht. Bey mir iſt weder von Phyſik noch Theologie die Rede, ſondern Sprache, die Mutter der Vernunft und Offenbarung, ihr *A* und *Ω*. Sie iſt das zweiſchneidige Schwert für alle Wahrheiten und Lügen. Lachen Sie alſo nicht, wenn ich das Ding von dieſer Seite angreiſen muß. Es iſt meine alte Leyer, aber durch ſie ſind alle Dinge gemacht. *Γνῶθι σεαυτόν.*

den 29ſten October 1785.

Unſer Licent iſt dieſen Nachmittag geſchloſſen. Die franzöſiſche Colonie feyert ihr Jubiläum, und der General . . . wird mit allem Pomp beerdigt. Seit geſtern haben wir endlich heiteres Wetter bekommen. Mein ganzes Haus iſt mit der halben Stadt mitgelaufen.

Jetzt gehen die Salven und Kanonenſchüſſe über des —. Ich ſahe dieſen Morgen mit einem ähnlichen Abſcheu in eben der Straße, wo der Pomp durchgegangen, eine alte Schindmähre liegen, die gefallen war. Er war als der ärgſte Menſchenquäler bekannt, der ſeine Leute, wie das Vieh behandelte, und ſoll auf ſeinem letzten Lager mit Gott expoſtulirt haben, warum er ihm ſolche Schmerzen auflegte, da er doch Niemanden etwas zu Leid gethan. Ein Bedienter, der einige Nächte gewacht und ſchlaftrunken geworden war, mußte den Morgen drauf neben ſeinem Zimmer abgeprügelt werden, und bey jedem derben Hiebe hat der Barbar ſein herzliches Wohlgefallen bezeigt mit einem: das iſt brav! — Quiescat in pace. — Für die mir und meinen Freunden zugedachten Exemplare des Spinozabüchleins danke ich in ihrem und meinem Namen, und ich werde denſelben eine unerwartete Freude damit machen, ſobald ſie ankommen.

Auf Anfechtungen von B. aus müſſen Sie ſich freylich gefaßt machen. Uns Preuſſen ſind ſie gleich Samaritern, Philiſtern, und dem tollen Pöbel zu Sichem, oder ſollten es wenigſtens ſeyn, wenn wir Patrioten oder Kinder des Königreichs wären, nicht Vaſallen des Churfürſten, noch Nebenbuhler des Kaiſers. Wenn Sie, liebſter Jacobi, Ihre nicht ſcheue Feder furchtbar machen wollen, ſo fürchten Sie ſich ſelbſt davor, nicht vor der Zeit ein Schwert daraus zu machen.

Bis jetzo iſt alles gut, löblich und rechtmäßig in Ihrem erſten Schritt, den Sie gethan. Ihr Spiel iſt groß und ehrlich; verderben Sie es durch keinen übereilten Zug. Eckelnamen ſind keine Gründe; und an Mendelsſohns Antwort muß Ihnen vornehmlich gelegen ſeyn. Herr! Herr! ſagen iſt ſo wenig ein Beweis, als Voltaire's Dieu, eine Widerlegung des Syſtems de la nature.

Ich wünſchte alſo Ihnen die größte Gleichgültigkeit gegen alle Conföderirten und Secundanten des Rabbi zu B., die Sie zeitig genug und mit deſto mehr Nachdruck abfertigen können. Hierin beſteht mein ganzer freundſchaftlicher Rath quoad formam, bis ich zur Materie und Sache ſelbſt kommen werde, welche mir im Grunde, wie ich ſchon Ihnen zu verſtehen gegeben, auf eine bloße Logomachiam hinauszulaufen ſcheint, oder auf eine optiſche Täuſchung unſers Vernunftorgans, wie unſer lieber Kant ſeine Leſer, aber nicht ſich ſelbſt, lehrt; weil wir ohne Unterſchied von Autor, Leſer und Kunſtrichter uns der Vernunft rühmen bey dem größten Mangel ihrer Ausübung und Gerechtigkeit. Der Nachtwächter ruft: Ihr Herren, laßt euch ſagen — und ich gehorche. Gute Nacht.

Dom. XXIII.

Sturmwinde, die ſein Wort ausrichten, ſagt der Pſalmiſt 148, 4. 8. Mit Freuden thun ſie ſeinen Befehl, und ſind bereit, wo er ihrer bedarf auf Erden; und wenn das Stündlein kommt, laſſen ſie nicht ab — las ich dieſen Morgen im Sirach 40. 37. Wenn dieſe rauhen Engel ein paar Ihrer Bäume zum Lob ihres Herrn nöthig gehabt, ſo müſſen Sie nicht gleich die liebe Mutter Natur, wie Eli die Hanna, im Verdacht haben. Oben auf dem Maſtbaume zu ſchlafen, ſo weit geht nun wohl mein dithyrambiſcher Geſchmack nicht. Aber hinter meinem Ofen oder in meinem Bett kommen mir auch die Elemente, wenn ſie durch einander gehen, wie die Saiten auf dem Pſalter, und ihre Concordia discors recht ſchrecklich angenehm vor, daher ich auch gern bey einem ſtarken Ungewitter mein Hausgeſinde mit dem alten Liede Joh. Frank's, der ein Landsmann meines Vaters war, ein Lauſitzer, aufmuntern mag.

Ihr lieber Turgot wird mir herzlich willkommen ſeyn. Nur beſorge ich, daß mich meine Freunde ſo ſehr an das Nehmen verwöhnen, daß ich darüber vergeſſe das Geben und die Seligkeit deſſelben beynahe verliere. Sie ſind doch wohl ſo gütig, mir des lieben jungen Paars glückliche Heimkunft zu melden. Ich denke, daß ich doch ihm ſoviel Zeit laſſen muß, ſich zu beſinnen und zu ſich ſelbſt zu kommen. Hippel erinnert ſich Ihrer mit einem Enthuſiasmus der Freundſchaft. Er muß wegen kranker Augen ſich enthalten, und er hat bey aller ſeiner jovialen Luſtigkeit einen noch ſtärkern Hang zur Melancholie und Schwermuth.

19. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 5. Nov. 1785.

Herzlich geliebteſter Freund und Jonathan!

Ich ſchreibe dieſen Brief, da Candidat Inniſch mit Raphael und meinem Michael in der einen Stube den Sophokles exegeſirt, und Candidat Hill in der andern die Anfangsgründe des Claviers meinen beyden jüngſten Mädchen vordeclamirt; und mehr Stuben hab' ich im Winter nicht. Gottlob, daß ich von meiner Kindheit an zum Tumult beym Arbeiten gewöhnt worden bin.

Ich habe vorgeſtern den Aristée des Hemſterhuis mit ſoviel Vergnügen durchgeleſen, daß ich mir vornahm, meinen Dank dafür ausdrücklich zu wiederholen, und bin heute durch neue Gaben für mich und meine Freunde dazu verpflichtet.

Vorgeſtern beſuchte ich Kant, er gab mir den Brief des Mendelsſohn zu leſen, mit dem er ihm ſeine Vorleſungen zugeſchickt unterm 17ten October. Ich verſprach ihm, keinen Mißbrauch davon zu machen, und muß Ihnen im Vertrauen ſagen, daß man dort über Ihr Büchlein ſehr erbittert und aufgebracht zu ſeyn ſcheint. Dieſes melde ich Ihnen mit wiederholter Bitte, ſich nicht aufbringen noch in Harniſch jagen zu laſſen, ſondern deſto gleichgültiger zu ſeyn. Kant wunderte ſich ſelbſt. Er hat Hippeln ſchon dieſen Brief mitgetheilt, der mir nicht eine Sylbe davon geſagt, und ſich über

Kant's Vertraulichkeit wundert. Sie merken hieraus das Verhältniß des Politici gegen den Philoſophen und Philologen, nicht eben zu unſerm beiderſeitigen Vortheil. Kant hat ſich vorgenommen, mit aller Kälte ſich in einen Gang mit Mendelsſohn einzulaſſen, woran ich viel Antheil nehme, und ihn dazu aufgemuntert habe. Eine kleine Diverſion kann Ihrer guten Sache auch nicht ſchaden. Ich bitte alſo nochmals, enthalten Sie ſich, entziehen Sie ſich, ſoviel Sie können. Man verſteht Sie nicht, und hierin ſind Sie mit Kant und vielleicht dem Prediger in der Wüſte in gleicher Verdammniß. Verſteht man ſich ſelbſt? Lavater kommt auch in den Brief vor. Man findet in Ihrem Spinozabüchlein, wie es Claudius nennt, des Spinoza Kopf, Herder's, Torſo und Göthen's Zehen.

Umarmen Sie B. und ſeine Mariane. Gottes Segen über Sie und die Ihrigen! Alles übrige verſteht ſich von ſelbſt, wird ſich zu unſerer allerſeitigen Befriedigung entwickeln. Verachten Sie meinen guten Rath nicht, langſam zu Werk zu gehen, und erſt Mendelsſohns Antwort abzuwarten, auch von meiner Vertraulichkeit bloß einheimiſchen Gebrauch zu machen.

Die Wahrheit offenbart ſich nicht im Sturm noch Feuer, noch; Erdbeben, ſondern ἁδὺ τὸ ψιθύρισμα, ein ſanftes Säuſeln iſt ihre Stimme. Sobald ich kann und was habe, mehr von Ihrem

alten treuergebenen J. G. Hamann.

20. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 12. Nov. 1785.

Sie werden, herzenslieb
er Jacobi Jonathan, wieder mit einem Briefe von mir heimgeſucht, wie wir heuer von Gewölke und Regen. Wenn Sie weder Zeit noch Luſt haben zu leſen, ſo werfen Sie ihn fort, und laſſen ihn liegen, bis er ſchwarz wird, oder Sie Muſe zu verlieren haben.

Heute wieder Sonnabend und die Woche zu Ende, ohne daß ich das geringſte habe anfangen können; mit genauer Noth unſerm lieben Plato in Weimar geantwortet. Ich brachte den Brief geſtern Morgens ſelbſt auf die Poſt, kam aber zu ſpät. Ohne einmal recht, als aufs Hörenſagen, zu wiſſen, ob heut eine abgeht, hab' ich ihn meinem Joh. Michel mitgegeben.

Geſtern den heil. Martin bey einer magern Ente, ſtatt einer fetten Gans, gefeyert. Nachmittags bin ich zu Hauſe geblieben, das mir mein müſſiger Poſten und die Nähe des Licents füglich erlaubt, und hierin iſt mir mein Loos lieblich gefallen. Da kam ein junger guter Menſch, der ſich den ganzen Sommer auf dem Lande aufgehalten, brachte mir einen Curländer, der von Leipzig nach Hauſe geht. Wenn ich ſchon einmal aus meinem Cirkel herauskomme — Kurz, es wurde aus allem nichts.

Was ich geſtern und ſeit vielen Wochen mir vorgenommen, hab' ich heute zum Frühſtück genoſſen. Meines lieben Alcibiades Buchholz Briefwechſel von

Anfang bis zu Ende wiederholt, numerirt, und in der größten Ordnung reponirt. Daß dieſe Arbeit nicht ohne Rührung und Zufriedenheit und einige Wehen der Sehnſucht und der tiefſten dunkelſten Gefühle im Grunde des Herzens hat abgemacht werden können, darf ich Ihnen nicht ſagen. Ich erwarte mit jedem Poſttage einen Wink von ſeiner glücklichen Heimkunſt, wenigſtens von Ihnen, als dem nächſten Paranymphen unſerer Freundſchaft.

Mein Verbot, nicht eher an mich zu denken, bis er in Ruhe gekommen ſey, macht mir das Stillſchweigen zum Geſetz und Gebot. Ich beſchwöre Sie alſo, lieber Jonathan, Ihn nicht eher zu wecken noch zu regen, als bis es ihm ſelbſt gefällt; aber Nachricht erwarte ich durch Sie von ſeinem und ſeiner lieben Mariane Glück und Wohl, ſo gewiſſenhaft und umſtändlich, als ein Augenzeuge ſich ſelbſt Rechenſchaft geben kann, von dem was er ſieht und erfährt.

Reichard, mein Ariel, iſt den 5ten d. glücklich angekommen. Alles gut, und auf dem vorigen Fuß. Nun denke ich mit Wohlgefallen an Berlin, das nicht mehr Babel in meinen Augen iſt, weil ich nunmehr Einen Freund habe, woran es mir ſeit ſeiner Abweſenheit gefehlt.

Vorgeſtern hatte ich einen vergnügten Mittag bey unſerm Hippel. Der Wanderer Hill aß mit; auf einmal fällt ihm eine Bauernhochzeit ein, 6 Meilen von hier, wo er eingeladen worden. Er läuft auf einmal weg, ohne Abſchied, um 3 Meilen noch denſelben Abend zu beſtreiten, die übrigen 3 geſtern als zum Hochzeitmahl, und will heute wieder in der Stadt ſeyn. Aus dieſem Zuge können Sie leicht urtheilen, wie ſauer es mir bisweilen wird, dieſen Bucephalus-Kopf im Gleiſe zu erhalten.

Hier begegnete mir ein ganz vermaledeyter Streich in einer königlichen Dienſtſache, den ich Ihnen erzählen muß. Mein ganzes Amt beſteht in Hütung des Packhofes, welche eigentlich von meinen unter mir ſtehenden Licentträgern abhängt, und in Bewahrung und gehöriger Auslieferung aller Beſchläge, wozu ich eine beſondere Depotkammer habe, und für die ich haften muß. Kurz vor dem Eſſen kommt der Aufwärter von der Provincial-Direction und verlangt gegen Quittung einen verſiegelten Sack mit Sachen, die auf einer kleinen Stadt beſchlagen worden, bereits im März. Verdrießlich über den Vorfall, der ſelten und deſto ungelegener kommt, gab ich ihm die Schlüſſel, und bitte ihn, an einen von denen, die in meiner Amtsſtube arbeiten, die Sache herauszugeben; werfe mich aber geſchwind in Kleider und laufe ſelbſt nach. Der Aufwärter kommt mir ſchon entgegen, mit der Nachricht, daß man nichts finden kann. Ich zu meinem Regiſter, wo ich das Protokoll eingetragen finde, und noch offen. Jede Sache, die ich ſchon ſuchen muß, iſt gleich in meinen Augen verloren, und dann kommen mir gleich ein Dutzend Arten und Weiſen in Kopf, wie ſelbige hat verloren werden können. Mit einem male verliere ich dann alle Beſonnenheit, weiß von meinen Sinnen nicht. Es war nicht mehr als ein einziger verſiegelter Sack, der es nicht ſeyn könnte und ſollte, dennoch es wirklich war. Kurz die ſchrecklichſte Angſt einer halben Stunde löſte ſich, nachdem ich mit Gewalt und gleichſam bey den Haaren zu einem Augenblick kalter Ueberlegung gebracht war, in Scham und Gelächter über meine Blindheit auf. Dieſer Naturfehler iſt aber unheilbar, und macht mich zu allen, beſonders kleinen Geſchäften untüchtig; vielleicht gemeiner unter den Leuten, welche Philoſophen heißen, nur wirkt er bey mir auf eine epileptiſche Art. Daß man ſich Dinge, die weder ſind noch ſeyn können, als wirklich vorſtellt und gleich Theorieen fertig hat, die Wunder ſeiner eigenen Einbildung zu erklären, und wahrſcheinlich zu machen, figmenta als Data vorausſetzt, und ſich in Schlüſſen darüber verliert, daß man ſich nicht wieder herausfinden kann. Ich präge mir alle dergleichen Vorfälle ſo tief wie ich nur kann, und in mancherley Geſtalt und Methode ins Gemüth; aber alles iſt umſonſt.

Auf dieſes Leid folgte noch eine kleine Freude von anderer Art. Mein Johann Michel brachte mir die Abhandlung eines D. Hufeland mit über den Grundſatz des Naturrechts, die Kant erhalten, und die ihn hauptſächlich angeht. In dem Verſuch habe ich die ganz unerwartete Ehre, unter den neueſten Schriftſtellern über das jus naturae ſechsmal mit allem Glimpf und mehr als ich verlangen kann, feyerlich citirt und allegirt zu werden mitten unter den Grotiis, Puffendorfiis, Hobbiis, Vatteliis, Schmausiis u. ſ. w. Was meynen

Sie dazu? Befördert ein ſolches Deſſert nicht die Verdauung? Ich habe das gefährliche Buch kaum eine Stunde in meinem Hauſe behalten, und den Ueberbringer gleich damit fortgeſchickt, mir blos die Freude gemacht, an den Fingern abzuzählen, wie oft mein Name mit Schwabacher gedruckt vorkommt. An der Materie nimmt der Prediger in der Wüſte weiter keinen Antheil.

Wie Kant noch Magiſter war, pflegt' er oft im Scherz zu erzählen, daß er immer Happelii relationes curiosas leſen müſſen vorm Schlafengehen. Darnach kam die Reihe an Baſedow's Philalethie u. ſ. w. Ich beſorge, daß meine relationes curiosae Sie auch ermüden; dennoch muß ich Ihnen noch erzählen, was der heilige Martin geſtern für Freude in mein Haus gebracht, die ich meinem Johann Michel zu verdanken habe, und er zum Theil mir.

Er kommt ganz beſtürzt zu Tiſch, der nur Mittags bey uns gedeckt wird. „Nun mein Sohn", — Vaterchen! ich habe ein großes, großes Geſchenk bekommen. Hippel hat ſeinem Raphael und meinem Michel dieſe Woche ein gleichförmiges Kleid beſtellt. Davon hatte ich ſchon Wind, ich konnte mich alſo auf nichts mehr beſinnen, was ihm fehlen könnte, noch wo es herkommen ſollte. Ich wurde verdrießlich weiter zu rathen, und ſagte mit einiger Hitze: Junge! rede: von wem? wie? was? Ein Plinius ed. Harduini in folio von Nicolovius; ich mußte ihn annehmen; ſo und ſo hat ers mit mir gemacht ꝛc.

Liebſter J. ohne Ruhm zu melden, bin ich ſehr genau, alles in Einnahme und Ausgabe zu bringen, ſchreibe jeden Beſuch, den ich bekomme und abſtatte, in meinen Hauskalender. Daher weiß ich ſehr genau, daß den letzten Juli Dom. X. p. Tr. ein feiner junger Menſch, den ich nicht kannte, zu mir kam. Seine Verlegenheit machte mich ungeduldig, daß ich ihn etwas dringend frug: womit ich ihm dienen könnte? Ich hatte eben einen Brief unter Händen. Er bat mich ganz gerade, daß ich ihm wo möglich, im Engliſchen oder Griechiſchen Stunden geben möchte. Dieſes außerordentliche Vertrauen gefiel mir, und ich hielt der Mühe werth, den Jüngling näher kennen zu lernen. Ich benahm ihm gleich ſein Mißverſtändniß, daß ich ſpät mich mit einigen Sprachen abgegeben hätte, nicht weit darin gekommen, und von Tag zu Tag das Wenige allmählich vergäße, wenigſtens die Erfahrung gemacht, wie man auch mit dem kümmerlichſten Gedächtniß ſich in Sprachen forthelfen könnte; bedauerte die Abweſenheit meines Hill, der in dieſem Fache lebte und webte, ſchlug ihm meinen Joh. Michel vor, der eben die Hundstage auf dem Lande feyerte. Sie kannten ſich einander, und ſahen ſich alle Tage in Stunden bey Kant. Er ſchien mit dieſem Rath zufrieden, und ich wars noch mehr, einen neuen Freund und Gehülfen für meinen Sohn an ihm gefunden zu haben. Der Name und das Haus ſeiner Eltern war mir bekannt, weil ich in der Nachbarſchaft vormals gewohnt. Daß ſein Vater eine der größten Stellen hier gehabt, die Hippel ſich vor ſeinem jetzigen Poſten wünſchte; ſeine beyden Eltern wären geſtorben, meldete er mir. Er hätte noch 2 Brüder, die Zwillinge wären, und eine jüngere Schweſter außer einer bereits Verheiratheten. Die 3 Geſchwiſter lebten gemeinſchaftlich mit ihrer alten Tante. Er hätte ſich der Theologie gewidmet; dieß fiel mir eben ſo ſehr auf, weil Leute von Vermögen und einem gewiſſen Stande ſelten ſich zu dieſem Studio entſchließen. Seine beiden Zwillingsbrüder ſtudirten auch, aber ihre Wahl wäre noch nicht entſchieden, einer hätte Luſt, ein Buchhändler, der andere ich weiß nicht mehr was? zu werden. Ich bemerkte ihm, daß mein Sohn auch einen Zwillingsfreund an ſeinem Raphael Hippel hätte, von dem er ſich ungern in ſeinen Uebungen ſcheiden würde, und ſo wurde von mir der Grund zu dem kleinen Triumvirat gelegt.

Mein Sohn fängt das Engliſche an, geſteht mir bald, daß ſein Commilito weiter darin wäre als er ſelbſt, nicht nur ſeinen Pope und Milton leſen könnte, ſondern auch im Sprechen und Schreiben geübt wäre, worin es meinem Michael wie dem Vater ſelbſt in ſeiner Mutterſprache fehlt, an Zeit und Luſt und Muth. Ich gab ihnen meinen Shakeſpeare, und wie ſie mit einem Stück darin fertig ſind, merkt Nicolovius auch, daß er ſich ſelbſt helfen kann, beſonders da er in ſeiner ausgeſuchten Bibliothek die Eſchenburgiſche Ueberſetzung hat. Sie ſchränken ſich aber ſeitdem blos auf das Griechiſche ein, fingen mit dem Aeſchines an, haben die erſten 4 Geſänge der Odyſſee zu Ende gebracht. Nicolevius findet eben die Leichtigkeit auf ſeine eigene Hand darinn fortzufahren, und auf die Woche kommt die Reihe an Theokrit.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, was der erſte Beſuch dieſes jungen Menſchen für einen ungemeinen Eindruck auf mich gemacht, aber noch weit mehr alle die Kleinigkeiten, welche ich meinem Sohn bisweilen aushole über den ganz außerordentlichen originellen Charakter dieſer drey Brüder, von denen jeder ſeinen eigenen Gang gehen ſoll, bey der größten Harmonie.

Hippel hat mich zu Mittag gebeten, den Altgeſellen Hill mit den beiden Burſchen Michael und Raphael, deſſen Bruder Samuel Hippel heute eingeſegnet wird nebſt dem Ernſt Deutſch, der bey dem Pfarrer Fiſcher in Penſion ſteht. Fiſcher iſt der Leibprediger unſeres hieſigen beau monde und meiner Freunde; für mein zartes Ohr redet er ein wenig zu ſachte. Wir werden alſo, liebſter J. Ihre Geſundheit trinken, und mit unſeren Gedanken in Pempelfort und Ihrer Nachbarſchaft ſeyn.

Mit Herder's Ideen zweitem Theil bin ich zum zweitenmal fertig geworden. Das langſame Leſen wird mir ſehr ſauer, und noch ſaurer das Urtheilen oder vielmehr die Entwickelung deſſelben.

Flüchtiger ſcheint mir an einigen Stellen dieſer Theil zu ſeyn, auch mehr ornamenta ambitiosa die Schreibart zu haben, beſonders thut mir auch der Abſchnitt über die Regierungen nicht völlig Gnüge. Es fehlt aber nirgends an großen und ſchönen Gedanken, die mit Würde und Anſtand geſagt ſind für die Bedürfniſſe unſerer Zeit und die Gränzen ſeines Berufs. Seinen Plan bin ich noch nicht im Stande zu überſehen, und vom Ganzen hängt doch der Zuſchnitt jedes Theiles ab. Der lauterſte und reinſte Geſchmack herrſcht in ſeinen zerſtreuten Blättern, und iſt ein Werk der Theano. Die Ideen erfordern eine männlichere Muſe, artis severae effectus. Bey ſeinen Amtsgeſchäften, unvermeidlichen Zerſtreuungen der leidigen Celebrität ꝛc. der überſchwenglichen Beleſenheit und Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen, iſt vor dem Exegi opus die reinſte Kritik summa injuria. Gewiſſenshalber kann ich gar nicht urtheilen, und die Liebe für die Sache ſowohl als den Verfaſſer iſt Humanität, die Alles deckt. Gott hat den Leib alſo vermengt, und dem dürftigen Glied am meiſten Ehre gegeben; und wo iſt ein Autor wie Er? ein beſſeres Muſter aller Syſteme im Großen und Kleinen?

Wenn ich über Spinoza was zu ſchreiben im Stande bin, ſo werden Sie es nicht anders als gedruckt erhalten. Zur freundlichen Nachricht: über das Gedruckte wird es mir lieb ſeyn, von Ihnen geſcholten, getadelt und quäſtionirt zu werden nach Herzensluſt. Werde auf Alles mit Ja oder Nein, oder mit Ja und Nein antworten. Vor = macht keine Nachrede. Heute über 8 Tage iſt der letzte Sonntag des Kirchenjahres, und der Advent iſt meine liebſte und einträglichſte Jahrszeit wegen der kurzen Tage zu meinen Opusculis der Finſterniß und Nacht, und des Sinn, Ebbe und Fluth regierenden Monds.

Wegen der Einkleidung bin ich noch ungewiß; keine Liebesbriefe eines Adonis, ſondern Endymions. Der Titel iſt für mich kein Schild zum bloßen Aushängen, ſondern der nucleus in nuce, das Senfkorn des ganzen Gewächſes. Hinc illae lacrimae, über dieſe Kleinigkeit erſt mit mir ſelbſt einig zu werden. Entwicklung und Ausfüllung überlaſſe ich den Säften des Lebens und Einflüſſen der Witterung und des Himmels. Aus lecta potenter re fließt von ſelbſt facundia und lucidus ordo. — Dieſe meine methodum arcanam werde ich nun freylich nicht den Bürgermeiſtern und Philiſtern der A. d. Bibliothek auf die Naſe binden. Laſſen ſie ſich mit ihrem Moſes die Köpfe zermalmen.

Gottlob! die erſte Handvoll Schnee, mich damit zu waſchen. Das wärmt, ſagt man, auf den ganzen Winter. Schwatzen hat ſeine Zeit, Schweigen hat ſeine Zeit, amant alterna camoenae. Vale et fave.

Bin mit dem erſten Theil im Turget ſtehen geblieben. Brahl arbeitet an ſeinen Mirabeau wie eine Schnecke, und muß erſt damit fertig ſeyn.

Erbarmen Sie ſich, mein lieber Jonathan, und kühlen Sie bald mit einem Tropfen aus der Ferne Ihren ſchmachtenden und, wie David, des Waſſers aus dem Brunnen zu B. lüſternen, Sie und alle Ihre lieben zu P. D. und M. ſegnenden, im Geiſt umarmenden, alten radoteur Johann Georg Hamann

den 14 frühe unter dem Morgenſegen
meiner Kinder.

21. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 17ten Nov. 1785.

Daß Mendelsſohn und ſein Anhang ſchrecklich böſe auf mich werden würde, konnte ich vorausſehen, aber doch nicht ſo klar, als ſeitdem ich die Morgenſtunden geleſen habe. Da Sie die Urkunden gerne leibhaftig ſehen, ſo lege ich den Brief von Mendelsſohn, womit er ſein Buch mir überſchickte, bey. Bald darauf erhielt ich einen Brief von Eliſe, den ich auch beylege, ſo wie meine Antwort. Wenn Sie dieſe etwas zu lebhaft finden ſollten, ſo glauben Sie nicht, daß ich Ihren guten Rath darum in den Wind ſchlagen werde. Ich werde nichts übereilen, und Sie ſollen gewiß mit mir zufrieden ſeyn. Wüßte ich doch ein Mittel, Ihnen ein recht wahres Bild von mir zu geben! Weil ich faſt immer mit Affect handle und rede, ſo handle und rede ich darum nicht immer aus Affect. Die Menge tiefer Leiden hat mein Inneres zu einer eigenen Art von Unterthänigkeit zerknirſcht. Nicht daß ich mir Gefühle geben und nehmen, ſie nach eigener Willkühr ſchwächen oder verſtärken könnte, ſondern mir iſt nur eine Fähigkeit und Fertigkeit geworden, gewiſſermaßen keine Notiz von ihnen zu nehmen, und ihnen zuzuſehen, als wenn ſie nicht zu mir gehörten. Was für ſonderbare Contraſte dieſes erworbene Phlegma (wovon auch ſchon der Keim in einem angebornen Tiefſinne lag) mit meinem Feuer, wovon ich noch nicht das mindeſte verloren habe, machen muß, und ihr gegenſeitiges Spiel miteinander, können Sie ungefähr ſich vorſtellen. Mit lauten, brauſenden, unruhigen Menſchen — mit auffahrenden (es ſey in Begierde oder Abſcheu, Liebe oder Haß) kann ich ohne Ueberwindung nicht umgehen. Verſchloſſene Menſchen kann ich nicht lieben, weil ich ſelbſt im höchſten Grade offenherzig bin. Unter allen Affecten, bin ich zur Rachſucht am wenigſten, und zum Unwillen am mehrſten geneigt. Aber geneigt iſt nicht das rechte Wort, ſondern Unwille und Eckel iſt das, was ich am ſtärkſten und Rachſucht, was ich am ſchwächſten empfinde. Uebrigens bin ich durchaus ſo beſchaffen, daß ich von dem Schönen und Guten weit mehr als von dem Häßlichen und Böſen gerührt werde, folglich auch jenes mehr ſuche als dieſem aus dem Wege gehe. Doch fange ich an, von dieſer Seite einige Veränderung zu ſpüren, die ich dem herannahenden Alter zuſchreibe. Indeſſen iſt mir aller Calcul in etwas wichtigen Dingen noch immer eben ſo ſehr zuwider und wird es wahrſcheinlich bis an das Ende meines Leben bleiben. — So viel, für dieſes mal, von meinem natürlichen Menſchen.

Was die Berliner angeht, ſo bin ich ſehr zufrieden, wenn ſie in meinem Büchlein den Kopf des Spinoza, Herder's Torſo und Göthe's Zehen finden, geſetzt auch, daß ſie mit den Zehen Klauen oder Krallen meynten. Es ließe ſich zum größten Lobſpruche deuten; denn was könnte man für einen Schriftſteller wohl ſchmeichelhafteres ſagen, als, er denke mit einem Kopfe wie Spinoza's, athme wie aus Herder's Bruſt, und bewege ſich, wie mit Göthe's Füßen? Die nähere

Beſtimmung wird auch mir wohl mit der Zeit bekannt werden; unterdeſſen wird das Ding ſich von ſelbſt ſchon rühren, wenn es nicht in der That bloß zuſammengeflickt iſt; ich werde, um ſeine einfache Subſtanz und ſeine Unſterblichkeit darzuthun, keinen Phädon ſchreiben. Mich wundert, daß Sie nicht auch in Mendelsſohn's Briefe vorkommen. Auf meine Verſchwiegenheit können Sie ſicher zählen. Ihnen gebe ich ein für alle mal die Erlaubniß, von dem, was ich Ihnen ſchreibe oder mittheile, nach dem Rathe Ihres Genius Gebrauch zu machen, ſintemal er bey mir in einem ungleich größeren Anſehen, als mein eigener, ſteht. Der ganzen Menſchheit in einem Menſchen kann ich alles, der Weisheit, Tugend u. ſ. w. aber, die nur in ihm iſt, blutwenig zutrauen.

Sagen Sie mir doch, Lieber, ob Sie es begreifen, daß es dem Verfaſſer der Critik der reinen Vernunft eben ſo wie Mendelsſohn ergeht, und er meine Auslegung ſo wenig als den Text des Spinoza ſich ſelbſt verſtändlich machen kann.

Ich habe die Critik der reinen Vernunft von neuem vorgenommen, und kann nicht anders denken, als daß dieſer Ausſage eine Sophiſterey unterliege.

Die Recenſion des Scheblimini habe ich ſchon vor drey Wochen geleſen, und ſie höchſt elend, ſeicht und abgeſchmackt gefunden, ſo daß ſich nichts darüber ſagen läßt. Ich habe Ihre Apologie des Buchſtabens H wieder geleſen, und mich bis in's Mark daran erbaut. Lieber, lieber Hamann!

22. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 28. Nov. 1785.

Sie ſind mein lieber treuer Jonathan, und nehmen mit ein paar Zeilen vorlieb.

Geſtern erhielt ich zum erſten Advent die Berliniſche Bibliothek. Die ganze ausführliche Recenſion iſt nichts als ein ridiculus mus, da ich mich auf ganz andere Dinge gefreut, und faſt Schlöſſer darauf gebaut hatte.

Hätten ſie mich namentlich aufgeführt, und gewiſſe Stellen mir vorgerückt, ſo wäre der Henker los geweſen, und meine Dido hätte Himmel und Erde aufgeboten. Ich hätte reinen Wein eingeſchenkt, aber auch zugleich reinen Tiſch gemacht. Und was wäre das Ende vom Liede geweſen? Di bene fecere. Auf nichts läßt ſich nichts antworten. Wenn Sie das Ding leſen werden, ſo bitte ich mir auch Ihre Meinung drüber zu ſagen. Mir kommt es ſo lau vor, daß ich nichts damit anfangen könnte, wenigſtens keine Luftmaſchine zu meiner Reiſe.

Iſt aus der Reiſe unſers lieben Lavater nichts geworden? Er hat ſeinen Sohn nach Göttingen bringen und ſeine Freunde in Bremen beſuchen wollen. Es iſt ein wahres Unglück, zu viele Freunde zu haben. Armuth und Reichthum gieb mir nicht — und die Armen ſind in jedem Fall ſeliger.

Ihre gute Nachricht von dem guten Anſehen, mit dem mein Alcibiades zu Hauſe gekommen, hat mir recht wohl gethan. Ich habe mir die Freyheit genommen, dem jungen Paar Luft und Waſſer zu empfehlen. Einen wohlfeilern guten Rath giebt es nicht; demohngeachtet wär' er nicht zu verachten.

Dieſe ganze Woche werde ich feyern, und ſchmauſen müſſen, alſo zufällig auf die glückliche Heimkunft meiner Freunde vergnügt ſeyn, ſoviel mir möglich im finſtern Thal.

Nun iſt's hohe Zeit. Ich umarme Sie und ſegne Sie und alle Ihre Lieben, denen ſich auch Johann Michael empfiehlt. Mein kahler grauer Kopf kann weder denken noch arbeiten, ſondern iſt ſtätig — und ich ſelbſt krank vor Furcht und Ungeduld des Kommenden . . . und Zaudernden. Leben Sie wohl und denken Sie meiner im Beſten. Vale et fave.

23. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 29. Nov. 1785.

In Ihrem Briefe vom 17ten, mein herzens Jonathan, finde ich neue Beweiſe Ihrer Zuneigung und Freundſchaft, aber auch einige Symptome von Hypochondrie, welche die Krankheiten der jetzigen Jahreszeit beſchwerlicher und empfindlicher machen. Werden Sie auch durch mein Geſudel angeſteckt? Vor meinen Briefen graut mir ſelbſt — und ich mache mir auch bisweilen eine Gewiſſensſache daraus, mich ſelbſt und andere damit zu quälen, was ehemals eine meiner beſten Erholungen war.

Mit Prof. Kraus habe ich geſtern beynahe halbe Abrede genommen, daß er, wenn es zum Reiſen kommt, Vater und Sohn als Vormund begleiten wird. Er hat eine Ausflucht höchſt nöthig, und eine ganz platoniſche Liebe für einen ehrlichen Schwaben in Eßlingen, Steudel, den Sie vielleicht auch kennen. Sie können ſich kaum vorſtellen, wie dieſer Einfall auf mich wirkt. Es wird ihm leicht werden, einen Urlaub vom Miniſter von Zedlitz zu erhalten; nur Wege zu meinem eignen kann ich noch nicht abſehen, und ich dummer Geck glaubte, daß die allgemeine Berliner Bibliothek mir ein Loch machen würde, durchzubrechen.

Die Berliner Recenſion ſcheint mir wirklich von einer Seite alle die Beywörter zu verdienen, welche Sie gegen dieſelbe ausſtoßen; von der andern iſt ſie eben ſo politiſch, giftig und fein, daß mir dadurch die Hände gebunden ſind, mir ſelbſt Genugthuung zu verſchaffen. So weit geht mein Vortheil, daß ich vollkommner Herr bin zu reden und zu ſchweigen; aber eben dieſe freye Wahl auf dem Scheidewege macht mich bedenklich, ob ich ihre Politik nicht eben dadurch vereitele, daß ich die Gelegenheit vom Zaune breche. Wo nehme ich aber Kopf und Laune her zu einem ſolchen muthwilligen Verſuche? Ich mag ſo mißtrauiſch ſeyn, als ich will gegen meine Einbildungskraft, die mir täglich Streiche ſpielt, daß ich gegen meine Sinne und Gefühle mißtrauiſch bin, ſo bin ich doch gar zu ſehr überzeugt, daß man in B. empfindlich dadurch beleidigt worden, M. zum Atheiſten gemacht zu haben. Ohne die geringſte Abrede zwiſchen uns beiden mußte es Ihnen liebſter J. eben ſo einfallen, Leſſing zum Spinoziſten zu machen. Vielleicht bin ich der erſte geweſen, der den Rabbi Moſes auf die Sprünge gebracht mit ſeinen Vorleſungen auszurücken. Dadurch wurde die Beſchuldigung ipso facto widerlegt, und ihm zugleich die Arbeit erleichtert, den todten Freund vom Verdacht des Spinozismi zu reinigen; und ſo hält er ſeinen Einzug mit doppelten Palmen in ſein Berliner-Jeruſalem und frohlockt über uns beyde.

Wir können alſo unſerm beiderſeitigen Erbfeinde gar nicht einräumen, ihn ſeine ganze Lection zu Ende leſen zu laſſen, ſondern müſſen über ſeine Vorleſungen die Epiſtel halten, und der Mätten eine etwas ſtarke Veſperlection entgegenſetzen. Dazu ſehe ich kein beſſeres Mittel, als einen Hirtenbrief an den Prediger in der Wüſte zu entwerfen, und ihm alles das in die Naſe zu reiben, was der allgemeine Bibliothekar gern gethan hätte, wenn er es nur gedurft; und durch dieſen Umweg könnte ich den ſtummen tückiſchen Hunden auf das Fell kommen. Eine ſolche Diverſion würde eine ſehr heilſame Wirkung thun. Sie würden mir die Erlaubniß geben, mit Ihnen und meinem Alles zermalmenden Landsmann auf gleichem Fuß herumzuſpringen.

den 3ten December.

Wie Sie nagen und kauen an dem Einfalle des Juden, deſſen Vergleichung Ihrer Schrift mit dem bekannten Geſicht im Daniel 11 ich nicht mit ſeinen Worten, ſondern nach meiner Art ausgedrückt; weil mir ſtatt des Bauchs der Torſo einfiel. Das Bild paßt noch beſſer auf ſein verjährtes Syſtem, das er für eine Bildſäule hält, und ſeine eignen faulen Füße nicht merkt. Ein wenig zuſammengeſetzt, und buntſcheckig iſt, Ihre Compoſition, mein lieber Jonathan. Ihre Antwort an Hemſterhuis eine Epiſode. Der Anfang hiſtoriſch; die Mitte metaphyſiſch, und das Ende wenigſtens poetiſch, und verräth Ihren Geſchmack an dithyrambiſchen Schriftſtellern.

Die Materialien waren Sie ſo gut mir mitzutheilen. Daß und wie Sie Alles zuſammenſetzen und ſchmelzen würden, davon wußte ich nichts, und davon iſt auch nicht die Rede zwiſchen uns geweſen. Hierin beſteht auch meines Erachtens nicht die Hauptſache. Ihre Freundinn, die Männin hat ſie ſelbſt aufgemuntert. Die liebe gute Ilſe gefällt mir mit ihrem non putaram. Herder und ich mögen ohne Verabredung im Herzen vielleicht ähnlich gedacht haben. Ihr ganzer Spinozismus kam mir wie ein Geſchwür vor, durch deſſen Auf- und Ausbruch ich Ihnen Erleichterung zu verſchaffen hoffte. Haben Sie meinem Rath in Ausfertigung gefolgt; ſo folgen Sie ihm auch in Abfertigung aller Quackſalbereyen. Sie können M. Freundſchaft eben ſo gut wie ich entbehren.

Es ſoll Ihnen nicht gelingen, mich auf meine Opuscula profligata und praeludia meiner Autorſchaft eitel zu machen. Kant war mit der Apologie des Buchſtabens H. ſo zufrieden, daß er mir wünſchte, dieſen Ton zum Muſter zu adoptiren. Meine beiden Motto aus Moſe nach M. Ueberſetzung und aus dem Jeremias nach der Lutherſchen ſind wie zwei Leuchthürme für meine Predigt in der Wüſte. Sie wird mir immer wichtiger und angelegentlicher durch die Berlinſche Recenſion — etiam ab hoste consilium, iſt eine meiner alten Maximen.

Kant hat mir geſtanden, den Spinoza niemals recht ſtudirt zu haben, und, von ſeinem eignen Syſtem eingenommen, hat er weder Luſt noch Zeit in fremde ſich einzulaſſen. Mit Ihrem Vortrag war er ſehr zufrieden, und dieſen beneidet er auch dem Mendelsſohn. Er iſt ein ſehr angenehmer Schwätzer in Geſellſchaften, und könnte es noch unterhaltender für das Publikum ſeyn. Er lieſt alles Neue beſonders im hiſtoriſchen und geographiſchen Fache, und hat ein ſehr glückliches Gedächtniß, die ſchwerſten Namen zu behalten.

Hippel lebt in der Welt und unter lauter Geſchäften, kennt alſo die Gewalt der Vorurtheile und Leidenſchaften mehr als das Geheimniß der Wahrheit; oder vielmehr, um die Wahrheit geheim zu halten, erlaubt er ſich jedes Gegenmittel bey einer ſehr lebhaften und fruchtbaren Einbildungskraft. Er iſt zum Redner, Schauſpieler und Staatsmann geboren. Jetzt iſt ſein ganzes Lebensſyſtem activ; er beſitzt aber eben ſoviel Talente zu einer ſpeculativen Ruhe als Geſchmack an einer öffentlichen Würde.

Jede Autorſchaft iſt ſchon an ſich eine Verſuchung, es beſſer als die ganze Welt zu machen, oder wenigſtens als ſein Nächſter. Laſſen Sie ſich die aufſteigende Hitze nicht befremden, als widerführe Ihnen etwas Seltſames. Es iſt der Weg alles Fleiſches, das gekreuziget werden muß ſammt den Lüſten und Begierden. Nehmen Sie ſich Zeit, Ihre eigenen Schriften zu ſtudiren, ſo unangenehm auch dieſe curae posteriores ſind. Es gehört viel Zeit und Mühe dazu, ſich ſelbſt, geſchweige denn, einen andern zu verſtehen; und man muß überſehen können, um zu urtheilen.

Melden Sie mir bald gute Nachrichten aus Wandsbeck, und haben Sie die Güte fortzufahren in dem, was zur Geſchichte unſerer Autorſchaft weiter vorfallen möchte. Der be- und verkleidete Prediger in der Wüſte wird ſich ſelbſt entkleiden, und ſeine Verklärung in einem armen Sünderhemde zu bewerkſtelligen ſuchen, wie er in der Allgemeinen Bibliothek zwiſchen einem Zöllner und Atheiſten geflochten liegt. Quiescat in pace! Wie gut wird's ſich doch nach der Arbeit ruh'n! Wie wohl wird's thun! Auch Ihnen wird Ruhe Ehre ſeyn Jer. XI. 10. Misce stultitiam consiliis brevem. Ich umarme Sie. Gottes Segen über Ihr Haus und alle die lieben Ihrigen.

Ihr alter treuer Joh. Georg Hamann.

24. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 14. Chriſtmonat 1785.

Da erhalten Sie, liebſter J. J., wahrſcheinlich den letzten Brief in dieſem Jahre. —

Vorige Woche ſtattete ich den gewöhnlichen Beſuch bey Mme. Courtan ab, wo ich Kant's Amanuenſis fand, der mir ſagte, daß Kant ſich mit Mendelsſohn nicht einlaſſen wollte, weil 1. die Morgenſtunden ihn eigentlich nicht ſelbſt beträfen, wie er anfänglich gedacht, und 2. weil er mit ſeinen eigenen Arbeiten zu ſehr beſchäftigt wäre.

Bey meinem Vorſatze bleibe ich noch vor der Hand, die Recenſion der Berliner zu beantworten. An Materie fehlt es nicht, ich bin aber meines eigenen Vorrathes ſelbſt nicht mächtig. Ich habe mit einer Dedication an Niemand den Kundbaren angefangen, und denke mit einem fliegenden Briefe an ihn meine kleine Autorſchaft zu ſchließen. Zum Motto der bekannte Spruch: Non fumum ex fulgore sed. — Giebt mir Gott Glück und Kräfte, mein Ideal, das in meiner Seele gährt, darzuſtellen, ſo ſollen dem andächtigen Leſer in Berlin die Haare zu Berge ſtehen vor meiner Gabe der Deutlichkeit, und ſie ſollen noch mehr über das Feuer als über den Rauch klagen. Aber es geht mir auch gleich als wenn die Kinder bis an die Geburt kommen, und iſt keine Kraft da, zu gebären; Jer. 27. Es ſoll ein wahrer tractatus theologico-politicus und totius medicinae idea nova gegen alle bisherige juriſtiſche, finanziſche und welſche Quackſalbereyen in der Kunſt, Menſchen und Staaten zu regieren, ſeyn. Die Großen dieſer Erde, welche ſich ſelbſt ein Jeruſalem nicht ſchämt anzurufen, um das Heil der Welt zu bewirken, ſind eben die Verderber, welche Gott und Menſchen täuſchen, von denen alſo kein Heil zu erwarten iſt. Ich habe auf dieſe heilloſen Redefiguren ſchon, ich weiß nicht wo, angeſpielt. Wenigſtens will ich meinen hölzernen Arm ſo weit ich kann, ausſtrecken, um fähigen Köpfen den rechten Weg zu weiſen. Sie ſelbſt, συζυγε γνήσιε, (Phil. 4, 3.) ſollen die Stimme des Prediges aus den Wolken nicht umſonſt citirt haben, und über ſeine Erſcheinung weinen und lachen, Furcht und Freude fühlen. Alea jacta est. Jenſeits des Rubicons oder Cedernbaches wollen wir mehr plaudern. Um eine Stunde kommt der Schlaf mit einem Quos ego — wie Neptun mit ſeinem Dreyzack, und der ganze brauſende Tumult verwandelt ſich in eine Windſtille, mit der ich nicht vom Fleck kommen kann.

Leben Sie mit den lieben Ihrigen recht wohl. Denken Sie quantum sufficit an Ihren zwar nicht geſunden, aber auch gar nicht kranken, ſondern in glücklicher Mitte ſchwebenden Schwärmer, mitarbeitenden und mitleidenden Freund

J. G. H.

25. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 28. Dec. 1785.

Dieſen Morgen, lieber herzens Jonathan, habe ich ganzer 2 Stunden gelauert auf Ihren Briefboten. Er kam nicht und ich machte mir andere Plane, borgte einen Stock und lief nach der Stadt. Eben kam ich auf das Eis bey der Ueberfahrt, da ich unverhofft den Mann vor mir fand mit der ganzen Ladung von Einlagen. Einen Brief von dem lieben Kleuker habe ich am wenigſten erwartet, und mich lange beſinnen müſſen, daß ich ihm geantwortet habe. Seine Salomoniſchen Denkwürdigkeiten hat mir der Verleger bis auf das Titelblatt mitgetheilt. Ich habe auch ſelbige geleſen, aber, Dii Deaeque me perdant, wie ein römiſcher Tyrann an den Senat ſchrieb, mein Kopf iſt ſo ſchwach, daß ich Alles unter den Händen vergeſſe. An Gedächtniß fehlt es mir noch eben nicht; aber ganz an Reputation. Ich muß das nehmen, was es mir von ſelbſt auswirft, nicht was ich haben will, oder mir nöthig iſt. Auf ſeine Unterſuchungen freue ich mich über die Myſterien, manum de tabula aber heißt es bey mir. Vor jenen 20 Jahren lernte ich arabiſch, um auf die Origines der Humanität, wie Herder es nennt, zu kommen. Nun iſt mir alle Luſt vergangen, und der Gaul taugt nicht mehr zu ebentheuerlichen Ritten.

Was der ſelige Ziehen von der hieroglyphiſchen Sprache ſich verlauten ließ, machte mich ungemein aufmerkſam. Seine ganze Aſtronomie und alles übrige geht mich ſo wenig an, als die ganze Botanik, Chemie und andere Dinge mehr, von denen ich ſehr hohe Begriffe habe, weil ich, leider, beynahe keine davon mir habe erwerben können. Alſo iſt meine Diät auf ein einziges Gericht und Unum necessarium eingeſchränkt. Auch verträgt mein alter Magen nicht mehr. Ich biete alſo Ihre Freundſchaft auf, mich beſtens bey unſerm lieben Kleuker zu entſchuldigen, den ich noch immer Hoffnung habe, perſönlich zu kennen, und mündlich alles gut zu machen, was ich nicht mit der Feder thun kann.

Ich habe auch unſerm Lavater noch nicht einmal danken können weder in meinem noch Hills Namen. Der ins Verborgene ſiehet, wird es thun. Verſichern Sie ihn wenigſtens, daß der Berliner Handel meine Freundſchaft für ihn vermehrt und geſtärkt hat, und daß ihm eben ſo heilſam wie dem heiligen Paulo iſt, bisweilen geſtäupt zu werden, wenigſtens zum Beſten ſeiner blinden Anhänger, die vielleicht eine ſolche Correction nöthiger haben, als er ſelbſt.

Vor einigen Wochen erhielt ich einen Brief von einem Geiſtlichen bey Emden, der ſich auch als einen Freund und Schüler unſers Johannes anmeldete, eines unbekannten Juden wegen, der über die Kantſche Philoſophie ſeine 5 Sinne verlor, und jetzt ein Proſelyt werden will. Kant und ſein Exeget, der Hofprediger M. Schulz, haben gleich geantwortet mit vergoldeten Pillen. Dieſer an ſich unbedeutende Umſtand und ein noch verdrießlicherer Vorfall gaben mir Anlaß, an den würdigen Häfeli zu Wörlitz zu ſchreiben, dem ich eine Antwort ſchuldig war auf einige ſehr liebreiche Zeilen, die er meinem Hill, der bey ihm angeſprochen war, mitgegeben hatte. Den IV. Advent erhalte ich von dieſem rechtſchaffenen Freunde eine Antwort nach Wunſch, aus der ich Ihnen folgende Stellen abſchreiben muß. „Dem hieſigen Superintendenten de Marees, der vor einem Jahre die leſenswürdige Schrift: „Gottesvertheidigung über die Zulaſſung des Böſen, „herausgab, habe ich vor ein paar Wochen Ihr G. und „Sch. zu leſen gegeben. Den Jubel des 68jährigen „Mannes hätten Sie ſehen ſollen. Er las mir in der „Freude ſeines Herzens das ganze Büchlein vor, wie „wenn er mirs erſt bekannt zu machen hätte. Den „Mann müſſen Sie doch kennen lernen, wenn Sie können. er iſt erzgelehrt in ſeinem Fache. Auch ſein Buch „müſſen Sie leſen. Sagen Sie mir's, wenn Sie's „nicht bequem bekommen können, ich will es Ihnen zu „verſchaffen ſuchen."

Ich bin gegen Lob und Tadel nicht gleichgültig, aber ſehr behutſam und beynahe ſcrupulös, daß beides von guter Hand komme. Mir iſt der Inhalt aller Theodiceen und der Manichäismus mit allen ſeinen Widerlegungen ziemlich verdächtig. Häfeli's ausdrückliche Bitte und der Geſchmack eines ſo alten Mannes reitzten dem ohngeachtet meine Neugierde. Ich erkundige mich in beiden Buchläden, ohne erhalten zu können, was ich ſuche. Geſtern bringt mir einer meiner Emiſſäre von demſelben de Marees eine Unterſuchung der Verbindlichkeit der göttlichen Geſetze von der Todesſtrafe des Mörders und von Vermeidung blutſchänderiſcher Heirathen, Deſſau 1771. Ich habe dieſes Buch mit ſo außerordentlichem Vergnügen geleſen, daß ich das neueſte kaum erwarten kann, und empfehle es Ihnen auch, ohne zu begreifen, wie ein ſo gründliches vorzügliches Werk nicht allgemeiner bekannt geworden. Es iſt gegen Michaelis und Baumgarten gerichtet, und ich habe mich nicht ſatt leſen können. Ich habe ſo viel Neues, ſo viel Individuelles für meine Ahndungen darin gefunden, ſo viel Aufrichtendes an dem Beyfall eines ſolchen Meiſters in Israel, daß ich alle Recenſionen in römiſchen und gothiſchen Lettern nicht damit vertauſchen wollte. Wenn ſeine Gottesvertheidigung auch ſo gerathen iſt, ſo wird Ihnen mein Wink nicht leid thun, ſich darum zu bekümmern. Oder ſagen Sie mir's, wenn das Lob mein Urtheil beſtochen. Ich habe wenigſtens ſehr merkwürdige Aufſchlüſſe über Hams und Onans Sünde, die Leviratehe und ſelbſt Anticipationen über die Autonomie unſerer neueſten Kritiker gefunden, und manchen andern Wind unſers Genii saeculi.

Wenn die Gottes-Vertheidigung ſo gut als dieſes Buch iſt: ſo finde ich gewiß Oel für meine Lampe, und Sie für die Ihrige. Es gibt nur Eine gerade Linie und Philoſophie, welche zugleich die kürzeſte iſt. Minimum est, quod scire laboro, ſagt mein alter Perſius.

Haben Sie ſchon Pfenninger's zweiten Theil geleſen? Er thut mir Gnüge und macht mich noch lüſterner nach dem dritten. Ich drücke ihn an meine Bruſt, und verzeih' ihm jetzt ſeine Journale: (deren Plan mir gar zu polypragmatiſch vorkam und ein wenig ſchlimmer,) auch ſeine jüdiſchen Briefe werde ich kaum leſen können, bis er damit zu Ende ſeyn wird. Der Verdacht von unſerm lieben Johannes könnte einem eher von jenem einfallen, denn da lag etwas mehr dahinter, bey dem mir eben nicht wohl zu Muthe war, weil die Expanſion der guten Sache eben nicht mein Fach iſt. Aber ſeine Vorleſungen haben mich völlig ausgeſöhnt, und der Schein des Böſen iſt doch beſſer als der Schein des Guten, wenn die Welt ja betrogen ſeyn will und muß.

München

Ich umarme Sie, mein lieber Jonathan, und bitte das neue Jahr geſund und heiter anzufangen ohne Kopf- und Magenweh noch Herzklopfen, ſondern in der beſten Harmonia praestabilita des Mir nichts, dir nichts; der den Himmel auch auf Erden ſchalten und walten läßt, ſein Brod mit Freuden ißt, ſeinen Wein mit gutem Muthe trinkt, und ruht von ſeiner Arbeit in guter Hoffnung, daß ſeine Werke ihm nachfolgen werden. Non omnis moriar! Gott ſegne Sie und die Ihrigen, worunter ich mich und die Meinigen auch zu rechnen bitte. J. G. H.

Ich werde noch Alles anwenden, um Kant zum Schreiben aufzubringen. Haben Sie ſeine Recenſion der Ideen geleſen? und die Wirkung auf unſern Freund? Ich muß ihn ſo nächſtens beſuchen in einer Angelegenheit Hills, für den er ſich intereſſirt.

den 29ſten des Morgens.

Eben kommt die Nachricht, daß ein Holzdieb dieſe Nacht unſern eingefallenen Stall beſucht, und den kleinen Vorrath noch kleiner gemacht. Die Domänenkammer und das Admiralitäts-Collegium von einer Seite und die Direction und Adminiſtration ſtreiten ſich, wer die Koſten zum Bau hergeben ſoll, darüber fällt alles ein, und geht zu Grunde, Geſtern erfuhr ich, daß ſämmtliche Zollbediente ſich an den Kronprinzen gewandt, und ihm den Raub unſerer Fooigelder und die um die Hälfte beſchnittene Gratifikation des vorigen Jahres vorgeſtellt durch die Hinterpforte der Küche. So vielen Einfluß haben die Miniſter des Sieur Noël. Verzeihen Sie dieſe lächerliche Kleinigkeit; ſie gehört aber mit zu den Considérations oder Conjectures über die Größe der preußiſchen Monarchie und den Verfall des Königreichs Preußen und zu meinem Erbhaß gegen die verwünſchten Berliner und ihre Chaldäer.

Da haben Sie, liebſter Jonathan, zur Arrha den Titel:

Fliegender Brief Zach. V.
cf. Matth. XXIII. 34.

an

NIEMAND den Kundbaren

die

Entkleidung und Verklärung eines Predigers

betreffend.

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem cogitat
Horat.

MDCCLXXXVI.

Ich ziehe Niemand vor als indeclinabel, um die Colliſion des Ohrs zu vermeiden, und weil Niemand als proprium beſſer indeclinabel klingt. Zur Ausführung erwarte ich Ihren Beyſtand, und hoffe, Sie werden gerne den Freundſchaftsdienſt für mein noch ungebornes Kindlein übernehmen, es mit aller nur möglichen Vorſicht und Verſchwiegenheit zur Welt zu bringen. Der Tag iſt da, und ich will nicht mein Talglicht eher auslöſchen, bis ich dieſen Umſchlag geſiegelt. Vale et fave, und ſchreiben Sie bald, wie ich es auch zu thun denke. Deus vobiscum!

26. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 25ſten Dec. 1785.

Mein Befinden, lieber Hamann, iſt noch immer eben ſchlecht; ich gehe herum wie ein Träumender, und ich kann den Gram darüber, daß ich ſo herumgehen muß, nicht überwinden.

Ich hatte Lavater'n wegen eines Auftrages Nachricht zu geben; meldete ihm bey dieſer Gelegenheit, daß Leuchſenring, der jetzt in der Schweiz wäre, den Hyper-Crypto-Jeſuiten zu Berlin all ihr Geſchwätz über Proſelytenmacherey eingeblaſen hätte; berührte hiernächſt den Brief an Markard; fragte, warum er wieder ſo ſchnell geweſen wäre; er ſollte immer der letzte ſeyn, dergleichen Nachrichten zu geben, und es könnte nie zu irgend etwas gut ſeyn, daß er der erſte wäre; fragte, wie es mit der Publication dieſer Briefe zugegangen, ob ſie ohne ſeine Schuld und gegen ſeinen Willen geſchehen ſey? Die Abſchrift, die ich Ihnen ſchicke, iſt hierauf die Antwort. . . .

Geſtern Abend erhielt ich endlich den November der Berliner Monatsſchrift. In meinen Augen iſt die Antwort des Hofraths nicht ohne Tadel. Sie iſt von Anfang bis zu Ende mit der Abſicht geſchrieben, die Sache in den Druck zu geben. Was er über Philoſophie ſagt, iſt Sophiſterey; denn wo iſt die Gränze der Speculation, wenn die Philoſophie nur ſich ſelbſt zur Unterlage hat, und zum Gegenſtande einzig und allein unſer Fleiſch, und die Oekonomie ſeiner Lüſte und Begierden? Daß man nur für ſeinen Leib ſorge, das und nichts anderes verſtehen ſie unter dem geſunden Menſchenverſtande.

Heute erhielt ich einen Brief von Reichard. Mendelsſohn hat zu ihm geſagt: „ſein (Mendelsſohn's) Vergehen gegen mich lieſe wohl hauptſächlich darauf hinaus, was ihm ſchon eher ſeine Freunde vorgeworfen hätten, daß er keinen rechten Begriff von Ehre und point d'honneur habe, und man hierin ſeine Erziehung erkenne. In meiner Schrift, ſo weit ſie ihn betreffe, könne er keine andere Abſicht erkennen, als daß ich ihn bekehren wolle, wie ich vielleicht auch Leſſing hätte bekehren wollen. Ein Schreiben an mich hätte er ſchon aufgeſetzt, welches nächſtens öffentlich erſcheinen ſollte, und womit er mich nicht zu beleidigen glaubte." Ich vermuthe, Mendelsſohn's Schreiben wird im nächſten Stück der Berliner Monatsſchrift erſcheinen. Machen Sie alſo, daß Sie dieſes Stück ſogleich erhalten und melden Sie mir dann, was ich thun und was ich nicht thun ſoll.

Beylage.

Aus einem Briefe Lavater's an Jacobi, vom 14ten Dec. 1785.

Ich habe kein Wort von dem Magnetismus wollen drucken laſſen, habe auch an der Publication dieſer Correſpondenz keinen Antheil. . . Man erlaubt ſich alles gegen mich, was man mir nimmermehr verzeihen würde.

Das macht aber die Aufklärung, die Vertreibung des Aberglaubens an das A B C der Moral.

Lieber Jacobi, welch ein negatives Jahrzehend iſt's! welche Heere negativer Menſchen! Alle rauben, niemand will geben; alles zerſtört, niemand will bauen. Kein Ernſt, alles Leichtſinn; keine Würde, alles Neckerey; kein Zweck, alles Nebenabſicht. . . .

27. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 30. Dec. 1785.

Ich kann das alte Jahr nicht zu Ende gehen laſſen, lieber Herzensvater, Freund und Bruder, ohne Ihnen noch einen Gruß aus dem Innerſten meines Herzens zu bringen. Wie viel ſind Sie mir nicht in dem kurzen Zeitraume geworden! Gott wird Sie erhalten, — er wird Ihre treue Seele noch nicht von mir nehmen. Er ſey mit uns, lieber Hamann, auch im neuen Jahre.

Mich verlangt unausſprechlich nach der Nachricht, daß Ihr tractatus theologico - politicus und totius medicinae idea nova guten Fortgang gewonnen habe. Aufgeſchrieen hätte ich faſt vor Freude bey den Worten Ihres Briefes: „Giebt mir Gott Glück und Kräfte, ſo ſollen dem andächtigen Leſer in Berlin die Haare zu Berge ſtehen vor meiner Gabe der Deutlichkeit.“ Denn davor war mir immer bange, daß Sie ſich dem großen Publicum, welches die Berliner verführen, nicht verſtändlich machen, alſo nur für diejenigen geſchrieben haben würden, welche die Berliner nicht verführen können.

---

28. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 1. Jänner 1786.

Walt's Gott!

Der alte Görgel fängt das neue Jahr an, wie er das alte beſchloſſen. Der erſte Brief, den ich ſchreibe, iſt an Sie, lieber Jonathan. Geſtern frühe erhielt ich Ihren letzten. Die Stunde darauf ließ ſich der Graf Fr. L. zu Stollberg melden, der den vorigen Abend angekommen war. Ich hatte eine vergnügte Stunde mit ihm; er fuhr zu den Zwillingsbrüdern der Lebensläufe, wollte zu Mittag bey Kayſerling ſpeiſen, und nach dem Eſſen gleich abreiſen. Gott begleite ihn. Ich ſchrieb ein paar Zeilen an Claudius. Ihr Brief und dieſer Beſuch ſind der einzige Troſt für mich geweſen zum Beſchluſſe des alten Jahres.

Da ſchicke ich Ihnen pro arrha die erſten beyden Blätter meines Brouillons. Der Radius der letzten Seite zeigt, daß ich damit noch gar nicht fertig bin, auch nicht zufrieden ſeyn kann. Es iſt Ihnen alſo erlaubt, und Sie werden nicht darum gebeten, mit Ihrer Unzufriedenheit nicht hinter dem Berge zu halten. Sie ſehen, daß ich wenigſtens auf dem Wege bin, zur Sache, das heißt, zur Recenſion ſelbſt, als dem corpore delicti zu kommen.

Wenn das Ende meiner Autorſchaft ſo gut iſt, wie der Anfang geweſen, ſo iſt mir mein Loos lieblich gefallen. Daß ich das verdeckte Gericht nun aufdecken werde, verſteht ſich von ſelbſt. Der Durchreiſende hat mir vielleicht anſehen können, daß ich arbeite, und ich habe ihm auch kein Geheimniß daraus gemacht. Arbeiten und Krankſeyn iſt für mich ſynonym, wie Geſundſeyn und nichts fühlen vom Fluch der Erde. Einem Geſunden iſt Arbeit wahre Ruhe und Zeitvertreib.

St. kennt auch unſers L. Korreſpondenten als einen Mann von vielen Talenten, aber einen affektirten Nachahmer des Rhapſodiſten von der Einſamkeit. Sie mögen die zum Druck beförderte Antwort tadeln, ſo viel Sie wollen; ich lobe mit dem Hausvater den ungerechten Haushalter, der klüglich handelt. Unſerm Freunde geſchieht dadurch im Grunde mehr Wohl als Weh. Warum will er nicht glauben, es ſey denn, daß er Zeichen und Wunder ſieht, die vielleicht eben ſo wenig beweiſen, als die Begriffe a priori das Daſeyn? Ich ſchwöre es Ihnen zu, daß meine Freundſchaft für L. durch dieſe Treuherzigkeit gewonnen und zugenommen.

Gehört das Antichriſtenthum nicht zum Plane der göttlichen Oekonomie? Wenn das Rindvieh beyſeit austritt, wird man denn die Bundeslade gleich für verloren halten, und die Hand, wie Uſa, darnach ausſtrecken.

den 2ten Jänner.

Ich habe die beyden erſten Nächte dieſes neuen Jahrs elend geſchlafen, und ſehne mich, allein zu ſeyn.

Ich habe ſo abſcheuliche Auswüchſe und Ueberbeine in meiner erſten Abſchrift gefunden, daß ich eine andere habe umſchreiben müſſen. Ob ich dadurch gewinnen werde, den rechten Schlüſſel und Ton zu finden, weiß ich nicht. Ich werde alle Augenblicke auf Abwege hingeriſſen, in denen ich mich verwildere.

Gott gebe, daß meine künftigen Briefe und Beylagen beſſer gerathen, als dieſer Anfang, doch ich ſchäme mich nicht, Sie zum Vertrauten meiner Thorheiten zu machen.

Ich umarme Sie. Erfreuen Sie mich bald mit Nachrichten einer völlig wiederhergeſtellten Geſundheit. Zwey Spinnräder und das welſche Geſchrei meiner drey jungen Leute neben mir, die im Metaſtaſio leſen, betäuben mich.

Leben Sie recht wohl, und denken im Guten an

Ihren alten treuen Freund J. G. Hamann.

---

29. Von J. G. Hamann.

Königsberg, am 4. Jän. 1786.

Mein herzenslieber Jonathan! dieſen Morgen erhalte ich Ihren Brief vom 25ſten v. M. und ſehe mit Verdruß daraus, daß Sie krank ſind und kalmäuſern. So muß man das neue Jahr nicht anfangen. Ich habe die beyden erſten Nächte deſſelben auch beynahe ſchlaflos zugebracht, aber die beyden letzten ſind deſto geſünder und ruhiger geweſen. Sie wollen meinen guten Rath, und den darf ich Ihnen nicht geben. Ihre eigene Natur und die Vorſehung giebt Ihnen ſchon den Wink, ſich zu zerſtreuen, und Mendelsſohn mag ſchreiben, was er wolle, es nicht einmal eher zu leſen, als bis Sie Luſt dazu haben, und es mag nun Wermuth oder ſüßer Wein ſeyn, mauſeſtill zu ſchweigen. Ein Patient muß nicht ſchreiben. Et ab hoste consilium. Wie er dem Publico ſeine Nervenſchwäche klagt, ſo machen Sie es mit ihm. Ein artiger Weltmann wird den Ton bald zu finden wiſſen, und ohne Politik giebt es, leider, heut zu Tage keine Philoſophie. Sie müſſen ſich ſchlechterdings kaſteyen und faſten, wie ich es thun muß, um dieſe unreinen Geiſter zu vertreiben. Ohne dieſe äußerliche Zucht ſchlägt kein Exorcismus an.

Sie müſſen nicht wie ein Träumender in der Stube auf und nieder gehen, ſondern nach Münſter reiſen und das junge Paar überraſchen. Die Winterbahn iſt herrlich. Kälte ſtärkt die Nerven. Allenfalls will ich etwas beylegen zu überbringen.

Ich arbeite wie eine Schildkröte und warte auf einen Adler zur Luftfahrt, um dem alten Aeſchylus der allgemeinen deutſchen Bibliothek auf ſeinen kahlen Haarſchedel zu fallen. Der Anfang, den ich Ihnen zugeſchickt, kommt Ihnen vielleicht zu matt vor — — ach! wenn Sie wüßten, was für Arbeit ich mit der Scheere an dieſem Anfang ausgeübt habe. Wenn Sie ſehen könnten, wie ich meinen beynahe ausgeſchwitzten Horaz im Buſen trage. Wie ſauer die einzige Regel:

jam nunc debentia dici pleraque aufzuſchieben, und praesens in tempus auszulaſſen! Vielleicht ſchicke ich Ihnen die Fortſetzung, ſie mag ſo klein ſeyn, wie ſie wolle. Es raucht und braußt noch immer in meinem Kopfe ſo herum, daß ich weder zu ſehen noch mich ſelbſt zu hören im Stande bin. Rebecca ſchwebt mir vor Augen und Rachel; der erſten Schwangerſchaft und der zweyten Entbindung. Leſen Sie beide, um ſich die Wehen meiner Muſe vorſtellen zu können.

Geſtern beſuchten mich Hippel und Scheffner, der erſte erfroren in ſeidenen Strümpfen. Ich habe Beyden reinen Wein eingeſchenkt, nicht aus dem Evangelio aus Kana, ſondern im epiſtoliſchen Geiſte, und illuminirt von oben bis unten, daß ihnen Kopf und Füße warm wurden, und davon liefen. Lauter politiſche Algebra für Kannengießer. So muß man ſich des Lebens Bitterkeit vertreiben.

Trauen Sie, liebſter Freund, keinem Gewäſche aus Berlin, und warten Sie erſt ab, ohne ſich gleich zum Zweikampfe zu rüſten. Eben die Geſetze finden bey gelehrten Aufforderungen ſtatt, als bey bürgerlichen. Man muß nicht jedem Narren zu Gebot ſtehen, der ſich um eine halbe oder viertel Wahrheit mit uns balgen will. Die Wahrheit verträgt ſich nicht mit allen dergleichen Katzbalgereyen. Behandeln Sie die Sache Ihres todten Freundes, nicht mit warmer, ſondern eiskalter Hand, de main morte. Iſt Mendelsſohn im Stande, Sie eines beſſern zu belehren, deſto beſſer für Sie. Braucht er nichts wie Taſchenſpieler-Künſte, ſo werden es die Leſer wohl merken, und dann iſt es Ehre für Sie, der letzte zu ſeyn, es ihm unter die Naſe zu reiben. Wenn Sie es nicht für eine ſtinkende Eitelkeit halten, ſo warten Sie wenigſtens den Fortgang meiner Arbeit ab, weil ich dadurch Ihren Gang zu erleichtern hoffe; und auch die Fehler unſerer Freunde ſind lehrreicher als ihre Regeln, wie jedes Beyſpiel, ſelbſt einer Ausnahme.

Fahren Sie alſo getroſt nach Münſter und ziehen Sie mir genaue Erkundigung von dem jungen Paar ein; und nach Bewandniß der Umſtände überlaſſe ich es Ihnen, die Beylage abzugeben oder für Sich ſelbſt zu behalten.

den 5ten.

Ich bin wieder aus dem Tone heraus, und kann nicht wieder auf die rechte Spur kommen. Das macht mich troſtlos und bringt mich beynahe zur Verzweiflung an mir ſelbſt. Mein verfluchter Wurſtſtyl, der von Verſtopfung herkömmt, und von L. Durchfall ein Gegenſatz iſt, macht mir Eckel und Grauen. Ich habe ſchlechterdings einen Freund zum Corrector und Erinnerer nöthig, der mir hier fehlt.

Es ſcheint mir daher beſſer zu ſeyn, daß ich erſt Ihre Meinung über den Anfang abwarte, und mich von dem jetzigen Rückfall ein wenig wieder erhole. Mein Rath, bey Ihrer gegenwärtigen Geſundheitslage nicht die Feder zu einer öffentlichen Arbeit anzuſetzen, bekommt durch meine eigene Erfahrung mehr Gewicht. Haben Sie Mitleiden mit einem alten kranken Manne, und werden Sie bald geſund. Ich will mir heute Ruhe ſchaffen. Gott ſegne Sie und die Ihrigen. Vielleicht bald mehr in beſſerer Laune.

Ich erſterbe der Ihrige. Vale et fave peccatorum et amicorum tuorum primo.

50. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 16. Jän. 1786.

Geſtern, kurz vor Mittag, wurde Ihr Brief vom 4ten mir gebracht. Ich fand den Augenblick das Bild, und vor Freude fing mir das Herz ſo gewaltig an zu ſchlagen, daß ich mich niederſetzen und die Hände auflehnen mußte. Zweimal ſprang ich auf, um damit hinüber zu meinen Schweſtern zu laufen, und kam beide mal zurück, um zuerſt den Brief zu leſen. Bey der Stelle Ihres Briefes, wo es läßt, als wäre das Bild für Buchholz, wurde mir ganz ſchwül, und tauſend Ränke und Hülfsmittel gingen mir durch den Kopf. Eine ganze Weile ſaß ich ſo, ohne mit dem Leſen von der Stelle zu kommen. Endlich ging es denn doch wieder voran, und auf der dritten Seite war das Bild mein. Lieber Hamann, Sie ſind gewiß der Mann, der auch ſich recht von Herzen freuen kann; ſo denken Sie ſich ſelbſt denn meine Freude. Nun hielt ich mich nicht mehr; ich ſprang hinüber zu meinen Schweſtern, ſo daß alle Thüren hinter mir offen ſtehen blieben, that aber beym Hereintreten doch ganz gelaſſen, und ließ rathen, wen das Bild vorſtelle. Sie erriethen's bald. Der Hamann hat dich doch recht lieb, ſagte Lotte. Ach ſo lieb, ſagte ich, wie noch kein Mann mich gehabt hat; und ſo im Innerſten der Seele gerührt hat mich auch noch keines Mannes Freundſchaft. —

Die Stelle in Ihrem Briefe vom 1ſten: „wenn das Rindvieh beyſeit austritt, wird man dann die Bundeslade gleich für verloren halten, und die Hand, wie Uſa, darnach ausſtrecken?" iſt groß und herrlich. Beſſer als alle Wunder iſt wohl das Licht, wodurch der Staar an unſeren Augen reif wird und dann von den Augen fällt wie Schuppen.

Dem guten Lavater bin ich noch immer auf ſeinen letzten Brief die Antwort ſchuldig. In dem vierten Theile ſeines Pontius ſind für mich ganz unerträgliche Stellen, und ſo auch in den vorigen Theilen, aber auch wieder andere, die mir wie Othem Gottes eingehen. Pfenningers zweiten Theil habe ich angefangen. Mit dem erſten wurde ich gegen das Ende weniger zufrieden, und der Anfang des zweiten kam mir vor wie das Ende des erſten. Ich habe ſonſt noch nichts von Pfenninger geleſen, und hatte ein Vorurtheil gegen ihn, weil ich ihn als Lavater's moraliſches Weib anſah.

Der Fortſetzung Ihres fliegenden Briefes ſehe ich mit heißem Durſt entgegen. Was Sie von Ihrem Wurſtſtyl ſagen, hat mich über alle Maßen ergötzt. Auf den Grund habe ich Ihrer dunkeln Methode nie recht kommen können. Sie hat mir nicht ſelten wahre Folter angethan und mich dann in Gram geſetzt gegen denqui pectus inaniter angit. Aber was ich wohl verſtand, entweder gleich, oder nach wiederholt darauf verwendeter Mühe, ſah gar nicht aus, als wenn nur Bosheit dieſe Methode eingegeben hätte. Daß „die weiſeſten Kunſtrichter, ohne es zu wiſſen, ihre eigenen pudenda ausgeſpuckt haben", iſt darum nicht minder wahr. Der Grund ihrer magiſchen oder myſtiſchen Methode, was er auch ſey, iſt ein = x, das in ſeinen Erſcheinungen, abgeſondert, durch keinen Erinnerer und Corrector umgeſtaltet werden kann noch darf. An ſich ſelbſt zu verzweifeln, haben Sie ganz und gar nicht nöthig; verzweifeln Sie nur ein wenig mehr an Ihrem Leſer, von dem Sie überall eine zu gute Meynung haben, und ihm zu viel Ehre erweiſen.

Gott ſey mit Ihnen, lieber Hamann, und mit Ihrem ganzen Hauſe, Anima est ubi amat, ſagt der heilige Auguſtinus. Wenn das doch noch wahrer wäre, als es iſt!

31. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 10. Jän. 1786.

Mein herzenslieber Jonathan! Ich kann die morgende Poſt nicht abwarten, ſondern nehme noch heute meine Zuflucht zu Ihrer Humanität und Freundſchaft, Sie wegen der Briefe um Verzeihung zu bitten, womit ich Sie gegen das Ende des alten und beym Anfange des neuen Jahres beſtürmt. Es ſcheint wirklich, daß ich ſelbige in trunknem Muthe geſchrieben habe.

Ich bin geſtern zum erſtenmal ausgegangen, heute in aller Frühe ausgeweſen. Die Witterung iſt Gottlob gelinder worden; und weil ich die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des Ausgehens an meinem ganzen Körper fühle, ſo bin ich heute wieder Willens der geſtrigen Einladung meines älteſten Freundes Kr. R. Hennings Genüge zu thun.

Alles, was ich während dieſes Paroxysmi geſchrieben, bitte alſo cum grano Salis zu leſen, und in bonam partem auszulegen. Dergleichen Criſes gehören zu meiner Art und Weiſe, dienen zur Erleichterung meiner humorum peccantium. Ich ſetze meine Arbeit langſam fort, und werde Ihnen, ſobald ich kann, wieder etwas mittheilen, wohl ſchwerlich mit dieſer Poſt. Bitte aber nochmals mir Ihren wehemütterlichen Beyſtand aus; weil ich wirklich hier keinen Freund habe; Herder'n ich dieß nicht zumuthen kann; Sie aber nöthig haben, ein wenig durch Antheil an fremden Arbeiten von einer übereilten Selbſtthätigkeit abgehalten zu werden.

Ich habe Mendelsſohn's Jeruſalem und Vorleſungen von Brahl ſeit 14 Tagen geborgt, ohne ſelbige anſehen zu können. Geſtern erſucht mich mein Arzt, den ich als meinen Nachbar beſuchte, um das leztere Buch. Ich fange geſtern Abend an, darin zu leſen. Mein Billigungsvermögen iſt eben ſo aufgebracht, wie Ihres geweſen. Zum Glück wurde das Buch dieſen Morgen abgeholt. Wenn mich nicht mein äuſſerer und innerer Sinn trügt, ſo iſt ſeine ganze Philoſophie ein ſolch elend jämmerlich Ding, wie das menſchliche Leben.

den 11ten.

Ich habe mich in Anſehung des Vergangenen aufrichtig gegen Sie erklärt, und hoffe auch mich hinlänglich entſchuldigt zu haben. Homo sum — ſagt alles. Meine Idee gebe ich noch nicht auf, bis ich wenigſtens von der Unmöglichkeit der Ausführung durch mich oder Ihr Zeugniß überführt bin, die Sache liegen zu laſſen.

Vergraben Sie wenigſtens in Ihrem Pult, was ich Ihnen mittheile, und wenn ich Sie darum bitten werde, in Ihrem Kamin. Dieſen Mittag habe bereits die Morgenſtunden zurück erhalten; ſie müſſen wahrſcheinlich dem Leſer gut geſchmeckt haben. Ich habe dieſen Nachmittag wieder von vorn angefangen, und finde ſtatt Geiſt und Wahrheit, bona verba, praetereaque nihil. Einer von Beiden muß blind ſeyn, der jüdiſche Philoſoph oder ich. Es iſt eitel Taſchenſpielerey und Gauckeley mit ihrem Suchen und Finden der Wahrheit. Es iſt keine Kunſt zu finden, wenn man die Sache ſelbſt hingelegt hat, wo man ſie hernehmen will.

Mein Sohn kommt mit der Nachricht von Mendelsſohn's Tod zu Hauſe, die mich ſehr gerührt, und meine alte Freundſchaft, die wohl noch nicht Schiffbruch gelitten, von Neuem aufgeweckt. Ich habe ihn weniger gemeynt, als die dummen Bewunderer und Chaldäer, die nicht ermangeln werden, an ſeiner Apotheoſe zu arbeiten. Nehmen die Todten noch an unſern Händeln Antheil, ſo hoff' ich; daß er mit mir mehr als mit jenen übereinſtimmen wird. Er iſt jetzt, jenſeits, der Wahrheit näher, als wir beide. Ich hatte an ihn eine Apoſtrophe im Sinn, daß unſere Freundſchaft um 5 Jahr älter iſt, als meine leidige Autorſchaft, die ich das Herz habe, bey lebendigen Leibe zu anatomiren und ihr Eingeweide, wie jener Landsmann im Buche der Maccabäer, den kritiſchen Hunden in den Rachen zu werfen.

Ein neuer Grund mehr, lieber Jonathan, ſich mit Ihrer Autorſchaft Zeit zu laſſen. Es ſollte mir Leid thun, ſo ein Buch als Vorleſungen über das Daſeyn Gottes geſchrieben zu haben. Wenn man das Judenthum zu einer göttlichen Geſetzgebung gemacht hat, ſo iſt es ein lächerlicher Rückſprung, das Daſeyn eines philoſophiſchen Ideals und die Uebereinſtimmung deſſelben mit einigen Begriffen der Schule herauszubringen. Daß er mich nicht leſen darf, erleichtert die Ausführung meines Plans, und ich hatte mich immer, eine Erklärung darüber nach verrichteter Arbeit ihm zu geben, gefaßt gemacht. Ich ſehe es daher für eine Art von Pflicht an, dieß nachzuholen auf eine vielleicht öffentliche und nachdrücklichere Art. Es iſt eine unerkannte Freundſchaft, Jemand ſeiner Irrthümer zu überführen, oder ihn wenigſtens aufmerkſam zu machen auf ſolche Dinge, die uns bedenklich ſcheinen. Dieſe Samariterpflicht iſt nicht mehr Mode, und iſt es niemals geweſen unter Prieſtern und Leviten. Ich lernte ihn 1756 zum erſtenmal kennen, und er gefiel mir ſehr wegen ſeiner Unſchuld und Beſcheidenheit. Wir waren damals ſchon nicht einig in unſerm Urtheile. Seine Briefe hatten mir beſſer gefallen als die Geſpräche. Im Jahre 1762 ſah ich ihn wieder, aber der Geiſt der Literaturbriefe ſchien auch in ſeinem Umgange merklicher zu ſeyn. Das Recenſiren iſt eine traurige Arbeit, und ein kleiner Handwerksſtolz unvermeidlich. Bey ſeinem Beſuche in meinem Vaterlande beſuchte ich ihn alle Tage; aber die Scheidewand in unſerer Denkungsart war ſchon merklicher; ich aber vermuthlich auch ſelbſt ſchuld daran. Meinem Johann Michael gab er noch damals zum Andenken ſeinen hebräiſchen Coheleth. Ich glaube, daß er ſeine Plage von eignen Landsleuten und unſern Glaubensbrüdern gehabt. Vorigen Sonnabend erzählte mir noch ein jüdiſcher Maler, dem ich ſonſt nicht viel zutraue, daß er eine ſehr heftige und impertinente Antwort von einem Rabbi erhalten, der ihn wegen der frühen Beerdigung um Rath gefragt, weil er geläugnet, daß ein ausdrückliches Geſetz darüber vorhanden wäre.

Ach lieber Jonathan, geben Sie mir bald Nachricht, daß Sie geſund ſind, und nehmen Sie ſich vor Denken und Schreiben in Acht. Der Tod iſt in den Töpfen! Ich umarme Sie und kann nicht mehr. Kyrie eleiſon.

Joh. G. H.

32. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 15. Jän. 1786.

Ich hatte mir vorgenommen, liebſter Jonathan, eine Pauſe in meinem Briefwechſel zu machen, weil ich bisher Sie genug damit verwirrt und beunruhigt haben mag. Ich muß mich aber für Ihren herzlichen Wunſch zum neuen Jahr bedanken. Mein täglicher Wunſch iſt zu Gott, meinen Freunden noch nützlich und erkenntlich zu werden, unter welcher Geſtalt Er wolle, und ich hoffe auch noch die Erfüllung davon zu erleben, ſo arg es auch in mir und um mich herum ausſieht.

Der ſchleunige Tod des armen M. ging mir den ganzen Donnerſtag ſo im Kopf herum, daß ich keine Ruhe hatte, und immer bedauerte, ihm nicht vor ſeinem Ende, wie ich mehr wie einmal willens geweſen bin, geſchrieben, und mich gegen ihn erklärt zu haben, daß ich ſein Feind durch mein Bekenntniß der Wahrheit gegen die Berliniſchen Kunſtrichter gar nicht geworden wäre, und mein Golgatha mehr die letztern als ihn ſelbſt anginge und angehen ſollte, wie der Erfolg erwieſen haben würde, wenn ich ausgeredet oder ausgeſchrieben hätte. Mendelsſohn ſchien ſo etwas von mir erwartet zu haben, aus dem wenigen, was er gegen Andere und Hill ſich geäußert, und aus Bieſters Briefen an Kraus, der mich gerechtfertiget, ich weiß nicht wie? Aus eignem Stolz ſchloß ich vielleicht auf ſeinen, und glaubte, daß, wenn ihm an meiner Freundſchaft etwas gelegen wäre, er eben ſo gut den erſten Schritt thun könnte. Es wurde mir daher wirklich ſauer, und es hat mir bisweilen Gewalt gekoſtet, mich zu überwinden. Um mich in Ausführung meines Plans nicht zu ſtören, dachte ich mit der Ausführung deſſelben fertig zu werden, und wenn ich mich öffentlich gerechtfertigt, mich privatim mit ihm auf gewiſſe Art auszuſöhnen. Ich quälte mich alſo mit dem albernen Einfall, gegen den Sohn dasjenige zu thun, was ich dem Vater ſchuldig zu ſeyn glaubte; wollte ihm und ſeiner Familie, weil ich in ſeinem Hauſe Höflichkeit genoſſen, mein aufrichtiges Beyleid bezeigen, und die letzte Warnung ſeines Vaters wie ein alter Freund deſſelben unterſtützen, ſich vor der verpeſteten Freundin zu hüten, Moſe und den Propheten treu zu bleiben, und ihr Zeugniß allen mathematiſchen und metaphyſiſchen Speculationen vorzuziehen. Es iſt noch ein Knabe von 14 Jahren ungefähr, und die Grille verging mir wie ſie ſich meiner bemächtigt hatte.

Kant meynt, die Chriſten hätten nichts, deſto mehr ſeine eigene Nation verloren, um die er ſich auch in Handlungsgeſchäften und öffentlichen Sachen ſehr verdient gemacht haben ſoll, durch ſein geſundes practiſches Urtheil. Von ſeiner Schreibart iſt er ganz eingenommen, bewunderte einſt ſein Jeruſalem wie ein unwiderlegliches Buch, iſt noch willens, mit der Zeit über die Morgenſtunden etwas herauszugeben, eilt aber jetzt mit der Ausgabe ſeiner eigenen Werke. Ich mag darüber nicht ein Wort gegen Kant verlieren, weil er von der Ueberlegenheit ſeines Syſtems eben ſo überzeugt iſt, als ich Miſstrauen dagegen habe. Hippel meynte, es würde unſerm Kant bald eben ſo ergehen.

Herder beurtheilt Mendelsſohn eben ſo wie ich: „Er iſt zu alt, und ein zu elaſtiſcher Philoſoph der deutſchen Nation und Sprache, daß er ſich belehren ließe, und ein zu pfiffiger Ebräer, als daß ein ehrlicher Chriſt mit ihm auskäme. In ſeinen Morgenſtunden hat er ſeinen Schatten von Leſſing (denn es iſt nichts als ein Schattenbild, das er als den müden Hirſch ꝛc. vormält) aus dem Gefecht zu bringen ſucht, daß er durch dieſe Vorrückung der Steine ſchon gewonnen Spiel hat. Es iſt ſonderbar, daß in dem alten Mann der verſteckte Haß gegen die Chriſten von Tag zu Tag mehr hervorzutreten ſcheint: denn allenthalben bringt er, wo mit der eiskalten Wolfiſchen Wortphiloſophie nicht weiter auszukommen iſt, die Chriſten als geborne oder wiedergeborne Schwärmer ins Spiel, und mit dieſer geheimen bitterſten Intoleranz iſt alles Diſputiren am Ende.“

Geſetzt, daß Ihnen Herder auch eben daſſelbe geſchrieben, ſo iſt es uns Beiden doch nützlich, und ich habe nichts weder mit dem lebenden noch todten Juden und Rabbi zu thun, mag ihn weder bekehren noch verurtheilen, ſondern die Berliner ſind meine Gegner und Philiſter, an denen ich mich räche. Ich habe die Wolluſt eines Irion und beynahe ſein Rad gefühlt. Muß alſo langſamer zu Werk gehen, ohne meine Idee aufzugeben, oder für eine bloße Wolke zu halten. Ich hoffe den Prediger in der Wüſte noch in ein brennend und ſcheinend Licht verwandelt zu ſehen, und die verſprochene Freude an ſeiner Gabe der Deutlichkeit wahr zu machen.

Nun, herzenslieber Jonathan, Paroli zu allen Ihren Wünſchen oder unſern! Können Sie auch mein Geſchmier leſen? Macht es Ihnen Kopfſchmerzen? Nur nicht über das cogito das edle Sum vergeſſen. Gott ſchuff — ohne dieſen Beweis giebt es keinen andern von ſeinem Daſeyn.

Geben Sie mit dieſem Jahr der verpeſteten Buhlerin den Scheidebrief, welche Ihnen, Leſſing und Mendelsſohn Leben und Genuß und Ruhe verkürzt. Mendelsſohn hat mit Pilatus Frage angefangen, um mit einem analogen Richterſpruch aufzuhören. Laſſen Sie den Todten ausreden, ehe Sie an eine Antwort denken, und ſchreiben Sie mir bald Evangelien und Epiſteln aus Münſter.

Gott ſey mit Ihnen und den Ihrigen, wie mit mir und den Meinigen. Sobald ich was erfahre, theile es mit. Ihr alter gebundner

Joh. Georg Hamann.

Gott hat Ihren Gegner beſſer entführt, und zum Schatten gemacht, wie er ſeinen angeſteckten Lehrer und Freund Nathan den Weiſen zum verſchmachtenden Hirſch. Heraus mit der metaphyſiſchen Hagar. Alle Kritik der Ismaele iſt Logo- und Scio-machia. Vive la Bagatelle! Die machen Sie zum Gegenſtand, zum wichtigen Gegenſtand Ihres Forſchens. Optimus maximus verlangt keine Kopfſchmerzen, ſondern Pulsſchläge! Dixit, Αυτὸς ἔφα

33. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 18. Jän. 1786.

Ich halte Sie recht im Schweiß, liebſter Jonathan, oder ſtecke Sie mit meinem an.

Unſere Albertina feyert heute das Krönungsfeſt, und ich zwiſchen meinen vier Wänden. Da haben Sie meine erſte Fortſetzung.

Wenn Sie unter Deutlichkeit eine gehörige Vertheilung des Lichts und Schattens verſtehen, ſo hoffe ich, dieſen Wunſch zu erreichen. Es iſt noch alles roh, alſo ſetzen Sie Ihrer Kritik weder Maß noch Gränzen, im Fall Sie meynen, daß die Idee der Darſtellung werth iſt. Meine — und meines Vaterlands Geſchichte. — Mein Haß gegen Babel — das iſt der wahre Schlüſſel meiner Autorſchaft, den ich jetzt ſelbſt überreichen will, und ohne den eine Auflage meiner Saalbadereyen nicht lohnt weder für den Verleger, noch für den Autor. Es war dem Herzogthum keine ſolche Schande, von Pohlen abzuhängen, als es dem Königreich ein Unglück iſt, abzuhängen von der Politik der Chaldäer im deutſchen römiſchen Reich. Die ſcandalöſe Geſchichte der Pfuy! Pfuy! und der welſchen Wirthſchaft. Ein Staat, der alle ſeine Unterthanen für unfähig erklärt, ſeinem Finanzweſen vorzuſtehen, und dafür einer Bande unwiſſender Spitzbuben ſein Herz, den Beutel ſeiner Unterthanen, anvertraut; das tolle Geſchrei über Pabſtthum — kurz alle loci communes des Berliner Wahnſinns in der Literatur und Religion, — kurz alles, was ich nur mit meinen Krallen erreichen kann.

Die eckelſte Arbeit für mich iſt, aus dem Buchſtaben F. Grütze zu machen. So eine Bewegung mit der Mörſerkeule greift meine Knochen zu ſehr an. Ich muß aber ſeine eigne Wahrſagung über mich wahr zu machen ſuchen, auf ſeine und meine Koſten, daß ich gefährlich bin.

Nun liebſter Jonathan, ich wünſche Ihnen ſoviel Kälte und Geduld zum Leſen, als ich Hitze und Geduld vereinigen muß zum Schreiben. Sobald ich dieſen Hügel überſtiegen habe, will ich mich ein wenig ausruhen, und nach Weimar ſchreiben. Er hat Oel und Wein in meine Lampe und Kelch — oder ſoll ich lieber ſagen, in meine Wunden gegoſſen und mich geſtärkt, da mit aller Muth zu vergehen anfing, und ich an meinen innern und äußern Sinnen verzagte.

Wir haben bisher nichts als Regen und Thauwetter gehabt, ungeachtet des Oſtwindes. Die Witterung und mein Magen wirkt auf meine Organe mehr als je. Ich habe mit dem herrlichſten Caviar, den mir Hartknoch geſchenkt, den Verſuch zum Frühſtücke gemacht, aber mit dem vierten Schnittchen aufhören müſſen. Er ſchmeckt nach lauter Coloquinten. Abeat cum caeteris erroribus!

Als meinen Kunſtrichter, kann ich Sie kaum davon diſpenſiren, den Text der Allg. d. Bibliothek zur Hand zu haben. Die Wahrheit zu ſagen, gehört es mit zu meiner Abſicht, Sie in Ihren eigenen Zirkeln ein wenig zu ſtören; und ob ich dieſe Abſicht erreiche, werde ich aus der Individualität und Genauigkeit Ihres Details über Sachen und Worte abſehen können. Wenn Sie nicht con amore dabey zu Werk gehen, ſo krieche ich mit allen meinen Hörnern, wie eine Schnecke, in mein Häuschen zurück.

34. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 4. Febr. 1786.

Der erſte Monat in dieſem Jahr ſchloß ſich für mich, liebſter Jonathan, auf eine ſehr merkwürdige Art.. Wir hatten hier Eisgang, und das Eis verlor ſich auf einmal in unſerer Pregel, wo man noch denſelben Tag fiſchen konnte. Heute iſt wieder ein neuer Winter. Gegen Mittag brachte mir ein Jude die Epiſtel M. Mendelsſohn's an die Freunde Leſſing's, welche Sie vermuthlich auch ſchon werden geleſen haben. Ich lief ſelbige in der Geſchwindigkeit durch. Es thut mir leid, ein Exemplar mit der Poſt beſtellt zu haben, da ſie hier ſchon im Buchladen zu haben iſt. Den Abend empfing ich poetiſche und proſaiſche Raritäten auf des Vetter Nabals Nicolai ſilberne Hochzeit, die den 11ten und 12ten December gefeyert worden. Bieſter, Ramler, wie es ſcheint, im Namen der Montagsclubs bey Corſika, ein Dutzend Almanachmuſen, worunter auch die Sophia Beckerin, Conſ. R. Gedicke, Nabal junior.

Ich habe einen Catalogum mir davon aufgeſetzt. Kurz, man kann ſich kein raſender Abendbrod und Frühſtück vorſtellen, als damit ich den letzten Jänner regalirt wurde, trotz meines kranken Magens. Den 11ten dieſes war zum Glück ein ſehr ſtrenger Faſttag. Mit genauer Noth eine gedruckte Zeitung, die ich ohnehin kaum anſehen mag. Als Rüſttag zu Maria Reinigung beſchloß ich ihn mit einer Predigt aus Hahn's kleiner Poſtille, die mir Lavater verehrt, eilte frühe in mein Bett, ſchlief gleich ein, wachte aber um Mitternacht auf, und konnte kein Auge zuthun, daß ich Gott dankte, wie ich 5 ſchlagen hörte, und mein ganzes Haus aufwecken konnte.

Da ich in puncto der Marien- und Apoſteltage ein Katholik bin, wie in Anſehung der Geburts- und aller Kinder-Tage ein eifriger Claudia- und Wandsbeckianer, ſo ging ich in Begleitung meines Sohns, der um 7 Uhr zu Kant gehen mußte, in die Altſtädter Kirche, fand wegen des erbärmlichen Regenwetters kaum 7 Menſchen drinn, die lauter Communicanten waren, und von da ins königliche große Hoſpital, wo Reichard's Schwager wohnt. Die Mutter Maria war erkenntlich und erfreute mich denſelben Tag mit 4 Briefen, worunter Ihrer der zweyte und angenehmſte war. Der erſte war ein engliſcher von einem jungen Menſchen, der meinen Sohn auf das Frühjahr nach ſeinem Vaterlande mitnehmen wollte. Der letzte war der tollſte aus Wien, wo ich zu einem königlich Preuſſiſchen Backofen-Verwalter ab extra ernannt war, und 1 Thlr.

16 gl. Poſtgeld bezahlen mußte. Ich habe mich um einen ſo wohlfeilen Preis recht ſatt gelacht. Er betraf meinen guten Hill, an deſſen glücklicher Zuhauſekunft und hoffnungsvollen Wiederſehen eine gute Dame ſehr herzlichen Antheil nimmt, und einen Buchdrucker zu ihrem secrétaire-perpétuel erwählt hat, der mir ſchon 5 Briefe gleiches Inhalts geſchrieben, und unſere Antwort zu unſerm allgemeinen Herzeleid nicht erhalten haben muß. Die Freude dieſes Marien-Tages wurde mir noch durch einen ſehr quälenden Beſuch verſalzen und verbittert. Ich habe 2 Stunden wie auf der Folter zugebracht; wie Sie vermuthlich auch einige Schweißtropfen über die erſte Seite dieſes Hirtenbriefes vor Ihrer Stirn fühlen werden. Nun ich will Ihnen Zeit laſſen, ſelbige abzutrocknen. Noch bin ich bey vorgeſtern; und begleitete meinen hochadlichen Gaſt aus meinem Hauſe, um meinen Beichtvater zum erſtenmal in dieſem Jahr zu beſuchen, der eben nach mir hatte ſchicken wollen, um zu wiſſen, ob ich todt oder lebend wäre. Nach einer verplauderten Stunde erfuhr ich, daß Kraus mich beſucht hatte, und ein großes Verlangen bezeigt, ſein Herz zu erleichtern. Geſtern ſprach ich bey ihm an; das Herz war ihm von Ihrem Büchlein und der rabbiniſchen Epiſtel voll, und wider mein Vermuthen erklärte er ſich zu unſerm Bundesgenoſſen. Er hat wenig Zeit und Geſchmack am Leſen, und an allen Schriftſtellern, die ſich der Schwärmerey verdächtig machen. Sein Urtheil für Sie gegen den Todten war mir eine ungemein angenehme Entdeckung und ganz

unerwartete Eroberung für unſere Partey. Das Jeruſalem hat er noch nicht einmal geleſen.

Durch das ſchöne heitere Wetter ein wenig erfriſcht, nahm ich mir vor, meine Tochter und ihre Mutter, die Baroneſſe Bondeli zu beſuchen, ſprach daher bey Hippel an, der eben ſo ſehr von der Epiſtel voll war, und Ihrentwegen beſorgt, daß Sie ſich aus dem Morde des jüdiſchen Philoſophen doch wohl bey übler Laune einmal ein Gewiſſen machen könnten. Als Director des Criminal-Collegii, Hof- und Halsgerichts, mußte er ſich freylich einige Spöttereyen über dieſen Strupel gefallen laſſen; dafür iſt Johann Michael heute Mittags bey ihm zu Gaſte.

Wegen der zweiten Fortſetzung habe ich Ihnen ſchon das Nöthige geſchrieben; wenigſtens werden Sie aus dieſem Brouillon etwas mehr Land von meinem Plan errathen können, und der ganz darauf angelegt iſt, den Betrug der allgemeinen deutſchen Baal und die heilloſe Politik der Kinder Belials gegen mein Vaterland und Deutſchland zu Schanden zu machen, und dazu habe ich neuen Trieb und Anlaß durch die Epiſtel erhalten. Ich habe ſie mehr angerochen als geleſen, auch nicht die Hand beynahe ſeit 8 Tagen an meinen fliegenden wieder anſetzen können. Aber bey aller meiner Unthätigkeit und Ruhe wüthet ein feuerſpeiender Veſuv in meinem Gehirn und Nieren. Incedo per ignes. Es iſt alſo keine Pralerey, wenn ich langſam zu Werk gehen muß. Das größte Bedenken betrifft die untergehende oder aufgehende Sonne. In beiden Fällen hab' ich keine Zeit zu verlieren, und alle menſchenmögliche Klugheit, Vorſicht und Ueberlegung nöthig. Ich bin nun ziemlich darüber ruhig, daß ich dem M. M. nicht zuviel gethan, wenn ich ihn zu einem Sophiſten, Lügner, Heuchler und etwas ärgerem gemacht. Darüber bin ich aber nicht einig, ob ich ſein gänzliches Stillſchweigen für Verachtung oder Furcht erkennen ſoll. Daß er unruhig geweſen, weiß ich, daß an dem zweiten Theil nichts war, vermuthete ich gleich. Das blinde Gerücht als wenn er ſchon in der Preſſe wäre, machte mich ſehr ſtutzig, ich bekam aber bald zuverläſſigere Nachrichten, die das Mißverſtändniß aufklärten. Lavater hat ſich damals ins Bockshorn jagen laſſen, und ſcheint mir einen großen Fehler durch ſeine Palinodie begangen zu haben. Die Anlage iſt jetzt eben ſo künſtlich gemacht, Sie und das Publicum zu übertölpeln. Nur hüten Sie ſich, nicht in den entgegengeſetzten Fehler zu gerathen. Der Philoſoph für die Welt hat ſich großmüthig an die Spitze geſtellt. Die Anklage eines begangenen Mords hat eine ſehr komiſche Seite, und iſt noch verächtlicher, als grobe Verläumdung betrachtet. Es iſt eine wahre Demüthigung.

den 5. Dom. V. p. Epiph.

Ich erhalte eben jetzt die erſten 4 Nummern der allgemeinen Literaturzeitung; aber Nr. 7 iſt noch nicht da, und erſt dann wird die Reihe an Ihr Büchlein kommen. Wie ſchief, wie abgeſchmackt, weitſchweifig mir alles vorkommt. Nur Schade, daß ich mein geſundes Urtheil nicht von der überflüſſigen Galle abſondern kann.

Meine Abſicht war, den tollen Anfang meines Briefes durch einen recht kräftigen Schluß gut zu machen. Das ganze Gebräuſel iſt aber umgeſchlagen und ſauer geworden. Vielleicht wird Ihre Nachricht vom Empfange der Epiſtel meine zerſtreuten Gedanken wieder ſammeln. Ihr eigener Vorſatz, ſich ganz ſtille zu halten, iſt meines Erachtens das Beſte, was Sie vor der Hand thun können. Cunctatio iſt hier restitutio. Mit dem Todten haben Sie nichts mehr zu thun, ſondern Sie müſſen ſich als ein Freund der lebendigen Wahrheit, wie Mendelsſohn, gegen Engel und Erzengel, mit einem: der Herr ſchelte dich! erklären, ſich ganz zur Fahne des Glaubens, wie der Jude ſeines väterlichen Unglaubens, unerſchrocken bekennen; und den metaphyſiſchen Theil der jetzigen Crisi zur Entſcheidung überlaſſen. Beynahe halte ich es für Nothwendigkeit und Geſchicklichkeit, ſich Ihres mitſchuldigen Freundes anzunehmen, wie der Gegner des Seinigen, und für 2 Lebendige, ſich ſelbſt und Lavater, ſollte ſich doch mit mehr Leben und Nachdruck reden laſſen, als von Engel für die beiden Todten, oder vielmehr für das unter ihrem Namen verſteckte Reich der Todten, das mit Ideen und Speculationen gegen Data und Facta, mit theoretiſchen Täuſchungen gegen hiſtoriſche Wahrheiten, mit plauſiblen Wahrſcheinlichkeiten gegen Zeugniſſe und Documente ein bloßes Spiegelgefechte treibt. Dieſes ſind aber leider! lauter Brocken, die ich mir ſelbſt vorbehalte, und die Ihnen keine Dienſte thun können. Ich kann meinen Kopf nicht anſtrengen, ohne ein ſympathetiſches Mitgefühl aller meiner Eingeweide, und ich bin eben ſo wenig im Stande, mich in ihr Concept zu verſetzen, ohne mein eigenes in Ordnung zu bringen, ſo lange ich nur die geringſte Hoffnung habe, weiter zu kommen. Mendelsſohn ſcheint einen großen Irrthum calculi begangen zu haben, wenn er alle Freunde Leſſing's für Philoſophen hält, die ſeinen jüdiſchen Theismum oder philoſophiſchen Pantheismum dem chriſtlichen Anthropotheismo vorziehen; denn wenn Gott Alles iſt, oder Alles Gott: warum das kleine All nicht, der Menſch, auch Gott? oder auf der Erde, was der große Ur- und Allvater im Himmel?

den 6ten Febr.

Das war geſtern ein Jahrmarkt! Nach der Mahlzeit mit allen meinen Kindern kam ein Candidat, den ich in einem guten Hauſe verſorgen geholfen, und brachte mir aus Erkenntlichkeit Müller's Dorfprediger und Dorfſchule, die ich noch nicht habe anſehen können. Subinſpector Sommer, mit ſeinem frühlingsrothen, lachenden Geſicht kam darauf; dann unſer Mentor Kraus, ein junger Friedländer mit ſeinem jüdiſchen Schulmeiſter, der reformirte polniſche Prediger Waronski; Raphael Hippel ging weg, ohne hereinzukommen. Ich ging ſo heiſer zu Bett, daß ich mich ſelbſt nicht hören konnte. Habe gut geſchlafen, traue mir aber nicht auszugehen. Auf meinem Bette fielen mir neue Lichter für meinen Wald ein, zum Durchhauen.—

35. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 15. Febr. 1786.

Herzgeliebteſter Freund! Ich hoffe, daß Ihre Geſundheit völlig wieder hergeſtellt ſeyn wird. Wie über Ihr Stillſchweigen, bin ich noch mehr über meinen Briefwechſel, Materie und Inhalt deſſelben, beunruhigt geweſen, die Ihnen manche widerliche Empfindung veranlaßt haben müſſen. Die Liebe deckt der Sünden Menge, und deßhalb ſcheint es mir überflüſſig, mich weitläuftiger deßhalb zu erklären. Ich warte nur bloß auf die Aufnahme der Epiſtel, und wie Sie ſelbige geleſen haben, worauf ich mehr, als bloß neugierig bin. Daß ich Recht und Fug gehabt, M. M. als einen Sophiſten, Lügner, u. Heuchler aus ſeinem Jeruſalem anzuſehen, hat er durch ſeine Vorleſungen und Hirtenbrief an L. Freunde noch beſſer bewieſen. Doch wer kann Menſchen ins Herz ſehen, geſchweige Schriftſtellern, und ihre Narrenopfer, die ſie dem Publico bringen, das betrügt und betrogen ſeyn will.

Mein einziger Rath bleibt noch immer derſelbe, ſich nicht zu übereilen. Die Wahrheit und Ihr guter Name werden dadurch nichts verlieren. Dank ſey es dem Rheumatiſmo Ihrer Freundſchaft, daß Sie meine Fortſetzung nicht abſcheulich gefunden. Es geht meinen Gedanken, wie den Ballen eines ungeſchickten Spielers, die ſich immer ſelbſt verlaufen. Ich rede von einem Spiel, das ich niemals gekonnt, und jetzt völlig vergeſſen habe. Mit meinem Chaos geht es ſachte weiter, und ich verzweifele noch nicht, das Ende zu erleben. Nehmen Sie es um des Himmelswillen mit meinem Briefen nicht genau. Ich denke ſchon zweymal die Fortſetzung gleichſam wiederrufen zu haben, und werde das mir ſowohl als Ihnen durch übereilte Ueberſchickung veranlaßte Mißvergnügen nicht ſo leicht wiederholen. Unterdeſſen werde ich doch Ihre Erinnerungen zu nutzen ſuchen. Wir müſſen noch immer wie die Kinder durch Straucheln und Fallen gehen lernen. Ich habe den ganzen Dienſtag eine Höllenfahrt ausgehalten, von der ich nur gegen die Nacht mich wieder beſinnen konnte. Unſer Leben iſt ein Dampf, und alle Freuden und Leiden deſſelben ſcheinen aus Dünſten zu beſtehen, oder vapeurs, von denen man nicht weiß, woher ſie kommen, und wo ſie bleiben. Stupid bin ich immer geweſen, aber ſeit Kurzem leide ich eine Art von Zerſtreuung, von der ich bisher nichts, wenigſtens in dem Grade, wie jetzt, gewußt, und die mich ſchüchtern und ſcheu macht zu jedem Geſchäfte oder Umgang. Der junge Deutſch hat die Blattern. Beide Eltern kamen nach der Stadt; er iſt das einzige Kind, und Alles, Gottlob, gut überſtanden. Vorigen Sonnabend gehe ich des Morgens hin, ohne und wider meinen Vorſatz. Er ſitzt im Pudermantel, und ſie neben ihm am Kaffeetiſch. Ich will ihm die Hand küſſen. — Sie ſehen mich für meine Frau an. — Ich biete ihr den Mund, und ſetze mich ein wenig verdrießlich hin, ohne zu wiſſen, warum mir Hand und Mund verſagt wird, rede ins Gelag hinein, komme nicht eher zu mir ſelbſt, bis ich auf der Straße bin, wo mich aber ein ſo unwiderſtehliches Lachen anwandelt, daß ich es bis zum Schlafengehen kaum unterdrücken konnte. So ein toller Streich iſt mir noch nicht begegnet; und wenn man nicht mehr ihn und ſie unterſcheiden kann, wie mag es mit Speculationen gehen, die man nicht durch ſeine fünf Sinne ſo leicht berichtigen kann? Bey allem Lächerlichen war etwas ärgerliches und ſchauerliches in meiner Erfahrung. Ich muß mich alſo ein wenig in Acht nehmen, mit einem ſo mürben Kopf gegen die Wand zu laufen.

Auch ein ganzes Jahr ſoll mir nicht zu lang währen, meine letzten Kräfte zu verſuchen. Weiter bin ich, und bisweilen ſchimmert mir auch ſchon das Ziel vor Augen. Ohne dieſe optiſche Täuſchung hätte ich freylich niemals die Hand ans Werk gelegt; aber zur Ausführung gehören mehr als optiſche Täuſchungen, mehr als Verſuchungen; Flügel zum Fliegen, wenn es ein fliegender Brief werden ſoll. Ich hoffe alſo noch mit Hiob ſagen zu können: Mein Bogen beſſert ſich in meiner Hand. Bitte alſo, liebſter Jonathen, die Fortſetzung beyzulegen, und nicht weiter daran zu denken. Was ich darüber erhalte, ſoll nicht verloren ſeyn. Ach! Freunde taugen ſelten zu Kunſtrichtern. Ihr: Schone dein ſelbſt! bisweilen Satans Stimme. Die ſtumme Phyſiognomie eines gegenwärtigen Kunſtrichters iſt lehrreicher, als die ſchönſte Epiſtel eines entfernten, und Sie haben den Fehler, Ihren Freunden zu viel zuzutrauen, und gegen Ihre eigene Empfindung zu mißtrauiſch zu ſeyn. Ich habe zufällig von einem 70jährigen Carteſianer, einem D. Siegwart in Tübingen, eine allerliebſte Schrift, unter dem Titel: Fragmentum I, Cogito gefunden, das 1781 ausgekommen; ob das zweite Fragment über Sum erſchienen, und ob der alte Greis noch lebt, habe ich nicht ausmitteln können. Das erſte iſt mit vielem Scharfſinn und lebhaften Witz geſchrieben, daß ich es Ihnen wohl empfehlen möchte, und eine Nachfrage wegen des verſprochenen Fragments, an deſſen Exiſtenz mir ſelbſt gelegen wäre. Bey dem philoſophiſchen Wort fällt mir die Stelle in Engel's Vorrede ein, daß M. M. anfänglich die Exiſtenz Ihrer Schrift, und als dieſe bald außer Zweifel geſetzt war (qu. a priori oder a posteriori?) einen ſolchen Inhalt derſelben durchaus nicht glauben wollen. Wir wollen, lieber Jonathan, auch die Gaben der Abtrünnigen nicht verkennen. Ich habe meine Freude immer an der Advokaten-Liſt, womit er ſich aus dem Handel mit unſerm L. wie eine Schlange herausgewunden, und wie er jetzt ſich und ſeinen Freund in Sicherheit gebracht, und die Fortſetzung den Berliner Erben übertragen. Auch die ungerechten Richter und Haushälter ſind uns zu Muſtern empfohlen mit einem mehr als horaziſchen Sapere aude! Schicket euch in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit. Ich denke immer, Sie haben der Wahrheit und guten Sache einen Dienſt gethan, durch die unſchuldige Offenbarung des Geheimniſſes der Bosheit, das mit ſo viel Energie in den Kindern des Unglaubens wirkt zum Haß des Chriſtenthums. Laſſen Sie ſich alſo die kleine Verfolgung um ſeines Namens willen nicht leid thun. Wie lieb und leicht würde mir Ihr Spiel ſeyn! Um Ihr und meines nicht zu verderben, manum de tabula. Laſſen Sie mich einen philoſophiſchen Maulaffen ſeyn. Anſtatt des Todten haben Sie eine Legion wider ſich, gegen welche Sie nichts, als die feſte Burg: ab hoste consilium ſchützen kann. Melden Sie mir bald, ob Sie ein Digeſtiv oder Vomitiv des hebräiſchen Berliner Hirtenbriefs nöthig gehabt haben, und ob Ihr Magen ſchwächer als der Meinige iſt. Nur bitte, nicht ihn für ſie, und ſie für ihn, anzuſehen, und ſich an den Freunden, nicht an den Todten zu halten. Doch jene ſind todt, und dieſe leben; und alles läuft am Ende auf eine Maskerade hinaus, wie im Shaftesbury geſchrieben ſteht. Quid rides? de Te fabula narratur — Suchen Sie alſo, lieber Jonathan, mit den Berliner Fabelhanſen, wie ich mit Ihren Fibeliſten herumzuſpringen und fertig zu werden. Ich werde wie ein entfernter Secundant Ihrem Zweikampf zuſehen, und meine Sichel in keine fremde Erndte wagen. Sie ſind ſo glücklich, wie St. Paulus, an den Kaiſer appelliren zu können; ich kann mich bloß für einen Phariſäer ausgeben gegen die allgemeinen deutſchen Sadducäer. Unſere ſubjective Lage muß jedes ſeine objective Nothwehr beſtimmen. Wir wollen auch unſere freundſchaftliche Correſpondenz auf eine Zeitlang verläugnen, und uns einander eine Quarantaine auflegen, damit nicht einer des andern Concept verwirre. Vorher erwarte ich aber offenherzigen Bericht, wie zuckerſüß die Epistola posthuma Ihnen geſchmeckt, und die Wirkungen derſelben in den Intestinis oder in den Muſkeln des Lachens. Nur keine Lüſternheit nach Douceurs, noch Eckel vor Arzeneyen; et ab hoste consilium. Weder welſches noch hebräiſches Point d'honneur, ſondern deutſche Wahrheit ſey Ihre Muſe. Eben erhalte ich von K. die allgemeine Literaturzeitnng bis zum 20. Januar. Wo bleibt Ihre Recenſion? In meinem fliegenden Briefe bin ich mit der Verklärung des evangeliſch=lutheriſchen Titels: Golgatha und Scheblimini ziemlich ins Reine, auch mit der paniſchen Furcht der Berliner Diana vor dem Pabſtthum, das im Deſpotiſmus, Infallibilität, Unterdrückung des göttlichen Worts und der heiligen Schrift, Werkheiligkeit und einer ganzen Pandora=Büchſe beſteht, und nicht extra, ſondern intra muros Iliacos geſucht werden muß. Alsdann über den Atheiſmus der jüdiſchen Vorleſungen, und die carteſianiſche Kabbala der verpeſteten Freundin. Ob das Kind zur Welt kommen und beym Leben bleiben wird vor der Herodianer argen Liſt? vix credat judaeus Apella. Gevatter ſollen Sie ſeyn. Cura, ut valeas et rideas über die Berliner Klagweiber. Gottes Segen über Sie und die Ihrigen.

36. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 18. Febr. 1786.

Herzlichgeliebteſter Freund! beruhigen Sie mich nur erſt mit der guten Nachricht von Ihrer völligen Geſundheit. Sie werden nächſten Freytag einen großen Brief erhalten, und ich hoffe, daß Sie zubereitet ſind, das ganze Radotage eines Nachtwandlers zu leſen, und beynah möchte ich ſagen zu verachten, oder wenigſtens im Licht der Wahrheit und Liebe zu ſehen, die nicht den Buchſtaben, ſondern den Geiſt, nicht das Gegenwärtige, ſondern das Künftige zum Ziel macht, nicht wie ein äußerlicher Jude das Lob aus den Menſchen, ſondern wie ein innerer verborgener Jude das Lob aus Gott. Dieſe Pauliniſche Diſtinction aus Röm. II. 28. 29. hat mir immer im Sinn gelegen ſeit der Berliner Apotheoſe eines Juden, der das Andenken des unglücklichen Fürſten auszuſtechen ſcheint. Ich habe in dieſen Tagen nichts als das Jeruſalem ſtudirt, faſt wie ein neues Buch. Es war hohe Zeit, um mein Golgatha nicht ganz auszuſchwitzen, das ich, wenig gefehlt, bald ſelbſt nicht mehr verſtehe, und mir daher alle Stellen, auf die ich Rückſicht genommen, am Rand gezeichnet. Wenn es mir ſo geht, daß ich mir ſelbſt deutlich zu ſeyn aufhöre, ſobald ich abgekühlt bin, wie darf ich mich wundern, andern nicht deutlich genug zu ſeyn? An Anlaß hat es nicht gefehlt, über die Deutlichkeit eines Mendelsſohn und meine eigene Dunkelheit zu ſtudiren und zu meditiren, nicht ohne Erfolg. Aber ich habe ſelbſt nichts thun können, weil ich ein Non possum non — zum Reden und Schreiben nöthig habe, ein — dem lächerlichen Sturm und Drang ähnliches — Intereſſe, wie ein brennend Feuer in meinen Gebeinen verſchloſſen, daß ich's nicht leiden kann, und ſchier vergehe. Jerem. XX. Dieſe Schäferſtunde will nicht kommen. Sie haben ſchon ſo manchen Brief in puris naturalibus von mir erhalten, daß ich beſorgt war, Ihnen dadurch überläſtig zu werden, und Sie durch meine Paroxysmos zu verwirren. Daher war ich im Ernſt auf eine Quarantaine bedacht, zu der ich mich aber nicht eher recht entſchließen kann, bis ich Ihr unbefangen Urtheil über die heilige Epiſtel weiß. Wahrheit iſt von beyden Theilen, aber ſie zu trennen und zu ſcheiden, dazu gehört Ruhe, Gelaſſenheit, welche die Zeit ehrlicher gibt, als alle Kunſt. Ihre Sache iſt gut, das iſt ſchon ein großer Troſt, und Ihr Spiel beſſer und ſicherer und klüger als jener ihres. Man wirft Ihnen falſch vor, ſich übereilt zu haben; für das Vergangene kam die Warnung zu ſpät; aber nicht für das Folgende. M. war es um das erſte Wort zu thun; halten Sie ſich an das letzte und jüngſte. Laſſen Sie jeden, der Luſt hat, mit und ohne Beruf und Fug ſich einzumiſchen, ausreden. Deſto beſſer für Sie und den Grund der Sache, der ewig und unveränderlich bleibt, und eine nothwendige Wahrheit betrifft, die weder von Zeit noch Ort abhängt, inſofern ſie äſthetiſche Formen ſind, Moden und Mondwechſel.

Wie mag der Schöpfer nicht in ſeiner Allmacht lachen,
Wenn ſich das Nichts zu Was und Ihn zu Nichts will machen!

Gewiſſe Dinge ſind für mein armes Gedächtniß unauslöſchlich. So geht es mit dieſem Vers, den ich in meiner erſten Jugend vor Reinbecks Augsburger Confeſſion von einem Dr. Junker geleſen. Der ganze Handel hat eine ſo lächerliche Seite, welche ſelbſt die ſchwärzeſte erheitert, daß ich jenen Geſichtspunkt Ihnen gern empfehlen möchte, auch wegen der Fruchtbarkeit, wenn's nicht wäre ſelbſt wegen ihrer Richtigkeit, wie der Mettenprediger die Erklärung der Wahrheit unterſcheidet. Denn wenn die Narren ſind, die in ihrem Herzen das Daſeyn Gottes läugnen; ſo kommen mir die noch unſinniger vor, die ſelbiges erſt beweiſen wollen. Wenn das Vernunft und Philoſophie heißt, ſo iſt es kaum eine Sünde, ſelbige zu läſtern. Lachen wollen wir, lieber Jonathan, wie unſer Freund in Wandsbeck, aber mit der Wahrheit nicht unſer Geſpött treiben, wie die allgemeinen deutſchen Athenienſer und Areopagiten, die Freunde Leſſings und Apologiſten M. des Mohren, der unſere weißen Geſichter auch für Masken hält, wie ſeine Carnevalsbrüder ihre, denen das Lachen theuer genug werden wird. Schweigen wollen wir, und nicht ehe reden, bis die Zeit kommt, und es der Mühe lohnt, unſern Mund aufzuthun, und den Schatz unſers Herzens zu eröffnen. Gott wird mich weder an Ihnen, noch meinen Freunden zum Lügner werden laſſen. Er wird's wohl machen, daß wir unſere Luſt noch ſehen werden. Ich umarme Sie mit der beſten Hoffnung Wort zu halten. Theilen Sie mir alles mit, wie ich auch nicht ermangeln werde von meinem Theil. Mehr kann ich nicht ſchreiben, weder heute noch morgen noch übermorgen, da dieſer Brief abgehen wird. Alſo leben Sie recht wohl, werden Sie geſund und bleiben Sie mein Freund wie ich der Ihrige

J. G. Hamann.

---

37. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 26. Febr. 1786.

Nun, mein lieber Fritz Jonathan, meine Papierſcheere iſt entzwei, die ich bey der Kriegs- und Domänen-Kammer noch als Kanzleyverwandter zum Weihnachtsgeſchenk erhalten; ich ſchreibe alſo auf einen unbeſchnittenen Bogen.

Ich habe mich heute den ganzen Vormittag umgetrieben, Patienten beſucht, und die Kirche, leider, nur im Vorbeygehen, um wenigſtens den Segen mitzunehmen.

Crispus hat mir den Rath gegeben, zu eilen; weil er zweifelt, daß ich das Ende erreichen werde. Ich habe ihm einen Beweis meiner Folgſamkeit gegeben, und bin nun mit dem Recenſenten fertig, der dem Leſer nicht ſo eckel werden kann, wie er mir geworden.

Nun wünſche ich eine Abſchrift für mich, denn meine Handſchrift gehört Ihnen und dem Buchdrucker, deſſen Namen und Umſtände ſeiner Preſſe ich wohl näher wiſſen möchte. Ich bekümmere mich um ihn, ohne daß er nöthig hat, das Geringſte von mir zu wiſſen. Ihre Wahl in 4to iſt die Meinige. So einen überflüſſigen Rand, wie Ihr Freund im Haag, kann ich nicht leiden, aber ich wünſchte einen guten, deutlichen, räumlichen Druck, weil die Gedanken ſo enge in einander gedrängt ſind, daß ſie ſich beynahe einander erſticken.

Sobald ich nur kann, ſchicke ich Ihnen einen verſiegelten Brief, um im Nothfall auch mit dem Probebogen ſelbigen an die höchſte Inſtanz meiner Autorſchaft zu befördern. Ich hoffe, daß unſer Freund Tiro *) mit einem Bogen meiner Hand in ein paar Tagen fertig werden kann, und dadurch eben nicht die übrige Arbeit aufgehalten wird. Es iſt ja meine ſilberne Hochzeit; alſo machen Sie mir alten Narren Freude, wahre Freude, nicht politiſche durch Verhehlung Ihres Urtheils und des kleinſten Umſtandes, was zur Sache gehört, es mag wider oder für mich ſeyn. Criſpi und meinem Rath folgen Sie auch, ſtille zu ſeyn, und ſich nicht zu rühren, noch die Feder anzuſetzen, bis ich wenigſtens ausgeredet habe. Wenn der pruritus unüberwindlich in Ihren Fingern iſt, ſo warten Sie wenigſtens meine Erklärung über die Frage ab, die Sie mir eben ſo gut, als dem jüdiſchen Philoſophen anvertraut

---

*) Heinrich Schenk.

haben, und dann ſetzen Sie die Feder an. Das Leben iſt ſo kurz und köſtlich, daß es Schade iſt, es mit Katzbalgereyen, mit gelehrten Wortkriegen zu verſudeln. Dergleichen opera supererogationis ſind Mißbrauch und Schande der wahren Philoſophie, welche den Genuß des Lebens veredeln ſoll, Friede und Freude befördern, nicht auf Beſchneidung und Verſtümmelung hinauslaufen.

Gott ſegne Sie und Ihr ganzes Haus. Meins ſchläft. — Si non pie, tamen caute, ſagt Auguſtinus. Dieß war ein Sprichwort eines alten Landpredigers, der mein guter geerbter Freund war, und ein Vetter des lieben Mannes, der das Petersburgiſche Journal geſchrieben, und mir ſeine opera mit manchem Pfund Chineſer Thee zugefertigt. Ob dieſe Worte im Auguſtino, weiß ich eben ſo wenig, als ich bisher die ihm zur Laſt gelegten peccata splendida der Heiden habe auffinden können.

Gehen Sie alſo lieber pie und caute zu Werk. Man kann nicht vorſichtig genug ſeyn, und ich bin nicht nur vorſichtig, ſondern auch, leider, mißtrauiſch. Dieſer Fehler hat mich öfters beſchämt und inaniter geängſtigt, aber auch die großen Dienſte gethan, daß ich ihn nicht füglich abſchaffen mag, weil er wie der ungerechte Haushalter für meine Oekonomie unentbehrlich iſt. Ich hoffe, daß meine Freunde nicht auf Sie eiferſüchtig ſeyn werden, daß ich an Sie faſt allein ſchreiben kann; und für die ganze Welt todt bin. Sie werden eben ſo wenig auf dieſes beſchwerliche Glück Urſache haben, eitel und ſtolz zu ſeyn. Verſichern Sie unſern Lavater meines friſchen und grünen Andenkens; um ihn davon zu überzeugen, mahnen Sie ihn zur Oſtermeſſe um den Reſt des vierten Theils ſeines Pontius Pilatus. Weder ſeinen Salomo noch Predigten über meine Lieblingsepiſtel an Philemon habe ich zu Geſicht, ohngeachtet aller Nachfrage, bekommen können. Ich hoffe dieſe Woche, in der ich Faſtnacht zu halten denke, mich bey unſerm Oberhofprediger darnach zu erkundigen. Ich will auch ausruhen, bis ich Antwort von Ihnen erhalte, ob und wie ich in meinem opere profligato fortfahren ſoll.

38. Von J. G. Hamann.

Königsberg, am 1. März 1786.

Mein liebſter Freund Jonathan! auch Gevatter Claudius hat ſeine Recenſionen drucken laſſen. Ich bin ihm noch eine Antwort ſchuldig auf einen ſchönen langen Brief, an dem er freylich vom heiligen drey Königstage bis gegen das Ende des Jänners geſchrieben, aber mit recht guter Laune. Erinnern Sie ihn doch, mir ſein Machwerk zu überſchicken; denn der faule Socius wird es kaum von ſelbſt thun. Wenn er auch meines alten Landsmanns D. Moldenhawer Homilie beylegen möchte, will ich das Porto gern bezahlen.

Geſtern erhielt ich von Berlin de Marees Gottesvertheidigung, welche ich auf der Stelle durchleſen mußte. Sie iſt gegen die allgemeine Bibliothek, meine verpeſtete Freundin, gerichtet, und vorzüglich gegen Jeruſalem, deſſen Anrufung an die Götter der Erde zu Heilanden des menſchlichen Elends ich noch nicht verdauen kann. Sie können nicht glauben, wie ſehr ich mit dem alten Greis ſympathiſire, und ſo ungern ich Bücher kaufe, thut mir das Geld nicht leid. Es iſt nur der erſte Theil, und betrifft die Geſchichte des Sündenfalls, die ſo albern jetzt in Gedicht und Allegorie verwandelt wird. Lienhard und Gertrud liegt auch hier, ich habe ihn aber noch nicht anſehen können.

den 5ten März.

Ich denke, daß, wenn ich bald eine Abſchrift erhalte, und Sie nichts einzuwenden haben, der erſte Bogen füglich ohne einen Probebogen abgedruckt werden kann, und daß die Abſchrift eben die Dienſte thun wird, und ich nach ſelbiger Ihnen, lieber Jonathan, noch das Nöthige, und auf Ihre Erinnerungen zugleich antworten kann. Ich bin jetzt wieder in einer Crisi, die ich abwarten muß, und in welcher ich nichts thun kann.

Die Erklärung meines Titels hat mich auf das Modegeſchrei über Pabſtthum geführt, und ich wünſchte gern dieſe Materie in einem andern Ton auszuführen, als den ich gegen den blaſenden Mitlauter führen müſſen, der mir eckel geworden. In meinem Golgatha ſelbſt ſind nur die beiden Stellen S. 71. über die Beſchuldigung des heidniſchen, naturaliſtiſchen, atheiſtiſchen Fanatiſmus, die Mendelsſohn durch ſeine Vorleſungen bewieſen anſtatt ſie widerlegt zu haben, und S. 25. über die Pfuy, Pfuy armer Sünder oder die Fooi- und Biergelder der armen Zöllner. Hier liegt eigentlich die Hauptſache der Entkleidung und Verklärung — Hic Rhodus, hic Salta. Die Wendung dazu hängt noch von Umſtänden ab, und von der Antwort auf mein Geſuch um Urlaub und andern Begebenheiten, deren Vorfall wahrſcheinlich iſt, und allein von der Vorſehung abhängt, die ſich um Sperlinge und ihre Nahrung, wie um die Galla-Kleider der Salomone und ihre Herrlichkeit bekümmert. Dieß iſt ein entre chien et loup, das wie ein Bubenſtück, oder wie ein Heroiſmus oder Donquixotterie ausgelegt werden kann. Lieber ausgelacht als beklagt zu werden! Auch Beides, wenn man etwas Gutes, wär' es auch bloß für unſern Nächſten, dadurch bewirken kann. Wer nicht die Kunſt zu verſpielen verſteht, muß ſich in kein Glücksſpiel wagen, und mit der Autorſchaft geht es eben ſo. Wer nicht ungleiche Urtheile verſchmerzen kann, laſſe das Schreiben gar bleiben. Ich verzweifele oft, auf dieſem Weg Gutes zu thun, weil Alles ſchon geſagt, gethan und erfüllt, und nichts Neues mehr unter der Sonne zu erwarten iſt. Das Eins wurde All; das Wort wurde Fleiſch; der Geiſt wurde Buchſtabe, den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit; nur denen, die berufen ſind, wird göttliche Kraft und göttliche Weisheit offenbar, und dieſer Beruf hängt von keinem Willen des Fleiſches, noch eines Mannes, noch vom Geblüte ab — weder von Materie noch Form und Lehrart. Ich habe Ihnen ſchon mehr wie einmal geklagt, wie ich mich alle Augenblicke verlaufe und Irrlichtern nachjage, daß ich im Sumpfe bis über die Ohren einfalle, und Mühe habe, mich herauszuhelfen, und den rechten Weg wieder zu finden. Die Charaktere des Pabſtthums ſind: 1. Deſpotismus, 2. Infallibilität, 3. Verachtung oder Unterdrückung der Schrift; (wo ich eine merkwürdige Stelle aus Müllers Dorfſchule rügen muß, der eine lange Tirade über die Schädlichkeit dieſes Buchs macht, und den giftigen Geiſt unſers Jahrhunderts und der Berliner Reformationsſucht verräth;) 4. 5. und 6. Werkheiligkeit, Aberglauben, Unglauben. Hier iſt der Uebergang zu den Vorleſungen und Morgenſtunden, dem Spinozismo, Pantheismo und dem ganzen philoſophiſchen Vernunft-Schleichhandel, deſſen Betrug ich gern augenſcheinlich machen möchte, und daß man nicht Unrecht habe, uns vor der Vernunft zu warnen, und keiner Gotteslästerung, ſich durch eine ſo nöthige Warnung ſchuldig mache, weil die Philoſophen den Anfang mit der Sprachverwirrung gemacht, und aus der menſchlichen Erkenntniß ein wahres Babel. Vernunft und Schrift ſind im Grunde Einerley: Sprache Gottes. Dieſes Thema in eine Nuß zu bringen, iſt mein Wunſch und das punctum saliens meiner kleinen Autorſchaft, die ich vergraben und beerdigen will durch Entkleidung und Verklärung. Die Idee iſt aus eben dem Propheten, aus dem ich die Anſpielung des Epha hergenommen im Golgatha S. 32, wo die Stelle ſo heißen muß: „der zwiſchen Himmel und Erde ſchwebende Epha der Theorie im Lande Sinear, und Jeruſalem nicht fürder bleibt an ihrem Ort zu Jeruſalem, ſondern unter dem Meridian Babels zu liegen kommt. Zach. X. 10. 11 XII. 6.

Ich denke noch heute nach Wörliz zu ſchreiben und mich für die Bekanntſchaft des lieben alten de Marees zu bedanken, und einige nähere Nachrichten von dieſem Manne einzuziehen.

Leben Sie alſo recht wohl, und laſſen Sie mich nicht auf verheißene Briefe vergebens warten. Ich umarme Sie, und erſterbe Ihr alter

Joh. G. Hamann.

Ich hatte ſchon meinen Brief zuſammengelegt, um ihn des Abends zu verſiegeln, und Hill zur Beſtellung mitzugeben, wie ich Moritz Verantwortung gegen Engel erhalte.

Eben werde ich lüſtern, Miltons Paradise zu leſen zur Vorbereitung auf das nächſte Sonntags-Evangelium. Der Kopf iſt mir ſo voll, und die Kälte ſo empfindlich, ohngeachtet das Wetterglas ſtark gefallen, daß ich dieſen Nachmittag mich nicht vom Ofen rühren werde.

Leben Sie wohl, und wenn ich nicht dieſe Woche einen Brief von Ihnen erhalte, und Ihr ganzes Herz darin, ſo verſprech ich Ihnen eine Epist. posthuma, die ärger ſeyn ſoll, als alles, was Sie noch geleſen haben von Ihrem ut supra.

39. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 4. März 1786.

Nun bin ich ziemlich ruhig, mein lieber J. J. Kaum iſt es mir möglich geweſen, die Poſt abzuwarten. Seit der Mittwochs-Poſt habe ich auf die heutige gerechnet, gezählt und gewartet. Wäre Ihr Brief ausgeblieben, ſo hätte ich vor langer Weile nicht gewußt, etwas anzufangen. Die Kälte iſt heute wegen des ſchneidenden Oſtwindes, und überhaupt dieſen ganzen Winter empfindlicher für mich, wie ſonſt. Nach Leſung Ihres Briefes zog ich mich an wider meinen Vorſatz, mich wenigſtens auf meiner Loge und Amtsſtube zu zeigen — und bin jetzt darüber her, das Erhaltene zu beantworten. Der Himmel gebe, daß Sie auf den Sonntag Reminiscere auch mein Päckchen zum Nachtmahl oder Schlaftrunk wohl erhalten mögen. Sobald Sie es ſelbſt geleſen haben, iſt die Hauptſache das Münſterſche Gutachten, ohne welches Sie nichts anfangen, und ohne welches ich keinen Schritt weiter gehe. Dieß erwarte ich von ihm oder Mariane eigenhändig. Wenn Sie und Comp. nichts zu erinnern haben, geht der erſte Bogen gleich zum Druck und Abdruck. Sollte der Abdruck nicht zu lange aufhalten, ſo hoffe ich, daß der erſte Bogen die Probe ohne meine Correctur durchgehen kann. Nicht mehr wie einen einzigen nach Weimar; ſonſt nirgends weiter.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundſchaftliche Inſtruction an Claudius, und noch mehr für Ihren

Beyfall, der mich deſto ungeduldiger macht. Wenn er doch ſo klug wäre Moldenhawer beyzulegen. Er weiß nicht, daß er mein Landsmann iſt, und ich die Hebamme zu ſeinen Anmerkungen über das N. T. geweſen bin, unter ſehr mißlichen Umſtänden. Es geht ihm bisweilen wie jenem Dichter:

Demitto auriculas, ut iniquae mentis asellus
Quum gravius dorso subiit onus. . . .

Wie ich ihm ſchon aus der Epiſtel an Vinium ſein paternum cognomen bey Anmeldung ſeines Boten habe vorrücken müſſen, und der liebe Hoheprieſter zu Weimar auch demſelben bisweilen cum puncto ſchreiben muß. Alſo laſſen Sie ſich es nicht verdrießen Ihre Inſtruction zu wiederholen; auf allen Fall hätte ich das Porto gern übernommen, wie ich geſtern ſelbiges mit Freuden bezahlt für eine Comödie: der Betrüger, den die Kaiſerin von Rußland auf Caglioſtro geſchrieben, und mir eben nicht ſelbſt, ſondern durch ihren Ueberſetzer, meinen alten lieben Freund Arndt, der mir lieber als ein Dutzend Semiramis oder auch Salomons iſt, überſchickt hat. Es waren 2 Exemplare. Ich habe, ohne zu leſen, beide ſchon verliehen. Aber Claudius werd' ich erſt leſen, ehe ich ihn in die Welt ſchicke.

Das böſe Gewiſſen macht die Berliner Engel ſo geſchäftig und thätig, daß ſie in das Gelag hineinreden, und ſich nicht Zeit laſſen, ihre eigenen Gedanken erſt zu überlegen; höchſtens ihre Worte und Ausdrücke, als wenn die phariſäiſche Reinigkeit der Schüſſeln auch das Innere rein machte. Was ich ſage, iſt einer von meinen liebſten dictis classicis, der 2. Tim. II. 7. gedruckt ſteht in kleinen Bibeln, ohne Unterſchied der Ausgaben. Ich verlange keine Wunder von Ihrer Gelaſſenheit und Kaltblütigkeit zu ſehen noch zu leſen; weil ich ſelbige leider beſſer als meine eigene kenne; ſondern wünſchte lieber, daß Ihnen, wie einem wahren Galanthomme, ein wenig mehr an meiner als Ihrer eigenen Autorſchaft gelegen wäre. Je anmaßender die Forderung, deſto angenehmer wird mir Ihre Willfahrung ſeyn. Daß Sie in der ganzen Sache Recht haben, braucht gar keines Beweiſes, und am allerwenigſten von Ihrer Hand und Seite. — Allerdings liegt die Schuld an Ihnen, die unerkannte Schuld, daß Sie Wahrheit bey einem Juden, einem natürlichen Feinde derſelben, geſucht und vorausgeſetzt haben. Solche Leute nimm nicht zu Rathe, ſagt der weiſe Jeſus Sirach XXXVII, 12, 13, 14. Und darinn beſtand Ihr Hauptfehler, den Sie nicht umhin können auch zu beichten, wenn Sie ſich die Abſolution vom Publico und nicht neue Chicanen zuziehen wollen. Wozu brauchen Sie autoritatem Lessingianam et Mendelssohnianam, die gar nicht zur Sache gehören, wenn Ihnen daran etwas mehr gelegen iſt als an dem Beyfall gelehrter und witziger Lügezeugen? Sie haben durch die Mittheilung und Verrätherey, wie die Sprachverderber es nennen, des Mysterii iniquitatis, ein wahrhaftig gut Werk gethan. Es iſt die lächerlichſte Eitelkeit, daß Ihr Gegner alles in ein point d'honneur verdreht. Ein Jude — ein Sophiſt und point d'honneur und

Delicateſſe! Wer hier nicht faule Fiſche riecht, hat keinen Geruch noch Geſchmack — — da klopfte Jemand an der Thür. Ich ſchrie: das iſt nicht Hill; der ein ſehr ungeſtümes lautes Klopfen hat. Da war es der Graf . . . . . . in Galla mit ſeidnen Strümpfen, wie ich ihn noch niemals geſehen. Dieß fiel mir deſto mehr auf, da ich von meinem pallio philosophico oder alten Pelzrock das letztemal Gelegenheit nahm, ihm zu verſtehen zu geben, daß mein innerer Geſchmack meinem äußern ſehr entgegengeſetzt wäre, und ich einen reichen jungen Menſchen nicht in ſordider Tracht ausſtehen könnte. Dieſe zufällige Beobachtung machte mich heiterer, und ich trank über eine Bouteille Bier aus, das ich ſonſt nicht eher als des Abends um 8 zu trinken anfange. Da ſchickt mir Mme. Courtan fünf Paar Haſelhühner, auf die ich morgen meine Liſette Reinette, Criſpus und den Nachbar Milz einladen werde.

Ich habe geſtern Kant beſucht, der voll von der Mendelsſohniſchen Sache iſt. Wir waren weit von einander in unſeren Urtheilen. Er hat den Verdruß gehabt, ganz abſcheulich in Kupfer geſtochen zu werden von einem Juden, Löwe oder Love, dem er einen Injurien-Prozeß ankündigen will, wenn er ihn verkauft. Er ſoll dem Pan oder Freſſer Polyphemus ähnlich ſehen. Der Künſtler iſt ein protégé des H. wo ich das monstrum horrendum auch nächſtens in Augenſchein zu nehmen denke. — Nun nicht ein Strich mehr! Es iſt Rüſtabend.

40. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 28. Febr. 1786.

Was habe ich gethan, lieber Hamann, um einen Brief von Ihnen zu erhalten, wie der vom 15ten? Er hat mich geſchmerzt wegen des veränderten Tones und wegen gewiſſer Modulationen, über deren Abſicht und Ausdruck ich nicht immer mit mir ſelbſt einig werden kann.

Ab hoste consilium! rufen Sie mir zu wiederholten malen zu. Ganz beſtimmt und klar bin ich an keiner Stelle den Sinn dieſes Zurufes zu faſſen im Stande geweſen; am wenigſten da, wo Sie ihn eine feſte Burg nennen. Ich beſchwöre Sie bey Ihrer Liebe und Treue, mir mehr Licht hierüber zu ertheilen. Da ich Sie von ganzem Herzen liebe und verehre, ſo quält mich und ängſtigt mich jede zweideutige Rede, jeder räthſelhafte Ausdruck, deſſen Sie ſich gegen mich bedienen.

Ich werde mich mit der Beantwortung nicht übereilen, ob ich gleich ſo viel nicht dabey zu bedenken habe, da ich mich nur an den Faden der Geſchichte, den mir meine Documente an die Hand geben, zu halten brauche. Ich muß Ihnen mehr als einmal ſchon geſagt haben, daß Reſignation auf mein Seyn und den Schein meines Seyns, meine große Philoſophie iſt, und dabey hat man nicht viel Politik vonnöthen. Bey meiner lebhaften Gemüthsart muß ich, was die meiſte innerlichſte Ruhe ſchafft, am meiſten ſuchen.

Ich ſchreibe dieß im Bette: denn mein Katharr hat ſich verſchlimmert nach einer Einladung zu meinem Vater, der ich folgen mußte. Der alte Mann iſt halb verwirrt und ſein Gemüth beſtändig in einer höchſt unglücklichen Bewegung. Wenn er mich, wie dieſes mal, zu einer beſondern Unterredung holen läßt, ſo iſt mir immer als wenn ich in meinen Tod ginge. Er ängſtigte mich wie gewöhnlich, ſo daß mir die ganze Zeit das Herz ſo laut ſchlug, daß ich es hören konnte. Er folgte mir noch auf den Hof, hielt mich da im ſtrengſten Nordwinde noch lange auf, und ſetzte mich in noch größere Bewegung. Ach, ich kann mich nicht daran gewöhnen, das Elend anzuſehen.

den 3ten März.

O der Freude, Lieber! o der Wonne, die ich aus Ihrem Briefe vom 18ten ſchöpfte! Lieber Hamann, — Lieber, Lieber, Lieber, möchte ich die ganze Seite herunter ſchreiben. Ich bin voll gutes Muthes und freue mich Ihrer Hoffnung, daß Sie Wort halten werden. Verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich Ihrem Rathe folgen und nicht vorſchnell ſeyn werde. Kaum würde es mich Ueberwindung koſten, auf die Mendelsſohniſche Schrift gar nicht zu antworten. Unterdeſſen arbeite ich gelaſſen fort an meinem Aufſatze. Hier das Motto dazu: Hoc nimirum est illud quod non longe a gradibus Aureliis haec causa dicitur. Ob hoc crimen hic locus abs te, Laeli, atque illa turba quaesita est. Scis quanta sit manus, quanta concordia, quantum valeat in concionibus. Submissa voce, agam, tantum ut judices audiant. Cic. Or. pro Flacco. Sehen Sie die Worte an Ihrer Stelle nach, und Sie werden finden, daß es ein recht Hamanniſches Motto iſt.

Grüßen Sie mir Criſpus und den wackern Johann Michael.

---

41. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 11. März 1786.

Viel Glück, liebſter Jacobi, wenn Sie arbeiten und ſchreiben. Wenigſtens wäre es mir lieber und beſſer, als krank ſeyn. Dieſen Mittwoch lief ich voller Ungeduld zu Fiſcher; anſtatt eines Briefes von Ihnen wurde ich mit den 2 Recenſionen unſeres lieben Claudius erfreut. Ungeachtet keine Zeile dabey war, danken Sie ihm doch herzlich in meinem Namen. Er hat ſeine Sachen ſo gut gemacht, daß es Keiner ihm nachthun wird. Die beiden Bogen circuliren noch immer, Kant erhielt ſie erſt geſtern Abend, und ließ mir durch meinen Sohn ſagen, daß er ſie noch geſtern mit vielem Vergnügen durchgeleſen. Vorgeſtern brachte mir noch ein Freund den März der Berl. Monatsſchrift, wo alles noch von M. M. überläuft. Dieſen Morgen habe ich zum herrlichen Digeſtiv Adelungs 2ten und 3ten Theil über den deutſchen Styl durchgelaufen; nachdem er mir lange verſprochen worden, fiel er mir ganz ungefähr in die Hände, und die Arzeney that gute Wirkung.

Geſetzt, liebſter J. J., daß ich Ihnen auch wie ein wankend Rohr vorkomme, das vom Winde bewegt wird, ſo muß ich mich doch entſchließen, den Rath meines Freundes Criſpus zu befolgen, der mir die Abſendung meiner Handſchrift ſo lange abrieth, bis ich das Ende meiner Arbeit abſehen könnte. Ich blieb Dienſtags ausdrücklich zu Hauſe, um darin fortfahren zu können, aber es war ſchlechterdings unmöglich. Sie werden mir alſo Ihre freundſchaftliche Geduld und Nachſicht bey meiner Gemüthslage nicht verſagen. Ich muß mir ſchlechterdings Zeit nehmen und laſſen — wiederrufe alſo alles, was ich im trunkenen Geiſte und Muthe vom anzufangenden Abdruck geſchrieben, bitte mir aber dafür, ſo bald Sie nach Bequemlichkeit können, eine Abſchrift unſers lieben Tiro zuzufertigen, deſſen Hand die Stelle des Drucks bey mir vertreten wird. An den wirklichen Abdruck wird nicht eher gedacht, als bis ich Ihnen die ganze Handſchrift überſchicke, woran ich bey aller meiner Furcht und Aengſtlichkeit noch nicht ganz verzweifele. Ich glaubte, wenn ich nur erſt mit der eigentlichen Recenſion fertig wäre, die mir eckel war, daß ich deſto mehr Luſt zu den übrigen Materien ſchöpfen und gewinnen würde; aber ich erfahre das Widerſpiel; und, nun ich glaubte, erſt einen rechten freyen Spielraum für meine Gedanken zu haben, komme ich nicht von der Stelle, und es geht mir wie einem ſtätigen Pferde, das ſich immer bäumt, aber nicht fort will. Beynahe bin ich auf meine Muſe ſo aufgebracht wie jener Lügenprophet auf ſeine Eſelinn, die vor einem ihrem eignen Herrn unſichtbaren Engel auf die Kniee fiel. Ich habe durchaus Zeit nöthig, um meine Gedanken in Ordnung und zur gehörigen Reife zu bringen, und hoffe, wenn ich mit der Arbeit fertig, und im Stande ſeyn werde, Ihre und des Alcibiades Erinnerungen zu nutzen, Ihnen das Ganze auf einmal und rein zum Abdruck liefern zu können. Daß mir an einem guten Ende meiner Autorſchaft gelegen iſt und ſeyn muß, können Sie leicht erachten. Ich will alſo alle meine Kräfte aufbieten, und alle menſchliche Vorſicht, daß nicht das Letzte ärger werde als das Erſte, denn unter keiner andern Bedingung als der eines guten Gewiſſens kann man dem Schickſal und der Welt Urtheil Trotz bieten. Religion, Patriotismus, Selbſtliebe und Freundſchaft ſollten die Leuchthürme unſers Lebens ſeyn. Wir können aber auch leicht Irrlichter dafür anſehen, beſonders wenn man auch ſingen kann:

Mitternacht heißt dieſe Stunde!

Es gehört alſo mehr wie eine Kritik der reinen Vernunft und des guten Willens dazu, um ſolche vier Leidenſchaften zu Paaren zu bringen, da eine einzige ſtark genug iſt, uns ſchwindlich zu machen.

Reminiscere.

Kraus und nachher ein anderer Freund ſprachen geſtern bey mir an. Ich wollte eben mich heute anziehen, um wenigſtens friſche Luft zu ſchöpfen, da ich von Kant die Allg. Litt. Ztg. erhielt, wo ich gleich nach Nr. 56. ſuchte. Nun fehlt noch die allg. d. Bibl. Mir iſt ſo übel und weh, alles ſo eckel, daß ich nichts hören noch ſehen mag. Ich habe mich eine halbe Stunde umgetrieben, bin wider meine Gewohnheit in 5 Kirchen angeſprochen, und eilte wieder nach Hauſe. Ach, lieber J., wenn es Ihnen nur nicht mit dem Publico geht, wie mit deſſelben Hohenprieſter M. M. Je mehr man ſchreibt und redet, deſto mehr giebt es Mißverſtändniſſe, und Nebenumſtände, um die Sache ſelbſt an ſeinem Orte geſtellt ſeyn zu laſſen, und die man ſich zu Nutze macht zur Chikane; und davon lebt man. Wenigſtens müſſen wir Beide unſern Styl reformiren, und die Erinnerungen der Herren Grammatiker uns nicht umſonſt geſagt ſeyn laſſen.

Ungeachtet ich ein größerer Sünder und Verdammter bin, als Sie, machen auch die 3 letzten Bogen die Sache und Abſicht ein wenig verdächtig. Man will das nicht wiſſen noch verſtehen, was Sie eigentlich ſagen wollen. Alles beſſer ſagen wird das Uebel ärger machen. Der letzte Geſichtspunct, worein Sie ſich verſetzen, widerlegt alle Fragen und Unterſuchungen, und hebt ſelbige auf, wenigſtens ihren Werth und Gewicht, und die Veranlaſſung der öffentlichen Bekanntmachung. Sie hätten alſo lieber mit dieſem Schlüſſel noch an ſich halten ſollen; er mußte das Anſehen eines philoſophiſchen Hochverraths und eines Mantels, ſich ſelbſt zu decken, bey argliſtigen Leſern Ihnen zuziehen.

Meinen Rath habe ich Ihnen gegeben, und ich kann es Ihnen nicht verdenken, liebſter J., wenn er Ihnen ſo feig vorkommt, als ich ſelbſt geworden bin. Ich bin nicht im Stande mehr zu ſchreiben und erſterbe Ihr

trotz allem Wandel unveränderter
J. G. H.

42. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 15. März 1786.

Herzlichgeliebteſter Freund J. J. Dieſen Morgen ging ich ſchon frühe die Poſt vorbey und fand Fiſcher's Namen nicht auf der Karte. Endlich brachte mir dennoch Hill Ihren Brief, vom 28. Febr. da ich ſchon alle Hoffnung faſt aufgegeben und mich auf den dritten leeren Poſttag gefaßt gemacht hatte. Ich erinnerte mich zwar, einige Bedenklichkeiten wegen unſers Briefwechſels geſchrieben zu haben, von dem ich wirklich beſorgte, daß er wegen meiner Nachläſſigkeiten und Ungleichheiten Ihnen überläſtig werden möchte. Was ich den 15. pr. geſchrieben, weiß ich nicht mehr, um mich näher darüber erklären und rechtfertigen zu können. Es geht mir wirklich nicht viel beſſer, als dem lieben alten Herrn, mit dem Sie auch Geduld haben. Ich habe beynahe mein eigen Bild in ihm erkannt. Ihr Stillſchweigen machte mich beſorgt, daß Sie zu eilfertig und nicht mit gehöriger Kälte antworten, oder ſich gar zu verantworten die überflüſſige Mühe geben würden, und daß Sie von Freunden und Feinden dazu gereizt werden möchten. In dieſem einzigen Puncte bin ich mißtrauiſch geweſen. Meine Lebensgeiſter ſind in ſolcher Ebbe und Fluth, daß ich gar nicht Meiſter davon bin, und was ich weiß oder nicht weiß geſchrieben zu haben, macht mir öfter ſoviel Unruhe, daß ich mit einer ähnlichen meinen Freund gern verſchonen möchte. Sie ſind der einzige ſeit langer Zeit, dem ich gegenwärtig zu ſchreiben im Stande bin. Ich fühle das Bedürfniß einer Reiſe je länger je mehr, zur Wiederherſtellung meiner Geſundheit und Gemüthsruhe; demohngeachtet kann ich mich nicht entſchließen, die Feder dazu anzuſetzen. Alle Briefe des vorigen Monats ſind treue Copien meines wankenden Gemüths von einem Aeußerſten zum andern. Laſſen Sie ſich dadurch, liebſter J., nicht irre machen. — Vorigen Sonntag ſchrieb ich Ihnen, wie mir zu Muthe geweſen, daß ich von einer Kirche in die andere lief. Mein ganzer Rumpf war wie ein voller Schlauch. Demohngeachtet aß ich Mittags mit Geſchmack und Appetit. An Arbeiten war nicht zu denken. Ich war froh mit Ihrem Brief fertig zu werden. Kommt gegen Abend Kraus, als wenn er verſcheiden und Abſchied nehmen wollte. Zum Troſt erzählte ich ihm meinen eignen Zuſtand. Wein halte ich niemals, ſondern Bier, das ich nur des Abends um 8 Uhr gewöhnlich anfange zu trinken zu einer einzigen Pfeife Taback. Ich ſchob die Schuld auf die elende Witterung, und bot ihm die letzte Bouteille an, welche von unſerm Haſelhühner-Schmauſe übrig geblieben war, weil es mir ſchien, daß ihm der Wein damals geſchmeckt hatte, den ich dem Reg. Feldſcherer Milz zu Gefallen hatte holen laſſen, und der ein Lieblingswein meines ſeel. Vaters war. Man nennt ihn hier Roquemont, er iſt das aber gar nicht mehr, was er damals war. Jeder trank 2 Gläſer, und mein Freund ſchien vergnügter fortzugehen, als er hergekommen war. Ich hatte eben einen Brief zu beantworten angefangen, der mir ſchon einen Monat im Wege gelegen hatte. Mein Sohn geht mehrentheils alle Sonntage des Abends zu Banco-Director Ruffmann. Ich ſchreibe immer fort, und zähle kaum gegen 9 Uhr, da der Nachtwächter 10 abruft. Alles was ich geſchrieben hatte, war dummes Zeug, das ich caſſiren mußte. Thue ein paar Züge aus meiner geſtopften Pfeiſe, um meinen Sohn abzuwarten, trinke anſtatt meiner 2 Bouteillen nur ein paar Gläſer Bier. In meinem Bette fängt mein Kopf an zu arbeiten; ſehe meinen ganzen fliegenden Brief fertig, melde es Herder'n, mache anſtatt des caſſirten Briefes einen andern, ſchlafe erſt gegen Morgen ein, und beym Aufwachen glaube ich das Ende meiner Arbeit bereits erlebt zu haben, bleibe ausdrücklich deßhalb zu Hauſe. Wie ich mich hinſetze, und kaum einige Zeilen geſchrieben habe, fühle ich alle meine Eingeweide in Empörung, und mußte Gott danken, daß ich aufhören konnte, habe auch ſeitdem nicht aus der Stelle kommen können. Bey ſolchen Phänomenen wird einem nicht gut zu Muthe, und bey ſolchen Krämpfen, die mit noch ſtärkern Erſchlaffungen abwechſeln, iſt man ſeiner Sachen niemals gewiß. Ich hätte in der Nacht vor Freuden Hekatomben geopfert, und glaubte einen entſcheidenden Ausſchlag für das Ende meiner Arbeit wenigſtens ſchon in Händen zu haben; wenn nicht alles auf einen wachenden Traum hinausgelaufen wäre. Sie werden eben dergleichen Symptome von Unenthaltſamkeit und entgegengeſetzter Zurückhaltung in den folgenden Briefen finden, ohne ſich deßhalb zu beunruhigen.

Ihr Motto habe ich in meinem alten Cicero gefunden. Da der forſchende Leſer nur finden wird, daß dort von Juden die Rede iſt, ſo würde ich mich bloß an dem Summissa voce agam, tantum ut avidius audiant, begnügen, und jenem auch die andern Züge überlaſſen, oder ſie lieber im Text anführen, oder dahin wieder verweiſen.

Das Herz Ihrer Philoſophie, die Reſignation auf das Seyn in dem Schein des Seyns iſt noch eben ein ſolches Räthſel für mich, als Ihnen mein etiam ab hoste consilium. Aus eben dem Grunde, warum Freunde Recht zu haben ſcheinen, iſt das Unrecht unſerer Feinde auch ein bloßer Schein. Einer ſolchen Subſtitution muß man Gnüge zu leiſten ſuchen, um vor aller Selbſttäuſchung ſicher zu ſeyn; jedes widrige Urtheil eines Feindes wie eine Arzney verſchlingen, und jedes Douceur eines Freundes ſich ſelbſt vereckeln, und ſeinem Geſchmack darnach entgegen handeln. Ich predige mir ſelbſt, mein lieber J. J., nicht Ihnen. Ich rede aus Erfahrung, weil ich meinen Feinden wenigſtens eben ſo viel Gutes als meinen beſten Freunden zu verdanken habe, und es iſt eine wirklich chriſtliche Pflicht, jene zu lieben und dieſe haſſen zu können mit einem: Gehe hinter mir Satan! zu einem Petro. Reſignation auf allen Schein des Seyns zum Beſten des wahren Seyns, überſetze ich Ihr Principium. Das Seyn läßt ſich nicht reſigniren, iſt nicht unſer Eigenthum, deſto mehr aber der Schein des Seyns das Eigenthum der Kunſt und Politik. Innerliche Ruhe = Seyn. Beym Schein iſt alles wandelbar, Schatten und Unruhe. Habe ich Recht? und meynen Sie es nicht ſo? Ein Seyn läßt ſich im Schein nicht denken, aber wohl neben und mit demſelben, wie jeder Schatten nicht im Licht noch im Körper, ſondern mit jenem und neben dieſem da iſt. Seit den philoſophiſchen Vorleſungen habe ich kein ſchöneres, beſſeres und kräftigeres Buch geleſen, als den dritten Theil des Lienhard und Gertrud, ſo abſcheulich auch Peſtalozzi, mein Held, die Sprache zum Volkston verſtimmt hat. Mein Hans Michel iſt nicht ſo wacker, wie ich ihn wünſchte, ein Näſcher und Confuſions-Rath, und Stotterer wie ſein alter Vater, der Geduld, Nachſicht und Hoffnung nöthig hat.

Ich umarme Sie und antworte, ſo bald ich wieder etwas erhalte. Leben Sie recht wohl mit Ihrem ganzen Hauſe, wie mit dem ſeinigen Ihr alter

Johann Georg.

Leſen Sie Peſtalozzi. Ein Titel des Buchs paßt auf alle gute Leute, daß ſie leider nöthig haben, böſe zu ſcheinen. Das letzte Kapitel empfehle ich Ihnen, und was er vom Predigen ſagt, iſt vernünftiger als Müller's Tirade gegen die Bibel. Vale et fave.

43. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 25. März 1786.

Ich fange dieſen Brief in guter Erwartung des Ihrigen an, liebſter J. J. Vorigen Mittwoch war Mitfaſten; ich blieb den ganzen Tag zu Hauſe, mit der Abſicht etwas zu thun. Aber alles umſonſt. Auch ſelbſt Ihre Nachricht vom Empfang beunruhigte mich mehr, als ſie mich aufmuntern konnte. Ich überlaſſe alles der göttlichen Führung, welche Umſtände und Geſinnungen entwickeln wird.

Was ich jetzt am nöthigſten brauche, iſt eine Abſchrift, weil ich aus meinem eigenen Geſchmiere nicht klug werden kann, und ich lauter Bruchſtücke hier habe, alles beynahe in meinem Kopfe ſchon verlöſcht iſt, und ich den Schlüſſel und Ton gänzlich verloren habe, auch ungeachtet alles Suchens nicht wieder zu finden im Stande bin. Der erſte Bogen iſt für mich eine Grundlage für die übrigen, und das Muſter oder Specimen, nach dem ich meinen Gang fortſetzen und einrichten muß. Gedruckt oder geſchrieben ſoll mir alſo ziemlich gleichgültig ſeyn, und ich werde davon immer Gebrauch machen können. Unſer Salomon ſoll ſich ſehr erholen; — deſto beſſer für mich. Den Zuſammenhang oder die

Harmoniam praestabilitam dieſes Windes mit meiner Muſe weiß ich mir ſelbſt nicht zu erklären. Erhalt' ich den erſten Probebogen oder wenigſtens Buchholzens Gutachten: ſo werd' ich mehr Luſt bekommen.

Ich glaube kaum, daß Sie ſelbſt unſers Claudius Büchlein mit ſo viel Antheil können geleſen haben als ich; wenigſtens hat es hier nicht eine gleiche Wirkung gethan.

Geſtern ſetzte ich noch einmal an die Morgenſtunden zu leſen. Es ſind nichts wie Waſſerblaſen, und wenn es mir glückt, wie ich noch immer hoffe und glaube, ſo ſoll es an einem ſchreyenden Beweiſe von der Blindheit der Berliniſchen Bewunderung und Schwärmerey nicht fehlen. Sagen Sie mir doch, denn Vetter Nabal ſcheint ſein Etwas wie im Schlaf und Traum geſchrieben zu haben, waren die Geſpräche nicht Mendelsſohn's erſte Schrift? Ich möchte viel drum wetten, und erinnere mich gar zu deutlich, mit dem Verfaſſer darüber geſtritten zu haben, daß er die Briefe, welche ſpäter heraus kamen, jenen vorzog. —

Mein Sohn hat Ihren Gruß an Kraus beſtellt. Er hat vor Freuden gehüpft, daß Sie den Berlinern nicht antworten würden, weil er meynt, daß Sie den Schreyhälſen keinen ärgern Streich ſpielen könnten, als auf ihren Lärm keinen Laut von ſich zu geben. Ich halte es im Grunde auch mit dieſer Politik. Wenigſtens beſchwöre ich Sie und bitte darum, die Recenſion der Bibliothek abzuwarten. M. geſteht ſelbſt, daß es ihm um ein point d'honneur zu thun war. Gegen dieſe unphiloſophiſche Grille verlieren Sie kein einziges Wort, und trauen Sie keinem Freunde, der es für nöthig findet, ſich gegen den Unfug ungebetener Mittler zu retten. Mit Leuten, die gegen die Wahrheit ſtreiten, verliert man immer durch Worte, und je mehr man dergleichen glaubt nöthig zu haben, deſto mehr giebt man ihrer Geſchicklichkeit, ſelbige zu verdrehen, Handhaben. Alſo um der Wahrheit willen, die doch Ihre einzige Sache iſt, leiden Sie, und überlaſſen ihn der Rache. Ich habe beynahe gewünſcht, Ihnen mit meiner Autorſchaft ſo viel zu ſchaffen zu machen, daß Sie kaum Zeit übrig haben ſollten, an Ihre eigene zu denken. Zu ſcharf ſchneidet nicht, ſchrieben Sie mir neulich. Ich fühle die Wahrheit von dem, was Sie ſagen, und mein Affect geräth zu oft in Dunſt und Galimathias — das XIII. Kap. des 1. Cor. iſt eins der größten Räthſel und ſchwerſten Schriftſtellen für mich, beſonders die 7 erſten Verſe.

Kant wird zum erſten male Rector magnificus, und der Actus geſchieht am Sonntag Quaſimodogeniti, den Tag nach ſeinem Geburtstage. Bey ſeiner Wahl ſind viele Schwierigkeiten geweſen, die Kraus durch eine meiſterhafte Deduction erläutert und gehoben, welche ich ohne ſein Wiſſen zu leſen bekommen. Kant hat ſich auf eine ſehr edle philoſophiſche Art dabey betragen, die ſeinem guten Charakter, den ihm niemand abſprechen kann, Ehre macht. Er arbeitet jetzt an einer neuen Auflage ſeiner Critik, und hat den Verdruß gehabt, von einem jüdiſchen Maler Löwe auf eine ganz abſcheuliche Art in Kupfer geſtochen zu werden, nachdem er wie ein wahres Monstrum ausſieht, und der beſte Phyſiognomiſt ein air de réprouvé ihm zuſchreiben würde. Ich vermuthe doch, daß einige Abdrücke davon nach Berlin gekommen ſeyn mögen, ohngeachtet der Debit eines ſolchen Paſquills verhindert worden und der Geck, ad vivum pinxit, die Unverſchämtheit gehabt, drauf zu ſetzen:

Freuden=Brod und Roſen=Sonntag.

Wird es kaum für mich ſeyn! Da Sie meinen garſtigen Briefwechſel aushalten können, ſo wird Ihre Geduld, liebſter J., nicht über meinen noch elendern Umgang ausreißen. Jener iſt alſo Ihnen wenigſtens eine Vorbereitung und Rüſtung zum leztern, wenn es, wie ich hoffe, dazu kommen ſollte, uns einander zu ſehen, und Aug ins Auge kennen zu lernen. Ich bin feſt entſchloſſen, erſt den Abdruck abzuwarten, ehe ich weiter zu arbeiten fortfahre. B. Antwort oder Erklärung und der Anblick des gedruckten Anfangs werden mich vielleicht wieder in das Gleis bringen. Zu ſcharf ſchneidet nicht. — Iſt es nicht mit dem Denkſpruch einerlei: „Allzuklug iſt dumm“? der auch an meiner Wand hängt von der Hand eines Schreibemeiſters, der la Roche Nollet hieß, und im Meer ertrank mit einem Schiffe, das ihn nach Riga bringen ſollte. Ich werde mir das alte deutſche Sprichwort einzuprägen ſuchen; denn eben die affectirte, übertriebene Schärfe hat mich ſtumpf gemacht. Natura und altera Natura, ein falſcher erworbener Geſchmack ſind Schuld daran. Dieſe Entkleidung thut ſo wehe, wie Haut um Haut.

Nur ein ſo wilder Schriftſteller, wie ich mich beynahe fühle, kann ſich an das ſcalpiren wagen und ſein Selbſtgefühl abhärten.

Gott gebe, daß Sie mit Ihrer Erklärung von M. Unbeſonnenheit weiter kommen, als er mit ſeiner Hypotheſe. Die Unvollſtändigkeit unſerer Selbſterkenntniß iſt freylich an allen Beweiſen ſchuld, Was brauchen Sie ſich erſt einen Schlüſſel zu machen, wenn Ihnen ſchon einer gegeben iſt von unſerm Freund Reichardt, der wegen des einen verrathenen Worts allen unſern Dank verdient. In dem einzigen Worte liegt alles, was M. zu beichten im Stande war, und der engliſche Commentar hängt nicht umſonſt wie ein großes Schild. Welcher Menſch weiß, was im Menſchen iſt, ohn' den Geiſt des Menſchen, der in ihm iſt? und dieſer verräth ſich durch einen einzigen Zug oder Laut, den man erhaſchen muß, und da muß man ſeine äußerlichen Sinne zu Hülfe nehmen, aufmerkſam ſeyn auf den gegebenen Buchſtaben, als das einzige Vehiculum des zu erhaſchenden Geiſtes. Wenn man data hat, wozu braucht man ficta?

Mendelsſohn war gewohnt mit Leidenſchaften und ihren Masken umzugehen, beſſer, wie wir beide.

Quid rides? mutato nomine de te Fabula narratur. Er war ſelbſt der Afrikaner, der ſich an Johannes wie an Fritz irrte. In meinem Golgatha war es mir darum zu thun, die philoſophiſche Maske den Berlinern abzureißen. Daß es ihnen an Inſtinct nicht gefehlt, dieſe Abſicht zu errathen, davon habe ich Indicien genug erhalten. Nun liegt mir noch der Beweis auf, daß die Vorleſungen, anſtatt den Verdacht des atheiſtiſchen, heidniſchen, naturaliſtiſchen Fanatismus zu widerlegen, lauter apodictiſche Beweiſe deſſelben ſind. Kant hat nicht Unrecht, wenn er dieſe Metten für ein reines Syſtem der Täuſchung ausgiebt. Die ganze Fabel meiner Autorſchaft iſt auch eine Maske, und ihre ſilberne Hochzeit wie Simſons ſeine, um den Philiſtern ihre eigene Blöße zu zeigen, ſie zu entkleiden, und ſie zu verklären, daß man ihre Naturalia nicht länger verkennen ſoll, ſie zu malen, wie der verwünſchte Jude den Critiker der reinen Vernunft in Kupfer geſtochen hat, daß Kinder und alte Weiber ſich kreuzigen und ſegnen ſollen vor der mala bestia, ihrem Bild, und ſeiner Ueberſchrift. — Was der Leſer thun ſollte, muß ich nicht ſelbſt thun, ſondern ihm überlaſſen.

den 27ſten.

Der geſtrige Morgen fing ſich mit ein paar Sonnenblicken an, auf die ein Nebel folgte, und den ganzen Vormittag ein Regenguß, auf den es zu ſchneyen anfing. Alle meine Gänge ſind auf heute verlegt, weil ich mitten im Regen nur einen einzigen zu meinem älteſten Freunde Kriegsrath Hennings beſtreiten konnte, der dem Grabe auch nahe zu ſeyn ſcheint. Ich aß alſo zu Hauſe und ein Zufall ſpielte mir die Familie Frick in die Hände, welche ich mich erinnerte ſchon einmal mit Vergnügen geleſen zu haben, und mit der größten Zufriedenheit erneuerte, daß ich Wetter und alle Unluſt an mir ſelbſt vergaß. Da überraſchte mich gegen Abend Freund Criſpus, und wir erſetzten den Mangel des vorgeſtrigen Abends durch das vertraulichſte Geſchwätz über den Contraſt unſerer Lagen und Angelegenheiten und Urtheile auch in Ihrer Sache, über M. Maske, worunter er allein ſeine Leidenſchaften befriedigen konnte, und die ihm unentbehrlich war. Wir ſtreuten uns Funken und Saamenkörner einander in die Seele, die nicht ganz ohne Wirkung und Frucht bleiben werden. Natur und Vernunft widerlegen eben ſo ſtark den Dogmatismus als Scepticismus. Unſer Wiſſen iſt Stückwerk; aber noch mehr zweifeln; — —

Ich brachte den unvollendeten ſchönen Roman zu Ende. Sollte nicht ſelbiger von Sturz ſeyn? Wollte noch ſchreiben, mußte aber aufhören und dieſen Morgen das abſchneiden, was ich geſtern geſchrieben hatte. Hätte bald dieſen ganzen Brief caſſirt, wenn ich Zeit zu einem andern, und die geringſte zu einem Klügeren hätte. Geſundheit, gut Wetter, Ruhe und Freude zu Ihrem Aufenthalt in Pempelfort. Wenn es auf Crispi Suspiria und meine Lacrymas ankäme; ſo würden Sie dieſen Sommer ſo glücklich als Auguſt ſeyn. Vale et sustine!

44. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 21. März 1786.

Der Probebogen kommt am Freytage. Sie werden mir nun ſagen, was Sie beym Drucke gern verändert haben wollen. Mir däucht, die Colomnen müßten um ſechs Buchſtaben nach der Falze hin und um vier nach dem Rande hin ſchmäler ſeyn. Es iſt eine alberne Gewohnheit von uns Deutſchen, daß wir gegen die Falze nur halb ſo viel weiß laſſen, als gegen den Rand. Ein umgekehrtes Verhältniß wäre wenigſtens vernünftiger. Die Engländer laſſen an beiden Seiten gleich viel weiß.

Die Berliner Monatsſchrift vom März und den Correſpondenten vom 11ten werden Sie geſehen haben. Ich habe mich über die Bosheit dieſer Leute dieſes mal doch etwas entſetzt; ſie treten mich wahrlich unter die Füße, wenn ich nicht dazu thue. Können oder dürfen Sie mich gar nicht wiſſen laſſen, was ich von Kant zu erwarten habe? Ich fürchte, er bleibt nicht einmal neutral, ſondern geht zu meinen Feinden über.

45. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 5. April 1786.

Sie ſind mir recht ſo ein quaint spirit, wie der Ariel dem alten Proſpero war. Gott gebe Ihnen, liebſter Jonathan, nur Geſundheit, wie er uns jetzt das ſchönſte Sommerwetter ſeit Mittwoch geſchenkt hat.

Die Weichſel und Gewäſſer ſollen ſo ausgetreten ſeyn, daß die Mittwochspoſt erſt Sonnabends ankam. Vorgeſtern ſchickte ich Hill und des Abends Raphael und Michel zu Fiſcher, und ſie brachten mir die niederſchlagende Antwort, daß nichts da wäre — und aus Mißverſtändniß die Nachricht, daß die Poſt ſchon angekommen. Ich war ruhig genug, geſtern an Herder ſchreiben zu können, und wurde gleichſam dazu getrieben ſo wohl ſeinet als Ihretwegen, habe ihn auch auf den Empfang des Anfangs vorbereitet, und ihm den natürlichen Gang meiner überlegten und übereilten Schritte zu erklären geſucht. Es war ſchon ziemlich ſpät gegen Abend, und beynahe beym Schluß meines Briefes, wie ich ein zwiefältiges empfieng — als von der Hand des Herrn. Es ging mir eben ſo wie Ihnen, wenn Sie überraſcht werden. Die Stärke der Briefe war mir ſchon eine Weiſſagung eines guten Inhalts, und ich konnte ſie nicht erbrechen, als bis ich erſt dieſen Empfang unſerm Freunde gemeldet hatte. Es war eine große Beruhigung für mich vor Empfang an H. geſchrieben zu haben. Ich antwortete noch M. noch geſtern bey Licht, und mein Joh. Mich. kam ſpäter wie gewöhnlich zu Hauſe. Mein Alcibiades iſt ſich gleich, und hat nichts wie Liebe und Nachſicht für mich, vielleicht zuviel, wie Sie. Gott weiß es auch, daß ich dergleichen Heilsmittel nöthig habe. Seine Mariane iſt auf gutem Wege ihn vollends glücklich zu machen. Um ihre Wehen zu erleichtern, wünſchte ich, der Himmel weiß was, zu thun. Das Bild eines geſegneten Weibes iſt mir immer ſehr lebhaft vor Augen und im Herzen. Wegen der Mühe zu leſen wird ihm mein Brief lang genug werden, und ich habe nichts Neues hinzuzufügen, als daß ich mit Gottes gnädiger Hülfe komme, und ſobald als ich nur immer kann. Ich will in Weimar nichts als Herders Haus ſehen, in Wandsbeck unſers Claudius Schloß, Ihr Muſeum in Pempelfort nebſt allen dazu gehörigen akademiſchen Wäldern anſtaunen, ſtatt des Dankes mich mit Ihnen zanken und überwerfen, damit Sie mich bald nach Münſter befördern, wo ich im eigentlichen Verſtande meine Wohnung aufſchlagen werde, bis man meiner auch überdrüßig wird — und denn ſchlagen Sie, einer beſſern Geſellſchaft wegen, mir nicht eine Herberge auf einige Nächte ab, wenn ich verſpreche das zweitemal artiger als das erſtemal zu ſeyn. Wenn der Schwindel mich nicht abſchreckte, und die ſteilen Alpen, ſo machte ich gern einen Spuck in Zürich wegen des dortigen Magnetiſmus, und kehrte geradesweges desorganiſirt in den Schooß meiner Mutter-Erde zurück, um daſelbſt die letzte Nothdurft meines Lebens zu verrichten mit einem: Uti puto Homo fui. Da ſehen Sie, liebſter Ariel Jonathan, daß ich ſchon im vollen Marſch bin, und daß ich heute unmöglich dem fliegenden Brief die Federn beſchneiden kann, um ihn in einen kriechenden zu verwandeln. Bey mir geht nichts nach dem Lauf der Natur. Aus dem Schmetterling wird die Raupe, aus dem Vogel ein Inſect. Nun es gehe, wie es gehe!

Mach' ich es doch nicht beſſer, wie die Kinder, die, ſobald ſie ihren Willen bekommen, vor Muthwillen ausgelaſſen ſind, und eben ſo leicht heulen und weinen! Es hat mir wirklich um Sie leid gethan, und ich bin recht in Sorgen deßhalb geweſen, Sie durch meinen Briefwechſel irre gemacht zu haben, weil er voller Widerſprüche, wie ein treues pſychologiſches Journal meines innern und äußern Zuſtandes, das bloß ein Freund von gleichem Schroot und Korn auszulegen im Stande iſt.

Sie nehmen es mir alſo auch nicht übel, wenn Sie erſt mit nächſter Poſt den Probe- und Correctur-Bogen zurück erhalten. Ich muß erſt Crispus darüber zu Rathe ziehen, und meinen alten Freund H. auch zum Vertrauten machen, um meine Launen ſeit dem 7. December, die ihn näher als irgend Jemand angehen, einigermaßen zu rechtfertigen. Er iſt auch der einzige Judex competens, deſſen politiſches Urtheil ich darüber zu Rathe ziehen kann, und muß; denn im äſthetiſchen iſt er auch ſtark, und ſein Geſchmack hängt mehr an dem Schönen, als dem Wahren.

Ich habe an meine Schrift zwar nicht die Hand angelegt, aber immer daran im Sinn gearbeitet, und mich entſchloſſen den alten Sauerteig meiner alten Art und Natur völlig auszufegen. Ihr allzuſcharf ſchneidet nicht, machte mir eine tiefe Wunde, und drang ins lebendige Fleiſch und Gefühl; aber die leidenſchaftliche Heftigkeit und Bitterkeit ſchien mir die wahre Urſache zu ſeyn, welche meinen Ton ſo verſtimmt hatte.

Die ſtrenge Gerechtigkeit ſelbſt iſt nicht lieblos. Selbſterkenntniß iſt und bleibt das Geheimniß ächter Autorſchaft. Sie iſt der tiefe Brunnen der Wahrheit, die im Herzen, im Geiſte liegt, von da in die Höhe ſteigt, und ſich wie ein dankbarer Bach durch Mund und Feder ergießt, wohlthätig ohne Geräuſch und Ueberſchwemmung. Ich ſuche immer in Mendelsſohn das, was ihm zugeſchrieben wird vom Berl. Recenſenten: Xenophontiſche Simplicität, Rouſſeauiſche Wärme und Leibnitziſche Erhabenheit philoſophiſcher Ideen. Je länger ich leſe, je mehr befinde ich mich wie in einer Wüſte, die leer iſt, Finſterniß auf der Tiefe, und kein Geiſt Gottes ſchwebt auf dem Waſſer ſeiner Schreibart.

Ich bin die beiden abgeſchriebenen letzten Bogen mit wahrem Schauder und Schrecken durchgegangen, und begreife nicht, wie ich ſo verblendet habe ſeyn können, Ihnen ſolches rohe, unſchlachtige Gewäſch zu überſchicken, das ein wahrer Wechſelbalg iſt. Ich verzage an allem was ich ſchreibe und geſchrieben habe beynahe bis zur Verzweiflung.

46. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 9. April 1786.

Wie ein Hund habe ich mich geſchämt, und eine ganze Woche Zeit nöthig gehabt, mich wieder zu erholen.

Heute vor acht Tagen ſchrieb ich eben an Herder, und beym Schluſſe des Briefes und des Tages erhielt ich, worauf ich noch nicht antworten können, auch nicht weiß, wie ich es heute thun werde. Den gemachten Anfang ſchicke ich Ihnen, herzenslieber Fritz Ariel Jonathan, um die Acten meiner Divina Comedia bey Ihnen und in Ihrem Schooſe complet niederzulegen. Alles, was ich Dom. Judica nach Weimar geſchrieben, bleibt noch heute wahr. Aber ich fühle es mehr wie jemals, wie vom corpore sano mens sana abhängt, und was der ältere Bruder der jüngern Schweſter zu ſchaffen macht, das Fleiſch der Vernunft. Ihre und B. großmüthige Freundſchaft und Nachſicht drückte mich von einer Seite ſo tief herunter, als ſie mich von der andern erhob und ſchwindlich machte. Ich lief vorigen Montag zu Hippel, zum Glück hat er Leute bey ſich, und noch mehrere erwarten ihn im Vorzimmer. Weil ich Geſchäfte in der Stadt hatte, ſpeiste ich bey Ihrem Namensvetter, und aß mit vieler Behutſamkeit einen Teller mit weißem Kohl. Nachmittags kam Kraus, und es ging ziemlich gut mit der Correctur. Zum Unglück fiel es mir ein, die Fortſetzung des geſchriebenen mit ihm zu leſen. Darüber kam ich aus aller Contenance, ich machte ihm Vorwürfe, daß er mir ſolches Zeug hätte paſſiren laſſen. Er wollte Manches mit meiner Excentricität entſchuldigen, die man mir nicht nehmen könnte, ſondern laſſen müßte. Aber wir waren doch einig, daß eine gänzliche Umarbeitung nöthig wäre. Ich und alles, Freundſchaft und Feindſchaft kam mir als das zweideutigſte Ding verdächtig vor; und ich hätte vor Angſt aus der Welt laufen mögen. Die Blähungen verloren ſich aus den Gedärmen und der pia mater. Es ſchien mir nicht Eitelkeit, ſondern ein nicht unvergeblicher Stolz und eine Art von Pflicht zu ſeyn, Ihrer Großmuth nachzueifern, und das Beſte zu thun, um Ihnen nicht Schande zu machen. In Ihrem letzten Briefe vom 24. März, den ich den 5ten d. erhielt, war auch Balſam für meine Wunden, und ich freute mich wenigſtens über die Ahndungen von meinem Gange, und über Ihre Zärtlichkeit, mir Ruhe zu empfehlen. Freitags beſuchte ich Hippel. Er hatte auch nichts auszuſetzen, und überredete mich Mittags mit ihm zu eſſen, welches ich ſeit dem 7. Dec. zum erſtenmal wieder gethan. Weder er noch Freund Criſpus, ſo ſehr mich beide aufmuntern, ſcheinen doch die Möglichkeit der Ausführung abſehen zu können. Ich nahm mich im Eſſen und Trinken in Acht, mußte aber des Abends wieder Pillen und den Morgen drauf einnehmen, weil meine ſonſt willige Natur jetzt zu verſtopft iſt. Ich habe mir die ganze Woche durch Bewegung gemacht, wenigſtens mit meinem Michael ein halb Stündchen ſpazieren gegangen, und geſtern eine Diät angefangen, womit ich mir in England glaube das Leben gerettet zu haben, da ich bey dem beſten Appetit, meines Wiſſens über 8 Tage ohne Oeffnung blieb, und mich dadurch wieder herſtellte, daß ich mich auf eine Portion Caffee und Habergrütze einſchränkte. Ich will dieſen Verſuch ſo lange aushalten, wie ich die Wirkungen deſſelben auf die Cruditäten meines Unterleibes und Kopfs erfahren werde. Faſten und Beten, Diät und Ruhen von überſpannter Arbeit ſind die einzigen Mittel gegen dergleichen Beſitzungen von malis bestiis, die in der Luft und unſern Säften herrſchen. Es iſt mir lieb, daß Sie und Alcibiades den Vorſchuß unter ſich theilen, und ohne aushaltende Hoffnung zum Ziel zu kommen, würde ich darein nicht willigen können. Wenn es mir gleich wie Bileams Eſelin geht; ſo denk' ich doch nicht auf ſeinem Wege zu ſeyn. Ich glaube aber, daß unſer gegenſeitiger Wetteifer ein wenig Abkühlung höchſt nöthig habe, und daß die Vorſehung ſelbſt dafür ſorgt, uns nüchtern zu erhalten und wachſam zu machen.

Sie erhalten alſo den Correcturbogen hiermit zurück, nachdem ich mich eine ganze Woche lang damit befeuert und gemartert habe; nur bitte ich Herder's Antwort abzuwarten, aber ihm ja nichts handſchriftlich mitzutheilen. Criſpus findet alles unverbeſſerlich, und meynt, daß alles bleiben ſoll, wie es iſt, und ich habe dagegen eben ſo wenig einzuwenden, als gegen Ihre Bemerkungen, die gleichwohl meinem Geſchmack näher kommen, wenn ich nur erſt das Ende erreicht, und damit ſo zufrieden ſeyn könnte, wie ich es mit dieſem Anfange bin und ſeyn kann. Auf den noch unabſehlichen Fall, daß ich dieſen Benoni den Benjamin meiner Muſe nennen konnte, wären mir die Typen des Texts lieber zu den Noten, und zum Text ein verhältnißmäßiger größerer und genauerer Druck. Ich traue mir aber in allem dieſem Aeußerlichen weder Geſchmack noch richtiges Urtheil zu, und gebe Ihnen als Unternehmer ausſchlieſſende Vollmacht mit der einzigen Einſchränkung des: ne quid nimis, wozu Sie eben ſo geneigt als ich ſelbſt zu ſeyn ſcheinen.

Alles was ich in Anſehung der Zahlen zu den Noten und der Interpunction angemerkt, überlaſſe ich Ihnen, und ob nicht durch Auslaſſung der Gedankenſtriche der Sinn beſſer zuſammengehalten werden kann, als durch den Ueberfluß.

Meine Orthographie iſt nicht einförmig, und ſoll es auch nicht ſeyn. Ich ſchreibe bald Akademie, bald mit dem c, nämlich jede franzöſiſche oder lateiniſche, alſo auch die welſche in Berlin; und Platon's Schule mit dem K. Ich ſchreibe Dekan mit dem K. als Anführung aus einem Buche und mit dem c als meine eigne Anſpielung nach etymologiſcher Form, die uns aus dem lateiniſchen näher als aus dem Griechiſchen. Dieß gehört zu meiner Mikrologie; die mir ſelbſt lächerlich, aber deßhalb nicht ganz gleichgültig iſt.

Wenn die andächtigen Leſer ſo viel lachen als Criſpus und Hippel, ſo bin ich für mein Sudavit und alsit des Autorfiebers entſchädigt; weil es doch beſſer iſt, durch Lachen als Aergerniß ſeinen Zweck zu erreichen.

Scheller hat ſeinen Freunden hier den auf den 4ten angeſetzten Hochzeittag angekündigt, und die Ausſtattung ſollte in Graventiſe geſchehen. Hippel feyerte dieſen Tag und Michael als ſein Schüler war auch eingeladen. Kant war auch zugegen; Raphael war eben aufgeſtanden, wie das Geſpräch auf Mendelsſohn gekommen, deſſen Ausgang er daher nicht abwarten können, und ich ging deßwegen zu Hippel, der mir alles erſetzt. Von Brahl, den ich lange nicht geſehen, und der auch bey mir anſprach, erhielt ich den vorläufigen Wink, daß Kant ſollte erſucht worden ſeyn aus Berlin, den Schiedsrichter abzugeben; wozu er denn wohl zu klug iſt. Er ſoll ſich aber auch ſo etwas haben entfahren laſſen, und es iſt wahrſcheinlich, daß er von ſeinem geweſenen Schüler, D. Herz, darum erſucht worden. Kant hat erklärt, daß er etwas in die Monatsſchrift über die Verdienſte Mendelsſohns um die jüdiſche und chriſtliche Religion wollte einrücken laſſen, wenn es dort aufgenommen würde; und bis zur Schwärmerey von Mendelsſohn's Original Genie und ſeinem Jeruſalem eingenommen geweſen ſeyn. Das erſte ſoll er in die Geſchicklichkeit geſetzt haben, mit der M. die Kunſt, ſich jeden Umſtand zu Nutz zu machen gewußt, jede Hypotheſe in ihr günſtigſtes Licht zu ſetzen. Der Wortwechſel ſoll ſo heftig geworden ſeyn, daß Kant voller Unmuthes weggegangen, und ſich beynahe gegen den Banco-Director Ruffmann ungezogen und grob aufgeführt, worüber ſich Hippel ſelbſt wunderte, und eben damit nicht ſonderlich zufrieden war. Kant iſt ein Mann von eben ſo großen Talenten, als guten und edlen Geſinnungen, der ſich von Vorurtheilen ſehr begeiſtern läßt, aber ſich nicht ſchämt, ſelbige zu widerrufen, abzulegen und zu verläugnen. Man muß ihm nur dazu Zeit laſſen, ſelbſt in ſich zu gehen. Er plaudert lieber als er hört. In puncto ſeines Syſtems und dadurch erworbenen Ruhms iſt er gegenwärtig ein wenig kützlicher und eingenommener, wie Sie ſelbſt leicht erachten können. Das iſt nicht ganz ſeine, ſondern vornehmlich des lieben Publici Schuld. Man kann es ihm alſo nicht ganz verargen.

Auf unſern Critiker bauen Sie nicht, und haben es auch gar nicht nöthig. Er iſt, wie ſein Syſtem, kein Fels, ſondern Sand, in dem man bald müde wird, weiter zu gehen. Laſſen Sie der Wahrheit ihren geraden Lauf, und jedem ſeine Freyheit. Sie fahren dadurch am ſicherſten und beſten. Mir iſt eben ſo viel daran gelegen, daß er mit ſeiner Arbeit herausrückt, als Ihnen nur ſeyn kann. Die Verdienſte des Todten gehen uns beyde nichts an; ich habe es bloß mit der Berliniſchen Schätzung derſelben zu thun. Jede Anhänglichkeit eines Syſtems iſt ein Sauerteig für die reine lautere Wahrheit, welcher ſich mit ihrer Milchſpeiſe nicht verträgt. Entwöhnt vom Syſtem müſſen wir werden; und für Säuglinge taugt kein ſtarker Wein.

Alſo Kant's Neutralität laſſen Sie ſich gar nicht beunruhigen. Alle meine Verbindlichkeiten, die ich ihm ſchuldig bin, und daß Michael alle ſeine Collegia die Erlaubniß hat zu hören, ſoll mich nicht abhalten, ſo zu ſchreiben, als ich denke; und ich beſorge von mir keinen Neid noch Eiferſucht auf ſeinen Ruhm. Ich habe ſchon manchen harten Strauß mit ihm, und bisweilen offenbar Unrecht gehabt; er iſt darum immer mein Freund geblieben, und Sie werden ihn auch nicht zu Ihrem Feinde machen, wenn Sie der Wahrheit die Ehre geben, die Sie ihr ſchuldig ſind, und angelobt haben. Von jedem Syſtematiker müſſen Sie eben die Denkungsart erwarten, daß er von ſeinem Syſtem wie ein römiſch Katholiſcher von ſeiner einzigen Kirche denkt; und eben das Principium, das in Leſſing und Mendelsſohn war, ſcheint auch Kant's πρῶτον ψεῦδος zu ſeyn, wiewohl er, wie ich vermuthe, ohne Heucheley von der Offenbarung beſcheidener redet und ſelbige mit in ſein Intereſſe zu ziehen ſcheint.

Da Sie, Gott lob, liebſter Jonathan, ruhiger und geſunder ſind als ich bin, ſo ſchreiben Sie allerdings. An meinem guten Willen hat es nicht gelegen, Ihnen ein wenig Bahn zu machen, und die fürchterliche Rotte näher kennen zu lernen. Wir haben wenigſtens immer ein Spiel und ein einziges Intereſſe, das auf meiner Seite nothwendig wachſen und zunehmen muß. Sie arbeiten wirklich für mich, und laſſen mir denn die Erndte oder wenigſtens eine noch reiche Nachleſe. Gottes Zeiten ſind ſeine Geheimniſſe, ſagte unſer B. und ich erfahre es auch in dieſem Fall. Ich bin auf den ärgſten vorbereitet und entſchloſſen geweſen, der vielleicht nicht ſo arg ſeyn mag, als ich mir ihn vorſtelle, wenn ich nämlich über der Jagd meiner Irrlichter im Moraſte ſtecken bliebe. Ich wollte mir ſelbſt Bande und Feſſeln anlegen — Hippel billigte dieſes Hausmittel, deſſen er ſich ſelbſt bedient — und bin dadurch wirklich unthätig und ein Gebundener geworden. Bedienen

Sie ſich Ihrer Freyheit und Ihrer Kräfte. Ich freue mich darauf, und wünſche Ihnen zum Voraus Glück, wie zur zweiten Auflage Ihres Spinozabüchleins. Nur eilen Sie nicht mit der nähern Erklärung Ihres eigenen Syſtems; ſondern halten ſich, ſo viel Sie können, an die politiſche Seite, und ſuchen Sie die quaestionem facti in integrum zu reſtituiren, und Ihre Redlichkeit gegen die Berliniſchen Masken und ihr hypokritiſches Theater und philoſophiſches Taſchenſpiel, ſo gut Sie können, zu rechtfertigen.

Hypochondriſche und mikrologiſche Aengſtlichkeit macht mich untüchtig, das Ganze meines Ideales zu faſſen und feſt zu halten, und jeder Theil drängt ſich und will ſelbſt das Ganze ſeyn, daß ich mit der Subordination nicht fertig werden kann. Weder meine Tenne noch Kelter haben Vorrath genug; Materie hängt von Umſtänden ab, und Form von Schäferaugenblicken, die eben ſo wenig in meiner Gewalt ſind. Nun, der erſte Bogen iſt mir ein Unterpfand und Haftgeld für das Ganze, es mag im Fluge, oder wie es wolle, gehen, durch Dick und Dünn, durch's rothe Meer und Wüſteneyen. Man kann was man will, wenn man will was man kann.

Gott gebe Ihnen Geſundheit und Freude zur Oſterfeyer. Meine Liſette Reinette wird zu mir kommen. Wohl dem, der Freude an ſeinen Kindern erlebt; und dieſe habe ich, nächſt Gott, unſerem Buchholz zu verdanken. Gott ſchenke dieſe Freuden auch Ihnen in vollem Maße. Ich umarme Sie im Geiſte und Herzen mit den beſten Wünſchen und Hoffnungen. Vergeſſen Sie nicht den alten Prediger in der Wüſte.

J. G. H.

---

47. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 7ten April 1786.

Am vergangenen Dienſtage, liebſter Hamann, überraſchte mich die Fürſtin von Gallitzin mit ihren Kindern, und was kann billiger ſeyn, als daß ich mich ihr die wenigen Tage, die ſie bey mir bleibt, ganz widme. Sie läßt Ihnen mit ihrem herzlichen Gruße ſagen, daß Ihre Schriften jetzt faſt das einzige ſeyen, was ihr wohl mache.

Ihre beiden letzten Briefe ſind voll gediegenen Inhalts. Ich fürchte mich der Sünde, eine dieſer Stellen zu berühren, weil ich zu ſehr zerſtreut bin. Was mir Ihre Briefe ſind, und wie ich ſie leſe, wenn Sie das wüßten, lieber Hamann!

— Den Roman, die Frickiſche Familie, habe ich nie geleſen und weiß den Verfaſſer nicht. Ich habe in dieſem Fache gar keine Beleſenheit. An dem dritten Theile von Lienhard und Gertrud habe ich viel Freude gehabt.

48. Von J. G. Hamann.

Königsberg, am T. Quaſimodogeniti 1786.

Nun, mein herzenslieber Fritz, Ariel, Jonathan, geſtern war nichts von Ihrer Hand, ich wollte alſo bis zur nächſten Poſt warten, habe mich aber wieder bedacht. Ihren letzten vom 7ten erhielt ich den 19ten. Die Fortſetzung wird wohl Mittwochs kommen. Mit Ihrer Geſundheit geht es doch gut, weil Sie nicht dran denken. Meine Diät ſcheint mir auch gut zu thun, wenn ich mir nur mehr Bewegung machen könnte; ich verſpare aber alles auf meine Reiſe, für die ich wieder mit dem erſten Mai zu ſchreiben gedenke. Kant iſt heute Rector Magnificus geworden, und ich habe ihm geſtern zu ſeinem Geburtstag, der zugleich ſein Namenstag iſt, Glück gewünſcht, welches er ſehr gut aufzunehmen ſchien; ich konnte und wollte mich aber gar nicht aufhalten laſſen. Ein geſtörter Cand. Med. hat durch einen närriſchen Auftritt den heutigen Actum unterbrochen, hat ſich auf den Catheder gedrängt und ſeine Lectiones ankündigen wollen.

Sie ſind ein Mann von That. Sind Sie weiter gekommen, als ich mit meinem halben Bogen, von dem ich Ihr Gutachten erwarte und des Alcibiades? Das iſt genug über die Recenſion und dabey will ich es bewenden laſſen. Gott gebe, daß ich die Sache ſelbſt ruhiger, geſetzter und — — ich weiß ſelbſt nicht wie? behandeln könne. Aber übereilen kann ich mich nicht, wenn das Ding auch ein Jahr lang währt, unterwegs oder bey meiner Heimkunft fertig wird.

Haben Sie die Lettre des Comte de Mirabeau sur Cagliostro et Lavater geleſen? Ich glaube, daß dieſe Fauſtſchläge des Berl. Satans=Engels ihm nicht ſchaden werden; aber fühlen muß er ſie, und ich wollte weder ihm noch ſeinen Freunden rathen, darauf zu antworten. Der welſche Theiſt hat ſich wie ein Kind den Brey ins Maul ſchmieren laſſen, um ſelbigen wieder auszugeifern.

Scheffner iſt hier geweſen; ihm zu gefallen mußte ich vorigen Mittwoch bey Hippel ſpeiſen. Sie beſuchten mich geſtern nebſt Banco=Director Ruffmann. Zu meiner großen Freude habe ich heute erfahren, daß Hippel's würdiger Bruder, der ſich bisher auf einer kümmerlichen Landpfarre beholfen, eine der beſten in der Nähe von der Stadt erhalten wird. Es ſind ſo viele Umſtände dabey, die mich intereſſiren, daß ich an dieſer Schickung der Vorſicht den innigſten Antheil nehmen würde. Mit Scheller's Hochzeit, die den 4ten in Graventiſe gefeyert werden wollte, iſt es ſehr wunderbar zugegangen, daß ſie erſt den 17ten auf einem andern adelichen Gute vollzogen worden. Ich denke, daß man ſich an dem täglichen Brod begnügen kann, ohne nach himmliſchen Wundern lüſtern zu ſeyn.

Ich bin immer beſorgt, daß Sie ſich an meinen Briefen ſatt geleſen hätten, und die gnädige Fürſtin an meinen operibus omnibus. Das Gegentheil gefällt mir beſſer als ich es recht begreifen kann, — alſo auch ſchon ein Wunder; und dergleichen giebt es eine ſolche Legion, daß ich zum nil admirari der Weltweisheit alle Hoffnung aufgeben muß.

Auch mein liebſter Fritz Ariel Jonathan, der ridiculus mus, den ich zur Welt bringen wollte, wird ein Rieſengebirge, wenigſtens ein ſehr blutiger Nierenſtein, von dem ich ohne Schnitt nicht erlöſt ſeyn werde.

Mein alter Verleger, Gevatter Kanter iſt auch den 18ten eingeſchlafen. Ich ſah ihn am grünen Donnerſtag zum letztenmal, und lief noch ihm zu Gefallen ungern in den Hartungſchen Buchladen nach der Weisheit Morgenröthe, die er noch zu leſen lüſtern gemacht wurde, damit aber ſchwerlich fertig geworden. Die beyden Oſtertage war ich noch in ſeinem Hauſe, aber ohne ihn zu ſehen. Er war einer der außerordentlichſten Menſchen und deſperateſten Unternehmer, der eben ſo leichtſinnig andere als ſich ſelbſt aufzuopfern im Stande war.

Gott gebe, daß ich bald mehr und beſſer ſchreiben kann. Mittwochs erwarte ich gewiß Ihren verſprochenen Brief. Bitten Sie Claudius, daß er wenigſtens ſo viel Geduld mit mir haben möge, als ich ſelbſt brauche mich zu ertragen. Iſt Reichart nicht eingeſprochen? Wetter und Geſundheit zum Genuß des Frühjahrs in Ihrem ganzen Hauſe, wo ich oft mehr als in meinem daheim bin! Erinnern Sie ſich meiner, wenn Sie nach Münſter ſchreiben. Ich erſterbe Ihr alter

Johann Georg.

49. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 15. April 1786.

Ich habe Ihnen am Dienſtag nicht geſchrieben, weil die vier erſten Bogen meiner Schrift gegen Mendelsſohn und ſeine Leute, die ich durchaus mitſchicken wollte, ausgeblieben waren. Anſtatt der vier Bogen erhalten Sie nun fünf. Ob der Augenſchein die Wirkung, die ich hoffe, auf Sie machen wird, muß ich abwarten. Sind ſie mit dem, was Sie dieſes mal erhalten, nicht ganz unzufrieden, ſo darf ich des folgenden wegen ruhig ſeyn. Was mir immer geſchieht wenn's zum Treffen kommt, iſt mir auch dieſes mal begegnet, ich bin mitten in's Feuer gegangen ohne Weiteres.

Wegen Ihrer Reiſe wünſchte ich bald etwas näheres zu erfahren. Ich bin ſehr verſucht einen Sprung nach England zu thun, der Gräfin von Renentlow zu lieb, die ich ſehr ſchätze, und von der ich auf das dringendſte eingeladen werde. Sie iſt die Gemahlin des däniſchen Geſandten. Auch er iſt ein ſehr wackerer Mann.

50. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 25. April 1786.

Bravo! Bravo! Mein lieber Fritz Ariel Jonathan! Nach drey Tagen, die ich in ängſtlichen nisu zugebracht, ohne die geringſte Wirkung, bin ich heute gleich beym Aufſiehen ein wenig wieder zu mir ſelbſt gekommen, und habe das Liegen und Sitzen dadurch eingeholt, daß ich mich den ganzen Tag herumgekräuſelt, und mich hinſetze, um Ihnen meine Mitfreude zu dem guten Anfange mitzutheilen. Geſchichte iſt die beſte und einzige Philoſophie, und daran iſt dem Publico allerdings gelegen, und die hat es Recht von Ihnen zu erwarten; mehr brauchen Sie zu Ihrer Rechtfertigung nicht. Ihrem alten Görgel ging es sans comparaison wie dem kindiſchen Swiſt vor dem Spiegel, der über den alten Mann im Spiegel die Achſeln zucken konnte. Ich konnte mich kaum beſinnen, daß ich ſo was geſchrieben hatte; der Commentarius über Ihren νόμον ὄντος iſt doch von dem alten Manne, den ich meyne? Die Fortſetzung und das Ende Ihrer Bogen erwarte ich mit Ungeduld.

Ich wollte erſt mit nächſter Poſt oder nach Erhaltung der übrigen Bogen ſchreiben; aber ich habe lieber mit umlaufender Poſt Ihnen meinen Dank und herzliches Gefallen bezeigen wollen. Ja, liebſter Jonathan, Sie ſind ſich und der Welt dieſe Aufklärung ſchuldig geweſen, und haben keine andere Rechtfertigung nöthig. Eben brechen die Bogen bey einer Criſis ab, die, ich wünſche, nicht Sie zu tief in das theoretiſche und ſpeculative Feld verleiten wird, das ich gern von gegenwärtiger Sache abgeſondert ſehen möchte, aus Gründen, die ich nicht zu entwickeln im Stande bin.

Wenn ich das Ganze complet erhalte; ſo werd' ich es wenigſtens meinen beyden intimis zeigen können; doch, nach Ihrem Gutbefinden, weil ich gern meine

Vergnügen nicht nur mittheilen, ſondern auch berichtigen mag. Das iſt Criſpus und der Mann mit der Hippe; wiewohl ich beyder Urtheil cum grano salis anwenden muß, weil der eine Weltmann und der andere ein Schulmann, ich aber keines von beiden, ſondern am liebſten Nichts.

den 27ſten.

Ich habe geſtern meinen beiden Nachbarn gemeldet, daß ich nach Berlin ſchreiben würde, und ſie waren damit ſehr zufrieden. Dieſen Morgen beſuche ich Hippel, und auf ſeinen Rath auch Hofrath Metzger, der ein Gutachten über meine Geſundheit und Cur nicht verſagen wird. Mit dem 1. May ſchreibe ich gewiß, und ſobald ich Reſolution erhalte, überſchicke ich ſelbige. Ich bin auf alles vorbereitet, ſoviel nur Menſchen möglich iſt. Sonderbar iſt es, daß der eine nach Pempelfort und der andere nach London gehen muß. Laſſen Sie ſich aber in Ihrem Plan nicht irre machen. Die Vorſehung wird alles für uns gemeinſchaftlich entwickeln, wenn wir ihr gemeinſchaftlich folgen, Keiner in Rückſicht auf den andern, ſondern Jeder für ſich auf ihren Wink. Komme ich, ſo werden wir uns einander nicht verfehlen. Unter dieſer Bedingung wird keiner von Beyden irre gehen. Für meine Geſundheit muß ich dieſen Sommer gewiß ſorgen; denn mein Zuſtand iſt ein wahres Fegfeuer. Sobald ich eben im Begriff bin, alles wegzuwerfen und aufzugeben, dann bekomme ich wieder Luſt und Muth fortzuſetzen. Mein fliegender Brief iſt eine wahre Epiſtel an die Galater, eine

Angſtgeburt, die aber doch zur Welt kommen wird, ohne daß ich abſehen kann, unter welcher Geſtalt. ——

Noch eins, das mir Hippel erzählte, und ich Ihnen zu melden verſprach. Kant hat einen Juden Theodor unter ſeinen liebſten Zuhörern, wie D. Herz damals war, und ein Elkana, der aber geſtört wurde. Theodor hat ihm mit viel Umſtänden das Mißvergnügen vorgehalten, das die hieſige Judenſchaft darüber bezeigte, weil er ſich über die Berliniſche Collecte zu Mendelsſohn's Monument aufgehalten hätte. Kant iſt darüber ungemein empfindlich geworden, und hat der Judenſchaft ſagen laſſen, daß ſie von Rechtswegen die Koſten allein tragen ſollte, für die Ehre, die man einem jüdiſchen Philoſophen anthäte, ihm unter ſolchen Männern einen Platz einzuräumen.

Gott empfohlen bis auf baldiges geſunderes Wiederſehen! Ganz der Ihrige

Johann Georg.

31. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 18ten April 1786.

Die Poſt am Sonntage hat mir wieder keine Briefe von Ihnen gebracht. Wenn Sie nur geſund ſind, lieber Hamann!

Hier abermals zwei Bogen meiner Rechtfertigung, am Freytage der Reſt. Alsdenn müſſen Sie mir aber auch gleich Ihre Meynung über das Ganze ſagen; verſifflirend oder geradezu, das iſt gleich viel, wenn es nur ſo iſt, daß ich den rechten Sinn treffen kann.

---

52. Von J. G. Hamann.

Königsberg, Misericordias Domini 1786.

Mein lieber Fritz, was haſt Du mir für einen Schnurrbart und für ein Paar whiskers gemacht? *) Nun haben ſie den engelreinen Mund des Johann Caſpar Dir auf dem Butterbrod zu eſſen gegeben; Du wirſt Dein Wunder ſehen, wie Du wirſt homeromaſtizirt, und was ſie für einen Eyerkuchen aus Deinem Pastor Polyphemus, dem Rieſen und wunderlichen Heiligen Johann Georg Hamann, Dir zum Leckerbiſſen machen werden. Sie werden wie die Schwaben auf den Haſen losgehen, den Du für ſie aus ſeinem Lager hinausgehetzt haſt. Magſt mich immerhin einen Backofen nennen, lieber Fritz! wirſt doch kein Brodt in mir backen. Das iſt ein Litthauiſches, kein morgenländiſches Sprichwort. Scheinſt doch ein Semi-Päbſtler zu ſeyn, und kein ächter Proteſtant. Werde mir ſchon Deine hämiſche Ironie hinter beide Ohren ſchreiben. Oleum et operam perdidi, rief jener Vogel des Apoll. War's nicht eine Krähe, oder wenigſtens von der Race?

In allem Ernſt; das ganze Wortſpiel iſt nicht klug von Dir, und Du läufſt Gefahr, Dich um Deine Bey-

---

*) S. Jacobi's Werke Bd. IV. Abtheil. 2. S. 265.

nahmen Ariel und Jonathan zu bringen, und ſetzeſt mich in die unumgängliche Verlegenheit, in allen mir zugedachten Exemplaren die beiden ſokratiſchen Epitheta durch und durch mit der dickſten und ſchwärzeſten Tinte überzuſtreichen. Ich habe mich dieſe ganze Woche umſonſt gemartert, bey der Entkleidung und Verklärung der Aufſchrift, den Berliniſchen Recenſenten zu einem Flacius Fulbert zu verklären, daß er ſich erfrecht, ſich an Dein doppelten Motto aus Moſe und Jeremia mit ſeinem Cultello Flaciano zu vergreifen, weil dieſe zwei Zeugniſſe die wahren testiculi meiner Autorſchaft, und der Achilles ihrer Beweiskraft ſind. Unterdeſſen ich meine Hände nöthig habe, die ſichemitiſchen Wunden meiner med. terminorum zu bedecken; habe ich keine Luſt, mich um Deinen Knebelbart zu bekümmern. Magſt Dein Scripsi Scripsi immerhin verantworten. Ich erwarte mit noch mehr Ungeduld das Ende vom Liede, ohne längere Triller.

Wie kann man mit einem ſolchen Rauch ins Geſicht, ſeinen Augen trauen? Leider fühl' ich es alle Tage, daß, wenn wir ſelbſt nicht urtheilen können, uns kein fremdes Urtheil nützt oder frommt. Alſo manum de tabula! Ich bin Parthey und kann alſo kein Kunſtrichter ſeyn. Als Mitgaſt kann ich dem Hausvater nicht in ſein Recht greifen; ſondern ſchließe mit einem herzlichen abstine, sustine! Mir iſt es nöthiger, ſelbſt in die Schule zu gehen, als ein Orbil anderer zu ſeyn. Ich muß mein Werk bey Mondſchein treiben, und will kein Mittagsgeſpenſt ſeyn, alles ſeinem natürlichen vorbeſtimmten Gange oder Laufe überlaſſen. Die Kinder mögen beyſeit austreten; die Lade des Herrn hat meine Hand nicht nöthig, um gehalten zu werden, wie bey Peretz Uſa. Tantum!

Je weniger ich mit meinem ſliegenden Brief vom Fleck kommen kann, deſto mehr hoffe ich malgré moi damit fertig zu werden, und deſto weniger habe ich Grund, Ihnen und mir dieſe Hoffnung zu benehmen. Ich mache aus der Wahrheit kein Geheimniß, ſo bald ich ihrer habhaft bin, ſie mag übrigens für oder wider mich ſeyn. Morgen bin ich willens zu Hauſe zu bleiben, den erſten May und die Zwillingsapoſtel zu feyern. Ich habe ſchon ſeit 3 Poſttagen ein Blatt beylegen wollen, aber es iſt mir ſchlechterdings unmöglich geweſen.

Da kommen meine 3 jungen Leute, Raphael, Hill und Jeniſch — endlich der vor Hypochondrie und kalter Witterung feſt agoniſirende Kraus. Er ſetzte ſich in einen Winkel, und ich ſuchte mit ihm allein zu ſeyn. Ich gab ihm die erſten Bogen Ihres Abdrucks, und ſein Geiſt kam wieder zu ihm. Er bat mich ſo inſtändig, ihm ſie mitzugeben, daß ich ſie ihm bis morgen überlaſſen mußte. Er verließ mich mit der Verſicherung, ihn erquickt zu haben. Mit dem, was er ſehr bedächtig und langſam geleſen hatte, wie er ſich ſelbſt entſchuldigte, ſchien er ganz zufrieden und einig mit mir zu ſeyn. Das übrige denke ich morgen zu hören. Es war ihm alſo lieb, daß Sie ſeinem Rath nicht gefolgt, und er hielt Ihre Rechtfertigung für nöthig und nützlich, durch nichts als Licht die Schatten der Finſterniß auf Ihrem Character vertrieben zu haben. Ich warnte ihn, nicht zu vorlaut in ſeinem Urtheil zu ſeyn, und daß ich ſelbſt mit dem hiſtoriſchen Theil ſehr zufrieden wäre, auch nichts daran auszuſetzen fände, aber deſto beſorgter für den theoretiſchen und ſpeculativen, den ich gern zum Vortheil der Sache und der Leſer ganz abgeſondert gewünſcht hätte.

Gott gebe, daß meine Sehnſucht und Ungeduld dieſen Mittwoch befriedigt wird. Vielleicht werd' ich nicht eher fortfahren können, bis Sie mit Ihrer Autorſchaft vor der Hand fertig ſind. Vielleicht geht es mir wie der Diana, die ſich um ihr eigen Haus nicht bekümmern konnte, weil ſie mit der Geburt Alexanders beſchäftigt war. Es gehe, wie es gehe. Je länger ich lavire, deſto mehr ſehe ich Land um mich herum, und verliere nicht Muth, aus einem Cunctator ein Restitutor zu werden. Geduld aber iſt uns noth, den Willen Gottes zu thun, und die Verheiſſung zu empfahen. Ebr. X, 36.

S. Phil. und Jacob.

Der erſte Mai iſt mit Schneeflocken eingetreten, und meine Stube iſt geheitzt. Die Gräfin Kayſerling ſchickt mir einen Brief von 2 Bogen, den ihr fils adoptif, mein alter Freund von Hagendorp aus Batavia an ſie geſchrieben und der alle ſeine Schickſale enthält, die mich ungemein intereſſiren; daher ich ihn in der Geſchwindigkeit abgeſchrieben. Aus meinem Vorſatz, Ihnen einen Vorſchmack meiner Fortſetzung mitzutheilen, die Criſpus noch nicht geleſen, ward alſo nichts; und dann kam Hill, um meine beiden Mädchen zu Ihres Namensvetters kleiner Familie abzuholen. Es läuft alles ſo kunterbunt durch einander in meinem Hauſe wie in meinem Capitolio, daß ich ſelbſt nicht weiß, was ich ſchreiben, und womit ich den Anfang machen ſoll. Da kam ein Mann zu mir, der wiſſen wollte, wie ein Spannagel auf franzöſiſch hieße, und den ich nach vieler Mühe mit dem Worte une atteloire ablaufen ließ.

Endlich kam Criſpus ſo erfroren wie ein Schneidergeſell, und hatte den Einfall, mich um eine Bouteille rothen Wein zu mahnen, die er mir vor länger als einem Viertel Jahr in Depot gegeben. Wie ich mit meinem ganzen Hauſe ſchon halbtrunken war, fiel es uns ein, Ihre Schrift vorzunehmen, die wir bis auf den ex- und eſoteriſchen Character durchcritiſirt und in der Consecutione temporum einige Fehler gefunden haben, die ich Ihnen treulich in meinem nächſten melden will; denn heute kann ich nicht, weil eben Hill mit meinen jüngſten Töchtern zu Hauſe kommt, und den Brief abholen will.

Wir haben Ihren Namenstag gefeyert, und Ihre Geſundheit getrunken. Leben Sie auf heute recht wohl, und werden Sie nicht mißtrauiſch gegen Ihren profanen Görgel, in deſſen Papiere ohne Erlaubniß Criſpus geguckt. Leben Sie wohl; bekomm ich keinen Brief übermorgen, ſo erhalten Sie keine Antwort.

53. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 21ſten April 1786.

Ihren Brief vom 5. und 9. April, lieber, trauterherziger Vater Hamann, erhielt ich geſtern eben vor Tiſch. Er that mir im Innerſten der Seele wohl. Aber antworten konnte ich geſtern nicht, und kann es heute noch weniger. Ich weiß nicht was ich ſeit einigen Tagen im Leibe habe, das mir ein unſägliches Unbehagen verurſacht. Bey ſo gereizten Nerven erhielt ich nun geſtern Abends ſpät noch die Lettre du Cte. de Mirabeau sur Cagliostro et Lavater. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mich der Wiſch erſchüttert hat. Das Erkaufen und ſich erkaufen laſſen — das Schändliche und Grauſame des ganzen Gewerbes — es ging mir durch Mark und Bein, und da ich zu Bett ging, bat ich Gott, er möchte mich von der Welt nehmen. Sie werden nach und nach immer beſſer einſehen lernen, lieber Vater Hamann, wo der eigentliche empfindliche Fleck meiner Seele iſt, und wie alles auf die ſchwermüthige Trauer über die Natur des Menſchen hinauslauft.

Erſt geſtern, Lieber, habe ich den erſten gedruckten Bogen des fliegenden Briefes an Herder geſchickt. Der Zweifel, ob ich bloß das Gedruckte oder auch Manuſcript mitſchicken ſollte, ließ mich zögern. Doch wäre ich wahrſcheinlich eher zu einem Entſchluß gekommen, wenn es mir nicht entgegen geweſen wäre, an Herder zu ſchreiben, ſo lieb ich ihn auch habe.

54. Von J. G. Hamann.

Königsberg, am 5. Mai 1786.

Gott ſegne Dich, lieber Herzensfritz, Ariel Jonathan, für Deinen Anfang und Ende. Ich umrame Dich vom Grund meiner Seele und mit allen Haken und Klammern derſelben für Dein gutes, ſchönes Buch. Der Schluß aus Lavater gefällt mir eben ſo ſehr als das Motto aus dem Cicero. Du haſt den guten Wein bis zuletzt behalten. Das iſt groß und heilig, unſerm großen heiligen Meiſter gemäß. Dom. Quasimodog. wirſt Du die Auflöſung meines ungewöhnlichen Stillſchweigens erhalten haben, und wie ich hoffe, mit aller Bedingung meiner Autorſchaft zufrieden ſeyn, und alles nach Deiner geprüften Sagacität im rechten Lichte der Wahrheit und Freundſchaft beurtheilen können. Wegen des Lumpenbriefes von Mirabeau, der ſo ein großer dupe wie Caglioſtro ein Betrüger iſt, habe ich Dir ſchon meine Meynung geſagt, und es lohnt nicht der Mühe, ſich um den, wie Asmus ſich gern ausdrückt, zu bekümmern. Es ſoll der schola tyrannica wie dem Hunde das Grasfreſſen bekommen. Die Vögel ſollen ſich an dem gelegten Ey weiden, daß ſie ihre Eingeweide, wie wir die unſrigen füllen. Lies nur erſt das Nicolaitiſche Meiſterſtück gegen G. oder vielmehr nimm das Aas nicht in die Hand; ich will mich an Deiner Stelle um alles bekümmern, was nur möglich iſt. Der vorgeſtrige Rauſch, von dem die letzten Zeilen ſichtbare Züge ſind, hat meiner Geſundheit ſehr wohl gethan.

Ich habe darauf wie ein Taglöhner geſchlafen, und hatte den Morgen drauf eine Oeffnung, wie ich ſie in langer Zeit nicht gehabt. Dieß iſt eine von den Hauptanekdoten, womit unſer lieber Kritiker des Morgens ſeine Beſucher unterhält, auch ſelbſt der Gräfin Kayſerling vor der Tafel nicht ermangelt zu referiren, zum herzlichen Gelächter meines Freundes mit der ſatyriſchen Hippe, den ich geſtern troſtlos fand, weil ſein rechtſchaffener Bruder ganz unerklärliche Hinderniſſe findet, worüber ich ſchon dieſen Morgen ihn beruhigt habe, aber ohne viel Glauben zu finden.

Ich bin geſtern den ganzen Nachmittag, wie ein Bote herumgelaufen, und kam allenthalben wie gerufen, durch die wunderbarſten Zufälligkeiten. Hippel nannte mich mehr wie einmal einen Engel, weil er einen Freund nöthig hat, ſein Herz auszuſchütten, und ein erhaltenes Billet Jemanden mitzutheilen, ſo geheim er auch ſonſt mit ſeinen Angelegenheiten iſt. Ich wurde eben ſo zur Baroneſſe hingeſtoßen und hingetrieben durch einen Mann, der mir begegnete und durchaus darauf beſtand, daß ich mich ihrer Verlegenheit mit einer kleinen Ruſſinn annähme., Mit hundert Planen im Kopf ging ich hin und hörte, daß das ungezogene Mädchen ſchon Montags von ihrer Mutter abgeholt worden war. Voller Freuden lief ich weg, ohne den Caffee mitzutrinken, auf den ich eigentlich zu Gaſt gekommen war, lief zu meinen Beichtvater, dem ich ſchon lange einen Einſpruch verſprochen, und der mir auch viel zu beichten hatte. Voll Zuverſicht lief ich noch zu meinem Arzt Milz, um den rein auszuholen, als intimum des Mannes, der das jus patronatus über die Pfarre hatte, und ſchöpfte lauter Hoffnung für mich und den ſchon verzweifelnden Oberbürgermeiſter. Ich habe alſo ſo viele Gukuks Eier in meinem Kopf, daß ich an mein Strauſſen- oder Kolibri-Ey nicht denken kann.

Criſpus hat mich geſtern nicht beſucht; der Rauſch ſoll ihm nicht ſo gut bekommen ſeyn. Mein Stürzen iſt eben ſo dumm als ſein Sippen; wenigſtens werde ich durch einen vollen Trunk eher nüchtern, als er durch ſein Tröpfeln. Wir haben wie ein Paar Grammatici und kritiſche Orbile die erſten Bogen durchgegangen. Du ſollſt zum Spaß unſere notas ebrias alle zu leſen bekommen, aber dazu habe ich heute nicht Zeit. Hippel und Kraus, der einen Bogen mehr geleſen, waren äußerſt zufrieden und harmoniſch geſinnt mit Deinem guten, geſetzten, feinen Ton; ich habe ſie aber beide beſorgt gemacht für den theoretiſchen und ſpeculativen Theil. Nun iſt alles überſtanden und vortrefflich, und ich hoffe ſelbſt den optiſchen Schein der heiligen Größe, womit Du im Grunde Dich ſelbſt und noch mehr mich lächerlich gemacht, auch mit der That zu retten und die poetiſche Hyperbole zu keiner proſaiſchen Lüge werden zu laſſen. Selbſt unſere Feinde ſollen Richter ſeyn. Deut. XXXII, 3, nach Mendelsſohnſcher Ueberſetzung.

Dieſen Morgen um 6 Uhr kommt meine Dienſtbotinn mit der Nachricht eines Himmelszeichens zu Hauſe; ich gehe heraus und ſahe einen ſchönen Hof um die

Sonne mit Regenbogenfarben, der eben vergehen wollte, und von dem ich bloß einige Spuren der abgeſchnittenen Bogen gewahr wurde. 100 Schiffe liegen in Pillau, die meiſten gehen nach Elbing, wo das Getraide wohlfeiler iſt. Ich habe der General-Adminiſtration eine todte Schiffahrt dieſen Sommer geweiſſagt, meinen Urlaub dadurch zu erleichtern.

Gegen 7 laufe ich zu Hippel, ſchicke den Michel zu unſerm Kaufmann. Wir begegnen einander, und die Briefe waren noch nicht von der Poſt geholt, ich in meine Amtsſtube oder Loge, — zu Fiſcher, wo das Comptoir noch zu war. Von da zu Jacobi, um mich zum Mittag auf einen Hering zu Gaſt zu bitten, von da zu ſeinem kranken Compagnon, deſſen Hausjungfer ich die Kämpfiſche Methode vorpredigte, aber leider tauben Ohren, von da in die Speiche des Mannes, der mich geſtern zur Baroneſſe trieb. Jetzt komme ich von der Loge und ſchreibe dieſen Brief, nachdem ich noch einmal Anfang und Ende durchgeſehen, befinde alles ſehr gut, bis auf den Nabel, das Wahrzeichen deiner ſchönen Natur und Freundſchaft. Er ſoll mir ein runder Becher ſeyn, dem ich es an Getränk nicht werde fehlen laſſen, wie im hohen Liede VII geſchrieben ſteht. S. 118 hätte ich ſtatt objectiver lieber ſubjectiver geleſen. *) Objectiv iſt Eins, ſubjectiv ſo mannigfaltig

---

*) Die Stelle in der Schrift wider Mendelsſohn's Beſchuldigungen (Bd. IV. Abth. 2. S. 269 unten und 270 oben) lautete in der erſten Ausgabe ſo: „die Urſache dieſes

als das ſehende Auge. Leider giebt es aber keine Objecte mehr, ſondern lauter Phaenomena von ihnen. Alſo kommt das Quadrat mit dem Cirkel überein, daß ſie beide Figuren ſind, und nichts mehr, Merkmale von Dingen, nicht die Realitäten ſelbſt.

Vor allen Dingen ruhe Deinen Kopf und noch mehr Dein Herz aus; denke an Deine engliſche, wie ich an meine deutſche Wallfahrt. Haben ſie den Herrn und Meiſter Beelzebub genannt, ſo mögen ſie immerhin unſern guten Namen läſtern. Es wird uns alles in integrum reſtituirt und mit Wucher erſetzt werden. Schreib mir doch, was Lavater dazu ſagt, und ob er noch mehr Wunder braucht, um von der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre, die er bekennt, überführt zu ſeyn. Schreiben Sie ihm Apocal. in fine 11 etc. und damit Punctum.

Alſo den 20. April iſt der gedruckte Bogen nach Weimar abgegangen; alſo tant mieux pour lui et pour moi. Mit dem Manuſcript hätten Sie ihn verſchonen ſollen. Unſere beſten Kenntniſſe und Leidenſchaften hangen oft von Mißverſtändniſſen ab; ſie gehören alſo zum Ganzen und zum Wohle deſſelben. Bitte, ſich das zu merken, und ſich über dergleichen Kleinigkeiten nicht zu beunruhigen. Ich habe auch vieles auf dem Herzen, womit ich zurückhalten muß, und worüber ich mir

---

ſchrecklichen Irrſales iſt, daß ihnen eine objective Wahrheit vorſchwebt, die ſie für die einzige halten und mit der Vernunft ſogar verwechſeln.“

Evidenz zu erhalten verſpreche. Der allein, welcher ins Herz und ins Verborgene ſehen kann, iſt dazu beſtimmt, unſer ächter Freund zu ſeyn, iſt das einzige Object unſerer Begierden und Ideen. Alles übrige ſind Erſcheinungen, wie die Philoſophen ganz recht ſagen, ohne ſich ſelbſt zu verſtehen, oder verſtanden zu werden. Mit dieſen Phänomenen müſſen wir uns behelfen, bis wir ins Reine und Freye kommen, aus unſerm Mutterleibe heraus, der uns eingewindelt hält und halten muß bis wir zur Reife kommen.

Ich werde ein Myſtiker; das iſt ein Zeichen zur Mittagsſtunde, und ein Gähnen meines Magens, der der ſich auf einen Hering und ein Glas Wein freut Eccles. IX. 7. Valeas in corpore sano, et pax Vobiscum!

den 7ten.

Geſtern kam Criſpus zur zweiten grammatiſchen oder philologiſchen Seſſion über Ihre Schrift, und wir haben die 5 erſten Bogen zu Ende gebracht. Er ließ mir keine Ruhe, ich mußte ihm die übrigen Bogen mitgeben. Ich habe ihn aber betrogen, und den Bogen g zurückbehalten. Er hat den Anfang mit ſo viel amore geleſen, und iſt im Stande geweſen, mir ſein tiefes lebhaftes Gefühl über manche Stelle mitzutheilen, und es waren recht viele, von denen er ſehr eingenommen war. Er hat wirklich mehr Geduld und Scharfſinn zum Leſen wie ich, und beynahe zuviel Vorurtheil für Mendelsſohns Sprache und Schreibart, worinn er überhaupt zuviel ins phantaſtiſche und pedantiſche fällt. Ich will und mag nicht alles verſtehen, nicht einmal mich ſelbſt ganz. Ein bisweilen großer Fehler, den ich aufrichtig bekennen muß, und der in der Organiſation meines ſchwindlichten Kopfs oder den in farcibus ſeiner Eingeweide liegen mag. Sinne und Gedächtniß vergehen mir durch Anſtrengung, zu der ich geneigt bin, und die mir nachtheilig iſt. Kr. meint, daß Lauterkeit der Sprache auf den Leſer wirkt, ohne daß er ſich ſelbſt die Urſache dieſer Bezauberung zu erklären weiß. Dieß iſt ein argumentum ad hominem, das ich mir gefallen laſſen muß, und aus dem Sie den Mann auch ſchon beurtheilen können.

Ich wachte heute noch vor dem Nachtwächter auf, und es war mir lieb aufzuſtehen, da ſich meine Leute zu einer Wäſche rüſteten. Ging ſchon um 6 Uhr mit meinem Michel aus, der bey Kant eine Stunde früher, als er lieſt, einen Platz ſich ausſuchen muß, wenigſtens die erſten Monate beym Anfang eines Semeſters, ſo gewaltig iſt ſein Zulauf; und habe mich auf den ganzen Tag durch einen unangenehmen Beſuch bey ..... verſtimmt. Der bittet mich um Hills Stammbuch; ich verſchaffte es ihm. Hill denkt einigemal daran; ich ſchicke ihn ſelbſt hin. Er iſt ein kindiſcher, blöder Menſch; ich beruhige ihn alſo mit der notoriſchen Ordnung und Pünctlichkeit, die jenen zur Fabel der Stadt und zum Mährchen ſeiner Freunde gemacht hat. Vor 14 Tagen begegnen wir uns, das erſte, was mir einfällt, iſt Hills Stammbuch; er lacht darüber, es ſchon längſt wieder abgeſchickt zu haben, ohne zu wiſſen, ob an

Kraus oder Jacobi. Mir wird nicht gut zu Muthe dabey, und ich ärgere mich ſchon über ſeinen Leichtſinn; nehme mir dieſe Woche ausdrücklich vor, ſelbſt den Gang zu thun, finde ihn noch ſchlafend, mit einem Bedienten verſehen, an deſſen Aengſtlichkeit man auf den Augenblick den Herrn erkannte, laſſe ihn aufwecken, und rede ſo laut und ernſthaft als ich kann mit ihm. Er kann ſich auf den Boten nicht beſinnen, ob es ein Student, oder ein Hoſpitalit iſt (weil er im Königl. Hoſpitale logirt.) Ich hoffe, wenigſtens die Leute abzufragen; beide ſind verreiſet, der eine aufs Land, der andere nach Memel. Von der einen Seite iſt dieſer Verluſt für den armen Wanderer unerſetzlich, der keinen andern Beleg von ſeiner Pilgrimſchaft als dieſen Wiſch übrig hat. Von der andern Seite iſt es mir angenehm, dieſem auf ſeine Pedanterie eingebildeten Phariſäer die Hölle recht heiß zu machen. Ich habe ihm dafür im Herzen ein Exemplar von Ihrer Schrift zugedacht, damit ich wieder, im Fall ich die Sache aufs höchſte triebe, gut machen und ausſöhnen kann.

Ich habe mit Scheffner, der auch ein Erzengel der Ordnung und Genauigkeit ſeyn will, und ſeinen Bruder und Wirth Hippel immer einen Confuſionsrath nennt, ſeit Kurzem einen ähnlichen Vorfall gehabt, und mich um de Mareés gebracht, der durch ſeines Schwagers Leute verloren gegangen. Der Wille, ordentlich zu ſeyn, iſt noch lange nicht die That, welche von Zufällen abhängt, die ich gern nütze, um diejenigen, welche ſich auf ihren Mechanismus der Ordnung ſo viel zu gut thun, ein wenig heimzuſuchen. Ich habe das Schickſal eben ſo ſelbſt anzulaufen, wie die allgemein verſchrieenſten Leute öfters für mich die ſeltenſten Ausnahmen von der Regel ſind. Verzeihen Sie mir, liebſter Jonathan! dieß Geſchwätze, wodurch ich mich ein wenig erleichtern muß.

O Spectakel! Da kommt ..... mit dem gefundenen Schafe und Groſchen zu Hauſe. Er konnte vor Eifer und Freude kaum Athem ſchöpfen. Er hat es bey ſich zu Hauſe liegen gehabt; und wir haben herzlich uns einander mit lachendem Munde und feuchten Augen die Wahrheit geſagt.

Da kommt ein Licentträger mit einem langen Zettel, worauf geſchrieben ſteht, daß ein Spannagel Clavette heißt, hingegen atteloire die Bracken. Werde unterwegs mir einen phyſiſchen Begriff von dieſen Dingen beyzubringen ſuchen, wenn ichs nicht vergeſſe.

Ich bin, leider wieder ganz desorganiſirt, Kraus hat mit mir ſeine grammaticaliſche Unterſuchung zu Ende gebracht, aber es iſt mir unmöglich, die Feder zu führen. Den Bogen g hab ich ihm vorenthalten, und ich erwarte mit der nächſten Poſt den Vorbericht. An Gedanken haben wir wenig gefunden auszuſetzen, einige ausgenommen, über deren Sinn wir nicht einig ſind. Das meiſte betrifft den Ausdruck. Gegen das Ende Ihres Ruhepuncts kommen Sie mir zu ſchwermüthig vor, deſto mehr ſtimmte Kraus mit dieſem Ihrem Ton überein. Tot capita, tot sensus! Ich habe mich jeden Poſttag darauf gefreut, Sie für den Verzug meiner Fortſetzung ſchadlos zu halten; aber bey aller Fülle bin ich nicht im Stande, das geringſte heraus zu bringen.

Ein beynahe tollkühner Böſewicht, Regierungs-Rath ..... iſt ſehr lange zur Unterſuchung geweſen. Er wurde caſſirt, und zu 2 Jahr Feſtungsſtrafe verdammt. Dieſes Urtheil kam der ganzen Welt zu gelinde vor, ihm aber noch zu hart. Er unterſteht ſich, an den Salomo zu appelliren, und erhält zum Beſcheid Confirmation in Anſehung der Zeit, aber zur Karrenarbeit geſchmiedet zu werden. Er hat ſich immer ſelbſt den Galgen oder zum Miniſter prognoſticirt. Das ſind doch immer Züge de main de maître, und Strahlen der untergehenden Sonne, die, der Himmel weiß, wie? mit meiner armen Autorſchaft ſympathiſirt. — Ich lache wohl über mich ſelbſt, aber es geht nicht recht von Herzen. Deus providebit. Hippel und Kraus wünſchen Dir beyderſeits Glück. Erſterer iſt gleiches Sinnes mit uns. Ich denke ihm die letzten Bogen ohne g morgen zu bringen, wenn ich ausgehen kann. Criſpus lebt der guten Hoffnung, daß du über unſer gemeinſchaftliches Exercitium styli an deinem Ey ſo herzlich lachen wirſt, als es uns zuweilen angekommen, über uns ſelbſt zu lachen.

Gott ſegne Dich und Dein ganzes Haus, das ich bald in integrum reſtituirt wünſche. Lebe wohl und habe Geduld mit

deinem alten Görgel et comp.

Ich möchte alles widerrufen, was ich geſchrieben habe, und bisweilen kommt es mir vor, daß ich mit meiner Polypragmoſyne mich ſelbſt und andere mehr verwirre, als mit meinem, ich weiß nicht was für, Willen beförderlich bin.

Gott verſteht mich, weil ich aus mir ſelbſt um nichts klug werden kann. Ja, lieber Fritz, — unſere Mißverſtändniſſe gehören zu den arcanis der göttlichen Haushaltung und Regierung. Sie hängen, wie das Unkraut mit dem Waitzen, zu genau zuſammen, daß alles bis zur Erndte wachſen muß, und in statu quo gut iſt und wird. Fac valeas.

55. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 13. Mai 1786.

Nun, mein lieber Fritz Ariel Jonathan, ganz hurtig lief ich heute nach einem Briefe, und ſeit zwei Poſttagen rein nichts. Biſt doch geſund? Peracti labores jucundi. Wenn ich auch nur erſt ſo weit wäre. Ich habe aber mein eignes Stillſchweigen zu rechtfertigen. Heute vor acht Tagen erhielt ich den Vorbericht. Die Freude darüber wurde bald gedämpft; ich befand mich ſo übel, daß man mich aus dem Packhofe trieb und dringend anrieth, mir eine Bewegung zu machen; ich mußte mich aber aus Mattigkeit niederlegen, ſchlief länger wie ich wollte und vermuthete, und wachte mit einer Eiskälte, die doch gar nicht fieberhaft war, auf.

Drey Tage blieb ich zu Hauſe ohne Muth und Luſt. Dienſtags erholte ich mich, und war entſchloſſen den ganzen Mittwoch, da Bußtag gefeyert wurde, zu ſchreiben und zu antworten. Ich hatte meinen Hill gebeten, Mittwochs um 8 Uhr des Morgens mir eine Einlage zu bringen. Ich wartete bis 9, er kam nicht; ich zog mich an, und ging aus. Bey Fiſcher war alles verſchloſſen, wegen des Gottesdienſtes. Ich ſprach in der Domkirche an und konnte die Zeit nicht abwarten, mich nach Einlage zu erkundigen. Endlich fand ich Zutritt und nichts von Dir. Da verging mir aller Appetit zu Hauſe zu gehen, zu ſchreiben. Ich ſprach daher zweymal bey meiner Freundin Courtan an. Wir hatten uns viel zu ſagen, das ohne Aergerniß und Lachen nicht geſagt werden konnte, und weder das eine noch das andere war recht nach unſerm Geſchmack. Sie war ſehr neugierig auf Dein Buch, und ich verſprach es ihr auf einige Stunden zuzuſchicken. Wie ich nach Hauſe kam, fand ich keinen Boten, und ich lief ſelbſt, weil ich unruhig war. Es war Mittag und ich bat mich zu Gaſte, um einen jungen Menſchen, der auch da ſpeiſen ſollte, zu ſehen. Es ſchlug 6 Uhr, und ich hielt es erſt 4, ſo war uns die Zeit vergangen. Bey meiner Heimkunft kam mir mein Michael mit einem Briefe von Herder entgegen, deſſen Inhalt mir ungemein wohl that, und ein wahrer Balſam auf mein Haupt war. Ich hatte die vorige Nacht faſt kein Auge zugehabt und wider meine Gewohnheit gegen Morgen mehr geträumt, fürchterlich geträumt als geſchlafen. Nun, Herder iſt mit meinem erſten Bogen ganz zufrieden und hat ihn mit mehr Gefühl als irgend Jemand geleſen, weil er ſich dabey ſeiner Jugend recht lebhaft erinnert, und mit der Localität und dem Detail bekannter iſt als ich ſelbſt. Er dringt auf Fortſetzung, die Du, lieber Jonathan! ſchon haſt, und zu der ich wieder einen kleinen Nachtrag beylege, ohne noch zu wiſſen, in wiefern Dir die erſte Gnüge gethan hat. Der erſte Bogen wird alſo den Correcturen gemäß bereits abgedruckt ſeyn, oder kann es nunmehr werden. Quod scripsi, scripsi.

Vorgeſtern Abend hör' ich, wie von ungefähr, daß Brahl das erſte 1/3 oder 1/4, das bey mir zur Reviſion liegt, von ſeiner Ueberſetzung durch Jeniſch nach Berlin ſchicken will, der reiſefertig iſt. Ich, wie ein Wetter, über ſein Manuſcript her, an dem ſich ſchon Criſpus faſt müde gequält, und wurde geſtern Abend ſpät fertig, daß es mein Michael mir heute aus den Augen ſchaffen mußte. Habe noch genug gefunden, und ſo flüchtig verglichen, daß genug noch übrig geblieben ſeyn wird. Dieſe Arbeit konnte ich am Beſten auf meinem telonio thun. Eben wie ich darüber ſitze, kommt Hill um 11 Uhr, um zu wiſſen, warum ich nach ihm geſchickt hätte. Ich weiß von nichts, es ahndete mir aber gleich, daß es ein Bote aus ſeiner Nachbarſchaft ſeyn müßte, nämlich von Fiſcher, wohin ich ihn verwies. In einer Viertelſtunde brachte er mir gegen 12 Mittags Deine zwei Exemplare. Ich laufe ſtehendes Fußes zu Kant, der ſich ſchon darnach bey Criſpus erkundigt hatte. Er freute ſich ſehr, mich zu ſehen, und auf das Buch. Eine Autorangelegenheit ging ihm auch im Kopf herum, die er mir ſogleich mittheilte. Es iſt die Tübingiſche Recenſion ſeiner Moral. Schütz hatte ihn auf eine Widerlegung eines Kirchenraths Tittel vorbereitet, der ein Commentator des Feders ſeyn ſoll, der mir bisher ganz unbekannt geblieben iſt. Vielleicht iſt die ganze Widerlegung dieſe kahle Recenſion, die Kanten nicht anficht, aber für wichtig genug von ſchwachen Freunden gehalten worden, ſie ihm zu Gefallen hier nicht circuliren zu laſſen. Herder iſt Dein wahrer Freund, und urtheilt von Deiner Vertheidigung eben ſo wie ich, daß ſie brav geſchrieben iſt. Aber wer iſt in aller Welt der Reſultaten-Macher? *) Criſpus vermuthet keinen andern als Herder. Ich bin voll Ungeduld und Erwartung den Mann zu ſehen, der mir Licht über Spinoza und Deine Expoſition anzuzünden im Stande iſt, die ich höchſt nöthig habe, weil ich während der Zeit in meiner Arbeit bis auf die Morgenſtunden zu kommen hoffe und wünſche. Hinter Deinem Stillſchweigen ſcheint mir ein Strategem der Freundſchaft zu lauſchen, mich damit zu überraſchen; und das wäre der rechte Spiritus für meine Nachtlampe. Sie verlöſcht nicht, wenn ſie auch matt und langſam brennt. Weder mir ſelbſt noch einem Freunde zu gefallen werde ich mich übereilen, ſondern alles ſoll ſeinen bedächtigen

---

*) In der Vorrede der Schrift wider Mendelsſohn's Beſchuldigungen war die nahe Erſcheinung der „Reſultate Jacobiſcher und Mendelsſohniſcher Philoſophie" angekündigt.

Gang fortgehen. Es wäre mir auch um Deinetwillen lieb, wenn Herder es wäre, der die Reſultate geliefert.

Dominica Cantate des Abends.

Geſtern kam Jeniſch, der morgen nach Berlin abgeht. Kraus verſchwand auch mit vollem Kopf von einer Deduction für die hieſigen Kaufleute gegen die Elbinger. Den Mai der Berliner Diana brachte mir mein Michael, den ich in einer halben Stunde durchgeblättert, und Dir zu einem neuen Federfechter Glück wünſche, der nichts weniger als ein General-Major von Scholte iſt, von Treuenbritzen.

Nun wirſt Du ſoviel erhalten, als zum zweiten Bogen hinlänglich ſeyn wird. Sey wieder Ariel, und ſtrenge die Cyklopen der Preſſe an; hab' ich ſie doch lange genug ausruhen laſſen. Wenigſtens müſſen die erſten zwei Bogen fix und fertig ſeyn, und dann reiſe unter Caſtor und Pollux, der beiden guten Zwillings-Engel Begleitung nach London mit einem ſchönen Gruß von ihrem alten Freunde, dem großen und heiligen Mann — Du weißt's.

Sieben Exemplare Deiner Apologie erwarte ich noch, aber mit Gelegenheit. Was man verſpricht, muß man halten. Da gebe und nehm ich kein Quartier an. Das Wort eines Mannes iſt kein Rechenpfennig, kein Jetton, ſondern lauter Schaumünze.

Ich bin ſo erſchöpft, — und wenn ich ein Büchlein ſchreiben ſoll in 4to kann ich keine Briefe ſchreiben. Niemand kann zwei Herren dienen. Wenn Mittwochs die Poſt wieder ohne Einlage kömmt, ſo gehts nicht richtig zu, und ich rühre mich dieſes Jahr nicht vom Fleck. In M. iſt doch alles auf guten Fuß? Bleib mit Deinem ganzen Hauſe geſund jusqu'au bout des doigts, die zum Nähen, Spinnen, und Schreiben unentbehrlich ſind, auch zum Zählen.

Ich kann nicht mehr und hiemit Gott empfohlen.

Cantate Canticum novum Ps. XCVI. Amen!

Dein alter treuer Johann Georg.

56. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 22. Mai 1786.

Mein herzenslieber Ariel — Jonathan! Mittwochs wurde ich erſchreckt und erfreut. Ich konnte den 17ten kaum erwarten, daß ich zu F. hinlief, weil ich in 8 Tagen nichts erhalten hatte. Sein Compagnon wollte mich abtröſten, aber ich ruhete nicht, ſondern hielt einen Monolog: ob Du krank oder ſchon nach London abgereiſet ſeyn müßteſt? Der gute Mann hielt ſich an die letzte Hälfte des Dilemma, an die ich gar nicht glauben konnte und ihm widerſprechen mußte. Durch meinen Widerſpruch beſann er ſich, daß der neue Lehrburſche noch nicht auf der Poſt geweſen war, und ich ſchöpfte Luſt und Muth, lief unterdeſſen zu deinem Namensvetter, der ausgeritten war, kehrte alſo flugs wieder zurück, fand den Com. Rath ſelbſt, und endlich kam der Brief an, den ich eher erkannte, als die beiden Herrn, die wieder zur Negative neigten gegen meine poſitive Ahndungen. Nach meinem Calculo müßte das Pack mit der fahrenden Poſt Freytags den 19ten eintreffen, und es kam. Mit zwei Exempl. lief ich ſelbſt zu Hippel, für ihn und Scheffner; Hill meinem dienſtbaren Geiſt gab ich auch ein Exemplar des Buchs und Kupfers mit für den Namensvetter. Ich war eben im Begriffe, Criſpus das ſeinige abzugeben, wie mich ein Secretär der Direction zurückrief, die auch eben ein Schreiben wegen meiner und zwei anderer Officianten gleichen Geſuches erhalten. Es war vom 8ten datirt. Le Garde Magazin de votre ville nous ayant fait la même sollicitation pour prendre les bains pendant un mois, mais ne nous ayant pas déterminé l'endroit, où il vouloit les prendre, vous le lui demanderez, et en nous fuisant part vous nous manderez en même tems, si sa santé ert c'élabrée, comme il le dit. Darauf hat der Director mir verſprochen, heute zu antworten, und zwar auf die günſtigſte und vortheilhafteſte Art.

Ich danke alſo für mich und meine Freunde, von denen ich nur Hippel und Kraus geſehen, die mit dem Autor und ſeinem Werk vollkommen zufrieden und hierin einerley Sinnes ſind, ſonſten aber nicht. Criſpus kam voller Freuden geſtern zu mir mit der guten Nachricht, daß er endlich mit ſeiner Deduction fertig geworden gegen die Elbinger. Wir haben ſo viel Anmerkungen über unſere homogene und heterogene Autorſchaft gemacht, und ich habe ſo viel Gelegenheit gehabt, über die meinige nachzudenken und zu beobachten, daß ſich darüber ein neues Buch ſchreiben ließe. Er iſt ſo ein Puriſt in der Sprache, als Kant in der Vernunft, und ich bin ein Antipod von Beiden aus ganz ähnlichen Principien. Ich hatte mir vorgenommen, geſtern den ganzen Tag zu Hauſe zu bleiben. Jacobi ließ mir des Morgens die Nachricht melden, daß Lavater nach Bremen käme. Darüber verlor ich die Tramontane und ging nach einem langen Kampfe zu Mittag bey ihm. Dieſen Morgen bin ich — und dies begegnet mir ſeit einigen Tagen zum drittenmal, — mit Stichen in der linken Schulter aufgewacht, die mich beynahe Zeter ſchreyen machen, weil ſie mir ſo empfindlich ſind, als wenn ich auf einem Speer ſteckte. Ich gerathe in einen Schweiß, den ich beſſer als das erſtemal abgewartet habe, und befinde mich drauf wohl nach causa remota, die in Blähungen beſteht. Daß mir das unterwegs auf dem Poſtwagen begegnen möchte oder auf der Straße, würde ſchrecklich für mich ſeyn, weil ich vor Ohnmacht nicht ſicher wäre.

Der von Freuden unruhige Freytag 19 d. ſchloß ſich mit dem Meß-Catalog, der immer eine Art von Schmauſe für mich iſt. Die Reſultate ſind mir entwiſcht, aber Michael hat ſelbige angekündigt gefunden. Ich erwarte ſie als einen Spätregen für mich; Dein kleines Buch war der Frühregen für meine Saat.

Ich eile zu einer neuen Copie meiner Fortſetzung, weil die geſtrige nicht gerathen iſt, und ich durch Criſpus und noch 2 andere Einſprüche geſtört wurde. Des

Schutt's iſt ſo viel, daß ich keinen Raum zu gehen habe. Sie werden es ſchwerlich finden und errathen können, wie viel Arbeit mir das Aufräumen gekoſtet. Nun Gott ſey mit Ihnen und Ihrem ganzen lieben Hauſe, und erfreuen Sie mich bald mit Reſultaten, an die Sie vermuthlich mit Fleiß nicht gedacht haben in Ihrem letzten. Criſpi Vermuthung wird mir dadurch zur Gewißheit. Hat Claudius ſchon den erſten Bogen erhalten? Nächſtens, ſo Gott will, mehr von Ihrem alten treuen

Georg Mephiboſeth.

57. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 15. Mai 1786.

Was für eine Freude Du mir gemacht haſt mit dem Briefe vom 3ten! Gleich die erſten Worte bewegten mich, daß mir die Lippen bebten und mich Schauder auf Schauder überlief. O Du, Lieber, Lieber! Was nun auch des Büchleins wegen über mich kommen mag, ich will es gern, herzlich gern ertragen.

Auf die kritiſchen Anmerkungen freue ich mich. Ich werde immer Vortheil daraus ziehen. S. 118 wo Du lieber ſubjectiv als objectiv geleſen hätteſt, ſollte eigentlich keines von beiden, ſondern bloß Symbolum, oder: Symbolum objectiver Wahrheit, ſtehen.

Am Sonnabend Morgen meldete ſich der Dichter Bürger aus Göttingen bey mir. Er hatte zu Brüſſel einen jungen Engländer abgeholt. Ich lud beide zum Mittageſſen ein und behielt ſie auch zum Abendeſſen. Anfangs wollte mir Bürger gar nicht gefallen; hernach ging es beſſer und ich hätte gern geſehen, daß er noch einen Tag geblieben wäre, um ihm mehr auf den Grund zu kommen.

Die Reſultate werden vor Ankunft dieſes Briefes in Deinen Händen ſeyn. Von Herder ſind ſie nicht. Ich darf Dir den Verfaſſer nicht nennen, ehe Du über das Buch geurtheilt haſt. Aber er iſt gerade ſo ein Tropf wie ich, und hält Dich für einen großen, heiligen Mann. Du erhältſt durch Hartknoch ſechs Exemplare.

Ich habe noch keine Antwort von London. Mein heimlicher Wunſch iſt, daß nichts aus der Reiſe werde.

Ich grüße und küſſe meinen jüngeren Bruder Johann Michael. Laß mich, Lieber, in Deinem Hauſe wohnen, Du wohnſt in dem meinigen.

68. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 7. Jun. 1786.

Ungeachtet ich mich ganz verſeſſen an einem geſchriebenen Plunder, den mir jemand geſtern aufdrang, muß ich doch noch heute, mein herzenslieber J. J., wenigſtens den Anfang machen, wenn ich auch nichts mehr als den Empfang Deines erwünſchten Briefes melden kann, und meine Freude darüber, weil ich voller Hypochondriſcher Unruhe wegen des vacui einer ganzen Woche war, und für Deine Geſundheit oder verdrießliche Vorfälle beſorgt. Nun Gott Lob, daß meine Furcht eitel geweſen iſt. Ich habe mich genug auf den heutigen Poſttag gefreut, und auf den Fall, daß wieder nichts ſeyn ſollte, vorbereitet. Hatte dennoch nicht das Herz, ſelbſt zu gehen, ſondern trieb Joh. Mich. zum Kaufmann; weil ich mir nicht zutraute von meinen Gebärden Meiſter zu ſeyn. Wie er mit dem Briefe gelaufen kam, ſteckte ich ihn eben ſo in die Taſche, als wenn er ſchlechterdings nicht hätte ausbleiben können, ſondern unfehlbar eintreffen müſſen. Aber zwei Neben-Ideen ſetzten mich in dieſe großmüthige Gleichgültigkeit. Ich wollte 1) um recht ruhig zu leſen, eine Amtskleinigkeit abmachen, die mir höchſt unangenehm war, und mit reinem Kopf leſen; 2) kam er mir zu klein vor, und ich hatte mir ihn dicker eingebildet.

den 8ten.

Mit meiner Geſundheit ging es vorige Woche ziemlich; aber ſie hat ſeitdem wieder gelitten. Ich hatte mich auf Pfingſten gefreut, und meynte recht weit in denſelbigen zu kommen mit meiner Arbeit, die jetzt ganz den Krebsgang geht. Weder ich noch Criſpus iſt recht mit der letzten Fortſetzung zufrieden, ohne daß wir unſerm Urtheil recht trauen können, noch ſagen, woran es eigentlich liegt. Meine Abſicht war durchaus bis ſo weit fertig zu werden, wo ich die Reſultate nöthig haben würde. Es iſt aus allem Dichten und Trachten nichts geworden und mein Kopf iſt geſtrandet. Meine

Säfte ſind verſauert, corroſiv, meine Gefäße verſchleimt, erſtarrt, gelähmt. Ich bin meiner Gedanken, meiner Empfindungen, meiner Organe und beſonders meiner Zunge nicht mächtig. Was Andere reizt und aufmuntert, unterdrückt mich und betrübt mich. Die Wirkungen der Reiſe auf mein verdorbenes Syſtem und deſſen Oekonomie kann ich gar nicht abſehen. Ein gekünſtelter Greis, der ſich eben ſo elend zu klügeln als glücklich zu träumen im Stande iſt. Von einem ſo elenden Geſchöpfe erwarte doch nichts, lieber Fritz Jonathan, als ein trauriges Ecce homo! Ich bin mir ſelbſt eckel, und ſehe alle Liebkoſungen für unnatürliche Erſcheinungen an, die mich irre machen und eben ſo auf mich wirken, wie Licht auf ein krankes Auge, Es iſt weder artig noch recht ſchicklich, was ich Dir ſage; aber in dem Augenblicke, da ich es ſchreibe, wahr und aufrichtig. Criſpus iſt Virtuos und Dichter und alles was er will. Ich verſtehe von allem, das zur artigen Welt und ſchönen Natur gehört, nicht ein lebendiges Wort, und bin zu alt zur Schule. Doch alles, wenn es ſo weit kommt, wird ſich von ſelbſt geben und berichtigen laſſen. Wir müſſen dieß alles wie noch unbekannt anſehen, und ignoti nulla cupido.

Laß Dich an Deiner Reiſe durch meine blinden Molimina nicht irre machen. Geh mit Gott; von Ihm allein hängt unſere Zuſammenkunft ab, und nicht von unſern Maaßregeln und Kartenhäuſern. Will lieber in Deinem Hauſe wohnen als wünſchen, Dich zu meinem Gaſte zu haben, wo alles wüſte, verſtört, einem sterquilinio ähnlich iſt, — curta suppellex, im eigentlichen Verſtande, kein halbes Dutzend ganzer Stühle. Ich bin auch in meinem ganzen Leben zu keinem ordentlichen Anzuge de cap à pied gekommen, habe umſonſt bisweilen Verſuche gemacht, dieß zu erreichen, weiß auch ſehr implicite nur, was dazu gehört, bin immer mit einem Ideal davon ſchwanger gegangen, und jetzt überlaſſe ich es beynahe einem meiner Schwiegerſöhne, die mir der Himmel zugedacht hat. Mein Michel ſcheint gar kein inneres Gefühl davon zu haben, das, ungeachtet der Vernachläſſigung des äußern, bey mir nicht ſtumpf geworden. Ich freue mich in der Stube jedes jungen Menſchen, wo es ordentlich ausſieht, beſonders wo simplex mundities da iſt, die mir mehr ins Auge fällt als Pracht des Geſchmackes.

Ich ſchließe hier, um meine Amtsſtube nicht warten zu laſſen; fällt noch heute etwas vor, ſo iſt noch Raum auf der dritten Seite. Wo nicht, ſo bleibe ſie leer! Ich habe viel zu ſchreiben, aber ich will nicht, ſagt der heilige Johannes, mit Tinte und Feder. Mündlich! Mündlich στόμα πρὸς στόμα, wo nicht dieſes laufende, doch das nächſte Jahr. Alſo glückliche Reiſe nach London, und laß mich den Neid bey Dir finden, daß ich im Nothfall etwas leſen, wenn nicht reden noch denken kann.

Da fällt mir eben ein, was ich dieſen Morgen dachte, da ich mein künftig Hotel in Düſſeld, oder Pempelfort mir vorſtellte, die Welt deſſelben in gute und nicht gute Geſellſchaft, nämlich für mich, eintheilte; die erſte meinem Mentor und Michel abtrat, den Wirth aber und ſeinen Sohn George auf mein Loos nahm. Dieß war keine Inſolenz noch Sottiſe, ſo ähnlich ſie auch utriusque generi zu ſeyn ſcheint. Ich wünſchte mir, oder ſubſtituirte, ohne es zu wiſſen noch zu wünſchen, an Dir einen ſolchen elenden Wirth, wie ich ſelbſt bin, der keinen Menſchen einzuladen noch aufzunehmen im Stande iſt, ſondern die Gäſte ſich ganz ſelbſt überläßt; der iſt mir der willkommenſte, der ungebeten kommt, der ſo gut iſt ſich ſelbſt zu nehmen, und ſo galant, mir auch einen guten Biſſen, den er ſelbſt nicht mag, vorzulegen. So behandele ich meine Gäſte, und ſo mag ich auch nicht ungern ſelbſt behandelt ſeyn. Eine zuvorkommende Aufmerkſamkeit ſättigt mich; ich muß etwas ſelbſt zu wählen und zu vermiſſen übrig haben. Die Aufmerkſamkeit Anderer zu beobachten greift mich an und koſtet mir mehr als ſie ihnen bisweilen koſten mag, die es gewohnt ſind. Ich habe mehr Luſt aufmerkſam zu ſeyn, wenn es Andere nicht ſind, als mit ihnen zu wetteifern. Die ſcharfſinnigen Leute, welche mir alles an den Augen anſehen, machen mich mißtrauiſch und ſcheu. Ich mag lieber um etwas bitten, und dafür danken, als beydes unterdrückt ſehen. Alſo übe Dich nur fein in Gedanken, einen ſolchen Wirth, wie ich bin, vorzuſtellen, und alles ſo verkehrt wie ich es in meiner camera obscura ſehe.

Der 23ſte May iſt alſo wirklich zum Andenken des jüdiſchen Weltweiſen in Berlin gefeyert worden; und wie von mir? Iſt das nicht ein unauflöslicher Contraſt! Wer wird mich nicht für den bitterſten, niederträchtigſten Feind dieſes armen, unſchuldigen Menſchen halten? in deſſen Hauſe ich geſpeiſt, den ich in meinem keine Höflichkeit habe erzeigen können, deſſen Ruhm ich das Anſehen habe zu zerſtören? — Resolve mihi hunc Syllogismum, — den ich unter dem Schein der größten Leidenſchaft mit keinem Gefühl als der Menſchlichkeit verfolge?

Erhalte ich von B. Nein, ſo iſt dieß eine Vocation zu einem Sturm gegen die welſche H... Dann brauche ich den Sommer mich durch die Kämpfiſche Ibis zu reinigen, und zu arbeiten, daß mir der Kopf raucht, mich an den Philiſtern zu rächen. Es geht meiner trächtigen Kuh mit ihrem Kalbe, wie dem alten Philoſophen, der auch nicht entbunden werden kann. Vielleicht hängt unſer Schickſal von einem Zauber ab, der zu gleicher Zeit gelöſet werden wird. Reiſe in Gottes Namen und warte nicht auf mich! Verfehlen werde ich Dich nicht. Gott gebe nur, daß in Münſter alles gut überſtanden ſey. Ich umarme Dich und bin mit allen den Meinigen

dein alter treuer Johann Georg.

59. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 2ten Jun. 1786.

Lieber Herzensvater, die Reiſe nach England iſt beſchloſſen. Am vergangenen Sonntage kam die Antwort der Gräfin Reventlow, und ſie war ſo, daß ich nicht mehr zurück konnte. Den 12ten, ſo Gott will, gehe ich von hier weg, und ich wünſchte ſchon morgen fort zu kommen, um deſto eher wieder hier zu ſeyn.

Deinen lieben Brief vom 22ſten erhielt ich geſtern. Ich kann auf nichts antworten; ich bin zu bewegt, zu zerſtreut. Mit Deiner Fortſetzung bin ich höchlich zufrieden. Der Abdruck des erſten Bogens kommt mit nächſter Poſt.

60. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 15. Jun. 1786.

Segen und Glück zur Reiſe, wenn ſie den 12ten d. M. vor ſich gegangen iſt. Vorigen Sonnabend wartete ich mit Ungeduld und Zuverſicht auf einen Brief. Meine Hoffnung ſchlug fehl, und ich wollte mich dadurch zerſtreuen, daß ich die ſechſte Fortſetzung, noch zum drittenmal ins reine bringen wollte. Criſpus war immer unzufrieden geblieben, und ich wollte das meinige thun, und mich nicht an ſein Urtheil kehren. Er kam gegen Abend; da wir aber eben die Köpfe zuſammenſtecken wollten, trat Maler Senneveld ins Mittel, Brahl brachte den Feldprediger Zitterland, und es wurde aus allem nichts. Criſpus ſchien recht Luſt zu haben, ich gab ihm das Papier mit, und er wollte Sonntags mit mir eſſen. Wir wurden vor dem Mittag nicht fertig und die Mittagsarbeit macht mich faul. Criſpus gähnte und ich ließ ihn gähnen. Er blieb dabey, daß das Ding dem übrigen nicht ähnlich ſähe. Ich ſetzte mich noch einmal hin, und ſing von vorn an wieder abzuſchreiben, wollte durchaus in meinem Kopfe Platz haben. Kaum war ich mit der erſten Seite fertig, wie mir die Augen aufgingen, und ich in einen ſolchen Paroxysmum von Hypochondrie verfiel, daß ich gegen meine ganze Arbeit mißtrauiſch wurde, und an meinem und meiner Freunde Urtheile verzweifelte und verzagte. So quälte ich mich den ganzen Abend und wünſchte Criſpum wieder zu ſehen, der mir immer verſichert hatte, daß ich von ſelbſt auf die Spur kommen würde, daß dieſe Fortſetzung dem erſten ganz unähnlich wäre, und die letzte Hand ſchlechterdings noch fehlte. Ich ſah nun wohl ein, daß er Recht und ich Unrecht gehabt hat; aber ich wußte weder aus noch ein und wie ich aus dem Sumpf, worin mich meine Irrlichter geführt, wieder auf die rechte Bahn kommen ſollte. Dnrch einen Leichtſinn und Unbeſonnenheit, die mir jetzt unbegreiflich ſchien, hatte ich den Faden meiner Gedanken ganz verloren, und konnte keine Abſchrift des vorigen finden. Ich quälte mich den ganzen Montag Vormittag, wußte nicht vor langer Weile was ich auf meiner Amtsſtube anfangen ſollte, dachte an nichts, als mich nur zu beſinnen und zufrieden zu ſtellen. Die hieſigen Zeitungen kommen endlich an, und ich fand die Reſultate unter den neuen Büchern angekündigt. Ich wie ein Blitz auf die Acciſe zum Einnehmer Brahl, der mein Canal iſt als Zeitungsſchreiber. Er hatte ſchon einen Zettel geſchrieben, und wartete nur auf den Aufwärter, um darnach zu ſchicken. Ich nahm alſo Abſchied und die Abrede, in einer halben Stunde meinen Johann Michel zu ſchicken; weil er bis 12 Uhr warten würde. Das Buch kam, mit der dringendſten Bitte, es ſo bald wie möglich wieder zu liefern. In 2 Stunden, während dem Eſſen und Verdauung, war ich fertig, und freute mich auf Hartknoch, der die verſprochenen ſechs Exemplare bringen ſollte, auf meine und meiner Freunde Rechnung, unter denen ich ſchon mit vieler Ueberlegung eine Theilung gemacht hatte. Ungeachtet mein Urtheil partheyiſch in meinen eignen Augen ſeyn muß, ſo warte ich nur auf die Exemplare, um meines Jonathans Willen Gnügen zu thun. Dienſtags war ich im Stande, wieder meinen Kopf zu brauchen. Nachmittags kam Joh. Michel voll Freuden mit dem von Alcibiades angekommenen Päckchen gelaufen. Ich fiel über den Salomo wie ein hungriger Wolf, wollte noch denſelben Abend antworten; da kam Criſpus, der bey dem Anfange meiner Umarbeitung nicht mehr gähnte, ſondern ſich darauf zu gut that, daß ſeine Prophezeyung eingetroffen war. Er freute ſich über den Empfang und auf die Erwartung des Hartknoch, der alle Stunden eintreffen ſollte. Mittwochs ſollte Hans Michel gleich nach 8 Uhr zu Fiſcher gehen und ſich zugleich nach dem Ueberbringer der Reſultate erkundigen. Ich konnte die Zeit nicht erwarten, ſondern lief immer ab und zu auf halbem Wege am Waſſer entgegen. Endlich kam ein Brief, der mir auch nicht groß gnug für meine Erwartung zu ſeyn ſchien, und die Nachricht, daß Hartknoch dieſen Morgen angekommen. Mein lieber Jonathan war alſo an eben dem für mich unruhigen Montag abgereiſet, und beym Empfang ſtellte ich Sie mir ſchon unterwegs vor. In dem Briefe war alſo wirklich eine Art von Leere für mich, die man bey jedem Abſchiede fühlt, und da Pempelfort ſchon weit gnug für mich liegt, ſo ſchien es ſich auch immer noch weiter zu entfernen. Ich lief alſo zu Hartknoch. „Wo ſind die Reſultate“? — Ich weiß von nichts. Haben Sie auch nichts von Herder? Auch nichts. — Nun muß ich alſo warten, bis das Mißverſtändniß ſich aufklärt. Ich habe ſie bloß durchgejagt, und werde nicht einmal ehe im Stande ſeyn, ſie comme il faut, zu leſen, bis ich auf die Morgenſtunden komme, wo ich ſie und die Quelle des Spinoza nöthig haben werde beſſer zu leſen, als es mir bisher möglich geweſen. Der Vorſchmack hat mir völlige Genüge gethan; ich habe viele meiner eigenen Begriffe entwickelt gefunden, wie ich es nicht ſelbſt zu thun im Stande geweſen wäre, weil es mir wirklich an Methode und Schule fehlt, die eben ſo nöthig als die Welt iſt zu einer gründlichen Mittheilung und commercio der Gedanken, und von beiden Seiten ſehe ich den Verfaſſer als meinen Meiſter an. Unterdeſſen ahndet es mir wenigſtens dunkel, daß er mir nicht ſcheint alles entzogen zu haben, was ich gern geſagt hätte. Wir werden uns alſo vielleicht ergänzen können; und ich bitte mir den Namen eines meiner Freundſchaft und Erkenntlichkeit ſo würdigen Mannes nicht länger vorzuenthalten. Da ſein Name nichts zur Sache thut: ſo wird er auch in dem Urtheil, das ich Ihnen, ſobald ich kann, mittheilen werde, keinen Ausſchlag geben.

Wenn von Berlin die nächſte Woche keine Antwort kommt: Sapienti sat. Erhalte ich Ja! ſo reiſe ich in Gottes Namen, ohne mich an Jahreszeit noch Witterung zu kehren. Kommt Nein! ſo ſehe ich es auch als göttlichen Willen an, und unter den Schwierigkeiten meiner Arbeit nimmt die Liebe zu, ſelbige zu überwinden. Vielleicht wird meine erſte Ahndung, die ich als eitel verlacht, dennoch erfüllt, daß dieſe Arbeit meinen Abſchied bewirken ſoll, und ein ſolcher Urlaub würde beſſer ſchmecken, den ich mir gleichſam verdient und erworben hätte, im Schweiß meines Angeſichts.

Ich kann den Uebermorgen nicht abwarten — und doch Ihre wirkliche Abfahrt erſt mit dem Ende des Monats erfahren. Verlieren Sie ſich nicht in London; das iſt ein Abgrund für einen Ankömmling. Ich kam freylich wie ein Noviz hin, der da ſein Vaterland, das er bisher geſucht, zu finden glaubte, aber um aller Welt Schätze willen nicht zuletzt ſelbiges mit ſeinem armen Ithaca vertauſcht hätte. Finden Sie zufällig einen D. Motherby, der meinen Johann Michael inoculirt hat, ſo erinnern Sie ihn des Vaters und Sohns. Sein mediciniſches Wörterbuch habe ich geleſen. Es wurde auch eine deutſche Ueberſetzung angemeldet, die aber nicht erſchien. Es war einer der ſonderbarſten Menſchen in ſeiner Diät und Denkungsart, die eben ſo philoſophiſch als enthuſiaſtiſch war.

Nun reiſen Sie glücklich mit Ihrer liebſten beſten Schweſter Lene in Begleitung guter Engel. Sobald ich Ihren letzten Brief aus Münſter erhalte, denke ich mehr Ruhe zu meiner Arbeit wieder zu finden, und Kraus treibt mich auch. Ich umarme Sie und wünſche an der Freude Ihres Hauſes bey glücklicher Heimkunft Theil nehmen zu können.

Ihr alter treuer Johann Georg.

61. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 6ten Jun. 1786.

Hier, Lieber, ein reiner Abdruck von dem erſten Bogen deines fliegenden Briefes. Von der letzten Fortſetzung iſt die zweite Lection nach meiner Meynung die beſſere. Meine Meynung will aber dieſes mal nicht viel heißen, weil ich zum Vergleichen geſtern und heute zu krank war. Der anhaltende Nordoſtwind ſaugt mir das Mark aus den Gebeinen. Ich habe dieſe Tage viel gelitten. Dabey die Reiſe nach England vor der Thür; vorher noch ſo vieles zu beſorgen; und nun das gänzliche Unvermögen, irgend etwas anzugreifen, geſchweige es von der Stelle zu bringen. Ich möchte mich oft hinlegen zu einem recht langen Schlafe.

62. Von J. G. Hamann.

Königsberg, am 19. Jun. 1786.

Ungeachtet Ihres für mich traurigen Briefes vom 6ten, wo Sie über Geſundheit und Sorgen klagten, wünſche und vermuthe ich Sie gegenwärtig ſchon auf gutem Wege, den Sie deſto ruhiger meinetwegen fortſetzen können, da ich meine Entſcheidung erhalten. Ich ging dieſen Morgen frühe aus, um Kämpf dem Hofrath Metzger abzugeben, der meinen ungewöhnlichen Fehler, ſein Buch, das ich auf ein paar Tage geliehen, Monate lang behalten zu haben, nicht übel zu nehmen ſchien. Auf dem Rückwege fiel es mir ein, bey ſehr ehrlichen guten Leuten, die von Adel ſind, aber ein Handwerk treiben, eine zinnerne Spritze zu Lavements auf allen Fall für mich, zuförderſt aber für meinen Hill zu kaufen. Me. de Villet freute ſich herzlich, mich, ſeit 2 Jahren beynahe, einmal in ihrem Hauſe wieder zu ſehen, und bewies mir ihr gutes Herz mit der That, indem ſie für mich ſelbſt dingte, und mir die eckelhafteſte Sache von der Welt, meinen Handel, ſo erleichterte, auch mir ſehr wichtige Nachrichten von einer Perſon mittheilte, durch die unſere alte Bekanntſchaft entſtanden war und mehr Verbindungen. Gegen Mittag kommt ein Secretär von der Direction auf meine Loge mit einer Antwort, wovon Copia folgt.

à Mr. Stockmar Dir. Prov. des Accises
a Kgsbg.

Berlin, le 8. Juin 86.

Nous vous autorisons Mr. en réponse à votre lettre du 19 May, No. 263, à accorder au Sr. Hamann, garde-magazin, un congé d'un mois pour le rétablissement de sa santé; mais si contre notre attente il outre passoit ce temps, vous ferez faire ses fonctions par un Surnuméraire à ses dépens, de quoi vous nous rendrez compte, si le cas avoit lieu.

Signé. De la Haye de Launay.

Das erſte, was ich nöthig fand, war zu Hauſe zu laufen und mir ein Glas Waſſer geben zu laſſen. Meine Hausmutter ſchlug mir Weineſſig vor. Ich zu meinem Nachbar Milz, der mir eine Citrone rieth, die ich von ihm nicht annahm, weil ich wußte, daß ich eine zu Hauſe hatte. Auf ſo eine hämiſche Gnadenbezeugung war ich nicht gefaßt. Ich lief nach dem Eſſen zu Hippel, der ſich auch wunderte, und mir Recht gab. Nachmittags um 5 Uhr erwartete ich Milz und Hartknoch. Letzterer blieb lange aus, und wenn ich Jemanden erwarte, bin ich nichts im Stande zu thun. Kam Criſpus; kam Reichart's Schwager mit einem Gruß aus Paris; und unter dieſem Tumult hab ich ein paar Zeilen nach Münſter geſchrieben. Bleibt mir alſo nichts übrig als mein heute erkauftes Manuale für meine Geſundheit.

So ſehr ich über meine Einfalt gelacht, durch meine Autorſchaft zu meinem Zweck zu kommen, ſo ſehe ich jetzt keinen andern Rath vor mir, als mein angefangenes Werk zu vollenden, und ich bin zu neuem Muthe durch Verzweiflung erweckt, das Aergſte und Letztliche zu wagen. Ich werde alſo friſch darauf losarbeiten müſſen, wenn Gott nur Kräfte und Geſundheit giebt und erhält. Unterdeſſen man in Münſter Wiegenlieder anſtimmen wird, werde ich kreiſſen, um mit meinen kahlen Mausarbeiten fertig zu werden. Gott im Himmel wird helfen. Amen! Fällt eine öffentliche Veränderung vor, wie alle Tage zu vermuthen, ſo kann ich meinen Lauf anders einrichten. Jetzt ſehe ich keine andere Bahn vor mir, als mit der Axt in der Hand.

Mein Kopf will mir beynahe berſten, und ich hoffe übermorgen erleichtert zu ſeyn zum Empfang Ihres Briefes, der vielleicht ſtärker und mit Beylagen verſehen ſeyn wird.

Daß mein letztes nichts taugt, wiſſen Sie ſchon, vielleicht werde ich jetzt ruhiger, wenn der erſte Tumult ſich gelegt haben wird, zur Arbeit. Gott gebe es, aber ich weiß ſelbſt nicht, wie es mir gehen wird. Ich will mich ſammeln, ſo gut ich kann. Dieſe ganze Woche wird verloren für mich ſeyn. Gott begleite Sie und Ihre Gefährtin mit ſeinen guten Engeln. Ich kann auf heute nicht mehr.

Ihr alter Johann Georg.

Wie gut wird ſich's doch nach der Arbeit ruhn!
Wie wohl wirds thun!

63. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann.

Pempelfort, den 15. Jun. 1786.

Lieber Vater, ich hoffte ſo viel Zeit auszugewinnen, daß ich vor meiner Abreiſe mich noch ruhig hätte hinſetzen können, um an Dich zu ſchreiben; aber es hat mir nicht gelingen wollen. Warum geht mein Weg nicht zu Dir hin, Du lieber? hin zu Deiner frommen, armen, traulichen Hütte? Sorge, o ſorge, Vater, daß ich Dich finde, wenn ich wieder komme!

Mir iſt es oft ſo vorgekommen, als wenn es, um eine Empfindung mitzutheilen, nicht auf den Ausdruck, ganz und gar nicht darauf, ankäme, ſondern nur auf den Segen, auf die treue Wahrheit, womit irgend ein Zeichen geſetzt würde.

Hier der dritte Bogen Deines fliegenden Briefes. Alles wird ſeinen richtigen Gang gehen, als wenn ich hier wäre. Morgen reiſe ich nach Calais ab.

---

64. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann.

Richmont, den 28. Jun. 1786.

Lieber Herzensvater, ich erhielt Deinen liebevollen Brief vom 5ten zu Gent. Heute hoffe ich wieder einen von Dir zu erhalten. Gott weiß, mit welchen Empfindungen und Gedanken ich an Dir hange. Meine Reiſe iſt ſehr glücklich geweſen und es gefällt mir hier über alle Maßen wohl. Der Graf Reventlow, den ich nur einmal vor zwei Jahren geſehen hatte, wird mir mit jeder Stunde lieber; ich finde, daß er ſeine Julie vollkommen verdient. Den wackern Schönborn ſah ich hier zum erſten male. Das iſt ein deutſcher Biedermann. Unſere häusliche Geſellſchaft würde Dir nicht mißfallen. Zu dieſer gehört auch der junge Spalding, ein herzguter Junge, voll der beſten Anlagen; er muß gewaltig darüber leiden, daß er ein Berliner iſt.

Ich hoffe, Du biſt wohl, und kannſt, ohne deiner Geſundheit zu ſchaden, fortarbeiten. Gott mit uns! Grüße von mir was Du ſegneſt.

---

65. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 22. Jun. 1786.

Mein herzenslieber Fritz Jonathan, nun hoffe und wünſche ich Dich unterwegs, der ſeine Straße mit frohem Muthe fährt. Meine beiden letzten Briefe waren in dieſer Vorausſetzung ſchon geſchrieben. Ich bin voll Verdruß, Kummer und Sorgen, werde es ſo lange ſeyn, bis mir die Nachricht von Deiner glücklichen vergnügten Zurückkunft wieder ein wenig Freude machen wird. Unſer Briefwechſel muß nun gänzlich aufhören, und Freund Schenk, an den ich den zweiten Correcturbogen zurück ſende, bleibt jetzt mein einziger Correſpondent. Dich dort mit meinen Pinſeleyen zu verfolgen, kommt mir wie die größte Grauſamkeit vor. Daß dieſes Jahr nichts aus meiner Reiſe werden würde, iſt meine Ahndung und beynahe mein eigener Wunſch geweſen. Ich habe Dir kein Geheimniß daraus gemacht. Dieſer Umſtand kann mir alſo nicht nahe gehen. Bekümmere Dich alſo um einen Menſchen nicht, dem weder zu rathen noch zu helfen iſt. Ich begreife nicht, wie ich in meiner gegenwärtigen Lage an meine Arbeit denken ſoll; und doch habe ich, um ſelbige zu fördern, Ruhe mir gewünſcht, wenigſtens dieß Jahr durch. Statt deren nichts, als noch eine größere Unruhe, die ich weder Dir noch mir ſelbſt zu erklären im Stande bin. Criſpus geht es mit ſeinen klaren Begriffen eben ſo wie mir mit meinen dunkeln Empfindungen. Er iſt der einzige, der mir noch treu bleibt, auf wie lange? wiſſen wir Beide ſelbſt nicht.

Vor der Hand ſpricht er mir Muth ein, ſo ſehr er ihn ſelbſt braucht. Hörſt Du von Tiro, daß ich ihm Arbeit liefere, mit der er zufrieden iſt; ſo lebe ich, und es geht mir nach Wunſch. Das iſt alles, was Du zu wiſſen brauchſt. Hätte ich Ja erhalten, ſo hätte ich mich an nichts gekehrt, und ich wäre mit Haut und Haar, wie ich ausgeſehen hätte, abgefahren, hätte mich allem unterworfen, was mein Schickſal mir zu meiner Demüthigung oder Erquickung zugedacht hat. Nun bin ich mit meiner eignen Baarſchaft bezahlt, und durch meine Sophiſterey gefangen.

Schenkt mir Gott nur ſo viel Geſundheit und Kräfte, daß ich in meiner Arbeit weiter, nur weiter kommen kann, ſo bin ich für meinen Verzug belohnt, und kann mit leichterem Kopf und Herzen das Ende und Ziel meiner Wünſche ſehen. Findeſt Du wohl in allem dem, was ich ſchreibe, Menſchenverſtand? oder wird durch Deine Aufrichtigkeit die Frage entſchieden und dem Mangel abgeholfen? Es hat mich befremdet, daß Du nicht gegen mich eben die Freymüthigkeit, wie gegen Lavater *) ausübſt. Ich kann dieſe Woche an keine Arbeit denken und muß die Gährung übergehen laſſen. Vielleicht kommt übermorgen der Correcturbogen an, und iſt mir erträglicher, geſunder und vernünftiger. Abſolution von Münſter, Mitleiden von Dir, lieber Jonathan! wenn es Euch beiden Lehrgeld koſten ſollte: ſo lernt Niemanden für gut halten, weder Euch ſelbſt, noch Euern Nächſten. Wer hat es je beſſer gemeynt als Dein Nachbar und Du mit mir, und ich mit Euch? Was iſt der gute Wille für ein ſchöner Pendant zur reinen Vernunft! Verdienen ſie nicht beide einen Mühlſtein am Halſe? Gottes Barmherzigkeit iſt die einzige ſeligmachende Religion, hat Dangeuil zu meinem Freunde in Riga recht gut geſagt.

Ich erwarte mit jeder Poſt einen Brief aus Münſter, daß alles gut und glücklich überſtanden iſt. Ich bin weder im Stande an Herder noch an Claudius zu ſchreiben. Beide werden die Nachricht wohl ohne mich erfahren. Kann ich arbeiten, ſo gönne mir die Ruhe dazu, und ſtärke mich durch ein paar Zeilen Einlage an Freund Tiro, der Deine Stelle in allem vertreten wird, was durch einen treuen und klugen Mittelmann gethan werden kann. Wenn es nur nicht an mir liegt,

---

*) S. Jacobi's Werke Bd. III. S. 502.

an ihm gewiß nicht. Es ſey immerhin malus pudor, Deinen errorem calculi in puncto der Größe und Heiligkeit aufzudecken. Die Wahrheit wolle uns Beide, lieber Fritz, frey machen, ſelbſt auf Koſten des je ne sais quoi unſerer Freundſchaft. Laß mir nur Zeit, bis ich mich wieder beſinnen kann. Ich lebe und erſterbe in jeder Geſtalt Dein immer begleitender Schatten

Johann Georg.

Ich dachte Wunder, was ich ſchreiben würde in dieſem Steckbriefe. Hoc age, ſey ganz in England und genieße des Guten. Das iſt die Hauptſache, die ich Dir einprägen wollte, An mich wird die Reihe auch kommen, aber nicht eher, als zu ſeiner Zeit, die eben das Räthſel iſt, worüber ich mir umſonſt den Kopf zerbreche. Amare et sapere aude et vale.

den 12ten Juli.

Nun Gott Lob! mein lieber wallfahrender Jonathan, daß Du vergnügt und glücklich in London angekommen biſt. Seit Deiner Abreiſe habe ich kein Herz gehabt, an Dich zu ſchreiben, und änderte bey dem erſten Brief, von dem ich vermuthen konnte, daß er durch die dritte Hand erſt gehen ſollte, die Perſon und Zahl der Vertraulichkeit, aus einer Art von natürlicher Scham. Das Du durch die dritte Hand verliert allen Effect der Leidenſchaft und Vertraulichkeit, und kommt mir affectirt vor; vielleicht aus der einfältigen Urſache, daß ich es nicht gewohnt bin.

Mein Joh. Michel kam heute mit leerer Hand von Fiſcher. Eine halbe Stunde nachher brachte mir ein

Bote Deinen Brief vom 29ſten v. M., aus dem ich Deine glückliche Reiſe erſehe, und ich wurde wie neu geboren.

Kant ſchreibt über das Mendelsſohnſche Orientiren etwas, aber er iſt Dein Freund und des Reſultatenmachers. Criſpus ſtudirt auch jetzt den Spinoza, und die Berliner Monatsſchrift hat den Hierophanten Stark in der Mache. Die allgemeine lateiniſche Zeitung hat Dich recenſirt, aber ich habe noch nichts zu ſehen bekommen. Den 5ten ſind die Reſultate angekommen. Ein Dutzend Dankſagungen. Ich habe aber ſelbige noch nicht anſehen können. Incredibile sed verum! Kant hat einen Nebenbuhler an Abel in Stuttgart gefunden, der einen Ruf nach Göttingen hat. Die Seelenlehre hat mir mehr Genüge gethan, als der Verſuch über den Urſprung unſerer Vorſtellungen, der größtentheils ſchon in jenem enthalten iſt. Wenn dieſes Blatt nicht abgehen ſollte, ſo mag alles bis zu Deiner vergnügten Heimkunſt liegen bleiben. Ich erſterbe Dein alter.

Dieſen Brief ſandte Hamann erſt mit dem folgenden vom 25. Auguſt ab, nachdem er Jacobi's Rückkehr aus England vernommen hatte. In der Zwiſchenzeit war er, ſeines fliegenden Briefes wegen, in lebhaftem Briefwechſel mit Heinrich Schenk, wovon man einiges hier einrücken will.

den 19ten Jun.

Können Sie mir den Namen des würdigen Mannes, der die Reſultate geſchrieben hat, nicht anvertrauen? Der Name thut zwar nichts zur Sache, aber es fehlt uns doch immer viel, wenn wir etwas nicht nennen können. Alle, die das Buch geleſen, ſind damit höchſt zufrieden.

den 23ſten Jun.

Sie beweiſen mir Ihre Liebe mit der That; was kann einem armen Autor ſchmeichelhafter ſeyn, als Ihre unverdroſſene Sorgfalt und Treue, womit Sie ſich der herculiſchen Arbeit unterziehen? Ich erkenne daran und fühle auf's lebhafteſte die Harmonie Ihrer Geſinnungen mit unſerem Freunde und Ihr gegenſeitiges Glück.

Die drey Bogen bleiben, wie ſie ſind, ſie mögen gerathen ſeyn, wie ſie wollen, aber die letzte Hälfte muß mit Ernſt und Ueberlegung ausgeführt werden. Ich begreife ſelbſt nicht, wie ich trotz meiner Ungeduld, zur Sache zu kommen, mich immer weiter davon habe entfernen können. Autorſchaft iſt eine wahre Verſuchung; aber Gott iſt getreu, und ich hoffe, daß das Ende erträglich ſeyn wird.

Werden Sie nicht müde, mir von unſerem reiſenden Freunde zu ſchreiben mit eben der Genauigkeit, wie Sie mir Tag und Stunde ſeiner Abreiſe gemeldet haben. Alte Leute lieben den Detail und beſchäftigen damit ihre müßige Einbildungskraft.

den 12ten Jul.

Mein ganzer Entwurf iſt ſo einfach wie möglich, und beruht auf drey oder vier Puncten. Golgatha und Scheblimini, als der wahre Inhalt meiner ganzen Autorſchaft, die nichts als ein evangeliſches Lutherthum in petto hat. Daraus folgt ein ganz entgegengeſetzter Geſichtspunct von dem gegenwärtigen Zetergeſchrei über Catholicismus. Dieß iſt das Hauptſtück, worüber ich mich gerne ſo erweichend als möglich, und ohne Beitze und Lauge, aber mit deſto mehr Nachdruck und Deutlichkeit erklären möchte.

den 16ten Jul.

Mein Joh. Mich. ſtand heute um vier Uhr auf, um auf das Land zu gehen und der Introduction des Pfarrers Hippel in Arnau beyzuwohnen. Ich bekam alſo auch Luſt, wenigſtens die Metten, einſt meinen liebſten Gottesdienſt, dieſes Sonntags zu feyern. Alle Bewegung, die ich hatte zu ſchreiben, iſt vergangen und ich fühle mich ohne Kraft und Muth. Meine Freundinn Courtan geht auf einige Wochen nach Pillau, und Prof. Kraus, deſſen Gelegenheit einfallen will, reiſt morgen mit der Poſt auf's Land, wo er einen Monat ausruhen wird, damit ſein Wirth die Reparatur des Hauſes mittlerweile vornehmen kann. Ich bleibe alſo ziemlich einſam und verlaſſen.

den 23ſten Jul.

Sie fragen, in wie fern die Aenderung meines Entſchluſſes durch die Antwort der General-Adminiſtration nothwendig geworden ſey? Ich habe hierüber meinem Freunde ſchon meine innigſten Gedanken und meine dunkelſten Gefühle gebeichtet, daß ich keine Vermuthung gehabt, die Erlaubniß zu erhalten, auch kein Recht gehabt, von ihr dieſe Erlaubniß zu begehren, die ſchlechterdings im Cabinet geſucht werden muß. Geſetze ſind für mich Geſetze, die ich weder ſelbſt übertreten mag, noch irgend jemand verſuchen, mir zu Gefallen ein Uebertreter zu ſeyn. Weil der General-Regiſſeur de la Haye de Launay ſich ausdrücklich gegen den Grafen von Schmettau ausgelaſſen hatte, daß es von ihm abhinge, von dieſem Geſetze zu diſpenſiren, ſo erlaubte ich mir auch eine latitudinem des Gewiſſens, mir dieſen Schleichweg gefallen zu laſſen. Die Erlaubniß kam anſtatt auf vier Monate nur auf einen, und mit einer Clauſel, die ganz neu und befremdend war, und wodurch man genug verrieth, daß alles darauf angelegt war, mir das Leben ſauer zu machen. Es iſt etwas unerhörtes, daß man bey einem ſo kurzen Termin einem Officianten droht, bey Verlauf deſſelben ihm auf ſeine Koſten einen Subſtituten zu ſetzen. Dieſer auſſerordentliche Umſtand war entſcheidend für mich, und mir war mit dieſer Beleidigung, ſo ſehr ſie mich verdroß, im Grunde gedient, daß ich dieſen Verräthern keinen Dank ſchuldig war. Ihr Unwille, mich gehen zu laſſen, ſtimmte mit meiner Bedenklichkeit, dieſe Reiſe mit unruhigem Gemüthe zu unternehmen, im Grunde des Herzens überein. Die Vorſtellung, ohne Willen und Wiſſen des höchſten, bloß durch die unerlaubte Gefälligkeit ſeiner mir verächtlichen Creaturen gegangen zu ſeyn, würde mich wie ein Geſpenſt unterwegs verfolgt haben; ich wäre immer in Furcht und Aengſten geweſen, von irgend jemand verrathen oder verläumdet zu werden, da ich nach meinem Gewiſſen nicht recht gehandelt hatte.

Ihr Nachbar Wizenmann ſoll einen rüſtigen Kunſtrichter an mir finden. In dem Schulgange iſt er mir ein wenig überlegen, und dem gehe ich gerne aus dem Wege, und lieber auf Pantoffeln, als mit Stiefeln und Sporen. (Faſt immer in Stiefeln ſeit langen Jahren, habe aber noch nie in meinem Leben Sporen angehabt, weil ich nicht reiten kann.)

den 2ten Aug.

Mit der Eilfertigkeit der Rückreiſe meines Jonathan bin ich nicht recht zufrieden. Aber es heißt auch hier nicht quam diu, ſondern quam bene. Und das Auge der Vernunft ſieht ſich ſatt und erſpart ſich dadurch den Ekel der Eitelkeit.

Ich habe nun die drey Bogen, und es fehlt an nichts als meinem eigenen Selbſt, das ich Ihrem thätigen, lebhaften Ich gewachſen wünſchte. Aber mein Ideal iſt verdunkelt; ich verzweifle beynahe, es erträglich herauszubringen. Mein feſter Vorſatz iſt, jetzt nichts weiter zu liefern, als bis ich ganz fertig bin. Von Ihrer Seite iſt alles erfüllt, und auf's beſte. Machen Sie ſich wegen der Druckfehler nicht die geringſte Bedenklichkeit. Alles bisher von mir gedruckte wimmelt von ſo vielen Druckfehlern, daß dieſe letzte Schrift engelrein dagegen iſt.

War es nicht gut, daß ich Jonathan's kranke Augen mit meiner Mückenſchriſt verſchont habe? Wann wird der Menſch glauben, daß die Vorſehung ſich bis auf unſere Haare erſtreckt, und weder ein Wort unſerem Munde noch ein Buchſtabe unſerer Feder entfährt, ohne daß es der Herr wiſſe? Incredibile sed verum, und demungeachtet kommt es uns vor, daß unſere Kindergedanken weniger werth ſeyen, als die Sperlinge, und fruchtlos und von ungefähr fallen. Unglaube iſt das erſte Element unſerer verkehrten Denkungsart.

den 24ſten Aug.

In der Vorausſetzung, daß der Hausvater bereits daheim iſt, in Geſundheit und ruhiger Zufriedenheit, wollte ich erſt die Sonnabendspoſt abwarten, mag aber meinen herzlichen Dank und Abſchied nicht länger ausſetzen. Sie haben viel Mühe und Arbeit meinethalben gehabt. Ihre Treue in Beſorgung meiner Angelegenheiten, Ihre Frömmigkeit, meine Anfechtungen, die ich als Schriftſteller und als Menſch leide, nicht zu verachten noch zu verſchmähen, und lieber Ihren Augen weh zu thun, als meinem verwöhnten Geſchmack, — machen mir Hoffnung, daß Sie mir die Beantwortung zweier Fragen nicht verſagen werden, mit denen ich meinen Jonathan nicht beläſtigen mag. Ich wünſchte zu wiſſen, wie viel Exemplare von den vier Bogen abgedruckt ſind, und, wie viel die Koſten des Drucks genau betragen? Es geht meiner armen Muſe, wie der ausſätzigen Schweſter des jüdiſchen Propheten, daß ſie iſt wie ein Todtes, das von ſeiner

Mütter Leibe kommt; es hat ſchon die Hälfte ihres Fleiſches verzehrt.

Der Hausvater wird für baare Bezahlung der Koſten ſorgen, wie ſein treuer Eleaſar-Tiro-Ariel für gewiſſenhafte Auslieferung der Wechſelbälge aus der Preſſe in gefängliche Verwahrung zu den bevorſtehenden Winterluſtbarkeiten, für die man ſchon im Auguſt, als ein guter Wirth, bedacht ſeyn muß, beſonders wenn man hyperboreiſche Beſuche vermuthend iſt.

Ich wollte nicht gerne, daß es meiner Menſchheit mit der Schriftſtellerey gehen ſollte, wie einem Mädchen mit ihrer Toilette, das kleinſte Theil meines Selbſt zu werden.

Der Verfaſſer der Reſultate Jacobiſcher und Mendelsſohniſcher Philoſophie hatte unterdeſſen auch an Hamann geſchrieben. Hier der Anfang ſeines Briefes.

Pempelfort, den 4. Jul.

Lieber Vater Hamann, der kranke Jüngling, welcher ſich an den Reſultaten faſt zu todt geſchrieben hat, ſtellt ſich hier im Geiſte vor Sie und neigt ſich ehrerbietig vor dem Manne, durch den er ſchon ſo viel frohe, ſchöne, erhabene und heilige Eindrücke empfangen hat. Ihre Einfalt und Ihre Laune, Ihr Kinderglaube und Ihr Skepticismus, kurz Ihre Menſchheit, ſo wie ſie iſt und wie ich ſie kennen lernte, iſt für mich oft eine Speiſe und ein Trank geweſen, der meinen ganzen Menſchen auf das heilſamſte durchregte.

Aus Hamann's Antwort vom 22ſten Jul.

Es geht dem Greiſe nicht beſſer als dem Jüngling. Ich war entzückt, heute vor acht Tagen, über Ihr zuvorkommendes Vertrauen, und bin heute erſt im Stande, Ihnen wenigſtens dafür zu danken. Ich habe mich entſchließen müſſen, Ihre Schrift nicht eher zu leſen, bis die Reihe an ſie kommen wird und ich ihre Prüfung zu meiner Arbeit nöthig habe. Daß ich auch an der Autorſchaft krank liege, iſt Ihnen kein Geheimniß; bey Ihrer gegenwärtigen Lage kann es Ihnen die meinige nicht ſeyn. Der Eindruck des Ganzen, den ich bey der erſten Durchſicht Ihrer Reſultate gehabt, iſt mir ſo ſchmeichelhaft geweſen, daß ich noch mehr bey einer näheren Prüfung derſelben für mich ſelbſt ſowohl als auch zu Ihrer eigenen Zufriedenheit zu gewinnen hoffe.

Gott ſchenke uns beiden Mäßigkeit und Geduld zu unſerer Geneſung und Ruhe. Wer zu viel Honig ißt, das iſt nicht gut, ſagt ein erfahrner Weiſer. Ich vermuthe, daß es in Anſehung gewiſſer Leidenſchaften, und ihrer darauf beruhenden Erkenntniß der Gegenſtände, Verſchnittene giebt von Mutterleibe an, die keines Begriffes noch Sinnes noch ihrer Energie fähig ſind, wo alle Entwicklung und Cultur verloren iſt. Fleiſch und Blut kennt keinen andern Gott, als das Univerſum, keinen andern Heiland, als einen homunculum, keinen andern Geiſt, als den Buchſtaben.

Ein Menſch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben,

Und wem Er's giebt, der hat's umſonſt,
Es mag niemand ererben (Judaismus transcendentalis)
Noch erwerben (Papismus philosophicus)
Durch Werke ſeine Gnade,
Die uns errettet vom Sterben. (Das ultimum visibile und summum bonum, das uns thätig und unglücklich, oder ruhig und glücklich macht.)

Durch den Baum der Erkenntniß werden wir der Frucht des Lebens beraubt, und jener iſt kein Mittel zum Genuſſe dieſes Endzwecks und Anfangs. Die Künſte der Schule und der Welt berauſchen und blähen mehr, als daß ſie im Stande ſind, unſeren Durſt zu löſchen. Mündlich, ſo Gott will, mehr.

66. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 23. Aug. 1786,
am Tage Zachäi.

Kein David iſt mehr hier!
Kein Jonathan iſt blieben!

Mir fallen dieſe zwei Verſe aus meiner frühen Kindheit ein, wo ich ſie mit unermüdetem Vergnügen mir vordudelte. Das Lied weiß ich nicht mehr, aber die Weiſe war ein bekannter Gaſſenhauer zu jener Zeit.

Unſer vertrauliches Du hat lange geſchlafen, mein lieber Fritz, und es iſt die höchſte Zeit, daß ich es aufwecke. Ein mittelbares und indirectes widerſtand meinem Geſchmack und Eigenſinne. Nun laß mich wieder plaudern unter vier Augen vom hundertſten ins tauſendſte, einholen was ich verſäumt habe, und abmachen was theils rückſtändig, theils für die Zukunft übrig iſt. Zuvörderſt wünſch ich Dir mit einem Bewillkommungskuß zur überſtandenen Wallfahrt neuen Genuß der häuslichen und einheimiſchen Freude und Ruhe in P., wo Du alles wohlbehalten und gedeihlicher wieder gefunden haben mögeſt.

Die Freude in Münſter iſt bald verwelkt. Alles Fleiſch iſt wie Gras, alle Güte und Herrlichkeit der Menſchen wie des Graſes Blumen — aber Eins bleibt in Ewigkeit. — Ich hatte mir beynahe vorgenommen, nicht mehr in Sprüchen zu reden. Der Parder kann aber ſeine Flecken nicht wandeln. Dieſen Sonntag trete ich in mein 57ſtes Jahr und den vorigen habe ich meine Andacht gehabt. Ich gehe nur einmal des Jahrs; bey meiner bisherigen Unruhe hat es länger gewährt. Nach verrichtetem Gottesdienſt fing ich einen Brief an Dich an. Kaum hatte ich mich hingeſetzt, ſo kam mein Sohn mit der Nachricht zu Hauſe, daß Kraus eben mit der Poſt angekommen wäre, und ſich noch ein wenig ausputzen wollte, um bey mir zu ſeyn. Er hat ſich 5 Wochen im Oberlande umgetrieben. Mit dem Schreiben ging es nicht recht fort, und ich nahm mir vor, die ganze Woche nicht auszugehen. Den Morgen drauf entſchloß ich mich wenigſtens das Montagsgebet abzuwarten. Eben da ich aus dem Hauſe gehen wollte, kamen zwei Boten mir zu melden, daß die Thore geſchloſſen wären, und die Regimenter noch denſelben Morgen ſchwören würden dem neuen Könige. Eine Art von Wehmuth und Schauder überfiel mich doch.

Alles lief nach Königsgarten, und ich ging aus der Kirche zu meinem Freunde Hennings, der ſich, Gott Lob, beſſert, und ſich zuſehends erholt, aber wo nicht eine Lähmung, doch Schwäche der rechten Seite wohl behalten wird, nahm daher auf die ganze Woche eventuellen Abſchied, und eilte vom Packhofe, ſobald ich konnte, zu Hauſe. Mein Kopf war ſo voll, daß es mit dem Schreiben nicht fortwollte. Gegen Abend brachte Kraus ſeinen Freund Sommer zu mir. Wir ſitzen im Garten, wie der Poſtbote mir eine Adreſſe zu einem Päckchen brachte; es war zu ſpät, darnach zu ſchicken, und ich quälte mich den ganzen Abend mit dem Innhalt, um zu errathen, wo es herkommen möchte. Geſtern ließ ich meine Abweſenheit auf die ganze Woche melden. Gleich darauf erſchien das Päckchen. Es waren fünf Bücher von B. und das Fragment eines alten Briefes. Ich leſe dieſen, ohne eine Sylbe unter dem Dato der Abſendung zu finden und verſparte das übrige zu meinem Geburtstagsſchmauſe. Meine Unenthaltſamkeit ließ mir keine Ruhe, ich anticipirte alles und habe noch alles zu einem neuen Schmauſe verſpart. Dieſe halbe Woche iſt alſo wieder vorbey und ich weiß nicht, wo ſie geblieben. Den Bienenſchwarm in meinem Gehirn ohne eine Königin kannſt Du Dir leicht vorſtellen. Ein Wald rauſcht in meinen Ohren, daß ich mein eigen Wort nicht hören kann.

Die Sterblichkeit meiner Schriftſtellerey wird Dir auch ſchon geahnt haben. Ich muß Dich alſo mit dem Leichenbegängniß meiner unzeitigen Geburt beſchweren, und Deinem ehrlichen Tiro die Mühe und Sorge deßhalb überlaſſen. Mens sana in corpore sano muß jetzt meine vornehmſte Sorge ſeyn. Vor 14 Tagen wurde unſer Provincialrendant der Acciſe und Zollcaſſe aus dem Stegreif verrückt, und ich kann Gott nicht genug danken, daß ich noch Ueberlegung genug beſitze, meine Narrheit zu fühlen und einzuſehen. Sich ſchämen und ärgern macht die Sache nicht beſſer. Bileams Künſte und Beſchwörungen helfen auch nicht. Geduld iſt uns noth, alles zu überwinden und endlich den Sieg zu behalten.

Da meine Entkleidung und Verklärung einen ſo lächerlichen Riß, wie Scarrons Wamms am Ellbogen, bekommen, wird die Hitze mich zu ſehen doch, lieber Fritz, etwas kühler geworden ſeyn, und mit dieſer Kühlung iſt mir ſehr gedient; aber um das Lehrgeld, was es koſtet, thut es mir leid!

Den 12ten d. beſuchte mich der junge Nicolai, des alten Vetters Sohn, der zu Danzig ſeines Vaters Laden revidirt und eine Luſtreiſe gemacht hatte. Ich entſchuldigte mich wohl in Anſehung eines Gegenbeſuches, ſprach aber doch den Morgen drauf bey ihm an. Vorigen Freytag wurde eine Reiſe nach der Kanterſchen Papiermühle in Trutenau verabredet; ich trat meinem Sohn meine Stelle in der Kutſche ab, und nach dem Mittageſſen fällt es mir ein, 1 1/2 Meilen zu Fuß zu gehen. Ich, der ich in der Stadt ermüde, von einem nur etwas entfernten Beſuch, hielt es kaum für möglich, dieſes Penſum zu abſolviren, und hatte ſchon meine Maaßregeln genommen, unterwegs im Fall der Noth liegen zu bleiben. Um 2 ging ich aus und um 5 bin ich da, zum Wunder der ganzen Geſellſchaft, wurde gezwungen meines Sohns Stelle in der Kutſche auszufüllen und fühlte mich ſtark genug, auch den Rückweg zu Fuße gethan zu haben; begleitete den jungen Vetter nach einem öffentlichen Garten, wo Concert gehalten wird, und kroch im Finſtern zu noch größerem Ebentheuer ohne meinen Stock, den ich meinem Sohn gegeben hatte, nach Hauſe; ging den Tag drauf zur Beichte und hätte vor Freuden weinen mögen über den Vorrath von Kräften, den ich mir nicht zugetraut. Es glimmt alſo noch Feuer unter der Aſche. Der junge Menſch hat hier viel Beyfall gefunden, eben ſo aufmerkſam als zurückhaltend, ein würdiger Succeſſor ſeines Vaters.

Bartholomäi.

Kraus kam noch geſtern wider meine Erwartung, um mir und ſich eine Diverſion zu machen. Er bot mir eine Recenſion der Reſultate an, die ich für meine ausgeben ſollte, wozu ich auch willig war. Die Schwierigkeit ſah er ſelbſt ein, dieſen Betrug wahrſcheinlich zu machen. Ich übernahm alles auf meine Gefahr, und hätte dieſe Arbeit gern von ihm geſehen, weil wir alle dabey gewonnen haben würden. Die lateiniſche Zeitung verdarb uns das Spiel. Er dachte auf dem Lande über das ganze Problem zu arbeiten; hat aber dort ſo viel zu beobachten gefunden, daß er an kein Studiren hat denken mögen, und kaum in ſeinem Homer etwas hat leſen können. So ſehr ich ihn auch als einen feinen, klugen und ehrlichen Mann liebe, ſo iſt etwas heterogenes in unſerer Natur, daß wir uns einander nicht recht trauen. Als Profeſſor und Senator der Akademie iſt er ein eben ſo verdienſtvoller als von ſeiner Hypochondrie geplagter Mann bey ſeinen Arbeiten und ſeiner Dienſtfertigkeit, daß ſeine Launen Nachſicht fordern.

Wie iſt es möglich, lieber Fritz, daß Du niemals an Deinen liebenswürdigen Hausgenoſſen, den Reſultatenſchmied gedacht haſt? Ich habe dem Tiro den Empfang der 6 Exempl. beſcheinigt, die den 7. Juli noch viel zu früh zwar für mich, aber nicht für meine Freunde, Hippel, Scheffner, Kraus, Nicolovius und Brahl ankamen. Letzterer iſt vorige Woche incognito nach Berlin gereiſt, ohne Urlaub und Umſtände, um ſelbſt die Zuſätze des Gr. Mirabeau zur Ueberſetzung des Cinciunatus-Orden abzuholen. Mein ſchwärmender zwiſchen Catholicismo und Herrnhutianismo ſchwankender Freund Mayer, deſſen ich ſonſt gedacht haben werde, kam von ſeiner geheimen Expedition aus Deutſchland zurück, ging nach Curland, um vermuthlich mit Frau und Kind es bald wieder zu verlaſſen. Er brachte mir von Häfeli zwey proſaiſche, und eben ſo viel poetiſche Kleinigkeiten mit vom Oberhofprediger de Marees, worunter das ſtärkſte die Briefe über die neuen

Wächter der proteſtantiſchen Kirche, worin der alte Greis mir in manchen zuvorgekommen. Auch Maſius hat mir durch Mayer ſein Vereinigungsbuch und Ausſichten der Seele zugeſchickt, mit dem Auftrage es zu leſen, welches ich auch gethan und thun müſſen, ohne mein Vorurtheil durch dieſe Gefälligkeit gebeſſert zu haben. An einer neuen Ausgabe des erſten wird gearbeitet, das meines Erachtens weder ärger noch beſſer werden kann. Was aus der Gährung herauskommen wird, gehört auch zu Gottes Geheimniſſen, die man abwarten und anbeten muß.

Worin die neue Epoche ſich auszeichnen wird? Der Held ſtarb alſo wirklich den 17ten, den Tag vor meiner wunderlichen Wallfahrt nach Trutenau. Er hat zwei Anfälle vom Schlage gehabt. Was für eine Lebenswärme, was für ein Lebensfeuer muß in ſeiner Natur geweſen ſeyn! Er war ein Menſch, ein großer Menſch in der Kunſt, ſeines Gleichen zu regieren. Er war ein treuer Knecht ſeines Herrn und Ichs. Trotz ſeinem guten Willen zu einem Anti-, wurde er durch ein Schickſal und Mißverſtändniß ein Meta-Machiavell. Aus der Eichel mußte eine Eiche werden; zu welchem Bau dieſe dienen wird, beruht auf dem Willen des großen Baumeiſters, der kein faber incertus iſt.

Beym Allgemeinen denkt jeder an ſich ſelbſt. Auch ich dachte an meine Reiſe, beſann mich aber, daß ich weder ſchreiben noch reden kann. Ein mir unbekannter Candidat hielt mir vorgeſtern das Gebet über 1. Petr. V. 7. Am Sonntage wurde ein Lied von allen Senioren geſungen, das mir beynahe ganz unbekannt geworden war; in jeder Zeile ein treffender Pfeil für mich. Es fängt an:

Jeſu, meiner Seele Leben,
meines Herzens höchſte Freud'.

Der ſiebente Vers ſchließt ſich:

Niemals hab' ich was begehret;
war es gut, ich bin's gewähret.

Trotz einer Erfahrung von 56 Jahren — denn Phryges serio sapiunt — wäſſert mir noch immer der Mund nach der verbotenen Frucht der Erkenntniß deſſen, was gut und böſe iſt. Wenn es gut iſt, daß ich verſtumme und mein Leid in mich freſſe, wenn es gut iſt, lieber ein pythagoriſcher Maulaffe als ſophiſtiſcher Kämpfer zu ſeyn, warum ſoll ich ein qu'en dira-t-on ſelbſt meiner liebſten Freunde fürchten? Das Senfkorn meines Glaubens und Gewiſſens iſt mir heilig. Von Curiren und nicht Diſcuriren iſt die Rede bey mir jetzt. Ohne Praxis iſt alle Theorie eine taube Nuß, und die aufzubeißen, hab' ich meine morſchen Zähne zu lieb. Ausſichten der Seele nennt Maſius ſeine Lieder in Proſa.

Ich las dieſer Tage in einem Buche: der Grund aller Ueberſpannung iſt Leidenſchaft, Schwäche; und abermal: Inſtinct von Leidenſchaft zu unterſcheiden iſt das Meiſterſtück des Verſtandes. Trefflich! Nur Jammerſchade, daß die tiefſte Erfahrung von einer Erſcheinung abhängt, und die höchſte Vernunft auf ein Wortſpiel hinausläuft. Freylich verliert Action und

Handlung alle männliche Würde durch weibiſche und kindiſche Paſſion oder Leidenſchaft. Warum iſt es aber in den verſchiedenſten Fällen wahr: Wenn ich ſchwach bin, ſo bin ich ſtark? Verſtand und Erfahrung iſt im Grunde einerlei: wie Verſtand und Anwendung einerlei ſind. Woher kommt die Verſchiedenheit des Gegenſatzes? Beruht das ganze Geheimniß unſerer Vernunft, ihrer Antitheſen und Analogien, in nichts als einer licentia poetica, zuſcheiden, was die Natur zuſammengefügt, und zu paaren, was ſie hat ſcheiden wollen, zu verſtümmeln und wieder zu flicken? Der auf dem Stuhl ſaß, kann allein die wahrhaftigen und gewiſſen Worte ſprechen: Siehe! Ich mache alles neu! All' unſer Lallen und Nachahmen iſt Nonſens.

Ich muß mich von allem abſondern, und mich mit dem neuen Jahre zu mehr Bewegung zwingen, die ich eben ſo ſehr als Umgang verabſcheue. Nichts als Umſtände, von denen ich nicht Meiſter bin, haben über mich Gewalt, weil es mir an aller Kraft in mir ſelbſt und meinem Willen fehlt.

Ich umarme Dich unter den treuſten Wünſchen für Dein ganzes Haus, und bitte Geduld zu haben mit Deinem ſchuldigen Mephiboſet Taugenichts God mend him!

67. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann.

Pempelfort, den 11. Aug. 1786.

Hier bin ich wieder, lieber Herzensvater, und mein erſtes Geſchäft iſt, Dir zu ſagen, daß ich wieder hier bin. Freytags reiſ'te ich von Richmond ab und war am Montage Abends in Aachen. Auf der See bin ich ein wenig übel, aber gar nicht krank geworden, ob wir gleich Sturm hatten. Zu Aachen blieb ich, meinen Freunden zu Gefallen, zwei Tage; daher kam ich geſtern Abends erſt hier an. Meine Freude bey der Ankunft iſt durch den Anblick meines lieben Wizenmann ſehr geſtört worden. Er hat ſehr abgenommen und iſt low spirited. Ich ſage nichts von meiner vereitelten Hoffnung, Dich dieſen Herbſt hier zu ſehen. Mir iſt als wenn die Sache ſich noch anders wenden müßte.

Der . . . . hat mir eine, meine Vorſtellung weit übertreffende, Schilderung von dem Haſſe und der Verachtung der Berliniſchen Philoſophen gegen das Chriſtenthum gemacht. Er hat z. B. den . . . . . . ſagen hören, man dürfe jetzt nur nicht nachlaſſen, und in zwanzig Jahren werde der Name Jeſus im religiöſen Sinne nicht mehr genannt werden.

Der grimmige Proceß, welchen die Berliner Monatsſchrift dem D. Stark an den Hals geworfen, ſcheint mir, was den Hauptgegenſtand betrifft, ganz leer an Beweisſtücken. Daß man in unſern Zeiten nach durchlöcherten Brunnen geht, die kein Waſſer haben, und ſich vom Keller auf den Boden und vom Boden in den Keller ſchickt, kommt mir ſehr natürlich vor, und läßt ſich ohne Crypto-Jeſuitismus begreifen. Mendelsſohn hat einmal hierüber ſehr vernünftige Gedanken in der Monatsſchrift geäußert, glaubt aber am Ende, dem Unglück würde bald abgeholfen ſeyn, wenn man nur wieder anfangen wollte, die Wolfiſche Philoſophie mit Ernſt zu treiben.

---

68. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 4ten Sept. 1786.

Ich habe deinen Brief, lieber Herzensvater, und kann es nicht ausſprechen, wie ich Dich habe und halte. Du ſagſt in dem nach London beſtimmten Briefe vom 22. Jun., es hätte Dich befremdet, daß ich nicht gegen Dich eben die Freymüthigkeit ausübte, die ich Lavater'n bewieſe. Lieber, ich bin immer freymüthig gegen Dich; nur daß ich, im Entgegengeſetzten des Tadels, den Ausdruck meiner Empfindungen in Abſicht Deiner immer ſchwäche und das mehrſte ganz verſchweige. Du biſt mir ein gewaltiges Zeichen; der Hamann, den ich mehr als liebe, der mir Andacht einflößt und mein Herz zum Glauben ſtimmt, der iſt kein Hirngeſpinnſt, und ich kein Thor, der nur eine Wolke umfaßt.

Wenn Du mir auch nicht der unverletzliche wäreſt, der Du mir biſt, ſo hätteſt Du dennoch wegen Deines Entſchluſſes, den fliegenden Brief unvollendet zu laſſen, kein qu'en dira-t-on von mir zu befürchten gehabt. Wenn Du ihn aber auch dem Publicum nicht geben willſt, was hindert Dich, wenn Dir wieder gute Stunden kommen, ihn bloß für Deine Freunde zu vollenden? Es iſt Wißbegierde von einer guten Art, und ſonſt nichts, die mich ſo herzlich wünſchen läßt, Deinen Plan ausgeführt zu ſehen.

Dein Brief, ehe er ankam, hat mir die Zeit recht lang werden laſſen, aber ich bin nun auch recht wohl mit ihm daran. Ich wüßte kaum einen von Dir erhalten zu haben, den Du ſo mit Liebe, Geiſt und Segen getränkt hätteſt. Wahrlich, Lieber, Du biſt nicht allein gut zu Fuß, wie Du mit dem Gange nach Trutenau bewieſen haſt, ſondern es ſteht überhaupt mit Dir noch ganz wohl. Jedes Wort, das Du über den verſtorbenen König ſagſt, zeugt von Lebensfülle und Abrahamitiſcher Samen-Energie.

Mit Wizenmann's Geſundheit geht es wieder beſſer. Er ſtutzte und erſchrak, da ich verkündigte, Du wolleſt den fliegenden Brief unvollendet laſſen. — Die Jenaer ſind gar zu ſchlimme Vögel, daß ſie mich zwiſchen dem blinden und dem Kantiſchen Glauben in die Mitte ſtellen. Den Kantiſchen Glauben kann ich unmöglich auf mir ſitzen laſſen. Ich möchte eben ſo wohl den Verdacht ich weiß nicht welcher Sünde auf mir haben.

69. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 27. Aug. 1786.
Dom. Pharisaei et Publicani.

Liebſter Fritz, ich erhielt im Auguſt 1783 Deinen erſten Brief, und geſtern den 49ſten von Deiner Hand, die ich ſogleich erkannte und als über eine Erſcheinung erſchrak, weil ich ſelbige für eine Antwort auf mein Willkommen anſahe, das ich Dir vorigen Dienſtag geſchrieben hatte. Ich traute meinen Augen nicht, und ſah vorher nach dem Siegel, auf dem mir ein Rad in die Augen fiel, und weil ich es verkehrt hielt, ſo ſchien mir die jungfräuliche Sphinx der leibhafte Ixion zu ſeyn.

Es hatte mit dem Räthſel folgende Bewandtniß. Ich war die ganze vorige Woche zu Hauſe geblieben, und da fiel es mir vorgeſtern ein, auch Deinen ganzen Briefwechſel in Ordnung zu bringen. Dieſe Beſchäftigung wirkte auf mich wie die Dulcamara, und brachte mich in einen außerordentlichen Schweiß und Wallung. Mitten in dieſer Arbeit erhielt ich Deinen jüngſten Brief, und weil ich die ganze Folge mit rother Dinte numerirt habe bis auf das kleinſte Zettelchen und Blättchen, von Deiner Hand mit Bleyſtift geſchrieben, ſo war der ſüße Wein, an dem ich beynahe 3 Jahre geſippt hatte, auf einem Zuge in mein Gehirn geſtiegen, und Du kannſt Dir das abentheuerliche Spiel meiner Phantaſie leicht erklären.

Nun, ich freue mich abermal, daß Du mit Deinem alter Ego und begleitenden Reiſe-Engel nach Wunſch und Herzensluſt alles in Aachen und Pempelfort wieder gefunden haſt bis auf den armen Aumônier, mit deſſen Sinn und Schickſal ich leider nur zu ſehr ſympathiſire. Mir hat das Reſultat geahnt, was Dein Prometheus nicht vorausſehen können. Ich fürchte mich daher deſto mehr angeſteckt zu werden durch meine bisweilen zu empfängliche Einbildungskraft. Ich traue dem Eiſen nicht ſo bald, wenn es einmal roth geworden iſt. Der Titel war mir ſchon verdächtig und Deine Ankündigung in der Vorrede auch ein viel zu heißer Brey für das partheyiſche Publicum. Hierin ſcheint mir eine kleine Uebereilung von beyden Theilen geſchehen zu ſeyn, wegen der nahen Verbindung, die dem Publico kein Geheimniß bleiben kann. Von mir hat keine Seele den Namen des Verfaſſers erfahren. Außer dem erſten flüchtigen Ueberblick hab ich noch einmal das Buch geleſen. Die erſten hundert Seiten kamen mir eben ſo unverſtändlich vor, wie das erſtemal. Daß die Reſultate von keinem bloßen Kandidaten, ſondern einem Mann herkamen, der ſchon eine Art von Meiſterrecht erhalten zu haben ſchien; hierin waren beidemal meine Eindrücke ſich ähnlich. Meine Freunde glaubten gegen das Ende mehr Schwierigkeiten gefunden zu haben. Tot capita, tot sensus! Ich war das zweitemal, wie ich es las, in Ernſt krank, und es fehlt mir noch an allem, um mitreden zu können. Ich verſtehe noch zu wenig von Spinoza, noch weniger von Hemſterhuis, und eben ſo wenig Deinen Brief an den letzten über den erſten. Nicolovius hat ſich die Lettre sur la sculpture verſchrieben, die ihm 2 1/2 Rthlr. koſtet. Dieſes erſte Werk im Original wird mir vielleicht einmal Dienſte thun, da ich es ſo lange behalten kann, als ich will, die Manier dieſes außerordentlichen Mannes zu faſſen, den ich mehr bewundern als ſchmecken oder vielmehr genießen kann, denn ſeine ganze Philoſophie ſcheint mir mehr Manier und Schönheit als Wahrheit und Natur zu ſeyn.

den 23ſten Sept.

Ich habe drey Briefe, und war ſo unverſchämt dieſen Morgen den vierten von Dir, herzenslieber Jonathan, zu erwarten und mich drauf zu freuen, aber zugleich entſchloſſen, wenigſtens die ſchuldig gebliebenen Antworten mit dieſer Poſt abzumachen. Nun iſt die Unruhe einmal hier überſtanden, und der König geſtern früh wieder abgereiſet, ohne ihn geſehen, noch mich um das geringſte bekümmert zu haben. Dein 50ſter Brief kam den 6ten und Nr. 51 den Tag vor dem König an. Da war Feuer im Dach, zum Glück aber ſelbiges mit Stroh bedeckt und die Glut hörte bald auf. Gott weiß am beſten, was dieſe ganze Woche über in meinem Gemüth vorgegangen iſt. Ueber die Standhaftigkeit Deiner Freundſchaft und über ihre unwandelbare Zärtlichkeit muß ich ſchweigen. An keine Winterreiſe iſt zu denken. Mit dieſem Jahre geht das zweite Decennium meines öffentlichen Lebens zu Ende. 1767 wurde ich welſcher Charon, 1777. Packhofverwalter, 1787 halte ich zum drittenmal um Erlaubniß zur Reiſe an.

den 24ſten.

Ich habe mich den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend herumgetrieben, und komme müde und matt nach Hauſe. Den Anfang machte ich wider alles Vermuthen bey unſerm geheimen Rath und Stadtpräſidenten Hippel, bey dem Kr. Deutſch mit ſeiner Frau logirt, denen ich ganz fremde geworden bin. Es iſt doch recht lieb, dieſes Schaarwerk abgemacht zu haben, und recht traurig, das aus Wohlſtand thun zu müſſen, was man aus Freundſchaft recht füglich und mit ganzem Herzen leiſten kann. Mein letzter Gang war zu der Baroneſſe, der ich mein achtes Vierteljahr für meine Tochter pränumerirt. Meine Abſicht war zugleich, etwas Zuverläſſiges von unſerer Veränderung zu erfahren, weil ich mich die ganze Woche bloß mit dem öffentlichen Gerüchte hatte behelfen müſſen, und mich um nichts ſelbſt bekümmert hatte. Der Herr iſt beynahe von Bettelſchriften erſtickt worden. Jedermann ſpricht von großen Veränderungen in unſerm Fach. Ich glaube alſo nicht übel gethan zu haben, daß ich abgehalten worden bin, mich in dieſes Gewühl zu wagen, und dieſe uns bevorſtehende Revolution abwarte. Nicht meinem Urtheil, ſondern meiner Unvermögenheit habe ich die Klugheit meines Entſchluſſes zu verdanken. Unſer Kant iſt außerordentlich von Miniſter Herzberg unterſchieden worden, und man ſpricht, daß er eine Stelle bey der Akademie der Wiſſenſchaften erhalten wird. Uns iſt alles verſprochen, aber unter Bedingungen, die die Erfüllung unmöglich machen werden. Es geht mit dem guten Willen, wie mit dem Morgenroth nach dem Sprüchwort.

Criſpum habe ich heute beſucht, weil ich ihn die ganze vorige Woche nicht geſehen, ungeachtet er ſich vorgeſtern anmelden ließ, und begegnete ihm heute. Er hat dieſe Woche an mich gedacht, und ſich meine Ruhe gewünſcht. Wie unſere Wünſche auf unſerer Unwiſſenheit beruhen! Brahl iſt ſchon über zehn Tage hier, ich habe ihn aber nur im Vorbeygehen geſehen Er hat ſich vorzüglich in Engel's Geſellſchaft gefallen, von deſſen Launen ihm Bieſter keinen guten Begriff gemacht hatte. In Berlin geht das Gerücht, daß Du, lieber Jonathan, an Garve geſchrieben und ihm Anekdoten gegen Nicolai und die Berliniſche Synagoge angeboten hätteſt; Seiler hätte ein gleiches gethan; Garve aber hätte Nicolai davon Nachricht gegeben; Bieſter hätte dieß geläugnet, aber die Sache ſo erklärt, daß Garve dieß an einen Freund in Sachſen gemeldet, der dieſes wieder, wo nicht an Nicolai unmittelbar, doch an einen Berliner verrathen hätte. Ich halte alles für ein Mährchen; doch wünſchte ich zu wiſſen, ob Du mit Garve in Verbindung ſtehſt.

den 25ſten.

Ach mein Seelen-Jonathan! Wie habe ich mich an Lavater's Predigten über Philemon erquickt! Ich fing ſie mit dem letzten Auguſt an, und glaubte, daß er über den Jonas das Beſte, was er ſagen konnte, gepredigt hätte. Ruth, Jonas und Philemon ſind meine Lieblingsbücher im A. und N. T. Den Salomo hab ich und die Herzenserleichterung gar zweymal, ſelbſt gekauft, und zum Andenken von ihm.

70. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann, vom 5. Oct. 1786.

Endlich einmal wieder ein Brief von Dir, lieber Herzensvater. Aber der herrſchende Ton darin hat etwas finſteres und trübes, das mich mit ſchwermüthig macht. Ich habe ſeit einiger Zeit einen Fluß im Kopfe, der mich periodiſch peinigt. Die Schmerzen fangen Morgens gegen vier Uhr an und laſſen erſt im Nachmittage nach. Ich kenne dieſes Uebel unter allerlei Geſtalt ſchon lange. Die Aerzte wiſſen ihm keinen rechten Namen und es ſcheint außer dem Wirkungskreiſe ihrer Mittel zu liegen. Wenn nur beſſeres Wetter kommen wollte! Die feuchten Stürme bringen mich um. Am 9ten v. M., da ich wegen meiner Schmerzen noch zu Bett lag, wurde mir unverſehens Dohm gemeldet. Er hat etwas in ſeinem Weſen, das ſich mit dem meinigen ſehr verträgt. Er iſt gutmüthig und offenherzig, für den Deismus freylich eingenommen, aber ſeine politiſchen Grundſätze ſtimmen mit den meinigen überein, und er ſcheut ſich nicht, dieſen Grundſätzen gemäß, frey zu urtheilen. Einige Tage nach ihm erſchien der Schweizer **Müller**. Das Geſicht, die Geſtalt, der ganze Ausdruck dieſes Mannes hat etwas, das mir widerſteht. Dagegen hat er mich durch ſeinen umfaſſenden und tiefen Blick in den Zuſammenhang der Geſchichte ſehr angezogen. Ich begleitete ihn am folgenden Tage trotz meines kranken Kopfes nach Cölln, und wir blieben zuſammen bey Dohm bis Montag frühe. Dohm wurde mir bey dieſer Gelegenheit noch lieber; mit Müller aber konnte ich mich gar nicht amalgamiren. Nach der Vernunft hätte das Ding umgekehrt ſeyn müſſen. Aber es giebt nach allen Prädicamenten und Prädicabilien ein gewiſſes a posteriori, das über alles a priori triumphirt. Ich hatte Müller ſehr gebeten, Heinſe wo möglich zu Mainz anzubringen. Kaum iſt er zurück, ſo ſchreibt er mir, daß es gelungen ſey; Heinſe ſey Vorleſer des Churfürſten. Mir war Heinſe's Verſorgung durch eine Verkettung von Umſtänden und Begebenheiten, wohl nicht eigentlich zur Pflicht gemacht, aber doch ſo auferlegt worden, daß ich mir nicht herauszuhelfen wußte. Unſer gegenſeitiges Verhältniß war drückend wegen der gänzlichen Verſchiedenheit unſerer Sinnes- und Denkungsart, ſo daß wir beide nicht wenig darunter litten.

Absit omen! rief ich aus, da ich in Deinem Briefe las, Du hätteſt die jungfräuliche Sphinx meines Siegels für den leibhaften Ixion angeſehen. Laß mich bey dieſer Gelegenheit Dich an Dein Verſprechen erinnern, mir ein ποῦ στῶ, welches ich, wie Du behaupteteſt, von Mendelsſohn und zwar ſündiger Weiſe gefordert hätte, zu geben. Ich habe Lavater's Predigten über Philemon noch nicht ganz durch. Vieles, ſehr vieles darin erquickt auch mich. Aber was iſt Erquickung in einer Krankheit wie die meinige? — Wie habe ich nicht geſtrebt! Wo habe ich nicht geſucht? Ich fand, nur anders eingehüllt, mein eigenes Elend, meine eigene Armuth, bald mit, bald ohne Quackſalberey; und ich werde nun bald 44 Jahre alt.

Daß ich Garve'n Anekdoten gegen Nicolai und Genoſſen angeboten hätte, iſt grundfalſch. Ich habe aus Veranlaſſung meines Verlegers ihm ein Exemplar meiner Rechtfertigung geſchickt, und, in Beziehung auf S. 97 dieſer Schrift, ihm von dem Urheber des Mährchens von einbrechendem Catholicismus Nachricht gegeben. Mein Brief forderte nicht einmal eine Antwort, und ich erlaubte Garve'n, von der darin enthaltenen Nachricht jeden Gebrauch zu machen, den er für gut hielte, auch ohne dabey meinen Namen zu verſchweigen. Garve hat mir in einem freundſchaftlichen und verbindlichen Tone geantwortet. Ich ſehe der Entwicklung dieſer Sache ganz ruhig entgegen.

Tauſend Grüße von Wizenmann. Warum Du ihm den Namen Prometheus beygelegt, wiſſen wir nicht recht. Er fährt fort ſich zu erholen.

71. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 28. Sept. 1786.

Herzenslieber Fritz Jonathan, geſtern trat mein Michael in ſein 18tes Jahr. Ich hatte mich den ganzen Monat auf dieſen Tag gefreut, der aber nicht gefeyert ward, außer daß ich den ganzen Tag zu Hauſe blieb. Ich ermannte mich zu einer Arbeit, vor der ich mich bisher geſcheut hatte und an die ich nicht ohne Verdruß denken konnte. Gegen Abend, wie ich im beſten Schuſſe bin, kommt ein Brief von Münſter, der mir

Nachricht von der Verwendung der Fürſtinn wegen meines Urlaubs giebt, und mich aufmuntert, neuerdings deßhalb einzukommen. Allein in dem Gewühle, wie es jetzt noch iſt, würde meine Bittſchrift erdrückt und erſtickt werden. Die geheimen Schreiber haben genug auf meine Landsleute geflucht, die den neuen Landesherrn überfallen und belagert haben. Ich will alſo nichts übereilen. Gehorſam iſt das angenehmſte Opfer in den Augen desjenigen, der ins Verborgene ſieht und öffentlich vergilt. Das habe ich erfahren und hoffe es noch augenſcheinlicher zu erleben. Nichts von ungefähr; warum mußte an einem ſo kritiſchen Tage nach neun verlorenen Monaten die Liebe zu meinem fliegenden Briefe wieder aufwachen? Am 17. December v. J. ſetzte ich zuerſt die Feder an. Ich bin geſtern bis in den zweiten Bogen gekommen, muß aber meine Kräfte zu Rath halten, wenn ich nicht wieder verwildern ſoll. Ein Brief von meinem Freunde wird ein Labſal für mich ſeyn, aber die Antworten muß ich ſchuldig bleiben. Habe die Freundſchaft, mit dem, was ich Dir geſchrieben, meine letzte Einlage an meinen Buchholz zu ergänzen, dem es eben ſo geht, wie mir; ſobald es auf's Schreiben ankommt, fehlt es mir an Worten, meine Gedanken auszudrücken, die unterdeſſen verfliegen und verrauchen. Ich glaube auch, daß die elende Witterung eines ſo feuchten und kühlen Herbſtes meine Lebensgeiſter zu einer Reiſe gedämpft hat, und auch dieſe hängen von Ihm ab, der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn. Alſo manum de tabula und

Bedenkzeit zum Schritt in das Heiligthum des Cabinets. Sollte meine Autorſchaft durch die jetzige Palingeneſie eine neue Geſtalt gewinnen, ſo bin ich meinen Freunden und Feinden, folglich auch mir ſelbſt, dieſen letzten Verſuch meiner Kräfte ſchuldig. Vaterland und Mutterkirche ſind die beiden Angeln meines Patriotismus. Auch mein einziger mir übrig gebliebener Freund Criſpus ſoll an meiner Arbeit keinen Antheil mehr nehmen; ich will meine reine Hand zu Markte bringen. Geht's nicht; deſto beſſer, wenn man alles gethan hat, ſich als einen unnützen Knecht zu erkennen. Hier liegt doch aller Weisheit Ende, wie dort ihr Anfang. Ich habe nun für heute alles geſagt, was ich zu ſagen im Stande bin. Höre nicht auf mich zu lieben, mit mir Geduld zu haben und mir ſo oft Du kannſt zu ſchreiben, ohne auf Antworten Dir Rechnung zu machen. Ich bin unter tauſend Grüßen an alle die Deinigen, denen ich, wie Dir ſelbſt, Geſundheit, Frieden und Freude wünſche, von mir und meinem lucubrirenden, ſchlafenden und ſpinnenden Geſindel

dein großer Heiliger mit dem Lindwurm
J. G.

72. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 25. Oct. 1786.

Lieber Fritz, ich bin ſehr krank geweſen an einem Flußfieber, das mit einem Krampfe ausbrach, der mich zum Erſticken zuſammenſchnürte. Glücklicherweiſe bekam die materia peccans bald durch alle Schleuſen ihren Ausfluß. Nun bin ich völlig hergeſtellt, bis auf den Mangel an Kräften und Lebenswärme. Meine ganze Natur ſcheint ſich geändert zu haben; mein Hunger iſt nicht mehr ſo unbändig, aber was ich genieße, hat den Geſchmack von Ambroſia. Um meinen ſchwachen Kopf ein wenig zu wetzen, habe ich dieſe Woche Ferguson's history of the roman republic zu leſen angefangen; es unterhält mich auf eine angenehme Art ohne Anſtrengung. Mein Michael hat mir dieſe Woche einen Fund gemacht an Deines Wizenmann Beyträgen zum chriſtlichen Magazin. Ich nannte ihn Reſultatenſchmied und wollte dieß dadurch gut machen, daß ich ihn in einen Prometheus verwandelte, ohne eine andere Nebenidee, als ſeine Leiden, die er ſich zugezogen. In Berlin ſoll man ihn gar für einen fanatiſchen Atheiſten halten; ich begriff dieß nicht, bis man mir ſagte, daß dort Atheiſten wären „alle, die der Vernunft abſprächen das Vermögen Gott zu erkennen, und eine andere Quelle als die Philoſophie ſuchten.“ Wenn er nicht darüber zu lachen im Stande iſt, ſo ſage es ihm lieber nicht.

Meine Urtheile beruhen vielleicht oft auf meiner beſondern Laune und Lage. So las ich Lavater über Philemon in einer Dürre der Seele, wo ich glaubte, alles Gefühl von Freundſchaft, Erkenntlichkeit und Moralität verloren zu haben. Das Mitgefühl, deſſen ich fähig war, gereichte mir zum Troſte, und ich konnte mir ſelbſt Rechenſchaft geben von meinem außerordentlichen Geſchmack an dieſem kleinen Briefe, den manche keiner Stelle im Canon werth halten. Mit dem erſten Theile der Vorleſungen über das N. T. ging es mir eben ſo. Die beiden folgenden Theile haben nicht den Eindruck in mir gemacht; aber ich unterſtehe mich noch nicht zu urtheilen und warte mit Verlangen auf die Fortſetzung.

Meynſt Du, lieber Fritz Jonathan, daß es Andern beſſer gehe als Dir mit Deinem Chriſtenthume? Wundere Dich alſo nicht, daß Du allenthalben Dein eigen Elend findeſt. Mit ſolchen Geſinnungen, hoffe ich, iſt man nicht weit vom Reiche Gottes, das nicht μετὰ παρατηρήσεως kommt. Luc. XVII. Haſt Du geſucht? haſt Du geſtrebt? haſt Du nichts als zerlöcherte Ciſternen gefunden? Nun ſo verſuche es ein Vierteljahr mit Stillſeyn und Hoffen, um mit deinem 45ſten ſtärker zu werden. Fürchtet euch nicht, ſtehet feſt und ſehet zu. — Der Herr wird für uns ſtreiten und wir werden ſtille ſeyn. Exod. XIV. Genug für heute.

den 26ſten.

Was meine Autorſchaft betrifft, ſo habe ich zwar über die vier abgedruckten Bogen den Stab gebrochen, aber die Sache ſelbſt liegt mir mehr am Herzen als jemals und ich habe all die Feuer- und Waſſerproben nicht umſonſt ausgeſtanden, ſondern bin deſto mehr geſtählt worden in meinem Vorſatz. Ich nehme an Deinen Aufmunterungen, lieber Jonathan! vielen Antheil, aber den Sporn hat kein Autor nöthig, und hierin bin ich eben ſo ſehr Autor als Menſch, und ſchäme mich dieſes Bekenntniſſes nicht. Was ich mir ſelbſt und dem Publico ſchuldig bin, oder wenigſtens für eine Schuld anſehe, muß mit dem letzten Heller geleiſtet werden. Wie meine Autorſchaft einen Anfang gehabt, ſo mag ſie auch ein Ende nehmen.

Lieber nichts, wie halb! Die Art, wie ich mich gegen meinen älteſten Freund Herder darüber manifeſtirt, iſt mir noch heute ſo heilig, als denſelben Augenblick, da ich es ſchrieb.

Ich las den Sonntag Ehlers Winke mit ziemlichem Intereſſe an dem Ton dieſes Mannes; gegen das Ende überfällt mich ein Unwille, ohne recht zu wiſſen wie und warum? Ich konnte mir ſelbſt den Grund meines Verdruſſes nicht erklären. Meine erſte Arbeit war, dieß Buch von neuem durchzugehen, um mir wenigſtens Rechenſchaft von meinem Gefühl geben zu können. Es läuft alles auf die jeſuitiſche Chicane hinaus mit der Zweydeutigkeit des Worts Vernunft. Ich begreife in aller Welt nicht, wie ſo ein paar Männer wie Kant und Ehlers aus einem Ton pfeifen, und ſich einer ſo plumpen Liſt bedienen, ihren Gegnern aufzubürden, als wäre von der Vernunft die Rede, die Gottes Gabe und der Character der Menſchheit iſt; und daß ſelbſt Criſpus ſich durch einen ſolchen Schein der Sanftmuth und Kälte blenden laſſen kann. So ſehr dieſe ganze Sophiſterey in die Augen fällt, ſo ſchwer iſt es, das rechte Ende zu finden, um ſie in ihrer Blöße darzuſtellen. Die Leute reden von Vernunft, als wenn ſie ein wirkliches Weſen wäre, und vom lieben Gott, als wenn ſelbiger nichts als ein Begriff wäre. Spinoza redet von einem Object, causa sui; und Kant von einem Subject, causa sui. Ehe dieſes Mißverſtändniß gehoben wird, iſt es unmöglich, ſich einander zu verſtehen. Weiß man erſt, was Vernunft iſt, ſo hört aller Zwieſpalt mit der Offenbarung auf. Ich kann aber darüber nicht ſchreiben, weil ich mir ſelbſt noch nicht Genüge thun kann. Ich hoffe aber und werde wenigſtens nicht eher ruhen, bis ich mit gehöriger Deutlichkeit alle dieſe verworrenen Begriffe auseinander ſetzen kann.

Du erinnerſt mich an ein Verſprechen, lieber Fritz, von dem ich nichts weiß, Dir ein ποῦ στῶ zu geben, welches Du geſordert und zwar ſündiger Weiſe gefordert, wie ich mit Mendelsſohn behauptet haben ſoll. Das iſt auch dunkel für mich, bringt meine Einbildungskraft wie Deine eigene auf, und zerſtreut mich in Hin- und Herdenken ohne Frucht. Wo hab' ich das Verſprechen gethan und dieſe Behauptung? Stoß mich mit der Naſe drauf, wenn ich bitten darf, ſo hart, wie möglich, und erkläre mir das Räthſel. Es ſchwant mir ſo etwas, aber ich weiß nicht was, das Du nicht recht verſtanden haben mußt.

Müller's neue Ausgabe ſeiner Geſchichte iſt mir noch nicht zu Geſicht gekommen. Der Aufenthalt in Berlin ſchien ihn ehemals ganz imprägnirt zu haben. Ich genieße nur ein Buch, ſo lang ich es in der Hand habe; ſobald ich es weglege, bleibt mir nichts, als ein wahres Geſpenſt übrig.

Sobald ich nur kann, werde ich an die Abſchrift meiner Umarbeitung Hand anlegen. November und December iſt beſtimmt, Deine Bücher, Spinoza's Moral, und Hemſterhuis und die Reſultate von neuem zu leſen. Vielleicht bitte ich mir im Nothfall Erläuterungen über dasjenige aus, was ich nicht zu verſtehen im Stande bin.

Haſt Du des alten Carteſianers ſein Cogito erhalten? Ich vermuthe nicht, daß er mit ſeinem Sum fertig geworden iſt. Den Meßcatalog habe ich auch dießmal nicht ſelbſt geleſen; mein Sohn mußte mir Rechenſchaft geben einen Abend, da ich noch zu ſchwach war, ſelbſt zu leſen. Was ich ſelbſt ſehe und leſe, verſchlägt nicht viel bey mir, geſchweige, was ich bloß höre.

Ich muß aufhören, lieber Fritz, und kann nicht mehr. Habe Geduld mit meinem Geſchmier und zerſtümmelten Brocken. Du wirſt das Fehlende ergänzen, und das übrige errathen können, auch alles zum Beſten auslegen. Ich muß ſchlechterdings aufhören; ſo erſchöpft bin ich. So bald ich kann, bin ich nicht müſſig, und ungeachtet aller Zerſtreuungen, hoffe ich meinen Endzweck nicht aus dem Geſichte zu verlieren.

Gott erhalte Dich geſund, und alle die lieben Deinigen. Wir werden uns mit Gottes Hülfe einander ſehen. — Im Schweiß Deines Angeſichts, heißt es auch wohl; deſto ſchmackhafter wird es ſeyn, und deſto gedeihlicher, ſo Gott will. Siehe er iſt's, der die Berge macht, den Wind ſchafft, und zeigt dem Menſchen, was er reden ſoll! ſtand heute in meinem Morgenſegen und gehörte zu meinem Frühſtück. Amos IV. 12. Gott ſey mit uns allen!

Dein alter

Hans Ge. H.

73. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 4. Nov. 1786.

Ich war mir heute ganz gewiß einen Brief von meinem Jonathan gewärtig, aber mein Michael kam wieder leer nach Hauſe. Wenn nur nicht Hauptweh oder Krankheit an dieſer Quarantaine Schuld ſind, ſo will ich es mir gern gefallen laſſen. Ich muß heute ſchreiben, um meinen Kopf rein zu haben, weil ſich der Wind wieder bey mir gedreht. Heute vor acht Tagen wurde ich mit einem unerwarteten Briefe von meinem Alc. B. erfreut und erquickt. Ich wollte gleich den Tag darauf antworten, aber es ging nicht von der Stelle, und ich beſann mich endlich, an meiner außerordentlichen Mattigkeit und Ohnmacht ſelbſt Urſache geweſen zu ſeyn. Ich habe Magen und Kopf zu ſehr angegriffen. Den 24ſten v. M. fing ich den Ferguſon an, und wurde von dieſem Buche ſo hingeriſſen, daß ich mich ganz ſelbſt darüber vergaß. Meine Abſicht war, mit dem Monat fertig zu ſeyn, weil ich durchaus meine Arbeiten mit dem laufenden anfangen wollte. Die Qualität meiner Diät, welche der Arzt mir erlaubte, war ſchon von der Art, daß Criſpus ſich kreuzte und ſegnete. Der außerordentliche Wohlgeſchmack hatte mich auch im Maß der Quantität verführt, und meine Leute, welche meine herkuliſchen Arbeiten gewohnt ſind, hatten auch zu wenig Augenmaß und zu viel Nachſicht; aber mein gebücktes Sitzen und Leſen über den drey Quartanten thaten mir wohl den meiſten Abbruch. Die drey erſten Tage der Woche zeichneten ſich durch eine außerordentlich ſchöne Witterung aus.

Mittwochs den 1ſten d. fühlte ich erſt eine Erneuerung meiner Kräfte. Ich war eben im 6ten und letzten Buch des Ferguſon, das mich ungemein intereſſirte, als Mr. Courtan mit ihren Kindern zum Beſuch kam, und ich den entlarvten Moſes Mendelsſohn erhielt, über deſſen Titel und beſonders den Todverdruß ich den Tag vorher, wo ich ihn in der Zeitung las, mir den Kopf zerbrochen hatte, und eben nicht viel Kluges ahnete. Ich brachte noch denſelben Abend den Engländer und die Scharteke glücklich zu Ende.

Weil doch alles Neue ſpät dorthin kommt, ſo dient hiermit, lieber Fritz, zur vorläufigen Nachricht, daß der entlarvte M. M. von dem berüchtigten Prediger des Atheismus Schulz iſt, der durchaus keinem andern als ſich ſelbſt die Ehre laſſen will, und weitläuftig zu beweiſen ſucht, daß der arme M. ſich bloß an ſeinen philoſophiſchen Betrachtungen hat zu Tod ärgern können. Ohngeachtet des Ekels über den unſchlachtigen Ton, kann man ſich nicht des Lachens enthalten über die dumme Eitelkeit dieſes Mannes, der wie ein Türke um ſich haut und in ſeinem Unſinn manchen treffenden Streich thut, den die Berliner von keinem andern ſo derbe bekommen hätten. Auch hier heißt es: Non quis sed quid? Denn auch Narren ſagen die Wahrheit. Das Geſchwätz dieſes Mannes ſcheint nicht ganz grundlos zu ſeyn. Mendelsſohn, deſſen Religion im Grunde nichts als Philoſophie, und ihr Syſtem eine Glaubens- und Gewiſſensſache für ihn war, mag freylich eben ſo wenig im Stande geweſen ſeyn, die philoſophiſchen Betrachtungen zu verſtehen und zu verdauen, als eine Blutwurſt oder ein Stück Schweinfleiſch zu genießen. Der eine mag eben ſo laut über den Atheismus des Leſſing triumphirt haben, als ſich der andere darüber wahrſcheinlich geärgert hat. Schulz beruft ſich auf kundbare Zeugniſſe, die er ſich theils ſcheut, theils nicht nöthig zu haben ſcheint, namentlich anzuführen. Alle Deine Data und Reichards Anekdoten werden weidlich von ihm gebraucht und angewandt, ſeine Hypotheſe wahrſcheinlich zu machen und auszuputzen, und durch ſeine eigene Anklage ſind die beiden Donnerskinder völlig abſolvirt und für unſchuldig erklärt. Alſo ein ſehr reicher Stoff zu einem wirklich komiſchen Nachſpiel.

Dom. XXI.

Criſpus beſuchte mich geſtern und lachte herzlich über meine häusliche Akademie. Im Winter leben wir alle in zwei unmittelbar zuſammenhängenden Stuben. In meiner iſt die eine Wand mit Büchern bedeckt, und alle Tiſche und Winkel belegt. Zwei Betten für mich und meinen Sohn. In der andern ſchlafen Mutter und die beiden Mädchen. Zwei kleine Bücherſchränke und ein Clavier. Vormittags hat mein Sohn Stunde. Nach dem Eſſen kommt ſein Freund Nicolovius, und ſie leſen den Don Quixote im Spaniſchen. Dann kommt Raphael bisweilen und ſchreibt ein paar Zeilen den Kindern vor, übt ſich mit Michael im Franzöſiſchen. Dann kommt Hill, klimpert und ſingt den Mädchen etwas auf dem Clavier. Dann kommen wieder zwei und machen ſich über den Plutarch, wo Criſpus, ſo oft er kann, präſidirt. Mittwochs und Sonnabends kommt ein polniſcher Sprachmeiſter.

Vorgeſtern wollte ich feyern; ich hatte mich an dem Briefe nach M. den Tag vorher zu Schanden geſchrieben, und die Witterung war ſo traurig, daß das Tageslicht kaum durch meine doppelten Fenſter durchſchimmern konnte. Auf einmal fielen mir Peſtel's Fundamenta Jurisprudentiae naturalis in die Hände, welche ſchon wider meine Sitte ſich ein halb Jahr bey mir umgetrieben hatten. Die Philoſophie dieſes Mannes iſt der meinigen ſo homogen, und der Styl ſo körnicht, daß ich kaum wieder aufhören konnte. Kennſt Du, lieber Fritz, den Mann? Er ſoll Profeſſor in Leiden ſeyn. Je mehr alſo in Deiner Sache vorgearbeitet wird, deſto lieber und vortheilhafter iſt es mir. Noch hat keiner etwas von meiner Materie und meinen Gedanken anticipirt, als der alte, würdige, zwei und ſiebenzigjährige Greis de Marees zu Deſſau in ſeinen Briefen über die neuen Wächter der proteſtantiſchen Kirche. Ich habe nur das erſte Heft; das 2te ſoll auch bereits ausgekommen ſeyn. Je weniger mir zu ſagen übrig bleibt, deſto bequemer und vortheilhafter wird meine Nachleſe ſeyn.

Ich habe dieſen Nachmittag zum erſtenmal Luſt geſchöpft, und bin in Begleitung meines Sohnes längſt meinem Garten gegangen. Dieſe kleine Bewegung hat mir wohl gethan. Es ſieht ſchon alles nach dem Winter aus, lauter Schnee, und der ſumpfige Boden hält ſchon ziemlich und iſt von Froſt beynahe ausgetrocknet. Kaum war ich auf meiner Stube, als ich Engels Rede auf des Königs Geburtstag erhielt. Wer doch auch ſeiner Materie und des Ausdrucks ſo mächtig wäre! Es iſt freylich ein Unterſchied, nur ſo viel zu ſagen, als man kann und will, ohne daß man muß. In einer ſolchen politiſchen Rede iſt die Wahrheit bloß die Folie eines Spiegels oder durchſichtigen Steins, ein Vehiculum der Schönheit. Der mir ſo anſtößige Gallicismus, welcher in der alten Rede ſo oft vorkam, iſt hier nur einmal mir aufgefallen, S. 27; ſo echt wie die Grundſätze Friedrichs, ſind die Friedr. Wilhelms — ſtatt ſeine.

Das Ende von dieſem langen Liede läuft darauf hinaus, lieber Jonathan, daß ich an die Arbeiten meines fliegenden Briefes nicht eher denken werde, bis ich erſt nach Berlin geſchrieben habe, und erſt mit dieſer Arbeit fertig ſeyn muß, wenn es nur immer möglich iſt, und Gott Kräfte dazu gibt. Dieſe Briefe müſſen zuſammen abgehen, und wenn ich auch den Reſt des alten Jahres damit zubringen ſollte.

Hab' ich eine Ohrenbeichte abgelegt, ſo mag der Miniſter entſcheiden nach ſeinem Gewiſſen, und ich will mich gern meinem Schickſal unterwerfen bey der Beruhigung, das Meinige gethan zu haben. Erhalte ich unter dieſen Bedingungen, daß ich durch meine Abweſenheit keinen Nachtheil zu beſorgen habe, meinen Urlaub: ſo werde ich gewiß eilen, mir denſelben zu Nutze zu machen, und unſerer gemeinſchaftlichen Wünſche Ziel zu erreichen; denn nichts als dieſe Reiſe kann meine Geſundheit und Gemüthsruhe wieder herſtellen.

Das Individuelle meiner Autorſchaft und ihres Ausgangs bleibt immer mein Eigenthum, das mir nicht entwendet werden kann. Kommen Andere auf die Spur meines Ganges, der jedem nahe und offen liegt, ſo gewinnt meine Abſicht durch Andere mehr, als vielleicht durch meine eigene Ausführung derſelben. Dieſe Ausführung iſt noch immer zu unzeitig, für mich ſowohl als für die öffentlichen Leſer. Beide haben noch nicht die Reife. Wenn ich auch als hinkender Bote endige, was ich als Vorläufer angefangen, ſo wird mein fliegender Brief, trotz aller widerſprechenden Modificationen in der Form, ſeinem Inhalte nach das bleiben, was er werden ſollte: Entkleidung meiner kleinen Schriftſtellerey, und Verklärung ihres Zwecks, das verkannte Chriſtenthum und Lutherthum zu erneuern, und die demſelben entgegengeſetzten Mißverſtändniſſe aus dem

Wege zu räumen und dem Drachen von Babel einige Küchlein von Pech, Fett und Haar, untereinander gekecht, in den Rachen zu werfen.

den 8ten Nov.

Ich mußte abbrechen, und darüber iſt der Brief liegen geblieben. Vielleicht iſt mir heute einer von Dir beſcheert. Geſtern bekam ich eine Neuigkeit, welche Dich und Deinen Freywilligen, wie man ihn hier nennt, nahe angeht. Der Titel heißt: Vorläufige Darſtellung des heutigen Jeſuitismus, der Roſenkreuzerey, Proſelytenmacherey und Religionsvereinigung. Es läßt ſich gut genug leſen, iſt aber im Grunde eine bloße Rhapſodie, wie ſie der Verfaſſer ſelbſt nennt, der ein ganzer Berliner und Nicolaite iſt. Der weitläufige Vorbericht geht das vortreffliche Buch an, deſſen letzte Hälfte ich Dir ſchon empfohlen habe, und nochmals daran erinnere. Ich meyne die Enthüllung des Weltbürgerſyſtems, deſſen Ueberlegenheit der Rhapſodiſt ſelbſt erkennt. Letzterer redet von der Stimmung unſers Jahrhunderts zu den Erſcheinungen auf dem Titel ſeines Buchs. Da heißt es nun S. 175: „Statt ſich mit nützlicheren und mehr im menſchlichen Geſichtskreiſe liegenden Wahrheiten und Gegenſtänden zu beſchäftigen, empfiehlt man vielmehr einen unbedingten, blinden Glauben," (bey dieſen Worten wird in einer kleinen Note an den Streit des Herrn Jacobi mit dem unſterblichen Mendelsſohn erinnert) „verzweifelt an aller Wahrheit, und entreißt dem Proteſtantismus ſeine größte Stütze, nämlich den uneingeſchränkten Forſchungsgeiſt und Vernunftgebrauch, unterwirft alſo die Rechte der Vernunft und der Religion dem Ausſpruch einer menſchlichen Autorität.“ Zu der kleinen Note kommt aber unter den Verbeſſerungen und Zuſätzen hinter dem Vorbericht eine weit längere von S. XXX — XXXII. Aus dieſer jeſuitiſchen Verdrehung Deiner Meinung iſt offenbar zu ſehen, daß ſich mit ſolchen verkehrten Leuten weder deutſch reden, noch deutſch ſchreiben läßt, und daß man eine andere Sprache zu Hülfe nehmen muß, um ſich ihnen verſtändlich zu machen, oder vielmehr ihren Unverſtand in die Enge zu treiben.

Mein Hans Michael kommt, leider, leer zurück; wenn Du nur geſund biſt, will ich gerne warten. Du haſt vielleicht mehr Geſchäfte als ich Zerſtreuungen habe. Ohngeachtet ich ab intra auch nicht faul bin, ſo bin ich deſto unthätiger ab extra, und es geht mir wie den Schriftgelehrten, die nicht mit einem einzigen ihrer Finger anrührten, und andere für ſich lieber tragen ließen. In einer anderen Rückſicht bekümmere ich mich mehr um Anderer Weinberge, als um meine eigenen. Ich tröſte mich wenigſtens damit, daß Faulheit und Feigheit nicht allein ſchuld ſind, ſondern vielleicht meine Stunde noch nicht gekommen iſt.

Vorgeſtern beſuchte mich Brahl, der vom Grafen von Mirabeau einen Brief erhalten hat, der ſein Buch betrifft, und ein Beytrag zur Ueberſetzung iſt. Er theilt ihm zugleich eine Acte des Staates Virginien mit, das freye Exercitium der Religion betreffend. Der Brief iſt ſehr eilig geſchrieben, und ein Brouillon von ſeiner eigenen Hand *). Er erklärt nunmehr ſelbſt den ganzen Cincinnatusorden für ein projet entièrement français, une institution purement française, c'est à dire, une petite décoration, un petit emblème, une petite invention de vanité, une gentillesse en un mot. J'ai craint à la fin le ridicule d'y mettre trop d'importance et surtout le malheur d'inspirer contre un citoyen aussi vraiment respectable que Washington des préventions assez démenties, il est vrai, par la noble et généreuse uniformité de sa conduite entière, mais que l'activité des passions républicaines pourroit exalter et envenimer.

Unterdeſſen iſt es ihm gleichwohl angenehm, ſein Urtheil öffentlich bekannt gemacht und ausführlich ſeine Gründe entwickelt zu haben, weil ſein Buch nicht nur in America, ſondern auch ſogar zu London überſetzt worden, auch einen Einfluß auf die Meynung des Publici gehabt.

Ich will noch ein paar Stellen abſchreiben: Hélas, Monsieur, quand résoudra-t-on ce grand problème, s'il ne seroit donc pas possible, que l'on constituât un pays de façon *que toutes les affaires se fissent sur les lieux où elles naissent* et que la justice et l'intérêt commun fussent respectés partout, sans qu'il fallût, pour éviter de se battre, se soumettre au commandement d'un imbécille que son rang et son éducation rendroient tel, quand même la nature l'auroit constitué pour être autrement. — — Le genre humain fait cette grande question aux Etats-unis d'Amérique, et si par hazard ils répondoient mal, il faudroit le demander encore à la raison. Von der beygelegten Acte ſagt er: Tel est un des premiers pas que les Etats-unis ont fait vers le perfectionnement de leurs loix, dont ils sont incessament occupés depuis la paix. Ah! si nos vieux gouvernemens promulguoient de tels actes législatifs, comme toutes les trompettes de la renommée retentiroient pour eux! Et ce qui seroit plus utile, quel essor l'esprit humain prendroit dans l'Europe régénénée. . . . Ah! c'est ainsi, et non par un absurde persiflage et de pitoyables déclamations, qu'on peut lutter contre la concurrence du nouveau monde, qui, du moins il faut l'espérer, *nous prendra bientôt nos hommes, si nous ne lui prenons pas bientôt sa sagesse.*

---

*) Mirabeau erwähnt dieſes Briefes in den Lettres à un de ses amis en Allemagne p. 14.

Unſere Univerſität bekommt wieder drey Ausländer zu Lehrern, einen Prof. Juris König aus Halle, einen der morgenländiſchen Sprachen, Haſſe aus Jena, deſſen Idiognomik Davids mich eben nicht ſehr neugierig macht, ſeine Ueberſetzung des Buchs der Weisheit zu leſen, und einen M. Wald aus Leipzig, der 1784 den Verſuch einer Einleitung in die Geſchichte der Kenntniſſe, Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte für akademiſche Vorleſungen herausgegeben, die ich eben durchgelaufen, und wo ich auch Deinen Namen in den Zuſätzen und Verbeſſerungen S. 446 nachgeholt gefunden habe. In dieſem Jahre iſt wieder ein Bändchen von Zuſätzen und Verbeſſerungen ausgekommen, und es wird an Fortſetzungen dieſes Miſthaufens nicht fehlen. Er wird Prof. der griechiſchen Sprache. Das Betrübteſte iſt, daß es hier ganz an Zuwachs junger und tüchtiger Köpfe fehlt.

Ein Freund brachte mir zu Ende des Juli die Ausſichten der Seele und das Vereinigungsbuch des Maſius, mit Bitte, dieſe Schriften zu leſen. Seit vierzehn Tagen wurde ich gequält, wenigſtens den Empfang dieſer Bücher zu beſcheinigen. Ich finde dieſen Mann allenthalben von einer ſo ſchwarzen und ſchwachen Seite durch ſeine eigenen Documente dargeſtellt, als ich noch heute in ſeinen neueſten Beyträgen zur Prediger-Bibliothek leſen müſſen, daß ich mich recht geſcheut, und froh bin mit vieler Mühe ein paar Zeilen zuſammengebracht zu haben, die er kaum verſtehen und ſchwerlich mißbrauchen kann.

Es hat mich aufmerkſam gemacht, daß die beiden Kantianer, Schmidt und Jacob, ſich auf Cruſius Philoſophie berufen. Wie Kant 1763 ſeinen einzigen möglichen Beweis vom Daſeyn Gottes ſchrieb, gab ein hieſiger Cruſianer M. Weymann Bedenklichkeiten darüber heraus. Weil aber durch ein Edict verboten wurde, über die Cruſianiſche Philoſophie zu leſen, ſo iſt dieſes Mannes Ruf und Kopf ſo verloſchen, daß er zur öffentlichen Schande als Rector einer hieſigen Stadtſchule lebt. Ich wurde damals von einem Freunde ungemein aufgemuntert, die Cruſianiſche Philoſophie ein wenig näher kennen zu lernen; aber es blieb, wie bei ſo viel andern Vorſätzen, und ich habe ſeitdem weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, mich um den Cruſius zu bekümmern, deſſen Sittenlehre ich mich bloß erinnere geleſen zu haben.

den 9ten.

Ich habe Brahls Deduction geleſen, die ungemein ausgearbeitet, die Gründe ſo deutlich auseinander geſetzt und mit einem ſo genauen calculo von allen Seiten belegt ſind, daß dieſer Beweis von der Unwiſſenheit, dem Willkührlichen und dem Unrecht, womit man in Berlin zu Werk geht, unwiderſtehlich iſt. Ich verzweifele ſehr, daß ich im Stande ſeyn werde, meine Lage in ein ſolch evidentes Licht zu ſetzen. Das Ganze iſt mannigfaltiger, verwickelter, beruht mehr auf Geſinnungen als Zahlen. Ich bin daher beinahe willens, nicht nur ins Cabinet zu gehen, weil den Geſetzen gemäß mein Urlaub da geſucht werden muß, und dem Miniſter mich zu entdecken, ſondern auch an die Gen. Adm. zu ſchreiben, und das Verfahren in Anſehung meines zweijährigen Geſuchs in dieſem Briefe zu detailliren, damit ich ſie theils nicht vorbeygehe, theils meine Materie theilen und kürzer behandeln kann, indem dieſe drey Schreiben ein Ganzes ausmachen. Diſpoſition iſt Oeconomie, und das Compendium aller Mittel. Habe ich erſt dieſen Wuſt aus dem Kopfe, ſo bekümmere ich mich weiter nicht um den Ausgang und werde mit deſto mehr Luſt und Hunger an das Ende meiner

Autorſchaft, wenigſtens der apokryphiſchen, denken, und an das kleine opus rudimentorum meorum, wofür ich alles anſehe, was ich von den Socratiſchen Denkwürdigkeiten bis auf den Scheblimini geſchmiert. Erhalte ich wenigſtens meinen Urlaub zur Reiſe, ſo wird ſelbiger in meine Autorſchaft einen ganz andern Einfluß haben, als wenn ich gezwungen ſeyn ſollte, wie Anfangs meine Abſicht war, zu ſchreiben, dieß zum Mittel zu Erhaltung meines Urlaubs, oder der Himmel weiß was mehr? zum äußerſten zu machen. Bey einer ſo ſchwebenden und ſchwankenden Ungewißheit kann die Seele keinen ſichern Schritt thun, ſondern hängt in suspenso, liegt auf der Folter und iſt ihrer ſelbſt nicht mächtig. In einem ſolchen Zuſtande, der ins dritte Jahr beinahe geht, hat man wenig Luſt bey ſich ſelbſt daheim zu ſeyn. Das Tecum habita wird eben ſo ſchwer, als das Nosce te ipsum bey einem böſen Gewiſſen. Hinc illae lacrumae. Ach, lieber Fritz Jonathan! der Kosmopolitismus und Jeſuitismus iſt ein Geſchwür, das in jedem menſchlichen Buſen liegt, und die Berliner Schule ſchwatzt wie ein Kind davon, wie die Critik der reinen Vernunft aus Unkunde der menſchlichen, mit der man anfangen und ſehr bekannt ſeyn muß, ehe man es wagt, nach jener Perle unterzutauchen und ſie zu fiſchen. Sonſt geht es uns wie dem Hunde in der bekannten Fabel; über dem Schatten verlieren wir den Biſſen, über das Ideal das Reelle, und über das Epitheton der Reinigkeit die Sache ſelbſt und ihre Subſtanz. Sprache iſt, wie Young ſagt, das

Organon und Criterion; daher die Nothwendigkeit einer neuen Zunge und neuer Zeichen und Wunder, die unſer Jahrhundert nöthig hat, das den ſpottenden Zuſchauern, Hohenprieſtern und Schriftgelehrten ſo ähnlich iſt, von denen ich noch geſtern Abend las, Marc. XV. 31. 32., die ſehen und glauben wollen, wenn — unter Bedingungen, die nicht nur unvernünftig, und widerſprechend, ſondern auch unverſchämt ſind.

Unterdeſſen der große Haufe ſeiner architectoniſchen Eitelkeit ſich überläßt auf lockerem Sande, ſo wird es dem kleinen Häuflein ſeiner Jünger nicht an Simonen fehlen, die des Beynahmens eines Felſens würdig ſind, weil ſie auf einen ſolchen ihr Syſtem und Gebäude gründen.

Dieſen Augenblick ſchickt mir Criſpus im Namen Kant's drey Schriften gegen ihn, die er nicht des Leſens würdigt und ausdrücklich an den neugierigen alten Mann gewieſen hat. Sie ſind zu Marburg herausgekommen, wo ſeine Philoſophie Contrebande iſt, wie einſt die Cruſianiſche hier wurde. Kant hat dieſe Sachen ohne Brief erhalten, und das Porto macht ihn verdrießlich.

Ich bin, Gottlob, dieſen Nachmittag zum erſtenmal auf meinem Packhof geweſen, der außerordentlich voller Waaren iſt. Der Director war auch ſehr gütig gegen mich.

Nun, herzenslieber Fritz Jonathan, ſchreibe ich nicht eher, bis ich mit den drey Briefen fertig bin; es wäre denn, daß die Allg. d. Bibl. mich zu einer Ausnahme erweckte. Schreibe mir wenigſtens, daß Du geſund biſt mit Deinem ganzen Hauſe und dem Freywilligen deſſelben. Und hiermit Gott empfohlen; unter den beſten Wünſchen im Geiſt

Dein alter treuer Johann Georg.

74. Von J. G. Hamann.

Königsberg, am Martinstage 1786.

Mein herzenslieber Fritz Jonathan, ich habe zwar dieſe Nacht ſchlaflos gefeyert, aber ſie iſt mir einträglich geweſen und ich hoffe jetzt eine Handhabe gefunden zu haben. Brahls Memoire, das Criſpus durchgeſehen, gab vorgeſtern Anlaß, über meines zu reden, das er auch vorher anſehen ſollte. Wir waren aber in unſerm Grundſatze gar nicht einig, und er traute mir nicht zu, daß es mir möglich ſeyn würde, meinen Vorſatz in einem ſolchen Ton auszuführen. Ich wurde wankend gemacht, und geſtand ihm, daß die Schwierigkeit mich eben abſchreckte, aber ich ſahe doch nach reifer Ueberlegung keinen andern Weg als den ſchmalen vor mir, meinem Entwurf Genüge zu thun.

Dieſe Nacht glaube ich doch einen Schlüſſel oder eine Thür gefunden zu haben, oder einen Faden, aus dem Labyrinth meiner Gedanken herauszukommen, in der Nacht zum 27ſten Geburtstage meines lieben Buchholz.

Morgen will ich meinen Kirchengang halten und eine Stelle mir auf dem Kaufmanns-Chor zum erſtenmal einweihen, weil es mir ſeit langer Zeit an einem Platz nach meinem Geſchmack, wo ich incognito gehen und kommen kann, gefehlt hat, und ich umſonſt darnach geſucht habe, bis ich ihn ganz von ungefähr vor meiner Krankheit fand.

In Weimar iſt alles mauſeſtill. — Mit dem erſten Bogen meines fliegenden Briefes war H. ſehr zufrieden; was er von den übrigen denkt, brauch ich nicht zu wiſſen. Deine Standhaftigkeit bey meinem Briefwechſel iſt mir oft ein Räthſel, oder kommt mir wie ein Heroiſmus Deiner Freundſchaft vor. Ich muß wenigſtens Einen haben, dem ich meine Schwachheit ausſchütten kann; und das Schickſal hat Dich zum Märtyrer derſelben gemacht.

Der Impetus des 27. Sept. hat nur bis zum 5. Oct. gewährt; ſeitdem glüht er noch unter der Aſche, und ich habe Dir über dieſen Punct meine innigſten Gedanken mitgetheilt. Hintergehe ich mich ſelbſt, ſo wird es mir am wehſten thun und am nächſten gehen. Ich habe hier keinen alter ego, mit dem ich mich recht auslüften kann. Schreiben iſt ein todtes, froſtiges Hülfsmittel ſich mitzutheilen. Reiſen, meine Freunde ſehen, iſt jetzt mein einziges Bedürfniß, meine einzige Leidenſchaft, die ich zuförderſt befriedigen muß.

Ob die Geburtsnacht ſtärker wirken und fruchtbarer ſeyn wird als der Geburtstag, davon kann ich heute über 8 Tage erſt mehr wiſſen. Der morgende Sonntag ſoll dem Dank, der Freude und der Ruhe gewidmet ſeyn im Geber alles Guten!

den 15ten.

Der geſtrige Sonntag iſt ſonderlich genug geweſen, hat wie die Dulcamara auf mich gewirkt. Ich ſtehe von nachgeholtem Schlafe erquickt auf; fallen mir Papiere von ungefähr in die Hände, die auf mich einen ſo tiefen und lebhaften Eindruck von der Thorheit und Eitelkeit meiner Entwürfe machen, daß ich weder aus noch ein wußte, und ganz an mir ſelbſt verzagte. Bey dieſer Niederlage meines Gemüths warte ich umſonſt auf meinen Barbierer, um in die Kirche zu gehen. Da ich aus der Hausthür trete, kommt mir eben meine Tochter entgegen, die ſonſt gegen Mittag erſcheint. Ich ſchleiche mit meinem philoſophiſchen Bart, komme ſehr ſpät in die Kirche, welche voll war, daß ich kaum hereinkommen konnte, und mit einem Zöllnerwinkel fürlieb nehmen mußte; gehe Kraus abzuholen, der mit Brahl an ſeiner Ueberſetzung arbeitet, und durch mehr Beſuche geſtört wird. Er will nicht mitkommen und hat ſich vorgenommen zu Hauſe zu ſpeiſen. Ich hatte eben nicht Urſache mit ſeinem geänderten Entſchluß unzufrieden zu ſeyn, und geſtand ihm, daß mir nicht gut zu Muthe wäre. Er verſprach mir mit Brahl gegen Abend anzuſprechen. Ich freute mich alſo mit meinem Hauſe allein zu ſeyn. Der Mittag war alſo recht vertraulich und vergnügt. Von unſerer Reiſe und Freunden recht viel geplaudert, ihre Geſundheit getrunken; denn die Hausmutter hatte auch für Wein geſorgt. – –

Eben wurde die Abrede genommen, daß die beyden jüngſten Mädchen ihre Freundin Milzin abholen ſollten, als ſie ſelbſt in die Stube trat in der Abſicht, jene zur Kirche abzuholen, aber wegen des Schnees, der ſie unterwegs überfallen hatte, wars ihr deſto lieber, von meinen drey Mädchen erwartet und ihnen zuvorgekommen zu ſeyn. Nachmittags kam Hill, Hippel und Nicolovius, und die kleine Akademie freute ſich, mit dem Evangelio Mathäi fertig zu werden, unterdeſſen ich den jungen Deutſch als einen Profanen unterhalten mußte. Gegen Abend erſchien auch Brahl, der bey ſeinen Eltern Martin feyerte, und Criſpus, deſſen Kopf vom Schnupfen vernagelt war, und der zu ſeinen Pflegeeltern, einem Kaufmann Müller, eilte. Hippel und Hill blieben allein zum Abendbrod, das in einem Apfelmuß und Pfannkuchen von engliſchem Mehl beſtand, davon ich auch einen halben ſchmecken mußte, weil einer unſerer Nachbarn die Hausmutter damit beſchenkt hatte. Die Kutſche kam früh nach Liſette, die von Mutter und Schweſter begleitet wurde. Ich blieb mit Joh. Michael allein und beſchloß den Abend ſehr ruhig über Paſcal's Briefen, die ich vor langer Weile angefangen hatte.

Ach! Mein lieber Fritz Jonathan! Wenn ich Dir beſchreiben könnte, mit welcher Zerknirſchung und Wehmuth ich des Morgens mich ſelbſt anſah, was für ein elendes Geſchöpf von meinen Freunden erwartet würde, und wie wenig ihre Rechnung mit meinem Werth oder vielmehr Unwerth ſtimmte, ſo war zwiſchen einem ſolchen Morgen und Abend wenig Zuſammenhang.

Markard kam mir anfänglich verdächtig vor; ich bin aber mit ihm ausgeſöhnt, ſeitdem ich ſeine Beſchreibung von Pyrmont geleſen habe. Ich verlange ſeinen Briefwechſel bald zu erleben; und hoffe, daß er ihm und Lavater Ehre machen wird. In dem Begriff von Atheiſten bin ich einig, und freue mich herzlich auf den Fortgang ſeiner Rechenſchaft. Die Wahrheit wird an den Tag kommen, und wohl denen, die es mit ihr gehalten haben!

Hill, der Briefträger, kann nicht länger warten. Ich umarme Dich zum Abſchiede unter tauſend Segenswünſchen über Dein ganzes Haus, Deinen Freywilligen eingeſchloſſen.

Gott gebe uns fröhliche Adventzeit und erfülle unſere gemeinſchaftlichen pia desideria. Ich bin und erſterbe

Dein alter **Johann Georg.**

75. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 14. Nov. 1786.

Lieber, treuer Herzensvater, ich habe vor acht Tagen Deinen Brief vom 26ſten erhalten; er hat mich gelabt und erquickt. Das Verſprechen, welches ich Dir vorgehalten, und worauf ich Dich nun mit der Naſe ſtoßen ſoll, habe ich in Deinen Briefen aufgeſucht, aber die Stelle, die ich damals im Sinne hatte, nicht gefunden. Es mag wohl ſeyn, daß ich damals unrecht verſtanden habe und Dir nur meine Auslegung anſtatt Deines Sinnes anführte.

Ich habe angefangen, vertrauliche Geſpräche zu entwerfen. Es iſt mir ein wahrer Jammer, daß Deine weite Entfernung es mir nicht zuläßt, Dich bey dem, was ich über die Kantiſche Philoſophie zu ſagen habe, zu Rath zu ziehen. Mich ärgert an ſeinen Auslegern das gefliſſentliche Verſtecken des Idealismus, der doch die Seele des Syſtems iſt.

Ich ſehe mit großem Verlangen Deinem nächſten Briefe entgegen. Lieber Hamann, wenn ich Dich auch nur einmal mit dieſen meinen Augen geſehen, den Blick der Deinigen in mich getrunken hätte! Es iſt ſo ſüß, beym lebhaften Andenken an jemand, den man von ganzer Seele liebt, ihn in ſeinen Augen zu fühlen. Gott gebe Dir Geſundheit, und auch mir nur etwas mehr davon, als ich gegenwärtig habe.

76. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 20. Nov. 1786.

Du lieber, guter, treuer Herzensvater Du! Ich lag geſtern in meinen großen Lehnſtuhl gedrückt mit ſtarken Zahnſchmerzen, als mir Dein Brief gebracht wurde. Er kam mir ſogleich ſo ſchön dick entgegen, dieſer ſehnlich erwartete Brief. Ich erbrach ihn im

Zweifel, ob ich ihn unter meinen Schmerzen würde leſen können. Ich fing an, las eine Seite, und noch eine, und wieder eine, bis zur letzten. Da ſah ich mich nach meinen Zahnſchmerzen um; die waren weg. Und ſiehe da, ich ſtand auf und ging zu Tiſche. Lieber! wie mir alles ſo werth iſt, was von Dir kommt! Ich ſpreche ſo oft von Dir mit Wizenmann, und meinen Schweſtern und Schenk, — aber es iſt alles nichts. Heute nach Mittag, da ich dem ſo nachdachte, und deinen Brief noch einmal las, dann wieder fortträumte, wenn Du nun wirklich kämeſt und ich die Treppe hinunter ſtürzte Dir entgegen — es rann mir durch Adern und Nerven. Lieber Vater, du mußt alles leiden was ich thue, wenn Du kommſt. Du kommſt doch gewiß?

Deine Nachricht von dem entlarvten M. M. war mir ſehr willkommen, denn ich kannte nur den Titel des Buches. Die Zweideutigkeit dieſes Titels, wie er in der Berliner Zeitung geſtanden haben ſoll, hat verurſacht, daß man wegen der Worte: von Jacobi, mit denen er endigte, hie und da geglaubt hat, die Schrift wäre von mir. Dieſe erhielt ich nun geſtern von Leipzig. Wir haben uns beynahe gewälzt vor Lachen beym Durchleſen. Das Ganze iſt ein wahrer goldener Spiegel für die Berliner, wenn ſie nur recht hinein ſehen wollten. Doch übertrifft ſie der Zopfprediger noch ſehr an Ehrlichkeit. Die vorläufige Darſtellung des Jeſuitismus iſt mir ſchon vor einigen Wochen zu Geſicht gekommen. Die Enthüllung des Weltbürgerſyſtems habe ich ganz und mit ziemlichem Bedacht geleſen, am Ende aber nicht recht gewußt, was ich von dem Verfaſſer und ſeiner eigentlichen Abſicht denken ſollte. Vergiß nicht im Auguſt des Mercurs die Reſultate der Kantiſchen Philoſophie zu leſen. Du wirſt auch hier finden, daß Kant das Heil iſt, das in die Welt hat kommen ſollen. Ich muß keinen Menſchenverſtand haben, wenn die Leute nicht toll ſind.

Der ganze Morgen iſt mir unter allerhand Geſchäften und Hinderniſſen verſtrichen. Ich begreife nicht, wie andere Leute, die mehr zu thun haben als ich, mit ihrer Zeit auskommen, und noch Mittel brauchen, ſie zu vertreiben.

---

77. Von J. G. Hamann.

Königsberg, am 3. Dec. 1786.

Nun, lieber Fritz Jonathan, ich bin Dir auf drey Briefe Antwort ſchuldig. Ich kann die unſichtbaren Bande, die mich unthätig machen, nicht entzwei reißen und muß mich einem höheren Schickſale überlaſſen, das allein meiner mächtig iſt. Sobald ich die Feder anſetze, treten alle Lebensgeiſter aus den kalten Fingerſpitzen in die innerſten Falten des Gehirns und Herzens.

Ich habe vorigen Monat auf Hippels Rath an Reichardt nach Berlin wegen meiner Sache geſchrieben, und eine Antwort erhalten, die mich, da ich eben an meinen alten Uebeln litt, auf der Stelle geſund machte. Er meldet mir, daß er die beſte Hoffnung habe, nicht nur wegen des Urlaubes, ſondern auch wegen meiner anderen Angelegenheiten. Ich kann aber daran nicht denken, bis der Zauber, der mich ſtätig macht, aufhören wird. Ich fing Dein Spinozabüchlein wieder an zu leſen, bin aber darin nicht weit gekommen. All das Feuer, von dem ich ein Paar Tage geglüht, iſt wieder erloſchen; alle Materie hat ſich in eine Hand voll Aſche verwandelt. Ich kann aus der Welt ſo wenig klug werden, als ſie aus mir; wir wiſſen beide nicht, was wir von einander haben wollen.

Prof. Haſſe hat mich am Tage nach ſeiner Ankunft beſucht. Er iſt aus Weimar gebürtig, ein Zögling und Vorleſer unſeres Herder, und dieſer verdient meinen herzlichen Dank, zur Bildung eines ſo vortrefflichen Mannes beygetragen zu haben. Sein Buch de causis stili latini iſt beſſer, als was mir Criſpus ſchon zum voraus davon geſagt. Ich fing es vorgeſtern aus langer Weile an und habe es nicht weglegen können, bis ich es zu Ende hatte. Dieſen Morgen wurde ich mit ſeinen Unterſuchungen über das Buch der Weisheit fertig. Bey der Ueberſetzung wurde mir die Zeit lang und zu den Noten hatte ich auch nicht Geduld. Die Kleukeriſche ſcheint mir in einigen Stellen glücklicher und leichter gerathen zu ſeyn. Mit deſto mehr Ekel habe ich Anfang und Ende des deutſchen Agamemnons von Jeniſch angeſehen. J. hatte Umgang in meinem Hauſe; er war ein ungemein fleißiger und zugleich fähiger Menſch, aber ſo brauſend und windig, daß man Mühe hatte, ihn auszuſtehen.

Meine Papiere anzuſehen, habe ich ſeit mehreren Wochen keine Zeit noch Luſt gehabt. Meine Autorſchaft ſteht mit meiner äußerlichen Lage in ſo genauer Verbindung, daß jede ein Theil des Ganzen iſt. Ich habe es Dir ſchon mehrmals geſagt, aber ich bin noch nicht ſo weit gekommen, Dich davon überführen zu können. Ich habe eben ſo viel Sehnſucht wie Du, mündlich zu philoſophiren. Das Auge ſieht mehr, als das Ohr hören und die Feder plappern kann. Von meiner Seite iſt es mehr als ein Bedürfniß und eine Nothdurft des Lebens, meinen Alcibiades, ſeine und meine Freunde zu ſehen und zu ſprechen. Aber es geht mir mit dem Reiſen, wenn ich daran denke, wie es in einem alten Liede heißt: Beides, Lachen und auch Zittern. Säße ich nur auf dem Poſtwagen! Aber erſt ſoll ich ſchreiben. Reden wird mir ſauer, geſchweige Schreiben. Was für traurige Nachwehen, wenn man in ſeiner Jugend kein collegium stili gehört hat und quodcunque de quolibet argumento ſchwarz auf weiß elaboriren kann. Mein Michael ſoll abſolut den Haſſe über ſein güldenes Buch de causis stili leſen hören. Verzeih, lieber Fritz Jonathan, wenn Dir das Leſen ſo ſauer wird als mir das Schreiben. Wann Deine freundſchaftliche Nachſicht ausreißen wird, ſo wird es auch zum Durchbruche kommen mit Deinem alten

J. G. H.

78. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 30. Jän. 1787.

Länger kann ich mich nicht halten, lieber Herzens Jonathan. Den dritten dieſes wurde ich durch Dein letztes Schreiben erfreut, und den 15ten durch eine Einladung aus Münſter getröſtet. Je mehr ich die Standhaftigkeit eurer Freundſchaft bewundere und fühle, deſto mehr werde ich von meiner Unwürdigkeit niedergedrückt. Ich habe nicht die Feder nach Berlin anſetzen können, und kann es noch nicht. Aus Verzweiflung des einen gerieth ich auf das andere, und nahm meine Handſchrift vor, worüber ich mich bis in die Hälfte dieſes Monats wieder ekel gearbeitet habe. Bey einem ſolchen Gemüthszuſtande iſt mir unmöglich geweſen, an Dich zu ſchreiben. Wozu meine Freunde, wie mich ſelbſt, quälen? Dir fehlt es, glaube ich, auch nicht an Unruhe. Was macht der gute Wizenmann? Bisweilen möchte ich mich an ſeine Stelle wünſchen; ſo hätte ich wenigſtens die Beruhigung zu wiſſen, daß ich krank wäre. Nun aber iſt in meiner Lage ſo etwas lächerliches und ſo etwas ſchauderndes, und alles läuft ſo durcheinander. Die Wellen gehen ſo hoch, und ſinken ſo tief, daß ich mir vornahm, das Sonntagsevangelium von Petri Schifflein recht andächtig zu feyern, und zum erſtenmale in dieſem Jahre ordentlich in die Kirche zu gehen. Die Kälte war aber ſo fürchterlich, daß aus der Andacht nichts als ein Schmaus wurde, von dem ich geſtern den ganzen Tag die Nachwehen gefühlt, und heute zu Hauſe bleiben muß, und dieſen Brief anfange, weil ich ſchlechterdings nicht länger mich enthalten kann, Dir, mein Herzens-Jonathan, zu ſchreiben.

Buchholz hat recht, daß wir noch nicht für einander reif ſind; und wenn ich nicht eine Hand der Vorſehung ahnete, die durch unſere Vorurtheile, Thorheiten und Schwachheiten regiert und den Gang der Dinge zur höchſten Ehre und zu der Menſchen wahrem Beſten lenkt, ſo würde ich vielleicht wirklich in all das Elend ſchon gerathen ſeyn, das ich jetzt nur fürchte und mir einbilde. Vorige Woche beſuchte mich ein getaufter Jude, der einer der beſten Zuhörer Kant's war, und raſend wurde. Die Nation ſchaffte ihn nach Berlin. Er kam nach Holland, wo ein Prediger, der ſich einen Freund Lavater's nannte, ſeinetwegen an mich ſchrieb, ohne daß ich nöthig fand, darauf zu antworten. Dieſer unglückliche Menſch kommt jetzt aus England zurück. Ich wurde ihn bald los und hoffe, daß er mich vergeſſen wird, weil mir ſein neuer Glaube ſo verdächtig als ſeine wiedererlangte Geſundheit vorkommt. Gleich darauf hatte ich eine eben ſo unerwartete Erſcheinung an meinem geweſenen Penſionär . . . ., der ſeine Jugend verloren, und nun auf Erlaubniß ſeines Vaters wartet, ein Huſar zu werden. Leider witziger, aber nicht ein Haar beſſer geworden durch ſehr traurige Erfahrungen. Durch dergleichen Auftritte werde ich immer gerüttelt und geſchüttelt, daß ich Zeit nöthig habe, mich wieder zu ſammeln und ins Gleichgewicht zu kommen, weil ich mich in allem ſpiegle und vor mir ſelbſt erſchrecke.

Bey Hippel habe ich mit Kriegsrath Deutſch geſpeiſt, und die Klage des Stark erhalten, die er bey dem Kammergericht in Berlin eingegeben. Bey Deinem Namensvetter ſpeiſte ich mit Kant, der nun ſeine eigene Haushaltung anlegen will und den Kopf voll davon hat. Das drittemal bin ich in meinem eigenen Hauſe zu Gaſt geweſen, mit Criſpus und Haſſe. So lebe ich, lieber Jonathan, herrlich und in Freuden, trotz einem reichen Manne, und zugleich wie ein Lazarus, der vor ſeiner Thüre liegt und auf Engel wartet, die ihn forttragen ſollen, weil er weder Hand noch Fuß rühren kann.

Geſtern habe ich mit meinem Sohne das 6te Buch des Quintilian zu Ende gebracht, und das 15te und 16te des Telemach. Dieſes Buch iſt mir in meiner früheſten Jugend ſo verekelt worden, daß ich es erſt jetzt zum erſtenmale ganz leſe. Mein Vorleſer, dem Homer und Sophocles noch warm iſt, hat Vortheile vor mir, die mir damals fehlten und ebenſo jetzt verraucht ſind. Demungeachtet hat mich die Erzählung des Philoctetes bis zu Thränen gerührt, und das ehrwürdige Licht, in dem Ulyſſes ſich zeigt, bey allen ſeinen Betrügereyen. Wie geht es mit der Ausgabe des Alexis? Möchte Dir Göſchen nicht den Verfaſſer das Weltbürgerſyſtems verrathen? Ich verſpreche mit dieſem Geheimniß ſehr vorſichtig umzugehen. Hippel iſt viel daran gelegen, aber er ſoll es nicht erfahren, wenn Du es nicht erlaubſt.

Unter allen Urtheilen, die ich geleſen und gehört, ſtimmt keines mit meinem überein. Der goldene Hahn hat mir den Kopf eben ſo warm gemacht, trotz den Blasphemieen u. dgl., an denen ſich die böſe und ehebrecheriſche Art unſeres Zeitalters ſo ſehr ärgert.

den 3ſten.

Da meine Hoffnung von einem Poſttage zum andern vereitelt iſt, etwas beyzulegen und Neues zu berichten, ſo begnüge Dich mit der Nachricht, daß ich noch lebe und noch immer Luſt habe zu leben, ſo ſauer es mir auch wird, weder das eine noch das andere aufgegeben habe, weder ein wankend Rohr in der Wüſte, noch ein Höfling in weichen Kleidern bin, ſondern mich wie ein weicher Thon dem Finger des Töpfers überlaſſe, was er für ein Gefäß aus mir machen will; und darin ſind wir alle al pari. Der Rufer hat ſeine Stimme in ſeiner Gewalt, wie ein guter Virtuos ſeiner Leyer mächtig iſt. Lebe wohl und habe Geduld mit Deinem alten, ſchwachen, aber treuen

Johann Jürgen.

---

79. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 12. — 27. Febr. 1787.

Lieber Vater, ich habe geſtern Deinen Brief vom 30. Jänner erhalten. Ungeachtet vieler und großer Verhinderungen würde ich Dir längſt geſchrieben haben, wenn der rechte Trieb dazu da geweſen wäre. Aber aus Deinem Briefe vom 5. Dec. war mir, ich weiß ſo genau nicht was, entgegengekommen, das ſich zwiſchen dieſen Trieb und ſeinen Gegenſtand ſtellte. Ich hoffte auf einen andern Brief von Dir; der kam nicht. Nun wirkten noch einige außerordentliche Hinderniſſe, die ſich hervorthaten, mit voller Gewalt. Das Schriftſtellerunweſen muß ich wohl obenan ſtellen. Drey Schriften habe ich für die nächſte Meſſe zu beſorgen; ein im November angefangenes und noch nicht ganz vollendetes Geſpräch, den Alexis von Hemſterhuis, franzöſiſch und deutſch, und mein Spinozabüchlein mit Zuſätzen. In meiner Arbeit wurde ich unaufhörlich durch kleine Unpäßlichkeiten und zuletzt durch ein heftiges Flußfieber unterbrochen. Dazu kam, daß es mit Wizenmann's Befinden viel ſchlimmer wurde. Er iſt ſeinem Arzte, zu dem er viel Zutrauen hat, nach Mühlheim gefolgt. Wie nah mir dieſe Trennung gegangen, kannſt Du Dir vorſtellen, denn ich war überzeugt, daß ich meinen Freund nie wieder in meinem Hauſe ſehen würde.

Mühlheim, den 16. Febr.

Erſt heute wollte ich wieder hieher reiſen, aber die Nachrichten von meinem Kranken waren ſo bedenklich, daß ich mich ſchon geſtern auf den Weg machte. Schwerlich wird mein Freund weit in den März hinein leben. Er ſehnt ſich unausſprechlich, daß ſein Leiden ein Ende nehmen möge. Wenn ich ſo vor ihm ſtehe, oder neben ihm ruhend ihn in meinen Armen halte, — den Lebendigen, der mir ſo gut als ſchon geſtorben iſt — O, Lieder, wir wandeln in einem dunkeln, finſtern Thale! Ich muß ſchließen. Nimm mit dieſem unordentlichen Geſchreibe vorlieb. Ich drücke Dich an mein Herz, das im Glauben an Gott mich allein erhält.

Düſſeldorf, den 27ſten Febr.

Unſer Wizenmann hat ausgelitten. Er ſtarb am 22ſten, Nachmittags. Ich verließ ihn am 20ſten, um die Fürſtin von Gallitzin und Buchholz, die, um unſern Freund noch einmal zu ſehen und mich aufzurichten, nach Mühlheim gekommen waren, bis in mein Haus zurückzubegleiten. Wizenmann war ſchon ſo gut als todt, aber nicht ohne ein tiefes allein Leiden, das einem durch die Seele ging. Ich habe eine tiefe, tiefe Schwermuth an dieſem Sterbebette geholt. Meine Schweſter Helene blieb bey ihm. Am Dienſtage Nachmittags um 3 Uhr gab ſie ihm zum letztenmale zu trinken. Nach etlichen Minuten trat ſie wieder an das Bett und fand ihren Freund in derſelben Stellung, wie ſie ihn verlaſſen hatte, todt.

Buchholz iſt den ganzen Donnerſtag hier bey mir geblieben. Wir werden uns einander gegenſeitig immer lieber. Seine Begierde, daß Du kommen mögeſt, iſt unausſprechlich.

Hier ein Brief von Wizenmann's Vater, den Du gerne leſen wirſt. Der Mann iſt ein Tuchwirker.

Beylage.

Mein theurer, lieber Sohn,

Mich jammern Deine Umſtände; weil es aber Gottes Sachen ſind, und wir nicht in den Rathſchluß Gottes hineinſehen, ſo wollen wir als die wahren Streiter dem Herrn Jeſu nachahmen, unſer Kreuz auf uns nehmen, im Leben, Leiden und Sterben; und wenn wir einander in dieſer Welt nicht mehr ſehen, ſo werden wir doch einander in der Ewigkeit antreffen, wiewohl ich wünſchte, Dich noch einmal zu ſehen. Halte Dich eben an Jeſum, ſo wirſt Du wahres Vergnügen zu Deiner ſeligen Ruhe bekommen. Du darfſt glauben, daß Deine Mutter und Geſchwiſter ſo geweint haben, daß mans nicht mehr hat tröſten können, bis ſie ausgeweint haben. Was mich anbetrifft, biſt Du mir immer ein Jonathan geweſen und biſts noch.

Ich behalte Dich lieb bis in mein Grab, und ich wollte gerne, ich könnte mein Leben ums Deine geben. Doch was wäre es? Etliche Jahre wären bald verlaufen, dann käme die Reihe doch an Dich. Ich nehme alſo Abſchied über Leben und Tod; laß es Dir nicht bang ſeyn aufs Sterben; es iſt eine kleine Uebergabe, ſo ſind wir daheim. Ich verbleibe

Ludwigsburg, Dein getreuer Vater
den 9. Jän. 87. Thomas Wizenmann.

80. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 10. März 1787.

Mein herzenslieber Freund und Bruder, ich lebe noch immer in suspenso und ſchreibe dieſes auf dem Bette, wo ich, Gott Lob jetzt ohne Schmerzen, 14 Tage liege als ein armer Oedipus an geſchwollenen Füßen. Den letzten Februar ſtärkte mich Dein voriger Brief, wie ein Engel, nach einer ſchlaſloſen, unruhigen Nacht, und ich beſchloß den zweiten Monat dieſes Jahres mit ruhiger Zufriedenheit. Ich ſchickte heute, wie jeden Mittwoch und Sonnabend, meinen Sohn ohne Hoffnung eines zweiten Brieſes auf die Poſt. Ehe ich es mich verſah, ſtand mein Bote vor meinem Bette, daß ich über ſeine plötzliche Erſcheinung beynahe erſchrak. Das ſchwarze Lack Deines Brieſes erinnerte mich gleich an unſern ſeligen Märtyrer, der mir jeden Morgen und Abend in dem Sinne gelegen. Ich habe mehr Freudenthränen vergoſſen, als mich über ſeinen Verluſt betrüben können. Ich rechnete auf ſeine perſönliche Bekanntſchaft, aber ohne den Wirth. Ich habe wenigſtens einen Brief von ihm bekommen, und bin ihm herzlich gut geweſen, ohne es mich merken zu laſſen, weil ich mich vor Anhänglichkeit fürchte und in meiner Lage zu wenig Kräfte habe, die ich zu Rath halten und concentriren muß. Ich verſchob alles auf die Zuſammenkunft mit ihm, auf die ich mich umſonſt gefreut habe. Gott Lob, daß er überſtanden hat, und Du, lieber Treuer, auch eine Laſt weniger haſt. Die tiefe, tiefe Schwermuth enthält einen hohen, hohen Troſt, der nicht ausbleiben wird. Bey meinem Sonnabendliede: „der Herr, der aller Enden regiert mit ſeinen Händen“, nach dem Eſſen, überfiel mich ein neuer Schauer- und Platzregen, durch den ich vollends erleichtert und erquickt bin.

Dein voriger Brief war eine Erzählung Deiner häuslichen Unruhen, an denen ich herzlichen Antheil nahm, und von dem Fortgange Deiner Arbeiten, auf die ich mich eben ſo innig freue. Ich habe dieſe erſten zehn Tage des März in einem Zuge an Dich gedacht und jeden Tag ſchreiben wollen. Da mich heute Dein zweiter Brief überraſchte, ſo bekam ich den letzten Stoß, dem ich nicht länger widerſtehen konnte.

Ich hoffe Dir wenigſtens 1 1/2 Bogen Manuſcript beylegen zu können, aber mit der freundſchaftlichen Bitte, es damit ſo wie ich zu machen, und Dir Zeit zu laſſen, wenn Du einen müſſigen Augenblick zu dieſer herculiſchen Arbeit übrig haſt und recht zum Tadel aufgelegt biſt. Am 15. Februar bin ich mit meines Sohnes geborgtem Quintilian glücklich fertig geworden. Ich habe mich daran ſo begeiſtert, daß ich ihn gern auf allen Seiten meiner Arbeit citirt hätte. Ein Paar Anführungen habe ich doch das Herz gehabt, auszuſtreichen. Nichts hat mich mehr aufgerichtet, als die Relatio curiosa, daß Cinna neun Winter und Sommer an ſeinem Smyrna gearbeitet und Iſocrates nach der ſparſamſten Rechnung an ſeinem Panegyricus zehn Jahre. Ich bin dadurch neugierig gemacht, dieſen auch zu leſen. Er lobt Athen, und iſt gegen die Barbaren eben ſo geſinnt, wie ich gegen die Berliner. Nach dem Telemach haben wir uns rechtſchaffen an Florian's Numa Pompilius ennuyirt, und ſeitdem in der franzöſiſchen Litteratur Punctum gemacht.

Vorgeſtern bringt mir Nicolovius Trenk's Leben, mit der Bedingung, daß er es den Morgen darauf wieder haben müſſe. Ich gehe daran mit wenig Appetit und einem ziemlichen Vorurtheil. Ich kam ins Leſen, bringe die halbe Nacht mit einem Lichte vor meinem Bette über dieſem Buche zu, wider all meine Sitte und Diät, ſchlafe darauf einige Stunden herrlich, und eile den Morgen gleich damit fertig zu werden. So ſchrecklich hat mich ſeit langer Zeit kein Buch electriſirt und illuminirt als dieſer außerordentliche Menſch, der unſern nordiſchen Salomo ausſalomiſirt. Das iſt eine wahre Encyclopädie meiner Metaphyſik der Humanität und Moralität. Sage mir doch, lieber Jonathan, auch Deines Herzens Gedanken von dieſem Buche, und alles was Du von dieſem Wundergeſchöpfe und Ungeheuer weißt.

Ich ſchäme mich nicht, Dir zu beichten, und lüge nicht, daß ich ein ganzes Buch Papier und mehr verderbt, ehe meine Handſchrift eine Geſtalt gewonnen, die ich ihr mehr wünſchen als geben kann. In dem ſchäumenden Tone, wie ich anfing, wäre ich mit 15 Bogen nicht zu Ende gekommen. Nun hoffe ich die vorige Verſchwendung durch Sparſamkeit zu erſetzen.

Oculi.

Ich mußte geſtern aufhören, das Schreiben wurde mir zu ſchwer. Nun, lieber Herzens-Jonathan, laß die Todten ſchlafen und ruhen von ihrer Arbeit. Schone Deine Geſundheit und lebe deſto mehr für die Lebenden, auch Deine entfernten Conſorten. In meinen früheren Jahren war dieß das einzige Glück, das ich mir wünſchte, wie der ſelige Wizenmann bey einem Freunde zu hauſen, und ich hoffte dieß von meinem einzigen Bruder. Gott hat mich ganz andere Wege geführt, die beſſer geweſen ſeyn müſſen als meine thörichten Entwürfe. Nun bin ich auf meine alten Tage in ein neues Labyrinth gerathen, zu dem ich ohne neue Wunder und Zeichen keinen Ausgang zu finden weiß; nichts als Finſterniß in mir und um mich ſehe. Wie kindiſch, — wie nichtig mir alles vorkommt! Was iſt der Menſch, daß Gott ſeiner denkt! Unſer Verdienſt und Würdigkeit bewegt ihn gewiß nicht dazu. Seine grundloſe Barmherzigkeit iſt das einzige, worauf wir im Leben und im Tode uns verlaſſen können; und — welcher Abgrund für unſern Schwindel des Vernunftglaubens!

Gott ſchenke Dir Geſundheit, Frieden und Freude des Geiſtes, Dein Leben zu genießen. Erinnere Dich meiner und ſey mein Paraclet bey Buchholz, dem ich nicht eher ſchreiben kann, bis ich weiß, was? Bleib auch Herder's Freund und ſchreibe es ihm; er wäre nicht der meinige, wäre er nicht der Deinige. Ich bin bis in den Tod, wie Wizenmann, Dein Schatten und Conſors

Johann Georg.

81. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 8. April 1787.

Gott Lob, daß Du geſund biſt, herzenslieber Bruder Jonathan. Ich wollte geſtern ſogleich antworten; aber Dein erwünſchter Brief fand mich über einer Arbeit, die ich gerne los ſeyn wollte, ohne daß es mir möglich war abzubrechen. Die ganze Stille beſteht darin, des Morus zweite Ausgabe des Panegyricus mit der erſten, die ich beſitze, zu vergleichen. Es wurde ſchon finſter und zum Glück mußte ich Feyerabend machen, weil Brahl kam und mir unſeres lieben Lavater Nathanael brachte. Einige Abende zuvor erhielt ich das zweite Stück ſeiner Wochenſchrift nebſt der verzweifelten Metaphyſik des Obereit. Lavater's Rechenſchaft iſt ein Meiſterſtück ſeiner Beredſamkeit und vollen Herzens, bis auf einige wenige Stellen, wo er leider in den Fehler fällt, mehr zu ſagen, als nöthig und nützlich iſt für ſeine Freunde und Feinde.

Von meinem geſchwollenen linken Fuße habe ich bisher keine Unbequemlichkeit gehabt, als daß ich in meinen weiten Reiſeſtiefeln habe herumtappen müſſen wie ein Tanzbär. Scheffner hat mich weidlich ausgelacht. Ich ſpeiſte vorigen Dienſtag mit ihm. Man vermuthet ſich eine Fortſetzung der Lebensläufe. Wie mir alles ein Wunder iſt, ſo auch dieſes ein Geheimniß, wie Hippel bey ſeinen Geſchäften an ſolche Nebendinge denken kann, und wo er Augenblicke und Kräfte hernimmt, alles zu beſtreiten. Er iſt Bürgermeiſter, Polizeydirector, Obercriminalrichter, nimmt an allen Geſellſchaften Theil, pflanzt Gärten, hat einen Baugeiſt, ſammelt Kupfer, Gemälde, weiß Luxus und Oeconomie, wie Weisheit und Thorheit zu vereinigen. Scheffner giebt ſich auf dem Lande als Kirchenvorſteher mit Projecten à la Rochow ab, wird von ſeinen Freunden deßhalb geneckt, und lacht ſelbſt darüber mit. Der Gang dieſer Leute iſt eben ſo ſonderbar als ihr Ton. Was ich für eine Figur zwiſchen ihnen vorſtelle, weiß ich ſelbſt nicht. Es ſcheint, daß wir uns einander lieben und ſchätzen, ohne uns ſelbſt recht zu trauen. Sie ſcheinen gefunden zu haben, was ich noch ſuche. Mit allem Kopfbrechen geht es mir wie dem Sancho Panſa, daß ich mich endlich mit ſeinem Epiphonem beruhigen muß: Gott verſteht mich!

den 9ten.

Geſtern gingen Mutter und Sohn jedes in ſeine Kirche; jene den Oberhofprediger, dieſer den Hoſpitalprediger zu hören. Ich las meinen kleinen Mädchen. 1777 ſchenkte mir Lavater Hahn's Poſtille, an der ich zehen Jahre unermüdet fortleſe und dem Geber zuweilen laut danke, weil ich dieſer kleinen Poſtille wirklich viel zu verdanken habe, ungeachtet ich die theologiſchen Grillen und Schwärmereyen nur mit genauer Noth aushalten kann. Aber gewiſſe Grundideen — doch, in unſeren Urtheilen über Bücher fließt das, was man dabey denkt und fühlt, mit dem, was man lieſ't, ſo in einander, daß man nicht im Stande iſt, eines von dem andern abzuſondern, und daher ſo mancher Bock in meinen ſchwärmeriſchen Urtheilen. Nach verrichteter Hausandacht in beliebter Kürze, die meinen beiden Mädchen ſehr langweilig vorkam, wanderte ich in meinen Reiſeſtiefeln nach der Stadt, durch die Halle der altſtädtiſchen Kirche, wo der Kirchenrath ſich überſchreyt und kein Ende finden kann, zu meinem kranken Freunde Hennings, der über einer dicken Poſtille munterer, als ich dachte, ſaß, und eben eine Predigt des ihm erbaulichen Giſeke angefangen hatte, den ich nur dem Namen nach kenne.

Sein Wirth und nächſter Blutsfreund kam auch in die Stube. Es war von einem jungen Menſchen die Rede, der nach Memel abgereiſ't war, dort als Kaufmann auszulernen. Ich war ſo desorientirt, daß ich mich gar nicht beſinnen konnte, daß des vor mir ſitzenden Wirths Sohn gemeynt ſey. Wie ich mit der Naſe darauf geſtoßen wurde, fiel mir der junge Menſch ſo lebhaft ein, daß ich in ein Gedränge aſſociirter Ideen gerieth. Erziehung iſt das Steckenpferd meines Freundes, der, vielleicht zum Glücke, keine Leibeserben hat. Philanthropie, der Deſſauiſche Hof, und der Himmel weiß, was mir noch alles einfiel. Ich redete einige Minuten durcheinander und eilte beſchämt aus dem

Hauſe; ging zu meinem lieben Criſpuk, wo ich gute Freunde fand, ihn ſelbſt in neuen Plaudereyen, was mit dem aus Berlin angekommenen Geſchenk von 2000 Rthlrn für die Univerſität anzufangen wäre. Von da zu Kriegsrath Lilienthal, der mich mit alter, unveränderter Vertraulichkeit empfing. Er erinnerte ſich, daß ich ihn vor einigen Jahren ſchon gebeten hatte, ſich meines eingefallenen Holzſtalles anzunehmen, und daß weder Kammer und Admiralitäts-Collegium hier, noch in Berlin das Generaldirectorium und die Regie, wegen der Koſten mit einander einig werden konnten. Er verſprach mir nun Hülfe. Ich ging alſo vergnügt zu Tiſch bey meinem Nachbar Milz und ließ mir alles herrlich ſchmecken. Auch in der Küche ſind die Götter. Nach Tiſch, da ich mit meinem Sohne und unſerem Wirthe allein war, fiel dieſem ein, mich etwas merken zu laſſen, was er lange ſchien auf dem Herzen gehabt zu haben. Er mißbilligte den ganzen Plan oder Unplan meiner Erziehung, und war der Meynung, daß ich weniger auf die Mädchen und mehr auf den Jungen verwenden ſollte. Ich war von meiner Materie ſo voll, daß ich weder Anfang noch Ende wußte. Die Gegenwart meines Sohnes war mir auch im Wege. Mußte alſo zu einem myſtiſchen Perſiflage meine Zuflucht nehmen, das leider beiden anſtößig iſt. „Reden Sie, daß ich Sie verſtehe.“ — „Verſtehen Sie Ihren Vater?“ — „Nein, mein Sohn verſteht mich am wenigſten.“ Ich verſchanzte mich ſo gut ich konnte, bis ein anderer Nachbar kam, der in meinen Ton einſtimmte, und wir ließen uns darin nicht ſtören, obgleich die Materie abgebrochen wurde. Ich gerieth alſo in eine ungewöhnlich lebhafte Laune und hinkte vergnügt nach Hauſe. Dafür iſt die halbe Nacht ſchlaflos geweſen und ich muß den Morgen im Bette bleiben. Eine Fortſetzung meiner Arbeit kann ich nicht ſchicken. Aber Deine Geſpräche werden mir recht willkommen ſeyn. Laß mich nicht darauf warten. Vielleicht werde ich dadurch aufgemuntert, den Hügel zu überſteigen. Die Gedanken vergehen mir, wenn ich an alles denke, was ich gern ſchreiben möchte und nicht zu ſchreiben vermögend bin. Ich umarme Dich und alle die Deinigen. Sobald nur immer möglich, mehr von

Deinem alten, treuen Oedipus.

---

82. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 1ſten April 1787.

Beſter Herzensvater, Du glaubſt nicht, welche Freude Dein liebevoller Brief vom 10ten mir gemacht hat. Dank für alles, Du unausſprechlich Lieber! Die Beylage habe ich geleſen, kann Dir aber heute weiter nichts darüber ſagen, als daß mir beym Leſen trefflich wohl geweſen iſt, und daß es mir eine wahre Luſt iſt, Dich wieder im Gange zu ſehen. Der Poſtwagen bringt Dir mein neues Büchlein. Es wird mir lange währen, bis ich Dein Urtheil darüber erfahre.

Pempelfort, den 6ten.

Siehe, Du Guter, da bin ich ſchon in meinem guten Pempelfort. Wir haben uns Hals über Kopf heraus gemacht, als wenn es auch auf die Meſſe wäre. In der That doch auch ein beſſeres Jubilate als das Leipziger! In der vorigen Woche ward es unverſehens beſchloſſen. Zu dem außerordentlich ſchönen Wetter und dem mit Gewalt herausbrechenden Laube kam noch der Umſtand, daß wir einen Beſuch von Reventlows auf ihrer Reiſe von London nach Holſtein zu erwarten haben, und ſie hier bequemer als in der Stadt beherbergen können.

Im Februar des Muſeums findeſt Du Wizenmann's Schreiben über das Orientiren. Er entſchloß ſich, Ende Decembers, es drucken zu laſſen. In einem Buche, worin er ſeine Gedanken aufzeichnete, finde ich folgende Stelle über Dich: „10. Jän. 1786. Dieß iſt der Mann, deſſen patriarchaliſches Herz, deſſen bildervoller Kopf, deſſen ungeheure Gelehrſamkeit, deſſen feiner, ſchwerthafter Geiſt meines Erachtens nicht ſeinesgleichen hat. Ich beuge mich tief vor ſeinem Genius. Jacobi hat viele gute Eindrücke ihm zu verdanken.“

83. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 17. April 1787.

Herzenslieber Jonathan, Sonnabends erhielt ich das Muſeum, war aber zu müde und zerſtreut, mit

Andacht zu leſen, behielt es alſo zum Frühſtück des Quasimodogeniti vor, welches ich wirklich im Bette genoſſen mit einem Geſchmack, der ſich ſchwerlich beſchreiben läßt. Wie habe ich um den lieben Wizenmann geweint, wie laut habe ich ihm für ſein Teſtament gedankt! Ich bin von dieſem Nachlaſſe und von dem Geiſte Deines Freundes ganz berauſcht geweſen, und habe an dem Verluſte eines ſolchen Freundes und Geſellen erſt recht innigen Antheil nehmen können. Er iſt der Ruhe werth, in die er eingegangen iſt. Nunmehr werde ich im Stande ſeyn, ſeine Reſultate zu leſen und zu verſtehen, an denen mir immer, ich weiß nicht was, gefehlt und widerſtanden hat. Ich bin jetzt ein Geiſt und Seele mit ihm geworden, ſtimme ganz mit ihm, und eben ſo halb, wie er, mit Dir. Willenskraft und Verſtand iſt für mich einerlei. Kant ſoll ungemein zufrieden mit ſeinem Style ſeyn — lächerlich und philoſophiſch! Criſpus lieſ't den Aufſatz jetzt, und ich bin ſehr neugierig, von ihm und Hippel zu wiſſen, ob ich mich in meinem Urtheile getäuſcht habe, wie es dem ſel. Wizenmann gegangen iſt in Anſehung meiner. Wir haben wohl beide nicht die Abſicht gehabt, uns zu ſchmeicheln. Mein einziger Brief an ihn war zurückſtoßend und abhaltend, weil ich mein Urtheil durchaus bis auf unſere Bekanntſchaft zurückhalten wollte. Die Reſultate thaten mir kein Genüge; aber im Muſeum habe ich einen ganz anderen Mann erkannt, und mehr Dich, lieber Jonathan, und mich, als ihn ſelbſt, beweint. Gott Lob, daß ſeine Marter überſtanden iſt, und ſein Lohn gewiß, und nicht gemein ſeyn wird. Er hat mit ſeinem Pfunde auch für mich gewuchert. Ich werde nur nöthig haben zu ſchneiden, was andere geſäet haben. Deine Zufriedenheit mit meinem Anfange behagt mir eben ſo ſehr, als ſie mir Unruhe macht und Deine Nachſicht verdächtig.

Da kommt Criſpus in vollem Sprunge von Kant, mit dem er bis 6 Uhr bey Tiſch geſeſſen. Meine erſte Frage war nach Wizenmann's Fragment, wie es ihm gefiele? — „Nichts klar, aber ſchön geſchrieben; man lieſ't es mit Vergnügen. Ich müßte es mir erſt in Gedanken überſetzen, um es zu verſtehen." — Wie mir zu Muthe war, läßt ſich nicht beſchreiben; mir wurde vor meinem eigenen Urtheil angſt. Ich beſorge, daß ich mich zuweilen durch lebhafte Eindrücke hinreißen laſſe, ohne meiner mächtig zu ſeyn. An meine Arbeit kann ich kaum denken; ſie liegt mir wie ein ſchwerer Stein auf dem Kopfe und Herzen. Ach, lieber Jonathan, einige Stunden an Deiner Seite weggeplaudert würden mehr fördern, als alles Geſchmiere. Hier habe ich keine Seele, mit der ich über mein Thema reden könnte; nichts als Gleichgültige. Trahe me post te, damit der truncus und stipes Dir näher komme und ſo manches, was ich auf dem Herzen habe, Dir ins Ohr ſagen könne. Geſtern habe ich den dritten Bettelbrief um meinen Urlaub nach Berlin geſchickt. Nun iſt es Zeit, lieber Bruder, dort nachzuhelfen durch den Bruder unſerer Fürſtin, wenn ſie noch ein Werk der Barmherzigkeit an mir thun will.

Was wird noch aus dem Wirrwarr der Berliner und Schweizer werden? Ich habe wie ein Kind über Wizenmann geweint, und wie ein Crocodil über die Berliner Monatsſchrift. Schicke mir doch Starks Rechtfertigung, ſobald Du ſie haſt. Aus ſeinem Briefe an . . . . habe ich ſchon den falſchen Gang dieſes verirrten und verlorenen Mannes vorausſehen können. Er iſt mein Beichtvater geweſen und hat mich von den hierophantiſchen Briefen abſolvirt mit einem Geiſte, der nicht ſein war. —

Noch die Seite voll zu machen, will ich Dir etwas von meinen Ebentheuern des Sonntags Quaſimodogeniti erzählen. Ich begegne zufällig meinem Nachbar . . . . auf dem Gange nach der . . . . Kirche, und verſuche, ob ich den Prediger im Stande bin, in irgend einem Winkel zu vernehmen. Zum Texte hatte er die Worte der Bergpredigt, VII. 1. Richtet nicht heißt: ſeyd behutſam im Urtheilen; Handlungen, aber nicht Geſinnungen laſſen ſich beurtheilen. Ich eilte aus dem Tempel hinaus und wurde Vorleſer meiner kleinen Gemeinde aus Hahn's Poſtille.

Mein Sohn bringt von der Poſt nichts als die leidige Nachricht, daß ich Dein Packet ſchwerlich vor Sonnabend erhalten werde. Ich muß mich alſo zufrieden geben. Gott empfohlen. Laß Dir nicht grauen noch ekeln an dem Geſchwätz Deines lahmen Patienten und Nachtwandlers

J. G. H.

84. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 30. April 1787.

Dein Brief vom 17ten, lieber Vater Hamann, iſt geſtern angekommen, und hat mich ſehr erfreut durch den Beyfall, welchen Du dem letzten Werke meines lieben Wizenmann giebſt. Aber ſage mir doch, wenn es möglich iſt, was Dich hindern konnte, in den Reſultaten, dem Weſentlichen nach, denſelben Mann zu erkennen. Nie bin ich in meiner Erwartung mehr betrogen worden, als da Du dieſe Schrift ſo kaltſinnig aufnahmſt.

Deine Ahndungen wegen des Ausganges des Krieges über Jeſuitismus möcht' ich wiſſen. Mir kommt die Hypotheſe der Berliner ſo offenbar wie ein Mährchen vor, daß ich gar nicht wüßte, wie ich es anfangen ſollte, um ſie einen Augenblick für etwas anderes anzuſehen. Daß Stark und Andere gewünſcht haben, ein bischen hexen zu können; daß ein Betrüger dem andern ſein Geheimniß abſieht und die Kunſt vollkommener macht — das kommt mir ſehr natürlich vor. Was aber die Berliner erzählen und prophezeihen, das ſcheint mir der menſchlichen Natur und allem, was wir von den Geſtalten, die ſie annehmen kann, wiſſen, durchaus zu widerſprechen.

Die Fortſetzung Deiner Arbeit habe ich heute noch einmal geleſen und daraus von Deinem Geiſte ſo viel in mich aufgenommen, als ich faſſen konnte. Du glaubſt nicht, wie ich an Dir ſauge, wie Du mich oft aufrichteſt und wie Du mich hältſt.

Wegen Deines Urlaubes habe ich geſtern nach Münſter geſchrieben. Ich thue aber was ich kann, um es mir nicht in den Kopf zu ſetzen, daß Du wirklich kommen wirſt. Verbrannte Kinder ſcheuen das Feuer. Ich drücke Dich an mein Herz.

85. Von J. G. Hamann.

Königsberg, Misericordias Domini,
den 22. April 1787.

Herzenslieber Jonathan, kein Urtheil, ſondern die Nachricht, Dein Päckchen erhalten zu haben und Dir herzlichen Dank dafür ſchuldig zu ſeyn. Freytags kam mein Sohn damit zurück. Ich hatte einen fürchterlichen Tag gehabt, voll Angſt und Unruhe über das an Dich abgelaſſene. Vielleicht war alles ein Druck der plötzlich veränderten Witterung. Es war vier Uhr Nachmittags, und ich hörte nicht auf zu leſen, bis ich zu Ende war. Abends kam Criſpus voller Triumph, bey ſo einem Wetter ſich zu einem Beſuche entſchloſſen zu haben, der mir freylich ſehr unerwartet, angenehm und höchſt nöthig war. Er fiel gleich über Dein Büchlein her, mit einer Begierde, die ihm nicht gewöhnlich iſt, und drang eben ſo inſtändig darauf, es mitzunehmen. Ich glaube, daß der Titel mit daran ſchuld war, der mir eben ſo wenig ganz gefällt, wie Dir ſelbſt, ob er gleich Ciceronianiſch iſt. Criſpus kann den Hume auswendig und dankte mir den Abend noch, ihn ſein erſtes Werk über die menſchliche Natur kennen gelehrt zu haben, welches in drey Theilen herausgekommen iſt und wenig Eindruck gemacht hat. Ich habe es ſtudirt, ehe ich die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten ſchrieb, und verdanke meine Lehre vom Glauben eben derſelben Quelle.

Du biſt in Dein rechtes Element hinein gerathen, in Deinen alten Wirbel, in den ich mich nicht getraue. Es geht Dir mit Deinem techniſchen Wortkram, wie mir mit meinem Bilderkram. Ich erinnere mich heute nichts mehr von Deinem Buche, als es vorgeſtern in größtem Drucke der Lebensgeiſter geleſen zu haben. Ich ging darauf ſo verzagt und troſtlos zu Bett über all meine verlorene Arbeit, wußte weder Anfang noch Ende, konnte keinen Ausweg, keine Hinterthür finden. Geſtern frühe wachte ich muthiger auf, ging an meine Arbeit, konnte des Iſokrates Panegyricus mit neuem Vergnügen leſen, überraſchte meinen Michael über Deinem Woldemar und nahm das Buch, um es ſelbſt zu leſen. Ich leſe jetzt wie ein Müller, der Waſſer auf ſeine Mühle ſucht, und da ſcheint es mir, daß ich in Wizenmann's Fragment mehr zur Sache gefunden habe, als in Deinem Geſpräche. Verſchlungen habe ich es, aber noch nicht geleſen; alſo kann ich nicht urtheilen; und ich muß Criſpus abwarten, der Philoſoph ex professo iſt.

C'est assez que d'être, ſagte Mde. de la Fayette, wie ich vorige Woche in einer magern Compilation geleſen habe, die den Titel führt: Tableau historique de l'esprit et du caractère des littérateurs français. Ich ſchrieb mir das Sprüchelchen auf, indem ich mich Deiner dabey erinnerte.

den 23ſten.

Abſcheuliches Wetter, daß ich nicht ausgehen kann. Criſpus iſt geſtern ausgeblieben. Ich kann Dir alſo, herzenslieber Jonathan, ohne Dein Buch, von demſelben nichts weiter ſagen, als in Verhältniß Deiner beiden Gegenſtände der Autorſchaft zu den meinigen. Idealismus und Realismus: Chriſtenthum und Lutherthum. Jene beiden ſind in meinen Augen ideal, letztere real. Zwiſchen Deinen beiden Extremen fehlt ein Medium, das ich Verbalismus nennen möchte. Meine Zwillinge ſind nicht Extreme, ſondern Bundsgenoſſen und nahe verwandt. Ich will den Berliniſchen Idealismus des Chriſtenthumes und Lutherthumes widerlegen durch einen hiſtoriſchen und phyſiſchen Realismus, Erfahrung der reinen Vernunft entgegenſetzen. Wie Du ſelbſt ſagſt, das Reelle bleibt, das Ideelle hängt mehr von uns ab und iſt wandelbar durch den Nominalismus. Unſere Begriffe von Dingen ſind wandelbar durch eine neue Sprache, durch neue Zeichen, die neue Verhältniſſe uns gegenwärtig machen, oder vielmehr, die älteſten, urſprünglichen, wahren wiederherſtellen. Verzeih es meiner Eitelkeit, wenn ich Dir aufrichtig geſtehe, daß mir meine eigene Autorſchaft auch näher liegt als Deine, und mir ſelbſt der Abſicht und dem Inhalte nach wichtiger und nützlicher zu ſeyn ſcheint.

Idealiſmus und Realiſmus ſind nichts als entia rationis, wächſerne Naſen — Chriſtenthum und Lutherthum ſind res facti, lebendige Organe und Werkzeuge der Gottheit und Menſchheit.

In Deinen Augen mag auch mein ganzer Plan Idealiſmus ſeyn. Laß mir die Zufriedenheit, etwas mehr Realiſmus darin zu finden, bis ich des Gegentheiles überführt werde. Indem die Berliner ideelle Jeſuiten verfolgen, ſollen ſie für die reellen erkannt werden. Je mehr ſie fripon ſpielen, für deſto ärgere dupes müſſen und werden ſie erkannt werden. Wenn ich das nicht erreichen kann, ſo iſt mir an den übrigen Kleinigkeiten wenig gelegen.

Unſerem Oberhofprediger zu Gefallen, las ich geſtern frühe im Bette die hierophantiſchen Briefe, die am ſchändlichſten unter allen meinen Schriften abgedruckt ſind; vorige Woche eben ſo zufällig die Einfälle und Zweifel. Ich verſtehe mich ſelbſt nicht, und begreife nicht, wie es möglich iſt, dieſe Miſthaufen — Aber den Samen von allem, was ich im Sinne habe, finde ich allenthalben. Mein feſter Vorſatz und Wunſch iſt, anders zu ſchreiben; ruhiger und deutlicher. Aber die altera natura läßt ſich mit keiner furca austreiben, und Dir geht es nicht beſſer mit Deinem Seyn. Idealiſmus und Realiſmus, im Grunde nichts als Bilderkram: Verbaliſmus oder Figuriſmus. Dieſelbe Uebertragung und communicatio idiomatum des Geiſtigen und Materiellen, der Ausdehnung und des Sinns, des Körpers und Gedankens. Allen Sprachen liegt eine allgemeine zum Grunde, Natur, deren Herr und Stifter ein Geiſt iſt, der allenthalben und nirgends iſt, deſſen Sauſen man hört ohne zu wiſſen den terminum a quo und ad quem, weil er frey iſt von allen materiellen Verhältniſſen und Eigenſchaften, im Bilde, im Worte aber innerlich.

Iſt die Rede von einem jungen Moſt, ſo verſehet euch mit neuen Schläuchen. Iſt die Rede von einer bloßen Einkleidung alter Wahrheiten, ſo brauchet keine neuen Lappen, durch die der Riß des alten ärger wird.

Was Gott zuſammengefügt hat, kann keine Philoſophie ſcheiden, eben ſo wenig vereinigen, was die Natur geſchieden hat.

Vielleicht ſcheint Dir alles, was ich ausſchütte, eine Folge meines geſtern verdorbenen Magens. Sey's, ihm habe ich wenigſtens den pruritum eines guten Willens zu verdanken, mehr zu verſchlingen, als ſich verdauen läßt, und Experimente zu machen, die ein Geſunder nicht im Stande iſt manchem Kranken nachzuthun. Wenn Krankheit und Arzneykunſt auf Einbildung hinausläuft, ſo ſind ſie doch beide nicht umſonſt auf der Welt, bereichern die Erfahrung und füllen den Beutel. Gewinn und Verluſt ſind Looſe, im Ganzen beſtimmt, in den einzelnen Fällen durch die Natur des Zufalls, aber nicht durch die Einſicht unſerer Vernunft zu beſtimmen. Auch Irrthümer und Ketzereyen, auf die man bona fide kommt, ſind bisweilen lehrreicher, als der alte Sauerteig der Orthodoxie und Heterodoxie, den man mala fide mit dem Munde bekennt ohne Antheil des Gewiſſens.

Ich habe vielleicht mehr geſchrieben, als für uns beide gut iſt, weil ich nicht im Stande bin, mich hinlänglich zu erklären, noch Du, den Zuſammenhang meiner Bruchſtücke einzuſehen. Was ich von Criſpus auspreſſen kann, werde ich Dir unverholen mittheilen, und nach ihm auch mein Heil verſuchen. Die Wahrheit muß aus der Erde herausgegraben werden und nicht aus der Luft geſchöpft, nicht aus Kunſtwörtern, ſondern aus irdiſchen und unterirdiſchen Gegenſtänden erſt ans Licht gebracht werden durch Gleichniſſe und Parabeln der höchſten Ideen und tranſcendenten Ahnungen, die keine directi ſondern nur reflexi radii ſeyn können, wie Du aus dem Bacon anführſt. Außer dem principio cognoscendi giebt es kein beſonderes principium essendi für uns. Cogito, ergo sum, iſt in dieſem Verſtande wahr.

Vergiß nicht, daß ich sine libro tuo geſchrieben habe. Ich bin eben ſo geneigt zu einer amende honorable, wenn ich mich eines Beſſern überführen werde. Jetzt ſcheint Dein Thema mir zu weit aus meinem Wege zu liegen. Auch Dein Motto aus dem Paſcal iſt zu einſeitig. Natur und Vernunft ſind ſo gut correlata als opposita. Skepticismus und Dogmatismus können eben ſo füglich bey und neben einander ſtehen, als Erkenntniß und Unwiſſenheit, Zweifel mit beiden, die ἀντιθέσεις τῆς ψευδωνύμου γνώσεως mit der Plerophorie des Urtheils und Willens, das Unkraut mit dem Waizen, der Wechſel der Tags- und Jahrszeiten mit dem regelmäßigen Laufe der Natur.

Jetzt gehe ich zu meinem Iſokrates. Die Idee zu der in Holland geſchlagenen Münze auf den Salomo im Norden, Nil reliquum erat, ſteht wie gewieſen am Ende des dritten Brieſes an Alexanders Vater: οὐδὲ γὰρ ἔσται λοιπὸν ἔτι πλὴν θεὸν γενέσθαι. Der in die Sonne fliegende Adler hat mich an die Grille eines Engländers erinnert, der dahin den Sitz der Hölle verlegte.

Mein Wunſch iſt früher geweſen, der Autor eines kleinen Buches zu ſeyn, wie des Iſokrates Panegyricus iſt, und damals die deutſche Ueberſetzung des Montesquieu über Größe und Verfall der Römer war (nach meinem damaligen Urtheil; nachher hat mir Holberg mehr Genüge gethan, ungeachtet ſeiner Maculaturgeſtalt). Wenn ich mit dem fliegenden Briefe fertig werde, will ich gern die Feder wegwerfen und zerſtampfen. Man bedauert, daß der ſel. Wizenmann ſich nicht über das Poſitive erklären können; ich nicht. Sein Fragment that mir völlig genug am Morgen Quasimodogeniti, den ich lange behalten werde, geſetzt auch daß ich mich geirrt haben ſollte.

Lebe mit den Deinigen wohl und Gott empfohlen. Catechiſiren mußt Du nicht, weil ich alles unter den Händen vergeſſe. Ich bitte alles zum Beſten auszulegen und erſterbe

Dein alter, aufrichtiger Oedipus Brutus.

86. Von J. G. Hamann.

Caſtor, den 27. April 1787.

Vous êtes malin! Machſt Du eben ſo große Augen, mein lieber Pollux, als damals zum erſtenmale über dieſes Zeugniß? Glaubſt Du, oder verlangſt Du außer den Empfindungen klare Beweisgründe? Geſchichte iſt Anfang und Ende. Wenn wir eines ſagen, ſo verſteht ſich beides, weil eines das andere in ſich ſchließt, wie essentia und existentia.

Dein 20ſten erhielt ich Dein ängſtlich erwartetes Geſchenk. Ich verſchlang das Büchlein und es war mir nicht wohl darauf. Criſpus überraſchte mich wie ein angelus ex machina, bemächtigte ſich wider ſeine Art des Büchleins, und that mir einen großen Gefallen, weil ich nicht ſobald meine dunkeln Empfindungen zu entwickeln im Stande war. Dienſtags war ich bey Hippel zu Gaſt; Criſpus wohnt in der Nähe, ich brannte vor Begierde ihn zu ſehen. Er gab mir deinen Hume traurig wieder, beklagte ſich über Mangel an Einheit, (den zu finden oder zu empfinden ich ſchnell und übereilt zu leſen genöthigt bin,) machte mir aber Hoffnung zu einem Aufſatze über Wizenmann's Fragment, mit dem er ſehr zufrieden war, bis auf Aber, die ich noch nicht weiß, und die mir vielleicht eben ſo gleichgültig ſeyn werden als das fehlende Poſitive. Von Kant verſicherte er eben das, der den Tod dieſes Mannes ſehr bedauert, und Luſt gehabt hätte, ſich näher mit ihm einzulaſſen. Vorgeſtern fing ich Deinen Hume an zu leſen, und legte einen halben Bogen zum Aufſchreiben ins Buch. Der Titel iſt mir das Geſicht und die Vorrede der Kopf, bey denen ich mich immer am längſten aufhalte und beynahe phyſiognomiſire.

Alſo zuerſt über Deinen Vorbericht. Freylich wären drey Geſpräche ſtatt Eines beſſer geweſen. Die Doſis iſt zu ſtark für einen Patienten mit nüchternem Magen, der Galle verräth; auch die Perſonen nicht gut gewählt oder glücklich bezeichnet; der Er zu ſehr nach dem Zuſchnitte des Ichs. — Glaube hat Vernunft eben ſo nöthig, als dieſe jenen. Philoſophie iſt aus Idealismus und Realismus, wie unſere Natur aus Leib und Seele zuſammengeſetzt. Nur die Schulvernunft theilt ſich in Idealismus und Realismus. Die rechte und echte weiß nichts von dieſem erdichteten Unterſchiede, der nicht in der Natur der Sache gegründet iſt, und der Einheit widerſpricht, die allen unſern Begriffen zum Grunde liegt oder wenigſtens liegen ſollte. —

Jede Philoſophie beſteht aus gewiſſer und ungewiſſer Erkenntniß, aus Idealismus und Realismus, aus Sinnlichkeit und Schlüſſen. Wozu ſoll bloß die ungewiſſe Glaube genannt werden? Was ſind nicht-Vernunftgründe? Iſt Erkenntniß ohne Vernunftgründe möglich? Eben ſo wenig, als sensus sine intellectu. Zuſammengeſetzte Weſen ſind keiner einfachen Empfindungen noch weniger Erkenntniſſe fähig. Empfindung kann in der menſchlichen Natur eben ſo wenig von Vernunft, als dieſe von der Sinnlichkeit geſchieden werden. Die Bejahung identiſcher Sätze ſchließt zugleich die Verneinung widerſprechender Sätze in ſich. Identität und Widerſpruch ſind von ganz gleicher Gewißheit, beruhen aber oft auf einem optiſchen oder transſcendentalen Schein, Gedanken, Schatten und Wortſpiele. Die Sprache iſt die wächſerne Naſe, die Du Dir ſelbſt angedreht, der Pappendeckel, den Du Deinem Spinoza vorhängſt, und ein geronnen Fett, das in Deiner ganzen Denkungsart oben ſchwimmt. Das iſt das Queckſilber Deiner Philoſophie, welches Du umſonſt zu figiren bemüht biſt: Bejahung des Daſeyns an ſich; das abſtracteſte Verhältniß, das nicht verdient zu den Dingen, geſchweige als ein beſonderes Ding gerechnet zu werden. Verba ſind die Götzen Deiner Begriffe, wie Spinoza den Buchſtaben zum Werkmeiſter ſich einbildete. So leichtſinnig iſt die Ethik, daß mir daran ekelt, und ich begriffe nicht, wie es möglich iſt, dieſe carteſianiſch = cabbaliſtiſche Juno für eine Göttin anzuſehen, wenn die Berliner Philoſophen nicht eben ſo ſchwärmeriſch vom Jeruſalem und eben ſo lächerlich ehrerbietig geurtheilt hätten. Bald wird alles verraucht ſeyn und ſich verblutet haben.

Ich war von Hume voll, als ich die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten ſchrieb, und darauf bezieht ſich S. 49 meines Büchleins: Unſer eigen Daſeyn und die Exiſtenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden. Kennſt Du des Hume Treatise of human nature, ſein erſtes Werk? Criſpus dankt mir immer dafür, wenn er daran denkt, daß er das Buch zuerſt durch mich hat kennen lernen. Da erſcheint Hume in ſo roher Natur, ihrer Blöße und Stärke. Criſpus kann ſich wirklich rühmen, den Hume beynahe auswendig zu können. Ich habe nichts als ein Geſpenſt im Kopfe, und Auszüge, die ich weder leſen noch mich daraus finden kann. Spinoza iſt Dein Hauptſchlüſſel, und ſeine Gläſer ſind für Deine Augen vielleicht geſchliffen, aber es iſt unrein und gefärbtes Glas. Wie kannſt Du S. 25 Mendelsſohn beſchuldigen, daß er ohne die geringſte Veranlaſſung Dir chriſtliche Geſinnungen aufgebürdet, die weder chriſtlich noch die Deinigen wären? Im Glauben geboren werden, iſt das Humiſch oder philoſophiſch, oder —? Jetzt ſetzeſt Du nicht chriſtliche Autoritäten, ſondern ſelbſt jüdiſche, eines Spinoza und Hume, entgegen. Wenn Du im Glauben geboren biſt, ſo konnte nicht von ſolchen ſpäten, wurmſtichigen und verdächtigen Autoritäten die Rede ſeyn, und der chriſtliche Glaube wäre immer allem philoſophiſchen weit vorzuziehen. Du ſetzeſt zum voraus, daß die transſcendentalen Idealiſten Dich ganz verſtanden haben; ſie ſelbſt läugnen es. Schön geſchrieben! ſagt jedermann, wenn man mit der Sache nicht recht einſtimmen kann. Ein ſolches Lob iſt die ärgſte Beleidigung für mich. Vernunft iſt unſichtbar, ohne Sprache; aber freylich iſt dieſe der einzige Ausdruck der Seele und des Herzens zur Offenbarung und Mittheilung unſeres Innerſten. Das Bewußtſeyn der Schönheit verderbt ihren Werth und Eindruck. Die äſopiſche und ſokratiſche Sprache verſchönert ſich als ein Organon echter, lebendiger, verhältnißmäßiger Vernunft. Schönheit iſt ein mimiſcher Engel des Lichts, deſſen Nachahmung ich zum Muſter nehme, ſo ſehr ich den Sinn verabſcheue. Ich bin in vielen Bagatellen und Hauptzügen Deiner Idioſynkraſie ähnlich und Dir dem Blute nach anverwandt. Hätteſt Du deinen Hume ohne Schnupfen und Flußfieber bey einer Flaſche Wein und nach einem guten Pudding ausgeführt, ſo hätte ich mit mehr geſellſchaftlichem Antheil und ſympathetiſchem Appetit geleſen.

Dein Beyſpiel warnt mich noch mehr, meinem Autorkitzel Zaum und Gebiß anzulegen. Hätteſt Du Dich damals weniger anſtößig für einen philoſophiſchen Judenmagen erklärt, ſo hätteſt Du keine Rechtfertigung und keine Nachrede nöthig gehabt. Wenn man einander nicht verſtehen will noch kann, ſo hilft alles Reden nichts, ſondern macht nur das Uebel ärger. Je mehr Worte, deſto mehr Stoff zu Mißverſtändniſſen; Worte ohne Begriffe, und Begriffe ohne wirkliche Gegenſtände; z. B. Seyn, die achte Definition der Ethik. Iſt das Seyn, das Seyn an ſich, ein wirklicher Gegenſtand? nein, ſondern das allgemeinſte Verhältniß, deſſen Daſeyn und deſſen Eigenſchaften geglaubt werden müſſen, und ohne Inſtrumente weder deutlicher noch näher noch größer ex- und intensive den Einſichten des Dritten gebracht und gemacht werden können. Statt Fußſalbe iſt für den ungeneigten, blindgläubigen Leſer am nöthigſten Augenſalbe.

Hic oculis ego nigra meis collyria lippus
Inlinere —

Hat man mit Roß und Mäulern zu thun, ſo muß man die collyria aus der medicina veterinaria brauchen. Verſtehſt Du nun, Herzens-Pollux, mein Sprachprincipium der Vernunft, und daß ich mit Luther die ganze Philoſophie zu einer Grammatik mache, zu einem Elementarbuche unſerer Erkenntniß, zu einer Algebra und Conſtruction nach Aequationen und abſtracten Zeichen, die per se nichts, und per analogiam alles mögliche und wirkliche bedeuten? Kennſt Du Wachter's Spinozismus und Judenthum, Amſterdam 1699? Er hat ſich einige Wochen auf meinem Tiſche umgetrieben; bey dem Schluſſe meines letzten Briefes an Dich fiel er mir in die Hände. Ein langweiliges, ekles Buch, wo Spinoza nicht um ein Haar beſſer als Macchiavell widerlegt wird. Eben dieſes Autors Elucidarium cabbalisticum habe ich vor mehr als zwanzig Jahren in Curland geleſen, und Auszüge gemacht, ohne ſie zu verſtehen. Dogmatismus und Skepticismus haben für mich die vollkommenſte Identität, wie Natur und Vernunft; faire et confondre, in Deinem Motto aus Paſcal, iſt ein eben ſo homogenes und relatives Werk. Analyſis und Syntheſis muß nach ganz ähnlichen Geſetzen geſchehen; Analyſis nicht zerſtören, ſondern zergliedern; Syntheſis nicht vermiſchen, ſondern zuſammenſetzen; beide nach den Kennzeichen und Geſetzen der Natur, deren Nachahmung und Compoſition die Kunſt ſich zum Muſter nehmen muß. In's

Unendliche theilbare und wirklich getheilte Materie beruht auf cabbaliſtiſchen oder leibnitziſchen Teufels-Monaden und Engelchen, deren ich, meine Philoſophie und Vernunft, ziemlich entbehren kann.

Werde ich mit meinen Nachwehen fertig, ſo erlaube ich Dir, auch mich zu zerſchneiden und zu ſcalpiren nach Herzensluſt und Wohlgefallen.

Dein Caſler Oedipus.

87. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 29. April 1787.

Geſtern, lieber Jonathan, ging ich ſelbſt zu Fiſcher, fand aber nichts von Dir. Da ich zu Hauſe kam, brachte mir Buchhändler Wagner das ausführliche Lehrgebäude der Religion, von dem neulich bey Hippel die Rede war; ich wußte von allem nichts mehr. Mit der erſten Zeile der Vorrede ſtößt mir ein Geruch von Bahrdt in die Naſe, an dem ich mich ſatt und überdrüßig geleſen habe. Dieſen Morgen fahre ich im Bette damit fort. Ich leſe wach, aufmerkſam, ungläubig und mit einem ganz beſondern Gemiſch des Wohlgefallens und Mißtrauens, und kann nicht eher, als bey S. 212 mich mit Gewalt losreißen. Mit dieſem Wunder der Conformität mit dem Irrlehrer Bahrdt ſtand ich auf, las die Predigt aus meinem Hahn, ging mit Mutter und Kindern zum erſtenmale im Garten herum, und habe Dir dieſe relationem curiosam nicht vorenthalten wollen.

Ich war willens, meinen vorgeſtern geſchriebenen Brief in Ordnung zu bringen; ich fürchte, Du wirſt ſo wenig leſen als verſtehen können. Du wirſt aber, herzenslieber Jonathan, noch eklere gedruckte Urtheile zu leſen bekommen, als mein geſchriebenes iſt. Laß Dir daher vor der Quelle des meinigen nicht grauen. Es fließt wenigſtens aus einem vollen Herzen. Prüfe und entſchuldige das Scharfe und Stumpfe meines Urtheils. Lies den goldenen Hahn, deſſen Autor ich ſo gerne wiſſen möchte, und das ausführliche Lehrgebäude der Religion, das ich mittlerweile bis S. 259 geleſen habe. Ich empfehle Dir ſehr den Beſchluß, über das Recht zu denken und zu urtheilen. Prüfe den Beyfall, den ich heute Bahrdt gebe en gros, denn zum Detail habe ich weder Zeit noch Luſt. Möchte beynahe das Buch ſelbſt kaufen, wenigſtens mit gutem Gewiſſen es empfehlen, weil mir der Mann mit Licht und Leben von der Liebe redet.

Deine Materie hängt allerdings mit meiner zuſammen; ich bin aber lange nicht ſo weit, daß ich davon reden kann, geſchweige ſchreiben mag. Vernunft iſt für mich ein Ideal, deſſen Daſeyn ich vorausſetze, aber nicht beweiſen kann durch das Geſpenſt der Erſcheinung der Sprache und ihrer Wörter. Durch dieſen Talisman hat mein Landsmann das Schloß ſeiner Critik aufgeführt, und durch dieſen allein kann der Zauberbau aufgelöſ't werden. Es lohnt nicht, ein Wort weiter zu verlieren, bis man einig darüber iſt, was jeder durch Vernunft und Glauben verſteht, nicht was Hume, Du und Ich und Er verſtehen, ſondern was die Sache iſt, und ob es eine iſt. Ein allgemeines Wort iſt ein leerer Schlauch, der ſich alle Augenblicke anders modificirt und überſpannt platzt, und gar nicht mehr Luft in ſich behalten kann; und lohnt es wohl, ſich um ein dummes Salz, um einen Balg zu zanken, der ohne Inhalt iſt? Vernunft iſt die Quelle aller Wahrheit und aller Irrthümer. Sie iſt der Baum des Erkenntniſſes Gutes und Böſes. Alſo haben beide Theile Recht und beide Unrecht, die ſie vergöttern, und die ſie läſtern. Glaube eben ſo die Quelle des Unglaubens als des Aberglaubens. Aus einem Munde geht Loben und Fluchen. Jac. 3. Die Sprache iſt die Verführerin unſeres Verſtandes und wird es immer bleiben, bis wir auf den Anfang und Urſprung und das olim wieder zurück und zu Hauſe kommen. Petitio principii iſt das Gegengift des unechten Gebrauches der Dinge und ihres Mißverſtändniſſes. Seyn, Glaube, Vernunft ſind lauter Verhältniſſe, die ſich nicht abſolut behandeln laſſen; ſind keine Dinge, ſondern reine Schulbegriffe, Zeichen zum Verſtehen und Bewundern, Hülfsmittel, unſere Aufmerkſamkeit zu erwecken und zu feſſeln, wie die Natur Offenbarung iſt, nicht ihrer ſelbſt, ſondern eines höheren Gegenſtandes, nicht ihrer Eitelkeit, ſondern Seiner Herrlichkeit, die ohne erleuchtete und bewaffnete Augen nicht ſichtbar iſt, noch ſichtbar gemacht werden kann, als unter neuen Bedingungen, Werkzeugen und Anſtalten, Abſtractionen und Conſtructionen, die eben ſo gut gegeben werden müſſen und nicht aus der Luft geſchöpft werden können, als die alten Elemente.

den 30ſten.

Ich brach geſtern ab, weil das Schreiben bey Licht meine Augen angreift; ſetzte alſo meinen Bahrdt fort, und habe ihn dieſen Morgen im Bett zu Ende gebracht. Aus eigener Erfahrung und Mitgefühl kann ich den Eindruck mir vorſtellen, den dieſes Buch auf die Phariſäer unſeres Jahrhunderts und dieſer Welt machen wird. Der Einfluß ſeines medicíniſchen Studiums iſt ſichtbar. Mens sana in corpore sano iſt das Problem ſeiner Moral, die ſich in eine moraliſche Heilkunde auflöſ't; und mit der Kunſt zu ſterben ſchließt dieſer Theil, der immer nachläſſiger und gewiſſenloſer ausgearbeitet iſt, je weiter er fortgeht. Ich habe von neuem bemerkt, wie meine Hitze im Leſen mich in Affect und Leidenſchaft ſetzt, die mich fortreißen.

In Deinem Vorberichte finde ich, liebſter Jonathan, alles, was Deine Feinde und Gegner ſich zu Nutze machen werden, und warum ich nicht einig mit Dir ſeyn kann. Warum ſetzeſt Du deine eigene Philoſophie entgegen? Sollte dieſer Unterſchied nicht durch die Einheit der allgemeinen Vernunft oder des sensus communis wegfallen? Der Zuſammenhang und die Identität Deiner Grundſätze und ihrer Reſultate iſt von der einen Seite ſo natürlich als von der andern. Du hätteſt Dir ihre Philoſophie zu eigen machen ſollen;

und ihre Mißſtimmung augenſcheinlich machen. Das wirkliche Daſeyn iſt nichts als ein ens rationis. Empfindung und Vernunfterkenntniß beruhen beiderſeits auf Verhältniſſen der Dinge, ihrer Eigenſchaften mit den Werkzeugen unſerer Empfänglichkeit, wie auf den Verhältniſſen unſerer Vorſtellungen. Es iſt reiner Idealismus, Glauben und Empfinden vom Denken abzuſondern. Geſelligkeit iſt das wahre Princip der Vernunft und Sprache, durch welche unſere Empfindungen und Vorſtellungen modificirt werden. Dieſe und jene Philoſophie ſondert immer Dinge ab, die gar nicht geſchieden werden können. Dinge ohne Verhältniſſe, Verhältniſſe ohne Dinge. Es gibt keine abſoluten Geſchöpfe, und eben ſo wenig abſolute Gewißheit. Allenthalben ſtoße ich auf identiſche Sätze, deren Identität unter neuen Ausdrücken, Gleichungen und Formeln von Dir nicht gemerkt, und daher bald bejaht, bald verneint wird, weil die Begriffe in einer andern Uniform erſcheinen. Wenn wir unſeren Empfindungen, unſeren Vorſtellungen glauben, dann hört freylich aller Unterſchied auf. Wir können für uns dieſe Zeugen nicht entbehren, aber niemand durch ihre Uebereinſtimmung widerlegen. — Da jeder an der Analyſis des andern und an der Syntheſis ſeiner eigenen Begriffe arbeitet, ſo iſt keine Stetigkeit möglich von beiden Seiten, ſondern ein ewiges Drehen und ein unvermeidlicher Wechſel. Dein Buch iſt ſehr lehrreich für mich, und die Wirkungen, die es hervorbringen wird, werden es noch mehr ſeyn. Aber die Offenbarung dieſes Mißverſtändniſſes iſt ein Wunderwerk, das ich noch gar nicht zu leiſten im Stande bin; die Zeit wird den Zauber, die optiſche Täuſchung von ſelbſt aufheben. Jeder wünſcht die Umſchaffung der bisherigen Philoſophie, arbeitet daran, trägt ſein Scherflein dazu bey. Was in Deiner Sprache das Seyn iſt, möchte ich lieber das Wort nennen. Moſes und Johannes, Chriſtenthum und Judenthum, die Lebendigen und Todten zu vereinigen — die durch den Thurmbau ſich verwildern in geſellſchaftlicher Zerſtreuung, durch die Taubeneinfalt des Geiſtes ohne tyranniſche Feſſeln gleichgeſinnt, und aus gemeinſchaftlichen Sündern übereinſtimmende Brüder des Sinns zu machen.

Herzenslieber Jonathan und Pollux, es thut mir wehe, daß Du noch immer am Spinoza kaueſt und den armen Schelm von carteſianiſch = cabbaliſtiſchem Somnambuliſten, dem Leibnitz ſeine harmonia praestabilita entwandt haben ſoll, wie einen Stein im Magen herumträgſt. Gibt es wohl einen denkbaren Unterſchied zwiſchen Eſſenz und Exiſtenz? Läßt ſich eine causa ohne effectus und dieſer ohne jene denken? Giebt es für relative Begriffe abſolute Dinge? *Νᾶφε καὶ μέμνας ἀπιστεῖν* an alle dergleichen Hirngeſpinſte, Worte und Zeichen de mauvaises plaisanteries mathematiſcher Erdichtung zu willkührlichen Conſtructionen philoſophiſcher Fibeln und Bibeln, welche dürftige Elemente ſind, das geoffenbarte Wort zu verſtehen, eben ſo wenig Schlüſſel des Sinnes, des Begriffes, als Charaden Definitionen eines Wortes ſind. Den kleinſten Satz von Zweideutigkeit zu befreyen, iſt keine leichte, ſondern die ſchwerſte Arbeit. Noch weiß ich weder was Hume, noch was wir beide unter Glauben verſtehen, und je mehr wir darüber reden oder ſchreiben würden, deſto weniger würde uns gelingen, dieſes Queckſilber feſtzuhalten. Sat prata biberunt. Glaube iſt nicht Jedermanns Ding und auch nicht communicabel wie eine Waare, ſondern das Himmelreich und die Hölle in uns. Glauben, daß ein Gott ſey, und glauben, daß keiner ſey, iſt ein identiſcher Widerſpruch. Zwiſchen Seyn und Glauben iſt eben ſo wenig Zuſammenhang als zwiſchen Urſache und Wirkung, wenn ich das Band der Natur entzwei geſchnitten habe. Incredibile sed verum.

Den 1ſten Mai.

Der Brief iſt liegen geblieben durch einen eigenen Zuſammenhang der Dinge. Ich war verdrießlich auf mich ſelbſt, Dir lauter leere, unverſtändliche, unangenehme Sottiſen zu ſchreiben. Ich hatte mich wieder an einem Gericht Fiſche überladen, fällt mir der April der Berliner Monatsſchrift in die Hände. Ich fühlte Deine Mißhandlung vielleicht ärger, als Du ſie empfinden magſt, und noch mehr Deine Schuld, daß Du Vertraulichkeiten eingemiſcht, die weder das Publicum nach Deinem eigenen Maßſtabe, noch die eiteln Gegner verdienen. Du und Lavater thun ein ſehr überflüſſig Werk, euch gegen eure Freunde zu rechtfertigen. Ich wollte alles zerreißen, um Dich nicht mehr zu betrüben; mußte wenigſtens abſtehen, zu ſchreiben, und hatte einen ſehr finſtern Nachmittag und unruhigen Abend in Rückſicht auf meine eigene Autorſchaft, an der ich zugleich mit verzweifelte. Deine geheime Geſchichte läuft mit meiner ziemlich parallel, und iſt die Parabel jedes Suchers, Nicodemus und Nathanaels. Ich ließ mir die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft geben, die ich noch nicht geleſen hatte, weil ich mir nicht Stärke genug in der Mathematik zutraute. Es ging wie geſchmiert, und ich konnte nicht eher aufhören, bis ich mit dem Buche fertig war. Du kannſt Dir leicht vorſtellen, wie muthlos ich zu Bette ging über Deine und meine vereitelten molimina des guten Willens und über die neuen Triumphe reiner Eitelkeit. — So viel Hoffnung ich ſelbſt habe, theile ich Dir brüderlich mit, auch den Grund meines Glaubens, nicht in mir, ſondern außer mir, der allein durch die That ſich rechtfertigen und ſich ſelbſt beweiſen muß. Alle übrige Beredſamkeit iſt Sophiſterey, die ſich durch gute Worte nicht widerlegen läßt, ſondern durch die Kraft der Sachen. Fehlt mir die, ſo will ich lieber ſchweigen. Die erſte Definition hat mir des Spinoza Ethik ſo verekelt, daß ich nicht im Stande bin weiter fortzufahren, und ich kann mir Deinen Geſchmack, Deinen aushaltenden Geſchmack, und Leſſing's ſeinen, an einem ſolchen Straßenräuber und Mörder der geſunden Vernunft und Wiſſenſchaft nicht erklären. Komme ich nach Pempelfort, ſo will ich ihn entführen, wenn Du mich auch eines Kirchenraubes deßhalb öffentlich anklagen ſollteſt. Philosophi — credula natio. Mache Dir ein NB. in Deinem Seneca, Nat. Quaest. L. VI. c. 26.

Iß Dein Brod mit Freuden, trink Deinen Wein mit gutem Muthe, laß die Berliner fortquacken und die Vögel pfeifen und ſchnattern, bleib daheim, ſtecke Dein Schwert in die Scheide und mache punctum mit Kreuzzügen und Ritterfahrten für eine Dulcinea. Sey ein Philoſoph, das iſt, ein unbefangener Zuſchauer, tace et esto philosophus, folge meinem Beyſpiele und bleib mein Freund, wie ich

Dein Hans Görgel.

Bußtag, den 2ten Mai.

Σίγα καὶ μέμνας πιστεύειν. Mein herzensliebe Jonathan, ich weiß ſelbſt nicht, wie mir zu Muthe iſt, und bin noch weniger im Stande, Anderer Sinn zu ergründen. Wenigſtens weiß ich jetzt um kein Haar weniger und mehr, was Vernunft und Glaube, Idealiſmus und Realiſmus iſt. Je mehr darüber geredet und geſchrieben wird, deſto verwirrter werden die Begriffe. Wenn Du ſo aufrichtig als ich ſeyn willſt und Deine Eindrücke für Urtheile verrathen, ſo wirſt Du an den Crudtäten, die ich Dir mitgetheilt, genug haben, und ich beſcheide mich, daß jetzt die Zeit aufzuhören entſchieden iſt, und ich ſo wenig als ein Verſchnittener mir eine Schäferſtunde weiter vermuthen kann. Was ich thun konnte, habe ich, lieber J. J., gethan, Dich auf mehr Kunſtrichter meines Gelichters, die nicht beſſer verſtehen aber ärger mißverſtehen, zubereitet. Unter meinen Umſtänden wäre Beyfall und Tadel kein opus bonae fidei. Was ich verſtehe, beruhigt mich nicht in Anſehung des übrigen; ich bin aber eben ſo wenig im Stande, Dich eines Beſſern zu belehren, als den Knoten aufzulöſen. Alſo manum de tabula.

Ich tappte heute einmal nach der Veſper, hörte ſtatt meines Beichtvaters einen Candidaten, dem es nicht an Gaben des äußerlichen Vortrages fehlt, über Jerem. XXIX. 11, und mußte wieder nach Hauſe eilen, lente, weil mir das Gehen ſauer wird. Dann habe ich „Beichte und Bekehrung eines Erzlavaterianers“ geleſen und beſſer gefunden, als ich dachte. Ich diſpenſire Dich aber, Dich um das Bahrdtiſche Lehrgebäude der Religion zu bekümmern, deſſen Anfang mich vorigen Sonntag ſo täuſchte, daß ich auch beynahe eine Beichte und Bekehrung dieſes Phariſäers vermuthete.

Den 3ten Mai.

Nach einer ruhigen Nacht bin ich mit gutem Muthe aufgewacht. Außer dem Hume habe ich mir ein Paar Tage mit dem goldenen Hahn und mit der Critik der reinen Vernunft den Kopf zerbrochen, und nach dem gemeinſchaftlichen Grunde drey ſo verſchiedener Menſchlichkeiten geſucht, aber ſo wenig gefunden, daß es nicht der Rede werth iſt. Ueberall iſt meine Weide. Mir ſchmeckt auch alles. Iſt es pica oder Hunger — ich muß in beiden Fällen büßen. Das Thema und Problem meiner kleinen Autorſchaft wird mir blutſauer; ich kann es nicht aufgeben, ſo lange ich noch Hoffnung habe, die von Glauben und Vernunft unterſtützt wird. Sollteſt Du, lieber Jonathan, es der Mühe werth finden, mein Chaos copiren zu laſſen, ſo nimm ohne Gewiſſenhaftigkeit Dir die Mühe, alles, was Dir impaſſabel fällt, getroſt auszuſtreichen, damit ich einen Faden behalte zur Fortſetzung. Die Kunſt Geiſter zu beſchwören beſteht in Worten. Man ſoll mir nicht umſonſt den Namen eines Magus gegeben haben, ich will ihn wenigſtens ſo gut behaupten, als weiland unſer Salomo. Verdient eine ſolche Prahlerey nicht Fauſtſchläge? Ich mache mich auch darauf gefaßt. Noch iſt nichts von Berlin gekommen. Vielleicht erhalte ich etwas dieſe Woche zwiſchen Jubilate und Cantate.

Augenſalbe von Fiſch iſt gut für die Augen; recipe ein Stück von dem Herzen und der Leber, lege es auf glühende Kohlen, und Engel Raphael nehme den Ehe- und Dintenteufel gefangen, und binde ihn in die Wüſte, fern in Aegypten. Eine lachende Leber ohne Herz thut keine Wirkung. Hume's Herz verlange ich nicht. Er iſt ein guter Rabuliſt, aber ein elender Paraklet, noch immer beſſer als der jüdiſche Mückenfänger und carteſianiſche Teufel im Gewande des mathematiſchen Lichts.

Es ſchlägt neun Uhr und ich eile auf meine Amtsſtube mit dem N. T. in der Taſche und dem goldenen Hahn unterm Arme. Lebe recht wohl, und vor allen Dingen zufrieden mit Gott und ſeiner großen, und mit ſeiner kleinen Welt in Dir. Vale et fave.

88. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 9. Mai 1787.

Abſchrift.

Daß bey der jetzigen Stelle des Packhofverwalters Hamann zu Königsberg wenige und theils unnütze Geſchäfte zu verſehen ſind, ſolches iſt hier ſchon bekannt, und wird in deſſen unterm 16ten anhero eingereichten Vorſtellung von ihm ſelbſt bekräftigt. Da nun die überflüſſigen Poſten bey der jetzigen Acciſe-Einnahme auf ausdrücklichen Allerhöchſten Befehl eingezogen, die wenig beſchäftigten aber mit andern verbunden werden ſollen, ſo iſt des Supplicanten Stelle mit der Licent-Buchhalterey vereinigt, er aber auf eine verhältnißmäßige Penſion geſetzt worden, wodurch er bey ſeinen kränklichen Umſtänden zu der gewünſchten Ruhe gelangen wird. Sobald alſo derſelbe, nach dem Anfange des neuen Etatsjahres, die Packhofniederlage an den dazu ernannten Bedienten übergeben, und von der dortigen Direction die gewöhnliche Decharge darüber erhalten haben wird, ſteht ihm frey, die vorhabende Reiſe auf ſo viel Monate, als er will, anzutreten; bis dahin muß er in Königsberg verbleiben; welches ihm auf ſein deßfallſiges Geſuch hiemit zum Beſcheide eröffnet wird.

Berlin, den 26. April 1787.

Auf Sr. Königl. Maj. allergn. Specialbefehl.
von Werder.

Gleich nach dem Mittag erhielt ich dieſen Brief auf dem Bette, mein herzenslieber Jonathan. Ich ſchließe alſo mein bisheriges öffentliches Leben in einer kleinen Warte, wo ich zwanzig Jahre lang Schildwache gehalten habe. Was ich jetzt anfangen werde, weiß ich nicht. Ich ſehe dieſe letzte Criſis meines Schickſals als eine Wohlthat der Vorſehung an, ſelbſt von der unangenehmen Seite, die bey allen, auch den glücklichſten Veränderungen unvermeidlich iſt. Vor meiner abgelegten Reiſe kann ich an keinen Plan denken. Neigung für Preußen habe ich niemals gehabt, ſondern mein Vaterland mehr aus Pflicht oder Schuldigkeit geliebt. Die Erde iſt des Herrn, und in dieſem Sinne bin ich ein Weltbürger. Ich bin in keinem einzigen Fache zu Hauſe, weder zum Gelehrten, noch zum Geſchäftsmann beſtimmt, weiß nirgends Beſcheid. Nichts bleibt mir übrig, als mich der mütterlichen Vorſehung in die Arme zu werfen. Sie hat mich verzogen, ſie mag es verantworten, und am beſten wiſſen, wozu ſie mir und durch mich meinen Kindern das Daſeyn gegeben und beſtimmt.

Wir ſehen uns alſo, herzenslieber Jonathan, wann und wie Gott will, noch dieſen Sommer. Die Bahn iſt gemacht, das Eis gebrochen — das iſt alles was ich Dir zu melden weiß. Kurz, ich reiſe in omni sensu; werde mich wie ein leibhafter Antipode des Nicolai um nichts bekümmern, ſo wenig ein Mentor meines Sohnes als mein eigener ſeyn. Ein guter Engel mag beide hüten; der Alte hat es ſo nöthig als der Junge.

Abends.

Stelle Dir einmal den Wechſel vor, mit dem ich meinen Brief ſchließen muß. Erſt kommt Hill mit verſtelltem Geſicht über die Nachricht, die er von Brahl gehört wegen meines Schickſals, und daß Brahl ihm verſichert hätte, daß eine verhältnißmäßige Penſion ſich auf 1/6 meiner 25 Rthlr monatlich berechnen ließe;

bittet mich daher, Vorkehrung zu machen, daß ich meinen ganzen Gehalt behielte. Dieß war der Anfang meiner Unruhe. Bald darauf erſcheint der ehrliche Criſpus, hat ein wenig von der Galle des Tobiasſiſches in der Taſche mitgebracht und meine Augen ſo damit geſalbt, daß die Schuppen ziemlich abgegangen ſind; mir die Nothwendigkeit ans Herz gelegt, meinen vollen Gehalt zur Penſion auszubedingen oder bey wiederhergeſtellter Geſundheit einen andern Poſten vorzubehalten. Ich habe in dem Freudentaumel meines Herzens nichts von den Folgen verſtanden, und von der Unmöglichkeit, mich und meine Kinder lange zu unterhalten, ohne meines W. Wohlthat unverantwortlich zu verſchleudern. Die Freyheit, über die ich gejauchzt, wäre alſo mein augenſcheinlicher Untergang. Kraus hat mir gewieſen, wie leicht es mir ſeyn würde, alles, was ich an den Miniſter geſchrieben, in dieſen Sinn einzulenken. Ich ſehe nunmehr meine Thorheit ein. Vor Freuden, meinen Willen gekriegt zu haben, zu meiner Reiſe, bin ich zum Kinde geworden. Dem Rathe meines Freundes will ich folgen, ich kann mir kaum viele Wirkung davon verſprechen; aber Buße will ich thun in Staub und Aſche. Wollte Gott, daß mein Fall zum Aufrichten Anderer etwas beytragen könnte! Wenn ich gleich ſinke, bin ich deßhalb noch nicht untergegangen. Die ganze Lauge werde auf dieſen alten, grauen Scheitel ausgegoſſen! Gott wird meine armen Kinder und ihre ehrliche Mutter ſchonen. Ich will alle meine letzten Kräfte zuſammennehmen, an den Miniſter zu ſchreiben, und ihm das Mißverſtändniß und die Folgen für mein Schickſal vorzuſtellen, um wenigſtens bey meiner Rückkunft geſichert zu ſeyn.

den 13. Mai, vocem jucunditatis.

Gott ſchenkt mir ſo viel Troſt ein, daß ich mehr vor Freuden weine als vor Kummer, und der Becher überläuft. Kraus hat an Bieſter geſchrieben, Kant dem Hartknoch aufgetragen, ſich bey dem Miniſter zu melden, Hippel ſich erboten, wenn ich nicht ſelbſt ſchreiben könnte, es für mich zu thun. Ich hoffe aber auf Himmelfahrt fertig zu werden. Bey meinem Gönner und Nachbar, dem Director, ſprach ich heute an, und theilte ihm die Reſolution mit. Er las ſie mit einer naso adunco, die zum Malen war, und auch dieſer ſchwere Gang iſt abgemacht.

Geſtern habe ich bey Deinem Namensvetter geſpeiſt, der Oberhofprediger kam hin, und das Geſpräch wurde beynahe zu lebhaft von meiner Seite. Wir gingen in Geſellſchaft fort und ich überraſchte die beiden Philoſophen beym Nachtiſch. Kant nimmt viel Antheil an meinem Schickſale, dachte auch an Dich und Dein Geſpräch in allem Guten und mit Dank. Der Tag endigte ſich mit einem Beſuche bey meinem würdigen Beichtvater Matthes, wo ich die letzte Oelung der Freundſchaft erhielt zur Stärkung auf die ganze Woche und die Arbeit derſelben. Seine Frau erzählte mir, wie ſehr mich ihr Mann liebte, und daß er geſtern wie ein Kind um mich geweint. Er iſt ein ſehr heftiger Mann, der im Affect ſeiner nicht mächtig iſt. Mir war immer angſt, daß er den Specialbefehl in Stücke reißen würde.

Seit meines Alcib. B. Briefe habe ich keinen ſolchen Tumult in meiner Seele erlebt, als den 9ten beym Empfang der Hiobspoſt und des Abends bey Nathens Cabinetspredigt, und ich habe noch bis dieſe Stunde alle Augenblicke mit Uebermuth zu kämpfen. Gott hat mir an Criſpus einen M. Philipp gegeben, der am Ende immer Recht behält. Curatel und Tutel habe ich nöthig und Gott läßt es daran nicht fehlen. Beſſer wäre es freylich, wenn ich ihrer entbehren könnte. Im Grunde ſcheint mir meine Unenthaltſamkeit Schwäche zu ſeyn und keine Stärke. Die Zeit, als eine Tochter der Vorſehung, verſteht ſich auf die große Kunſt, irrende Ritter zu bekehren. Ich will ſie daher walten laſſen. Am Himmelfahrtstage hoffe ich mit meinem Briefe nach Berlin fertig zu ſeyn, und dann mag es gehen wie es gehe, mein Vater in der Höhe weiß allen Sachen Rath. Ich fühle neue Lebenskraft und einen Aufſchluß von dem Worte, das mich immer aufmerkſam gemacht, ohne daß ich es recht verſtanden habe: οὐκ ἐκ μέτρου δίδωσιν ὁ Θεὸς τὸ πνεῦμα. Joh. III. 34.

Mehr kann ich heute nicht und weiß auch nicht; ſobald ich nur kann, mehr. Lebe wohl, lieber Jonathan, und ſchreib keine Zeile weiter, bis ich komme. Gott gebe bald — bald — bald.

J. G. H.

89. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 22. Mai 1787.

Lieber! Ich habe Deinen Brief erhalten, und alles hat ſich mir im Leibe herumgedreht über dem Leſen des Tyrannen-Urtheils aus Berlin. Aber um Gottes willen, Lieber, ſey unbekümmert. Du haſt zwei Söhne, die Wagen und Pferde halten. Fort mit den Mähren, wenn die elenden 500 Rthlr nicht wo anders überſchießen wollten! Lohnt es ſich der Mühe, ſich hierüber den Kopf zu zerbrechen? Sey gutes Muthes, komme und ſegne Deine Kinder. —

— Deine Briefe vom 23ſten April bis 3ten Mai, lieber Herzensvater, kann ich heute nicht beantworten. Mein Buch gebe ich Dir Preis, und mich ſelbſt wirſt Du ſchon beſſer kennen lernen. Unterdeſſen behilf Dich mit mir, ſo gut Du kannſt. Wenn ich der nicht bin, den ich zu ſeyn glaube, ſo kann ich nicht dafür. Wiſſentliche Verſtellung iſt nicht in mir, und es iſt mir nie in den Sinn gekommen, weder dem Publicum noch irgend jemand etwas weiß zu machen. —

Die vorige Woche habe ich mir Trenk's Leben vorleſen laſſen. Da Du mich dieſes Buch vornehmen hießeſt, erſchrack ich, weil ich den Verfaſſer, da er noch hier im Lande war, ein Paar mal geleſen, auch ein und anderes von ihm geſehen, und einen herzlichen Widerwillen gegen das alles empfunden hätte. Seine Lebensgeſchichte hat mich aber doch ergötzt. Er iſt gerade ſo, wie er in ſeinem Buche daſteht, nicht wie er von ſich darin ſpricht. Recht auf ſeinem Platze war er eigentlich nur in der Sternſchanze.

Nachſchrift.

Eben erhalte ich einen Brief von der Fürſtin Gallitzin. Hier haſt Du ihn. Du ſiehſt daraus, daß ihrem Bruder alles Gute für Dich verſprochen iſt. Wenn Du Deinen ganzen Gehalt als Penſion behältſt, ſo wüßte ich nicht, was Dir glücklicheres hätte begegnen können, als eine ſolche Entlaſſung. O, wenn Du doch mit Weib und Kindern zu uns kommen wollteſt!

Von einem Königsberger Gelehrten exiſtirt ein bekanntes Buch über den Ariſtoteles, und ich kann mich weder auf den Namen des Gelehrten, noch auf den Titel des Buches beſinnen. Sey ſo gut und weiſe mich zurecht.

90. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 3. Jun. 1787.

Herzenslieber Jonathan, mein erſter Gang war heute zu Fiſcher, wo ich ſchon von weitem einen Brief ſah, der mich anzulachen ſchien; von da zu Deinem Namensvetter, wo ich mir einen Augenblick Zeit nahm, den Brief und die erfreuliche Beylage anzuſehen; von da zu Mde. Courtan, die auch an meiner Freude herzlichen Antheil nahm; von da zu meinem Beichtvater dem ich heilig angelobt hatte, ihn an dem erſten Winke Theil nehmen zu laſſen.

Ich bin wie neugeboren, und, Gott Lob, nach dem überſtandenen Sturme kommt eine Stille und ein deſto heitereres Wetter. Ich ſehe allenthalben Spuren der Vorſehung, die jeden meiner Schritte lenkt und mir den rechten Weg zeigt. Aber gearbeitet habe ich wacker, und meine Freunde haben mich beynahe binden müſſen. Am Sonntage Exaudi ſchrieb ich einen kriechenden Brief an den Geh. Finanzrath . . . . deſſen Departement Preußen iſt. Am Pfingſttage wurde ich endlich mit meinem Promemoria an den Miniſter fertig, es iſt aber erſt geſtern abgegangen. Den Tag vorher wurde der Etat der Penſionäre hier publicirt. Da iſt mir die Hälfte meines Gehaltes, alſo 150 Rthlr, als Penſion ausgeſetzt. Ich war damit zufrieden, ſo ungleich auch die Vertheilung ausgefallen. Für einen Menſchen, der nichts dafür zu arbeiten hat, iſt es genug. Von Rechtswegen ſollte ich den ganzen Gehalt als Penſion erhalten haben, gleich Anderen, die ohne ihre Schuld außer Activität geſetzt ſind. Vorgeſtern geſchah die Abnahme und ging zu meiner Zufriedenheit von Statten. Heute habe ich meine Decharge erhalten, bin mit meinem Hauſe zur Beichte gegangen. Ich fand ein Lied, in dem mein ganzer Zuſtand abgemalt iſt, und mit dem ich mich zugleich tröſtete. Der 11te Vers war ſchon unterſtrichen. Jetzt fand ich an dem Ganzen eben ſo viel Geſchmack. Auf Gerathewohl ſetze ich den Anfang her: O Jeſu, ſiehe drein.

Nun bin ich neugierig, was mein Promemoria für Wirkung thun wird. Ich habe keinen meiner Freunde zu Rath gezogen und meinen Muth wie ein Patriot gekühlt. Meine Freunde, beſonders Hippel und Kraus, hatten keinen andern Geſichtspunct als meine Erhaltung, die ich nicht ganz zu dem meinigen machen konnte. Copia meiner Acten bringe ich ſelbſt. Die Fürſtin iſt eine wahre Dea ex machina. Ich gehe gerade nach Münſter, und werde ſchon in dieſer Woche Anſtalt machen. Ich gehe ſo leicht als möglich. Ihr machet es ja wie der Patriarch Joſeph mit ſeiner Familie, Gen. 45, 20.

Die Abhandlung über den Ariſtoteles iſt in Cäſar's Journal, und ich kenne den Verfaſſer ziemlich genau. Er heißt Pleſſing, ſein Vater iſt ein Preuße, und hat zwei Bände von der Abgötterey geſchrieben, die mir gefielen, als ein ziemlich gelehrtes Werk für einen Landprediger. Der Sohn hat mancherlei Schickſale gehabt; er iſt ein animal scribax, der Wochen lang ſitzen kann; Oſiris, Memnonium ꝛc. ſind von ihm. Er wird ſich blind und ſo leer ausſchreiben, daß nicht ein Tröpfchen übrig bleiben wird. Etwas reifes und geſundes iſt von ihm kaum zu erwarten. Ihm iſt an einem gelehrten Namen gelegen, und er hat die Freude erhaſcht wie einen Schatten.

Die Hypotheſe der Berliner Schule kommt mir nicht als ein Mährchen vor. Der Menſchenfeind iſt auch des Nachts geſchäftig, ſein Unkraut auszuſtreuen, ſelbſt durch Jünger, wie Petrus. Der Schein der

Vernunſt und der Religion, der Sittenlehre und ſelbſt des Evangelii iſt ein ſplendides Mittel, auch, wo es möglich wäre, die Auserwählten in den Irrthum zu verführen. Matth. 24, 24. Er ſpukt im Cabinet und in der Wüſte; Bileam und Caiphas weiſſagen, ohne ſich ſelbſt recht zu verſtehen, noch verſtanden zu werden. Vgl. 2 Chron. 18, 20—22. Alle Hypotheſen ſind gut, auch Mährchen nicht zu verachten; aber die Anwendung erfordert Behutſamkeit. Spinoza wußte ſeiner Hypotheſe eine Form zu geben, die einer Demonſtration ähnlich ſah. Du glaubſt, darum ſchreibſt Du; Deine Gegner glauben auch vielleicht und zittern. Ich habe die Berliner Recenſion Deines Hume geleſen. Sie hat auch an Deiner Form manches auszuſetzen. In welchem Zuſammenhange ich Dir geſchrieben, weiß ich nicht mehr. Wir werden darüber am beſten mündlich ſprechen können. Da ich ein Verhältniß angegeben habe, das Dir bekannt ſeyn muß, nämlich des ſel. Wizenmann zu Dir, ſo konnte das meinige auch nicht ganz unverſtändlich ſeyn. Du hängſt überhaupt zu viel an Kunſtwörtern der philoſophiſchen Sprache, die in meinen Augen nicht viel beſſer als wächſerne Naſen ſind. Und hierüber iſt Spinoza das deutlichſte Beyſpiel.

Ich muß ausgehen und eine Redingote oder etwas ähnliches beſorgen. Vielleicht bin ich vor Ende der nächſten Woche unterwegs. Gott ſey mit uns allen.

91. Von J. G. Hamann.

Königsberg, den 19. Jun. 1787.

Liebſter Jonathan, ich mußte Montags meinen Brief abbrechen, weil mir der Kopf weh that. Ein ganz ungewohntes Uebel für mich. Das Wetter war ſchön, aber ein kalter, ſtarker Wind; mein Gang ſehr weit, bis ans Ende der Stadt. Ich beſtellte den Schneider auf den Abend, that noch ein Paar Nebenwege, und eilte zu Dorow, wo ich ausruhen wollte und Mittag halten. Ich trank ein großes Glas kalt Waſſer zum Willkomm, und mir fing an kalt zu werden; genoß aber doch von allem mit Appetit. Von da gehe ich zu Leuten, an die ich vorige Woche mein letztes Haus weit unter dem Preiſe verkauft habe. Der Mann war nicht zu Hauſe; ein altes, gebücktes Mütterchen unterhielt mich, und ich freute mich über die reinliche, ſtille Wirthſchaft ohne Magd. Das Mütterchen wußte nicht, was ſie mir vorſetzen ſollte; ich mußte 7 Aepfel aus ihrem Garten annehmen. Mich fror und ich eilte fort, mich warm zu gehen, ſprach an einigen Orten an, um auszuruhen, traf aber niemand zu Hauſe, taumelte weiter, und kam endlich mit ſchwerem Athem und bleyernen Lenden heim. Gleich ins Bett und in Schlaf, worin ich ſchon mehr als ein Meiſterſtück abgelegt. Milz kam, Kraus war da, der Schneider kam zum Maßnehmen; alles umſonſt. Den folgenden Tag lag ich ohne Kopfweh noch Schmerzen, außer der Erſchütterung des Huſtens. Wieder eine gute Nacht, und zum Frühſtück ein Brief von dem Geh. Fin. Rath ...., kriechender als der meinige, mit der wichtigen Nachricht, daß auf ſein Bitten meine Penſion mit 50 Rthlrn vermehrt worden ſey. Er verſpricht mir in der Folge zu weiterer Beförderung behülflich zu ſeyn, und überläßt mir ſogar die Wahl. Ich freute mich, ſo krank ich war, den Mann auf ein Haar getroffen zu haben. Donnerſtags des Morgens kam ein noch angenehmerer Brief von dem ehrlichen Reichardt. Bett und Stube warten auf mich und meinen Sohn: Lindner iſt in Berlin, und wenn ich bald komme, ſo will er mein Reiſegefährte ſeyn auf eine gute Strecke Weges. Das war Balſam auf mein Haupt. Ich fuhr vor Freuden auf; ein größer Glück für mich und meinen Sohn hätte ich mir kaum träumen können. Auch Dir, mein Jonathan, und unſerem Buchholz, dem ich immer dieſen Arzt gewünſcht, wird es lieb ſeyn, dieſen einzigen Mann in ſeiner Art kennen zu lernen, auf dem der Segen ſeiner frommen Mutter ruht, die er hier wie ein Held gepflegt und ſich ihr zu Liebe beynahe ſelbſt aufgeopfert hat. Dieſes außerordentliche Geſchick der Vorſehung treibt mich, keinen Poſttag zu verſäumen, und die Freude dieſer Nachricht hat die Auflöſung meiner Krankheit befördert.

Dieſe acht Tage im Bette habe ich mein Haus beſtellt und alles darin bereitet; habe mich an Agricola's Sprüchwörtern erquickt, und geſtern die Ausgabe des Apollodor von Heyne zum erſten male anſehen können; alle vier Theilchen durchgelaufen. Vielleicht finde ich ihn bey Dir, um ihn zu leſen. Aber ein Gericht wünſchte ich bey Dir zu genießen: Reid's Essays. Ich habe mich faſt geärgert, ſie bloß nach einer deutſchen Recenſion von Dir angeführt zu ſehen. So ein Werk mußt Du haben, und in dieſem Puncte will ich mir noch immer ein wenig philoſophiſche Neugierde erlauben, ſo wenig ich auch hier in der Zeit eine Auflöſung der Frage erwarte: was iſt der Menſch? Da fällt mir ein Sprüchwort aus Agricola ein: Was ſollten wir von Gott wiſſen, und niemand weiß, was ſeine Seele thut, wenn er ſchläft?

den 11ten.

Mein Arzt erlaubte mir geſtern auszugehen. Ich ging zum Oberhofprediger, um Abſchied zu nehmen und ihm Turretin's Hermeneutik zurückzugeben; er begleitete mich mit ſeinem hohenprieſterlichen Segen, der mir wohl that. Darauf kam ein Stück Arbeit mit Hill; auch mit dieſem coge intra bin ich Gott Lob fertig geworden. Er zieht heute zu mir. Ich muß ſchlechterdings eine Mannsperſon an meiner und meines Sohnes Stelle im Hauſe haben, weil lauter Weibsleute allein ſich nicht helfen können, beſonders bey meinen vermiſchten Angelegenheiten; und Hill iſt der einzige Menſch und Freund, der dahin taugt. Er that mir alſo die größte Wohlthat; woran er gar nicht glaubte; und ich hoffe, daß der Aufenthalt in meinem Hauſe ihm auch wohlthätig ſeyn wird. Du, mein lieber Jonathan, wirſt einen verwöhnten alten Kerl an mir finden, dem Du viel zu gut wirſt halten müſſen, und wirſt dem Himmel danken, das wieder los zu ſeyn, was Du Dir gewünſcht haſt. Wenn es nicht gut wäre, daß wir uns einander ſähen, würde es uns allen nicht ſo ſauer geworden ſeyn. Der äußerliche Menſch hat kein Warum. Gottes Wille hat kein Warum. Agricola hat beide Sprüchwörter gut auszulegen gewußt. Widerſprüche zu verdauen, iſt noch immer eine pica meines alten Magens, der des Spieles nicht ſatt werden kann. Mein Junge lieſ't mir vorige Woche, da er die Gnomiker des Brunck las, einen Spruch des Solon:

Ἅμα γὰρ ἄελπτα σὺν θεοῖσιν ἤνυσα
Ἄλλα δ' οὐ μάτην ἔρδον.

Gott gebe, daß es wahr werden möge.

Noch eins, lieber Jonathan, nenne mich wie Du willſt; aber Dutzen kann ich mich nicht als unter vier Augen. Nach einem Gelehrten, nach einem Philoſophen ſuche auch nicht bey mir; Du findeſt wahrhaftig nichts von allem dem, was Du mir zutrauſt. Mein Coffer iſt da. Ich hoffe vor Freuden geſund zu werden, ſobald ich auf dem Poſtwagen werde Platz genommen haben. Heute über acht Tage, ſo der Herr des Lebens will, daß wir uns ſehen und genießen ſollen.

---

92. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann
vom 22. Jun. 1787.

Lieber Herzensvater, ich habe Dir nicht ſchreiben können, weil ich krank war und immer kränker wurde.

Ich habe viel ausgeſtanden und weiß nicht, ob ich ſagen darf, daß es anfange, etwas beſſer zu gehen. Deine drey Briefe ſind richtig eingelaufen. Es ſoll alſo doch wahr werden, daß ich Dich ſehe! Guter Gott! Ich danke Dir herzlich für alles, was Du mir mitgetheilt haſt; aber ich bin ſo matt, das ich über nichts das Herz habe den Mund aufzuthun. Ich halte mich an dem wenigen, was ich von einer Kraft weiß, welche die Welt überwindet.

Die Vorſehung, nicht die bloße Zuſehung walte über Dich und Deine lieben Begleiter. Hamann — Vater — o wenn Du vor mir ſtehen wirſt! Ich fühle Geneſung in allen meinen Gebeinen, in dem Augenblick, wo ich dieſes ſchreibe.

---

93. Von J. G. Hamann.

Münſter, den 18. Jul. 1787.

Hier bin ich, mein herzenslieber Fritz Jonathan, ſeit vorgeſtern Abend, und ſchreibe dieſe Zeilen auf dem Bette, das ich ſeit geſtern hüten muß, wegen meiner geſchwollenen Füße, die ich nun bald hoffe los zu werden. Den 27. v. M. kam ich zu Berlin an. Ich bin dort nicht aus dem Hauſe geweſen; mein treuer Landsmann und Wirth, Reichardt, hat alles für mich abgemacht. Ich habe ihn noch mehr ſchätzen und lieben gelernt, als aus den Freundſchaftsdienſten, die ich ihm ſchuldig bin. Seine Frau, ihre Mutter, beide Schweſtern und Bruder ſind ein Ausbund guter Menſchenſeelen, die mich mit Berlin beynahe ausgeſöhnt haben. Unſer Engel und Gefährte Raphael, vulgo D. Lindner, hat ſich um uns, wie ſein Namensgenoſſe um den blinden Tobias und Sohn, verdient gemacht und wird auch hier nicht ἄχρηστος ſeyn. Lieber Fritz, auch Dir bin ich anmuthig, ihn wegen Deiner Hauptſchmerzen um Rath zu fragen. Mein Vertrauen iſt unermeßlich zu ſeiner Treue und Liebe, zwei Eigenſchaften, die nicht feil ſind, und nicht durch specimina pro gradu erworben werden können. Mein Alcibiades entſpricht ganz dem Ideale meines Herzens. Seiner lieben, kindlichen Mariane Geſundheit bekümmert mich und iſt meine einzige Sorge. Ich liege hier wie in Abrahams Schooß und lebe als Augenzeuge einer Harmonie, die der erſte Philoſoph unter den Sternen wahrzunehmen glaubte. Laß mich, ſo lange ich will und kann, träumen und ſchlummern in meiner empfindſeligen Lage. Man erwartet Dich hier im Auguſt. Komm, wenn Du kannſt, dem lieben Erndte- und meinem Geburtsmonate zuvor. Mich verlangt, Dich zu ſehen, aber meine vis inertiae dient zum Gleich- oder Uebergewicht der Ruhe, die ich, nach ſo vieler Unruhe, mit langen Zügen zu genießen nöthig habe, um wieder in Gang zu kommen. Ich muß aufhören. Alſo auf baldiges und glückliches Anſchauen.

Dein alter **Johann Georg.**

96. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 20. Jul. 1787.

Ja, Lieber, ich will dem Erndte= und Deinem Geburtsmonate zuvorkommen, denn ich ertrage es nicht, Dich ſo nahe zu wiſſen und nicht bey Dir zu ſeyn. Es müßte mir ſehr hinderlich gehen, wenn ich nicht in der Mitte der künftigen Woche bey euch wäre. Unſer Alcibiades, der Schlaue, hat mich zwar nach Münſter eingeladen, aber mir kein Quartier in ſeinem Hauſe angeboten. Ich fahre aber gerade vor ſeiner Thür an, und werde mir ſchon Platz zu machen wiſſen. Sorge nur, daß Deine Füße geſchlungen ſeyen, denn ich bringe die deutſche Ueberſetzung des Alexis mit, die mußt Du mit mir durchgehen.

Die Recenſion meines Hume in der Voſſiſchen Zeitung habe ich geleſen und gleich auf Bieſter gerathen. Ich ſuchte ſie mir zu verſchaffen, gereizt durch Deine Adoption; denn Du ſchreibſt: „Auch die Berlin. Recenſion hat an Deiner Form manches auszuſetzen.“ Ater et albus! — Daß Nicolai gegenwärtig zu Pyrmont iſt, um, wie er ſelbſt ſagt, ſich von den Biſſen der Hyder des Jeſuitismus und Catholicismus zu heilen, wirſt Du ſchon wiſſen. Daß Schloſſer und ich auf die Seite der Vernunftfeinde getreten, ſieht er als ein Zeichen vom jüngſten Tage an. Mit ihm verwundert ſich darüber der deutſche Mercur unausſprechlich.

Grüße Raphael und den jungen Tobias von mir auf's Beſte. Wie ich mich auf euch alle freue! Wenn ich doch nur gleich einſitzen und fortreiſen könnte! Lindner'n will ich meine Noth gläubig klagen; nur muß er ſich durch die confusionem judicii cum experientia, die ſich bey meinen Berichten oft ereignen wird, nicht irre machen laſſen. Lebe wohl, Herzensvater, bald, bald in Deinen Armen!

95. Von J. G. Hamann.

Münſter, auf einem Himmelbette,
den 22. Jul. 1787.

Mariane theilte uns ſchon vorgeſtern ihren Plan mit, Dich, herzenslieber Fritz, nebſt der ſchweſterlichen Geſellſchaft aufzunehmen, und einen Platz auszumitteln in dem Hauſe, vor deſſen Thür Du gerade anzufahren Willens biſt. Wenn Du alſo kommſt, wirſt Du keine Mühe haben, die Stube und das Himmelbett zu finden, und Deinen Dich eben ſo ſehnlich erwartenden Freund. Mit meiner Krankheit hat es, Gott Lob, nichts auf ſich, weil ich ohne die geringſten Schmerzen bin, und mit der größten Zufriedenheit und Pflege das Bett hüten kann. Den erſten Abend lernte ich nichts als die Bibliothek und den Speiſeſaal meiner jetzigen Heimath kennen. Den Tag darauf zog ich in mein Himmelbett und kenne alſo nichts weiter von den Gelegenheiten des Hauſes noch des Ortes. Der ſchlaue Alcibiades, da er Dich nach Münſter einlud, dachte ſich die ganze Stadt nach meinem engen Geſichtspuncte, den ich eben nicht zu erweitern wünſchte, wenn ich nicht wegen meines guten Appetits mehr Bewegung nöthig fände. Franz macht es wie Fritz. Beiden geht es, wie es leider allen Philoſophen geht, die, was ſie vorausſetzen, nicht nöthig finden erſt zu beweiſen, und dadurch öfters zu kleinen Mißverſtändniſſen Anlaß geben.

Mittwochs überraſchte mich die Fürſtin Aſpaſia in praesepio; mein Michael begleitete Alcibiades zu ihr, und kam voller Entzückung nach Hauſe, weiſſagte mir auch viel Genuß, und hatte den würdigen Pericles *) auch kennen gelernt.

Mein Gemüth ſcheint ſich wirklich zu erholen und zu erheitern, daß ich gute Hoffnung habe zu einem kleinen Rückwege in meine Jugend. Mir iſt wohl, und beſſer, als ich und meine Freunde mir es zugetraut haben. An Fähigkeit zum Genuſſe ſcheint es mir noch gar nicht zu fehlen. Der Mangel an Nahrungsmitteln iſt meiner Humanität nachtheilig geweſen, und hat der Animalität das Uebergewicht gegeben, von der ich wieder zu geneſen hoffe unter ſo guten Augen und Händen.

Ich hoffe Dich, lieber Jonathan, noch dieſe Woche zu ſehen und zu umarmen.

---

*) Den Miniſter von Fürſtenberg.

96.*) Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 16. Nov. 1787.

Der Winter iſt da, aber die Leute hören noch nicht auf zu reiſen. Heute vor acht Tagen, da ich eben das Paket an Buchholz geſiegelt hatte, trat Neſſelrode, der von Aſchaffenburg zurückkam, mit allen ſeinen politiſchen Angelegenheiten in mein Zimmer. Damals kündigte er mir einen Cavaliere Landriani aus Pavia an, der die Reiſe mit ihm gemacht hätte. Beide kamen den Abend zu mir. Landriani iſt ein guter, angenehmer Mann, der viel weiß, und ſich emſig um noch mehr Kenntniſſe bewirbt; übrigens ganz ein Philoſoph nach der heutigen Art, voll Eroberungsbegierde der Qualität aus der Quantität. Mir kam der Gedanke, ob die Leute nicht einmal auf den Verſuch gerathen würden, das Reden ſo weit zu vervollkommnen, durch Analyſe der Töne und ihrer Verhältniſſe, daß ein Verſtändniß ohne Gedanken dadurch möglich würde. Größere Vollkommenheit der Rede erleichtert ja Aufmerkſamkeit, Combination; warum ſollte nicht eine Vollkommenheit möglich ſeyn, die vollends alle Thätigkeit des Geiſtes unnöthig machte? Mir war ſonderbar dabey zu Muth, dieß einmal wieder ſo ganz rein vor mir zu haben: dieſe Forſchungsart und dieſen Geiſt der großen Welt. Alles lief doch ganz erträglich ab, und ich behauptete unter anderem die Abſurdität, daß Lavater eines der größten Genies in Europa ſey, und bewies, daß es keinen ſchrecklicheren und gefährlicheren Aberglauben gebe, als das Vertrauen auf die geſunde Vernunft. In Abſicht der letzteren that mir die Geſchichte des Illuminatismus ſo treffliche Dienſte, daß ich fühlte, wie mir die Lorber rund um den Kopf hervorwuchſen. —

---

*) Einige kleine Briefe, vor und nach Hamann's dreymonatlichem Aufenthalte zu Pempelfort geſchrieben, ſind hier übergangen.

Daß ich von Dir weiter gar nichts erfahre, iſt weder ſchön noch gut. Ganz von ungefähr höre ich, daß unter den Sachen, die Du hier zurückgelaſſen haſt, Dein unentbehrliches grünes Camiſol und Dein Schlafpelz iſt. Ich laſſe beides heute auf den Poſtwagen geben. Lebe wohl, Lieber, und bleib mein Vater! Ich bleibe, ſo lange ich etwas bin und bleiben kann,

Dein ehrlicher Jonathan.

97. Von J. G. Hamann.

Münſter, den 17. Nov. 1787.

Noch ehe wir uns geſehen hatten, herzenslieber Fritz, warſt Du der Jonathan meiner Seele, und wirſt es ſeyn und bleiben, ſo lange ich meines Daſeyns und Lebens mir bewußt ſeyn werde, nach ſo vielen und großen Verbindlichkeiten für all das Gute, was ich von Dir, und Deinen würdigen Schweſtern beſonders, und überhaupt von allen, die zu Deinem Hauſe gehören, bis auf die fromme Magd Deiner Küche, reichlich mit allen äußern und innern Sinnen, aber auch gedeihlich genoſſen habe. Du mußt und wirſt Dich an meinem Herzen begnügen, wie ich alles dem Deinigen zu verdanken habe. Weil ich den Genoſſen und Werkzeugen Deiner Wohlthaten nicht erkenntlich ſeyn kann, ſo iſt mir auch nicht viel daran gelegen, es ihnen zu ſcheinen. Was ich Deinem dienſtfertigen, unverdroſſenen Peter zugedacht habe, bleibt ihm aufgehoben.

Wie haſt Du aber, lieber Fritz, ein ſolches Dilemma ſchreiben können zum Willkomm hieher: entweder geht es euch dort ſehr übel, oder ihr thut ſehr übel an mir? Wendeſt Du ſo die Critik der reinen Vernunft an? Wie ſollte es mir möglich ſeyn, übel an Dir oder irgend einem der Deinigen zu thun? Wie hat Dir ein ſolcher Argwohn aus dem Schatze Deines guten Herzens entfahren können? Nein, lieber Jonathan, es geht uns hier Gott Lob allen ſehr wohl. Wir leben hier wie die Kinder, und wie dort die Engel im hohen Himmelsthron; und daß wir kein Uebels gegen Dich im Sinne gehabt, haſt Du bey Erhaltung meines wilden Avisbriefes ſelbſt erkannt und gefühlt, oder durch Ausrufungen zu verſtehen gegeben, die Dir beſſer gerathen als Vernunftſchlüſſe. Ich will Dir ein ganz anderer Kunſtrichter ſeyn, ein weit näherer, als mein Landsmann, und habe Urſache, mir ein wenig Eiferſucht zu gut zu halten, wenn Du noch, wie damals, in den todten Buchſtaben ſeiner Critik ſo vertieft biſt, daß Du bisweilen alles um Dich vergiſſeſt.

Zur Freundſchaft, wie zur Ehe, taugt keine Buhlerey, keine Schöngeiſterey, noch ſophiſtiſcher Schmuck. Ich ſehe in dem Spiegel meines eigenen Herzens ſo viele Menſchengeſtalten, daß ich mich meiner eigenen nicht ſchämen darf; wenn ſie auch etwas zu viel vom paniſchen Zuſchnitt haben ſollte, ſo bin ich deßwegen nicht häßlicher, noch der häßlichſte unter allen meinen Nächſten, die ich wie mich ſelbſt zu lieben ohne Anſehen der Perſon ſchuldig bin, dem königlichen Geſetze zufolge, wie es Dein Namensapoſtel nennt. Gute Menſchenkinder habe ich dort kennen gelernt, nicht nur in Deinem Hauſe, ſondern auch durch die Verbindungen deſſelben. Ich meyne das □, meines Raphael's Collegen Abel, den alten Freund Schenk, nicht mehr Fiſc, ſondern J. U. D. in spe, den braven Rector Reiz, und unſern guten, gefälligen Theobald Hofmann, der ſich von allen myſtiſchen Befleckungen ſeiner Bücherſammlung mit jungfräulicher Reinigkeit zu bewahren ſucht in ſeinem Wandel und Handel. Der Ueberſetzer des Alexis wird die Symbole meiner Geſinnungen, in verſtändliche und gefällige Atticismen und Germanismen überſetzt, den vier Freunden mitzutheilen wiſſen.

Wo bin ich, lieber Jonathan? Laß mir Zeit, mich wieder zu beſinnen. Um auf Dein Dilemma zurückzukommen, entweder geht es euch dort ſehr übel — Hier, an dem eigentlichen Orte meiner Beſtimmung und meines Ausganges aus meinem Vaterlande? War es nicht mein Franz, der mich rief und mich ausrüſtete zu dieſer ganzen Laufbahn, die ich mit Frieden und Freude zu vollenden, der beſten Hoffnung lebe und des beſten Willens bin? Hier ſollte es mir übel gehen, wo ich wie ein Fiſch und wie ein Vogel in meinem rechten Elemente leben kann? Aber Du, armer Jonathan, haſt ſehr übel an Deinen beiden Schweſtern und an mir Lazaro, quoad tunc, gethan, das harte Joch und die ſchwere Laſt einer ſo männlichen Freundſchaft, einer ſo heiligen Leidenſchaft, als unter uns obwaltet, ihrem Geſchlecht, das die Natur weicher und zahmer gebildet hat, aufzubürden. Du haſt mir manche ſaure, manche ſchwere Stunde gemacht, und einen Querſtrich durch die Rechnung meines Planes. Sobald ich nur wieder durch die in Deinem Hauſe genoſſene Pflege auf den Beinen war, brauchte ich dieſe, um mit einer Art von Paroxysmus der Gefahr zu entrinnen. Haſt Du denn nicht gemerkt, lieber Jonathan, daß die beiden Amazonen es gemeinſchaftlich darauf angelegt hatten, mich alten Mann um die Ehre meiner ganzen Philoſophie, um alle Deine günſtigen Vorurtheile für ſelbige, auf denen Deine bisherige Freundſchaft beruht, zu bringen, und zuletzt uns beiderſeits in ſolche Verlegenheit zu ſetzen, daß wir uns beide, wie ein Paar philoſophiſche Geſpenſter, lächerlich vorgekommen wären? Ich weiß es beſſer als jemand, daß Deine beiden würdigen Schweſtern eine Ausnahme ihres Geſchlechts ſind; aber Tante Lotte muß ſich an der Ehre begnügen, daß ein ſo ſtolzer Menſch, als ſie mich kennt, kein ander Mittel als die Flucht ergreifen müſſen, und ſeine Bagage darüber im Stiche gelaſſen, für deren gütige Auslieferung Mama Helene großmüthig beſorgt iſt, wie ich heute zu Mittag erſehen habe.

Ich lag zu Bett und Franz ſaß vor mir, als Gertrudchen mit ihrer Mutter den alten Mann inſtändig erſuchten aufzuſtehen, weil das liebe Eſſen angerichtet werden ſollte. Eben zum Deſſert kam Dein prägnanter Brief von geſtern, und brachte uns einen ſo herrlichen Nachtiſch mit, daß wir noch nie ſo luſtig und laut vergnügt geweſen ſind, ſo wenig es uns auch an ſprachſeligen Nächten gefehlt hat.

Nun, mein herzenslieber Jacobi, ich bin nicht im Stande, den Spaß, den ich mir mit dem Dilemma vornahm, auszuführen, wie ich den Entwurf dazu gemacht hatte. Deine Liebe, Sorge und Aufmerkſamkeit, und Deiner würdigen Schweſtern ihre macht ſich ſelbſt bezahlt, und iſt durch den Segen von oben genug belohnt.

Mein Plan iſt jetzt, Allmodde in Augenſchein zu nehmen, und dann ſobald als möglich nach Wellbergen mit der ganzen Familie zu flüchten. Ueberall iſt meine Weide! Wir leben hier durcheinander wie die Wilden, in einer ſehr glücklichen Autonomie oder beynahe künſtlichen Ungezogenheit. Es iſt eine Wohlthat, am Gegenwärtigen mehr Geſchmack zu haben, als an allem übrigen, was dieſſeits oder jenſeits liegt. Geſetzt, daß alles auf eine Täuſchung oder Fiction hinauslaufe, ſo will ich ſelbige genießen, als das beſte Intermezzo meiner Wanderſchaft. Auch hier ſind die Götter — Küche und Tempel, Stall und Pallaſt. Alles iſt gut — alles iſt eitel! Wohl mir, daß ich imbecillitatem hominis und securitatem dei mit gleicher Intenſion zu fühlen im Stande bin.

Das erſte Buch, das ich hier geleſen, ſind Jung's Schwärmer. Der erſte Theil iſt ein wahrer Leckerbiſſen für mich und ich habe die Meiſterhand darin bewundert, aber der zweite Theil iſt verpfuſcht. Was iſt das für ein Buch, wo er Dich auch aufgeführt?

Hat mich Platons Sirenenſtimme in Galiani's Dialogen entzückt, ſo leſe ich mit noch mehr Wonne den Morellet, als einen Zeugen der beſſeren Wahrheit, deren Freundſchaft mir lieber iſt, als Schöngeiſterey und Demonſtrirſucht. Pericles hat mir artige Nachrichten von Galiani mitgetheilt, den er perſönlich gekannt hat, und der ſein Autorverdienſt einem Onkel ſchuldig iſt. In dem Werke della Moneta herrſcht ein ſehr tiefer, ernſter Ton, der durch den Leichtſinn des galliſchen Witzes und des pariſer Geſchmacks ſcheint ganz verſtimmt worden zu ſeyn.

den 19ten.

Ich fühlte ein ſo ſtarkes Rupfen an meinem Ohr von meinem Schutzgeiſte, daß ich vorgeſtern Abends meinen Brief abbrechen mußte.

Dieſen Morgen habe ich Dich mehr als zehnmal in Gedanken geküßt für die Begeiſterung, womit ich die Widerlegung des Galiani von dem wackern Morellet leſe, der meine Waffen gegen Dich wetzt. Beynahe zweiſle ich, daß Du die Geduld gehabt, das Werk ganz durchzugehen; denn ein Blatt war noch nicht aufgeſchnitten. Meine Zufriedenheit mit Galiani's Dialogen ging niemals auf die Materie, ſondern bloß auf die platoniſche Form, die ich leider kenne, und der ich eben ſo wenig traue, als der peripatetiſchen. Ein eben ſo ſonderbares Vergnügen macht mir der geſetzte, weiſe Ton ſeiner erſten Schrift della Moneta, die ſo ſittſam und andächtig geſchrieben iſt, als man in den Dialogen den witzigen Kleinmeiſter und Schöngeiſt und den mercurialiſchen Leichtſinn, der auf dem fremden Boden ausgeartet iſt, poſſierlich findet nach der Widerlegung eines gründlichen und leutſeligen Mannes.

Den 15ten d. M. haben wir die erſte nächtliche Vorleſung über Dein Spinozabüchlein gehalten. Franz ficht für Dich, als wenn es ſeinen eigenen Fall beträfe, und ich ſpiele mit eben der Heftigkeit den advocatum diaboli im Namen der Berliner. Wenn Dir alſo die Ohren gellen, lieber Jonathan, ſo weißt Du die Urſache, und kannſt wegen des Ausganges ganz ruhig für Dich ſelbſt und für uns ſeyn. Ich erſterbe Dein alter treuer Freund und Jonathan reciproce in saecula saeculorum.

98. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 29. Nov. 1787.

Eine wichtige Begebenheit, und nicht ohne alle Beziehung auf mich, iſt die Zurückberufung des Miniſters v. Hompeſch auf ſeinen alten Poſten nach München. Sie haben ſich dort ſo feſt gefahren, daß kein anderer

Rath mehr war, als bittend zu dem Manne zurückzukehren, der ſich im Jahre 1779 das Vertrauen der Nation in einem ſo hohen Grade erworben hatte. Gott gebe nur, daß er meiner nicht bedürfe; und ich habe mehrere Gründe es zu hoffen.

Die Stelle von Jung über mich ſteht im Theobald Th. 2. S. 75 — 77.

Viel Vergnügen hat mir Wienholt's Beytrag zu den Erfahrungen über den Magnetismus gemacht. Mir war als wenn ein erquickender Balſam über mich ausgegoſſen würde.

Den Morellet kannſt Du für's erſte noch behalten. Es freut mich Deine anhaltende Zufriedenheit mit dieſem Buche um ſo mehr, da es unter die Zahl derjenigen Bücher gehört, die ich mehr als einmal zu leſen und mehr als einmal zu verſchenken pflege; welches letztere ich mir beynahe zur Pflicht mache, wenn entgegengeſetzte Sophiſtereyen von wichtigen Recenſenten *), welche mehr auf den Vortrag als auf die Sache ſehen, dringend empfohlen, und in einem ſummariſchen Begriffe dem Leſer dergeſtalt inſinuirt und eingegeben worden ſind, daß Männer wie Morellet dabey als Schriftſteller erſcheinen, welche ſich nur das Anſehen geben, der Sachen kundig zu ſeyn, da ſie doch in einem Mißverſtande der Vernunft und Erfahrung, in einem Aberglauben an übel verdaute Grundſätze und unſchickliche

---

*) Dieß bezieht ſich auf Hamann's „ſummariſchen Begriff der Geſpräche über den Getreidehandel" in einer Beylage zur Königsberger Zeitung von 1775.

Beyſpiele, im Mißbrauche der Anwendung u. ſ. f. auf das jämmerlichſte begraben liegen. Ich ſage, daß ich es beynahe für Pflicht anſehe, in dergleichen Fällen gutmüthige Leſer zu ermuntern, ſich durch den Augenſchein zu überführen, daß, was man ihnen als Fleuretten verbuhlter Schöngeiſterey über aſtronomiſche und optiſche Theorieen vorgeſpiegelt, etwas beſſeres und von weit gemeinnützigerem Inhalte ſey, als jene Sophiſtereyen, die man ſie ermahnt hatte, den Schaumünzen des ehrwürdigen Alterthumes gleich zu ſchätzen. Und hiemit wäre denn das im Morellet nicht aufgeſchnitten geweſene Blatt gebührend aufgeſchnitten, und die etwa dadurch verurſachte Ungeduld nothdürftig und abbittend entſchuldigt.

---

99. Von J. G. Hamann.

Münſter, den 1. Advent 1787.

Sonderlicher denn Frauenliebe! werde auch an unſerer Freundſchaft erfüllt, mein herzenslieber Fritz Jonathan. Gott geb, daß Deine Geſundheit ſich wieder beſſert. Ich habe nur einmal in meinem Leben ſchlimme Augen gehabt, die ich von meiner letzten Reiſe aus Liefland mitbrachte. Ich glaube, daß ich damals eben an den Anmerkungen über die Wortfügung in der franzöſiſchen Sprache arbeitete. Jetzt habe ich wieder Anlaß, für mein Geſicht täglich beſorgter zu werden.

Meine polypragmatiſche Martha hat weder an einem Gerichte noch an einem Buche genug.

Mein Sohn kam vorgeſtern mit einem großen Packe Bücher, die ihm Franz aufgegeben bey dem Buchhändler auszunehmen. Für ſich hatte er den zweiten Band des Ardinghello, und für mich den „Thurm von Samarah, eine warnende Geſchichte für Aſtrologen, Zeichendeuter, Magier und alle Liebhaber geheimer Wiſſenſchaften.“ Ich fiel wie ein hungriger Wolf auf dieſes arabiſche Feen-Mährchen und hätte beynahe das Mittageſſen darüber vergeſſen. Ich glaubte darin einen Pendant zur Geſchichte des goldenen Hahns zu finden, überredete Franz, es zu behalten, las es zur Warnung des alten Magus im Norden, und wurde überzeugt, daß ſich alle Zeichendeuter menſchlicher Geſichter und Handlungen, Anſchläge und ihrer Beweggründe an dem tragiſchen Ausgange ſpiegeln können. Der übermüthige Kaliſe wurde erſt toll, hernach krank, und fuhr zuletzt lebendig in das Reich des alten Philoſophen und ſchönen Geiſtes Eblis; der niedrige, verachtete Zwerg verlebte Jahrhunderte in der ſüßeſten Ruhe und in dem Glücke einer ewigen Kindheit. Ich wünſchte ſehr, daß ein guter, freygebiger Freund mir den goldenen Hahn und den Thurm von Samarah in ein Bändchen gebunden ſchlecht und recht verehren möchte, zum Andenken der breiten Randgloſſen und gewiſſer beſonderer Anſichten und Ahndungen, womit ich, zur Schande meines äſthetiſchen und metaphyſiſchen Urtheils, verſchlungen und geſchmeckt habe. Kaum war ich mit dem

Thurm fertig, ſo konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, den zweiten Band des Ardinghello zu naſchen und dem Leckerbiſſen des jugendlichen Leſers vorzugreifen.

Vorgeſtern Abends kam eine Erinnerung und neue Einladung, den erſten des Chriſtmonats unſere verabredete Wallfahrt nach Angelmödde an der Weſer zu vollziehen. Der letzte Sonnabend des Kirchenjahres, der letzte Monat des bürgerlichen Jahres ſtellte ſich wie ein geſchmückter Bräutigam ein. Ich wurde mit meinem Ardinghello, dem Virtuoſen und Metaphyſiker, dem Geſetzgeber der neueſten Colonie des verblichenen Jahrhunderts, fertig, ſtieg eine kleine Viertelſtunde eher in die Kutſche zum Empfange unſeres Franz, und wir fuhren, halb unter platoniſchen Geſprächen, halb unter silentio Pythagorico, fröhlich unſere Straße. Wir kamen um 1 Uhr an. Die Hausgöttin war mit zwei Jägern ausgegangen, und ich löſete meinen Michael, ohne ihn zu kennen, weil ich ihn für einen maitre d'hôtel anſah, bey der kleinen Amalie ab, als ein alter Schulmeiſter, der das Handwerk gewohnt wäre. Die Fürſtin kam, und wollte mir einen Vorſchmack der ſchönen Gegend geben, bis an den Zuſammenfluß der beiden Bäche. Ich lief, daß mir der Athem verging. Der Weg ging über eine lange, hohe Brücke; ich kam mit vieler Noth und Mühe hinauf und kroch an der Lehne glücklich hinüber, that meine Augen ſo weit als möglich auf, und ſah die Gränze des Waſſers. Darauf ging es zur Tafel in vollem Trabe, den ich nicht Zeit hatte, ſelbſt zu bemerken. Die Gerichte ſtanden wie eine kleine Flotte ausgerüſtet. Meine hungrige Muſe iſt nicht im Stande, einen Catalog davon anzufertigen. So wurde der erſte des Chriſtmonats gefeyert. Ich ſaß ſchon wieder in der Kutſche, als das ganze Dorf über meinen Namen ein Gelächter erhub. So außerordentlich kam es den Bauern vor, daß es einen Menſchen auf der Welt geben könnte, der Hamann hieße. Ich ſang vor Freuden unterwegs einige Lieder vor, mit denen ich den Sabbath jeder Woche zu weihen gewohnt bin, ſo heiſer wie ein Rabe.

Nun will ich meine Idee ausführen, als Vorläufer nach Welbergen zu gehen. Vielleicht ſehen wir uns dort; die Erſcheinung wäre mir höchſt angenehm. Franz iſt ſo beſorgt, daß die Zeit mir lang werde und daß ich der Bücher nicht entbehren könne. Wenn er wüßte, wie mir vor dieſer loſen Speiſe ekelt, und daß mir Enthaltſamkeit darin weit nöthiger iſt, als im leiblichen Eſſen und Trinken. Wie mir Galiani's Buch della Moneta ſchmeckt! Ich bin kaum auf die Hälfte, und Pericles hat mir zu ſeinen übrigen Werken Hoffnung gemacht. Die Vorrede des Buches iſt ein Meiſterſtück; Pericles ſagt, ſie ſchmecke ihm nach dem goldenen Zeitalter der Schreibart; aber der Geiſt des Alterthumes iſt noch köſtlicher in Gedanken und ihrer Compoſition für den Sinn, als für den ſtolzen Rhythmus des Gehörs. Ich habe eine engliſche Ueberſetzung des Camoens bey der Fürſtin gefunden, von der ich mir viel verſpreche. Es ſind dabey reiche Noten; der Ueberſetzer heißt Mickle. Aus Mangel eines portugieſiſchen Wörterbuches habe ich das Original, das ich ſelbſt beſitze, bisher nicht leſen können.

Du gehſt mit Staatsentwürfen ſchwanger. Vergiß nicht fidem daemonum qui credunt et contremiscunt. Gottes Segen und Schutz über Dich und die lieben Deinigen.

100. Von J. G. Hamann.

Welbergen, den 6. Dec. 1787.

Mein liebſter Jonathan, zu meinem Glücke reiſ'te ich vorgeſtern ab und kam des Abends an. Ein Tag Aufſchub hätte den Weg grundlos und meine Reiſe unmöglich gemacht. Hier ſitze ich eingeſchloſſen wegen der elenden Witterung, in guter Hoffnung, daß der Himmel ſich aufklären werde. Das Schloß gefällt mir außerordentlich. An Gegenſtänden fehlt es nicht für meine Neugierde und Aufmerkſamkeit. Es wird mir nicht leid thun, meinem Inſtinct hieher blindlings gefolgt zu ſeyn, ſo ähnlich er auch dem Impromptu ausſah, mit dem ich Dein Haus in Düſſeldorf verlaſſen mußte. Ohne mir ein wenig Gewalt anzuthun, hätte ich beides nicht ausführen können. Du giebſt mir Anlaß, meine ungeſtüme Ausführung wenigſtens gegen Deine beiden würdigen Schweſtern zu rechtfertigen. Was ich darüber ſchon geſchrieben, verſtehſt Du nicht ganz. Von Empfindung kann man freylich nicht mit der Deutlichkeit ſchreiben, als ſich Begriffe entwickeln laſſen. Das liegt in der Natur der Sache. Die Worte habe ich vergeſſen, aber für den Sinn kann ich bürgen. Die Liebe, die ich in Deinem Hauſe und von den Deinigen genoſſen, hat kein Verhältniß zu meinem Verdienſt. Ich bin wie ein Engel vom Himmel darin aufgenommen worden. Wenn ich ein leibhafter Sohn des Zeus oder Hermes geweſen wäre, hätte ich nicht größere Opfer der Gaſtfreyheit und großmüthigen Verläugnung finden können, worin ſich Helene als Deine und meine Nächſte unſterblich hervorgethan. Sollte ich nun dieſe Anſtrengung und Uebertreibung des Mitleidens bloß meinen Bedürfniſſen, und nicht vielmehr Deinem Vorurtheile der Freundſchaft für mich zuſchreiben, und mir etwas anmaßen, was Dir mehr als mir ſelbſt gehörte? Der Schein der gröbſten Undankbarkeit war mir erträglicher, als eine ſolche Ungerechtigkeit gegen Dich und mich ſelbſt. Ich mußte auch hier sans principe par principe handeln. Wahre Dankbarkeit iſt unſichtbar und thut ſich weder durch Bücklinge, noch durch Sprache, die, wie die meinige, ſtammeln muß, Genüge; ſie kehrt, wie Du weißt, dem Gegenſtande ihrer Verehrung den Rücken und will nicht geſehen ſeyn. Ich habe Deine Verlegenheit geahndet, aber aus der Deinigen hätteſt Du auch meine eigene beurtheilen, auch meine Sorgen, meinen Gram beherzigen können, daß Du der wahre Urheber der allzu günſtigen Meynung biſt, die Du von Deinem, bisher dem Buchſtaben aber nicht dem Antlitze nach erkannten, Freunde gehegt und mitgetheilt haſt. Die Wahrheit macht uns frey, und man verliert dadurch nichts, daß man allen Selbſtbetrug ſelbſt zerſtört und dieſe Nothwendigkeit lieber an ſich ſelbſt ausübt, als dem Zahn oder Beſen der Zeit überläßt, ſich an dem Hirngeſpinſte zu rächen. Nach wiederholten Ueberlegungen weiß ich keinen andern Rath, als daß Du alle in Deinem Hauſe mir erwieſene Wohlthaten, als Dir ſelbſt gethan, auf Deine eigene Rechnung ſchreibeſt, da Du ſchuldig biſt, für die Folgen Deiner Vorurtheile für mich zu büßen und ſie zu übernehmen.

Man war eben die Woche, wo ich Dein Haus verließ, Willens geweſen, mich einſtimmig und feyerlich nach Münſter zu dem Geburtstage unſeres Franz einzuladen. Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie lieb und angenehm es mir geweſen, durch eine blinde Ahndung dieſem Wunſche zuvorgekommen zu ſeyn, von ſelbſt und aus eigener Bewegung. Mein größter Troſt iſt hier, nicht gelaufen, ſondern eben ſo nachdrücklich gezogen worden zu ſeyn.

Beruhige mich doch bald wegen Deiner Augen- und Kopfſchmerzen. Gott ſegne Dich, dein Haus und alle die dazu gehören, iſt mein täglicher Wunſch.

---

101. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 25. Dec. 1787.

Hompeſch hat ſchon den 10ten d. M. in München wieder ſeinen Abſchied erhalten. Ein . . . .

Namens .... ſollte ſeinen ganzen Einfluß behalten, und da Hompeſch dieß nicht zugeben konnte, erklärte der Kurfürſt, daß er nicht Willens ſey, ſich Geſetze vorſchreiben zu laſſen, und Hr. v. Hompeſch nur wieder gehen könne, woher er gekommen wäre, aber bey Nacht, um Aufſehen zu verhindern. Tauſende von Menſchen umringten nichts deſto weniger ſeine Wohnung bey ſeiner Abreiſe, und eine Menge, die nachkam und ihn nicht mehr fand, lief nach ......s Hauſe, wo ſie alle Fenſter einwarfen. Hompeſch iſt jetzt in der Pfalz, wo er viele alte Freunde hat und ſie nach der Reihe beſucht.

Wegen Deiner Geſundheit bin ich äußerſt beſorgt. Lieber, das kann unmöglich gut gehen in dem feuchten, moraſtigen Welbergen. Ich kann mir vorſtellen, wie dem guten Buchholz mag zu Muthe geweſen ſeyn, da er es geſchehen laſſen mußte, daß Du dahin abgingſt.

Deine Erläuterung über Materie und Form Deines Abſchiedes von hier will ich unkritiſirt laſſen. Ich weiß, daß von dem Vorurtheile, wie Du es nennſt, meiner Freundſchaft für Dich mir nichts genommen, ſondern daß es ſtärker iſt, als es je geweſen. Du, und was ich in Abſicht Deiner ſo tief empfinde und unwiderſtehlich ahnde, dieß zuſammen iſt mir ein köſtliches Factum.

102. Von J. G. Hamann.

Ulubris, den 4. März 1788.

Lieber Fritz Jonathan, heute iſt es ein rundes, volles Vierteljahr, daß ich in dieſer feuchten und moraſtigen Wüſte und Burg reſidire, nicht wie Du ſie ſchiltſt, ſondern wie in einem luſtigen Gefilde und fruchtbaren Thal, wo ich meine Palingeneſie und ὁλοκληρίαν (Act. III. 16) meines Heils, ſtatt des Frühlings, erwarte. Hätteſt Du alle Briefe erhalten, die ich ſeit ſo manchen ſchlafloſen Nächten, von meinem faſt vierteljährigen Krankenlager, im Sinne an Dich geſchrieben! Nun habe ich ſo viel zu erzählen, daß ich nicht weiß, wie und wo ich anfangen und aufhören ſoll. *) — —

Daß Krankheiten auch an Deinem langen Stillſchweigen Schuld geweſen, ſuchte ich mir durch die Vorſtellung auszureden, daß Du mit der neuen Ausgabe Deines Buches beſchäftigt ſeyn würdeſt. Als ich Deinen Beytrag zum Muſeum **) las, befremdete mich, von Dir vergeſſen zu ſeyn. Daß Du aber dabey auch an mich gedacht, merkte ich an einer Stelle, die mir ſogleich in die Augen fiel. So ſehr ich mich über die Erinnerung freue, ſo bin ich doch beſorgt, daß Du der Freundſchaft zu lieb mit der Klugheit eines Weltmannes vorſichtiger mit dem Hohenprieſter und mit theologiſchen Händeln umgingeſt, und ihn nicht durch ausdrückliche Anführung einer meiner Broſchüren an mich erinnert hätteſt. In den hierophantiſchen Briefen, die 1775 herauskamen, wurde der erſte Verdacht des Crypto-Catholicismus gegen den Mann in ſeiner damaligen Lage in meinem Vaterlande gerügt. Was für eine Kluft von Jahren und Revolutionen bis zum Aufgange der Berliniſchen Dianae, prolis Jovis, oder ihres vom Himmel gefallenen Bildes! Jetzt iſt der Eifer des Triumvirats für den Proteſtantismus ein eben ſo großes Mirakel in meinen Augen, als des Darmſtädtiſchen Dictators Zelotypia für die Orthodoxie. In beiden Theilen ein blinder Affect und politiſcher Deus ex machina. Sie brennen von ganz ähnlichem Eifer gegen den Catholicismus und ſind in ihren Herzen für ihn ganz brüderlich gleich geſinnt, bekennen ſich mit lauter Stimme zur Toleranz, und ihre Werke überſchreyen ihr Maulbekenntniß durch die That. Wer iſt im Stande, zu dieſem Chaos zu ſprechen: es werde Licht! Wie hat mir die vier Tage lang, da ich Deinen Beytrag las, der Kopf gebrannt! Ein Scribler in kleinen Heften, der mit Einfällen und Zweifeln ficht, iſt unter der Würde dieſes orthodoxen Goliath; es mußte ein Triumvirat der babyloniſchen Hure ſeyn; nur ein ſolches war dem aufgeblähten Wanſte ſeines Stolzes angemeſſen. Nun kommt es auf die Frage an: iſt denn der Definitor wirklich ſo rein und weiß, wie er ſich gebrannt und gewaſchen hat? Sind denn ſeine Gegner wirklich ſo ſcheußlich und ſchwarz? — Oder iſt hier kein Unterſchied, keine differentia specifica dieſes ehebrecheriſchen Geſchlechts? und ſind ſie alle Brüder von gleichem Schrot und Korn, keinen Schuß Pulver werth in den Augen des alten Mannes vom (Königs) Berge, der zu Welbergen in ſtolzer Ruhe auf ſeinem Krankenbette lag, weinte, daß er nicht eſſen, und lachte, daß er nicht ſchlafen konnte, wie ihn leider gelüſtete?

---

*) Die weitläuftige Erzählung von ſeiner Krankheit wird hier übergangen.

**) An Schloſſer, über den frommen Betrug. S. Bd. 2 der Werke S. 460.

Schon im December wollte ich an meinen kleinen Verſuch von Anmerkungen über Dein Spinozabüchlein gehen, aber ich kam nicht weit damit. Sobald ich auf Spinoza und Hemſterhuis komme, ſtehen die Ochſen am Berge, weil ich mich ſeit Jahren quäle, dieſe beiden Quellen zu unterſuchen. Hiezu wird bey mir eine beſondere Muße und Laune erfordert, die ich unterwegs wohl nicht haben werde, ſondern einmal zu Hauſe erwarten muß. Die euclidiſche Schale des einen, und die platoniſche des andern iſt mir ſo verdächtig, daß ich meine morſchen Zähne nicht an ein Paar tauben Nüſſen mißbrauchen will, in denen ich ſtatt des Kerns einen Wurm oder vielleicht die reinen Reliquien ſeiner Excremente vermuthe. Alle Lügenſyſteme ſind natürliche Auswüchſe unſerer verdorbenen Grundlagen, die allen Menſchen gemein ſind. Ein Schlüſſel für alle, eine Sonne für den Tag; unzählige für die Nacht. Wer im Tage wandelt, ſtößt ſich nicht. Wir ſind berufen zu Kindern des Lichts und nicht der Finſterniß.

Mein herzenslieber Fritz Jonathan, ſey kein politiſcher Rathgeber, wenn Du gute Tage behalten willſt, und laß Dich durch keine rathfreygebigen Freunde, Gevatter und Vetter zu theologiſchen und philoſophiſchen Katzbalgereyen verhetzen. Laß nicht Dein Herz noch den Kopf von Autorſorgen beſchwert werden, damit es Dir nicht wie mir gehe. Wie viel Kreuzzüge ſind hier durch meinen grauen Kopf durchgegangen, von denen doch einige haften mögen. Ein Schriftſteller, der eilt, heute und morgen verſtanden zu werden, läuft Gefahr, übermorgen vergeſſen zu ſeyn. Quod cito fit, cito perit. Herder's zerſtreute Blätter habe ich auf meinem Lager geleſen, und mich gefreut, auch einige meiner verſtoßenen Kinder von ihm adoptirt zu ſehen. Ich hoffe in meinem alten Thema, Religion und Sprache, ein wenig weiter gekommen zu ſeyn. Hierauf beruht das Problem ſowohl menſchlicher als geſellſchaftlicher Glückſeligkeit. Aufklärung und Erziehung ſind Folgen, nicht eitle Prolegomena.

103. Von J. G. Hamann.

Münſter, Quasimodogeniti,
den 30. März 1788.

Wo ich jetzt bin, herzenslieber Jonathan, weißt Du aus den eigenhändigen Zeilen, die ich gleich bey meiner Ankunft ſchrieb. Der Sprung von einem vierteljährigen Lager in Franzens Wagen, und die Fahrt einer faſt ganzen Tagreiſe war ein wenig übereilt. Wir kamen gegen 6 Uhr wohl behalten an; ich etwas entfremdet von der ſtädtiſchen Lebensſitte, gleich einem mus rusticus. Ich finde mich aber täglich beſſer in die ſtädtiſche große Welt und lebe ſo herrlich und in Freuden, daß ich morgen zu Gaſt mich führen laſſen will, weil mein linker Fuß eine der Bandagen trägt, die zuvor das Scapulaire meines von ſpaniſchen Fliegen zerſetzten Rückens befeſtigten. Dieſen Abend iſt alles abgelegt, gleich den Grabtüchern des Auferſtandenen. Halleluja!

Meine letzte Criſis zu Welbergen beſtand in einer Anwandlung meiner erſten und älteſten Muſe, die mich dort auf einmal überraſcht hat. Kommt ſie zu Unfall, ſo mußt Du Gevatter ſeyn. Vielleicht kommt ein kleiner attiſcher Verſuch nagelneu auf die Welt über das Triumvirat und den Dictator, mit einer doppelten Zuſchrift an Jemand und Jedermann. Der Jemand ſoll zu Deiner Strafe kein anderer ſeyn, als Du, autor mali durch den Steckbrief im Muſeum. Wenn es nur nicht meiner ſchwangern Muſe abermals unrichtig geht. Vor ſolch ein Unglück kann die ehrlichſte Gebährmutter nicht, und ihre lusus ſind den Geſetzen einer hohen Natur unterworfen und unterthan.

Ich bin jetzt in der zweiten Abtheilung des Sheridan, für den ich Dich küſſe und umarme. So ein kritiſch politiſches Werk hatte ich gar nicht erwartet. Nun verſtehe ich den hypocrite reversed. Ich denke aus Swift's Herz und Seele über die Torys, Whigs, eure theologiſch-politiſchen Vorurtheile, Partheylichkeit und Mißverſtändniſſe.

den 31ſten.

Mit allen Deinen Büchern bin ich Gott Lob fertig. Mit dem Biographen Sheridan und ſeinem Helden wurde ich gegen das Ende mißvergnügt. Man wünſchte lieber ein Cretin zu ſeyn, als Swift's Talente und ihren traurigen Ausgang, Erfüllung ſeiner Ahndung: I am a fool! Was für ein Spiegel, und zugleich Riegel, uns weiſer zu machen. Ecce homo!

Eben ſo widerſprechend bin ich durch Calonne's Schriften begeiſtert worden, deren Inhalt mich wenig zu intereſſiren ſchien, der aber alle Eindrücke des Starkiſchen Rechtshandels und Wortwechſels mit der Berliniſchen Schule vielleicht ausgelöſcht hat. Mein eſoteriſches Urtheil über den Brandenburger Necker bekommt nun faſt das Uebergewicht über mein exoteriſche, dem ich mich bisher mehr mit Leidenſchaft als mit Gewiſſenhaftigkeit, mehr mit Fleiß als aus Inſtinct überlaſſen. Unter allen Arithmetiken iſt die politiſche die allerverdächtigſte für mich. Mit Zahlen läßt ſich alles machen was man will, wie mit Wörtern. Ich bin gegen alle mathematiſchen Beweiſe in petto mißtrauiſch. Ein Finanzier muß einem Geſetzgeber ähnlicher als einem Bankier ſeyn. Das neueſte Werk des Necker wird meinen Einſichten angemeſſener ſeyn, und ich warte zum Abſchluſſe meines Vorurtheiles deſto ungeduldiger darauf.

Ich leſe mit eben dem Hunger und unerſättlichen Geſchmack als ich eſſe. Zufällig kommt mir Sailer's Glückſeligkeitslehre in die Hände, und ich habe den erſten Theil beynahe verſchlungen. Die Fürſtin hat mir des würdigen Mannes Logik geſchenkt, auf die ich mich im Geiſte freue.

---

104. Von J. G. Hamann.

Münſter, den 2. April 1788.

Herzenslieber Fritz Jonathan, nach einem doppelten Fußbade mit kaltem Waſſer, das meinen ſchwachen Füßen ſehr wohlthätig zu werden ſcheint, lag ich noch im Bette und Franz ſaß neben mir, als Mariane wie ein Engel Gottes mit Deinem Päckchen erſchien. Franz erhielt die Erlaubniß, es zu erbrechen; ich ließ ihm das Buch und hielt mich an Deinen Brief. Jetzt bin ich ſchon mit den erſten vier Bogen des Neckeriſchen Buches fertig und möchte Dich dafür küſſen, daß Du Dir ſelbſt den Genuß entzogen und ihn mir gegönnt haſt. Ich war ſchon ganz auf Calonne's Seite; und Du haſt das Urtheil meiner ſchwankenden Seele wieder zum Gleich- oder vielmehr Uebergewicht gebracht. Mein Kopf iſt ſo erſchüttert von dem Inhalte und dem Tone dieſes Neckeriſchen Meiſterſtückes, daß ich ein Paar Zeilen ſchreiben muß, um nicht in meinem Laufe zu ſtürzen.

Mein lieber Raphael hat bereits die Poſt auf den Sonnabend beſtellt und wird alſo dem Feſte eurer Erſcheinung nicht beywohnen, als dem Geiſte nach. Gottes reicher Segen begleite ihn wie meine Wünſche, die mit dem Abnehmen meines Lebens zunehmen, und niemals aufhören werden. Faſt möchte ich ſagen, daß ſeine Abweſenheit mir vortheilhafter ſeyn wird, als ſeine Gegenwart, wie es den guten Wittwen mit ihren ſeligen Männern geht. Er iſt ſpazieren gegangen, kann alſo mir ſeine Geſinnung nicht perſönlich auftragen, für die ich aber Bürge bin vermöge der Gemeinſchaft unter guten Menſchen und ehrlichen Freunden durch den Geiſt, für den es keinen Unterſchied der Sprachen und Zungen giebt.

Wir ſpeiſ'ten Dom. Quasimodogeniti bey unſerer frommen Fürſtin, die ich lieber Philothea nennen möchte, als Diotima mit dem Haagiſchen Platon. Ich erbaue mich jetzt alle Morgen aus Sailer's Gebetbuche, in das ich ärger als unſer Johannes verliebt bin, nachdem ich ſeine Glückſeligkeitslehre kennen gelernt habe.

Gott ſegne Dich, mein Herzens-Jonathan, und bringe Dich mit Deiner Reiſegeſellſchaft glücklich und geſund in unſere Arme.

---

105. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann.

Pempelfort, den 22. April 1788.

Ich bin ohne alle widrige Zufälle Sonntag Mittags hier angekommen. Freund Schenk empfing mich mit einem Exemplar von Schloſſer's Seuthes und der Verſicherung, das Buch würde mir nicht wenig Freude machen. Ich fragte, ob nicht mehrere Exemplare da wären, damit Dir ſogleich eines geſchickt werden könnte. Nur eines für Sie, und eines für mich, antwortete Schenk; aber ich will das meinige ſchicken. Dieſes iſt nun Sonntag Abends an Dich abgeſchickt worden. Mich verlangt nach Deinem Urtheil über das Buch, vornehmlich auch deßwegen, weil es nicht mehr als billig war, daß Schloſſer mir es dedicirte.

Göthe hat Rom verlaſſen und iſt auf dem Rückwege; man erwartet ihn zu Weimar in wenig Wochen. Ich freue mich darüber beſonders um Deinetwillen. Du wirſt alſo, ſo Gott will, auch dieſen Gegenſtand Deiner Reiſe nicht verfehlen.

Hier die Recenſion meines Geſpräches in der A. L. Z., auch die Recenſion von Stark's Nachtrag.

Lebe wohl, Du lieber Liebender Du! Freund wie ich keinen weiß und kenne! Ewig Dein

Fritz Jonathan = Gamaliel.

---

106. Von J. G. Hamann.

Münſter, Rogate den 27. April 1788.

Liebſter Fritz Jonathan = Gamaliel, Gott Lob, daß Du wieder hergeſtellt biſt. Ich bin heute ſo kraftlos aufgeſtanden, daß ich mich kaum zu rühren im Stande bin. Die Allg. Litt. Zeitung habe ich gleich geleſen und dieſen Morgen im Bette wiederholt, aber eben ſo wenig verſtanden, als Franz. Nach dem Grunde Deines neuen Namens habe ich in der Quelle geſucht, ohne ihn deutlich finden zu können; es wäre denn, daß Deine Geſinnung für die ſchalen und ſeichten, auf ihre Unwiſſenheit und Gedankenloſigkeit ſtolzen, Schriftſteller mit Gamaliel's für die Jünger und Apoſtel ähnlich wäre. Melde mir, ob ich dieß recht verſtanden habe. Ob es lohnt, gegen das unüberwindliche Aergerniß verwirrter Köpfe länger zu kämpfen? Es macht mich traurig und ſchlägt mich nieder, nur daran zu denken. Durch einen ſpeculativen Geiſt und eine attiſche Beredſamkeit läßt ſich die taube Otter nicht beſchwören. Simſon's Füchſe und Eſelskinnbacken —. Die euklidiſche Demonſtration und platoniſche Mausfalle iſt auch nicht mein Geſchmack; und in Anſehung der letzten mag Dein Recenſent nicht ganz unrecht haben, daß die Kunſt ſich ſelbſt ſchadet, gegen Sophiſten aber brauchbar iſt. Mein Vorurtheil für Monarchie iſt Dir bekannt, lieber Gamaliel. Bey aller Verſchiedenheit der Formen giebt es eine Einheit ihres guten und böſen Geiſtes, von dem ſie getrieben werden, gleich den Wunderthieren und Rädern im Ezechiel. Ich bin aber heute nicht im Stande, ein vernünftiges Wort zu ſchreiben und den Knäuel meiner impliciten Begriffe und Ahndungen, wie Du es nennſt, zu entwickeln. Eine vollkommene Republik iſt ein Mährchen wie das von der Atlantis. Viel Köpfe, viel Sinne. Bey aller optiſchen Mannigfaltigkeit iſt eine phyſiſche Einheit, und bey aller optiſchen Einheit eine phyſiſche Mannigfaltigkeit. Die Nacht hat viel Sonnen nöthig, der Tag an einer genug.

Distingue tempora, et concordabit natura et scriptura. Der Schlüſſel von beiden fehlt und liegt im Brunnen der Wahrheit. Was iſt Wahrheit? — und dennoch iſt die Beſtimmung des Monarchen nichts als ein Zeugniß derſelben, zu dem man geboren und geſalbt ſeyn muß. Vgl. Joh. XVIII. 37. Die ganz offenbare Unordnung und Verwüſtung der urſprünglichen Vernunftanlagen durch die äußeren Weltumſtände iſt eben ein unauflösliches Räthſel, und nur die Critik und deren tranſcendentales Beſtreben, alle andere Erkenntnißkräfte der Natur zu beherrſchen, zeugt als die **Königin Metaphyſik** von der reinen Vernunft, in welcher der letzte Grund aller ſophiſtiſchen Unwiſſenheit und Gedankenloſigkeit zu finden iſt. Ich halte es noch immer für eine fruchtloſe Arbeit, an ſubordinirten Grundſätzen zu flicken und ihren Widerſpruch aufzudecken. Man muß ſich ſchlechterdings entſchließen, tiefer zu graben oder höher zu ſteigen. Wer dazu nicht Herz oder Geduld hat und ſein gleichzeitiges Jahrhundert verleugnen kann, dem iſt es immer beſſer: manum de tabula! Amyntas ſcheint mir zu unwiſſend und leichtgläubig, deſto ähnlicher unſerem und vielleicht jedem Publicum, das einſeitig und übereilt iſt. Die Götter halten es ſelten mit unſeren Catonen und Patrioten, vielleicht weil ſie die Sache aus einem andern Geſichtspuncte anſehen, der menſchlicher und nicht ſo ſtoiſch iſt oder ſo abſtract, als der philoſophiſche und politiſche.

Habe Geduld mit meinem Hypochonder, der mich reitet, daß ich alles finſter und ſchwarz anſehe. Es iſt mir nicht möglich weiter zu ſchreiben. Die zärtlichſten Grüße von uns allen an Dich und die Deinigen.

On pourrait appeler crime de lèze-raison cette ambition singulière des hommes, de ne voir jamais que l'arbitraire, leur caprice, leur simple volonté dans la plupart de leurs institutions, comme si les hommes pouvaient être mus par d'autres considérations que par celle de l'ordre auquel est attaché le bonheur physique et moral de l'humanité entière et par conséquent celui de chaque individu. Mein Urtheil über Seuthes iſt nicht gar geworden.

107. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 29. April 1788.

Den Namen Gamaliel hatte ich mir in dem Verſtande gegeben, den Du mit Mühe nur errathen haben willſt, da ſich ſchwerlich ein anderer denken läßt. Ich zielte hauptſächlich darauf, daß die Rede des Mannes doch keine beſſere Folge hatte, als daß die Apoſtel geſtäupt und von neuem bedroht wurden. Mathematiſch oder hypochondriſch genau habe ich die Vergleichung nicht erwogen.

Wenn Du an Kraus ſchreibſt, ſo gedenke meiner mit einem nachdrücklichen Gruße und neuer Einladung nach Pempelfort auf Pyrmonter Waſſer und Rheinwein. Nach Tiſch will ich ihn immer von Staatswirthſchaft unterhalten, bis er eingeſchlafen iſt; auch, wenn er an mir nicht genug hat, zu dieſem Ende den Miniſter — — — von — — — kommen laſſen, den ich Freytags und Sonnabends zu Gaſt gehabt habe.

108. Von J. G. Hamann.

Münſter, den 7. Mai 1788.

Mein herzenslieber Fritz Jonathan, Deinen letzten Brief erhielt ich den letzten April, da ich mit dem Court de Gebelin fertig wurde. Am 1. d. M. war ich wieder im Stande mich anzukleiden. Seit dem 2ten ſtehe ich mit Tagesanbruch auf und befinde mich dabey recht wohl. Den 5ten habe ich einen ſehr zufriedenen Nachmittag in des ehrlichen Sprickmann Bücherſtube zugebracht. Heute zu Mittag wird die gute Fürſtin bey uns erwartet. Sie hat mir die Beſorgung der Lavateriſchen Briefe an Garve überlaſſen, in denen ich die beſte Einkleidung meiner eigenen Gedanken über den Styl gefunden habe. Unſere Individualität muß allerdings in jede Periode und jedes Punctum wirken. Mit Berkeley bin ich fertig und wünſchte ſehr den zweiten Theil, ſo wenig ich auch von ihm erwarte. Dies iſt das Werk, worin Hume die größte Entdeckung unſeres philoſophiſchen Jahrhunderts gefunden hat. Daher iſt es mir lieb und wichtig, weil ich die Quellen liebe und aus ſelbigen am liebſten ſelbſt ſchöpfen mag. Die Fürſtin hat mir eine Fortſetzung des Monde primitif zugeſchickt. Es iſt die neunte Lieferung und geht ganz die griechiſche Sprache an. Seine grammaire universelle et comparative nebſt der Origine du langage et de l'écriture ſind ein ganz vortreffliches Werk. Es iſt von dieſen zwei Theilen ein Auszug herausgekommen, den ich ſehr begierig bin kennen zu lernen. Hans muß die beiden Quartanten ſtudiren, cum grano salis. Auch die Hirngeſpinſte dieſes Mannes ſind lehrreich. Den Seuthes erhältſt Du zurück. Wenn ich mich beſinnen könnte, was ich eigentlich über das Buch geſchrieben habe, ſo würde ich mein Urtheil genauer beſtimmen können. Ich halte alle Regierungsformen für gleichgültig, und bin gewiß, daß alle Producte und Ungeheuer der Geſellſchaft wieder Naturproducte eines höheren Willens ſind, den uns, anzubeten und nicht zu richten, Gewiſſen, Noth und Klugheit verpflichtet. Der Theokratie geht es wie der Phyſiokratie; einerlei Mißverſtändniß und Mißbrauch von ihren Tadlern und Bewunderern, Kunſtrichtern und Lobrednern. Meine Zufriedenheit hängt mit dieſen Hypotheſen meines Glaubens und meiner beſten Erkenntniß zuſammen, die jeder andere für wahr halten mag. Hat der Hausvater mit dem Unkraute Geduld und Nachſicht, ſo mag ein jeder für ſeinen Acker und Garten ſorgen. Ich habe keinen, und mag mir die Finger an Neſſeln nicht verbrennen. Ich halte mich an die **letzten Worte Davids**, ſo wenig ich auch das Ende dieſer Weiſſagung verſtehe und abſehe. Alle Monarchen ſind in meinen Augen

Schattenbilder der goldenen Zeit, wo Ein Hirt und Eine Heerde ſeyn wird, ἡ καρδία καὶ ἡ ψυχὴ μία — ἅπαντα κοινά, wie in der erſten Kirche; ſo im tauſendjährigen Reiche. Ich rede alſo von Zeiten in der Ferne und Weite, von Vergangenheit und Zukunft. — Mir gefällt der Einfall, mit dem ein Freund dem Quesnai die Arme hielt und ausrief: arrètez, le mieux est l'ennemi du bien; vous allez tout gâter. Ein Republicaner liebe ſein freyes Vaterland, und der Unterthan eines Monarchen trage ſein Joch, ohne wider den Stachel zu lecken. Jeder thue ſeinem Beruf Genüge aus Liebe der öffentlichen Ordnung und allgemeinen Ruhe. Salz in uns und Friede unter einander!

Die Poſt geht ab. Gott erhalte Dich, lieber Fritz Jonathan, Deine lieben Schweſtern und Kinder geſund. Ich umarme Dich und die lieben Deinigen in meinem und Aller Namen.

109. Von J. G. Hamann.

Münſter, den 10. Mai 1783.

Herzenslieber Fritz Jonathan, unſer Franz hat Dein Pack nach Angelmödde mitgenommen, um meine Freude mit der holden Frau Fürſtin zu theilen. Warum haſt Du aber nicht auch das Schreiben des alten de Marees beygelegt, an dem mir viel gelegen iſt, weil ich den Mann ſelbſt zu ſehen wünſche und hoffe? Ich beſorge mehr als einen Halb- und Stiefbruder des Hierophanten in ihm zu finden. Häfeli ſoll guter Mann zwiſchen uns ſeyn.

Προσέχετε ἀπὸ τῶν ἀνθρώπων, ſteht in der geheimſten Inſtruction des verborgenſten Berufes, Matth. X. Beſonders hat man ſich zu hüten vor allen, die partheyiſch in Anſehung unſerer, oder für die wir es ſind. Deine Autorverbindungen werden Deiner Ruhe einmal nachtheilig werden, und die κακαὶ ὁμιλίαι mit Profeſſionsverwandten und Glaubensgenoſſen in Deine Grundſätze und Handlungen mehr Einfluß erhalten, als Du jetzt abſehen kannſt. Laß jeden ſeine Haut zu Markte bringen. Werde über meine Beſorgniß, und Freyheit, Dir ſelbige merken zu laſſen, nicht unwillig. Cur ego amicum offendam in nugis? Die Folgen ſind bisweilen ernſthaft genug. Ueberlaß der Zeit die Aufklärung der guten Sache. Recht thun iſt beſſer als Recht haben.

Geſtern habe ich unſeres Franz Jawort zu meiner Abreiſe erhalten, und wir werden uns in Deinem Elyſium noch einmal zu guter Letze ſehen. Ich werde den Plan zu meiner Heimfahrt erſt bey Dir beſtimmen. Der mich hergeführt, wird mein Engel zum Rückwege ſeyn und alles vor- und zubereiten, Berg und Thal zu einer Ebene machen durch ſeine dienſtbaren Geiſter, auf die ich mehr als auf meine Beine rechnen muß. Fiat voluntas tua! enthält alle pia desideria in nuce.

Ich ſtehe jetzt täglich um 4 höchſtens um 5 Uhr auf. Das Gehen ſo nachtheilig als das Sitzen, alſo zwiſchen

Thür und Angel. Je mehr ich mich aus dem Labyrinthe heraus zu arbeiten ſuche, deſto tiefer gerathe ich in neue Irrgänge. Monde primitif iſt ein wahrer Pendant zum Buffon. Ich freue mich auf Pauw Recherches. Necker's Correſpondenz habe ich auch durchgeleſen. Von dem Inhalte kann ich nicht urtheilen; der iſt über meinen Horizont. Aber mit der Form bin ich ausgeſöhnt, und Calonne gefällt mir nicht mehr. Neulich fielen mir die livres classiques de l'Empire de la Chine, von dem Abt Pluquet überſetzt, in die Hände. Ich laufe das jeſuitiſche Gemälde von China mit Ekel durch und erbaue mich deſto mehr an Confucius. Dadurch bekomme ich Luſt, den Chouking, wozu ich nicht Herz gehabt hatte, zu leſen, und vertiefte mich ſo, daß ich nicht aufhören konnte, bis ich damit geſtern zu Mittag fertig wurde.

Laß mich Athem ſchöpfen. Der freudige Geiſt erhalte uns. Vergiß nicht den Brief des alten Zionswächters. Lebe wohl und habe Geduld mit Deinem alten J. G.

---

110. Aus einem Briefe Jacobi's an Hamann vom 13. Mai 1788.

Ich ſchicke Dir mit vielem Danke die mitgetheilten Briefe aus Königsberg zurück. In den Briefen von — — — iſt doch etwas von kalter Ziererey, das mir nicht behägt und mich zweifelhaft läßt, ob die Kälte von der Ziererey, oder die Ziererey von der Kälte herrührt. Den Brief von de Marees hatte ich zurückbehalten, aus Gründen, welche Du geahndet zu haben ſcheinſt. Hier iſt er.

Wie in aller Welt, Lieber, kommſt Du zu dem frühen Aufſtehen? Billigt das Dein Arzt? Wäre ich nicht krank, ich hätte eine Spottſchrift gegen Fürſtenberg, Amalia und Mariane ergehen laſſen, darüber. daß ſie nicht einmal vermögen, einen Weiſen, einen magum aus Norden, zu regieren; was werden ſie mit andern Menſchen ausrichten?

111. Von J. G. Hamann.

Münſter, den 16. Mai 1788.

Lieber Herzens-Jonathan, die neulich mir anvertrauten Beylagen kommen beſtelltermaßen mit dem herzlichſten Danke zurück. Ich habe ſie mit geſtärktem Vergnügen zum zweitenmale durchgeleſen. Deine Antwort hat mir beſſer und baſſer gefallen als — —'s Zuſchrift, auf deſſen Duplik ich neugierig warte.

Ein ſehr blinder, oder vielmehr zu eitler Handleiter des Publici, das ich mir nicht ſo unmündig und kindiſch vorſtelle, ſondern wie jedes velamen der Vorſehung und περιβολαῖον διὰ τοὺς ἀγγέλους, der unſichtbaren Kräfte und ihres unmerklichen Einfluſſes oder vorherbeſtimmter Harmonie wegen.

*) Das Chriſtenthum nimmt mit einem Plätzchen entre deux larrons wie der Stifter deſſelben gern vor-

---

*) Das Folgende iſt unverſtändlich, wenn man nicht zuvor die zwei Briefe geleſen hat, auf die es ſich größtentheils bezieht. Der erſte iſt von dem „liebenswürdigen, gutgeſinnten, vortreflichen“ Manne, deſſen Hamann hier erwähnt. Wir glauben deſſelben Genehmigung zur Bekanntmachung des nachfolgenden Auszuges vorausſetzen zu dürfen.

An Jacobi, — — — den 28. April 1788.

„Ihnen bedarf ich nicht erſt zu ſagen, wie mich die Procedur der Berliniſchen Inquiſitionsräthe gegen Stark geärgert habe. Ich war geneigt, Stark für unſchuldig zu halten; ich freute mich, daß Sie Parthey für ihn nahmen. — Da erhielt ich das Büchlein der Frau v. d. R. über Stark. — Die Art ihrer Controvers gefiel mir. Scharf und glimpflich, treffend, keine Ausflüchte ſuchend, keine Verdrehung. Die Facta ſind offenbar, und Stark erſcheint zum wenigſten als ein doppeltzüngiger Gleißner. — — Die Feinde des Chriſtenthumes wünſchen nichts mehr, als daß die Sache der Religion mit der ſchändlichen Sache unſerer neueren Thaumaturgen und Magier verwechſelt werde. Unſeres drey mal lieben Lavater Schwächen haben ſie dazu genutzt. — — In einem gewiſſen ſublimen Sinne kann man ſagen, daß die Wahrheit der Vertheidigung nicht bedürfe; aber ihre objective Unumſtößlichkeit iſt ein trauriger Troſt für den Freund der Menſchen, für einen Vater, welcher Zeiten fürchtet, in welchen ſeine Kinder unter getauften Heiden, vielleicht unter ungetauften Heiden leben werden. Das neue Halb-Chriſtenthum, welches den Sohn Gottes nur zum größten und beſten Geſandten Gottes macht, kann nicht beſtehen, da ihm die Bibel auf allen Seiten widerſpricht. Der Naturalismus, deſſen Unſyſtem auf Wolken, welche jeder Wind verweht, jeder Stral ſchmelzt, ſchwebend getragen wird, kann auch nicht beſtehen. Aber decidirter Pyrrhonismus und praktiſcher Atheismus auf der einen, ſtockblinder Aberglaube auf der andern Seite könlieb. Sie wird nicht gejagt, ſondern es werden ihr zwei Flügel eines großen Adlers gegeben und es fehlt

---

nen ſo dicht bey einander wohnen, daß der Religion kein Plätzchen übrig bleibt, und ſie von neuem in die Wüſte gejagt wird. Aber es iſt noch eine Hoffnung; daß die wahren Chriſten ſich genauer anſchließen werden, daß die unſeligen Folgen des Unglaubens einleuchten werden, daß, von Irre zu Irre, von Zweifeln zur Verzweiflung gejagt, die Menſchen zur einfältigen göttlichen Weisheit der Bibel zurückkehren werden. Die Mitglieder unſerer Kirche hätten ſich nie ſo verirrt, wenn die meiſten Hirten der Heerde nicht ſo unwürdig wären. Es iſt natürlich, daß ihre Stimme je länger je mehr den Credit verliere. Wen wahrer Geiſt, wen Eifer und Liebe ſalben, der rede!" — —

„Umarmen Sie unſern Hamann, den ich dieſen Sommer in Ihrer Geſellſchaft zu ſehen hoffe."

Aus Jacobi's Antwort.

den 7ten Mai 1788.

„Das Büchlein der Frau v. d. R. wird mir ſchwerlich von Stark eine ſchlimmere Idee geben, als die ich ſchon hatte. Die Heucheley dieſes rohen Menſchen wurde mir recht auffallend im zweiten Theile ſeiner Apologie, wo er alle ſeine früheren Schriften, ſogar die freymüthigen Betrachtungen über das Chriſtenthum, zu rechtfertigen und mit ſeiner gegenwärtigen Orthodoxie zu vereinigen bemüht iſt. Sein Wüthen, dem man es ſo oft anſieht, daß es ohne wahren Affect iſt, und noch manches andere, läßt ſich von einem ſo verſtändigen und ſchlauen Manne, wie Stark, ohne geheime Urſachen vorauszuſetzen, nicht begreifen. So dachte ich, da ich meine Betrachtungen über den frommen Betrug ſchrieb, in denen ich mich für Stark bloß in ſo fern erklärte 1. als ich die ganze Geſchichte von einbrechendem Catholicismus für ein Hirngeſpinſt halte; 2. in ſo fern die gegen Stark gebrauchten Mittel abſcheulich ſind. Habe ich Unrecht in Abſicht des erſten Punctes, ſo iſt es mit meiner Philoſophie und aller meiner, aus der Geſchichte und Erfahrung gezogenen, Erkenntniß am Ende, und ich getraue ihr nicht an Nahrung in der Wüſte, ſo wenig, sans comparaison, wie dem kleinen Görgel in dem abſcheu-

---

mir über nichts mehr eine Meynung zu haben. In Abſicht des zweiten iſt es unmöglich, daß ich je Unrecht bekomme, wenn auch dargethan würde, daß Stark wirklich ein Jeſuit der vierten Claſſe ſey. Ich kann Ihnen nicht ſagen, mein Lieber, welch ein grauenvolles Mitleiden ich gerade da mit dieſem Unglücklichen empfunden habe, wo er die widrigſten Eindrücke auf mich machte. Wie wäre es, dachte ich, wenn man aus Deinem Leben dieſen oder jenen Zug herausnähme, ein ſchändliches Mährchen darauf baute, und es mit Briefen, die man erhaſcht hätte, unterſtützte; und Dir bliebe nur die einzige Wahl: entweder öffentlich für einen Böſewicht gehalten zu werden, oder die Sache, wie ſie war, mit allen ihren Umſtänden offen zu legen, Freunde zu verrathen, Schwachheiten zu bekennen u. ſ. w.? Und wie oft, wenn man ſich auch zu letzterem entſchlöſſe, wäre nicht einmal damit geholfen! Man würde die Entſchuldigung dergeſtalt vergiften, daß eine zweite Dichtung, ärger als die erſte, daraus hervorginge. Das nicht einmal gerechnet, daß oft der Verläumder Urkunden und Zeugniſſe für ſich haben, und der Unſchuldige ganz davon entblößt ſeyn kann. Gegen ein ſolches Verfahren iſt der beſte, der rechtſchaffenſte Menſch nicht geſichert. Jetzt nehmen Sie einen Stark, der wahrſcheinlich ein harter, ehrgeiziger, planvoller Menſch iſt; der ſoll nun alle ſeine Thorheiten, alle ſeine Vergebungen beichten, oder den Verdacht auf ſich ſitzen laſſen, daß er ein geſchorener Pfaffe ſey. Letzteres kann er nicht, wenn er nicht mit Weib und Kindern brodlos werden will; und bey erſterem iſt für ihn eine gleiche, vielleicht noch größere Gefahr. Was muß aus einem ſolchen Manne in einer ſo verzweifelten Lage werden? Ach den tiefgefallenen und immer tiefer fallenden — nein, Bruder — ich hielte ihn und ließe ihn nicht tiefer fallen. Gott weiß es, es ſind nicht Thränen eines alten Weibes, die mich in dieſem Augenblicke erſticken.

— — Ganz bin ich darüber mit Ihnen einig, daß die Berliner eigentlich nur bemüht ſind, die Sache des Chrilichen Sumpfe, den Du Dir in Welbergen einbildeteſt. Es freut mich in der Seele, daß ein ſo liebenswürdiger, gutgeſinnter, vortrefflicher Mann an meinen Projecten, alles mögliche auf meiner Heimfahrt zu genießen, wie ich während meines beynahe volljährigen exilii peripatetici zu Münſter, Pempelfort und Welbergen, mehr utiliter als honeste gethan habe, Antheil nimmt. Auch Holſtein wird heimgeſucht werden von dem alten Oedipo. —

Verzeih mir, daß ich Dir wegen des menſchlichen Fehlers, den ein Satyr unſerem Geſchlecht vorwarf, auch das Kalte und Warme Deines Athems zur Laſt lege. Wie kann ein wüthender zugleich ein verſtändiger und ſchlauer Mann in Deinen Augen ſeyn, mit den beiden Augen Deines Urtheils ſo angeſchielt werden? Die alte Geſchichte des nun in neuem Balge erſcheinenden Catholicismus kommt mir nicht als ein Idealismus; ſondern leider als ein unſterblicher Realismus vor. Du kannſt das Uebel freylich nicht ſehen, weil Du ſelbſt mit einem geheimen Catholicismus inficirt biſt, und, wie es allen Geſetzgebern geht, nicht Herz genug haſt, den Stab über Deinen eigenen Kopf zu brechen. Du ſcheuſt Dich nicht, Gamaliel factice, meinen ehemaligen Beichtvater, dem ich die Abſolution der lächerlichſten Autorſünden und witzigſten Verläum-

---

ſtenthumes und des Aberglaubens in Eins zu werfen und den Geiſt aller Offenbarung verdächtig zu machen. Freylich muß man ſich vor allen Dingen hüten, ihnen dabey zu Hülfe zu kommen.

dungen zu verdanken habe; als einen harten, ehrgeizigen, planvollen, dem Geiſte nach geſchorenen, Maul- und Bauchpfaffen zu läſtern. Ach Deine politiſche Freundſchaft übertrifft alle pias fraudes, die Du ſo nachdrücklich an Andern rügſt. Lege die Feder nieder, ſchöpfe eine friſche, freye Luft, und weine über Deine eigene Viſion, nicht wie ein altes Weib, ſondern wie eine würdige Tochter, nicht des Mendelsſohniſchen, ſondern des Pauliniſchen Jeruſalems, die unſer aller Mutter iſt, über das traurige Schickſal aller neun Muſen mit dicken Bäuchen und vollen Eutern für die Oſter- und Michaelismeſſe des gähnenden und wiehernden Publici. Verſchlendere nicht all Dein philoſophiſches Mitleiden zum Beſten der Starken, die keinen Arzt nöthig haben; behalte noch ein wenig für die unglücklichen Feinde übrig, die bey all ihrem guten Willen, Namen auszurotten und heterogene Elemente in Eins zu werfen, tief gefallen ſind und immer tiefer fallen in die Grube, die ſie Anderen gegraben haben. Wenn Du nöthig findeſt, Dich vor den feindſeligen Berlinern zu hüten, ſo haſt Du eben ſo viel und noch mehr Urſache, vor ihren orthodoxen und zelotypiſchen Gegnern auf Deiner Hut zu ſeyn. Man kommt mit leichter Mühe ſo weit, daß man thun muß, was man nicht laſſen kann oder will.

—— Der liebe, gute Pericles war mit Seuthes ſehr zufrieden. Ich habe ihn nicht recht leſen können und nur mit dem allgemeinen Eindrucke vorlieb nehmen müſſen; und halte es nicht immer mit denen, mit welchen ich ſympathiſire, weil ich Freunden nicht zu viel traue, ſo wenig als mir ſelbſt; et ab hoste consilium. Dem Fragment des Alexis danke ich den meiſten Aufſchluß zum Charakter des Haagiſchen Sokrates, dem der hyperboreiſche ſo entgegengeſetzt iſt, als die beiden Pole des Magnets und unſerer Erdkugel. Ich machte aus unſerer differentia specifica der Diotime kein Geheimniß.

Cura ut valeas, laß Deine Hauptſorge ſeyn. Ich predige, und bin leider taub. Es iſt ein wahres Kreuz, zu thun was man haßt, und haſſen zu müſſen, was man ſelbſt thut, und dieſen Widerſpruch mit ſich herumzuſchleppen.

den 18ten.

Ich habe mich an Zimmermann geſund und wieder wacker geleſen. Man muß den Verfaſſer der Einſamkeit kennen, und ſeinen Helden ſtudirt haben, um alles cum grano salis zu verſtehen, mit einem breiten Rande zu Gloſſen. Des Salomo's im Norden Seele war ſein Name. Er irrte alſo nicht im Begriffe, ſondern nur im Worte. Er liebte das Chriſtenthum wie die Medicin, und wünſchte ſich einen Arzt, deſſen Mittel auf der Stelle wirkten, wie ein Blitz, und in einem guten Worte beſtänden, das aus ſeinem Munde ginge.

In der Aergerniß haſt Du das Büchlein der Fr. v. d. R. geleſen; ich hoffe darüber zu lachen. Nil admirari, nil aspernari; ſondern mit Galgenvögeln verſtändig und ſchlau umgehen, nicht wie ein Wüthender

Stein und Prügel gegen ſie brauchen, ſondern die Lockpfeife, um ſie zu amüſiren und ſicherer zu machen. An ihre Aufklärung, Bekehrung u. ſ. w. iſt nicht zu denken, und ſie verdienen dieſe unerkannte Wohlthat nicht. Dadurch geben wir ihnen neue Waffen in die Hände, mit denen ſie, dem Himmel ſey Dank, nicht umzugehen wiſſen. Uebereilung und Leidenſchaft war die Quelle des Mißverſtändniſſes von der einen Seite, und wird es wahrſcheinlich auch von der andern ſeyn. Urbanität und Ruſticität ſind lange keine Humanität, an deren gerechten und unwandelbaren Mittelpunct ich mich halte. Das Suum cuique iſt die Grundlage aller Exiſtenz und aller Pflicht, aber das Suum cuique zu beſtimmen nicht unſere Sache, aber leider ein allgemein herrſchender Mißbrauch. Iſt unſere Eitelkeit oder unſere Demuth Blendwerk? Wer nährt beide? Wozu ſind beide nützlich? Wie Himmel und Erde zu unſerem Daſeyn? Der Manichäismus und Atheismus liegt in unſerer Natur und in unſeren Mißverſtändniſſen derſelben; das Gegengift iſt der Geiſt unſichtbarer und unerkannter Wahrheit, die durch das Chriſtenthum erhöht worden, wie die eherne Schlange von dem Geſetzgeber Moſes. Wem um den Geiſt zu thun iſt, der kehrt ſich weder an die Materie noch Form der Wahrheit; die Kräfte und Wirkungen derſelben, nicht die Elemente und vesiculae ſind die Gegenſtände der Erfahrung und Mittheilung oder Fortpflanzung. Mein Kopf ſchwärmt und ſchwindelt; vielleicht von einer Arbeit über einige, von unſerer chriſtlichen Aſpaſia in den Sokratiſchen

Denkwürdigkeiten angeſtrichene Stellen, an der ich geſtern einen großen Bogen verdorben habe, immer von neuem anfing, ohne von der Stelle zu kommen.

Wenn Du gute Maßregeln, lieber Jonathan Fritz, zu meiner Heimfahrt nimmſt, ſo werde ich durch meinen alten Freund Häfeli den alten Elias facie ad faciem kennen lernen, und vielleicht ſeinen Bruder in Calvin, den Vater des liederlichen Renegaten und Apoſtaten Penzel. Die Marſchroute, die ich mir von Dir verſpreche, iſt eine wahre Quadratur des Cirkels. Bringſt Du die ins Reine, eris mihi magnus Apollo, und die Phyllis der Metaphyſik ſoll Dich krönen zu ihrem Statthalter und Vicarius mit einem Schleier und einer Nachthaube, wie die nordiſchen Magi gemalt werden. Ich muß aufhören. Alles befindet ſich hier wohl und denkt faſt täglich an Pempelfort. Erfreue uns bald mit guten Nachrichten. Dein alter, erſchöpfter

Johann Georg.

112. Von J. G. Hamann.

Münſter, den 22. Mai 1788.

Geſtern Abend kam unſere holde Fürſtin mit einem Etwas in der Taſche, das ich errathen ſollte. Wir fielen darüber her, und fanden gleich im Eingange reichen Stoff zur Critik. Aber mit Deiner Behandlung einer Schweſter in Apoll iſt keiner zufrieden. Man muß Kunſt-, nicht Scharfrichter ſeyn, die Verhältniſſe der Natur in Geſchlecht und Stand nie aus den Augen verlieren, und, da alles, was ins Ohr geſagt wird, auf den Dächern des Publici und den Zinnen der heiligen Litteratur Gefahr läuft auspoſaunt zu werden, und der jüngſte Tag anfängt von den neuen Kirchenlehrern anticipirt zu werden, mit Furcht und Zittern ſeinen litterariſchen Wandel anzuſtellen ſuchen, und ſich immer erinnern, durch Zufall, den keine menſchliche Klugheit vorausſehen kann, zur Verantwortung und Rechenſchaft gezogen werden zu können. Stark hat weder den Dialect noch den Geiſt der wahren Critik, die, gleich der *ἄνωθεν σοφία* (ſagt Dein apoſtoliſcher Namensvetter in ſeinem Hirtenbriefe Cap. 3.) pudica, (die Vulgata iſt jetzt meine Lieblingsüberſetzung) deinde pacifica, modesta, suadibilis, bonis consentiens (Tros Rutulusve fuat) plena misericordia et fructibus bonis.

den 23ſten.

Ich kam geſtern ſpäter als ich wollte, doch früher als die andern zu unſerer Holden, die mit dem Etwas beſchäftigt war und eben ſo voll Unwillen, als ich von der Abſicht, dieſe Blätter in Schutz zu nehmen. Ach, liebſter Jonathan, wie wenig würden wir von der Wahrheit zu errathen im Stande ſeyn, wenn es nicht Kinder und Narren auf der Welt gäbe, die, ohne es zu wiſſen, ſich ſelbſt verrathen, unterdeſſen die Weiſen, in ihrem Harniſch oder Deckmantel der Klugheit, die Feigen und Leichtgläubigen und ehrlichen Leute, die alles nach dem Worte nehmen und wie ein Evangelium in ſich ſchlucken, überliſten oder zum beſten haben. Ohne mich an den Menſchlichkeiten eines Schwärmers oder einer Schwärmerin zu ſtoßen und zu ärgern, nehme ich ihre Schwachheiten als einen von ihnen ſelbſt gegebenen Maßſtab an, ihre Worte und Handlungen cum grano salis zu verſtehen, und ihre Blindheit iſt mir nützlicher, als die ſchönſte Aufklärung der ſogenannten beaux-esprits und esprits forts, die bey aller ihrer moraliſchen Engelgeſtalt in meinen Augen Lügenapoſtel ſind.

Geſtern habe ich den Galiani della moneta wieder angefangen, und bin entſchloſſen, ihn zum zweiten male beſſer zu brauchen, wenn ich auch andere Arbeiten darüber aufgeben ſollte. Es iſt mir mehr daran gelegen, den Gang mancher blendenden Irrthümer, ihre Geneſis und Apokalypſis zu kennen, weil ihr Urſprung und ihre Wurzel mehrentheils in Wahrheit liegt, die man nicht recht verſtanden oder falſch angewandt hat. Worin liegt dieſer Mißbrauch? Das iſt ein Problem von Wichtigkeit für mich. Die Ketzergeſchichte iſt der wichtigſte Theil der pragmatiſchen Kirchenhiſtorie, wie das Böſe eine Haupttriebfeder der beſten Welt. Nicht Dornen und Diſteln auszurotten — das überlaſſe ich gerne bewaffneten Händen — ſondern meine Muſe braucht ihre ſchwachen Augen, Sinne und Verſtand, die natürliche Geſchichte des Unkrautes zu beobachten, und dasjenige, was Andere verwerfen, nicht nach Erſcheinungen und Zeichen, ſondern nach anderen Verhältniſſen der Natur und Kunſt zu beurtheilen, ohne

Einbildung und Leidenſchaft. Daher meine ſo paradox ſcheinenden Urtheile über ſo viele Bücher, z. B. den goldnen Hahn. Ich verſtand von dem Kornhandel ſehr wenig und die Materie ging mich noch weniger an; aber die Form war hinreißend. Was Morellet bewieſen hat, ahndete mir, und ich wünſchte, es zu erleben. Die Sache ging mich nichts an, aber die Methode deſto mehr, weil ſie der Weg aller Hypotheſe iſt, zu der immer mehr Kraft gehört, als zu dem orthodoxen Nachbeten und heterodoxen Widerſpruch. Wie rein, beſcheiden und beynahe göttlich philoſophirte Galiani als ein junger Menſch in ſeinem Vaterlande, und wie petit-maître- und virtuoſenmäßig iſt dieſer fruchtbare Kopf im gallicaniſchen Babel ausgeartet und verwildert! Wäre ein anderer Boden ohne ſo vortreffliche Anlagen dazu fähig geweſen? Ohne Philoſophie kann man kein Sophiſt werden. Galiani iſt für mich ein Zwerg und Rieſe; zu beidem von der Mutter Natur beſtimmt, deren Ausnahmen eben ſo ſehr unſere Aufmerkſamkeit verdienen, als ihre Regeln und Muſter. Auch in ihren Launen liegt Weisheit und Kraft, die uns nicht verächtlich ſondern lehrreich ſeyn muß. Luſt und Liebe überwindet den ſinnlichen Ekel der Vernunft — des Geſchmacks und Geruchs, die nicht judices competentes für den Geiſt ſind.

den 24ſten.

Eben erhalte ich Deinen Brief. Ich kenne mich ſelbſt nicht, geſchweige Dich, mein herzenslieber Fritz Jonathan. Geduld iſt das θεῖον der Freundſchaft und der Nächſtenliebe. — Ich brütete eben über Condillac's Theorie der Syſteme, und konnte nicht eher Halt machen, als beym zehnten Capitel über den Spinozismus, wo ich meine Gedanken ein wenig anſtrengen will. Ich bin mit ſeinem engliſchen Geſchmack ſehr zufrieden, und empfehle Dir dieſen Autor, der facta zu ſeinem Text und ſeiner Grundlage macht; und facta beruhen auf Glauben; dieſer iſt activ, und kein abſtractes Kunſtwort, kein Zankapfel.

Alles was ich noch mit Ende dieſes Monats erhalte, bringe ich am liebſten ſelbſt mit, und die magiſche Wünſchelruthe, um Dich ein wenig kälter zu machen. Einſtweilen bis zum Wiederſehen tauſend Grüße an Dich und die Deinigen von allen, und von dem alten Leyermann, charta qui semper oberrat eadem. Dein eben ſo treuer als weicher

J. G.

113. Von J. G. Hamann.

Münſter, den 31. Mai 1788.

Heute iſt nichts, lieber Jonathan, von Dir eingelaufen, ſo oft ich auch vor die Pforte ging, um dem beſtellten Briefträger entgegenzuſehen. Wenn nur nicht Deine Geſundheit wieder leidet, ſo mag alles gut ſeyn.

In der Beylage Deines letzten Briefes iſt mir ein Ausdruck aufgefallen, der meinen lieben Namensvetter angeht. Sollte dieſer wirklich ſo ein Feind des Burſchenlebens und Wandels ſeyn, als er wähnt? Du nimmſt mir meine naſeweiſe Freundſchaft gewiß nicht übel. Die Wahrheit macht uns frey, nicht ihre Nachahmung, ſondern ein ſympathetiſches, lebendiges Gefühl, das unſeren Worten und Handlungen zum Grunde liegen muß. Sey aufmerkſamer auf ſein Auge als auf ſeinen Mund. Auch ich bin Vater, und meine Sorgen für meinen einzigen Sohn nehmen von Tage zu Tage zu. Verdenke es mir alſo nicht, daß ich ſo dringend an Deinen künftigen Sorgen Antheil nehme. Jedes ingenium praecox kommt mir verdächtig vor, und am meiſten ein zu ſchneller catoniſcher Ton, der wie die Coquetterie eine Vorläuferin des Selbſtbetrugs und Unfalls wird. —

Pericles wird den nächſten Mittwoch erwartet, und ich will ihm ſeinen Montluc wieder abliefern; das politiſche Fach liegt nunmehr ganz außer meiner Sphäre, und ich ſchränke mich bloß auf die liebe Grammatik ein.

Morgen, will's Gott, nach Angelmodde. Wie mich die mediciniſche Diſciplin in meiner Laufbahn hindert! Küſſe und grüße die Deinigen, und, wenn es Gottes Wille iſt, bleibe mein Freund, wie ich feſt entſchloſſen bin zu ſeyn und zu bleiben

Dein alter, redlicher Hans Jürg.

114. Von J. G. Hamann.

Münſter, den 14. Jun. 1788.

Liebſter Jonathan, ich kann nicht ſchreiben, bin aber feſt entſchloſſen, den 19ten oder 20ſten abzugehen. Mit Deiner Geſundheit, hoffe ich, geht es beſſer; wenigſtens iſt Dir ein guter Vorrath nöthig zu der Unruhe, die Du Dir aufgeladen haſt. Es bleibt bey der guten Fürſtin Abrede, die mich frank und frey nach Pempelfort ſchaffen wird. Alle Aufwartung habe ich verbeten; ich habe an einem filius famulus genug, und es wird ihm wohl thun, wenn er dienen lernt, und die Probejahre ſeinem alten Vater widmet. Ich bin zu nichts aufgelegt, tauge zu nichts, höre nichts als rauſchende Wälder in meinem kranken Kopfe. Mache doch, herzenslieber Fritz, daß ich mich auf dem Zuge wieder erhole. Ihr ſcheinet, Gott Lob, alle vergeſſen zu haben, wie ſauer ich euch das Leben gemacht. Ich hoffe in Deinem Elyſio noch ein wenig Luft zu ſchöpfen. Gott empfohlen.

Druckfehler
zu Jacobi's Werken IV. Band 3te Abtheilung.

S.	4	Z. 14	ſt. Jooi l. Fooi
—	29	Z. 17	ſt. dieſe l. dieſen
—	81	Z. 11	ſt. theres l. there's
—	94	Z. 4	ſt. Jnniſch l. Jeniſch
—	103	Z. 26	ſt. die l. der
—	117	Z. 11	ſt. συνυζε l σύζυγε
—	118	Z. 17	ſt. Reputation l. Reproduction
—	128	Z. 22	ſt. nicht l. recht
—	135	Z. 29	ſt. Gram l. Grimm
—	136	Z. 7	ſt. ihrer l. Jhrer
—	143	Z. 9	ſt. vermält l. vermalt
—	—	Z. 10	ſt. ſucht l. geſucht
—	—	Z. 11	ſt. Vorrückung l. Verrückung
—	147	Z. 23	ſt. der l. das
—	150	Z. 17	iſt und auszuſtreichen
—	153	Z. 2	ſt. ihr l. Jhr
—	159	Z. 4	ſt. Enkel l. Ekel
—	177	Z. 1	ſt. Hacco l. Flacco
—	189	Z. 8	ſt. ſetzen: l. ſetzen
—	194	Z. 21	ſt. noch l. nach
—	200	Z. 29	ſt. verhältnißmäßiger l. verhältnißmäßig
—	202	Z. 14	nach und l. ſoll
—	204	Z. 17	ſt. ein l. Ein
—	211	Z. 3	ſt. herumgekraufelt l. herumgekreiſelt
—	215	Z. 9	ſt. dein l. dem
—	216	Z. 17	ſt. feſt l. faſt
—	220	Z. 4	ſt. umrame l. umarme
—	—	Z. 19	nach den ſ. —,
—	226	Z. 4	ſt. in farctibus l. infarctibus
—	236	Z. 16	ſt. fuisant l. en faisant
—	—	Z. 17	ſt. ert c'élabrée l. est délabrée
—	240	Z. 10	ſt. kann l. kam
—	242	Z. 29	ſt. Düſſeld l. Düſſeldorf
—	244	Z. 4	ſt. den l. dem
—	274	Z. 10	ſt. serio l. sero
—	275	Z. 9	ſt. zuſcheiden l. zu ſcheiden
—	283	Z. 10	ſt. Seiler l. Sailer
—	331	Z. 27	ſt. Philanthropie l. Philanthropin
—	334	Z. 20	ſt. ſchwerthafter l. ſchwertſcharfer
—	346	Z. 10	ſt. dein l. den
—	353	Z. 27	ſt. ſeine l. ſeiner
—	367	Z. 6	ſt. Nathens l. Nathans
—	368	Z. 24	ſt. geleſen l. geſehen
—	—	Z. 25	ſt. geſehen l. geleſen
—	416	Z. 2	ſt. ver l. der
—	422	Z. 4	nach Sokrates l. zu denken
—	426	Z. 16	ſt. Apokolypſis l. Apokalypſis

Ph. Cos. 1228 (5.

Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Fünfter Band.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher
1820.

Ad Bibl. Acad. Lund.

Universitäts-Bibliothek München

Vorbericht.

Die erſte Ausgabe des Werkes, das gegenwärtigen Band einnimmt, erſchien im Jahre 1779 unter dem Titel: Woldemar. Eine Seltenheit aus der Naturgeſchichte. Erſter Band. Flensburg und Leipzig. In demſelben Jahre ließ der Verfaſſer in dem deutſchen Muſeum zum erſten male die Stücke drucken, die man hier S. 41 — 55 und S. 127 — 215 findet. Eben dieſe Stücke erſchienen wieder unter dem Titel: Der Kunſtgarten. Ein philoſophiſches Geſpräch, in den vermiſchten Schriften des Verfaſſers, Breslau 1781. Nachher wurden ſie größtentheils in die Umarbeitung des Woldemar aufgenommen, welche, mit einer Zueignung an Göthe, 1794 zu Königsberg erſchien. Eine neue, verbeſſerte Ausgabe dieſer Umarbeitung wurde 1796 zu

Königsberg gedruckt. Nach einem Exemplare dieſer letzten Ausgabe, welches der Verfaſſer ſelbſt durchſehen und an einigen Stellen verbeſſert hat, iſt gegenwärtiger Abdruck veranſtaltet worden. Daß demſelben die Zueignung an Göthe wieder vorgeſetzt würde, hat der Verewigte ſelbſt angeordnet. Er war auch willens, einige Arbeiten der erſten Hand, die er aus der Ausgabe von 1794 und der folgenden ausgeſchloſſen hatte, wieder aufzunehmen. Da er aber dieſes nicht ſelbſt ausgeführt, noch darüber, wie es geſchehen ſollte, ſich erklärt hat, ſo glaubte ich die erwähnte Abſicht nicht anders als durch Aufnahme jener Stücke in einen Anhang erfüllen zu dürfen.

München, den 8ten Febr. 1820.

Friedrich Roth.

Woldemar.

Erſter Theil.

An

Göthe.

Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, ſchwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern.

Wie keinem Andern! — Du fühlſt dieſes Wort, alter Freund, und drückſt mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern.

Zwanzig Jahre ſind verfloſſen ſeitdem unſere Freundſchaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären ſchon von Kindesbeinen an? und Du gabſt zur Antwort: dieſe Liebe wäre ſo neu, daß ſie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen ſeyn würde. — Ein edler Wein iſt ſie geworden.

Liebend, zürnend, drohend riefſt Du mir zu in jenen Zeiten: der Ge„nügſamkeit, die ſich mit Theilneh„mung an Anderer Schöpfungsfreude „ſättigte, zu entſagen; nicht länger „zu gaffen; ſondern in die eigenen „Hände zu ſchauen, die Gott auch ge„füllt hätte mit Kunſt und allerley „Kraft.“

Wie hätte ich Dir widerſtanden, Du Mächtiger! Ich ſuchte Dir auszuweichen; und zog, anſtatt neue Verſuche zu wagen, ſchüchtern, nur ältere ans Licht.

Neue Begeiſterung wurde mir aus

Deiner Freude. — Der unerwartete Beyfall, die zuvorkommende Gunſt anderer Männer, ſtärkte den Muth des verborgenen Ungenannten. Woldemar wurde unternommen.

In dieſer Arbeit durch eine gänzliche Veränderung meiner Lage unterbrochen; nachher zu andern Geiſtesarbeiten, eben ſo unwillkührlich, hingezogen, hatte ich Woldemarn allmählich ganz vergeſſen. — Da erſchien, nach zwölf Jahren, Dein Taſſo.

Sonderbar erweckte dieſer Charakter in mir die Erinnerung an Woldemar; und da ich am Ende des vierten Aufzuges an die Worte kam: „Ja, auch Sie! . . . Auch Sie! Auch Sie!“ wurde dieſe Erinnerung ſo lebhaft, meine Aufmerkſamkeit ſo getheilt und zerſtreut, daß ich Mühe hatte, mich zum Weiterleſen wieder zu ſammeln.

Der entſtandene Reiz wirkte fort. Ich ſuchte nach einem Woldemar; es war kein Exemplar zu finden. Sechs Wochen gingen hin; — nun lag das Büchlein vor mir, und ich fürchtete mich es anzuſehen.

Wohl dem Büchlein, daß ich nicht erſt verzagt darin nur blätterte, ſondern beherzter es von vorn anfing. Der Anfang machte mir Muth, und auch in der Folge fand ich manches gut genug, um derjenige wohl ſeyn zu mögen, der es geſchrieben hatte. Dagegen aber widerſtand mir auch Vieles darin im höchſten Grade. Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter, und ließen mir einen ſolchen unerträglichen Nachgeſchmack, daß ich gern mit einem Zauberſchlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht geweſen wäre.

Du begreifſt, Lieber, wie aus dieſem Gefühl eine zunehmende Unruhe, ein immer wiederkommendes Verlangen, dem Uebel auf irgend eine Weiſe abzuhelfen, entſpringen mußte.

Ich überlegte hin und her, machte allerhand Anſchläge, ſchritt zu Verſuchen; und fand jedesmal am Ende nur ein neues, größeres Uebel. Endlich hatte ich ſo viel Arbeit und Mühe gehabt, daß der Gedanke an eine gänzliche Umarbeitung, und an eine Vollendung des Werkes nach einem neuen Plane, der ſich anfangs nicht von Weitem hätte zeigen dürfen, aufkommen und zum Entſchluß werden konnte.

Seitdem habe ich dieſer Arbeit alle die beſten Stunden meiner Muße gewidmet; und Du wirſt es bey dem Leſen fühlen, mit welchem frommen, unzerſtreuten Fleiße ich dabey geblieben; mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin.

Meine Gabe möge Dir gefallen! Liebe mich; lebe wohl; und grüße unſern Freund, den Dichter der Echo!

Pempelfort, den 12. Jan. 1794.

F. H. Jacobi.

Vorrede.

Das Weſentlichſte von dem, was bey dieſem Buche voraus zu ſagen gut ſeyn möchte, iſt ſchon in der Vorrede zu **Allwills Briefſammlung** S. XI—XVI geſagt worden: ich gebe daher auf jene Stelle, als auch zu dieſem Buche geſchrieben, Anweiſung.

Jene philoſophiſche Abſicht aber: **„Menſchheit, wie ſie iſt, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewiſſenhafteſte vor Augen zu legen"** — findet ſich in dem gegenwärtigen Werke nicht wie dort mit Dichtung blos umgeben; ſondern hier ſcheint vielmehr die Darſtellung einer Begebenheit die Hauptſache zu ſeyn.

„**Scheint; und ſcheint auch nicht: das iſt der Fehler!**“ wird man ſagen.

Dieſen Vorwurf muß ich mir gefallen laſſen. Mein Zweck konnte nur auf dem Wege, den ich eingeſchlagen habe, von mir erreicht werden. Von der Wichtigkeit und Würde dieſes Zwecks habe ich die innigſte, deutlichſte, vollkommenſte Ueberzeugung; und ich bin mir auch der Mittel die ich, um ihn zu erreichen, angewendet habe, auf eine Weiſe bewußt, die mich beruhigt. Mit dem kunſtverſtändigen erfahrnen Dichter werde ich mich leicht verſtehen; auch mit dem Philoſophen, wenn er etwas mehr iſt, als nur Philoſoph von Profeſſion.

„Ich habe nie verlangt“ — ſagt Leſſing im Nathan — „daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.“

Alſo anſtatt den Leſer mit dem was ſich für oder wider meine Arbeit möchte ſagen laſſen, aufzuhalten, oder mich darüber mit ihm zu entzweyen, will ich hier auf der Stelle von ihm Abſchied nehmen, und ihm nur noch eine Fabel hinterlaſſen, die ich am liebſten allein, ohne andre Vorrede, an dieſer Stelle angebracht hätte.

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehülfinn Jupiters bey ſeiner Schöpfung. Mütterlich gab ſie aus ihrem Herzen jedem werdenden Weſen einen Ton, einen Klang, der ſein Inneres durchdringet, ſein ganzes Daseyn zuſammenhält und es mit allen vergeſchwiſterten Weſen vereinet. Endlich hatte ſie ſich erſchöpft, die gute Mutter; und weil ſie ihrer Geburt nach nur halb eine Unſterbliche war, ſollte ſie ſich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern ſcheiden. Wie ging ihr der Abſchied ſo nah! Bittend fiel ſie vor dem Thron Jupiters nieder und ſprach: Gewaltiger Gott, laß meine Geſtalt verſchwinden vor den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus und trenne mich nicht von denen, denen ich aus meinem Herzen das Daſeyn gegeben habe. Wenigſtens unſichtbar will ich um ſie ſeyn, damit ich jeden Hall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich ſie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile.

Und was würde es dir helfen, ſprach der Gott, wenn du ihr Elend unſichtbar mit ihnen fühlteſt und ihnen nicht beyzuſtehen, ihnen auf keine Art ſichtbar zu werden vermöch=

teſt? denn das letzte verſaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schickſals.

So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unſichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können, und mein Mutterherz iſt getröſtet.“

Jupiter berührte ſie ſanft und ſie verſchwand; ſie ward zur geſtaltloſen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach: ſie ſpricht aus jedem Geſchöpf, aus jedem brüderlichen Weſen den Laut des Schmerzes und der Freude mit dem Gleichlaut einer harmoniſchen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einſame Wald wird von ihr belebet; und wie oft haſt du mich, zärtliche Mutter, du ſcheue Bewohnerinn der Einſamkeit und der ſtummen Haine mehr in ihnen erquickt als in dem öden Kreiſe tonloſer Menſchenherzen und Menſchenſeelen. Mit ſanftem Mitleid giebſt du mir meine Seufzer zurück: ſo verlaſſen und unverſtanden ich ſeyn mag, fühle ich doch aus jedem deiner gebrochenen Töne, daß eine alles-durchdringende, alles-verbindende Mutter mich erkennt, mich höret.

Herders Pyramythien. Zerſtreute
Blätter, Erſte Samml. S. 190.

Woldemar.

Eberhard Hornich, ein vornehmer Kaufmann zu B**, hatte drey Töchter: die älteſte hieß Caroline; die zweyte, Henriette; die dritte Luiſe.

Zu dieſen kam ein wackerer junger Mann, mit Namen Dorenburg. Er hatte Frankreich durchreiſt, ſich lange Zeit in Italien und England aufgehalten, und wollte jetzt zurück nach London, wo ein anſehnliches Etabliſſement ihn erwartete. Bey ſeiner Durchreiſe durch B** beſuchte er das Hornichſche Haus, an welches er Empfehlungsſchreiben hatte — ſah Caroline, weilte, wurde gefeſſelt. Er warb um das Mädchen, und das Mädchen nahm ihn gern. Mit Freuden willigte der Vater in die Heyrath mit einem Manne, der von ſo großem Handelsgeiſte, von ſo beträchtlichem Vermögen, und dabey aus einem ſchon vom Urgroßvater her berühmten

Hauſe war. Hornich war Wittwer, hatte keine Söhne, und erhielt von Dorenburg, daß er zu B** blieb, und Theil an ſeiner Handlung nahm.

Dorenburg war ein heiterer Mann von geſetztem Weſen, und unbeſtechbarem Charakter, herzlich und geiſtreich. Die feineren Vergnügen liebte er mit Einfalt, hatte einen reinen feſten Geſchmack, und hängte ſich nie an etwas, was ihm nicht durch wohlgeprüftes eigenes Gefühl empfohlen wurde, und ihm wahren Genuß verſchaffte.

Sein vertrauteſter Freund in B** wurde Biderthal, ein junger Rechtsgelehrter, und, wie er, dort ein Fremdling. Die Aehnlichkeit ihrer Neigungen und Grundſätze, der Eifer, den ſie gegenſeitig in ſich erweckten, die Hülfe, die ſie einander leiſteten, führte ſie zu jener Gütergemeinſchaft höherer Art, welche den Neid unmöglich, und das Leben ſo ſüß macht. Zwey Jahre hindurch war ihr Verſtändniß mit jedem Tage vollkommener, ihre Verbindung enger geworden.

Um dieſe Zeit kam Luiſe, eben ſiebzehn Jahre alt, aus einer Erziehungsanſtalt zurück nach Hauſe, und zog Biderthalen unwiderſtehlich an. Er wollte ſeine Neigung, ehe ſie Leidenſchaft würde, überwinden — verbergen — mit Gewalt unterdrücken: — — Es war Liebe!

Daß Hornich das Mädchen ihm geben würde, daran war nicht zu denken. Der Alte hatte geſchworen, keine ſeiner Töchter ſollte einen Gelehrten heyrathen. Hiezu kam noch, daß Biderthals Vermögensumſtände mittelmäßig waren.

Dorenburg, dem das Geheimniß ſeines Freundes nicht lange verborgen blieb, genoß keine frohe Stunde mehr. Da er bey ſeinem Schwiegervater, deſſen Geſchäfte unter ſeiner Anführung ſich mehr als verdoppelt hatten, in großem Anſehn ſtand, ſo war er Anfangs nicht ganz ohne Hoffnung geweſen, dieſer würde, ihm zu Gefallen, Einmal in ſeinem Leben nachgiebig ſeyn, und etwas, das nach Großmuth ausſähe, an ſich kommen laſſen. Aber der alte Hornich ließ ſich nicht bethören. Er war darauf geübt, der Großmuth und allen nachtheiligen Tugenden dieſer Art mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geiſtes auszuweichen. Nicht einmal von Billigkeit mochte, er gerne hören; er traute ihrem ſchlüpfrigen Weſen nicht. Nahm man ſein Gefühl in Anſpruch, ſo ſchüttelte er lächelnd den Kopf, als einer der ſich nicht zum Beſten haben ließe. Sein Stolz war kalte Ueberlegung, mit dem Bewußtſeyn, daß ſo leicht ihm niemand einen Vortheil abgewinnen würde. Sich überall in Vortheil zu ſetzen, und den erlangten Vortheil zu behaupten, war ihm höchſter Grundſatz. Den Erwerb angehend, hielt er ſich ſtreng und ehrbar in den Schranken einer nur erlaubten, Geſetz- und Polizeymäßigen Gewinnſucht. Das Nichts der Ehre und alles Brodloſe Weſen verachtete er aus dem innerſten Grunde ſeiner Seele. Hingegen liebte er beynah uneigennützig — ſo ſehr gefielen ſie ihm! — alle Tugenden der Kargheit: er betete ſie an. Nach und nach verlor er ſich ſo weit in dieſer Andacht, daß man ihn für geizig halten konnte, welches er im eigentlichſten Verſtande doch nicht war. Ihn beherrſchte keine beſtimmte Leidenſchaft; ſeine Meynung allein beherrſchte ihn: Eberhard-Hornichſche Vernunft. Irgend einen Grund wider ſeine

Meynung gelten zu laſſen, hielt er unter ſeiner Würde, und er genoß ein eigenes Wohlgefallen an ſich, wenn er ſeinen Willen als etwas, das allem gewachſen ſey, beweiſen konnte.

So war Eberhard Hornich.

Dorenburg hatte diesmal die Geduld verlaſſen. Er erklärte ſeinem Schwiegervater: mit dem künftigen Jahre liefe ihr Societäts-Contract zu Ende, er wäre geſonnen alsdann auszuſcheiden. Hornich gab die beſten Worte, that die einnehmendſten Vorſchläge: der Tochtermann war nicht zu bewegen. Endlich wurden ſie einig: Biderthal ſollte ſich der Handlung widmen, und dann das Mädchen nehmen. Voll Entzücken that Biderthal auf eine anſehnliche Bedienung, worauf er die nahe Anwartſchaft hatte, Verzicht, und ergriff das Gewerbe ſeines Freundes. Luiſe fühlte das im Innerſten der Seele. Kein Brautpaar iſt jemals glücklicher geweſen.

Nach einem halben Jahre wurde die Heyrath vollzogen, und zugleich der Handlungscontract zwiſchen Hornich und Dorenburg, in den Biderthal jetzt einbegriffen wurde, erneuert.

Frohlockend boten die zwey Freunde ſich nun als unzertrennliche Gefährten die Hand, und ſchmückten ſich mit dem ſchön errungenen Brudernamen.

Was ſie ehmals, ſüßem Geſchwätz ſich überlaſſend, von frohem Lebensgenuſſe unter einander gedichtet hatten, ſuchten ſie jetzt ins Werk zu richten, und die allmähliche Ausführung ihrer Plane beſchäftigte ſie auf die angenehmſte Weiſe. Ihre Wohnungen wurden die zierlichſten, bequemſten, geſchmackvolleſten der Stadt und weit umher. In der inneren Einrichtung derſelben herrſchte eine abſichtliche Verſchiedenheit. Eben dieſe abſichtliche Verſchiedenheit fand ſich und war noch viel auffallender auf ihren Landgütern. Jeder dieſer Orte hatte andre Reize, war zu andern Ergötzlichkeiten und Erholungen geſchickt. Wechſelſeitig, was man hier vermißte, das fand ſich dort beym Freunde — das hatte der Bruder.

Eine Hauptſtütze dieſer ſchönen Verfaſſung war die noch unverheyrathete mittlere Tochter, Henriette. Von ihrer Kindheit an waren die drey Schweſtern in jener vollen uneingeſchränkten

Vertraulichkeit miteinander geblieben, welche nur mit Unſchuld beſtehen kann, und die Reinheit des Charakters am ſicherſten bewahrt.

Caroline und Luiſe hatten, neben ihren übrigen Vorzügen, auch eine ſchöne Bildung. Henriette war nicht, was man ſchön nennt, vielmehr hatte ſie etwas, was von ihr entfernte; beſonders im Geſicht jene Wachſamkeit und Klarheit, der wir ſo übel wollen und ſo gern einen böſen Namen machen; aber eben dieſe Züge ſagten dem, der ſie zu entziffern wußte, daß hier tiefes Gefühl und eigene Kraft des Geiſtes wohne. Der Vater hing an ihr wie bezaubert, und er ſcheute das Mädchen. Wahrer Achtung ſind Leute ſeiner Art nicht fähig. In Dorenburgs und Biderthals Hauſe wurde ſie angebetet. Die jungen Weiber ſetzten in ihr gleichſam noch ihr jungfräuliches Leben fort; ſie ſtellte ihnen ein ſo ſüßes Bild der Vergangenheit dar, erinnerte ſie an alles ſo lebhaft, wußte ſo angenehm es ihnen zu erneuern, ſo unvermerkt ſie bey allem zu erhalten, daß ſie es kaum inne wurden, es ſey ihnen etwas ſchon vergangen. Nie war die Schweſter ihnen ſo theuer, ſo unentbehrlich geweſen. Henriette auf ihrer Seite koſtete in ihren Schweſtern die Wonne der Gattinn, der Mutter, der Vorſteherinn eines glücklichen Hausweſens, und hatte reichlichen Erſatz. Denn wer auf Erden genießt mehr und beſſer als ein munteres Weib, das mit zärtlicher Sorgfalt an ihrem Manne, mit heiſſer Liebe an ihren Kindern hängt? — Geiſt und Herz in ihr bleiben in immerwährendem Triebe; ihre ſüßen Leidenſchaften erneuern ſich mit jedem Augenblick, und werden in jedem Augenblicke befriedigt. So ward auch Henriettens Seele durch Mitgefühl in beſtändiger Bebung erhalten; und Mitgefühl ſchwingt ſich in hundert Fällen höher als eigenes. Mann, Weib und Kinder, jedes in beyden Häuſern, wollte Henriettens Freude ſeyn; ſie ſollte jede Luſt, nie eine Beſchwerde theilen. Aber Henriette wußte ſich ſchon hinzuzudrängen, wo es Beyſtand galt, und ihr Beyſtand war voll geheimer Kräfte. Ihre Gegenwart machte jede Arbeit zum Feſt; und waren es Widerwärtigkeiten, ſo verſchlang die Liebe und Dankbarkeit, die ſie einflößte, die Hälfte des Kummers.

In ihres Vaters Hauſe bekam ſie allmählich freyere Hand. Da Henriette verſchiedene Heyrathsvorſchläge abgewieſen und dabey geäuſſert hatte, ſie wollte bey ihrem Vater aushalten, ſo glaubte er für eine ſo treue Verpflegerinn nie zu viel thun zu können. Es giebt wenige Menſchen, in denen nicht durch Langmuth und Huld einiger Geſchmack an liebenswürdigen Neigungen erregt, und nachher dieſe Neigungen allmählig verſtärkt und vermehrt werden können. Der alte Hornich erfuhr eine ſolche Verwandlung, ohne daß er weiter etwas davon merkte, als daß ſeine Henriette ſo gut mit ihm umzugehen wüßte, daß er nun erſt des Lebens froh würde. Meine Bekannten, ſagte er zuweilen, wünſchen ihre Jugend zurück; mir iſt mein Alter lieber. Wie ſauer habe ichs nicht ehmals gehabt, und wie gut habe ich es jetzt? — Sein ganzes Hausweſen hatte ſich nach und nach verändert. Vormals glaubte er auf jede unſchuldige Luſtbarkeit, wenn er ſie auch zugab, doch ſchmälen zu müſſen; — nun wollte er, daß ſeine Wohnung an Annehmlichkeiten die Wohnungen ſeiner Schwiegerſöhne überträfe. In nichts durfte ſeine Henriette zurück bleiben. Auch gelang es ihm, daß die Familie nirgend aufgeräumter war, als in ſeinem Hauſe: aber vergnügter als vorhin war man überall durch vermehrte Eintracht und Offenheit. Der Ueberfluß, der ſich in Hornichs Hauſe zeigte, lockte Bedürftige hinzu, und das liebe Mädchen hatte den Triumph, das graue Haupt ihres Vaters noch mit Segen und Ehre zu bekränzen.

Henriette hatte eine Freundinn, die ebenfalls noch Mädchen war, und von der ſie leidenſchaftlich geliebt wurde. Dieſe Freundinn war früh ihrer Eltern beraubt worden, die ihr ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen und Hornich darüber zum Vormund geſetzt hatten. Noch größerer Reichthum fiel ihr nach dem Tode zweyer Tanten anheim, bey welchen ſie gegenwärtig ſich aufhielt. An alle dieſen Reichthum dachte ſie nie, eben ſo wenig als an ihre Schönheit, und war ärgerlich auf die jungen Herren, weil ſie mehr um ſie, als um Henriette geſchäftig waren. Das liebe Mädchen hieß Allwina Clarenau.

Biderthal, ein naher Anverwandter der Clarenauiſchen, hatte in ihrem Hauſe, das einem Pallaſte glich, einige Zimmer bewohnt. Nach ſeiner Heyrath blieben dieſe ſeinem jüngern Bruder, Woldemar, aufbewahrt, welchem die Anwartſchaft, die der ältere zurück gegeben hatte, war bewilligt worden. Dieſer hatte ſeit vier Jahren, unter demſelben Fürſten, eine andere Stelle zu G** bekleidet, und mußte dort bleiben, bis die Bedienung zu B** erlediget wurde. Beynah drey Jahre verſtrichen darüber. Nun ereignete ſich der Fall; Woldemar ſollte kommen.

Biderthal, der dieſen Zeitpunkt mit Ungeduld erwartet hatte, war vor Freude außer ſich. Die zärtlichſte Liebe und Vertraulichkeit herrſchte zwiſchen dieſen Brüdern; aber bey Biderthal kam noch eine Miſchung von Sorge eigener Art hinzu, die ſich auf Woldemars Charakter bezog, und etwas Leidenſchaftliches in ſeine Freundſchaft brachte. Durch eine ſonderbare Vereinigung von Ungeſtüm und Stille, von Trotz und Nachgiebigkeit hatte ſich der jüngere Bruder ſchon in ſeiner Kindheit ausgezeichnet. Heftig ergriff ſein Herz alles, wovon es berührt wurde, und ſog es in ſich mit langen Zügen. Sobald ſich Gedanken in ihm bilden konnten, wurde jede Empfindung in ihm Gedanke, und jeder Gedanke wieder Empfindung. Was ihn anzog, dem folgte ſeine ganze Seele; darin verlor er jedesmal ſich ſelbſt — träumte, dichtete ſich eine Sympathie, die ein Mittel der Unvergänglichkeit und der Verklärung wäre für alles Herzerhebende und Schöne — fand in ſich ſelbſt ihr Bild — ahndete und genoß; genoß und ahndete — vermehrte ſeine Sehnſucht; wurde ſuchender und forſchender mit jedem Tage; wurde mit jedem Tage: Was er ſuchte? Was er finden wollte? inniger gewahr. So kam er ſeinem Gegenſtande immer näher: ſo entfernte, in gleichem Maaße, ſein Gegenſtand ſich immer mehr von ihm. Das Geheimniß dieſes Widerſpruchs, wie es nach und nach ſeinem zarten Gefühl, ſeinem forſchenden Geiſte ſich entdeckte, ſtimmte ihn zu einer Schwermuth, die jede ſchöne Seele ihm wird nachempfinden können, wenn auch die ſtärkere eher ſich darüber zu erheben weiß.

Wegen dieſer Schwermuth, die er hatte entſtehen und zunehmen ſehen, war Biderthal um ſeinen Bruder ſo bekümmert. Er hatte ihn nicht überall auf jedem Hin- und Rückwege begleiten können: manches war ihm räthſelhaft geblieben. Aber jede Sorge, jedes Leiden um ihn, hatte ihm den Bruder noch lieber gemacht: Woldemar war ſo unſchuldig und ſo gut! Wenn er nur immer um ihn ſeyn könnte! hatte er beſtändig gedacht, gewünſcht — mehr noch um Woldemars als um ſein ſelbſt willen. Jetzt in B**, nach ſeiner Vermählung mit Luiſe, wo er ihn mit Menſchen, ſeiner werth, umgeben; mitten in die liebenswürdigſte Familie ihn verſetzen; durch ſüße Bande auf das engſte ihn vielleicht damit verbinden konnte: — Fülle der Hofnung, unausſprechliche Seligkeit war ihm dieſe Ausſicht.

Nun dieſes alles wirklich werden ſollte, konnte er nichts denken, nichts reden, als Woldemar und ſeine nahe Erſcheinung. — „Sie wiſſen, daß nun eheſtens mein Bruder kommen wird?" Jeder, den er ſo begrüßen konnte, war ihm willkommen; jeder, den er ſchon ſo begrüßt hatte, und bey dem er es nicht geradezu wiederholen durfte, machte ihn verlegen. Seine Frau, ſeine Schwägerinnen und Dorenburg ſchienen ihm jetzt mehr als jemals die beſte Geſellſchaft: ſie theilten ſo aufrichtig ſeine Freude, ſie waren für ſich ſelbſt und mit ihm ſo voll Sehnſucht, ſie neigten mit ſo herzlicher Aufmerkſamkeit ſich zu ihm; hörten ſo gern noch einmal, was er ſchon oft, aber noch nie mit dem Intereſſe, mit dem Leben von Umſtänden erzählt hatte — die ganze Geſchichte, wie Woldemar und er mit einander aufgewachſen waren, wie feſt ſie ſchon als Kinder an einander gehangen hatten, wie treu ſie ſich geblieben, was ſie alles für einander gethan, was alles für einander gelitten. . . . Wahrhaftig! brach Biderthal einmal in ſeiner Entzückung aus: es iſt doch keine rechte Freundſchaft, als nur unter zwey ſolchen Brüdern! — Dorenburg, der gerade gegen ihm über ſaß, blickte lächelnd nieder. Das fühlte Biderthal; er flog auf und hing ſeinem Freunde am Halſe. Dorenburg drückte ihn an die Bruſt, ergriff dann ſeine beyden Hände. . . . Lieber! ſagte er, und lachte ihm offener ins Angeſicht — Lieber! indem er ihn treuherzig ſchüttelte — gehe und erzähle weiter.

Endlich kam die Nachricht, Woldemar ſey wirklich abgereiſt. Sein Brief war aus R * *, wo er, eines wichtigen Geſchäfts wegen, einige Tage verweilen mußte. Biderthal verſchwieg den Seinigen die Ankunft dieſes Briefes, und bat nur ſeine Frau, weil das Wetter ſo auſſerordentlich ſchön wäre, und er gern ſeine Ungeduld über Woldemars Säumen etwas zerſtreuen möchte, ein kleines Feſt auf ſeinem Landſitze für den folgenden Tag anzuordnen. Es ſollte aber niemand eingeladen werden, als Dorenburg mit ſeiner Frau, und Henriette. — „Wir wollen, ſagte er, den Antritt des Frühlings ganz in geheim unter uns feyern; denn da im Calender heute und morgen noch Februar iſt, ſo würden uns die Leute auslachen.“

Früh am Morgen des folgenden Tages wanderten die fünf Glücklichen mit einander aus. Die Sonne kam ſo warm und doch ſo ſanft hernieder, daß man dem innerlichen Jauchzen darüber nicht wehren konnte. Man mußte aufſchauen und einmal über das andre ausrufen: O, wie lieblich! wie herrlich! wie ſchön!

Ab von dem Thor, wo ihr Weg ſie hinaus führte, ſchwingt eine fruchtbare Ebene ſich allmählig hinunter und wieder aufwärts, weit umher bis zu den Bergen. Sie ſahen da die friſch gepflügte Erde vom höchſten Braun bis zum falbeſten Gelb mannichfaltig ſchattirt, und Felder wie Smaragd, die ſie durchſtreiſten; ein Gemiſch von Farben und Licht, ſo ſüß, ſo zauberiſch, daß ihnen die ganze Seele im entzückten Auge ſchwamm. Nur wie im Traum wurden ſie das luſtige Zwitſchern der Vögel gewahr — und daß ſchon der Buchfinke ſchlug, und das Wirbeln der Lerche den blauen Himmel hinan.

Biderthal fühlte alle Augenblicke an ſeinen Brief in der Taſche, aber er zog ihn erſt hervor, nachdem ſie auf ſeinem Landſitze angelangt, ausgeruht und erfriſcht waren. Alle ſprangen auf, da **Biderthal** mit dem Briefe herausrückte, und fielen über den **Tückiſchen** her. **Luiſe** wollte ihm ſeine Verſchwiegenheit nicht verzeihen, bis ſie ihm etwas ärgeres dagegen gethan hätte. Es entſtand ein lauter Jubel. Dieſen ließ Biderthal ausklingen. Hierauf führte er ſeine Freunde in das Zimmer, welches Woldemarn beſtimmt war, und las ihnen vor.

R** den . . Febr. — .

„Die Hälfte des Weges iſt zurückgelegt! — Es war mir lieb, daß die Poſt nach B** erſt heute abging, denn ich hätte ſchwerlich vermocht eher an Dich zu ſchreiben. Ich weiß nicht wie mir geſchieht, wie mir iſt. Als ich von G* abreiſte, war ich wie auſſer mir. Ich ſaß in meinem Wagen und hörte das Raſſeln über das Pflaſter hin, und wußte kaum was es war.

„Wir erreichten die Landſtraße — Knall auf Knall des Schwagers Peitſche, und die Pferde in vollem Trabe. . . . Ich ſchlug die Augen auf, ſah Hecke, Baum und Land an mir vorbey ſchwinden — an mir vorbey zurück. Ich ſtreckte maſchienenmäßig den Kopf hinaus, dem allen nach. Die Sonne war am Aufgehen. — G* war ſchon fern, aber noch deutlich genug zu unterſcheiden; auch erreichte noch das Geläute von ſeinen Thürmen mein

Ohr, und zuweilen kams mit einem Windſtoße ſchnell in hellerem Klange — und wieder weg, wie der Laut eines tiefen Seufzers. Dazwiſchen wirbelten oben die Lerchen, die Ketten am Pferdegeſchirr klirrten; und das Treiben des Poſtknechts hallte durch den Wald. . .

„Unverſehens mit einer Drehung ging es die Anhöhe ſchnell hinunter. Alles, was da war, mir auf einmal entrückt!

„Ich ſtürzte zurück in den Wagen, preßte mein Geſicht aus allen Kräften zwiſchen die Lehnküſſen, und meinte das Herz würde mir die Bruſt entzwey ſchlagen. . . Weg! ſo immer weg — einſt weg von allem! — ſo ſcholls dumpf in meinem Innern. Endlich brachen die Thränen los — und Du, Lieber! — Du ſtandeſt vor meiner Seele. Ich fühlte das: Hin zu ihm, zu meinem Biderthal! — Aber ich weinte noch lange — weine noch heute. . .

„Bedenke, Lieber! ich war nun volle ſechs Jahre zu G* geweſen; hatte unter guten Menſchen viel Gutes dort genoſſen; manches Gute auch gethan; das meiſte nur angefangen; meine

Geſchäfte, meine Verhältniſſe gefielen mir; ich hatte mich gewöhnt, mich angehänget — vor Deiner Heyrath ſchon zum immer bleiben angehänget. Ich glaubte damals, es würde ſo ſeyn, wünſchte es. Nun reiſte ich weg, und ſah das alles vor mir untergehen.

„Ach ſo bin ich. Etwas vergehen zu ſehen, wär' es noch ſo gering; zu fühlen, es iſt damit zu Ende — es iſt aus: bis zur Ohnmacht kann es mich erſchüttern.

„Nun gehe ich nach B**, da werde ich bleiben! — Siehe, davor ſchaudert mir wieder! — Ich bin kaum dreyßig Jahre alt, und mag nur ſo weniges noch vom Leben. Was ich nun erhalte, iſt die Erfüllung meiner Wünſche! — Ich werde glücklich ſeyn, endlich zufrieden; — aber das muß ich nun auch ſeyn, muß, oder . . . Lieber! — Beſter, Einziger, verzeih! Du wirſt mich ja nicht mißverſtehen. Wie könnteſt Du? Iſt es doch Fülle der Wonne was mich ängſtiget! —

„Es war gut, daß ich mich hier einige Tage aufzuhalten hatte; weniger, um mich von meinem Abſchiede von G* zu erholen, als auf Dein Wiederſehen mich vorzubereiten. Da ich die hieſige Gegend erreichte, dieſe Stadt erblickte, wo wir in verſchiedenen Zeitpunkten ſo manche Tage mit einander zugebracht hatten: — es iſt nicht auszuſprechen wie mir wurde! Beym Eintritt in die Krone kam mir der eine Kellner, der gute Johann, der von früh an auf mich gelauert hatte, mit Deinem Briefe entgegen. Er war noch der alte, und ſo alles im Hauſe noch beym Alten. Die Leute hatten eine große Herrlichkeit mich wiederzuſehen. Das Geräuſch ihrer Freude ſtillte auf eine angenehme Weiſe meine Fantaſie. Es dauerte an eine Stunde, bis ich in mein Zimmer kam und allein blieb. Da erbrach ich Deinen Brief. Aber mein Herz gerieth gleich bei den erſten Zeilen in eine ſo ſtarke Bewegung, daß ich ihn wieder zuſammen legen und einſtecken mußte. Ich ging hinaus unter die Eichen. Es war Wetter wie im May. Vor ſieben Jahren hatten wir eben ſo ſchöne Februar-Tage, und Du warſt mit mir hier. Weißt Du, wie wir über die Höhe gingen, an der Seite, weit her, den Fluß ſchlängeln ſahen, ſo ſchön blau zwiſchen den ſonnigen Ufern! Wir ſchlugen einen Weg ein, den wir nicht kannten, der uns an einen waldigen Hügel leitete. Erinnere Dich, wie wir hinan ſtiegen; bey jeder ſich öfnenden Ausſicht weilten, aber ungeduldig; dann mit verdoppelten Schritten eilten die herrliche Gegend immer weiter vor uns auszudehnen; athemlos endlich hinauf kamen, da ſtanden — auf der mühſam erſtrebten nackten Felſen-Glätte. Damals dachte ich weiter nichts dabey; jetzt, bey der Wiedererinnerung, fiel es mir auf. Wir blieben eine Weile, genoſſen das eroberte, merkten, voll Entzücken, nicht auf die öde Stelle, die uns den Genuß verlieh, doch räumten wir bald den Platz. Schnell hinab gings den ſteilen Pfad, und wir ſuchten über Aecker und Wieſen den Weg zum Thale unſerer lieben Eichen. Wir fanden ihn. Es war am Kreuz bey Hildern. Da ſetzten wir uns hin und ruhten aus. Ich wüßte nicht daß ich einen Frühling erlebt, einen Frühling empfunden hätte, wie jenen damals. Von ſeinem lieblichen Hauch ſchien die Erde ſichtbar ſich zu öffnen, ſchien zu beben vor Wonne im Hervorbringen des erſten Grüns, im Entfalten der Keime. Hecken und Bäume — noch ohne Blatt; aber wie herrlich überglänzt vom Durchſchein ihrer Fülle; alle Zweige mit hochgeſchwellten Knoſpen bedeckt. — Da wünſchte ich mir nur ſo lange zu leben, bis die Knoſpen aufbrächen, bis der Segen ſich löſte — nur bis zum nahen May. Ich ſagte Dir das, und es drang in Dich. Uns wurde ſo wohl.

„Dieſe Unbefangenheit, dieſe heiligen Gefühle ſuchte ich jetzt wieder — und fand ſie im Eichenthal. Ich lagerte mich in die Tiefe, und las nun Deinen Brief.

„Wie mir wurde unter dem Leſen — wenn ich Dir das ſagen könnte, ſo wäre es des Sagens nicht werth.

„Jetzt, in dieſem Augenblick las ich ihn wieder. — Eine Stelle iſt mir tief in die Seele gedrungen, wo Du ſchreibſt: „Ich fühlte mich bisher in meinem ſchönen Familienkreiſe ſo glücklich, und glaubte „bey dem immerwährenden Verlangen Dich hier zu „ſehen hauptſächlich nur den Wunſch zu haben, daß

„es Dir eben ſo gut werden möchte als mir. Welche „Täuſchung! Jetzt empfinde ich klar, daß es vielmehr „nur die Ausſicht war, Dich hier an mich zu „ketten, warum ich meine Lage ſo beneidenswürdig „fand. Ich habe deß kein Hehl, habe es Dorenburgen „und meinen andern Lieben geſtanden, und „ſie tadeln mich nicht. Nach allem was ich ihnen „von Dir erzählte, nach Deinen Briefen.“ . . . Aber was fange ich an, daß ich dieß hier abſchreibe? — O Du Beſter, o Ihr Theuren, Trefflichen alle — um Gottes willen! hofft doch nicht ſo viel von mir! Ach, ich bin der Menſch nicht, auf den man ein Glück bauen kann! Haſt Du das vergeſſen, Biderthal — alles vergeſſen: den Gram, den Kummer, die bitteren Sorgen, die ich ſo häufig Dir verurſachte? Wie ich mehrmals Deinen zarten, treuen, edlen Buſen verließ, um mein Herz an Felſen zu zermalmen — ſeine Wärme Dir entzog, um damit über Baſilisken zu brüten? — Ich liebte Dich immer von Grund der Seele, das iſt wahr, und wenn Du mich brauchteſt war ich nicht fern, war Dir immer daheim; beſann mich auch nie, wenn von Aufopferung die Rede war; fragte nie, was es gölte, nichts oder alles. Aber was iſt das — was iſt alle mein Thun für Dich, gegen das, was Du für mich gelitten; gegen Dein Schonen, Dein Dulden? — Du haſt doch nicht Einmal über mich gemurrt, nie einen Augenblick Dich von mir abgewendet, — hielteſt ſtandhaft Deinen Blick auf mein beſſeres Selbſt geheftet, dachteſt nie von fern nur daß ich die Bruder-Treue verletzen, den Bund unſerer Freundſchaft brechen könnte — *Einziger!* — — Ja, ſo muß es ſeyn wenn Liebe zu Freundſchaft empor kommen ſoll. Lieben — *bis zur Leidenſchaft*, kann man jemand in der erſten Stunde, da man ihn kennen lernt; aber eines *Freund* werden — das iſt bey weitem eine andere Sache. Da muß Menſch mit Menſch in dringenden Angelegenheiten erſt oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig ſich erproben, Denkungsart und Handlungsweiſe zu einem unauflöslichen Gewebe ſich in einander ſchlingen, und jene Anhänglichkeit an den *ganzen Menſchen* entſtehen, die nach nichts mehr fragt, und von ſich nicht weiß — weder woher noch wohin.

„Du wirſt mich verändert finden, lieber Biderthal. Zwar habe ich Dir von allem, was ſich mit mir zutrug, jedesmal treue Rechenſchaft gegeben: aber was iſt es mit dem Schreiben? Viele und große Erfahrungen habe ich während der ſechs Jahre unſerer Trennung gemacht. Da ich Dir überhaupt etwas kälter vorkommen werde, ſo will ich Dir von meinen veränderten Geſinnungen nur dies im voraus ſagen, daß ich vom Menſchen im allgemeinen, von ſeiner Natur — theils einen viel höheren, theils einen viel geringeren Begriff habe, als ehmals. Es kann nichts ſo Schönes, ſo Großes gedichtet werden, das nicht im Menſchen läge, das man auch nicht hie und da Himmelrein aus ihm hervorgehen ſähe; nur iſt er in allem ſeinem Thun — Ach! ſo wandelbar, ſo hin und her, ſo unzuverläßig — ein durch und durch zweydeutiges, armes, nichtiges Weſen. Er vermag überall zu viel und zu wenig: darum nichts Ganzes, nichts durchaus Bleibendes. . . Seitdem ich dieſes anſchauend erkenne, bin ich viel gelaſſener, viel ſtiller; ich hoffe weniger, und ſuche mehr zu genieſſen. — Da wäre ja wohl Gewinn! . . .

„Genug und ſchon zu viel! Erſt konnte ich nicht anfangen zu ſchreiben; nun kann ich nicht aufhören.

„Lebe wohl! Sey gutes Muthes! freue Dich, liebe mich! Von hier komme ich vor Freytag nicht weg. Den 8ten März bin ich bey Dir; alſo in vierzehn Tagen. — Wie ich mich nach Deinem Anblick ſehne, nach Deiner Rede, nach Deinem Kuß! — Und doch zittre ich vor dem Augenblicke da mein Auge Dich erreichen wird. O wäre ich gleich in Deinen Armen, ſähe und hörte ſchon nicht mehr! — Lebe wohl, Lieber! ich ſchwebe in Deiner Gegenwart. — Lebe wohl!“

Woldemar.

Dieſe Vorleſung hatte auf alle Zuhörer einen ſichtbaren Eindruck gemacht, aber auf keinen ſo ausgezeichnet, wie auf Henriette.

O, ſagte ſie, da Biderthal geendigt hatte — O, daß ihm wohl würde unter uns, dem guten Woldemar — dem armen Betroffenen, in ſich Geſcheuchten! Daß ihm hier das Räthſel ſeiner Schwermuth ſchön ſich löſte — ſeine Wehmuth von ihm genommen würde! Ich meine, ich ſehe ihn, wie er mit geſenktem Auge und wiegendem Tritte immer ſtiller, leiſer, ſinnender ins Leben hinein wankt!

Biderthal ſprang auf, faßte Henrietten mit Lebhaftigkeit in ſeine Arme — Schweſter! rief er aus — Henriette! — Schweſter! ... Er ſtotterte, wurde roth.

Henriette verſtand ihn.

Das nicht, Biderthal! ſagte ſie, und drückte liebevoll ihm die Hand — das nicht! ... Allwina, raunte ſie ihm vertraulich ins Ohr — meine Allwina ſoll die Braut ſeyn.

Biderthal blickte ihr zärtlich ins Auge, lächelte, ſchüttelte den Kopf: — Nein, nein, Henriette — Du! Du!

Woldemar traf am beſtimmten Tage ein.

Es geſchah was in dergleichen Fällen zu geſchehen pflegt: jeder hatte den Mann ſich anders vorgeſtellt als er war. Caroline, Luiſe, Dorenburg vertauſchten mit Gewinn das Bild ihrer Einbildungskraft gegen die Wirklichkeit. Henriette fühlte an=

ders. Etwas an Woldemar war ihr fremd, ſtörte, entfernte ſie.

Es war die Zierde, die feine Sitte an dem Manne, was auf Henriette dieſe Wirkung machte.

Und dieſe Wirkung war nicht blos vorübergehend. Ueberlegung, einſames Nachdenken vermehrten den Eindruck.

Woher, fragte ſie, dies Aeuſſerliche eines abgeglätteten Weltmannes, alle dieſe zur größten Fertigkeit gediehenen Künſte des Scheins, die man nicht ohne anhaltenden Fleiß, mühſame Aufmerkſamkeit, vielen Zeitverluſt, lange Anſtrengung und Uebung erwirbt; zumal wenn man nicht von Kindheit an dazu gewöhnt, darinn erzogen wurde — woher dies alles an dem Haſſer des Nichtigen, an dem Hochgeſinnten? Wie konnte er in kleinen Dingen ſo groß werden? — Iſt ſein Herz getheilt? — Welche Theilung wäre dies? Es ſchauderte Henrietten bey dieſem Gedanken.

Sie fand bald Gelegenheit, oder vielmehr, ſie wurde bald genöthigt Biderthalen, der ſchlechterdings ein umſtändliches Urtheil über ſeinen Bruder von ihr haben wollte, ihre Zweifel zu entdecken.

Er ſchalt Henrietten und warf ihr Spitzfindigkeit vor. Schon als Kind, verſicherte er, hätte ſich Woldemar durch äuſſerliches Geſchick und einen natürlichen Trieb das Gefällige überall nachzuahmen ausgezeichnet, jeder hätte über den Knaben ſich wundern müſſen, und ſo wäre er durch das ſichtbare Wohlgefallen, das man an ihm gehabt hätte, angetrieben worden, ſich immer mehr hervor zu thun; wäre heimlich auch wohl etwas eitel geworden. — Woldemar, fügte Biderthal hinzu, iſt im höchſten Grade reitzbar; was ihm gefällt bewegt ihn auch, ſetzt ihn in Handlung. An dergleichen reitzbaren Menſchen habe ich immer bemerkt, daß ſie auch ſelbſt gern gefallen mochten. Sie verachten den Schleichhandel gemeiner Eigenliebe, und verfallen in eine ungemeine, die ſehr züchtig ſeyn will, aber gewöhnlich von Nachgiebigkeiten zu Nachgiebigkeiten führt, bis das Verlangen überall zu glänzen und hervor zu glänzen alle Zucht vertilgt hat. So weit iſt es nie mit Woldemar gekommen, und ich darf ſagen, daß er nicht einmal auf dem Wege dahin geweſen iſt. Was ihn antrieb, ſich in den Künſten des Scheins zu üben, alle die Mühſeligkeiten und Prüfungen auszuſtehen, die man ſich gefallen laſſen muß, wenn man im Umgange mit der großen Welt vollkommen werden will, das war der Verdruß des Mannes von Verſtande, auf ſolche Dinge einen ſo ausſerordentlichen Werth gelegt zu ſehen. Sind dieſe Künſte ſo erhaben, ſo göttlich, dachte er, daß ſie in dem, der ſie beſitzt, von einer höhern Würde zeugen — daß man aus einem beſſeren Stoffe gemacht, von einem edleren Blute durchſtrömt ſeyn muß, um ſie erwerben zu können — iſt alles andere nur knechtiſches Gewerbe? — Wohlan! es gilt einen Verſuch, der uns das Wahre der Sache an uns ſelbſt erfahren laſſe. So begann der Wettſtreit, in dem Woldemar kein Gut erringen, ſondern nur ſiegen wollte. Nicht gekränkte Eitelkeit: empörte Vernunft, beleidigtes Menſchengefühl, gerechter Stolz ſetzten ihn in Bewegung. Edel aufgebracht war der Mann. Er drang überall durch, erreichte ſeine Zwecke; aber ſein Triumph war ohne Freude. Jeder neue Erfolg hatte ſein von Natur ſchon etwas heftiges Gemüth nur mehr erbittert: es lohnte der Mühe nicht! Mit dem vollen Gewinn eines tiefen unvergänglichen Ekels an allem Flitterweſen, zog er ſich in die einfachſte ſtillſte Lebensart zurück, und verſchwur auf immer ein Spiel, das ihm nie Luſt gewährt hatte, und ihm keinen Vortheil hinfort bringen konnte.

Dieſe Erläuterungen über Woldemars glänzende Auſſenſeite wurden von Henrietten mit dem lebhafteſten Intereſſe angehört. Sie dankte Biderthalen lächelnd für das grüne Glas wider die Blendung, welches ſie nur um ein weniges zu dunkel fand. Sie meinte, wenn Woldemar nicht eitel wäre, ſo ſchiene er doch etwas von Eroberungsſucht und zwar von einer ziemlich allgemeinen und unbeſtimmten an ſich zu haben, etwas über die Nothdurft ſtolz zu ſeyn, und geneigt über Weigerung und gegen Widerſtand ſich zu erbittern. Daß er des Herumtreibens in der großen Welt nach gehabtem Erfolg, überdrüßig geworden wäre, könnte ſie nicht bewundern: eigentlicher Genuß wäre da für ihn nicht geweſen. Aber *befriedigte* Eitelkeit, meinte ſie, wäre weit entfernt, *überwundene*, oder gar *vertilgte* Eitelkeit zu ſeyn. Dieſer oder jener beſondere Gegenſtand einer Begierde könnte allen

Reitz für uns verlohren haben, ohne daß unſere Reitzbarkeit, unſere Schwachheit ſelbſt, die wir nur alsdann nicht fühlten, abgenommen hätte. Freylich wären die Menſchen ſehr aufgelegt, ſich das Gegentheil einzubilden — und wer ſtände dafür, daß eben dieſes nicht auch der Fall mit Woldemar wäre.

Biderthal war bereit ſich für ſeinen Bruder zu verbürgen, und redete ihm mit ſchönem Feuer, auch mit Glück, das Wort. Aber Woldemars beſter Anwald bey Henrietten war er ſelbſt im täglichen Leben, wo der Mann im Ganzen zum Vorſchein kam. Er war ſo unverſtellt, ſo offenherzig, ſo gutmüthig — war ſo willig, nicht allein die Fehler, die er hatte, zu geſtehen, ſondern auch andre, die er nicht hatte, ſich aufbürden zu laſſen — ſo verdachtvoll gegen ſich ſelbſt — daß man unmöglich im Ernſt ihm mißtrauen, mit ihm hadern konnte. Doch hatte ihn das einigermaßen verdroſſen, ihn gekränkt, ihm weh gethan, was ihm von Henriettens Beſchuldigung, daß er heimlich eitel und anmaßend ſey, zu Oh=

ren gekommen war. Er konnte es lange nicht vergeſſen.

In ſeinen öffentlichen Verhältniſſen zeichnete ſich Woldemar mit vieler Würde aus. Seine Geſchicklichkeit, ſein Fleiß, ſeine Rechtſchaffenheit, der Nachdruck womit er zu reden und zu handeln wußte, ſeine gute Art ſich in ſchwierigen Fällen zu benehmen, verſchafften ihm bald ein überwiegendes unbeſtrittenes Anſehen. Das Einnehmende ſeines Weſens vermehrte den Eindruck und machte ihn allgemeiner; man bewarb ſich mit Eiferſucht um ſeine nähere Bekanntſchaft, um ſeinen Umgang. Aber von dieſer Seite waren alle Verſuche, alle Künſte an ihm vergeblich, und dies ſtimmte bald die gute Meynung, die man ſich von ihm gemacht hatte, ſehr herab. Man fand nun, daß er im Grunde von einer verdrießlichen Gemüthsart, abgeſchmackt hochmüthig, ungenießbar, ohne wahre Lebensart — ein Grillenfänger ſey.

Des alten Hornichs Geſinnungen gegen Woldemar nahmen einen etwas andern Weg. Er hatte an dem Wohlgefallen, welches Biderthals

Bruder anfangs zu B** erregt hatte, keinen Theil genommen. Gleich ſeiner Tochter, nur auf eine andre Weiſe, ſtieß auch er ſich an des Mannes Außenſeite. Da wäre zu viel Tand, meynte er, um etwas recht gründliches zu erwarten. Ein tüchtiger Geſchäftsmann, ein wahrer Gelehrter, hätte nie ſo ausgeſehen; könnte ſo nicht ſprechen, gehen und ſtehen. Nothdürftig möchte er ſeinem Amte vorzuſtehen und durch kleine Geſchicklichkeiten ſich zu helfen wiſſen: das traue er ihm zu, danach ſähe er ihm aus.

Unmöglich aber konnte Hornich dieſe Meynung lange behalten; der Augenſchein, die That zeugten zu klar dawider: er mußte ſie fahren laſſen. Nun fieng er an Woldemar zu loben, gerade da die andern nicht mehr loben wollten.

Noch ein Umſtand machte ihn Woldemarn günſtiger.

Hornich liebte ſehr das Tokkadille, und hatte einige Freunde, die ſich gewöhnlich Abends, um es mit ihm zu ſpielen, einfanden. Der Treueſte unter dieſen Freunden war der Probſt Alkam, ein weitläuftiger Anverwandter von Hornich: dieſer blieb höchſt ſelten aus, und leiſtete ſeinem Vetter hernach auch beym Nachteſſen Geſellſchaft.

Woldemar ſpielte auch Tokkadille; es war, außer Billiard und Schach, das einzige Spiel, worauf er ſich im Fall der Noth noch einließ. Er mochte auch wohl den Umgang mit alten Leuten, und konnte bey ihnen mit zum alten Manne werden. Einſeitige und recht wunderliche Menſchen ſah er auch zuweilen gern. Ueberhaupt zog er Zuſammenkünfte, wie die bey Hornich, den zierlichen und ſteifen am Kartentiſche vor.

Dieſe Entdeckung an Woldemar war für Hornich ein Großes, und er faßte darauf, leider! eine nur zu gute Meynung jetzt von ihm. Dieſer, dem Klugheit im Leben ſo ſehr fehlte, daß er ſie beynah verachtete, und vielmehr ſich auf den Leichtſinn und die Schwachheit etwas dünkte, womit er ſich gewöhnlich hingab und unbekümmert blieb, bis er ſich ſo weit verwickelt hatte, daß er, um wieder los zu kommen, zerreißen mußte: gab auch hier, unbeſonnen, dem getäuſchten Alten zu viel nach. Er kam öfter in die Tokkadille-Geſellſchaft; blieb zuweilen mit Alkam zum Nachteſſen, und ließ ſich überhäufen mit gutem Rath, den er aber in keinem Stück befolgte. So kam es bald an den Tag, daß keine Beſſerung von ihm zu hoffen ſey, und zwar aus Gründen und vermöge einer Denkungsart, die man ſo ſchlimm ſich nicht gedacht hatte. Nun fühlte Woldemar, daß wenn nicht offenbare Feindſchaft entſtehen ſollte, er ſich zurückziehen müße. Dies erbitterte Hornich vollends wider ihn. Er betrachtete ihn von nun an als einen Menſchen, wider den man nicht zu ſehr auf ſeiner Hut ſeyn könne; lauerte überall ihm auf; durchforſchte ihn ſoweit er konnte, und ruhte nicht, bis er es für ſich im Reinen hatte, daß Woldemar überhaupt keiner Vernunft als der ſeinigen, das hieße: nur ſeinen Neigungen und Grillen folgte. Er fragte: worauf man bey einem Menſchen fußen ſolle, der, wie dieſer, über Sitte, Geſetz und öffentliche Meynung, nach Gutdünken, ſich hinwegſetze, und immer nur ſein eignes Urtheil wolle gelten laſſen? Was könne er ſich nicht weiß machen? Wozu nicht, ohne es zu merken, durch ſich ſelbſt verleitet werden? Sein gutes Herz, das er ihm nicht abſtreite, ſey wenigſtens ſehr reitzbar und beweglich, und was es denn am Ende mit dem guten Herzen ſey? Auch aus dem guten Herzen, ſagte er, kommen böſe Gedanken, und es lehre Niemanden, was zum eigenen und des Mitmenſchen wahren Beſten diene; dieſes lehre Erfahrung und Vernunft allein: in Woldemar aber ſpiele die Einbildungskraft, die keine Regel habe, den Meiſter. Wo Vernunft den Meiſter ſpiele, da werde der ſchlichte geſunde Menſchenverſtand, den Alle haben, da werde die öffentliche Meynung, Beyſpiel, Sitte und Gebrauch in Ehren gehalten. Wenn man hieran ſich nicht halte, ſo könne ja kein Menſch wiſſen, was er am Anderen, ja was er nur an ſich ſelbſt — habe, und haben ſolle.

Die Vorwürfe des alten Mannes, die Woldemarn vor und nach zu Ohren kamen, hätten ihn auf ſich ſelbſt aufmerkſamer machen, Sorgen in ihm erregen, und ihm dadurch nützlich werden können, wenn nicht das, was ſie wahres und gegründetes enthalten mochten, durch boshafte Uebertreibung, und das in ſo reichem Maaße beygemiſchte Irrige und Falſche, allen Schein der Wahrheit verloren hätte, für ihn ſelbſt, wie für alle, die ihm Gutes wünſchten.

Uebrigens wurden über Woldemars eingezogene Lebensart bald auch ſeine vertrauteſten und nächſten Freunde mißvergnügt. Dorenburg und Biderthal, die mancherley Umgang in B** hatten, einen Theil davon auch wohl haben mochten, und des Läſtigen ſich nicht entſchlagen konnten, dabey von vielen Reiſenden beſucht wurden, fanden, daß Woldemar doch allzu ungefällig, zu untheilnehmend wäre. Sich in dem Grade abzuſondern, nicht ein wenig ſich aufopfern zu wollen, wäre, glaubten ſie, mehr als unfreundlich, wäre beleidigend; es ließe auf Geringſchätzung, auf Verachtung ſchließen. Man dürfte um die Gunſt, um das Wohlwollen ſeiner Nebenmenſchen nicht ſo unbekümmert ſeyn.

Dergleichen Vorſtellungen blieben nicht ohne alle Wirkung auf Woldemar. Er war von Natur nachgiebig; aber er hätte bis zur Sinnesänderung, bis zur Aufopferung ſeiner Lieblingsneigungen gefällig ſeyn müſſen, wenn er ſeine Freunde hätte ganz befriedigen, ihrem Murren ein Ende machen wollen.

Von den hieraus entſtandenen Spaltungen, die zwar in Abſicht des guten Vernehmens zwiſchen Woldemar und ſeinen Freunden unſchädlich blieben, aber doch merkwürdige Entwickelungen, und eine Reihe von Auftritten nach ſich zogen, die einen weſentlichen Theil unſerer Geſchichte ausmachen, ſoll dem Leſer nach und nach, ausführliche Rechenſchaft gegeben werden.

Wir ſangen hier vorbereitend mit dem natürlichen Anlaſſe dieſer Spaltungen, und der allgemeinen Bemerkung an: daß es keinen Ort und Stand, keine Familie auf Erden gebe, worin nicht eigenthümliche Sitten, Gebräuche, Angewöhnungen die einzelnen Glieder der Geſellſchaft minder oder mehr einſchränken, und eine Art von Gewaltthätigkeit an ihnen ausüben. Vielen Menſchen fließt allein aus dieſer Quelle, was ſie ihre Grundſätze und Geſinnungen nennen, und es iſt zu bewundern, welche Tugend ſie von dieſer Seite oft beweiſen. Die Pflichten, die Bande, die ihnen daher kommen, ſind ihnen heiliger als heilig:

ſie ahnden hier, gedankenlos und demüthig, ich weiß nicht was für ein mächtiges Intereſſe, dem ſie jedes andere, auch ihr liebſtes, aufzuopfern im Stande ſind.

Dorenburg und Biderthal gehörten, wie wir wiſſen, nicht zu dieſem blinden Haufen. Aber Sitte und Gebrauch ſtanden bey ihnen in ſehr großem Anſehen. Jede Form, der nur etwas Gutes noch anklebte, war ihnen ehrwürdig, ſie wollten auch nicht den Schatten einer Tugend beleidigen. Dieſe bidermänniſche Denkungsart verleitete ſie, nicht nur jedem übertriebenen Geſetze des Wohlſtandes, ſondern auch manchem eitlen Geſetze der Mode ſich zu unterwerfen, und überhaupt ſich zu ſehr von Meynungen beherrſchen zu laſſen. Nichts deſto weniger waren ſie zu B * * als Sonderlinge verſchrieen. Da ſie bey allem ihrem Nachbequemen dennoch ihren eigenen Sinn behielten, eigene ſelbſtgewählte Freuden hatten, die ſie große Sorge trugen nicht dahinten zu laſſen; ſo konnte dies nicht fehlen.

Woldemar fand, daß ſie des Zwanges ſich noch viel zu viel anthaten; enthielt ſich aber an=

fänglich, ihnen Vorſtellungen darüber zu thun, weil es ſeine Art nicht war, jemanden in den Weg zu treten. Da ſie aber von ihm verlangten, daß er ſich den ihrigen ſollte gefallen laſſen, und öfter dringend wurden, ſo kam es nach und nach zu Erklärungen, wo er ihnen dann, bald bey dieſem, bald bei jenem Anlaſſe das Eitle in ihrem Thun, das Unnütze in ihrer Mühe nachdrücklich vor Augen legte.

„Bey allen den Beſuchen, die ihr gebt und annehmet, fragte Woldemar, bey allen den Zuſammenkünften die ihr haltet, bey euren koſtbaren Schmäuſen: wird da wohl irgend ein geſelliges Band feſter angezogen, nur ein Funken ächter Zuneigung je hervorgeſchlagen? Iſt wohl jemals von da eine Freundſchaft ausgegangen?

„Und wißt ihr irgend ein namhaftes Gutes, von welcher Art es ſey, daß ihr durch eure Gewiſſenhaftigkeit in Befolgung der Regeln des Wohlſtandes und der Geheiſſe der Mode bewirkt hättet?

„Es iſt elende Spiegelfechterey damit! Ihr verſchlendert eure Zeit, und ſetzt euch allerhand

Verirrungen der Sinne, des Geiſtes und des Herzens, — einer zunehmenden Verblendung aus.

„Sehet euch um und glaubt euren Augen: je weiter und mannichfaltiger ſich die Verbindungen unter Menſchen ausbreiten, deſto loſer und flacher werden ſie; und je loſer und flacher, deſto beunruhigender. Wer in einen weitläufigen ununterbrochenen Umgang tritt, der muß ſich um die Gegenſtände aller der Menſchen, die ihn umgeben, unaufhörlich bekümmern, in ihre Leidenſchaften ſich einlaſſen, und ähnlichen Leidenſchaften ſeine eigene Seele öffnen: denn was fienge er ſonſt unter dieſen Menſchen an? da wäre ihm eine einſame Langeweile wenigſtens bequemlicher. Was das aber für Gegenſtände ſind, um welche das unſelige Getümmel ſich wälzt und wirrt, iſt bekannt genug. Und die muß er nun doch ſchlechterdings als wichtig anſehen, als wichtig empfinden lernen. Stille des Geiſtes, Ruhe des Gemüths können damit nicht beſtehen. Wie dieſe abnehmen, ſo verſchwinden alle herzlichen Gefühle, verſchwindet alle gründliche Theilnehmung. Die Seele ermattet unter endloſen kleinen Beſtrebungen, unter endloſen kleinen Widerwärtigkeiten; wird ſo lange gezerrt und getrillt, bis alles mit ihr herumläuft und ſie von ſich ſelbſt nichts mehr weiß.

„Mit euch, das erkenne ich, kann es dahin nicht kommen; dafür iſt lange geſorgt. Unterdeſſen: wie viel Glückſeligkeit, wie viel Daſeyn opfert ihr nicht auf?

„Mir kommt das vor, als verkleideten lebendige Perſonen ſich in Puppen, um unter Marionetten eine Rolle, ein Chor oder ein Popolo auszufüllen, weil das Puppenſpiel ſonſt Gefahr liefe, nicht ſo gut von Statten zu gehen.

„Da ihr an dem loſen eiteln Weſen jener Leute kein Gefallen habt, mit euren Neigungen und Begriffen da nicht eingehen könnt, und nun doch einmal beſtändig mit ihnen zu ſchaffen habt: ſo ſeyd ihr in ſo fern ſchlimmer daran als ſie ſelbſt. Ihr zerſtückt durch das alberne Mitmachen eure ganze Exiſtenz, macht ſie voll Zwiſt und Mißhelligkeiten. — Und iſt es nicht wahr: daß ihr das Volk, von dem ihr euch tyranniſiren laßt, nicht allein verachtet, ſondern daß ihr auch, wegen der Störungen die es euch allenthalben verurſacht, dagegen aufgebracht, erbittert und nicht ſelten voll wahren Haſſes ſeyd? — Und glaubt ihr, das merken dieſe Leute nicht, ihr könnet ihnen das verbergen? — Obgleich in dem ganzen Haufen keiner dem andern recht gut ſeyn kann, ſo fühlen ſie doch gegen einander einen gewiſſen Zug, der ſie einigt, der ſie zu einer Gemeine macht, und — der euch abſondert. Sie haben wider euch, was ihr wider ſie habt; ſie können euch nicht leiden, wie ihr ſie nicht leiden könnt: das geht richtig gegen einander auf. — Ihr aber beharrt nicht deſtoweniger, wollt nicht ablaſſen von der Freundſchaft, wollt das gute Vernehmen nicht zerſtören, und — ſeyd überall die Betrogenen.

„Gewiß, ihr Guten! es klingt nicht lächerlicher als es iſt. Und wenn es nur lächerlich wäre! Aber man kommt bey dieſen wie bey allen Arten von Nachäffungen auf ſo mancherley Weiſe zu Schaden, und ſollte daher nie als im äuſſerſten Nothfall ſich zu etwas verſtehen, wobey es einem nicht ums Herz wäre. Ein großer, vielleicht der größte Theil des Uebels in der Welt würde mit einem Male daraus weggeſchafft, wenn ein jeder nur das und nichts anders begehren, verfolgen und ins Werk richten wollte, als was ihm wirklich Freude macht. Aber wenige haben ſo viel Sinn, recht zu wiſſen, was ſie wollen, und noch wenigere den Muth ſich daran zu halten. Dumpfheit des Gefühls, Verworrenheit des Herzens iſt die allgemeine Krankheit. Was einmal mit einer angenehmen oder unangenehmen Vorſtellung in wiederholte Beziehung gekommen iſt, darnach rennen die meiſten, oder fliehen es von nun an, ohne weiter zu ſehen: und da dieſe Verknüpfungen größtentheils bloß zufällig geweſen, oder, unwillkührlicher Weiſe, nur zu dem Ende veranlaſſet worden ſind, um gewiſſe, oft höchſt ungereimte naturwidrige Meynungen im Gehirne feſt zu ſetzen, daß ſie Beſtimmungsgründe zu Handlungen würden, wozu ſie denn auch gedeyen: ſo kann man von dieſen Leuten mit allem Fug ſagen, daß ſie thun was ſie nicht wollen; zumal wenn das ſeit verſchiedenen Generationen ſchon ſo fortgegangen und alle erſte Abſicht, jeder anfängliche Trieb längſt verſchwunden und vertilgt iſt. — Solche Menſchen ſind in ihrer Gattung, was unter den Früchten der Tannapfel iſt: lauter Schale ohne Fleiſch und Saft, Hülſe bis ins Herz. Und wer ſich daran macht und ſie genießt, der wird es an ſeinem eigenen Leibe erfahren, an der Verwandlung ſeiner feſten, flüßigen und geiſtigen Theile."

Woldemar zeigte ſeinen Freunden, wo ihr Fleiſch wirklich ſchon in Schale übergegangen war, und wie das Uebel, obgleich unmerklich, immer weiter um ſich greifen müßte. — Der Menſch, behauptete er, wäre ſo gemacht, daß er ſich mehr im Andern als in ſich ſelbſt fühlte. Er könnte ſich der Geſinnungen und Neigungen derer, mit denen er umgienge, nicht erwehren, und gäbe unwillkührlich ihren Urtheilen und Meynungen nach. Im Grunde wäre dies eine Folge der beſten und liebenswürdigſten Eigenſchaften ſeiner Natur, aber darum nicht minder gefährlich. Denn mit eben jenen Eigenſchaften, mit Sympathie, Gefälligkeit und Ehrliebe hiengen Nachäffung, Menſchenfurcht und Eitelkeit zuſammen; es wären ihre natürlichen Kinder, die ſich oft gegen ihre Mütter auflehnten und ihre Mörder würden.

„Wo iſt der Menſch, rief er aus, der ſich vor der Anſteckung des Beyſpiels bewahren kann? Wo iſt Einer, der ſich nicht von Menſchenfurcht in die Enge treiben läßt? Männer, welche tauſendmal ihr Leben gewagt haben, werden tauſendmal zurückbeben, wenn ſie mit ihren Grundſätzen einem Nichtswürdigen, der an keine Tugend glaubt und deſſen ſpöttelnde Befremdung ſie vorausſehen, unter die Augen treten ſollen. Heilige ſind zu Sündern geworden in ſolchen Fällen.

„Was das iſt im Auge des Menſchen, dies Gewaltige, welches ſchreckender iſt als die Hölle, lockender als der Himmel? — Ich kann es nicht erklären; aber es iſt!

Noch einmal ſagte Woldemar: — „Der Menſch fühlt ſich mehr im Andern als in ſich ſelbſt. Unſere körperliche Geſtalt können wir nicht gewahr werden, als in einem andern Körper, der ſie vor uns abſpiegelt; unſere Seele kann ſich nicht empfinden, als mittelſt eines andern

Geiſtes, der ihren Eindruck auf ſie zurückwirft. Dies iſt der lebendige Odem in die Naſe des Erdenkloßes. Darum ertragen wir lieber jedes Elend, als eine gänzliche Einſamkeit; darum würden wir aus den herrlichſten Zaubergärten entfliehen, wo wir alles hätten, nur keinen Gefährten; — entgegen jedem Mangel, jedem Schreckniſſe, um Menſchen anzutreffen.

„Und hieraus folgt nun gerades Weges: daß uns das Daſeyn unerträglich fallen müſſe, wenn wir denen Menſchen unerträglich ſind, die wir um uns haben. Ihre Achtloſigkeit iſt Vernichtung, ihre Verachtung Hölle.

„So offenbar richtig und ſo allgemein anerkannt iſt dieſes, daß wir einmüthig es für das größte Unglück ſchätzen, wenn jemand um Ehre oder guten Namen kommt; — daß wir von einem Menſchen, der über die Achtung ſeiner Mitbürger ſich hinaus zu ſetzen im Stande iſt, auch das ärgſte vermuthen; wir ſagen von ihm: er mache ſich aus nichts etwas, und fühlen, daß wir ihn damit in den Koth treten.

„Auch im niedrigſten Pöbel lebt dieſe Empfindung und beherrſcht ihn; auch er dehnt ſie, inſtinktmäßig, ſogar über die Perſon des einzelnen Menſchen hinaus, weiß in dem was auch nicht mehr er ſelbſt, ſondern was nur zu ihm gehörig iſt, ihn zu ehren und zu beſchimpfen. Wenn ein Holunke den andern auf das empfindlichſte kränken will, ſo ſchreyt er ihm nach: dein Vater, dein Bruder hängt am Galgen; deine Mutter, deine Schweſter ſitzt im Zuchthauſe; du haſt kein Hemd auf dem Leibe, deine Kinder gehen betteln.

„Alſo, dieſem unüberwindlichen Naturtriebe zufolge, können wir nicht umhin, ſo bald wir mit jemand in Verbindung treten, auf ſeine Meynung von uns zu achten, irgend eine Seite an ihm aufzuſuchen, an der wir uns mit ihm meſſen und uns von ihm ſchätzen laſſen können. — Nun iſt aber leicht abzunehmen, wohin das im Umgange mit der Gattung Menſchen führen muß, wovon wir eben redeten.

„Aber geſetzt auch, es wären nicht gerade dieſe Menſchen, ſondern andere, die, jeder in ſeiner Art, unter die vorzüglichen gehörten: dennoch, meine Freunde, littet ihr durch Zerſtreuung eurer Kräfte, durch Entflammung eurer Fantaſie zu eiteln Beſtrebungen, und durch Mißleitung eurer Triebe einen unerſetzlichen, täglich zunehmenden Verluſt.

„Immer und in alle Wege entfernt eine ſo vielfältige Beſpiegelung in andern uns vom beſſeren Selbſt. Die Menge der täuſchenden Schatten, die wir umher werfen, berückt uns, daß wir ſie für mehr achten als unſre einzelne weſenhafte Geſtalt, und damit ſchreiten wir aus dem Gebiet der Wirklichkeit in den endloſen Raum der Einbildung; werden dem Winde ähnlich, deſſen Sauſen man wohl hört, aber nicht weiß, von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Der edelſte Trieb in der menſchlichen Natur, der Trieb der Ehre, die Begierde vortrefflich zu ſeyn an ſich und in Vergleichung mit andern, iſt alsdenn verfälſcht und verirrt; denn dieſe Begierde, in ihrer Lauterkeit, quillt aus dem edlen Beſtreben, die Kraft unſers Daſeyns zu vergrößern, eigenmächtiger, in und durch uns ſelbſt beſſer und glücklicher zu werden. Hingegen der Eitle vergißt ſeiner ſelbſt zu achten, er will lieber viel ſcheinen als etwas wirklich ſeyn. Um ſein geliehenes Daſeyn zu erhalten muß er voll Unruhe ſich kümmern und ſchleppen, unter tauſend Mühſeligkeiten ſchmachten, und kann nie eine bleibende Stätte haben.

„Zuverläßig iſt allemal das Beſte für uns und für unſere Freunde, Anverwandten, Mitbürger, Genoſſen, ja für das geſammte Univerſum: — daß ein jeder thue ſein eigenes Werk, gehe ſeinen eigenen Weg, beſorge ſein eigenes liebſtes Glück.

„Wäre es nicht Narrheit von einer Sopranſtimme, mit einer Trompete ſich in ein Duo einzulaſſen: oder von einer Trompete, zu der Aria Se mai senti oder einer ähnlichen, die erſte Violine oder die zweyte Flaute machen zu wollen? Beyde würden ſich verderben und mit ihrer Kunſt zu Schanden werden. — Dennoch machen wir es ſo, treiben überall was wir weder können, noch was am Ende unſer Zweck iſt; gerathen darüber in tauſenderley Verwirrungen, verfallen in

Unglauben an uns ſelbſt und andere, und richten eine ſo ohnmächtige und jammervolle Wirthſchaft an, daß es zum Erbarmen iſt.“

Woldemar war unerſchöpflich über dieſe Gegenſtände, und wußte ſie bey jeder Gelegenheit in ein neues Licht zu ſtellen. Seine Reden machten deſto mehr Eindruck, da ſie die wahren Neigungen ſeiner Zuhörer heimlich auf ihrer Seite hatten. Dennoch wollte es mit ihrer Bekehrung nicht von ſtatten gehen, und ſie beſtätigten die Bemerkung des geplagten großen Sully: daß es das Schickſal der Vernunft zu ſeyn ſcheine, weder dann gehört zu werden, wenn ſie den Leidenſchaften widerſpreche, noch auch dann, wenn ſie mit ihnen einerley anrathe — Anſchläge zu Reformationen wurden öfter gemacht, auch wurde hie und da ein Verſuch angeſtellt: aber Angewöhnung und Zaghaftigkeit behielten die Oberhand. Man fand: was Woldemar vorbrächte, ließe ſich wohl gut ſagen und auch anhören; aber es wäre nicht ſo leicht gethan. Hätte man ſich einmal auf einen gewiſſen Fuß geſetzt, ſo fänden ſich tauſend Schwierigkeiten, wenn man wieder davon abgehen wollte; man zöge ſich die Feindſchaft und den Spott der Leute auf den Hals, und müßte am Ende noch dazu ſich ſelbſt auslachen.

Woldemar hatte, fürs erſte, nicht mehr erwartet. Auch geſtand er ſeinen Freunden zu, die ihm unter andern entgegen ſetzten, daß in ſeinen Vorſtellungen vieles übertrieben wäre, ſie beſchuldigten ihn nicht ohne Grund; es wäre eine Unbilligkeit von ihm, ſie mehr in ſich, als ſich in ſie hinein zu denken; er wüßte, daß ihn ſeine reizbare Gemüthsart peinlich, in gewiſſem Verſtande (wenn man es ſo nennen wollte) ſchwächlich, oder zu moraliſchen Krankheiten geneigter machte; daher er denn Ungemach und Gefahren erblickte, wo andre dergleichen nicht wahrnähmen, und auch in dem Maaße nicht zu befürchten hätten.

Henriette, wegen ihres vertrauten Umganges mit Allwina, ſah Woldemarn öfter, und lebte mehr mit ihm, als die übrigen der Familie. Woldemar fand ein großes Vergnügen in Allwinens und ihrer Tanten Geſellſchaft. Beyde Tanten waren Perſonen von Verſtand und ſehr vorzüglichen Eigenſchaften; die jüngere beſonders, eine Wittwe zwiſchen dreißig und vierzig Jahren, zeichnete durch eine Lebhaftigkeit, eine Schnelligkeit des Geiſtes ſich aus, welche zu Woldemars Laune ausnehmend paßte. Da fand ihn denn Henriette oft bey ihnen ſitzen, und ihr Kommen pflegte ihn nicht zum Weggehen zu bewegen. Manchmal weilte er ganze Nachmittage und bis in die Nacht, ſchwatzte, las vor, machte Muſik mit den beyden Mädchen, zeichnete mit ihnen, ließ ſich ſo hingehen in immer wärmerer Neigung zu allerhand Mittheilungen, und ihm war ſehr wohl dabey; den Mädchen nicht minder. Wenn es ihm aber einfiel, ſie unverſehens zu verlaſſen, ſo entſtand darüber keine Verwunderung, kein Aufſehen. Dies begegnete ihm wohl mitten im feurigſten Anſchlage, oder wenn ſie gerade im vollen Genuß der Ausführung waren. — „Da läuft er nun fort!“ — dies war das ärgſte, was je die lieben Geſchöpfe ſagten; und ſie ſahen dabey ſo von Grund der Seele gut und freundlich aus, daß Woldemar es ſich ſchwer aus dem Sinne ſchlagen konnte, und manchmal, wenn er kaum auf ſeinem Zimmer war, wieder herunter zu ihnen mußte. Aber dann litt Henriette ſchlechterdings nicht, daß er angenommen wurde. — „Er ſollte nicht ſo wankelmüthig ſeyn, ſagte ſie zu ihm, das ziemte keinem Manne; ſie — oder Allwina, oder die Tanten hätten jetzt etwas vorgenommen, was ſie um nichts fahren ließen, und wobey ſeine Gegenwart ſtörte;“ — und damit die Thüre auf, und fort mit Woldemar! Zuweilen that er hartnäckig: das half nicht; er mußte abziehen. Merkte ſie aber, daß er wirklich ſeinen Sinn geändert hatte, und daß es ihm nun frey darum zu thun war, wieder zugelaſſen zu werden, ſo wußte ſie den Streit ſo zu lenken, daß er zuletzt die Oberhand behielt. Er mußte geſtehen, daß er ein Kindskopf wäre; dann bekam er ſeinen Willen.

Allwina hatte nie vorher das Leben ſo ſchön gefunden. Es war ihr neu und von ungemeinem Behagen, mit einem Manne umzugehen, der ſie lebhaft intereſſirte, ohne ſie in irgend eine Art von Verlegenheit zu ſetzen. — Ja, ſagte ſie, wenn aber auch Woldemar ſo albern mit einem thäte, wie die andern Herren, ſo merkte man gleich, daß er einen nur zum Beſten hätte, und man könnte ihn nicht ausſtehen. Auf Anſprüche an ihn dachte ſie ſo wenig, daß er vielmehr durch den Vorzug, den er gleich von Anfang Henrietten gegeben hatte, bey ihr hauptſächlich in Anſehen gekommen war. — „Du mußt den lieben Menſchen heyrathen, ſagte ſie zu ihrer Freundinn. Ich ſchenke ihm mein halbes Vermögen, ſo bald ich Meiſter davon bin, und wohne bey euch; das übrige bekommen eure Kinder, denn ich heyrathe gewiß nie.“ — Henriette lächelte. — Du liebes gutes Weſen, ſagte ſie, und küßte den Engel: bekümmere Dich nicht: laß mich nur machen; ich habe etwas anderes vor; aber beyſammen wollen wir bleiben.

Wenige Menſchen wiſſen, was das für eine Stille und Stetigkeit in die Seele bringt, wenn man vor allen andern die eigentlichen Gefühle des Herzens zu ſchärfen und ſie emporzubringen weiß; wie ſehr das allein ſchon heitert, wenn kräftigere Regungen den Meutereyen der Eitelkeit ein Ende machen, und man nur erſt anfängt, in ſich einen Mittelpunkt zu finden, bey welchem Stand zu halten iſt. Henriette wußte dieſes ſchon: daher war ihr Geiſt ſo hell, ſo faſſend, ihr Gemüth ſo mild, ihr Sinn ſo ſtill und heiter. Woldemar, der nach und nach ſie erforſchte, fühlte mit Entzücken, was ihm das Schickſal in ihr darbot. Beyder Einverſtändniß wurde von Tage zu Tage leiſer und inniger. Das ſchüchterne beſcheidene Mädchen, welches zu ſeinem eigenſten Daſeyn bisher nicht hatte gelangen können, erwarb es nun im fortgeſetzten vertraulichen Umgange mit einem erfahrnen, in ſich ſchon beſtimmten Freunde, der ihren beſten Ideen und Empfindungen — den einſamen, verſchloſſenen — Freyheit, Beſtätigung, unüberwindliche Gewißheit verſchafte.

Weſſen Seele, mit zarter Liebe befruchtet, in ſich das ſtille Weben gefühlt hat, das mit dem Aufkeimen des himmliſchen Saamens beginnt, und zunimmt mit ſeinem Gedeihen zu Freundſchaft: der wird von der Wonne, welche Henriette und

Woldemar in dieſem Zeitpunkt erfuhren, keine Beſchreibung erwarten.

Einnehmend ſchön war es, Henriette über Woldemar zu hören; wie ſie alles Treffliche an ihm ins Auge zu ſtellen, und ſeine Fehler und mancherley Unarten damit zu reimen wußte. Dieſer war ſie überall geſtändig, und neckte ihn ſelbſt bey jeder Gelegenheit damit. Sie mochte dieſes mit dem ſchärfſten Witze thun, es verdroß Woldemar nie, vielmehr hatte er eine wahre herzliche Freude darüber. Nur zuweilen, wenn ſie ihn an einer Seite traf, die er ſelbſt noch nie recht wahrgenommen hatte, wurde er ernſthaft, und brach dann auf die herbeſte Weiſe und manchmal mit ungemeiner Hitze wider ſich ſelbſt aus; aber ihre Laune wußte dieſes Feuer noch geſchwinder zu löſchen, als ſie es angefacht hatte. Auch in jedem andern Falle, wenn Woldemars Feuer in Schwärmerey ausarten wollte, war ſie gleich da, um ihn beym Aermel zu zupfen. Sie konnte ſeinen Ideen und Empfindungen in ihrem höchſten Schwunge folgen; und er war nicht weniger aufgelegt, ihre feinſten Bemerkungen und ſcharfſinnigſten Raiſonnements in ihrem ganzen Umfange zu erwägen, und ſie für das, was ſie waren, bey ſich gelten zu laſſen. Daher die herzlichſte Gattung von Uebereinſtimmung unter ihnen, jenes Gleichgewicht — jenes Zuſammenfließen im Glauben — oder im Zweifel — jenes — wo man die Gegenwart des Freundes ſo lebhaft fühlt, und mit einer Rührung ihn umſchlingt, die nichts andres ſo erwecken kann.

Freund und Freundinn kamen ſelten zuſammen, ohne bey irgend einem Ereigniſſe ſich noch beſſer zu erkennen, irgend eine Erwartung, die ſie von einander hatten, erfüllt, und Empfindung die Stelle, welche durch Ahndung ſchon bereitet war, einnehmen zu ſehen. Daß dergleichen Vorfälle oft an ſich höchſt unbedeutend waren, benahm ihrem Eindrucke nichts.

So waren ſie einſt mit ihren Geſchwiſtern auf ein nahgelegenes Jagdhaus gefahren, wo ein künſtliches Reiten von Engländern zu ſehen war. Das ſchöne Wetter hatte eine Menge Leute hinaus gelockt. Die meiſten von denen, welche in Wagen gekommen waren, wollten, da die Sonne zum Untergange ſich neigte, den Rückweg nun in der Kühlung lieber zu Fuß machen. Woldemar, der ſeine Freundinn führte, ſah, als ſie zwiſchen die Thore kamen, einige Schritte vor ihnen ein kleines Mädchen mit einem Korbe auf dem Kopfe, das einem Phaeton ausweichen wollte, und darüber ihre Bürde fallen ließ. Er und Henriette hemmten zugleich den Schritt. Unterdeſſen das arme Ding ihre Sachen wieder in den Korb packte, kam ein Knabe mit einem ſchweren Bündel Holz beladen, der vermuthlich des Mädchens Bruder war. Sie bat ihn um Hülfe. Der Knabe warf auf die Mauer des Glacis zürnend ſein Bündel ab und griff den Korb an. Da er aber noch kleiner als das Mädchen war, und beide zu wenig Stärke hatten, ſo ſchwankte ihnen der Korb auf die Seite, und alles was drinn war lag von neuem auf dem Boden. Von den Vorübergehenden lachten die Geringen über den Spaß, und die Vornehmen lächelten oder ſchielten gravitätiſch hin und wieder weg. Woldemar ließ Henriettens Arm. — „Machen Sie Sich ſo lange zu Dorenburg,“ ſagte er, und ſprang hinzu. Aber Henriette ſprang mit. Sie packten gemeinſchaftlich das Herumliegende wieder in den Korb, und wollten ihn eben dem Mädchen aufſetzen, als zwey Soldaten von der Wache herbey gelaufen waren, die es ihnen freundlich wehrten. — „Das freut mich, ſagte Henriette beym Weggehen und indem ſie noch einmal umguckte, daß die Soldaten uns geſehen haben; wenn nun einmal wieder ein armer Tropf da in Noth kommt, ſo laſſen ſie ihn ſchwerlich ſo lange zappeln." — Und erzählen auch ihren Cameraden wohl noch die Geſchichte, fügte Woldemar hinzu. Indeſſen. . . Aber haben Sie bemerkt, was da gleich für ein Haufen Menſchen um uns ſtand? — „Ich gab nicht Achtung, erwiederte Henriette; die glaubten wohl, es gäbe da ein großes ſehenswürdiges Unglück zum Beſten!" Nicht anders, antwortete Woldemar. Wenn ich denke, fuhr er fort, es iſt doch wunderbar, wie die Leute im Angewöhnten ſich ſo verlieren können, daß ſie zu nichts Natürlichem mehr den Weg finden, und ihnen immer am verkehrteſten dünkt, was es am wenigſten iſt. Da war doch keiner der ſich nicht vor Schande gefürchtet hätte, wenn er durch eine Handreichung dem Gequäle der armen Kinder ein Ende gemacht hätte; und nun, da wir es drauf wagten, nun werden ſie es uns zur Eitelkeit deuten. — „Zur Eitelkeit?“ ſtutzte Henriette. — Ja, ſagte Woldemar, ſie werden es für Liebe des Sonderbaren halten, was weiß ich? — allemal für Fratze. „Eben fällt mir ein, unterbrach ihn Henriette, daß Sie zu mir ſagten: Machen Sie Sich ſo lange zu Dorenburg! Wie, wenn ich es gethan hätte?“ Es wäre mir nie eingefallen Sie deswegen zu tadeln, antwortete Woldemar. Sie ſind ein Frauenzimmer, Sie haben einen Putz an, der Sie ins Auge ſtellt; ich hatte ihrer Hülfe nicht nöthig, alſo konnten Sie umhin, Sich dem Begaffen auszuſetzen. „Und alſo tadeln Sie mich, daß ich mitging? — Sie haben Recht! Hätte ich mich erſt beſonnen. . . Aber ich hing ſo an Ihrem Arm, ſah nur auf das Mädchen und den Buben, und auf das, was Woldemar that: und wie der gieng, gieng's eben hinten drein mit mir, ich weiß nicht wie; — und was ſoll es denn auch “ — Henriette! ſagte Woldemar, und wendete ſich auf Henriettens rechte Seite, und drückte ihren Arm feſt an ſein Herz; — Engel! und er bebte davon, da er, vor ſich hinſehend, es leiſer noch einmal ausſprach. „Woldemar! ſagte Henriette; Woldemar! was iſt Ihnen, was bewegt Sie ſo ſonderbar?“ Und doch war ſie ſelbſt bis zu Thränen gerührt. — Was mich bewegt, erwiederte Woldemar. Beſte! — es iſt nicht von heute, nicht von jetzt; es iſt, Gottlob! ſchon von lange: aber bey jedem neuen Vorfalle durchdringt es mich gewaltiger, und alles wieder, und alles auf einmal! — Liebe! — das: daß du da biſt — wirklich da — daß ich dich endlich habe — ein Weſen, deſſen Herz, wie das meinige, ſich von jedem Moment der Schöpfung ganz erfüllen läßt — das ſich nicht ſcheut allein zu thun, was unter tauſenden keins möchte und auch keins dürfte — das eine That, die in tauſend Fällen nicht ſchicklich, nicht ſchön und gut wäre, in dem Einzigen, wo ſie ſchön und gut iſt, ſchnell dafür erkennt und da muthig ſie ausübt; das immer ſeinen eigenſten Willen thut, und doch, mit hellem Blick gen Himmel, ſagen darf: „Vater, deinen Willen!“ — O Du Eine! Du Meine!

Zwey Jahre waren verſtrichen, und Woldemar war mit jedem Tage froher und heiterer geworden. Er fühlte ſich wie neugebohren. Alle Menſchen waren ihm lieber, und er war es allen Menſchen und ſich ſelbſt. Es konnte nicht ausbleiben, nachdem er einmal in ein menſchliches Weſen ein unumſchränktes Zutrauen geſetzt hatte, daß die ganze Gattung bey ihm gewinnen mußte. Wie viel mehr ſeine nähern Bekannten und Freunde. Jedermann pries die mit ihm vorgegangene Veränderung; daß er ſo merklich offener, mittheilender, duldſamer, gleichmüthiger und geſelliger geworden wäre; daß man jetzt ſo viel mehr als ſonſt von ihm hätte. Es war ihm eben durch und durch wohl; und der Zufriedene, wie leicht wird dem nicht jedes Opfer? — Er hat ſo viel zu miſſen!

Henriette verſäumte keine Gelegenheit, ihren Vater auf die mit Woldemar vorgegangene Veränderung aufmerkſam zu machen, und ſich ſelbſt mit der Hoffnung wohl zu thun, ihn nach und nach mit ihrem Freunde wieder zu verſöhnen. Hornich war ſo leicht nicht umzuſtimmen; aber die Gewohnheit, ſich von Henrietten einreden zu laſſen, und ihr alles mögliche nachzugeben, kam zu Hülfe. Sie brachte ihn wirklich dahin, daß er anfing, mit ihr zu glauben, Woldemar gefiele ihm beſſer: „Es gäbe ſich doch mit dem Manne; er ließe ſich bedeuten; ſchickte ſich allmählich: und warum ſollte man ihn denn nicht gerne ſehen?“ — In der That war ihm Woldemar jedesmal willkommen, wenn er Gäſte oder ſonſt Geſellſchaft hatte; weil niemand die Unterhaltung ſo zu beleben, und dem Vergnügen aufzuhelfen wußte. Er ließ ihm deswegen vieles hingehen, und hätte ſich noch mehr — zuletzt wohl ganz an ihn gewöhnt, wenn nur Woldemar die Lieblingsmeynungen des Alten etwas mehr hätte ſchonen, und ſeine eigenen Grundſätze minder eifrig wider jede Anfechtung behaupten wollen. Zu ſchweigen, ganz an ſich zu halten, koſtete ihn nichts; er diſputierte ungern. Kam es aber dazu, daß er ſich einlaſſen mußte, ſo verdarb er jedesmal in einer

Viertelſtunde mehr, als er in Monaten wieder gut machen konnte. Bey einem Anlaſſe, der hier ausführlich erzählt werden ſoll, weil er noch aus andern Urſachen für die Folge dieſer Geſchichte wichtig iſt, verging er ſich in ſeinem Eifer dergeſtalt wider Hornich, daß ihn dieſer ſeitdem nie wieder mit gutem Auge anſehen konnte.

Dorenburg hatte während ſeines Aufenthalts in England mit einem den Wiſſenſchaften ganz ergebenen vortrefflichen jungen Manne, Carl Sidney, viel Umgang gehabt. Sie hatten ſich zu Edinburgh getroffen, wo damals Sidney ſich faſt allein mit Philoſophie beſchäftigte. Nun ging er auf Reiſen, und erſchien unerwartet an einem Abend bey ſeinem Freunde Dorenburg.

In der Fülle ſeiner Freude ging dieſer früh am folgenden Morgen zu Woldemar. — Sie ſpeiſen heute Mittag bey mir, ſagte er zu ihm; ich habe ein Gerücht, wie ich Ihnen noch keins vorſetzen konnte: Sie ſollen einen Zögling Ihres Lieblingsphiloſophen, einen Jünger Ferguſons, kennen lernen. — Einen Jünger? erwiederte Woldemar. Genug wenn es nur ein Schüler, nicht bloß ein Zuhörer des großen Mannes iſt. Die bloßen Zuhörer großer Männer ſind mir höchſt zuwider. — Es iſt Carl Sidney, antwortete Dorenburg, von dem ich Ihnen mehrmals erzählte. — Dieſer? rief Woldemar aus: Köſtlich! Köſtlich! Ja wohl bin ich dabey!

Biderthal und Luiſe hatten ſich ſchon eingeſtellt, da Woldemar ankam, und Hornich ſtieg eben mit Henrietten aus dem Wagen. Dorenburg war auf einen Augenblick mit Sidney in ſein Cabinet gegangen, um ihm etwas zu zeigen. Sie traten herein. Woldemars und Sidneys Blicke begegneten ſich; verſtanden ſich; die Bekanntſchaft war gemacht, das Bündniß geſchloſſen; ihre erſten Worte waren ſchon vertraulich.

Woldemar erzählte, daß Fergusons erſtes Werk, ſein Verſuch über die Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft, Epoche in ſeinem Leben gemacht hätte: es hätte ihn zum Wiederleſen der Alten neu begeiſtert; ihn auf eine Höhe der Betrachtung geſtellt, und überhaupt ihn ſo erweckt, daß er dieſen Zeitpunkt noch immer wie den Uebergang in ein beſſeres Daſeyn betrachtete.

Es war ganz nach Woldemars Herzen, was Sidney auf dieſe Aeußerungen erwiederte. Ihre Unterredung wurde ein Strom, der ſich uferlos ergoß, hier einwühlte und dort, wiederkam, wirbelte, dann reißend weiter ging.

Sidney erwähnte ſeines andern Lehrers, Thomas Reid, und ſtellte ihn, ohne ihn mit Ferguſon, der unter eine andre Categorie gehöre, vergleichen zu wollen, ſo hoch, daß es Woldemar befremdete. — Ich bin gewiß, ſagte Sidney, ſie erinnern ſich einſt mit Beyfall meines Urtheils, wenn das lange und tief erwogene letzte Wort dieſes trefflichen Denkers über menſchlichen Verſtand und Willen, ein Meiſterwerk, das er vielleicht noch einige Jahre, um es der Vollkommenheit näher zu bringen, zurückhält, an ſie gelangen wird.

Von Reid kamen ſie unmittelbar auf den Zuſtand der Philoſophie überhaupt in England. Woldemar warf den Engländern vor, ſie ſtünden in dieſer Abſicht weit hinter den Deutſchen, und dürften ſich nicht einmal mit den Franzoſen meſſen.

Das möchte ſeyn, erwiederte Sidney, mit etwas ſtolzer Miene; doch fehlte es den Engländern, bey dieſem Mangel, nicht an Sinn, und nicht an Tiefſinn. — Es iſt wahr, fuhr er fort; der geſunde Menſchenverſtand iſt bey uns etwas ſehr zuverſichtlich. Manche Behauptungen, die bey unſern Nachbarn großes Aufſehn erregen, werden auf den erſten Anblick bey uns verworfen: ſie finden keinen Eingang; kaum wird davon geredet. Dieſe Gleichgültigkeit zu rechtfertigen, überlaſſen wir unſern Philoſophen von Profeſſion, unſern Fergusons, unſern Reids. Zum Beyſpiel, das berühmte Buch des Helvetius; die Philoſophie, die es enthält, bemeiſterte ſich in Frankreich aller Köpfe: ſie beſteht noch, und iſt in dieſem Lande die claſſiſche geworden. Auch in Deutſchland ſoll ſie viel Glück gemacht haben. Bey uns fand ſie wenig Liebhaber; wohl aber den nachdrücklichſten Gegner an Ferguſon, der ſie doch nur im Vorbeygehen angriff, und wie ein Mann, der auf den Gradſinn ſeiner Leſer rechnen darf. Aufmerkſamer waren wir auf Rouſſeau. Seine großen Geiſtesgaben, ſeine gefühlvolle Beredſamkeit zogen uns an; aber das Spiel, das er zu oft damit trieb, ſeine unlautere Originalität, entzogen ihm unſere Achtung. Jetzt haben wir in Perſon den vielgeleſenen berühmten Linguet bey uns. Er lebt verachtet. Wir wiſſen, daß er ſeine Paradoxen mit viel Witz und Beredſamkeit vorzutragen, ihnen einen guten Anſtrich auch von Verſtand zu geben weiß; aber deſto lieber beſtellten wir ihm einen Platz in Bedlam: dieſe Gattung widerſteht uns; wir lachen darüber und haſſen ſie. So iſt es wahr, daß wir weniger zur Speculation, zum nur hin und her grübeln, als andre Nationen, geneigt ſind. Anſtatt die Haare zu ſpalten und noch einmal zu ſpalten, binden wir ſie lieber zuſammen, damit ſie unverworren beſſer wachſen, und anſtändiger das Haupt bedecken.

Woldemar lächelte, und behielt es ſich vor, ein andermal zu antworten. Nur dieſe einzige Anmerkung müſſe er ſich auf der Stelle erlauben: daß jenes Meiſterwerk Fergusons, worin die Sophiſtereyen, ſo wohl des Helvetius als Rouſſeau, ſo kräftig niedergeſchlagen, und die erhabenſten Grundſätze aufgeſtellt wären, doch bey weitem nicht den Beyfall in England gefunden, und dem Manne ſelbſt den Ruhm und die Achtung verſchafft hätte, womit andere Werke und Meiſter wären belohnt worden, nach deren Zwekken zu urtheilen, man ſich des Argwohns nicht erwehren könnte, daß die edeln Britten ſich mit dem Herzen doch mehr nach Helvetius als nach Fergusons Seite neigten, und es wenigſtens vor der Hand als dringender anſähen, ſich um Reichthümer, Macht und äußerliche Vortheile, als um jene Geiſteserhabenheit zu bekümmern, welche die geringeren Sorgen abweiſe und unterdrücke.

Wie eben Woldemar gelächelt hatte, ſo lächelte nun Sidney.

Damit ſie dennoch ſehen, fuhr Woldemar fort, wie gern ich gerecht bin, ſo will ich dem philoſophiſchen Geſchmack Ihrer Nation darin den Preis vor allen andern zuerkennen, daß ſich nie bey ihr die Meynung hat in Anſehn ſetzen können: Tugend habe an ſich keinen Werth, ſondern verdiene nur, als Mittel zu einer von ihr ſelbſt verſchiedenen Glückſeligkeit, Achtung und Cultur.

Selbſt der Skeptiker Hume iſt über dieſen Punkt entſcheidend, und behauptet mit Nachdruck die Unabhängigkeit des ſittlichen Gefühls. Hiezu wird nun freylich weniger ſpeculatives Talent, als nur kräftiger geſunder Sinn erfordert. Merkwürdig iſt eine ganz entgegengeſetzte Erſcheinung bey Ihren Nachbaren, den Franzoſen. So bald ihre Philoſophie eigentliche bloße Philoſophie wurde, und aufhörte zugleich den Volksglauben unterſtützen zu wollen, wurde ſie materialiſtiſch, und verwarf immer mehr alles, was ſich aus mechaniſchen Geſetzen nicht erklären, dem Verſtande, wie ſie ſagten, nicht deutlich machen ließe. Wir Deutſchen .....

Biderthal ſtörte dieſe Unterredung, indem er Sidney aufrief, einen eben zwiſchen Caroline und Henriette entſtandenen Streit über Engliſche Tracht zu ſchlichten. Seine Abſicht war, das Geſpräch auf irgend einen andern, ſeinem Schwiegervater weniger verhaßten Gegenſtand, als jene, wie es dieſer nannte, windige und grillenfängeriſche Tugendlehre zu leiten, die aus nichts käme, und zu nichts führte. Dieſe poetiſche Heilsordnung, pflegte er zu ſagen, wäre Woldemars ganze Religion, und die wahre Urſache, warum er mit einem unerträglichen geiſtlichen Hochmuth über alles, was andern Menſchen gut dünkte und gefiele, ſo eigen die Naſe rümpfte.

Biderthals Abſicht wurde nicht erreicht. Von der Mode kam man auf die Lebensart zu ſprechen, von der Lebensart auf die Sitten, von den Sitten auf ihre Urſprünge und Veränderungen. Es entſtand eine Reihe intereſſanter Fragen: über den Einfluß der Sitten auf die Meynungen, der Meynungen auf die Sitten; über beyder Verhältniß zu Tugend und Glückſeligkeit. Man ſuchte zu entſcheiden, worinn der ärgſte Verfall der Sitten beſtände. Man ſtritt über die Möglichkeit, einem ganz verdorbenen Volke wieder aufzuhelfen; über die Wahl und Zuläſſigkeit dazu dienlicher Mittel; über die Unvermeidlichkeit gewaltſamer Erſchütterungen; über Heldengeiſt und Heldentugend.

Noch zwey Gäſte waren unterdeſſen hereingetreten, Freunde der Familie, und von Woldemar ſehr wohl gelitten. Sidney zog ſich darauf mit Woldemar etwas zurück. Der Engländer hatte eine Stelle des Ariſtoteles angeführt, wo geſagt iſt: „die Heldentugend ſey etwas größeres „und erhabeneres, als die gewöhnliche moraliſche „Tugend; ſo wie die Wildheit etwas ſchlimmeres, „als das Laſter. Die moraliſche Tugend unter„ſcheide den Menſchen von den Thieren; aber auch „von den Göttern: die Heldentugend mache ihn „den Göttern ähnlich.“ — Dieſe Gegenſätze, meynte Sidney, gäben viel zu denken.

Beyſtimmend fügte Woldemar hinzu: Kein Philoſoph hätte ſo tief wie Ariſtoteles eingeſehen, daß ſich menſchliche Vortrefflichkeit oder Tugend nur aus ihrem Triebe herleiten, überhaupt auf keine andre Weiſe erkennen ließe, als wie wir unſer Daſeyn erkennen. Wo kein Trieb zur Tugend wäre, oder wo er unentwickelt bliebe, da fänden keine ſittliche Handlungen ſtatt, weder gute noch böſe; da wäre lauter Thierheit. Dieß wäre der Zuſtand, den Ariſtoteles eine unnatürliche Wildheit und ſchlimmer als Laſter nenne. Das Gegentheil dieſer Brutalität beſtände in einem höheren Verlangen, welches alle thieriſche

Begierden ſich unterwärfe, und in ſeiner Vollkommenheit den Menſchen zu der Freiheit der Götter emporhöbe.

Sie erinnern mich, erwiederte Sidney, an eine ſehr auffallende Vergleichung Ferguſons zwiſchen Natur- und Sitten-Lehre. Er bemerkt: daß wie kein Volk je ſo dumm geweſen ſey, nicht die erſten einfachen Geſetze der Bewegung, der Schwere und Elaſticität, zu finden; keins ſo kunſtlos, um nicht von dieſen Geſetzen eine mannichfaltige Anwendung zum täglichen Gebrauch zu machen: ſo habe ſich auch keines gefunden, welches nicht den Unterſchied zwiſchen Rechtthun und Nichtrechtthun wahrgenommen, und dieſe Wahrnehmung in den entſcheidendſten Ausdrücken von Achtung und Verachtung, von Lob und Tadel, zur Anwendung gebracht habe. Aus jenen erſten Beobachtungen ſey eine wiſſenſchaftliche Naturlehre; aus dieſen eine wiſſenſchaftliche Moral erwachſen. Jene beſtimme die Geſetze der Bewegung mathematiſch; dieſe die Geſetze der Achtung philoſophiſch. Beyde aber ſeyen darin weſentlich unterſchieden, daß, was nach phyſiſch-mathematiſchen Geſetzen ausgemacht erfolgen müſſe, allemal auch wirklich erfolge; hingegen das, was nach philoſophiſch-ſittlichen Geſetzen nothwendig erfolgen ſolle, nicht allemal erfolge: denn jene bezögen ſich auf ein für allemal beſtimmte Kräfte; dieſe auf eine Kraft, deren Weſen Selbſtbeſtimmung wäre, und, in ſittlicher Betrachtung, lauter Dinge der Wahl zum Gegenſtande hätte.

Vortrefflich! antwortete Woldemar. Die Wiſſenſchaft des Guten iſt, wie die Wiſſenſchaft des Schönen, der Bedingung des Geſchmacks unterworfen, ohne den ſie gar nicht angefangen, und über den ſie nicht hinausgeführt werden kann. Der Geſchmack am Guten wird, wie der Geſchmack am Schönen, durch vortreffliche Muſter ausgebildet; und die hohen Originale ſind immer Werke des Genies. Durch das Genie giebt die Natur der Kunſt die Regel; ſo wohl der Kunſt des Guten, als des Schönen. Beyde ſind freye Künſte, und ſchmiegen ſich nicht unter Zunftgeſetze; laſſen ſich durchaus nicht zum Handwerke erniedrigen und in den Dienſt des Gewerbes bringen. Darum finde ich den Ariſtoteles im höchſten Grade erhaben, wenn er ſagt: „Gute, gerechte und große Handlungen ſind diejenigen, welche ſo beſchaffen ſind, wie der gute, gerechte und große Menſch ſie hervorbringt. Was gut iſt, muß es durch des Dinges eigene Kraft ſeyn. Eine nützliche Handlung macht den, der ſie verrichtet, nicht gut; ſondern im Gegentheil, eine nützliche Handlung wird durch die Güte deſſen, der ſie ausübt, zu einer guten: das aber iſt Tugend, was den Menſchen, der es hat, und alles, was er thut, gut macht." — Sie iſt der eigenthümliche beſondere Inſtinkt des Menſchen, und wirkt, wie jeder Inſtinkt, vor der Erfahrung, und, will man es ſo nennen, blind. Das Thier ſtrebt nach Speiſe, eh es weiß, daß ſie ſättiget, und daß die Stillung des Hungers mit einer Luſt, dem Zeichen des erreichten Zwecks, verknüpft iſt; der Menſch fühlt ſich zu Handlungen des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und Großmuth angetrieben, ohne irgend eine andere Abſicht, als die Befriedigung dieſes Triebes. Und ſo entſchieden iſt dieſer Trieb Grundtrieb der menſchlichen Natur, daß der Menſch nicht allein in der Befriedigung deſſelben ſeinen höchſten Genuß, ſondern auch ſo entſchieden die Beſtimmung ſeines Daſeyns fühlt, daß er denjenigen nicht werth hält ein Menſch zu heißen, der ſein Leben mehr liebt, als dieſe Luſt. Sogar in den edleren Thieren erſcheint etwas dieſem analoges. Freudig verläßt der Hund den Tiſch ſeines Herrn ungeſättigt, um ihm auf die Jagd zu folgen; das Pferd bäumt ſich beym Schall der Trompete, reißt ſich los von der Krippe, und wiehert der Schlacht entgegen. Was nur lebt, und Arbeit und Gefahren liebgewinnen kann, verachtet müßigen Genuß.

Mit ſchnellen Schritten gingen beyde Männer den Saal auf und nieder, und vergaßen immer mehr, daß ſie ihn nicht allein einnahmen. Hornich ſaß zwiſchen Caroline und Luiſe, lauſchte, und runzelte oft die Stirne. Dorenburg war verlegen, und wünſchte mit Biderthal ſehnlich, daß man zu Tiſche gehen möchte. Aber es konnte noch nicht aufgetragen werden; auch fehlte noch ein Gaſt, der Probſt Alkam, den wir als Hornichs treuen Gefährten ſchon kennen.

Sidney antwortete Woldemarn: es wäre ſonderbar, wie alle Menſchen darin übereinſtimmten, daß Glückſeligkeit um ihrer ſelbſt willen geliebt und geſucht werde; die wenigſten aber ſich vorſtellen könnten, daß es ſich mit der Tugend eben ſo verhalte. Dennoch wollte niemand dafür angeſehen ſeyn, daß er nur aus Furcht und Klugheit kein Betrüger, Dieb und Mörder ſey; daß er ungern des Laſters ſich enthalte. Niemand dafür, daß er überall von keinem Guten, von keiner freywilligen Tugend wiſſe; ſondern nur von Lohn und Strafe. Jeder fühle unwiderſtehlich, daß er an und für ſich ſelbſt etwas werth ſeyn müſſe, wenn die Erde ſich nicht weigern ſolle, ihn zu tragen; und daß etwas dieſen Werth beſtimme, was nur mit ſich ſelbſt verglichen werden könne, und, ſo unverglichen, dennoch als das Höchſte, über alles Wünſchenswürdige, erkannt ſeyn wolle. — Wie geſagt, dieſes Gefühl ſey unwiderſtehlich; aber es habe an dem philoſophirenden Verſtande darum einen Widerſacher, weil dieſer höchſt ungern eine Ueberzeugung, die er nicht verſchaffe, gelten laſſe. Dieß ſey bey allem Unvergleichbaren, bey allem unmittelbar Gewiſſen, welches ſich, ohne Beweiſe, allein durch ſein Daſeyn wahr mache, der Fall. Der philoſophirende Verſtand ſey auf dieſe Autorität, dieſes durch Unabhängigkeit über ihn erhabene Wiſſen und Entſcheiden ſo eiferſüchtig, daß er an keinem Orte es unangefochten laſſe, es bis in unſer innerſtes Bewußtſeyn verfolge, wo er uns das Gefühl unſerer Identität und Perſonalität verdächtig zu machen ſuche. Wie ſollte er denn willig einen nicht durch ihn gewordenen Geiſt der Tugend anerkennen; willig es ihm gelten laſſen, daß er ſey, ohne andres als ſein eignes Zeugniß? — Sich ſtandhaft an dieſen reinen Geiſt zu halten, ſeinem einfachen unſichtbaren Weſen nie zu mißtrauen, erfordere ungemeine Kraft. Sie hätte Männern hie und da verſagt, die ſonſt an Tugend groß geweſen wären. Timoleon, der Göttlichliebende, nachdem er ſeinen Bruder Timophanes, der ein blutdürſtiger, unerbittlicher Tyrann geworden, mit unſäglichem Schmerz, den der erhabenſte Muth überwand, dem Vaterlande aufgeopfert, wäre bald in die tiefſte Schwermuth verſunken, und hätte durch Entziehung der Speiſe ſich ſelbſt das Leben nehmen wollen, weil ihn die Läſterungen vieler ſeiner Mitbürger, und der Zorn ſeiner Mutter in ſeinem Gewiſſen irre gemacht und mit ſich ſelbſt entzweyt hätten. Man ſehe hieraus, bemerke ganz vortrefflich Plutarch, wie zu großen und ſchönen Handlungen eine über alles Lob und allen Tadel erhabene innere Zuverſicht und Feſtigkeit gehöre. Ohne dieſe Faſſung könne nachherige Reue die beſten Handlungen verunreinigen, und ihre Quelle im Gemüthe ſelbſt verderben.

Alkam war hereingetreten, gerade da das Beyſpiel von Timoleon angeführt wurde. Hornich winkte ſeinem Freunde, auf das was geredet würde zu merken. Eine Frage von Luiſe veranlaßte eine ausführliche Erzählung der Handlung Timoleons und ſeiner langen Schwermuth. Biderthal gab hierauf zu bedenken: ob Plutarchs unbedingter Tadel dieſer Schwermuth oder Reue nicht ſelbſt Tadel verdiene. Epaminondas würde ſich ihn nicht erlaubt haben. Dieſer hätte ſich ſtandhaft geweigert, an der Verſchwörung ſeiner verbannten Mitbürger wider Thebens Tyrannen Theil zu nehmen, weil er es für unerlaubt gehalten hätte, ohne vorhergegangenen Richterſpruch, eigenmächtig ihr Blut zu vergießen. Eben dieſer Epaminondas, gewiß nicht minder Seelengroß und Göttlichliebend als Timoleon, hätte ein andermal für beſſer gehalten, ſein Vaterland durch einen unwiſſenden Befehlshaber in die größte Gefahr gerathen zu laſſen, als, außer dem Wege der Geſetze, der Bosheit derer, die, im Wege der Geſetze, dieſen elenden Menſchen an die Spitze des Kriegsheers gebracht hatten, worin Epaminondas ſelbſt nur als gemeiner Bürger diente, den geringſten Widerſtand zu thun. Dieſe Denkungsart gefiele ihm, ſie fände überall ſicheren gewieſenen Weg: Sein Mann wäre dieſer Epaminondas.

Auch der meinige! erwiederte lebhaft Woldemar. Die Geſchichte hat der Tugend kein größeres Muſter, als Epaminondas, aufgeſtellt. Der von ihm ſelbſt angegebene Grund, warum er nicht mit dem Degen in der Fauſt Thebens Tyrannen nächtlich überfallen wollte, war dieſer: „das Blut„vergießen, ſagte er, wird ſich nicht in den ihm „vorgeſchriebenen Schranken halten. Einem Phe-

„recydes, einem Pelopidas traue ich es zu, daß „ſie nur diejenigen vertilgen werden, welche Urheber der Tyranney und verworfene Menſchen „ſind; aber ein Eumolpidas und ein Samiadas, heftig erzürnte und gewaltſame Leute, werden die Dunkelheit der Nacht mißbrauchen, und „nicht eher die Waffen niederlegen, und das „Schwerdt in die Scheide ſtecken, bis ſie die „ganze Stadt mit Mord erfüllt, und viele der „Vornehmſten und Beſten aus dem Wege geräumt „haben.“ Der große Mann ſann auf andere Mittel zu demſelben Zweck, die zuverläſſiger und edler wären. — Was den angeführten andern Zug betrifft, ſo war damals die Gefahr nicht ſo groß für das Vaterland ſelbſt, als nur für das Heer, mit welchem ſie Epaminondas theilte, und das er am Ende noch zu retten hoffen durfte, wie es ihm denn auch gelang. Anders entſchloß er ſich bey Leuktra, wo er, wider die Geſetze und den ausdrücklichen Befehl ſeiner Stadt, die Oberbefehlshaberſtelle mit Pelopidas behielt, und nach den Geſetzen ſich der Todesſtrafe ſchuldig machte; die ihm auch vielleicht zu Theil geworden wäre, wenn nicht der erhabene Mann, vor ſeinen Richtern ſtehend, dieſe, indem er ihnen Recht gab, gezwungen hätte, über ſich ſelbſt zu lachen. Wahrlich er iſt mein Mann, dieſer Epaminondas; überall und über alles!

Nun trat endlich Hornich auf.

Sie haben Biderthalen trefflich und ganz nach meinem Wunſche geantwortet, ſagte er zu Woldemar: wir ſehen jetzt deutlich, an zwey auffallenden Beyſpielen, einem geprieſenen und einem getadelten, wie, nach ihrer Tugendlehre, Zeit und Umſtände die Moral verändern, und der vortreffliche Mann keine unveränderliche Grundſätze haben darf. Er ſchreibt ſich ſeine Pflichten nach eigenem Gutfinden ſelbſt vor; heute dieſe, morgen eine entgegengeſetzte: wenn er ſich nur immer ſelbſt gefällt, ſo hat er gethan was er ſoll.

Allerdings, antwortete Woldemar, verändert der vortreffliche Mann — nicht eben ſeine Grundſätze, ſondern wohl nur ſein Verhalten nach dieſen Grundſätzen, wie es Zeit und Umſtände von ihm fordern; allerdings ſchreibt er ſeine Pflichten, nach eigenem Gutfinden, ſich ſelbſt vor, und muß oft, indem er immer nur daſſelbe will, im äußerlichen von ſich ſelbſt verſchieden ſcheinen; allerdings hat er alles gethan, was er ſoll, wenn er nur beſtändig, einig mit ſich ſelbſt, ſich ſelbſt gefallen kann. Handlungen, die nicht aus dem Gefühl der Pflicht unmittelbar und freywillig hervorgehen, die nicht auf dies Gefühl allein ſich gründen, ſind keine wahrhaft pflichtmäßige, keine wahrhaft gute und tugendhafte Handlungen. Alle Menſchen kennen dieſes Gefühl unter dem Namen des Gewiſſens, welches die einzige Quelle der Moral, der Urſprung aller Rechte, und der ſo unendlich verſchiedenen geſetzlichen und ſittlichen Formen und Einrichtungen iſt, die bey der Menge das Gewiſſen vertreten ſollen und nicht können. Selbſt im Aeußerlichen vertreten ſie es nur auf eine höchſt kümmerliche unvollkommene Weiſe, und bedürfen einer beſtändigen Nachhülfe, wenn ſie nicht, da ſie nur ein nothwendiges Uebel, ja nur auf das Böſe berechnet ſind, ſchnell die Natur des Böſen an ſich nehmen ſollen. Wie könnte ihnen alſo das Gewiſſen unterworfen ſeyn, wie von ihnen ſeine Rich=

tung nehmen, wie nicht ſich über ſie erheben dürfen? Dienliche Angewöhnungen durch Futter und Peitſche ſind für das Thier; Freyheit, eigenes Urtheil, Selbſtbeſtimmung iſt der Charakter des Menſchen; und es iſt ihm beſſer, ſogar dem Tieger und Löwen in der Wildniß, als dem Maſt- und Laſt-Vieh im Stalle zu gleichen.

Alkam wollte eben das Wort nehmen, um Woldemar zu antworten, als Caroline herzutrat, um Sidneys Arm zu begehren, und mit der Geſellſchaft in den anſtoßenden Saal zur Tafel zu gehen. Sie war darauf bedacht, Woldemar ſo weit wie möglich von Sidney zu entfernen, damit, wie ſie zuletzt ausdrücklich ſich erklärte, beyde nicht die übrige Geſellſchaft, auch bey Tiſche, und, zu Tiſche, ihre nächſte Pflicht und den Zweck ihres Daſeyns, zum größten Aergerniß der Wirthinn, vergäßen.

Eine gute Vorſicht! die aber, wie es vor Tiſche Biderthalen begegnet war, nur ein größeres Uebel nach ſich zog. Die ganze Mahlzeit wurde philoſophiſch. Nicht durch Woldemars und Sidneys Schuld. Dieſer hielt an ſich; und jener, wie es zu geſchehen pflegt, wenn man im Streit zu lebhaft geworden iſt, hatte keine Luſt ihn zu erneuern. Anders war Hornich geſtimmt. Voll innerlichen Grimms über Woldemar, der noch keinmal mit dieſer Kühnheit den ihm ſo theuren Buchſtaben in Geſetzen, Sitten und Gebräuchen angegriffen, und das, was ihm das Heiligſte, ja was allein ihm heilig war, ſo ſchnöde unter die Füße getreten hatte, ſuchte er durch beißende Sticheleyen, womit er ſich hauptſächlich an den ihm gegenüberſitzenden Probſt wendete, ſich Luſt zu machen, und ſeinen Widerſacher in Harniſch zu bringen. Sein Freund bot ihm zu dieſer Abſicht gern die Hand. Er hoffte, wenn er Woldemarn die Galle nur einmal erregt hätte, ſie auch bald zum Ueberlaufen zu bringen. Dann wollte er von einer Uebertreibung ihn zur andern führen, durch verfängliche Fragen ihn verwirren, und von ſeiner Verlegenheit Gebrauch machen, um über ihn zu triumphiren. Wirklich ein ſehr kluger Entwurf, wenn man eine Eingebung ſo nennen darf, welche froſtige Seelen jedesmal im Kampfe mit begeiſterten Freunden der Wahrheit empfangen.

Lange bemühten Alkam und Hornich ſich vergebens; aber ſie ließen nicht ab, und erreichten endlich ihren Zweck, Woldemarn zu erzürnen, durch jene unverſchämte von Homer der Fliege zugeſchriebene Tapferkeit.

Die Frage von der Tugend, ihrem Herkommen, und was ſie gewähre und verlange, war erneuert, und durch tückiſche Erörterungen, noch mehr durch vorgebliche Erläuterungen aus Beyſpielen und Lehren des Alterthums, ganz verſchoben und entſtellt worden. Der Probſt zeigte viel Gelehrſamkeit, und ſagte zuletzt: man laufe noch immer Gefahr einen widrigen Eindruck zu machen, wenn man ſich zu der von vielen gründlichen Männern ſtreng erwieſenen Wahrheit: daß die ſo hoch geprieſenen Tugenden der Alten nur glänzende Laſter geweſen — geradezu bekenne: und doch führe eine beſſere Philoſophie, die zum Glück in unſern Tagen die Oberhand gewinne, zu derſelben Ueberzeugung. Man fange an allgemein einzuſehen, daß es eine ſchlechte Vorbereitung ſey zu einem thätigen Leben nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit, wenn man die jungen Köpfe mit übertriebenen, verworrenen und phantaſtiſchen Ideen vom Guten und

Schönen, die ſie aus den Alten ſchöpften, ſich anfüllen laſſe; anſtatt ihnen gleich Anfangs von Tugend und Religion nur lauter deutliche Begriffe beyzubringen, die entblößt und unabhängig von Gefühl und Phantaſie, überall Stich hielten, überall dieſelbe Kraft bewieſen, und die unzuverläſſige Beyhülfe des Herzens, als des Menſchen unwürdig, der ſich durch Vernunft allein beſtimmen ſolle und bewegen könne, verachten lehrte. — Es folgte ein beredtes Lob der täglich zunehmenden Weisheit des Jahrhunderts; der unendlichen Vorzüge der Neueren vor der Alten; nicht allein in Abſicht der Erkenntniſſe, ſondern auch der Anwendung alles Wahren und Guten zu einem zweckmäßigen Gebrauch. Wiederholte Aufforderungen an Woldemar, ſo oder anders zu zeugen, einzuſtimmen oder zu widerſprechen, und dazu die begleitenden Accente und Partikeln des alten Hornich, brachten zuletzt ihn aus der Faſſung.

Man hatte eben zum zweyten male aufgetragen. Unter den Gerichten zeichnete ſich ein prächtiger Calecutſcher Hahn beſonders aus, und zog auffallend Alkams Blicke auf ſich, der darum doch nicht in ſeiner Rede ſtockte, ſondern nur ein Lächeln einmiſchte, welches, mit einem Blicke nach Caroline, dieſer ſeine Bewunderung und ſeinen Beyfall überbrachte.

Herr Probſt, ſagte nun Woldemar: Ich weiß keinen Vogel, der weniger flöge, und mit ſeinen Flügeln mehr Geräuſch machte auf der Erde, mehr prunkte mit allen ſeinen Federn, als dieſer Vogel, den Sie eben bewundern. Es iſt ein gravitätiſches Thier, voll Selbſtgefühl; und es weiß ſich ein Anſehn zu geben, auch mit ſeiner Stimme. Dennoch mag ich dieſen Vogel nicht. Mir iſt die Nachtigall lieber — freylich nicht zum pflükken und braten; lieber die Schwalbe, lieber ſogar der ſchädliche Spatz. Wenn ich unverſtändlich bin, ſo iſt hier auf Ihre Aufforderungen und Fragen eine andre Antwort ohne Gleichniß.

Ich habe die Meynung, daß der Menſch nicht durch die Geſchicklichkeit, ſich mannigfaltigen Genuß zu verſchaffen, ſondern durch die Fertigkeit im Entſagen, durch Tapferkeit, Selbſtſtändigkeit und Großmuth, achtungswürdig wird. Mir alſo iſt der ein verächtlicher Menſch, und das ein verächtliches Volk und Jahrhundert, das nur um Gutes zu empfangen, Gutes thun will, das nur Genuß ſucht, und an keine Tugend — das allein an Wucher glaubt. Ich ſehe vor mir ein ſcheusliches todtes Meer, und keinen Geiſt, der es bewegen, erwärmen, neu beleben könnte: darum wünſche ich eine Fluth, irgend Eine, ſey es von Barbaren, die den häßlichen Pfuhl wegſchwemme, ſtürmend ſeine Stelle ausfege, und uns nur rohes friſches Erdreich einmal wiedergebe.

Hornich vergaß vor Schrecken über den Schluß dieſer Rede, daß ihn der Eifer, worin Woldemar gerathen war, erfreuen ſollte. Die Haare ſtiegen ihm zu Berge. — Alkam genoß! Er glaubte ſeinen Fang zu halten, wollte ihn umſpinnen.

Er fragte Woldemar: Zu welchen Früchten er das neue Erdreich, wenn er es nun hätte, urbar machen wollte; wünſchte genauer zu erfahren: was ſein Gegner für die wahre, erſte und letzte, Abſicht der bürgerlichen Geſellſchaft; oder, kürzer und beſſer: was er überhaupt für die Be-Beſtimmung des Menſchen und ſeinen größten Ruhm auf dieſer Erde hielt?

Hierüber, antwortete Woldemar, der ſich wieder gefaßt hatte, bin ich mit Euer Hochwürden gewiß vollkommen einerley Meynung. Ich glaube mit Ihnen und jedem ächten Theologen, daß der Zweck des Menſchen, Gottes Ehre iſt. Zur Ehre Gottes und nach ſeinem Bilde iſt der Menſch erſchaffen; zur Ehre Gottes und nach ſeinem Bilde ſoll er leben: das iſt ſeine Beſtimmung, ſein höchſter Ruhm; das ſoll überall ſein Erſtes und ſein Letztes ſeyn.

Wohl, erwiederte mit andächtiger Gebärde der Probſt; ſehr wohl! wir ſollten alles, was wir thun, zu Gottes Ehre thun; das heißt, überall ſeiner Güte eingedenk ſeyn, und ſie nachahmen; denn durch lauter Wohlthun beweiſt ſich Gott als den Regierer der Welt.

Dieſer Meynung bin ich nicht, ſagte Woldemar; ich ſehe Wehthun und Wohlthun hier auf eine Weiſe wechſeln und walten, die mich nicht weniger, als ehemals den Prediger Salomo, verlegen macht. Aber in meinem Gewiſſen werde ich einen Regierer der Welt nach höheren Geſetzen, einen heiligen verborgenen Gott; und zu dieſem hohen Unſichtbaren und zu ſeinem Geſetz, im Innerſten meines Weſens eine Liebe gewahr, die ſich ſelbſt genügt, alles andere Intereſſe unter ſich bringt, und eine Zuverſicht zu ihrem Gegenſtande mit ſich führt, die über alle Zweifel ſich erhebt.

Sir! rief Sidney, Sie werden feyerlich; Sie reden wie ein Biſchof: vollkommen wie der ehrwürdige Biſchof von Durham, Joſeph Butler! Ihre Hochwürden hier, haben wahrſcheinlich das Buch des großen Mannes geleſen; wenigſtens erinnere ich mich in der Vorrede zu einer der engliſchen Ausgaben gefunden zu haben, daß eine gute deutſche Ueberſetzung davon ſchon im Jahre ſechsundfunfzig vorhanden war.

Alkam erwiederte trocken, daß er das Buch nicht kenne.

Es verdient, daß Sie es kennen lernen, ſagte lebhaft Sidney! — Auch Woldemar müſſe es leſen; denn Butler ſey ein Vorläufer Fergusons, und noch viel mehr als das, in allem dem geweſen, was Woldemarn dieſen ſo werth machte.

Butler, fuhr er fort, war der erſte unter den neuern Moraliſten, der das Vermögen des

Menſchen, eigne und fremde Handlungen, innerlich und in ſich ſelbſt betrachtet, ohne Rückſicht auf ihre äußerlichen Wirkungen, auf ihre wohlthätigen oder verderblichen Folgen, zu billigen oder zu mißbilligen, wieder ganz ins Licht geſtellt, und den Beweis erneuert hat, daß in dieſem Vermögen der wahre Charakter der Menſchheit beſteht. Er erinnerte: wie ſelbſt Hobbes bemerkt hätte, daß es dem Menſchen, und ihm allein, eigen ſey, zwiſchen Unrecht und bloßer Beſchädigung zu unterſcheiden, und jenes ganz anders wie dieſes zu empfinden; ganz anders eine verſchuldete Strafe, als eine unverdiente Kränkung. Doch wären noch viele geneigt, aus dem bloßen Wohlgefallen oder Widerwillen, welche die Vorſtellung deſſen in uns erregt, was zur eigenen oder fremden Glückſeligkeit dient, eigenes oder fremdes Elend bewirkt, die moraliſche Billigung oder Mißbilligung herzuleiten. Sie erwögen nicht, wollten nicht erwägen, wie moraliſche Billigung und Mißbilligung ſich nie auf vorhandenen und nicht vorhandenen Genuß, ſondern immer und einzig nur auf menſchliches Betragen; nie auf dieſen oder jenen Zuſtand, ſondern allemal nur auf das thätige Verhalten in jedem Zuſtande ſich bezögen.

Schärfer den Probſt ins Auge faſſend, und ganz zu ihm hingewendet, ſetzte Sidney hinzu:

Euer Hochwürden werden eine große Zufriedenheit empfinden, wenn Sie zumal den Gebrauch ſehen, den der Biſchof von dieſen Wahrheiten macht, um den Geiſt des Menſchen zu würdigen Begriffen von Gott und ſeiner Regierung zu erheben. Er bereitet ſich den Weg dazu, indem er den Verſuch gewiſſer Männer beleuchtet: die Pflichten, nicht aus einer unmittelbaren Vorſchrift des Gewiſſens, ſondern nur mittelbar, aus unſerem Verlangen nach Glückſeligkeit herzuleiten — „Wenn „uns," ſagt er, „nur unſere Glückſeligkeit obliegt, „und der Menſch ſich ſelbſt und Gott dadurch al„lein gefällt, daß er für ſein Wohlergehen recht „zu ſorgen, und ſich mit ſeinem Mitmenſchen über „dieſe gemeine Angelegenheit gehörig zu verſtehen „weiß; ſo giebt es keine eigentliche Moral mehr; „weder eine philoſophiſche, noch theologiſche. Je„der Menſch darf alsdann, um ſich ſelbſt ein grö-

„ßeres Gut zu verſchaffen, dem Mitmenſchen ein „geringeres Uebel, mit dem beſten Gewiſſen, zuzufügen. Treuloſigkeit, Raub und Betrug, Völlerey und Unzucht werden nur darum Laſter ſeyn „und heißen, weil ſie uns ſelbſt oder andern ſchaden. Um den Zuſtand der Menſchen zu verbeſſern, dem Wohl ein bedeutendes Uebergewicht „über das Weh zu verſchaffen, werden Verräthe„rey, Meyneid, Meuchelmord, das ſchrecklichſte „Blutvergießen, alle Gräuel — nicht allein erlaubt, ſondern Pflicht und Tugend ſeyn. Dahin führt offenbar die Meynung, daß das Wohl „des einzelnen Menſchen, und das Beſte der Geſellſchaft, einziges Princip der Sittlichkeit; ſo „wie uneingeſchränkte Güte — der Charakter, das „eigentliche Weſen Gottes, und die Wurzel „ſeiner Gerechtigkeit, Wahrheit und Weisheit ſey. „Die angezeigten Folgen dieſer Lehre müſſen jedes „Menſchen Herz empören. Weg! ruft das Gewiſſen laut; weg, weg mit eurer Weisheit! — „Und dieſes Rufen iſt Stimme der Gottheit; es „iſt Offenbarung ihres Charakters in der menſchlichen Seele. — In der ganzen uns ſichtbaren

„Schöpfung iſt es auffallend genug, daß ihr Zweck
„in Anſehung des Menſchen nicht bloßes Wohlſeyn;
„ſondern die Erhebung ſeines Geiſtes zu
„göttlichen Gedanken iſt. Dahin weiſet
„alles; daher wird allem eine höhere Deutung.
„— Gottes Abſichten in ihrem unendlichen Umfange,
„der Plan und die Geſetze ſeiner großen
„Regierung, ſind uns, wie ſein Weſen, tief verborgen.
„Aber er läßt uns, was wir brauchen,
„davon ahnden. Wo wir hinſchauen, erblicken
„wir einen bildenden Geiſt, der ſich das Geſtaltloſe
„unterwirft, Leben erwecket, und es mit der
„Kraft ſich zu erhalten ausſtattet. So unterwirft
„auch abſichtvolle Vernunft ſich überall, was ohne
„Abſicht wirkt, und bringt ihre höhere Natur ans
„Licht. Niedrige Neigungen und Triebe verbergen
„ſich vor den edlen, und können nie, wie
„viel Gewalt ſie auch an ſich reiſſen, die Tugend
„um ihr Anſehen, um ihr Gewicht, um ihren, im
„Ganzen überwiegenden Einfluß bringen. Nichts
„kann die Stimme der Natur in unſerem Innern,
„die eigene Stimme unſeres Herzens unterdrücken,
„die es für wünſchenswürdiger erklärt, gut und

„edel, als glücklich zu ſeyn. So hat Gott „unſer Herz bereitet, und in ihm ſeine Wege uns „gezeigt. Es kann von ihm kein Wohlthun kommen, das nicht Ergieſſung wäre ſeiner eigenen „Seligkeit. Der Unheilige der mit ſeinem Genuß „ihn preiſen, dieſen Genuß zu Gottes Ehre machen will, der läſtert Gott. Die Morgengabe „der Tugend, dem der dieſe Tochter Gottes ohne „Mitgift wählte; dieſe Gabe allein, und keine „andre Wohlthat kommt unmittelbar aus der „nie gleichgültigen Hand des Hocherhabenen, des Heiligen."

Während Sidneys Rede waren Alkams Augen immer finſterer, Woldemars Augen immer glänzender geworden: ſein Angeſicht ſtrahlte. Sehnſuchtsvoll fragte er nach dem Titel des Buchs.

„Analogie zwiſchen der natürlichen und der geoffenbarten Religion," antwortete Sidney. *)

---

*) The Analogy of Religion natural and revealed, to the constitution and course of nature, by Joseph Butler. Im Jahre 1785 iſt zu London die ſiebente Auflage erſchienen. Der Titel der deutſchen Ueber-

Jetzt verwandelte ſich Alkams Miene. Er zog den Mund zum Lächeln, und mit einem bedeutenden Kopfnicken: Ja, Ja! ſagte er; dieſe Analogie iſt ohne Zweifel ſo beſchaffen, daß man der geoffenbarten Religion entbehren kann.

Herr Probſt! fuhr Woldemar auf: Die unentbehrlichſte iſt ohne Zweifel diejenige, ohne welche von der andern keine Rede ſeyn könnte. Welche äußerliche Wunder, und welche Predigt wird einen Yahoo dahin bringen — dieſes Völkchen kennen Sie doch wohl! — daß er lerne, Gott über alles, und ſeinen Nächſten als ſich ſelbſt lieben; dahin, daß er zu dem Begriff eines heiligen allerhöchſten Weſens, und ſeiner Forderungen an ihn gelange? Wen ſein eigenes Herz über Gutes und Böſes nicht unmittelbar belehrt, den kann weder göttlicher noch menſchlicher Unterricht beſſern. Mu-

---

ſetzung, von Spalding, iſt: D. Joſeph Butlers Beſtätigung der natürlichen und geoffenbarten Religion, aus ihrer Gleichförmigkeit mit der Einrichtung und dem ordentlichen Lauf der Natur. Leipzig 1756. Wir Deutſchen haben an dieſer Einen Auflage mehr als genug gehabt.

ſik giebt keine Ohren, und Mahlerey keine Augen; ſondern im Gegentheil: mit dem Ohre wird Muſik, mit dem Auge Mahlerey erzeugt; beydes liegt in ihnen, ſo wie der Ton in jenem Bilde Memnons lag, womit es alle Morgen den erſten Strahl der Sonne begrüßte.

Alkam erwiederte nicht gleich; und Caroline benutzte den Augenblick, rückte mit dem Stuhl, und die Geſellſchaft ſtand auf, und begab ſich in den anſtoßenden Saal.

Hornich hatte Zeit gehabt ſich zu erholen. Er weidete ſich an Woldemars Aerger, und wollte darum nicht, daß die Unterredung abgebrochen ſeyn ſollte Alſo wendete er ſich zu ihm, und ſagte: — Keine Raiſonnements und keine Gleichniſſe können unwahr machen, was die tägliche Erfahrung jedermann als ausgemacht vor Augen ſtellt. Sich ſelbſt und andern etwas weiß zu machen, mag eine ganz angenehme Sache ſeyn, und ſeine Vortheile haben; ich aber bin dafür, daß man die Augen aufthue, und ſich nichts weiß machen laſſe. So ſoll mir niemand weiß machen, daß nicht das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens von Jugend auf böſe ſey. Wir haben kein Gewiſſen, ſo lange uns, durch Gebote und Verbote, keins gemacht wird. Wo man die Menſchen nicht anders lehrt, da freſſen ſie einander auf. Der beſte Zeitvertreib der Kinder iſt, Fliegen zu fangen, um ihnen Flügel und Beine auszurupfen; ſie haben keine Luſt, wenn ſie nicht zerbrechen, zerſtören, plagen, Unheil anrichten können. Erwachſene drängen ſich zu den Gerichtplätzen, und das gräßlichſte Schauſpiel zieht allemal die größte Menge an. Die beſſere Geſellſchaft, ſchöne Geiſter und Philoſophen an der Spitze, verſammlen ſich vor der Bühne, um ſich, im Luſtſpiele durch Spott zu kitzeln, und im Trauerſpiel das Gefühl ihres Wohlſeyns, durch die Vorſtellung fremder Leiden zu erhöhen; in beyden Fällen, um ſich auf ſich ſelbſt etwas zu gute zu thun. Von Natur ſucht der Menſch überall und in allen Dingen nur ſich ſelbſt. Durch welche Mittel er den Meiſter ſpiele, iſt ihm gleichgültig; wenn er ihn nur ſpielt! Raub, Verrätherey, Betrug und Mord, alles iſt ihm lieb, und macht ihm wohl, wenn er nur Gewalt damit erhält: Unabhängigkeit von allen Pflichten iſt ſein höchſter Wunſch.

Mit einer Gelaſſenheit, die Hornich in Verwirrung ſetzte, erwiederte Woldemar: Sie ſahen vorgeſtern mit Ihren Kindern König Lear aufführen. Gewiß gingen Sie nicht hin, um bloße Schadenfreude zu empfinden: um ſich nur an dem Gedanken zu weiden, daß Sie nicht Lear, nicht Gloſter, und nicht Kent wären. Sie wollen mich in Verſuchung führen, mein lieber Herr Hornich. Ich ſoll es mir ſauer werden laſſen, Ihre Einwürfe zu zergliedern; oder, gutmüthig, die genug bekannten Antworten darauf herſagen, damit ich, beſchämt, am Ende höre und es recht empfinde, wie Sie mich nur zum Beſten haben, und zum Beſten geben wollten. Für diesmal entgehe ich Ihrer Züchtigung.

In Wahrheit, ſagte Hornich, das hätte ich doch nicht gedacht, daß Sie glaubten, man könne: daß Welt und Menſch im Argen liegen, nur im Scherz behaupten!

Mit dieſen Worten wollte er abbrechen und ſich weg begeben. Woldemar ließ ihn nicht. Der tückiſche Vorwurf des Alten war ihm tief ins Herz gedrungen.

Wir haben nicht ausgeredet, ſagte Woldemar zu ihm. Ich verſtehe Sie nun, und will Ernſt mit Ernſt erwiedern.

Daß Welt und Menſch im Argen liegen, weiß ich; aber ich weiß auch, daß der Menſch nicht der Arge ſelbſt iſt. Das müßte er ſeyn, wenn Sie Recht haben ſollten; müßte wenigſtens Satans Bild angenommen haben, und ihn allein von ganzem Herzen ehren und anbeten können. Lieber keinen Gott, als mit ihm einen Teufel, der ihm ſo den Vortheil abgewonnen hätte; der ihm Meiſter geworden wäre!

Biderthal, den der Eifer ſeines Bruders erſchreckte, trat dazwiſchen, und wollte mildern. Das verſchlimmerte die Sache. — Läſtre du nicht auch, ſagte Woldemar zu ihm, und heiße mich Gott und Menſchen haſſen! Reiche mir lieber einen Strick! Bin ich ein Yahoo; dann nur gleich den Strick um den Hals des Scheuſals, und hier an dieſer Thürangel ſoll es ſchweben.

Mit dieſen Worten wendete er ſich weg von

Hornich; ergriff Sidneys Hand, und ſagte mit bebender Stimme: Ich habe Milch geſogen aus der Bruſt einer Mutter: Ich hatte nichts als Geſchrey; hatte weder Schönheit, noch irgend eine Gabe; konnte für alle ihre Sorge und Mühe ihr nichts wieder geben, nicht einmal Dank, nicht einmal Liebe. Mein ganzes Vermögen war allein in ihrem Herzen; ich war hülfsbedürftig und erregte Mitleiden; erregte in ihr eine Luſt zu helfen, die der ſtärkſte ihrer Triebe wurde.

Entzündet ſie ſich etwa nur im Mutterherzen, dieſe Luſt zu helfen? Iſt ſie allen andern Herzen fremd? Fremd dem Menſchen, der in allen ſeinen Sprachen, jedes Erbarmen Menſchlichkeit genannt hat, und es wie ſein Daſeyn fühlt, daß Gerechtigkeit und Großmuth die eigenthümlichen Kräfte ſeiner Natur, Tugend ſein höchſtes Gut, die Quelle und die Speiſe ſeines Lebens iſt? . . .

Hornich miſchte ſich nicht weiter ins Geſpräch, und entfernte ſich aus der Geſellſchaft, ſo bald es mit Anſtändigkeit geſchehen konnte. Hut und Stock in der Hand trat er zu Biderthal, und ſagte freundlich zu ihm: Sie ſind mir ein ſehr lieber Schwiegerſohn, und ich freue mich immer, daß meine Luiſe die Ihrige geworden iſt. Aber nehmen Sie es mir nicht übel: das haben Sie nicht gut gemacht, daß Sie Ihren Herrn Bruder zu uns brachten. Bey Henriette muß ich davon ſchweigen, und es in mich freſſen; aber Ihnen, ob Sie gleich ſein Bruder ſind, ſage ichs einmal vom Herzen weg, und es iſt gut, daß Sie es wiſſen: Wenn ich noch zwanzig Töchter hätte, ſo wollte ich ſie lieber alle zwanzig auf den Kirchhof begleiten, als nur eine davon zur Trauung mit dieſem vortrefflichen Manne an den Altar. Damit ging er ſchnell zur Thüre hinaus.

Alkam folgte ihm an der Ferſe.

Biderthal war auf ſeinen Bruder ernſtlich böſe, und machte ihm, nachdem auch die anderen Gäſte ſich entfernt hatten, Vorwürfe über ſeine Unbeſonnenheit und Hitze. Er behauptete, Hornich hätte weniger gefehlt als Woldemar, der zuerſt übertrieben, und ſich nicht allein die ſeltſamſten Aeußerungen erlaubt, ſondern ſie auch auf die anſtößigſte und härteſte Weiſe vorgetragen, recht mit

Fleiß überall ſeine verkehrte Seite ausgewendet hätte.

Ich hoffe, antwortete Woldemar, was Du gezeigt haſt, iſt weder deine rechte, noch deine verkehrte Seite. Haſt du nur geheuchelt, um das, was ich verdarb, wieder gut zu machen; ſo biſt du zwar nicht um allen Dank, aber doch um deinen eigentlichen Zweck betrogen.

Bilderthal wollte nicht zugeben, daß er geheuchelt hätte: Aus wahrer Ueberzeugung habe er widerſprochen, und er wolle es beweiſen. Gut! ſagte Woldemar; ſo bringe deine Klage gegen mich ins Reine, und trage ſie uns deutlich vor.

Biderthal hub an, und beſchuldigte, unter Henriettens Beyſtand, ſeinen Bruder: er ſey mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen, indem er jenem kühnen Heldengeiſte, der ſich über Geſetze und gemeine Moral erhöbe, um eine neue Ordnung der Dinge hervorzubringen, zuerſt das Wort geredet; hernach aber, mit Sidney dem Biſchof von Durham darin beygeſtimmt hätte, daß unter keiner Bedingung irgend ein Menſch ſich heraus nehmen dürfe, die Geſetze der Gerechtigkeit und

Wahrheit zu übertreten, und Böſes zu thun, damit Gutes daraus entſtehe; denn Gott habe uns von ſeiner Regierung nur dieſe Geſetze geoffenbart, und uns im Gewiſſen die Verſicherung gegeben, daß wir einſtimmig mit ihm handeln, und ſeinen ganzen Auftrag erfüllen, wenn wir, ohne unſern Dünkel einzumiſchen, nur ſtrenge dieſen Geſetzen gemäß leben: Sie verletzen heiße in die göttliche Regierung eingreifen und ihre Irrthümer verbeſſern wollen, welches die größte Verwegenheit ſey.

Woldemar bat, ſeiner Behauptungen ſich nur recht genau und im Zuſammenhange zu erinnern. Er habe geſagt: das Verderbniß eines Zeitalters könne ſo groß ſeyn, daß eine gänzliche Verwandlung nothwendig werde, die denn auch allemal, etwas früher oder ſpäter, mit heftigen Erſchütterungen, und auf eine mehr oder minder gewaltſame Weiſe, erfolge. Was unter ſolchen Umſtänden, wo die Laſter gleichſam miteinander in einen bürgerlichen Krieg geriethen, ſich Heldenmuth erlauben dürfe, könne nur auf der Stelle, unmittelbar durch Geiſt und Gewiſſen, entſchieden werden. Große und weiſe Männer hätten zu allen

Zeiten behauptet, daß es Fälle gäbe, wo die heiligen Bildniſſe der Gerechtigkeit und Milde auf einen Augenblick verhüllt werden müßten. Die Moral ſelbſt unterwürfe ſich alsdann einer vorübergehenden Hemmung ihrer Geſetze, damit ihre Principien erhalten würden. *)

---

*) Ganz derſelben Ausdrücke bedient ſich Edmund Burke in folgender Stelle ſeiner Reflections on the revolution in France p. 199. Had your nobility and gentry, who formed the great body of your landed men, and the whole of your military officers, resembled those of Germany, at the period when the Hanse-towns were necessitated to confederate against the nobles in defence of their property-had they been like the *Orsini* and *Vitelli* in Italy, who used to sally from their fortified dens to rob the trader and traveller-had they been such as the *Mamalukes* in Egypt, or the *Nayrs* on the coast of Malabar, I do admit, that too critical an enquiry might not be adviseable into the means of freeing the world from such a nuisance. *The statues of Equity and Mercy might be veiled for a moment.* The tenderest minds, confounded with the dreadful exigence *in which morality submits to the suspension of its own rules in favour of its own principles*, might turn aside whilst fraud and

Für ſolche Ausnahmen, ſolche Licenzen hoher Poeſie, hätte die Grammatik der Tugend keine beſtimmte Regel, und erwähnte ihrer darum nicht. Keine Grammatik, am wenigſten eine philoſophiſch allgemeine, könnte alles, was zu einer lebendigen Sprache gehöre, in ſich faſſen, und, wie zu jeder Zeit ſich jede Mundart bilden müſſe, lehren. Es würde unſinnig ſeyn, darum zu läugnen, daß es unveränderliche Geſetze der Verknüpfung menſchlicher Begriffe und ihrer Bezeichnung gebe; unſinnig, darum zu behaupten, es dürfe jeder nur reden, wie es ihm gefiele.

Woldemar wendete ſich hierauf an Henriette ins beſondere, um ſie mit den Worten eines Schriftſtellers, der bei ihr im größten Anſehn ſtand, zu ſtrafen.

---

violence were accomplishing the destruction of a pretended nobility which disgraced whilst it persecuted human nature. The persons most abhorrent from blood, and treason, and arbitrary confiscation, might remain silent spectators of this civil war between the vices. — S. die Deutſche Ueberſetzung v. F. Genz. S. 215.

Ich hätte nicht erwartet, ſagte er zu ihr, daß Sie Parthey wider mich in einem Streite nehmen würden, wo Ihr Hemſterhuis mich mehr als deckt. Seine Behauptungen ſind ohne alle Vergleichung kühner, als die meinigen. Erinnern Sie ſich der Stelle, wo er ſagt: „die Vollkommenheit des moraliſchen Gefühls ſey in allen Menſchen verſchieden; darum gebe es keine zwey „Menſchen auf der Welt, deren Pflichten im eigentlichen Verſtande nicht verſchieden wären. Verſchieden, nicht in Abſicht der zufälligen mechaniſchen Geſetze der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern der natürlichen und ewigen. Es gäbe Menſchen von ſo zartem ſittlichen Gefühl, Menſchen, „deren Gewiſſen ſo entfernte Verhältniſſe wahrnähme, daß ſie, ſo zu ſagen, unfähig wären, „Glieder der gegenwärtigen Geſellſchaft zu ſeyn... „Brutus, da er den Cäſar umgebracht, hätte ein „Verbrechen wider das Volk, vielleicht wider die „Geſellſchaft begangen; aber in Brutus Seele „wäre dieſe Handlung ohne Zweifel den ewigen „Geſetzen des Guten gemäß geweſen... Die größte „Weißheit, wozu ein Menſch gelangen könnte, be-

„ſtände darin, daß er alle ſeine Handlungen und „Gedanken mit ſeinem moraliſchen Gefühl in Ueber„einſtimmung brächte, ohne ſich um menſchliche „Einrichtungen und fremde Meynungen zu beküm„mern.“

Henriette antwortete: Es thäte ihr weh; aber ſie müßte diesmal Hemſterhuis im Stiche laſſen. Ihr graute vor den Folgen ſolcher Lehren. Was ſie wahres enthielten, könnte ſo leicht mißverſtanden, ſo ſchrecklich mißbraucht werden!

Was gar nicht mißverſtanden werden kann, antwortete Woldemar, hat wenig Sinn; und was nicht mißbraucht werden kann, wenig Kraft zum Gebrauch. Ich theile die Menſchen, die einigermaßen nach Grundſätzen handeln, in zwey Claſſen: Die Einen übertreiben die Furcht; die Andern Muth und Hoffnung. Jene, die Bedächtigen, laſſen nichts auf ſich, aber auch wenig an ſich kommen; ſind überall verzagt; ſcheuen die Wahrheit, weil ſie mißverſtanden werden kann; ſcheuen große Eigenſchaften, hohe Tugend, wegen möglicher Verirrung im Gebrauch. Immer haben ſie das Uebel nur im Auge. — Dieſe, die

Kühnen, ich möchte ſie die Unbeſonnenen in Platos Sinne heißen, nehmen es weniger genau; ſind nicht ſo ekel und ſo bange, vertrauen dem Wort in ihrem Herzen mehr, als irgend einem äußerlichen Wort; bauen mehr auf Tugenden, als auf die Tugend — die gewöhnlich etwas lange auf ſich warten läßt. Wohl einmal übermüthig oder trotzig, fragen ſie mit Young: „Iſt denn die Vernunft allein getauft, und ſind die Leidenſchaften Heiden?“ — Da ich mich zu einer dieſer beyden Zünfte, meiner Eintheilung zu folge, halten muß; ſo wähle ich die letzte.

Biderthal nahm jetzt das Wort, und fragte ſeinen Bruder: ob er nicht bey allem dem Bedenken tragen würde, dieſe Predigt von den Dächern zu halten? Ob er nicht geſtehen müßte, daß die Verbreitung ſolcher Lehren, geſetzt auch, was unmöglich wäre, daß man ſie nicht mißverſtände, von den verderblichſten Folgen ſeyn würde?

Keinesweges! antwortete Woldemar. Den Gebrauch des Gewiſſens abzuſchaffen iſt allein verderblich; und dahin geht, minder oder mehr, in längeren oder kürzeren Umwegen, alles auf Sittlichkeit ſich beziehende Poſitive, das ſich auf eigenes Urtheil und Gewiſſen nicht verlaſſen will und darf, und ſich am Ende doch allein darauf verlaſſen muß. Der Buchſtabe der Vernunft, der Religion, der bürgerlichen- und Staats-Geſetze, ſind einer wie der andre; vermögen alle gleich wenig. Kein Menſch hat je einem Geſetz, blos als Geſetz, gehorcht; ſondern immer nur der Gewalt, von der es ausging, und die es begleitete; immer nur dem Nachdruck, den ihm Trieb, Neigung und Gewohnheit gaben. Was gut iſt, ſagt dem Menſchen unmittelbar und allein ſein Herz; kann allein ſein Herz, ſein Trieb unmittelbar ihm ſagen: es zu lieben iſt ſein Leben. Das Dienliche zum Guten, lehrt ihn der überlegende Verſtand erkennen und gebrauchen. Gewohnheit macht erworbene Weisheit ihm zu eigen, erhält ſie ihm, giebt ihm Beſtändigkeit. „Beſtimme Dich für das Beſte, ſagt Pythagoras, und Uebung wird es dir bald zum Angenehmſten machen.“

Aber, wie ich ſchon vorhin zu Alkam ſagte:

Paſſive Angewöhnungen erziehen den Menſchen blos zum nützlichen Hausthier. Active, wenn er ſich freywillig entſchließt, tugendhafte Fertigkeiten zu erwerben, ſind die eigentlichen Mittel der Entwickelung ſeiner höheren Natur.

Der Menſch kann ſich alſo nie zu ſehr wider ſolche Gewohnheiten des Denkens, Empfindens und Handelns ſträuben und verwahren, die ſich ſeinem Geiſte, nur um ihn zu unterdrücken, anhängen wollen: denn die Macht der Gewohnheit iſt unermeßlich; iſt eine zweyte ſtärkere Natur.

Im Gegentheil kann er nie zu eifrig ſich bemühen, auf dem Pfade freyer Wahl und eigenes Entſchluſſes ein Ziel der Freyheit und der Freude zu erreichen, wovon alle Heerſtraßen blos automatiſcher Richtigkeit des Denkens und Verhaltens immer weiter den bequemen Wanderer entfernen. Hier iſt der Fall, mit Homers Achill auszurufen: „Lieber ein Bettler unter den Lebendigen, als ein König unter den Schatten!"

Biderthal wollte antworten.

Ich bitte, rief Woldemar: Noch ein Wort

In Platos Gorgias erzählt am Schluſſe Socrates: es wären ehmals die Menſchen an ihrem Todestage, noch lebendig, von lebendigen Richtern gerichtet worden. Da wären viele ungerechte Sprüche geſchehen. Zeus hätte gefunden, es rührten dieſe ungerechten Sprüche davon her, daß die vor Gericht gezogenen und die Richter ſelbſt, als Lebendige, noch bekleidet und von ſo vielen Dingen umgeben wären, vornehmlich auch von Zeugen, günſtigen und ungünſtigen, die ſich einmiſchten und das Urtheil zu verändern ſuchten. Darum hätte er verordnet, daß die Menſchen künftig erſt nach dem Tode, und von allem was im Leben ſie umgab entblößt, gerichtet werden ſollten; und zwar von abgeſchiedenen und eben ſo entblößten Richtern. Die Geſtalt allein der Seele wäre nun erſchienen; die Seele allein des Richters hätte ſie geprüft: ſeitdem wäre nie wieder ein ungerechter Spruch geſchehen.

Ich ſchlage vor, ſetzte Woldemar hinzu, dieſe Weisheit nachzuahmen, und den Spruch, der heute noch geſchehen ſollte, auf morgen zu verſchieben; wir alle werden ruhiger und unpartheyiſcher ſeyn; geſchickter, nur die Sache, die wir vor uns haben, zu betrachten und zu prüfen. Hierauf bat er die Geſellſchaft auf den folgenden Abend zu ſich. Alle verſprachen mit großer Freude zu kommen.

Jetzt erzählte Woldemar noch ſeinen Freunden, wie er einmal bis zur Schwermuth tiefſinnig über die Frage geworden: Was der menſchliche Geiſt, bey dem Streben nach Tugend, eigentlich anſtrebe? Was er, indem er wahrhaft und allein auf dieſen Gegenſtand gerichtet ſey, wahrhaft und allein im Auge habe?

Zu verſchiedenen Zeiten wurden ſo verſchiedene, oft entgegengeſetzte Dinge, für die wahren und einzigen Gegenſtände dieſes Triebes angenommen; und wie die Meynungen der Menſchen hierüber von einander abwichen, eben ſo wichen auch ihre Meynungen über Glückſeligkeit von einander ab.

Lauter Schatten! — Fließende, verwirrende Geſtalten! .... Bilder? — Wo das Urbild?

War das Urbild unerforſchlich: wie konnte je die Einſicht des Guten zuverläßig werden? Wie konnte der Wille des Guten nur ſich ſelbſt erkennen, ſich ſelbſt verſtehen, bey ſich bleiben, und ein unveränderlicher Wille werden?

Oder war vielleicht dieſer Wille nur die unmittelbare Folge des an allgemeine Begriffe und Bilder geknüpften persönlichen Bewußtſeyns; nur der allen Naturen weſentliche Trieb der Selbſterhaltung in rein vernünftiger Geſtalt? — Dann hatte er keinen Gegenſtand, als ſeine eigene Thätigkeit; und aller Tugenden Urbild und Quelle war die bloße rein- und leere Form des Daſeyns im Gedanken: Perſönlichkeit ohne Perſon und Perſonen-Unterſchied.

Alſo lag der ganze Zauber nur in einer Täuſchung durch Begriff und Wort; und ſo wie dieſe Täuſchung aufgehoben wurde, kam das troſtloſe Geheimniß eines bloßen Zuſammenſpinnens von Daſeyn und Daſeyn, einzig und allein um da zu ſeyn, zum Vorſchein.

Mir graute, ſagte Woldemar, vor der Finſterniß und Leere, die in mir und um mich entſtand. Aengſtlich ſtreckte ich beyde Arme aus, ob ich nicht Etwas noch ergreifen könnte, das mir ein Gefühl von Wirklichkeit und Weſen wiedergäbe. Und mir geſchah, wie in Büffons ſchöner Dichtung dem Erſten Menſchen, da er, vom Schlummer überwältigt, gefürchtet hatte, nur ein zufälliges vorübergehendes Bewußtſeyn, kein eigenes Leben zu beſitzen — dann, beym Erwachen, doppelt ſich wiederfand — ſtaunend ausrief: Ich! — Entzückter ausrief: Mehr als ich! — Beſſer als ich! . . . Dahin ſtröme all mein Leben!

Eine Heldenſchaar im Feyerkleide der Unſterblichkeit — Agis und Kleomenes — und in ewiger Schönheit die erhabenen Begleiter und Begleiterinnen ihres Lebens und ihres edleren Todes — Sie erſchienen mir: Und wie verwandelt erwachte ich aus meinem ſchweren Traum. Mir war, als erführe ich dies alles jetzt zum erſtenmal; als hätte nicht Erinnerung meine Hand zu dieſem Theile des Plutarch geleitet. Ich hatte nie dabey empfunden, was ich jetzt im auffallendſten Contraſt empfand: daher wurde mir alles ſo neu. Ich fühlte, daß die Betäubung, aus der ich erwacht war, wenn ſie mich auch wieder überfallen ſollte, niemals wieder als ein Todesſchlummer mich erſchrecken würde: „Ich „hatte zu innig jetzt empfunden, daß „ich war, um noch einmal zu fürchten, daß „ich aufhören könnte zu ſeyn.“ *)

In der Freude ſeines Herzens, und zum Andenken an dieſen merkwürdigen Zeitpunkt ſeines Lebens, hatte Woldemar aus Plutarchs Agis und Kleomenes einen gedrängten Auszug gemacht; Er wollte ihn ſuchen und morgen ſeinen Freunden vorleſen.

Dieß geſchah, und es folgte eine Unterredung, wovon wir, nur in kurzen Sätzen, einige der Hauptreſultate hier noch mittheilen wollen, damit das ausführlicher erzählte Geſpräch des vorigen Tages (nach einem Ausdruck des Sokrates in dem vorhin ſchon angeführten Gorgias) „einen Kopf erhalte, der ihm die Richtung gebe.“

Hier dieſe Reſultate.

Es gibt Sätze, die keines Beweiſes bedürfen,

---

*) ——— J'exiſtois trop pour craindre de ceſſer d'être. Buffon. Hiſt. Nat. T. III. p. 370. Ed. in 4. de Paris.

und keinen Beweis vertragen, weil alles, was zum Beweiſe angeführt werden könnte, ſchwächer als die ſchon vorhandene Ueberzeugung ſeyn, und dieſe nur verwirren würde. Einen ſolchen Satz ſprechen wir aus, wenn wir ſagen: Ich bin! Dieſe Ueberzeugung iſt ein unmittelbares Wiſſen, und alles andre Wiſſen wird an ihm geprüft, mit ihm gemeſſen, nach ihm geſchätzt.

Von derſelben Art iſt die Ueberzeugung, daß dem Angenehmen das Schickliche: Tugend der Glückſeligkeit vorgezogen werden müſſe. Es iſt, offenbar! kein drittes vorhanden, mit welchem beydes gemeſſen, an welchem beydes verglichen, und, durch Mehr oder Weniger, über den Vorzug des Einen vor dem Andren entſchieden werden könnte. Unſer Gewiſſen entſcheidet hier unmittelbar, ſo wie beym Daſeyn unſer Wiſſen; das heißt: Wir finden in unſerem Willen ſelbſt, daß er das Anſtändige vor dem Angenehmen will; daß dies ſeine Natur: folglich, das Geſetz unſeres Weſens iſt.

Was nun in beyden Fällen auf einerley Art, das iſt, ohne vorgehaltene Gründe, durch ein in-

Univ. Bibl. München

neres allerhöchſtes Anſehn allein in uns entſcheidet, iſt nicht der überlegende Verſtand, ſondern ein geheimes Etwas, worin ſich Herz, Verſtand und Sinn vereinigen.

Wir ſagen nicht von der Vernunft im Menſchen, daß ſie ihren Menſchen gebrauche; ſondern vom Menſchen, er gebrauche ſeine Vernunft. Sie iſt die urſprüngliche Kunſt, das unmittelbare Werkzeug des in Sinnlichkeit gehüllten Geiſtes; iſt vereinende, unabläßig Einheit anſtrebende Beſinnung. So entſtehen ihr Bilder des Gemeinſamen und Allgemeinen, reine Bilder; ſo ſchafft, ordnet, herrſcht und gebietet ſie durch die wunderbare Kraft des Worts, das von ihr ausgeht, wie ſie ſelbſt vom Geiſte. Unermüdet der Sache das Wort, dem Wort die Sache zu finden, zu fügen: bringt ſie, löſend und bindend, Wiſſenſchaft und Kunſt hervor; gründet theoretiſche und praktiſche Syſteme.

Aber das ſchlechterdings und an ſich Wahre kommt auf dieſem Wege nicht zum Menſchen: Unerzeugt zu ſeyn iſt dieſes Wahren Natur. Seine Einſicht bedarf keiner Geſetze des

Buchſtabens; ſeine Kraft keines Buchſtabens der Geſetze.

Alſo jedesmal wenn die Vernunft ſolche Wahrheiten als Vorderſätze zu ihren Schlüſſen nimmt, ſo nimmt ſie nicht was ſie hervorgebracht. Alles abſolut Erſte und Letzte liegt außer ihrem Gebiet. Ihre ganze eigenthümliche Geſchäftigkeit iſt eine bloß vermittelnde Geſchäftigkeit für Sinn, Verſtand und Herz, deren gemeinſchaftliche Oekonomie ſie zu verwalten hat.

Dieſe Vernunft kann daher unmöglich die Quelle ſelbſt jener Weisheit ſeyn, nach der wir, als dem höchſten Gut, verlangen. Auch den Durſt nach dieſer Weisheit kann nicht ſie zuerſt erregen; nur empfindlicher kann ſie ihn machen: alſo ihn vermehren. Daß wir göttlicher Natur ſind, ſagt uns etwas in der Seele tief verborgenes Urſprüngliches; verkündigt uns ein Trieb unerzeugter Natur in uns, der Vergängliches in Unvergängliches zu verwandeln, Zeitlichem die Natur des Ewigen mitzutheilen, Abhängigem Unabhängigkeit zu geben ſtrebt: ein

Trieb, der viel eher ſich Vernunft erſinnen, als durch Vernunft erſonnen werden könnte.

Woldemar ärgerte hintennach ſich ſehr über den Auftritt mit Hornich und Alkam bey Dorenburg; er fühlte, daß er gegen Henriettens Vater mehr Achtſamkeit und Schonung hätte beweiſen, und ſich nicht ſollen mit Sidney gleich ſo hingehen laſſen. Eine ähnliche Reue hatte er ſchon oft empfunden; dieß vermehrte ſeinen Verdruß, und er beſchloß das kräftigſte Mittel gegen neue Rückfälle anzuwenden: nehmlich, allen Gelegenheiten dazu ſorgfältig auszuweichen.

Auch Hornich bereute! — Des Wohlſtandes wegen, nicht bloß aus Scheu vor Henriette, hatte er ſich nie mit dem Bruder ſeines Tochtermannes ganz entzweyen wollen. Geſchah es, daß er ſeinem Groll gegen Woldemar ſich ſo weit überließ, daß eine ruchtbare Trennung folgen konnte; ſo lenkte er ein, und ſuchte wieder gut zu machen. Dieſes war auch jetzt der Fall. Zu Hauſe fiel es ihm aufs Herz, was er beym Weggehen Biderthalen geſagt hatte; es beunruhigte und verdroß ihn; er ärgerte ſich über ſeine Hitze. Am folgenden Tage ſprach er mit Biderthal darüber; und da ihm dieſer verſicherte: er hätte von ſeinen Aeußerungen beym Weggehen niemand ein Wort geſagt, ſondern nur überhaupt ſeinem Bruder Vorwürfe über ſein Aufbrauſen und ſeine Uebertreibungen gemacht; ſo war der Alte ſehr vergnügt, und bat, die Sache ganz zu vergeſſen; Er wolle dagegen zu vergeſſen ſuchen, wie beleidigend Woldemar geweſen, ſeine Denkungsart, ſehe er wohl, müſſe man ihm laſſen, und ſich das wohl einprägen; er werde gewiß nie mehr ein Wort darüber gegen ihn verlieren.

Da Biderthal ſeinem Bruder hinterbrachte: Hornich ſey geneigt, was bey Dorenburg vorgegangen, zu vergeſſen, und Beleidigung gegen Beleidigung aufgehen zu laſſen; ſo ließ ſich dieſer die Bedingung gern gefallen; geſtand ſeine Reue, und die Vorwürfe, die er ſich gemacht, und entdeckte ſeinen gefaßten Entſchluß: von nun an ihre wunderlich gemiſchten Zuſammenkünfte und große Tiſchgeſellſchaften, ſo viel als möglich, wieder zu vermeiden. Er hätte eine geraume Zeit ihm und

Dorenburgen nachgegeben, und faſt ganz nach ihrer Weiſe gelebt. Sie ſollten nun auch einmal verſuchen, mehr nach ſeiner Weiſe: nehmlich, im Grunde nach ihrem eigenen Sinne und für ſich ſelbſt, zu leben. Befänden ſie ſich übel dabey; ſo könnten ſie ja, wie er es jetzt vorhabe, wieder umlenken.

Was Woldemar nicht mehr erwartete, begab ſich.

Indem er gelaſſen zuſah, und nur ſeinen Weg ging, gleich entfernt jemand zu ſtören, wie von jemand ſich ſtören zu laſſen: wirkte ſein ſtummes Beyſpiel, ſein heiteres Schweigen mehr, als früher alle ſeine Reden. Es war unmöglich, daß ſeine Freunde dieſer Reden ſich nicht bey hundert Vorfällen erinnerten; und dieſe Erinnerungen wurden, bald durch ſeine Abweſenheit, bald durch ſeine Gegenwart eindringender. Allmählig offenbarten ſich äußerliche Wirkungen. Nur der Anfang konnte ſchwer ſeyn: war einmal dieſer ernſtlich gemacht, ſo mußte ihnen, was ſie von jeher bey ihrer Lebensart gedrückt hatte, jetzt mit jedem Tage widerlicher werden; mußte ſie jede Thorheit, die ſie noch eingingen, mit Ekel und Verwirrung doppelt züchtigen. Etwas von ihrem Verdruß unterließen ſie dann nicht auf Woldemar zu werfen, weil ſie ſich einbildeten, er lache heimlich darüber, ſie unter dem Joche keichen zu ſehen. Aber ſo wie die Ungeduld es länger zu tragen ihren Muth zum Abwerfen ſtärkte; ſo verſchwand auch dieſer Aerger: ſie fühlten ſich mehr als je zu ihrem Freunde hingezogen.

Henriette hatte nicht wenig beygetragen, dieſe Wirkungen zu beſchleunigen; mehr der Sache ſelbſt und ihrer Geſchwiſter wegen, als aus Anhänglichkeit an Woldemar, welcher dem allen mit einer ſonderbaren — ſoll ich ſagen Gleichgültigkeit? zuſah. Ich weiß kein Wort, den Anſchein und ſelbſt die Sache beſſer auszudrücken; dennoch war es etwas andres.

Woldemar wurde jetzt faſt täglich um allerley Rath angegangen. Anfangs nur durch Aufträge an Henriette, hernach auch gerade zu und immer freymüthiger, bis dahin, daß man zuletzt ſich nicht mehr ſcheute jede Schwachheit, wodurch man ſich gedrückt und aufgehalten fühlte, ihn ungeheuchelt ſehen zu laſſen. Woldemars ganzes Herz wurde hiedurch gewonnen, denn Einfalt und Offenheit galten ihm über alles. An ihnen, pflegte er zu ſagen, hätte man den wahren Stein der Weiſen; ſie ſetzten jede andre Tugend voraus oder verſchafften ſie doch bald; auch läge in ihnen das Geheimniß der größten Glückſeligkeit, die ſich von Menſchen erringen ließe. — Einfalt! Mehr und immer mehr Einfalt und Wahrheit! war demnach ſein unaufhörlicher Zuruf.

Es hatte ſich in die häusliche Verfaſſung der Hornichſchen eine Gattung von Prahlerey eingeſchlichen, die aber nicht aus Hochmuth, ſondern nur zufälliger Weiſe, ich möchte ſagen aus Unachtſamkeit und Verſehen, entſtanden war. Als vornehme Handelsleute in einer der berühmteſten Städte von Deutſchland, bekamen ſie eine Menge Menſchen aus allen Gegenden von Europa, von verſchiedenen Ständen und Klaſſen zu ſehen, die Empfehlungsſchreiben an ſie hatten. Die beſten darunter und die ſich auf Menſchen verſtanden, ſuchten ihre nähere Bekanntſchaft und erhielten ſie ohne Mühe. So wurden ihre Kenntniſſe immer neu belebt und vermehrt; ihr Witz, ihr Geſchmack, ihre Sitten verfeinert; ihre Lebensart aber auch unvermerkt etwas geſchraubt und in die Höhe gewunden. Das ging ſo ſacht, die Verführung war ſo fein, der Veranlaſſungen waren ſo viele — — Dieſer oder jener Fremde hatte ihnen etwa eine neue Erfindung der Kunſt oder des Luxus angeprieſen, — war wieder nach Hauſe gekommen, und beſorgte ihnen nun ein auserleſenes Muſter. Das Stück mußte angebracht, aufgeſtellt werden. Wo das? Es ſollte paſſen. Man bedachte ſich, überlegte, bis der Disharmonie durch koſtbare Zubußen abgeholfen war. So hatte man vor kurzem in Dorenburgs Hauſe, zwey prächtigen Lichterträgern zu Gefallen, einige Zimmer verändert: denn ſein Saal mußte anders eingerichtet werden, wenn er Lichterträger nöthig haben ſollte; und wenn er ſo eingerichtet warde, ſo mußte er, um anderer Gründe willen, auch erweitert werden; hätte von Rechtswegen auch erhöht werden ſollen. Aber noch war die Veranlaſſung nicht dringend genug, um das Dach abzuwerfen und höher aufzubauen.

Dieſe Begebenheit gehörte unter Woldemars Lieblingsanekdoten, die er öfter zum Text einer ſcherzhaften Predigt, zuweilen aber auch einer ſehr ernſthaften machte.

Er nahm ihren Fortgang im Wohlleben Stückweiſe vor, ihre mancherley Anſchläge für die Zukunft, von den neulich angelangten Lichterträgern an bis zu den Chineſiſchen Luftſchlöſſerchen und Brücken, den Engliſchen Reitpferden, und den Poſtzügen von Harttrabern, die ſie nur erſt im Geiſte ſehen; dann fragte er ſie auf ihr Gewiſſen: ob ſie durch alles, was ſie von dergleichen Dingen bereits erlangt hätten, um ein Haar glücklicher — ob ihrer heitern, frohen, ungetrübten Stunden ſeitdem mehr geworden wären; ob ſie der Zufriedenheit ſich jetzt näher als vorher fühlten? . . . „Iſt das aber nicht,“ fuhr er fort, „wozu ſoll es denn? — Wenn ihr leere, eitle Leute wäret, ich wollte ſelbſt euch rathen, daß ihr es euch ſauer darum werden ließet: denn es iſt leichter, daß eitle, leere Leute gewiſſermaßen Befriedigung erhalten, als daß ſie ihren Sinn ändern. Bedenkt, was ihr lange wißt, und prägt es euch tief ein: — daß der Menſch nur ein beſtimmtes ſehr eingeſchränktes Vermögen zu genießen hat; daß wenn er Mittel des Genuſſes in zu großer Menge ſucht, er nur Mühe und Ungemach erbeutet. Ein Gefäß, dem man mehr zugießt als es halten kann, muß, um dem Ueberfluſſe Raum zu geben, von ſeiner erſten Fülle in gleichem Maaße von ſich laſſen. So der Menſch, der ſich alles zu verſchlingen ſehnt: Um Neues zu gewinnen muß er Altes daran geben. Auch ſoll der noch kommen, der ſich rühme, auf dieſem Wege ſein Glück gemacht zu haben! Im Gegentheil fühlen alle, die ihn wandeln, ſich je länger je elender; könnens aber nicht begreifen; ihr Taumel verhindert ſie zu ſehen, daß jene Freuden, die dahinten blieben, die beſſeren waren. Wieder und noch einmal rennen ſie nur deſto ſchneller voran, ſtreben wieder und noch einmal nach mehr; meinen immer, es liege nur daran, daß ihnen dies und jenes noch fehle; und werden ſo täglich unfähiger zu erkennen, daß ſie immer mehr und Beſſeres zurück laſſen, von allem wahren Genuſſe ſich täglich weiter entfernen, daß ſie erkünſtelte, elende, von Gott und der Natur verlaſſene Undinge werden. . .“

Ein andermal drang Woldemar mit einer ſehr ernſthaften Miene in ſeine Freunde, ſie ſollten ſich Köche, Haushofmeiſter, Kellermeiſter, — vor allen Dingen, mehr Bediente anſchaffen, und zwar keine ſolche Allerhalter, wie die Burſche, die ſie hätten, welche beſtändig Kopf und Hände ſo voll nehmen müßten, daß es einen dauerte; ſondern Laquaien im eigentlichen Verſtande. — „In Wahrheit,“ ſagte Woldemar, „es gebricht euch noch an allen Ecken. Zum Beyſpiel: eure Tafel bey feſtlichen Gelegenheiten hat herrliche Parthien, ſublime Details; aber im Ganzen ſieht man Art und Einheit mangeln. Neulich, da Lord W. und Graf V. bey euch ſpeiſten, wurde, als Gemüſe, ein gefüllter Krautkopf aufgetragen, welches an ſich ſchon ſehr lächerlich war; aber es ſtand zugleich eine bombe à la Sardanapale auf der Tafel, wodurch das Ding zur frechſten Parodie wurde, die man ſich denken kann. Ich ſchöpfte Luft, da man dieſen Auftrag abhob; allein wie wurde mir, da ich nun gar — einen

Gänſebraten erſcheinen ſah! Das wißt ihr bis auf dieſe Stunde nicht, was das für ein ungebührliches Zumuthen an einen ehrlichen Menſchen iſt, daß er einen Magen für Gänſebraten habe. Und dergleichen Schnitzer fallen tauſende vor. — Hernach beym Auftragen — da ſieht man eure Lümmel zittern und beben, ob ſie jede Schüſſel an die rechte Stelle bringen; ſich einander mit den Ellenbogen anſtoßen, in die Ohren flüſtern, die Wirthinn ihnen mit den Augen winken; und am Ende die Sache doch nicht gelingen, bis ihr, voll Verwirrung, euch entſchließt, durch eigenes Zurechtweiſen dem Unheil abzuhelfen. — Ferner können die Teller nie hurtig genug gewechſelt; Wein, Waſſer, Brod, und das ſonſt Erforderliche nach Verlangen dargereicht werden. Zuweilen wird mit größter Zuverſicht etwas begehrt, als müßte es bey der Hand ſeyn, und es iſt nicht einmal im Hauſe; oder eilends ſoll wohin geſchickt werden, und niemand darf aus der Stelle. — Mir bricht über dieſe Verlegenheiten allemal der Angſtſchweiß aus; ich ſehe was ihr leidet, und begreife es. Natürlicher Weiſe, je mehr an der einen Seite Ueberfluß und Pracht am Tage liegt, deſto auffallender wird an der andern Seite Spärlichkeit und Mangel. Ihr müßt in dergleichen Augenblicken euch ſo klein, ſo nichtswürdig fühlen! denn ihr habt nach etwas Geringſchätzigem mühſam geſtrebt, und es über eure Kräfte gefunden. Die vornehmen Herren und Damen, die ihr bewirthet, ſind nun in der That ſo viel mehr als ihr, wirklich über euch erhaben: ſie müſſen auf euch, als Geringere herabſehen, die ſie durch ihre Gegenwart beehren und demüthigen."

„Daß ihr euch ſo wegwerfen mögt! ſo im niedrigſten Wettſtreit Beſchimpfung erndten, da ihr in jedem edleren Ruhm zu erwerben gewohnt ſeyd."

Dorenburg mit ſeiner Frau fingen zuerſt an, eine aufrichtige Sinnesänderung durch die That zu beweiſen. Biderthal und Luiſe folgten mit verdoppelten Schritten, und ſetzten durch ihren ſchnellen Fortgang Woldemarn in Erſtaunen.

Je mehr ſie ſich losriſſen, deſto größer wurde ihr Eifer. Nie hatten ſie ſo tief empfunden, daß ein unzerſtreutes, gefaßtes, friedliches Leben das einzige ſey, was den Menſchen recht eigentlich ſeine Luſt am Menſchen haben laſſe; daß im Gedränge der Geſellſchaften, wo der Menſch den Menſchen nur als Hinderniß oder kahles Werkzeug betrachtet, das Herz todt bleiben müſſe für Angelegenheiten des Herzens. Ueberhaupt fanden ſie ihre Erwartungen bey der Probe eines eingezogenen Lebens ſo weit übertroffen, daß ſie jetzt noch mehr verſäumt, noch mehr verloren zu haben meinten, als wirklich geſchehen war.

Wohl jeder gute Menſch hat ſich einmal in einem ähnlichen Falle befunden, und ihm wird ungefähr eben ſo zu Muthe geweſen ſeyn. Wir ſelbſt, als wir aus jenem Rauſche — aus irgend Einem! geſund erwachten, wie ſegneten wir nicht die ſtille Morgendämmerung, das ſanft anbrechende Licht? An Geräuſch und Schwarm konnten wir nur mit Ekel denken. Die Einſamkeit ſogen wir an uns, wie die Wieſe erfriſchenden Thau. — Ich weiß nicht, ob Ein Zuſtand an Süßigkeit einer ſolchen Erholung der Seele zu vergleichen iſt. Gelagert in die Mitte ihres Daſeyns, ganz Beſinnung, bey ſich, bey allen ihren Kräften, fühlt ſie ſich mächtig und frey, alles was ſie iſt, und fühlt es ohne Stolz. — Jede Tugend ſcheint ihr ſo natürlich und leicht, jede Gabe des Laſters ſo verächtlich! Sie hat ihre Luſt an der Welt im Geiſte des Schöpfers. — Hier, um dieſe Höhe wölbet und ſchließt ſich der Geſichtskreis des Wahren. Jedes Ding ſteht in ſeiner eigenen Geſtalt vor dem Menſchen da — vor ihm da wie es iſt: gut oder böſe, Weſen oder Dunſt, werth oder unwerth ſeiner Seufzer oder Thränen. — Fälſchlich ſoll ihn von nun an nichts mehr weder reizen noch ſchrecken; er ſieht eine Straße des Friedens ſich vor ihm hinziehen; der will er nachwandeln — ſieht die höchſte irdiſche Glückſeligkeit, ſieht das Ziel der Weisheit — ihm ſo nah!

Aber dieſes Ziel, wer hat es je erreicht? Alles kann der Menſch eher, als Maaß halten, als in der Mitte bleiben.

Doppelt ſchwer war es bey dieſer Gelegenheit für die Hornichſchen, da ſie dem Beyſpiel eines Mannes folgten, der, wenn er auch für ſeine Perſon mit Weisheit handelte, andern leicht ein Irrlicht wurde. Woldemar ſah hievon häufige Wirkungen, ohne ſich die Urſache klar zu machen; fühlte ſich ewig getäuſcht! — Und dies vermehrte in ihm jene Schwermuth, die an Menſchenhaß zu grenzen ſchien, ohne darin übergehn zu können. Anſtatt in Bitterkeit, löſten ſeine ſchmerzlichen Gefühle gewöhnlich ſich in Wehmuth, in allgemeines Mitleiden auf. Er jammerte am meiſten, ſeufzte am tiefſten darüber, daß Gutes und Schönes die Menſchen überall ſo reizte, ohne ſich ihnen wahrhaft mitzutheilen; daß was ſie davon annähmen, ſie gewöhnlich nur zu Mißgeburten machte, zu Wechſelbälgen, — und an ihnen das angelarvte Gute und Schöne zu Gegenſtänden der Verachtung und des Ekels. — Wie das zuging, begriff er genug; war darum auch ſo geneigt, jedem ſeinen Gang zu laſſen, und nur Einfalt, Wahrheit — Selbſtheit zu empfehlen. — „Es iſt wie mit den Blumen,“ ſagte Woldemar, „die beym Fortpflanzen ihre Art verlieren. Man ſenkt die herrlichſte Brut in die Erde, und anſtatt einer gloria rubrorum kommt ein falbes unkenntliches Ding zum Vorſchein, ein

Ding ohne Namen, dadurch bezeichnet, daß Schönheit in ihm entſtellt iſt.

Bey der Verwandlung, die in dem Innern ſeiner Familie gegenwärtig vorging, etwas ähnliches zu beſorgen, war ihm nicht in den Sinn gekommen; er dachte nur an Rückfall, etwa an Ausſchweifung auf Nebenwege; nicht an Uebertreibung.

Genau und Schritt vor Schritt die Wirkungen, die er hervorbrachte, zu beobachten, ſie zu wägen und zu ſchätzen, war nicht in ſeiner Art; und in ſeiner gegenwärtigen Stimmung, bey ſo ganz geöffneter Seele, weniger als jemals von ihm zu erwarten: es konnte ihn nicht befremden, ſeine Freunde endlich zu ſeinen Geſinnungen übergehen zu ſehen. Sie ſelbſt fanden eben ſo wenig außerordentliches dabey, und wunderten ſich nur und begriffen nicht, wie ſie je hatten anders denken, empfinden und wählen können.

Indem ſie ihr Erſtaunen hierüber ſich einander mittheilten, wurde ihr Enthuſiasmus immer feuriger. Sie gingen weiter. Das Syſtem ihres Vorbildes that ihnen nicht mehr Genüge; es deuchte ihnen, Woldemar bliebe auf halbem Wege ſtehen. Sie wollten ans Ende, wollten eine höchſte, allerhöchſte Simplicität jetzt überall ſich anſchaffen; eine durchaus reine ungezwungene — blos natürliche Natur. Kurz, ſie liefen jetzt hinter ſich ohngefähr auf eben die Art, wie ſie ehmals waren vor ſich gelaufen.

Woldemar achtete lange nicht darauf; er wurde es kaum gewahr. Hie und da ein wenig Uebertreibung hatte er mit Fleiß überſehen, weil er wohl wußte, daß nichts in der Welt ſogleich ganz und rein werden kann. Henriette, die viel früher gemerkt hatte, wo es hinaus wollte, begnügte ſich, ſeine Aufmerkſamkeit nur durch zufällige Anmerkungen zu reizen. Mit ihren Schweſtern und Schwägern aber wurde ſie deſto deutlicher. Es käme ihr vor, ſagte ſie, als führten ſie den guten Woldemar und ſich ſelbſt nur hinter das Licht. Ihr nicht mehr glänzen wollen, machte ſie eitler als vorher, da ſie es geradezu geweſen wären. Schlimmer als ehmals mit der geſuchteſten Pracht, prunkten ſie jetzt mit einer gewiſſen angenommenen Simplicität; prahlten mit freiwilliger Beſchränkung; trügen Verborgenheit zur Schau, und böten Innigkeit durch die Gaſſen. Ihr Naturbetrieb wäre die ärgſte aller Ziererreyen; wäre eine gezwungene Ungezwungenheit; ein ausgeſucht verkehrtes Weſen. Dieſe Thorheit könnte ſich übrigens auf keine Weiſe erhalten, ſie hätte geſchwinder ausgeſchwärmt als irgend eine andre; aber, leider! bereitete ſie den Uebergang zu einem Zuſtande voll Gefahren.

Es wurden dieſe Vorwürfe — welche nur nicht ganz ſo trocken, wie ſie hier auf dem Blatte ſtehen, vorgetragen wurden — ohne alle Entrüſtung angehört, und in Gelaſſenheit mit wenigen Worten abgewieſen.

Henriette beſchloß hierauf, ſtill eine weitere Entwickelung abzuwarten. Die andern meinten nun, ſie käme allmählig ihnen näher, und voll Freude darüber gaben ſie ihr häufig nach, ließen öfter ihre Meinung gelten, und bequemten ſich nach ihr. Mit Henriette half auch Hornich, durch ſein bloſſes Daſeyn, die Sachen einigermaßen im Gleiſe zu erhalten. Aber dieſe Hülfe war nicht von Bedeutung, weil dem Alten jede Einſchränkung, welchen Grund oder Vorwand ſie auch haben mochte, als Fleiß und Gewinn vermehrend im Herzen wohlgefiel, und ſich ihm aus alter Gewohnheit empfahl. Hiezu kam, daß er um dieſe Zeit ſehr kränklich wurde, wenig Geſellſchaft mehr in ſeinem Hauſe ſah, und ſelten ausging. So mußte Woldemar doch bald ins Mittel treten, welches auf die Weiſe, die jetzt erzählt werden ſoll, noch eben zu rechter Zeit geſchah.

Wir haben von Dorenburgs und Biderthals Landgütern gehört. Auf dem Dorenburgiſchen hatte das Gebäude mitten einen großen Saal, der in den Garten vorſprang, und den Haupteingang dazu machte: ſechs Abſtufungen längs den vorſpringenden Seiten, eine Terraſſe mit Pomeranzbäumen beſetzt, die ſich zu beyden Seiten an den Flügeln hinzog: ſo gings hinab. Unten verbreitete ſich ein großes Parterr mit einem Springbrunnen, und Sitzen und Gängen von Bindwerk, welches die feinſten Gewächſe durchflochten, — Flor an Flor auf den Beeten, über welche die Laubgewölbe ſich hinab neigten — aus großen Körben von Latten ein Wald von hochwuchernden

Blumen, — lieblich beſchirmte Amphitheater von Aurikeln und Nelken, — prächtige Stauden, — Urnen und Bildſäulen — und von allerhand fremdem Gehölz die niedlichſten Arten. Es war ein entzückender Platz, ſinnreich angelegt, um das Auge zu öfnen, und ihm von dem hohen Buſchwerk und den Alleen des Gartens den rechten Abſtand zu geben. — Nun ſollte dieſes herrliche Stück ausgerottet werden. — Woldemar, da er an einem ſchönen Herbſttage mit ſeinen Freunden draußen war, erfuhr es zufällig vom Gärtner, und lief haſtig zu Dorenburg, um ihn darüber zur Rede zu ſtellen. Dieſer geſtand herzhaft die Wahrheit. Aber Woldemar ſollte nun kommen; es wäre die höchſte Zeit zu dem abgeredeten Spatziergange in den Wald; Caroline hätte ſchon Erfriſchungen hinbringen laſſen: dort wollte er ſeine Gründe vortragen.

Die Geſellſchaft machte ſich auf. Es war nur eine halbe Stunde Wegs. Man wandelte einen großen fruchtbaren Hügel hinan; dann gings unmerklich hinab; — und nun ein ſanftes weites Thal, von den mannichfaltigen Eingängen in den

Wald auf das herrlichſte gebildet! — Wie ein Vorhof lag an der einen Seite ein grüner Platz mit zerſtreuten himmelhohen Eichen, der bald ſo, bald anders die ſchauenden Blicke verſchlang; für jede Eiche ein kleiner Hügel oder ein kleines Thal, und die Hügel und Thäler allmählich in einander laufend und auf und ab; dazwiſchen dicht und hoch hinauf gekrönte Buchen, — hier einzeln, dortin Haufen und engen Reihen; — Eſchen, Pappeln und Weiden; — und um und um ein Zauber von tauſendfältigem Licht und tauſendfältigem Dunkel. Schwebend in dieſem Zauber kleine Heerden von Kühen und Lämmern, und eine Schaar dahlender Knaben und Mädchen. Nahe bey in dickem Gebüſch, zwiſchen erhabenen Ulmenwänden, die luſtigen Häuſerchen, wohinein dies alles gehörte, mit ihren Gärten und Aeckern. — — Woldemar hatte oft ganze Tage hier zugebracht. Beſonders war eine Stelle von ſchauervoller Majeſtät, dicht an einem der Eingänge des Waldes, ſein bekannter Lieblingsplatz. — Sie kamen an dieſe Stelle, und Dorenburg hub an: Lieber Woldemar! ich bitte, laß dir doch jetzt einmal mein ſchönes Parterr einfallen, mit dem feinen Bindwerk und den Körben von Latten, und den mancherley Blumen und Bäumchen; und ſage mir — ſage mir hier einmal: es ſey ſchön! Ich bin gewiß, der Gedanke muß dir widrig und ekelhaft ſeyn!

Woldemar ſtutzte, antwortete aber den Augenblick, und gab Dorenburgen Recht. Nur fügte er hinzu: Dorenburgs Ulmen=Alleen, ſeine ſchönſten Linden, Platanen, Tulpenbäume; ſein geſammtes Baum=Buſch= und Gartenwerk, wäre ihm in dieſem Augenblick nicht weniger zuwider, als das Parterr: „Iſt dir nun beſtändig ſo, fuhr er fort, wie mir in dieſem Augenblick; ſo muß ich dir rathen, daß du ganz und gar deinen Garten abſchaffeſt. — Lieber Bruder Dorenburg, das läßt ſich nicht in Mauern ziehen oder mit Zäunen einſchließen, was uns hier ſo mächtig ergreift. Die fünf Eichen dort allein, mit ihrem erhabenen Gewölbe, würden deinen halben Garten zu nichte ſchatten. Und überhaupt, auf einem ſolchen Platze, was wär' es? Dergleichen Scene will die offene weite Welt zum Gerüſt. Ich kenne nichts armſeligeres, als die nachgemachte, in tauſend Feſſeln ſich windende freye Natur. Gewiß weiß der gar nicht was er will, wer ſo etwas auf die Welt ſetzt. Wo Nachahmung iſt, da muß ſich Kunſt zeigen, ſchaffende Menſchenhand: da muß wenigſtens von Einer Seite gethan ſeyn, was kunſtloſe Natur nicht vermag; denn was kunſtloſe Natur ganz und allein vermag, daran wird alle Nachahmung zu Schanden. Alſo verlange ich von einem Garten, daß er ein ausgemachter Garten, Garten in einem hohen Grade ſey; er ſoll mir an Zierde und Anmuth erſetzen, was er an Fülle und Majeſtät nicht haben kann, und gewiß dann am wenigſten hätte, wenn er in abgeſchmackter Zwergsgeſtalt den Rieſen nachmachen wollte. Die freyen Naturaliſten, wenn ich zu befehlen hätte, ſollten es mir einmal in vollem Ernſte ſeyn, und ihr Syſtem in ſeinem ganzen Umfange erfahren. Erſt wollte ich ſie nur mit Kleinigkeiten plagen; ſie bekämen z. B. keine Pfirſich zu koſten, keine Aprikoſe, nicht einmal Kirſchen, Pflaumen und Birnen; aber Wurzeln, Holzäpfel und wilde Kaſtanien ſo viel ihnen beliebte. Ich würde ihnen vorſtellen, wie ſo ganz auſſer aller Natur in unſerem Himmelsſtrich ein Pfirſichbaum ſey. Wie weit hergeholt! Wie erkünſtelt! Stamm und Aeſte zerſägt und zerſchnitten; alle Glieder verrenkt, in hundert Banden, wie ein armer Sünder, wie ein Schächer am Kreuz! Andre Fruchtbäume nicht viel weniger, wenn ſchon nicht an Mauer und Latten gezogen; denn was muß nicht dennoch alles an ihnen gethan werden, wenn ſie gute Früchte und in Menge bringen ſollen?

Henriette, die an Woldemars Eifer genugſam merkte, daß er mehr als das Parterr im Sinne hatte, wollte ihm Gelegenheit verſchaffen, ſein Herz noch beſſer auszuſchütten, und machte ihm daher den Einwurf: — Aber — er hätte ja vormals Biderthalen und Dorenburgen den Aufwand, den ſie in ihren Gärten gemacht, verwieſen, und ſie faſt über jede Anlage zu derſelben Verſchönerung zum Beſten gehabt. Nun redete er ſo ganz anders und widerſpräche ſich.

Woldemar antwortete: Damals wäre von Puppenſachen die Rede geweſen für vornehme Kinder, von Aufwand zum Staat, nicht von Aufwand zu eigener Luſt, nicht von Gartenbau.

Mit Erlaubniß! fiel Caroline ein, Sie haben ſehr allgemein allen Aufwand zu ſogenannter Vermehrung des Lebensgenuſſes getadelt; Sie haben unaufhörlich zu beweiſen geſucht, daß es mit dergleichen Vermehrungen leeres Blendwerk ſey, bey deren Erhaſchung nichts gewonnen, wohl aber beträchtlich verlohren zu werden pflege.

Ganz recht, erwiderte Woldemar. Wenn Sie keinen Garten hätten, und mich fragten, ob Sie viel an Glückſeligkeit gewinnen würden, wenn Sie einen anſchafften; ſo antwortete ich Ihnen wahrſcheinlich: „Ich weiß nicht!“ Haben Sie aber einen Garten, und Sie fragen mich, wie er am beſten ſey, ſchön oder häßlich; oder gar: ob Sie ihn ſchön laſſen, oder häßlich machen ſollen; ſo werde ich mich, ohne alles Bedenken, für das Schöne erklären.“

Nein, ſagte Dorenburg, wer ſo albern fragen könnte, dem ſollteſt du rathen: häßlich! — Ich weiß nicht, wie du mit dir ſelbſt zurecht kommſt. Gewiß war es ehmals deine ernſtliche

Meinung, daß je näher der Natur, je einfältiger, je beſchränkter Menſchen lebten, deſto glücklicher wären ſie. — Mit welchem Entzücken prieſeſt du nicht die Sitten der Patriarchen, der Homeriſchen Helden? Hingegen mit welcher Verachtung, mit welchem Grimm. . . .

Sacht, ſacht! rief Woldemar. Es kommt gar ſehr auf die Beziehung an, worin etwas geſagt wird, auf den beſtimmten eigentlichen Sinn, den es dadurch erhält. Nie war ich ſo unbeſonnen, ſchlechterdings im allgemeinen feſtzuſetzen, dieſe oder jene äußerliche Verfaſſung mache nothwendig glücklich oder unglücklich; ich getraue mir dies nicht einmal von innerlichen Verfaſſungen und von Charakteren auszumachen — O, der Menſch iſt ein unermeßlicher Abgrund — ein unendliches Labyrinth! — Nur habe ich immer euch gerathen, zu laſſen was euch im Grunde plagte, und allein zu thun was euch wirklich Freude machte; nur mit euch ſelber einig zu werden, für eigene Rechnung zu leben; kurz, Menſchen zu ſeyn, und keine Schimären. — Aber ihr waret zu lange gewohnt in fremder Rückſicht zu handeln, euer Weſen in der Einbildung zu haben, zu repräſentiren. Meine Abſicht war gut, aber der Erfolg iſt mißrathen. . . — Ihr wollt nun zu einer ganz einfachen Lebensart durchaus herabſteigen, und ſeht nicht, daß ihr noch weit mehr aus eurer Sphäre hinaus ſchweiſt, als da ihr euch zu hoch hinauf zu winden bemüht waret. Lieben Freunde, man muß ſich dem Stande und dem Jahrhunderte, in dem man ſich befindet, gemäß verhalten. Wenn ihr gegenwärtig die Lebensart der Patriarchen annehmen wolltet, ſo würdet ihr eine Comödie ſpielen, ein Schattenſpiel an der Wand machen; und das war ja vor allen Dingen was wir nicht wollten; genießen wollten wir, was iſt und was wir haben können; nie was nicht iſt und uns nicht werden kann; unſerer und der gegenwärtigen Zeit wollten wir uns mächtig machen, ohne nach Vergangenem und Zukünftigem vergeblich zu ſchnappen. — „Verwendet euren Reichthum,“ ſagte ich euch hundertmal, „nach beſtem Gefallen, habt ſchöne Zimmer, zierliche und gemächliche Kleider, Kunſtwerke, Glanz und Pracht, — nur hütet euch vor Prahlerey und Hoffart, weil ihr euch dadurch von eurem Zweck entfernen und euch unzählige Kränkungen bereiten würdet; spielt nicht den Ueberfluß; macht nicht daher, was nicht da iſt; ſucht nicht zu ſcheinen was ihr nicht ſeyd; habt vor allen Dingen für euch ſelbſt was ihr habt, und laßt andre blos mit euch genießen! — Eigene Sinne, eigenen Verſtand, eigenen Willen — Wahrheit, Harmonie — nur das!“

Sophiſt über alle Sophiſten! fuhr Biderthal auf. — O ja, dergleichen Ermahnungen zur Ueppigkeit haben wir mehrmals von dir erhalten: Und das war alſo im eigentlichſten Verſtande zu nehmen? — „Im allereigentlichſten!“ — Nein, ſagte Caroline, das iſt unerträglich! Sprich doch, Luiſe: Was hat er uns nicht für Predigten gehalten? — Man hätte nur mögen geſchwinde allen Ueberfluß zum Fenſter hinaus werfen.

Ja wohl! hub Luiſe an: Ich weiß noch wie mir das einleuchtete, als er die Frage an uns that: ob wir durch alles, was wir uns angeſchafft, an Glückſeligkeit, oder auch nur an Bequemlichkeit gewonnen hätten; ob wir der Zufriedenheit uns jetzt näher fühlten? Es fiel mir ganz erſtaunlich auf, dies und was er weiter ſagte. Ich ſchämte mich faſt, daß ich Tiſche und Stühle im Hauſe hatte.

Wirklich! ſetzte Henriette hinzu, kann Woldemar unmöglich läugnen, daß er vor kurzem noch ein ganz unerbittlicher Widerſacher aller Ueppigkeit geweſen iſt. Er trieb es nicht allein ſo weit, wie eben meine Schweſter erinnerte, daß er auch die eigentlichſten Bequemlichkeiten des Lebens anfocht, ſondern ſein Haß erſtreckte ſich bis auf jedes Mittel, jede Veranlaſſung dazu, bis auf Reichthum und Handel. Hundertmal hat er den Spruch angeführt: Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Das Kameel war ihm oft nicht einmal groß genug, und er gab uns einen Elephanten einzufädeln.

Ja! rief Biderthal — lachend mit den Uebrigen — Ja! und aus dem Seneka der Lieblingsſpruch: Reichthümer höben die Mühſeligkeiten des Lebens nicht auf, ſondern veränderten ſie nur. Er nahm die Geſchichte alter und neuer Zeiten zu Hülfe. . . . .

Und erzählte vom Teufel, — fuhr Woldemar, ſeinen Bruder unterbrechend, fort — vom Teufel, wie er einmal vor einer Kirche, aus welcher eine Menge Leute mit ihrem ſchönſten Putz herausgiengen, ſtand, und einen andern Zuſchauer neben ihm fragte: Wer, nach ſeiner Meinung, wohl der hoffärtigſte von allen dieſen Leuten wäre? — Der gute Freund ließ ſich die Zumuthung gefallen, rieth und rieth ſein Meiſtes und Beſtes — immer fehl! Endlich kam ein Bauerkerl mit einem elenden abgetragenen Rock und — einem paar blanken gelben ledernen Beinkleidern; der war es. — Der gute Freund, ein gottesfürchtiger Mann, lief dem Bauerkerl nach, und erzählte ihm ſeinen Vorfall mit dem Teufel, den er zuletzt erkannt hatte; ſprach hierauf dem armen Sünder ſo kräftig zu, daß er auf der Stelle ſeine ledernen Hoſen auszog, und ſie in den nächſten Graben warf. Als der Bekehrte nun, mit dem bloßen zerriſſenen Hemde bedeckt, ſeine Straße zog, und die Leute große Augen über ihn machten, wurde er ein wenig verlegen. Er erholte ſich aber bald; die gegen ihn gekehrten großen Augen fingen an ihm zu behagen, und er verlangte ſeine gelben Hoſen gar nicht wieder. — Nicht weit davon ſtand der Teufel; lachte in ſein Fäuſtchen, und bohrte dem frommen Manne, welcher gieng und Gott dankte, einen Eſel.

Werthe Herren und Damen, ich finde dies noch immer eine ſehr lehrreiche Geſchichte!

Setzen wir den Fall, ein ſolcher Bauerkerl, deſſen Herz von einer ledernen Hoſe beſtrickt wird, iſt arm und dient um geringen Lohn. Die lederne Hoſe liegt ihm Tag und Nacht in Gedanken; er kann das Verlangen nach ihr nicht los werden, ſinnt und ſinnt auf Mittel, bis ihm endlich der böſe Feind den Rath in die Ohren flüſtert, ſeinen Herrn zu bemauſen. Er unterliegt der Verſuchung. Monate, vielleicht Jahre gehen darüber hin, daß er allerhand Ränke ſchmieden, immerwährend mit Liſt, Betrug und Lügen umgehen, Gott und Menſchen ſein Herz verſchließen muß. Endlich iſt das Geld beyſammen, die Hoſen ſind gekauft und ſitzen ihm am Leibe. Wie froh! Es verlohnte ſich doch alles, was er dafür gethan hatte. — Wem er von ſeinen Bekannten in den Weg kommt, der ſtaunt ihn an, und hat ſein Wunder an der Pracht. Das erhöht ihm den Geiſt, befriedigt ihn aber nicht. Um die Wirkungen ſeiner Herrlichkeit in einer größern Sphäre zu verſuchen, eilt er nach der Kirche ins Wirthshaus. Er ſpielt, er tanzt, — er verführt. — Zu Hauſe fällt ihm ein, was er an andern Bauerkerlen bemerkt hat, das ſo ſchön zu ihren ledernen Hoſen ſtand, und ihm noch alles abgeht; an dieſem ein Wamms von feinem Zitz; an jenem ein ſeidenes Halstuch — und dergleichen. Seine liebe Hoſe wird ihm ein Ekel; ſeine Cameraden werden ihm verhaßt; feindſelige Empfindungen und tobende Begierden kehren ſein Herz um und um — der arme Junge iſt unwiederbringlich verloren.

„Seht, ihr Leute, das kommt von ledernen Beinkleidern; es iſt eine gefährliche, abſcheuliche Sache darum!“ — Welcher nicht ganz unſinnige Menſch wird ſo urtheilen? Freylich war es ſo bey dieſem Kerl. Aber ſo mancher andre Burſche ſeines Standes, dem etwa von Geburt ein paar lederne Hoſen angeſtammt ſind, oder der zu harren weiß, bis er das Erforderliche zu ihrem Ankauf rechtmäßig erworben hat; wird der nicht ohne alle Gefahr und Sünde ſich damit bekleiden? An ſich hatten die ledernen Hoſen keine Schuld, das Uebel ſteckte allein in dem Kerl ſelbſt, der ihren Beſitz ſo hoch, jedes andre dagegen ſo gering achten konnte: deſſen ganze Seele mit einem ſolchen nichtswürdigen Gedanken zu füllen war.

Und ſo iſt es mit allem Luxus, von welchem, ſeiner durchaus relativen Natur wegen, nie ein feſter Begriff ſtatt finden kann. In der ärmſten Bauerhütte, in dem Winkel eines Bettlers, kann mehr Ueppigkeit im Schwange ſeyn, mehr Unmäßigkeit, mehr Verſchwendung und böſe Luſt, als oft in dem reichſten Pallaſt voll Glanz und Schimmer. Mein ſeidener Rock, den ich gewiß mit Unſchuld trage, würde an dem Leibe jenes andern von Thorheit oder gar von Laſter zeugen. Perſon und Umſtände machen hier die Sache aus.

Was den Luxus und mich insbeſondre angeht, ſo ſtehen wir auf einem ſehr gleichgültigen Fuße zuſammen. Ich mag keine Pracht, weil ich, anderer Neigungen wegen, ſie nicht abwarten kann; weil ſie müßig bey mir ſeyn und lange Weile haben würde. Ungefähr eben ſo geht es mir mit dem, was man, im eigentlichen Verſtande, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens nennt: ich bin zu zerſtreut, zu beſchäftigt, um viel darauf zu merken, — vielleicht im Genuß der Dinge, woran ich hange, zu ſehr verloren, überhaupt in meinen Neigungen zu heftig. — Von der andern Seite ſteht mir bey allem dergleichen eine gewiſſe Trägheit im Wege, oder kommt mir doch bald dazwiſchen. — — Es fällt mir ſo manches ein in dieſem Augenblick, fuhr er fort, wie es mir gegangen iſt und wie es mir noch geht. — Zum Beyſpiel, mit meinen Reitpferden. — Was ich für eine Herrlichkeit hatte, da der lang gehegte Wunſch nun endlich erfüllt war — und wie geſchwinde die Herrlichkeit ein Ende hatte! Anfangs ritt ich, bey halb erträglichem Wetter, richtig alle Tage aus, und wäre mit Freuden zweymal ausgeritten; — hernach gingen Wochen hin, ohne daß ich Luſt bekam aufzuſitzen. Der Gedanke, daß die Pferde aus dem Stalle müßten, fiel mir gemeiniglich wie ein Stein aufs Herz. Ich fing an mich vor meinem Reitknecht zu ſcheuen und ihm aus dem Wege zu gehen. Kam er denn endlich doch, um mich zu erinnern, und ſetzte mir zu, und wieß meine Entſchuldigungen ab, und beunruhigte mein Gewiſſen: dann wurde ich ungeduldig, verdrießlich. — Und es kam dahin, daß ich keinen Fuß mehr in den Stall ſetzte. Das nahm mein Burſche auf, als lage mir nichts an meinen Pferden; er verlor den Reſpekt und wurde nachläßig. Wollte ich nun unverſehens einmal ausreiten, ſo war der Kerl nicht bey der Hand; oder das Geſchirr war nicht in Ordnung; und ich bekam allerhand zu ſehen und zu hören, das mich ärgerte. Vieh und Menſch verdarben durch meine ſchlechte Regierung. Ich ſchwur hundertmal das Ding zu endigen. Aber dann erſchienen, leider! wieder Augenblicke, wo es mir ſo gelegen kam die Pferde zu haben, daß mir däuchte, ich möchte ſie um alles in der Welt nicht miſſen. So ſchleppte ich mich über ein ganzes Jahr. Meine ſämmtlichen Freunde, Anverwandte und Bekannten gingen zur Partey meiner Pferde und meines Stallknechts über, und lagen mir beſtändig damit in den Ohren. — „Warum reiten Sie ſo ſelten?“ — „Wozu haben Sie nur die Pferde? Es iſt zum Lachen!“ — „Wenigſtens Ihrer Geſundheit zu Liebe reiten Sie doch!“ — „Ich hole dich morgen ab! — „Da bin ich; wo ſind die Stiefel?

hurtig, angezogen und aufgeſeſſen! — und dergleichen. Zum Glück waren die Pferde bald hin; ich ſollte neue nebſt einem andern Stallknecht anſchaffen. Da erwog ich reiflicher; berechnete gegen einander; verglich: — und fand die Gründe für die Abſchaffung meines Stalls, wie hundert gegen Eins. Mir war unausſprechlich wohl, da ich dieſe Laſt abgeworfen hatte. — Und, o! könnte ich mir nur eben ſo noch manches andre vom Halſe ſchaffen! Zu allererſt meinen Bedienten. Ich habe ſo wenig für einen Bedienten zu thun, und da muß ich nun die entſetzliche Langeweile denken, die der Kerl hat, wenn er da ſitzt, blos um auf meine Befehle zu lauern, — oder, ich muß leiden, daß er herum läuft. Laſſe ich ihn herum laufen, ſo fehlt er mir gerade wenn ich ihn am nöthigſten brauche, wird liederlich, belügt und betrügt mich, und ich bin gezwungen ihn wegzujagen. Das iſt nun immer ein unerträglicher Zeitraum für mich, von dem Augenblick an, wo ich ſehe, es iſt nicht anders, ich muß den Kerl abſchaffen, bis dahin, daß er weg iſt. Jedesmal, wenn ich einen neuen annehme, erzähle ich ihm die Geſchichte ſeiner Vorgänger, ſage ihm, wie ich bin und wie es mir die Leute zu machen pflegen, und wir philoſophiren mit einander ein langes und breites darüber. Fängt der Kerl an nicht mehr zu taugen, ſo ermahne ich ihn brüderlich, bitte, warne; welches denn immer ſo viel hilft, daß den Schlingeln die Thränen in die Augen kommen, daß ſie mich erſtaunlich lieb haben, daß ſie auf den Tod ſich für mich herum ſchlügen; aber denn doch nicht laſſen können was mich ſchiert. — Und, ach! das iſt ſo natürlich! — Nun bin ich aber feſt entſchloſſen, wenn mir der Burſche, den ich jetzt habe, auch verdirbt, keinen wieder anzunehmen.

Aus ähnlichen Urſachen mag ich keinen eigenen Garten haben, wie ſüß es mir in hundert Abſichten wäre. — Und ſo durchgängig!

Alles dieſes aber gereicht mit nichten zu meinem Lobe. Es gibt viele wackere, geſchäftige, vorzüglich nützliche Menſchen, die einen gewiſſen ihrem Stande gemäßen Aufwand ohne Mühe beſorgen, denen das Erholung iſt, und die dabey auf eine ſo vernünftige und edle Weiſe verfahren, daß ich gegen ſie mit meinen einſamen Liebhabereyen und mit meiner Peinlichkeit nicht auftreten darf. Dieſe Peinlichkeit, welche mich genügſam zu ſeyn nöthiget, hängt zwar mit einigen guten, zugleich aber mit hundert ſchlimmen Eigenſchaften zuſammen, und läßt mir, wie ſehr ich mich verwahre, dennoch das Leben ſauer genug werden. Aber, ich bin nun einmal ſo; und da ich mich nicht verwandeln kann, ſo däucht es mir am beſten, mich nach meiner Gemüthsart zu bequemen, diejenige Lage in der Welt zu ſuchen, welche, nach dieſer Gemüthsart, die vortheilhafteſte für mich ſelbſt, und für meine Mitmenſchen die unſchädlichſte iſt. — Von niemanden begehre ich, daß er mehr thue; ich vermeſſe mich nicht, beſſer als der andre ſelbſt zu wiſſen, was ihm ſein Herz gebietet und worauf es ihm am meiſten ankommt. Nur wünſche ich, daß er weiſe ſey in ſeinem Theil, ein kluger Haushalter, und zu ſeinen Zwecken die tauglichſten Mittel ergreife.

Wenn ich gegen den Luxus vor euch geprediget und die Vortheile des Reichthums herunter geſetzt habe; ſo war ich auf irgend eine Weiſe dazu von euch aufgefordert worden, und es geſchah in freundſchaftlicher Ergießung des Herzens. Da mußte ich denn, nach meiner Empfindung, behaupten:

daß die Bequemlichkeiten des Lebens in der That wenig Bequemlichkeit verſchaffen; daß über der Arbeit, Mühe und Sorge, Vergnügen und Anſehen zu erwerben; über der Arbeit, Mühe und Sorge, eine Menge von Luſt- und Pracht-Maſchienen zu lenken, ſie im Gange und wechſelſeitigem Spiele zu erhalten, und ein großes Vermögen auf dieſe Weiſe zu genießen, leicht alle herzliche Freude, und, mit ihr, zuletzt aller Adel der Seele verloren gehe.

Damit aber habe ich nie zu ſagen gedacht, daß man ſich wirklich vorhandener, lange angewöhnter Bequemlichkeiten mühſam entſchlagen, und den Reichthum, dadurch daß man ihn nur verwalte und nicht gebrauche, ſich zur Laſt machen ſolle. Weder die Patriarchen noch die Homeriſchen Helden haben den Reichthum und was mit ihm verwandt iſt von ſich gewieſen; ſie weideten ſich in ihrem Ueberfluſſe, aßen und tranken ſo gut ſie es nur haben konnten, und hielten nicht wenig auf Schmuck und köſtliche Dinge. Noch unendlich mehr aber hielten ſie auf perſönliche Eigenſchaften, Tugend, Ehre, Religion, auf Geſchlecht, Eltern und Geburtsland, auf Kinder, Gatten und Freund: und ſo hatte alles gute

Wege; wird es eben ſo überall haben, wo nur jedes Ding in ſeinem Werthe bleibt und in gehörigem Umlauf. Nicht was in den Menſchen hinein geht verunreinigt den Menſchen, ſondern was aus ihm herausgeht. An ſich iſt das Aeußerliche gleichgültig; und mir däucht die Einfalt des Herzens und der Sitten zeige ſich eben darin, wenn man das Aeußerliche läßt wie es ſich machen will, ohne weder auf die eine noch auf die andre Weiſe etwas darin zu ſuchen oder zu ſetzen. Unter Zweyen, wovon der Eine etwas darin ſucht, daß er einen leinenen Kittel anlegt, und der Andre, daß er mit Sechſen daher rollt; iſt jener (alles übrige gleich!) unſtreitig der verkehrteſte, eitelſte, leerſte — tief in die Seele hinab unthätigſte.

Während dieſer Unterredung, wovon nur das Weſentlichſte hat mitgetheilt werden können, waren die Erfriſchungen eingenommen, und der Wald ziemlich durchkreuzt worden. Die etwas ermüdeten Wanderer lagerten ſich an einem Platz, der, von niederm Gebüſche leer, ihnen rundum eine weite Ausſicht in den Wald verſtattete. Wie ein ſchöner Himmel zog und wölkte ſich das Grün um ſie her. Dorenburg hatte das Wort genommen, und philoſophirte mit ungemeinem Scharfſinn wider Woldemar über den weſentlichen Zuſammenhang zwiſchen Aeußerlichem und Innerlichem. Er zeigte, wie faſt alle Veränderungen, ſowohl zum Guten als zum Schlimmen, von Aeußerlichem ihren Anfang nehmen; daß man, um eine ſchädliche Neigung zu vertilgen, nicht eine gute daneben pflanzen, ſondern an jene ſelbſt Hand anlegen müſſe, wo denn allemal das erſte ſey, ihren Ausbrüchen Einhalt zu thun. Er erinnerte an die Zucht der Alten, die ſich ſo ſehr mit dem Aeußerlichen beſchäftiget hätten; deren erſtes Augenmerk geweſen wäre, niedrigen Leidenſchaften zu begegnen; durch ſtrenge Angewöhnungen Tugenden — nicht zu erwecken, ſondern ihnen nur den Weg aufzuräumen; nur die Seele frey, los und heiter zu machen. Dieſe Zöglinge wären die edelſten Menſchen geworden — ohne Wunder; denn das unbethörte Herz ergebe dem Schönen und Guten ſich von ſelbſt, und der lautere abgehärtete Sinn laſſe es unbeweglich ſeyn in dieſer edeln Liebe: Ueppigkeit aber bethöre und zertheile das Herz, mache es unfähig zu allem Guten.

Gerade daran liegt es, ſagte Biderthal. Nicht darum ſind wir ſchlecht, weil wir nicht gut ſind; ſondern wir ſind nicht gut, darum, weil wir ſchlecht ſind. Die niedern Gegenſtände ſind uns ſo nah vor das Geſicht gerückt, daß wir darum die höheren, auch mit den beſten Augen, nicht ſehen können; wir ſind voll Zweifel in Abſicht ihrer; läugnen wohl gar, daß ſie je anders als im hitzigen Fieber geſehen wurden, und glauben deswegen uns trefflich berathen, indem wir eine ſehr künſtliche Zubereitung wiſſen — von Herzhaftigkeit aus Furcht, von Tugend aus Unmäßigkeit und Habſucht — von allgemeiner Menſchenliebe aus kahlem perſönlichen Intereſſe, ja aus barer platter Sinnes- und Fleiſches-Luſt; — indem wir, — ohne Vaterlands- und Freiheits-Gefühl, ohne alles herzliche Intereſſe, ohne Muth und ohne Liebe — Verachtung von Tod und Wunden — mit Stockprügeln hervorzubringen — Gefangene zu unſerer Wache und Beſchirmung anzuſtellen wiſſen; — und glücklich und zufrieden zu ſeyn, ohne Tugend, ohne Unſterblichkeit und ohne Gott. — Alſo ſind unſre Augen aufgethan; das tauſendjährige Reich iſt uns nahe, und wir verkündigen es mit einer Begeiſterung, die auch neuer Art iſt, mit der abenteuerlichen Begeiſterung des Materialismus, mit dem Enthuſiasmus der Gleichgültigkeit.

Woher dieſer Verfall? Dieſer lächerliche, ich darf ſagen — gräßliche Unſinn? Allein von allherrſchender Ueppigkeit! Von der Meinung, die im Gefolge dieſer Ueppigkeit ſich nach und nach gebildet hat, „daß die Glückſeligkeit eines Menſchen „im Beſitz des möglich größten Antheils an Reichthümern, Beförderungen und Ehrenſtellen beſtehe. „— Was könnten wir nicht im Gegentheil vom „menſchlichen Herzen, unter Umſtänden die dieſem „Begriff von der Glückſeligkeit in den Weg träten; „oder unter dem Einfluß einer entgegen geſetzten Meinung erwarten, die eben ſo feſt und allgemein wäre; „unter dem Einfluſſe der Meinung, daß die menſchliche Glückſeligkeit nicht im ſinnlichen Wohlleben, „ſondern in den freyen Aeußerungen eines wohlthätigen Herzens beſtünde; nicht in Reichthum oder „nichtigen Vortheilen, ſondern ſelbſt in der Verachtung dieſer Dinge, in der Herzhaftigkeit und dem

„freyen Muthe, die aus dieſer Verachtung entſpringen" *). —

Es iſt mehrmals angemerkt und, beſonders von Rouſſeau, ins helleſte Licht geſtellt worden, daß diejenigen Bande der Geſellſchaft, die aus Wohlwollen und gegenſeitiger Hochachtung beſtehen, unter uns nachgelaſſen; diejenigen Bande hingegen, welche Wolluſt und Eitelkeit zuſammen weben, und welche durch perſönliches Intereſſe angezogen werden, ſich deſto feſter gemacht haben: wie denn, in jedem Falle, die Anſtrengung der einen dieſer Bande, die Nachlaſſung der andern unausbleiblich nach ſich zieht.

Mir fällt hier, aus eben dieſem Rouſſeau, eine Stelle ein, die einigermaßen auf dasjenige paßt, was Woldemar vorhin ſagte: man müſſe ſich dem

---

*) Dieſe Stelle befindet ſich in Ferguson's Essay on the history of civil Society; the 2d. edition. London, 1768. p. 53. —

So wie das Anſehn der Reichthümer zunimmt, ſagt Plato im VIIIten Buche der Republik, ſo muß das Anſehn der Tugend ſich vermindern. Gold und Tugend ſind die zwey Gewichte in einer Wage; das eine kann nicht ſteigen, wenn nicht das andre ſinkt.

Stande und dem Jahrhundert, worin man ſich befinde, gemäß verhalten und nicht Komödie ſpielen. Einer von Rouſſeau's Gegnern hatte geſagt: Große Staaten zu den kleinen Tugenden der Republiken zurückzurufen, hieße einen ausgewachſenen ſtarken Mann zwingen wollen, in der Wiege zu ſtammeln. Dieß ſey Cato's Narrheit geweſen. Mit angeerbter übler Laune und angeerbten Vorurtheilen, habe er ſein ganzes Leben hindurch geſchwatzt, habe geſtritten und ſey geſtorben, ohne etwas nützliches für ſein Vaterland gethan zu haben. — Hierauf antwortete Rouſſeau: — „Ich weiß nicht, ob Cato nichts für ſein Vaterland gethan hat, aber ich weiß, daß er für das menſchliche Geſchlecht ſehr viel gethan hat, indem er ihm das Schauſpiel und das Muſter der reinſten Tugend gab: diejenigen, welche aufrichtig die wahre Ehre lieben, hat er gelehrt, wie man den Laſtern ſeines Jahrhunderts widerſtehen könne; ſie gelehrt, den greulichen Lehrſpruch der Leute nach der Mode zu verabſcheuen: man müſſe thun wie die andern; ein Lehrſpruch der einen weit führen könnte, wenn man unglücklicher Weiſe in eine Geſellſchaft von Cartuſchen geriethe.

Unſere Nachkommen werden dereinſt erfahren, daß in dieſem Jahrhundert der Weiſen und Philoſophen, der tugendhafteſte unter den Menſchen lächerlich gemacht und für einen Narren gehalten worden iſt, weil er ſeine große Seele nicht mit den Laſtern ſeiner Zeitgenoſſen beſudeln, weil er kein Böſewicht ſeyn wollte mit Cäſar und den andern Verheerern ſeiner Zeit.“

Ich bin kein Cato, ſondern Bürger und Kaufmann zu B**, und gedenke niemanden zum Beyſpiel zu leben. Dorenburg eben ſo wenig. Wir wiſſen auch daß wir die Tugenden voriger Zeiten nicht einmal in uns ſelbſt erneuern können; daß ſogar unſer Sehnen nach ihnen nicht viel mehr iſt als des Blindgebohrnen Sehnen nach Licht. Jenes Schöne und Große, das wir umfaſſen, an dem wir uns halten möchten: es iſt zu weit von uns weg! wir können nur in trüber Ahndung uns ihm nähern, nur ſchweben um den wankenden Schimmer. — Die Erhebung unſerer Seele iſt nur ein Traum, den das erſte zufällige Geräuſch verjagt! — Ach, die Empfindungen, die Gedanken, die nicht aus That hervor gegangen ſind und gleich wieder hinzielen auf That, nicht im alltäglichen Leben unaufhörlich wiederkommen, wie Hunger und Speiſe, Müdigkeit und Ruhe, Arbeit und Genuß — mit dieſen Gedanken, mit dieſen Empfindungen iſt der Seele wenig geholfen. — Und ſo kann wohl niemand dem Verderbniſſe ſeines Zeitalters gänzlich entrinnen, wie ſehr er dies Verderbniß auch erkennen und verabſcheuen mag; denn allein in ſeinem Zeitalter leibt und lebt er nun einmal. — Wie viel hiemit geſagt iſt, muß jeder fühlen, der über Menſchheit nachgedacht, Menſchheit in ſeinem eigenen Buſen erforſcht hat. Unſere herrlichſten Erkenntniſſe dienen am Ende uns nur zur müßigen Betrachtung; unſere erhabenſten Gefühle nur zur einſamen unfruchtbaren Ergötzlichkeit! in unſern Handlungen aber werden wir von andringendem Bedürfniß und von andringender Leidenſchaft geführt. Und das iſt der Natur der Dinge gemäß. Begierde kann nur durch Begierde vertilgt, Leidenſchaft nur durch Leidenſchaft überwunden werden: der Charakter ſitzt nicht im Verſtande, ſondern im Herzen. — Will man nun dennoch der allgemeinen Verderbtheit einigermaßen ausweichen, und etwas andres ſeyn als was der alltägliche Weltlauf gegenwärtig aus den Leuten macht;

ſo muß man aus dem Strom heraus und ſich in andre Umſtände verſetzen. Ich baue mehr auf den Charakter eines gemeinen Handwerkers, dem ſein Beruf ſeine Lebensart beſtimmt, der fleißig, mäßig und ordentlich ſeyn muß, um das liebe Brod zu haben, als auf den Charakter des Moraliſten von Profeſſion, der in beſtändiger Erwägung des Guten und Schönen willkührlich einher geht, und die ganze Summa tugendhafter Ideen und Gefühle ſich und andern aufzujücken weiß auf der obern Haut. — Wahrhaftig! jede gute Eigenſchaft, die mir nicht aus dem Herzen werden kann, will ich denn noch eher aus dem Magen erwarten und herbeyſchaffen, als allein aus dem Kopf. — — Ich ſuche alſo weiter nichts mit den Veränderungen in meiner Lebensart, als eine Lage, die mich ſeyn laſſe, was ich zu ſeyn wünſche; eine Lage, worin, nach Sokratiſcher Anweiſung, meine Sinne geſund, mein Verſtand heiter, und mein Wille frey erhalten werde. — Ohne Form, wie du weißt, kann nichts beſtehen; und da ſich mir in unſern Tagen keine Form anbietet, worin — meine beſten Kräfte aufgefodert, erweckt und angewandt — ich zum höchſten Genuſſe der Menſchheit gelangen könnte: ſo bilde ich mir ſelbſt eine andre, die mich wenigſtens vor allzutiefem Sinken bewahren wird; oder vielmehr, ich ziehe mich in die älteſte lauterſte Form der Menſchheit zurück, indem ich allen eiteln beunruhigenden Freuden den Paß verhacke, den Zerſtreuungen ausweiche, meine Seele ſtiller mache, und ſo jede einfache Naturneigung in mir empor bringe und ſtärke.

Biderthal hörte auf zu reden, und alles ſchwieg. Woldemar hatte ſich entfärbt; die Augen ſtunden ihm voll Waſſer. Er raffte ſich auf, und fiel ſeinem Bruder um den Hals. „Lieber!“ ſagte er zu ihm mit beklommener Stimme — „Lieber! . . . Du haſt mir aus dem Liede meiner tiefſten Schwermuth vorgeſungen.“ . . . . Sein Geſicht ſenkte ſich gegen Biderthals Bruſt, die Wehmuth überwältigte ihn.

Freunde! hub er an, indem er ſich wieder in die Höhe richtete — Es iſt wahr, nur all zu wahr, daß unſer Leben in einen der trübſten Zeitpunkte gefallen iſt. Die edelſten Formen der Menſchheit ſehen wir zertrümmert; und wenn wir nun auch Vieh werden wollen, wie uns die Weiſen rathen:

ſo ſind wir, aus Mangel an Leibeskräften, auch das zu ſeyn nicht einmal im Stande.

Wir müſſen dennoch, fuhr er fort, indem er Biderthals und Dorenburgs Hand ergriff — wir müſſen dennoch Muth behalten, und, anſtatt unter ſchönen Schwärmereyen zu erliegen, uns empor ſchwingen zu Wirklichkeit und Wahrheit; — wir müſſen auf dem Wege der Vorſehung, wenn er auch noch ſo dunkel ſcheint, demüthig fortwandeln; thätig ſeyn auf der Stelle, wohin ſie uns geſetzt hat; die große Weltmaſſe voran wälzen helfen: denn zurück wälzen werden wir ſie nie. — Die Zeit iſt vielleicht nahe, wo aus jenen zertrümmerten Formen eine neue zuſammen fließen wird, — eine reinere und beſſere. — Was wollen wir uns mit eitlem Flickwerke aufhalten? Der unſichtbare Geiſt, der einmal entwichen iſt, wird in die verlaſſene Hülle nie zurück kehren; er hatte ſie ausgebraucht; im Gebrauch ſie zerſtört. Nachbilden — ja, das können wir einigermaßen: aber was iſt dieſe Nachbildung? — Eine hohle Wachspuppe, in welcher auch nicht einmal die innere todte Geſtalt zu finden iſt; — geſchweige bewegender Organismus; —

und geſchweige die Seele! — Wir irren überhaupt, wenn wir glauben, ein gewiſſer Geiſt müſſe nothwendig in eine gewiſſe Form, und in eine gewiſſe Form nothwendig ein gewiſſer Geiſt gebannt ſeyn. Man nenne mir irgend Eine, und gebe an, was man als ihre nothwendigen Folgen anſieht; und ich will zeigen, daß, unter verſchiedenen Umſtänden, an mehr als einem Orte dieſe Form da geweſen iſt — ohne dergleichen Folgen hervor zu bringen. Ich will Geſellſchaften aufweiſen in unſeren Tagen, von denen ſich beweiſen läßt, daß ſie die Hauptcharaktere an ſich haben, über deren Abgang, als die einzige Quelle unſeres Elendes, ſo ſehr gejammert wird; und ich will darthun, daß dieſe Geſellſchaften demohngeachtet aus den nichtswürdigſten Menſchen beſtehen.

Dorenburg bat um ein ausdrückliches beſonderes Beyſpiel.

Ihr dürft euch nur an die Stadt X* und ihren Bezirk erinnern, antwortete Woldemar. Ihr wißt, die Einwohner dieſer volkreichen Gegend ſind die emſigſten und ordentlichſten Leute von der Welt; ſie hangen mit Leidenſchaft an ihrem Beruf, an ihrer

Familie, an ihrer Verfaſſung, an ihrer Religion, an ihren Wohnplätzen: und dennoch, was für elende unglückliche Menſchen? Wie voll Neid und Bosheit gegen einander; wie voll Mißtrauen, Ungerechtigkeit und Frevel? Ihre tückiſchen Herzen ſind dem Wohlwollen, der Freundſchaft — ſind jeder frohen und edlen Empfindung verſchloſſen; ihre Stirnen mit dem gehäſſigſten Eigenſinn bezeichnet, mit Feindſeligkeit gegen alles, was den menſchlichen Geiſt zu erheben dient.

Dorenburg wollte dies Beyſpiel näher unterſucht haben.

Nein, unterbrach ihn Woldemar, wir gehen kürzer in die Zeiten der Patriarchen ſelbſt, eurer beſten Originale, zurück. — Sagt, war es nicht in Abrahams Tagen, da Sodom und Gomorrha untergiengen, und bewohnte nicht eine von dieſen Städten der Erzvater Lot? — War es nicht Abrahams Sohn, der dem Hunger, dem Raube, der Gewaltthätigkeit, bald hierhin, bald dorthin entlaufen mußte? — Waren es nicht die Söhne des noch ängſtlicher herumgetriebenen, kummervollen, geplagten Erzvaters Jacob, welche ihren Bruder Joſeph, aus Mißgunſt wegen eines bunten Rocks ermorden wollten, und hernach aus Barmherzigkeit an Sclavenhändler verkauften? — Und die andern Thaten dieſer Söhne? . . . Verfolgt in dieſem Sinne die Jahrbücher der Welt, die ganze Reihe von Denkmalen in gebundener und ungebundener Rede: Ihr werdet überall etwas finden, was eure Formen-Syſteme ziemlich erſchüttern, auch euern Unwillen gegen die Tage, worin wir leben, ein wenig mäßigen wird.

Schwerlich! erwiederte Biberthal; denn was iſt das alles gegen den ſcheußlichen Unglauben der heutigen Welt an Tugend und beſſere Menſchheit, gegen ihre Verachtung alles Ueberirrdiſchen und allein die Seele Beglückenden? — Ich fürchte mich daran zu denken.

Allerdings, antwortete Woldemar, iſt hier ein Abgrund des Verderbniſſes; eine ſchreckliche, aber unvermeidliche Kluft, die, wie Tod und Verweſung, zum Uebergang in ein neues, vielleicht beſſeres Leben vor uns liegt. Der von uns betretene Weg brachte dieſer Kluft uns immer näher und näher. Wir haben ſie erreicht, und müſſen nun hinüber. Lange genung fuhren wir fort perſönliche Eigenſchaften, Tugenden, Umſtände und Zuſtände anzupreiſen, für die wir keinen Sinn mehr hatten, oder vielmehr, die unſern Sinnen ganz entrückt waren. — Wir ſollten und wollten unſere Glückſeligkeit mit Verachtung — mit Hintanſetzung wenigſtens, der Wolluſt und der Reichthümer ſuchen; und es war doch nichts mehr da, wofür wir etwas thun konnten, als — Wolluſt und Reichthümer. Keine der Bedürfniſſe, welche die Seele mit Gewalt erheben, waren mehr vorhanden; keine Gegenſtände mehr, beſſere und freywillige Beſtrebungen zu erwecken.

Und nun? ſagte Biderthal vor ſich.

Und nun, fuhr Woldemar fort, ſtand ein Mann auf, der es frey heraus ſagte: Wir ſchätzten nur die Wolluſt, hätten nur unſere Sinne, gerade fünfe an der Zahl, und kein Herz und keinen Geiſt; nur Begierden, und kein unmittelbares Gefallen am Menſchen, keine Liebe: die Tugend die ſich ſelbſt lohne, ſey ein Hirngeſpinnſt.

Wer Ohren hatte zu hören, der hörte. Ganz Europa fiel der neuen Lehre bey. Man wußte ihren

Urheber nicht genug zu rühmen, und nicht genug ihm zu danken.

Und in der That war es ein großes, den Geiſt ſeiner Zeit ſo zu faſſen, wie es Helvetius gethan hatte; die leeren Schatten vollends zu verjagen; alle bloße Dunſtgeſtalten zu zerſtreuen; und aus den einzig wirklich vorhandenen Materialien ein neues Syſtem von Tugend und Glückſeligkeit aufzuführen, das ſo ſchön und bündig war, als es aus dergleichen Materialien nur immer werden konnte. — Daß er aber dieſe Materialien durchaus und überall für die einzigen hielt, und nun glaubte und zu behaupten wagte, Sokrates und Epiktet, und Curius, Metellus, Sülly, Alfred — Helden, Heilige und Weiſe, alle, groß und klein, hätten im Grunde nichts anders vor Augen gehabt, als was auch Er, Generalpachter von Frankreich, vor Augen hätte, und wären nur nicht klug genug geweſen, um, wie er, genug zu wiſſen was ſie wollten, — wodurch ſie denn in den mancherley Irrgärten der Tugend wären herum getäuſcht worden, und darüber das Eins das Noth iſt, den beſſern Theil, wirklich zu erhaſchen verſäumt hätten:

— dies zeugte von einer Taubheit des Herzens, und einer Verſunkenheit der Lebensgeiſter, welche in jeder geſunderen Seele die widrigſte Miſchung von Mitleiden, Unwillen und Ekel erregen mußte.

Allein dieſer geſunderen Seelen waren nicht viele unter denen, welchen die Stimme des Propheten der Sinnlichkeit erſcholl; weit die meiſten fanden, daß er wunderbar ihr eigenes Herz ihnen offen gelegt hatte, und ſie riefen laut: dieß wäre die reine volle Stimme der Natur. — Das hörten die Jünglinge — und ſie wurden weiſe wie ihre Väter; lernten die Vorſchriften der alten Sittenlehre verſpotten; den blinden Enthuſiasmus für Tugend und Ehre in ihrem Herzen verlachen; alle das unnütze Zeug von ſich wegthun, „was doch keine Freuden verſchaffen könnte, die ſich nicht auf eine weit vollkommenere Art „aus dem roſenbekränzten Becher, und von den Lippen einer ſchönen Cyane ſaugen ließen." Jeder demnach eiferte die kahlen Umſchweife zu vermeiden, und gerade auf das Ziel loszugehen; niemand wollte der Betrogene ſeyn, und ſich durch Alfanzereyen von Tugend und Ehre hinter das Licht führen laſſen, Spiel-Marken anſtatt des Geldes einſäkkeln. Und ſo verſchwanden vollends Tugend und Ehre, wie auch das Geld verſchwinden würde, wenn die Metalle ihren eigenthümlichen inneren Werth bey uns verlören. Die Folgen dieſer Vernichtung des Edelſten und Beſten haben wir geſehen, und ſehen ſie, leider! noch. Aber die Menge der Hinabgeſunkenen wird, hoffe ich, die Kluft bald gefüllt haben. Zu umgehen war ſie nicht; alles nahm zu gewaltſam die Richtung nach ihr hin. Unſre Herzen waren durchaus eitel geworden, und da der Menſch den Trieben des Herzens allein doch am Ende folgt; wozu hätte es genützt, daß dieſe länger geläugnet, länger verſtellt geblieben wären? Daß ſie offenbar wurden, daß ſie eine Zeitlang allein herrſchten, ungehindert alle ihre Wirkungen hervorbrachten, war unendlich beſſer. Denn ſo tief konnte bey dem allen der Menſch nicht ſinken, daß er irgend eine Eigenſchaft ſeiner Gattung ganz verloren hätte. Eben ſo wenig konnten alle und jede Veranlaſſungen aufhören, diejenigen Kräfte in ihm aufzurufen, in deren Anwendung er den beſten Genuß ſeines Daſeyns von jeher gefühlt hat und auf alle Zeiten hinaus fühlen wird. Er mußte alſo bey ſeinem unſeligen Verſuche bald der Dürftigkeit des Zuſtandes inne werden, auf den er ſich ſo treuherzig einſchränken wollte. Aus dem wiederholten, obgleich nur dunkeln Gefühl dieſer Dürftigkeit mußte allmählig eine deutlichere Erkenntniß hervorgehn; aus dieſer Erkenntniß, ſo lange der einmal gefaßte Unglaube an ein Beſſeres fortdauerte, Verzweiflung; und aus dieſer Verzweiflung, eine betrübte, niederſchlagende Reſignation. Wir kennen dieſe philoſophiſche Reſignation, dieſes höchſte Gut, oder vielmehr dieſes Ende der Weisheit unſerer Helden und Heiligen der Sinnlichkeit, der zufolge ſie über die Nichtswürdigkeit, über den unerträglichen Ekel, der ſie verzehrt, durch die Wiſſenſchaft dieſes Ekels und dieſer Nichtswürdigkeit ſich zu tröſten ſuchen. Eine dürre fürchterliche Wüſte!

Aber ſie hat einen Ausgang. Er iſt ſchwer zu finden; doch wird er gefunden. Ich ſelbſt kenne einige Zurückgekommene, die nun mit voller Seele an der Tugend höchſtes Weſen glauben. — „Da mich, ſagte einer von dieſen zu mir, ein guter Geiſt durch tauſend Krümmungen an einen Ausgang des Labyrinths geleitet hatte, und ich nun einen Pfad, der ſich in gerader Richtung vor mir hinzog, betrat, gelangte ich bald in Gegenden, wo mir wurde, als erwachte ich aus einer tiefen Ohnmacht. Warmes Blut trat mir ans Herz, und mein Herz fieng an hoch zu ſchlagen. Mein innerſtes Bewußtſeyn erwachte. Ich erblickte eine neue Welt, empfing ein neues Daſeyn. Unerſchütterlich wurde nun meine Ueberzeugung, daß die thieriſchen Triebe nicht unſre ganze Natur ausmachen; daß der beſte Genuß unſeres Weſens uns nicht von unten herauf, ſondern von oben herab kommt, — der Menſch nicht allein vom Brodte lebt; — und daß die höchſte Glückſeligkeit nicht eine gewiſſe Art des äußerlichen Zuſtandes, ſondern eine Beſchaffenheit des Gemüths, eine Eigenſchaft der Perſon iſt.“

Gewiß, meine Freunde, wird die Anzahl der Zurückkommenden ſich vermehren. Je weiter dieſe Unglücklichen von der Tugend entfernt waren; je unſchuldiger — oder je gewiſſenloſer durch eine gänzliche Verblendung: deſto tiefere Wurzeln wird der wieder erlangte beſſere Glaube in ihre Herzen ſchlagen. Sie haben empfunden, wie dem Menſchen bald zu Muthe wird, der, ohne Widerhalt, endlich jedem, auch dem kleinſten Reiz zur Luſt unterliegen muß; welche Schwäche, welche Niederträchtigkeit den Abgöttiſchen umfaßt und gefangen nimmt, dem auf jedem Schritt ein elender Gegenſtand voll Allmacht entgegen kommt; welcher Umgang in einer Geſellſchaft von lauter dergleichen Götzenſclaven iſt, die, ohne Selbſtſtändigkeit, ohne Zuverſicht und ohne Liebe, wie Geſpenſter durcheinander ſchweifen, — in dringendern Momenten ihre Sehnerven faſt zerreißen, um einen Zug der Wahrheit von einander zu erhaſchen; einen Blick, um ſich mit Vertrauen hineinzuhacken; — ſie haben empfunden, wie ſchwer die Errettung aus dieſem jammervollen Zuſtande iſt; wie es demjenigen, der lange jedem ſeiner Triebe nachhing, und nicht einmal die Vorſchriften ſeines Eigennutzes zu befolgen wußte, wie es dem ſo ſchwer, ja beinah unmöglich werde, ſich den unwandelbaren Geſetzen der Rechtſchaffenheit treulich zu unterwerfen; und wie dennoch eine ſolche Unterwerfung ohne Ausnahme und nachherige Klügeley, Tugend und Charakter allein zu ſichern vermöge.

Einen Augenblick! ſo ungern ich Sie unterbreche; fieng Henriette an. — Sollte das wahr ſeyn, daß die Erfahrung des Laſters den, der glücklich durchkommt, zu einem deſto beſſeren und weiſeren Menſchen mache? Ich glaube beobachtet zu haben, daß der volle Abſcheu, welchen die Unſchuld vor dem Laſter fühlt, mit dieſer Unſchuld unwiederbringlich verlohren gehe. Eben ſo die volle Liebe zum Guten und Schönen. — Die bezaubernden Reize des Laſters verderben die Einbildung, verwirren, durch die Einbildung, den Verſtand, und laſſen in dem Herzen, das ſich ihnen hingab, eine unheilbare Schwäche zurück. Die reinſte Seele, wenn übrigens keine zu große Verſchiedenheit der Kräfte vorhanden iſt, wird ſich immer auch als die ſtärkſte beweiſen. Ich weiß auch kein Beyſpiel, daß ein Laſterhafter, durch Erfahrung belehrt, bloß aus ſich ſelbſt anderes Sinnes geworden wäre: immer hatte er ſeine Veränderung einer glücklichen Begebenheit zu verdanken, wo ihm Unſchuld in den Weg trat, ihn anblickte, oder ihren unbefleckten Mund wider ihn aufthat. — — Zuverläßig, mein Freund, liebt derjenige am meiſten das Gute als gut, der es nie verließ! Die andern unterwerfen ſich blos der Tugend, oder liebkoſen ihr; dieſer iſt der Tugend Freund!

Wahr! wahr! rief Woldemar aus — Kein Licht leuchtet ſo hell, als das Licht einer Seele voll Unſchuld, und der Friede aus der Höhe übertrift alle Vernunft und Erfahrung. Ich denke mit Schaudern an den Wetterſtrahl, der aus einer einfältigen Rede oft in mein Herz fuhr und mich zu Schanden machte. — Aber, liebe Henriette, ich glaube nicht wider dieſe Wahrheit geredet zu haben. — Hören Sie mich ganz!

So weit die Geſchichte reicht, ſehen wir Tugend und Laſter in wunderlicher Vermiſchung; in einer Vermiſchung, die wie ein Vergleich ausſieht: beyde überall mit gewiſſen äußerlichen Formen der Lebensart, der Geſetzgebung und der Religion gleich unzertrennlich verknüpft; nirgend Tugend in eigener Geſtalt. — Die bloßen Triebe zum Guten und Edeln, ungeläutert und ſich ſelbſt überlaſſen, dieſe Triebe mit ihren unmittelbaren zufälligen Aeußerungen, ſind noch nicht die Tugend, ſie ſind nur ihre Elemente. Dieſe Elemente hat die Zeit analyſirt, eine Menge Scheidungen damit vorgenommen, mit dem Geſchiedenen allerhand Miſchungen verſucht. Jede dieſer Miſchungen erhielt ihr eigenes Gefäß und Siegel. Einige läuterten ſich ſchön. Zerbrach nun aber das Gefäß, oder bekam es eine Oefnung; ſo verflog der Geiſt, und hinterließ wenig mehr, als Geruch. Mit allen bisherigen Formen der Menſchheit iſt es ſo ergangen. Gute und ſchlechte haben unter einander ſich zertrümmert; alle in Unweſen ſich entbildet; ſind zuſammen ein ungeheures Chaos geworden, das noch gährt: die Oberfläche eine ſcheusliche Lache; die vermiſchte Ausdünſtung Geſtank!

Einige Form — muß jedem Dinge bleiben; und ſo behält auch der Menſch auf alle Fälle wenigſtens die Form ſeiner beſondern Thierheit. Dieſe war es nun, wohinein er alles flüchtete, was er noch zu retten gewußt hatte, und er wendete an ihre Ausbildung ſeine geſammten Kräfte.

Der Erfolg war zum Erſtaunen; nichts war ihm noch in dem Grade gelungen. Verfeinerte, ausgearbeitete Thierheit, dachte er, müßte alſo wohl ſeine eigentliche wahre Beſtimmung ſeyn; und er verdoppelte die Schritte. — Nicht lange, ſo wähnte er ſich nahe an der höchſten Vollkommenheit ſeiner Natur. Er jubelte, taumelte vor Stolz. Das Thier, und das Thier allein, ſollte und wollte ſich nun alles in allem ſeyn; ſollte und wollte von keinem Geiſte mehr wiſſen, weder in ihm, noch über ihm. Und damit entfloh der letzte Funken ächter und alter Tugend.

Aber auch ohne *Tugend* kann der Menſch nicht dauern, ſo wenig als ohne Speiſe und Trank. Er mußte alſo — oder vielmehr er muß, denn in dieſem Zeitpunkte befinden wir uns eben, — *er muß* — *er wird*, durch ſeinen menſchlichen Inſtinkt gezwungen, aus den Tiefen ſeines Weſens ſich eine Tugend wieder hervorſchaffen.

Und dieſe Tugend, da ſie, allen nur erſinnlichen Hinderniſſen zuwider, aus ſeinen nothwendigſten und dringendſten Trieben, wie von ſelbſt hervorgegangen iſt, muß und wird ihm die Geheimniſſe ſeiner Natur und ſeiner Glückſeligkeit heller offenbaren, als es noch keine Form bisher zu thun vermögend war *).

---

*) Plato ſagt im zweyten Buche der Republik: „Kein Einziger von euch, lieben Freunde, die ihr euch Lobredner der Tugend nennt, von den Heroen der Vorzeit an, deren Sprüche uns aufbehalten ſind, bis zu unſern Zeitgenoſſen; kein *Einziger* hat jemals auf eine andre Weiſe das La-

Ich weiß nicht, erwiderte Biderthal, ob du wirklich neue Ideen in mir erweckeſt, meinem Verſtande eine wahrhaft neue Erleuchtung mittheilſt, oder ob du mich nur blendeſt. — Ich finde doch am Ende immer den Gedanken wieder, daß Tugend aus Begriffen nicht viel mehr als ein Fantom ſeyn kann. Die erſte gute Handlung, wenn ich ſo reden mag, die ausgeübt wurde, ohne Vorſchrift, ohne Geſetz, ohne Abſicht auf ihre Güte ausgeübt; ihren Lohn hatte ſie bey ſich in der Befriedigung des Triebes der ſie foderte; und ſo wurde ſie jedesmal wiederholt,

---

ſter geſcholten, die Tugend gelobt, als um des guten Namens, um der Ehre, um der Geſchenke willen, die uns die Tugend gewährt. Beydes an ſich ſelbſt, wie es mit ſeiner eigenthümlichen Kraft in des Beſitzers Seele wohnt, verborgen vor Göttern und Menſchen: dies hat keiner jemals, weder in Gedichten noch in gewöhnlicher Sprache kund gethan. Daß nemlich die Ungerechtigkeit von allen Uebeln der Seele das größte; Gerechtigkeit aber, das größte Gut ſey. Hättet ihr alle, von Anfang an, ſo gelehrt, und dieſen Glauben in uns gebracht, ſo würden wir nicht einer den andern davor hüten, Unrecht zu thun; ſondern ein jeder würde ſein eigener vornehmſter Wächter ſeyn, aus Furcht, wenn er Unrecht thäte, dem größten Uebel in ſich Raum zu geben.

wenn eine ähnliche Gelegenheit ſich hervor that. Wo Tugend *lebendig* iſt, da beſteht ſie auf dieſe Weiſe. Es iſt damit wie mit der Freundſchaft, die ſich nicht machen, nicht zuſammenſetzen läßt, ſondern durch gegenſeitiges Verhältniß, wie aus Einem Stücke, entweder da iſt, oder nie da ſeyn wird; ohne *unmittelbaren Geſchmack* iſt ſie eitel Heucheley. — Alles was ſich von den Vortheilen der Tugend, von den Freuden, die ſie begleiten, von ihren Triebfedern in Gedanken aufbewahren, gleichſam, verzeihe mir ein niedriges Gleichniß — einſalzen und in den Rauch aufhängen läßt — iſt ſo weit hergeholt, ſo ſchwach und ſo ſchwindend! — Und dergleichen Gedanken ſollen denn doch ſinnliche Begierden überwältigen; mit ihrer Vereinigung ſoll eine Form ſich bilden, worin unſere Kräfte coaguliert, zu einem undurchdringlichen Ganzen höchſter Vortreflichkeit werden! — Ich faſſe das nicht — begreiſe noch weniger von einer Tugend in *eigener Geſtalt*, die aus unſeren dringendſten Trieben wie von ſelbſt hervor gehen könnte. Denn es giebt doch wohl kein innerliches Beſtreben im Menſchen, das nicht durch den Reiz eines Gegenſtandes außer ihm zuerſt wäre in Bewegung geſetzt worden. So wenig unſer Angeſicht ſich in ſich ſelbſt beſchauen kann: ſo wenig kann es unſere Seele. Sie wird ihres inneren Weſens nur durch Anſtoß und Gegenwirkung gewahr. Zur Entdeckung unſerer beſten, reinſten, unſinnlichſten Freuden gelangten wir indem wir ſinnlich handelten. Und obſchon wir dergleichen Empfindungen nachher abzuſondern, einigermaßen in uns aufzubehalten vermögen; ſo können ſie doch in dieſer Abgezogenheit nur auf eine ſehr düſtere und hinfällige Weiſe beſtehen; ſie gleichen, wie ich ſchon vorhin bemerkte, einem Traumgeſicht, und bedürfen einer immerwährenden Erfriſchung durch wiederholte That. Tugend alſo muß mit Bedürfniß und Leidenſchaft zuſammen fließen, wenn ſie zuverläßig ſeyn ſoll; Lage und Umſtände müſſen zu Hülfe kommen, damit ſie durch täglichen Gebrauch zur Angewöhnung werde! — Wenn nun dieſe Lage, dieſe Umſtände . . .

Du verfällſt in Wiederholungen, ſagte Woldemar: ſo kommen wir nicht weiter. Was du vorbringſt, iſt mir ſo wenig entgegen und fremd, daß ich meine eigenen Wendungen und Worte in deiner

Rede wieder finde; nur gehſt du im Verbinden und Folgern ziemlich einſeitig und flüchtig zu Werk.

So viel iſt gewiß, daß ſich Tugend nicht erklügeln läßt, und daß gute und edle Geſinnungen nur aus guten und edlen Trieben hervorgehen können.

Auch das mag wahr ſeyn, daß unſre Seele, eben ſo wenig als unſer Angeſicht, ſich in ſich ſelbſt zu beſchauen im Stande iſt, und daß ſie ihres Weſens nur durch Anſtoß und Gegenwirkung inne wird.

Aber ſie wird es denn doch inne, und ſie gelangt zur Beſchauung ihrer ſelbſt in unausſprechlichen Gefühlen. Sie, ihr inneres Weſen, ihr wunderbares Ich, wird und iſt in allen Menſchen ſich ſelbſt ein Gegenſtand der Betrachtung, der Beurtheilung, und in dieſer Beurtheilung, der Freude und des Schmerzes, des Wohlgefallens und des Abſcheus, und zwar der nächſte, unmittelbarſte, wirklichſte, fruchtbarſte und intereſſanteſte von allen. Da wir den Werth der Dinge außer uns nach ihren Wirkungen auf uns beſtimmen, ſo muß unſere eigene innerliche Beſchaffenheit, weil ſie uns unmittelbar angeht, uns unendlich über alles andre wichtig ſeyn. Die Quaalen des Gewiſſens und der heimlichen Schaam, die Freuden der Tugend und die Gewalt der Ehre nehmen daher ihren Urſprung, und geben, in ihren wunderbaren Erſcheinungen, tauſend Beweiſe für mich an die Hand. Freylich muß, wie du erinnerteſt und ich zugab, unſer Bewußtſeyn durch Einwirkung von außen zuerſt geweckt werden; beſtehen aber und fortdauern kann es nur in ſich ſelbſt durch deutliche Erkenntniß, die dem Menſchen Perſönlichkeit, Freyheit, inniges Gefühl der Seele, eigentliches Leben giebt. Alſo iſt der Begriff, wenn gleich ſinnliche Empfindung unmittelbarer und früher iſt, dennoch wichtiger, fruchtbarer, höher und beſſer. Wir ſehen auch die Menſchen viel weniger durch wirkliche, angenehme und unangenehme, Empfindungen, als durch Meinungen und auf Meinungen gegründete Vorurtheile regiert. Und was am merkwürdigſten iſt, und eine tiefe Erwägung verdient: wir werden jeder ſinnlichen Vorſtellung und ihres Gegenſtandes überdrüßig, ſo bald ſich die innere Vorſtellung, der Begriff vollkommen gebildet hat. Der Kern iſt alsdann genoſſen, die Hülſe leer, und wir laſſen ſie liegen. Unſer Leben hienieden iſt nichts anders als eine ſolche fortgeſetzte Entſinnlichung der Körperwelt, und eine Verwandlung von Seele in Seele durch geſellſchaftliche Bewegung. Wir würden unſeres liebſten Freundes, wir würden unſerer ſelbſt überdrüßig werden, wenn in ſeinem oder unſerem Daſeyn ſich ein Stillſtand ereignete. Willkührlich demnach und unwillkührlich, aus Inſtinkt und Ueberlegung ſtreben wir insgeſammt, unſere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, Seele mit Seele zu durchdringen, und in dem Gefühl eigener, unabhängiger, immer weiter ſich ausdehnender Vortreflichkeit den höchſten Grad unſeres Daſeyns zu erhalten.

Worin aber menſchliche Vortrefflichkeit beſtehe, darüber iſt unter Menſchen von geſundem Verſtande nie ein Zweifel geweſen. Die Gaben ſind mancherley; aber jeder iſt vortreflich in ſeinem Maaß, deſſen Vernunft ſeine Empfindungen, Begierden und Leidenſchaften überſchaut und beherrſcht.

Ich ſage beherrſcht! denn Empfindungen, Begierden und Leidenſchaften müſſen da ſeyn, wenn ſich menſchliche Vernunft hervorthun ſoll. Aus ſtumpfen Sinnen werden nie helle Begriffe hervorgehen; und wo Schwäche der Triebe und Begierden iſt, da kann weder Tugend noch Weisheit eine Stelle finden. Kein Volk; keine Obrigkeit! Keine Obrigkeit; keine Gemeine! Je zahlreicher aber und je rüſtiger die Menge, deſto größer das Fürſtenthum!

Und gleich einem Fürſtenthum iſt die Vernunft, von der ich rede. Ihr gehört jenes herrſchende Gefühl, jene herrſchende Idee, wodurch allen übrigen Ideen und Gefühlen ihre Stelle angewieſen wird, und ein höchſter unveränderlicher Wille in die Seele kommt; ſie entwickelt in ſich ſelbſt jenen auf unüberwindliche Liebe gegründeten unüberwindlichen Glauben, und mit dieſem Glauben jenen heiligen Gehorſam, der die edelſte und höchſte Kraft des Menſchen, der die Krone ſeiner Freyheit iſt.

Unter allen Völkern und zu allen Zeiten iſt hierüber nur eine Stimme geweſen. Nicht den feurigen Sinn und das glühende Herz für ſich allein, ſondern den ſtarken Geiſt, der Herz und Sinn nach Geſetzen zu lenken wußte, haben ſie über alles bewundert. Einen Ageſilaus bewunderten ſie, wenn er den Preis der ſauerſten Arbeit, die Erfüllung ſeiner heißeſten Wünſche, den Ruhm Aſien erobert und den Thron des großen Königs umgeſtürzt zu haben, auf den erſten Wink der Ephoren dahin giebt, und nach Sparta zurück eilt, indem er, wie Xenophon ſagt, dem Gehorſam gegen die Befehle ſeines Landes und einem durch die Geſetze eingeſchränkten Anſehen, vor jenen großen Beſitzthümern in Aſien und vor der unumſchränkten Gewalt, die ſich ihm anbot, den Vorzug ertheilte. — Eben dieſen Ageſilaus, wenn er ſich dem Kuſſe der Liebe entzieht; ſeiner Leidenſchaft, der Betrübniß ihres Gegenſtandes, und dem gefälligen Rathe ſeiner Freunde widerſteht, und endlich zu dieſen ſagt, nachdem er eine Zeitlang nachdenkend und ganz in ſich gekehrt da geſtanden hatte: — „Laßt mich; denn ich kann euch verſichern, daß ich eine größere Wonne genieße, indem ich von neuem dieſem Kuß entſage, als wenn ich in dieſem Augenblicke die Gewalt erhielte, alle meine Wünſche zu befriedigen.“ — Einen Lyſander bewunderten ſie, wenn er von ſeinem Freunde, den er zum Könige, und, was in den Augen dieſes Freundes noch mehr war, zum Heerführer der verbundenen Griechen wider die Perſer gemacht hatte; wenn er von dieſem Freunde auf die ſchändlichſte Weiſe gekränkt, ſeine andern Freunde ermahnt, von ihm ſelbſt abzulaſſen, und ſich an den König zu hängen; wenn er dann dieſem Könige in den gemäßigſten Ausdrücken Vorſtellungen thut, und aus Pflicht gegen ſein Vaterland ſich als den emſigſten in ſeinem Dienſte zeigt. — Einen . . .

Woldemar! fiel Biderthal lächelnd ein — Bruder! Mit wem redeſt du? Woher ſind die Leute, die du anführſt? — Sind ſie aus unſerm Jahrhundert? Oder reißt das Feuer dunkler Weiſſagung dich hin?

Ich rede mit dir, antwortete Woldemar treuherzig, und meine Leute ſind Lacedämonier, gerade aus dem Volke, welches du vor andern angezogen haben würdeſt, um deine Lieblingsmeynung zu unterſtützen, und welches am eigenthümlichſten den Ruhm der Tugend beſaß. Und da wollte ich nur ganz ſachte dich auf die Bemerkung leiten, daß es nirgend Menſchen gegeben hat, die weniger nach Trieben und Leidenſchaften gehandelt, und ſich mehr um kaltes Blut und ruhige Vernunft bemüht haben, als eben dieſe Lacedämonier. Ihre ganze Zucht und Einrichtung gieng dahin, ſich von allen menſchlichen Gefühlen unabhängig zu machen, und nachher nur ſo viel davon wieder anzunehmen, als nöthig war, um einen brauchbaren Spartaner vorzuſtellen. Sie ſind der auffallendſte Beweis von der Uebermacht des Begriffes über die Empfindung; ſind, von dieſer Seite betrachtet, die erhabenſten Menſchen geweſen.

So zeigten ſie ſich aber nur in dem magiſchen Bezirk ihrer Verfaſſung, welches die zweyte Bemerkung iſt, worauf ich dich zu führen dachte. Wurden ſie aus dieſem magiſchen Kreiſe herausgeſetzt, ſo verloren ſie alle Haltung und begingen die niederträchtigſten und ſchändlichſten Dinge. Die Urſache hievon? — Sie waren nur für Sparta, nicht für die Menſchheit erzogen; ihre Tugend war eine blos bürgerliche Tugend!

König Pauſanias zog, als die Ehre ſeines Landes, gegen den Mardonius zu Felde. Als dieſer in der Schlacht gefallen war, und ein Bundesgenoſſe vorſchlug, an deſſen Leichnam die dem Leonidas von den Barbaren zugefügte Schmach zu rächen, ſo ſchalt ihn der Held, und ſagte: Sparta ſuche ſeinen Ruhm in der Mäßigung, nicht in einer niedrigen Rache. Er ſtellte kurz darauf zwey Gaſtmale an; das Eine mit Aſiatiſcher Pracht, das Andre mit Lacedämoniſcher Einfalt. Der Contraſt war auffallend; und Pauſanias rief aus: Welche Narrheit von einem Mardonius, der ſo köſtlich zu leben gewohnt iſt, Leute anzufallen, die alles entbehren können! — Und nun, wie plötzlich fiel er dennoch ab, und wie häßlich iſt nicht die Geſchichte ſeiner Verrätherey?

Andern Lacedämoniſchen Heerführern, die in ähnliche Umſtände verſetzt wurden, gieng es auf eine ähnliche Weiſe; dergeſtalt, daß ſogar ein Gylippus, der Befreyer von Syrakus, nachdem er eine Menge großer Thaten verrichtet hatte, der Verſuchung unterlag, die ihm anvertrauten zugeſiegelten Geldſäcke heimlich aufzutrennen, und ſein Vaterland auf die niederträchtigſte Weiſe zu beſtehlen. — Eine Prüfung von Lyſanders Leben würde uns noch weit andere Dinge ſehen laſſen; aber ich übergeh ihn lieber und laſſe auch den Ageſilaus unangefochten. — Genug: wenn ich die Tugend dieſes Volks an ſich, und dabey noch die Hinfälligkeit dieſer Tugend betrachte; ſo ſcheint ſie mir der Martern, womit ſie erkauft wurde, und des Opfers ſo vieler herrlichen und ſchönen Gefühle der Menſchheit nicht werth. Ich wenigſtens, wenn ich Kinder hätte, würde nie, um ihnen dieſe Tugend zu verſchaffen, ſie einer jährlichen Geiſſelung auf den Tod um den Altar der Diana, den Vorübungen zu dieſem gräßlichen Schauſpiel, und der Ausſendung auf Straßenraub und Meuchelmord dahin geben.

Was die wirklich großen und tugendhaften Männer aus den übrigen Staaten Griechenlandes angeht, ſo hatten dieſe ſicher ihre Vortrefflichkeit nicht allein der bürgerlichen Verfaſſung, worin ſie lebten, und den öffentlichen Sitten zu verdanken, ſondern eben ſo ſehr, und vielleicht in merklich höherem Grade, den Lehren der Weisheit wovon ſie durchdrungen waren. Der große Haufe, den allein die Form und gemeine Sitte bildete, war ſchlechter als bey uns. Wer die alte Geſchichte aus ihren Quellen geſchöpft hat, kann dies mit Händen greifen. In Wahrheit, man weiß nicht wie einem geſchieht, wenn man die Geſinnungen, die Meinungen und den Wandel dieſer Völker, ſowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten, etwas näher ſich vor Augen ſtellt. Ich las erſt neulich den Thucydides wieder, und mir fiel darin, als hätte ich ſie noch nie geleſen, jene Rede auf, welche vor dem Peloponneſiſchen Kriege von Atheniſchen Geſandten zu Lacedämon gehalten wurde. Die Athener hatten ihren Bundsgenoſſen allerhand Drangſale angethan, ſo daß dieſe zuletzt ſich empörten und zu Sparta um Beyſtand flehten. Da vertheidigten ſich die Athener nun, unter andern, durch folgende Gründe: „Auch ihr, o Lacedämonier, ſagten ſie, habt ja des Peloponneſes Staaten, die ihr beherrſcht, nach eurem Vortheil eingerichtet. Und hättet ihr euch damals, als Sparta ganz Griechenland anführte, auf immer behauptet, und bey der Herrſchaft verhaßt gemacht, gleich wie wir; ſo würdet ihr wahrlich die Bundsgenoſſen nicht weniger drücken, und euch gezwungen ſehen, entweder mit Nachdruck zu herrſchen, oder euch ſelbſt in Gefahr zu ſetzen. Eben ſo iſt auch unſer Verfahren weder ſeltſam, noch der menſchlichen Sitte entgegen, wenn wir die angetragene Herrſchaft angenommen haben, und dieſe nicht vermindern, von den wichtigſten Gründen genöthigt, von Ehre, und Furcht und Nutzen! Auch iſt ſolches keine Neuerung von uns; ſondern ein beſtändiges Geſetz: daß der Schwächere von dem Stärkeren gebändigt werde. Ferner dünkten wir uns ſelbſt der Herrſchaft würdig, und ſchienens auch euch, ſo lange bis ihr, die ſonſt den Nutzen erwogen, die Gerechtigkeit jetzt in Anſchlag bringt; welche noch keiner, wenn auch mit Gewalt etwas zu gewinnen war, vorzog, und den höheren Vortheil vernachläßigte. . . Wer die Macht zu zwingen hat, bedarf keiner Gerichte" u. ſ. w.

Eben dieſe Athener hören wir, einige Jahre ſpäter, den Meliern, die von ihnen unabhängig waren, drohend einſchärfen: daß ſie Leute vor ſich hätten, die wohl wüßten, daß man das genaueſte Recht in menſchlichen Angelegenheiten, nur unter Perſonen, die ſich unter einerley Umſtänden befänden, zum Maaßſtabe der Entſcheidung mache; wer hingegen die überlegene Macht in Händen habe, der gehe ſo weit, als er könne, und der Schwächere müſſe ſich darein ergeben . . . So hielten es die Menſchen alle, mit Bewilligung der Götter, die nicht anders wären.

Perikles, in der Ermunterungsrede an ſeine augenblicklich feig gewordenen, ſchon vor Sparta kriechenden Mitbürger, beſchwört ſie, bey ihren tyranniſchen Anmaßungen ſelbſt, nicht davon abzuſtehen, da ſowohl Gefahr als Ehre, eine billigere Denkungsart auf das dringendſte verböten.

Dieſelben Geſinnungen finden wir in den übrigen Staaten Griechenlands, ſo daß ſie auch die Bürger unter einander entzweyten, wovon immer der eine Theil den andern zu unterjochen ſtrebte, und den Vortheil des Stärkeren für den allgemeinen Geiſt der Geſetze anſah. Nicht die Entfernung willkührlicher Gewalt, ſondern ihren Beſitz wünſchte ſich das Volk; nicht die allgemeine Herrſchaft der Geſetze, ſondern die Herrſchaft über die Geſetze. Welcher Despotismus aber kann wohl ſchlimmer ſeyn, als Pöbel-Despotismus? Was verderblicher, als das Ringen nach Anſehen und Einfluß bey einer thörichten, ungeſchlachten Menge, die alles ſtraft, was ihr nicht gefällt: Tugend, oft und hart; das ſchlaue Laſter aber, ſelten? „Auch die beſte Erziehung, ſagt Plato *) und die edelſte Seele iſt nicht im Stande hiegegen auszuhalten, und wir werden niemals unter ſolchen Umſtänden einen wahrhaft tugendhaften Mann erblicken, es ſey denn, daß ſich unmittelbar ein Gott zu ihm herab laſſe." Daher das Lob derjenigen, als der weiſeren und beſſeren Menſchen, die ihr Leben in der Stille hinzubringen ſuchten, ſo daß auch vom Epaminondas gerühmt wird: Er hätte ſich nie eine Partey gemacht, als nur, um mit öffentlichen Aemtern verſchont zu bleiben. Die nemliche Denkungsart finden wir bey den Römern, wo Geiz und Herrſchſucht, auch ſchon in den früheſten Zeiten, die gemeinen Triebfedern waren.

Ich kenne die gute Seite neben dieſer ſchlimmen, und verhülle mir nicht ohne Mühe ihren Glanz. Aber folgende Sätze bleiben unbeweglich: — Daß, wo Menſchen bloß durch Neigungen und Leidenſchaften, welche Lage und Umſtände in ihnen erwecken, zu Tugenden geführt werden, ihre Tugenden nicht

---

*) Im VI. B. d. Rep.

anders als ſehr unrein und mit großen Laſtern vermiſcht ſeyn können. Ferner: Daß ſelbſt auch dieſe unreinen und mit ſo vielen Laſtern vermiſchten Tugenden, nur ſehr ſchwankende und hinfällige Tugenden ſeyn können. Erſteres iſt an ſich ſo klar, wird durch die alltäglichſte Erfahrung ſo ſehr bewieſen, und von eines jeden eigenem Herzen, wenn er es aufrichtig fragen will, ſo tief erkannt, daß es ekelhaft ſeyn würde, es noch lange beweiſen zu wollen. Das zweite iſt eine nothwendige Folge des erſten, und findet ſich überdem in der hiehin einſchlagenden Geſchichte, durch die auffallendſten Begebenheiten, auf jeder Seite beſtätigt. Umſtände und Lagen verwandeln ſich beſtändig; und ſie werden um ſo weniger durch vorhandene Anſtalten und Geſetze befeſtigt, je mehr die eigentliche bürgerliche Verfaſſung ſelbſt nur ein *Umſtand* — eine Folge blos natürlicher Triebe, eine Art von *Ungefähr* war. Ein Ruck nach dem andern muß da bald erfolgen, und immer größere Unordnungen zu Wege bringen. Das Uebel erſcheint deſto größer, je eingeſchränkter die Lage, und je angemeſſener dieſer eingeſchränkten individuellen Lage die Verfaſſung war. Alle Tugenden kommen um ihre Krücken und fallen danieder. Neigungen und Meinungen ſind nicht mehr dieſelben; jeder Privatmann hat ſeinen Sinn geändert: der öffentliche Verſtand muß zu raſen ſcheinen und die alten Geſetze leerer Dünkel werden. Da iſt keine Rettung, wenn nicht irgend woher ein freyer, aufgeklärter — philoſophiſch-heroiſcher Geiſt ins Mittel tritt und dem Unweſen abhilft. — — Es iſt nicht zu erzählen, und iſt nicht abzuſehen, was ein Solon, Numa, Pythagoras, Sokrates, Zeno, mit ihren Schülern, gewirkt und Gutes geſtiftet haben. Des göttlichen Nazareners, der in dem kleinen Judäa, wie verborgen, eine kurze Zeit umher wandelte; von jedermann verlaſſen, unter Spott und Schlägen, den Tod am Kreuze litt, und deſſen hinterlaſſenes Wort die Welt umgeſtaltet hat, erwähne ich nicht, weil ich nur menſchliche Kräfte und Mittel in Anſpruch nehmen, wägen und vergleichen will. — Und da iſt es unläugbar, daß philoſophiſcher Geiſt, das iſt überlegende, durchgreifende, nach ewigen Geſetzen waltende Vernunft, von jeher das Salz der Erde geweſen iſt. — Aber es will jetzt Mode werden, ſetzte Woldemar, etwas aufgebracht, hinzu — von Kenntniſſen zu reden, als wenn ſie dumm, von Theorie und Weisheit, als wenn ſie thöricht machten. Man verſchmäht Unterricht, Studium, Gelehrſamkeit, Bücher, als unwirkſame Dinge, und erwägt nicht, oder weiß nicht, wie viel das zu allen Zeiten gewirkt hat; erwägt oder weiß nicht, daß es die Gelehrten waren, die zu allen Zeiten im Grunde die Welt regierten.

Biderthal war in Nachdenken verſunken. Dorenburg aber faßte Woldemars letzten Worte auf, verbreitete ſich darüber, und führte, um es Woldemarn entgegen zu ſetzen, nach und nach alles herbey, was von Antiſthenes an, bis auf Mohamed, Montaigne und Rouſſeau, über das Unnütze in den Wiſſenſchaften, und das Schädliche in den Künſten: wider Philoſophen und Philoſophie — Wahres, Falſches und Scheinbares geſagt und gefabelt worden. Biderthal erwachte darüber und half. Henriette hetzte. So glitten ſie über die Hauptſache weg; ließen bey Seite und vergaßen alles andere, um nur auffallend darzuthun: daß die Wiſſenſchaften der Schlamm und die Grundſuppe menſchlicher Erkenntniß wären, die Geſpenſter des ehmals Wirklichen und Lebendigen, welche nun im Hauſe umgiengen und es unwohnbar machten. Ein Gelehrter, wurde behauptet, wäre das unthätigſte Geſchöpf unter dem Monde, das am Weſenloſen ſeine einzige Luſt hätte, eben ſo träge als unfähig, einen wahrhaft nützlichen Bürger abzugeben. Verſtand hätten wir immer genug, um gut zu ſeyn; die Einſichten giengen nicht in den Willen über, und machten — wie ſchon geſagt — das Herz nicht anders, worauf es doch allein ankäme; es wäre noch niemals nur ein einzelner Menſch, geſchweige denn eine Geſellſchaft, durch Geiſtes-Anbau beſſer geworden.

Woldemar hörte geduldig zu. Er ſah gern die Unterredung dieſe neue Wendung nehmen. Der Eifer ſeiner Freunde ergötzte ihn; er ließ ihm den Lauf. Zuweilen ſah er aus, wie betroffen, und als ob er nachdenkend würde. — Endlich fieng er an, an ſeinen Fingern auf und ab zu zählen, und dabey mit dem Kopfe, bald zu nicken, bald zu ſchütteln, wie einer, der nicht wüßte, was er von dem Dinge ſagen ſollte, das er dächte.

Eine Pauſe kam, und er fiel ein. — Epaminondas! — Xenophon! — Dion! — Archytas! — Perikles! — Thucydides! — Phocion! — Demetrius von Phalera! — Scipio und Polyb! — Cato! — Cäſar! — Brutus! — Cicero! — Plinius! — Antonin — Mark Aurel! — und wie viele andre? Lauter Männer, welche der Philoſophie und den Wiſſenſchaften ergeben; größtentheils mit Leidenſchaft ergeben waren! — Und man muß geſtehen, daß ſie in bürgerlichen Geſchäften ſich doch auch noch ziemlich thätig zu beweiſen pflegten.

Eine wunderbare Sache! meinte Woldemar: denn im Ernſte ließe ſich nicht wohl das für etwas leeres und nichtswürdiges achten, was Männer, die gewiß im Falle geweſen wären, den Werth der Dinge und ihren Einfluß auf die menſchliche Seele aus eigenem Gefühl und aus eigener Erfahrung zu ſchätzen, für ein ſo großes Gut gehalten hätten, daß ſie ſich nicht geſcheut, es gegen jedes andre auf die Wage zu legen.

Der erſte auf meiner Liſte, fuhr er fort, war Epaminondas. Von ihm merkte ich ſchon vorhin an, daß er öffentliche Bedienungen geſlohen habe. Liebe zu den Wiſſenſchaften, denen er alle ſeine Muße widmete, ſoll hievon die Haupturſache geweſen ſeyn. Dabey, ſagt die Geſchichte, ſang er und ſchlug die Zitter wie Damon; ſpielte wie Olympiodorus auf der Flöte; tanzte wie Calliphronus. Und dennoch wo iſt ein Held, der größer, wo ein Bürger, der beſſer genannt zu werden verdiente? — Ich übergehe die andern Namen, weil es mir genug ſcheint, an ſie erinnert zu haben, und weil mir ſo eben noch etwas viel ärgeres einfällt.

Es ſind die drey Mönche aus dem Hieronymiter-Orden, welche Ximenes, ſelbſt ein Mönch, mit unumſchränkter Vollmacht nach Amerika ſchickte, um in den Colonien neue Einrichtungen zu treffen. Dieſe Mönche, welche aus der Einſamkeit des Kloſters und dem ſogenannten Müßiggange der Studierſtube auf einmal in die Geſchäfte der Welt verſetzt wurden, ſah man Wunder der Thätigkeit, der Standhaftigkeit und der Weisheit verrichten. Sie bewieſen ein ſo tiefes Einſehen, eine ſo weit umfaſſende Klugheit, eine ſo große Mäßigung, Uneigennützigkeit und Herzhaftigkeit, daß ihr Verdienſt über alles Lob erhaben iſt. — Ein ähnliches Beyſpiel finden wir an Petro de la Gasca, welcher, um den Aufruhr des Pizarro beyzulegen, nach Peru abgeſchickt wurde. Er wollte keinen Ehrentitel, kein Gehalt, keine Begleitung; ſondern machte ſich allein, mit einem Bedienten, ſeinem Kirchenrock, und ſeinem Brevier auf den Weg. So langte er an, und verſuchte alles Mögliche, um in dieſer unſcheinbaren Geſtalt ſeine Abſichten zu erreichen, und weiter nichts als ein Diener des Friedens zu ſeyn. Als aber Nothwendigkeit und Pflicht es ihm geboten, ergriff er den Degen, ſtellte ſich an die Spitze des Heers und der Flotte, ſiegte, ordnete, kam wieder nach Spanien, und zog ſich in ſeine Einſamkeit zurück. Ueberhaupt waren die Geiſtlichen noch zu jener Zeit, durchgängig, die beſſeren, tüchtigeren Menſchen, weil ſie faſt die einzigen waren, deren Verſtand durch einen gewiſſen förmlichen Unterricht einige Ausbildung erhielt, und deren Lebensart ſtilles anhaltendes Nachdenken begünſtigte, und an Ordnung gewöhnte. Wie viele Grauſamkeiten haben ſie nicht in Amerika verhindert; wie vielen ſich mit Nachdruck und Gefahr, obgleich vergeblich, widerſetzt; wie manches Gute hie und da noch geſtiftet: ſie, und ſie allein!

Was ein Grad mehr oder weniger von Aufklärung vermag, davon erblicken wir im Groſen ein ſehr auffallendes Beyſpiel, wenn wir die Eroberung von Mexico durch den Cortes, und die von Peru durch den Pizarro, mit einander vergleichen. Bis zu den kleinſten Umſtänden iſt hier alles lautſchreyendes Zeugniß wider Eure Lehre.

Und haben wir nicht an den Katholiken und Proteſtanten in Deutſchland ein Beyſpiel in der Nähe? Wo liegt die Urſache, daß ſich unter dieſen ſo bald, in jedem Fache, die tüchtigeren Männer fanden? Daß ſie nicht nur in allen Wiſſenſchaften entſchieden ſich hervorthaten, ſondern auch die beſten Geſchäftsmänner, die größten Aerzte, Künſtler und Erfinder lieferten? Daß ſittenerhaltender Fleiß, blühendes Gewerbe, und Völker verbindende Betriebſamkeit gleichſam ihr Eigenthum wurden? Schon ins dritte Jahrhundert dauert dieſe Erſcheinung fort: denn noch ſind die Proteſtanten überall, bis zur niedrigſten Claſſe herab, und Zahl gegen Zahl, bey weitem die Geſchickteren, Sittlicheren, Emſigeren und Klügeren. Der Unterſchied iſt auffallend, wo beyde Partheyen neben einander wohnen. — Wie erklären wir dieſes? Doch wohl nicht aus der Verſchiedenheit des theologiſchen Lehrbegriffes! Wie denn Frankreich? das ganz katholiſch iſt, und doch keineswegs auf die angeführte Weiſe contraſtieren könnte. Alſo nicht in der Religion, ſondern in etwas Zufälligem, wenigſtens mit ihr nicht weſentlich Verknüpftem, muß jene merkwürdige, Deutſchland eigenthümliche Erſcheinung ihren Grund haben. Mir däucht, es bedarf keines ungewöhnlichen Scharfſinns um dieſen Grund im Ganzen der Erziehung und Anführung, in der Materie und Form des Unterrichts, wie er, vom lallenden Kinde an bis zum Lehrer der Beredſamkeit auf hohen Schulen, an beyden Seiten iſt und nicht iſt, zu entdecken. Die erſten Beförderer der Reformation waren Humaniſten, und ſo wurden die Humaniora bis zum A B C Buche herab bey der Gegenparthey verdächtig. Das Wort ſollte nicht weiter Fleiſch werden!... Genug an dieſem Winke, da es an ſich ſchon klar iſt, und keiner Ausführung an Beyſpielen bedarf, daß mit fantaſtiſchen oder abergläubiſchen Vorſtellungen verſchonte Köpfe, deſto mehr Raum für wahre und fruchtbare Begriffe behalten, und eigentliche Grundſätze nur in ihnen recht gedeihen können: daß Verſtändigung des Gewiſſens das Herz nothwendig läutert, ſeine Bewegungen richtiger und zuverläßiger macht; daß wahre Erleuchtung den Menſchen, unter allen Umſtänden, auch beſſert, und darum ſelbſt die geringſte wirkliche Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts, von unendlich guten Folgen ſeyn muß.

Noch eine ſehr merkwürdige Erfahrung! fuhr Woldemar fort; und die ganz hierhin gehört — dieſe nemlich: daß, gewöhnlich, wir den proteſtantiſchen Miſſethäter getroſter zum Gerichtsplatz wandeln ſehen, als den katholiſchen. Gleichwohl kann der Katholiſche, wenn er es von ganzer Seele iſt, ſich des Himmels vielleicht gewiſſer glauben, als der Proteſtant. Aber dieſer iſt durch das bischen mehr Unterricht, das er in ſeiner Kindheit genoſſen hat, eines geiſtigern Enthuſiasmus fähig, ſein Begleiter weiß lebhaftere und zuſammengeſetztere Vorſtellungen in ihm hervorzubringen, und das iſt genug, um ſeinen Muth und ſeine Kräfte ſo merklich zu erhöhen.

Noch ein letztes Wort, und ich ſchweige!

Die Welt iſt voll von dem Ruhme der Männer, welche die Stoiſche Schule hervorgebracht hat; und gewiß ſind ihre Tugenden und großen Eigenſchaften doch mehr dem Geiſte dieſer mächtigen Philoſophie, als dem Patriotismus oder irgend einer aus bürgerlichen Verhältniſſen entſprungenen Geſinnung beyzumeſſen. Eines Brutus, eines Cato will ich nicht einmal erwähnen, ſo ungünſtig jeder Tugend auch ſchon damals Roms Verfaſſung war; ſondern eines Soranus, eines Helvidius, eines Thraſea, die in Zeiten lebten, deren Verderbniß ſchaudern macht. Von Soranus und Thraſea ſagt Tacitus, daß Nero, nach Hinrichtung ſo vieler großer Männer, in dieſen beyden endlich die Tugend ſelbſt auszurotten geſtrebt habe. Ich weiß nichts rührenderes und nichts größeres als das Ende des letzteren. Da man ihm die Botſchaft ſeiner Verurtheilung brachte, war er in einer Unterredung mit dem Philoſophen Demetrius über die Natur der Seele begriffen. Er ging dem Quäſtor entgegen, und hierauf mit Helvidius und Demetrius in ſein Zimmer, hielt die Adern an beyden Armen hin, und als das Blut floß, rief er den Quäſtor näher, ſpritzte es über die Erde und ſagte: libemus Jovi liberatori! Jupitern dem Befreyer! .... O Freunde! — Der Menſch iſt durchaus gebrechlich und wandelbar in ſeinem Thun; aber wo er noch einige Größe, einige Standhaftigkeit zu beweiſen vermag, da vermag er es allein durch irgend einen hohen Begriff, der in ſeiner Seele herrſchend geworden iſt; da handelt er aus Vernunft, die das Leben des Geiſtes — Gefühl der Gottheit und ihrer Kraft iſt.

Henriette ſprang auf, ergriff Woldemars Hand, drückte ſie an ihr Herz und wollte ſie küſſen. In den Augen der übrigen ſtand es deutlich, daß ſie Theil an Henriettens Empfindungen nahmen, in ihren Dank willigten, und im Grunde des Herzens ihn beſtätigten.

Die Sonne iſt untergegangen, ſagte Woldemar; wir ſind tief im Walde: laßt uns aufbrechen, meine Freunde!

Es war ein ſchöner Heimweg für alle.

Woldemar wurde noch über ſeine Ausſichten in eine beſſere Zukunft befragt: Was er eigentlich hoffe;

ob er ein Ende ſehe; und welche Ordnung der Dinge alsdann ſeyn werde?

Woldemar bekannte, daß er kein Ende ſehe. Alle Veränderungen, die mit der Menſchheit vorgiengen, ſagte er, veränderten nur hie und da ihr äußerliches Anſehen, ohne jemals ihre Art zu verändern, und dem Sittlichen über das Unſittliche wirklich die Oberhand zu verſchaffen. Der große Hauſe der Menſchen bliebe in demſelben Grade eigenſüchtig, gewaltthätig, thieriſch — von Herzen laſterhaft. Zu einem äußerlich ſittlichen Verhalten bequemten ſie ſich nur aus Noth, der Verträglichkeit wegen; und ſo würden auch ihre innerlichen freywilligeren Tugenden nur aus Unbehagen erzeugt, nur um mit ſich ſelbſt einigermaßen leben zu können. Dieſe wie jenes, Gerechtigkeit und Weisheit, würden zu den Mühſeligkeiten des Lebens, zu den beſchwerlichen Ausgaben gerechnet, und man hielte für die Einnahme, was ungeſtraftes Laſter, willkührliche Gewalt, leichter und vollkommener verſchafften. Kurz, die Menſchen im Durchſchnitte ſähen es für ihren Vortheil an, dem beſſeren Theile ihrer ſelbſt, der eigentlichen Humanität, allen möglichen Abbruch zu thun, und ihre Brutalität in Freyheit zu ſetzen. Da es immer ſo geweſen wäre; und, nach ſeinem Urtheil, immer ſo bleiben würde, wenn nicht in dem Weſen ſelbſt des Menſchen eine Veränderung vorgienge, wodurch das Verhältniß ſeiner Neigungen und Kräfte umgekehrt würde: ſo hätte er aus voller Ueberzeugung wider die zu hohe Meinung ſeiner Freunde von den vergangenen Zeiten ſich auflehnen und die gegenwärtige Periode, als — vielleicht — mit beſſeren Dingen ſchwanger in Schutz nehmen können. Denn der ſittliche Trieb im Menſchen könnte zu wirken und auch in Abſicht des Ganzen der Menſchheit ſich thätig zu beweiſen nicht aufhören: er wäre die wahre eigentliche Menſchenenergie; Gott im Menſchen. Der Gegenſtand dieſes Triebes wäre — Tugend in eigener Geſtalt; nämlich: reine Tugend, Tugend als Zweck an ſich. Auf eine bewundernswürdige Weiſe hätte ſich dieſe Energie in Zeiten, wo Unſittlichkeit und Unvernunft alles zu verſchlingen drohten, mehrmals bewieſen. Welcher Geſtalt ſie unſern gegenwärtigen Bedürfniſſen zu Hülfe kommen würde, darüber hätte er keine Vermuthung;

nur dünkte ihm, eine große Veränderung zum Beſſern — oder der jüngſte Tag müſſe vor der Thüre seyn. Er verließe ſich darauf, daß Gott im Verborgenen regiere. Das Vergangene wäre ihm eben ſo räthſelhaft, als die Zukunft dunkel; doch hätte Geſchichte und Beobachtung ihn ſo viel gelehrt, daß in allem und durch alles ein freyes Weſen herrſche, welches wir vergeblich zu binden ſuchen. Dies nicht ſehen — dem Gotte mit Gewalt entfliehen, ſo gar ihn unterwerfen zu wollen, wäre Geiſt der Zeit — Aber Er würde ſich zeigen — unüberwunden!

Das Waldgeſpräch, und was auf dem ſtillen Rückwege bey zunehmender Dämmerung, während ein Stern nach dem andern hervor kam, und man beym Zuhören gleichſam dem Himmel in die Augen ſah, noch war geredet worden, hatte tiefe Eindrücke und einen lebhaften Reiz zum weiteren Nachdenken zurück gelaſſen.

Woldemar war entſchloſſen, es auf alle Fälle hiebey bewenden zu laſſen, und ſeinen Freunden nicht weiter einzureden. Er zweifelte nicht, daß bald ein ſehr gutes Gleichgewicht von ſelbſt ſich machen, alles ſich aufs beſte fügen und einrichten würde.

Der Erfolg rechtfertigte dieſe Muthmaßung. Oefter ſcherzte Woldemar nachher mit ſeinem Bruder und Dorenburg über ihre Streifereyen in ſein Gebiet, und wollte hoffen, es würde ihm doch wohl Noch einmal in ſeinem Leben ſo gut werden, daß er über ſie, als Sonderlinge — Schwärmer und Separatiſten den Kopf ſchütteln, und die gute Sache des Gemeinſinnes und herrſchender Gebräuche, als derſelben Stellvertreter, wider ſie in Schutz nehmen könnte.

Aber weit davon entfernt, daß dem Uebermüthigen dieſer Genuß zu Theil wurde, ſollte er im Gegentheil an ſich ſelbſt Dinge erfahren, die er keinem Seher geglaubt hätte, und wodurch er, wie es die Folge dieſer Geſchichte zeigen wird, auf einem langſamen äußerſt ſchmerzhaften Wege erſt zu einer tieferen Selbſterkenntniß gebracht wurde.

Biderthal hatte den Wunſch und die Hoffnung, ſeinen Bruder mit Henriette vermählt zu ſehen, unter allen dieſen Vorgängen behalten, und redete oft davon mit ſeiner Luiſe und bey Dorenburg. Allein ſie ſahen miteinander keine Möglichkeit dazu, ſo lange Hornich lebte, und enthielten ſich bey Henriette und Woldemar, die ſie von Herzen beklagten, dieſen Gegenſtand zu berühren, weil daraus nur mehr Mißmuth und eine höchſt unangenehme Verlegenheit entſtehen konnte.

Nun begab es ſich aber, daß Hornich, nach langem Kränkeln, ſichtbar ſeinem Ende ſich nahte; und da fiel es Biderthalen unmöglich, länger an ſich zu halten.

An einem Abend, da die Geſchwiſter bey Dorenburg ſehr vergnügt zuſammen bey Tiſche ſaßen, und Henriette unverſehens, ihres Vaters wegen, abgerufen wurde, hub er an —

Zuerſt von dem vielen Guten des thätigen, verſtändigen, von ſo manchen Seiten verdienſtvollen Greiſes, der nun bald von ihnen ſcheiden würde — und wie einem dieß alles ſo klar vorſchwebte, wenn man jemand dem Tode ſich nahen ſähe; wie man dann nicht begriffe, manches in einem ſo harten Lichte geſehen zu haben, und ſich nun Einſeitigkeit, Ungerechtigkeit, Perſönlichkeit, mit bitterer Reue, vorwürfe.

— Aber, ſetzte er hinzu: — Etwas Gutes, womit es hohe Zeit war, wird dieſer Tod hervorbringen.

. . Die unſelige Quälerey hatte überlange gedauert, und iſt mir vielleicht noch peinlicher als dir geweſen, lieber Woldemar! — Jetzt wird dir und noch Jemand bald geholfen ſeyn.

Woldemar verſtand nicht gleich.

„Unſelige Quälerey? — Geholfen, mir und noch Jemand? . . . .“

Biderthal lächelte. Luiſe, Dorenburg und Caroline mit ihm.

Nein, in Wahrheit! ſagte Woldemar. — Doch mußte er anfangen mitzulächeln.

Auf einmal verſtand er, fuhr zuſammen — ſprang, die Serviette wegwerfend, vom Stuhle auf und lief zu Biderthal, dem er um den Hals fiel: — „Meine unſelige Quälerey, du guter Biderthal! mein peinlicher, hülfsbedürftiger Zuſtand! — und küßte den Bruder, lachte, und küßte wieder. — Niemand begriff was ihm begegnete. Alle ſahen ihn verwundert an: Dorenburg und Biderthal mit Lächeln;

Caroline und Luiſe betroffen und ernſthaft. Er beſann ſich; erröthete.

Beſter! ſagte er zu Biderthal: deute mir das nicht unrecht, daß ich deiner zärtlichen brüderlichen Aufwallung ſo ungereimt begegne. Du kamſt mir zu unerwartet. Gleich verſtand ich dich nicht; und da ich dich verſtand, machten deine Ausdrücke mir den Contraſt meines wirklichen Zuſtandes, mit dieſem Zuſtande in deiner Einbildung ſo auffallend, und ſtellten mir die Sache in ein ſo comiſches Licht, daß ich mir nicht anders als mit Lachen und Aufſpringen zu helfen wußte.

Sieh, Lieber, fuhr er ſehr ernſthaft fort, ich bin gewiß, daß mir bey Henriette auch nicht ein einziges Mal der Gedanke gekommen iſt, daß ich ſie wohl zum Weibe haben möchte. Mein Verhältniß mit ihr nahm gleich von Anfang einen Charakter an, der jenen Gedanken ausſchloß, ihm allen Zugang wehrte — jetzt ihn eben ſo unmöglich gemacht hat, als den Gedanken, eine Perſon meines eigenen Geſchlechts zu heyrathen. Ihr wißt, daß ich Henriette häufig Bruder Heinrich nenne: ſo iſt mein Gefühl in Abſicht ihrer. Wie ihr dies nicht ſehen, wie ihr alle euch in Abſicht meiner Geſinnungen ſo gewaltig irren konntet, iſt mir unbegreiflich.

Du biſt ſehr platoniſch geworden, antwortete Biderthal! So habe ich dich ehmals nicht gekannt — das weißt du!

Aergere mich nicht mit dieſem Worte, erwiderte Woldemar; du weißt wie ich ſeinen gleißneriſchen Mißbrauch haſſe, von jeher ihn gehaßt habe, und du ſelbſt bezeugſt es mit deinem Vorwurfe! Gebe ich denn jetzt platoniſche Liebe vor? Bedarf ich eines ſolchen Vorwandes, irgend Eines? — Und was willſt du damit, daß du mich ehmals ſo nicht gekannt hätteſt? Was dir auch im Sinne liegen mag, ſo bin ich mir dagegen bewußt, immer noch platoniſch genug geweſen zu ſeyn, um nie an mein Herz zu drücken, was ich verachten mußte; platoniſch genug ſelbſt in den früheſten Jahren jugendlicher Ausgelaſſenheit, um doch nie dieſe Lippen, die ich allein der Freundſchaft und Liebe geweiht glaubte, mit einem leichtfertigen Kuſſe zu beflecken. — — Du wirſt mir auch nicht Schuld geben können, daß ich mich in ſogenannten — ehrbaren Liebeshändeln viel herum getrieben, mich leicht und gern darin verwickelt hätte. Gerade wegen der Reizbarkeit meiner Sinne, der Heftigkeit meiner Begierden, und wegen meiner überhaupt ſehr leidenſchaftlichen Gemüthsart, lernte ich bald das Zerſtreuende, Schwächende, Verwüſtende, das mit dergleichen verknüpft iſt, als etwas unerträgliches, mir ganz unleidliches erkennen; und bemühte mich nun aus allen Kräften, meiner Einbildungskraft Meiſter zu werden. Der feſte Entſchluß und das Gelingen war beynah Eins. Nachdem ich mir alle Anſchläge dieſer Art ſchlechterdings unterſagt hatte; keinen ſolchen Gedanken mehr aufkommen ließ: konnte ich mit den ſchönſten und angenehmſten Weibern vertraulich umgehen, ohne im mindeſten meine Ruhe zu verlieren. Wirklich, mein Freund, iſt das bey weitem nicht ſo ſchwer, als es verdorbene Menſchen uns überreden wollen; denn ſelbſt derjenige mächtige Reiz der Schönheit, welcher Leidenſchaft erweckt, kann die Seele wie lange entzücken, ehe ſich Begierden merken laſſen.

Gut, ſagte Biderthal: Wenn aber dies letzte nun dein Fall wäre?

Bin ich ein Knabe? erwiderte Woldemar —

Ich ſollte Liebe, leidenſchaftliche Liebe im Herzen haben, und es ſelbſt nicht wiſſen?

Ach! rief Biderthal wehmüthig aus — Du biſt ein ſo unbegreiflich ſonderbarer Menſch — Haſt dich ſchon oft ſo unglaublich getäuſcht . . . Wenn du abermals dich hintergiengeſt, dich verwickelteſt — Wenn ich dich wieder unglücklich ſehen müßte! O, Woldemar! . . .

Ein tiefer Seufzer brach ihm das letzte Wort im Munde, und er ſaß da — das rührendſte Bild zärtlicher Sorge und ächter Liebe und Treue.

Ueber Woldemar hatte ſich mit Biderthals Rede eine Fluth von Erinnerungen, Gedanken und Empfindungen ergoſſen; ſo, daß ihn der Anblick ſeines Bruders mit zehnfacher Gewalt erſchütterte. Er wollte ſprechen, ſeine Lippen öffneten ſich; aber ihrer zitternden Bewegung folgten keine Worte. Plötzlich traten ihm Thränen in die Augen. Er ſtand auf, und nachdem er einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen war, näherte er ſich Biderthalen, faßte ihn herzlich bey der Hand: — „Sey ruhig, Beſter! ſagte er zu ihm; ich bitte dich, ſey ruhig! Ich ſchwöre dir in dieſem feyerlichen Augenblick, daß ich für Henriette nichts, als die reinſte, heiligſte Freundſchaft empfinde; und alle Kenner des menſchlichen Herzens ſind darüber einig, daß Freundſchaft nie in die Leidenſchaft der Liebe ausarten könne. Warum willſt du, daß ich — wider die Stimme meines Herzens — die Freundinn zu meiner Gattinn machen ſoll? . . . Lieber! Es iſt unmöglich — Ich kann nicht!“

Woldemar wurde gefragt: Ob er denn entſchloſſen ſey, nie zu heyrathen? — Ob Henriette willens ſey immer ledig zu bleiben? — Nach letzterem hatte er nie geforſcht; über das erſtere erklärte er ſich zweifelhaft. So ſchieden ſie auseinander.

Henriette erfuhr dieſe Unterredung am folgenden Morgen von ihren Schweſtern. Ueber-Biderthals Anrede erröthete ſie; und daß Woldemar laut gelacht hatte, machte ſie ſtutzig. Nie war in ihre Seele der Argwohn gekommen, daß über ihre Freundſchaft mit Woldemar ein unrichtiger Gedanke möglich ſey; — ein Gemiſch von Unwillen und Schmerz bewegte ihr Inwendiges. — Und Woldemar — hatte nur gelacht! . . Doch fand ſie dies am Ende minder außerordentlich, und verwieß ſich ihre

Befremdung. Aber lebhaft fühlte ſie in dieſem Augenblick den Unterſchied — zwiſchen Mann und Jungfrau?

Ihre Schweſtern, denen die kleine Verwirrung, worin Henriette gerathen, nicht entgangen war, machten ihre eigenen Auslegungen darüber. Henriette ließ ſie nicht lange im Irrthum; ſie erklärte einerley mit Woldemar, und that es noch bündiger als er, und durchaus beſtimmter.

Du biſt alſo wohl feſt entſchloſſen nie zu heyrathen? ſagt Caroline.

Man kann nicht feſter, erwiderte Henriette.

Und Woldemar auch wird nie heyrathen?

Woldemar wird heyrathen, und du ſollſt ſehen, er heyrathet bald.

Ich bitte dich, Henriette, fiel Luiſe ein — aber du mußt nicht böſe werden — Da Woldemar erſt zu uns gekommen war . . .

Schon genug! ſagte Henriette. — Ich verlange das nicht zu läugnen, daß Woldemar Eindrücke auf mich gemacht hatte, wovon ich damals glaubte, daß Leidenſchaft ſie leicht zu Leidenſchaft würde beleben können. Woldemar kannte ſein Herz beſſer;

und ich — habe ſeitdem auch das meinige kennen gelernt. Nunmehr, nach der innigen Freundſchaft, die unter uns entſtanden iſt, kann ich mir Woldemar gar nicht mehr als Liebhaber nur denken. Ich bin gewiß, daß ihm in Abſicht meiner nicht anders zu Muthe iſt. Aber den Fall geſetzt, es wäre möglich, daß Woldemar nun auf einmal in Liebe gegen mich entflammte — ſieh! es würde dies eine Wirkung auf mich machen, wovor meine Einbildung ſich entſetzt — es wäre das Unglücklichſte, was mir begegnen könnte. Gut, daß ich eher des Himmels Einſturz zu befahren habe!

An demſelben Tage, gegen Abend, gieng Woldemar zu Henriette, um ihr den Auftritt bey Dorenburg zu erzählen. — „Ich weiß ſchon alles, unterbrach ſie ihn, da er anfangen wollte: Sie ſollen heyrathen; das ſteht Ihnen nicht an, und wir werden uns zanken — denn ich will es, Sie müſſen!“ —

Wenn ich muß; Wohlan!

„Deine Hand darauf!“

Woldemar zuckte — Henriette lächelte: „Nun?“

Henriette! Schweſter! — Was ſoll dieſer Scherz!

„Scherz! — Warum Scherz?“

Ach! rief Woldemar unwillig.

Sacht, ſacht! ſprach Henriette; ich habe Ihr Wort, und darauf fordere ich Ihre Hand. — Her, lieber Woldemar; her Ihre Hand — für Allwina Clarenau! —

Ey! rief Woldemar, das iſt ja wieder etwas Neues! —

„Etwas Neues? Nichts weniger! Ich hatte Ihnen meine Freundinn beſtimmt, noch ehe Sie bey uns waren. Dieſer Gedanke iſt mir von Tage zu Tage lieber geworden, und ich hätte Ihnen längſt davon geſagt, wenn nicht die Gewalt, welche Allwinens Vater dem meinigen über das Schickſal des guten Kindes gelaſſen hat, der Erfüllung meines Wunſches bisher im Wege geweſen wäre. Auf der ganzen Welt iſt ſo kein Mädchen für Sie wie unſere Clarenau.“

Allwina iſt ein liebes herrliches Geſchöpf, ſagte Woldemar; aber um des Himmels willen, warum ſoll ich denn durchaus eine Frau haben?

Henriette zuckte mitleidig die Achſeln: „Wunderlicher Mann! — um deſto glücklicher zu ſeyn; auch um mich deſto glücklicher zu machen.“

Sie heyrathen dann wohl auch?

„Wie mögen Sie nur ſo albern thun, Woldemar? Mit mir, mit Ihrer Henriette dergleichen — ja, Complimente? Als wenn nicht der Unterſchied in die Augen fiele? Mich verlöhren Sie beynah ganz, wenn ich meinen Stand änderte; Sie im Gegentheil, bringen mich um nichts, wenn Allwina Ihre Gattinn wird: vielmehr gewinne ich unendlich. Muß ich etwa der Länge nach dies auseinander ſetzen? — Hiezu kommt noch, daß ich, nach meines Vaters Tode, bey euch am liebſten meine Wohnung aufſchlüge.“ —

Woldemar umarmte ſeine Freundinn — Aber, ſagte er, ich fühle keine eigentliche Liebe, nicht die erſte Spur einer Leidenſchaft für Allwina; ſie iſt gewiß in demſelben Falle gegen mich, und ich kann nicht begreifen . . .

Halten Sie ein, Woldemar, erwiderte Henriette lebhaft; Sie würden mich zum erſtenmal in Ihrem Leben ungeduldig machen. — Haben Sie nicht hundertmal verſichert, daß Sie nie aus Leidenſchaft heyrathen — nie von einem Mädchen Leidenſchaft verlangen würden; man dürfe von keinem Mädchen, das ein ächtes Kind der Natur ſey, eigentliche Leidenſchaft erwarten: denn Mutter Natur habe das Weib nur zu Einer, der Leidenſchaft für die Kinder angewieſen; Mutterherz ſey ihr wahres, eigentliches Weſen. „Wo ein Weib — ſagten Sie — die Leidenſchaft der Liebe, gleich uns Männern, zu empfinden ſcheint; da wird faſt immer etwas unlauteres, verkehrtes zum Grunde liegen. Nicht ein herrſchender, unmittelbarer Trieb; ſondern Leichtſinn, Eitelkeit, ſchnödes Gelüſt reißt es hin. Und darum — fügten Sie hinzu — iſt ein ungetreues, buhleriſches Weib mit Recht für das niederträchtigſte aller Weſen zu halten" . . . Alſo, mein Freund, wäre das, was ſie eben vorzubringen gedachten, wohl nur eine Ausflucht geweſen; und was haben Sie Ausflüchte nöthig? Sie ſind in Verlegenheit, ich ſeh' es — das kränkt mich eben. Ueber meinen Antrag zu ſtutzen, war natürlich; wie Sie ihn aber von ſich weiſen — darin iſt . . .

Nicht wahr, ſagte Woldemar — darin iſt Verſtellung? — — Liebe Henriette! ich will Ihnen meines Herzens Gedanken treulich offenbaren. Allwina Clarenau iſt allerdings ein ſehr reizendes Geſchöpf in meinen Augen. Wohl iſt es mir auch einmal durch den Kopf geflogen: das wäre gerade eine Frau für dich! und vielleicht wäre der Gedanke öfter wiedergekommen, und hätte nach und nach mehr Raum gewonnen: wäre nicht das ſchöne innige Verhältniß mit Ihnen geweſen. So aber mochte ich mir nicht einfallen laſſen zu heyrathen, weil ich mir nicht wollte einfallen laſſen, daß Sie heyrathen könnten. Und dann: ich fühlte mich ſo glücklich in meiner Lage, — liebe Henriette, ſo weit über alle meine Hoffnung glücklich, daß ich mich vor der Sünde fürchtete, noch glücklicher werden zu wollen. — Noch glücklicher? — Sage, liebe Henriette, wäre es nicht Frevel? —

Und wäre es nicht Frevel auch von dir, deiner Freundinn einen Mann anzurathen, der doch an dir allein, obgleich nur in Freundſchaft, aber doch an dir allein nur mit ganzer Seele hängt? — Nein; laß, laß! — ich bitte dich, Engel, laß! —

Woldemar! ſagte Henriette, indem ſie ſich aufrichtete, und mit durchdringendem Blicke ihn faßte — Woldemar! Lieber! — nur ein wenig Beſinnung! — Für ſo gering wollten ſie Ihre Seele ausgeben, daß ihre Kraft an einem einzigen Gefühl erſchöpft wäre? Sehen Sie nicht, was für eine Schmach Sie auf unſere Freundſchaft werfen; was für ein läppiſches, ärgerliches Ding Sie daraus machen, ſo bald Ihnen dieſe im Wege iſt, alles ſeyn zu können, wozu Sie von der Natur den eigentlichſten Beruf haben? Antworten Sie mir nicht, dies laſſe ſich gegen mich ſelbſt zurückwenden. Sie wiſſen, was ich ſeit Jahren beſchloſſen hatte, und mit beſtem Grunde. Ueberhaupt iſt mit einem Mädchen der Fall durchaus anders. In meiner Lage nun gar, die ſo voll herzlicher Geſchäftigkeit, ſo voll wahres Lebens und Genuſſes iſt, daß ich ſchwerlich zu weit gehe, wenn ich meine Beſtimmung für ſo ſchön und gut und vollkommen achte, als irgend Eine. — Man bedenkt, man erwägt nicht genug, fuhr ſie lächelnd fort, welche nützliche Sache in einer großen Familie, ja im Staat, eine ledige Tante iſt. Sie hat alles Gute und nichts von dem Böſen einer milden Stiftung. Daß die mehrſten langweilig, verdrießlich, zänkiſch, läſtig, unerträglich ſind, iſt die Schuld der Perſon, nicht des Berufs. Dieſer ehrwürdige Beruf und Stand ſoll durch mich einmal ein Muſter bekommen; ich will — was noch keiner Tante eingefallen iſt — den Tanten zum Exempel leben — — Genug hievon — Und genug überhaupt. Wenn Ihre Freundſchaft zu mir das iſt, wofür ich ſie immer gehalten habe (und das muß ſie ſeyn, oder es iſt Grillenfängerey damit) ſo kann niemanden dadurch etwas genommen werden, am wenigſten dereinſt Ihrer Gattinn, wer ſie auch ſey. Allwina, die bisher ſo merklich dadurch gewonnen hat; die ſelbſt mich ausſchweifend liebt; wie könnte ſie dadurch verlieren? Allwina hat von jeher ihren eigenen Antheil an Ihrem Herzen gehabt, einen ſo eigenen vielleicht, als immer ich, und gewiß einen mehr unmittelbaren. Die Lieblichkeit des Mädchens, ihre köſtliche Unſchuld, die es einem ſo hell entgegen ſtrahlt, daß ſie unverführbar iſt, wie die Unſchuld eines Engels; ihre frohe Laune; ihre Argloſigkeit, Genügſamkeit, Selbſtvergeſſenheit... wie waren Sie nicht tauſendmal davon entzückt, ſind es alle Tage noch? — Und, Woldemar — die

Schönheit des holden Kindes! — Oder iſt Allwina vielleicht nicht ſchön? — (Woldemar mußte lächeln) — und auch vielleicht nicht jung? — Doch iſt ſie ſieben Jahre jünger als ich, eben im neunzehnten. Gewiß, lieber Woldemar, es iſt kein geringes Wunder, daß Sie neben Allwina Zeit behielten, mich ihre Freundinn werden zu laſſen. Wären Sie nicht der ſeltſame Mann, mit einem Kopf, der Ihnen wenigſtens eben ſo viel zu ſchaffen macht, als Ihr Herz, und mit dieſem ähnliche Bedürfniſſe hat: es wäre nie geſchehen — Und deſto ſchlimmer für Allwina! Wie vieles in Woldemar, das ohne mich nie an Allwina gelangt wäre!

Nicht weiter, Henriette! rief Woldemar. Ich verſtehe, ich fühle alles; aber ich bin betäubt. Wenn der Engel mir beſtimmt iſt, ich will ihn nicht von mir weiſen. Laſſen Sie mir Zeit.

Es war im März, da dieſe Unterredung vorfiel.

Einige Zeit darauf glaubte Hornich ſich von neuem zu erholen, und drang ſelbſt in Henriette, daß ſie die Clarenaus auf ihren Landſitz nach Parrelwieſen begleiten ſollte.

Dahin kam nun Woldemar öfter zum Beſuch. — Gieng und kam wieder. — Wollte nicht bleiben, und blieb jedesmal länger.

Henriette ſtand in ſehr geheimen Verträgen mit der Natur! Dieſe ſchien hier ganz mit ihr dazu verſchworen zu ſeyn, daß des guten Woldemars Herz von der Liebe beſchlichen würde. Wie ihm bald zu Muthe wurde, erhellt aus einem ziemlich dithyrambiſchen Briefe, den er in die Stadt an ſeinen Biderthal ſchrieb.

Am 23ſten April.

Ich glaube, Bruder, alle Nachtigallen haben ſich hieher in unſere Büſche beſchieden! Es iſt ein Singen, daß man es kaum aushalten kann. Alle die andern Vögel dazu. Das Heer von Lerchen, die in unterbrochenem Jubel einem über dem Kopfe ſchweben. Rund herum die ganze vollſtändige Symphonie. Und dann — höre! — die Wechſellieder der Nachtigallen durch alle den Geſang durch. Man weiß nicht, wohin man ſich kehren und wenden ſoll. Ruht das Ohr einen Augenblick, dann fallen alle die Baum- und Hecken-Blüthen über einen — alle das neu gewordene Laub . . .

Und ſiehe da, die herrliche Ebene; — das vielfarbene Grün dort im Thal! — O, und jene Hügel hinauf! Seitwärts die darüber ragenden Höhen! Hier — durch die Oeffnung — noch weiter! Alle Gipfel durchſichtig; alles ſo lüſtig, ſo voll lebendigen Othems, ſich anhauchend mit Wohlgerüchen, und ausſtrömend ſeine beſte Kraft in Schönheit und Anmuth . . .

Heute — Wir waren ausgewandert nach Brinken, ſtanden in dem unermeßlichen Obſtgarten, ſchauten in den Blumenhimmel ſchweigend, wonnevoll.

Man ſollte uns Milch in die Kirſchenlaube an dem einen Ende des Baumgartens bringen. Sie war gekommen; man rief uns; wir giengen.

Ausgeruht, erquickt, machten wir uns auf zum Rückwege — traten aus der Laube, ſchauten, entzückter, noch einmal in den Blumenhimmel, konnten die Füße nicht bewegen zum Weggehen.

„Nur Eins fehlt hier, ſagte Allwina; ich habe keine Nachtigall gehört.“

Da plötzlich, dicht über uns vom nächſten Zweige, das hellſte Schlagen, heller, ſtärker, fort bis zum Entathmen des Sängers — Es fuhr durch alle Glieder, in die Seele!

Wie mir nur wurde — auch ſo plötzlich! . . . Ich weiß, ich verſtehe es nicht.

Meine Begleiterinnen, die zwey lieben Mädchen ſtanden da vor dem Verzückten. — Gott! Ich wankte, taumelte nieder, verbarg mein Geſicht . . .

Die Sonne neigte ſich zum Untergehen. Sachte wandelten wir zurück nach Pappelwieſen. Ich, zögernd hinter den zwey Mädchen — in mich ſammelnd alle die Töne, die in meiner Seele angeſchlagen hatten, daß ſie nicht verhallten, wenigſtens nicht ſo geſchwind verklängen. Ein vieljähriges Gemiſch dunkler Empfindungen ordnete ſich in Accorde, und dieſe Accorde wieder in Melodie. In den ſchwindenden Sonnenglanz traten Sirius und Venus. Vor und nach erſchienen die übrigen Sterne. — —

— So weit hatte ich geſtern Abend geſchrieben. Jetzt komme ich von einem Spaziergange im großen Engliſchen Garten, mit Allwina zurück. Henriette hatte zu ſchreiben.

Du erinnerſt dich der offenen Seite, wo das Wäldchen — und alles, die ganze Gegend, ſchön, wie ein Paradies, vor einem liegt.

Wie ein Paradies! hatten wir öfter geſagt.

Es ſchwebte mir auf der Zunge, heute zu ſagen: — wie im Paradieſe!

Ich konnte nicht, fühlte, daß ich erröthete.

Wir wendeten uns linker Hand nach dem Waſſerfall, ſetzten uns nächſt dem großen Teiche, der ſo hell und ſchön da ſtand, daß man ſich nur gleich hätte hineinſtürzen mögen. —

.... Am Sonnabend ſchreibe ich dir wieder, und wer weiß, vielleicht etwas Merkwürdigeres.

Dein Woldemar.

... Es giebt eine Menge lieblicher Scenen, wo die verborgenſten Quellen der Seele ſich öffnen, und die ſich auf kein Schaugerüſt bringen — ſich weder malen noch beſchreiben laſſen.

Allwina ruhte an Henriettens Buſen. Da empfieng ſie Woldemars Gelübde, da ergab ſich ihre Seele dem Edlen.

Woldemar.

Zweiter Theil.

In der Nacht kam Biderthal mit einer Poſtchaiſe, um Henriette eilends abzuholen. Der alte Hernich war wieder eingefallen, und neue Zufälle verkündigten ihm ein ſchleuniges Ende.

Biderthal wurde von der Nachricht, daß ſein Bruder mit Allwina verlobt ſey, wie verſteinert; er konnte — er wollte ſie nicht glauben.

Seit jenem Abend, an dem ſich Woldemar ſo entſcheidend über ſein Verhältniß mit Henrietten wider Biderthals Meynung und Wünſche erklärt hatte, waren beyde Brüder über eben dieſen Gegenſtand öfter, und ein paar Mal ziemlich ernſthaft an einander gerathen. Biderthal ermüdete nicht; mit Begierde ergriff er jede neue Gelegenheit, das Aergerniß, welches er an der ſo verkehrten Denkungsart des Freundes und der Freundinn nahm, nachdrücklicher an den Tag zu legen. – „Endlich müßten ſie es doch einmal begreifen, meynte er, daß ſie unvermerkt gegenſeitig ſich nur überſpannt hätten, unverzeihlich jetzt ſich täuſchten, und in der drohendſten Gefahr einer ſchmerzlichen, zu ſpäten Reue ſchwebten." — Er redete vortrefflich, aber umſonſt, und mußte zuletzt, troſtlos und ermüdet, in Woldemars und Henriettens Vorſchlag willigen: dieſe Sache, nach ſo vielen von beyden Seiten mißglückten Verſuchen, den Gegner auf andre Gedanken zu bringen, wenigſtens eine Zeitlang bloß auf ſich beruhen zu laſſen.

Während dieſes Waffenſtillſtandes nun, war die Verlobung zwiſchen Woldemar und Allwina zu Stande gekommen.

So ſchnell und unvermuthet; ſo ſchlau; ſo tückiſch! . . . Biderthal empfand die peinlichſte Beſtürzung darüber. Er mußte nun auf immer ſchweigen, und ſchwieg.

Aber was bisher nur Tadel in ihm geweſen, wurde von dieſem Augenblicke an Bekümmerniß, Sorge, böſe Ahndung. Denn das blieb auch nach ſeines Bruders wirklicher Verlobung mit Allwina gleich ausgemacht bey ihm, daß im Grunde von Woldemars Seele *Henriette* die Braut ſey. Warum nahm er ſie denn nicht zum Weibe? — Daß ſie nicht gewollt hatte: dieſe Thorheit war Woldemars Werk; er hatte ſie ihr eingegeben, ſie dazu verführt. Nun blieb das treffliche Mädchen, ohne eigentliche Haltung unter Menſchen, auf eine eben ſo grillenhafte als unſichere Beſtimmung eingeſchränkt. — Warum? — Und wer konnte dafür ſtehen, daß Henriette nicht bald verſucht würde, das Glück irgend eines würdigen Mannes zu machen, und ſich mit ihm einen eigenen Heerd zu bauen? — Würde Woldemar dieß ertragen? Ertragen, daß Henriette einen andern näher anginge, einem andern mehr zugehörte und anhinge, als ihm; daß ſie, zerſtreut durch mannichfaltige Geſchäfte, in mannichfaltiger Liebe, nicht mehr die Eine, die Seine heißen könnte? — Wenn dieß geſchähe, glaubte Biderthal .... Ja, noch viel eher! Auf den bloßen Verdacht eines dahin gehenden Wunſches in Henriettens Seele, einer Möglichkeit, daß er ſich in ihr erregen ließe, würde ihm das Geheimniß ſeines eigenen Herzens offenbar werden; würde ihn unausſprechlich foltern; endlich ihn unter die Erde drücken.

Biderthal dachte ſich noch andre Möglichkeiten, wie ſeines Bruders Gemüth in Beziehung auf Henriette angegriffen, in Verwirrung geſetzt, und das künſtliche Gebäude ſeiner Glückſeligkeit auf die ſchrecklichſte Weiſe zerſtört werden könnte.

In dieſe Betrachtungen vertieſt, ſaß er ſtumm neben Henriette im Wagen, und war nur froh, daß er zu Pappelwieſen nicht hatte weilen dürfen, und daß ſeine ſichtbare Verwirrung auf ſeine Verwunderung, auf die Umſtände, auf den Wechſel und Contraſt ſeiner Empfindungen ſo füglich hatte geſchoben werden können.

Henriette fragte ihn, worüber er ſo in ſich gekehrt wäre; was ihn ſo ſonderbar ſtille machte? — Ich habe ausgeredet! antwortete Biderthal. — Henriette verſtand dieſe Antwort, und fragte nicht weiter.

Sie fand ihre Geſchwiſter in des Vaters Hauſe verſammelt. Er war etwas eingeſchlummert; und ſo konnte nun, nachdem Henriette von dem Zuſtande des Kranken alle Erkundigungen eingezogen hatte, und man wieder gelaſſener daſaß, die Wundergeſchichte von Woldemars Verlobung vorgenommen, erzählt, erläutert, und von allen Seiten betrachtet werden.

Biderthal ſah mit Befremdung, daß beyde Schweſtern und Dorenburg mehr erfreut und weniger erſtaunt waren, als er es erwartet hatte. Auch erſchien ihm etwas geheimnißvolles in ihren Mienen, welches ihn noch mehr verwirrte und beklemmte.

Eben dieſes nahm auch Henriette wahr, und ſo wie es ihr auffallender wurde, hub ſie plötzlich an: „Ihr habt etwas unter einander; was iſt es?“

Alle drey wurden roth — und nach und nach kam es herausgeſtottert: der Vater befände ſich in einer Art von Höllenangſt wegen Woldemar und Henriette, und würde nicht anders als voll Verzweiflung den Geiſt aufgeben, wenn er nicht von ſeiner Tochter das feyerliche Gelübde erhielte, daß ſie nie Woldemarn als Gattin angehören wollte. Denkt euch die Beklemmung, worin wir uns befanden, ſagte Dorenburg, und was für eine Wirkung die glückliche Nachricht, die ihr mitbrachtet, auf uns machen mußte. — Aber damit iſt nicht geholfen, erwiderte Henriette: denn ſo lange noch einige Hofnung zur Geneſung bey meinem Vater iſt, darf ihm Woldemars Verlobung nicht kund werden; und ihn durch die Erklärung, die er wünſcht, zu beruhigen, das iſt mir unmöglich. — Wie? warum denn nicht? fragten die geängſteten Schweſtern wie aus einem Munde. — Warum? antwortete Henriette, und ward feuerroth — Weil ich dem Haß, der Verachtung gegen den Beſten unter den Menſchen nicht die Hand bieten will; weil ich in keinen Bund treten will gegen meinen Freund! — Ein feyerliches Gelübde meinem Woldemar zur Schmach! — Ha! rief ſie, die Augen gen Himmel gewendet, und verließ ſchnell das Zimmer.

Als Hornich erwachte, war ſein erſtes Wort nach Henriette zu fragen. Sie hatte Zeit gehabt ſich zu faſſen, und war ſchon an ſein Bette geſchlichen: und ſobald man dem Alten geantwortet, ſie wäre da, ſtand ſie vor ihm. Wie er ſie erblickte, hob er Hand und Haupt ihr entgegen mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Zärtlichkeit. — „Liebe Henriette — ſagte er, und konnte vor Wehmuth es kaum über die lächelnde Lippe bringen — „ſieh! — du haſt mir Wort gehalten!"

Der rührende Sinn dieſer Rede ging Henrietten in die Seele; ſie ſank in die matten Arme ihres Vaters, und er liſpelte ihr an der Wange her: Ja, bis in den Tod, du gutes Kind! — Gott wird dirs vergelten!

Eine Weile nachher — Henriette ſaß jetzt neben ſeinem Bette ihm nahe gegen über — „Es kommt mir hart vor, daß ich ſterben muß, ſagte der Greis, denn du hatteſt mich vergeſſen laſſen, daß ich ſo alt war; du haſt mich ſo ſüß und ſanft ans Grab geleitet. — Aber dennoch — ich habe etwas auf dem Herzen; wenn du es mir davon nähmeſt — Ja, liebe Tochter; auch hinunter in die Grube könnteſt du mich ſanft geleiten!

Lieber Vater! rief Henriette, ich weiß ſchon, was Sie von mir verlangen; — ich bitte, hören Sie mich, glauben Sie mir! Woldemar hat nie Anſprüche auf mich gemacht; und eben ſo wenig habe ich den entfernteſten Gedanken, je die Seinige zu werden. Sie müſſen ſich erinnern, daß ich Ihnen das ſchon mehrmals bekräftiget habe. Ich wiederhole es, und ſchwöre Ihnen bey allem was heilig iſt, daß ich die lautere Wahrheit ſage. Wozu denn ein feyerliches Gelübde? Warum wollen Sie, ohne Noth, ſich ſo gehäſſig gegen einen Mann beweiſen, den Sie für den Aerger, den er Ihnen einigemal unbeſonnener Weiſe zugefügt hat — vorſetzlich beleidigte er Sie nie — lange genug beſtraft haben? O, beſänftigen Sie Ihr Gemüth; machen Sie Friede mit Woldemar; thun Sie es, lieber Vater, auf mein Wort — ihrer betrübten Henriette zu Liebe!

Beſte Tochter, antwortete der Alte, ſey verſichert, ich denke nicht daran, daß mir durch Woldemar je eine Minute unangenehm geworden iſt. Wollte Gott, er hätte mich aufs äuſſerſte gekränkt, und wäre nur ein anderer Menſch! Du ſollteſt ſehen, daß ich kein ſo unverſöhnlicher Mann bin. Und weſſen Herz iſt nicht voll Vergebung in der Stunde des Todes? — Bloß um dich iſt es mir zu thun. Woldemarn gönnte ich gern alles Glück, das du ihm gewähren könnteſt. Aber ſieh! ich habe genau auf dieſen Menſchen Acht gegeben; bin ihm um deinetwillen, da ich ſah, daß du dich immer ſtärker an ihn hängteſt, auf allen ſeinen Wegen nachgegangen; habe mich auf das ſorgfältigſte überall nach ihm erkundigt; und bin je mehr und mehr überzeugt worden, daß er ein Menſch von durch und durch verkehrtem Sinn, ohne Geſetz und Gott, ein wahrer Freygeiſt iſt. Dabey hitzig, ausſchweiſend, unbeſonnen. . . Kurz, ich weiß kein Unglück, das du nicht mit ihm zu befahren hätteſt; du wäreſt verloren für dieſe Welt, und wahrſcheinlich auch für jene.

Die Ankunft der Aerzte unterbrach dieſe Unterredung. Hornich errieth aus ihren Mienen, daß es um ihn geſchehen wäre, und er drang in ſie, um ſo genau wie möglich zu erfahren, welche Friſt ihm noch bliebe. Aus ihren Antworten ließ ſich abnehmen, daß er es höchſtens bis an den dritten Tag — vielleicht aber auch nicht einmal bis an den morgenden bringen würde. Henriette, die einen ſo plötzlichen Wechſel nicht vermuthete, gerieth in die äuſſerſte Beſtürzung. Der Alte ſchien wunderbar gefaßt; nur daß ihn die Angelegenheit wegen ſeiner Tochter ängſtigte. Er eilte die Aerzte von ſich wegzuſchaffen. Henriette wollte ihn nun ohne Verzug durch die Entdeckung von Woldemars Verlobung mit Allwina beruhigen. Hornich erſchrak über die Nachricht. „Das gute Blut! ſagte er. Ach! dawider kann ich nichts; es iſt zu ſpät — doch vielleicht wird es noch rückgängig. Bey Leuten, wie Woldemar, kann man auf nichts rechnen. Da du aber anderer Meynung biſt, ſo ſehe ich nun gar nicht mehr, was dich abhalten könnte, mein Verlangen zu erfüllen, und dadurch eine Angſt von mir abzuwälzen, die mir bitterer als der Tod iſt.“ —

Henriette weinte heftig. Sie ſtürzte neben ſeinem Bette auf die Kniee, und trug ihm die Gründe ihrer Weigerung mit ſo viel Stärke, auf eine ſo zärtliche und rührende Weiſe vor, daß der alte Vater äuſſerſt davon bewegt — aber nicht überwältigt wurde. Dieſer Kampf vermehrte die Unruhe ſeines Gemüths bis zum Tumult; unverſehens ſah man ihn von einer Athemsnoth ergriffen, die in wenigen Augenblicken ſo fürchterlich zunahm, daß Henriette laut um Hülfe ſchrie, und alle nicht anders dachten, als es wäre aus mit ihm. Henriette glaubte zu vergehen, ſo unerträglich war ihr der Gedanke, das Leben ihres Vaters auch nur um einige Stunden verkürzt zu haben. Er kam wieder zu ſich. Unterdeſſen waren zwey der nächſten Anverwandten, und mit Alkam, der um ſeinen ſterbenden Freund ſehr geſchäftig war, der Beichtvater gekommen. Dieſer, ein guter rechtſchaffener Mann, wußte um Hornichs Bekümmerniß, und hatte ſich viele Mühe gegeben, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Jetzt ſuchte er, mit der größten Sanftmuth, Henriette zum Nachgeben zu bewegen. Allkam redete nach ihm, und vertilgte die Eindrücke des frommen ehrwürdigen Mannes durch ſeinen hämiſchen Eifer. Henriette konnte den Haderer, der, voll Haß gegen Woldemar, ihr die kränkendſten Dinge ſagte, nicht länger anhören. Sie floh zu ihren Schweſtern.

Dieſe ſetzten ihr mit Bitten und mit Thränen zu. Dorenburg mit Bitten und mit Gründen. Er meynte: Woldemar ſelbſt würde es ihr nicht gut heißen, — es wäre wider ſeine Grundſätze — wenn ſie einer eingebildeten Pflicht, einer bloßen Grille wegen, wirklich übel thäte, und mit ihrem Gewiſſen ſich entzweyte. — Das paßt hier nicht, antwortete Henriette — Ach, Dorenburg! Was man ſo ſpricht — das iſt nur geſprochen; wo es gelten ſoll, findet man die Sache anders — O, da iſt ſie oft ſo ganz anders!

Luiſe gab leiſe den Rath, man ſollte heimlich einen Boten zu Woldemar ſchicken, damit er in die Stadt käme. Dieſer Gedanke gefiel Biderthalen. Aber Henriette, welche aus dem Hin- und Herflüſtern Verdacht ſchöpfte, und hinter den Anſchlag kam, äuſſerte ſich mit Unwillen darüber. — „Ihr verſteht meinen Eigenſinn nicht, ſagte ſie; ihr nehmt die Sache von einer Seite, wo es ſehr verkehrt wäre, ihr die mindeſte Wichtigkeit zu geben . . .“

Biderthal entfernte ſich.

Sie unterlag endlich. Der kommende Tod, den ſie immer näher und näher ſich an ihren Vater lagern ſah; ſein fürchterlicher Arm ſchon zwiſchen ihr und ihm, um ihn von ihr wegzureißen — das erſchreckte ihren Geiſt bis zur Verwirrung, und betäubte ihre Sinne. Jeder angſtvolle Blick, den der Sterbende auf ſie warf, brach ihr das Herz; mit jedem zuckte, wie Blitz in der Nacht, der Gedanke ihr durch die Seele: Wenn er noch zu retten wäre? Könnte, wie ſo mancher, von dem Rande des Grabes zurückkehren? — wenn dieſe Blicke um Leben fleheten! — um Leben — bey ſeiner Tochter! — daß ſie ihm die Hand böte umzukehren: — und ſie weigerte die Hand — und ſie ließe ihn hinabſinken! . . . Sie fiel in Ohnmacht über dieſe Vorſtellungen: und da ſie wieder zu ſich kam, ſtammelte ſie bebend, blaß und blind: — — ich will es thun!

Die Sache wurde ſchnell ins Werk gerichtet, und der befriedigte Vater verſchied ungefähr vier und zwanzig Stunden nachher gegen Abend.

Daß Woldemar auf die Nachricht von Hornichs Tode in die Stadt fliegen würde, war natürlich zu erwarten, und darüber gerieth nun ſein Bruder die Nacht durch auf allerhand Betrachtungen. Voll davon eilte er am frühen Morgen zu Henriette, um ſie zu bewegen, von allem Vorgegangenen Woldemarn doch ja nichts zu offenbaren. — „Sorgen Sie nicht, ſagte das betrübte Mädchen. Wie ſollte ich in aller Welt es angreifen, Woldemarn dieſe Begebenheit vorzutragen? Und das wäre doch nur das geringſte. Was geſchehen iſt, ich fühl' es, iſt nicht gut . . . Gott! Nach ſo langem heftigen Widerſtreben — wenn ich unterliegen — mich doch zuletzt ergeben ſollte: Warum nicht lieber auf das erſte Wort? . .

O ich weiß — ich weiß nur zu wohl, daß ich ſchweigen muß! — Und mit einem ſchmerzvollen Seufzer: — „Arme Henriette, daß du nicht entſchloſſener, daß du nicht ſtärker wareſt!“

Es fiel Henrietten unerträglich, nach ihres Vaters Beerdigung länger in ſeinem Hauſe zu bleiben; und ſchleunig wurde Anſtalt gemacht, daß ſie zu ihrer älteſten Schweſter, der Dorenburginn, ziehen konnte. Ihr Vorhaben war, ſich hier ſo lange aufzuhalten, bis ihre Freundinn Mutter würde; dieſen Sommer durch aber bey ihr auf dem Lande zuzubringen.

Sie litt nicht, daß Woldemar länger als acht Tage in der Stadt verweilte, und von Allwina hatte ſie zum voraus ſehr ernſtlich begehrt, daß ſie gar nicht herein käme: — dagegen wollte ſie, ehe ſechs Wochen um wären, ſich in Pappelwieſen zu ihnen geſellen.

Nachricht von dort erhielt ſie unterdeſſen mit jeder Gelegenheit; oft an demſelben Tage mehr als einmal. Es waren nicht immer Briefe, ſondern mehrentheils — ich weiß keinen eigentlichen Namen dafür; und wozu brauchen wir Namen?

Hier ſind zwey dieſer Stücke; denen zu mehr als einem Ende hier ein Platz einzuräumen iſt.

Am 12ten May.

„Wie behaglich ich zwiſchen dem Grün und den Blüthen — Nachtigallen- Finken- und Lerchengeſang daher wandelte; der weichenden Sonne nach; entgegen der Abendſtille! Dünnes mit Lichtſtreifen durchſchoſſenes Gewölk über den ganzen Himmel. — Zu dieſer ſüßen Tagesdämmerung nun allmählich Dämmerung der Nacht — und tüſchender Schauer. Aus den Dörfern umher das Maygeläute, — nicht mit dem Wehen der Lüfte, — kaum daß ihr Wallen die Blätter bewegte — es ſchlich von ſelbſt an mein Ohr in immer gleichem Klang und immer eben zuſammen: und eben ſo an mein Auge das Grün und die Blüthen; kein raſcher Lichtſtrahl, der mir die Gegenſtände aufdrängte; ich genoß alles in Freyheit, in Ruhe, ſchwebte im Meere der Allmacht ... Und eben ſo ſanft und leiſe, wie der Alliebende, wie ſein Frühling um mich her — eben ſo leiſe, ſanft und liebend faßte Ihre Hand die meinige: nicht damit ich umblickte; — auch blickte ich nicht um: — aber vor mir hin auf dem ſchönen Pfade lächelte ich mit verdoppeltem Entzücken die ganze Schöpfung an.“

Den 20ſten May.

„Wir hatten am Abend dieſes etwas ſchwülen Tages am Waſſerfall geſeſſen, und den ſchönſten Sonnenuntergang betrachtet. Nun zogen wir, durch leuchtende Schatten, am Ufer des Fluſſes her, und blieben ſtehen an der Wendung, wo das Auge einen Theil ſeiner Krümmung überſchauet. Ein bezaubernder Anblick: wie die ſchlanken flammenden Pappeln ſich in ihm ſpiegelten. Es ſchien, als hätten ſie zur Luſt ſich untergetaucht, und es durchführe ſie das ſüße Schrecken der angenehmſten Empfindung. Wunderbar ergriff einen das Geregе umher in allen Blättern. Uns wurde als ſchwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwiſchen den Aeſten liſpelten, und über den kleinen Fluß glitten, und mit der ganzen Natur ſich ergötzten. — Da kamen die Sterne hernieder. Der blaue Himmel ſchwamm zu unſern Füßen. Es hatte der Unermeßliche ſich in niederes Gebüſch zu uns gelagert.

Waſſer der Himmel — in Waſſern der Erde!

. . . Leben — in Leben hinübergeſtrahlt! — . . . Kraft — mit Kraft ſich begattend! . . .

Hohe Ahndungen ergriffen meinen Geiſt. Meine Seele wähnte, dem Unbegreiflichen ſich zu nähern. Sie, die einſt nicht Einer Vorſtellung ſich bewußt war, nun ſo voll Empfindung und Gedanke! Eigenes, gefühltes Daſeyn — aus dem Nichts! — Schöpfung!"

Dergleichen Aufſätze floſſen häufig aus Woldemars Feder, und waren nicht beſtimmt, von jemand außer ihm geſehen zu werden. Er nannte ſie die Schatten ſeiner abgeſchiedenen Stunden, in dem nemlichen Sinne, wie man auch die Seelen pflegt Schatten zu nennen.

Die Vermählung wurde nicht lange verſchoben; aber man hielt ſie, aus Familienurſachen, geheim. Erſt im Winter, wenn man vom Lande zurückgekommen ſeyn würde, ſollte ſie bekannt gemacht werden.

Woldemar fand ſich wie in eine neue und beſſere Welt verſetzt. Es war ganz über ſeine Erwartung, was er Allwina in ſeinen Armen werden ſah, und er konnte es nicht ergründen. Nie hatte jemand auf dieſe Weiſe Theil an ihm genommen, ſo wunder lieb und lauter, ſo aus ganzer Herzensfülle, bis zur blindeſten Parteylichkeit, und doch ohne Leidenſchaft. Es ſchien ihr ausgemacht, ſeitdem Woldemar ihr Mann ſey, habe ſie weniger Recht an ihn als zuvor; ſie hatte ſich ihm völlig hingegeben, alle ihre Anſprüche mit, auch die an ihn ſelbſt. Seiner Liebe zu ihr freute ſie ſich; aber in der That mehr, weil ſie fühlte, daß Woldemar dadurch glücklich wurde, als daß ſie dabey an ſich gedacht hätte: nur ſein Wohl war ihre Sorge, ihr Wunſch; und wie das alles in ihr beſtand und aus ihr hervorging — man mußte glauben, ſie wäre durch eine unmittelbare Einwirkung des Himmels dazu begeiſtert worden. — Ich wiederhole, Woldemar wußte es nicht zu ergründen, und das ſchwellte ſein Herz nur deſto höher von Wonne; es ſtand unter einer Fluth ſüßer, nie gekannter Empfindungen. — Und die Fluth hob ihn empor und trug ihn zurück — ſanft hinauf den Strom bis zu den Quellen ſeines Lebens. Von allem erwachte wieder in ſeiner Seele die Erſte friſchblühende Empfindung. Der Frühling ſeines Daſeyns wurde ihm wiedergegeben, — eine zweyte

Jugend, voller und kräftiger als die Erſte, — Unſchuld, Zuverſicht und Paradies.

Henriette, welche um die verſprochene Zeit angekommen war, und zu Pappelwieſen für den ganzen Sommer ihre Wohnung aufgeſchlagen hatte, ſah das alles, und konnte faſt die Wonne nicht tragen, die ſie empfand. Von der einen Seite war ihr der Gedanke ſüß, daß ſie die Glückſeligkeit ihrer Freunde, großen Theils, als ihr Werk anzuſehen hatte; von der andern Seite aber machte eben dieſer Gedanke ſie manchmal beklommen: er erlaubte ihr nicht, ihren Jubel auszulaſſen. Wenn nur ein Mittel wäre, wünſchte ſie tauſendmal, Woldemars und Allwinas Dankbarkeit gegen ſie aufzuheben; beyde zu der Erkenntniß zu bringen, daß ihr Verdienſt um ſie nur dem Anſchein nach ſo groß; aber im Grunde — ſo gar nichts ſey — „Denn," ſagte ſie, „was habe ich aufgeopfert? War wohl ein widerſprechendes Verlangen in meinem Herzen, das ich unterdrücken mußte? Hab' ich nicht meine eigenen Wünſche befriedigt — alle meine Wünſche? . . — Das habe ich gethan: ich habe von ganzer Seele geliebt, was ich von ganzer

Seele liebte — gethan, was ich nicht laſſen konnte: — Und dafür — Dank? . . . .

Aber auch die Art Verſchloſſenheit, die aus dergleichen Beherzigung folgte, mußte Henrietten neue Seligkeit bereiten; leiſe, aber tief und beſtändig war ihr Inwendiges bewegt. Allwina fand oft die Liebenswürdige, ſitzend oder wandelnd in ihrer Demuth, mit eingekehrtem Blick; — ſchlich dann geſchwind ſich hin an ihren Hals — liſpelte alle Namen des Himmels in ihren Buſen — drückte mit geſchloſſenem Auge die Freundinn ſanft an ſich, und verſchwand. — Woldemar aber konnte nicht immer ſein Herz übermannen; gemeinſchaftlich mit Allwina zwang er Henriette, daß ſie ſich hingeben mußte ihrer Dankbarkeit, ihrem Preiſe — — „Ja," rief dann das fromme Mädchen, „ja, Dank ſey dem Höchſten, ich habe euch glücklich gemacht; ewig, ſollt ihr mir danken: und ich gelob' ihn, ich weih' ihn dem Himmel, allen dieſen Dank!"

Woldemar kam ſelten, nur wenn es die äußerſte Noth ſeiner Geſchäfte wegen erforderte, in die Stadt. Den ganzen Auguſt und noch einen Theil des folgenden Monats blieb er ununterbrochen auf dem Lande, und ohne allen Beſuch: denn Biderthal hatte ſeine Frau ins Bad begleitet; Dorenburg konnte wegen Biderthals Abweſenheit nicht wohl aus der Stelle; und ſeine übrigen Freunde oder Bekannten waren zerſtreut. Von den Briefen die er während dieſer Zeit an ſeinen Bruder ſchrieb, wollen wir nur Einen, aber dieſen auch ſeiner ganzen Länge nach, mittheilen, wie er vor uns da liegt.

Woldemar an Biderthal.

Pappelwieſen, den 23ſten Auguſt.

Liebſter Biderthal, ich mache mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich beynah drey Wochen Dich ohne Briefe von mir laſſen konnte. Allwina und Henriette haben mich genug ermahnt; mein eigenes Herz noch mehr — aber ich konnte nicht! Eine Menge Blätter will ich Dir zeigen an Dich worauf ſehr deutlich zu leſen iſt — Monat und Tag; auch etliche mit einer halben Zeile wirklichen Briefs; — etliche ſogar mit einer ganzen Zeile; — mit zweyen, mit dreyen — Aber dann wollte es für die Welt nicht weiter!

Ich begreiſe nicht mehr wie ich es ehmals anſing, daß ich an Leute, die mir das gar nicht waren, was Du mir biſt, ſo lange Briefe ſchreiben mochte. Der halben Welt bin ich Antworten ſchuldig. Ich werde erinnert, geplagt, zum Mitleiden gereizt — weiß mir nicht zu helfen, und werde zornig. Mir däucht, es müßte mein Feind ſeyn, der mir zumuthete, meine Empfindungen auf den Grad herunter zu bringen, in welchem ſie ſich ſchreiben laſſen. Die edle unwiederbringliche Zeit auf dieſe Weiſe zu verlieren! Ich ſoll aufhören zu leben, damit ein andrer zu leſen habe! Im ganzen Ernſt, wenn ich mir einen ſo theuren Freund gedenke, der das will, und mit zärtlich verdrießlichem Geſicht daſitzt, und zwiſchen den Zähnen murmelt, weil ich das nicht will — Ich kann hämiſch gegen ihn werden, vom Stuhl aufſpringen und ihn nicht mehr anſehn.

Freylich kommen hernach vernünftigere Augenblicke, worin ich fühle, daß ich Unrecht habe; daß ich ſträflich bin; wo ich gegen mein Gewiſſen nicht aufkommen kann: — Und das iſt eben mein Unglück!

Aber nun, was ſoll dieß alles hier? — Vielleicht eine Entſchuldigung gegen Dich? — Ja, wenn man einmal ſo tief im Unrecht ſitzt, dann rede ſich einer heraus!

. . . Lieber, ich habe eben Deine zwey letzten Briefe zur Hand genommen und ſie wieder durchgeleſen. Mir wurde doch ganz bange ums Herz dabey, und ich dankte Gott, daß wenigſtens Allwina und Henriette an Deine Frau geſchrieben hatten, und letzte eine ziemlich lange Epiſtel auch an Dich. — Du kennſt mich; Du fühlſt meine Lage: alſo verzeih! Nein — nicht verzeihen, Biderthal; d. Bruder danken ſollſt Du dem Himmel, der mich ſo glücklich machte, daß ich Dirs nicht ſagen konnte, und Dich verſäumte! Ich weiß, ich kann das von Deinem edlen brüderlichen Herzen fodern: und dieſes Zutrauen — Lieber! iſt es nicht mehr werth, als tauſend Briefe, und ſagt es nicht alles?

Seit geſtern bin ich hier ganz allein. Die beyden Tanten mit Allwina und Henriette ſind nach Schellenbrug, kommen aber dieſen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf dieſe kurze Zeit in Einſamkeit verſetzt zu werden; ich habe köſtliche Stunden zugebracht. Noch war ich nicht Einmal zu einem ſolchen alleinigen, ganz ſtillen Anſchauen meiner Glückſeligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht darnach geſehnt; aber mir geſchah unausſprechlich wohl, da ich nun von ungefähr dazu gelangte. — Könnte ich Dir einigermaßen nur bedeuten, wie mir war, und wie mir iſt!

Sobald meine Reiſenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der eine Nußbaum diente mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen gieng ein ſtarker Wind. Man hörte ſein Anfallen an das dichte Gebüſch, wie er die Aeſte bog und die Blätter drängte, — dann im Laube verwehte, — drinnen zum ſanfteſten Lüftchen wurde — und zwiſchen den jungen Eſchen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haſeln in vieltönigem Geliſpel ſich verlor; — dann wieder majeſtätiſch rauſchte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume, — und beynah Sturm war in ihren Gipfeln. — In den mannichfaltigen Millionen Blätter, welch unendliches Spiel! Welch ein Wallen und Wühlen der Aeſte! — Unter und über das luſtige Laub-Meer! — Ergriffen von ſeinen Wogen ſchwamm mein Auge hinweg in die ſchöne Fluth, und ließ ſich von ihr verſchlingen. — — Leiſe rieſelte unterdeſſen der liebe Bach an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlünde; — und die Fiſche hatten ihren Scherz, mit Springen, Schnalzen und Klatſchen. — — Der mächtige Stamm, an den ich geſtützt war, ſchwankte, faſt unmerklich, hin und her — bald ſtärker bald ſchwächer; wiegte meinen Rücken und bewegte ſanft ſchauerlich mein Haupt. — — — Nie war meine Seele ſo in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Weſen! — Ewigkeit, mein fliehendes Daſeyn!

Ich verließ nach einer Weile den Platz; aber die Empfindungen, die er mir gegeben, folgten mir nach. Wohin ich wandern mochte, fand ich denſelben Zuſtand. Alles entzückte mich ſo wie es war. Ich freute mich ohne Ausſicht, ohne Hofnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks, und wie von Allgenugſamkeit umgeben.

Der Wind hatte um Mittag ſich gelegt, es war etwas ſchwül geworden, und gegen Abend regte ſich kein Blatt. Ich ging umher, und ergötzte mich an den wunderbaren Beleuchtungen der Erde; — Bäume und Blumen, als ob ſie in die Höhe ſchienen, und die Dämmerung erhellten. Ich ließ mein Eſſen etwas früher unter die Laube vor dem großen Saal bringen, weil ich keine Kerze mochte, und die Nacht wollte kommen ſehen. Ich war bald fertig; ſaß ſtille da, und ließ mir träumen — von Dir; dachte — wie du vielleicht eben jetzt auch an mich dächteſt; — Deine Geſpräche mit Luiſe; Dein Sehnen nach uns zurück — Dein Kommen — Dein Eilen auf dem Wege, und mein Erwarten . . .

Es war mir nicht eingefallen, daß wir Vollmond hatten. Ganz hinten, bey den Eichen, ſah ich ihn unverſehens in die Caſtanienbäume ſcheinen. Er zog heran — wie mit ſpäter Dämmerung feyerlich die Stille heranzieht; — lächelte zwiſchen dem dunkeln Laube; glich einem Freunde, der ſich zur Ueberraſchung herbeyſchleicht, bebend von den Schlägen ſeines Herzens, das die Freude nicht halten kann . . . Ich regte mich nicht, mochte kaum aufſchauen, als wäre es ſo in der That, und ich fürchtete, ihm die Freude zu verderben. Da kam er endlich über die Gipfel der Eichen und trat vor mich hin. Ich flog auf! — Lieber, es war ein Augenblick voll Himmelsluſt!

Ich ging, und wandelte auf und ab in meinen Alleen von Pomeranzbäumen, unter den Linden, und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle. Es war eine Nachtſtille — ein Schweigen um mich her, wie das Schweigen unausſprechlicher Liebe. So ging ich, bis der Mond in den Teich ſchien, und ich nicht weg konnte unter der Ulme am Canal. Man hörte nichts als den Geſang der Grillen, das Rieſeln durch den Teich, und dann und wann die Bewegung eines Fiſches. — Hell und immer heller wurde das Waſſer — und ich ſchwebte wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöſt, und an mich ziehend aus dem feinſten Aether eine neue Bildung.

Lieber Biderthal — wie iſt mir ſo anders! — — Du weißt, ſchon als Kind hatte ich die ſüße Verliebtheit in alles, was meinen Sinnen oder meinem Geiſte in Schönheit entgegen kam; — war in beſtändigem Ringen; und ſo voll Luſt und Muth — und ſo voll Trauer! — Wie wurde ich des Lebens ſo froh — Ach! und ſo müde! — — Ich erfuhr, daß ich Etwas im Buſen trug, welches mich von allen Dingen ſchied, von mir ſelbſt mich ſchied, weil es zu heftig mit allen Dingen ſich zu vereinigen ſtrebte. Jedermann liebte mich darum, daß ich alles ſo liebte; aber was mein Herz ſo liebend machte, ſo thöricht, ſo warm und ſo gut — das fand ich in Keinem . . . — Von den meiſten dachte ich deswegen nicht ſchlechter; — zuweilen, im Gegentheil, nur deſto beſſer; aber ich glaubte zu ſehen, daß überhaupt die Menſchen wenig, im Grunde, nach einander fragen; wenig nach dem Menſchen im Menſchen. — — Ich wurde duldſam und ſtille . . . Lieber, mir rollen die Thränen herunter, vom Andenken meiner einſamen Wehmuth! — Jede Luſt machte mich betrübt, weil ſie nur Staub war vom Winde aufgeregt; dahin fuhr mit dem Lichtſtrahl, mit dem Schall, mit dem Wallen des Blutes. Ich wollte Raum machen in meiner Seele; erretten wenigſtens an meinem Theile — aber, ach! dann erwachte gewaltiger mein Herz, und ich fühlte zehnfaches Leiden. Wie oft habe ich auf meinem Angeſichte gelegen, vor der aufgehenden Sonne und vor der niedergehenden, unter dem

Mond und den Sternen, voll Liebe und voll Verzweiflung, und habe geklagt, wie Pygmalion vor dem Bilde ſeiner Göttinn . . .

Lieber, wie iſt mir ſo anders!

Mein Herz, das einer Bruſt glich, worin der Lebensſaft zurückgetrieben wurde, weil den Säugling die Klemme dahin riß, und die nun der Krebs angefreſſen hat — Es iſt geneſen! Ich lebe und liebe, und alles lebt und liebt um mich her. Jeder Sonnenſtrahl wird lebendig, wenn ich ihn Allwinens oder Henriettens Auge erhellen ſehe; Mond und Sterne werden lebendig, wenn Allwina und Henriette in ihrem Scheine mich umarmen: ſo wird mir alle die Liebe wieder gegeben, die ich hoffnungslos ausgoß ins Unendliche: — Lebendiger Othem iſt in den Erdenklos gedrungen; er iſt Menſch geworden! — Fleiſch von meinem Fleiſch, und Bein von meinem Bein nun die ganze Schöpfung — geſchlungen an meine Bruſt, und erwiedernd meine Küſſe!

O, Lieber — wie iſt mir ſo anders! . . . .

Und wie das begann? . . . . Die Stimme vom Himmel, die mir rief? Der Engel, der mir den

Weg zeigte? — Du warſt es! Du, den ich zuerſt, den ich am längſten, den ich ohne Wandel geliebet, — mein Freund und mein Bruder!

Wunderbar, wie ich an dieſen Tag gekommen bin! — Ich werde nicht müde es zu überdenken; jeden kleinen Umſtand meinem Gedächtniſſe zu erneuern; alle die goldenen Ringe an einander zu ketten . . .

Ich kam nach B** durch Deine brüderliche Vorſorge und rechnete allein auf Dich — kam — und fand gleich in Dir, noch mehr als ich gehofft hatte. Du wareſt mir um vieles näher; — verſtandeſt mich in tauſend neuen Dingen; — hatteſt ein Weib lieb gewonnen, und mit ihr ein Haus gegründet; — Du hingſt nicht mehr an dieſem und jenem, womit ich nichts zu ſchaffen haben konnte; — von allen Seiten erſchienſt Du mir liebenswürdiger und beſſer. — Dein Gewerbe, Deine Wirthſchaft mit Dorenburg; Euer ganzes Weſen — das mit andern Leuten, die Prunkgeſellſchaften und Gaſtmahle ausgenommen — ich ſage, Euer ganzes Weſen untereinander, gefiel mir zum Entzükken. In Dorenburg erhielt ich einen zweyten Bruder; und, was ich nie hatte, zwey Schweſtern in Euren trefflichen Frauen.

Du hatteſt mir Henriette zur Gattinn auserſehen. Aber das ſollte nicht ſeyn. Sie war beſtimmt, meinem Schickſal eine viel merkwürdigere Wendung zu geben. Das himmliſche Mädchen deutete mir meinen alten Traum von Freundſchaft; half ihm zur Erfüllung; machte mir ihn wahr. Kaum dachte ich zuweilen noch an dieſen Traum, und nie anders, als wie man an ein Hirngeſpinnſt denkt. Ich hatte Freunde von allen Gattungen gehabt; hatte mit leidenſchaftlicher Anſtrengung die Menſchen beobachtet, mich ſelbſt zu erforſchen geſucht — hatte gefunden: daß wir ſammt und ſonders zu viele und zu heftige Begierden in uns haben und nähren; zu gewaltſam von den Sorgen, Geſchäften, Qualen und Freuden des Lebens herumgetrieben, hin und her geriſſen, entzückt und gefoltert werden, als daß irgendwo, in dieſen Zeiten, zwey Menſchen ſo Eins werden und bleiben könnten, wie meine liebevolle Schwärmerey es mich hatte träumen laſſen.

Das andre Geſchlecht hatte ich flüchtiger angeſehen, und war über ſeinen Character, der mir wenig Localfarben zu haben ſchien, früh mit mir einig. Es kam mir vor, als wenn die Empfindungen und Gedanken bey dieſen zarteren Geſchöpfen ſich unaufhörlich in einander verlören, und daher keine — von jenen zu einem gewiſſen Grad der Stärke — von dieſen zu einem gewiſſen Grade der Deutlichkeit ſich erheben könnten. Noch hatte ich keine weibliche Seele angetroffen, die in irgend etwas — nur einen feſten eigenen Geſchmack gehabt hätte; nicht einmal was Geſtalt und Zierde, Putz und Geräthe anging. Dagegen aber fand ich in ihr Weſen die ſchönſten Triebe gelegt; eine wunderbare Anlage zur Selbſtverläugnung; holdſelige Luſt, nur andern zur Freude, zur Wohlfahrt zu leben; — und jene allgegenwärtige Schönheit, jenen unbeſieglichen Zauber, der uns alle feſſelt. Ich ſagte zuweilen mit Lachen: An Treue, an Ergebenheit, an gefälligem Witz, überträfen ſie uns Männer unendlich, und wichen kaum — dem edelſten Pudel. Das ſagte ich mit Lachen; aber nach meinem inneren Gefühl gab ich damit ein ſehr ernſthaftes Lob: wohl mit etwas Bitterkeit vermiſcht; aber nicht ſowohl gegen die Weiber, als überhaupt gegen die Menſchen.

Ich ſah Henriette. Sie zog mich an; aber mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geſchlecht zu thun hatte, und die mir ganz neu war. Ich wunderte mich, und betrachtete das Mädchen aufmerkſamer. Jeder weibliche Reiz an ihr war mir ſichtbar; ſichtbarer, als allen andern: wie Henriette hatte noch kein Mädchen mir gefallen. Dennoch erregte ſie nichts in mir von, ſogenannter, eigentlicher Liebe. — Die Eigenſchaften, die ich an ihr entdeckte, konnte ich mit meinen allgemeinen Begriffen von ihrem Geſchlecht nicht wohl vereinigen; konnte aber zugleich nicht in Abrede ſeyn: daß ſie ganz Mädchen war. Oefter hatte ich über die Mängel der Schönen mit ihr meinen Scherz. Ich behauptete: kein Frauenzimmer könnte ſich überwinden, Einen Gedanken zweymal zu denken; noch weniger, — im Handeln, auf Veranlaſſung, inne zu halten: alles ginge bey ihnen ſo in einem fort. Wenn ſie in ſchwierigen Fällen zur Ueberlegung ſchritten, ſo begnügten ſie ſich, den ſo oder anders geſponnenen und gezwirnten, gefärbten und gedrehten Faden ihrer Gedanken zehnmal hinter einander auf und ab zu haſpeln; ihn auf Karten, in Knäuel und über die Finger zu wickeln; ohne je ſich einfallen zu laſſen, ihn an dem einen oder andern Ende aus einander zu drehen und zu unterſuchen, ob ſie auch den rechten Faden hätten. Auf nichts vermöchten ſie mit ſtetem, ſcheidendem Blicke zu haften, wären keiner eigentlichen, entſchloſſenen, Geduld fähig; wären, auſſer ſich und in ſich, ewig zerſtreut. — Wie mit ihrem Denken, wäre es, natürlich, auch mit ihrem Empfinden beſchaffen; ja, aus Urſachen, mit dieſem noch etwas ſchlechter, u. ſ. w. — — Henriette widerſprach nicht ſonderlich: ich möchte wohl nicht ſo Unrecht haben, ſagte ſie; ſie hätte über Denken und Empfinden nie ſehr tiefe Betrachtungen anſtellen können; überhaupt ſich wenig den Kopf zerbrochen, ſondern in jedem vorkommenden Falle das Nöthige überlegt, und, wie ungelehrte Leute pflegten, nach Gelegenheit und Umſtänden gehandelt.

Unterdeſſen ſah ich häufig die Loſe mich an Einſicht weit übertreffen, ſo, daß ich dumm vor ihr da ſtand; und nicht ſelten fühlte ich in meinem Herzen mich durch das ihrige beſchämt.

Wir waren Freunde, ehe wir es dachten, und eh ich noch das Vorurtheil recht überwunden hatte, daß es mit dem weiblichen Verſtande und mit der weiblichen Empfindung, über einen gewiſſen Grad hinaus, nichts als Betrug und Täuſchung ſey.

Nun aber ſtand mir das Gegentheil vor Augen; ich ſah meinen Irrthum, und begriff ihn nur nicht; bis ich durch Henriette von ungefähr zu Aufſchlüſſen gelangte.

Wir waren in Allwinens Garten, und unterſuchten ſehr ſcharf an den verſchiedenen Kirſchbäumen, den verhältnißmäßigen Werth ihrer Früchte. Wo wir zweifelten oder verſchiedner Meinung waren, da entſchied Allwina; und ſobald ſie den Ausſpruch gethan hatte, waren wir auch mit ihr Eins. — „Wer ein paar Tage Hunger und Durſt gelitten hätte,“ ſagte unverſehens Henriette, „und käme über dieſe Bäume!“ — Himmel! rief ich, und ſah ganz entzückt aus.

Henriette lächelte: Wie der Mann die Stillung einer heftigen Begierde neidet, ſagte ſie, und gleich alles Angenehme, Liebliche, Köſtliche dafür hingäbe! — Oder glauben Sie, Woldemar, daß Sie, mit jenem grimmigen Hunger und Durſt, den Geſchmack dieſer Früchte, ihre lieblichen Eigenſchaften ſo wie jetzt empfunden hätten? Ihr Vergnügen wäre mehr die bloße Stillung eines Schmerzes geweſen, als eigentlicher Genuß, und kaum hätten Sie erkannt, was Sie hinunter geſchlungen.

Ich gab das zu.

Alſo, hub ſie an, wären die Freuden des Gaumens wohl im Grunde eben ſo wenig für den Heißhungrigen, als für den Ueberſatten; und der mäßig gereizte allein genöſſe ſie wirklich und lauter?

Ich wußte nicht was ſie wollte, und geſtand es abermals.

Sie fuhr fort: — Ich habe Sie Weine verſuchen ſehen; da warteten Sie nicht eine Stunde des Durſtes ab; auch reizten Sie nicht vorher durch ſcharfe Speiſen Ihre Zunge; ſondern Sie wollten mit friſchem Munde, in einem begierdeloſen Zuſtande ſie koſten. — Was meynen Sie, mein Freund, ſollte man von hier aus nicht weiter gehen, und mit

Sicherheit behaupten können: daß ein gewiſſer Mittel-Zuſtand, ein Zuſtand, worin die Kräfte des Menſchen wie in nüchternem Erwachen, frey und unbefangen ſind, für ihn auf alle Fälle, wie zur richtigen Wahl, ſo auch zum reineren, beſſeren Genuß, die ſchicklichſte Faſſung ſey?

Ich merke, wir fangen ein platoniſches Geſpräch an, ſagte ich lachend; und da Sie den Sokrates vorſtellen, ſo warten Sie, daß ich meinen Bleyſtift nehme, um ihre Reden aufzuſchreiben.

Schreiben Sie nur, erwiederte Henriette, ich will ſehen, daß ich fortrede, ohne Antwort von Ihnen zu bedürfen.

Hierauf fing ſie an, und brachte, mittelſt eines kurzen Ueberganges, mein Syſtem von den Mängeln des weiblichen Characters auf die Bahn. Sie zeigte, daß allen meinen Vorwürfen, in ſo fern ſie nicht erdichtet und nicht übertrieben wären, nur Ein Hauptvorwurf zum Grunde läge: Mangel — an ſinnlicher Begierlichkeit! — Und ſie bewies, daß eben dieſes Mangels wegen der weibliche Sinn weit reiner, ſchärfer, vollkommener wäre, als der männliche; die wahren Eigenſchaften der Dinge, ihren innerlichen und verhältnißmäßigen Werth zuverläßiger unterſchiede; daß endlich, und eben dieſes Mangels wegen, in einer weiblichen Seele jede ſchöne Bewegung leichter hevorkäme, ungehinderter und dauerhafter wirkte.

„Da alle wichtige Geſchäfte des Lebens in euren Händen ſind,“ fuhr ſie fort, „ſo habt ihr mehr Uebung, mehr Erfahrung, — des ſorgfältigen Unterrichts zu geſchweigen, den ihr von Kindesbeinen an genießt: — Aber bey Gelegenheiten, wo euch dies alles verläßt; wo ihr euch mit uns in gleichem Fall befindet; wer von uns ſieht da richtiger und weiter, wer ahndet tiefer und ſchneller?...“

„Neben euren andern Sinnen habt ihr auch ein Herz, und ſeyd der edelſten Entſchlüſſe fähig. Ich will ſogar euch zugeben, wenn ihr wollt, euer Herz ſey größer als das unſrige. Was hilft es, wenn ſeine Stimme durch den Tumult eurer Begierden beſtändig unterdrückt wird? — Daß ihr irgendwo in alleiniger Rückſicht des Edeln und Schönen handeln ſolltet, und euren Leidenſchaften entgegen; daran iſt nicht zu denken: Leidenſchaft muß überall euch unterdrücken, — ſelbſt in der

Freundſchaft. Wo ihr nicht eifert, da ſeyd ihr kalt und todt!

„Hingegen ein Weib . . . . Aber das begreift ihr nicht, ſeht ihr nicht, — das läſtert ihr ſogar; — läſtert, weil ihr ſelbſt nur nach Luſt dürſtet; ohne die Brille der Begierde keine Schönheit wahrnehmen, ohne Zwang der Leidenſchaft euch an niemand hingeben, nur in ihrem heftigſten Rauſche euch ſelbſt außer Acht laſſen könnt; — läſtert, weil ihr lieber mögt gelüſtet, als geliebt ſeyn, lieber geprieſen, als hochgeſchätzt.“

Sie ſchwieg. — Ihr Auge ſenkte ſich — öffnete darauf ſich wieder: — — Es verklärte ſich ihre ganze Geſtalt. — Dann hub ſie an, in himmliſchen Tönen, die Wonne einer ſchönen Seele zu beſchreiben: ihre Stille, ihren Frieden, ihre Demuth und ihre Stärke. — Keine von den Muſen hat ſo geſungen! Es floß durch alle meine Sinne, und ich fühlte Göttliches Weſen in der That und Wahrheit.

Das Mädchen war mir heilig geworden in dieſer Stunde. — — Unſre Geiſter näherten ſich von Tag zu Tage mehr; und von Tag zu Tage wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt mir ein Gräuel geweſen; ein Gräuel wie Blutſchande. — Jener Selbſtbetrug, den wir platoniſche Liebe zu nennen belieben, konnte eben ſo wenig mich anwandeln; ich war ihm nie ergeben; und Henriette, die Erzwiderſacherinn aller Schwärmerey, hätte dieſe keinen Augenblick an mir geduldet. Wir wurden Freunde, im erhabenſten Sinne des Worts; Freunde, wie Perſonen von Einerley Geſchlecht es nie werden können; und Perſonen von verſchiedenem es vielleicht vor uns nie waren.

Wir dachten an nichts; als ihr unter einander eine Heyrath zwiſchen uns, faſt unwiderruflich, beſchloſſen hattet. Die Eröffnung dieſes Anſchlags beſchleunigte meine Verbindung mit Allwina, die ſich längſt ganz in der Stille bereitet hatte, und auch, ohne jene Veranlaſſung, durch Henriette nun bald zur Wirklichkeit gekommen wäre. — Henriette war mir eben ſo wenig Mädchen als Mann; ſie war mir Henriette, die Eine Einzige Henriette: und es wäre geweſen, als hätte ich ſie verloren, als hätte ich ſie zu Grabe gebracht, wenn in Abſicht ih=

rer in meiner Vorſtellung irgend eine Verwandlung hätte vorgehen müſſen, — in unſerem Seyn, in unſerem Thun und Weſen irgend eine Veränderung. — Nicht ſo Allwina. Sie war mein Urbild von reinem weiblichen Character; ganz geſchaffen zur Gattinn und zur Mutter; der Ausbund ihres Geſchlechts. — Ich nahm ſie mit Freuden; ſie mit Freuden mich: ich war, entſchieden, für ſie der einzige Mann; ſie, entſchieden, für mich das einzige Weib.

Was ich aber nicht vorausgeſehen, auf keine Weiſe geahndet hatte, und doch ſo natürlich erfolgen mußte, war ein neuer Zuwachs von Freundſchaft zwiſchen Henriette und mir. Allwina, als ich um ſie warb, hatte hundertmal ihre Freundinn gefragt: „Aber würde hernach auch Woldemar noch eben das für dich ſeyn?“ — Hatte mich hundertmal gefragt: „Aber Henriette — würde Henriette nicht dabey verlieren?“ — Wir hatten beyde die Frage auf ſie zurückgewendet: Ob Sie vielleicht in ihrem Herzen fühlte, daß ſie nachher weniger an ihrer Freundinn hangen würde? — „Ach Himmel! rief ſie dann, „was für ein Ge-

danke!" — Dennoch behielt ſie eine geraume Zeit ihre Sorge, und konnte nicht genug Verſicherungen vom Gegentheil erhalten. Jeder Blick, den ich Henrietten gab; jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies; jede Liebkoſung, die ich ihr machte, war eine Wohlthat für meine ſorgliche Allwina; ſie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken. Wie mir dabey im Herzen geſchah; was aus uns allen dreyen in einem ſolchen Umgange werden mußte — kannſt Du Dir vorſtellen, und haſt es, zum Theil, geſehen. — Wir wurden je länger je vertrauter unter einander. Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henrietten und mir, als zwey unverheyratheten Perſonen, die keine Blutsfreunde waren, gegen einander geziemt hatte, durfte nunmehr wegfallen, und das geſchah bald: wir wurden Bruder und Schweſter — *ganz*, und wie von *Mutterleibe* an. Allwina weinte oft vor Freude, und ich ſelbſt fühlte mich kaum vor Wonne; wußte nicht, was mir widerfahren war. Aufgeregt war mein ganzes Weſen, und dabey meine Seele doch ſo ſtill, mein Geiſt ſo heiter! . . . — *Die frohe, freye, volle Liebe war es*; die hatte dieß alles gethan! Sie hatte bis auf den Grund mich erſchüttert; und erweckt, an ſich gezogen jedes ihr ähnliche Gefühl, wie tief es ſchlummern mochte; hatte ſo erneuert, vervielfacht alle meine beſten Kräfte; unausſprechlich mein Daſeyn erhöhet; ein Leben, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit, in meine Seele geboren. — — Glücklich, o, glücklich der Mann, dem endlich die Liebe ſeinen Lohn giebt, den ſie zu ſich erhöhet, den ſie vollendet!

Beſter, komm! — Auf einmal entſinkt die Feder meiner Hand — — komm! — — — Ich ringe Dich in meine Arme — drücke, preſſe Dich an mich, und mir iſt, als ſenkte ich mein Herz in Deinen Buſen.

Woldemar.

Biderthal an Woldemar.

Pyrmont, den 3. Sept.

Kaum, mein trauter Lieber, und nur mit genauer Noth, erhältſt Du auf Deinen köſtlichen, lieben langen Brief, einige flüchtige Zeilen von mir zur Antwort. Es läßt ſich auf einen ſolchen Brief hier nicht antworten. Die Zerſtreuung iſt zu groß, zu mannichfaltig, zu allgegenwärtig; man kommt nicht zu ſich ſelbſt: und das ſoll man ja auch nicht, ſagen die Aerzte. Uebrigens geht es uns hier fortdauernd wohl, und ich kann Euch nicht allein, was wir Euch von unſerer Zufriedenheit mit dem hieſigen Aufenthalt gleich anfangs geſchrieben haben, beſtätigen; ſondern ich muß hinzuſetzen, daß dieſe Zufriedenheit ſeitdem noch zugenommen hat, und es uns immer beſſer hier gefällt. Aber Montag brechen wir auf; und nun der Tag beſtimmt iſt, wünſchten wir auch, es wäre ſchon der morgende. Mit jeder Stunde wird meine Sehnſucht größer — nach Dir, nach meinen Kindern, nach Euch mit einander, nach Stadt und Land wo Ihr ſeyd, nach eigenem Haus und Heerd.

Sey Du nur immer glücklich, mein lieber Woldemar! Das iſt mein Morgen- und Abendgebet; mein ſtündlicher Seufzer: Guter Gott, bewahre mir meinen Woldemar! — Ich bin feſt überzeugt, ſo liebend Dein Herz auch iſt, daß Dir nichts ſo beſtändig im Sinne liegt, wie Du mir im Sinne liegſt. Jetzt, da Dir ſo wohl iſt, jetzt iſt mir vor lauter Freuden angſt.

Mein Empfangen, mein Haben Deiner Epiſtel; mein Ermeſſen ihrer Länge; wie ich ſie erſt allein, hernach mit meiner Luiſe las, — und alles was folgte; von dem miteinander — finde ich nicht ein Wort in meinem Dintenfaß. — . . . Lieber! O, ſey doch immer glücklich! — — Ich danke Gott ſo von ganzer Seele für Dein Wohl. Wo ich es nicht genug thue . . . Ich weine; ich bin zaghaft wie ein Weib — Was iſt das? . .

Wären wir nur erſt ein Jahr oder ein paar Jahre weiter, und ich ſähe Dich einmal recht eingeniſtet auf dieſer Erde! Immer kamſt Du mir vor unter den Menſchen wie ein Fremdling — als könnteſt Du nicht bleiben.

Unter uns, das iſt wahr, haſt Du Dich ſehr gut gewöhnt; aber daß Du Dich ſo gut gewöhnteſt, haben wir das nicht größten Theils der Traumdeuterinn zu verdanken? —

Und hat ſie wirklich in Dir gedeutet, Deinen alten Traum; ihn erfüllt, ihn wahr gemacht, wie Du ſagteſt; oder vielleicht nur einen neuen Traum in Dir erregt? — Wende Dich nicht weg von mir, lieber Guter! es iſt nicht Läſterung, was ich ſage; am wenigſten Läſterung gegen Henriette. Du hältſt nicht mehr von ihr, als ſie verdient; und es iſt nichts anders, als ihr wahrer wirklicher Eindruck, was Du für ſie empfindeſt: aber in Dein Verhältniß mit ihr bringſt Du eine Fantaſie, vor der mir bange wurde, ſobald ich ſie entdeckte. Ich hatte eigentliche Liebe unter Euch vermuthet, ſah Euch wie Verlobte an, und ſo lange war ich ruhig; ruhiger, als ich in Abſicht Deiner je in meinem Leben geweſen bin. — .. Armer Woldemar, ich kenne Dich ſo gut! und wenn ich Dich recht ins Auge faſſe, ſieh, ſo will mir das Herz zerſpringen vor Liebe und Wehmuth. Es iſt etwas in Dir, etwas — was Dich mit allem Gegenwärtigen bald entzweyen muß. Man kann nicht ſagen, daß Du Dich überſpannſt; aber wohl, daß Du überſpannt biſt. So wurdeſt Du geboren, und mußt darum auch alles außer Dir zu überſpannen ſuchen, damit es Dir natürlich ſcheine und zu Dir ſtimme; mußt Dein Weſen hauptſächlich in der Einbildung haben, und kannſt auf kein Zureden hören. So wird Dir in die Länge kein Menſch genügen; Du wirſt es keinem Menſchen in die Länge aushalten — Woldemar! — *Keinem!*

Es iſt traurig, daß Dir nie wohl ſeyn kann, als im Irrthum. Wo Du auch am *Wahren*, am *Wirklichen* hängſt: Du machſt ſo lange, bis ein Hirngeſpinnſt daraus geworden iſt, und dann — *zu Boden damit!* — Ach, Dein letzter Brief hat mich an ſo vieles erinnert; dieß und jenes mir ſo klar aufgedeckt! . . Die volle Wonne, die er athmet; die hohe, allerhöchſte Himmelsfreude — Lieber! wenn Du das alles nur an einem *Haare* feſthielteſt — durchaus nur an einem Haare feſt halten *wollteſt* — Und das Haar zerriſſe — *zerriſſe vielleicht durch eine Bewegung Deiner eigenen Hand?* — Lieber! . . . O, erbarme Dich Deines Biderthal!

Es iſt Zeit, daß ich abbreche. — Verzeih, Lieber, wenn ich ein Thor bin. Ich *hoffe*, daß ich es bin; und mir ahndet, daß ichs fühlen werde, ſobald ich Dich wieder ſehe. Was ich geſchrieben habe, wird Dir weiter das Herz nicht ſchwer machen. Und ſo lebe wohl. Gruß und Kuß an Allwina und Henriette! Auch von Luiſen. — Beſter, Theureſter, lebe wohl! Lebe wohl und bleibe meiner Liebe eingedenk.

Dein Biderthal
heute wie geſtern und immerdar.

Zwey Tage nach dieſem Briefe kam Biderthal ſelbſt an. Sein Trübſinn verlor ſich in der Freude des Wiederſehens, im Anſchauen der vollen Zufriedenheit ſeines Bruders.

Woldemar mußte nun, der Pflichten ſeines Amts wegen, öfter in die Stadt. Er pflegte, wechſelsweiſe, dann bey Biderthal, dann bey Dorenburg abzutreten. Sie ſahen ihn nie, ohne daß ſich neue Ausſichten von Glückſeligkeit vor ihnen eröffneten, und zählten, immer ungeduldiger, Tage und Stunden, bis der Winter einbräche.

Einſt traf es ſich, daß Woldemar unverſehens in die Stadt kam und niemand als Luiſe zu Hauſe fand. Er hatte eine Zeichnung mitgebracht, einen Entwurf zu einem Familien-Gemälde, worauf Henriette die hervorſtechende Figur war, und mit ihrem Vater den Mittelpunkt des Ganzen ausmachte. Es war eine Hauptliebhaberey von Woldemar, Porträte aus dem Gedanken zu machen, und ſie geriethen ihm ungemein. Dießmal hatte er alle ſeine Kunſt aufgeboten, den alten Hornich auf die vortheilhafteſte Weiſe darzuſtellen, und es in ſeiner ganzen Figur möglichſt auszudrücken, wie ihn Henriette in den letzten Jahren ſeines Lebens nicht allein glücklich, ſondern auch gefällig, gut und liebenswürdig gemacht hatte. Luiſe war außer ſich vor Freude über dieſe Zeichnung, und wurde nicht müde eine Figur nach der andern durchzugehen, und die ſchöne gefühlvolle Zuſammenordnung des Ganzen zu bewundern. Woldemar gab ihr das Blatt bis zu ſeiner Abreiſe in Verwahrung, damit ſie nach Herzensluſt ſich daran ergötzen und müde ſehen könnte. Er wollte nur bis zum dritten Tage bleiben.

Den zweyten, Abends nach Tiſche, foderte er das Blatt zurück, und es wurde bey dieſer Gelegenheit noch einmal vorgenommen, durchgeſehen, unterſucht, darüber geſprochen. Den mehrſten Stoff gaben die zwey Hauptfiguren. Luiſe kam, voll Rührung, immer wieder auf dieſe zurück.

Unglücklicher Weiſe begegnete es ihr, in ihrem Entzücken die Worte auszuſtoßen: — „Sie können das nicht ſo fühlen, wie ich! — Sie wiſſen nicht alles!“ —

Sobald ihr die Worte aus dem Munde waren, erſchrak ſie, und wurde glühend roth. Dieß machte Woldemars Aufmerkſamkeit rege. Er fragte; und nun verwandelte ſich die Röthe der armen Luiſe in Bläſſe. Je ängſtlicher ſie ſich weigerte mehr zu ſagen, deſto dringender wurde Woldemar. Endlich drohte er, daß er durch Henriette das Geheimniß ſchon heraus bringen wollte; er hätte Faden genug. So kam es dahin, daß die arme Luiſe, halb aus Furcht, halb aus Treuherzigkeit, zuletzt nachgab, und ihm alles offenbarte.

Während dem Anhören nahm ſich Woldemar ſo gut zuſammen, und hielt ſich auch nachher ſo feſt, daß Luiſe gar nicht ahndete, was für einen Stachel ſie ihm ins Herz geſenkt hatte.

Er brachte die Nacht im Seſſel zu. Ehe er ſichs verſah, hatten ſeine Gedanken ſich ſo gehäuft, ſich ſo vielfältig durch einander geſchlungen, daß er wie erſtarrt davon war. Seine Henriette weniger hochſchätzen, weniger lieben — konnte er um alles, was er jetzt erfahren hatte, nicht; er mußte eher ſie bewundern, ihr Dank wiſſen. Und doch fühlte er, daß er *unzufrieden* mit ihr war.

Unzufrieden mit Henriette? — Er erſchrak vor dieſer Vorſtellung. — Und warum unzufrieden? — Durfte er wohl jemand es bekennen? — Konnte er es nur ſich ſelbſt erklären?

„Es iſt die erſte Befremdung, ſagte er zu ſich; morgen werde ich ruhig ſeyn“ — und wollte aufſtehen, und ſich zu Bette legen. Aber ſchnell kam wieder eine neue Gedankenreihe, die ihn faßte und niederhielt.

„Mir *entſagt* — *feyerlich* — *heimlich*! — Ihr Vater, ihre Geſchwiſter vermochten ſie dahin zu bringen! — *Sie hat ein Geheimniß mit ihnen gegen Woldemar!* — *O, ich bin ihr nicht was ich dachte!* — *Henriette iſt nicht*. . . . Er fuhr in die Höhe — wieder zurück — wußte ſich nicht zu laſſen.

Der Morgen graute ſchon, da legte er ſich. Der Kopf ſchmerzte ihn gewaltig, es kam Schwindel dazu; ſo ſchlummerte er endlich ein. Um neun Uhr ſtand er auf, ſehr abgemattet, aber um vieles heiterer, und gefaßt genug, um Luiſen gänzlich die

Urſache ſeiner Unpäßlichkeit verbergen zu können. Er ſchalt ſich ernſtlich über ſeine ausſchweifende Empfindlichkeit, und gab ihr allerhand gehäſſige Namen. Viel lieber wollte er ſich der verkehrteſten Eigenliebe, als ſeine Henriette einer Sünde gegen die Freundſchaft ſchuldig finden. Es gelang ihm endlich, die Gefühle ſeiner erſten Aufwallung zu unterdrücken; und er reiste feſt entſchloſſen nach Pappelwieſen zurück, ſich von nun an die Sache ganz und auf immer aus dem Sinne zu ſchlagen. Bey ſeiner Ankunft nahm die einzige Henriette etwas verändertes in ſeinen Zügen wahr. Er ſchob es auf eine Unpäßlichkeit, die ihn in der Nacht überfallen hätte; doch geſtand er zuletzt: einer von ſeinen böſen Geiſtern wäre einmal wieder über ihn gekommen, hätte aber keine Stätte gefunden.

Noch keinmal war ihm die Freude, ſeine Allwina, ſeine Henriette wieder zu ſehen, ſo warm durch Herz und Adern gelaufen; es kam ihm vor, als nähme er zum erſtenmal wahr, daß er ſo ſehr geliebt ſey. Tief in ſein Innerſtes drang Henriettens ſanftes Forſchen mit Blicken und Liebkoſungen: — Ob etwas ſeine Glückſeligkeit ſtörte? — ob ſie es nicht von ihm nehmen könnte? — für ihr Glück, für ihr Leben? — Woldemar ertrug es kaum. Der Zuſtand, worin er ſich zu B** befunden hatte, ſchien ihm jetzt zu Pappelwieſen ſo thöricht, ja ſo raſend, daß er vor Scham und Reue zu vergehen meynte. Wäre es nicht um Luiſe geweſen, er hätte alles entdeckt. — Er warf ſich ſeiner Freundinn in die Arme: — „Engel, rief er, mit beklommener Stimme, — wie du mich liebſt! — Ich verdiene es nicht; ich habe kein Herz das zu lohnen.“ ... —

Dennoch überfiel ihn nachher wieder dann und wann auf eine unangenehme Weiſe der Gedanke an Henriettens Gelübde — an das Geheimniß zwiſchen ihr und ihm; und es gab Augenblicke, wo es ihm bis zur ſichtbaren Unbehaglichkeit beſchwerlich wurde.

Sie verließen erſt im November das Land. Von Allwinens Verheyrathung war zu B** nichts ruchtbar geworden. Die Frage war dort ſchon lange geweſen, lange vor Hornichs Tode: Welche von beyden — Allwina oder Henriette, Woldemars Gattin würde? Aber nach vielem emſigen Gewäſche war nun ſeit kurzem ſo gut als ausgemacht, man werde gleich nach der Trauer erfahren, daß Henriette die Braut ſey; und ſo konnten die guten Leute bis dahin andere Dinge ſich angelegen ſeyn laſſen.

Sie geriethen außer ſich vor Beſtürzung, die guten Leute, da ſie jetzt ſo ganz unverſehens mit der Nachricht überraſcht wurden: Allwina wäre — nicht erſt die Braut — ſie wäre ſeit ſechs Monaten ſchon mit Woldemar vermählt!

Unmöglich konnte das mit rechten Dingen zugegangen ſeyn! — Es mußte etwas dahinter ſtecken! Und nun hatten ſie keine Ruhe, bis ſie das Wahrſcheinlichſte nach ihren Begriffen herausgebracht hatten.

Man kann ſich die Vermuthungen, die zum Vorſchein kamen, nicht ungeheuer genug denken. Am ärgſten wurde Henriette mißhandelt; nicht, daß man ihr vorzüglich gram geweſen wäre, ſondern weil bey ihr das Wahre den guten Leuten am weiteſten aus dem Wege lag. Selten haben Verläumdungen, auch die ſchlimmſten, eine andre Quelle: es iſt nur, daß die guten Leute nach Maaßgabe ihres Sinnes, Herzens und Verſtandes urtheilen; daß ſie ihre eigentliche Meynung entdekken, nach beſtem Gewiſſen.

Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß Henriette den Gram erfuhr, ihr Heiligſtes in den Koth treten zu ſehen. Ihre Freundſchaft mit Woldemar wurde auf die ſchnödeſte Weiſe geläſtert; ihre Unſchuld mit Schmach angethan. .

Ich habe ſie geſammlet in der Stille meiner Seele, die Thränen des Engels, und ich zitterte, daß Eine der meinigen ſich dazu miſchen möchte! — Sollte ich ſie ausgießen vor der Menge? — Dieſe Menge mit keuſcher jungfräulicher Thräne — mit der Weihe der Unſchuld beſprengen?

Feig war das Mädchen nicht; Tugend läßt es nicht ſeyn. Henriette blieb dieſelbe in allen ihren Handlungen, in ihrem ganzen Betragen. Aber in dem Grade vermochte ſie ihre Einbildung nicht zu beherrſchen — und ſie wäre lange nicht ein ſo treffliches Geſchöpf geweſen, wenn ſie es gekonnt hätte — daß ihr dabey nicht ſehr oft die verkehrten Urtheile der Leute vorgeſchwebt, und ihr einen Schauder durchs Blut gejagt hätten. Ihr geheimer Schmerz wurde dadurch vergrößert, und unvermerkt ſchlich ſich einiger Unwille gegen ſie ſelbſt, und ihm nach, einige Bitterkeit gegen die Menſchen in ihr Herz, das bis dahin den reinſten Frieden genoſſen hatte.

Woldemar hatte von allen den Verläumdungen, welche zu B** herumgeflüſtert wurden, wenig erfahren, weil er von den Einen zu ſehr geliebt, und von den Andern zu ſehr gefürchtet war. Jedermann wußte, daß er Dinge dieſer Art mit einem fürchterlichen Grimm empfand, und daß ſein Hohn verzehrendes Feuer war. Den Nichtswürdigen auszuweichen, ſich um ihretwillen zu bequemen, oder Wege der Klugheit einzuſchlagen, ſchien ihm unerträglich; in allen ſolchen Fällen war ſeine ganze Seele lauter Trotz.

Was ſich mit Henriette zutrug, entging eine Zeitlang ſeiner Beobachtung. Ihm war ſo wohl in ſeiner neuen Lage, und dieſe Lage führte in den erſten Monaten ſo viele unvermeidliche, im Ganzen ſüße, Zerſtreuungen mit ſich, daß er davon in eine Art von angenehmer Betäubung gerieth, die ihn unfähig machte, widrige Eindrücke anzunehmen. Allwina beſaß im höchſten Grade jene Eigenſchaften, wodurch eine Frau ihr Haus zu einem Himmel macht. Sie gönnte unſerem Philoſophen ſeine vornehmen Künſte; wollte von ihrer Seite aber es nie darauf ankommen laſſen. Sie meynte, wenn es eine ſo ſchöne Sache ums entbehrlich machen wäre, ſo ließe ſich nichts rühmlicheres denken, als wenn ſie Woldemarn am Ende ſogar auch ſeine Philoſophie entbehrlich machte. Zu gutem Glücke hatte ſie an ihm den Mann, der wenigſtens eben ſo gut zu genießen, als dem Genuß zu entſagen wußte, und ſo gelang es ihr wirklich, daß ſeine Philoſophie allmählich nur in den Hinterhalt zu ſtehen kam. Wir haben gehört, warum er die äußerlichen Verſchönerungen und Bequemlichkeiten des Lebens gern bey Seite ließ: weil er nämlich die damit verknüpften Bemühungen haßte; weil ihm eine Unterbrechung des Genuſſes unangenehmer als eine gänzliche Beraubung deſſelben war; weil er an Disharmonie, Flick- und Stückwerk einen gewaltigen Eckel hatte; und weil ihn Sorge, Anſtrengung und Verlegenheit um geringfügige Dinge in die peinlichſte Ungeduld verſetzten. Dieß alles fiel jetzt weg durch Allwinens und Henriettens vereinigte Klugheit, Behendigkeit und zärtliche Liſt. Was ihm von jenen Annehmlichkeiten dargeboten wurde, war immer wie ein Zauberwerk vor ihm entſtanden, umgeben von Fröhlichkeit und Scherz, von Luſt und Liebe. Es konnte nicht fehlen, er mußte mit ins Spiel gezogen werden.

Eine gewiſſe Befreundung mit Dingen dieſer Erde, iſt ſüßer als die Weiſen denken. Wir können ja doch nicht von dieſer Erde weg, ſo lange wir unſere Schwere behalten, und würden übel dran ſeyn, wenn ſie uns nicht mehr tragen wollte.

Und wer von uns erinnert ſich nicht froh an jene Zeiten, wo wir, vor lauter Luſt, nicht weiter ſahen, und eine jede vergängliche Gabe wie mit unvergänglicher Liebe an uns riſſen; nach Tagen, nach Augenblicken ſtrebten, als ob es Ewigkeiten wären; vollkommene Glückſeligkeit leibhaftig vor uns ſahen, und zwiſchen ihr und uns nur Raum, nur Zeit, nur weichende Hinderniſſe; — Ach! und immer nur der Menſchen Thorheit bejammerten, die Menſchheit ſelbſt aber nie? . . . Es war nicht ganz leerer Dunſt, was uns ſo ſelig machen konnte. Und wohl dem, der es wieder findet, „den Frühling ſeines Daſeyns, eine zweyte Jugend, Unſchuld, Zuverſicht und Paradies!“ Klüger als ehmals, wird er nicht mehr nach jeder Freude taumelnd haſchen, ſondern die gewählte ſanft an ſeinen Buſen ziehen, und an ſich herzen, damit ſie nicht früher entfliehe; inniger, auch darum, weil ſie vergänglich iſt.

Dieſe ſtille beſonnene Wolluſt war um ſo mehr in Woldemars Geſchmack, weil er dabey glauben konnte, wie Xenokrates, eine Lais zu beſitzen, ohne von ihr beſeſſen zu werden. Sein Zuſtand däuchte ihn mehr ein Zuſtand der Beſchauung, als des Genuſſes zu ſeyn, und er freute ſich, ſein Herz für alles Schöne ſo reizbar und der Luſt ſo offen zu fühlen, ohne daß die Freyheit ſeines Geiſtes davon angefochten würde. Alles vereinigte ſich, ihn die Ergötzlichkeiten der Sinne und der Einbildung, in einem ungewohnten Glanz von Unſchuld und Reinheit erblicken zu laſſen. Er entblößte ihnen ſeine Bruſt; verſuchte ſich an ihnen, und genoß ſie doppelt, indem er ſie in immerwährendem Siege zu genießen glaubte.

Endlich wurde er denn doch auf Henriette aufmerkſam, als ſey etwas verändertes an ihr wahrzunehmen, beſonders in ihrem Betragen gegen ihn. Lange ſuchte er, es ſich auf alle Weiſe auszureden. Er war ſeit dem Vorfall nach der Entdeckung, die ihm Luiſe gemacht hatte, äußerſt ſchüchtern, und gegen ſich ſelbſt mißtrauiſcher geworden. Aber eben dieſes mußte ſeine Aufmerkſamkeit, da ſie nun doch einmal wieder gereizt war, und fortdauernd gereizt wurde, nur in deſto ſtärkeren Trieb ſetzen. Selbſt indem er darauf bedacht war, ſie abzulenken, ſtellte er, wider ſeinen Willen, Beobachtungen an; und ſo gerieth er, immer unwillkührlich, endlich dahin, daß er ſeine Freundinn, bald hie, bald da, auf die Probe ſtellte.

Seine erſten Verſuche mit Henriette fielen zweydeutig aus. Er machte neue und ließ ſie ſchneller auf einander folgen. Endlich erhielt er Reſultate, welche ſeine Bemerkungen zu beſtätigen ſchienen — das wollte er nicht! Falſch ſollten ſie befunden werden, durchaus falſch! Sie mußten es — o, ſie mußten, ſie mußten!

Der Unglückliche ſtand am Abgrunde des Verderbens, und durfte nicht einmal fürchten.

„Keine Sorge! rief er ſchwindelnd aus, keine Sorge! Bey allem was heilig iſt, ich bin nur ein Thor! — Gott weiß, ich bin nur ein Thor! — und es wird offenbar werden!“

So drang er immer weiter voran; ging unabläßig hin und her in dem Nebel, der zwiſchen ihm und ſeiner Freundinn aufgeſtiegen war — ob er nicht verſchwände?

Zuweilen, nahe bey, ſchien er weg zu ſeyn; einige Schritte davon, ach, da war er wieder! — Dann ſchwoll ihm das Herz bis zur Beklemmung; und was er begann um des Dranges los zu werden, war alles vergeblich; bis etwa ein Ausbruch von Zärtlichkeit und Wehmuth in Henriettens Armen ihm wieder einige Erleichterung verſchaffte.

Schon vorher, nämlich ſeitdem er das Geheimniß von Henriettens Gelübde erfahren hatte, war mehr Lebhaftigkeit, aber damit auch, von ſeiner Seite, mehr Ungleichheit in ſeinen Umgang mit ihr gekommen. Alle ſeine Empfindungen für ſie waren bey dieſem Vorfall auſſerordentlich erregt, und in eine Art von Gährung geſetzt worden; und wie einer, dem ein theures Geſchöpf, das ſeine ganze

Wohlfahrt trägt und bindet, in Gefahr ſchwebt, fühlte er jetzt doppelt ihren Werth und alle ſeine Liebe zu ihr. Da ergriff er ſie denn manchmal und ſchlang ſie feſt und feſter in ſeine bebenden Arme. — „Du bleibſt mir doch, Henriette? ſagte er zu ihr — ich verliere dich nie? — nicht wahr, ich verliere dich nie? — Tauſendmal eher den Tod — als dich miſſen! — O, du weißt nicht, wie an dir mir alles gelegen iſt, alles gelegen ſeyn muß, und was das für eine Liebe iſt, mit der ich dich liebe!“

Henriette ließ ihr ganzes Herz ihm hierauf die Antwort geben. Es fiel ihr nie ein, dergleichen ungewöhnliche Bewegungen ihres Freundes einer andern Urſache, als ſeiner gegenwärtigen Lage zuzuſchreiben, welche alle Saiten ſeines Weſens geſtimmt zu haben ſchien, von jeder Empfindung den höchſten Ton in vollem Klange anzugeben.

Aber nun, ganz neuerlich, hatte ſie angefangen etwas bedenklich zu werden. Das konnte nicht ausbleiben, zumal bey dem Gemüthszuſtande, worin wir ſie erblickt haben. Woldemars Begegnungen mußten die Peinlichkeit deſſelben vermehren, und da ſie je länger je auffallender wurden, nach und nach in der Seele des Mädchens eine geheime Empörung zuwege bringen.

Henriette wußte nicht wie ihr geſchah. Bisher hatte ſie ihrer Freundſchaft für Woldemar weder Maaß noch Ende gewußt. Nicht der entfernteſte Gedanke an Zurückhaltung war ihr jemals gekommen. Und nun auf einmal — Was? — Es ließ ſich nicht ausdenken. — Schranken! — Grenzen! — Einer ſolchen Freundſchaft — Woldemars und Henriettens Freundſchaft! — Grenzen? — Schranken? — Weiche? — Warum? Was war geſchehen? Was trug ſich zu?

Sie fühlte — mit unendlichem Zagen, daß ſie Woldemarn ſich offenbaren mußte. — Ja, ſie wollte! — Aber in fürchterlichen Finſterniſſen lag ihr Entſchluß.

Daß in Woldemars Gemüthe ſich eine Veränderung zugetragen habe, war nach und nach von allen in der Familie bemerkt worden; aber niemand mochte zuerſt aufmerkſam darauf machen, nicht einmal das Weib den Mann, oder eine Schweſter die andre. Jeder ſuchte ſeine Bemerkungen ſich auszureden, und niemand mehr und ernſtlicher als Biderthal.

Keinem aber wollte es in die Länge auch weniger damit gelingen als Biderthalen. Nach langem Säumen und Zweifeln nahm er endlich zu Henriette ſeine Zuflucht. Er entdeckte ihr, was er zu deutlich geſehen hatte, und ſich nicht mehr auszureden vermochte; nämlich, daß Woldemar durchaus verſtimmt, ſeltſam verändert wäre. Er fragte: ob ſie keine Urſache wüßte, ob ſie ihm kein Licht darüber geben könnte?

Woldemars Verſtimmung, ſagte Henriette, ſeine abwechſelnde Laune, und das oft ſo Unnatürliche und Plötzliche in dieſen Abwechſelungen hätte auch ſie ſchon oft nachdenkend gemacht, und bekümmerte ſie. Sie wüßte nichts, vermuthete aber jetzt, und dieß würde ihr mit jedem Tage wahrſcheinlicher, daß Woldemar Eins und Andres von den bey Gelegenheit ſeiner Heyrath ausgeſtreuten häßlichen Verläumdungen erfahren, und vielleicht auf eine höchſt verkehrte, unangenehme, empörende Weiſe erfahren hätte. Es ſchiene in der That unmöglich, daß ihm davon gar nichts ſollte zu Ohren gekommen ſeyn. — Dieß nun hätte ihn aufgejagt. Er hätte ſich bemüht auf den Geſichtern ſeiner Freunde zu leſen, was er zu wiſſen begehrt, und zu fragen ſich geſcheut hätte: nämlich Sache und Zuſammenhang, und wie man ſie empfunden, unter ſich darüber gedacht, geredet, überhaupt, ſich dabey benommen hätte. — Auf meinem Geſicht, fuhr Henriette fort, mag er leicht geleſen haben, was ihn noch mehr zum Forſchen antrieb, ihn beunruhigte, quälte — was er tadelte, und dann bald zu entſchuldigen, bald zu verzeihen ſich bemühte, ohne damit für ſich allein recht fertig werden zu können. Wer unſern Woldemar ein wenig kennt, ſetzte ſie hinzu, begreift die Unmöglichkeit für ihn, aus dieſer Flocke nicht eine Menge Unglücksfäden zu ſpinnen, und damit das ſonderbarſte Gewebe anzufangen. Darum muß und will ich nun unverzüglich ſehen, wie ich ihm beykomme, und ihn zu einer Erklärung bringe.

Biderthalen wurde das Herz während er Henrietten zuhörte immer leichter und leichter. Er zweifelte nicht, ſie hätte das Wahre getroffen, begriff alles, und bat ſie nur inſtändig, doch ja den erſten Anlaß, mit Woldemar aufs reine zu kommen, nicht unbenutzt vorbey gehen zu laſſen.

Leider, wollte ein ſolcher Anlaß je länger je weniger ſich anbieten. Täglich erſchreckte Woldemar die zarte Seele ſeiner Freundinn durch neue Erſcheinungen, trieb das edle Mädchen aus einer Verwirrung in die andre, ſo daß ſie an ihm, daß ſie ſogar an ſich ſelbſt irre wurde, und beynah verzweifeln mußte.

Dieß entging Biderthalen nicht ganz. So viel ſah er, daß ſeines Bruders Gemüth ſich immer tiefer beunruhigte; ſah mit zunehmender Gewißheit, daß ſein leidenſchaftlicher Zuſtand ſich ganz auf Henriette bezog, und daß nun auch dieſe betroffen, geängſtigt, verlegen, in der peinlichſten Ungewißheit ſich fühlte. Gegen ihn ſelbſt, auch gegen die andern Geſchwiſter, bewies ſich Woldemar in dieſer Zeit liebevoller, erkenntlicher, genießender in der Freundſchaft als je zuvor. Dieß vermehrte Biderthals Bekümmerniß. Mit Recht ſchrieb er dergleichen affectvolle Aeußerungen einer innerlichen Beklemmung zu, erblickte darin ein bewegtes, gepreßtes Herz, welches ſich zu helfen, ſich zu tröſten und zu ſtärken ſuchte. Oefter wurden ihm in Woldemars Gegenwart die Augen naß. Dieſer bemerkte auch einige

Mal ſeine Rührung; ergriff Biderthals Hand, ſchloß ihn in ſeine Arme, herzte und küßte ihn; aber ließ ihn nicht reden; beugte vor, daß es nicht zu Fragen, nicht zu Erklärungen käme.

Unterdeſſen arbeiteten ſich Biderthals Beſorgniſſe mit jedem Tage ſchrecklicher in ſeinem Gemüthe aus. Was er voll Wehmuth ſeinem Bruder voriges Jahr aus Pyrmont geſchrieben hatte, jene Worte: „Lieber! „Wenn Du das alles nur an einem „Haare feſthielteſt — durchaus nur an „einem Haare feſthalten wollteſt — „Und das Haar zerriſſe — zerriſſe vielleicht durch eine Bewegung Deiner eigenen Hand . .“ — Dieſe Worte, mit dem Ausruf: „Lieber! O erbarme Dich Deines Biderthals!“ lagen ihm unaufhörlich in Gedanken, tönten ihm vor den Ohren, und zerriſſen ihm das Herz.

Es iſt zu ſpät! ſeufzte, klagte und jammerte es in ſeinem Innern. Woldemar liebt Henrietten! Ich hatte Recht zu behaupten, er ſey mit ihr verlobt. Er war es im Grunde der Seele, und wollte es nicht wiſſen. Ihm, auch Henrietten, war ich nur ein Thor. Daß ich es nicht war — — Gott! — Dieß wird Henriette bald; Woldemar erſt, wenn er mit dem Tode ringt, erfahren.

Nach der vorhin erzählten Unterredung mit Henriette, hatte Biderthal ſie nur zweymal an ihr Verſprechen, Woldemar zu einer Erklärung zu nöthigen, erinnert. Er ſchwieg nachher, weil er wohl ſah, daß ſie keine Ermahnung nöthig hatte. Ihr alle ſeine Sorgen zu entdecken, durfte er nicht wagen; er würde ſie dadurch nur wider ſich empört, ſich ihres Vertrauens, ſo gar ihrer Liebe — wenigſtens auf eine Zeitlang — beraubt haben. Jetzt aber ſchien es ihm ſo wichtig Henrietten aufs ſchleunigſte zur Entdeckung deſſen, was in Woldemars Herzen eigentlich vorginge, zu verhelfen, daß er alles daran zu wagen beſchloß, um dieſen Endzweck zu erreichen.

Früh an einem Morgen ging er zu ihr. Sie war aufgeſtanden, aber noch nicht zum Vorſchein gekommen. Er griff unterdeſſen nach einem Buche, das er auf ihrem Arbeitstiſche liegen fand. Es war der zweyte Theil von Plutarchs Lebensbeſchreibungen. Beym Aufſchlagen traf er eine Stelle, die doppelt angeſtrichen war; folgende:

„Fremdling, die Geſetze und Gebräuche der Menſchen ſind verſchieden; einigen heißt dieſes ſchön und gut; andern jenes: aber das gilt allgemein, iſt ſchön und gut für alle, daß jeder unter ſeinen Mitbürgern, was gemeine Sitte iſt verehre, und dieſe Ehrfurcht in allen ſeinen Handlungen beweiſe."

Er behielt, da Henriette herein kam, das Buch in der Hand, und nachdem er ſie begrüßt, und ſie beyde ſich geſetzt hatten, zeigte er ihr die angeſtrichene Stelle, und fragte: warum ſie dieſe Irrlehren über Schönes und Gutes, dieſe ſklaviſche Maxime eines Barbaren, die ſie hätte durchſtreichen ſollen, angeſtrichen, und gar doppelt angeſtrichen hätte? — Wenn Woldemar das fände! . . . Indem gab er ihr das Buch in die Hand.

Dieſe Striche ſind ſchon alt, ſagte Henriette.

Dann laſſe ichs gelten, erwiderte Biderthal; machte das Buch zu, und legte es wieder auf die Stelle, wo er es genommen hatte.

Henriette wurde roth. — Nein, Biderthal, ſagte ſie, nein; dieſe Striche ſind von geſtern;

zog ihr Schnupſtuch hervor, bedeckte ſich das Geſicht, und ſing bitterlich an zu weinen.

Biderthal ſprang auf, umarmte Henriette, drückte ſie an ſein Herz, und ſagte mit beklommener Stimme: Faſſe Muth du gute, liebe, ſchöne Seele du! Man kann nicht unſchuldiger, nicht ehrwürdiger und beſſer ſeyn, als du es biſt. — O, faſſe Muth. Ich fürchte Aergeres, gewiß viel Aergeres, als du; und doch hoffe ich, mein Woldemar, und wir mit ihm, ſind noch zu retten.

Henrietten ſanken die Arme. Sie ſah mit trokkenem Auge Biderthalen an — „Aergeres?“ — Wiederholte ſie todtenblaß, und ſich aufrichtend: „Aergeres?“ — Wo iſt Arges? Gewiß eher in meiner Seele, in der Ihrigen, in unſer aller Seele, als in der himmliſchen Seele meines Freundes. O, wenn er minder arglos wäre, ich weinte nicht, und Sie — bebten nicht an dieſer Stelle!

Biderthal wollte reden; aber Henriette flehte mit gefaltenen Händen, von neuem in Thränen aufgelöſt, daß er ſich entfernen, ſie allein laſſen möchte.

Er ging.

An der Thüre rief und holte Henriette ihn zurück.

Schluchzend ſtammelte ſie: Ich will anhören! Ich weiß nicht was vorgeht; nein, ich weiß es nicht. Ich werde Schuld haben, es wird auf mich fallen; reden Sie, lieber Biderthal, ſagen Sie mir — ſagen Sie mir alles.

Biderthal war tief bewegt. Er drückte und küßte Henrietten die Hand, weinte mit ihr, ſetzte ſich und ſtand wieder auf; verſuchte zu reden und hatte keine Stimme. Henriette, die zuerſt ſich faßte, half ihm, durch milde Anrede, zu Worten.

Verzeihen Sie meine Heftigkeit, ſagte ſie zu ihm; ich hatte ſehr Unrecht. Gewiß kamen Sie mit herzlicher Liebe, mit vertraulichem Rathe zu mir, und ich ſtieß Sie von mir! — O verzeihen Sie mir! Werden Sie mir wieder gut!

Sie bedürfen keiner Verzeihung, antwortete Biderthal, und ich ſelbſt verdiente keine, wenn ich einen Augenblick von Woldemar Arges denken, eine Furcht in Abſicht ſeiner haben könnte, die ihn erniedrigte. — Oder iſt es etwas Arges, wenn ich glaube, daß er Sie über alles liebt; Sie liebt, wie er außer Ihnen niemand lieben kann; daß er im Grunde — Sie allein liebt? —

Henriette fuhr etwas zurück. —

Iſt Ihnen dieſes neu, ſagte Biderthal? Sie wiſſen es doch!

Setzen Sie den Fall, Woldemarn wäre auch, was er längſt weiß, neu geworden; er fühlte, wie er Sie liebt, mehr als er es je gefühlt hat; und nun genügte ihm Ihre Gegenliebe nicht mehr. Irgend ein unbedeutender Zufall könnte ſein Gemüth in eine Bewegung geſetzt haben, die ſich ſelbſt vermehrte, ſtärker und ſtärker wurde. — Sie zweifeln doch nicht, daß der leidenſchaftliche Zuſtand, worin wir ihn ſehen, ſich auf Sie bezieht? — Auch verbergen Sie ſich nicht, daß dieſer Zuſtand von Tage zu Tage zunimmt, bedenklicher wird! — — Wie können Sie denn ſo gelaſſen zuſehen, und nicht fürchten, und das ſchlimmſte abwarten wollen?

Lieber Biderthal, antwortete Henriette, ich kann mich nicht fürchten, wie Sie; aber ich leide genug. Auch Allwina iſt bekümmert. Sie hat es mir lange abgeſtritten, daß in Woldemar etwas vorginge, was er uns verheimlichte. Sie ſah und fühlte nur, daß ſie ihm mit jedem Tage lieber wurde; war dabey in die Freude, bald Mutter zu ſeyn, ganz vertieft. So lange ſie ſelbſt nichts bemerkte, wollte ich nicht, daß ſie fragen ſollte. Endlich wollte ſie bemerkt haben und fragte. Da hat Woldemar mit der größten Offenherzigkeit und Freundlichkeit geantwortet: „Ja, es gehe ihm etwas im Kopfe herum; es ſey eine ſo große Albernheit, daß er es ſich zu ſagen ſchäme; er wolle aber, um ſich zu ſtrafen, dieſe Schaam überwinden, und zuverläßig ihr und mir die kindiſche Grille beichten, ſo bald er ſie weggeſchafft hätte." — Nun verreist Allwina Ende dieſer, oder Anfangs künftiger Woche, mit der jüngern Tante nach Fließen, um bey dem Oberamtmann vollends wieder alles ins Gleiche zu bringen und gut zu machen; ſie warten nur auf Briefe, daß er dort angekommen ſey, und ſie gern erwarte. Bis dahin habe ichs, aufs längſte, verſchieben wollen, Woldemarn was ich auf dem Herzen habe zu ſagen, und ſeine Vorwürfe gegen die meinigen auszuwechſeln. Auf einmal und mit ein paar Worten wird es ſich ſchwerlich abthun laſſen. Aber abgethan, völlig abgethan ſoll es werden; das verſpreche ich Ihnen, wie ich mir ſelbſt es verſprochen habe.

Zufriedener, mit erhöhtem Muthe ging Biderthal von Henriette weg. Der reine, ſchöne Affect des Mädchens, ihre Faſſung und ihr hoher Geiſt, hatten ihn aufgerichtet und geſtärkt.

Henriette, im Gegentheil, hatte dieſer Auftritt ſehr angegriffen. Sie fühlte ſich, da ſie allein war, traurig, beklommen, in einer Bewegung, der ſie nicht Meiſter werden konnte. Auf den Mittag mußte ſie zu Woldemar, der eine große Geſellſchaft zum Eſſen hatte. — Dort ſollte ſie auch Biderthal wieder finden. — Ihre Angſt, daß ſie nicht genug ſich würde ſammeln können, nahm unter dem Ankleiden zu. Sie mußte endlich fort. Beym Einſteigen in den Wagen fühlte ſie, daß ihr die Kniee zitterten. Das Herz klopfte ihr gewaltig beym Fortrollen über das Pflaſter; noch heftiger, da der Wagen vor Woldemars Hauſe ſtill hielt. Man öffnete den Schlag, und ſie zweifelte, ob ſie ausſteigen ſollte.

Woldemar fuhr zuſammen über ihren Anblick. Er ſuchte ſeine Befremdung durch einen deſto wärmeren Empfang zu verbergen; aber ſtarr ſanken darauf ſeine Arme an ihr herab. Henriette fühlte es, und beyde überlief es kalt. Woldemar ſah ſie an — und wieder an — und wieder — bis Schwindel und Blindheit ihn zwangen abzulaſſen. — „Verloren! verloren! ſchrie es in ſeiner Seele, verloren!“ — Er hatte ſich umgekehrt, und ſtand am entlegenſten Fenſter, ſein Geſicht an eine Scheibe geheftet, und ſah gerad auf gen Himmel. Sein Bruder und Caroline, die zu ihm traten, und ſich nach ſeinem Befinden erkundigten, und ſeine Gäſte, die nach einander ankamen, erlaubten ihm nicht, in dieſer Stellung zu verweilen. — Er hätte ſein Leben gewagt, um einige Minuten mit Henriette allein zu ſeyn. — Sie litt Todesangſt. — Auf einmal ging ſie auf ihren Freund zu: „Lieber Woldemar, ſagte ſie zu ihm, indem ſie ihm die Hand drückte; nicht wahr wir haben mit einander zu reden? Auf den Abend! Nur bis dahin, Lieber, ſey ruhig!“

Dieſe Worte, noch mehr die liebevolle Miene, welche ſie begleitete, erhellten Woldemars Gemüth auf einige Augenblicke; aber kaum war er recht zu Gedanken darüber gekommen, ſo kehrte ſeine Unruhe deſto unerträglicher zurück. Sehnſucht, Erwartung und Furcht trieben ihn bis zur Verwirrung umher. — „Es war alſo gewiß: Henriette hatte etwas auf dem Herzen; — etwas das ihn anhinge: — ſie hatte es ſchon lange auf dem Herzen gehabt; ſchon ſo lange ihm verheimlicht! Was konnte es ſeyn?" — Er verwickelte ſich je länger je mehr in dieſen Vorſtellungen, ſo daß er kaum mehr inne wurde, was um ihn her geſchah, ſondern unabläſſig mit Forſchen an Henriettens Augen, an ihren Mienen und Geberden hing. Henriette wurde äuſſerſt verlegen; Woldemar, der ihren Unmuth beobachtete, deſto verwirrter. Seine Zerſtreuung ſtieg aufs höchſte; und nun begab ſich alle Augenblicke etwas, wodurch ſie ihm ſelbſt auffallend wurde. Er erſchrak darüber, und begann in der Angſt allerley, um ſich zu helfen: er wurde laut; warf mit witzigen Einfällen um ſich; unterbrach, bald hie bald dort, ein Geſpräch; trank, halb in Gedanken, halb mit Vorbedacht, von verſchiedenen Weinen, und in größerer Menge, als er gewohnt war.

Dieſe gewaltſame Erheiterung, bey dem ganz entgegen geſetzten Zuſtande, worin er ſich befand, brachte ihn vollends aus aller Faſſung. — Man ſtand von Tiſche auf, und es ward immer ärger mit ihm. Seine Fantaſie glühte; ſein Herz zerrann. Er wußte nicht zu bleiben vor all dem Widerſinn, der ſein ganzes Weſen aus einander trieb.

Henriette, voll Bekümmerniß, ſah ſich oft verſtohlen nach ihm um. Von ungefähr bey einer ſchnellen Wendung, begegnete ſein Auge einem ſolchen Blick; da flog er auf ſie zu, faßte ihre Hand, und ſtand einen Augenblick vor ihr, als ob ihn die Seele verlaſſen wollte. Henriette erſchrak zum Erblaſſen: — „Allwina winkt mir“ — ſagte ſie, und ſprang ihr an die Seite.

Woldemar durchkreuzte einigemal den Saal; dann kam er wieder gerade zu auf Henriette; zog ſie bey Seite: „Ich muß, ſagte er, ich muß gleich dieſen Augenblick mit Ihnen reden; kommen Sie mit.“ „Das kann nicht ſeyn!“ erwiederte Henriette mit einem äuſſerſt gefaßten Ton; auf den Abend, ſagte ich Ihnen; dabey bleibt es.“

Woldemar glaubte in ihrer Geberde etwas von Verachtung wahrgenommen zu haben, und entfernte ſich mit zerriſſenem Herzen.

Der Reſt des Tages war für beyde entſetzlich. Woldemar ſtrengte ſich bis zur Ohnmacht an, und konnte dennoch ſeine Bewegungen nicht alle zurückhalten. Henriette zitterte von Augenblick zu Augenblick, daß Woldemar ſich noch ſichtbarer vergeſſen möchte; es däuchte ihr ſchon lange, alle Anweſende wären heimlich nur mit ihm und ihr beſchäftigt. — Und — weiter hinaus: Der Ausgang! Das Ende! — Und ohne Weiteres, an ſich die bloße Sache: Woldemar und Henriette in einem ſolchen Zuſtande, einer ſolchen Lage! — — Beyde folterte dieß mit Qualen der Hölle in gleichem Maaß.

Nachdem die Geſellſchaft auseinander gegangen war, führte Woldemar Henrietten nach Hauſe. Ihrem gepreßten Herzen war ſo Noth um Luft, und der Zwang neben Woldemar fiel ihr ſo unerträglich, daß ſie ihr Engliſches zu Hülfe nahm, um ſchon auf der Straße anzufangen, ſich ihm zu eröffnen, und nun ununterbrochen fortfuhr bis hinein in ihr Cabinet. Sie fühlte nicht die mindeſte Zurückhaltung mehr, konnte alles nach der Reihe jetzt klar heraus ſagen von Anfang bis zu Ende: was für häßliche

Gerüchte entſtanden wären; wie ihr dieſe zu Ohren gekommen; was ſie dabey empfunden; was ſich nachher in ihr zugetragen, was ſie darauf an ihm beobachtet hatte; — und nun den ganzen gegenwärtigen Zuſtand ihrer Seele. . . . .

Dem Himmel ſey Dank, fuhr ſie fort, daß es noch eben zu rechter Zeit zu einer Erklärung unter uns gekommen iſt: aber nun, lieber Woldemar, auch in unſerm Leben keine ſolche wieder! Laſſen Sie uns in unſerem äuſſerlichen Betragen gegen einander, einige Schritte rückwärts thun. Seit Allwina ihre Frau iſt, und ſchon vorher, haben wir unvermerkt angefangen, uns hierin weniger um öffentliches Urtheil zu bekümmern. Dieſes unſchuldige Vergeſſen war ſo natürlich, es floß ſo unmittelbar und rein aus den Wendungen unſerer Verhältniſſe, aus unſerer ganzen Lage, war ſo ſchicklich zu den Bedürfniſſen von Allwinens Herzen — war durchaus ſo ſchön. — O ich freue mich; ja, ich freue mich auch der Läſterungen, die über mich ergangen ſind, weil nichts in mir war, was mich vor ihnen hätte warnen können. Dieß Bewußtſeyn vergütet mir alles. Aber nun bin ich gewarnt. Unſere

Freundſchaft iſt mir heilig, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, irgend jemand zu reizen, daß er ein Aergerniß an ihr nehme und ſie läſtere; vielmehr möchte ich auf jeden den Segen bringen, ſie für das, was ſie iſt, zu erkennen. Vor allem muß mir daran liegen, daß in meiner eigenen Seele ihr reines Bild unangetaſtet bleibe. Ich habe Ihnen geſagt, was für eine Wirkung die boshaften Urtheile der Leute auf meine Fantaſie gemacht haben. Wenn es Schwachheit von mir iſt, ſo haben Sie Nachſicht damit; ich bin kein *Mann*. Auch dem Manne wird es nicht an Betrachtungen und Gründen fehlen, meinen Vorſchlag gut zu heißen. Und ſo ſey denn dies hiermit feſtgeſtellt! — Unſere Freundſchaft iſt zu tief gegründet, und zu wohl bewährt, als daß ich mich nicht der Anmerkung ſchämen ſollte, daß ſie nicht den mindeſten Abbruch hiebey zu befürchten habe; was geht dieß alles ſie im Grunde an?

Henriettens Tafeluhr ſchlug. Erwünſcht für Woldemar! denn er konnte nun erſchrecken, daß es ſchon ſo ſpät war, und nach Haus eilen. Haſtig ſprang er auf; zog, als ob er zweifelte, ſeine Uhr aus der Taſche; griff nach ſeinem Hut, und ſagte zu Henriette: Auf das, was Sie mir erzählt und vorgetragen haben, iſt nichts zu antworten. Ich wußte nicht . . . ahndete nicht . . . Ich erſtaune! — Es iſt ſehr gut, daß Sie endlich geredet, und mir aus dem Traum geholfen haben. Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn: Gewiß! Verzeihen Sie mir, und beruhigen Sie ſich. — Schlafen Sie recht wohl, und vergeſſen Sie. . . . Er reichte ihr dabey zum Abſchiede die Hand. — Sie bot ihm eine Umarmung, die er annahm, aber etwas froſtig; und damit, wie ein Blitz, zur Thüre hinaus und aus dem Hauſe.

Ueber alles von Henrietten Geſagte, hatte er während dem Anhören wenig bey ſich feſtſetzen können; er war lauter Verwirrung geweſen, lauter Verlegenheit; immer in Gedanken darüber, wie er ſich äuſſern ſollte, im Fall er ſich dazu gezwungen ſähe: daher ſein plötzliches Aufbrechen und ſeine Eile wegzukommen.

Vor dem Hauſe blieb er einige Augenblicke ſtehen.

. . . Ach! alle die Liebe in ſeinem Herzen! — Alle die Liebe die er genoſſen hatte — in grenzenloſem Vertrauen! — Der ſüße Friede! — So angefochten? . . . gewogen — gewagt — der Zerrüttung ausgeſetzt!“ . . .

Er lief ſchnell die Straße hinab; ſchneller die folgende, und weiter bis auf den Domplatz, — da ſäumte er, verweilte, ſtand im Freyen, und breitete ſich rund um, der Luft entgegen. — Die Stille der Nacht wollte er haſchen — und den Raum der Himmel.

Er fühlte Erquickung. Gelaſſenheit und Ruhe gingen, wie Sternhelle, in ſeiner Seele auf. — Nun erſt hörte, vernahm er, was Henriette ihm geſagt hatte, wiederholte ſich ihren Vortrag, erwog ihn.

Die meiſte Zeit fühlte Woldemar lebhafter, was andre anging, als was ihn ſelbſt betraf; nichts war leichter, als ihn zu ſeinem eigenen Nachtheil einzunehmen. Dieſe Gutherzigkeit verläugnete ſich auch in dem gegenwärtigen Falle nicht. Die Vorſtellungen ſeiner Freundinn, da er ſie von neuem überdachte, wirkten auf ihn, machten Eindruck; er ſetzte ſich an ihre Stelle, und vertrat ſie mit ſolchem Eifer, daß ihre Sache bald anfing ein unverwerfliches Anſehen zu bekommen. Getroſt ging er nun nach Hauſe, wo ihn Allwina mit Schmerzen erwartete, weil er ſie wegen ſeines Befindens in Sorgen geſetzt hatte. Sie freute ſich, ihn ſo wohl zu finden. Er brachte noch eine Weile in liebevollem Geſchwätz mit ihr zu, ehe er ſich zur Ruhe begab, und hatte keine ſchlimme Nacht; nur dauerte es ein wenig, bis er einſchlaſen konnte, und er war früh wieder munter. — In Anſehung Henriettens ſah er am Morgen nicht anders als den Abend zuvor. — Etwas weh mußte ihm freylich das Herz noch thun von den vielen Leiden, die es erduldet hatte; auch regte ſich noch dieſer und jener kleine Vorwurf wider Henriette, hauptſächlich wegen ihres Betragens am vorigen Tage, und der Art, wie ſie gegen ihn ſich erklärt hatte. Entſchuldigen — zur Noth — konnte er auch dieſes — nach dem Uebrigen; aber ein gewiſſer Unmuth blieb in ſeiner Seele, der war nicht zu verdrängen.

Henriette eilte, gleich nach dem Frühſtück, ihn zu beſuchen. Er ſaß ſchon oben in ſeinem Cabinet. — Da hörte er ſie! Hörte — ſie die Treppe hinauf fliegen, — und hin an ſein Vorzimmer, —

und die Thür öffnen, und hinein rauſchen, auf ſein Cabinet zu.

Es war an ſeinem Herzen, wie wenn ein Damm durchgeht. — Unverwandt blieb er vor ſeiner Arbeit ſitzen. — Henriette faßte mit ihrer linken Hand ſeine rechte Schulter, und ſenkte ſich hinüber vor ihn, und ſchaute ihm mit ſo freyer, froher Liebe ins Geſicht, daß er davon auſſer ſich geſetzt wurde. Der ganze Himmel, den ihm das Mädchen geſchaffen hatte, that ſich weit vor ihm auf; kaum widerſtand er, ſie an ſich zu herzen, und eine Fluth von Thränen, die ihn drängte, über ſie hinſtrömen zu laſſen. Aber er hielt ſich; ermannte ſich zu heiterm Blick und Lächeln, und that einen Augenblick, als zweifelte er, ob er ſie umarmen dürfte. Indem hatte Henriette ihm ſchon die Wange gereicht. — Damit ſtand er auf, und fing an ſich freundſchaftlich mit ihr über verſchiedenes zu unterreden. Etwas fehlte doch, daß es nicht ganz im alten herzlichen Ton war. Woldemar merkte, wie er immer mehr davon abwich, immer weiter ſich zurück zog; aber er konnte ſich nicht zwingen, anders zu ſeyn. Ihn deswegen anzugehen, trug Henriette Bedenken, zumal da er allen

Anlaß durch ein freyes ungezwungenes Weſen zu entfernen bemüht war.

Sie ſprachen eben vom Oberamtmanne, dem guten wunderlichen Onkel, daß er nichts von ſich hören ließe: als Allwina mit einem Briefe in der Hand herein gehüpft kam. Es war der erwartete, und ſein ganzer Inhalt erwünſcht. Nun wurde auf der Stelle ausgemacht, daß Allwina gleich übermorgen nach Fließen aufbrechen ſollte. Hierauf brachte Allwina hundert Gründe herbey, warum Henriette ihr heute und den ganzen folgenden Tag nicht von der Seite weichen dürfte. Henriette ſagte ihr noch hundert andere dazu, und wurde, halb erſtickt von Küſſen, im Jubel hinweg geführt.

Woldemar ging wieder an ſeine Arbeit, nahm die Feder voll Dinte, und ſetzte ſie an, als ob ſein Geiſt in der beſten Bereitſchaft wäre, und ihn die Gedanken übereilten. Aber alles fand er getrennt in ſeinem Kopf, und je mehr er ſich bemühte, ſeiner Zerſtreuung abzuhelfen, deſto ſchlimmer wurde es damit.

„Nun dann! — ſagte er, ungeduldig, zu ſich ſelbſt, indem er die Arbeit wegſchob, und ſeinen Stuhl herum rückte, — Nun was iſt es? —

„. . . . Dieß — und jenes da — und wieder dieß . . . Was ſoll es? — Henriette iſt und bleibt bey dem Allen ein treffliches Geſchöpf; iſt und bleibt es, wenn ſie mir auch noch weher gethan, noch viel ärger wider meinen Sinn gehandelt hätte. Ich brauche mich nur an ihre Stelle zu ſetzen; nur zu bedenken, daß ſie ein Mädchen iſt; zu erwägen, was überdem unſer beyder Charaktere für Verſchiedenheiten mit ſich bringen: ſo kann ich ſie über alles rechtfertigen; ſo muß ich ſie durchaus entſchuldigen. — Wer gefehlt hat, bin ich; daß ich nicht früher dieß in Betrachtung zog, — ſo in den Tag hinein lebte, als ob . . .“

Hier ſtockte Woldemar. — Er wollte fliehen vor dem Wetter, das ein ferner Blitz ihm verkündigte, — ein ferner Blitz, und dumpfes unendliches Donnergerolle hinter ihm her. Aber wer kann ſich erwehren umzublicken im Fliehen; und wen ereilts nicht?

Als ob! . . . Das war Täuſchung alſo, daß wir Ein Herz, Eine Seele, — Eins in allem uns fühlten? Ich muß aus mir hinausgehen, als aus einem Fremden, und mich in ihre Stelle verſetzen! Verſetzen? — Henriette iſt mir ein Anderer; Henriette iſt wider mich. Hin iſt unſre Einmüthigkeit, unſre Eintracht: um ihr gut bleiben zu können, muß ich vergeſſen, wie ganz ich ſie für meine Freundinn hielt — wie ganz ich ihr Freund war; — — endlich das gefunden zu haben meynte, und darin ewigen Frieden mit den Menſchen.

Dem Aufkommen, dem Ergreifen und Bleiben dieſer Gedanken widerſtrebte Woldemar mit Gewalt. Alle die freyeren Bewegungen ſeiner Seele wirkten Henrietten zu Liebe; und dieſe ſollten die Oberhand behalten; ſo war ſein ernſtlicher Wille.

Seine Aufführung gegen Henriette wurde der vollkommenſte Abdruck dieſer Gemüthsſtimmung. Woldemar beſaß eine ſeltene Fertigkeit, die Bewegungen ſeines Herzens aufzuhalten, ſeinen Leidenſchaften den ſichtbaren Ausbruch zu verwehren, und ſie ſogar, auf kurze Zeit, wo nicht zu unterdrücken, doch auſſerordentlich zu ſchwächen. Es koſtete ihm gewöhnlich nachher auch wenig Mühe, ſeine Aufmerkſamkeit, wenn er es für gut fand, ganz von den Gegenſtänden, die ihn erſchüttert hatten, abzulenken.

Allwina, den Abend vor ihrer Abreiſe, übertrug ihrer Freundinn Woldemars Verpflegung und ihr ganzes Hausweſen.

In liebevollem Auffahren ergriff ſie mit dem einen Arm die Freundinn, mit dem andern den Mann, und herzte ſie gegen einander, und drückte ſie an ſich aus allen Kräften; und indem ſie nachließ, zerfloß in Engliſches Lächeln ihr Geſicht; und an ihm herab ſah man — wie wenn eine ſonnichte Wolke ſanft und ſchnell ſich ergießt — Thränen der Zärtlichkeit und der Freude rinnen.

Mit bangem Herzen begab Henriette ſich am folgenden Morgen zu Woldemar. Sie hatte genug empfunden, daß tief in dem ſeinigen etwas gegen ſie arbeitete. Sie liebte ihn ſo ernſtlich und ſo ſchön, und wußte ſich keinen Rath. Denn womit hatte ſie ihn beleidigt? Wie hätte ſie anders handeln, anders ſich erklären können? — Eine abermalige Erklärung — worauf ſollte dieſe gehen? — Woldemar hatte Unrecht; er hatte ſo gewiß — O, er hatte ſo offenbar Unrecht — daß man es nur ihm ſelbſt überlaſſen mußte, die Augen aufzuthun.

Henriette weinte bitterlich, indem ſie dieſes überdachte. Seufzer auf Seufzer preßten ſich aus ihrer Bruſt mit unendlichem Weh. Ohne Woldemars Freundſchaft wurde ihr das Leben zu Nichts. Und dieſe Freundſchaft ſchwebte in Gefahr. Und ſie mußte ſie der Gefahr überlaſſen. — „Lieber mag der Himmel ſie mir rauben, ſagte ſie bey ſich ſelbſt, als daß ich ſie verderbe!“

Woldemar hatte ſchon einige Stunden einſam, in tiefen Gedanken und voll Unruhe, zugebracht. Sein holdes liebes Weib war früh, vor Anbruch des Tages, von ihm geſchieden. Es war am Anfang des März. Dieſe Trennung hatte ihn ſonderbar gerührt. Um und um ſchlug ſein Herz von Liebe; — um und um, gegen an die erſtarrende Mitte, wo Mißmuth über allgemeinem Unglauben brütete und der ſchrecklichſten Verzweiflung.

Er war zu lange glücklich geweſen; war zu ſehr von den ſüßen Gefühlen erwiederter herzlicher Zuneigung und innigen Vertrauens durchdrungen worden, als daß die entgegen geſetzten bittern Gefühle ſich ſo bald ſeiner ganzen Seele hätten bemeiſtern können. Die Menge, die Lebhaftigkeit der Erinnerungen, die ganze Magie der Einbildungskraft, alles wirkte vorzüglich auf jene Seite.

Was ihm nach Allwinens Entfernung zuerſt begegnete, waren verſchiedene Sachen auf ſeinem Tiſche: Schlüſſel, Papiere, Bücher, die für Henriette da lagen. Dieß machte ihm die Vorſtellung auffallend, daß ſie, nach Verlauf von ein paar Stunden, bey ihm ſeyn, und gewiſſermaaßen ihre Wohnung hier aufſchlagen würde. Er hatte eine Menge zärtlicher Aufträge an ſie von Allwina. Und dann ſollte er Ja! ihr dieß und das erzählen, was den Abend vorher, nachdem ſie ſchon weg geweſen, und den Morgen früh, zwiſchen ihnen war geredet worden, worunter manches Scherzhafte war, das auf länger und kürzer Vergangenes in mannichfaltiger Beziehung ſtand.

Woldemar ſaß da, — unterdeſſen heiter der Tag heranlichtete, — hinträumend über das alles; und fühlte, wie ſehr er ſich jetzt auf Henriettens Ankunft freuen würde, wenn er freyes Muthes gegen ſie wäre.

Dieſe Vorſtellung nahm überhand, und wurde lebhafter mit jeder neuen Lichtung des Himmels. — Endlich fingen ſeine widerwärtigen Grillen an ihm ſo läſtig zu werden, er mußte ſo von ganzem Herzen ſie verwünſchen, daß er ſich entſchloß, im Fall der Noth ſie nur geradezu von ſich abzuwerfen.

Hiezu befand er ſich durchaus in der günſtigſten Stimmung. Noch war auf ſeiner Bruſt die Stelle warm, wo Allwina ihr untadeliches Herz an das ſeine gedrückt hatte. Es war ihm da ein Anſchauen von voller Liebe, von unverbrüchlicher Treue ſo wieder neu geworden, daß ſeine Seele davon wie beſeſſen blieb. Und auch ſein eigenes Herz hatte er wieder ſtärker da gefühlt. Es hatte ihm gezeugt — es hatte voll Entzücken, ihm zugeſchworen, daß auf Menſchen Verlaß ſey.

Und zu dieſen Menſchen ſollte Henriette nicht gehören? ſeine Henriette? die Freundinn ſeiner Allwina?

Unſinniger Verdacht! — Anſchwärzung! bloße Anſchwärzung! — Eigendünkel, Eigenſucht, Hochmuth, tyranniſches Weſen, verkehrter Sinn mußten da im Spiel geweſen ſeyn; die hatten ohne Zweifel ihn verblendet, ihn bethört!

Gefehlt — etwas gefehlt mochte ſie immer haben. — War er ſelbſt doch auch nicht ohne Schuld. Hiemit ſollte alles aufgehoben, alles vergeſſen ſeyn.

Um die Zeit, da er Henrietten erwartete, trat er ans Fenſter, damit er ſie von weitem kommen ſähe. Es dauerte nicht lange, da erblickte er ſie am Ende der Straße im Wenden um die Ecke. Henrietten, da ſie ihn wahrnahm, fing das Herz an ſtark zu pochen. Sie kam näher, ſah ſeine heitere Miene, ſein frohes Lächeln, und wußte nicht, ob ſie ihren Augen trauen ſollte. Als ſie nahe bey dem Hauſe war, grüßte er ſie mit vertraulichem Nicken, ſprang hinweg vom Fenſter, und die Treppe hinunter an die Thür ihr entgegen. Sie war nie mit mehr Zärtlichkeit, mit mehr freundſchaftlicher Wärme von ihm empfangen worden. „Nun geſchwinde hinauf! ſagte er zu ihr, komm!“ griff ihr unter die Arme, und oben in einem Fluge!

Henriette, die ſich auf eine ganz andere Begegnung vorbereitet hatte, wurde beſtürzt, und gerieth in Verwirrung.

Auf einige Befremdung hatte Woldemar gerechnet, denn er wußte wohl, daß ſein Unmuth die zwey vorhergehenden Tage hindurch von Henriette nicht hatte können unbemerkt bleiben: Aber dieſe Befremdung ſollte gleich darauf in Freude, und dieſe Freude in einen gewiſſen höheren Grad von Zärtlichkeit übergehen.

Natürlich genug waren dieſe Erwartungen; aber der Gang, den Henriettens Empfindungen nahmen, war es nicht minder. Sie hatte nie an Woldemar dergleichen plötzliche Abwechſelungen von Laune — ſie konnte nicht wohl es anders nennen — wahrgenommen. Gegen ſie beſonders hatte ſich nie ein Schatten davon gezeigt. Nun gab es der ſonderbaren Erſcheinungen ſo viele! — Lauter fremde ungewöhnliche Dinge! — Alles ſo auſſerordentlich, ſo ſehr auſſerordentlich! — Wie das kommen — was in dem Manne vorgehen mochte?

Dieſe Gedanken, mit welchen ſich hundert andre verknüpften — Was ſie von Biderthal nicht hatte hören wollen; nicht ausdenken mochte —

Biderthal, der ihr wie vor Augen ſtand — und Allwina abweſend — eben heute verreiſt.....

Des Hin- und Herſinnens war kein Ende; und ſie ſtand vor Woldemar ungefähr eben ſo, wie er vor zwey Tagen Ihr gegen über geſtanden hatte.

Woldemar wollte lange das nicht ſehen. Er mußte wohl endlich.

Aerger als alles war ihm eine gewiſſe Schüchternheit, etwas Argwöhniſches, das aus Henriettens zerſtreuter bedenklicher Miene hervorblickte. Es rief, wie zu ewigem Bleiben, die widerwärtigen Vorſtellungen zurück, über die er die Verbannung ausgeſprochen hatte. Aber noch widerſetzte er ſich ihrer Aufnahme, und eilte, Henriette zur ältern Tante hinunter zu führen, bey welcher er ſie zurück ließ.

Er brachte den ganzen Morgen mit allerhand kleinen, mehrentheils mechaniſchen Geſchäften zu, bloß in der Abſicht, ſich vom Nachdenken abzuhalten. Er hoffte auf günſtigere Eindrücke, und wollte wenigſtens den Verlauf des Tages in Gelaſſenheit abwarten.

Es traf ſich an dieſem Morgen, daß er wiederholt geſtört wurde, und ſo oft er jemand an ſeiner Thüre hörte, glaubte er, es wäre Henriette. Aber ſie kam erſt kurz vor Tiſche zu ihm herauf, und mit Biderthal, welcher Freunde, zum Theil Ausländer — ſehr intereſſante Menſchen, zum Nachteſſen haben ſollte, und ſich Henriette und ſeinen Bruder dabey wünſchte.

Woldemar hatte keine Luſt; „er wäre heute früh auf geweſen“ — und dergleichen.

Biderthal erinnerte ihn, daß er immer früh aufſtände; und verſicherte, man ſähe ihm an, daß er Zerſtreuung nöthig hätte.

Darüber lachte Woldemar.

„Aber ich denn, ſagte Henriette, ich wenigſtens brauche Zerſtreuung. Ich weiß nicht, mir iſt der Kopf heute ſo ſchwer, ich mag mich nicht leiden; dieſe Einladung käme mir gerade recht, wenn Sie mit ſeyn wollten.“

Was hindert, antwortete Woldemar, daß Sie ohne mich gehen?

„Das wiſſen Sie nicht? erwiederte Henriette. Nichts! als daß ich dann kein Vergnügen fände, und das Mittel mir nicht helfen würde — Nun, ſchlagen Sie ein, lieber Woldemar! Erſparen Sie mir den Verdruß, daß ich meine ſchale Laune die Ihrige mit verſtimmen ſehe. Sie kennen mich darin, daß mir nichts ſchlimmeres begegnen kann. — Und wie käme ich bey Allwina zurecht? — Nicht wahr, Lieber, wir gehen mit einander — Sie thuns?“

Ja, ja! ſagte Biderthal, und fiel ihm um den Hals; ich ſehe ſchon, er thuts.

Indem kam ein Bedienter, zu melden, daß aufgetragen ſey.

„Nein, er thut es nicht, rief Henriette; er thut es nicht, Biderthal, wenn Sie mir es abſchlagen uns dieſen Mittag Geſellſchaft zu leiſten. — Nicht wahr, lieber Woldemar, Sie thuns nicht? Sie haben noch nicht feſt verſprochen?“

Recht, recht! ſagte Biderthal, thu es nicht, ich muß bleiben!

Die Mahlzeit lief ganz vergnügt ab. Biderthal zeigte ſich in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit, und war ſehr unterhaltend. Woldemar ſtimmte mit ein, ſo gut er konnte. Die Fröhlichkeit und die vortrefflichen Einfälle ſeines Bruders, und Henriettens zauberiſcher Witz, riſſen ihn hin; er fühlte wirkliches

Ergötzen. Aber des Stachels in ſeinem Herzen wurde er darum nicht weniger gewahr. Der traf — ſachte immer tiefer wühlend — ihm zuweilen ſo ſcharf ins Leben, daß er Mühe hatte, einigemal mitten im Lächeln, nicht einen lauten Seufzer auszuſtoßen.

Nach dem Eſſen ließ Henriette ſich von Biderthal nach Hauſe begleiten, weil ſie ihren Kopfputz noch beſorgen, und ſich ganz friſch ankleiden mußte. Abends um ſechs Uhr ſollte Woldemar mit dem Wagen kommen, ſie nebſt Dorenburg und Caroline abzuholen.

Auf dem Wege und zu Hauſe erzählte Henriette Biderthalen, daß ſie gleich am Abend deſſelben Tages, an dem er Morgens bey ihr geweſen wäre, mit Woldemar geſprochen, und ihr ganzes Herz vor ihm ausgeſchüttet hätte. Biderthal ſollte ſich nun beruhigen, ſich von nichts anfechten laſſen, und es ihr zutrauen, daß ſie der Sache einen guten Ausgang verſchaffen würde.

Woldemarn hatte, da Henriette mit Biderthal wegging, ein Schauer durchfahren. Er ſah von fern ein Heer Gedanken, das ihn nun überfallen, ihm ſeine Einſamkeit zur Hölle machen würde. Wohin ſollte er fliehen? Er gebot ſich Stille, Gelaſſenheit, Ergebung.

Die gefürchteten Gedanken näherten ſich ihm; ſie kamen in dichten Haufen, aber nicht ſtürmiſch: langſamer nahten ſie ſich, und in einer gewiſſen Ordnung.

Sein Geiſt wurde gefaßter. Und ſein Herz — Das war von den heftigen tiefen Erſchütterungen, die es, Stoß auf Stoß erlitten hatte; beſonders von den plötzlichen Abwechſelungen des heutigen Tages, dergeſtalt auseinander, daß es kaum ſich mehr zu fühlen im Stande war.

Alſo geſtimmt und vorbereitet ſetzte Woldemar ſich hin, und ging die Aufführung ſeiner Freundinn durch: von dem heutigen Tage an zurück bis auf denjenigen, wo ſie in des alten Hornich feindſelige Hände ihm entſagt hatte. — Der Schluß fiel dahin aus: daß er in ſeiner Meynung von Henriette geirrt hätte. Und . . .

Nein! — das Herz brach ihm nicht davon!

Er ſtand auf, ließ ſich ankleiden, und befahl um die geſetzte Stunde den Wagen. Es war nicht mehr lange hin. Unterdeſſen ging er in ſeinem Zimmer auf und nieder. Ehe er ſich's verſah, hörte er den Wagen aus der Remiſe ſprengen. Der Wagen kam vorgerollt, und ſtand gerade unter ſeinem Fenſter. Da fuhr's ihm durch alle Glieder.

„Hinfahren zu Henriette! Mit ihr — und Caroline und Dorenburg zu Biderthal? — Dort die glänzende Geſellſchaft; die erleuchteten Zimmer; das Geräuſch; Spieltiſche; — ein Gaſtmal — Geſpräch — Scherz — Fröhlichkeit — Lachen!" — Es war unmöglich, er konnte nicht hin!

Doch ließ er den Wagen eine ſtarke Viertelſtunde halten. Er hatte eine Menge Bedenklichkeiten, über die es ihm ſchwer fiel hinweg zu kommen. — Endlich befahl er wegzufahren, und gab einen Bedienten mit, der ihn entſchuldigen ſollte: „Er hätte Kopfſchmerzen bekommen, mit denen er ſich nicht getraute in Geſellſchaft zu gehen, und wäre willens ſich ganz früh nieder zu legen."

Hierauf eilte er, ſich die Kleidung vom Leibe zu ſchaffen, und ſich von Kopf bis zu Fuß in ſein Nachtzeug zu ſtecken, damit, wenn etwa noch ſollten Anſchläge auf ihn gemacht werden, er ihnen deſto zuverläſſiger entginge.

Nach einer halben Stunde kam der Wagen zurück, und der Bediente hatte Woldemarn viel zu berichten; wie ſehr man ſeine Unpäßlichkeit bedauere; wie mißvergnügt über ſeine Abſagung ſich beſonders Henriette bezeugt habe. Sie ließ ihn ausdrücklich wiſſen: daß ihr alle Freude auf dieſen Abend verdorben ſey.

„Alle ihre Freude auf dieſen Abend verdorben,“ — wiederholte Woldemar bey ſich ſelbſt; — das mag wahr ſeyn! — Und ſo ein Abend kann einem lang werden. — So Ein Abend. — — Aber mir? — Und hundert Abende! — hundert Abende und Morgen! — Tauſende! — Und die alle — ſo glücklich ſeyn ſollten! — — Die ſchönen reichen Blüthen alle . . . . O!

Sein Herz wurde plötzlich weich; und es fehlte wenig, daß er laut wie ein Kind zu weinen angefangen hätte.

„Aber wie nun auf einmal wieder ſo ganz dahin“ — fragte er ſich. — „Erſt heute Morgen noch ſo voll Muth, ſo voll Glauben . . . ?“

Dieſe Betrachtung feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit. Er ſann jenem Zuſtande nach; ſuchte die Vorſtellungen und Empfindungen, welche ihn zuwege gebracht hatten, in ſich zu erneuern, und verſenkte ſich mit ganzer Seele in ihren Begriff.

Freylich! ſagte er — Das iſt und wird ſeyn: daß Henriette zu den beſten ihrer Gattung gehört. — Ich kann mich auf ihre Tugend, — auf ihre Freundſchaft (wie andre — auch vortreffliche Menſchen dieſe Worte nehmen) verlaſſen. — Nur iſt auch ſie nicht — was ich ſchon lange zu ſuchen aufgegeben hatte; — was ich endlich — gefunden zu haben meinte: — nicht die Eine, die Meine.

Was feſt, was unwandelbar macht; jene Treue, die keine Tugend — die Stärke, Lebhaftigkeit und Tiefe allein des Sinnes iſt — gebricht ihr.

Wie fern — daß ihr Herz wie das Meinige empfände!

Sie weiß nichts davon, daß ſie von mir abgewichen iſt — fühlt nicht das Widrige, das Unerträgliche darin: Zweymal in eine Parthey gegen mich — wo nicht getreten zu ſeyn — doch ſich verflochten zu haben. — Konnte es wagen, konnte es über ſich bringen, bey mir in Verdacht zu kommen, um dem Verdacht nichtswürdiger Menſchen zu entgehen! — Konnte gegen Freundſchaft, gegen die Ruhe meines Lebens, andere Dinge auf die Wage legen — ſo kalt!

Wie manches ihr mehr gelten muß, als meine Liebe; — wie manches ſie ärger ſchrecken — als dieſer liebe Tod! . . .

Es mag ſeyn, daß ſie dadurch, daß ſie tadelhaft vor mir erſcheint, vor allen andern Menſchen deſto untadelhafter da ſtehe — Es mag, oder nicht! Hier iſt davon allein die Frage: was eine Seele von der meinigen unzertrennlich macht — Das hat die ihrige nicht! Die Möglichkeit, daß ſie von mir abfiele, liegt am Tage. Wir haben wirklich den Fall, daß ich ihr eine Art von Widerwillen, von Eckel errege. — Sie hat mir verhehlt; ſich gegen mich verſtellt — Ränke gebraucht — Lügen geredet — Zweifel und Mißtrauen gebrütet — hat uns entzweyt!

Und hätte ſie nun eben dadurch auch den Himmel verdient — und wäre ſie das Erſte unter allen menſchlichen Weſen: ſo könnte ich ſie — wohl eine

Heilige nennen — Freundinn aber nicht. — Wir wären nicht minder abgeriſſen von einander — ich deſto härter nur verſtockt allen Freuden, auf ewig!

Der Tumult in Woldemars Seele war offenbarer Aufruhr geworden; und fern daß er darauf gedacht hätte ihn zu ſtillen, hieß er den Eifer gut, der ſeine Glückſeligkeit zu Grunde richtete. Er brachte die ganze Nacht damit zu, alles in ſich umzukehren, ſo daß auch jede Ausſicht eines Wechſels vernichtet, und jede Hoffnung zur Thorheit wurde. Hierauf ſchien es ihm, er wäre ruhiger. Er lagerte ſich hin auf den Ruin, und ſchlief ein.

Henriette hatte in eben dieſer Nacht kein Auge geſchloſſen. Daß Woldemar ihr den leeren Wagen geſchickt, und eine Unpäßlichkeit vorgeſchützt hatte, um allein zu Hauſe zu bleiben, war ihr hart aufgefallen; aber mit Gewalt unterdrückte ſie für den Augenblick das weitere Nachdenken darüber, um in der Geſellſchaft bey Biderthal nicht anders zu erſcheinen, als man ſie zu ſehen gewohnt war. Sie hielt ſich in dieſer Faſſung, nicht ohne große und oft erneuerte Anſtrengung. Ganz erſchöpft kam ſie nach Hauſe.

Der Gedanke an Woldemar — Wie er dieſen Abend zugebracht haben möchte? — überfiel ſie drohend und ſchreckend. Es war ein Gedanke ohne Ende. Wo lag der Weg zu ſeinem Anfange? — Henriettens ganze Einbildungskraft war aufgeregt, und nie vorher geſehene Verbindungen ſtellten ſich ihrem Geiſte plötzlich dar. Von dem geſtrigen Tage an zurück, lief ſie alle mit Woldemar in Abſicht ihrer vorgegangenen Veränderungen durch in einem Nu, und fand ihren Anfang ſchon in Pappelwieſen. Das zuſammen machte nur Eine Begebenheit, Eine Entwickelung aus. — Was begab, Was entwickelte ſich? — Biderthals ehmahlige Warnungen, ſeine Reden jüngſt am Morgen, kamen ihr ins Gedächtniß, floſſen in einander, erläuterten ſich, und verbreiteten über das Ganze ein wankendes fürchterliches Dämmerlicht. Ihre Verwirrung ſtieg aufs höchſte. Verzweiflung wollte ſie ergreifen; ſie ſank auf ihr Angeſicht, ſuchend wo und wie ſie vor ſich ſelbſt ſich verbergen könne.

Mitten in dieſer heftigen Erſchütterung ſtrahlte, wie ein Licht vom Himmel, der alte feſte Glaube an ihren Freund ihr in die Seele. Sie fühlte: ihre

Liebe zu ihm war keine Thorheit. Viel eher konnte alles andere nur bethörender Wahn, trügende vorübergehende Erſcheinung ſeyn.

Hieran: Am Gewiſſen, am zuverläſſig Wahren wollte ſie ſich halten; ſtandhaft ſeyn, und ihrem Freunde anhangen auf jede Gefahr.

Eine ſchöne Ruhe, die ſich keinem, der ſie nicht erfahren hat, beſchreiben läßt, kam über die Seele des Mädchens, und füllte ſie mit Huld und Stärke.

Morgens um neun Uhr ging Henriette zu Woldemar. Da man ihr ſagte, er wäre noch nicht aufgeſtanden, wurde ſie beſtürzt. Der Bediente mußte augenblicklich ins Schlafgemach; ſie ſelbſt folgte ſacht nach; und da Woldemar den Bedienten fragte: was er wolle? gab ſie die Antwort: — „Ich bin hier, lieber Woldemar! Wie es Ihnen geht? Sie haben mich zum Tod erſchreckt!“ — Und trat näher. Ihr Angeſicht flammte von Liebe. Sie wurde es inne, da die Flamme nicht zündete, und zurück ſchlug. Ihn gebrannt hatte ſie dennoch.

Woldemar antwortete dürr und freundlich: — „ihm ſey wieder beſſer, aber er brauche noch Schlaf; bis gegen ſechs Uhr habe er wach gelegen.“ —

Hierauf fragte Henriette, mit naſſem Auge: ob er nichts begehre? — „Nichts in der Welt," war die Antwort, „als Ruhe!"

Dieſe Antwort, obgleich Ton und Miene dabey nichts bedeuten wollten, ging Henrietten durch die Seele. — Sie wendete ſich langſam und ging. — — Als ſie leiſe die Thür ins Schloß gezogen hatte, blieb ſie, wie erſtarrt, die Schlinge in der Hand, mit geſenktem Haupt davor ſtehen. Endlich ließ ſie die Schlinge, und lehnte ſich ans Geſimſe. Sie war voll Schwermuth, und wußte nicht wie; ſie konnte zu keinem Gedanken kommen.

Die ältere Tante unterbrach ſie in dieſer Träumerey, und führte ſie mit ſich hinunter. Aber da war für ſie kein Bleiben. Sie ging bald wieder hinauf, und warf ſich im Vorzimmer auf einen Seſſel, ihr Geſicht mit dem Arm verhüllend, voll unausſprechlicher Betrübniß.

Woldemar unterdeſſen prüfte nochmals ſein Inneres, und ſuchte ſich in ſeiner Faſſung unumſtößlich zu gründen.

Er fand immer eben wahr, daß er ein für allemal jene überſchwengliche Idee von Freundſchaft zwiſchen ihm und Henriette aufgeben müſſe. Geſetzt auch, er hätte ſich weniger an ihr betrogen als die Erfahrung zeige: ſo ſey es an den Zufällen genug, wodurch er und ſie nun einmal wären aus einander getrieben worden, um eine Wiedervereinigung, in dem Grade, unmöglich zu machen. — Alſo, weg damit! — — Und warum ſollte er ſichs nicht aus dem Sinne ſchlagen können? — Er hatte ja vor dieſem auch gelebt, und das Leben nicht unerträglich gefunden!

Ein Blick in jene Zeiten, die noch nicht ſo weit entfernt waren, und mit ſeinen gegenwärtigen, ſtürmiſchen, qualvollen Tagen auf eine Weiſe abſtachen, welche ihnen keinen geringen Reiz ertheilte, verſenkte ihn ganz in die Vorſtellung der Süßigkeiten, die mit Genügſamkeit und Ruhe verbunden ſind. — Der Gedanke wurde Empfindung, und die Empfindung Genuß. Dabey kamen ihm die Vorzüge ſeiner gegenwärtigen Lage vor Augen. Eine Allwina zum Weibe; Er, der Gatte dieſes Engels; bald Vater — von Kindern aus ihrem Schooße; — um ihn her die liebenswürdigſte Verwandtſchaft; — die beſten Glücksumſtände — Wohlleben und Ehre — — Wo er hinſah, alle ſeine Wünſche übertroffen! .... Er mußte ſich ſeines Kleinmuths ſchämen! daß er ſich ſo ganz hatte hinreiſſen — unſinnig ſo lange umhertreiben — bis zur Verzweiflung ängſtigen laſſen. Er verglich es mit der Berauſchung eines Menſchen, der einen böſen Trunk hat, ſchalt ſich einen Thoren, einen Raſenden — bedrohte ſich mit Unglück und Schande.

Und Henriette — die Einzige, wurde verſtoßen! — Und Woldemar triumphirte! — — Er fühlte an ſein Herz, — Ja, es ſchlug ihm freyer; — — Und die Andern alle, — — Sie waren ihm deſto lieber geworden. — Er hatte es gut genug auf der Welt.

Es ſchlug eilf Uhr, er ſtand auf.

Henriette in ſeinem Vorzimmer anzutreffen, war ihm unerwartet. Ihr ſchwermüthiger Anblick fiel ihm auf. — Dem armen Zerrütteten, immer mehr ſich ſelbſt und alles Verlierenden . . Wehe! es wurde von dieſem Anblick ihm noch leichter ums Herz!

Von ſeinem Befinden, kam die Rede auf den geſtrigen Abend — und Henriette ließ ihrem Herzen freyen Lauf. Es war ſo voll wahrer warmer Zärtlichkeit, und ergoß ſo lieblich gegen ihn die ſchöne Fülle, daß er davon entweder in gleiche Rührung, oder — in die äußerſte Verſtockung gerathen mußte.

Das letzte geſchah. — Kaltes freundliches Lächeln war ſeine ganze Erwiederung, und er griff nach jeder Nebenſache, um die Unterhaltung gleichgültiger zu machen; beſonders wenn dem armen Mädchen Thränen hervor drangen, die ſie mit Noth wieder einſog und darüber die Sprache verlor; — dann kam er unfehlbar mit einer Unterbrechung, und führte wohl gar einen Scherz herbey. — Aber Henriette beſchirmte ihre Bruſt, daß alle dieſe Dolchſtöße nur daran her ſtreiften — viel Blut machten und wenig Wunde.

„Ich komme!“ rief ſie plötzlich hell auf, als ob ihr jemand wiederholt gerufen hätte, und ſtürzte zur Thür hinaus.

Woldemar war erſchrocken. Er blieb noch einige Augenblicke ſtehen, und ging dann, etwas betroffen, in ſein Cabinet.

Er war ungeduldig, einen Verſuch mit Arbeiten zu machen. Sogleich wollte es nicht; aber nicht lange, da war er vollkommen geſammelt, und es gelang ihm nach Wunſch. Voll Zufriedenheit hierüber kam er zu Tiſche, ließ ſich's wohl ſeyn, und war ſehr geſprächig.

Henriette wollte ihn bereden auszugehen — oder auszufahren. Er lehnte das ab, indem er große Sehnſucht äußerte, eine Arbeit, die er den Morgen angefangen, zu vollenden. Auch gab er ſich ungeſäumt wieder daran. Es ging ihm noch beſſer von Statten, als am Vormittage.

Henriette, die nicht Luſt hatte, einem Beſuch beyzuwohnen, der ſich bey der Tante einfand, brauchte ihr altes Recht, und ließ ſich in Woldemars Vorzimmer nieder. — Auch das konnte Woldemarn nicht ſtören. — Wenn er zuweilen, beym Durchgehen, an ihr vorbey kam, und ſie ihm zuwinkte; ſo antwortete er ganz geſchäftig, nur eben mit einem freundlichen Nicken, und verfolgte gedankenvoll ſeinen Weg.

Es freute ihn, ſeiner Aufmerkſamkeit dergeſtalt zu gebieten, ſeiner ſelbſt ſo mächtig zu ſeyn. Die

Luſt am Fortgange ſeiner Arbeit kam dazu; ſo daß etwas von wahrer Heiterkeit in ſeiner Seele dämmerte. — Gleich wollte ſein Herz wieder aufwallen zu Liebe, und ſeine errungene Faſſung zu Grunde gehen! — Sie ſaß da, mit der er jede Freude zu theilen gewohnt war! Ach! und jeden Schmerz! — — Er lief hinauf auf den Altan. — Ueber eine Weile folgte ihm Henriette. — Woldemar hatte ſich von neuem geſtillt. — — Die Sonne war untergegangen. Gegen über trat jetzt der volle Mond hervor. Damit kamen die vorigen Regungen wieder, und mächtiger. — Des fluchte Woldemar ſeiner Seele, und raffte alle ſeine Kräfte zuſammen, um ſich zu verhärten. — Aber ein tiefes Grauen überfiel ihn: — „Daß ihm hinfort kein Geſtirn mehr leuchten dürfe; — leer über ihm ſeyn müſſe der Himmel — und um ihn, nur Finſterniß die Nacht.“ — — Gleichwohl hob er ſein Haupt in die Höhe, blickte rund umher — und ſein Geiſt ſchwang ſich empor. — — Sanft lenkten ſeine Augen ſich auf Henriette. — Er lächelte ihr zu — wie ein willig Sterbender dem Tode lächelt, drückte ſie an ſeine Bruſt, und führte ſie mit ſich hinunter.

Dieſe Gemüthsſtimmung hielt an, ohne ſonderliche Abwechslung. Denſelben Abend ſchöpfte Henriette lauter gute Hoffnungen; denn ſie hatte lange nicht Woldemar ſo ungezwungen heiter, durchaus ſo natürlich gelaſſen, und gegen ſie ſo voll herzlicher offener Freundſchaft geſehen; ſie mußte fühlen, er war ihr gut, aufrichtig gut.

Eben das fing aber ſchon am folgenden Tage ſie zu drücken an; ſie war nicht ſeine Henriette wie vormals. Und wie ſie das jetzt ſo nackend, ſo ganz in ſeinem eigenen Schmerz zu fühlen bekam — es war ihr unerträglich.

Ihre Betrübniß wuchs von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage. Woldemar hatte Mitleiden mit ihr; mit ſich ſelbſt noch mehr: Hülfe, Rath, ſah er nirgend; und er wollte nicht jammern, wollte männlich ſein Schickſal tragen.

Einmal da Henriette, von innerlichem Weinen halb erſtickt, daſaß; ihr endlich ein Paar von den Thränen, die durchaus nicht los ſollten, über die Wangen ſchoſſen, und auf den Schooß ſtürzten;

ihr nun die Bruſt noch enger wurde, daß ſie länger ſich nicht halten konnte; ausrief ohne Laut, und hinſank mit dem Kopf auf die Hand, und ihr Angeſicht offen lag — die Augen trocken und die Wangen naß .... Er ſtand vor ihr — und konnte nicht fragen: Henriette, was iſt dir? — konnte um kein Haar breit ſich ihr nähern ...

Das ergriff ihn mit Entſetzen — Wankend ſtand er da — Ohnmacht, kalte gräßliche Ohnmacht kroch durch alle ſeine Glieder, hin ans erſtarrende Herz.

Indem kam jemand die Treppe herauf.

Henriette nahm ſich zuſammen. Woldemar blieb wie er war.

Der die Thür öffnete, ins Zimmer trat? — Es war Biderthal.

Er fuhr zuſammen; faßte ſich — doch mußt' er die Frage vollenden, in der er ſtecken geblieben war: Was — Was fehlt dir, Woldemar? — „Wie? was mir fehlt? — ſehe ich übel aus?“ Er trat vor den Spiegel: ſchüttelte den Kopf, und lächelnd: „Man ſollte bange werden!“

Damit fing er an von andern Dingen zu reden, welches Biderthal gern geſchehen ließ, und ſo bald wie möglich ſich wieder entfernte.

Dießmal hatte Biderthal alle Faſſung verloren. Das Herz wollte ihm zerſpringen. Er lief nach Hauſe, von da zu Dorenburg, wohin er Luiſe gebracht hatte, ehe er zu ſeinem Bruder ging.

Vor Dorenburgs Hauſe ergriff ihn eine Furcht — er wollte wieder umkehren. Aber Caroline hatte ihn erblickt; Dorenburg ſprang ans Fenſter, und Biderthal mußte ſich entſchließen, ins Haus zu gehen. Auf die Frage: was ihm begegnet wäre, daß er ſo verſtört ausſähe? geſtand er gerade zu: Es beträfe Woldemar, und er wäre gekommen, um ihnen, was ihm ſchon lange unerträglich auf dem Herzen läge, einmal ganz zu offenbaren.

Hierauf erzählte er ſeine früheren Sorgen, ſeine ſpäteren Beobachtungen; was er mit Henriette geſprochen; wie dieſe gegen Woldemar ſich erklärt, und nun in was für einem Zuſtande er beyde vor einer Stunde angetroffen hätte.

Gegenſeitige Eröffnungen folgten dieſer Erzählung: von Beobachtungen, die jeder gemacht; von

Beſorgniſſen, die er geſchöpft und mit Gewalt in ſich unterdrückt hätte: aber keinem waren Gedanken, wie die, welche Biderthal quälten, eingekommen. Sie erſchöpften ſich in Muthmaßungen, und erreichten wenigſtens ſo viel, daß Biderthals Schwermuth beſänftigt, und ſein Gemüth etwas ruhiger wurde.

Dorenburg war der Meynung, und ſetzte ſie durch: daß ſie alle ſich ganz ſtille halten, und es Henrietten zutrauen müßten — wie es dieſe auch mit Recht von Biderthal ſchon gefodert hätte — daß ſie der Sache einen guten Ausgang verſchaffen würde. Sie wäre auf alle Fälle genug gewarnt, und bedürfte keinen Rath. Ihre Unruhe zu vergrößern, oder ſie auf irgend eine Art zu ſtören, würde gefährlich ſeyn.

So geſchah es, daß Henriette in ihrer feſten Erwartung, am folgenden Morgen einen Beſuch von Biderthal zu erhalten, betrogen wurde. Sie beſann ſich, ob ſie nicht bey ihm anſprechen ſollte; war aber bald für das Gegentheil entſchieden. Freywillig wollte ſie nichts, was ihren Freund anging, insgeheim thun oder reden. Und was hatte ſie Biderthalen auch zu ſagen?

Acht Tage gingen herum; noch eine Woche lief zu Ende; und Henriettens Seele fing an ſich zu empören.

Was nur ein menſchliches Herz überwältigen kann: alles war an Woldemar vergeblich geweſen. So tauſendmal gerührt, erſchüttert: immer ohne Frucht; immer doch, am Ende, unbeweglich! . . .

. Warum wollte er ſie aus ſeinem Herzen verſtoßen? — Verſtoßen? — Stand dies in ſeiner Gewalt? Sie hatte ja nichts verbrochen, war ja Henriette wie immer. — O Gott! rief ſie aus: ich bin ja unſchuldig!

Der Stachel, der ihr im Herzen ſaß, und folterndes Pochen in alle ſeine Faſern brachte — es war, als wenn er bey dieſem Ausruf auf einmal ſich löste.

Unſchuldig! — Ueberall in ihr wars erklungen — Ewig ſeiner ganzen Freundſchaft werth! — Und kann, was unvergänglich iſt, vergehen? — Vergängliches mag vergehen; — — Harren will ich in Unſchuld. — Harren, und treulich bewahren alle die Liebe in meinem Herzen — und gen Himmel ſchauen!

Da Woldemar die ſtille Heiterkeit erblickte, den ſiegenden Muth, der über Henriette gekommen war, wandelte ihn etwas an, wie Schrecken.

Er ſträubte ſich, es dafür zu erkennen; wollte, daß es *Freude* wäre, und ſuchte es heimlich darin zu verkehren: Aber er fühlte bald, wie vergebens!

Da ergriff ihn ein zwiefaches Schrecken. Was noch von Hoffnung in ſeiner Seele verſteckt war, fuhr auf und verſchwand. Die entſetzlichſte aller Empfindungen: *Verachtung deſſen, was überſchwenglich geliebt war*, kam den geräumten Platz einzunehmen; — ſie hatte lange ſchon gedrängt. — Er wurde voll Eckel an dem Unbeſtimmten ſeiner Lage: lieber volle Verzweiflung, tauſendmal lieber! Und er fing an darnach zu ringen.

Aber er konnt' es nicht faſſen, konnt' es nicht glauben! . . .

Das gekoſtet zu haben, was eine ſolche Freundſchaft giebt; und es fahren zu laſſen, und es miſſen zu können, und Muth zu behalten zu leben — Ruhe, Heiterkeit? — Seyn zu können *dieß*, und jenes *geweſen* zu ſeyn? Eben dieſelbe? Dieſe

Henriette? Dieſe, Dieſe, Dieſe?! . . . .
Er ſchwindelte in Wahnſinn dahin.

Noch mäßigte er ſich im Aeußerlichen; er zeigte nur Kälte: aber ſein Wille, dieſe Kälte fühlbar zu machen, kam je mehr und mehr zu Tage. Er wich allen Gelegenheiten aus, Dienſte von Henriette anzunehmen; war höchſt ſorgfältig, daß ſie in ſeinem Hauſe nicht die geringſte Bemühung hätte; äußerte in Abſicht ihrer tauſend Bedenklichkeiten; hatte beſtändig ihr etwas aus dem Wege zu räumen; ſo daß ihr der Aufenthalt neben ihm nicht anders als peinlich ſeyn konnte.

Aber ſie hielt Stand; und wenn die Kränkungen, die ſie von Woldemar erfuhr, auch wohl einmal ſie erbitterten, ſo erholte ſie doch bald ſich wieder, und bewies ſich nur deſto liebreicher gegen ihn.

Ein tieferer Gram erzeugte unterdeſſen ſich in ihrer Seele, eine Schwermuth, die in naher Verwandtſchaft mit dem Trübſinne ihres Freundes ſtand.

„Iſt die Würde des Menſchen — ſo hörte ſie in ihrem Innern flüſtern — iſt Stärke, Schönheit und Größe der Seele ſo zerbrechlich? Kann der Geiſt zufällig von Thorheit angeſteckt werden, wie der

Leib von Krankheit — und verderben, untergehen wie der Leib? . .

„Was iſt Freundſchaft, was iſt Liebe, wenn auch die reinſte, höchſte Liebe vergiftend — wenn ſie im Menſchen ein böſer Geiſt werden kann, der Vernunft und Tugend austreibt und ſich an die Stelle ſetzt?“

Fürchterlich wühlten dieſe Betrachtungen in Henriettens Gemüth. Aber der Grund ihrer Seele war rein: Es folgte Stille; es folgte Friede.

Nie vorher in ihrem Leben war ſie ſo ganz verlaſſen geweſen, daß ſie Hülfe allein bey ſich ſelbſt, Zuflucht nur in ihrem eignen Herzen hätte ſuchen müſſen. Hier fand ſie jetzt ein Zeugniß, welches über ihre Zweifel ſiegte; ein Licht, welches deſto heller leuchtete, je mehr ſich Finſterniſſe um ſie verſammelt hatten.

Woldemar blieb nicht ohne Ahndung des höheren Schwunges, welchen Henriettens Seele nahm; und die ſeinige ſank davon noch einmal tiefer, und immer tiefer. Die Verwirrung ſeines Gemüths wurde fürchterlich.

Täglich ſah er Henriette; und wo er ſie erblickte, war ſie umgeben von der glänzenden Schaar entzückender Erinnerungen. Dieſelbe Kraft, ihn glücklich zu machen, wohnte noch in ihr; ſie wußte noch jetzt ſo manchen Schimmer von Freude in ſeine finſtere Seele zu dämmern; brachte unaufhörlich Anwandlung von Glauben, von Vertrauen in ſein Herz — Von Vergebung! — Ach! die ſie aber nicht foderte, nicht zu bedürfen glaubte; ohne Sinn für ſeine tiefen Leiden — vielleicht insgeheim ſie verachtend — hoch erhaben über den Wahnſinnigen, verrückten Woldemar, und nur in ſchmählichem Mitleid ſich zu ihm herablaſſend — Die Edle! — Ha, Elende! Ferne, ferne du von dieſem Herzen, das du geſchändet — und das du verlaſſen haſt!

Alle ſeine Beſchäftigungen, außer denen welche ſein Amt ihm auferlegte, waren unterbrochen. Er, der ſeiner Stelle ſo gewachſen war, unterlag jetzt ihren Pflichten. Er fand, mit empfindlicher Demüthigung, ſich überall zerſtreut, ſtrengte ſich an, vergeblich; ſtärker, und immer vergeblicher; wurde müde, bis zum Erliegen; matt, bis zur Verzweiflung. Und da war niemand, dem er ſich entdecken, der über ſeinen Gram mit ihm Eins werden, gemeine Sache mit ihm machen, ihn verbergen, ihn beſchirmen, ihm Zuflucht geben konnte. Er mußte ſich als einen Geächteten anſehen, dem die Flucht unmöglich gemacht war.

Am ärgſten folterte ihn der Gedanke an Allwina.

Daß er ſein Herz von Henriette abgeriſſen hätte: Es war unmöglich, daß ſie es begriffe, es ertrüge. . . „Arme unglückliche Allwina! — — Unſeliger Woldemar — Welch ein Fluch biſt du geworden!“

Ohne alle Vorbereitung durfte er das holde Weib nicht laſſen. Aber — Wie ſie vorbereitet werden müſſe? Darüber konnte er zu keinem Entſchluſſe kommen.

Ein Poſttag verſtrich nach dem andern. Er hatte hundert Entwürfe zu Briefen gemacht, aber bey der Abfertigung ergriff ihn jedesmal ein Schrekken, der ihn das Geſchriebene zurückhalten ließ. Mit Angſt und Eile wurde nun ein neuer Brief zu Stande gebracht; und die mancherley Gewalt, die er ſich dabey anthun mußte, die mancherley und ſchwere Pein, die er dabey litt, richtete ſein Inneres vollends zu Grunde.

Endlich kam der Tag, an welchem zum letztenmale an Allwina geſchrieben werden konnte; ſie war im Begriff ihre Rückreiſe anzutreten.

Was alles in Woldemars Seele damals vorging, läßt ſich nicht beſchreiben. Sein Brief ſollte am Vorabend fertig ſeyn. Um Mitternacht war noch keine Zeile geſchrieben. Er wurde gewahr, daß ſeine Gedanken und Empfindungen ſich nur immer mehr verwirrten.

Voll Verzweiflung ſagte er endlich zu ſich ſelbſt: — Ich will ſchreiben — dürre hinſchreiben was iſt!

Schrieb — und floh, da er geſchrieben hatte, vor den Zügen ſeiner eigenen Hand.

Haſtig begrub er hierauf ſich in ſein Bette, wo erſt nach langem vergeblichen Sehnen ein betäubender ſchwerer Schlummer ihm die läſtige Beſinnung nahm.

Dieſe überfiel ihn, wie ein Todfeind, am Morgen. Er entſetzte ſich vor dem Daſeyn des Weſens, deſſen Gefühl ſein eigenes Gefühl war. Zweymal gelang es ihm, in die Betäubung, die ihn verlaſſen hatte, wieder zurück zu ſinken. Zum drittenmal konnte er ſein Erwachen nicht überwältigen. Er hoffte, daß er auſſer dem Bette ſich müder, betäubter fühlen, eher wieder in Schlummer fallen würde, und ſtand auf.

Schon ſo nah dem Wahnſinn, daß er ſich ſelbſt nicht mehr ſuchte, war jetzt dieſer Unglückliche; ſo tief ſchon geſunken, daß er mit ſich ſelbſt nicht mehr haderte, ſondern ſich für edel hielt und gut, unterliegend allein ſeinem Schickſal, dem er nachgeben mußte, wo möglich, ohne Murren!

Mit andern Leiden war in Henriettens Seele unterdeſſen Heiterung gekommen, und Muth, und neue Kraft, und, mit noch mehr Ergebung, Hoffnung.

Sie hatte am vorigen Tage Woldemar früh verlaſſen, abgerufen durch eine dringeude Botſchaft von ihrer Schweſter Luiſe.

Henriette folgte ungern, denn der äuſſerſte Zeitpunkt, den ſie ſich geſetzt hatte, Woldemar zu einer vollſtändigen Erklärung mit Gewalt zu nöthigen, war gekommen: dieſen Abend ſollte der gefährliche, ihr ſo fürchterliche Verſuch unternommen werden.

Alle ihre Kräfte hatte ſie aufgeboten, in der Stille geſammelt, und die nöthige Faſſung errungen. Deswegen ſchrieb ſie Luiſen um Aufſchub, wenn es möglich wäre, bis zum andern Morgen in der Frühe.

Luiſe antwortete: Henriette müßte augenblicklich kommen; was ſie ihr zu ſagen hätte, litte keinen Verzug.

Es war die Beichte ihrer Unvorſichtigkeit, die ſie ablegen wollte: wie ſie ehmals, von Woldemar überraſcht, ihm das Geheimniß von Henriettens Angelobung an Hornichs Todtbette offenbart hatte.

Luiſe war erſt ſeit kurzem hierüber unruhig geworden; ſie hatte nie vorher daran gedacht, daß zwiſchen dieſer Begebenheit und dem, was jetzt mit Woldemar vorging, einiger Zuſammenhang ſeyn könnte. Die erſte Ahndung hievon durchbohrte ihr das Herz. Sie eilte zu Caroline, die ihr Troſt einſprach, aber zugleich ſie nachdrücklich ermahnte, Biderthalen die Sache nicht länger zu verheimlichen.

Luiſe wäre lieber in den Tod gegangen, aber ſie gehorchte.

Biderthals Beſtürzung war entſetzlich! Gleich einem Unglücklichen, der, aus einem tiefen Schlaf erwachend, ſein Unglück nur geträumt zu haben wähnt; und es wahr findet — größer und ſchrecklicher, je mehr er zur Beſinnung kommt: ſo erſchien jetzt Biderthalen, was ihn bis dahin geängſtigt hatte, wie ein Spiel der Fantaſie, gegen die Gewißheit, die er nun zum erſtenmal empfand. Fürchterlich klar war ihm alles; er wußte keine Rettung. Nur ein Fünkchen Hoffnung — das ſchimmerte noch, glimmte: Er konnte endlich, wie er ſelbſt überzeugt war, auch Henriette überzeugen; durch ſie war vielleicht noch Hülfe möglich.

Er lief zu Dorenburg, der auch heftig erſchrak, und einſtimmig mit ſeinem Freunde dafür hielt: es müßte dieſe wichtige Nachricht Henrietten unverzüglich mitgetheilt werden.

Henriette kam.

Unten in Biderthals Hauſe wurde ihr geſagt, daß auch Dorenburg und Caroline oben wären. Dieß hemmte ihren Schritt.

Sie hatte genug gemerkt, daß Biderthal nicht länger ſeinen Gram vor Dorenburg und ihren Schweſtern hatte verbergen können, und war anfangs wegen der Folgen dieſer vertraulichen Mittheilung ängſtlich beſorgt geweſen. Da aber nichts erfolgte; alle ſich ruhig verhielten, und Biderthal ſeitdem gelaſſener ſchien: ſo genoß ſie die Erleichterung gern, welche Biderthal, nicht ſich allein, ſondern auch ihr verſchafft hatte.

Nun fürchtete ſie, man würde auf einmal deſto gewaltſamer in ſie dringen wollen. Bebend öffnete ſie die Thür. Sie wunderte ſich, beym Eintritt ins Zimmer, Luiſe nicht bey den übrigen zu finden, und wollte eben nach ihr fragen, als dieſe aus dem Nebenzimmer, weinend und ſchluchzend, auf ſie zuſtürzte, Verzeihung flehte, an ihrem Halſe ſich verbarg, und in der äuſſerſten Verwirrung ihr Bekenntniß ablegte.

Henriette wußte nicht wie ihr geſchah; alles zitterte an ihr, ſo daß ſie Mühe hatte ſich aufrecht zu halten. Von Luiſens Vortrag hatte ſie ſo viel als nichts verſtanden. Nach und nach erhielt ſie Erläuterung, und erkundigte ſich nun genau nach dem Zeitpunct der Begebenheit.

Nachdem Luiſe ihr dieſen bedeutet, ſie ſelbſt hierauf einige Augenblicke ſich beſonnen hatte, erheiterte ſich ihr Geſicht. Ihr wurde, auf eine andre Weiſe als Biderthalen, nun auf einmal alles klar. Woldemar war beleidigt; ſie ſelbſt hatte gefehlt; es ließ ſich denken, wie er an ihr hatte irre werden können; mehr als denken, wie ſein Mißtrauen und ſeine Vorwürfe nachher mit jedem Tage hatten zunehmen, ſich vervielfältigen und häufen müſſen, bis der höchſte Grad des Unwillens da war, und Verzweiflung ihn ergriff. Dieß alles ſtellte in einem Augenblick ſich Henrietten dar, und ſie rief aus, einmal über das andre: Gottlob! Gottlob!

Dieß waren ſo viele Donnerſchläge in Biderthals Ohr. — Gottlob! rief ſie aus! Gottlob, bey einer Nachricht, welche ſie vernichten ſollte? — Lag ihr etwa nur daran, mit Woldemar ſich wieder zu verſöhnen? — War ihr Jubel dieſe Ausſicht? Kalt fuhr es ihm durch alle Glieder. Seine lange finſtre Schwermuth, ſein bitterer Gram, wurden in dieſem Augenblick erſtickende Verzweiflung. Leichenblaß ſaß er da mit ſtarrem Auge und gelähmter Zunge.

Plötzlich wurde Henriette ſeine Bläſſe gewahr. Sie ſprang auf, fiel ihm zu Füßen, rief: Biderthal, Sie irren! O, ruhig, Biderthal! Hören Sie mich! . . .

Es war ihre letzte Kraft. Sie ſank nieder, wie todt.

Biderthalen ſchmolz das Herz; und während er mit den Uebrigen beſchäftigt war, Henriette wieder zu ſich zu bringen, träufelten dicke Thränen aus ſeinen Augen.

Da die Ohnmächtige anfing wieder Leben zu zeigen, führte Dorenburg ihn aus dem Zimmer. Sie aber hatte kaum die Augen aufgeſchlagen, als ſie unruhig ſich nach Biderthal umſah, und ihr Verlangen, daß er wieder kommen möchte, bezeigte. Da ihre Schweſtern zauderten, wollte ſie ſelbſt aufſtehen. — Ich bin ſchon wieder wohl, ſagte ſie; mir iſt nur angſt um Biderthal: laßt mich zu ihm. — Luiſe ging und holte die Männer.

Biderthal ſtrengte alle ſeine Kräfte an, um den Aufruhr in ſeiner Seele zu mäßigen. Er trat zu Henriette, und ſie faßte ſeine beyden Hände in die ihrigen. „Nur noch einmal, liebſter Biderthal, ſagte ſie, nur dieſes eine Mal noch ſo viel Vertrauen, daß Sie mich geduldig anhören! Ich ſchwöre Ihnen, Gott hilft uns, Gott will uns helfen; wir alle ſind bald wieder froh.

Bey dem Worte: Vertrauen, floſſen Thränen über Biderthals Wangen; bey den Worten: Gott hilft uns, erblaßte er. Er machte ſich los von Henriette, kehrte ſich um, und ging nun, die Hände ringend, im Zimmer auf und nieder.

Niemand vermochte ihm zuzureden. Einzelne Worte, die er mit dumpfer Stimme ausſprach, vermehrten die ſchauerliche Stille.

Dorenburg trat zu ſeinem Freunde, ging, ihn umfaſſend, mit ihm auf und nieder, ſuchte ihn zu tröſten, ihn aufzurichten.

. . . „O, wie habe ich nicht, ſagte Biderthal, wie habe ich in dieſen trüben Tagen mich nicht an allem ſchon verſucht — ohne Hülfe! — Alles, alles verſagte mir.

„Ich habe tief, tief. tief das Elend, das Nichts der Menſchheit empfunden.

„— Ich blickte gen Himmel — Beten? . . . Wohin beten? Wohin?

„Vor wem ringt der Wurm ſich hier im Staube? Wäre Erhörung: ſie käme meiner Angſt zuvor

— der Menſch wäre anders als er iſt — wahrlich, er wäre anders! . .

„Was will der Gott mit dem Wurm im Staube, mit ſeiner unheilbaren Angſt? — Was will der Unbegreifliche ſo unbegreiflich? — Dieſe dicke ſchwere Finſterniß, und dieſes mannichfaltige, unendliche, gräßliche Unvermögen: Wozu?

„ . . . O, ich hätte geläſtert, wäre nicht der Gedanke mir zu Hülfe gekommen — Aus dem Innerſten der Seele ſtieg er auf! — Der Gedanke: Wie unſer Murren, das eine Vorſehung läugnen will, dennoch für ſie zeugt, indem es, ſie vermiſſend, ſie am heftigſten in Anſpruch nimmt."

Engel des Himmels umgeben dich! rief Henriette, indem ſie auf ihn zuflog, und ihn feſt in ihre Arme ſchlang.

„Lieber! ich habe gemurrt wie du; bin auch, wie du, der Läſterung nahe geweſen, und zeuge nun, mit dir, aus vollem Herzen für ein Weſen, das es beſſer mit mir meynen muß, als ich es mit mir ſelbſt zu meynen verſtehe. Das Geringere kann nicht das Höhere erzeugt haben; unſre ſehnſuchtsvollen Gedanken ſind Kinder eines edleren Vaters, ſind Kinder der Macht und der Verheißung. Jene Vorſehung, die der arme Menſch, der hier nur auf der unterſten, der erſten Stufe der Beſinnung ſteht, in Anſpruch nehmen kann, muß Göttlich vorhanden ſeyn, außer ihm, über ihm, mit ihm! — Auch mit dir, frommer Biderthal; mit mir; mit uns allen!"

Ein lindernder Balſam floß mit dieſer Rede auf des guten edeln Mannes zerriſſenes blutendes Herz.

Rede weiter, ſagte er mit ſanfter liebender Stimme zu Henriette. Ich fühle, du haſt beſſere Kunde als ich; ich will dir glauben, mit dir hoffen — O, rede!

Verzeiht, ſagte Henriette! Euch alle habe ich erſchreckt mit meinem Ausruf, den ihr nicht verſtehen konntet. Das bedachte ich nicht. Da ich es bedachte, erſchrak ich mehr als ihr Alle.

O, Gott, Ihr Lieben, wo ſoll ich anfangen, euch von mir zu erzählen, zu bedeuten?

Biderthal hat euch ſeine gräßlichen Sorgen entdeckt; er wird euch auch geſagt haben, welch Entſetzen mich ergriff, da ich ſie zuerſt erfuhr. Ich war und blieb überzeugt, daß er irrte, ſich an Woldemar betröge. Aber ich ſelbſt konnte dem Geheimniſſe nicht auf den Grund kommen. Ich ſah, ich erfuhr Dinge, die ich für unmöglich gehalten hätte. Es wurde ſehr finſter um mich! Und ich erlebte Stunden des Unmuths, worin das Unmöglichſte mir nicht mehr unmöglich ſchien. — Nur Stunden; nur Augenblicke vielleicht, die mir Stunden däuchten — Sie waren fürchterlich! . . .

Ihr Männer begreift die Qualen nicht, die ein gutgeſchaffenes weibliches Herz am unerträglichſten foltern.

Luiſe, ſage du es Biderthalen, wie dir ſeyn würde, wenn nur ein Schatten von Furcht dich anwandeln könnte — Entſetze dich nicht! — Ein Schatten der Furcht! es keime, zum Beyſpiel in Dorenburg, oder es entwickle ſich in ihm eine leidenſchaftliche Neigung zu dir . . .

Du erſchrickſt, und zürnſt, wirſt roth und bleich — zürne nicht und tadle mich nicht. Ich bedarf deines Zeugniſſes darüber, daß in einem ſolchen Falle das lebhafteſte Gefühl deines Unwillens ſich wider dich ſelbſt kehren würde; du würdeſt dich durch die Wirkung, die von dir ausgegangen wäre, wie unſchuldig du auch daran geweſen, für verunreinigt halten, und die tiefſte Demüthigung empfinden.

Dieſe Art zu leiden iſt den Männern, die überall nur von ſich abzuwälzen ſuchen, fremd.

Ich wäre vergangen, wenn Biderthals ſchreckliche Sorge je meine eigene geworden wäre; wenn ich nicht in mir ſelbſt, bey jeder Anwandlung, über ſie geſiegt, und auf Woldemars ſchöne Seele immer von neuem geſchworen hätte. — Dennoch habe ich unſäglich gelitten . . .

Ich hatte mich auf heute gefaßt gemacht, Woldemar zu einer vollſtändigen Erklärung zu nöthigen, ihm mit Gewalt Licht über ſich ſelbſt zu verſchaffen. Die Ausführung wurde durch Luiſens wiederholte dringende Botſchaft verhindert — ſo glücklich! Denn wie leicht wird mir nun mein Geſchäft, da ich Verzeihung zu ſuchen, ein Bekenntniß abzulegen habe; da ich die größte Schuld auf mich ſelbſt legen darf. Dieß zuſammen ſchwebte mir vor in einem Nu, ergriff mich; ich mußte ausrufen, Gottlob! Gottlob! — O daß ihr ſchon mit mir ausrufen könntet! . . . Ihr werdet bald!

Allen klopfte das Herz, und ſelbſt Biderthal getraute ſich nicht, Henrietten zu widerſprechen. Aber er ſeufzte tief, und es war auf den Geſichtern der übrigen zu leſen, daß ſie mehr mit ihm, als mit Henriette fühlten.

Sie fuhr fort:

Unſere Anſichten ſind verſchieden; ſcheut euch nicht, mir zu widerſprechen, und mir alles, was ihr auf dem Herzen habt, rein heraus zu ſagen. Mein Gemüth iſt nun frey; ich werde ruhig anhören, ruhig auf alles antworten können. Nichts hält, nichts bindet mich mehr, daß ich euch nicht dürfte in meiner Seele leſen laſſen, wie ich ſelbſt darin leſe. Verſucht es; der Verſuch wird euch Muth machen; wir werden uns verſtehen und Eins werden.

Dorenburg erwiederte: Wir haben zuſammen Biderthalen ſo lange widerſprochen, und ſeine ärgſte Furcht ihm zu benehmen geſucht, ſie ihm wirklich auch zum Theil benommen, als Luiſe mit ihrer Beichte zurück hielt. Wir verſtummten, nachdem ſie geſprochen hatte. Die entgegengeſetzte Wirkung dieſer Entdeckung auf Sie, liebe Henriette, iſt begreif=

lich. — **Wenn Sie nur nicht zu viel hoffen!**

Was Sie eben von der Eigenſucht der Männer und der entgegengeſetzten Tugend gutgeſchaffener weiblicher Seelen ſagten, iſt eine überaus wahre Bemerkung. Euch iſt die Liebe des Sittlichen, Billigkeit, Verläugnung, Demuth, gewiſſermaßen natürlich; ſo wie uns die heftige Begierde, Stolz, Härte, Ungerechtigkeit. Dieß letztere bedenken Sie vielleicht in dieſem Augenblicke nicht genug, wiſſen es wohl auch noch nicht genug. Sie vertrauen der Energie des Sittlichen, nach der Empfindung davon in ihnen ſelbſt, und haben deswegen immer von neuem auf Woldemars ſchöne Seele geſchworen. Doch geſtanden Sie auch ſchon, daß Sie an ihm erfahren hätten, was Sie ohne dieſe Erfahrung für unmöglich halten würden. Könnte nicht auch dieſen Erfahrungen etwas zum Grunde liegen, was Sie nicht einmal zu ahnden im Stande ſind; vielleicht ein Gewebe von Gemüthsbewegungen, deſſen geheime tiefe Kunſt oder Zauberey über unſer aller Begriff iſt? Ich denke mir die Sache minder einfach als Biderthal, und bin deswegen jetzt noch beſorgter, vielleicht, als er.

Ich kann Sie nicht widerlegen, antwortete Henriette, denn es iſt wahr, daß ich mich allein auf die Energie des Sittlichen bey Woldemar verlaſſe; und eben ſo wahr, daß er ſich in einem Zuſtande heftiger Leidenſchaft befindet, der gewiß ſein Inneres ſchon ſehr zerrüttet hat, und gefährlich genug ſeyn mag.

Aber ich verlaſſe mich auf jene Energie nicht bloß nach der Empfindung, die ich in mir ſelbſt von ihr habe, ſondern nach der Anſchauung, die mir in Woldemar von ihr geworden iſt. Ich glaube an des Mannes Tugend. Eine ſolche Zuverſicht läßt ſich eben ſo wenig darſtellen, als mittheilen — Ich muß ſie wenigſtens bekennen.

Sie peinigen mich, gute Henriette! rief Biderthal, mit bewegter Stimme. Sie zwingen mich wider Woldemar zu reden, zwingen mich zu ſagen, daß ich nicht an ſeine Tugend glaube.

Gut geſchaffen iſt Woldemar, wie kein anderer Mann, den ich kenne; aber nach Tugend hat er vielleicht nicht einmal geſtrebt — Ich möchte ſagen, er glaube nicht einmal an eigentliche Tugend.

Erwägen Sie ſeine beſtändige Lehre: Gerecht, tugendhaft, edel, vortrefflich ſey, was der gerechte, tugendhafte, edle, vortreffliche Menſch, ſeinem Charakter gemäß, ausübe, verrichte und hervorbringe; einen andern Grund hätten dieſe Begriffe nicht; das edlere Gemüth erzeuge ſie aus ſich, und erkenne kein höheres Geſetz, als ſeinen beſſeren Trieb, ſeinen reineren und höheren Geſchmack; — Oder: Wie das Kunſtgenie, durch den Eindruck ſeiner Werke, der Kunſt Muſter und Geſetze gebe; ſo das ſittliche Genie, der Freyheit. Daher ſeine Verachtung der öffentlichen Meynung, ſein ſtummer Trotz — daher, ich muß es ausſprechen — ſein Hochmuth, der ihn zu Fall brachte.

Mit zurückgehaltenem Weinen, ſtrahlend zugleich von Würde, erwiederte Henriette: Ja er iſt gefallen; aber die Tugend an die er wahrlich glaubt, und die ihn nicht verlaſſen kann, wird ihn höher wieder aufrichten.

Biderthal! Sie fanden vor einiger Zeit ein Buch bey mir, und zeigten mir eine darin angeſtrichene

Stelle. Ich fand auch ein Buch bey Ihnen, und darin eine Stelle, die war nicht angeſtrichen: ſie drang in mein Innerſtes.

„Niemand," las ich, „Niemand kann beſtändig ſeyn, es gebe es ihm denn Gott."

Dieſes Zeugniß legt Petrarka in ſeinen Bekenntniſſen ab.

So hat Woldemar noch nicht bekannt, noch nicht gezeugt; noch verläßt er ſich auf ſein Herz, und iſt ein Thor. Er iſt, wie Biderthal richtig bemerkte, ſo glücklich geſchaffen, die Luſt am Guten und Schönen iſt in ihm ſo groß, ſo lebhaft, ſo überwiegend, daß er leicht verführt werden konnte, dieſe Luſt für Tugend, und ſich, durch dieſe Tugend, für ſtark genug zu halten.

Alle Menſchen pflegen minder oder mehr ſich an Empfindungen zu hängen, von denen ſie glauben, daß ſie in ihnen ſelbſt, oder in Andern, dauern werden; und finden ſich betrogen. Einige, die ſich klüger dünken, ſuchens im Verſtande, und meynen, mit Begriffen ließe das Lebendige ſich wohl einbalſamiren, und dieſe Mumien wären keine Leichen. Aber ſo wenig ſich Gefühl in uns oder Andern nach Gefallen anzünden, auslöſchen, mindern und mehren läßt; ſo wenig und noch viel weniger will es gelingen, des Gefühls mit Hülfe der Begriffe zu entrathen. — Wie entgehen wir alſo der Vergänglichkeit in unſerm Thun und Dichten? Wie retten wir unſer Selbſt; wie das Selbſt derer, mit denen wir Ein Herz, Eine Seele auszumachen ſtreben?

So hat Woldemar früh ſchon gefragt, früh ſich müde geſucht nach dem Wege zu jener Freyſtätte der Weisheit, wo der Menſch immer daſſelbe will und daſſelbe nicht will, immer nur Einerley ſuchet und meidet, und jedesmal halten kann, was er ſich ſelbſt und andern verſprach.

Keine Heerſtraße war dahin gebahnt; das erfuhr er bald: obgleich Millionen Stimmen das Gegentheil verſicherten. Doch waren Zugänge, das wußte er; auch hatte er, vornehmlich aus Fußtritten der Alten, eine Kunde von der Richtung. Verirren aber konnte er, und verirrte....

„Auf dem gefährlichſten aller Abwege!“ fiel mit Heftigkeit Biderthal ein, — „auf dem Abwege des hartnäckigſten und gefliſſentlichſten Eigendünkels?

Wahrlich, fuhr Biderthal fort — jene Antwort des Delphiſchen Orakels auf die Frage: *Wie man ſich den Göttern wohlgefällig machen könne?* — jene vom Orakel mehrmals wiederholte, und von Sokrates und Mark Aurel geprieſene Antwort: *Nach den Geſetzen deiner Stadt!* — leidet, fodert eine weitere Anwendung, als nur auf Religionsgebräuche!

Was die allgemeine Stimme unſerer Mitbürger als gut und ſchön empfiehlt, und wovor ſie, als Böſem, warnt, das ſoll man, wenn nicht klare Geſetze der Sittlichkeit dawider ſind, dafür gelten laſſen; jenes ſuchen, dieſes fliehen.

Nichts iſt gefährlicher, als eigenes Gutfinden über die allgemeine Stimme zu erheben; nichts heilſamer, als Gehorſam und Unterwerfung. Viel beſſer, wir bequemen uns nach unſchuldigen, wenn auch thörichten Gebräuchen und Vorurtheilen, und glauben jedem andern Menſchen, als daß wir nur uns ſelbſt folgen, nur uns ſelbſt anhören und glauben.

Du vertrauest Woldemars ſchöner Seele. Gerade dem, was du ſo nennſt, mißtraue ich im höchſten Grade; es verführt ihn, ſchwächt ihn, treibt ihn herum auf einem gränzenloſen Meere, hat ihn zum Schwärmer — Ach! zu einem unſeligen, unheilbaren Fantaſten und Sophiſten gemacht.

Du wirſt heftig und übertreibſt, ſagte Dorenburg; übrigens bin ich ſehr deiner Meynung. Woldemar iſt ein geiſtiger Wollüſtling; und ob er gleich nur höheren Lüſten nachhängt, ſo ſind es doch Lüſte: und wer nur in Lüſten lebt, verdirbt.

Was ein Menſch von Natur Gutes, Vortreffliches, zumal Schönes an ſich haben kann, iſt Woldemarn in einem nicht gewöhnlichen Maaße zu Theil geworden, und er hat, wahrſcheinlich, von Jugend auf, wenig Anlaß gehabt, gegen ſeine Empfindungen, Gemüthsbewegungen, Neigungen mißtrauiſch zu werden. Deswegen hat er nicht genug ſich ſelbſt kennen gelernt, hat die jedem Menſchen ſo nöthige ſtrenge Zucht entbehrt, und — verſchmäht ſie. — Gehorſam, wie du ſcharf und richtig bemerkteſt, eigentlicher Gehorſam iſt nicht in ihm. Er hat ſeine ganze Kraft allein auf die Ausarbeitung ſeiner eigenthümlichen Sinnesart verwendet; und es bedurfte auch weiter nichts als einer ſolchen Ausarbeitung, damit der Trieb zum Guten und Schönen, als der herrſchende, in ihm hervorkäme; der Mann iſt wirklich ſchön und gut geworden.

Leider! iſt mit Schönheit der Reiz zur Eitelkeit verknüpft; und mit Freyheitsgenuß, Stolz; ja, was noch weniger ſeyn ſollte, Herrſchſucht. Jeder aber, der nur ſeinem Hange folgen darf, dünkt ſich frey, und edel vor ſeinen Brüdern, über die ein anderes Geſetz waltet, als der eigene Trieb ihnen gab.

Jetzt drückt und unterdrückt der gute Woldemar ſich ſelbſt; ſein eigener Wille verwirrt ihn, reibt ihn auf; ſein eigenes Recht bringt ihn um.

Ich finde nicht, ſagte Henriette, daß ihr Beyde mir ſonderlich widerſprochen habt — Laßt mich ausreden!

Woldemar empfindet lebhaft und tief, und jede Empfindung, die er freywillig in ſeine Seele aufgenommen hat, ſcheint unauslöſchlich darin zu haften. Bis auf einen gewiſſen Grad kann jeder Menſch ſeine Empfindungen verſtärken, und ihnen einen Nachdruck geben, wodurch er ſie wie neu gebiert, ſie zu Geſchöpfen ſeines Willens macht, und dauerhafter mit ſeiner Perſon vereinigt. Dieſe gemeine Gabe erhielt in Woldemar eine nicht gemeine Anwendung. Die von Natur ſchon wohl angezogenen Saiten ſeiner Empfindung, gaben bey der zarteſten Berührung einen ſo hellen reinen Klang von ſich, und tönten ſo lange nach, daß er unwillkührlich zum Nachſinnen über eine noch reinere Stimmung erweckt und hingezogen werden mußte. Er ergründete dieſe Stimmung, lernte ihren Gebrauch, und wurde ſeines Herzens in einem auſſerordentlichen Grade mächtig.

Allmählig entwickelte ſich in ihm der Gedanke, der Glaube — wie nenne ichs am beſten? — es wären die menſchlichen Empfindungen, — Neigungen und Affecten, nicht durch ihre eigene Natur ſo unzuverläſſig und vergänglich, als ſie im gemeinen Leben uns erſcheinen; ſondern ſie würden es durch unſere eigene Schuld, durch Nichtachtung und Leichtſinn.

Ihn täuſchte ſeine eigene wahrhaft ſchöne Kunſt: er betrog ſich an der Freythätigkeit, wodurch er ſie hervorgebracht hatte, und die er nun, durch eben dieſe Kunſt, hinwieder zu vermehren wußte. Er ſchloß aus einem minder Vergänglichen, minder Zufälligen in ihm, auf ein mögliches Unvergängliches, wahrhaft Ewiges, das der Menſch in ſeinem Gefühl erzeugen, und woran er, wie an einen Gott, in ſeinem Thun und Dichten, Leiden, Streben und Meiden, ſich halten könnte.

Recht hat ſich dieſe Idee erſt während ſeines Aufenthalts bey uns, durch neue Erfahrungen, Beobachtungen und Verſuche in ihm entwickelt. Ihr wißt, welche Mißverſtändniſſe ſich bald ergaben, und wie euch Woldemar beſchuldigte, ihr übertriebet ſeine Maximen und ginget irre. Biderthal ſcheint dieß bey den Vorwürfen, die er Woldemarn eben machte, vergeſſen zu haben; wiewohl ſich auch zur Noth behaupten ließe, ſie träfen an der Seite, die Biderthal angriff, Woldemar ſo gut, als dieſelben Vorwürfe euch **an der damals von Woldemar angegriffenen Seite** trafen.

Jene Irrungen waren unerheblich und bald geſchlichtet. Doch hatten ſie auf Woldemar ſo viel gewirkt, daß er ſeitdem mehr an ſich hielt, geheimer und noch mehr allein mit ſeiner **Muſe** lebte. **Die Wahrheit ihrer Geſänge zu prüfen**, war in ihm eine verborgene Sehnſucht, deren mannichfaltige Aeußerungen er ſelbſt noch nicht verſtand. Er bedurfte einer gleichgeſtimmten freundſchaftlichen Seele, um gewiß zu werden, **ſeine Weisheit ſey kein Gedicht**. Es gelang ihm, ſich wenigſtens mit einer **Erſcheinung** dieſer Art zu täuſchen; und nun hängte er ſich an dieſe Erſcheinung, wie an den Bürgen ſeiner Glückſeligkeit, ſeines **Werths**, ſeines **eigentlichen Daſeyns**.

Ich habe ehrlich mit ihm geſchwärmt, und muß es darum verzeihlich finden, daß er allmählig jede Zuverſicht, mehr aus der **Freundinn** Seele, als aus ſeiner **eigenen** ſchöpfte. Fürchterlich muß die erſte leiſeſte Anwandlung eines Zweifels an mir den Mann erſchüttert haben! Er empfing eine Wunde, die von ſelbſt nie wieder heilen konnte; ſie mußte unter ſich freſſen, und in ein tödtliches Geſchwür ausarten.

Und Ihnen, fiel Dorenburg ein, iſt wegen dieſer tödtlichen Krankheit doch nicht bange?

Mir iſt nicht bange, erwiederte Henriette, weil ich von Woldemars Uebel mit ergriffen wurde, und nun gewiß bin, ihm auch meine Geneſung mitzutheilen. Die Verzweiflung, die ihn martert, wollte auch mich zu Grunde richten. Schon war aus meinem Herzen aller Glaube, alle Zuverſicht entflohn.

So fühlte ichs — aber ſo war es nicht.

Und was nun auch für Verſchiedenheiten, allgemeine und beſondre, zwiſchen Woldemar und mir ſtatt finden mögen; denkt ſie euch ſo groß und mannichfaltig als ihr wollt; laſſet, was euch nur beliebt, in ihm vorgegangen ſeyn: es ſoll alles gelten; auch das Aergſte — ſelbſt Biderthals gräßlicher Verdacht ſoll wahr und gegründet ſeyn: Ich behalte dennoch Muth!

Denn ich weiß, es iſt der Menſchheit eine Kraft verliehen, die, in einem Manne wie Woldemar, der ſelbſt ſchon ſo oft ſie in ſich aufgerufen hat, nur darf wieder aufgerufen werden, und er hat geſiegt.

Henriette! ſagte Biderthal, liebe, gute Henriette! — Du biſt ſehr hochfliegend! Gram und Betrübniß haben mich gebeugt; ich kann dir nicht nachfliegen. — O Demuth! Demuth!

Demüthig, antwortete Henriette, iſt jeder Aufrichtige. Nur der Heuchler kann lange ſtolz ſeyn; und gewiß iſt jeder Stolze auch ein Heuchler.

Aber die Aufrichtigkeit, womit Demuth verknüpft iſt, macht uns darum nicht feig. Sie erfodert vielmehr, und gebiert hinwieder den größten Muth. Von dieſem Muthe redete ich; und ich weiß, er iſt in euch Allen. . . .

Schweſtern! — ſie ergriff mit der einen Hand Caroline, mit der andern Luiſe — — Schweſtern! helft mir noch einmal wider dieſe verſtockten Männer zeugen! Sagt ihnen, daß Etwas im Menſchen iſt, was er nicht aufzuopfern vermag; — und noch Etwas, was ihm die Aufopferung verbietet, wenn er ſie auch beſchließen könnte. — Oft leiden wir unſäglich, und könnten von dieſem unſäglichen Leiden uns befreyen; aber eine wunderbare Kraft in uns widerſteht, läßt es uns nicht zu. — Wir fühlen, daß wir dieſem Weſen in uns mehr als uns ſelbſt zugehören — und fühlen auch wieder; daß eben dieſes Weſen unſer eigenſtes, innerſtes Weſen iſt. — Treffen uns Vorwürfe aus und in dieſem Innerſten, ſo iſt es ein Schmerz, der an Empfindlichkeit jeden andern übertrifft — Nicht Schmerz, nicht Furcht — Was iſt es dieſes Unerträgliche, Wunderbare? . . .

Sie ſtockte. Luiſe ſenkte ſich herab an ihrer Seite, und Caroline rückte näher und ſchmiegte ſich dicht an ſie.

Henriette hub von neuem an: Und dieß zu erfahren in einem Weſen, das man über alles liebt; aus welchem man ſein beſtes Daſeyn — alles Daſeyn nimmt; ohne welches man nicht leben möchte — nicht leben könnte; deſſen Würde. . . .

Sie erblaßte, und himmliſch verklärte im Erblaſſen ſich ihr Angeſicht; helle Thränen rollten ihr über die Wangen; mit bebender, kaum vernehmlicher Stimme fuhr ſie fort:

. . . Ich habe — ſeinen Tod wünſchen können! — Seinen Tod! . . .

Aber daß ich das konnte: davon iſt mir ein neuer Tag, eine neue hellere Ausſicht geworden.

Auch die Männer fühlten ſich erſchüttert. Dorenburg wendete ſich mit Blicken voll Rührung gegen Biderthal — reichte ihm die Hand. — Mit zärtlicher Heftigkeit ergriff ſie Biderthal. Beyde ſtanden auf, traten zu Henriette, umarmten ſie, weinten mit ihr.

Es war eine ſchöne Stille, welche aller Herzen in dieſem Augenblick vereinigte; alle mit demſelben Troſt, denſelben Hoffnungen erfüllte, ihren Geiſt aufrichtete, und mit einer neuen unausſprechlichen Zuverſicht erquickte.

Sie wünſchten nun insgeſammt, daß es heute noch zu einer Erklärung zwiſchen Woldemar und Henriette kommen möchte. Leider! war es dazu ſchon viel zu ſpät am Abend; man mußte bis morgen ſich gedulden. Auch fand Henriette nöthig, daß ſie zuvor ſich wieder ſammelte, ausruhte, und, zu dieſer ſchweren Unternehmung, von neuem ſich in die beſte Faſſung ſetzte. — „Vorerſt, ſagte ſie, muß ich mich hier auf der Stelle noch mehr erholen; wir müſſen beyſammen bleiben, und uns auf eine recht gute Nacht beſinnen, die wir beym Auseinandergehn uns nicht bloß *wünſchen*, ſondern wirklich *mitgeben*.

„Aber wie fangen wir es an, daß wir dazu ſtille genug, und nicht zu ſtille werden? — Ich wüßte Etwas . . .

„Gewiß erinnert ihr euch noch eines merkwürdigen Geſprächs bey Woldemar, über menſchliche Ohnmacht und Größe. Man wollte unterſuchen: Was die Seele ſtark mache; was für ein *Gegenſtand* das ſey, den der Tugendhafte ſich vor Augen halte; *überall* ſich vor Augen halten *könne*, ſo, daß er damit *alles überwinde* und *ausrichte*; vordringend — *eigentlich zu welchem, zu was für einem Ziele*?

„Die Unterſuchung wurde durch eine Vorleſung unterbrochen, auf die wir eigentlich zu Woldemar geladen waren. Es war ſein Auszug der Geſchichte *Agis* und *Kleomenes*. — Wie uns allen wohl dabey wurde, und wir hernach nicht weiter grübeln mochten, habt ihr nicht vergeſſen. Mir däucht, es wäre ſchön, wenn wir das Andenken jener wohlthätigen Stunde heute mit einander feyerten. Biderthal hat eine Abſchrift dieſes Auszugs; er ſoll ſie holen, und ich leſe vor. Auf dieſe Weiſe unterbrechen wir uns, ohne uns zu ſtören oder zu zerſtreuen; wir werden uns im Gegentheil dabey noch inniger zu einander verſammeln, neue Stärke und neue Fülle erhalten."

Nicht gleich fand Henriettens Vorſchlag Beyfall. Am meiſten ſträubte ſich Biderthal: — „Er könnte unmöglich zuhören; unmöglich die geringſte Aufmerkſamkeit haben: der bloße Gedanke daran wäre ihm peinlich — Er begriffe Henrietten nicht..."

Ich begehre keine Aufmerkſamkeit von Ihnen, erwiederte dieſe; Sie brauchen nicht einmal zuzuhören; Sie ſollen nur daſitzen, als wenn Sie zuhörten — Ich ſagte, eine Stunde: es wird kaum eine Viertelſtunde dauern — So viel können Sie wohl mir zu Gefallen thun.

Biderthal holte die Handſchrift. Man ſetzte ſich um Henriette, und ſie hub mit leiſer Stimme an zu leſen:

„Ein großherziger Jüngling, Agis, König zu Sparta, ſah mit tiefem Schmerz das Verderbniß, worin ſeine Mitbürger gerathen waren, und wollte ihnen, durch Herſtellung der Lykurgiſchen Einrichtungen; Gleichheit, Freyheit und Tugend wiedergeben.

„Die unüberwindlichſten Hinderniſſe legte ihm ſein Mitkönig, Leonidas, in den Weg. Dieſer wurde verbannt, und Kleombrotus, des Leonidas Tochtermann, an ſeiner Stelle König.

„Dennoch konnte Agis nicht durchdringen. Leonidas kehrte zurück, am heftigſten wider ſeinen Tochtermann ergrimmt. Von ſeiner Wache umgeben drang er in den Tempel des Neptun, wohin Kleombrotus ſich geflüchtet hatte, und machte ihm die bitterſten Vorwürfe darüber, daß er, ſein Schwiegerſohn, ſich wider ihn empört, ihm die Krone geraubt, und aus ſeinem Vaterlande ihn verbannt hätte.

„Kleombrotus wußte auf dieſe Vorwürfe nichts zu antworten; er ſaß beſchämt und ſchweigend da. Seine Gemahlinn Chelonis, Leonidas Tochter, hatte ſich zuvor wider ihn auf die Seite ihres verfolgten Vaters geſchlagen, und von Kleombrotus, ſobald er den Thron beſtieg, getrennt; ihres Vaters Unglück hingegen ſuchte ſie, während er in Sparta blieb, durch ihre Dienſte und Fürbitten zu erleichtern, und hing, als er entfloh, dem Kummer nach, und dem Unwillen über die Ungerechtigkeit und Härte ihres Gemahls. Jetzt, da das Glück ſich von dieſem wandte, nahm ſie auf einmal andre Geſinnungen an. Sie wich nicht mehr von Kleombrotus Seite, vereinigte ihr Flehen mit dem ſeinigen, und hielt ihre Arme um ihn und ihre beyden Kinder geſchlungen, wovon das eine auf der rechten, das andere auf der linken Seite in dem Tempel zu ihren Füßen ſaß.

„Alle Anweſende waren durch die treue Liebe dieſes tugendhaften Weibes in Bewunderung und in Thränen geſetzt; da redete Chelonis, auf ihr zerſtreutes unordentliches Haar und auf ihren Anzug deutend, ihren Vater mit dieſen Worten an: „Die „Zeichen der Trauer, o Vater, die du hier erblickſt, „rühren nicht von meinem jetzigen Mitleid mit Kleombrotus her; es ſind Ueberbleibſel des Kummers, „womit dein Unglück und deine Flucht mich vertraut „gemacht haben. Soll ich nun in dieſem Zuſtande „der Trauer bleiben, da du als Sieger und König „wieder in Sparta biſt; oder mich mit einem koſtbaren königlichen Gewande ſchmücken, und in die-

„ſem Schmucke meinen Gemahl von dir ermorden „ſehen? — meinen Gemahl, den du ſelbſt mir in „meiner Jugend gabſt, und der, wenn er dich nicht „durch ſeiner Kinder Thränen und durch die meinigen „erweichen kann, ſein Vergehen härter, als du „wünſcheſt, büßen wird, weil er mich, ſeine Ge„liebteſte, alsdann vor ihm wird ſterben ſehen. „Denn wie könnte ich mich entſchließen, unter mei„nen Mitbürgerinnen zu leben, wenn ich, als Weib „und Tochter gleich unglücklich, meinen Vater und „meinen Gemahl durch mein Flehen nicht mehr rüh„ren, ſie zum Mitleid gegen einander nicht bewegen „kann? Jeden Vorwand zur Vertheidigung, der „meinem Gemahle übrig blieb, habe ich ihm benom„men, da ich auf deine Seite trat, und hiedurch „wider ſeine Thaten zeugte. Du aber rechtfertigeſt „durch dein eigenes Verfahren ſeine Ungerechtigkeit, „indem du zeigſt, die königliche Würde müſſe etwas „ſo großes und beſtrebenswürdiges ſeyn, daß man „um ihretwillen ſeine Schwiegerſöhne tödten und ſei„ner Kinder nicht mehr achten dürfe.“

„Während dieſer Klagen hielt Chelonis ihr Geſicht an das Haupt ihres Mannes gelehnt, und warf einen niedergeſchlagenen, von Traurigkeit getrübten Blick auf die Umſtehenden. Leonidas, nachdem er mit ſeinen Freunden ſich berathſchlagt hatte, befahl dem Kleombrotus aufzuſtehen und Sparta zu räumen; ſeine Tochter aber bat er zu bleiben, und einen Vater, der ſie ſo zärtlich liebte, und ihr jetzt durch die Begnadigung ihres Gemahls einen neuen Beweis dieſer Liebe gäbe, nicht zu verlaſſen. Aber Chelonis war nicht zu bewegen. Sobald Kleombrotus aufſtand, überreichte ſie ihm eines ihrer Kinder, das andere faßte ſie ſelbſt bey der Hand, warf ſich vor dem Altare des Neptun nieder, und nach einem Gebet zu dieſem Gotte wanderte ſie aus mit ihrem Gemahl, welcher, wenn er nicht durch eitle Ehrſucht ſchon zu tief geſunken war, die Verbannung in der Geſellſchaft eines ſolchen Weibes für ein größeres Glück halten mußte, als den Beſitz des königlichen Throns.

„Agis unterlag den Nachſtellungen treuloſer Freunde, die Leonidas gewonnen hatte. Sie lockten ihn aus ſeiner Freyſtätte, dem Tempel der Minerva, übermannten ihn, und ſchleppten ihn ins Gefängniß. Leonidas eilte mit ſeinen Kriegsknechten ſchnell herbey und umzingelte den Ort. Es traten Richter auf, den Gefangenen zu verhören; ſie begehrten tückiſch, er ſollte ſich vor ihnen rechtfertigen. Der junge König verlachte ihre Heucheley. Dieß brachte Amphares auf, einen jener treuloſen Freunde, die ihn verrathen hatten, und welcher als Ephor unter ſeinen Richtern war. Er drohte dem unglücklichen König, daß ſein Lachen ſich bald in Thränen verwandeln, und er die Folgen ſeiner Verwegenheit hart genug empfinden ſollte. Ein anderer der Ephoren hingegen gab ſich den Schein, als ob er, von des Agis Schickſal gerührt, ihm den Weg zur Vertheidigung bahnen wollte, und that in dieſer Abſicht die Frage an ihn: ob er nicht von Lyſander und Ageſilaus *) zu ſeinem Unternehmen wäre gezwungen worden? Agis antwortete: er wäre von niemand gezwungen worden, ſondern bloße Verehrung für das Andenken des Lykurg, und die Begierde

---

*) Zwey vornehme Spartaner; der letzte des Agis Oheim. Beyde waren von dem jungen Könige zur Ausführung ſeines Vorhabens gebraucht worden, und an dem Mißlingen deſſelben hatte Ageſilaus durch Einmiſchung eigennütziger und niedriger Abſichten die meiſte Schuld.

in die Fußſtapfen dieſes großen Mannes durch Wiederherſtellung ſeiner Geſetze zu treten, hätten ihn zu dieſem Unternehmen vermocht. Darauf fragte ihn derſelbe Ephor: ob er denn das Gethane nicht bereue? Der junge König antwortete: Ein ſo ſchönes Unternehmen würde er nicht bereuen, ſollte er auch den Tod vor Augen ſehen.

„Agis wurde nun zum Tode verdammt; und die Ephoren befahlen den Gerichtsdienern, ihn in die ſogenannte Dekas, den Ort im Gefängniſſe zu führen, wo die zum Tode Verurtheilten erdroſſelt zu werden pflegten. Als ſie dahin kamen, bemerkte Agis, daß einer von den Gerichtsdienern über ihn weinte und ſein Unglück bejammerte. Weine nicht, mein Freund, ſagte Agis zu ihm; ich, der ich wider Geſetze und Recht die Todesſtrafe leiden muß, bin weit beſſer daran, als meine Richter. Nach dieſen Worten bot er freywillig ſeinen Hals dem Stricke dar. Amphares war unterdeſſen vor die Thüre des Gefängniſſes gegangen, wo ſeine Bekannte und vormalige Freundinn, des Agis Mutter, Ageſiſtrata, ihm zu Füßen fiel, und für ihren Sohn um Gnade bat. Amphares hob ſie mit der Verſicherung auf, daß Agis weder Gewalt noch Mißhandlung zu befürchten hätte; er ermunterte ſie ſogar, zu ihrem Sohne, wenn ſie Luſt hätte, in das Gefängniß zu gehen. Sie bat um die Erlaubniß, ihre Mutter mit hinein zu nehmen. Auch hierin, ſprach er, wird dir Amphares nicht zuwider ſeyn. Er führte darauf beyde in das Gefängniß, ſchloß die Thüre deſſelben hinter ſich zu, und übergab Archidamia, der Ageſiſtrata Mutter, eine ſehr bejahrte und von ihren Mitbürgern allgemein verehrte Frau, zuerſt den Gerichtsdienern. Sobald dieſe ums Leben gebracht war, befahl er auch der Ageſiſtrata, in das Innerſte des Gefängniſſes zu treten, wo ſie ihren Sohn und ihre Mutter hingerichtet, den erſten auf der Erde liegen, und die andre noch am Stricke hangen ſah. Sie ſelbſt nahm mit den Gerichtsdienern den Leichnam ihrer Mutter ab, und nachdem ſie ihn neben den Leichnam ihres Sohnes gelegt, ihn bedeckt und verhüllet hatte, warf ſie ſich über den Leichnam ihres Sohnes, küßte ihm das Antlitz, und rief aus: deine frommen und menſchenliebenden Geſinnungen, o mein Sohn, und deine allzu große Güte und Milde haben über dich und uns dieß Verderben gebracht!

„Amphares, der an der Thüre ſtand, und was vorging ſah und hörte, trat auf dieſe Worte der Ageſiſtrata herzu, und ſagte voll Erbitterung zu ihr: Wohlan, da du mit deinem Sohne gleiche Geſinnungen hegſt, ſo bereite dich auch, mit ihm gleiche Strafe zu leiden. — Ageſiſtrata ging von ſelbſt dem Strick entgegen: Möge nur mein Tod, ſprach ſie, meinem Vaterlande nützlich ſeyn!

„Nach der Hinrichtung des Agis hatte Leonidas zu lange gezögert, deſſelben Bruder Archidamus gefänglich einzuziehen; ein Umſtand, welchen dieſer benutzte, mit der Flucht ſich zu retten. Des Agis Gemahlinn aber, Agiatis, ließ er mit dem Kinde, das ſie kurz zuvor geboren hatte, aus ihrem Hauſe holen, und zwang ſie, ſeinen Sohn Kleomenes, obgleich er noch nicht mannbar war, zu heyrathen, damit ſie keinem andern zu Theil werden möchte. Denn ſie hatte von ihrem Vater Gylippus anſehnliche Reichthümer geerbt, war noch in der Blüthe ihrer Jugend, und übertraf an Schönheit der Geſtalt und an Adel der Sitten alle Griechinnen ihres Zeitalters. Sie hatte, um der neuen Vermählung zu entgehen, Bitten und

Flehen und alle andre Mittel, den Leonidas zu rühren, vergeblich angewandt. Daher haßte ſie ihn tief nach ihrer Verbindung mit dem Kleomenes; in ihrem Umgange hingegen mit ihrem jungen Gemahl zeigte ſie ſo viel Sanftmuth und gefällige Güte, daß dieſer ſie bald im höchſten Grade liebgewann, und ihr zärtliches Andenken an Agis ſogar, das ſie fortdauernd in der Seele trug, mit ihr zu theilen ſuchte. Er befragte ſie oft um die Geſchichte ihres vorigen Gemahls, und hörte ihr voll Aufmerkſamkeit zu, wenn ſie von ſeinen Abſichten und Entwürfen redete.

„Kleomenes war voll edler Ehrbegier und erhabener Geſinnungen; auch gab er an Einfalt der Sitten und an Mäßigkeit dem Agis nichts nach; doch fehlte ihm die ſanfte Güte und Schonung jenes Königs. Die Natur hatte in ſeine Gemüthsart eine Heftigkeit gemiſcht, die ihn zu allem, was die Geſtalt des Guten trug, mit Ungeſtüm immer fortriß. Er hielt es zwar für vorzüglich ſchön, über Willige zu herrſchen; aber auch für ſchön, gegen Nicht-Willige das Gute mit Gewalt durchzuſetzen. An dem damaligen Zuſtande von Sparta hatte er ein tiefes Mißfallen. Die Bürger waren in Unthätigkeit und Wolluſt verſunken; der König überließ ſich dem Vergnügen, und brachte, wenn ihn niemand darin ſtörte, ſeine Tage in üppiger Ruhe und in Wohlleben zu. Für das gemeine Beſte war im Staat alle Theilnahme verſchwunden; jeder ging nur ſeinem eigenen Vortheil nach, und an die alte ſtrenge Erziehung der Jugend, an ihre Bildung zur Arbeitſamkeit, Mäßigkeit und Gleichheit, wagte niemand mehr, durch das unglückliche Beyſpiel des Agis abgeſchreckt, auch nur einmal zu denken.

„Leonidas ſtarb, und Kleomenes gelangte zur Regierung. Er ſah jetzt deutlicher das äuſſerſte Verderbniß des Staats, den Hang der Reichen zum Vergnügen und zur Vermehrung ihrer Schätze, und ihre Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beſte; ſah den großen Haufen, durch Dürftigkeit niedergedrückt, ſeines alten kriegeriſchen Muthes, und des edlen Wetteifers, ſeine Kinder mit Sorgfalt zu erziehen, beraubt. Er ſelbſt war König bloß dem Namen nach; die ganze Herrſchaft befand ſich in den Händen der Ephoren. Dieſen Zuſtand der Dinge beſchloß Kleomenes durch eine gänzliche Staatsumänderung zu verbeſſern.

„Er hatte einen Freund, Namens Xenares, der zuvor ſein Geliebter geweſen war; eine Leidenſchaft der Jünglinge für einander, welche man in Sparta eine göttliche Begeiſterung nannte. Die Geſinnungen dieſes Xenares ſuchte Kleomenes zuerſt zu ergründen. Er legte ihm daher über die verunglückten Abſichten und Entwürfe des Agis häufig Fragen vor, und verlangte zu wiſſen, welcher Mittel und Gehülfen dieſer König zur Ausführung ſeines Unternehmens ſich bedient hätte. Xenares erinnerte ſich anfänglich dieſer Dinge nicht ungern, und ließ ſich in eine umſtändliche Erzählung der ganzen Geſchichte ein; ſobald er aber merkte, daß Kleomenes dadurch für die Neuerungen des Agis in Leidenſchaft und in Feuer geſetzt wurde, und auf dieſen Gegenſtand die Unterredung immer von neuem zu lenken ſuchte, ſo verwies er ihm zornig ſeine Unbeſonnenheit und ſchalt ihn einen Thoren. Sogar brach er zuletzt allen Umgang mit ihm ab; entdeckte aber keinem aus welchem Grunde, ſondern begnügte ſich den darnach Fragenden zu antworten: dem Könige ſelbſt wäre der Grund davon am beſten bekannt.

„Kleomenes ſchloß aus dieſem fehlgeſchlagenen Verſuche, daß es ihm mit den übrigen Spartanern nicht beſſer als mit Xenares gelingen würde, und nahm ſich vor, ſeine Anſchläge für ſich allein auszuführen. Da er glaubte, daß eine Staatsumänderung während eines Kriegs ſich weit eher, als im Frieden zu Stande bringen ließe, ſo ſuchte er, ſeine Vaterſtadt gegen die Achäer aufzuwiegeln, wozu gerade eine ſchickliche Veranlaſſung gegeben war.

„Auf dieſem Wege nun gelang es dem Kleomenes wirklich ſein Vorhaben auszuführen.

„Nach einigen ſiegreichen Feldzügen überfiel er plötzlich die Ephoren, räumte ſie aus dem Wege, und ſtellte in allen Theilen die alte Lacedämoniſche Zucht und Sitte wieder her. Dieſem glücklichen Unternehmen folgten neue glänzendere Siege und ein ſolcher Zuſtand der Macht und des Anſehens für Sparta, als es kaum in irgend einer früheren Periode genoſſen hatte. Mißtrauen, Furcht und Neid erwachten hierüber, vornehmlich bey dem Achäiſchen Aratus, der lieber Griechenland unterjocht, als den Kleomenes ſo groß ſehen wollte. Er verurſachte Zwiſte, nährte den Hader, und rief zuletzt den Macedoniſchen Antigonus wider den Herakliden Kleomenes zu Hülfe. Dieſer mußte der überwiegenden Macht nachgeben. Während er ſich zurückzog, um Lakonien zu decken, erfuhr er den Tod ſeiner geliebten Agiatis. . . .

„Er hatte den Aegyptiſchen König Ptolemäus um Beyſtand angerufen, worauf dieſer von ihm verlangte, daß er ſeine Mutter und Kinder als Geißeln ſchicken ſollte. Dem Kleomenes fehlte es lange Zeit an Muth, ſeiner Mutter dieſe Foderung zu offenbaren. Zwar lenkte er oft, wann er bey ihr war, die Unterredung darauf ein; doch wollte es nie mit ihm zum Vortrage ſeines Anliegens kommen, ſo daß ihr ſeine Verlegenheit auffiel, und ſie den Grund davon durch ſeine Freunde zu erfahren ſuchte. Endlich wagte es Kleomenes, und eröffnete ſich ihr. „Dieß iſt alſo, ſagte ſie lachend zu ihm, was du mir zuzumuthen ſo lange Bedenken trugſt? Schiffe uns nur geſchwinde ein, und ſende uns hin, wo du glaubſt, daß dieſer Körper Sparta noch nützlich ſeyn kann, ehe ihn Alter und Unthätigkeit auflöſen! Es wurden nun die nöthigen Anſtalten zu ihrer Abreiſe gemacht. Nachdem man damit fertig war, begab ſie ſich zu Lande, unter der Begleitung des Spartaniſchen Heeres, nach dem Hafen zu Tänarus, wo ſie, vor ihrem Einſteigen in das Schiff, in einem Tempel des Neptun, von ihrem Sohne unter den zärtlichſten Umarmungen und Küſſen Abſchied nahm. Kleomenes war äuſſerſt gerührt und in Thränen. Sie warnte ihn, als ſie es bemerkte: Hüte dich, o König von Sparta, ſprach ſie, daß niemand, wenn wir aus dieſem Tempel kommen, unſere Thränen, noch irgend etwas anderes in unſerem Betragen ſehe, was unſeres Vaterlandes unwürdig iſt. Dieß allein ſteht in unſerer Macht; unſer Schickſal aber bey den Göttern! Nach dieſen Worten nahm ſie eine gefaßte Miene an, ſtieg mit ihren Enkeln zu Schiff, und befahl hierauf dem Steuermann, ohne Verzug abzufahren.

„Bey ihrer Ankunft in Aegypten hinterbrachte man ihr, daß Ptolemäus Geſandte des Antigonus mit Friedensvorſchlägen angenommen hätte; zugleich erfuhr ſie, dem Kleomenes wären ähnliche Vorſchläge von den Achäern geſchehen. Aus Furcht, ihr Sohn möchte ihrentwegen Bedenken tragen, ſich ohne Vorwiſſen des Ptolemäus mit dieſen einzulaſſen, ſchrieb ſie unverzüglich dem Kleomenes: er möchte thun, was für Sparta gut und ſchicklich wäre, und auf den Ptolemäus, um einer bejahrten Frau und um eines Knaben willen, nicht ängſtlich Rückſicht nehmen. So groß und ſtandhaft betrug ſich Kataſiklea in ihrer mißlichen Lage.

„Kleomenes, nachdem er von neuem alle ſeine Kräfte aufgeboten und, mehr als je zuvor, Griechenland durch wiederholte große Thaten in Erſtaunen geſetzt hatte, mußte, nach einem unglücklichen Treffen, bey Sellaſia, ſich ſelbſt zur Flucht entſchließen. Er ſchiffte ſich zu Gythium mit einigen Freunden ein, und war ſchon nahe bey Cyrene, als einer ſeiner Begleiter, Therykion, ein Mann, der in ſeinen Thaten immer großen Muth gezeigt, in ſeinen Worten aber etwas hochfahrendes und ruhmrediges hatte, ihn bey Seite zog, und zu ihm ſagte: „Den ſchönſten Tod, o König, haben wir „auf dem Schlachtfelde, wo er ſich uns anbot, entwiſchen laſſen, obgleich zuvor uns alle ſagen hörten, „daß dem Antigonus der Sieg nicht anders als mit „dem Tode des Königs von Sparta zu Theil werden ſollte. Jetzt bleibt ein andrer Tod uns übrig,

„der an Ruhm und Tapferkeit dem erſten wenig nachgiebt.
„Wohin ſchiffen wir ſo, ohne vernünftigen
„Grund? Warum fliehen wir vor dem, was uns
„nahe liegt, um es in weiter Ferne aufzuſuchen?
„Denn wenn es Herakliden keine Schande bringt,
„den Nachkömmlingen des Philipp und Alexander
„ſich zu unterwerfen, ſo dürfen wir der Schifffahrt
„nur entſagen, und uns dem Antigonus ergeben,
„welcher eben ſo weit über dem Ptolemäus iſt, als
„die Macedonier über den Aegyptern. Iſt es aber
„unſer unwürdig, ſogar denen zu gehorchen, die
„mit ihren Waffen uns beſiegt haben; warum machen
„wir denn einen Mann zu unſerm Herrn, der dieſen
„Vortheil nicht einmal über uns erhalten hat? Etwa,
„damit wir uns ſtatt Eines Siegers zwey geben;
„den Antigonus, vor dem wir fliehen; und
„den Ptolemäus, deſſen Gunſt wir erſchmeicheln müſſen?
„Oder gehen wir um der Königinn, deiner
„Mutter willen, nach Aegypten? Wahrlich, dieſer
„bereiteſt du ein ſchönes und erfreuliches Schauſpiel,
„indem du ihr Gelegenheit verſchaffſt, den Weibern
„des Ptolemäus ihren Sohn zu zeigen, wie er aus
„einem Könige ein Flüchtling und Gefangener gewor-

„den iſt. Laß uns vielmehr, da wir unſeres „Schwerdtes noch mächtig ſind, und Sparta noch „vor unſeren Augen liegt, dieſem unglücklichen Le„ben ein Ende machen, und uns dadurch bey denen „rechtfertigen, die bey Sellaſia für ihr Vaterland „geſtorben ſind! Oder dünket es dir rühmlicher, in „Aegypten die Nachricht abzuwarten, was für einen „Satrapen Antigonus über Sparta beſtellt hat?"

„Auf dieſe Vorſtellungen des Therykion antwortete **Kleomenes**: „Feigherziger! indem du zu „ſterben ſuchſt, welches unter allen menſchlichen Din„gen das leichteſte und immer in eines jeden Gewalt „iſt, willſt du dir den Schein der Tapferkeit geben, „und ergreifſt dadurch eine ſchändlichere Flucht, als „diejenige, die du rügeſt. Mehr als einmal haben, „durch das Glück oder durch die Menge beſiegt, „Männer, die weit beſſer waren als wir, vor ih„ren Feinden fliehen müſſen; wer aber vor Mühſe„ligkeiten und Beſchwerden flieht, oder von dem „Lob und Tadel andrer Menſchen ſich bemeiſtern „läßt, iſt ein Sklave ſeiner eigenen Schwäche. Der „ſelbſtgewählte Tod muß eine Handlung, nicht eine „Flucht vor Handlungen ſeyn, und es iſt nichts

„ſchändlicher, als für ſich allein zu leben oder zu „ſterben. Zu einer ſolchen Schande aber führet dein „Rath, unſern gegenwärtigen Uebeln durch einen „Tod zu entfliehen, der weder Ehrenvolles noch „Nützliches ſtiftet. Mein Rath hingegen iſt, daß „wir beyde, ſowohl du als ich, die Hoffnung, unſerem Vaterlande nützlich zu ſeyn, noch nicht aufgeben. Verläßt uns dieſe Hoffnung ganz, ſo wird „es uns ein leichtes ſeyn, unſerem Leben, wenn wir „Luſt haben, ein Ende zu machen.“

„Therykion erwiederte dem Kleomenes nichts auf dieſe Rede. Sobald er aber Gelegenheit fand, ſich von ihm zu entfernen, ſuchte er einen einſamen Ort am Ufer auf, wo er ſich entleibte.

„Kleomenes landete in Libyen, und kam, unter einer Königlichen Begleitung, zu Alexandrien an. Bey ſeiner erſten Erſcheinung vor dem Ptolemäus, empfing ihn dieſer mit gemeiner Höflichkeit und ohne alle Auszeichnung; als aber Kleomenes in der Folge Beweiſe ſeiner großen Einſicht und ſeines männlichen Verſtandes gab, und in ſeinem täglichen Umgange mit dem Aegyptiſchen König, neben der den Spartanern eigenthümlichen Einfalt und

Offenheit, eine edle Liebenswürdigkeit und Freyheit auf eine ſeiner Geburt anſtändige Weiſe, ungebeugt durch ſeine Lage, zeigte; ſo flößte er bald dem Ptolemäus mehr Zuneigung und Vertrauen ein, als alle ſeine Hofleute mit ihren ihm bloß zum Wohlgefallen erſonnenen Schmeicheleyen. Es ergriff jetzt dieſen König Schaam und Reue, daß er einen ſolchen Mann vernachläſſigt, und dadurch dem Antigonus zu einem Siege, der ſeinen Ruhm und ſeine Macht ſo ſehr vermehrte, Gelegenheit verſchafft hatte. Er begegnete dem Kleomenes mit der größten Achtung und Freundſchaft, und gab ihm die Verſicherung, daß er ihn mit Schiffen und Geld nach Griechenland zurückſchicken, und auf den Königlichen Thron wieder zu erheben ſuchen wollte. Zugleich wies er ihm eine jährliche Einnahme von zwanzig Talenten an, wovon Kleomenes einen ſparſamen Aufwand für ſich und ſeine Freunde machte; das übrige aber zur Unterſtützung derjenigen verwendete, welche ſich zu ihm aus Griechenland nach Aegypten geflüchtet hatten.

„Ptolemäus ſtarb, ehe er ſein Verſprechen hatte erfüllen können. Unter ſeinem elenden Nachfolger kam es zuletzt dahin, daß Kleomenes mit ſeinen Freunden in der ihnen eingeräumten Wohnung eingeſchloſſen wurde, und man ſie, als Gefangene, auf das ſtrengſte bewachte.

„Mit vieler Mühe und Liſt entkamen ſie an einem Tage. Sie hofften einen Aufruhr zu erregen, und ſich der Citadelle zu bemächtigen. Der Anſchlag mißlang. Hierauf ermahnte Kleomenes ſeine Freunde zu einem freywilligen Tode. Hippotas, gebrechlich und äuſſerſt ermüdet, empfing, auf ſein Bitten, den Tod von einem der jüngſten der Geſellſchaft; alle die andern ſtarben edler durch ihre eigene Hand. Der einzige Pantheus blieb noch übrig, welcher die Mauern von Megalopolis bey der Einnahme dieſer Stadt zuerſt erſtiegen hatte; ein ſchöner junger Mann, von der Natur mit allen Anlagen zu den trefflichſten Eigenſchaften, wodurch in früheren Zeiten ſeine Landsleute ſich hervorthaten, gebildet, und aus dieſem Grunde ein Liebling des Kleomenes. Er hatte von dieſem den Befehl erhalten, nicht eher Hand an ſich zu legen, bis er ihn und alle übrigen des Lebens völlig beraubt ſähe. Pantheus nahm daher der Reihe nach mit einem jeden der Entleibten die Unterſuchung vor, berührte ſie mit der Spitze ſeines Degens, und gab ſorgfältig Acht, ob ſich irgendwo in ihnen noch eine Spur des Lebens zeigte. Da er in den Geſichtszügen des Kleomenes, als er dieſen in die Ferſe ſtach, noch eine Zuckung bemerkte, ſo küßte er ihn, ließ ſich neben ihn nieder, und wartete ſein völliges Hinſcheiden ab; darauf raubte er auch ſich das Leben, nachdem er den todten Leichnam des Königs noch einmal umarmt hatte.

„So ſtarb **Kleomenes**, ein großer und edler Mann, nach einem ſechszehnjährigen Beſitz der Königlichen Würde.

„Das Gerücht von ſeinem Tode verbreitete ſich ſchnell durch die ganze Stadt, und drang zu ſeiner Mutter Kataſiklea. Der Muth dieſer ſtandhaften Frau wurde dieſesmal von der Größe ihres Unglücks überwältigt; ſie ſchloß die Söhne des Kleomenes in ihre Arme, und fing laut über ſie zu weinen an. Der älteſte, nachdem er ſich aus ihren Armen losgeriſſen, und heimlich das Dach erſtiegen hatte, ſtürzte ſich von dort auf den Kopf herab. Doch ſtarb er, obgleich hart beſchädigt, nicht von dieſem Falle: man hob ihn auf und trug ihn weg, ungeachtet ſeines Geſchreyes und der Aeuſſerungen ſeines Unwillens gegen diejenigen, welche ihm das Leben zu friſten ſuchten.

„Auf die Nachricht von dem Vorgegangenen ließ der König den Leichnam des Kleomenes öffentlich aufhängen; zugleich ertheilte er Befehl, die Kinder deſſelben nebſt ſeiner Mutter und allen Weibern ihres Gefolges hinzurichten. Unter den letztern war Pantheus Gemahlinn; eine Frau von der ſchönſten und edelſten Bildung. Sie und ihr Gemahl waren Neuvermählte, und brannten noch vom erſten Feuer der Liebe, als ihr unglückliches Schickſal ſie traf.

„Gleich Anfangs, da ihr Gemahl nach Aegypten reiſte, hatte ſie ihn dahin begleiten wollen; allein ihre Eltern verhinderten es, und ſchloſſen ſie ein, um ihren Vorſatz deſto ſicherer zu vereiteln. In der Folge gelang es ihr, ſich ein Pferd und etwas Geld zu verſchaffen; mit dieſen entfloh ſie bey Nacht, eilte nach Tänarus, und ſegelte von dort auf einem zur Abfahrt eben fertig liegenden Schiffe, nach Aegypten ab zu ihrem Gemahl, mit welchem ſie ruhig und zufrieden ſein Loos in einem fremden Lande theilte.

„Als Kataſiklea von den Soldaten zur Richtſtätte geführet wurde, reichte ihr die Gemahlinn des Pantheus unterweges die Hand, trug die Schleppe ihres Kleides, und ſprach ihr Muth ein, obgleich Kataſiklea ſelbſt den Tod nicht fürchtete, und um nichts als um die Gnade bat, daß man ihr vor ihren Enkeln das Leben nehmen möchte. Ihrer Bitte ungeachtet richtete man dieſe zuerſt und vor ihren Augen hin. Aber Kataſiklea blieb ſtandhaft bey dem ſchrecklichen Anblick, und unter ſo großen Leiden ließ ſie nur die Worte hören: „Meine Kinder, ach! wo ſeyd ihr hingekommen?“

„Pantheus Gemahlinn, welche groß und ſtark war, ſchürzte, ohne ein Wort zu reden, ruhig ihr Kleid auf, legte die Getödteten zurecht, bedeckte und verhüllte ſie, ſo gut es nach den Umſtänden möglich war. Endlich bereitete ſie ſich ſelbſt zu ihrer Hinrichtung, zog ihr aufgeſchürztes Kleid herab, und erlaubte niemanden, ſie zu ſehen oder zu berühren, als allein dem zur Vollziehung des Urtheils beſtellten Henker. Sie ſtarb mit Heldenmuthe; und nach ihrem Tode hatte niemand nöthig, ihren Körper zu bedecken, ſo groß war ihre Sorgfalt geweſen, den

Anſtand der Seele und des Körpers, wodurch ſie in ihrem Leben ſich ausgezeichnet hatte, auch noch in den letzten Augenblicken zu bewahren.

„Auf ſolche Weiſe zeigte Sparta, in einer Reihe von Trauerſcenen, worin die Weiber mit den Männern um den Preis der Standhaftigkeit und des Muthes wetteiferten, daß die Tugend von dem Glück nicht überwältigt werden kann.“

Langſam legte Henriette nun die Handſchrift wieder zuſammen, und behielt ſie vor ſich auf dem Schooße in ihren Händen.

Auf alle hatte dieſe Vorleſung einen deſto tieferen Eindruck gemacht, da nicht allein das gegenwärtige Gefühl, ſondern auch, die Erinnerung des ehmals bey Woldemars Vorleſung Empfundenen, ſie bewegte.

Nach einer kleinen Pauſe ſagte Henriette, indem ſie Biderthalen ſchärfer ins Auge faßte: — Ich beſinne mich . . . ob es nicht bey dieſer Vorleſung war, da wir zum erſten Mal von Woldemar hörten: Tugend wäre eine freye Kunſt; und wie das Kunſtgenie, durch That, der Kunſt Geſetze gäbe; ſo das ſittliche Genie, dem menſchlichen Verhalten: —

Gerecht, gut, edel, vortrefflich wäre, was der gerechte, gute, edle, vortreffliche Menſch, ſeinem Charakter gemäß ausübte, verrichtete, hervorbrächte; dieſer erfände gleichſam die Tugend; verſchaffte der Menſchenwürde ihren Ausdruck — gebäre ſie?

Nicht bey der Vorleſung, antwortete Biderthal, ſondern den Tag zuvor, da wir mit Sidney und andern Freunden bey Dorenburg zu Mittag ſpeiſeten. — Etwas erröthend ſetzte er hinzu: Sie wollen ohne Zweifel mich erinnern, daß ich meinem Bruder, der ſich ereifert, und unſern Vater im höchſten Grade wider ſich aufgebracht hatte, bey Dorenburg widerſprach; mich am folgenden Tage aber von ihm überholen ließ, und durch die Vorleſung, die wir eben wiederholt haben, hingeriſſen, zuletzt feuriger als er ſelbſt für ſeine Meynung ſprach?

Nie, erwiederte Henriette, ſah ich Sie in einer ſchöneren Begeiſterung! Mir däucht das bloße Andenken daran müßte Ihnen dieſe Begeiſterung wiedergeben, und ſie vollends aus der Betäubung ziehen, die ſie für Nüchternheit halten.

Nüchternheit, wovon? — Wahrlich, von dem reinſten Geiſte der Wahrheit; von dem Muthe der Freyheit und des Lebens!

Das iſt mir vorzüglich geblieben, wie Sie den hohen Sinn der Alten darin prieſen, daß bey ihnen Gutes und Schönes unzertrennlich, in Einem Gefühl, Begriff und Wort verknüpft geweſen wäre. — Wir nennen, ſagten Sie, eine Seele ſchön und ſchöner, wenn ſie leicht und leichter durch ihre Hülle dringt, überall Seele offenbar macht: — ſo empfangen wir von dem beſſeren Menſchen, ohne zu wiſſen wie, den Saamen ſeiner Aehnlichkeit; Er ſtrahlt uns ſein Bild ins Gemüth; und wir lernen froh — wie man ſich ſelbſt im Anſchauen eines Andern verliert — lernen Freundſchaft, Religion, Patriotismus — Jede Tugend; Alle Wahrheit."

Ja, liebe Henriette! ſagte Biderthal — Ja! — — Aber Tugenden des Menſchen: Was ſind ſie? Was ſind wir mit ihnen? Alle menſchliche Wahrheit: Was haben wir daran? Was haben wir damit an uns ſelbſt? — Ich frage nach einer Tugend, nach einer Wahrheit — nach Einer, die bey mir ſey und bey mir bleibe, wie mein Bewußtſeyn, wie der Trieb zum Leben.

Jene großen Menſchen, von denen Sie uns eben vorgeleſen haben: es erhebt die Seele, nur an ſie zu denken! — Doch ſagt von dem größten unter ihnen, von Kleomenes, derſelbe Plutarch an einem andern Ort: Man werfe ihm nicht ohne Grund vor, er ſey heftig, ungerecht, ein wahrer Tyrann geweſen.

Liebe Henriette! — Ach! Wir ſind ein erbärmliches Geſchlecht, und es war ein toller Raub — jener des Prometheus, der ſo peinlich von uns zurück gefodert — ſo bitter an uns geahndet wird.

Biderthal! — rief Dorenburg aus — Ich kann nicht länger mit dir ſeyn; ich ſchlage mich zu Henriette.

Was ſie eben von Woldemar wieder anführte, und vorhin ſo hart von dir war getadelt worden; eben dieſes — Erinnere dich! — lehrte ſchon vor zwey tauſend Jahren der nüchternſte, ſcharfſinnigſte, pünctlichſte und ſtrengſte unter allen Philoſophen, der ſyſtematiſche Ariſtoteles. Auf ihn berief ſich auch damals Woldemar ausdrücklich, und lieh mir nachher die italiäniſche Ueberſetzung der Ethik, von Bernardo Segni, die ich mit Begierde las, hierauf mir ſelbſt anſchaffte, dann wieder las, ſtudierte, und einen ſolchen Geſchmack an dem Stagiriten fand, daß ich mich, ganz in der Stille, ſeitdem noch viel tiefer mit ihm eingelaſſen habe.

Alſo vor zwey tauſend Jahren lehrte ſchon Ariſtoteles: „Handlungen der Gerechtigkeit und Mäßigkeit wären diejenigen, die ſo beſchaffen wären, wie der mäßige und gerechte Menſch ſie ausübte.“

„*Alle Tugenden*,“ lehrte er, „wären vor ihren Begriffen, Vorſchriften und Einſetzungen da; ſie erzeugten dieſe erſt. Von jenem bloß natürlichen unmittelbaren Daſeyn der Tugenden gienge die Sittenlehre aus, und würde ſonſt nicht verſtanden werden können, da das Princip aller Principien überall wäre: *daß ein Ding ſey*.

„Die einzige Richtſchnur des Wahren und Guten wäre demnach im Urtheile des gutgeſchaffenen Menſchen, wie denn überhaupt der Menſch an nichts anderem meſſen und prüfen könne, als *am Menſchen*.

„Und ſo ließe mit Worten, durch Zergliederungen und Vernunftſchlüſſe, über das Eigentliche der Tugenden und ihre *Erſte* Quelle ſich nichts ausmachen: ſie entſprängen, mit ihren Geſetzen, aus ſich ſelbſt, und bezögen ſich alle, abgeſondert oder vereinigt, auf einen dem Menſchen eigenthümlichen beſondern *Sinn*, und einen ihm eigenthümlichen beſondern, unmittelbaren *Trieb*.

„Was aus dieſem Triebe jenem Sinne gemäß verrichtet würde, wäre *tugendhaft*; alles andere nicht; es möchte beydes von auſſen ſcheinen wie es wollte.

„Nun würde zwar *allen* Menſchen mit jenem Sinn und Triebe *eine gewiſſe Tugendfertigkeit angeboren*; aber nicht in gleichem Maaße.

„Der Glückliche, welcher dieſe Gabe im höheren Maaß erhielte, wäre allein den Gipfel der Tugend zu erreichen fähig; er beſäße das ſchönſte, köſtlichſte, edelſte und größte, was einem Menſchen zu Theil werden, und durch Anweiſung und Lehre von Niemand weder empfangen noch gegeben werden könnte; was die Natur eigenmächtig und allein verliehe:

gleichſam ein ſchärferes Geiſtesauge, um das Anſtändige und wirklich Gute überall unterſcheidend wahrzunehmen, und den immer gleich regen Trieb, jedesmal das Beſte auch zu wollen, und mit ſtetem Eifer zu bewirken."

So viel von dem eigentlich Sittlichen in den ſittlichen Handlungen verſtand Ariſtoteles, und mehr nicht.

Dieſes zu Woldemars Rechtfertigung!

Eigentlicher habe ichs wegen der Vorwürfe mit dir zu thun, die du der menſchlichen Natur machſt, als ſey ihr alles Gute fremd und peinige ſie nur.

Lieber! der Menſch kann ſich ſo nicht wegwerfen, ohne zuvor die ganze Natur mit ihrem Urheber weggeworfen zu haben. Denn beyde, Gott und Natur, ſofern ſie etwas für den Menſchen ſind, müſſen ja im Menſchen — müſſen ſein eigener Begriff, ſeine eigene Empfindung ſeyn. Woher nimmſt du die Vorſtellungen von einer Wahrheit und Weisheit, einem Daſeyn und Vermögen, wogegen menſchliche Wahrheit und Weisheit, menſchliches Vermögen und Daſeyn, dir ſo verächtlich ſcheinen? Wo erblickſt du, wo haſt du, — Wo und Was ſind ihre Gegenſtände? Verachtung iſt doch nur aus Vergleichung möglich! Alſo: Wogegen verachteſt du dich? — Gefühlter Unwerth ſetzt gefühlten Werth nothwendig voraus; und mir däucht, um ſich gering zu ſchätzen, müßte man an etwas Höheres ſchon reichen — Mehr als reichen! Man müßte es ſich angemeſſener, natürlicher, näher, eigenthümlicher finden. — Dieß erwäge, lieber Biderthal. Erwäge es tief und tiefer, und du nimmſt zuverläßig deine böſen Verwünſchungen reuevoll zurück.

Henriette freute ſich über Dorenburgs Beytritt, und unterſtützte ihn, indem ſie Biderthal an den Gedanken erinnerte, der ihn bey dem Glauben an eine göttliche Vorſehung erhalten, und wovon er geſagt hatte: Er wäre ihm aus dem Innerſten ſeines Weſens empor geſtiegen. Dieſer Gedanke, meynte ſie, wäre im Grunde derſelbe, auf den auch Dorenburg ſich ſtützte. — „Gewiß! — ſetzte ſie hinzu, zeugen höhere Begriffe von höheren Weſen, und von unſerem Zuſammenhange, unſerer Verwandtſchaft mit ihnen. Dieß alles kann nicht blos Geſpenſt, Wahn, Erdichtung; ich weiß nicht — Was? und Wovon? ſeyn.“

Noch ein Wort, ſagte Dorenburg, das ich vom Herzen haben muß! Es betrifft die von Biderthal wider Kleomenes angebrachten Beſchuldigungen: Er wäre heftig, ungerecht, ein wahrer Tyrann, von der ſittlichen Seite nichts weniger als bewundrungswürdig geweſen; auch dieſe Tugend, alſo, wäre nur wieder ein Gedicht.

Hierauf iſt meine Antwort, daß ſich eine Folge von heroiſchen Handlungen, ein Heldenleben, ohne alle Gewaltthätigkeit ſchwerlich denken laſſe, und ich frage: Ob darum dem Heroismus ſchlechterdings ſoll der Stab gebrochen werden *)?

Was würde aus der Menſchheit, wenn nicht von

---

*) Macchiavelli im IX. Abſchn. des I. Buchs ſeiner Discorsi ſagt von Kleomenes: „Bey dem Stolze der Menſchen hätte es dieſem großen Manne unmöglich geſchienen, vielen nützlich zu werden, ſo lange einige dawider wären“ (parendogli per l'ambitione degli huomini non potere far utile a molti, contra alla voglia di pochi.) — Dieſer ganze IX. Abſchnitt verdient nachgeleſen zu werden.

Zeit zu Zeit Heldengeiſter aufträten, um ihr einen neuen Schwung zu geben, ihr aufzuhelfen, ſie zu *erfriſchen*? Gerade durch dieſe Heroen wird das Leben der Sittlichkeit immer wieder neu geboren. „Das *Hergebrachte* — ſagt der Kirchenvater *Tertullian* — hat unſern Herrn ans Kreuz geſchlagen.“ — Menſchen, die ein inneres Freyheitsgefühl Göttlich über ihr Zeitalter erhebt, ſind das wahre eigentliche *Salz der Erde*; und was ihr Beruf von ihnen fodert, halte ich für wohl gethan, wenn auch Zeitgenoſſen und Nachwelt ſie Tyrannen, Schwärmer, Böſewichter ſchelten. Ohne ſie würde die Menſchheit ſtinkend. *Selbſtbeſtimmung, Freyheit*, iſt die Seele der Natur, und auch — *die Erſte Quelle aller Geſetze, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche*.

Hingegen hat, in dieſen äuſſerlichen Formen ſelbſt, die *Vergänglichkeit* ihr Weſen; man könnte ſie die Fürſtenthümer des Todes — eines verborgenen, *in äuſſerliches Leben eingekleideten*, Todes nennen. Denn ſie ſchränken das Lebendige ein, verzehren es, vertilgen es zuletzt, und gehen mit ihm unter.

Sollen wir ſie mehr als das Leben ehren, weil wir dieſes in ſeiner Reinheit nicht feſt halten, nur im Sacrament — in ſichtbarer Geſtalt genießen können?

Wo geräthſt du hin, mein Lieber? ſagte Biderthal. — Du vergißt, du verlierſt dich!

Meine Antwort übrigens auf alles das iſt ſchon gegeben. Ich ſagte es vorhin zu Henriette: — Ihr fliegt mir zu hoch! .... Ich traue dem Gefieder nicht, womit ihr euch der Sonne naht.

We leap at stars, and fasten in the mud!

Ich lobe mir den gleichen Boden, und, in Ermanglung eines Beſſeren, die Vox populi, und in ſeiner weiteſten Ausdehnung den vorhin angeführten Delphiſchen Orakelſpruch und alle Arten von Krücken und hölzernen Beinen — denn wir ſind ein hinkendes Geſchlecht. Eigendünkel iſt mir einmal über alles fürchterlich geworden; ſo fürchterlich und gräulich, daß ich lieber nach der Kette des unbedingteſten Gehorſams, als nach der Hirnverſengenden Krone der Selbſtregierung greifen mag.

So grämlich wie du ſprichſt, antwortete Dorenburg, kannſt du im Grunde des Herzens unmöglich ſeyn; und du würdeſt auch ſo nicht reden, wenn du nicht auf unſern Widerſpruch rechneteſt, den du gern hören magſt und nur recht in Feuer ſetzen willſt.

Du räthſt, der Sicherheit wegen, die Freyheit aufzugeben: Iſt das nur eine mögliche Sache?

So lange wir ſelbſt handeln, handeln wir nothwendig frey; und es iſt unmöglich die Selbſtregierung auszuſchlagen; unmöglich an die Stelle der Vernunft und des eigenen Gewiſſens ein andres Wahr- und Gutfinden zu ſetzen, deſſen Anſehen höher, deſſen Entſcheidung zuverläſſiger wäre.

Wie wollteſt du es anfangen, irgend einem Geſetz, irgend einer Autorität blinden Gehorſam — Knechtſchaft anzugeloben, ohne eine Wahl vorhergehen zu laſſen, ohne dich ſelbſt in und nach dir ſelbſt zu entſcheiden?

Und laß die Wahl geſchehen ſeyn: Wodurch vermagſt du bey ihr zu bleiben?

Treu und beſtändig zu ſeyn — was die Seele der Tugend iſt! — Sollte der Buchſtabe mehr und beſſere Kräfte dazu verleihen, als der Geiſt? Mir verſchwindet alle Idee von Sittlichkeit, wenn ich Geſetz, herrſchende Meinung, irgend eine Buchſtabenart, als etwas anſehen will, das über Vernunft und Gewiſſen herrſchen, folglich ſie aufheben, ſie zerſtören ſoll.

Sieh! Du willſt den Menſchen verwahren, daß er nicht von ſeiner Pflicht weiche — und nimmſt ihm alle Würde. Denn daß wir prüfen, wählen, beſchließen, und auf unſerm Entſchluß beharren können: darin allein beſteht die Würde des Menſchen; und allein um dieſe Würde iſt es dir am Ende doch zu thun!

Beſchließen, antwortete Biderthal; das Rechte beſchließen, und darauf beharren: das iſt allerdings die Sache!

Du haſt wohl geredet, Dorenburg; und ſieh, ich bin bereit dir zu geſtehen, daß — der Menſch ſich in einer wunderlichen Klemme befindet.

An der einen Seite: Vernunft und Freyheit, die er nicht aufgeben; an der andern: ihre Formen, Aeuſſerlichkeiten, Beſtimmungen — der Sitz der Vergänglichkeit, wie Du ſagteſt — die er nicht entbehren kann, und deren Gebrauch Unterwürfigkeit, oft den unbedingteſten Gehorſam fordert.

Beharrlichkeit und unbedingter Gehorſam ſind unzertrennliche Gefährten; und wenn es keine Vorſchrift, und, zu der Vorſchrift, auch noch ein Vermögen des unbedingten Gehorſams giebt: ſo giebt es auch keine eigentliche, wahre Tugend.

Ich will euch ohne Dunkelheit und Uebertreibung ſagen, was ich meyne.

Schöne, gute, edle Handlungen zu verrichten, iſt dem Menſchen natürlich. Aber lauter gute Handlungen zu verrichten, tugendhaft zu ſeyn; iſt gegen die Natur des Menſchen: ohngefähr eben ſo, wie es dem Menſchen natürlich iſt, die Befriedigung ſeiner Begierden zu ſuchen; aber gegen ſeine Natur, der möglichen Befriedigung aller ſeiner Begierden, der Glückſeligkeit, durch Maaßhalten, Meiden und Leiden, nachzuſtreben.

Unter allen ſeinen Neigungen iſt keine, die, zur höchſten Gewalt erhoben, den tugendhaften Charakter hervorbrächte. Dieß war Woldemars Irrthum, wie auch Henriette zugiebt; nämlich: daß wir unter unſern Neigungen Eine wählen, oder aus mehreren zuſammenſetzen könnten, die, in unſerem Gemüthe auf den Thron geſetzt, uns zu unveränderlich guten Menſchen, und auch zu den glücklichſten machte.

Giebt es aber keine ſolche Neigung, und läßt ſich keine ſolche Neigung bilden: woraus ſoll der tugendhafte Charakter entſpringen? Woher Weſen und Abſicht nehmen?

Daß wir gern Eins mit uns ſelbſt; zufrieden mit uns ſelbſt, das iſt — überhaupt zufrieden ſeyn, in einem behaglichen Zuſtande uns befinden mögen, begreift ſich leicht; aber dieſes Verlangen iſt kein urſprünglicher Trieb, und bloße leere Zufriedenheit und Selbſtzufriedenheit ein Unding.

Es bleibt die Frage: Womit zufrieden?

Die Vernunft verſtummt bey dieſer Frage; wie denn überall ihr Forſchen eitel iſt, wo der Sinn nicht weiter zu ergründen vermag. Da ſie keine Tugend-Kraft herbey zu denken fähig iſt, ſo iſt ſie auch nicht fähig eine Tugend-Lehre, welche Stich hielte, zu erſchaffen. Die Kraft muß als Thatſache dargethan ſeyn, und ihr Gegenſtand vor Augen liegen, ehe eine Theorie ihrer Anwendung möglich iſt. Die eigene Kraft der Vernunft vermag nur den Wunſch im Menſchen zu erregen, **Eins** mit ſich ſelbſt zu ſeyn, ohne weiteres; und dieſer Wunſch iſt ein ſchwacher Schild. Ich ſage mit Bedacht, ein Schild; denn auch dieſer Wunſch iſt ohne Nachdruck, weil er ohne Inhalt iſt, und im Grunde nur wegwünſcht, was das Leben unterbricht. Furcht iſt das Weſen dieſer Kraft; und wie kann Furcht Tugend gebären, wenn Tugend etwas an ſich ſelbſt iſt, wenn ſie iſt, was man von ihr rühmt: Aeuſſerung und Quelle des höchſten Daſeyns? Iſt ſie das, ſo muß ſie aus Liebe entſpringen; ſo muß ich ſie umfaſſen können, wie meinen Freund; ſie nicht laſſen können, wie meinen Freund; mehr in ihr als in mir ſelbſt leben und weben, empfinden und genießen, wie im Freunde. Wo iſt nun eine ſolche Liebe im Menſchen? und wo findet ſie ihren Gegenſtand?

Ich habe vorhin, erwiederte Dorenburg,

den Ariſtoteles wegen Woldemar zu Hülfe gerufen; er mag noch einmal erſcheinen — nicht wider dich, um mir zu helfen; ſondern damit er uns beyde zurecht weiſe, unſer Mittelsmann werde.

Auch dem Stagiriten war Tugend ohne Tugend-Liebe ein Unding.

Ja, es wußte Sokrates, es wußten Xenophon und Plato ſchon nicht beſſer, als daß Tugend in einer unüberwindlichen Luſt und Liebe zum Guten beſtände, und daß eine ſolche beſtändige Luſt und Liebe in uns erzeugt und zum Herrſchen gebracht würde, indem wir jene Fertigkeiten, die unter dem Namen der tugendhaften bekannt ſind, erwärben.

Anlagen müſſen da ſeyn, wenn Fertigkeiten entſtehen ſollen.

Und da findet nun Ariſtoteles die Anlage des Menſchen zu allen Tugenden in ſeiner Anlage zur Freundſchaft.

„Zugleich mit der Freundſchaft, ſagt er, erweitern ſich die Begriffe deſſen was Recht iſt, wie wenn es in derſelben (das, was Recht iſt, in der Freundſchaft) verwebt wäre, und auf Eins hinaus liefe; ſie (das, was Recht iſt, und Freundſchaft) haben gleiche Beſchaffenheit und äuſſern ſich auf gleiche Art. Die Geſetzgeber ſind daher mehr um die Freundſchaft, als ſelbſt um die Erhaltung der Gerechtigkeit bemüht; denn Eintracht iſt etwas der Freundſchaft ähnliches, und auf dieſe arbeiten ſie am mehrſten hin, ſo wie ſie Aufruhr, da er Feindſchaft iſt, am mehrſten entfernen. **Freunden darf die Gerechtigkeit nicht befohlen werden: aber Leute die gegen einander gerecht ſeyn ſollen, bedürfen der Freundſchaft.**"

Höre weiter!

„Die Tugenden," ſagt Ariſtoteles, „kommen uns weder allein durch die Natur, noch wider dieſelbe. Nicht allein durch die Natur, weil ſie erworbene Fertigkeiten ſind; nicht wider die Natur, weil kein Weſen annehmen kann, was wider ſeine Natur iſt. So wird ein Stein durch noch ſo oft wiederholtes in die Höhe werfen nie dahin gebracht werden, daß er von ſelbſt in die Höhe ſteige, ſondern er muß immer von neuem, wenn er in die Höhe ſteigen ſoll, dazu gezwungen werden: er erwirbt keine **Fertigkeit**, weil ihm die **Anlage** fehlt.

„Tugend alſo, die eigentliche, vorſetzliche Tugend, iſt eine **ſelbſterworbene Fertigkeit durch innere Seelenthätigkeit aus eigener Kraft**.

„Die Anlage, aus welcher die Fertigkeit hervorgeht und womit ſie ihren Anfang nimmt, iſt auch ſelbſt ſchon eine Fertigkeit; nur keine **ſelbſterworbene**; ſondern, eine **angeborne**. Ohne eine dem Menſchen von Natur beywohnende allgemeine Tugendfertigkeit, durch welche er das ſittlich-Schöne liebt, das Unſittliche verabſcheut, würde er ſo wenig beſtimmt werden können, freywillig ſich zur Tugend — der **ſelbſterworbenen, eigentlichen** Tugend — anzuſtrengen, als der Stein beſtimmt werden kann, aus eigener Bewegung in die Höhe zu ſteigen. Alle Ermahnungen dazu würden vergeblich an ihm ſeyn, da er nicht im Stande wäre irgend einen ſittlichen Unterricht **nur zu verſtehen**.

„Alſo, wie Augen und Ohren nicht vom Sehen und Hören, ſondern dieſes von jenem kommt; ſo die **erworbene** Fertigkeit und Tugend von der *angebornen*. Jene empfängt von dieſer Eingebung und Antrieb. Sie, die angeborne Tugend, lehrt den Menſchen die Principien der ſittlichen Handlungen, wie ihn der geſunde Menſchenverſtand die erſten Denkgeſetze lehrt.

„Es hat uns nämlich die Natur ein unmittelbares *Wiſſen* und *Gewiſſen* eingepflanzt, nach welchem wir in unſerm Innerſten über *Seyn* und *Nichtſeyn*, über *Thun* und *Laſſen*, urſprünglich, unmittelbar und ſchlechterdings, mit *Ja*, und *Nein*, *ohne anderen Beweis*, entſcheiden. Und dieſe allerhöchſten Ausſprüche legt ſich die *Vernunft* zum Grunde, da ſie, *für ſich allein*, nicht finden kann, weder was Wahr noch was Gut iſt. *Wiſſenſchaft* und *vorſetzliche* Tugend bringt die *Vernunft* hervor; aber was *urſprünglich* wahr iſt, beſtimmt der *Verſtand*; was *urſprünglich* gut iſt, der *Wille*. Beyde, *Verſtand und Wille*, vereinigen ſich im *Wahrheitsſinn*, deſſen Ausſprüchen die Vernunft ſubordinirt iſt, wie Mittel dem Zweck. Alles was *zwiſchen* dem Erſten und Letzten, zwiſchen den *Principien* und dem *Zweck der Zwecke* liegt, gehört zum Gebiete der *Vernunft*, deren eigenthümliches Vermögen und Geſchäft iſt, — Nach erhaltenem Maaße *Maaß zu geben*. — — *Sinn*, könnte man ſagen, iſt der *Mann*; *Ueberlegung*, *Nachſinnen*, das *Weib*; *Weisheit* ihre *Frucht*. Weisheit vereinigt Tugend und Erkenntniß, und durch ſie wird der Menſch mit dem, *was beſſer als er ſelbſt iſt*, mit dem *Göttlichen* bekannt. Sie bringt nicht — wie die Arzeneykunſt, Geſundheit — ſondern wie die Geſundheit, Kraft, Leben, Glückſeligkeit hervor.“

Dorenburg hielt einen Augenblick inne.

Ich dachte mich kürzer zu faſſen, ſagte er. Der gewaltige Geiſt des Stagiriten hat mich hingeriſſen. — Folgt mir nur noch wenige Augenblicke.

Tiefer geſammelt hub er von neuem an:

„Alle lebendige Weſen ergötzen ſich an dem Gefühl des ihnen beywohnenden Guten, und dem Menſchen iſt das Daſeyn dadurch angenehm, daß er fühlt, *was gut iſt*: Wir ſind aber nur durch die Aeuſſerung unſerer Thätigkeit — durch Handeln und Bewußtſeyn.

Ein gemeinſchaftlicher Strebungspunkt der Kräfte muß ſich in jedem Weſen finden, weil die verſchiedenen Kräfte ſonſt nicht Ein Leben, Ein Weſen ausmachen, zu Einem Leben und Weſen gehören würden. Dieſer gemeinſchaftliche Strebungspunkt beſtimmt die Natur des Weſens, und ihm ſelbſt ſeinen Zweck. Was zu ſeinem Zwecke dient, empfindet es als gut: den Zweck ſelbſt, als etwas an ſich wünſchenswürdiges, als ſein höchſtes Gut.

„Der Menſch iſt ſich ſeiner als eines unausgemachten, unvollkommenen, zweydeutigen Weſens bewußt, und ringt nach Einheit und Vollendung: Dieſes Ringen iſt ſein eigentlicher Trieb — der Menſchliche.

„Was vom Menſchen ſeinem eigenthümlichen Triebe gemäß verrichtet wird, heißt das Anſtändige, Ehrbare, Schickliche.

„Um des Anſtändigen, welches der Zweck der Tugend iſt; und — um des Angenehmen willen, thut der Menſch alles.

„Das gemeine Weſen ſeiner Triebe hat keine andere als dieſe beyden Gegenſtände, wegen der es ſich in Rotten theilt. Der Königliche Wille im Innern des Menſchen; das, was ihm ſeinen eigenthümlichen Zweck verhält, iſt wider dieſe Rotten; es verlangt Eintracht, und verheißt, mit dieſer Eintracht, Zufriedenheit, Glückſeligkeit.

„Dem Angenehmen nachzutrachten, und was ſchmerzhaft iſt, zu fliehen: dieſer Haß und jene Liebe, gehören zu den Grundeigenſchaften empfindender Weſen, und der Menſch hat ſie mit den Thieren gemein.

„Hingegen unterſcheiden das Gefühl und die Liebe des Ehrbaren, und der Haß ihres Gegentheils, des Unanſtändigen und Schändlichen, den Menſchen vom Thiere, und machen ſein eigenthümliches Daſeyn aus.

„Die angeborne Liebe des Anſtändigen, ihre Thätigkeit, iſt die natürliche Tugend des Menſchen, ſeine beſondre eigenthümliche Lebenskraft, durch welche der Menſch, als Menſch, iſt oder nicht iſt.

„Und dieſe natürliche wird zur eigentlichen Tugend, wenn die Liebe des Anſtändigen im Menſchen zur unumſchränkten Herrſchaft gelangt, und ſich als eine Fertigkeit beweiſt, das Angenehme überall dem Anſtändigen freywillig nachzuſetzen.

„Es gehört alſo zur Natur des Menſchen, und iſt ſein eigentlicher Inſtinct: die gemeinen Triebe, einem ungemeinen höheren Triebe unterzuordnen; oft, was ſchmerzhaft iſt, zu wählen; freywillig dem Vergnügen zu entſagen; Begierden und Leidenſchaften zu unterdrücken; Freyheit und Leben aufzuopfern.

„Aber mit der Ausübung jeder Fertigkeit iſt auch Wohlgefühl nothwendig verknüpft. Denn ungehinderte Thätigkeit gewährt allemal Vergnügen; und wo eine Fertigkeit entſtanden iſt, da ſind die Hinderniſſe, die ſich dem freyen Spiel der Thätigkeit entgegenſetzten, weggeräumt. Die beſſere und höhere Thätigkeit muß folglich auch das beſſere und höhere Vergnügen gewähren. So lernt der Menſch durch Tugend eine eigene, höhere, unvergleichbare Wonne kennen, die ihm ſeine Verwandtſchaft mit der ſich ſelbſt hinlänglichen Gottheit ahnden, und ſeine Vollendung, daß er ſie erringen werde, mit Zuverſicht erwarten läßt.

„Die Liebe des Angenehmen erſcheint daher, wenn Tugendübung ſie gereinigt, und des Menſchen

Sinn und Herz veredelt hat, als der Trieb zum Guten ſelbſt; dergeſtalt, daß der Grad der Herrſchaft, welchen dieſer Trieb erreicht hat, an dem Wohlgefühl abgenommen wird, welches die tugendhaften Handlungen begleitet. Denn Niemand wird, z. B. den gerecht nennen, dem nicht Gerechtigkeit angenehm iſt. Daſſelbe gilt von den andern Tugenden. Wer ſich körperliche Wollüſte verſagt, und in dieſem Entſagen einen Genuß, ein Vergnügen findet, der iſt enthaltſam. Wer Gefahren beſteht, und dieß mit Vergnügen oder ohne Widerwillen thut, der iſt tapfer: wer es ungern thut, iſt feig. Denn das iſt der Gegenſtand und die Vollkommenheit der Tugend: daß ſie eine den natürlichen Neigungen ähnliche Fertigkeit zu Stande bringe.

„Summa: Wohlgefühl iſt Grundeigenſchaft der Seele; denn das Leben iſt ein Gut an ſich, und wir ſind und leben nur durch die Aeuſſerungen unſerer Thätigkeiten. Ohne Kraftäuſſerung findet kein Vergnügen ſtatt; jede Kraftäuſſerung aber hat eine gewiſſe eigenthümliche Wolluſt, welche die Thätigkeit ſelbſt allemal erhöht, vollkommener macht, vollendet. Wer eine Sache mit Luſt thut, beurtheilt ſie auch feiner, und bearbeitet ſie ſorgfältiger. Das Vermehrende aber iſt mit dem Vermehrten verwandt; folglich iſt das Vergnügen einer guten Thätigkeit ſelbſt gut; das Vergnügen einer tadelhaften, ſelbſt tadelnswerth; und ſo unzertrennlich und unmittelbar mit einander verknüpft ſind Kraftäuſſerung und Wohlgefühl, daß man die Thätigkeit von ihrem Wohlgefühl nur zweifelhaft unterſcheiden, und, z. B., kaum beſtimmen kann: ob wir das Vergnügen des Lebens wegen, oder das Leben wegen des Vergnügens ſuchen.

„So könnte man von der Tugend ſagen, daß ſie die höchſte Wolluſt; von dieſer höchſten Wolluſt, daß ſie Tugend, Vollkommenheit — die Seligkeit der Götter ſey.“

Aber zu einer ſolchen Tugend und Vollkommenheit kann der Menſch ſich nicht erheben. Er erringt es nicht, daß ihm allein das Schickliche angenehm, das Unſchickliche allein und überall zuwider, die Erfüllung jeder Pflicht eine Luſt wäre. Er kann durch Beſtimmungen in ſeinem Innern die Natur der Dinge nicht verändern, und bleibt ein bedürfnißvolles, einem Heere von äuſſerlichen Uebeln und der ſchmerzlichſten Zerſtörung preis gegebenes Weſen. Abhängig ſelbſt im Erwerbe, in der Anwendung und Erweiterung ſeiner Tugenden; von Vergänglichkeit umgeben und durchdrungen, ſieht er ſich von Selbſtgenugſamkeit ſo weit entfernt, daß er dieſe — aus und nach ſich ſelbſt — ſogar als etwas überhaupt unmögliches betrachten muß. Darum kann er ſich in ſeiner gegenwärtigen Zuſammenſetzung — den lebendigen Tod eines ſolchen Daſeyns — auch nicht lieben; darum iſt es ihm Triumph und höchſtes Gut, mit ſeinen Ahndungen aus ſich heraus zu gehen, ſich empor zu ſchwingen — unbegreiflich! — mit überſchwenglicher Liebe, zu einem überſchwenglichen unanſchaubaren Gegenſtande, der ſich ihm allein durch die Wirkung dieſer Liebe darthut: einer Liebe, die den Menſchen fähig macht, zu hoffen und mit Zuverſicht zu glauben, was der ſinnlichen Vernunft allein unmöglich ſchien.

Und darum, Freunde! nennen wir auch jede Freundſchaft leer, gering und ſeicht, die nicht jener hohen Liebe ähnlich, die nicht von ihr ausgegangen iſt; jede mit vergänglichen gemeinen Dingen erzeugte, und darum ſchon todt geborne Freundſchaft, — die alle ihre Gründe weiß, ſich ganz durchſchaut, und das deutlichſte Bewußtſeyn hat, von ihrem eigenen Nichts.

Ich bin wohin ich ſtrebte! Da, wo ich behaupten kann: — Daß wer an Freundſchaft glaubt, nothwendig auch an Tugend, an ein Vermögen der Göttlichkeit im Menſchen glauben muß; und daß wer an ein ſolches Vermögen, oder an Tugend nicht glaubt, unmöglich an wahre eigentliche Freundſchaft glauben kann. Denn beyde gründen ſich auf Eine und Dieſelbe Anlage zu uneigennütziger, freyer, unmittelbarer, und darum unveränderlicher Liebe.

Und dieſe Liebe muß allmächtig ſeyn im Menſchen! Nicht durch Uebergewicht, wie eine Begierde die andre überwindet, ſondern durch ihre beſondre Natur, die überirdiſch iſt.

Alſo, Bruder! gebe ich darin dir vollkommen recht, daß, von Neigungen gleicher Art, keine auf den Thron geſetzt, und dadurch ein tugendhafter Charakter hervorgebracht — gleichſam durch Anſchießen und Cryſtalliſirung gebildet werden könne.

Auch daß es keine Miſchung oder Ausarbeitung ſolcher Neigungen, Begierden und Leidenſchaften gebe, wodurch der Menſch eine ſichere Herrſchaft über ſich, ein unveränderliches Selbſt erhielte. Nicht einmal ein ſtandhaftes bloßes Wohlverhalten kann der ſich allein überlaſſene Menſch nach Vorſchriften dieſer Art zu Stande bringen. Seine Weisheit iſt ein Traum, und in demſelben Maaße, wie ſie von dem, was die allgemeine Stimme für weiſe, gut und löblich erklärt, ſich entfernt, die Eingebung eines böſen Geiſtes. Geſetze und Landesſitte, Angewöhnung und Vorurtheil, ſind die unentbehrlichen Stützen einer ſolchen allein auf gegenſeitige Einſchränkung der Begierden gegründeten Tugend. Auch enthält die öffentliche Moral in jedem Zuſtande der Geſellſchaft noch ſo viel Gutes und Wahres, und der Zuſammenhang ihrer lebendigen Vorſchriften iſt ſo tief gegründet, ſo weit umfaſſend, ihr innerſter Geiſt überall ſo richtig, daß ſie, wenigſtens als der Vorhof der Tugend, als der einzige Durchgang zu ihrem Allerheiligſten, und als die ſicherſte und ſtärkſte Bruſtwehr wider das Laſter, eine faſt ungemeſſene Ehrfurcht verdient.

Wer ſeinem perſönlichen Hange zu gefallen, aus Stolz, Grille, mit einem Worte *eigenſüchtig* von ihr ſich entfernt, ihr zuwider handelt, Aergerniſſe zu geben ſich nicht ſcheut, der iſt auf dem geradeſten Weg zur Untugend, zur Ehr- und Gewiſſenloſigkeit.

Alſo neige ich mich von ganzem Herzen mit dir vor der vox populi, als einem *heiligen Echo*, preiſe mit dir die Weisheit des Delphiſchen Orakelſpruchs, und will jede Krücke und jedes hölzerne Bein, an ſeiner Stelle, gleich einem *beſeelten* Gliede, in Ehren halten. Ich bleibe auch, was dieſen Punkt angeht, bey meinem vorhin geäuſſerten Tadel an unſerm Woldemar; *aber nur in dem Maaße, wie ich ihn ausſprach, und mit billigem Vorbehalt*. Ich warf dir Uebertreibung vor, und übertrieb doch auch an meiner Seite. Er iſt wohl lange nicht ſo ſündig, als wir beyde im Zorn des Schreckens vorgaben. *Was* er geſündigt hat, wird nun bald abgebüßt ſeyn. Gereinigt wird er da ſtehen, und, nach Henriettens Prophezeyung, der ich glaube, höher aufgerichtet, als er gefallen war. Erinnere dich jener Worte des ehrlichen Montaigne: „Wie laſterhafte Seelen zuweilen durch irgend einen fremden Reiz gut zu handeln angetrieben werden; ſo hängt ſich manchmal auch an tugendhafte Seelen etwas Böſes.“ — Es wäre ſchrecklich, darum gegen alle Tugend mißtrauiſch zu werden, und ſich wider ihre eigenthümliche Kraft, die Freyheit der Seele, als wider einen böſen Geiſt verwahren zu wollen.

Henriette glühte vor Freude. Eine höhere Begeiſterung, die in allen ihren Zügen ſichtbar war, öffnete ihre Lippen und gab ihrer Rede einen ungewöhnlichen Strom; ihre Stimme tönte wie Geſang.

Das hat ein Gott, ſagte ſie, oder ein Engel Ihnen eingegeben, Dorenburg! daß Sie Freyheit der Seele die eigenthümliche Kraft der Tugend nannten.

Ja, Freyheit iſt der Tugend Wurzel; und Freyheit iſt der Tugend Frucht. Sie iſt die reine Liebe des Guten, und die Allmacht dieſer Liebe. Ein hohes Weſen! wie die Gottheit verborgen — und zudringlich, wie die Gottheit! Denn allein durch Freyheit fühlt ſich der Menſch als Menſch; durch ſie allein iſt Selbſtachtung und Zuverſicht, Wort und Glaube, Friede, Freundſchaft, feſte Treue möglich, worauf unter Menſchen alles beruht. Wie man die Gottheit geläugnet hat; ſo läßt ſich auch an Freyheit und Tugend zweifeln: weil wir nicht ergründen und erklären können, wie ſie *ſind*, und wie ſie *wirken*; weil wir ſie nicht ſinnlich machen, ſie dem Sinnlichen nicht *unterwerfen*, dem Sinnlichen nicht *dienſtbar* machen — Freyheit und Tugend nicht in ihr *Gegentheil* verwandeln, in ihr *Nichtſeyn* auflöſen können.

Beſſer leuchten allerdings dem *Erdenſohne* Tyranney und Knechtſchaft ein. Der Luſt will er dienen, und er will ſich ſcheuen vor dem Schmerz. So geſinnt entſetzt er ſich vor dem Weſen der Freyheit, welches iſt zu *herrſchen* über Begierde und Abſcheu; zu verachten jede Luſt und jeden Schmerz, *die ſie nicht ſelbſt erzeugte*; alleinthätig zu erwecken, hervorzubringen, zu erſchaffen in des Menſchen Bruſt ſeinen Haß und ſeine Liebe, und aus ſeiner Seele alles zu vertilgen, was nicht unvergänglich iſt.

Träume, Fantaſien, ein weſenloſes Hirngeſpinnſt wären Freyheit und Tugend — weil ſie nicht von

Erde, nicht allein aus Erde, aus reiner Erde — weil ſie mehr als Natur, weil ſie Göttlich ſind: anders und mächtiger erfreuen als Wolluſt, höher begeiſtern als Ehre, gewaltiger ſichern als Gold und Kronen — weil ſie die Welt überwinden? . . .

Zweymal hat Dorenburg, fuhr Henriette fort, den Ariſtoteles aufgerufen. Wir alle wußten von dem Manne aus Stagira, und hatten mancherley von ihm gehört. Unter dem oft und viel Gehörten hat ſich mir am tiefſten eingeprägt — was Dorenburg zurück behielt.

Indem zog ſie aus ihrer Brieftaſche ein von Woldemars Hand geſchriebenes Blatt hervor, und las:

„Alle Dinge haben in ihrer Natur etwas Göttliches! — Auch der in Unſittlichkeit „verſunkene Menſch behält noch etwas natürlich Gutes in ſich, das ihn fortdaurend antreibt, nach „dem ihm eigenthümlichen Guten hinzuſtreben. Vielleicht ſuchen wir alle, weder was wir wähnen, noch „was wir vorgeben; ſondern es ſuchen alle mit einander Eins und Ebendaſſelbe; denn, wie geſagt:

„*alle Dinge haben in ihrer Natur etwas Göttliches.*

„Was es nun auch ſey, das im Menſchen herrſcht „und gebietet und die Begriffe von moraliſcher Schönheit und göttlichen Dingen in ihm unterhält: ſey „es ſelbſt etwas *Göttliches*, oder nur etwas dem „Göttlichen *gemäßes*: alſo wenigſtens *in ihm* „das Edelſte und Göttlichſte: ſo iſt die Anwendung „und Entwickelung dieſer Thätigkeit der *eigenthümliche* Zweck ſeines Daſeyns, *ſein höchſtes* „*Gut*; ſo iſt dieſe *ungehinderte Kraftäußerung* ſelbſt, das an ſich *Wünſchenswürdige* für ihn: das, was wir Glückſeligkeit „nennen.

„Denn Glückſeligkeit iſt nicht etwas, was dem „Leben nur *angehängt* werden kann; ſie muß „aus der Natur des Weſens das zu ihr gelangen „ſoll, hervorgehen. Niemand wird von einem Thiere „ſagen, daß es Glückſeligkeit erwerbe; noch von „einem Kinde, daß es ſie genieße. Erwerb und „Genuß der Glückſeligkeit iſt allein durch Tugend „möglich; ihr Begriff iſt der Begriff der *Voll-*

„kommenheit des Menſchen: ſie iſt Vollen„dung.

„Da nun der Geiſt im Menſchen eigentlich allein „den Menſchen ausmacht, und ſeine geiſtige Natur, „in Vergleichung mit der körperlichen, etwas Gött„liches iſt; folglich auch das den geiſtigen Bedürf„niſſen gemäß eingerichtete Leben, in Vergleichung „des gewöhnlichen Lebens, allein ein göttliches „Leben genannt werden darf: ſo müſſen wir nicht, „wie einige ſagen, als Menſchen, menſchlich; als „Sterbliche, ſterblich denken: ſondern im Gegen„theil, ſo viel wir immer vermögen, gegen das „Sterbliche ankämpfen, und alles thun, um dem, „was das edelſte in uns iſt, gemäß zu leben. Denn „wenn gleich dieſes edelſte unſerer Natur nur den „kleinſten Theil derſelben auszumachen ſcheint, ſo „übertrifft dieſer kleinere Theil doch die übrigen alle „an Würde und an Kraft.“

Mit einem eigenen Nachdruck ſprach Henriette noch einmal dieſe letzten Worte aus: An Würde und an Kraft. Ihr zuverſichtlicher Blick bey dieſer Wiederholung machte alle weitere Auslegung überflüſſig.“

Biderthal fühlte den ganzen Inhalt jener Worte und dieſes Blicks.

„Genug!“ ſagte er, „genug! Ich bin lange überwunden, und ſündigte, indem ich ſo hartnäckig wider deine ſchöne Zuverſicht mich auflehnte, und dem Glauben in meinem eigenen Herzen widerſprach. Der ganze Himmel iſt auf deiner Seite, und es wird wahr werden, was du verheißen haſt.“

Das Geſpräch erhielt nun eine neue Wendung. Luiſe und Caroline nahmen frohen Antheil daran; die alte Traulichkeit ſtellte ſich ganz wieder her, und jedem wurde durch eigene Empfindung und durch Theilnehmung ſo wohl, daß ſie nicht von einander ſcheiden konnten, und ſich gegenſeitig hielten bis tief in die Nacht. Henriette drang endlich darauf, daß man aufbrechen mußte. Da ſie nach Hauſe kam, warf ſie ſich mit ihren Kleidern auf ihr Ruhebette, wo der gehoffte Schlummer ſie auch bald umfing. Erquickt ſtand ſie früh am Morgen auf, kleidete ſich um, und ging zu Woldemar.

Wie dieſer den vorigen Abend und die Nacht zugebracht hatte, iſt vorhin erzählt worden.

Er war eben aus ſeinem Schlafzimmer getreten, da Henriette ankam. — Er ſah, daß ſie vor ſeinem Anblick ſich entſetzte!

In demſelben Augenblick lag ſie auch ſchon vor ihm auf den Knieen, hatte eine ſeiner Hände ergriffen, bebte, weinte, hatte keine Stimme.

Stehen Sie auf, ſagte der Starrſinnige; gleich wird mein Bedienter kommen.

Dieſe Worte gaben Henrietten eine neue andre Erſchütterung. — Sie ſtand auf.

So geben Sie nun Befehl, ſagte ſie, daß wir ungeſtört bleiben, denn ich habe viel mit Ihnen zu reden, und ich laſſe Sie nicht mehr, es komme Was und Wer da wolle — Wir müſſen an ein Ende, Woldemar! Heute, in dieſer Stunde!

Müſſen erſt? antwortete Woldemar. Er reichte ihr den Schlüſſel zu ſeinem Cabinette. — Gehen Sie an meinen Schreibtiſch und leſen Sie, ob wir erſt müſſen.

Henriette ging, und fand auf dem Schreibtiſche den Brief, den Woldemar in der Nacht an Allwina geſchrieben hatte. Nach Woldemars Rede konnte ſie nicht anders glauben, als, es wäre dieſes Schreiben an ſie ſelbſt gerichtet. Zitternd nahm ſie das Blatt in die Hand, und las mit zunehmender Verwirrung.

„Ich habe zwanzig Briefe an Dich geſchrieben, die Du alle nicht erhalten haſt; ſie ſind zerriſſen, verbrannt. — Aber was ſoll ich Dir es länger verhehlen, daß ich in die tiefſte, unheilbarſte Schwermuth gerathen bin? — Mir ſchaudert vor dem Gedanken, gute Seele, wie ich Dich erſchrecken, Dich betrüben werde! Aber ich muß, ich muß!

„Oder ſoll ich fort, auf und davon? — O, ich bin tauſendmal dazu verſucht geweſen! Aber Du ſollſt nicht elender werden, als das Schickſal Dich macht! Ihm Deinen Fluch, nicht mir!

„Warum hörteſt Du mich ehmals nicht! als ich Dich, als ich Euch alle vor mir warnte, ſo oft warnte, daß Ihr nicht auf mich bauen, daß Ihr Euch nicht ſo an mich hängen ſolltet! — Ihr lachtet! — Ha, nun iſt's an mir zu lachen!

„Ich bin nicht im Fieber, Allwina;“ —

— Allwina? rief Henriette . . . Sie wankte, das Blatt fiel ihr aus der Hand. —

Gott! ſeufzte ſie troſtlos, Gott! — ſo verlaſſen mich dennoch meine Kräfte! —

Neuer Muth belebte ſie. Sie nahm das Blatt auf und las weiter.

„O, ich bin ſo wach, bin nur zu gut bey Verſtande! — Aber Dir zu entdecken, was ich habe — Es iſt unmöglich. Auch Henriette erfährt es nicht, mein Bruder nicht, Niemand ſoll es erfahren! Aber, ja, es iſt mir etwas begegnet — Etwas . . . . Ich habe entdeckt, daß alle Freundſchaft, alle Liebe nur Wahn iſt, Narrheit iſt — ausgenommen dem Narren . . . Ich preiſe ſie wohl einmal wieder, ſo Gott will und ich lebe!

„Ihr werdet Mitleiden mit mir haben, in mich dringen, um mein Geheimniß zu erfahren und mich zu tröſten — Ich bitte, ich beſchwöre Euch, thut es nicht! O, kein Mitleiden! keine Tröſtungen! Ihr könntet Meere weinen, und meinem lechzenden Herzen käme nicht ein Tropfen davon zu gut. — O, thut es nicht! Ich würde raſend werden über Euer Mitleiden, Euren Troſt, Euer Weinen —

„Daß in den Menſchen das gelegt werden mußte: jenes Sehnen, jene brennende Begierde nach —

Menſchen-Herz — die am Ende doch nur falſche Luſt, kranker Heißhunger iſt, der allein des Geruchs bedarf, und es folgt Ekel! — — Aber nein! Nicht falſche Luſt, nicht kranker Hunger; ſondern daß die Befriedigung nur Blendwerk, der Geruch nur Anſtrich war: darin das Elend!

„Woher die Sage unter die Leute gekommen ſeyn mag — das allgemeine Gerücht von **Liebe**, von **Freundſchaft**? — — Es iſt wie mit den Geſpenſtern, deren überall ſo viele geſehen worden ſind. Gerade ſo!

„Doch giebt es Beyſpiele von beſtändiger Ergebenheit, von alles überwiegender Treue — Ja! Nur daß man nie ſich frage: Wie geht es zu? Was bindet, was hält da, wo es ſo iſt?

„Ach, es iſt nicht der Rede werth, alles was macht, daß Menſchen ſich an einander hängen; es iſt ſo an tauſend Enden zu faſſen und zu laſſen, von ſo zweydeutigem, betrüglichem, zufälligem, unweſentlichem Weſen, daß man nie weiß, Was man hat, oder: Ob man nur was hat. — Schrecklich! Schrecklich! Worauf der Menſch allein einen Werth legen kann, das iſt nicht! — —

„Biſt Du es, Du holde Du, woran ich dieſes ſchreibe? — Laß mich, o, laß mich, unglückliche Allwina! und Gott erbarme ſich Deiner!“

Schrecken und Unwillen erfüllten, zerriſſen Henriettens Seele. Todtenblaß, aber nicht mehr bebend, verließ ſie das Cabinet, und blieb vor Woldemar, der ſich auf ſein Canapee geſetzt hatte, in einiger Entfernung ſtehen.

Woldemar! ſagte ſie, ich ſehe kein Ende — und gehe — wie ich nie, wie ich am wenigſten heute von Ihnen zu gehen dachte. Ich kam voll Vertrauen und mit größerer Liebe zu Ihnen im Herzen, als jemals. Ich kam, um ein drückendes Bekenntniß abzulegen, um gewiſſe Verzeihung zu holen — — — Ich war ſo voll Hoffnung — — —

Bey den Worten Bekenntniß, Verzeihung, Hoffnung verwandelte ſich Woldemars ganze Geſtalt, als hätten ſo viele Zauberſchläge ihn berührt. Henriette ſah und fühlte die mächtige Veränderung, die in ihm vorging; und auch ihre ganze Geſtalt wurde anders.

Hoffnung .. Verzeihung .. Bekenntniß — ſtammelte Woldemar — .. O, Henriette!

Mit dieſer Ausrufung ſprang er auf von ſeinem Siz, ſank wieder zurück, verbarg in dem Einen Arm ſein Geſicht, ſtreckte den andern furchtſam aus gegen Henriette, und fing an zu weinen, daß er ſchluchzte.

Henriette ergriff mit Inbrunſt die ihr gebotene Hand.

Woldemar! rief ſie; ich habe dich wieder! — O, ſey wieder dein, wie du wieder mein biſt!

Lieber! Du haſt mir viel zu verzeihen; ich habe dich unausſprechlich elend gemacht; dich und mich. Aber was Ich litt, war nur Büßung. Ich hatte wider die Stimme meines Herzens gehandelt; hatte ein heiliges Gefühl in meinem Innern — jenes, wovon die Tugend lebt, wodurch ſie iſt — ſoll ich ſagen überwunden?

Ich ließ mich überreden zu thun, was ich verheimlichen mußte! — Nur dir verheimlichen, aber dir! — Es war am Sterbebette meines Vaters, und der Sterbende flehte. Ich kämpfte, Gott weiß mit welchem unſäglichen Schmerz — kämpfte bis zur Todesangſt.

Dieß entſchuldigt, aber es reiniget mich nicht: denn ich hörte noch immer die warnende Stimme in meinem Innern, und folgte dennoch einem andern Zuge — ſündigte! . . .

Sündigte? . . . (Thränen erſtickten auf einen Augenblick ihre Stimme) — Ich that — das war meine Sünde — ich that, was ich verheimlichen, was ich dir verbergen und verſchweigen mußte — dir wenigſtens verborgen und verſchwiegen habe . . . . Daher die ſchreckliche Verwirrung — ſie war mein Werk — in der du untergehen, verderben konnteſt — Du, und Allwina, und Biderthal, der Treue . . .

Woldemar ertrug es nicht länger. Er wendete ſich gegen Henriette, faltete ſeine Hände gegen ſie mit dem Ausdruck eines unausſprechlichen Flehens: daß ſie ſeiner ſchonen möchte! — Er konnte nicht reden.

Keine Feder beſchreibt, was in dieſem Augenblick in Woldemar vorging. Der Himmel war ihm aufgethan in Henriettens Seele; in ſeiner eigenen die Hölle. Er ſah nicht einen Schatten mehr von Schuld an ihr; alle Sünde nur in ſich; alle Sünde, und lauter Verdammniß. — Sie ſtand nun ſo hoch über ihm, ſo hoch und herrlich; Sie, die er vor einer Stunde noch ſo tief unter ſich geachtet hatte!

So hoch und herrlich! — Dieß war himmliſche Wonne!

Er, der Verſtoßene! — Dieß war Höllenquaal!

Aber die Wonne überwog.

Henriettens ſanftes Zureden fand allmählig Eingang. Der arme Zerrüttete überließ ſich ihrer Huld; er hörte wieder, ſie durfte wieder reden.

Nun erzählte ſie ihm, wie ſie geſtern ſchon ihn mit Gewalt zu einer Erklärung hätte nöthigen wollen; wie ſie durch wiederholte dringende Botſchaften von Luiſe daran wäre verhindert worden; in welchem Schrecken ſie bey Biderthal Alle gefunden; den Contraſt ihrer Freude über Luiſens Bekenntniß; Biderthals Entſetzen; was ſich hierauf weiter zugetragen hätte; das Weſentliche der Unterredung; endlich, wie beruhigt und hoffnungsvoll ſie auseinander geſchieden wären.

Einige Male ſtockte Henriette in ihrer Erzählung, und wurde verlegen, weil ſie über Biderthals angſtvollen Zuſtand nicht ganz deutlich werden mochte. Woldemar aber bat ſie wiederholt, ihm doch nichts zu verſchweigen, nichts zurück zu behalten, und verſprach ſo treuherzig, auch von ſeiner Seite nichts zu verſchweigen, nichts zurück zu behalten, daß Henriette ihre Scheu überwand, und nach und nach ihm alles entdeckte: Biderthals ganze Sorge; ſeine frühere Unterredung mit ihr; ihr eigenes Verhalten dabey; ihre geheimſten Empfindungen und Gedanken; was ſie geſtärkt, ihr immer wieder aufgeholfen, den Glauben an Woldemar nie in ihr habe untergehen laſſen.

Woldemar würde im höchſten Grade gerührt; er vergaß ſich ſelbſt, und fühlte nur Henriettens Schönheit und Größe. Wie in dieſer Stunde hatte er noch nie in ſeinem Leben genoſſen.

„Liebe Henriette," ſagte er, „es iſt nicht auszuſprechen was ich fühle! Laut vor der ganzen Welt könnte — möchte ichs bekennen, daß ich der ſchuldigſte unter allen Menſchen bin; in meiner ganzen Verworfenheit möchte ich geſehen ſeyn, es offenbar machen, wie ich ohne alle Rechtfertigung bin vor dir, du reines himmliſches Weſen! — Sáheſt du mich, wie ich mich ſelbſt ſehe — du könnteſt mir nicht verzeihen — Aber du verzeihſt mir, und ich nehme deine Verzeihung an: du wirſt noch himmliſcher dadurch!

— — „Wie ihr alle mich noch ſo milde beurtheilt habt! — Ich war verderbter als ihr es glauben konntet — Tauſend Gräuel waren in meinem Herzen!“

Henriette erblaßte.

„Fürchte nicht, ſagte Woldemar; höre mich!

„Mein aufgebrachter Sinn konnte nie deine Unſchuld mir ganz aus den Augen rücken; noch weniger, meine gerechte Liebe gegen dich zerſtören. Das Gefühl deines Werths nahm vielmehr zu mit meinem Groll. Denn die Urſache meiner Erbitterung war nicht in Dir, ſie war allein in mir ſelbſt.

„Gott hat den Menſchen aufrichtig gemacht. Er kann ſich täuſchen; aber nur äuſſerlich, nur auf der Oberfläche ſeines Weſens; nicht in der Tiefe ſeines Herzens: da fühlt er ſeine Tücke.

„Dich wollte ich haſſen, und wurde mir ſelbſt feind.

„Auch das iſt wider die Natur, daß der Menſch ſich ſelbſt feind ſey. — So entſtand in meinem Inwendigen die gräulichſte Verwirrung. Nichts war mehr von allem Geweſenen. Das allein blieb, daß ich nicht von dir laſſen konnte.

„Du wirſt meinen Zuſtand ahnden, wie verworren ich mich auch ausdrücke. Höre weiter!

„Ich konnte dich nicht laſſen, konnte dich nicht halten. Meine Verzweiflung nahm mit jedem Tage zu: Was mich von mir ſelbſt ſchied, ſchied mich auch von dir: Da war keine Hülfe, kein Rath, keine Zuflucht! Das Vergangene erſchien mir wie ein Traum.

„Biderthal hatte mir einmal geſchrieben, da ich mich auf dem höchſten Gipfel des Glücks fühlte: *Wenn dieß alles nur ein Traum wäre!*

„Ich erinnerte mich dieſer Worte; erinnerte mich ſeiner verſchmähten früheren Warnungen. In den Finſterniſſen, die mich umgaben, ſtanden jene Warnungen vor mir, wie ein Geſpenſt —

. . . „Du ſchauderſt? — Mich ſchaudert auch! — — Fürchte nicht; Höre mich zu Ende!

„Ich konnte dich nicht halten, konnte dich nicht laſſen!

Dich nicht laſſen zu können: dieß Gefühl war über alle andre. Ich ergrimmte wider dieſes Gefühl — Wider mich ſelbſt! — Dann zerrann ich wieder in Wehmuth . . . Meine Seele verſchmachtete. — Ich kämpfte um nur immer mehr zu unterliegen.

„Liebe Henriette, es iſt unausſprechlich, was ich gelitten habe!

„Ich erzählte dir ehmals von meinem Vormunde, dem ehrwürdigen Terlub, der irre wurde: wie ich ihn einmal ein Licht vom Tiſche nehmen und damit ins Nebenzimmer gehen ſah, wo er lange herum ſuchte; und da ich ihm endlich nachging, und ihn fragte: was er ſuchte? mir mit einem tiefen Seufzer antwortete: . . . „Ich weiß nicht“ . . . Und fortſuchend mit verſtörter Miene, und tiefer ſeufzend . . „Ich ſuche mich ſelbſt.“

„Dieß war mein Zuſtand: Ich ſuchte mich ſelbſt; ſuchte mich, wo ich mich immer gefunden und wieder gefunden hatte: Bey Dir. Du warſt nicht mehr! Wo anders ſollte ich mich ſuchen? — Du würdeſt wiederkommen! hoffte ich. Hoffte, und ſuchte immer von neuem, immer vergeblich!

„Du haſt es genug wahrgenommen, wie ich mit meinen Blicken in deinen Augen wühlte, in allen deinen Zügen forſchte nach meiner Verlorenen . . .

„Ich erholte mich wohl auf kurze Zeit; und ſo ſüß war mir die Ruhe, die ich dann genoß, ſo erquickend, daß ich mich geheilt glaubte — wenigſtens geneſend.

„Käme *nun* Henriette, dachte ich, ſo ſähe ich mich einmal heiter; ich ſchaute ſie wieder an wie ehmals; ſie ſchaute *mich* ſo wieder an; ihre mir wiedergegebene Geſtalt behielt ich im Auge; ich wollte ſie feſt halten im Auge, im Innerſten des Auges, daß ſie mir nie mehr daraus verſchwände!

„Kamſt du dann, und ich hörte nur von weitem deinen Fußtritt, ſo war ſchon alles wieder anders. Ein Schauer überlief mich, mir klopfte das Herz; mein Auge, das nur hatte *anſchauen* wollen, wurde ſehlos. Es konnte nur *ſtrahlen*, und erblindete wenn es nicht ſtrahlte. Verlegen, gedrückt, angſtvoll ſtandeſt du vor mir; ein fremdes Weſen — und dennoch *Henriette*!.

„Dann wünſchte ich, du möchteſt nur wieder fern ſeyn. — Gingſt du, ſo wollte ich dich wieder halten. — Du gingſt, und es rann mir kalt durch alle Glieder. — — Die Thüre ſchloß ſich; ich war wieder allein — Gott! In welchem Zuſtande? . . .

„Ach! die fürchterlichen Beklemmungen alle; wie ſie mich nicht getödtet haben? . . .

„Staunend habe ich hier oft vor deinem Bilde geſtanden, geſeſſen, und mich gefragt und es ergründen wollen: Woher die Gewalt über mich in dieſen Zügen, dieſer Bildung? — Was iſt das? fragte ich mich ſelbſt; Was iſt das? — — Ein Leben auſſer mir drängt ſich in dieſer Geſtalt an die Stelle des eigenen Lebens in mir, und verzehrt es. — Ich kann mein Daſeyn nicht retten vor dieſem fremden Weſen; es überfüllt alle meine Sinne und zerſtört ſie — entwendet mir alle meine Sinne! Jenes Weſen regt mit jedem Nerv, mit jeder Muskel ſich fühlbarer in mir, als in ſich ſelbſt. Von ſeiner Nähe erbebe ich bis ins Schwarze vom Auge — Da fühle ichs! Da raubt es mir das Licht! — — Sah ich eine andre Geſtalt ehmals, da es nicht ſo war? Bin ich ſelbſt ein Andrer geworden? — Das Geweſene, was war es? Das Gegenwärtige, was iſt es?“

Hier unterbrach Henriette Woldemarn, indem ſie mit angſtvoller Geberde aufſtand, weinend ſich von ihm wendete, und ihm mit der Hand winkte, ihr nicht zu folgen.

„Henriette!“ rief mit milder Stimme Woldemar; „O, bleibe; komm zurück; ſieh mir ins Auge: Deine Angſt wird verſchwinden!“

Der Ton ſeiner Stimme ergriff Henriette. Sie ſtand, ſie wendete ſich — erblickte auf Woldemars Angeſicht eine Heiterkeit, eine Zuverſicht und innere Ruhe, wie es der Klang ſeiner Stimme ihr verheißen hatte: So war ſein Auge, ſo war ſeine ganze Geberde.

Henriette faßte Muth. Sie drückte ihrem Freunde die Hand: — Ich will nicht mehr fürchten, ſagte ſie; rede frey, laß mich alles wiſſen.

Du ſollſt, du mußt alles wiſſen, antwortete Woldemar, damit du ganz und auf immer Friede habeſt. Den Schrecken, den du gefühlt haſt, durfte ich dir nicht erſparen. Höre nun auch was dich beruhigen wird.

„Wie ſehr es auch nach dem von mir Gebeichteten das Anſehen hat, daß meine Freundſchaft zu dir in leidenſchaftliche Liebe ausgeartet, oder jene Freundſchaft ſelbſt von Anfang an nur eine verſteckte Liebe geweſen ſey; ſo kann ich dennoch dir betheuern: es war nicht ſo. Mein leidenſchaftlicher Zuſtand gründete ſich einzig auf den Zwiſt, in den ich insgeheim mit dir gerathen war.

„Ich ſagte vorhin: Biderthals verſchmähte Warnungen wären mir jetzt ſchrecklich wieder ins Gedächtniß gekommen.

„Das iſt wahr; und ich muß noch hinzuſetzen, daß ich es in Augenblicken ſchmerzlich bereute, ſo hartnäckig widerſtanden zu haben; ich wäre ſo dem tiefen Elende, worin ich mich befand, entgangen.

„Aber dieſer Wunſch war nur ein Wunſch der Verzweiflung, der ſchnell vorüberging, und die Wahrheit ſtehen ließ: Daß ich mich nicht über mich ſelbſt getäuſcht, Biderthalen nicht mit Unrecht widerſtanden hatte. Was war, wäre nicht geweſen, wenn ich ihm hätte glauben, ihm nachgeben können. Alſo hatte ich nichts zu bereuen.

„Nach allen Prüfungen, unter allen Anfechtungen, kam das Gefühl meiner reinen unſchuldigen Liebe zu dir immer glänzender wieder hervor. Ich hatte ſelige Stunden, wo ich mich in dieſem Bewußtſeyn wie verklärt fühlte!

„Aber eine tiefe Unart war in meinem Herzen, und zerbrach es!

„Ihr ſaht dieſe Unart nicht, und kränktet mich an einer Seite, wo ich unſchuldig war. Dadurch gelang es mir, mich ſelbſt zu täuſchen.

„Dich! — jene Henriette! — in meinem Gewiſſen ſo beſchämt zu ſehen! Darauf bezog ich alle meine Leiden, und verbarg mir den großen Antheil, den häßlicher Stolz und wüſte Eigenliebe daran hatten.

„Doch erhob ſich die Stimme des Gewiſſens mehrmals wider den Heuchler ....

„Sieh — Da wurde der Heuchler tückiſch; erbitterte ſich; verſtockte ſich — wollte lieber mit der Gottheit und der Menſchheit brechen, als mit ſeinem Sataniſch gewordenen Selbſt —“

Nicht weiter, lieber Woldemar! rief Henriette, indem ſie ihrem Freunde um den Hals fiel; nicht weiter, lieber Woldemar! — „Höre, Lieber! Wir vergeſſen deinen Bruder, die edle treue Seele! Willſt du ihm nicht eine Zeile ſchreiben, daß er komme.“ — Woldemar ſprang auf und ſchrieb:

„Die Himmliſche, die Reine hat geſiegt. Komm und ſieh!“

Da Woldemar dem Bedienten dies Billet zum Wegtragen gereicht hatte, fing er unmittelbar an, mit Henriette von Allwina zu reden, und legte die pünctlichſte Rechenſchaft ab von dem, was in Abſicht ihrer in ſeinem Gemüthe dieſe Zeit über vorgegangen war.

Er verſicherte: Was ihn dem Wahnſinne ſo nahe gebracht hätte, wäre das immer ſteigende Gefühl des Contraſtes zwiſchen Allwinens reiner Seele und ſeinem verwüſteten Gemüth geweſen. Die Gegenwart dieſer reinen Seele aber hätte ihn nicht untergehen laſſen.

„Ich mußte,“ ſagte er, „entweder alles Gute haſſen lernen, oder mich ſelbſt bis zur Raſerey verwirren.

„Mit dir, mit euch allen konnte ich zürnen; konnte in der Bosheit meines Herzens Läſterungen wider euch erſinnen: Aber Allwina! — Wie hätte ich mit Allwina zürnen — Gott! wie hätte ich ſie läſtern können? —

„Es iſt über allen Ausdruck, über alle fremde Ahndung, wie ihr Anblick, oder der Gedanke an ſie, auch in den wildeſten Momenten, mich ergriff, mich zurückbrachte! Durch kein anderes Weſen iſt je eine ſolche Empfindung von Ehrfurcht in mich gekommen; durch kein andres Weſen eine ſolche Empfindung von Liebe — die mir gegeben wurde ohne alles Verdienſt, und die ich eben ſo rein, unbegreiflich, wieder geben konnte. — Ich mußte anbeten; ich mußte aufſchauen zu Gott . . . Ich konnte, ſo lange noch ein Funken von Vernunft in mir blieb, neben Allwina nicht ganz verderben.“

Hingeriſſen von innigſtem Wonnegefühl, ſtürzte Henriette vor Woldemar ſich auf die Kniee, umfaßte ihn mit aufgehobenen Händen und aufgerichtetem Angeſicht:

Woldemar! ſagte ſie mit einem Tone, in dem ihre ganze Seele erklang — Woldemar! — Ich bin wieder ganz glücklich!

Sey glücklich, antwortete Woldemar, indem er Henriette aufrichtete, und ſie feſt in ſeine Arme ſchloß;

ſeyd Alle glücklich; aber ſtört meine Reue nicht; ſeyd billig.

Biderthal flog in dieſem Augenblick die Treppe herauf, war in der Thüre, und ſchnell wie der Blitz, auch ſchon in den Armen ſeines Bruders.

Verzeihung, Lieber! ſagte Biderthal — Verzeihung! — Henriette hat mir verziehen; Du wirſt mir auch verzeihen — Ja, du wirſt!

Woldemar fuhr, wie vor Schrecken, zuſammen bey dieſen Worten. Auffallend veränderte ſich ſeine Geberde.

Was widerfährt dir? fragte voll Verwirrung und betroffen Biderthal. — Haſt du mich nicht gefodert? — „Ich ſollte kommen und ſehen" — Wie finde ich dich? — O, Lieber, ſprich!

Mit gebrochener Stimme antwortete Woldemar: — Ich ſoll dir verzeihen! — Wie ein Donnerſchlag hat es mich getroffen, mich zerſchmettert, dieſes Wort. — Ich dir verzeihen! — — Ach, ich verdiente nicht unter euch zu leben . . . Ihr ſchätztet an mir, was nicht mein, was eine freye Gabe des Schickſals war. Mein Eigenes iſt böſe . . . Ich bin ein nichtswürdiger Menſch. Mir ſelbſt, euch allen habe ich geheuchelt. Ich ſehe das nun ſo klar — Ich bin mir ein Abſcheu!

Er ſprang mit Heftigkeit auf. Seine Stimme hob ſich — „Es trifft mich,“ ſagte er, hin und her gehend — „es trifft mich, Schlag auf Schlag immer tiefer —— Ja, es war eine Lüge was ich Biderthalen ſchrieb: — Henriette hätte geſiegt. — Ich habe geſiegt; nicht Henriette. —— Sie ſprach von einem Bekenntniſſe das ſie ablegen, von Verzeihung, die ſie bey mir ſuchen wollte: Da frohlockte mein Hochmuth, legte ſich mein Wuth. Darum allein hatte ich ja gewüthet, daß meinem Eigenwillen, meiner Selbſtſucht dies Opfer gebracht würde . . .“

Angſtvoll blickte Biderthal auf Henriette — Sie bebte.

Schnell wendete ſich Woldemar gegen Biderthal — Bruder! ſagte er mit verſtörtem Geſicht — — Ich vergaß! Du mußt es auch leſen, was ich für Allwina in dieſer Nacht geſchrieben habe. — Der Brief liegt noch ungeſiegelt auf meinem Schreibtiſche. Ich begrüßte Henriette heute früh mit dieſer Mittheilung. — Du verdienſt gleichen Empfang! Geh in mein Cabinet!

Henriette widerſetzte ſich; aber Woldemar beſtand auf ſeinem Sinn.

Da Biderthal ging, ſprang auch Henriette auf, und warf ſich, mit abgewendetem Geſicht in einen Seſſel an der andern Seite des Zimmers. — Ach, es iſt wahr, ſagte ſie, mit erſtickter Stimme — Es iſt wahr! — Nein, ich habe nicht geſiegt!

Woldemar rief Biderthal zurück, und ging ihm entgegen an die Thüre des Cabinets.

Da ergriff ihn eine neue heftigere Beklemmung. Er wankte, ſtützte ſich mit dem Kopf an den Thürpfoſten. — Biderthal umfaßte ihn, und brachte ihn auf das Canapee zurück, wo er ſich neben ihn, verſtummend, niederließ, und voll Rührung ſich an ihn ſchmiegte.

„Ich kann das nicht von euch wenden, ſagte Woldemar, daß ihr mich verachten müßt.

. . . „Hätte ich mich aufgerieben in meinem Wahnſinn, hätte ich den Untergang, um den ich buhlte, gefunden . . .

„Sieh! (er deutete auf ein bey dem noch unangerührten Frühſtücke liegendes Meſſer) — Von ungefähr fühlte ich einmal in der brennenden Hand, daß der Stahl ſie kühlte. Es erquickte mich. Ich genoß die Kühlung, und erfriſchte, wechſelsweiſe, bald die eine, bald die andre Hand. Mein Auge wurde wacker. — — „Auf der entblößten Bruſt dieſe Labung!“ — Ha, mir ſchauderte vor Luſt! — „Tiefer! Tiefer!“ kam ein Sehnen. — Mein Herz entbrannte, loderte von verzehrendem Durſt, hob ſich anzuſaugen, in ſich zu ſchlürfen dieſe Kühlung. — — — Gott! Wie entkam ich!“ — —

Woldemar ſtürzte ſich in des Bruders Arme —

„Ja, es verdiente zu bluten, ſagte er, dieß verächtliche Herz — das von jeher mich nur weich gemacht hat gegen mich ſelbſt, nachgiebig nur gegen mich ſelbſt — das mich alle Tugenden zu umgehen, meinen Eigendünkel über alles zu erheben lehrte — das um alle Vernunft, um allen Seelenadel mich bringen wollte, mich darum brachte!“

Henriette weinte laut. — Schluchzend, die Hände ringend, gen Himmel flehend wiederholte ſie: Allwina! — O, Allwina! Allwina!

Es ergriff Woldemar. Er blickte auf, todtenblaß; blickte auf Henriette. — Sie ſtürzte nach ihm hin. —

Woldemar! ſtammelte ſie, mit durchdringender Wehmuth — O, ſieh mich an! . . . Du warſt ehmals ein ſo guter Mann! — ein ſo edler Mann! — Das warſt du . . .

Die Stimme verließ ſie.

Woldemar reichte Henrietten die Hand. Das Herz ſchmolz, zerrann ihm im Buſen.

. . . „Ich will Demuth lernen,“ ſagte er. — Du erinnerſt mich! — Was jetzt in mir ſo todt wider mich ſelbſt . . . Auch das iſt Stolz! Immer noch derſelbe harte, unbiegſame Stolz — .

„Ich war nicht gut, Henriette! — Ich will es werden — ich will Demuth lernen; ich will Euer ſeyn . . . O, nehmt mich an!“

Wer ſchildert dieſen Augenblick — Biderthals, Woldemars, Henriettens Seele? — Wer öffnet die Himmel?

Die Fromme hatte wahrhaft geſiegt, und der Sieg blieb ihr.

Da Biderthal ſeinen Bruder beruhigt, heiter gelaſſen ſah, eilte er zu Luiſe, hierauf zu Dorenburg, um ſeine Freude allen mitzutheilen. Er kam zurück zum Mittagseſſen mit Luiſe. Henriette hatte ſchon ausgemacht, daß auf den Abend auch Dorenburg und Caroline kommen ſollten.

Um die Zeit, wo man dieſe erwartete, ſagte Woldemar, daß er hingehen wollte, ſie abzuholen.

Seine unvermuthete Erſcheinung machte auf Mann und Weib einen gleich lebhaften, durchgreifenden Eindruck. Wie Sonnenaufgang ſtrahlte hinter ihren Augen innige helle Freude. Woldemar drückte beyde an ſein Herz, wurde von beyden umſchlungen, feſtgehalten: Keiner brauchte dem Andern zu ſagen, daß was er fühlte nicht auszuſprechen wäre.

Es war eine neue Rührung, da die Geſchwiſter, in Woldemars Hauſe nun alle verſammelt, ſich die Hände drückten, ſich umarmten. — Aber es fehlte Allwina!

Ach, Allwina! rief, ſehnſuchtsvoll, Henriette aus; und alle wiederholten den Ausruf: Ja, Allwina! Allwina!

Nur von ihr wurde geredet; abgebrochen; und wieder geredet — ſo lange der Abend dauerte.

.... Was? ſagte Woldemar... Wird ſchon aufgetragen? — ſah nach der Uhr und lauſchte.

Unmöglich! antwortete Henriette — — Aber ſie hörte das Geräuſch.

Alle hörten es! — fuhren auf innerlich — hielten ſich — ſchwiegen — —

Das Geräuſch wurde leiſer und kam näher.

Woldemar ſprang auf, öffnete die Thür — Allwina war in ſeinen Armen!

O, des Mannes und ſeiner Gefühle!

Alle erfuhren eine Erſchütterung; eine Wonne und Wehmuth; eine frohe und tiefe Andacht, wie noch nie in ihrem Leben.

Gott! ſagte Allwina, ſo bald ſie reden konnte — Ich finde dich geſund! Ihr alle ſeyd es! Seyd alle da! — Wohl und heiter! . . . Ach! mir iſt ſo bange geweſen! — Woldemars, noch mehr, Henriettens Briefe — ich weiß nicht, was darin mich ſo beklemmte, ſo unerträglich ängſtigte? Ich konnte nicht bleiben. Die gute Tante begriff nicht, was ich hatte. Endlich ſagte ichs; wir brachen auf; reisten mit der ſchrecklichſten Eile — Und nun finde ich euch alle verſammelt, als hättet ihr gewußt von meinem Kommen; und zu meinem Empfang ein Feſt angeſtellt! . . . O, Ihr guten köſtlichen Geſichter miteinander! — Du, und Henriette, und Alle — Alle, wie ich euch verließ!

Froher und glücklicher als da du uns verließeſt! ſagte Woldemar, indem er Allwina feſter an ſich herzte. Es ſtand eine finſtre Wolke über mir. Du erblickteſt vor Monaten den Nebel, aus dem ſie ſich zuſammen zog, und ich verhieß dir, der Nebel würde fallen. Nun iſt er gefallen . . . Morgen, du Gute, Liebe, Herrliche! Morgen erzähle ich dir alles.

Ungeduldig ſein Herz vor Allwina auszuſchütten, konnte Woldemar am andern Tage kaum es erwarten, daß ſie ruhig ſich zu ihm ſetzte, um ihn anzuhören.

Er fing bey der unglücklichen Entdeckung die Luiſe ihm gemacht hatte, an; erzählte, in welche heftige Gemüthsbewegung er dadurch gerathen war; wie ihm aber eine beſſere Beſinnung, nach wenigen Stunden, wieder aufgeholfen, er vor ſich ſelbſt ſich geſchämt, und nun auch bald alles Mißvergnügen über dieſe Sache ſo ganz in ſich zu unterdrücken gewußt hatte, daß ohne einen neuen Anlaß derſelben Art, gewiß nie wieder etwas davon in ihm aufgekommen wäre.

Hierauf ſetzte er dieſen neuen Anlaß ins Licht, und entwickelte die ganze Geſchichte ſeines Herzens bis auf den geſtrigen Tag, mit einer Klarheit und mit einem Leben, daß Allwina durch und durch davon gerührt wurde, alles mit ihm fühlte, und ihm nur da nicht folgen konnte, wo er, voll Erbitterung, ſeine eigene Schuld recht böſe zu machen ſuchte. Er that ihr weh mit ſeinem Eifern wider ſich ſelbſt; ihre Liebe zu ihm empörte ſich dawider — ſchalt ihn, zürnte mit ihm.

Aber es hatte Woldemar ein neuer Schrecken, während er noch redete, ergriffen.

Er hatte nichts verheimlichen wollen; wußte nicht anders, als daß er ſein ganzes Inneres darlegte; und doch war einiges von dem, was in ihm vorgegangen war, und er geſtern Henrietten mit einem Feuer dargeſtellt hatte, daß ſie vor ihm zurück bebte, jetzt, vor ſeinem edeln Weibe, ausgeblieben — Nicht aus Ueberlegung! Nicht mit Vorbedacht! Es hatte ihn dieſe Zurückhaltung gleichſam überraſcht. Darum erſchrak er in ſeinem Innern; entſetzte ſich vor dem ſonderbaren Geheimniſſe, das in ihm waltete.

Er durchforſchte jede Falte ſeines Weſens, und entdeckte bald, mit zerknirſchender Beſchämung, daß er auch an der Stelle, wo er ſich ganz rein geachtet hatte, nicht mehr ſich rein achten durfte. Ihm ſchauderte vor dem Abgrunde — an dem er noch ſtand: vor den Tiefen ſeines Herzens!

In dieſer Angſt beſchloß er, was ihm bey Allwina begegnet war, und er hierauf in ſich noch entdeckt hatte, unverzüglich Henrietten zu offenbaren. Aber ſein guter Geiſt trat zu ihm, lehrte ihn anders; richtete ihn auf.

Nur Biderthalen vertraute er ſein Innerſtes ganz, und beyde wurden Ein Herz und Eine Seele, wie ſie es vorher nie geweſen waren.

Bey jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: es ſtünde mit ſtrahlender Schrift, obgleich ihm nur ſichtbar, an allen ſeinen Wänden geſchrieben: Wer ſich auf ſein Herz verläßt, iſt ein Thor — Richtet nicht!

Henriette ſagte dagegen: ſie läſe auf ihren Wänden, auch mit Strahlen geſchrieben, jenen Spruch des Fenelon:

Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles; aber ſie giebt alles.

Anhang.

I.

* Zu Seite 285.

Biberthal an Woldemar.

den 3ten September.

Es fehlte wenig, mein trauter Lieber, ſo hätteſt Du auf Deinen herrlichen, langen Brief keine Zeile Antwort bekommen. Es läßt ſich auf einen ſolchen Brief *hier* nicht antworten; nur ihn hier *zu leſen* iſt beynah Sünde. Gott bewahre Dich, daß Du je unter dieſe ſchalen, verzerrten, aufgeblaſenen, flitterköpfigen Menſchen geratheſt! Ich habe mir manchmal vorgeſtellt, wie Dir ſeyn würde, wenn Du hier wäreſt, und mirs in Deinem Namen recht grimmig werden laſſen. Die alberne Hoffart und die dumme Aufführung des hieſigen Adels iſt weltkundig. Da ich eine gewiſſe Reputation habe, und verſchiedene Fremde vom erſten Rang uns aufſuchten, ſo wollten die läppiſchen Geſichter wohl ein biſchen freundlich mit uns thun; ſie holten uns an, und luden uns an ihre vornehme Tafel; aber ich habe ſie Dir heimgeſchickt, einmal über das andere! — Daß die Affenart ſich einbilden darf, einem rechtlichen Menſchen eine Ehre erzeigen zu können mit ihrer Compagnie! Sieh, das kann mich erſt grimmig auf ſie machen. Anders! — ich bin ja nicht vom Geſchlecht, und habe unter ihnen nichts zu ſuchen; möchten ſie alſo meinetwegen ruhig ſich begaffen und ihre Purzelbäume ſchlagen! Und ſie ſollten ſehen, es käme mir auf ein Paar Nüſſe für ſie nicht an, wenn ich gerade verſehen wäre.

---

*) Woldemar 1779. S. 149 — 153.

Mit * und *** habe ich mich ſo gut als brouillirt, weil ſie nicht widerſtehen konnten, und ſich von den Fratzen ſchön thun ließen. Männer von verdientem Ruhm ſollten ſich ſo nicht wegwerfen, und von dergleichen Leuten eine Diſtinction annehmen; es ſieht ſonſt ſo aus, als hätt' es wirklich mit dieſen armen Tropfen etwas zu bedeuten, und ſie dürften wohl ſo gut ſeyn und ſich zu einem großen Mann herablaſſen — ihm gnädigſt einmal geſtatten, zu ſeyn, für die Zeit, wie hoch ihres Gleichen. Ich kanns nicht ausſtehen, die Schellenkappe über dem Lorbeer!

Unſere zwey diſtinguirte Herren ſchämen ſich jetzt vor uns, und ſchämen ſich vor einander, und wären ſo gern der Ehre wieder los; zumal da es allmälig bey tauſend Gelegenheiten an den Tag kommt, wie Ihro Gnaden es im Herzen mit ihnen meynen. Es ſieht ſcandalös aus, wie ſie nun da ſtehen, und umher ſchleichen, und, um ſich nicht gar zu proſtituiren, bon gré mal gré die inférieurs ſpielen müſſen; ſie ſinds dermalen auch in der That, und es geſchieht ihnen recht. Darum laſſen wir ſie ſtecken, und laden ſie nie zu unſerer Geſellſchaft, die noch artig genug componirt iſt, wenigſtens aus den beſten Leuten, die hier ſind; wir haben einige ſehr vergnügte Parthieen zuſammen gemacht. — Aber gewiß komme ich nie wieder hieher. Sollte ich noch einmal den Brunnen trinken müſſen, ſo erneuere ich meine Bekanntſchaft mit Spa. — Da möcht' ich einmal von dem allerley vornehmen Volk (denn die Collection iſt hier ſehr vollſtändig!) — da möcht' ich einmal dieß oder das davon hinkommen ſehen. — Himmel! was ſie da für eine Figur machen würden! Denn eigentliche Welt, ächten guten Ton, Lebensart, auch das haben ſie Dir nicht einmal; ſie ſind ungeſchliffen, ungelenk, und im höchſten Grade fad und langweilig. — — Aber womit ich die Zeit verderbe? — Steht es denn nicht ſchon geſchrieben, daß die Erde hervorbringen mußte Vieh, Gewürm und Thier auf Erden, ein jegliches nach ſeiner Art; und daß Gott machte die Thiere auf Erden, ein jegliches nach ſeiner Art, und das Vieh nach ſeiner Art, und allerley Gewürm auf Erden nach ſeiner Art — und daß Gott ſah, daß es gut war? — Haben wir alſo weiter nichts dagegen! hüten uns, und halten uns nur fein reinlich!

Am künftigen Montag geht es, dem Himmel ſey Dank, von hier weg. —

II.

[*] Zu Seite 135.

Zwey Reiſende, Graf R. und Graf G. waren an Dorenburg, Biderthal, und auch an Woldemar von beſter Hand empfohlen. Dieſe Grafen waren Leute von ausnehmenden Eigenſchaften. R. mochte an die funfzig Jahre alt ſeyn; G. etliche dreyßig. Sie beſaßen gründliche Kenntniſſe und hatten ſich auf mancherley Art in der Welt verſucht. An auserleſener Sitte, feinem Anſtande, und geſelliger Gewandheit konnte ſie niemand übertreffen.

Es fiel Biderthal anheim, ihnen die erſte Mahlzeit zu geben. Er verſchob es ein Paar Tage, bis von einer Spazierfahrt auf das Jagdhaus die Rede kam; da bot er ihnen an, vorab Mittag bey ihm zu halten. Er ſagte: „Ich bin nicht darauf eingerichtet, Feſte anzuſtellen; ich kann Ihnen nur auf gut bürgerlich aufwarten: wenn Ihnen das anſteht, ſo machen Sie mir Freude, und ich denke, wir wollen vergnügt zuſammen ſeyn.“ — Die Herren kamen. Das Eſſen beſtand aus einer ſehr mäßigen Anzahl von Schüſſeln, und es wurden ihrer nur wenige auf einmal aufgeſetzt. Man ließ alles gehen ſo gut es mochte, ohne die kleinſte Ungeduld oder die mindeſte Verlegenheit an ſich kommen zu laſſen. — Beym zweyten Auftrage war von Cyperwein die Rede. Der Bediente ſollte eine Flaſche holen und brachte zweymal eine unrechte. „Wollen Sie nicht hingehen, ſagte Biderthal zu Henrietten, und den Burſchen zu recht weiſen?“ — Graf G., für welchen der Cyperwein eigentlich war, wollte aufſpringen und es durchaus nicht leiden; aber Henriette war ſchon vor der Thür. — Biderthal ſelbſt ſtand ein paarmal während der Mahlzeit auf, da gerade kein Bedienter in Bereitſchaft war, um vom Schenktiſch eine Flaſche Wein, Brodt, Löffel oder Meſſer zu langen. Woldemar, wie man ſich vorſtellen kann, war nicht minder bey der Hand. Alles ging leicht und ſchön von ſtatten; das Geſpräch, immer verſchlungener und lebhafter, lief ununterbrochen fort; über jedweden kam ſeine beſte Laune; und wie das zuſammenfloß — war's Entzücken. — — Zuletzt aber begab ſich ein kleiner Aufſtand. Es kam beym Nachtiſch eine eingemachte Ananas auf die Tafel, und war im Huy verzehrt. Graf R. ſchien ein großer Liebhaber von dieſem Eingemachten zu ſeyn. Er beſchuldigte ſeinen Reiſegefährten, er habe ſich das größte Stück ausgeſucht. Dieſer gab ihm die Beſchuldigung zurück, und ſie geriethen in einen ſcherzhaften Wortwechſel, wobey G. ſeinem Gegner vorwarf, er habe einſt zu Mayland die Hälfte einer eingemachten Ananas, ſo groß wie die Melone da, allein verzehrt... — „Du haſt ja noch?“ ſagte Biderthal zu ſeiner Frau, „laß noch eine geben!“ — O gerne, ſagte Luiſe; aber ich muß ſelber geben! denn du weißt, die Haushälterinn . . Indem hatte ſie ihren Stuhl gerückt. R., welcher neben ihr ſaß, hielt ſie an, und flehte, ſie möchte bleiben. — Wenn Sie es als eine Unhöflichkeit anſehen wollen, ſagte Luiſe zu ihm, daß ich die Geſellſchaft auf einen Augenblick verlaſſe, ſo will ich bleiben. Aber lieber befriedigte ich meinen Mann und mich ſelbſt. — Ich bitte, ſiel Biderthal ein, laſſen Sie ſie gehen! Die Weiber dürfen bey uns nicht ſo vornehm und nicht ſo gezwungen ſeyn. Meine Herren, wenn Sie unter uns leben wollen, ſo müſſen Sie ſich zu unſeren Gebräuchen herablaſſen, wir gerathen ſonſt gegenſeitig in Verlegenheit und kommen nicht zuſammen über Weg. — „Geh, Luiſe, geh!“ — Sie verſchwand wie ein Blitz. Die Grafen ſchienen etwas verlegen. Woldemar wendete ſich zu ihnen: „damit Sie uns nicht für wunderlich halten,“ hub er an, „muß ich Ihnen erzählen, daß wir es ehmals verſucht haben, ohne Haushofmeiſter, Kellermeiſter, Tafeldecker und eine hinlängliche Anzahl von Bedienten, das Phänomen aller ihrer Wirkungen hervorzubringen, und dabey gar nicht ſo zu thun als ſey das etwas außerordentliches: aber ohngeachtet aller unſrer Mühe ſah man dennoch, daß wir außer unſerm Gleiſe waren; wir ſchwebten am Rande her voll Angſt oft eine ziemliche Strecke, und plumsten zuletzt auf einmal hinunter, wie ſehr auch war zugepeitſcht worden; hernach, wenn wir geſchwind von neuem überſetzen wollten, warfen wir nicht ſelten gar um und gaben ein ſehr lächerliches Schauſpiel. So haben wir denn beſchloſſen, hinſüro ſtandhaft in unſerm Gleiſe zu verbleiben, und nur überzuſetzen wo wir jemanden aus dem Wege zu fahren genöthiget ſind.“ — Indem kam die niedliche Luiſe, halb außer Athem, wieder herbey geflogen; in der einen Hand noch ihre Schüſſel und in der andern den Teller mit der Ananas, den ſie vor den Grafen hinſetzte, und ſo lieblich lächelnd ausſah, daß alle hätten aufſpringen und ſich ihr zu Füßen ſtürzen mögen. Es wurde auf einen Augenblick ganz ſtill. Alle — ich weiß nicht wie es kam — ſchienen von einer gewiſſen zärtlichen Bewegung ergriffen, als wollten ſie ſich einander die Hände drücken.

---

*) F. H. Jacobi's verm. Schr. 1781 S. 32 — 41.

Die Fahrt nach dem Jagdhauſe gelang über alle Maaßen. Nach der Zurückkunft fragte Biderthal die Grafen, ob ſie zum Nachteſſen bleiben wollten? Luiſe fuhr ein wenig zurück; faßte ſich aber gleich wieder, und ſagte mit Lebhaftigkeit: „nehmen Sie ſich in Acht, meine Herren! Sie werden in April geſchickt.“ — Unſre Reiſende wollten durchaus nicht glauben, daß ſie dabey angeführt ſeyn könnten wenn ſie blieben. Sie erboten ſich, mit ein Paar friſchen Eyern, allenfalls mit Butter und Brodt vorlieb zu nehmen. Biderthal fragte: „wer aber die Schüſſeln zu ſich genommen hätte, die den Mittag unverſehrt wären abgetragen worden?“ — Gut, gut! rief Luiſe mit lachendem Munde: — aber ſo magſt du denn nur hingehen und die Gläſer ſpülen und den Tiſch zurecht machen, denn ich bin gewiß, daß nichts in Bereitſchaft iſt, und die Bedienten haben jetzo noch anderes zu thun. — Wir helfen! ſagte N. Alles, wenn wir nur nicht fort müſſen! — Recht ſo! rief Woldemar; ein Wort ein Mann! Kommen Sie! — Beyde liefen zum Saal hinaus; die ganze Geſellſchaft ihnen nach. Man ſchleppte den Tiſch ins Speiſezimmer, holte Gedecke, Meſſer und Gabeln, Teller, Gläſer, was man brauchte und nicht brauchte. — Die

Bedienten wollten ſich todt lachen, indem ſie mit den Herren und Damen durcheinander liefen, und alle Augenblicke eine Ungeſchicklichkeit gut zu machen hatten.

Da alles fertig war, gings mit fröhlichem Geräuſch wieder hinauf in den Saal. Und nun mußte Graf G. herhalten, weil er ſich bey der Expedition ſehr links bewieſen und manchmal ausgeſehen hatte, als wär' er bang etwas unanſtändiges zu thun. Woldemar konnte das nicht begreifen — von einem Kämmerer, der doch, meynte er, gegen viel andre Dinge abgehärtet ſeyn müßte. — Ja, fügte R. hinzu, und der zwey Jahre bey dem dicken Könige Auguſt von Sachſen Edelknabe geweſen iſt.

Es wurde heimlich Mitternacht, und ſie hätten es gern heimlich Morgen werden laſſen, ſo Jammer ſchien es ihnen miteinander, daß ſie ſchon ſich trennen müßten.

Dieſem Tage folgten ähnliche, und Woldemar hatte gewonnen Spiel. Es bedurfte weiter keiner Predigt; ſeine Freunde fühlten mit Herz, Sinnen und Verſtand den unendlichen Unterſchied zwiſchen eigenthümlichem Glanz und jenem fremden Schimmer, der mit jedem Augenblicke von einem weicht, dem man beſtändig nachlaufen muß, den jeder ins Mittel kommende Gegenſtand uns entzieht. Sie begriffen, daß wenn ſie nur in ihrem eigenen Hauſe zu Hauſe ſeyn, und Herrſchaft behaupten wollten wo ihnen Herrſchaft gebührte, ſie alsdenn Anſehen und Ehre in vollem Maaße genießen würden. Nie wollten ſie wieder die Thorheit begehen, eigenen Grund und Boden auszupachten, um als Knechte darauf zu dienen; nie wieder ihre Glückſeligkeit und ihre Sitten verläugnen; nie mit all ihrem Golde — nur übergolden; — aus einem vollſtändigen Wamms einen armſeligen Rock, aus einem Rock einen Talar erkünſteln, ſondern das Wamms tragen oder verſchenken als Wamms, und den Rock als Rock. . . .

Die Grafen hatten ſich nur wenige Tage zu B. aufhalten wollen, und konnten nunmehr nach ſechs Wochen noch nicht aus der Stelle. Alles was ſie ehmals angezogen hatte, vermochte jetzo nicht den Reiz aufzulöſen, der ſie feſt hielt. Ihr Wohlgefallen an den Hornichs, ihre Hochachtung gegen ſie, war Bewunderung und Ehrfurcht geworden. Sie hatten eine neue Verſchiedenheit der Stände kennen gelernt, nach welcher ſie lange nicht vom erſten Rang waren. G. konnte ſich zuweilen des Lachens nicht enthalten, wenn ihm der goldne Stern auf der Bruſt ſeines Freundes in die Augen fiel, und zugleich deſſelben betroffene beynah demüthige Miene, die ihm noch kein König aufgedrückt hatte. Beyde verglichen was Könige beſitzen und zu geben haben, mit dem was derjenige genießt und mittheilen kann, der dem Glücke ſelbſt im Schooße ſitzt, der Günſtling der unerſchöpflichen Natur, der nächſte an ihrem Thron. — Ihren Abſtand davon erblickten ſie mit Beſchämung; — wie ſie die Gaben der Allgenugſamen erſt aus der dritten, vierten Hand empfingen, ſo kümmerlich, und ſie ſelber kaum von Angeſicht kennten ...

Nichts kann rührender ſeyn, als dieſe Männer, wie ſie alſo in dieſem Kreiſe ſtanden; als dieſer Kreis, wie er dieſe Männer alſo umſchloß. Von beyden Seiten gingen die wichtigſten Offenbarungen gegen einander aus, die lebendigſten Erkenntniſſe, die wärmſten Beherzigungen ... Wer kann eine reiche Saat, Halm vor Halm beſchreiben, Korn vor Korn, — und wer möchte ſie nur ſo betrachten? — Ueberſchaue von der nächſten Höhe das Feld, und horche dem Liſpel der wallenden Aehren!

Trennung mußte endlich doch erfolgen; aber ſie fühlten ſich verbunden auf ewig, und ſchieden getroſt.

Dieß geſchah den letzten Herbſt vor Woldemars Verlobung. Mancherley Umſtände kamen damals zuſammen, die Geſchwiſter noch enger mit einander zu verbrüdern; ihrer gegenſeitigen Liebe — Freude und Wohlgefallen aneinander, einen ausnehmenden Grad der Höhe zu geben. Der größte Theil ihres weitern Umgangs wurde ihnen nun vollends ſchal, vieles in ihrer bisherigen Lebensart ganz und gar unerträglich; ſie fingen an über die Bedenklichkeiten zu ſpotten, welche ihre Befreyung aufgehalten hatten, und räumten ſie nach einander aus dem Wege.

III.

*Zu Seite 139.

Bey der Verwandlung die in dem Innern ſeiner Familie gegenwärtig vorging etwas ähnliches zu beſorgen, war ihm nicht in den Sinn gekommen; er dachte nur an Rückfall, etwa an Ausſchweifung auf Nebenwege; nicht an Uebertreibung. — Vielleicht möchte Dorenburg nunmehr die Bedienung annehmen, die ihm mehrmals war angetragen worden; ſie war anſehnlich, und er konnte ſie, nach der Verfaſſung zu B—, neben ſeinem Gewerbe bekleiden; nur legte ſie mancherley Zwang auf, welcher mit ſeiner vorhergehenden Lebensart ſich nicht vertrug, bey der gegenwärtigen aber ſehr leidlich ſcheinen konnte: — Vielleicht würde Biderthal aus ſeinen Erfahrungen in der Chemie, aus ſeinen Beobachtungen in der Naturgeſchichte, aus ſeinen erworbenen Kunſtkenntniſſen, irgend ein Buch hervortreiben wollen; er hatte mehrmals die Luſt dazu geäußert: — Vielleicht ergäben ſich die Weiber ernſtlicher dem Leſen, wollten ihr bekanntes feines Urtheil mehr ſichern, ihre Kenntniſſe vervollkommnen, — den Thurm zu Babel vollenden. Gegen alles dieſes ſetzte er ſich demnach kräftig zur Wehr. Bey Dorenburg ſchien ihm die Gefahr am dringendſten, und die ärgſte zugleich. Der Angſtſchweiß brach ihm aus, wenn er von dem Unglück zu reden kam, womit derſelbe bedroht ſey: — „Lieber!“ ſagte Woldemar zu ihm, „Du weißt

---

*) F. H. Jacobi's verm. Schr. 1781. S. 45 — 52.

nicht was das heißt, mit zwölf, funfzehn Menſchen, einer ſchlechter als der andre, ein Ganzes auszumachen; mit ihnen zu rathſchlagen und zu handeln; in einem beſtändigen Wechſel von Unterricht, Oberhand und Unterwerfung zu ſtehen: man muß von Jugend auf dazu gewöhnt, dazu angelernt — oder mit einem ausnehmenden Pflegma begabt ſeyn, um es auszuhalten. Sich in der Abſicht dazu verſtehen, daß mehr Gutes geſchehe, oder weniger Böſes, iſt Thorheit; gerade das Gegentheil kommt dabey heraus. In einer Geſellſchaft von Dummköpfen und Schurken wird noch oft das Gute zugelaſſen, weil ihm nichts entgegen ſteht, manchmal ſogar gefördert, wenn es durch angemeſſene Mittel ſich annehmlich macht: aber nicht ſobald iſt ein rechtſchaffener geiſtvoller Mann in ihre Mitte getreten, als jeder Dummkopf ein zwiefacher Dummkopf, und jeder Schurke ein doppelter Schurke wird; alle nur Ein Herz und Eine Seele wider den Beſſern; alle mit einander vereiniget zu einem wahren vollkommenen Reich der Finſterniß und des Argen. Das Gute wird nun ohne Unterſchied verhindert, weil es der angefeindete Mann unabläſſig will, weil man es als ſeine eigene Sache anſieht; alle Rechtſchaffene werden verfolgt, weil ſie mit ihm entweder in wirklicher Verbindung ſtehen, oder — in möglicher, — weil man ſie als heimlich von ſeiner Parthey betrachtet; alle ſchlechte Leute beſchützt und hervorgezogen, weil ſie entweder ſchon deſſelben Feinde ſind, oder man ſie doch alle Tage dazu machen kann. — Allemal — wenn Gutes nur hinzugethan wird zu Böſem, und nicht in gehörigem

Maaße um das Böſe zu überwältigen, ſo kann es nichts als Uebel ärger machen. — — In deinem Fall, lieber Dorenburg, iſt noch etwas beſonders zu erwägen, das du vielleicht als nichtsbedeutend anſiehſt, und es wahrhaftig keinesweges iſt. — Lieber, du wirſt viel mit Rechtsgelehrten zu ſchaffen haben, und du biſt keiner. — Da ich zu der Innung gehöre, da meine wohl erworbene Meiſterſchaft von niemand beſtritten wird, ſo darf ich von der Sache reden. Sieh, ehrlicher Freund, es giebt nichts was dem Menſchen alles Menſchliche ſo auszieht; Gefühl und Verſtand ſo ganz in ihm ertödtet, — als die iſolierte Rechtswiſſenſchaft: und, ich ſchwöre dir, mehr als elende ſinnloſe juriſtiſche Schulfüchſerey iſt hier *) nicht in den Leuten; — ſie haben dir, Gott weiß! doch nicht die mindeſte Einſicht in Staatsverwaltung; nicht einen Funken wahre Philoſophie; nicht ein Schärflein ächten Witzes; — Kenntniß der Welt, der Geſchichte — Literatur? — kein Auge voll! — Nichts, nichts! — die bloße, platte, leere Juriſterey. — Und was ſich die Schöpſe von Pedanten darauf einbilden daß ſie keinen Menſchenverſtand mehr haben, das iſt entſetzlich! — Satzungen, und Formalitäten — da allein das, nicht geſunde Vernunft in foro zur Sache thut, ſo ſind Satzungen und Forma-

---

*) Einige haben dieſes offenbar Locale, Hypothetiſche, individuelle Urtheil, als gegen einen der ehrwürdigſten Stände der Geſellſchaft überhaupt gerichtet anſehen wollen. Ich weiß hierauf nichts anders zu ſagen, als daß ich nicht begreife, wie man das konnte.

litäten ihnen allein ehrwürdig, und ſie lernen geſunde Vernunft für nichts achten. Mit dem Weſentlich-Gerechten, mit dem Billigen, geht es ihnen eben ſo; ſie lachen darüber; lachen dich aus, daß du ſo albern und unwiſſend biſt, und meynſt damit wär' etwas gethan. — Kömmſt du ihnen mit höheren Grundſätzen, als: Wohlfahrt des Staats; Glückſeligkeit der Bürger; Intereſſe der Menſchheit: ſo würdigen ſie nicht dich anzuhören; das iſt ihnen Wiſchiwaſchi für müſſige Leute; armſelige Kinderey; es wird ihnen übel davon; ſie ſcharren und ziſchen . . . Kurz, ehrlicher Freund, lieber Bruder Dorenburg, du ertrügſt es nicht; gingeſt vor Aerger, Ekel und Abſcheu zu Grunde.

Seines Bruders Grille griff er, insbeſondre, nicht mit dieſer Heftigkeit an; aber bey jeder Gelegenheit ſuchte er den Satz ins Licht zu ſtellen: daß alle wahre Freude jedes Studiums dahin ſey, ſobald man Sinn darin bekomme, ſein Wiſſen auszukramen.

Gemeiniglich wendete er ſich dann an alle zugleich, Männer und Weiber, um ihnen Naivetät des Herzens überhaupt anzupreiſen. Sie ſollten prüfen was ihnen wohl thue, und, ſoviel möglich, es unmittelbar von der Natur nehmen; nicht bey Vorkäufern, nicht in Trödelbuden, ſondern neu, friſch und unverfälſcht. Der Mißbrauch den verſchiedne Leute von Dichtern und andern Künſtlern im Schönen machen, daß ſie von unmittelbarem Selbſtgenuß ſich entwöhnen, in der wirklichen Natur bloß ihren Schatten wieder ſuchen, bloß ihre Schilderung betrachten, die große Welt — zerſtückt in einem Guckkaſten, und ſogar ihren unendlichen Urheber auch — dieſer Mißbrauch war ihm ein Gräuel. — Ein noch ärgerer Gräuel verſchiedene dieſer Schriftſteller ſelbſt, Dichter und Schöngeiſter, die Erd und Himmel nur als Materialien anſehen, Rahmen um ihr werthes Bildniß daraus zu ſchnitzeln; die nur herumgehen und ausſuchen in der Natur, was ſich davon zu Papier bringen läßt; anders nichts ihrer Mühe werth achten, und wär' es ſchön und herrlich über alles; denen vielleicht der rührendſte Auftritt in der Schöpfung verhaßt wurde, weil ein anderer ſie in deſſelben Darſtellung übertraf....

„Wie in Einen, ſo im Andern!" ſagte Woldemar; „man ſoll werden laſſen die Dinge — aus ihren Urſachen, und in der Reihe wie ſie Gott aneinander gekettet hat. Wem in Umſtänden die es erheiſchen, ſein Muth Heldenthaten gebeut — der iſt zum höchſten Genuß der Menſchheit berufen — zu Heldenluſt und Heldenehre: wen aber, nur berauſcht von heroiſchen Dingen, aus bloßer Luſt ein Held zu ſeyn, nach — Heldenthaten lüſtet, — der iſt auf dem Wege, wahrſcheinlich — ein Narr — oder ein Ungeheuer zu werden. — — Jedes Beſtreben, eine Wirkung hervorzubringen wovon die Urſache nicht vorhanden, — iſt Abfall vom höchſten Weſen, Beſchwörung hölliſcher Mächte, eigentliche Zauberey. — Dann lernen wir, ohne Gefühl des Schönen, ohne Luſt daran, es begehren und verfolgen; — Genuß ſuchen und Genuß erhaſchen, ohne Bedürfniß; — Lob erjagen, ohne Verdienſt; Ruhm, ohne Tugend; — lernen Menſchenliebe hegen, Gutes thun und an Gutem uns erfreuen, ohne Güte, ohne Rechtſchaffenheit; — zu vereinigen mit den niedrigſten Lüſten die edelſten Gefühle, — Wonne der Himmel mit Verbrechen und Selbſtverachtung, — innerliche Ruhe, Heiterkeit, Triumph, mit den tiefſten Schlangenſtichen des Gewiſſens, — — zu ſeyn hie und da das erhabenſte Weſen, — und das verworfenſte dennoch immer, — ein Teufel und ein Gott!

So wehte täglich aus Woldemars innerſten Gefühlen die Liebe Flammen hervor, die, was ſie ergriffen verzehrten, oder — wenigſtens anloderten und überbrannten.

IV.

* Zu Seite 215.

Henriette ſprang auf, faßte Woldemars Hand, drückte ſie an ihr Herz, und küßte ſie. Nach einem kurzen Stillſchweigen, brachte Dorenburg die Frage vor, die ihm und Biderthalen ſchon ſo lange auf der Zunge geſchwebt hatte: warum, wenn ein Pythagoras, ein Socrates, ein Zeno ſo viel gewirkt hätte, alle dieſe Philoſophen zuſammen mit ihren Schülern und Nachfolgern jetzt ſo wenig wirkten?

Sie wirken noch immer, ſagte Woldemar, aber freylich auf eine ziemlich unſichtbare Weiſe. Jene Alten ſelber hören und verſtehen wir nur wenig, und ihre Nachfolger in unſern Tagen ſind mehrentheils falſche Propheten, deren Weisheit je länger je mehr zu einem Handwerk, und zugleich zu einer brodtloſen Kunſt geworden, ohngefähr wie Seiltanzen und Luftſpringen, wo es den Schauſpielern hauptſächlich um den Einlaß, und hernach um das Geklatſche zu thun iſt. Daß wir faſt durchgängig nur deswegen etwas lernen, damit wir bey Gelegenheit zu zeigen im Stande ſind daß wir etwas wiſſen, dieſes ſieht man ſehr deutlich ſelbſt aus unſeren Methoden, die ganz darauf berechnet ſind. Studium iſt kahle Lernerey geworden, unſere Seele ein bloßer Paradeplatz oder eine feile Krambude. Allein,

---

*) F. H. Jacobis verm. Schr. 1781. S. 131 — 142.

Urſache iſt dieß alles nicht ſowohl als Folge. Die eigentliche Urſache iſt, daß wir verſtockt, dumm und taub ſind; daß ſich Herz und Verſtand bey uns auf die entſetzlichſte Weiſe verfinſtert haben. Wie und welcher Geſtalt? habt ihr ſelbſt vorhin ſehr gut entwickelt, und indem ich von der Entſtehung des modernen Epikureismus ſprach, habe ich auch das meinige hinzuzufügen nicht unterlaſſen. Wiederholt euch das, aber erinnert euch zugleich, was ich von meiner Hoffnung hinzu fügte, daß neues Licht und neues Leben im Anbruche ſey. Dann erſt, aber dann auch gewiß, wird alles was zur Veredlung des Menſchen jemals gewirkt hat, wieder hervorkommen, ſich vereinigen, und in eine Form zuſammen fließen, die alle geweſene an Würde, Schönheit und Dauer — o, wie weit übertreffen wird!

Wie, um Gotteswillen, ſollte das zugehen? rief Biderthal aus; ſo ganz zuwider dem jetzigen Lauf der Dinge, da der Fortgang unſerer Verfeinerung . . .

Du verwechſelſt wieder, ſagte Woldemar. Verfeinerung unſerer Sinnlichkeit ſoll und wird es freylich nicht bewirken, ſondern Aufklärung des Verſtandes, allgemeine Erleuchtung. Von jener habe ich ja ſelbſt behauptet, daß ſie den Menſchen immer thieriſcher mache, ihn um ſeinen geſunden Verſtand, ſeine geſunden Gefühle, ſein geſundes Herz — um Gott und um Tugend bringe. Das Elend, die Verzweiflung die hierauf folge, hab ich geſagt, ſey ein Tod durch den wir in ein neues Leben auferſtehen werden. Beſinnt euch, und laßt mich endigen.

Das hauptſächlichſte, ſo wir eingebüßt, ſind Empfindungen und Neigungen, die gewiß nicht ausbleiben, wenn nur ihre Gegenſtände wiederkommen. Hingegen haben wir gewonnen, wozu Jahrtauſende von Erfahrung und Uebung nöthig waren. Verdunkelte Wahrheiten, Erkenntniße, Grundſätze, werden um ſo heller wieder hervorgehen, da eine Menge von Irrthümern und Unglücksſchwangern Grillen, womit ſie ehedem vermiſchet waren, vertilgt ſind. Von den Tugenden läßt ſich das nehmliche behaupten. Verſchiedene Laſter ſind verſchwunden, vermuthlich auf immer, und es ſind edle, milde, billige, wohlthätige Geſinnungen gäng und gebe geworden, welche ehemals nicht im Schwange waren; wir ſind der Rechtſchaffenheit im Grunde näher. Auch unſre allgemeine Menſchenliebe, die man ſo lächerlich zu machen ſucht, iſt kein ganz leeres Ding. So wie Familien ſich in verwandte Haufen, verwandte Haufen in Dörfer, Dörfer in Städte, Städte in Völkerſchaften, Völkerſchaften in große Nationen, Nationen — in die ganze Welt ausgebreitet haben: ſo haben ſich auch die Gefühle, Neigungen und Ideen ausgebreitet, und unſer Intereſſe hat wirklich und wahrhaftig eine Richtung auf das Ganze bekommen. Ein Menſch iſt als Menſch dem andern jetzt unendlich mehr als er ihm ehemals war. — Wenn man den geringen Antrieb erwägt, den die Tugend in unſerm Jahrhundert hat, ſo muß man über die Anzahl würdiger Menſchen die noch angetroffen werden, und über die Menge von ſchönen und guten Handlungen die man erfährt, in der That erſtaunen. Ich kann einzelne Beyſpiele in dieſem Fall nicht leiden, aber an das Verhalten der Franzöſiſchen Parlamente vor einigen Jahren muß ich doch erinnern. Man vergleiche die Aufführung dieſer Geſellſchaften mit der Aufführung des Römiſchen Senats unter den Kaiſern. Kurz, ich bin meines Theils überzeugt, daß keine Tugend jemals auf der Welt geweſen iſt, die nicht noch hier und da, auch in unſern Tagen lebendig vorhanden wäre. Jedes ächte menſchliche Gefühl liegt dem Menſchen ſo nah, jeder guter Geiſt iſt ſo willig ſich eine Stätte in ihm zu bereiten, und ihm ein treuer Gaſt zu *werden*! Alſo noch einmal, meine Freunde, uns laßt getroſt ſeyn und voran wandeln. Ob ich lieber in Zeiten gelebt haben möchte, wo ich vielleicht — ein *Abraham* hätte ſeyn können, oder ein *Herkules*, oder ein *Achilles*, *Cleomenes*, *Scipio*, *Herrmann*, *Götz* oder *Sickingen*, davon iſt nicht die Frage; das will ich, und das kann ich nicht unterſuchen. Aber das weiß ich, *daß ich allein auf dem Platz, wo ich mich befinde, meines Daſeyns in der That und in der Wahrheit froh werden kann, und daß ich kein Traumwandler ſeyn mag.* Voran alſo! Wenn es ſchon hundertmal wahr iſt, daß phyſiſches Intereſſe die Seele unſers Jahrhunderts iſt, wir ſind dennoch auf gutem Wege. Aus dem wohlerkannten und wohlbeſorgten *phyſiſchen* Intereſſe ergiebt ſich das *moraliſche* von ſelbſt; Erde ſcheint gen Himmel, wie Himmel auf Erde, beyde fließen in einander. Was die höchſte phyſiſche Wohlfahrt gebiert, läßt ſich unwiderleglich darthun, und ihre Grundſätze ſind wirklich zu einer Klarheit gediehen, die nicht lange ohne Folgen bleiben kann. Der Türgots werden mehr kommen und man wird ſie nicht alle ſtürzen....

Stimme der Wahrheit — nicht mehr einſam an den Enden der Erde nur; die am goldenen *Throne* wiederhallt, daß es hinab dröhnt zu ſeinen Füßen und die Stelle bebt — Du vermagſt auch die Herzen der Könige zu durchdringen!

Sie wird immer näher und gewaltiger kommen, und mit jenem *nothwendigen* Geſetze unwandelbarer Gerechtigkeit, welches alle *willkührliche* Geſetze aufhebt und vertilgt, allgemeinen freyen Gehorſam zu Wege bringen *).

So müße, was von Sparta geſagt worden iſt: das Laſter ſey daſelbſt *unmöglich* und die Tugend *nothwendig* geweſen, in einem höheren Sinne bey uns eintreffen.

---

*) Leute von richtigem Urtheil, ſagt ein berühmter Schriftſteller, laßen ſich am willigſten regieren; aber niemand haßt auch mehr als ſie Gewaltthätigkeit und Knechtſchaft. Schaffet aufgeklärte Völker dem Monarchen; laßet ewig Dumme dem Deſpoten.

Und davor brauchen wir uns nicht zu fürchten, daß wir vor lauter Gerechtigkeit und Ordnung werden dumm, feig und ſeellos werden, vor lauter Glückſeligkeit unglücklich. Die Endlichkeit unſerer Natur, die Unvollkommenheiten der Welt, laſſen ſich nicht überwinden, ihre weſentlichen Mängel nicht erſetzen; wir werden immer genug zu wachen und zu wirken haben. Ueberhaupt muß man Gott hiefür ſorgen laſſen, und es iſt Raſerey für den Teufel ſorgen zu wollen.

Es will mir das Herz zerreißen, wenn ich Menſchen ſo unachtſam auf das Elend ſehe das ſie umgiebt, wenn ich ſie über Hunger, Blöße, Krankheit, Peſtilenz und Krieg wegräſonniren höre, als ob es Kleinigkeiten wären; Kleinigkeiten das, wovon dem gegenwärtigen Gefühl irgend einen geringen Theil nur eine Viertelſtunde lang zu ertragen, oft unmöglich ſcheint. — Laſſet das fern von uns ſeyn, meine Freunde! Den wirklichen Drangſalen unſerer Zeit, denen die jeder fühlt, die jeder von ſich abwerfen möchte, und die Millionen unſerer Mitbrüder ſo unerträglich ängſtigen, daß ſie ſich krümmen und verzweifeln — denen laßt uns entgegen arbeiten! Laßt uns denen Tugenden, die wir empfinden, die wir erfahren und kennen, die ſich heute, zu dieſer Stunde anwenden laſſen, aus allen Kräften nachjagen. — Gewiß und wahrhaftig, meine Freunde, was, ſo weit hergeholt, von Tugend und Glückſeligkeit geſchwärmt und erſonnen wird — es iſt ſchwankend, träumeriſch! Die Leute, weiß Gott! glauben ſich ſelber nicht, zweifeln und zagen wenigſtens alle Augenblicke;

fahren auf, und wiſſen nicht wo ſie ſind, bey jedem etwas ſtarken Anſtoß. — — Aber Segen und Dank dem Edeln, den dieſes nicht trifft, und der — (träf' es ihn denn auch zum Theil) irgend ein ächtes, menſchliches Gefühl das ſchlummerte, wieder aufweckt, oder, wills entſchlüpfen, zurück ruft; — Preis und Ehre der ahndungsvollen Seele, welche des Sichtbaren vergeſſen kann, um zu leben im Unſichtbaren; die ſich hingiebt und wegwirft für dieſe Zeit, aus ſo hoher göttlicher Liebe — Unſterblichkeit ihr zum Lohn und Palmen der Ewigkeit!

In allen Buchhandlungen ſind zu haben:

Vertraute Briefe
über
Bücher und Welt.
Von
Friedrich Köppen.

8. Leipzig bey Gerhard Fleiſcher 1820.

Preis 2 Thlr.

Der bekannte Verfaſſer hat in dieſen Briefen vielerley Gegenſtände berührt, welche unſerer Zeit nahe liegen, z. B. die chriſtliche und unchriſtliche Philoſophie, in Bezug auf die neuern theologiſchen und philoſophiſchen Parteyen, den Myſticismus, Pietismus, Separatismus, Spanien und ſeine Inquiſition, das Mittelalter, die Behandlung der Moralphiloſophie, Friedrich Heinrich Jacobi's Leben und Charakter, die Geſchichtſchreibung und deren Styl bei andern Völkern und bei den Deutſchen. Weil die Briefe urſprünglich an einen Freund gerichtet wurden, erklärt der Verf. dem Leſer in dem Vorbericht, ſey manches Einſeitige, aber auch Friſche darin geblieben, ſeyen Sachen und Menſchen mit Namen genannt, gebe Lob und Tadel gerade heraus, was er ſelber liebe, und das Publikum vielleicht mit ihm. Auch ſey überhaupt die Einſeitigkeit, Raſchheit, Offenheit vertrauter Mittheilung ſo ſchlimm nicht, und könne das eigene Urtheil des Leſers anfriſchen; was man aber liebe, ſolle man loben. Wir empfehlen daher dieſes Werk gebildeten und denkenden Leſern.

Pindarus Werke,

Urſchrift, Ueberſetzung in den pindariſchen Versmaßen und Erläuterungen

von

Friedrich Thierſch.

Zwei Theile. gr. 8.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher 1820.

Preis 5 Thlr. 12 Gr.

Die unterzeichnete Verlagshandlung kündigt hiermit die Vollendung eines Werks an, in welchem der erhabenſte und ſchwierigſte lyriſche Dichter der Griechen zum erſtenmale vollſtändig, ſelbſt die Bruchſtücke nicht ausgenommen, in ſeinen urſprünglichen Versmaßen deutſch überſetzt worden iſt. Außer der Ueberſetzung ſelbſt, die bei der möglichſten Treue ſich beſtrebt, die Schranken des in der deutſchen Sprache Zuläſſigen nicht zu überſchreiten, übrigens aber das Urbild ſo unverfälſcht als möglich wieder zu geben, enthalten die beiden Bände, den griechiſchen Text, mit Benutzung der neueſten Bearbeitungen und nach des Verfaſſers eigenen Anſichten angeordnet, die vollſtändige Anzeige alles deſſen, was im Texte und von wem es geändert worden, erläuternde Anmerkungen zu der Ueberſetzung, eine ausführliche Einleitung über griechiſche Muſik und Rythmik in Bezug auf Pindarus, über Beſtimmung und Veranlaſſung der pindariſchen Geſänge, ihre Darſtellung durch den Chor und die Einrichtung deſſelben, über ihre Stoffe und die Behandlung derſelben, endlich über ihr Verhältniß zur Tragödie, beſonders zu der lyriſchen der Dorer, wobei eine Unterſuchung über den Urſprung der dramatiſchen Poeſie in Attika und zu Sikyon und über die Verbindung beider Gattungen zur attiſchen Tragödie eingeſchaltet wird. Den Beſchluß macht die Beſtimmung der chronologiſchen Folge, in welcher die Gedichte des Pindarus nach einander entſtanden ſind. Die Verlagshandlung glaubt ihrerſeits nichts verſäumt zu haben, um einem Werke, deſſen Erſcheinung nicht nur dem Philologen und Alterthumsforſcher, ſondern auch jedem Freunde ächter und wahrer Poeſie angenehm ſeyn dürfte, den erwünſchten Eingang zu verſchaffen.

Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Sechſter und letzter Band.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher.
1825.

Kö. Bibl. Acad. Land.

Universitäts- München Bibliothek

Vorbericht.

Dieſen letzten Band der Werke F. H. Jacobi's eröffnet eine ſeiner letzten Arbeiten, die **Rede**, mit welcher die Einſetzung der neugebildeten Akademie der Wiſſenſchaften zu München im Jahre 1807 von ihm gefeiert wurde. Sie iſt hier mit den Abänderungen, die er ſelbſt angegeben hat, abgedruckt. Er hatte ſie noch mehr abkürzen wollen, ließ es aber, auf die Vorſtellung jenes Freundes, deſſen er Th. 2. S. 328 gedenkt, bei wenigen Auslaſſungen bewenden.

Auch das zweite Stück, die **Vorrede zu dem überflüſſigen Taſchenbuche**, erſcheint hier ſo, wie es von Jacobi für den neuen Abdruck bereit gehalten war.

Das **Schreiben an Schloſſer über ſeine Fortſetzung des platoniſchen Gaſtmales** hatte er zum Drucke zwar beſtimmt, aber, weil es unvollendet war, nicht darein gegeben. Aus der Sammlung ſeiner

Werke hat man es aber um ſo weniger geglaubt ausſchließen zu dürfen, als es durch den Beſitzer einer Abſchrift bereits in das Publicum gekommen war. Die Bruchſtücke zur Fortſetzung würden reichlicher ſeyn, wenn nicht Jacobi einem guten Theile derſelben eine andere Stelle (in der Beilage C des Buches von den göttlichen Dingen) angewieſen hätte.

Von den **fliegenden Blättern** iſt die erſte Abtheilung unverändert, wie Jacobi ſie in dem Taſchenbuche Minerva gegeben hat, abgedruckt. Aus der zweiten und dritten, welche der Unterzeichnete in andere Jahrgänge deſſelben Taſchenbuches hat einrücken laſſen, ſind nur wenige Sätze hier ausgelaſſen worden, weil ſie aus Briefen genommen waren, die nun in **Jacobi's auserleſenem Briefwechſel** erſcheinen. Die vierte Abtheilung umfaßt alles übrige, was nach wiederholtem ſorgfältigem Durchforſchen der Jacobi'ſchen Papiere geeignet befunden worden iſt, dieſen Blättern angereiht zu werden. Zwar enthielten jene Papiere, wie zu erwarten war, viel mehr dieſer Art; allein der Herausgeber machte ſich zum Geſetz der Auswahl, alles zu übergehen, was mit Stellen in Jacobi's Werken im weſentlichen gleichlautend erſchien.

Nun folgen die zwei Aufſätze, mit welchen Jacobi im deutſchen Merkur 1773 ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begonnen hat. Von der Abhandlung über die thieriſchen Kunſttriebe ſprach er immer mit einer gewiſſen Zuneigung, und von den Briefen über de Pauw's Unterſuchungen hielt er wenigſtens den letzten für erhaltenswerth.

Die politiſche Rhapſodie ließ Jacobi, während ſeines erſten Aufenthalts zu München 1779, in den baieriſchen Beiträgen zur Litteratur erſcheinen. Die erſte Abtheilung iſt der Eingang eines Berichts, den er einige Jahre zuvor, in Folge eines ihm ertheilten Auftrages, über die Gewerbsverhältniſſe der Herzogthümer Jülich und Berg an das kurpfälziſche Miniſterium erſtattet hatte. In der andern ſtellte er einen Theil der in Deutſchland damals noch wenig bekannten Lehre Adam Smith's dem Aberglauben entgegen, der ſo viel Geld als möglich in das Land zu ziehen und ſo wenig Geld als möglich hinausgehen zu laſſen für das Höchſte achtet. Jacobi hat die Aufnahme dieſer Rhapſodie in die Sammlung ſeiner Werke nur auf die Fürſprache ſeines Freundes Dohm geſtattet, der, als wir ſie bei ſeinem letzten Beſuche im Jahre 1817 laſen, großes Gefallen daran fand.

Die Abhandlung über Recht und Gewalt gegen Wieland iſt zwar unvollendet; (Jacobi wurde durch die grobe Verunſtaltung, welche ſie in einem höchſt nachläſſigen Abdrucke im deutſchen Muſeum 1781 erlitt, ſo erzürnt, daß er die Fortſetzung verweigerte;) indeſſen hat ſie ihre Ergänzung durch die Schrift: Etwas das Leſſing geſagt hat, erhalten.

Alexis endlich wurde von Jacobi wegen der Beſtimmtheit und Deutlichkeit, wodurch er ſeiner Uebertragung entſchiedene, von Hemſterhuis ſelbſt lebhaft anerkannte Vorzüge vor der Urſchrift gegeben hatte, als ein eigenes Werk geachtet und war deswegen von ihm ſelbſt zur Aufnahme in dieſe Sammlung beſtimmt.

München, den 4ten September 1824.

Friedrich Roth.

Ueber
gelehrte Geſellſchaften,
ihren
Geiſt und Zweck.

Geleſen
bei der feierlichen Erneuung
der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu
München 1807.

E pur si move!
Galilei.

Die älteſten der in Europa berühmt gewordenen Akademien ſind aus freiwilligen Verbindungen wiſſenſchaftlicher Männer, die eine gleiche Begierde nach Erkenntniſſen gegenſeitig anzog, entſtanden. Wachsthum der Wiſſenſchaft, deſſen Beförderung durch gegenſeitige Hülfleiſtung, durch Geſamtfleiß und freundſchaftlichen Wetteifer, war der Zweck ihres Bundes.

Einem ſolchen reinen und kräftigen Urſprunge mußte der Erfolg zuſagen. Er übertraf jede Erwartung; wurde ruchtbar; warf einen überraſchenden Glanz weit in die Ferne.

Dieſer Glanz reizte und erweckte die Nachahmungsſucht. Sie wollte Aehnliches erſchaffen; wollte erkünſteln, was ſich am wenigſten erkünſteln läßt, den Geiſt der Nachforſchung, zumal der *Erfindung*; und dabei wohl entrathen jener heiligen Flamme, welche die Gemüther entzündet, daß ſie nach der Erkenntniß des Wahren und nach Tugend, nach Wiſſenſchaft und Weisheit, als nach letzten und höchſten Zwecken, die ſich keinem andern Zwecke unterordnen laſſen, feurig ſtreben, unabläſſig ringen. Die Nachahmungsſucht hatte andere Zwecke, die ihr die höheren waren, und denen Wiſſenſchaft und Weisheit nur dienlich werden, ihnen einzig zu gefallen leben ſollten. — Dieſes hieß die Weisheit in Thorheit verwandeln und der Wiſſenſchaft das eigene Leben rauben — ſie von ihrer Wurzel trennen wollen, damit ſie auf einer fremden beliebige Früchte triebe.

Es erfolgte, was erfolgen mußte. Doch gelang hie und da die Nachahmung noch täuſchend genug, und brachte ſogar, mitunter, Löbliches zum Vorſchein. Nur keinen wahrhaften Baum der Erkenntniß und des Lebens. Was entſtand, waren dem chemiſchen Silber- oder Dianenbaume ähnliche Gewächſe, wunderſam genug, oft auch lieblich anzuſchauen; nur daß inneres Leben gebrach und Fortpflanzungskraft.

Die Baieriſche Akademie der Wiſſenſchaften, obgleich eine der ſpäter entſtandenen, ja die jüngſte von allen, darf ſich dennoch rühmen, an Reinheit des Urſprunges jenen älteren gleich zu ſeyn. Sie ward gegründet in der Stille von zwei edlen Männern, den Herren von Linbrun und Lori. Dieſe faßten den Entſchluß, in München eine gelehrte Geſellſchaft zu errichten, zu welcher nicht nur in Baiern, ſondern auch im ganzen Süddeutſchland, die beſten Köpfe gezogen werden ſollten. Sie waren angetrieben worden zu dieſem Entſchluſſe durch ernſthafte Betrachtungen über den unverhältnißmäßigen Zuſtand der Wiſſenſchaften, der Künſte, der Geiſteskultur überhaupt im nördlichen und ſüdlichen Deutſchland, und über die Wirkungen der ſich hier offenbarenden Verſchiedenheit: wie nämlich das Fortrücken der einen, und das Zurückbleiben der anderen ſich in dem ganzen geſellſchaftlichen Zuſtande der jene und dieſe Gegend bewohnenden Völker auffallend abbilde, und mit jedem Tage ſichtbarer und fühlbarer werde. Wie dieſe Verſchiedenheit beſchaffen war, findet ſich im erſten Theil der Geſchichte der Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, von Lorenz Weſtenrieder, Seite 3 bis 9, mit Treue und Wahrheit geſchildert.

Der verdienſtvolle akademiſche Geſchichtſchreiber fügt dieſer Schilderung folgende wichtige Bemerkung bei: „Länger konnte und ſollte es nicht „mehr ſo bleiben. Wenn benachbarte Nationen an „nützlichen und bildenden Kenntniſſen, an Geſchick„lichkeiten und Anſtalten, welche geiſtreich, wohl„habend, ſtark und in der Folge reich an inneren „Hülfsmitteln, und ſicher in allen Lagen und Vor„fällen machen, mächtig vorrücken, ſo können an„dere, welche mit jenen in Verhältniſſen ſtehen, oder „in ſolche kommen können, nicht zurück bleiben, „ohne aus dem Gleichgewicht zu ſinken, und gegen „die Aufnahme des Wohlſtandes, welcher ſich in „einem wohlgeordneten Staate nothwendig einfin„den muß, mit Unehre zu verlieren. Einzelnen Män„nern Süddeutſchlands hatte, was in dem nördli„chen vorging, nicht verborgen bleiben können, und „es kam nur darauf an, welches von den Ländern „Süddeutſchlands, und welche Männer in die„ſem, der verewigenden Ehre ſich bemächtigen wür„den, das Beginnen wiſſenſchaftlicher Fortſchritte „zuerſt zu verkündigen, und ihre Landsleute zur Nach„ahmung derſelben aufzurufen. Dieſe Ehre gebührt

„hauptſächlich unſerm Vaterlande Baiern, und in „dieſem einigen wenigen Männern, welche den ſchö„nen Beſtrebungen unſerer norddeutſchen Brüder „ſeit geraumer Zeit mit einer rühmlichen Eiferſucht „zuſahen, und aus innerem Triebe ſich berufen und „ſo zu ſagen beauftragt fühlten, etwas Aehnliches „zu veranlaſſen.“

Die vorhin ſchon genannten zwei trefflichen Männer, Linbrun und Lori, vertrauten den edlen Wunſch, der ihnen die eigene Bruſt zu enge machte, einigen Freunden, die ihnen beifielen und ſich mit ihnen vereinigten. Am 12ten October 1758 wurde, in der Wohnung des Herrn von Linbrun, die erſte Verſammlung gehalten.

Das Unternehmen dieſer Wenigen, zu den edelſten Zwecken Verbündeten, wurde Anfangs mit der größten Sorgfalt geheim gehalten. Erſt nachdem ſie in der Stille, und mit der äußerſten Behutſamkeit zu Werke gehend, ſich Männer im In- und Auslande von entſchiedenem Rufe oder großem Anſehen beigeſellt hatten, wagten ſie es ſichtbar zu werden. Sie wußten, welche große Hinderniſſe ſich auch jetzt noch der Erfüllung ihres Wunſches, ihr

Unternehmen in eine öffentliche Anſtalt verwandelt zu ſehen, in den Weg ſtellen würden, und überwanden ſie durch Klugheit. Sie hüteten ſich, ihre höheren Zwecke auszuſprechen, und machten nur diejenigen Vortheile einer ſolchen Stiftung auffallend, welche auch gemeinere Seelen zu ergreifen und zu gewinnen pflegen. „Man enthielt ſich (ſteht wörtlich in der Geſchichte der Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften) ſolcher Dinge, bei denen ſich Anſtände und Schwierigkeiten vorbringen ließen, zu erwähnen, und ſprach nur ſtets von dem Nutzen und dem Ruhm der Sache."

Eine ſolche Knechtsgeſtalt hat von jeher das Beſte, Höchſte und Ehrwürdigſte überall annehmen müſſen, um ſich Eingang zu verſchaffen und für etwas in der bürgerlichen Geſellſchaft geachtet zu werden. Die Unwiſſenheit, ſagt Fontenelle in ſeiner unſterblichen Geſchichte der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, — behandelt gern als etwas Unnützes, was ſie nicht kennt, und rächt ſich auf dieſe Weiſe. Sie ſpricht: „Haben wir nicht um unſere Nächte zu erleuchten unſeren eigenen Mond; was liegt daran zu wiſſen, daß der Planet Jupiter ſolcher viere hat; wozu ſo viele Beobachtungen, ſo viele mühſame Berechnungen, um ihren Lauf genau zu erfahren? Wir werden davon nicht heller ſehen; und die Natur, welche dieſe kleinen Geſtirne uns ſo weit aus den Augen rückte, ſcheint ſie für uns gar nicht gemacht zu haben *) — gleichwohl ſind jene vier, dem bloßen Auge unſichtbaren Monde des Jupiters, uns viel nützlicher geworden, als der uns ſo hell leuchtende eigene. Erſt ſeit unſerer Bekanntſchaft mit jenen haben Geographie und Schiffahrt ſich verbeſſern, ohne alle Vergleichung vollkommenere Land- und Seekarten entſtehen, und vornehmlich durch die Genauigkeit der letztern das Leben unzähliger Seefahrer gerettet werden können. —

Dieſes Beiſpiel von den Trabanten des Jupiters iſt nur eines von ſo vielen, die für den Nutzen aſtronomiſcher Arbeiten und zur Rechtfertigung des großen Aufwandes aller Art, welchen dieſe Wiſſenſchaft erfodert, gemacht werden können. — Die Menge

---

*) Noch auffallender iſt ein anderes ähnliches Beiſpiel. Eine vornehme Pariſerinn begriff vollkommen das Gute des Mondes, weil er unſere Nächte erhellt. Aber wozu, bei hellem Tage, die Sonne am Himmel ſtünde, konnte ſie nicht begreifen.

der Vornehmen und Geringen aber weiß nichts von den Trabanten des Jupiters, erinnert ſich ihrer höchſtens nur auf eine dunkle und verworrene Weiſe, kennt noch weniger ihre Verbindung mit der Schiffahrt, ja ſie hat wohl kaum ein Gerücht davon vernommen, daß dieſe ſeit kurzem ſich ſo ſehr vervollkommnet habe."

Fontenelle führt hierauf noch eine Menge Beiſpiele an, von den Vortheilen, welche der Fleiß weniger den Wiſſenſchaften geweihter Männer allen Claſſen der menſchlichen Geſellſchaft zu wege gebracht hat. Man genießt dieſe wirklich unzähligen Vortheile uneingedenk ihres Urſprungs, uneingedenk des Weges, auf welchem ſie zu uns gelangten. Niemand erwägt, wie mancherlei hier zu erfinden nöthig war; und wenige möchten fähig ſeyn, die Geiſteskraft auch nur zu ahnden, welche bei einer jeden dieſer Erfindungen, um ſie zu beginnen oder zu vollenden, in Anwendung kommen mußte. Es iſt aber der Erinnerung werth, daß die unzähligen Verrichtungen, die uns jetzt allgemein mit einer gedankenloſen Fertigkeit von Statten gehen, auf dieſe Weiſe nicht geſchehen könnten, wäre der Gedanke, das angeſtrengteſte Nachſinnen nicht vorausgegangen. Dieſes frühere lebendige Wirken offenbaret ſich nun verkörpert in dienſtbaren Handgriffen, in blos angelernten mechaniſchen Fertigkeiten, in lebloſen Werkzeugen und Maſchinen. Mit dieſen letzteren verſchaffte ſich der Geiſt, erzeugte er ſich freithätig, aus geiſtloſer Materie, gefühlloſe, ſtumm' und taube Knechte; die vollkommenſten, weil ſie ganz willenlos ſind, und nie weder fehlen noch irren. So verkündigt jede Werkſtätte von Handwerkern und Künſtlern, dem darauf Achtenden, einen unſichtbar gewordenen Geiſt, der hier wirkte und hinterließ, und davon ging, nachdem er vollendet hatte; verkündigt ohne Rede, ſtellt ſchweigend dar jene ins Unendliche ſich vermannigfaltigende Erfindungskraft, welche jedweden, der Bewunderungswürdiges zu faſſen weiß, in gedankenvolles Erſtaunen ſetzen muß.

Indeſſen, wie ſehr auch über allen Widerſpruch erhaben die ſo eben aufgeſtellte Wahrheit ſeyn mag: daß der mannigfaltige Nutzen, welchen das menſchliche Geſchlecht aus dem Fortgange der Wiſſenſchaft, auch für das gemeine Leben, gezogen hat, unendlich, wenigſtens unüberſehbar ſei; ſo iſt doch eben ſo unläugbar und gewiß daneben, daß die Wiſſenſchaft, bei ihrer Entſtehung, und bei ihren Fortſchritten, jenen Nutzen nicht unmittelbar vor Augen hatte, ſondern einzig und allein ſich ſelbſt und ihre Erweiterung. Der Trieb nach Erkenntniß und Einſicht hat das mit dem Triebe zum Vergnügen, zum Wohlſeyn, zur Lebenserhaltung gemein, daß er ſeinen Gegenſtand blos um des Gegenſtandes willen ſucht, als letzten Zweck, nicht als ein Mittel nur zu andern Zwecken; er entſpringt unmittelbar aus dem Geiſte des Menſchen, und iſt eine eigenthümliche Kraft und Tugend deſſelben, ähnlich jener andern heiligen Kraft unſeres Geiſtes, welche diejenigen menſchlichen Eigenſchaften hervorbringt, die wir vorzugsweiſe tugendhafte Eigenſchaften, und wegen ihrer unmittelbaren Abſtammung, ſelbſt Tugenden nennen, wie Tapferkeit, Großmuth, Gerechtigkeit, allgemeines Wohlwollen.

Was das Leben und die Glückſeligkeit betrifft, ſo zweifelt niemand, daß ſie um ihrer ſelbſt willen begehrt werden; und wer die Frage aufwürfe: wozu ſie gut wären? würde nur Gelächter erregen. Von der Wiſſenſchaft hingegen und von der Tugend nimmt man faſt allgemein an, daß ſie außer ſich ſelbſt noch eine Urſache, einen Zweck und Nutzen haben müſſen, wodurch ſie erſt begehrungswürdig werden. Um der Willkühr zu dienen, ſollen ſie willkührlich ausgedacht worden ſeyn. Daß Tugend und Erkenntniß zu dem Weſen des Menſchen gehören; daß ſie aus dieſem Weſen und mit ihm nothwendig ſich entwikkeln, wie die Sprache, ohne welche keine Menſchen ſind, noch jemals waren; daß, wo Tugend, Erkenntniß, und ihr Anfang, das bedeutende Wort, die verſtändliche Rede durchaus fehlen würden, zugleich auch alle Menſchheit fehlen, und die bloße Thierheit ſich darſtellen würde: — Dieſes wird den gemeinen Seelen, welche nur Bedürfniſſe des Körpers, keine des Geiſtes kennen, nie einleuchten. Dieſe Ganzirdiſchen, da ſie keines unmittelbaren Triebes außer jenem ſich bewußt ſind, den der Menſch mit den Thieren gemein hat; des Triebes nämlich zur Luſt, zum Vergnügen, zum ſinnlichen Lebensgenuß: ſo ſteht ihnen, was dieſer Trieb bezweckt, auch nothwendig als letzter und höchſter Zweck allein und unveränderlich vor Augen. Nur dasjenige in Anſehung des Menſchen ſcheint ihnen *wahrhaft*, bewährt und gut, was ſich beſtätigt findet in dem *gründlicheren* Thiere, und ſich aus ihm nachweiſen läßt, als aus einem die unverfälſchte reine Wahrheit allein Offenbarenden. Ihnen iſt, was darüber iſt, vom Uebel. — Dennoch dulden ſie die Wiſſenſchaft, und geſtehen ſogar ein, daß ſie Unterſtützung von Seiten des Staats, und Aufmunterung verdiene; wenn ſie nämlich ſich darnach verhalte, und nicht über ihren Stand der Dienſtbarkeit, für welchen ſie geboren ſey, hinaus ſtrebe. Eine andere, die ſich ſelbſt Zweck ſeyn will, und für *freigeboren* ausgiebt, erkennen ſie nicht an; ſie verachten dieſe Thörinn, haſſen ſie, ihres Stolzes wegen, und verfolgen ſie. Keine Geiſtesanſtrengung und Beſchäftigung ſoll gehegt, befördert und belohnt werden, die nicht ihre unmittelbare Nützlichkeit für das gemeine Leben darthun kann. Es ſoll jede Wiſſenſchaft und ſchöne Kunſt ein ehrliches Handwerk, wo nicht ſelbſt treiben, doch wenigſtens treiben helfen, und von dieſer Tüchtigkeit zum Handwerk oder zur Handlangerei allen Werth und alle Würde nehmen. Jede ſoll erklären, welcher Zunft oder Gewerbſchaft ſie angehöre, und dieſe Angehörigkeit auch darzuthun im Stande ſeyn. Sie behaupten, diejenige Wiſſenſchaft oder Kunſt, welche dieſes nicht vermöge, müſſe, als brodloſe Kunſt, des Landes verwieſen ſeyn. — Nicht zum Nährſtande zu gehören, was ſonſt adelt, ſoll die Wiſſenſchaft entadeln, und ihr den Schimpfnamen der Müßiggängerei zuziehen.

Dieſe Grundſätze und Foderungen der gemeinen Denkungsart müſſen allen denen als lächerlich und im höchſten Grade ungereimt erſcheinen, welche mit der Geſchichte der menſchlichen Erfindungen einigermaßen bekannt ſind, geſetzt auch, ſie wären übrigens der gemeinen Denkungsart nicht abgeneigt. Die Geſchichte der Erfindungen beweiſet, daß die wichtigſten und nützlichſten derſelben ſich erſt hintennach und unvermuthet aus ſolchen Anſtrengungen des Geiſtes ergeben haben, von denen gerade dieſer Gewinn ſich auf keine Weiſe ahnden ließ. — „Da im ſiebzehnten Jahrhundert die größten Geometer eine neue Curve, welche ſie die Cycloide nannten, zum Gegenſtande ihrer Unterſuchungen machten, hatten ſie dabei kein anderes Intereſſe als jenes der bloßen

Speculation, und das des Ehrgeizes, Theoreme, eines immer ſchwerer als das andere, zu entdecken. Keinem dieſer Männer fiel es auch nur von weitem ein, daß er ſich für das allgemeine Beſte anſtrenge. Hintennach aber hat es ſich gefunden, nachdem die Natur der Cycloide ergründet war, daß man jetzt erſt, aus dieſer Erkenntniß, den Pendeluhren die möglichſte Vollkommenheit geben, und in das Zeitmaß die äußerſte Präciſion bringen konnte *).“

Es wäre überflüſſig, Beiſpiele dieſer Art zu häufen, da es die Natur der Sache mit ſich bringt, daß die praktiſche Anwendung ſich der wiſſenſchaftlichen Entdeckung immer nur hat anfügen können. Jede nützliche Erfindung hat ſich gleichſam ſelbſt zuſammengeſetzt aus mehreren Wahrnehmungen, Beobachtungen, Lehrſätzen, welche kein wahrſcheinliches Verhältniß zu einander hatten; mehrentheils, der Zeit nach, ſehr weit aus einander lagen, und Männern von der verſchiedenſten Art, Abſicht und Geſchäftigkeit zugehörten. Der Zuſammenfluß meh-

---

*) Préf. de l'hist. de l'académie Royale de sciences.

rerer Wahrheiten, bemerkt der ſcharfſinnige Fontenelle, auch der abſtrakteſten, erzeugt faſt immer einen nützlichen Gebrauch, welcher nicht voraus zu ſehen war, weil zu der Erzeugung die Vereinigung erfodert wurde. Schon die Alten kannten den Magnet; ſie hatten aber blos ſeine Kraft das Eiſen anzuziehen beobachtet. Es bedurfte nur einer einzigen Erfahrung mehr, ſo entdeckten ſie ſeine Richtung nach den Polen, und der unſchätzbare Gewinn des Compaſſes war in ihrer Hand. Hätten ſie einer dem Anſchein nach leeren und unnützen Merkwürdigkeit etwas mehr Aufmerkſamkeit und Zeit gegönnt, ſo hätte ſich ihnen die verſteckte Nützlichkeit offenbart. — Keine menſchliche Einbildungskraft war im Stande ſich die Erfindung des Tubus und des Microſcops vorzuſetzen, mit welchen dem Menſchen gleichſam ein neues Auge für zwei neue Welten erſchaffen wurde; für die erhabene Welt des unermeßlich Großen, und die vielleicht noch wundervollere des unermeßlich Kleinen. Es mußte die Mathematik ſich eine Reihe von Jahrhunderten durch mit immer größeren Entdeckungen bereichern, ehe ein Johannes Kepler mit ſeiner Dioptrik auftreten und die Erfindung des aſtronomiſchen Sehrohrs ans Licht bringen konnte.

Das Reſultat aller dieſer Betrachtungen iſt: Daß die Regierungen, bei der förmlichen Errichtung von gelehrten Geſellſchaften, zwar die Vortheile, welche ſie dem gemeinen Weſen bringen werden, vor Augen und zur Abſicht haben dürfen; aber nie darum die Wiſſenſchaft nur auf Nützlichkeit bedingen und ihr dieſe allein zum Augenmerk geben ſollen. Eine Regierung, welche dieſes thäte, würde einen Mangel an Einſicht in die Natur der Wiſſenſchaft verrathen, und das Unmögliche verlangen. Noch mehr würde es der Natur der Wiſſenſchaft widerſprechen, wenn man dieſe irgendwo national oder gar provinzial machen wollte. Oekonomiſche Geſellſchaften ſolcher Art kann es geben, die ſich dann auch jedesmal nach dem materiellen Bedürfniſſe, welches zu ihrer Errichtung den Anlaß gab, nennen mögen; Fruchtbringende, Holzſparende, Kohlen- oder Torfauffindende, Mooraustrocknende Geſellſchaften. Aber Akademien der Wiſſenſchaften, die blos national, oder provinzial und hauswirthſchaftlich wären, kann es nicht geben.

Mit Nichten aber ſoll hiemit geſagt ſeyn, daß wiſſenſchaftliche Männer, welche einen beſondern Trieb fühlen, ſich mit unmittelbar nützlichen Gegenſtänden zu beſchäftigen und ihre wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe vorzüglich darauf anzuwenden, wie ein Duhamel du Monçeau, ein Daubenton, und ähnliche um die Wiſſenſchaft und ihr Vaterland gleich verdiente Männer, von einer Akademie der Wiſſenſchaften auszuſchließen wären, oder daß ſie nicht, als Mitglieder derſelben, auch Abhandlungen über nationelle und provinzielle Gegenſtände einliefern, und der Geſellſchaft zur Prüfung vorlegen dürften. Wie viele unſchätzbare Abhandlungen dieſer Art finden ſich nicht in den Jahrbüchern der franzöſiſchen und anderer Akademien der Wiſſenſchaften. Es müſſen aber ſolche Arbeiten jedesmal den Stempel der Wiſſenſchaft an ſich tragen, von ihrem Geiſte ausgegangen und davon erfüllt ſeyn.

Schon Colbert ſtellte ſich, da er vor mehr als hundert Jahren die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften gründete, auf jenen höheren Standpunkt, von welchem aus, zugleich mit der unmittelbaren Würde der Wiſſenſchaft, ihr mittelbarer

Werth, ich meine ihre Nutzbarkeit, dem ganzen Umfange nach, erkannt wird, und es würde unrühmlich ſeyn, jetzt noch einen niedrigern zu wählen. „Dem durchdringenden Geiſte Colberts," ſagt ein einſichtsvoller neuerer Geſchichtſchreiber*), „war die „enge Verbindung nicht entgangen, worin die Wiſſenſchaften mit den Künſten, die ſchönen Künſte „mit den mechaniſchen ſtehen; er fühlte die Nothwendigkeit, die Theorien der Mathematik, der „Aſtronomie und Phyſik zu vervollkommnen, um „eine Vervielfältigung der Anwendung ihrer Principien herbei zu führen. . . . Er hatte eingeſehen, „daß der Fortgang der mechaniſchen Künſte die Entwickelung des guten Geſchmacks vorausſetzt, daß „der Geſchmack Vorbilder und zu vergleichende Muſter fodert. . . Die Akademien der Malerei, der „Bildhauer- Bau- und Tonkunſt entſtanden, und „gewährten den Meiſtern der Kunſt ſchmeichelhafte „Belohnungen; den Zöglingen Aufmunterung; allen

---

*) Tableau des revolutions du Système politique de l'Europe depuis la fin du XV. Siècle par Frederic Ancillon. T. IV. p. 115 . . . 204. . .

„Staatsbürgern Belehrung und Beiſpiele. Das „Schöne hatte ſeinen Tempel, ſeinen Gottesdienſt, „ſeine Prieſter, wie die Wahrheit die ihrigen „hatte. Colberts Adminiſtration war weiſe; er „brauchte den Fortgang und die Verbreitung der „Einſichten nicht zu fürchten. Weit davon entfernt, „Männer von Gelehrſamkeit und Geiſt zu ſcheuen, „zog er ſie an und verſammelte ſie um ſich, indem „er ſie von Nahrungsſorgen befreite. Auch die Aus„länder erfuhren ſeine Gunſt, und mehrere von die„ſen wurden in ihrem eigenen Lande erſt durch die „Auszeichnung bekannt, die ihnen von Frankreich „aus ſo unerwartet zu Theil wurde.“

Obgleich Frankreich zu der Zeit, da die den mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften ausſchließend gewidmete Akademie errichtet wurde, ſchon eine anſehnliche Zahl bedeutender Männer aufzuweiſen hatte, welche als Mitglieder dieſer Geſellſchaft auftreten und ihr ein Anſehn geben konnten; ſo ſparte doch Colbert keine Koſten, um Gelehrte des Auslandes, die im Stande waren, dem neuen Inſtitut mehr Kräfte und Glanz zu ertheilen, nach Paris zu ziehen. Aus Dännemark wurde Römer, aus Italien Caſſini, aus Holland Huyghens gerufen, welche, durch ſtarke Beſoldungen angezogen, ihr Vaterland mit Frankreich vertauſchten. Andere berühmte Männer aus allen Gegenden des gebildeten Europa wurden bewogen, wenigſtens als auswärtige Mitglieder an dem neuen Inſtitute Theil zu nehmen. Noch andere Männer des In- und Auslandes, die in den Fächern der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften als Mitarbeiter nicht auftreten konnten, aber ſich ſonſt als Gelehrte Verdienſte erworben und einen Namen gemacht hatten, erhielten Jahrgehalte, Auszeichnungen, Geſchenke, ohne daß dafür irgend eine Anfoderung an ſie gemacht wurde. Man bemerkte durchaus die erhabene Sorge des Miniſters, und ſeines in mancher Abſicht wirklich und wahrhaft großgeſinnten Königs, eine weiſe Uneigennützigkeit an den Tag zu legen und ſie recht auffallend zu machen. Sie wollten ermuntern und belohnen, und indem ſie dieſes thaten, erreichten ſie auch alle übrigen Zwecke, welchen auf eine andere Art nachzujagen, immer vergeblich ſeyn wird.

Eine weiſe und großdenkende Regierung ſtiftet Akademien, damit entſtehe, was allein vermöge ſolcher Anſtalten entſtehen kann. Es ſoll eine Geſammtkraft werden, die bewirke und hervorbringe, was zerſtreute einzelne Kräfte, nähme man jede derſelben auch als die möglichſt-größte an, nie zu bewirken und hervorzubringen im Stande ſeyn würden. Zu dieſem Ende verſammelt ſie eine Anzahl gelehrter, einſichtsvoller, kunſtverſtändiger Männer, fügt ſie in eine Geſellſchaft zuſammen, und ſtattet dieſe aus mit allen zu ihren verſchiedenen Geſchäften nöthigen Hülfsmitteln, Vorräthen und Werkzeugen. Durch die Vereinigung der Glieder dieſer Geſellſchaft an Einem Orte wird die ſchnellſte und mannigfaltigſte Mittheilung unter ihnen möglich; und damit dieſe gegenſeitige Mittheilung deſto gewiſſer erfolge, werden regelmäßige Zuſammenkünfte angeordnet. Wiſſenſchaften, die ſich fremd ſchienen, erfahren ihre nahe und nähere Verwandſchaft, die Einſeitigkeit verliert ſich, es entſteht Wechſelwirkung, gegenſeitiger Einfluß, wiſſenſchaftlicher Gemeingeiſt.

Iſt der Sitz einer ſolchen gelehrten Geſellſchaft zugleich der Sitz der Regierung und die Hauptſtadt des Landes; ſo wachſen die Vortheile. Wiſſenſchaftliche und Erfahrungseinſicht theilen ſich einander gegenſeitig mit, durchdringen ſich; das Licht gewinnet an Leben, das Leben an Licht; jeder Geſichtskreis erweitert ſich; jede Kraft wird geſteigert.

Selbſt die Weltleute im ausnehmenden Verſtande — ich meine jene, die es ausſchließlich ſeyn wollen, und ſich damit für etwas halten, wo nichts darüber ſey, ſelbſt dieſe werden einzeln mit ergriffen, verändert, durch Unterricht veredelt. Sie fühlen, daß ſie von dem Geſetze einer reinen Unwiſſenheit und eines feierlichen Müßigganges, deſſen ſtrenge und emſige Befolgung ſie zu der ſonderbarſten Gattung von Pedanten macht, etwas nachlaſſen müſſen, indem die vorrechtliche Maxime: je untüchtiger, deſto tauglicher, an ihrem eigenen Inhalt ſtirbt, ſobald er einmal deutlich ausgeſprochen iſt. Möge die Maxime immer ſo nicht lauten und verſtanden ſeyn wollen, und Beſchönigungen und Vorwände ſuchen; ſie macht ſich durch alle dieſe Mühe nur noch verhaßter, und beſchleunigt ihren Untergang, in welchen ihre ganze vornehme Verwandſchaft unausbleiblich mitgezogen wird.

Zu dieſer Verwandſchaft gehören zumal folgende Behauptungen:

Die Behauptung — daß lebendige, umfaſſende, in das Große und Allgemeine wirkende Einſicht ſich nicht vertrage mit gründlicher Erkenntniß und vollkommen deutlichen Begriffen; durchaus nicht mit wahrer und eigentlicher Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft; ſondern nur mit recht weiten und freien Verſtandes-Umriſſen, wie der bloße Augenſchein ſie giebt;

Die Behauptung — daß man ſich der Principien erwehren müſſe, weil dieſe zu Syſtemen führen; alle Syſteme aber falſch ſind;

Die Behauptung — daß nur die alte Weiſe (Routine), welche ſich den Ehrentitel der Erfahrung anmaßt, den rechten Weg leite, und daß man ihr, um nicht vom rechten Wege abzukommen, überall nur blindlings folgen, nie, um ſich auf ihm zu erhalten, die eigenen Augen brauchen müſſe.

Die Zwillingsbehauptung — man müſſe der Vernunft, die nur irrige Theorien ausbrüte, mißtrauen, und ſich überall an das Poſitive halten; — Unter dieſem Poſitiven aber iſt zu verſtehen: entweder ein durch die Veränderung der Zeiten ſinnlos und ungereimt gewordenes Hergebrachtes; oder neue Anordnungen der bloßen Willkühr*). —

Endlich die Behauptung — welche mit einem Male alles ſagt: Theoretiſche Seichtigkeit ſey die Bedingung praktiſcher Vortrefflichkeit.

Nicht alſo behaupteten die wirklich großen Weltmänner der alten, mittleren und neueren Zeit. Dieſe, indem ſie den Dank und die Bewunderung mehr noch der Nachwelt als der Zeitgenoſſen ſich erwarben, blieben wohl eingedenk der Quelle, aus der ihnen jene Kräfte, welche ſie ſo mächtig, ſo hervorragend, ſo herrlich werden ließen, gefloſſen waren, und nicht nur fuhren ſie fort aus ihr zu ſchöpfen, ſondern ſie ſuchten auch ſie zugänglicher, zumal ergiebiger zu machen, damit ſie in Kanälen und Röhren nach allen Seiten hin geleitet werden könnte, zum Nutzen der Menge. Alle liebten die Wiſſenſchaften, ſuchten den Umgang von Gelehrten, und führten nach ihrem Rath und mit ihrer Hülfe die größten und ſchwerſten Dinge aus. Mehrere dieſer Staatsmänner und Weltleute waren im eigentlichen und ſtrengeren Verſtande wiſſenſchaftliche Männer, Gelehrte im umfaſſendſten Sinne des Worts.

---

*) Die Erinnerung Tertullians: Das Hergebrachte habe Gott ſelbſt ans Kreuz geſchlagen, iſt ſchon anderswo von dem Verfaſſer dieſer Abhandlung angeführt worden. Der Kirchenvater macht dabei folgende wichtige Bemerkung: Dominus noster Jesus Christus veritatem se, non consuetudinem cognominavit.

Als zu dieſen letzten gehörend nennt uns die Geſchichte, unter den ältern Griechen, einen Charondas, Zaleukus, Archytas; einen Dion, Epaminondas, Perikles und Xenophon; einen Phocion und Demetrius von Phalera, nebſt noch vielen andern. Selbſt der Macedoniſche Alexander dürfte hier mitgezählt werden; nach ihm die erſten Ptolemäer, und die ihnen nacheifernden Pergamiſchen Könige.

Unter den Römern — (ich übergehe die erſten Könige, einen Numa, Servius Tullius, Tarquinius Priscus; wie ich bei den Griechen ihre älteſten Weiſen, die insgeſammt Regenten, Könige, Fürſten und Staatsmänner waren, übergangen habe) — nennet uns die Geſchichte, während der Zeit der

Republik, als thätige Freunde und Beförderer der Wiſſenſchaften, einen Scipio, Lälius, Lucullus, Aſinius Pollio (Stifter der erſten öffentlichen Bibliothek zu Rom) Cato, Brutus, Cicero, Julius Caeſar.

Der letzte in dieſer Reihe, unſtreitig von allen der größte Staatsmann und Kriegsheld, war von allen auch der gründlichſte Gelehrte, der tiefſte und umfaſſendſte Denker, obgleich er ſelbſt hierin dem Cicero den Vorzug zuerkannte, von dem er ſagte: er habe ſich einen Lorbeerkranz erworben, der rühmlicher ſey, als alle Triumphe, indem es mehr Lob verdiene, die Grenzen der Römiſchen Gelehrſamkeit erweitert zu haben, als die Grenzen des Römiſchen Gebiets. Allgemein bekannt iſt die Verbeſſerung des Römiſchen Calenders, welche er mit dem Alexandriniſchen Aſtronomen Soſigenes unternahm; ſeine Beſtimmung und Eintheilung des Jahres, die, mit einigen hinzugekommenen Berichtigungen noch jetzt beſteht, und den Namen ihres Urhebers zu tragen fortfährt. Ein immer geſchäftiges, kriegeriſches, Gefahr- und Thatenvolles Leben verhinderte ihn nicht, außer ſeiner unübertrefflichen Geſchichte des

Galliſchen Krieges, auch noch philoſophiſche, grammatiſche und politiſche Werke zu ſchreiben. Weil er mit philoſophiſchem Blick den Zuſammenhang der Zeiten zu erfaſſen und zu durchſchauen verſtand, wußte er die ſeine zu beherrſchen. Wem das erſte, die Sehkraft und die Sehübung zu einem ſolchen Blicke mangelt, dem wird das letzte zuverläſſig nie gelingen; ſeine Zeit wird ihn übermannen, und ihn zu Spott machen mit allen ſeinen Anſchlägen und Bemühungen. Nicht ſehend was iſt, wird er mit größter Klarheit zu ſehen glauben, was nicht iſt; überall wird er irren, wie in ſeinem Bangen, ſo in ſeinem Hoffen und Vertrauen. Ein ſolcher kann alle Geſchichtbücher, vom Anfang der Welt an, geleſen haben und ſie auswendig wiſſen; das große Buch der Welt blieb ihm unaufgethan. Er hat nicht erfahren, was jede Zeit eintreten ließ an der Stelle, wo ſie eintrat; auch die gegenwärtige. Dieſe Einſicht, die das, was mit Nothwendigkeit, und das, was mit Freiheit wirkt, mit klarer Unterſcheidung zugleich umfaßt, iſt der philoſophiſche Geiſt ſelbſt, der als ein Göttliches, allein wahrhaft Gewalt hat. Was blos als eine Folge der

Zeiten da iſt, wirket fort nothwendig und blind; ſein Handeln iſt ganz irdiſch und lauter Knechtſchaft. Was mit Freiheit wirkt, unterbricht die Zeiten, verändert ſie auf Jahrhunderte hinaus; erleuchtet, veredelt, befreit.

Anſchaulich auch dem ſtumpfern Sinne zeigt die Geſchichte Roms unter den Kaiſern die enge Verbindung des Glücks der Wiſſenſchaften mit dem Staatsglücke. Die ganze Reihe der Kaiſer hinab finden wir das eine und das andere immer auf derſelben höheren oder niedrigeren Stufe neben einander. Wer kennt nicht die Geſchichte der vier erſten Nachfolger des Auguſtus? Genau in demſelben Maße wie einer dieſer Herrſcher vor dem andern ſich überhaupt des Thrones unwürdiger, wie er ſich unmenſchlicher, thörichter, blöd- und wahnſinniger bewies, wurden die Wiſſenſchaften zu Rom vernachläſſigt, verfolgt, aus dem Reiche verjagt. — Unter der eben ſo wohlthätigen als glorreichen Regierung Vespaſians und ſeines Nachfolgers Titus, lebten Kunſt und Wiſſenſchaft wieder auf, wurden befördert und belohnt. — Quintilian und der ältere Plinius verherrlichen dieſen Zeitraum. Es folgte der grauſame Domitian. Dieſer hoffte mit den Wiſſenſchaften und Künſten alles, was die menſchliche Seele veredelt und erhebt, von Grund aus vertilgen zu können. Nicht mit Unrecht, wenn es ihm gelang! — Männer von hohem Sinne ſollten nicht mehr ſeyn; nichts achtungswürdiges, ſagt Tacitus, ſollte irgendwo mehr aufkommen und ſich blicken laſſen. Aber umſonſt bedrängte und verjagte er alle Freunde des Guten und Wahren; ſein Drohen und Wüthen reichte nicht hin, eine Menge edler Jünglinge zu verhindern, daß ſie nach Bithynien wanderten, Epiktets Beiſpiel zu ſchauen und Weisheit zu hören; Verbannung und Schwert hatten noch viele übrig gelaſſen, aus deren Mitte, nach dem Fall des Tyrannen, ein Nerva und Trajan hervortraten und die Wunden der Menſchheit wieder heilten.

Fünf treffliche Regenten beſtiegen, in ununterbrochener Reihe, nach Domitian den Thron. Dann begann mit Commodus eine neue Folge von Ungeheuern, welche in die Fußſtapfen der Tibere und Neronen traten, ihnen gefliſſentlich nachahmten, ſie an Mannigfaltigkeit der Laſter und Ausſchweifungen übertrafen, und ſich dennoch Antonine nennen ließen. — Endlich erſchien wieder ein Mann, würdig dieſen großen Namen zu führen, und dieſer weigerte ſich ihn anzunehmen. Es war der Jüngling Alexander Severus. Ich würde erliegen, ſagte er, unter dem Gewicht eines Namens, welchen Pius und Markus getragen haben. Von der dreizehnjährigen Regierung dieſes Jünglings iſt mit Recht geſagt worden, daß ſie Greiſen zum Muſter dienen könne. Mit dieſem großen und guten Fürſten war den Wiſſenſchaften und Tugenden, war aller guten Ordnung die Sonne zum letztenmal wieder aufgegangen. Er ſtarb, und es wurde über Rom nicht wieder Tag. Mit der Philoſophie ging — was nicht ausbleiben konnte — auch ihre Tochter, die Rechtsgelehrſamkeit unter; die Vernunft ſelbſt ſchien ausgelöſcht zu ſeyn. Alles wurde Finſterniß und Chaos; die Barbarei, in doppelter Geſtalt triumphirte, und brachte — dadurch, daß Rohheit mit Verſunkenheit ſich miſchte — einen von Menſchen noch nicht erfahrenen Zuſtand der Dinge hervor.

Was aber nur zerſtörend wirkt, hat eine Grenze, wo es zu wirken aufhören und einem ihm entgegengeſetzten neuen Beginnen — welches ſchaffet, bildet und beſſert — weichen muß. Das Zerſtörende iſt nicht von Anfang, ſondern das Schaffende. Dieſes allein iſt ewig, ſeine Kräfte veralten nicht.

Und ſo brach denn auch diesmal, nach einer langen Nacht, wieder eine Morgenröthe an. Der ſie heraufführte, war derſelbe große Mann, mit dem das deutſche Kaiſerthum beginnt.

Auf ſeinem glücklichen Zuge wider die Longobarden in Italien, lernte Carl aus Trümmern den großen Geiſt des Alterthums kennen, und ſein Herz entbrannte für die Wiederbelebung der Wiſſenſchaften und Künſte in dem ganzen Umfange ſeines Reichs. Er zog Alcuin und noch andere gelehrte Männer und Liebhaber der Wiſſenſchaften an ſeinen Hof. Dieſe errichteten dort eine beſondere Geſellſchaft, von der Carl ſelbſt Mitglied wurde, und gaben ihr den Namen Akademie. So entſtand die erſte Europäiſche gelehrte Geſellſchaft. Ihr Vorſteher ſcheint eine Zeitlang Alcuin geweſen zu ſeyn. Zu ihren Mitgliedern gehörten, außer dem Kaiſer ſelbſt und ſeinem berühmten Canzler Eginhard, der Erzbiſchof von Mainz, Riculf, ferner Theodulf, Angilbert und andre. Die zahlreichen Abkömmlinge dieſes Inſtituts leuchten über das ganze neunte Jahrhundert.

Daß Carl nicht blos darum gelehrte Männer um ſich verſammelte, weil er bei ſeiner feurigen Begierde nach Unterricht ihren Umgang lieben mußte; ſondern daß ihm die Bildung ſeines geſammten Volks, die Veredlung des Nationalcharakters am Herzen lag; das beweiſen die von ihm gemachten umfaſſenden Anſtalten für den öffentlichen Unterricht, deſſen eigentlicher Stifter er geworden iſt. „Durch ihn", ſagt Hegewiſch vortrefflich, „geſchah der erſte „Uebergang der Deutſchen von blos ſinnlicher Thätigkeit zu der Thätigkeit des Geiſtes."

Es mußte, wenn ſein Vorhaben gelingen ſollte, bei denen angefangen werden, welche den Thron zunächſt umgaben. Deswegen ſtiftete Carl die Akademie an ſeinem Hofe, und ſetzte, durch die mächtige Einwirkung ſeines Beiſpiels, alle nur mit einiger Anlage gebornen Geiſter in Bewegung. Die Großen durften nicht mehr jede wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, bis auf das Leſen und Schreiben herab, mit Verachtung anſehen, wollten ſie nicht diejenigen, die ſie des Mangels hoher Geburt wegen geringſchätzten, über ſich erhoben, und allein begünſtigt ſehen. Dergeſtalt verſchaffte ſich Carl in wenigen Jahren tüchtige Gehülfen, eifrige Theilnehmer an ſeinen erhabenen Zwecken.

Nun ſchritt er weiter, und verordnete bei jedem Kloſter und bei jeder Stiftskirche Schulen zu errichten, und — was das wichtigſte war — ſie ſo einzurichten, daß ſie nicht blos zur Bildung derer, die ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, ſondern auch der Layen, zumal aus den höheren Ständen, tauglich würden. Zum Beſten des gemeinen Volks und des nicht genug unterrichteten Landprieſters verfügte er, daß Stellen aus den Kirchenvätern geſammelt, ins Deutſche überſetzt, und an Sonn- und Feſttagen von den Geiſtlichen dem Volke vorgetragen werden mußten.

Aus keiner von den Verordnungen dieſes wahrhaft großen Mannes, der nicht blos beherrſchen, ſondern regieren wollte, leuchtet wohl ſein gerader und tiefer Sinn, ſein durchdringender Verſtand mehr hervor, als aus den eben angeführten. Er ſah, welchen Weg die Aufklärung nehmen müſſe, um wahre, durchaus heilſame Aufklärung zu werden.

Leider war dieſer große Reformator zugleich Eroberer, und glaubte widerſpenſtige Heiden auch mit dem Schwert bekehren zu müſſen. So geſchah es, daß er ſich ſelbſt entgegen arbeitete, und was er pflanzte, nicht genug zu Kräften kommen konnte. Zwar dauerten die von ihm geſtifteten Schulen fort, ja ihre Anzahl vermehrte ſich mit der Ausbreitung des Chriſtenthums und dem daraus entſpringenden Bedürfniß einer zahlreicheren Geiſtlichkeit. Ueber dieſem Bedürniß aber wurde nun auch alles andere vergeſſen; man erzog blos Kirchendiener, und brachte ihnen nothdürftig bei, was zum Kirchendienſte ununentbehrlich war. Die tiefſte und verderblichſte Unwiſſenheit wurde herrſchend, Hierarchie und Feudalanarchie erreichten den Gipfel ihrer Macht; Staat und Kirche verwilderten: es entſtand die Epoche, welche den Namen des *eigentlichen* Mittelalters führt.

Gegen die Hälfte deſſelben, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, bildeten ſich jene viergliedrigen Lehr= und Lernkörper, deren Abkömmlinge noch bis auf dieſen Tag den barbariſchen Namen von Univerſitäten tragen. Mit ihnen, mit der unumſchränkten Herrſchaft der Scholaſtik, welche damals culminirte, mit den Dominikanern und Franziskanern, wurde die Verfinſterung der Vernunft central. Sprachkenntniſſe und alte Literatur ſanken in gänzliche Verachtung, man ſpottete derer, die ſich nur einigermaßen damit beſchäftigten als träger Köpfe. — Gleichwohl dauerte daneben — wie das ganze Mittelalter hindurch — der Unterricht in den ſogenannten ſieben freien Künſten, als Vorbereitung, fort; und dieſer Anordnung, den Vorbereitungs-Schulen, hat man es vorzüglich zu verdanken, daß nicht damals die alte Literatur ganz in Vergeſſenheit gerieth, und daß wenigſtens eine Möglichkeit der Rückkehr zu dem mit der Vorwelt verſchwundenen Schönen, Großen und Wahren erhalten wurde.

Es iſt höchſt merkwürdig, daß, obgleich während dem Mittelalter in mehreren Theilen der Wiſſenſchaften nicht unbedeutende Fortſchritte geſchahen — wie, mit Gerbert, in der Geometrie und Arithmetik; mit Albert dem Großen und Roger

Bacon in der Naturlehre — andere Zweige menſchlicher Erkenntniß ſogar als neue Triebe ſich entwikkelten, und gelehrte Beſchäftigung auch unter die Layen brachten, wie Rechtsgelehrſamkeit und Heilkunde, die zu gleicher Zeit, am Ende des eilften Jahrhunderts, empor kamen, jene zu Bologna, dieſe zu Salerno: daß ungeachtet dieſer Fortſchritte und der mächtigen Anregung des Denkvermögens durch das ſcholaſtiſche Studium eigentliche Vernunftkultur doch nicht aufkam und ſichtbar wurde. Dieſe entſtand erſt mit dem Wiederaufleben der alten Literatur, und gewann mächtigen Fortgang, da, faſt zu gleicher Zeit, in Italien durch Cosmus von Medicis jene, nicht blos in der Gelehrten=, ſondern auch in der Weltgeſchichte berühmte Platoniſche Akademie; und in Deutſchland, unter dem Schutze Johann von Dalburgs und anderer Edlen, eine ähnliche gelehrte Geſellſchaft ſich bildete, welche ſich die Rheiniſche nannte, und noch folgenreicher wurde, als die Florentiniſche.

„In einem Zeitalter (bemerkt Heeren über das Florentiniſche Inſtitut), wo die Anſtalten zur

Beförderung der Wiſſenſchaften noch alle unter dem Zwange des Kloſters oder der Zunftrechte ſtanden, zeigte Cosmus in ſeiner Platoniſchen Akademie das erſte Muſter einer freien Verbindung zur wiſſenſchaftlichen Cultur, von der die vielen ſpäteren Inſtitute dieſer Art, die meiſt ihren Namen (Akademien) trugen, ohne ihren Geiſt geerbt zu haben, Nachahmungen waren *)."

Von dem Rheiniſchen Inſtitut ſagt Hegewiſch, nachdem er die Bemerkung gemacht — daß dergleichen vorher noch nicht in Deutſchland, auſſer Einmal am Hofe Carls des Großen, geweſen: — „So viel uns von dieſer Geſellſchaft bekannt iſt, war ſie gerade auf den Fuß eingerichtet, der für literariſche Geſellſchaften der ſchicklichſte zu ſeyn ſcheint. Conrad Celtes ſcheint, wo nicht ihr erſter, doch ihr vornehmſter und thätigſter Urheber geweſen zu ſeyn. Das einzige Band, das die Mitglieder vereinigte, war gegenſeitige Freundſchaft, aus gemeinſchaftlichem Verlangen nützlich zu ſeyn, entſprungen, und auf gegenſeitige Achtung ge-

---

*) Geſch. des Studiums der claſſiſchen Lit. B. II. §. 20.

gründet. Mitglieder dieſer Geſellſchaft waren der Freiherr von Dalburg, nachmaliger Biſchof von Worms, der Freund Conrads Celtes, Rudolfs Agrikola, Johann Reuchlins und jedes Mannes, der durch vorzügliche Talente einen Platz neben ihnen verdiente; Bilibald Birkhaimer, der als Staatsmann, als Soldat und eleganter Schriftſteller eine außerordentliche Erſcheinung in dem damaligen Deutſchlande war; nebſt vielen andern zum Theil durch ihren Stand und Rang, zum Theil durch ihre Gelehrſamkeit und Talente ausgezeichneten Männern *)."

Was die vorhergegangenen Jahrhunderte ſo dunkel und immer dunkeler hatte werden laſſen, iſt, nachdem ſo viele treffliche Männer dieſen Gegenſtand erörtert haben, allgemein bekannt. Unwiſſenheit und Rohheit ſtiegen, ſo wie Hierarchie und Feudalismus einander gegenüber ihre Gipfel machten, beide Gewalten, unverabredet, zuſammen wirkten, um alle wahre Staatsgewalt zu vernichten.

---

*) Allg. Ueberſicht der deutſch. Kulturgeſchichte S. 189. 191. 192.

Dieſe Verfaſſung konnte ſich ſelbſt nicht beſſern (wie dies in Wahrheit auch keine noch gethan hat: Uebel wird in und durch ſich ſelbſt nur immer ärger); — ſie mußte untergehen, und über ihr eine andere empor kommen. Dieſes ereignete ſich, nachdem eine Reihe von Begebenheiten — Kreuzzüge und erweiterte Schiffahrt, mit allem, was ſie nach ſich zogen — den Geſichtskreis der Völker erweitert, und ihnen Muth und Vermögen gegeben hatten, das allen Menſchen zukommende Gefühl der *Selbſtangehörigkeit*, wider geiſtliche und leibliche Tyrannei geltend zu machen. Es entſtand eine zahlreiche Claſſe von Männern, welche durch die Beſchaffenheit ihrer Erziehung, Lebensart, Nachforſchungen und Erfahrungen, eine ganz andere Anſicht von Welt und Menſchen, und ganz andere Criterien des Wiſſenswürdigen und Wahren erlangt hatten, als diejenigen, welche die damaligen Schulen und Hörſäle geben konnten*). Dieſe Claſſe, oder vielmehr der, aus der Einſicht des *wahrhaft* Nützlichen und der Menſchheit allgemein Aufhelfenden, hervorgegangene Geſchmack am Guten und Schönen, gewann die Oberhand. Die einheimiſchen Unterdrücker und Verwüſter Auſoniens verſchwanden, und an ihrer Stelle wurden Bürger Fürſten. Es entſtand das Zeitalter der Mediceer, und zu Florenz jene ſchon erwähnte Akademie, die unter ihre thätigſten Mitglieder und Beförderer, einen Herzog, Friedrich von Urbino, und einen König, den berühmten Mathias Corvinus von Ungarn, zählte. Die Begeiſterung Italiens ging nach Deutſchland über; doch mit dem Unterſchiede, daß, wie dort aus gelehrten Bürgern Fürſten geworden waren, hier aus Fürſten und Fürſtengenoſſen Gelehrte, wenigſtens Freunde, Liebhaber und Beförderer der Wiſſenſchaften wurden. Wem ſind in dieſer Hinſicht die Namen Friedrichs des Weiſen von Sachſen, des Pfälziſchen Philipps, der Herzoge Eberhard und Ulrich von Wirtemberg, des Johannes von Dalburg, des Grafen Moritz von Spiegelberg, des Rudolf von Lange, und ihrer Zöglinge, Hermanns von Nuenar und Hermans von dem Buſche; zumal Ulrichs von Hutten unbekannt geblieben?

---

*) ſ. Geſch. d. Künſte und Wiſſenſchaften. Abth. VI. B. 2. Abſchn. I. (v. Buhle.)

Zeitgenoſſen dieſer trefflichen Männer waren die drei Patriarchen der Humaniſten Deutſchlands, Rudolph Agricola, Johann Reuchlin und Conrad Celtes. Die Reihe trefflicher Schriftſteller, die im ſechszehnten Jahrhundert in unſerem Vaterlande auftraten, ſind als Abkömmlinge von ihnen zu betrachten. Gleichwohl waren ſie keine Schulmänner, ſondern lehrten nur vorübergehend, länger oder kürzer, auf Univerſitäten, und gehörten mehr (zumal die beiden erſten) den Geſchäften und der großen Welt an. Ihnen hauptſächlich iſt es beizumeſſen, daß die claſſiſche Literatur, mit ihr Philoſophie und Geſchichtskunde, ſich auch unter den höheren Ständen verbreitete, und an den Höfen Eingang fand. Dagegen gewannen ſie an ihrer Seite eine Geiſtesbildung, die nur im Verkehr mit der wirklichen Welt, durch Theilnahme an ihren Geſchäften, und den vertraulichen Umgang mit ihren Haupt-Geſchäftsführern, durch gegenſeitigen Einfluß, Wirkung und Gegenwirkung gewonnen wird. Ohne eine dieſer ähnlichen Wechſelwirkung gedeihen weder Wiſſenſchaft noch Regiment. Denn wie wollte die Unwiſſenheit mit Weisheit regieren, oder ihre unweiſen Zwecke auch nur mit Glück ausführen? Wie wollte ſie bei Anſehn bleiben, ohne welches keine wahrhafte Herrſchergewalt iſt und dauert? — Aber dagegen, wie wollten auch Wiſſenſchaft und Weisheit ihre Würde und ihr Anſehn unmittelbar gewaltig und zu dem machen, was ſich allgemein als das Stärkere beweiſt? — Weder jenes, noch dieſes verträgt die menſchliche Natur. Darum ſchmiege ſich die Stärke der Weisheit an; die Weisheit der Stärke.

Daß die mit wenigen Zügen hier entworfene große Veränderung, welche ſich im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte mit den Völkern von Europa zutrug, eine die geſammte Menſchheit dieſer Weltgegend veredelnde, ihren Zuſtand wahrhaft und allgemein verbeſſernde Veränderung geweſen ſey, wird von Niemanden in Zweifel gezogen. Es läßt ſich aber fragen in Abſicht der weitern Fortſchritte, welche auf demſelben Wege — wenigſtens ſcheinbar auf demſelben — nun ſchon mehr als drei Jahrhunderte hindurch gemacht worden ſind: Ob dieſe eben ſo unwiderſprechliche Fortſchritte zu einem immer Beſſeren geweſen ſind, folglich die jetzt lebende Menſchheit ſich rühmen und erfreuen dürfe, dem großen Ziele der Gattung: dem innern und äußern Frieden, durch allgemeines gewiſſes Wiſſen des Wiſſenswürdigſten, und allgemeinen feſten Beſitz des Beſitzenswertheſten, um vieles näher gekommen zu ſeyn, als es unſere Väter noch vor drei Jahrhunderten waren?

Dieſe Frage, wenn ſie genugthuend beantwortet werden ſollte, müßte höher, auf eine die menſchliche Natur überhaupt in Anſpruch nehmende Weiſe geſtellt werden. Die Aufgabe würde dann alſo lauten: Hat die Menſchengattung ein hier auf Erden erreichbares Ziel? Und, wenn ſie ein ſolches hat: kommt das ganze Geſchlecht demſelben auf verſchiedenen, wenn auch ſcheinbar entgegengeſetzten Wegen, doch allmählig immer näher; oder können wenigſtens einzelne Völkerſchaften ſich ihm fortdauernd alſo nähern, daß es zuletzt irgendwo erreicht werde?

Alle Thiergeſchlechter haben ein für ſie erreichbares Ziel; dem Triebe eines jeden wird Erfüllung, vollkommene Genüge, es vollendet ſeinen Weg, lebt ſein Leben aus. Nicht ſo der Menſch. Er iſt ein jenſeitiges Weſen. Sinne und Verſtand hat er mit den Thieren gemein. Die Vernunft gehört ihm beſonders. Durch ſie wird er Gottes und der Tugend, des Schönen, des Guten, des Erhabenen fähig: ſein Inſtinkt iſt Religion.

Die Fähigkeiten, die der Menſch mit den Thieren gemein hat, kann er auf eine unendlich mannichfaltigere Weiſe, als ſie, anwenden, ausarbeiten, gebrauchen, und mit ſeinem klügeren Verſtande, den er doch, als bloßen Verſtand, nur einer reicheren und künſtlicheren Organiſation zu verdanken hat, es dahin bringen, daß er, verglichen mit ſeinen ſprachloſen Brüdern, auch ſchon auf dieſer Stufe, ein von ihnen weſentlich verſchiedenes Lebendiges, ein freies, mit einem ſchöpferiſchen Geiſte begabtes, ſelbſtſtändiges Weſen zu ſeyn ſcheinen mag.

Man unterlaſſe aber nicht darauf zu achten, daß die Fortſchritte, welche der Menſch blos mit dem auf die Sinnlichkeit nothwendig allein ſich beziehenden Verſtande macht, in Abſicht der Vernunft, d. i. der Ausbildung der eigentlichen Humanität, deſſen, was ausſchließlich und allein den Menſchen zum Menſchen macht — um das Geringſte zu ſagen — gleichgültig ſind. Das heißt: jene Fortſchritte können ſo beſchaffen ſeyn, und ſie ſind es im Beginn allemal, daß ſie die Einwirkung der wahren Humanität vorbereiten, ſie begleiten und fördern. Sie können aber auch eine ſolche Beſchaffenheit annehmen, und haben ſie bisher noch immer auf die mannichfaltigſte Weiſe angenommen, daß ſie auffallend das Gegentheil verurſachen, die Humanität zerſtören, die Vernunft unterdrücken, alles Göttliche aus des Menſchen Bruſt verdrängen.

Es iſt nur zu offenbare Thatſache, daß ein Volk bewundernswürdig kunſtreich, vielſeitig gebildet, auch äußerlich auf das Feinſte geſittet; und doch innerlich zugleich im höchſten Grade verderbt, tief unſittlich, Gottesvergeſſen, im Ganzen aller wahren Tugend beraubt ſeyn kann.

Ergriffen von dieſer durch Vergangenheit und Gegenwart allgemein beſtätigten Wahrheit; von der Wahrheit: daß eine auf das ſinnliche Leben allein ſich beziehende Cultur, weit entfernt durch ihre Fortſchritte der Menſchheit aufzuhelfen, ſie in ihrem Innern unterdrückt und verdirbt, und uns, trotz aller Verfeinerung und Bereicherung daneben, in

Wahrheit doch nur zu ſchlimmern und unglücklichern Thieren macht; tief ergriffen von dieſer Wahrheit wollte Rouſſeau, daß wir, um nur des, durchaus zu unſerm Schaden, Wiſſenſchaften, Künſte und Geſetze erfindenden Verſtandes los zu werden, mit ihm auch die Vernunft (im Eifer gedachte er ihrer nicht!) fahren laſſen, in die Wälder zurück kehren, und wieder vierfüßig und unſchuldig werden ſollten — wenn es nur jetzt noch auszuführen wäre!

Dieſer feurige Redner, und faſt alle, die nach ihm denſelben Stoff behandelt haben, ſahen ſelbſt nur im Lichte des Verſtandes, und ſo mußte ihnen die Löſung des Knotens unmöglich bleiben. Wenn nicht — meinten ſie — die Vernunft zuwege bringen könne, daß ein Himmel auf Erden werde, ſo ſey ſie keiner ſonderlichen Achtung werth, verdiene wenigſtens das bisher von ihr gemachte ſo große Aufheben nicht. Andere, welche das, was ſie Vernunft nannten, bei Anſehen zu erhalten wünſchten, die philoſophiſche Parthei, betheuerte: der Himmel auf Erden werde kommen; und das — — ſo bald nur von einem andern nicht mehr die Rede ſeyn werde. Des hatten die Nichtphiloſophen ihren Spott, und machten, ohne von der Vernunft etwas für die Zukunft zu erwarten, ſich ihren Himmel auf Erden, ſo gut es gehen mochte, auf der Stelle. Daſſelbe thaten jene Philoſophen in der Stille auch.

Das wahre Wort des Räthſels, oder ſeine Löſung, iſt: ein *Ja* und *Nein* zugleich; beide von gleicher Stärke und von gleichem Recht; dergeſtalt, daß die Verneinung nicht die Bejahung, die Bejahung nicht die Verneinung aufhebt, ſondern beide einander gegenüber beſtehen, und ſich die Wage halten.

Wenn das Begehrungsvermögen *Zwecke* gegeben hat, ſo hilft der Verſtand, daß die *Mittel* zur Erreichung dieſer Zwecke gefunden werden. Er unterſcheidet, verbindet, ordnet, wägt und erwägt; er ſtillet das Gemüth, daß es klug werde. Aber aus ſich ſelbſt Zwecke hervorzubringen, *urſprüngliche Zwecke*, vermag er nicht. Dieſe entſpringen insgeſammt aus ſinnlichen oder überſinnlichen, körperlichen oder geiſtigen Bedürfniſſen. In und mit *jenen* waltet der Verſtand; in und mit *dieſen* die Vernunft.

Es iſt eine Wahrheit, ſo alt als das Menſchengeſchlecht, daß Sinnlichkeit und Vernunft in einem beſtändigen Kampfe mit einander liegen, und bald die eine, bald die andere die Oberhand gewinnt. Dadurch wird die Entzweiung des Menſchen in ihm ſelbſt, durch zwei von einander in ihren Foderungen weſentlich verſchiedene, oft einander gerade zu entgegen wirkende Triebe offenbar. Der eine dieſer Triebe erzeugt den praktiſchen Verſtand; der andere die praktiſche Vernunft.

Welchem von dieſen beiden Trieben der Vorrang, die Oberherrſchaft durchaus und ſchlechthin zukomme; auch darüber iſt kein Streit. Niemand läugnet, es gebühre der Vernunft das höchſte Anſehn, und ihren Vorſchriften unbedingter Gehorſam.

Verſtand kann im höchſten Grade vorhanden ſeyn, auch wo die verruchteſten Zwecke zum Vorſchein kommen. Er führt die beſten wie die ſchlimmſten mit demſelben Eifer aus. Von ſich ſelbſt weiß er nicht, was gut oder böſe, ſondern nur, was ein Mehr oder Weniger iſt. Er kann nur meſſen nach ihm gegebenem Maße, nur über- nicht unterlegen, nur zählen, rechnen und berechnen. Einen erſten Grund, oder einen letzten Zweck auszumachen, liegt ganz außer ſeiner Sphäre.

„Was gut iſt“, ſagt der Weiſe von Stagira, „iſt es durch des Dinges eigene Kraft; und das Leben ſelbſt iſt nur darum ein Gut, weil wir durch daſſelbe, was gut iſt, erfahren.“ — Das an ſich Gute offenbaret allein die Vernunft; ſie iſt ein Vermögen, ſich das Höchſte vorzuſetzen. Als ſolches ſtand ſie bei den Alten, unter dem Namen der Weisheit, an der Spitze der Tugenden, ordnete ſie an, hatte ſie erfunden. Klugheit iſt die Tugend des Verſtandes; er entdeckt und offenbart, was nützlich iſt, unbekümmert um den Werth des Zwecks, ob er gut ſey oder böſe.

Hätte die Vernunft Gewalt, ſagt ein tiefſinniger Britte*), wie ſie Anſehn hat, ſo würden überall Gerechtigkeit und Friede, das Gute und das

---

*) Joſeph Butler.

Schöne übermächtig herrſchen. Nun aber wohnt bei ihr nur das Recht; anderswo, bei dem Sinnenreiz, den Begierden und Leidenſchaften, die Stärke. Dieſes Unverhältniß läßt ſich im Allgemeinen nicht aufheben; aber es kann das Edlere wie das Unedlere minder oder mehr die Oberhand gewinnen; ſo entſtehen beſſere oder ſchlimmere Zeiten.

Ein beſſeres Zeitalter verdient, nach der Beſtimmung eines unſerer ſcharfſinnigſten und edelſten Denker, nur dasjenige genannt zu werden, wo die menſchliche Natur im Zuſtande der kräftigſten Selbſtentwickelung, wenn gleich von einigen Seiten mangelhaft, doch im Ganzen harmoniſch, durch Adel der Geſinnung und durch Energie des Geiſtes, ſich in ganzen Völkerſchaften auffallend hervorthat; wo ein edles, ſchwer zu erreichendes Ziel klar vor Augen ſtand, und mit Muth und Beharrlichkeit verfolgt wurde. Der Werth eines Zeitalters iſt alſo nicht zu beurtheilen, weder nach der Blüthe der Künſte, oder der Menge der gelehrten Kenntniſſe, durch die ſich einige Claſſen cultivirter Individuen auszeichnen, nicht nach den

Kräften und Thaten einzelner berühmter Männer; noch iſt er zu ſchätzen nach der Herrſchaft einer ſogenannten Aufklärung, das Wort im beſten Sinne genommen, da das Vermögen der moraliſchen Selbſtbeſtimmung, durch Unterricht weniger, als durch lebendiges Beiſpiel gebildet wird, und in einem erſchlafften Jahrhundert alle moraliſche Lehren, auch wenn ſie im Verſtande Wurzel faſſen, nur krüppelhaft auf den Charakter wirken; am wenigſten aber nach dem gewöhnlich für den minder trüglich gehaltenen Maßſtab öffentlicher Selbſtzufriedenheit, weil der Menſch leicht ſo tief ſinken kann, daß ihn die Art ſeines Wohlſeyns wenig kümmert, wenn ihm im Ganzen nur leidlich zu Muth iſt. Man prüfe zuerſt, was für eine Art von Wohlſeyn das Volk genießt. Der Genuß iſt nur als Folge der wahren Selbſtentwickelung reizend und ehrenvoll, und das wahre Menſchenglück, nach dem uns alle im Grunde verlangt, iſt ein edles Glück *).

Nach dieſen Grundſätzen geprüft, wird das Zeit-

---

*) S. die goldenen Jahrhunderte von Fr. Bouterwek. Neues Muſeum der Phil. und Lit. Band I. Heft 2.

alter, in dem wir leben, das Zeugniß nicht erhalten können, daß es zu den beſſeren gehöre.

Bemittelt ſind wir, wie es kein Geſchlecht vor uns geweſen iſt; aber mit dieſem Reichthum an Mitteln, welche Zwecke erreichen wir, welche ſetzen wir uns vor? Wir ſind voll Wiſſenſchaft und erfinden täglich neue Künſte — aber Männer, wie die alte und auch die mittlere Zeit, wie das funfzehnte und ſechszehnte Jahrhundert ſie hervorbrachte, entſtehen verhältnißmäßig nicht bei uns. Unſer Stolz iſt, ſolcher Tugenden und Kräfte entrathen zu können. So pries ehemals Perikles ſeine Athener glücklich, daß ſie nicht nöthig hätten an Tugenden Spartaner zu ſeyn*). Wie man ſich in den frühſten Zeiten bemüht hat, Thiere zu bändigen; den gebändigten ihrem Inſtinkt widerſprechende Fertigkeiten anzugewöhnen; ſo ſtrebt ſpäter eine ganz entartete Menſchheit, wahre Menſchheit, wo ſie noch ſich regt, unter die Gewalt einer cultivirten Thierheit, die ſich mehr dünkt, zu bändigen; den höhern Inſtinkt allgemein zu unterdrücken, oder zu verkehren, damit von Allem, was je Tugend geheißen, nichts übrig bleibe, als ein ſolches Nützliches, was ſich auch zu laſterhaften Zwecken gebrauchen läßt. Von dieſer Art ſind Tapferkeit, Arbeitſamkeit, Enthaltſamkeit, Geſetzbefolgung, wozu man wirklich Menſchen, bis auf einen gewiſſen Grad, blos abrichten kann, wie man Thiere abrichtet. Dieſe Pädagogik iſt die wahre, allein geſchätzte unſerer Zeit. Sie beweiſt ſich unerſchöpflich in neuen Methoden zu dem eben angeführten Zweck, das blos Nützliche an der Tugend von ihr ſelbſt abzuſondern, und die Meinung allgemein zu machen, daß jene Nackende, die geſchätzt ſeyn will, nicht nach dem, was ſie einbringt, ſondern nach dem, was ſie koſtet, in das Irrenhaus gehöre. — Alſo werden wir mit jedem Tage verſtändiger, ſinnreicher — und, in demſelben Maße, unvernünftiger. Wir ſind einzeln und in Maſſa; wir ſind Nationenweis vernunftloſer geworden.

---

*) Thucydides II. 34. §. 39.

„Egoismus und Genußwuth nach Grundſätzen“ — ſagt derſelbe vorhin ſchon angeführte

Schriftſteller, „zerrüttet unter dem Titel der geſunden Philoſophie die ſchönſten Verhältniſſe des Lebens. Die ſchmeichelnde Glückſeligkeitslehre, durch die man zuerſt den Strom der Leidenſchaften dämmen wollte, iſt längſt ein ſchwankender Kahn geworden, der dem Strome folgt. Die ernſtere und höhere Sittenlehre, die den Menſchen zum Bewußtſeyn ſeiner Würde begeiſtert, iſt dem Volke zu wunderlich und zu hoch. Es kann ſie nicht begreifen. Der Menſch, im Ganzen, hat nur dann Gewiſſen, im ſtrengſten Sinne des Worts, wenn er ſich auch im Verborgenen noch vor einem andern Weſen, als vor ſich ſelbſt, ſchämen zu müſſen glaubt. Der Glaube an ein ſolches Weſen war durch Unterricht und Tradition ſeit Jahrhunderten mit der Anhänglichkeit an eine Kirche identificirt. Unüberlegtes Aufklärungsgeſchrei riß das Volk von der Kirche los, und das Gewiſſen war ohne Dach und Fach. Nun lechzt die eine Parthei nach ſüßer Luſt, um den Lebensbecher rein auszuſchlürfen, und die andere Parthei kriecht wieder zu Kreuze, im buchſtäblichen Sinne dieſer Wörter. Zwiſchen dieſer, man darf wohl ſagen, eckelhaften Oppoſition eines wiedererſtehenden Pfaffenthums, und einer Genußlehre, die von Gott nicht weiß, wächſt eine Generation heran, deren Schickſal keine Philoſophie in ihrer Gewalt hat. Dieſe Generation einem neuen Mahomed Preis zu geben, bedarf es gar keiner beſondern Ereigniſſe. Denn um den Menſchen die Grundſätze ihres jetzt ſo genannten Menſchenverſtandes zu entwinden, bedarf es nur weniger Syllogismen. Unſere Volksaufklärung iſt unnatürlich gefördert. Ihr unnatürlicher Anfang und Fortgang bedeutet ihr natürliches Ende. Die Nachwelt wird ſich nicht wundern, wenn man in der Wüſte des Unglaubens wieder Schlangen erhöht und zu goldenen Kälbern betet, und wenn bei dieſem Schlangen- und Kälberdienſt Philoſophen der Altäre pflegen.“

Merkwürdige Zeichen thun ſich hervor. Noch vor zwei Jahrzehnten waren mit Voltaire, Helvetius, Diderot und ihren Schülern, alle ſeichten Köpfe darüber einig, daß Philoſophie und jede Art, ſie zu bearbeiten und gemein zu machen, gut ſey und heilbringend. Jetzt ſind alle ſeichten Köpfe eben ſo einverſtanden über das Gegentheil; alles Philoſophiren ſoll unnütz ſeyn, ja verderblich. Sie wurden durch ein auffallendes Ereigniß überzeugt, daß ſich der Egoismus nicht auf die Weiſe gerecht machen laſſe, wenigſtens nicht im Großen, wie ihre Lehrer es behauptet hatten; überzeugt, daß eine reine Demokratie von lauter Begierden und Leidenſchaften, wie man ſie auch verfaſſen möge, nie ein Reich der Glückſeligkeit und des Friedens werden könne. Hieraus ſchloſſen ſie (denn das Princip des Egoismus, als das allein wahre, konnten ſie nicht fahren laſſen), man müſſe überall auf Gerechtigkeit Verzicht thun, die Menſchheit aufgeben, Alles dem Ungefähr überlaſſen.

Es ſey fern von uns, mit dieſen einzuſtimmen. Wider ſie den Genius der Menſchheit laut anzurufen, iſt die Pflicht jedes Edelgeſinnten. Wir brauchen Heroen der Humanität, und ſie werden erſcheinen, wie ſie noch jedesmal, wenn es die höchſte Noth foderte, erſchienen ſind. Nach dem Wie oder Wann unterlaſſe man zu forſchen. Jeder thue nur an ſeinem Ort, was ihm der beſſere Geiſt in ſeinem Innern, der zuverläſſige, gebietet.

Dieſer, wie er ſich ſelbſt höchſter Zweck iſt, iſt auch ſich allein Mittel, und wider ſeine Kraft mag keine andere beſtehen. Er wird durchdringen und obſiegen.

Unmöglich kann reiner und heller Verſtand unverträglich ſeyn mit erhabener Vernunft. Recht gebraucht müſſen ſie vielmehr einander gegenſeitig fördern. Ein übler Gebrauch der Vernunft kann nicht ſeyn; und ſelbſt ein übler Gebrauch des Verſtandes nur dann, wenn dieſer von der Sinnlichkeit, die er zu regieren beſtimmt iſt, ſchon zum Theil unterdrückt und in demſelben Maße verfinſtert wurde; nur alsdann wird er ſich feindſelig gegen die Vernunft beweiſen, als ein dunkler Körper vor die Sonne des Geiſtes treten und ihre Strahlen unterbrechen. Seine Selbſtverfinſterungen dürfte man mit den Verfinſterungen des Mondes vergleichen — dergeſtalt, wie Thucydides berichtet von den Griechen ſeiner Zeit, daß ihnen Sonnenfinſterniſſe ſchon ſeit lange keinen Schrecken mehr verurſacht, Mondesverfinſterungen hingegen ſie noch immer in Beſtürzung geſetzt hätten. Sie begriffen nicht, wie man ſich ſelbſt im Lichte ſeyn könne

Es iſt dem Ueberlegenden klar, wie dieſe allgemeinen Betrachtungen ſich natürlich an das, was zuvor über gelehrte Vereine alter und neuer Zeit geſagt wurde, und an die Rückſicht auf die neue Einweihung der Königl. Baierſchen Akademie der Wiſſenſchaften anreihten; ſie kamen ungeſucht. Der Stumpfſinn, die Beſchränktheit kann den Zweck ſolcher geiſtigen Verbindung nicht erfaſſen; er ſpricht in ſeinen kecken Anmaßungen darüber ab, oder fragt nach unmittelbar nützlichen Folgen derſelben, die zwar unſere Akademie, als die Pflegerin der wiſſenſchaftlichen, ſo glänzenden Schätze und Sammlungen unſers erlauchten Monarchen und dieſes Reichs — ein ſchöner Zuſatz zu ihrer Beſtimmung, den bis jetzt noch keine andere Akademie der Welt in dieſer Ausdehnung hatte — auch mit heiterer Stirne nachweiſen kann; die aber doch nicht das einzige ſind, was den Werth dieſes ſchönen Kreiſes von Prieſtern der Humanität ausmacht. Die hohen Vorfahren unſeres Maximilian Josephs gründeten dieſes Inſtitut, und ließen ſich ſeine Emporbringung angelegen ſeyn. Der Genius dieſes Reichs würde getrauert haben, hätte unſere Zeit es verfallen laſſen. Dies war nicht zu fürchten! — Der erhabene Fürſt, den wir mit Entzücken und Triumph den *unſeren*, mit vollem Herzen den *König* nennen; Er, der auf alle Weiſe ſein Volk beglückt, will auch den *Ruhm* deſſelben dadurch vermehren, daß Er ein ſolch' heiliges Erbe ihm erhalten hilft, es neu ausſtattet, ſeine Kräfte vergrößert, ſeinen Glanz erhöht.

Die eben heute den verjüngten Bund der Wahrheit und Weisheit ſchließen, beſeelt mit Grund die Hoffnung des Beſſeren, und der Muth, es zu befördern. „*Eine Anſtalt des Friedens und der Vermittlung des Widerſtrebenden in der Zeit durch die Wiſſenſchaft*[*]" — iſt gegründet. Uns iſt vergönnt, frei zu reden von den Vorzügen, aber auch von den Gebrechen der Zeit. Was dieſe in Rückſicht auf Wiſſenſchaft und Künſte Köſtliches und Treffliches hat, bietet uns im reichen Maße eine Königliche Freigebigkeit dar. Dazu beizutragen, daß das Höchſte, und was der Zeit mangelt, herbeigeführt werde, ſoll das unverrückbare Ziel unſerer eifrigſten Beſtrebungen ſeyn.

---

*) Treffliche Worte *Schellings*.

Heil dem beſten Könige, der dieſen Bund in's Daſeyn rief, ihn fördern und erhalten wird!

An
Schloſſer
über
deſſen Fortſetzung des Platoniſchen Gaſtmales.

Eutin, den 25. April. 1796.

Ich habe, lieber Freund und Bruder! Deine Fortſetzung des Platoniſchen Geſprächs von der Liebe erhalten, geleſen, wiederholt, und ſetze mich nun hin, um Dir meines Herzens Gedanken darüber zu ſagen, ohne Heuchelei und Schminke, wie es ſich geziemt von Freund zu Freund.

Der ſelige Hamann ſchrieb mir in einem ſeiner erſten Briefe: „Was Homer den alten Sophiſten „war, ſind für mich die heiligen Bücher geweſen, aus deren Quelle ich bis zum Mißbrauch vielleicht mich überrauſcht ευκαιρως, ακαιρως. Noch „bis auf den heutigen Tag, wo ich ſtumpf, kalt und „lau geworden bin, leſe ich niemals ohne die innigſte „Rührung das XXXVIII Kap. des Jeremias und „ſeine Rettung aus der tiefen Grube vermittelſt zurißener und vertragener alter Lumpen. „Mein Aberglaube an dieſe Reliquien iſt im Grunde

„herzlicher Dank für die Dienſte, welche ſie mir ge„than und noch thun, trotz aller Kritik, die von der „Bühne und nicht aus dem Loch der Grube rai„ſonirt.“

So ohngefähr, lieber Bruder, geht es mir mit den Schriften der alten Philoſophen, vornehmlich mit Platon; am mehrſten aber mit der Liebe ſelbſt, dem Platoniſchen Eros, dem ich alles, was Gutes an mir iſt, zu danken habe. Du mußt es mir daher verzeihen, wenn ich mich in Abſicht ſeiner und ſeines Propheten oder Apoſtels etwas allzu abergläubig beweiſen ſollte; wenn ich mich an Dir ärgere, und Deiner Kritik vorwerfe, daß ſie von der Bühne und nicht aus dem Loch der Grube raiſonire.

Ebenmaß, Uebereinſtimmung, Harmonie, Vollkommenheit, ſind mir, wenn ſie einzige und letzte Zwecke vorſtellen ſollen, Undinge. Es giebt keine Melodie und Harmonie ohne Töne, und keine Töne, in denen nicht etwas erklänge; keine, die nicht Stimme wären. So giebt es auch ohne Maß kein Ebenmaß; und wieder kein Maß, das nicht an, von und zu etwas genommen wäre. Vollkommenheit iſt Vollſtändigkeit eines jeden

Dinges in ſeiner Art: ein im Allgemeinen eben ſo leerer Gegenſtandsbegriff, als Ebenmaß, Uebereinſtimmung, Harmonie, oder der Kantiſche reine Wille, deſſen alleiniger Gegenſtand, ſeine eigene von aller Materie des Wollens rein abgeſonderte Ur-Form, ein Nichts wollendes Wollen, ein allein rechter Weg des Weges ohne Ziel iſt.

Plato's Lebendigkeit und Tiefſinn verhinderten ihn, durch Abſtracta ſolcher Art ſich täuſchen zu laſſen; ein Lob, das ich keinem der neueren Philoſophen, von denen Syſteme ausgegangen ſind, beilegen könnte, da Alle ſich entweder zum Materialismus oder Idealismus hingeneigt. Der reinſte in dieſer Abſicht bleibt noch immer Leibnitz.

Plato geht vom Wirklichen aus; von einem in und durch ſich ſelbſt beſtimmten, alles andre Beſtimmenden Urweſen. Dieſes giebt, und von dieſem nimmt alles ſein Maß, ſein Verhältniß, ſeine urſprüngliche Form; es ſelbſt beſteht nicht durch Verhältniſſe, ſondern ſetzt alle Verhältniſſe, Maßgebend, ein.

Was in jedem entſprungenen endlichen Weſen auf eine gemeſſene Art Endliches und Unendliches verknüpft, und wirkliche Weſen durch Beſtimmung des an ſich unbeſtimmten zum Vorſchein bringt, iſt die Seele. Sie beweiſet ſich als das Princip der organiſchen Natur in jedem einzelnen Lebendigen dadurch, daß ſie es vor aller ſinnlichen Erfahrung durch Erkenntniſſe leitet, ohne welche ſeine Ausbildung und Erhaltung unmöglich wäre. Der Hunger zum Beiſpiel wohnt nicht in dem Schmerze ſelbſt, den das Speiſebedürfende Thier empfindet; dieſer Schmerz iſt nur er ſelbſt, iſt lauter Schmerz, und enthält keine Empfindung von etwas außer ihm, am allerwenigſten eine Empfindung der ihm entgegengeſetzten Luſt, das Merkmal ſeiner Vertilgung. Alſo wittert, ſucht und findet der Hunger als Begierde ſeinen Gegenſtand vor aller ſinnlichen Erfahrung, welche letztere offenbar durch die Begierde erſt möglich gemacht wird, folglich dieſe nicht hat hervorbringen können. Wie in dieſem Beiſpiele, ſo überall ſieht die Begierde — die das primitive Mittel der Erkenntniß des Guten, ſeine Offenbarung iſt — über die Empfindung hinaus; ſie erblickt, was eine entgegengeſetzte Empfindung verurſachen wird, und zeigt dahin den Weg. Weiſſagend gebiert ſie

Erfahrung und Verſtand. Demnach iſt das Begehrungsvermögen die Seele ſelbſt; und jede Seele, als Maßgebend, obgleich nur in ihrer Art, iſt Göttlicher Natur.

Individuum (leibliches Weſen).

So wie ein lebendiges, körperliches Weſen nur durch eine Seele möglich iſt, als die nächſte Urſache und die allgemeine Quelle aller ſeiner beſondern Handlungen; ſo iſt die Menge der einzelnen Weſen jeder beſondern Art wieder nur durch die Gattung möglich, in und aus welcher die Art, folglich auch jedes Einzelne dieſer Art allein entſpringen kann. Hier muß, um die Sache zu erklären, und vor Mißverſtand zu ſchützen, gezeigt werden, wie auch der Menſch in ſeiner Sphäre Gattungen hervorbringt. Ich verſtehe unter Gattung keinen bloßen Verſtandesbegriff, ſondern eine wahrhafte und wirkſame Urſache. Da aber jede Urſache auf einen Verſtand, auf ein ſelbſtthätiges Weſen hinausläuft; ſo werde ich mich durch Beiſpiele aus dem Verſtande und Willen am beſten erläutern können.

Jeder der Geſetze des Denkens Kundige weiß, und man kann es jedem nur etwas nachdenkenden

Menſchen begreiflich machen, daß, wenn wir nicht die Fähigkeit hätten, einen Gegenſtand überhaupt zu denken, wir zu keiner Erkenntniß irgend eines beſondern Gegenſtandes würden gelangen können. Mit andern Worten: daß ohne ſchon vorhandene Vernunft keine Erfahrung möglich wäre. Alles Explicite ſetzt ein Implicites, wodurch es allein möglich wird, zum voraus. Hierhin gehört nicht, was wir erſt hinten nach abſtrahiren und dann wieder zuerſt denken. Das Bedürfniß der Abſtraction iſt in der Einſchränkung unſerer Natur; hingegen das Vermögen nicht abſtrahirter, ſondern ſelbſtthätig hervorgebrachter allgemeiner und auch einzelner Begriffe und Grundſätze, iſt das Siegel unſeres Göttlichen Urſprungs. — Jemand erzählte mir in dieſen Tagen von Kant, daß er geſagt hätte: er würde von ſeinem Pferde herabſteigen, wenn es Sum ſagte. Ich deßgleichen, und würde noch dazu das Pferd ſehr um Verzeihung bitten, wegen der Freiheit, die ich mir aus Unwiſſenheit mit ihm genommen hätte.

Was ich vom Verſtande bemerkt habe, gilt auch vom Willen. Wenn Du irgend einen Menſchen großmüthig nenneſt, ſo thuſt Du es nicht, weil er Eine, oder auch zehn, oder auch hundert Handlungen verrichtete, die nach Großmuth ausſahen, wenn auch noch ſo vollkommen; ſondern weil Du ihm einen großmüthigen Character beimiſſeſt. Daſſelbe gilt von der Gerechtigkeit, überhaupt von jeder Tugend. Nur denjenigen wirſt Du tugendhaft nennen, von dem Du urtheileſt, daß er eine Regel der Rechtſchaffenheit in ſich habe, die er immer befolgt, und der zu liebe er jede einzelne tugendhafte Handlung ſich vorſetzt. Kraft dieſes Archetyps, aus welchem die Tugend zuerſt als Gattung hervorgeht, erzeugt der Menſch ihre Arten, und aus den Arten jede einzelne; an dieſem Archetyp prüft er alle nachher abſtrahirte Begriffe und Vorſchriften von Tugenden, und urtheilt allein mit ihm über die Gültigkeit und durchgängige Wahrheit jener Vorſchriften und Begriffe.

Nicht ein bloßes Bewußtſeyn nur, ſondern auch eine Erkenntniß hievon, wird in allen Menſchen, weniger oder mehr entwickelt, angetroffen. Und wie ſollte ſie ſich nicht in ihnen finden, da ſie überall das Beſondre nur im Allgemeinen erkennen; da ſie ohne Sprache, die aus lauter allgemeinen Begriffen nothwendig beſteht, weder ein vernünftiges Daſeyn erfahren, noch irgend menſchlich handeln können.

Das Weſen vernünftiger Naturen, ihr Trieb und eigenthümlicher Affect iſt daher, aus dem Einzelnen heraus zu gehen, und ſich von Gattung zu Gattung, immer höher, bis zum erſten Urſprung zu erheben: immer das gegenwärtige Daſeyn aufzugeben, im Hervorbringen eines höheren Daſeyns.

Nun beſteht aber alles Leben endlicher Naturen in der Empfindung eines Selbſtes, und der Empfindung eines Andern, welches nicht das Selbſt iſt; und da ſcheint es, als müßte es unmöglich ſeyn, daß wir das Fremde, von welchem ſich das Selbſt unterſcheidet, anders als nur in Beziehung auf das Selbſt ſollten ſchätzen — ungereimt, daß wir es ſogar höher achten, ihm das Selbſt ſollten nachſezzen können. Und doch ereignet ſich etwas bei dem Gefühl, welches wir Liebe nennen, das wir wenigſtens als eine Erſcheinung dieſes Ungereimten müſſen gelten laſſen. Dieſelbe Erſcheinung ſtellt ſich bei der Tugend ein; bei jener nämlich, die zu allen Zeiten für die Wahre gehalten wurde.

Es war der Geiſt aller Geſetzgebungen des Alterthums, ſagt Fenelon, ſich ſelbſt zu vergeſſen und ganz hinzugeben einer uneigennützigen Liebe: Dieſer Grundſatz ſey der Inbegriff ihrer Politik geweſen.

Da Du gewiß geduldiger dieſen liebenswürdigen und erhabenen Mann anhören wirſt als mich, ſo will ich ihn an meiner Stelle hier ein wenig reden und mich fortſetzen laſſen.

„Platon dit souvent, que l'amour du beau „est tout le bien de l'homme; que l'homme ne „peut être heureux en soi; et que ce qu'il y a „de plus divin en lui, c'est de sortir de „soi par l'amour; et en effet, le plaisir qu'on „éprouve dans le transport des passions, n'est „qu' un effet de la pente de l'ame pour sortir de „ses bornes étroites, et pour aimer hors d'elle „le beau infini. Quand ce transport se termine au beau passager et trompeur qui reluit „dans les créatures, c'est l'amour divin qui s'égare, et qui est déplacé: c'est un trait divin „en lui même, mais qui porte à faux, – – l'être „créé n'étant qu'une ombre de l'être suprême;

„mais enfin cet amour qui préfère le parfait in-
„fini à soi, est un mouvement divin et inspiré
„comme parle Platon. Cette impression est
„donnée à l'homme dès son origine. Sa gloire et
„sa perfection sont de sortir de soi par l'amour,
„de s'oublier, de se perdre. Cette idée effraye
„l'homme amoureux de lui-même et accoutumé
„de se faire le centre de tout. Mais cette idée
„qui nous étonne est le fondement de toute
„amitié et de toute justice. Nous ne pouvons
„ni accorder l'amour propre avec cette idée, ni
„l'abandonner: elle est ce qu'il y a de plus
„divin en nous."

Es ſind einzelne Tropfen aus dem Meere Platoniſcher Weisheit, was ich Dir aus Fenelon hier abgeſchrieben habe; Du weißt es; Du mußt es wiſſen. Der Gedanke darüber zu reden — was mir vorſchwebt, mich alles anſtrömt, aus Phädrus, Theages, Jon, Criton, Philebus, Phädon, der Republik und den Geſetzen: ſo unermeßlich, ſo unerſchöpflich — es beklemmt mir die Bruſt.

Ich bleibe beim Sympoſium, und im Sympoſium nur bei der Rede der Diotima: denn wie viel andrer Meinung als Du bin ich auch über die vorhergegangenen Reden!

Der Hauptgedanke in der Rede der Diotima iſt dieſer: „Das Sterbliche wird erhalten — nicht wie „das Göttliche, welches immer durchaus daſſelbe „bleibt — ſondern durch fortgeſetztes Erzeugen. „Durch dieſe Erfindung, ſagt Diotima, nimmt das „Sterbliche Theil an der Unſterblichkeit, ſowohl der „Leib als alles andre., Das Unſterbliche aber auf „andre Art."

Erzeugung iſt alſo Bild der Unſterblichkeit, Bild des Ewigen und der Schöpfung. Nur Bild, aber als ſolches ehrwürdig, auch in der niedrigſten Geſtalt. Liebe wird genannt, was Erzeugung bewirkt.

Wie im Menſchen Körper und Geiſt, Sterbliches und Unſterbliches mit einander verknüpft ſind; ſo auch, und in demſelben Maß, eine irdiſche und überirdiſche Begierde, eine ſinnliche und intellectuelle Liebe.

Indem ich dieſes niederſchreibe, fällt mir ein Ausſpruch des ziemlich vergeſſenen, trefflichen Mannes, Jaques Abbadie, ein. „Wo in einem Weſen," ſagt dieſer, „Geiſt und Körper mit einander vereinigt

„ſind, da iſt der Körper nur wie ein Geſpenſt anzuſehen.“ — Seit Abbadie haben ſich die Dinge ſehr verändert, und es nimmt eine ganz entgegengeſetzte Meinung, nach welcher der Körper für das Weſen, der Geiſt für das Geſpenſt gehalten werden muß, je mehr und mehr überhand. Daſſelbe gilt im höchſten Grade von der Liebe, deren Begeiſterung, nicht von Plato allein, ſondern überhaupt von den Alten — auch ſogar von Cato*) — als etwas Göttliches und als das Höchſte verehret: ſeitdem, als eine leidige Täuſchung und verderbliche Schwärmerei, in die äußerſte Verachtung gerieth.

---

*) Le Romain Caton disoit, que l'ame de l'amant vivoit et habitoit en celui qu'il aimoit, d'autant qu'il s'imprime le visage, les moeurs, le naturel, la vie, les actions de ce qu'il aime, par lesquels étant conduit il abrége en peu d'heures beaucoup de chemin, et trouve une voye courte et droite, comme parlent les poëtes, pour parvenir à la vertu. (Plutarch, von der Liebe). — Da ich Raum übrig habe, will ich noch eine Stelle aus dieſer Abhandlung abſchreiben. „Nous sommes contraints par manifeste évidence de croire que l'accident de l'arc-en-ciel n'est autre chose qu'une réflexion du ray de notre vue qui donne dedans une nuée humide, égale et moyen-

Dennoch wird ſogar auch unter uns nicht leicht ſich jemand finden, der ſich nicht aus der Zeit, da er die Leidenſchaft der Liebe zum erſtenmal empfand, erinnerte, wie ihm damals gleichſam Geſichte von etwas Höherem wurden, Geſichte aus einer beſſeren Welt, und plötzlich wie ein neuer Sinn, mit welchem er ſich durch und durch verwandelt fühlte. Was tief im Menſchen liegt, daß er ſeiner thieriſchen Natur ſich ſchämt, auch wo ſie unſchuldiges, aber dieſes mit Gewalt verlangt, empfand er in dieſem Zuſtande, wie in keinem andern je zuvor. — Ich einmal kann unmöglich dafür halten, daß uns dann ein böſer Geiſt nur täuſche; uns mit jenen Geſichten nur verführen, und mit dem Abſcheu an allem Unreinen, den wir dann empfinden, unſerer nur ſpotten wolle: ſondern ich glaube pünktlich und von ganzer Seele an eine darunter verborgene heilige Geſchichte und Ordnung des Heils, gerade ſo wie ſie von

---

nement épaisse, où elle rencontre et touche au soleil. En voyant par réflexion sa clarté et lueur, elle imprime en notre entendement cette opinion, que telle apparition soit empreinte dans la nuée. Telle est l'ingénieuse habileté et subtile invention de l'amour.

meinem Platon im Phädrus und im Gaſtmahl erzählt und vorgetragen werden.

Liebestrieb und Lebenstrieb ſind Eins. Es iſt Ein und derſelbe Faden, den die Seele weder aus Nichts, noch allein aus ſich ſelbſt ſpinnen kann. Am allerwenigſten aber möchte wohl die Seele als ein nun zu Ende geſponnener und nun aufgewickelter Faden: als ein ruhiges Knäuel exiſtiren, und ſich ihrer ſelbſt erfreuen können. So läugne ich auch mit Diotima, „daß die Menſchen alle nach dem Eigenen „ſtreben, es möchte denn jemand alles Gute ſein „eigen, und das Böſe Fremdes nennen.“ Ein Leben ohne Streben, Thätigkeit, iſt kein Leben; iſt, wie Plato im Philebus ſagt — ein Schwamm. Ich glaube am wenigſten von der Gottheit, daß ſie ein ſolcher Schwamm ihrer ſelbſt ſeyn könne. Wenigſtens dürfen wir nicht, wenn wir ſie ſo betrachten, ſie die Liebe — wir müßten ſie die Wolluſt nennen; welches weder philoſophiſch noch Schriftmäßig wäre. Sie iſt die Liebe, weil ſie eine Welt erſchaffen, ſich außer ſich ergoſſen hat: Ein Ideal — nicht des Egoismus, ſondern des Entgegengeſetzten: Urbild freier Liebe!

Ich komme nun eigentlicher zu Deiner Fortſezzung und zu den darin aufgeſtellten Sätzen.

Im Geſpräche des Platon wirft Diotima dem Sokrates vor: man müſſe aus ſeinen Worten ſchließen, daß er das Geliebte für die Liebe halte, da doch dieſe das Liebende ſey. Sokrates ſchweigt hierauf und ſcheint ſeinen Irrthum einzuſehen. Du aber nimmſt an, daß er geantwortet habe, und theilſt uns ſeine Antwort mit.

Donnerstag den 28ten.

Bis hierhin war ich geſtern Vormittag mit meinem Schreiben gekommen, und gedachte geſtern Abend und heute früh das noch fehlende hinzu zu fügen, und meinen Brief abzuſchicken. Der Deinige vom 15ten, den ich ſchon Sonnabend erwartet hatte, kam dazwiſchen, und ließ mich andres Sinnes werden. Dein Brief, wie Du ſelbſt ſagſt, iſt etwas beißig; und da konnte ich nun leicht in dem, was ich über Deine Fortſetzung nun eigentlicher noch zu ſagen hatte, es auch etwas werden, und die Verantwortung des Ariſtodems, wegen ſeines anders wieder Erzählen, die ich auf mich nahm, mit zu viel Lebhaftigkeit und Nachdruck führen. Es mag ruhen, bis wir uns ſprechen, wenn es, wie ich hoffe, dazu kommt.

Auf Deine Gründe, warum Du nur 5 Tage in Wandsbeck verweilen kannſt, antworte ich nicht, weil ich ſo ganz anders hierüber fühle wie Du, und Dir, si tu hic esses, gewiß ſolche Gründe nicht anführen würde. Es ſey Dir genug, daß ich Dich erwarten, und alles übrige Dir und den guten Göttern anheim geſtellt laſſen will.

Gerſtenberg wirſt Du ſchwerlich ſprechen; ihm iſt kaum beizukommen. Ich habe ihn gar nicht geſehen, weder dießmal noch vor 6 Jahren. Was Du über das Hart angreifen ſagſt, kommt mir ſonderbar vor. Kann man denn nicht hart angegriffen werden, ohne es zu empfinden? Dein Geſichtspunkt kann nicht allein feſt, ſondern ſogar auch richtig ſeyn, und ein harter Angriff iſt darum nicht weniger möglich.

Was ich Dir von Alten und Jungen neulich ſchrieb, haſt Du unrecht verſtanden. Ich redete nicht von Menſchen, ſondern von Meinungen, von

Formen der Religion und der Geſellſchaft. — Was die Hofſprache angeht, die in meinen Ergießungen herrſchen ſoll, ſo kann ich mir dieſen Vorwurf nicht anders als dadurch erklären, daß Du andere Meinungen bei mir vorausſetzeſt, als ich habe. Ueberhaupt mußt Du dieſen Aufſatz ſehr flüchtig geleſen haben, denn was Du ihm hauptſächlich Schuld giebſt, ſteht gar nicht darin. — Noch ſchlimmer iſt es mir damit in Berlin ergangen, wo man gleich daraus den Mann der neuen Offenbarungen erkannt hat, einen Myſtiker, einen neuen Religionsſtifter, einen Geiſterſeher u. ſ. w. Du kannſt es im 2. Stück des Journals Deutſchland leſen. Dieſer Beurtheiler thut mir in ſo fern doch weniger Unrecht, als Du, weil ich wirklich an dieſer Seite etwas zu débonnaire oder vielmehr zu ängſtlich geweſen bin. Ich muß abbrechen und einpacken, denn übermorgen verreiſen wir nach Kiel, und ſchicken alle unſre Sachen vorab nach Wandsbeck. Lebe wohl! Ich herze Dich brüderlich — Dich, und Tante, und Eduard und Jette. Euch allen ſtrecke ich die Arme entgegen mit unausſprechlicher Sehnſucht und Liebe.

Dein alter Fritz.

Bruchſtücke der Fortſetzung.

Allerdings iſt Liebe in jedem Sinne von der Begierde im gemeinen, d. i. in dem Sinne unterſchieden, worin ſie vernünftigen und unvernünftigen Weſen ganz auf dieſelbe Weiſe zukommt, und ſich als ein und derſelbe Trieb in beiden Gattungen auf eine ebenſo mannichfaltige als beſtimmte Weiſe offenbart. Wegen der Begierde in dieſem gemeinen Sinne gehört der Menſch zum Thiergeſchlecht; liebend zieht er die Thierheit aus und lernt ſie verachten, ſich ſelbſt erfahrend als ein Weſen höherer Art. In der bloßen Thierheit findet durchaus keine Liebe Statt, ſondern höchſtens nur ein Schein davon, wie z. B. im Hunde. Wir ſagen von dieſem, daß er ſeinen Herrn liebe, und ſeine Treue in dieſer Liebe iſt ſogar Symbol geworden. Wie es aber mit der Erhebung einer ſolchen hündiſchen Liebe und Treue faſt bis zur Würde einer Idee, in Wahrheit gemeint ſey, verräth ſchon das eben gebrauchte Beiwort. Das Lob der Hundestreue verlangt niemand, und ſchlimmeres kann von einem Menſchen nicht geſagt werden als, daß er wie ein Hund mit ſich umgehen laſſe.

Eben ſo nothwendig, wie der Begriff der blos thieriſchen Natur die Liebe ausſchließt, ſchließt der Begriff der vernünftigen Natur ſie nothwendig ein. Ohne ein, wenn auch oft nur ſehr dunkles, Anſchauen des Guten, des Wahren, des Schönen, giebt es keine Vernunft; wo aber Wahres, Gutes und Schönes angeſchaut werden, da entſteht Liebe, mit allen den Gefühlen, welche der eigenſüchtigen Begierde Abbruch thun, noch vor der Entwicklung der Vernunft. Daß kein beſonderer Scharfſinn dazu gehört, wahrzunehmen, was auf dieſe Bemerkungen führt, und factiſch in jedem vorkommenden Falle zu unterſcheiden zwiſchen Liebe und gemeiner Begierde, erhellt aus dem Gebrauche dieſer Unterſcheidung in allen nur einigermaßen gebildeten Sprachen. Niemand wird von dem *Ehrliebenden* ſagen, daß er die Ehre *begehre*, noch von dem *Ehrbegierigen*, daß er ſie *liebe*. Was der Ehrbegierige *liebt*, heißt Ruhm, Anſehen, Gewalt, Vorrang, und er fühlt zugleich die heftigſte Begierde nach dieſen Dingen, ſo lange er ſie noch nicht beſitzt, und, wenn er zu ihrem Beſitz gelangt iſt, nach ihrer Vermehrung. Auch der Ehrbegierige liebt alſo; nur nicht daſſelbe, was der Ehrliebende und nicht auf dieſelbe Weiſe.

Die blos factiſche Unterſcheidung aber in dem angeführten Beiſpiele, wie in ſo vielen andern ähnlichen, die der Sprachgebrauch darbietet und deren eine Menge jedem Gedächtniſſe ſich aufdringen werden, giebt noch keineswegs Einſicht in den Grund dieſer Unterſcheidung und Entgegenſetzung. Vielmehr gerathen wir, wenn wir jene Beiſpiele in nähere Betrachtung ziehen, mit uns ſelbſt in Uneinigkeit, die vorhin angeführte

Behauptung als wahr vorausgeſetzt, daß Liebe ein Vermögen höherer Art und höheres Urſprungs ſey, als die allen lebendigen Naturen auf gleiche Weiſe zukommende Begierde. Denn ſagen wir nicht auch von dem Geizigen, daß er das Geld, von dem Trunkenbolde, daß er die Völlerei liebe? . Wie ſollte nun das ein Vermögen höherer Art genannt werden dürfen, was uns ſogar unter die Thierheit herabziehen kann?

Schwächen und ſogar ſcheinbar vertilgen läßt ſich dieſer Vorwurf und der mit ihm aufgeregte Zweifel, wenn wir ihm entgegenſetzen, daß hier der Liebe nichts angeſchuldigt werde, was nicht die Vernunft ſelbſt, und ihre Quelle, die Freiheit, in gleichem Maße treffe. Von jeher ſind ja dieſen ganz dieſelben Vorwürfe gemacht worden, ſelbſt von angeſehenen Weltweiſen. Welche Ausſchweifung, läßt Cicero ſeinen Catulus ſagen, welche Handlung zügelloſer Willkühr, des Muthwillens, der Wolluſt, der Habſucht, welches Verbrechen, von was Art es ſey, wird entworfen und vollbracht ohne Zuthun der Vernunft? Geht nicht alles Vorſetzliche aus ihr allein hervor? Entwurf, Ueberlegung, Wahl, Beſchluß ſind ihr eigenthümliches Geſchäft. Sie iſt es, die jede Kunſt, jede Geſchicklichkeit erſinnt, und wem? Etwa nur dem Wohlmeinenden, und nicht auch einer Medea, einem Thyeſtes und Atreus? Ueberall unter den Menſchen finden wir ſie geſchäftiger, dem Betruge, der Hinterliſt, der Unmäßigkeit und Ungerechtigkeit, der Herrſchſucht und der Habſucht, überhaupt dem Böſen zu dienen, als dem Guten. Und ſo iſt ſie offenbar für den Menſchen, da ſie zum Böſen wie zum Guten ſich gebrauchen läßt, ihr Gebrauch zum Böſen aber, wie die Erfahrung lehrt, der faſt allgemeine iſt, nicht blos eine zweideutige, ſondern eine ſchädliche Gabe. Fühlen wir uns nichts deſto weniger innerlich genöthigt, ihre Beraubung für das größte unter allen Uebeln zu halten, ſo werden wir eben dadurch nur deſto elender. Denn wir ſetzen ſie doch wohl nur darum über alle andere Güter, weil ſie allein uns ſoll wahrhaft weiſe, gut und glücklich machen können. Kann ſie dieſes, ſo thut ſie es doch in dem Menſchen nie. Keiner, der nicht von Natur ſchon gut und weiſe war, iſt es durch ihre Geſchäftigkeit geworden. Und möge ſie denn auch den Weiſen noch weiſer, den Tugendhaften noch tugendhafter machen, den Bösartigen macht ſie dagegen ganz auf dieſelbe Weiſe auch bösartiger."

Ungeachtet dieſer ſo oft wiederholten bitteren Vorwürfe, welche bei den Alten mehr ein irreligiöſer, bei den Neueren, in blindem Muthe, mehr ein religiöſer Eifer geltend zu machen geſucht hat, iſt die Vernunft, vor wie nach, in dem unerſchütterlichen Beſitz geblieben, nicht nur für das höhere und höchſte Vermögen in dem Menſchen, ſondern für ein durchaus allerhöchſtes unbedingt anerkannt, und damit außer alle Vergleichung mit anderen Kräften, Eigenſchaften und Gaben geſetzt zu werden, als ein überſchwengliches Weſen. Was man auch, aus dem Grunde ihres Thuns und Laſſens, ihres zweideutigen Vermögens und offenbaren Unvermögens, wider ſie aufbringen möge; es bleibt ohne Kraft und bedarf eben ſo wenig einer Widerlegung, als eine ſolche, mit einigem Sinne, auch nur unternommen werden könnte. Das höchſte Anſehen der Vernunft beruht auf der unmittelbaren Gewalt dieſes Anſehens, auf dem Machtworte, durch welches ſie als ein allerhöchſtes ſich ſelbſt ausſpricht.

Dagegen nun die Liebe? Fände ſich auch in ihr, was ſie mit gleicher Kraft zu retten fähig wäre? In Wahrheit, ihr wird ſchlecht geholfen ſeyn durch eine Aehnlichkeit mit Vernunft und Freiheit nur an der verdächtigen Seite von dieſen, wenn ſie nicht zugleich aufweiſen kann, daß und wie ſie mit denſelben in einer ſolchen weſentlichen Verbindung und innigen Gemeinſchaft ſtehe, die ſie wie zu einer dritten Perſon in dieſer Gottheit mache.

Daß ſie dieſes vermögen ſollte, ſcheint, wenigſtens auf den erſten Anblick, ſich auch nicht einmal von ferne denken zu laſſen. Unding iſt eine Liebe unter der Herrſchaft der Vernunft, und die dem Menſchen ſeine Freiheit ließe, ſo daß er nach ſeinem Gutfinden ſie einrichten, ſchwächen und verſtärken, ſie hierhin oder dorthin leiten möchte, iſt Unding. Unding wäre aber ebenſo auch die Vernunft, wenn ſie, wie man wohl unverſtändig ſich ausdrückt, von der Liebe unterjocht, verblendet, verführt, bethört, in Feſſeln gelegt werden könnte. Die eine dieſer Vorſtellungen iſt gerade ſo ungereimt als die andere. Unvernünftig wäre eine Vernunft, die der Liebe, lieblos eine Liebe, die der Vernunſt gehorchte. Man beſtimme nur genauer die Begriffe von beiden (die durchgängig angenommen ſind, und von denen wir darum auch auszugehen uns genöthigt fanden), und es wird ſogleich augenſcheinlich, daß beide Weſen aus jenen Begriffen hervortreten als zwei durchaus verſchiedene, durchaus unabhängige Mächte, unvergleichbar in Gewalt, Eigenſchaft und Beſtreben. So wie jene nichts vermag über dieſe, ſo auch wieder dieſe nichts über jene. Ja, es weiß nicht einmal die eine von der andern; ſie kennen einander nicht. Der Menſch aber, den die eine wie die andere ausſchließend zu beſitzen ſtrebt, weiß von beiden, doch, wie er wunderlich zwiſchen ihnen getheilt iſt, nur lauter unvollkommenes. Und ſo bildet ſich (dürfte man demnach wohl annehmen), in ihm jener zwiefache Wahn von einer ſchlimmen Seite an der Vernunft und einer guten an der Liebe. Der gute Schein an der Liebe, zufolge dieſer Anſicht, entſtände blos daher, daß ihr die Vernunft im Wege iſt, Beſitz von dem ganzen Menſchen zu nehmen und ihn mit Unmäßigkeit zu erfüllen. Der böſe Schein an der Vernunft, daß ebenſo die Liebe allein ihr im Wege iſt, Beſitz von dem ganzen Menſchen zu nehmen und ihn zu erfüllen allein mit ſich.

Dieß mag nun gelten oder nicht, ſo wird ſich in alle Wege zeigen, daß die Liebe nicht unter der Vernunft begriffen, nicht aus ihr abgeleitet werden kann als ein zweites oder drittes, welches nothwendig mit ihr und in ihr, als dem Erſten, Oberſten, Urſprünglichen, ſich zugleich darſtellte. Wollte man aber die

Liebe als das Erſte, Oberſte, Urſprüngliche ſetzen, ſo daß Vernunft und Freiheit unter ihr begriffen wären als ein Zweites und Drittes, dergeſtalt, daß dieſe zu ihrem Weſen zwar gehörten, aber keineswegs über ſie erhaben wären, ſondern abhängig von ihr, ſo hieße das ja offenbar über die Vernunft den Wahnſinn erheben. Denn daß die Liebe aus dem Geſchlecht des Wahnſinns ſey, hat noch nie ein Menſch geleugnet.

Gewiß keiner! Auch nicht jener, der unter allen Menſchen von der Liebe am erhabenſten geredet hat, am erhabenſten zugleich von der Vernunft, Platon der Göttliche. Doch weit entfernt, zurückzubeben vor dieſem Vorwurfe, faßte er ihn ſchärfer nur ins Auge, ergriff ihn, und ließ ihn das Panier ſeyn im Kriege wider jene Unwiſſenden und Rohen, die den Unbegeiſterten allein für weiſe, jeden Begeiſterten für einen Unſinnigen und Verrückten halten. Er ſcheute ſich nicht, ein Verrückter genannt zu werden von denen, die wohl unverrückt ankleben nur dem Irdiſchen, und ſich ſo ganz bei Sinnen zu erhalten wiſſen, daß ſie des Ueberſinnlichen und Ueberirdiſchen nie inne werden.

Und wer möchte nicht mit ihm ſeyn, von dieſen ſich ſcheidend, die, abgewandt von dem Lichte, in welchem Urgebild und Urbildendes ungetrennt und unzertrennlich ſich darſtellen, ewig nur in dem ſie umgaukelnden Schattengewebe ſich vertiefen und aus ihm ſich anfüllen mit Wahrſagerei wider das Wahre? Wendet man ſie mit Gewalt gegen das Licht, ſo rufen ſie

— gewöhnt an die Finſterniſſe ihres Ortes und nun lichtgeblendet — mit Unwillen aus: Welche Nacht! Und hören ſie dann ebenſo ausrufen den Lichtſchauer, wenn er, hingewandt nach ihren Finſterniſſen, und nachtgeblendet, auch ſchauert und wankt, ſo erheben ſie über ihn ein lautes Hohngelächter, ſchreien und ſpotten: daß er Sichtbares zu ſuchen nicht verſtehe, aber Unſichtbares ſehen und zeigen zu können ſich rühme. Der Verrückte! Wie der aus ſich ſelbſt beginnende, der göttliche Tugenden aus des eigenen Herzens Geiſt und Empfindung erzeugende Heros erhaben iſt über den ſpäter von ihm nur träumenden Fabler, ſo überall des Geiſtes und Herzens vorbildende Kraft über nachbildende Beſinnung. Dieſe, dem Einbildungsvermögen folgend und mit ihm erzeugend den Verſtand, kann ewig nur da beginnen, wo jene ſchon vollendet hat, und muß unwiſſend bleiben, in ſich allein, jedes erſten Urſprunges und jedes letzten Zwecks. Echo des freithätigen Geiſtes, hallt ſie nach, Endlaute ohne Zahl; aber anzuſtimmen ſchöpferiſches Wort vermag ſie nicht.

Vermag es aber der Geiſt ſelbſt, der den Menſchen belebende? Oder iſt auch in ihm, was als vorbildende Kraft erſcheint, nur ein geheimeres Nachbilden aus tiefer wirkender Beſinnung, nicht eine wahrhaft beginnende ſchöpferiſche Kraft?

Ohne allen Beginn und ganz und allein aus ſich ſelbſt iſt nur Einer. Alles vielfach vorhandene iſt von ihm, und konnte des Geiſtes blos theilhaftig werden, ewig von ihm unterſchieden und ewig nur aus ihm

Daſeyn und Leben ſchöpfend. Das aber iſt die Theilhaftigkeit des Geiſtes, daß mit ihr Freiheit empfangen wird und Liebe; des Guten und Schönen Gefühl und aus ihm des Wahren Erkenntniß. Ohne Freiheit keine Selbſtſtändigkeit und überall kein Geiſt; denn ſelbſt zu ſeyn, und aus ſich unmittelbar zu wirken, iſt des Geiſtes Anfang. Freiheit aber ohne Liebe wäre nur blindes Ungefähr, wie Vernunft ohne Freiheit nur blinder Nothwendigkeit Echo. . . . .

Liebe und Begierde ſind allerdings weſentlich verſchieden von einander; diejenige Begierde nämlich, die das Selbſt allein, nie einen Gegenſtand außer ihm unmittelbar zur Abſicht hat. Sie will von dieſem nur die Wirkung in das Selbſt, nur das von ihm, was jenem nützlich iſt. Darum genügt Anſchauung ihr ſo wenig, daß vielmehr die Gegenwart ihres Gegenſtandes ſie nur heftiger antreibt, ihn an ſich zu reißen, daß ſie ihn verſchlinge. Noch mehr: es gehört zu ihrem Weſen, anſchauungslos zu ſeyn und blind. Auch das Selbſt ſieht ſie nicht, aber ſie will es überall und läßt nicht zu, daß ſich etwas darüber erhebe. In ihm ſoll ſich alles, es ſelbſt ſoll ſich in nichts verlieren.

⁂

Wenn wir von einem dem Geld- oder Ehrgeiz ergebenen ſagen, daß er das Geld oder Anſehen und

Macht liebe, ſo meinen wir damit, daß er beides unmittelbar begehre, als Zweck, nicht als Mittel; darum nennen wir auch dieſe Leidenſchaften thöricht und laſterhaft. Wenn er ſie blos als Mittel liebte, ſo wären ſie ihm nicht das Höchſte, und er liebte eigentlich etwas anderes. Mit der Liebe verknüpft ſich von ſelbſt der Begriff der Uneigennützigkeit, d. h. wir hangen einem Gegenſtande nicht an und trachten ihm nicht nach um eines Nutzens willen, den er uns verſchaffen ſoll, ſondern um ſein ſelbſt.

* * *

Ich liebe über alles die Jagd, heißt: ich finde meinen höchſten Genuß im Jagen. Ich werde aber nie ſagen im Jagen, daß ich jetzt liebe. Daſſelbe gilt vom Spiele, vom Kriege u. ſ. f. Die Liebe findet nur in der Unvollkommenheit des Genuſſes Statt. Die Jagd lieben, heißt wünſchen, immer auf der Jagd ſeyn zu können. Man liebt ſie nicht wegen des Vergnügens, das ſie giebt, ſondern ſie iſt das Vergnügen ſelbſt. Immer iſt, wo Liebe iſt, Abhängigkeit von einem Gegenſtande, Bedürfniß; ich habe nicht ſelbſt, was mir den Genuß geben kann. Die Liebe fängt an, weder mit einer Begierde, noch mit einem Genuſſe, ſondern mit Ahnung.

* * *

Ich begehre das Abweſende, was ich gegenwärtig und wirklich nicht genieße; lieben aber kann ich auch das Gegenwärtige, und mitten im Genuß am ſtärkſten.

Mich ſelbſt kann ich ſchlechterdings nicht begehren, wohl aber lieben. Doch kann ich allerdings begehren, was mich mir ſelbſt liebenswürdig machen wird.

* * *

Genuß und Vollkommenheit widerſprechen ſich. Sich ſelbſt genießen iſt wie die Urſache ſeiner ſelbſt ſeyn. Leerer Schulwitz. Genuß iſt nur im Uebergange von einem geringeren Zuſtande zu einem beſſeren.

* * *

Liebe iſt vorbildende ſchöpferiſche Kraft, d. h. nicht ſchaffend nach einem Ideal, ſondern ſchaffend das Ideal. Darum iſt Gott ſelbſt das abſolute Maß, das Urbild von allem.

* * *

Liebe iſt Thätigkeit. Wir werden nicht gewahr, daß wir das Leben über alles lieben, als wenn es in Gefahr kommt, und doch iſt die Begierde, die zur Erhaltung des Lebens wirkt, die mächtigſte, die abſolute Begierde.

* * *

Wenn ich mit meinem Auge am Auge des Geliebten hange und ſeine Seele in mich zu trinken ſtrebe, ſo will ich ſie doch nicht ſo in mich trinken, daß ich ein für alle mal ſatt werde, und des Freundes nicht mehr bedürfe. Ich will ihn ewig bedürfen und ewig genießen.

Die Liebe endigt in ihrem Gegenſtande. Er kann ihr nur ſich ſelbſt geben; aber geben muß er, ſonſt iſt keine Liebe. Was ich liebe, dem opfere ich mich auf. Man lebt nur in dem, was man liebt. Was vor der Liebe war, ſtirbt, und die Seele ſucht ſich ein neues Weſen.

* * *

Die Liebe iſt ein Mittel der Erhebung aus dem Sinnlichen zum Ueberſinnlichen, aus dem Sterblichen zum Unſterblichen; dieſes Mittel geht durch die ganze Weltbildung, belebt ſie, iſt das lebendige Mittelglied zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpf. Gemeines ſoll in Edles, Sterbliches in Unſterbliches verwandelt werden. Von allem überirdiſchen kann allein das Schöne gleichſam mit Augen geſehen werden; darum iſt es die Stufe, auf welcher von dem Vergänglichen zum Unvergänglichen aufgeſtiegen wird. Das Schöne flößt Liebe ein, d. i. ein Verlangen, mit ihm zu leben und fortzupflanzen.

* * *

Wir können nichts Schönes wahrnehmen, ohne daß der Gedanke wenigſtens dunkel in uns entſteht: Liebe hat es geſchaffen und Wohlwollen. Schönheit und blindes Ungefähr widerſprechen ſich.

* * *

Wir können im Grunde nichts anderes lieben als unſer Leben; alle endliche Weſen aber haben ihr Leben außer ſich. Gott, um zu lieben, muß gewiſſermaßen aus ſich herausgehen und Menſch werden. Wenn er nicht geſchaffen hätte, ließe ſich in ihm keine Liebe denken.

Vorrede

zu einem

überflüſſigen Taſchenbuche für das Jahr 1800,

in

einem Schreiben und Nachſchreiben an den
Herausgeber des Taſchenbuches.

Anmerkung für das Publikum.

Der Verfaſſer des folgenden Briefes hält es für nöthig, über die Anwendung der neueſten Philoſophie, welche darin beiläufig ſtatt gefunden hat, folgende Erklärung — gewiſſer unjovialiſcher Leſer wegen — von ſich zu geben. Er verſichert:

1. Daß dieſer Brief nicht mit der Abſicht, jene Anwendung zu machen, begonnen wurde. Sie hat ſich unter der Hand eingefunden; hat ſich der Laune gewiſſermaßen aufgedrungen — gerade ſo wie nachher die Anwendung der Oekonomiſtenlehre, deren *Grundſätze* die eigenen Grundſätze des Verfaſſers ſind.

Er bittet zu bemerken:

2. Daß wenn die neueſte Philoſophie durch die hier von ihr gemachte Anwendung ein etwas lächerliches Anſehen bekommt, man dieſes allein ſeiner Kunſt, ſie auf ſolche Weiſe zu *gebrauchen* oder *geltend* zu machen, beizumeſſen und zu verdanken habe. Nur hat Er nicht dieſe Kunſt zuerſt erfunden, ſondern er ſtellt ſie nur nachahmend dar. Wenn jene Originale, die ihm wahrſcheinlich, bekannt und unbekannt, vorſchwebten, durch ſeine Darſtellung an ſich ſelbſt erinnert, und des Dienſtes, den ſie der Philoſophie leiſten, inne werden ſollten, ſo hätte er ſich einer guten Handlung die vielleicht erſprießlich würde, zu erfreuen; aber keiner *verdienſtlichen*: denn, wahrlich! auch dieſe Abſicht lag ihm nicht im Sinne, während er ſchrieb; er folgte, wie ich ſchon geſagt, blos ſeiner Laune, und hatte nur ſein Ziel, *die Rettung des Ueberflüſſigen*, im Auge.

Seine aufrichtige Meinung in Abſicht der Transſcendental-Philoſophie ſelbſt iſt:

5. Daß nur derjenige, der unwiſſend und abgeſchmackt genug wäre, um Geometrie und Arithmetik gering zu ſchätzen und zu verſpotten; jene, weil ſie keine Subſtanzen, dieſe, weil ſie keine Zahlenbedeutung, nicht das *Werthſeyende* hervorbringt; daß nur ein ſolcher auch Transſcendental-Philoſophie gering ſchätzen und verſpotten dürfte. Dieſes konnte um ſo weniger des Verfaſſers Fall ſeyn, da er nicht ohne Antheil an der Entſtehung der neueſten Philoſophie, und keinesweges dieſen Ruhm aufzugeben geſonnen iſt. Aus dieſer Blutsfreundſchaft erklärt ſich die Vertraulichkeit, worin er mit ihr lebt. Er darf mit ihr ſcherzen, und den Scherz bis zum Muthwillen treiben, ohne Gefahr zu laufen, daß ſie ihn je mißverſtehen werde. Sie weiß, daß er ſie nicht aufziehen kann, ohne ſich ſelbſt *mit* zum Beſten zu geben. — Und gehörte es nicht zum Triumph der Imperatoren, daß ihre Siegsgefährten ſie mit Spottliedern begleiteten? Dieß ſey geſagt dem *Starken*! Zugleich laſſe er ſich erinnern an jene Rede des alten *Shandy*, als dieſem, anſtatt des arabiſchen Hengſtes, ein Mauleſel gefohlt wurde. „Siehe," ſprach er zu *Obadiah*, „*was du gemacht haſt*!" „Ich habe es nicht gethan," antwortete *Obadiah*. — „Wie kann ich das wiſſen?" erwiederte *Shandy* — Und nun war er verſöhnt mit Obadiah — *Aber nicht mit dem Mauleſel*.

Eutin 1799. Am heiligen 3 Königs Tage.

Deine Sorge, du lieber alter Freund, um einen neuen Titel für dein Taſchenbuch, dem neuen Verleger zu Liebe, der ihn wünſcht, und der es, ſagſt du, gut mit dir meint, wie mit ſich ſelbſt: Eine natürliche Gemüthsverfaſſung der Verleger — nach geſchloſſenem Contract! — Eure gemeinſchaftliche Sorge alſo, und daß ihr beide (denn auch Freund Perthes iſt ſchon bittend bei mir eingekommen) in dieſer Verlegenheit zu mir Eure Zuflucht nehmt, hat mich ſonderbar betroffen. Ich ſollte freilich wohl Rath geben können, es iſt mein Beruf; und keine Ausnahme gilt, wenn ich meines ganzen Titels werth bin; wenn ich die höchſte Stufe der Rathgebung, der unbeſtimmt und darum unbedingt allgemeinen (zumal in verzweifelten Fällen) die man die geheime nennt, nicht als ein Unwürdiger erſtiegen habe. Euch ein ſolcher zu erſcheinen, gienge mir zu nah. Alſo habe ich mich aufgemacht, und wie ehemals in den Tagen meiner Kraft, unmittelbar die Schwierigkeit ſelbſt angeſprochen.

Wie ich ſie ſcharf ins Auge faßte, ſo faßte ſie mich wieder; ſäumte auch nicht mit der Antwort: Schreibe! ſprach ſie — Schreibe:

Ueberflüſſiges Taſchenbuch.

Ich glaubte, das Orakel hätte mich zum Beſten. Es verdroß mich; aber ich verbarg meine Empfindlichkeit, wiederholte mein Anſinnen, und ſtellte vor: Wie die ertheilte Antwort keinesweges belehrend ſey; ſie werfe uns nur unſere Unwiſſenheit vor, die wir ſelbſt angäben, um davon befreit zu werden. Wir verlangten nämlich zu erfahren:

Welches dringende Bedürfniß des Publikums die Erſcheinung unſeres Taſchenbuches nothwendig, alſo mit Nichten überflüſſig mache.

Hätten wir, fuhr ich fort (der Aerger, den ich bei der Wiederholung des Wortes überflüſſig empfand, machte mich keck) — hätten wir Muße und Fähigkeit gehabt, in der neueſten Philoſophie vollkommen zu werden bis zur Uebermeiſterung des Meiſters, wie es ſchon einigen gelungen iſt, ſo brauchten wir keine gute Worte zu geben; wir könnten durch Anwendung der peinlichen Frage, ich meine der philoſophiſchen Deduction, alles mit Gewalt erfahren. Es müßte in der That ein Leichtes ſeyn, die Beſchaffenheit und den ausdrücklichen Namen jenes Bedürfniſſes des Publikums, welches unſerem Taſchenbuche zum Grunde liegt, auf dieſem abſoluten Wege herbei zu führen, da wir von dem Daſeyn eines ſolchen Bedürfniſſes überhaupt die vollkommenſte Gewißheit haben.

Wir haben die vollkommenſte Gewißheit von dem Daſeyn jenes Bedürfniſſes überhaupt, weil wir mit Gewißheit wiſſen, daß wir in Abſicht auf daſſelbe innerlich und äußerlich geſchäftig ſind; daß wir in Abſicht auf daſſelbe wirklich handeln; es iſt der Gegenſtand unſeres Handelns, und wir werden in Handlung geſetzt durch dieſen Gegenſtand; er iſt alſo vor unſerem Handeln, das heißt, wir ſehen und werden gewahr und inne nur durch ihn hindurch unſer Handeln: Alſo iſt ſeine Realität und Wirklichkeit zum wenigſten gleich der Realität und Wirklichkeit unſeres Handelns; und die Realität und

Wirklichkeit unſeres Handelns iſt wieder gleich, zum wenigſten! unſerer eigenen Realität und Wirklichkeit — welches wir hinreichend finden zu unſerer Beruhigung. Wir verlangen nicht gewiſſer zu ſeyn von jenem dringenden Bedürfniſſe des Publikums, worauf die Unmöglichkeit der Nicht-Erſcheinung unſeres Taſchenbuches beruht, als wir gewiß ſind von dem Hervorbringen ſelbſt dieſes Taſchenbuches, das iſt, von unſerem eigenen Daſeyn und Wirken.

Was die Lauterkeit unſeres Beſtrebens angeht, ſo kann ſie unter Verſtändigen, nach dem Geſagten, wohl nicht mehr in Frage kommen. Sie noch beſonders darthun zu wollen, hieße Licht ins Licht ſtellen, um ſich an einem eiteln Farbenſpiele zu erfreuen. Wir verſchmähen jeden Anſtrich, ſelbſt den Anſtrich des Lichts. Wie ſollte auch nur irgend etwas von dem eigennützigen Triebe, irgend etwas Abſichtliches und dadurch unlauteres bei uns mit im Spiele ſeyn, da wir ſo offenbar eigentlich noch gar nicht wiſſen, was wir vorhaben; den Nutzen, der geſtiftet werden ſoll, auf keine Weiſe kennen: ſondern darüber hier erſt Belehrung ſuchen? — Und dieſe Belehrung (wieder im höchſten Grade uneigennützig!)

ſuchen wir keinesweges für uns, ſondern allein für das Publikum. Weder ſchnöde Neugier, noch ein ungeduldiges Verlangen, den Dank, den wir verdienen werden, im voraus zu genießen, iſt der Grund unſeres ernſtlichen Nachforſchens. Wahrlich, in die eigene Unwiſſenheit ergäben wir uns ruhig und mit Freuden, da ſie, als ein untrüglicher Beweis der Lauterkeit unſerer Geſinnungen, noch in dieſem Augenblick unſeren größten Stolz ausmacht. Gern alſo und mit Freuden beharrten wir in ihr; gern und mit Freuden ließen wir die rechte Hand nicht wiſſen, was die linke thun wird: könnte nur unſer Handeln, in dieſer Reinheit fortgeſetzt, auch zur Vollendung kommen und ſein Ziel wirklich erreichen. Leider iſt dieß unmöglich. Das Publikum muß nothwendig ſein Bedürfniß erfahren, wenn es die Hülfe, die wir ihm bereiten, annehmen, ſie begierig ergreifen und ſich zu Nutze machen ſoll. Bliebe dieſes aus, ſo würde unſer Zweckbegriff aus Mangel an Erfüllung eitel; ſeine Realität, die wir, a priori, aus dem ſeinen Gegenſtand mit Gewalt vorausſetzenden Triebe in unſerem Inwendigen, geſchöpft hatten, verſiegte, a posteriori, in dem äußerlichen

Sande des nicht zum Vorſchein kommenden Bedürfniſſes. Ein ſolches Ausbleiben mit ſeinen Folgen zu verhindern, iſt uns daher in unſerem Zweckbegriffe ſchlechterdings mit aufgegeben; oder: So gewiß das dringende Bedürfniß unſeres Taſchenbuches für das Publikum vorhanden iſt; ſo gewiß muß auch das Gefühl dieſes Bedürfniſſes von uns im Publikum erregt werden.

Es ließe ſich auf eine unendlich mannichfaltige Weiſe darthun, wie uns mit der Handlung, wodurch wir ein dem Publikum unentbehrliches Taſchenbuch nothwendig hervorbringen, die Pflicht zugleich entſteht, es nicht vergeblich hervorzubringen; zugleich mit dieſer Pflicht aber auch der Glaube, den uns das Gewiſſen auferlegt, daß wir es nicht vergeblich hervorbringen werden. Das Erregungsmittel, das wir ſuchen, muß ſich alſo finden laſſen, weil es ſchlechterdings gefunden werden ſoll. Wir nennen es, den Titel des Buchs, und bitten jetzt noch einmal, ernſtlicher, um deſſelben Offenbarung.

Noch tönte die letzte Sylbe meines Vortrags, als ſchon dieſelbe antwortende Stimme ſich wieder hören ließ. Schreibe, ſprach ſie, mit einem halb drohenden und halb verdrießlichen Tone — Schreibe: Ueberflüſſiges Taſchenbuch!

Mich erſchütterte die Wiederholung; mich empörte der Ton, womit ſie ausgeſprochen wurde. Abzulaſſen war dennoch unmöglich. Selbſtbewußtſeyn und Gewiſſen, die ganze theoretiſche und praktiſche Vernunft ſtanden auf dem Spiel; ich war darum, wenn ich den Titel nicht herausbrachte; ich hatte keine Religion, wenn ich abließ zu glauben und mit Gewalt vorauszuſetzen, daß ich ihn gewiß herausbringen würde, geſetzt ich wüßte auch, daß er nicht herauszubringen wäre. Hievon wollte ich ausgehen, und auch mit Verdruß und Zorn mich hören laſſen — als in dem Augenblicke, da ich nur den Mund zum Reden wieder öffnete, das unbegreifliche Gebot zum dritten Mal mir in die Ohren drang; dießmal mit einer Gewalt, die mich zu Boden ſchlug und, ich wußte nicht wie, mein Inneres bezwang.

Was iſt das? fragte ich mich ſelbſt. — Verbirgt der Ausſpruch, der dich kränkt, vielleicht einen geheimen großen Sinn, ſo daß, in dieſem Sinne, ein überflüſſiges Taſchenbuch gegenwärtig in der That das unentbehrlichſte, gegenwärtig für Deutſchland das dringendſte Bedürfniß wäre, in ſo fern es Taſchenbücher überhaupt bedarf?

Ich verweilte bei dieſem Gedanken, und es wurde heller vor meinen Augen.

Was mir zuerſt auffiel, war, daß noch gar kein überflüſſiges Taſchenbuch vorhanden ſey; nicht in Deutſchland; vielleicht nicht auf Erden. Es fehlte alſo; fehlte nicht allein dem Vaterlande, ſondern der Menſchheit: und ſo lange es fehlte — fehlte mit ihm zugleich die Grenzbeſtimmung der Nothdurft; man ſchwebte im Chaos des Unbeſtimmten, man tappte im Dunkeln, arbeitete ins Wilde.

Ein überflüſſiges Taſchenbuch wird demnach entbehrt, folglich gefodert — Nicht blos als zur Totalität der Taſchenbücher gehörig und nothwendig mit enthalten in ihrem Begriff; ſondern — Es wird entbehrt und gefodert, als ein Erſtes!. Es wird a priori entbehrt und gefodert! — Alle Taſchenbücher vor dem Ueberflüſſigen haben daſſelbe vorausſetzen müſſen, und ſind nur in Hinſicht auf daſſelbe entſtanden; ſie liefen Alle nach dieſem Ziele und Zeichen der Vollendung — um es zu ſetzen. Es konnte aber in alle Ewigkeiten nicht geſetzt werden, und niemand hätte jemals nach ihm laufen können, um es zu ſetzen; wäre es nicht ſchon geſetzt geweſen — im voraus, das iſt, a priori.

Diejenigen, denen dieſes nicht gleich einleuchten möchte, brauche ich nur zu erinnern — nicht erſt zu belehren*) — daß Ueberfluß und Mangel eine gemeinſchaftliche Grenze haben. Die Linie, die beide von einander ſondert, hat, wie die mathematiſche, keine Breite. Es iſt daher unmöglich, blos dem Mangel abzuhelfen; unmöglich, das Genug auszumachen, es zu finden und zu verſchaffen, ehe das Ueberflüſſige vorhanden iſt. Das Ueberflüſſige als ſolches verachten wir insgeſammt; wir wünſchen nur genug zu haben. Mehr als genug iſt weniger als Nichts, denn es iſt ein Unding, und ſeine angebliche Vorſtellung ein baarer Nicht — Gedanke. Alſo nur um eben genug und durchaus nicht mehr zu haben, ſtreben wir nach dem Ueberfluſſe, der von dem Ueberflüſſigen nicht ſorgfältig genug unterſchieden werden kann. Unter Ueberfluß verſteht der Weiſe blos den Moment des Ueberfließens: das abſolute Genug — welches nie iſt, ſondern nur wird; und nur wird, um nicht mehr zu ſeyn; welches überhaupt nicht ſeyn, ſondern nur gedacht werden kann, als ein bloßes Denken des Moments der Handlung eines Ueberfließenden, das nicht überfließt.

---

*) Das Belehren iſt überhaupt unmöglich, weil es unmöglich iſt, daß jemand lerne, was er nicht im Grunde ſchon weiß. Dürftig, unvollſtändig, hat dieß ſchon Plato eingeſehen; man leſe den Menon. Thiere lernen nie reden. Warum? Weil ſie nicht ſchon a priori heimlich reden, d. i. Sprache erfinden können, und nothwendig erfinden. Alſo beides, Lehren und Lernen, iſt an ſich überflüſſig. Dennoch aber unentbehrlich, wie ich nachher zeigen werde — wenn ich Raum dazu behalte, und es nicht vergeſſe. — Alſo zugleich überflüſſig und unentbehrlich, gerade wie unſer Taſchenbuch.

Hier ſtand meine Betrachtung plötzlich ſtill, ſo daß ich ihr, da wir in gezogenem Galoppe waren, beinah über den Kopf ſtürzte. Ein Gedanke war ihr in die Zügel gefallen. Er fragte: Wo ſie hin wollte? Sie ſollte ſich beſinnen, ſollte ihn anhören! Er ſagte:

Ich bitte dich! — Wenn das Genug vor dem Ueberflüſſigen unmöglich, und auch nach ihm unmöglich; das Ueberflüſſige ſelbſt aber ein verächtliches

Unding und noch weniger als nichts iſt; was ſoll aus dem Ueberfluſſe werden, der nur ein Ueberfließen iſt — und nicht iſt; und den du doch willſt allein für etwas gelten laſſen? — Was fließt denn, und wohin fließt es? Siehe, du behältſt ja nur das Fließen eines Fließens! Und nicht einmal das behältſt du, denn du haſt nur einen mathematiſchen Augenblick, in dem nichts fließen kann. Und du haſt ihn nicht, weil es unmöglich iſt, daß ein ſolcher Augenblick je da ſey, oder als vorhanden nur gedacht werde. Dieß erwäge, und, noch einmal beſinne dich; oder antworte, wenn du es vermagſt."

Die Betrachtung wußte nichts zu antworten. Ich auch nicht. Wir kehrten beide um und nahmen den ehrlichen Gedanken mit, damit er uns die Stelle zeigte, wo wir vom rechten Wege abgekommen waren.

Er führte uns zurück bis zum Ueberflüſſigen als ſolchem. Hier hatten wir uns verirrt, und machten nun große Augen — darüber, daß wir ſie vorher nicht genug aufgethan hatten; daß wir ſo unverzeihlich, ja im eigentlichen Wortverſtande ſo unendlich blind und — dumm geweſen.

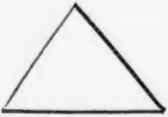
Es iſt in der That nicht auszuſprechen, wie beſchämt wir da ſtanden vor dem Ueberflüſſigen als ſolchem, jetzt, da wir es in ſeiner unendlichen Realität erblickten; es erkannten als das einzige Anſich, es ergriffen im unmittelbaren Anſchaun, überſchwenglich! als dasjenige, was Allein — Nicht Nichts iſt . . . Und wir hatten es, unverantwortlich unbeſonnen, für weniger als Nichts gehalten!

Aber ſüß war nach dem Schrecken die Erholung. Triumph! das Räthſel war gelöſt, das Geſuchte entdeckt. Nicht mehr einzelne Sterne giengen dem Hinſchauenden nach einander auf: Alle zugleich, ſo viele Sonnen, traten hervor, und verwandelten in Licht das ganze All.

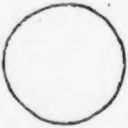
In dieſem Lichte ſchrieb ich wie mir geheißen war. Der empfangene Rath war mein eigener geworden; ich hatte keinen geheimen Sinn mehr zu erforſchen: Alles war offenbar, und ließ ſich offenbaren Jedwedem.

Mit der That will ich es beweiſen. Wer nur drei zählen kann, ſoll es faſſen und inne werden: Wie das Ueberflüſſige allein Alles; das Nicht-Ueberflüſſige hingegen ein Unding, ein leeres Hirngeſpinſt, eine durch und durch grundloſe Erdichtung ſey.

Zuerſt ſpreche der Augenſchein. Ich beſchreibe einen Triangel — Hier ſteht er:



Es darf auch ein Cirkel ſeyn.



Oder welche Figur man will. Man beſchreibe ſie nur, laſſe ſie entſtehen vor ſeinen Augen, beſchaue ſie, und frage ſich dann: ob es möglich geweſen wäre, ſie zu entwerfen, wäre nicht vorhanden geweſen zuvor — ein Ueberflüſſiges des Raums. Alle Figuren, man nehme ſie ſo groß und ſo klein an, als man will, haben zum Inhalt einen Theil dieſes unendlichen Ueberflüſſigen; und werden beſtimmt, werden zu dem, was ſie ſind, durch eben dieſes unendliche Ueberflüſſige außer ihnen. Alſo beides, Materie und Form, empfangen ſie allein vom Ueberflüſſigen; ſie ſind von demſelben nur ſo viele verſchiedene Geſtalten: zufällige! — und können nicht gedacht werden, wenn nicht vor ihnen gedacht wird jenes Ueberflüſſige als für ſich allein beſtehend, ein Nothwendiges und abſolut Erſtes.

Aus der Mathematik wollen wir hinübergehen zur Phyſik.

Nimm den Ball, den ich dir reiche, und ſchleudere ihn nach jenem aufgerichteten Ziele. — Du haſt es erreicht und getroffen. — Hätteſt du es erreichen und an dieſer Stelle treffen können, wenn du nicht dem Ball eine Bewegung gegeben, die über das Ziel hinaus reichte? Gerade mit dieſem Ueberflüſſigen der Kraft haſt du getroffen. Ja du bedurfteſt eines doppelt Ueberflüſſigen dazu. Einmal, eines Ueberflüſſigen der Kraft in dir ſelbſt, um dem Ball überhaupt eine Bewegung zu geben; hernach eines beſtimmten Ueberflüſſigen im Ball, welches das Treffen bewirkte. — Wie in dieſem Beiſpiel, ſo in jedem Falle, ohne Ausnahme. Kein Ziel wird erreicht, keine Handlung kommt zu Stande, kein Werk weder der Natur noch der Kunſt gelangt zum Daſeyn anders, als durch ein Ueberflüſſiges der Kraft und mit demſelben.

Nun trete auch die Metaphyſik auf.

Wenn ich ſage, daß ſie nichts anders iſt als das rein Ueberflüſſige im Verſtande, ſo rede ich nicht aus mir ſelbſt. Der tiefdenkendſte unter den Philoſophen, wenigſtens des gegenwärtigen Jahrhunderts (ich nenne ihn nicht den tiefſinnigſten; denn tiefſinnig ſind nur die Gemüthskranken, ſagt Kant, in ſeiner Anthropologie — ich fürchte, mir zu Gehör! —) der Mann alſo, von beiſpielloſer Denkkraft nach meinem Urtheil, Fichte, hat bewieſen, daß man zur höheren und allein wahren Philoſophie dadurch einzig gelange, daß man ſich vom nothwendigen und zu jedem vernünftigen Denken ſonſt vollkommen hinreichenden Abſtrahiren und Reflectiren — zum Ueberflüſſigen durch abſolute Freiheit erhebe. Das abſolut und durch und durch überflüſſige Denken iſt demnach ausſchließlich ein philoſophiſches Denken, und was durch ein ſolches Denken entſteht, allein Wiſſenſchaft und wahre Wahrheit.

Aber nicht blos die *höhere* Philoſophie, ſondern jede, auch die gemeinſte Erkenntniß, hat im Ueberflüſſigen allein ihr Weſen, weil ſie — in *Begriffen* allein ihr Weſen hat; dieſe aber, ohne Ausnahme und nothwendig, aus einem Ueberflüſſigen der Vorſtelluug müſſen heraus gegriffen und heraus geriſſen werden, ungefähr wie die Figuren aus dem Raume. Der alte Spruch: Determinatio est negatio, gilt unbedingt und ewig. Einen Gegenſtand in der Vorſtellung *beſtimmen*, und ſeinen *Begriff* hervorbringen, iſt Eins. Wenn nun beſtimmen *verneinen* iſt, ſo verſteht ſich das Uebrige von ſelbſt. Schluß auf Schluß überzeugt uns nun mit Gewalt, daß wir, nur zum Ueberfluſſe, was wir im Grunde ſchon wußten, auch noch hintennach *erfahren*; daß alle unſere Begriffe, Erkenntniſſe und Wiſſenſchaften, nur ſo viele *Abſonderungen* ſind von unſerer Allwiſſenheit; welche Abſonderungen wir vornehmen einzig und allein um uns unſerer Allwiſſenheit *in* unſerer Allwiſſenheit ſelbſtanſchauend zu erfreuen. Wir bringen demnach die Wiſſenſchaften hervor keinesweges weil es uns an Wiſſen gebricht, ſondern ganz im Gegentheil werden ſie von uns hervorgebracht, weil wir, ich möchte ſagen, zuviel; weil wir — überflüſſig wiſſen. Jene Wiſſenſchaften insgeſammt, vorhandene und noch nicht vorhandene; alle unſere Erkenntniſſe, wie ſie Namen haben mögen, ſind — ein Ueberflüſſiges aus einem Ueberflüſſigen und in demſelben.

Um die Wahrheit, die ich vortrage, nun auch noch mit Händen greifen zu laſſen, will ich mit ihr mitten ins gemeine Leben mich verſetzen.

Die unter dem Namen der Oekonomiſten hinlänglich bekannten Transſcendentalphiloſophen der Staatswirthſchaft, die ihre Lehre ausſchließend die Wiſſenſchaft nannten, und das mit vollem Recht, haben unwiderleglich dargethan, und es iſt durch ſie zur allgemeinen Erkenntniß gebracht worden: daß die erſte und nothwendige Bedingung alles Verkehrs unter Menſchen, das Ueberflüſſige ſey. Da zu jedem Tauſch ein zweimal vorhandenes Ueberflüſſiges ſchlechterdings erfodert wird; ſo folgt unmittelbar, daß das Ueberflüſſige die einzige Materie des Handels und Gewerbes, daß es das Fundament der menſchlichen Geſellſchaft, ihr erſtes Bedürfniß ſey.

Unerzeugt von Menſchen war es da, und erzeugte alles andere. [illegible] Erde brachte freiwillig hervor; der Menſch ſammelte davon ein Ueberflüſſiges, das er ſäete, pflanzte, bearbeitete. Nun entſtand ihm ein Ueberflüſſiges in vollerem Maße. Sein Geſchlecht vermehrte ſich; Künſte, Gewerb und Handlung blühten auf. Es offenbarte ſich ein Reichthum, ins unendliche vermehrbar aus der erſten Gabe. Nur aus ihr! Denn auch der Fleiß und die Kunſt des Menſchen ſind ein Ueberflüſſiges urſprünglich empfangener Kraft. Aber kein Fleiß bereicherte, überfüllte jene Hand, die zuerſt ſich aufthat. Sie hat das Empfängliche erfunden, weil ſie Ueberflüſſiges unendlich darzureichen hatte. Dieſe Erfindung nennen wir den Mangel, und achten nicht darauf, daß er, auch in ſeiner niedrigſten Geſtalt, immer noch eine Erſcheinung iſt nur jenes Ueberflüſſigen: eines nothwendig Erſten und Letzten!

Hier ſchließe ich meinen Beweis, damit er mir nicht zu mächtig, und an mir ſelbſt ein Schalk werde.

Du biſt überzeugt, ich darf es kühn vorausſetzen, und mit dir iſt es der Verleger. Mein Rath wird Euch um ſo mehr gefallen, da ich ihn aus Eurem eigenen Herzen erforſcht habe. Ihr wolltet beide gern für das Publikum ein Uebriges thun, das ſah ich klar, und waret nur zu beſcheiden, um Euch öffentlich Eurer Großmuth rühmen zu wollen. Dieſen Stein der Beſcheidenheit habe ich Euch vom Herzen genommen, indem ich Euch zeigte, daß Ihr keinesweges ein Uebriges thun werdet, ſondern ein Unendliches auszufüllen habt, das Ihr nie ausfüllen könnt. Da mir die Wohlfahrt des Publikums am Herzen liegt, und ich mich gern als einen Patrioten der Literatur beweiſen mag, ſo geſtatte ich, daß dieſes mein Schreiben an Euch dem erſten überflüſſigen Taſchenbuche zur Vorrede diene. Allgemeinen Jubel wird meine Entdeckung erregen. Hoch preiſen werden mich zuerſt die übrigen Herausgeber und Verleger jährlicher Taſchenbücher, die nicht weniger großmüthig und ſchüchtern als Ihr, ängſtlich ihrer Freigebigkeit eine beſcheidnere Geſtalt zu geben trachteten. „Das Publikum“ — las man beſtändig in den vorläufigen Anzeigen — „entbehrte bisher — wünſchte ſchon lange — ſah entgegen — fühlte den Mangel — erwartete mit Recht — begehrte, foderte u. ſ.

w.“ — und niemand, außer den Recenſenten und einzelnen Unpartheiiſchen, die zufällig ihre Stimme erhoben, wagte zu ſagen: daß es — beſchenkt worden ſey. Ja auch dieſe, angeſteckt von der Beſcheidenheit der Herausgeber und Verleger, unterließen nie hintennach zu bemerken, wie bedürftig eines ſolchen Geſchenks das Publikum geweſen ſey. Ich hoffe, ſie unterlaſſen das in Zukunft; erwägend, daß ſie auf dieſe Weiſe das Geſchenk zu einem Almoſen erniedrigen, das Publikum beleidigen, und den Autor in die größte Verlegenheit ſetzen. Die weſentliche Eigenſchaft eines Geſchenks unter Leuten von Ehre, ſagt Swift, beſteht darin, daß es keinen materiellen Werth habe, daß es ein Ueberflüſſiges ſey in jeder Betrachtung. Deßwegen hat der großmüthige Deutſche das Wort verehren eingeführt. So verehre ich gegenwärtig und hiemit allen Autoren und Verlegern von Taſchenbüchern meine Entdeckung. Vermöge dieſer verehrlichen Schenkung treten ſie mit Euch die neue Epoche an, in welcher von Bedürfniſſen nicht mehr die Frage ſeyn darf, weil das Ueberflüſſige ſchon angefangen hat.

Kein Zeitpunkt konnte ſchicklicher ſeyn, um zwiſchen dem Nothdürftigen und Ueberflüſſigen eine Grenze entſtehen zu laſſen, als das bevorſtehende Jahr Achtzehnhundert. Es iſt ſtreitig geblieben, ſelbſt nach Lichtenberg, ob es ein Bedürfniß für das zu Ende laufende Säkulum, oder ein demſelben überflüſſiges Weſen ſey. Dieſe zweideutige Beſchaffenheit giebt ihm gerade die Eigenſchaft einer Linie ohne Breite, wie wir ſie, um das Nothdürftige von dem Ueberflüſſigen idealiſch zu trennen, und ihnen eine gemeinſchaftliche Grenze zu ſetzen, nöthig haben.

Die Freude und den Dank des Publikums, wenn es erfährt, daß ihm ſeine Bedürfniſſe nicht mehr unwürdig zugezählt, ſondern überflüſſig gereicht werden ſollen ohne Maß und Ende, von der Erſcheinung dieſes Taſchenbuchs an; dieſe Freude und dieſen Dank mit ihren Folgen, verehre ich Euch beiden. Ich wünſche vergeſſen zu werden, um allein und deſto lebhafter zu fühlen, was ich für ein Geber bin — und was für ein Mann — Ich!

Friedrich Heinrich Jacobi.

Nachſchreiben.

Ich vergaß das Weſentlichſte: die Verzierungen des überflüſſigen Taſchenbuchs.

Einen Augenblick ſchien es mir der Mühe nicht zu lohnen, über dieſen Punkt jetzt noch beſonders nachzuſchreiben, da Ihr nur meinem durch Eingebung und Schlüſſe herausgebrachten Titel, in dem ſchon alles mitgegeben iſt, ein wenig nachzudenken braucht, um Euch, unter ſo ganz veränderten Umſtänden, ſelbſt hinlänglich rathen zu können.

In der That, wenn man die Sache nur ſo obenhin betrachtet, ſcheint in der Welt nichts leichter zu ſeyn, als ein überflüſſiges Taſchenbuch auch noch überflüſſig zu verzieren. Reiflicher erwägend findet man es anders; es zeigt ſich alsdann, daß jener Schein des Leichten nur daher entſtand, daß man ſich noch nicht genug von dem Truge des alten Wortverſtandes und Sprachgebrauchs losgemacht hatte. Erhebt man ſich mit dem Begriffe des Ueberflüſſigen auf den von mir angewieſenen Standpunkt, ſo erblickt man den Gedanken einer überflüſſigen Verzierung eines Ueberflüſſigen in einer ſolchen

Tiefe der Nachforſchung, daß dem Geiſte vor der Unternehmung, aus dieſer Tiefe die Vorſtellung herauszuholen, ſchwindelt und grauſt.

Gleichwohl iſt es mir gelungen. Ich will, mit Verſchweigung meiner Anſtrengung und Arbeit, nur erzählen, was wir dabei dem Zufall gemeinſchaftlich zu verdanken haben.

Mir fiel ein, wie Phädrus mit Sokrates an einem ſchönen Tage in der lieblichſten Gegend von Athen unter dem berühmten Platanus ſitzend, ihm vorwirft, daß er nie aus den Mauern der Stadt komme, und daß Sokrates hierauf antwortet: „Felder und Bäume können mich nichts lehren, wohl aber die Menſchen in der Stadt."

Phädrus hatte den Sokrates herausgelockt durch einen Zauber. Dieſer Zauber war ein Büchlein unter dem Mantel des Jünglings, eine Rede Lyſias, welche Sokrates zu hören begehrte.

Die hier von Sokrates gegen die Schönheiten ſprachloſer Natur bewieſene Geringſchätzung erinnerte mich weiter an jenen „verſtändigen Savoyiſchen Landmann, der Sauſſüren ins Angeſicht, alle Liebhaber der Eisgebirge, ohne Bedenken für Narren erklärte.“ (Kritik der Urth. kraft S. 110). Unſer großer Königsberger macht hiebei die Anmerkung — die Sokratiſche — daß der Landmann nicht ſo ganz Unrecht gehabt hätte, wenn die Reiſe nach den Eisgebirgen von Sauſſüre nur aus Liebhaberei, um dieſen pathetiſchen Anblick zu genießen, und ſeinen Genuß durch Darſtellung anderen mitzutheilen, wäre unternommen worden; wenn nicht ſeine Abſicht geweſen wäre: Belehrung der Menſchen.

Nun hatte ichs auf Einmal! Ich beſann mich, daß Schönheit, von dem Standpunkt der Wahrheit herab betrachtet, nichts anders ſey, wenn man rein aus der Bruſt reden darf, als — eine Eſelsbrücke für den Verſtand, als ein Faullenzer, der ihm die Begriffe vormacht, ihn der Mühe überhebt, ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn als Vermögen der Begriffe. — Alſo je mehr und je lebhafteren Verſtand jemand hat, je ſtärker er an Geiſt iſt, deſto mehr wird er Schönheit als etwas ihm ganz Ueberflüſſiges betrachten müſſen. Setzen wir nun, ein ſolcher großer Kopf verſchmähe das Ueberflüſſige; ſo ſetzen wir zugleich, daß er auch alles Schöne im höchſten Grade verſchmähen werde; daß er verachten werde jeden, der es liebt und ſeiner bedarf. Außerordentlich kommt daher meine Rettung des Ueberflüſſigen der Schönheit und ihren Anbetern zu ſtatten. Sie können jetzt ruhig anhören, wenn man ihnen vorwirft, daß ſie nur einem ſtummen Götzen dienen, und überhaupt Schwächlinge ſind. — Unwiſſende allein werden ihnen ſo begegnen nach meiner Entdeckung.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Identität des Ueberflüſſigen und des Schönen ins Klare geſetzt iſt, ſo haben wir nur noch aus dem überflüſſigen Schönen das überflüſſigſte auszuſuchen, und die ſchicklichſte Verzierung für unſer Taſchenbuch iſt gefunden.

Wir laufen wenig Gefahr und gewinnen viel Zeit, wenn wir, ohne uns lange zu beſinnen, dem Sokrates folgen, und die ſtummen Naturſchönheiten für die überflüſſigſten unter allen erklären. Alſo mit ſchönen Gegenden, mit Landſchaften und Luſtgärten ſoll das überflüſſige Taſchenbuch verzieret werden.

Bei der Wahl unter dieſen leite uns derſelbe Sokratiſche Spruch. Wir folgen dem Princip: Je mehr vorzügliche Menſchen eine Gegend bewohnen, deſto überflüſſiger iſt ihre Schönheit.

Ich habe mich umgeſehen, und trage kein Bedenken, der Provinz Holſtein dieſen nicht verächtlichen Apfel der überflüſſigen Schönheit zu reichen. Hamburg und Lübeck werden einbegriffen; denn ob ſie gleich Kaiſerliche freie Reichsſtädte ſind, ſo vermögen ſie darum doch nicht körperlich in der Luft zu ſchweben. Zu Lübeck gehört das Biſthum, folglich Eutin; wo ich gegenwärtig ſchreibe. — Und ſo ſchreibe ich: daß mit den ſchönen Gegenden um Eutin der Anfang gemacht werden ſoll.

Bei dieſer Entſcheidung lege ich nicht zuerſt mich ſelbſt zum Grunde, ob ich gleich mir ſelbſt hier zuerſt einzufallen ſcheine. Ich kann beweiſen, daß kein Menſch ſich ſelbſt zuerſt einfallen kann; es iſt wider die Natur des Ich. Wohl aber kann uns zuerſt einfallen — unſer nächſter Nachbar; mir alſo Stolberg, und einige Schritte weiter, Voß. So iſt es denn auch geweſen. Ich ſetze aber die Sache noch anders durch.

Wenn von ſchönen Gegenden, Landſchaften und Luſtgärten die Rede iſt, ſo denkt man jedesmal zuvor die ſchöne Jahrszeit; und wir Eutiner, wenn wir die ſchöne Jahrszeit denken, denken allemal zugleich unſeren Biſchof, der dann aus Oldenburg auf ſechs Monate zu uns kommt — Mit ihm Holmer, der treffliche . . . Ich meine alſo den Fürſtbiſchof, denſelben, den Voß, der nie ſchmeichelt, vor ſeiner Ueberſetzung des Virgiliſchen Gedichts vom Landbau, den Freund des Wahren, Guten und Schönen nennt. Zum Aufnehmen und Zeichnen habe ich einen überflüſſigen Maler hier gleich bei der Hand. Ich nenne ihn einen überflüſſigen, weil gewiß niemand, hier unter dem Schwanz des kleinen Bären, in dem Städtchen Eutin, einen ſolchen trefflichen Künſtler ſuchen wird, wie Strack. Wir Eutiner ſelbſt wiſſen uns nicht darein zu finden; denn Strack mahlt keine Tapeten, ſtreicht nicht an, macht ſich auf keine Weiſe dem Lande nützlich; er kann nur vertheuern und koſten. Der Regierungs-Präſident ſchweigt dazu und ſieht durch die Finger aus ſehr begreiflichen Urſachen, da er ſelbſt noch etwas viel ſchlimmeres als Strack, ſogar ein

Dichter iſt*). Aus andern, aber eben ſo begreiflichen Urſachen mache ich mit dem überflüſſigen Maler ſogar gemeine Sache; ich bin ſchädlicher als er durchs vertheuern, koſte aber weniger: denn wenn ich gleich zu unnützen Ausgaben reize durch Bücher, wie er durch Gemälde, ſo kann ich doch von dieſer Seite ein viel beſſeres Gewiſſen haben. Eins mag gegen das andre aufgehen, und ſo halten wir zuſammen, und ich bin gewiß, er zeichnet uns die Landſchaften.

Noch einen Punkt habe ich abzuhandeln.

Zu den Verzierungen eines Buches gehören Plan und Anordnung. Sie ſind ein Ueberflüſſiges, denn eine Menge Bücher beſtehen ohne ſie. Alſo gehören ſie in die Region des Schönen, gemäß dem vorhin ausgeführten Satze, daß Ueberflüſſiges und Schönes Wechſelbegriffe ſind. Nun wollte ich mir den Kopf darüber ſehr zerbrechen, wie die Idee einer überflüſſigen Einrichtung für das erſte überflüſſige Taſchenbuch am überſchwenglichſten zu realiſiren wäre, als ich mit Scham auf einmal mich erinnerte, daß was ich ſuchen wollte, längſt gefunden ſey. Aber Freude überwog hier zum zweitenmal die Scham, und ſie kam mir dießmal rein aus dem Herzen; denn du, mein lieber Aelteſter, warſt der Finder. Du haſt gleich bei der Entſtehung deines Taſchenbuches ſeine Beſtimmung, das erſte überflüſſige zu werden, geahnet, und es dazu präformirt, indem du die reine Eintheilung des Inhalts nach den vier Jahreszeiten, und daß ein jeder Monat ein Beliebiges darreichen ſollte, beſchloſſeſt. Du ſchriebſt mir damals, es wäre auf Anrathen des Publikums geſchehen, und ich glaubte dir ehrlich, weil ich das allgemeine Wohlgefallen an dieſer Einrichtung ſah. Jedermann fand ſie natürlich und höchſt gefällig wegen der bequemen Ruhepunkte, die ſie dem Leſer anböte. Nur einmal hörte ich einen deiner Neider ſagen: er möchte für ſolche marode

---

*) In dem Staatsrath eines großen Hofes kam vor ungefähr ſechs Jahren die Frage in Anregung, ob ein Schriftſteller zu Geſchäften tauge? Die Mehrheit der Stimmen war verneinend. Man begreift nicht, wie der Miniſter, der bei dieſer Gelegenheit am eifrigſten ſprach, ſogar auch Friedrich den Zweiten vergeſſen konnte — wie ihm unter den Neuern auch nicht einmal Richelieu, Grotius, Temple, Swift — unter den Alten Archytas, Mark Aurel, Cicero, Cäſar, die beiden Plinius einfielen.

Leſer, die ſolcherlei Ruhepunkte bedürften, weder ſchreiben noch ſammeln. Man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat. Laſſe du ſie nicht fahren. Ich ſchlage nur die einzige Aenderung vor, daß in Zukunft nicht mehr jeder Monat Beliebiges darreiche. Es iſt eine kleine Mühe für den Leſer, der die Monate neben den Beiträgen ſehr vermißt, ſie hinzu zu ſetzen, und er nimmt dann, wo es in der einen oder anderen Jahrszeit ſich ergiebt, daß Ein Monat zwei Beiträge darzureichen habe, das doppelte von demjenigen an, von dem er glaubt, daß er das mehrſte Herz zu ihm habe. Die Leute im Franzoſen-Lande genießen dabei zugleich den Vortheil, ihre eigenen Monate beiſchreiben zu können, und du entgehſt der Gefahr, daß dein Taſchenbuch dort wegen der alten Monatsnamen verdächtig, wohl gar verboten werde durch ein eigenes Geſetz. Die Jahrszahl ſtreicht man leicht aus und ſchreibt: Ueberflüſſiges Taſchenbuch überhaupt, oder — für das gegenwärtige Jahr.

Dieſer Einrichtung gemäß haſt du von mir für das folgende Jahr, 1801, zu erwarten: Vier Sammlungen überflüſſiger Gedanken — Aeſthetiſche für den

Frühling; Skeptiſche und vielleicht transſcendental-populäre für den Sommer; Politiſche für den Herbſt, und Moraliſche für den Winter. Letztere hoffe ich nach der Idee einer Unglückſeligkeitslehre zu bekommen, womit ich ſchwanger gehe. — Die Leſer mögen dann jede Sammlung wieder vertheilen nach Monaten. Ich verſpreche wenigſtens drei Gedanken für jede Jahrszeit.

In der Folge können zur Abwechslung, anſtatt der vier Jahrszeiten, die vier Welttheile genommen werden, oder die vier Climate. Letzteres wird den Vortheil haben, daß dadurch das Taſchenbuch in zwei Theile zerfällt, und eine nördliche und ſüdliche Hälfte bekommt. Jede Hälfte zerfällt dann wieder in drei Theile, welches die Mannichfaltigkeit vergrößert, die Ruhepunkte vermehrt, einen reicheren Plan giebt, und den Abgang der Monate den Mißvergnügten gewiſſermaßen erſetzt. Dieſe wirkliche Verbeſſerung kann füglich noch einige Jahre aufgeſchoben bleiben, und ich bitte, daß du ſie aufgeſchoben ſeyn läſſeſt, wenigſtens bis zum An trois des überflüſſigen Taſchenbuchs. Für das An deux liefere ich ein für allemal nicht mehr denn vier Sammlungen von überflüſſigen

Gedanken, und zwar in Beziehung auf die Jahrszeiten. Daß eingetheilt ſey, iſt die Sache; Zahl und Name ſind ziemlich gleichgültig; das ſehen wir am Herodot, der ſeine Geſchichtsbücher nach den Muſen gezählt und benannt hat. Warum ſollteſt du nicht Aehnliches dürfen?

Willfährſt du mir, und wirſt nicht ungetreu den vier Jahrszeiten für die Welttheile oder die Climate, ſo halte ich an meiner Seite Wort, ſo gewiß ich heiße

Friedrich Heinrich Jacobi.

Fliegende Blätter.

Erſte Abtheilung.

Bei Anlaß der Briefe Johannes von Müller's an Bonſtetten, ſagt Rehberg: „Was für das Publikum geſchrieben iſt, kann ausgebildeter, abgerundeter, im Ausdrucke gewählter ſeyn. Die unwillkührlichen Aeußerungen der Gedanken, im Momente, da ſie hervortreiben, ergreifen mit einer unwiderſtehlichen Kraft.“ Eingedenk dieſes ſehr wahren Wortes, habe ich an den hier erſcheinenden, zu ſehr verſchiedenen Zeiten flüchtig hingeworfenen Sprüchen weder biegen noch beſſern wollen. So wie ſie urſprünglich allein zu mir ſelbſt geſprochen wurden, gebe ich ſie treu am ſpäten Abend meines Lebens weiter: für dieß Mal nur einige aus dem großen Vorrath herausgelooſete Blätter.

Ich ſtrebe nicht darnach, dem Leſer die Zeit zu verkürzen, ſondern vielmehr denjenigen zu helfen, denen, wie mir ſelbſt, die Zeit ſchon überall zu kurz iſt.

* * *

Ich vertrage mich leicht mit Jedem, der ſich mit ſich ſelbſt verträgt.

* * *

Wir ehren die gute und wir verachten die böſe Luſt. Der am Guten Luſt hat, iſt ein guter, der am Böſen Luſt hat, ein böſer Menſch. Die gute oder böſe Luſt eines Menſchen macht ſeinen Charakter aus.

* * *

Was nennſt du eine ſchöne Seele? Eine ſchöne Seele nennſt du, die das Beſſere ſchnell gewahr wird, rein heraushebt, unbeweglich feſthält.

* * *

Es iſt abgeſchmackt, zu ſagen, man haſſe und verachte die Menſchen, liebe und ehre aber die Menſchheit. Ein Allgemeines, ohne ein Beſonderes, eine ehr- und liebenswürdige Menſchheit, ohne ehr- und liebenswürdige Menſchen, iſt ein Hirngeſpinſt, ein Unding.

* * *

Es iſt die Sitte der Tugend, die Fehler vortrefflicher Menſchen nicht anders als mit einer gewiſſen Furchtſamkeit und Scham zu bemerken; es iſt die Sitte des Laſters, Frechheit mit dem Namen der Wahrheitsliebe zu decken.

* * *

Alle Vorurtheile ablegen, heißt alle Grundſätze ablegen. Wer keine Grundſätze hat, wird theoretiſch und praktiſch durch Einfälle regiert.

• Wir begehren nicht das Angenehme zuerſt, ſondern wir begehren urſprünglich ein unſerer Natur gemäßes Unbekanntes, von dem wir nur durch Ahnung wiſſen, durch den weiſſagenden Trieb. Eine unſerer Natur gemäße Handlung wird als ſolche durch die Empfindung der Luſt bezeichnet; ſie iſt das Wort zur Sache. — Ein ganzes Regiment trägt einerlei Kleidung, und dieß heißt man ſeine Uniform; aber die Uniform iſt nicht das Regiment. Es giebt keine freiwillige Handlung des Menſchen, die nicht mit einiger Luſt verknüpft wäre, die nicht dieſe Uniform trüge; darum aber iſt es doch nicht wahr, daß der Menſch nur die Luſt ſucht und davon ausgehe.

* * *

Der Menſch, erzählt Moſe, wurde zuletzt erſchaffen; vor ihm alle Thiergattungen. — Dieſe Ordnung wird noch jetzt in jedem einzelnen Menſchen wiederholt; — er folgt zuerſt den thieriſchen, den gröberen Trieben; der thieriſchen und gröberen Luſt; — aber er iſt zur Unſterblichkeit geſchaffen, und kann den Weg zur Unſterblichkeit finden. — Er kann aber auch thieriſcher als ein Thier werden, und die Mittel der Unſterblichkeit gebrauchen, um ſterblicher zu werden, und ſich Leiden, Krankheiten zuzuziehen, von welchen das Thier verſchont bleibt; er kann „*mit Waffen des Lichts das Reich der Finſterniß und Barbarei ausbreiten.*“ Herder bemerkt in der älteſten Urkunde, daß Adam nach dem Falle ſich in das *Leben der Thiere* gekleidet. — Durch Triebe wird der Menſch geleitet, und *alle ſeine Triebe gehören zu ſeiner Natur.* Der Trieb aber, der ihn zum Menſchen macht, der ihn ausſondert, iſt ſein eigentlicher, ſeinem Geſchlecht angehöriger Lebenstrieb, ſein Trieb zu einem *höheren* Leben. Schon in der bloßen *Perceptions*-Fähigkeit, die man als der *Empfindungs*-Fähigkeit entgegengeſetzt betrachten kann, iſt dieſer Trieb ſpürbar; denn die Perceptionsfähigkeit, das Vermögen, die Gegenſtände aus ſich herauszuſtellen, ſich über ſie zu erheben, um ſie *zu betrachten*, iſt objectiv, und die Grundlage zu des Menſchen königlicher Würde; ſie ſchlägt den erſten Funken einer Liebe, *die ſich von dem, was wir Luſt nennen, ſo ſehr unterſcheidet, daß jene dieſer Widerſtand thun und ſie überwinden kann.* — Der ernſte Beobachter findet von Anfang bis zu Ende überall dieſelbe Oekonomie. — Das Innere des rein menſchlichen Triebes aber, als eigentlicher Sitz der Freiheit, als das Geheimniß der Subſtanz, iſt uns unerforſchlich.

* * *

Es giebt kein Ding in der Welt, zu dem man eine Luſt und Liebe, die immer durchhielte, faſſen könnte. Darum iſt Treue nöthig, und ein feſter Muth, den die Seele ſich ſelbſt zu machen lernen muß. Wer dieß lernt, erwirbt Freiheit, erwirbt etwas von der großen Eigenſchaft, ſein Leben zu haben in ſich ſelbſt, welches der eigentliche Stein der Weiſen iſt.

* * *

Die Ueberlegung ſagt uns nicht, was gut, ſondern was beſſer iſt. Was beſſer als beſſer iſt, heißen wir das Beſte. Das Poſitive, was gut iſt, ſagt mir allein der Inſtinkt. Er ergreift unmittelbar das Gute und hält es feſt. — Das Vermögen zu urtheilen ſetzt ein Vermögen zu vergleichen zum voraus; doch giebt es ein erſtes Urtheil, wenn man es ſo nennen will, ohne Vergleichung, welches der

Inſtinkt fällt, indem er am Guten haften bleibt, es unmittelbar ergreift und feſthält. Der Inſtinkt jeder Gattung bezieht ſich auf die Erhaltung der Gattung, auf das, was ſie lebendig macht und erhält.

* * *

Das Geheimniß des moraliſchen Sinnes und Gefühls iſt das Geheimniß des bleibenden Lebens, im Gegenſatz mit unſerm gegenwärtigen Daſeyn, das vorübergehend iſt, wir mögen uns dawider ſträuben, wie wir wollen, und zum Tode führt. In dem moraliſchen Gefühl iſt eine Ahnung von Ewigkeit. — Ich weiß nichts Erhabeneres und Tieferes, als den neuteſtamentlichen Ausſpruch: unſer Leben iſt verborgen mit Chriſto (dem Gottmenſchen) in Gott — unſtreitig iſt unſer Leben, wenn anders ein wahrhaftes Leben in uns iſt, tief in uns verborgen — dennoch befiehlt es apodiktiſch ſeine Erhaltung, befiehlt uns, daß wir es an's Licht bringen ſollen. Glaube und Erfahrung iſt alſo der einzige Weg, auf dem wir zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen können. — Allerdings ein myſtiſcher und dem Brutalismus ganz unausſtehlicher Weg.

Wir müſſen uns ſelbſt weh thun können, wenn wir zu Tugend und Ehre gelangen wollen. Muth, Herzhaftigkeit iſt dem Menſchen vor allen Dingen nöthig.

* * *

Was iſt es, das wir an einem Bayard, Montroſe, Ruyter, Douglas, an den Freunden Cimons, die ſich bei Tanagra opferten, bewundern? Das bewundern wir an ihnen, daß ſie nicht an ihrem Leibe hingen, ſondern allein das Leben ihrer Seele lebten. Sie waren nicht das, was der Zufall aus ihnen machen wollte, ſondern was ſie ſelbſt zu ſeyn beſchloſſen hatten. Derjenige, vor dem das Geſetz, dem er folgen will, nicht wie ein Gott daſteht, der hat nur einen todten Buchſtaben, der unmöglich ihn beſeelen kann.

* * *

Eine jede Tüchtigkeit zu einem Zweck iſt eine Tugend. Die Frage nach der höchſten Tugend iſt, die Frage nach dem höchſten Zwecke. Der Rang der Tugenden muß alſo nach dem Rang der Zwecke beſtimmt werden. Um das Syſtem der Zwecke zu finden, muß ergründet werden, was die Beſtimmung des Menſchen, ſein höchſtes und letztes Ziel iſt.

* * *

Man erkennt den Weiſen an der Wahl der *Zwecke*, die er ſich vorſetzt; den Klugen an der Wahl der *Mittel*, um zu ſeinen Zwecken (weiſen oder unweiſen) zu gelangen. Woran aber ſind die Zwecke ſelbſt zu erkennen? Soll die Wahl des Weiſeſten entſcheiden, ſo können wir nicht ſagen, wie eben geſagt worden, daß der Weiſe an ſeinem Zweck erkannt werde. — Semper idem velle, atque idem nolle. Aber welches iſt dieſes Eine und ebendaſſelbe, welches immer gewollt werden ſoll? — **Es iſt die Ehre Gottes.**

* * *

Kalte Ueberlegung iſt ſehr gut, wo nur der verhältnißmäßige Werth der Mittel, das Mehr oder Weniger ihrer Zulänglichkeit zu einem *gegebenen Zweck* abgewogen werden ſoll. Bei der Wahl eines Zweckes aber, wenn man ſich dieſen erſt vorzuſetzen, ſich für ihn zu entſchließen hat, iſt es ein Anderes. Das Vermögen vergleichender Erwägung will da nicht zureichen. — Kalt iſt der Verſtand, die Vernunft aber eine zugleich erwärmende und erleuchtende Flamme. Zur Wahl des beſten und höchſten Zweckes gehört Virtuoſität, gehört jene Prudentia der Alten, die deswegen von ihnen zur erſten der Kardinaltugenden gemacht wurde. Wer nur ein Mann allein mit dem Verſtande iſt, der iſt ein blos gemeiner Mann. Sic volo, sic jubeo, ſpricht die Vernunft, und hat über ihre Abſichten dem Verſtande keine Rechenſchaft zu geben.

* * *

Es iſt der Würde des Menſchen gemäß, die Begierden in Unterwürfigkeit zu halten, ſie zu beherrſchen. Das Gefühl der Würde liegt aber nicht in dem Beherrſchen als ſolchem, ſondern in dem, wodurch beherrſcht wird; in dem Bewußtſeyn einer höheren Beſtimmung. Der Menſch kennt ein höheres Gut, dieſes ſiegt, nicht ſein Wille.

* * *

Jede Activität ſetzt ſich eine Paſſivität vor, jede Arbeit Genuß. — Aber jeder Genuß ſetzt ein Bedürfniß voraus, und ſo wie dieſes geſtillt iſt, hört der Genuß auf. Alle Luſt iſt nothwendig vergänglich.

Uns ſelbſt genießen wir aber nur in unſerer Arbeit, in unſerem Thun, und unſer beſter Genuß iſt unſer beſtes Thun.

Welche Liebe geht über die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, und welche Luſt über die tägliche ununterbrochene, die ſie an ihm hat?

Können wir im Grunde etwas Anderes genießen, als uns ſelbſt? — Allerdings! Aber dieſe Frage aus einander zu ſetzen und lehrreich zu beantworten, iſt ſchwer.

* * *

Das Gewiſſen iſt nichts Anderes als der gewiſſe Geiſt in unſerm Innern; — dieſer gewiſſe Geiſt entſcheidet aber in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt, in der Staatsverwaltung, mit einem Worte, überall, und nicht blos in der Moral.

* * *

Sich ſelbſt kennen, heißt darauf merken, daß wir nicht von uns ſelbſt ſind, und die Wahrheit nicht in und an uns ſelbſt haben, ſondern daß wir ſie wo anders her empfangen müſſen, daß wir ſie zu Lehen tragen.

Das iſt ein unbedingtes Geſetz für den Menſchen, daß der Gedanke in ihm herrſche, daß ſein Geiſt immer oben ſchwebe über den Gegenſtänden; — ſie ſollen nicht ihn, ſondern er im Gegentheil ſoll ſie in Beſitz nehmen. — Er ſoll Alles ſammeln in ſeinem Geiſt.

* * *

Der Menſch kann nur einen feſten Sinn haben, ein bloßer Vorſatz läßt ſich nicht faſſen, und darum auch nicht behalten. Ein reiner Vorſatz iſt ein Unding.

* * *

Wir können aus Vorſatz weder lieben noch haſſen, wohl aber mit Vorſatz.

* * *

Der Menſch maßt ſich das Vermögen an, beſtändig zu ſeyn aus eigener Kraft, und ſetzt darein ſeine Ehre. Ein Mann von Wort, und ein Mann von Ehre ſeyn, iſt gleichbedeutend. Wer einen Vorſatz faſſen und dabei bleiben, aus Entſchluß handeln kann, ununterſtützt von gegenwärtiger Neigung, ja der gegenwärtigen Neigung, Gemüthsbewegung, Leidenſchaft ſogar entgegen, von dem ſagen wir, daß er Character habe, daß er ein Mann ſey.

Wir verachten den Menſchen, der jedesmal nur das iſt, was die Dinge, der Zufall, die Umſtände aus ihm machen, den Veränderlichen, Unbeſtändigen, Wankelmüthigen. Wir achten denjenigen, der den Dingen und den Eindrücken, die ſie auf ihn machen, Widerſtand zu thun, ſein Selbſt ihnen gegenüber zu behaupten weiß, der ſich von ihnen unterrichten, aber nicht verwandeln läßt.

* * *

An Menſchheit glauben, einem Freunde unbedingt vertrauen, nennen wir groß und edel; Unglaube, Zweifel, Verdacht haben etwas Kleinliches, Unedles; ſie ſtammen aus der Furcht. Ein edler Muth alſo glaubt und vertraut. Er glaubt und vertraut nicht, weil er ein guter Rechenmeiſter iſt; ſein Glaube, ſein Vertrauen iſt eine Kraft des Gefühls, nicht eine kalte Ausübung des Verſtandes. Dieſe Kraft geht vielmehr gegen den Verſtand an, indem ſie über denſelben ſich erhebt.

* * *

Wenn der Menſch in der Kreatur bleibt, ſo verſinkt er vorwärts und rückwärts in das Nichts.

Wenn Gefühl und Empfindung verſchwinden, ſo bleiben Worte und Ceremonien übrig und machen ſich wichtig.

Ein geſittetes Betragen heißt ein gleichförmiges, beſtändiges Betragen. — Was Allen auf gleiche Weiſe gut dünkt, das wird zur Sitte. Ungeſittet heißt ein Menſch, der ſich an das, was Sitte iſt, nicht kehrt.

* * *

Wo Sitte iſt, da herrſcht über die Sinnlichkeit Vernunft. Und umgekehrt, wo die Vernunft anfängt über die Sinnlichkeit zu herrſchen, da entſteht Sitte.

* * *

Was heißt Sittenverfall?

Der Sittenzuſtand eines Volks iſt gut, wenn das, was die Geſetze verordnen, aus angewöhnter Ueberzeugung und Neigung gern gethan wird. Es muß unmöglich ſcheinen, daß ein Einzelner anders empfinden, urtheilen und handeln könne, als die andern Alle, wenn er nicht den Verſtand verloren hat und ein Nichtswürdiger iſt. Die allgemeine Meinung über das, was wahr und gut ſey, muß ein der Vernunft gleiches Anſehn haben. Sobald dieſer Glaube wankt, und mit ihm das Anſehn der öffentlichen

Stimme, tritt der Sittenverfall ein. Eigendünkel darf nun hervortreten und ſich hören laſſen; Eigenwille ſich in Anſehn ſetzen; die heilige Scham verſchwindet, ihr öffentlicher Altar iſt verwüſtet. — Summa: der Menſch muß etwas über ſich erkennen, das ſeine Meinung und ſeinen Willen regiert.

Der *erſte* Grad der Sittenverderbniß iſt, die öffentliche Meinung nicht mehr zu achten; der *letzte*, die Abweſenheit einer öffentlichen Meinung. Jeder thut alsdann, was ihm gefällt, und ſeinen Lüſten nachzuhangen, dünket Jedem recht: *es iſt keine Sitte mehr im Lande.*

* * *

Perfectibilität ſoll den Menſchen vom Thiere unterſcheiden. Hat der Menſch als *Gattung* ſich vervollkommnet, oder hat er überall nur mißlungene Verſuche ſeiner Verbeſſerung angeſtellt?

* * *

Es iſt eine beſondere Einbildung unſerer heutigen Philoſophen, daß ſie glauben, durch gewiſſe Einfälle, die ihnen gekommen ſind, würden ſich die Unvollkommenheiten der menſchlichen Natur überwinden laſſen. Vernunft hat der Menſch immer gehabt, und auch immer, wie jetzt, darnach gehandelt, nicht weniger und nicht mehr; nur ſeine Lage, ſeine Umſtände, folglich ſeine Leidenſchaften, ſind nicht immer dieſelben. Wir ſind vermittelte Weſen, und haben deßwegen auch unaufhörlich mit Mitteln und Zwecken zu thun, welche nie die letzten Mittel und die letzten Zwecke ſind. In dieſem Verſtande ändern ſich auch unſere Zwecke oft, und es kann mit Wahrheit von uns geſagt werden, daß wir uns beſſere, vernünſtigere vorſetzen, welches aber mehr nicht ſagen will, als daß wir ſchicklichere Mittel gefunden haben; beſſere Maſchiniſten oder Mechaniker geworden ſind. Der Menſch ſelbſt wird nicht dadurch gebeſſert, und ſeine eigentlichen letzten Zwecke, die auf lauter Bedürfniſſe, lauter Elend ſich beziehen, bleiben dieſelben. Dieß wird ſehr bei dem Lobe, das man den Fortſchritten der Vernunft ertheilt, außer Acht gelaſſen.

* * *

Sind nicht alle Tugenden geworden, ehe ſie Namen hatten und Vorſchrift? Das Buch des Lebens will geſchrieben ſeyn, ehe man ihm ein Regiſter anhängen kann. Dergleichen hinten nach gemachte Regiſter ſind unſere Sittenlehren, und ſie werden in der Regel von Leuten gemacht, die vom Buche nichts verſtehen. Andre, die auch nichts davon verſtehen, glauben, das Regiſter ſey die Grundlage des Buchs, und die Kunſt, darin aufzuſchlagen, die wahre Kunſt zu leben. Sie ſchlagen aber darin immer nur für Andre auf, nicht für ſich. Es iſt etwas ganz Andres, was die Menſchen in ihren verſchiedenen Lagen treibt und lenkt, ſie einig oder uneinig mit ſich ſelbſt und Andern macht. Wo Einheit der Zwecke entſteht, da wird Harmonie, da entſteht Sitte und beweiſet ſich als eine Macht.

* * *

Das Leben iſt nicht eine gewiſſe Geſtalt des Leibes, ſondern der Leib iſt eine gewiſſe Geſtalt des Lebens. Der Leib verhält ſich zur Seele, wie ſich das Wort zum Gedanken verhält.

* * *

Das vernünftige Weſen beſteht im Vernehmen ſeiner ſelbſt; es geht in ſich ſelbſt zurück. Was es vernimmt, in ſo fern es durch Sinnlichkeit bedingt iſt, heißt es Natur; was es vernimmt, in ſo fern es durch Sinnlichkeit nicht bedingt iſt, heißt es Göttliches Weſen.

* * *

Alles, was den Menſchen über die Sinnlichkeit erhebt, kommt aus der Vernunft, wenn es auch mit noch ſo viel Sinnlichem vermiſcht iſt.

* * *

Die Aufklärerei verſchmäht Beides, das Sinnliche und das Ueberſinnliche. Das Wahre und das Gute liegt ihr in der Mitte, im Worte. Sie erkennt den Menſchen daran, daß er ſpricht; er iſt ihr ein redendes Thier. Alles Unausſprechliche iſt ihr verdächtig; über die ſinnliche Erfahrung hinaus hat ſie weder Vertrauen noch Glauben.

* * *

Die wahre Aufklärung iſt diejenige, die den Menſchen lehrt, daß er ſich ſelbſt ein Geſetz iſt; die wahre Kultur iſt diejenige, die ihn gewöhnt, dieſem Geſetz ohne Rückſicht auf Belohnung und Strafe zu folgen.

* * *

Was heißt das: man ſoll die Wahrheit über Alles achten, wenn es mehr heißen ſoll, als: ich ſoll das Gute über Alles lieben? Aber welches Gute? Ohne Zweifel das wahre weſentliche Gute.

Das Gute, das nicht blos für oder wider etwas Anderes gut iſt, wird um ſein ſelbſt willen geliebt. — Das Wahre, unter derſelben Bedingung, auch? — Allerdings! denn es iſt Urſprung des Seyns, und in ihm allein iſt das Seyn.

* * *

In einem Zeitalter, worin das Gute und das Wahre für zwei verſchiedene, einander oft im Wege ſeyende Dinge gehalten werden, muß Alles wider einander laufen.

* * *

Alle Geſetze, in dem Urſprung ihrer Kraft betrachtet, ſind despotiſch: Sic volo, sic jubeo. Geſetze des Willens ſind nicht Geſetze, die der Wille empfängt, ſondern die er giebt. Ueber dem Willen iſt nichts; in ihm iſt das Leben urſprünglich. Wie ſollte ein Geſetz einen Willen hervorbringen können? wo dieß zu geſchehen ſcheint, wird ſchon ein geſetzgebender Wille vorausgeſetzt, der in dem gegenwärtigen Fall als ausübende Gewalt erſcheint.

„Der Friede iſt das Meiſterſtück der Vernunft," ſagt Joh. Müller. — Dieſes iſt nicht nur wahr in Beziehung auf die bürgerliche Verfaſſung, ſondern in jeder Beziehung.

* * *

Die Menſchen ſuchen nicht Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit; ſie ſuchen nur ſich ſelbſt: und wüßten ſie nur ſich ſelbſt recht zu ſuchen!

* * *

Was haben die Menſchen nicht Alles verſucht und angewendet, um ihre Einheit, das Seyn und Bleiben ihres Ichs ſich einander gegenſeitig zu verbürgen! Alle bürgerliche Ordnung hat zur erſten und letzten Abſicht, daß der Wille von heute auch für morgen gelte. Darum war allen Völkern Religion ſo heilig. Sie fixirten dadurch die Wandelbarkeit ihrer Natur.

* * *

Wer ſich nicht ſelbſt helfen kann, ſucht Schutz bei Andern gegen Dienſt, Unterwürfigkeit, allerlei Dank: ſo ſind Obrigkeiten, Richter, Hauptleute entſtanden. Das Recht iſt zuerſt bei dem Gewaltigen geſucht worden, er half es finden. Die erſten natürlichen Gewalthaber waren Väter, hernach Familienfürſten — Patricier zu Rom — ſpäter Landſaſſen. — Der ſich ſelbſt helfen konnte, wurde höher geachtet, als der Hülfe ſuchen mußte bei Andern. Daher geſchieht es bis auf den heutigen Tag, daß man ſich mehr dünkt durch Stärke als durch Gerechtigkeit, denn die Gerechtigkeit macht gleich.

* * *

Sobald der Menſch anfängt, Andern nicht mehr zu glauben, als er ſich ſelbſt glaubt, ſo hat alles Gouvernement de confiance ein Ende.

* * *

Die Abſicht der Staatsverfaſſungen, in ſo fern ſie auf Vernunft gegründet ſind, iſt: der reinen praktiſchen Vernunft einen Leib zu geben. Die Sittenlehre allein vermag das nicht; ſie muß äußerlich abgefaßt, verkörpert werden, durch äußerliche Anſtalten, die ihre eigenthümliche Kraft, ihr Selbſtdaſeyn, ſo viel wie möglich entbehrlich machen.

* * *

Der Menſch hält die menſchlichen Gefühle höher, als die ausgeſprochenen Geſetze, von welchen dieſe Gefühle beherrſcht werden ſollen. Vater-, Kinder-

und Freundesliebe, Treue, Erbarmen, legt er allen Pflichten dergeſtalt zum Grunde, daß er nicht allein Ausnahmen von dem Geſetze um ihretwillen duldet, ſondern ſogar die Stärke der Seele tadelt, welche durch den Begriff ſich über jedes Gefühl erhebt. Die bürgerliche Geſetzgebung geſtattet ſogar, daß man für Freunde und Verwandte partheiiſch ſey, und wir würden denjenigen nicht bewundern, ſondern verachten, der ſich rühmen würde, über alle Anfechtung dieſer Art erhaben zu ſeyn.

* * *

Wie ein Geſicht ſchön wird, dadurch, daß es Seele, ſo die Welt dadurch, daß ſie einen Gott durchſcheinen läßt.

* * *

Wie mir mein eigenes Selbſt auf eine unbegreifliche Weiſe gegenwärtig iſt, ſo iſt mir auch Gott auf eine unbegreifliche Weiſe gegenwärtig.

* * *

Der Inſtinkt harmoniſirt das Innere der Thiere, Religion das Innere des Menſchen.

* * *

Durch das Dunkel der Weltbegebenheiten fahren zuweilen Blitze, welche die Wolken zerreißen, und den Himmel, Gottes Wohnung, eröffnen. Im Herzen des Menſchen, in ſeinem Geiſte, entzünden ſich dieſe Blitze und fahren aufwärts.

* * *

Gottähnlichkeit, Gottgleichheit. Es iſt ein großer Unterſchied, wenn Chriſtus ſagt: Ihr ſollt vollkommen ſeyn, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt; und wenn der Teufel zu unſern erſten Aeltern ſagt, machet euch Gott gleich.

* * *

Der Menſch, als ein endliches Weſen, muß überall Natur, Endlichkeit zum Grunde legen. Er will ſich nicht von der Natur befreien, ſondern ſeine Natur frei machen, wenigſtens ſie ausſtatten mit Freiheit.

* * *

So gewiß wir in der Zeit als unſerm Element dergeſtalt leben, daß wir uns keinen Augenblick als außer ihr denken können, ohne zugleich zu denken, daß wir aufhören zu ſeyn; ſo können wir uns doch eben ſo wenig gänzlich als Kinder der Zeit und in ihr allein gegeben denken. Wir haben im Gegentheil von einem Außerzeitlichen das innigſte Bewußtſeyn;

wir nennen es in uns das Selbſt; außer uns Gott; was aber in der Zeit iſt, Natur oder das Vergängliche. Alles Vergängliche iſt in einem Unvergänglichen gegeben, und ſetzt es voraus, oder es wäre gar nicht. Wir leben dadurch, daß wir unaufhörlich die Ewigkeit unterbrechen, einen Anfang und ein Ende ſetzen.

* * *

Nichts erſchreckt den Menſchen ſo ſehr, nichts verfinſtert ſo ſehr ſeinen Geiſt, als wenn ihm Gott aus der Natur verſchwindet, wenn Gott ſein Angeſicht vor ihm verbirgt, wenn Abſicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrſchen ſcheinen, ſondern nur blinde Nothwendigkeit oder dummes Ungefähr.

* * *

Wie der Menſch inſtinktmäßig die Geſichtszüge, die Gebärden und Laute ſeiner Mitmenſchen auslegt und ſo zur Sprache gelangt; eben ſo inſtinktmäßig legt er auch die Natur aus. Wie die Menſchen ſich einander durch, von der Natur eingeſetzte, nicht durch ſie ſelbſt erſt erfundene Ausdrücke ihres Innern urſprünglich mittheilen und verſtehen, ſo theilt Gott ſich dem Menſchengeſchlecht mit, durch die Schöpfung.

Aus der Naturſprache von Menſch zu Menſch entſpringt eine künſtliche, durch willkührliche Zeichen, und er kann dieſe Kunſt ſo mißbrauchen, daß er ſich damit um die Abſicht ihrer Einſetzung betrügt. Eben ſo mit der Religion, die ihm in leere Gebräuche, zuletzt in Irreligion ausartet.

* * *

Ohne Religion, wohin wollt ihr euch retten in einer Welt voll Tod, voll Schmerzen, voll feindſeliger Leidenſchaften? Neid mit ſeinen Begleitern, Verläumdung und Schadenfreude fallen euch in jeder Lage an, ſobald euch darin wohl zu werden anfängt, ſobald ihr euch auf irgend eine Weiſe darin hervorthut. Wohin ihr flieht, ſind Ungerechtigkeit und Bosheit die Stärkeren. Euch ſelbſt ſeyd ihr ungetreu; ihr könnt keine Neigung, keinen Vorſatz, keinen belebenden und ſtärkenden Gedanken nach Willkühr feſthalten. Alle Kräfte und Mächte des Verſtandes bietet ihr vergebens auf; der Verſtand kann nur bearbeiten, ſein überlegender Wille nur, was da iſt, bald vereinigen, bald trennen. — Welch ein Troſt alſo, wenn der Geiſt ſich nicht zu etwas Unwandelbarem, zu etwas Ewigem emporſchwingen, wenn er nicht einen Glauben faſſen kann, der die Welt überwindet? Die vollkommene Glückſeligkeit iſt nirgends: aber es wäre auch nirgends einmal Troſt, wenn keine Religion wäre. Ueberall muß ſich der Menſch mit etwas helfen; der Eine greift nach Ehre, der Andere nach Wolluſt, und zerſtört ſein Inneres. Reinigen und retten aber kann dieſes nur Religion.

* * *

Der Menſch iſt unausgeſetzt bemüht, ſich vom Stoffe zur Form, von der Wirklichkeit zur Möglichkeit, von der Welt zu Gott zu erheben.

* * *

Man kann ein Held keiner Art werden, wenn man nicht zuerſt ein Held im Glauben iſt.

* * *

Das charakteriſtiſche Zeichen des Genies iſt das Vergeſſen ſeiner ſelbſt durch das Leben in einer Idee. Das Leben in der Idee muß das eigene natürliche Leben ganz verſchlingen.

* * *

Der Eine will, ungeduldig, immer nur vom Fleck kommen; der Andere, geduldig, geht durchaus nicht vom Fleck, als um weiter zu kommen. Dieſer wird ſich an jeder neuen Stelle, als dem Ziele näher, zu behaupten wiſſen.

* * *

Man kann das Gedächtniß, durch Wiederholen zum Behalten, toll machen, wie man von einer Schraube ſagt, daß ſie toll geworden ſey.

* * *

So lange der Menſch langſamer vergißt, als er lernt, macht er Fortſchritte. Er hört auf Fortſchritte zu machen und geht rückwärts, ſobald er ſchneller und mehr vergißt, als er zulernen kann.

* * *

Bei dem eintretenden Alter erfuhr ich, wie nie zuvor, daß der lebendige Geiſt im Menſchen Alles, und ſein Wiſſen nichts iſt.

* * *

In der Liebe ſtrengen wir uns an, um Alles zu ſeyn, was wir ſeyn können vor dem geliebten Gegenſtande; wir lernen durch ſie die Scham vor uns ſelbſt im höchſten Grade kennen. In der gewöhnlichen Vertraulichkeit iſt es umgekehrt; ſie hilft uns, uns weniger vor uns ſelbſt zu ſchämen; ſie iſt eine Gemächlichkeit; wir ſpannen uns im Umgange mit dem Freunde ab, und ſind gerade in ſeiner Gegenwart das Wenigſte, was wir ſeyn können.

* . *

Ich greife ungern an, widerlege ungern, nicht allein, weil ich aus Erfahrung weiß, wie wenig die Wahrheit dabei gewinnt, ſondern weil die Natur der menſchlichen Erkenntniß ſelbſt mich davon überzeugt. Eh' ich einen Irrthum darthun kann, muß ich die Wahrheit zu zeigen im Stande ſeyn, welcher dieſem Irrthum Abbruch thut. — Der Irrthum für ſich allein iſt immer unſichtbar, ſeine Natur iſt Lichtloſigkeit.

* . *

Was im Geſchmack der Zeit geſchrieben iſt, bedarf keiner Rechtfertigung; Einſtimmung vertritt die Stelle der Beweiſe, dahingegen der gründlichſte Widerſpruch nur Zorn erregt.

* . *

Nur die Gedanken, die der tiefſte Ernſt hervorgebracht und vollendet hat, nehmen eine heitere Form an. Sie machen den Menſchen fröhlich. Dieß iſt das Geheimniß der ſokratiſchen Ironie. Darum iſt auch der Sinn für wahrhaft ſokratiſche Ironie ſo ſelten.

* * *

Wenn wir ſagen, daß etwas aus dem Nichts zum Daſeyn übergeht, ſo verſtehen wir darunter, daß eine bloße Conception realiſirt wird. Wir ſetzen das Nichts in die Abweſenheit der Materie, des Stoffs, des Objects. Wo die Form den Stoff hervorbringt, die Geſtalt die Sache ausmacht, da erblicken wir Schöpfung. Wir ſagen deßwegen von dem Künſtler, daß er erſchafft. Zum Beiſpiele, der Maler erſchafft ſeine Darſtellung; ſie liegt nicht in den Farben, ſondern ſie iſt blos aus der Form entſtanden, die im Geiſte des Künſtlers war.

* * *

Wenn die Kunſt ihre Natur, d. h. ihr Princip, oder wenn ſie ihr Princip, d. h. ihre Natur, ſucht, ſo philoſophirt ſie über ſich ſelbſt.

Aus der Progreſſion des Selbſtbewußtſeyns, das nothwendig reflectirend, folglich auch abſtrahirend iſt, entſpringen alle Künſte.

Ich will lieber auf meinen eigenen Füßen auf dem platten Boden, und ſelbſt auf einem niedrigeren Wege gehen, als ohne Füße ſeyn und auf den Händen getragen werden.

* * *

Die Kunſt zerſtört ſich ſelbſt, indem ſie die Mittel ihrer Ausübung in Handgriffe verwandelt. — Es giebt Künſtler, die es nur in Abſicht der Mittel ihrer Kunſt ſind, und darin fortfahren, Erfinder zu ſeyn; dieſes allein erhält dann noch einige Begeiſterung in ihnen. Wo auch dieſe Begeiſterung aufhört, wird der Künſtler zum bloßen Arbeiter; es iſt nichts Freies mehr in ihm und ſeinen Werken; er kennt alle ſeine Mittel und alle ſeine Zwecke; ſein Himmel iſt voll; was er nun hervorbringt, ſind nur noch Bilder und Gleichniſſe auf Erden. — Der Mann von Genie braucht immer neue Mittel, weil er immer neue Zwecke hervorbringt, und ein Ziel vor ſich hat, das er ſelbſt nicht kennt. Alle vorzügliche Geiſteswerke werden darum auch große Fehler haben; diejenigen ausgenommen, worin der Künſtler zuletzt bei ſich ſelbſt ſtehen blieb, ſich nicht mehr über ſich ſelbſt erheben, ſich ſelbſt nur nachahmen konnte.

Ein Mann von Geſchmack iſt der, welcher das Schöne unmittelbar empfindet; das Gefühl des Schönen unmittelbar aus dem Schönen ſchöpft. Man kann, nach einem angenommenen Muſter, wenn man viel Scharfſinn und Verſtand hat, bis auf einen gewiſſen Grad ſehr gut beurtheilen, und für Andere ausmachen, ob ein beſtimmtes Kunſtwerk ſchön oder nicht ſchön zu nennen ſey, das in wiefern, das minder oder mehr u. ſ. w.; aber wer dieß kann, iſt darum noch kein Mann von Geſchmack, und irrt nicht ſelten gröblich. — Das Schöne hat mit allem Urſprünglichen das gemein, daß es ohne Merkmal erkannt wird. Es iſt und zeigt ſich; es kann gewieſen, aber nicht bewieſen werden.

⁂

Man erſchöpft ſich beim Erzeugen der Geiſteskinder; ſchwächt die Darſtellung in ſich ſelbſt durch die Darſtellung für Andere, ſo daß man im eigentlichen Verſtande die Wahrheit von ſich giebt. Was man gemein macht, davon verliert man das Eigenthum. Begriffe ſind mittelbare Vorſtellungen — ſie können die Sache, das Wahre in die Seele nur hinein dämmern. Man vergißt, indem man Andre lehrt, und wird mit ſeinen Schülern wieder ſein eigener Schüler, dadurch, daß man ſich zu ihnen herabzulaſſen genöthigt iſt. Es kann dahin kommen, daß man nur für wahr hält, was ſich ihnen beibringen läßt. Dieß Alles gilt freilich nur von ſolchen Arbeiten, wo Wahrheiten aus dem Innerſten der Seele hervorgezogen werden. Bei den übrigen behält das docendo discimus ſeine Gültigkeit.

* * *

Es geht uns mit den Begriffen wie mit dem Gelde; das allgemeine Zeichen verwandelt ſich in unſerer Einbildungskraft in die Sache ſelbſt, und wir ziehen es ihr vor, das ſcheinbar allgemeine Mittel jedem beſondern Zweck.

Der Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels.

* * *

Wir ſchwindeln hinab und ſinken in den Mittelpunkt des Nichts, d. i. der poſitiven Lüge, wenn wir das mit dem Gefühl aus dem Herzen verſchwundene Wahre aus dem Verſtande wieder herſtellen wollen.

Unſer Weltſyſtem ſoll nur eine zerſtörte Sonne ſeyn. Der zergliedernde, zerreißende Verſtand, wenn er ſchaffen will, erſinnt nur Zerſtörung. — Von jeder Erkenntniß muß der Menſch einen Theil zernichten, um ſie zu faſſen, denn er faßt nur im Begriffe, hat die Sache nur, in ſo fern er ſie zum Worte herunter zu bringen weiß.

* * *

Aller mittelbaren Bezeichnung muß eine unmittelbare, der künſtlichen Sprache eine natürliche vorhergegangen ſeyn. Je mittelbarer unſere Bezeichnung, je künſtlicher unſere Sprache wird, deſto verworrener und dunkler werden unſere Begriffe von Wahrheit.

* * *

Wir können unſere Gefühle, diejenigen, die ſich auf Objectives beziehen und Realität bewähren, nicht anders in uns befeſtigen, als mittelſt eines Begriffes, den wieder nur das Wort feſt hält; oder mittelſt eines Bildes. Das Wort aber iſt unvermögend, das Gefühl jedes Mal wieder zu erwecken, und ſo geſchieht es, daß wir mißtrauiſch werden gegen das Weſen, und es ſelbſt für ein bloßes Wort halten. Das Bild hat andere Gebrechen. Der ſich an Bilder hängende Menſch läuft Gefahr, das Bild für das Weſen zu halten, in Schwärmerei, Abgötterei, Aberglauben zu gerathen.

* * *

Die Sprache iſt ſo wenig zu dem blos ſinnlichen und thieriſchen Behelf gegeben, als die Zunge blos zum Eſſen.

* * *

Alles Philoſophiren iſt nur ein weiteres Ergründen der Spracherfindung.

* * *

Die Einen erwarten von einem gewiſſen Buchſtaben mehr als ſie ſollten, die Andern fürchten davon mehr als ſie ſollten. Beide meſſen ihm eine Kraft bei, die er nicht hat; wollen ihn mit Gewalt einſetzen oder wegſchaffen, merken nicht darauf, wie er in jeder Abſicht nur zufällig iſt, wichtig allein durch ſeine Bedeutung. Dieſer gegenſeitige Eifer hat große Aehnlichkeit mit demjenigen, der ehemals die Bilderdiener und Bilderſtürmer gegen einander befeuerte.

* * *

Es iſt oft eine ſolche Stille in mir, eine ſo tiefe

Beſinnung, daß ich es nicht ausſprechen kann, wie zerſtreut mir alle Menſchen, die ich vor mir ſehe, erſcheinen. — Keiner horcht.

* * *

In der Natur, überhaupt in der Wirklichkeit und Wahrheit, iſt Alles poſitiv. Im Verſtande und ſeiner Möglichkeit iſt Alles negativ, denn im Verſtande ſteht Alles unter Begriffen, und die umfaſſendſten ſind immer die leerſten. Das Weiße, wohin der Verſtand zielt, das er treffen will, iſt das Nichts; oder das All, minus Diverſität, Individualität, Perſonalität.

* * *

Weil der Menſch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt geräth, darum philoſophirt er. Er verliert auf unzählige Weiſe den Zuſammenhang ſeiner Wahrheiten, d. h. ſie gerathen ihm mit einander in Widerſpruch, vertilgen ſich gegenſeitig. Hier tritt das Geſetz des Stärkeren ein. Aber die Stärke der einen Wahrheit iſt nicht die Stärke der andern, ſie haben nicht einerlei Kraft — Wahrheit iſt Klarheit — Was nun im höheren und höchſten Grade poſitiv ſey, darüber iſt der Streit.

Dem einen Menſchen erſcheint dieß poſitiver, dem andern jenes. Ja in demſelben Menſchen kann heute dieß poſitiver ſeyn, morgen ein Andres. — Geſchieht dieß häufig, ſo geräth der ganze Verſtand des Menſchen in Verwirrung; er findet nirgend, woran er ſich ſtandhaft halten könne.

* . *

Es iſt ein wunderliches Vorgeben, daß man die Wahrheit ganz uneigennützig ſuche. Der Menſch ſucht ſie uneigennützig, wie man vom Thiere ſagen könnte, daß es uneigennützig ſein Futter ſuche, blos zu Folge eines Triebes. Der Menſch ſucht die Wahrheit, weil ihn die Unwahrheit tödtet, hernach, weil er ſeinen beſten Empfindungen und Wünſchen einen Grund ſucht; er will zur Quelle hin des Guten, des Schönen, der Wahrheit und des Lebens.

* . *

Was heißt: man ſoll die Wahrheit nur um ihrer ſelbſt willen ſuchen und ihr Alles aufopfern? Iſt es ein Gebot des Inſtinkts, oder ſehe ich etwas, wornach ich ſtrebe? — Die Abſicht der Philoſophie, ſagt man, iſt blos Selbſtverſtändigung. So erſcheint es in der Reflexion. Ihr Urſprung aber iſt, daß uns ein Widerſpruch entſteht, daß wir doppelt ſehen, daß eine Wahrheit uns genommen wurde, die wir wieder haben wollen; wir ſehen uns um nach der Wahrheit, die uns entfloh. Einen urſprünglichen bloßen Vorwitz giebt es nicht, wohl aber ein urſprüngliches Intereſſe. — Wir finden uns in der Wahrheit, und werden nur allmählig gewahr, daß wir ſie nicht ganz beſaßen.

* * *

Von denen, welche ſich rühmen, daß ſie die Wahrheit ſuchen, blos um der Wahrheit willen, ſuchen die mehreſten nur ein Syſtem; und wenn ſie nur irgend eins gefunden haben, ſo ſind ſie zufrieden.

* * *

Ihr ſagt, die Sinne betrügen uns. Ich frage, was redet denn die Wahrheit zu uns? — Etwa das, was uns gar nichts ſagt und vorweiſt? — Das iſt die Frage: hat die Vernunft als ſolche etwas vorzuweiſen? — Wenn hinter dem Truge keine Wahrheit zu finden iſt, ſo laſſet uns den Trug.

* * *

Der vernünftige, nachforſchende Menſch ſucht beſtändig den Zuſammenhang des Zufälligen mit dem Nothwendigen, d. h. er ſucht, wie der Theil, den er wahrnimmt, mit dem Ganzen, das er nothwendig vorausſetzen muß, zuſammenhängt. Indem er das Ganze zu dem Theile findet, oder dem Theile im Ganzen ſeinen Ort anweiſet, gewinnt er Erkenntniß. — Ich erkenne, heißt: ich erfahre, daß ich ſchon kannte.

* * *

Wenn der Menſch ſagt: ich ſelbſt, ſo ſcheint er unter dem Selbſt eigentlich den ſinnlichen, den empfindenden Menſchen zu verſtehen. — Wer das Selbſt außer Acht zu laſſen weiß, nähert ſich einer reineren, nähert ſich der göttlichen Natur. — Das Thier hat ein Selbſt, kann aber nicht ſagen: Ich ſelbſt, weil es nicht ſagen kann: Ich-ein-Anderer. Hierzu würde die Vorſtellung eines Ich erfodert, dem ſowohl das Ich-ſelbſt als das Ich-ein-Anderer übergelegt werden könnte. In dem Thiere bemerken wir eine blos ſinnliche Ueberlegung. Es empfindet die Beſchaffenheiten der Dinge in Beziehung auf es ſelbſt, die Veränderungen, die ſie in ihm hervorbringen, nicht ſeine eigene Beſchaffenheiten in Beziehung auf die

Dinge: ihm fehlt die Erkenntniß des Guten und Böſen.

* * *

Vernunft iſt das Bewußtſeyn des Geiſtes. Wer die Vernunft verliert, der verliert ſich ſelbſt, das Selbſtbewußtſeyn, das eigene Seyn und Bleiben, die Perſon. Perſönlichkeit iſt alſo von Vernunft, Vernunft von Perſönlichkeit unzertrennlich. Wer ſich einem Affect überläßt, den er nicht zuvor ſich ſelbſt überlegt, am Guten geprüft, und ihm das Maß beſtimmt hat, der handelt unvernünftig. Mit der Vernunft iſt alſo nothwendig Freiheit verbunden, und das Bewußtſeyn der Perſönlichkeit iſt das Bewußtſeyn der Freiheit. Die Freiheit, deren ſich das vernünftige Weſen bewußt iſt, beſteht darin, daß er ſich das Vermögen zuſchreibt, ſeinen ſinnlichen Begierden und Neigungen zu widerſtehen, daß es ſich von der materiellen Welt iſoliren kann. Der Geiſt kann ſeinen Körper von ſich werfen. — Ohne Vernunft handeln, iſt thieriſch; wider die Vernunft handeln, laſterhaft; denn in dem Ausdruck, wider die Vernunft handeln, iſt enthalten, daß die Vernunft gegenwärtig iſt, wider die Handlung proteſtirt, ihre Macht anbietet gegen widerrechtliche Gewalt: die höchſte Gewalt auszuüben iſt ihr Beruf, ihre Beſtimmung.

* * *

Tolle, verkehrte, unſinnige Gedanken. Man kann ſich toll, man kann ſich wahnwitzig und unſinnig denken, durch Denken ſich um die Abſicht des Denkens bringen. Das Denken als Denken bringt alſo in ſich und durch ſich allein nichts Wahres und Gutes hervor. — Aber alles Wahre und Gute muß doch wenigſtens im Menſchen von einem Denken begleitet ſeyn. Gedankenlos handeln, heißt thieriſch handeln. Was giebt nun dem Gedanken ſeinen Werth? Was iſt im Menſchen über dem Gedanken, um ihn zu prüfen, um ihn als einen wahren und guten Gedanken zu beſtimmen, ihn als einen ſolchen auszumachen? Wir heißen dieſes Vermögen Vernunft. Die Vernunft ſoll ſchlichten zwiſchen Schein und Seyn, denn ſie ſelbſt iſt das Weſende.

* * *

Wer für ſich ſelbſt philoſophirt, dem ſtoßen bei jedem Schritte Schwierigkeiten auf, wovon derjenige, der nur für die Schule philoſophirt, nichts erfährt.

* * *

In meinen jüngeren Jahren ſtand es in Abſicht der Philoſophie ſo mit mir, daß ich ein Erbe unermeßlicher Reichthümer war, und nur einige unerhebliche Proceſſe, unbedeutende Formalitäten mich verhinderten, in den vollen Beſitz zu treten. — Die Proceſſe wurden unter ihrer Führung erheblich. — Am Ende fand es ſich, daß ich nur Proceſſe geerbt hatte, und die ganze Nachlaſſenſchaft in inſolventen Händen ſich befand.

* * *

Einige Menſchen haben, ſo zu ſagen, nur Beiſpiele im Kopf; andere auch Geſetze. Das kräftige Raiſonnement zeigt ſich darin, daß es zu den Beiſpielen Geſetze, und zu den Geſetzen Beiſpiele findet. — *Das Auge des Verſtandes ziehet ſich gleichſam zuſammen in der Bildung der Begriffe, und erweitert ſich in ihrer Anwendung.* Bloße Stubengelehrte haben gewöhnlich ſehr enge Köpfe, eben ſo wie blos mechaniſch praktiſche Menſchen.

Philoſophie iſt ein inwendiges Leben. — Ein philoſophiſches Leben iſt ein geſammeltes Leben. Durch wahre Philoſophie wird die Seele ſtill, zuletzt andächtig.

* * *

Das Geſchäft der Philoſophie iſt das Ausſondern und ſyſtematiſche Zuſammenſtellen deſſen, was ſich von ſelbſt verſteht, und wodurch alles Andere muß verſtanden werden.

* * *

Philoſophiren iſt ein Bemühen aufwärts zu fahren den Strom des Daſeyns und der Erkenntniß bis zu ſeiner Quelle.

* * *

Aus Nachſinnen entſteht Philoſophie, die ein Rückweg der Ueberlegung iſt bis zum Anfange. Wer ſich jedes Rückſchrittes im Nachſinnen bis zum Anfange bewußt iſt, und nun wieder dahin zurückgeht, wo er ſich zuerſt geſtellt hatte, hat eine Philoſophie erfunden.

* * *

In Abſicht der letzten Gegenſtände menſchlicher Betrachtung, iſt die gemeinſte Vorſtellungsart die wahrſte. Man muß, nachdem man ſich müde gegrübelt hat, auf ſie zurückkommen, und jenem Spruche Beifall geben, daß den Weiſen ſich verbirgt, was den Kindern oder Einfältigen offenbar iſt.

* * *

Ich bin jung geweſen und alt geworden, und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menſchen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach der heutigen, ſondern nach der alten kindlichen Weiſe; nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte ſiegende Heiterkeit, von ſo ausgezeichneter Art, daß ſie mit keiner andern zu vergleichen iſt.

* * *

Auch ich glaube Wunders wegen; des Wunders wegen nämlich der Freiheit, die ein continuirliches Wunder iſt, und viel Analogie hat mit dem das Chriſtenthum begründenden Wunder der Geiſtesempfängniß am Pfingſttage.

Frei ſeyn und ein Geiſt ſeyn iſt Eins. — Wo

Geiſt iſt, da iſt Erfindungskraft, Schöpfungskraft, Orginalität, Selbſtſeyn.

Jedes große Beiſpiel ergreift uns mit der Autorität eines Wunders, und ſpricht zu uns: Wenn ihr nur Glauben hättet, ſo könntet auch ihr die Thaten thun, die ich thue.

Zweite Abtheilung.

Liebe, Bewunderung, Ehrfurcht ſind die Grundlagen aller Sittlichkeit. Wir fühlen uns als Urſache, als Perſon, und perſonificiren alles: Ströme, Winde, Gewitter, Bäume, alles, was ſich regt und uns wohl oder übel thut. Was wir von den innern Kräften der Dinge wiſſen oder urtheilen, das wiſſen oder urtheilen wir durch Sympathie, durch Ahnung. Jeder Menſch hat ſein eigenes, individuelles Univerſum. Je mehr er ſich in andere Dinge hinein verſetzen, das Leben dieſer andern Dinge leben, ſein Leben mit ihrem Leben vereinigen kann, deſto größer wird ſein Daſeyn.

* * *

1775. Es iſt doch das Beſte am Menſch-ſeyn, daß uns das genoſſene Gut nicht untergeht, daß es ſich anbaut in und um uns, ſich fortpflanzt, vermehrt, und wir ſo immer mächtiger werden zu noch größerem Genuß.

1775. Von Tag zu Tage geht es mir heller auf, daß ein Geiſt dem andern nothwendiges Organ ſey; daß Gefühl des Andern ſey die Schöpfung aus Nichts.

* * *

Daß der Menſch eine Würde habe, kann er nur in einem Gefühle, nämlich dem Gefühle dieſer Würde, gewahr werden; hernach mißt er an dieſem Guten alles andere Gute.

* * *

Einen Gegenſtand ſo zu umfaſſen, daß man darüber hinaus weiter nichts ſieht — zum Held werden giebt es keinen andern Weg.

* * *

Vor Grundſätzen, die aus Geſinnungen erwachſen, habe ich alle Ehrfurcht; aber auf Geſinnungen, die aus Grundſätzen, läßt ſich kaum ein Kartenhaus bauen.

* * *

Die erſte nothwendige Bedingung zur Sittlichkeit, das Vermögen, nach Geſetzen zu handeln, wird leicht mit der Sittlichkeit ſelbſt, die in einem höheren Verlangen beſteht, verwechſelt.

Edle und ſchöne Handlungen zu verrichten, iſt dem Menſchen natürlich; es wird ihm leicht, er findet unmittelbare Antriebe dazu in ſeinem Innern. Hingegen wird ihm eigentliche Tugend, die auf Selbſtverläugnung gegründet iſt, überall ſchwer. Tugend muß er ſich ſelbſt mühſam angewöhnen und angewöhnen laſſen. Gleichwohl iſt von Natur Großmuth in ihm, und weiſt auf eine vor aller Ueberlegung wirkende Kraft der Selbſtbeherrſchung in ſeinem Gemüth.

* * *

Der Eigendünkel, der nie ſich ſelbſt, ſondern immer nur Anderen durch den Sinn fahren zu müſſen glaubt, iſt eine grundböſe Sache. Denn das allein macht den Menſchen gut, daß er Andere zu achten und ſich ſelbſt zu mißtrauen weiß; daß er den eigenen Sinn zu beugen vermag, und das bewegte Herz dem Ausſpruche des ſtillen Herzens gehorchen kann.

* * *

Es giebt kein Privilegium der Anſtändigkeit; hier muß alles über einen Leiſten, denn mehr als einen kann es nicht geben.

Keine Anhänglichkeit von Untergebenen an ihre Obern, wo keine Strenge iſt. Der Untergebene, der nicht gewöhnt wird, immer ſeine Pflicht zu thun, wird ſie oft unterlaſſen, wird ſie in jedem Falle, wo er ſie ausübt, mit Mühe ausüben. Der zu milde Obere wird alſo beſtändig unzufrieden, der Untergebene beſtändig mit einem böſen Gewiſſen geplagt ſeyn, und ſein zu weicher Oberer wird ihm härter als der härteſte vorkommen. Ganz im Gegentheile wird der an Fleiß und Ordnung und ununterbrochene Pflichterfüllung gewöhnte Diener ſowohl mit ſich ſelbſt als mit ſeinem Herrn zufrieden ſeyn, und ſich feſt an dieſen anſchließen. Es giebt aber Haushaltungen, in denen ſich kein ſolches Syſtem von Ordnung für jedes Glied entwerfen läßt.

* * *

1776. An Fleiß und Gehorſam laſſen ſich die meiſten Menſchen doch gewöhnen, und aller Ideen- und Empfindungskram, womit man die thieriſchen Triebe bändigen oder ordnen will, iſt nichts in Vergleichung mit dem Geſchick und der daraus erwachſenden Luſt zu arbeiten.

Es iſt ſo allgemein angenommen, wir ſollen der uns natürlichen Eigenliebe mißtrauen, daß jeder Menſch, wenn er in irgend einem Falle zum Schiedsrichter aufgerufen wird, das Richteramt, ſobald irgend ein perſönliches Intereſſe, oder auch nur das Intereſſe eines ſeiner Verwandten oder Freunde unterläuft, von ſelbſt ausſchlägt und ſich als partheiiſch angiebt. Niemand findet ſich beleidigt, auf dieſe Weiſe verdächtig zu heißen; ſondern es zeichnet ſich im Gegentheile der ſittlichere Menſch dadurch aus, daß er keine Ausnahme verlangt, und nicht für ſich insbeſondere ein Vertrauen fodert, welches dem Menſchen überhaupt geweigert werden muß. In unſerem Innern mögen wir unſeres beſſeren Selbſts uns erfreuen, und es wohl wiſſen, daß unſere gute und billige Denkungsart beſſere Gewähr, als alle förmliche Einrichtungen und Geſetze, leiſtet; aber nie dürfen wir uns herausnehmen, ein ſolches Gefühl auch außer uns geltend zu machen. Es giebt Fälle, wo ein gerechter Stolz die Beſtreitung eines auf uns gefallenen grundloſen Verdachtes verbieten kann; es giebt aber keinen gerechten Stolz, der ungemeſſenes Vertrauen fodern dürfte. Alle dieſe Dinge einer inneren, unſichtbaren Welt ſollen nicht in den großen Tauſchhandel des materiellen Gewerbes, als etwas, womit man wie mit gutem Papiere wechſeln könnte, eingeführt werden; denn obgleich dieſer Kredit noch unentbehrlicher zum Beſtande der menſchlichen Geſellſchaft, als der gewöhnlich ſo genannte zum Beſtande des Handels iſt, ſo ſind ſie im Grunde doch von ganz verſchiedener Natur, und ganz anderen Geſetzen des Daſeyns und Wirkens unterworfen.

* * *

Es iſt nie zu ſpät mit uns, ſo lange wir noch unſere Fehler gewahr werden, ſie mit Widerwillen tragen, und edle Triebe ſich, eroberungsſüchtig, in uns regen.

* * *

Was du glücklich biſt, ſagte ich zu L., daß du einen ſo freien Willen haſt! Indem ich dieſes ſagte, fiel es mir lebhafter auf, daß wir, was wir die Freiheit des Willens nennen, nicht ſowohl in das Vermögen zu wählen, als in die Kraft, unſern Willen zu thun, ſetzen.

* * *

Die ſtärkſte Leidenſchaft des Menſchen iſt die

Ehrliebe. Was die wahre Ehrliebe befriedigt, das befördert die Liebe zu Gott und führt näher zu ſeiner Erkenntniß.

* * *

Es iſt zuweilen nothwendig, fünf gerade ſeyn zu laſſen. Ich habe dieſe Lehre mein ganzes Leben hindurch, aus natürlicher Nachgiebigkeit, mehr als ich ſollte, befolgt. Aber dazu habe ich mich doch nie verſtehen können, wenn ich fünf gerade ſeyn ließ, auch noch feierlich zu betheuern, es gebe kein Gerade, oder fünf ſey das Geſetz des Geraden.

* * *

Die Athener ſandten den durch Pelopidas befreiten Thebanern am Tage nach der Ermordung des Archias 5000 Mann zur Unterſtützung gegen die Lacedämonier. Man findet das häufig bei den Griechen, daß ſie keine Gefahr bei Handlungen, welche die Ehre und das Schickliche von ihnen foderten, in Anſchlag brachten. Weisheit und Klugheit waren bei ihnen ganz verſchiedene Dinge. Bei allen Fehlern und Laſtern dieſer Menſchen lebte etwas von wahrer Freiheit in ihnen; trieb ſie, ſtärkte ſie, und gab ihrem Muthe einen Charakter von Erhabenheit, der dem Muthe der Neueren ganz fehlt. Daß der Menſch eine beſſere Seele habe, und daß dieſer beſſeren Seele die Herrſchaft über die geringere gebühre, ſtand ihnen klar vor Augen.

* * *

1797. Der Menſch kann ſich nicht ſtückweiſe (en détail) beſſern, und überhaupt ſich ſelbſt nicht halten, was er ſich ſelbſt verſpricht; denn er ſelbſt iſt ein Spiel der Leidenſchaften, und nur das Geſetz über ihm beſteht. Daß er dieſes Geſetz anerkennen, ſeiner Zucht ſich unterwerfen, endlich die Liebe deſſelben ſich eigen und zum Charakter machen kann, darin beſteht ſeine Würde. Es giebt auch keinen andern Charakter des rechtſchaffenen Mannes, als dieſen, und es iſt thöricht, auf einen Menſchen zu bauen, der nur ein Gemüth, ſey es auch das vortrefflichſte! aber keine dieß Gemüth ordnende und ihn ſelbſt beherrſchende Grundſätze hat. Ein ſolcher wird mit den glücklichſten Anlagen zu Rechtſchaffenheit und Tugend oft am tiefſten ſinken; denn weil er ſich nicht zu beherrſchen weiß, und weder das Böſe noch das Gute laſſen kann, muß er ſich ſelbſt zu täuſchen, ſich zu belügen und betrügen ſuchen;

wird in dieſer böſen Kunſt eine immer größere Fertigkeit erwerben, in Ausflüchten bald unerſchöpflich werden: hier den Geiſt des Geſetzes mit dem Buchſtaben angreifen; dort den Buchſtaben wider des Geſetzes Geiſt ſich zu Nutze machen: ſo allmählig allen Geradſinn verlieren, ſein Gewiſſen zerſtören, die heilige Scham austreiben und frevelnden Trotz an die Stelle ſetzen.

Da ich dieſe ſchrecklichen Klippen nahe genug im Vorbeiſchiffen ſelbſt geſehen habe, und nicht ohne Gefahr; ſo ergreift mich beim Andenken jedesmal ein Schauder, und ich weiß dann nicht, wie ich nachdrücklich genug warnen, laut und feurig genug zurufen ſoll. Sie ragen nicht hoch aus dem Meer hervor, dieſe Klippen; ſind nicht von fürchterlichen Brandungen, die aus der Ferne ſchrecken, umgeben; man kann lange in Gefahr und dem Untergange nahe ſeyn, ohne es zu ahnen. Und nicht der Kompaß allein des moraliſchen Gefühls und eines guten edlen Herzens lehrt genug, ſie zu vermeiden, ſondern es muß die Längen-Uhr beſtimmter Vorſchriften und Geſetze dazu genommen, und jede Verſuchung, nach eigenem, beſſerm Ermeſſen, das iſt, nach bloßem Gutdünken zu ſteuern, als die Eingebung eines feindlichen Dämons verworfen werden.

Ich predige hier zuerſt mir ſelbſt; denn obgleich ſchon in meinem fünf und funfzigſten Jahre, bin ich doch noch weit entfernt, die Gerechtigkeit ſo zu lieben, daß ich mich nach ihren Geſetzen überall und in jedem Augenblick zu mäßigen im Stande wäre. Aber ich liebe ſie dennoch aufrichtig, halte ſie vor Augen, demüthige unabläſſig mich vor ihrem hohen Ideale, ſtrebe dem beſtändigen Gehorſam gegen ihre Geſetze, als der höchſten Tugend; der Fertigkeit in dieſem Gehorſam, als dem höchſten Gute nach. So habe ich eine Mäßigung mir doch errungen, und Ruhe der Seele, Freiheit des Gemüthes in demſelben Maße. Ich darf meinen Weg alſo Andern auch empfehlen. Die Selbſterkenntniß begegnet uns auf dieſem Wege bald; und wo dieſe iſt, da verſchwinden Stolz und Trotz von ſelbſt.

* * *

Das iſt gewiß und wahrhaftig, daß der Menſch ein thätiges Weſen iſt; er iſt unausſprechlich glücklicher in Abkehrung großer Uebel, von denen er wirklich leidet, als in dem bloßen Genuß des Guten, das er nun einmal ganz hat.

* * *

Alle Geſchäftigkeit des Menſchen geht auf die Zukunft; denn die Gegenwart ergiebt ſich von ſelbſt, und läßt keine Geſchäftigkeit mehr zu. Der Grad der Fähigkeit, in die Zukunft zu ſehen, beſtimmt den Grad der menſchlichen Größe; denn die Seele handelt um ſo mehr aus ſich ſelber, und leidet weniger vom Aeußerlichen.

* * *

Je größer das Vermögen eines Menſchen iſt, nach entfernten Zwecken zu handeln, deſto ſtärker ſein Geiſt.

* * *

Wenn der Menſch nur ſo viel an Verſtand gewinnt, als er an Sinn verliert, ſo geht er rückwärts.

* * *

Wir leben immer voran, nie zurück, und es giebt keinen bleibenden Augenblick; darum laßt uns innere Ruhe vor allen Dingen ſuchen und ihr Alles aufopfern. Jedes Schickſal iſt erträglich, nur die

Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt nicht, und es giebt einen Grad der Reue, von dem keine Erlöſung iſt.

* * *

Was wir ſo empfinden, wie wir uns ſelbſt empfinden, das nennen wir wirklich. Das Forſchen nach Wahrheit iſt das Forſchen nach dem, uns nicht unmittelbar gegenwärtigen, Wirklichen.

* * *

Wir können uns ohne Gefahr den Eindrücken der Natur, auch den Eindrücken von Menſchen überlaſſen; es heiße Enthuſiamus, heiße Schwärmerei; iſt der Eindruck nur wirklich da, iſt unſere Empfindung nur das Reſultat eines wirklichen Verhältniſſes, ſo hat es nichts zu bedeuten. So bald wir aber nur die Empfindung länger erhalten wollen, als ſie von ſelbſt dauert, ſo bald wir bemüht ſind, ſie nachzuahmen, ſo bald wir endlich gar bemüht ſind, die Empfindungen Anderer in uns zu erwecken, ſo ſind wir auf dem Wege des Selbſtbetruges, der Heuchelei.

* * *

Ich traue der Vernunft mehr, als dem ſinnlichen Augenſchein, heißt, Ich traue allen meinen

Sinnen zuſammen mehr, als nur Einem, dem geſammten Augenſchein mehr, als dem partiellen. Wenn mir Jemand ſagen will, was Sinn iſt, ſo will ich ihm ſagen, was Geiſt iſt. — Wir reden leichter von dem Sinne, als vom Geiſte, weil der Sinne wenigſtens fünfe ſind, aber nur Ein Geiſt.

* * *

1776. Ich halte jede Aufklärung für vortheilhaft; denn obgleich der Menſch nur ein Gefäß von beſtimmtem Maße iſt, das überlaufen muß, wenn man zu viel hineingießt; obgleich in keinem Gefäß flüſſige Dinge von verſchiedener Beſchaffenheit aufbehalten werden können, auch nicht einmal jedes Gefäß zur Aufbehaltung jeder flüſſigen Materie tauglich iſt; ſo glaube ich doch, daß ſich für jedweden guten Saft noch ein Gefäß finden werde, auch daß durch Zugießung eines ſolchen Saftes zu andern manchmal eine unerwartete Gährung entſtehen könne und daraus ein herrlicher Trank.

* * *

Die Menſchen ſind immer damit beſchäftigt, ihrer Unvernunft eine andere Geſtalt zu geben, und glauben dann jedesmal, ſie in Vernunft verwandelt zu haben. Sie verfallen von einem Aberglauben in den andern, und meinen bei jedem neuen Anfange an Wahrheit gewonnen zu haben. Es iſt der Irrthum ſelbſt, der ſie beſtändig vor ſich her treibt, und dem ſie aus freien Stücken zu entfliehen glauben. Es iſt aber gegen die Natur des Irrthumes, zur Wahrheit hin zu treiben. Die Wahrheit iſt ganz innerlich, und ſelbſt derjenige, der ſie beſitzt, kommt, wenn er ſie äußerlich machen will, in Gefahr, ſie zu verlieren, indem er das, was er äußerlich macht, für die Wahrheit ſelbſt hält. Denn ſie iſt nicht dieſe oder jene Meinung, ſondern eine, über jede beſondere Meinung erhabene, Einſicht.

* * *

Obgleich der Menſch ſich täglich darauf ertappt, daß er die Symptome einer Begebenheit für ihre Urſachen hält, ſo begeht er doch immer von neuem denſelben Fehler, und behilft ſich lieber mit den albernſten Erklärungen, als daß er ſich an einer gründlichen Rechenſchaft genügen ließe. So liegt z. B. nichts klarer vor Augen, als, daß kein Individuum aus einer bloßen Zuſammenſetzung entſtehen kann, und doch nimmt der Materialiſt lieber an, daß dieſes auf eine unbegreifliche Weiſe geſchehen könne, als daß er das Unbegreifliche geradezu unmittelbar annähme. Mit ihrer ganzen Kraft und mit einer Deutlichkeit, welche jede andere Deutlichkeit übertrifft, ſagt ihm ſeine Seele, daß der Wille vor der That, das Leben vor der Speiſe her gehe; aber er bringt das Gegentheil heraus.

⁂

Wenn wir das Syſtem des Himmels ſeine Mechanik nennen, ſo bewundern wir nicht mehr dieſe Mechanik, ſondern einen Newton, einen Keppler, einen La Place, die mit ihrem Geiſte ſie zu erforſchen, ſie uns darzulegen wußten. Dringen wir ſelbſt in den Verſtand dieſer großen Männer, ſo bewundern wir auch ihn nicht mehr; der Mechanismus ſeines Reflectirens wird uns begreiflich, und was wir durchaus begreifen, das mit Nothwendigkeit Erfolgende, können wir nicht bewundern; wir erſtaunen nur höchſtens noch, wie wir vor einem hohen Berge, oder vor dem unüberſehbaren Meere erſtaunen. — Wahrhaft bewundern können wir nur das, was ein Wunder iſt oder ſcheint. Der Wunderthätige aus Liebe iſt Gott; der Wunderthätige aus Bosheit, Satan. Auch das Thier ſtaunt an mit Schrecken oder Freude; der Menſch allein bewundert.

* * *

Das wahrhaft Gute kann nur in ſich ſelbſt aufbehalten werden, und alle Mühe, es in irgend etwas Formelles oder ihm Aeußerliches einzumachen, mit welchem Zucker oder Salz es auch ſeyn möge, iſt vergebens.

* * *

Die menſchliche Vernunft iſt das Symptom des höchſten Lebens, das wir kennen. Sie hat aber nicht ihr Leben in ihr ſelbſt, ſondern ſie muß es jeden Augenblick empfangen. Das Leben iſt nicht in ihr, ſondern ſie iſt im Leben. Was das Leben iſt, ſeine Quelle und Natur, iſt für uns das tiefſte Geheimniß.

* * *

Des Menſchen Licht iſt in ſeinem Triebe der Erhebung zu etwas Höherem. Nicht, weil ich mich *über* etwas, ſondern weil ich mich *zu* etwas erhebe, gebe ich mir Beifall.

* * *

Ich kenne keine tiefere Philoſophie, als die pauliniſche im ſiebenten Kapitel des Briefes an die Römer. Im blos natürlichen Menſchen wohnt die Sünde. — Wiedergeburt iſt die Grundlage des Chriſtenthumes. — Wer die Lehre von der Gnade aus der Bibel vertreibt, der vertilgt die ganze Bibel.

⁂

Weil der Menſch nur Maſchinen machen kann, ſo iſt er geneigt, eine göttliche Vorſehung zu läugnen; denn er findet ſie nicht als Maſchine. Die Vorſehung iſt ein lebendiges Weſen und wirkt immer nur als Lebendiges in Lebendiges.

⁂

Im Anfang war das Wort, heißt: vor der That war der Wille, vor den Mitteln der Zweck, vor der Handlung die Abſicht, vor dem Körper die Seele, vor der Ungeſtalt Geſtalt, vor dem Tode das Leben.

⁂

„Das Recht wohnt bei dem Ueberwältiger, und die Schranken unſerer Kraft ſind unſere Geſetze.“ (Schiller in den Räubern, 1ſte Ausg., S. 14.) Es iſt wahr, ein Affect bricht ſich am andern, der Zorn am Mitleiden, die Begierde an der Scham, der Geldgeiz an dem Ehrgeize — aber darum wohnt bei dem Ueberwältiger noch nicht das Recht. Dadurch, daß eine Empfindung, Begierde, Leidenſchaft die andere einſchränkt, bedingt, folgt noch kein Recht der mächtigeren über die mindermächtige. Gewalt gegen Gewalt gebiert nie ein Recht, ſondern nur Anſehen gegen Anſehen, und das höchſte Anſehen iſt bei der Vernunft.

* * *

Des Hobbes Irrthum beſteht darin, daß er es für ein und denſelben Satz hält, daß Jeder ein Recht auf alles habe, und daß Alle ein Recht auf alles haben. Dieſes iſt wahr, und es folgt daraus, daß ſie ſich zu einer Theilung verſtehen müſſen. Jenes iſt falſch, und hat den Widerſpruch in ſich; Alles können nicht Mehrere haben. Der Satz, wenn er wahr ſeyn ſoll, muß eigentlich ſo ausgedrückt werden: wir haben alle ein gleiches Recht an alles.

* * *

Es iſt überall unter der Würde des Menſchen, blos als der Stärkere Geſetze geben zu wollen, und ſich des Druckes, den man, wie ein Klotz, blos durch ſeine Maſſe verurſacht, als einer lebendigen Kraft zu freuen.

Das eigentliche Recht des Stärkern beſteht nur darin, daß er ſich des Willens des minder Starken zu bemächtigen weiß. Es iſt damit gerade ſo wie mit den herrſchenden Gedanken und Empfindungen in unſerer Seele.

* * *

Freilich iſt der Stärkſte immer König; aber nicht, der Stärkſte aller Willen ſich zu unterwerfen, ſo daß ſie ſeinen, dem ihrigen widerſprechenden, Willen thun, ſondern, der Stärkſte ihren Willen auszuführen, nach ihrem Willen zu handeln.

* * *

Die Menſchen werden ewig nach Leidenſchaften handeln; diejenige Verfaſſung iſt alſo die beſte, welche die edlern Leidenſchaften einflößt, und die unedlern tödtet.

* * *

Ohne eine übergeſetzliche Gewalt der Geſetzgebung kann kein Staat beſtehen. So wenig ein menſchlicher Körper durch bloßen Mechanismus alle ſeine Handlungen verrichten und ſich im Leben erhalten kann, ſo wenjg vermag es auch ein Staatskörper. Er muß ein ſelbſtthätiges Princip des Mechanismus, er muß eine Seele haben, womit er bald den Mechanismus ſo oder anders beſtimmen, ihm forthelfen, bald ſich ihm entgegenſetzen und ihn überwinden kann.

* * *

1781. Nichts kann richtiger ſeyn, als die Bemerkung, daß, wenn wir, einer für den Andern, auch mit Gewalt ſorgen müſſen, ſobald wir die Klügſten ſind, Geſundheit, Leben und Reichthümer nicht mehr das Angelegentlichſte bleiben dürfen; daß die ewige Seligkeit unendlich wichtiger, folglich das Verfahren der Frau von Maintenon gegen die Kinder der Proteſtanten nicht im mindeſten zu tadeln ſey. Nur gefällt mir jener eifrige Mann noch beſſer, welcher den Wilden in Amerika die Kinder wegſtahl, taufte und hernach umbrachte, damit ſie ihm auf keine Weiſe mehr aus dem Himmel bleiben könnten.

* * *

Die geſchriebenen eigentlichen Geſetze ſind aus Gewohnheiten entſtanden, welche Gewohnheiten aus nichts Anderem, als den natürlichen Neigungen und Trieben der Menſchen, die ſich in einem gewiſſen Haufen zuſammengethan hatten, abzuleiten ſind. So iſt das Recht entſtanden. Wenn man daraus hin=

weg nehmen ſollte, was frei und natürlich gewachſen iſt, ſo würde wenig Gutes und ſehr viel Böſes übrig bleiben. Was die Geſellſchaft noch zuſammen hält und das Leben erträglich macht, iſt das Werk der Freiheit und Natur.

* * *

Der Despotismus iſt bequemer als die Freiheit, wie das Laſter bequemer als die Tugend iſt.

* * *

Die Gerechtigkeit iſt die Freiheit derer, welche gleich ſind; die Ungerechtigkeit iſt die Freiheit derer, welche ungleich ſind.

* * *

Aus dem natürlichen Verlangen nach Rache, dieſem unmittelbaren Triebe, den auch die Thiere empfinden, iſt alle vernünftige Rechtspflege hervorgegangen. Die Gerichtshöfe ſtellen die Rachſucht vor, gereinigt von Haß und verwahrt vor Mitleiden.

* * *

Durch die Vermehrung der Güter kann unmöglich die Armuth vermindert werden; denn, wie man's auch anſtellen möchte, immer wird am Saume des Ueberfluſſes Elend und Jammer kleben.

Die monarchiſche Verfaſſung iſt ein eingeſchränkter Despotismus. Sie beſteht durch eine Unterordnung von Gemeinweſen, deren keines ein unabhängiges, für ſich beſtehendes Gemeinweſen iſt. Jeder behauptet die Stufe, auf der er ſteht, und ſomit auch die Stufenfolge. Gemeinſinn iſt hier nicht, wohl aber öffentlicher Geiſt.

* * *

1778. Freiheit kann uns nur durch Gleichheit wiedergegeben werden; Gleichheit nur durch einen beſſer proportionirten äußern Zuſtand; dieſer nur durch allgemeine Aufklärung.

* * *

1791. Richte ein Narrenhaus ein, wie du willſt, eine verſtändige Geſellſchaft wirſt du nicht darin zu Stande bringen. Darum gieb, wie die Engländer thun, den Bedlamiten lange Aermel, die ihnen über die Hände, lange Hoſen, die ihnen über die Füße fallen, damit ſie ſich in ihre eigene Kleidung verwikkeln und du ihnen die harte Feſſel erſparen könneſt. Mir iſt, als ſollte ich ſelbſt zum Narren werden, wenn ich Leute, die auf nichts als auf Früchte der Sklaverei lüſtern ſind, um Freiheit toben ſehe.

1775. Wie die Geſchichte gemeiniglich geſchrieben wird, iſt ſie weit entfernt, uns eine genauere Kenntniß des Menſchen zu geben, ſie macht uns vielmehr den Menſchen unbegreiflich. Dennoch ſollte das eigentliche Augenmerk des Geſchichtſchreibers ſeyn, die verſchiedenen Arten der Exiſtenz, die dem Menſchen natürlich ſind, ſo darzuſtellen, daß wir ſie als natürlich erkennten.

* * *

1778. Die Erfindungen und Erfahrungen ſo vieler Menſchenalter und Völker haben ſich uns gleichſam nur angeklebt; wir haben ſie, gewiſſer hervorſtechender Vortheile wegen, eiligſt angenommen, ohne ſie in ihrem Grunde und in ihren Folgen zu erforſchen.

* * *

1776. In die alten Formen können wir nicht zurück, und dürfen wir auch nicht ſtreben, zurückzukommen, aber auf die Empfindungen, die an dieſen Formen hingen, können wir zurück, und ſie liegen uns ſehr nahe.

* * *

Nichts bringt mehr Verwirrung und Tod in Künſte und Sitten, als wenn man die Erfahrung eines Zeitalters blindlings in ein anderes Zeitalter überträgt.

* * *

Eine Folge der Civiliſation iſt, daß man hervorbringen kann ohne Erfindung, wiſſen ohne Einſicht. Die Civiliſation macht in ſo fern den Menſchen mechaniſch. Dabei iſt aber zu bemerken, daß, indem ſie ihn rückwärts tödtet, ſie ihn vielleicht vorwärts eben ſo ſehr belebt.

* * *

Vaterland iſt da, wo viel Allen gehört; wo was Allen gehört, Jedwedem viel Genuß und Freude verſchafft; wo folglich Niemand etwas Erhebliches für ſich thun kann, ohne zugleich etwas Erhebliches für Alle zu thun.

Dritte Abtheilung.

Unſer Geiſt macht an die Natur und die Geſchichte Forderungen, die ganz und gar kein Gehör finden. Eben ſolche Forderungen macht er an ſeine Vernunft, an ſeinen Willen, an ſein Herz, an ſein Bewußtſeyn. Er wird zunicht über allen den abſchlägigen Antworten, die er erhält, und kann dennoch ſeine Forderung nicht aufgeben; er verſchwindet vor ſich ſelbſt bei dem Nachdenken über ſich ſelbſt, und fühlt ſich doch mehr als alles andere.

* * *

Es iſt ſonderbar, wie mächtig und wie unmächtig Begriffe ſind. Der Menſch iſt ein mittelbares Geſchöpf, ſein ganzes Bewußtſeyn iſt ein Begriff, den er konſtruirt und fortleitet. Ohne Zuſammenhang kann der Menſch ſich nicht denken. Sein Ich bildet ſich nach und nach, und er verliert ſich ſelbſt, wenn er die Verknüpfung dieſer Bildung verliert. Darum hangen die Menſchen ſo an Geburtsort, Vaterland und natürlichem Glauben. Darum kann eine Idee über alles herrſchend werden; denn unſer Ich, unſer reflectirtes Bewußtſeyn ſelbſt, iſt eine Idee. — Aber auch neue Ideen können eine ſolche Herrſchaft erlangen. Wenn dieſes geſchieht, ſo wird einer alten Idee eine neue Geſtalt gegeben. So wurde Paulus aus einem jüdiſchen Verfolger der toleranteſte unter allen Apoſteln. Evidenz ſiegt über alles; das Wahrſcheinliche muß dem Wahren, das Bild der Sache weichen. Die Wurzel aller Evidenz iſt in dem klaren Bewußtſeyn einer Wahrnehmung; wir ſehen uns nur in einem Spiegel. Ein hoher Grad der Rührung verwandelt uns; das alte Daſeyn wird von einem neuen Daſeyn verſchlungen. — Leute von einem gewiſſen Alter ändern ſchwer ihre Meinung; ſie können nicht mehr fort= ſondern nur ausleben.

* * *

„Mon ame active a besoin d'aliment.“ (Mém. d'Hipp. Clairon.) Wie lächerlich iſt nicht die Behauptung jener prahlenden Weltweiſen: der Menſch ſoll allen Genuß verachten — dieſes durch und durch ſo dürftige Weſen ſoll ſelig ſeyn allein in ſich, in ſeinem Handeln, in ſeinem Streben nach nichts! Alles ſoll naturwidrig, naturverachtend in uns ſeyn.

* * *

Was der Menſch ſucht, was ihn überall leitet, ja ſelbſt erleuchtet, iſt Freude. Er ſuche, ſagt man, Freude an ſich ſelbſt, die iſt beſtändig, denn er ſelbſt kann ſich ſelbſt nie verlaſſen. Falſch! das Ich von heute iſt nicht das Ich von geſtern; beide ſind von einander oft ſo verſchieden, daß das eine ſich gar nicht in das andere zu finden weiß. Seine leere Form iſt das reine Nichts, und das Bleibende (was nicht Form an ihm iſt) iſt ihm gänzlich unbekannt.

Er ſucht ſich in der ganzen Natur und findet ſich nicht. Was er für ſich ſelbſt hielt, war nur Widerſchein von einem andern, und dieſes andere verſchwand, war vergänglich, und er ſank in ſein Nichts zurück.

* * *

Der Menſch iſt ein ſtrebendes Geſchöpf; er empfindet in der Zeit, die nie ſtill ſteht, keinen eigentlichen Moment hat. Was iſt Gegenwart? Eine Erſcheinung aus Vergangenheit und Zukunft.

Und doch haben Weiſe dem Menſchen vorgeworfen, daß er des Gegenwärtigen vergeſſe, ſein Leben mit Hoffnungen verträume, und allen wirklichen Genuß darüber thöricht in die Schanze ſchlage. Sagt, ihr Weiſen: wer nach Scheingütern ſtrebt, iſt der nicht eben ſo ſehr betrogen, wenn er ſie erhaſcht, als wenn er ſie blos verfolgt? Oder wo iſt derjenige von Euren Schülern, der in Eurem Gegenwärtigen Ruhe und Glückſeligkeit gefunden hätte? Ein Ding der Zukunft iſt der Menſch, und ſtreben muß er unaufhörlich! Auf dem Pfade des wahren Guten aber findet er bei den Freuden der Hoffnung auch die Ruhe des Genuſſes. Für die Ewigkeit geſchaffen; aber aus endlicher Natur. — Faſſe den Proteus, den du ſo oft, von ſeinen wechſelnden Geſtalten erſchreckt, aus den Händen ließeſt; faß ihn und laß ihn nicht; denn unter jedweder ſeiner Geſtalten liegt die wahre, weiſſagende, göttliche.

* * *

Nur diejenigen Wahrheiten, die das Bild ganz erſchöpft, die im Bilde wahrer ſind, als in der Sache, wie die methematiſchen Wahrheiten, die lauter Figuren und nichts als das ſind, haben wir ganz in unſerer Gewalt. Alles übrige iſt ein Glaube, oder eine Kraft, die uns von oben gegeben werden muß. Wir können uns unſere Ueberzeugung oft vortrefflich ſagen; aber was wir uns ſagen, überzeugt uns jetzt nicht mehr. Wir können uns unſere Ueberzeugung oft ſo nachdrücklich ſagen, daß wir glauben, wir hätten damit uns überzeugt; läßt uns aber das Gefühl im Stich, ſo empfinden wir es anders. Darum kann uns oft ein Mährchen mehr Kraft und Muth verleihen, als alle Philoſophien zuſammengenommen. Hier haben wir die Sache, wenigſtens für den Augenblick, dort nur Symbole, höchſtens Analogien. J'existais trop pour craindre de cesser d'être. Darin liegt das Princip und die Summe aller Ueberzeugung.

* * *

Wir alle möchten gern zaubern, Weſen in Worte bannen, und dann wieder mit Worten Weſen erſchaffen können. Wir wollen durchaus die Götter ſelbſt machen, die vor uns her gehen, ſich vor uns her tragen laſſen ſollen, um uns zu dienen auf unſern Wegen.

Was übrig bleibt, wenn alles abgezogen iſt, was der Empfindung und dem Gefühle gehört, pflegen die Leute Wahrheit zu nennen.

* * *

Die Zeichen der Dinge ſind Empfindungen, die Zeichen der Begriffe Worte. Das Wort iſt die Sache des Begriffes.

* * *

Beſſer, daß wir uns einer Eſelsbrücke bedienen, als gar nicht von der Stelle zu können. Alles Gute iſt uns dieſes Weges gekommen, und wehe uns, wenn ſie nicht mehr halten wollte!

* * *

Darin ſind ſich die Menſchen aller Zeiten ähnlich geweſen, daß ſie hartnäckig an ſich ſelbſt geglaubt haben.

* * *

Wenn wir den Glauben an Perſonen verlieren, ſo verlieren wir noch mehr den Glauben an die Allgemeinheiten.

* * *

Die Vortrefflichkeit der Urtheilskraft beſteht darin, daß man aus einem Theile eines Ganzen das

Ganze zu erkennen oder zu errathen vermag. Diejenigen, denen es an Beurtheilungskraft fehlt, ſehen alles, was ſie ſehen, als ein Ganzes für ſich an. Erfindungskraft und Beurtheilungskraft ſind Zwillingsbrüder.

* * *

Die allgemeinſte Regel für den Schriftſteller und auch für den Künſtler, die ich kenne, iſt, daß ſein Ausdruck immer unter der Sache ſey, die er darſtellt. Ich halte dieſes für das wahre Geheimniß des Geiſtes und der Kraft.

* * *

Die wahre Aufmerkſamkeit entſteht durch die Liebe.

* * *

Die deutſche Nation iſt nicht die ausgebildetſte, nicht die reichſte an Geiſtes- und Kunſtprodukten, aber ſie iſt die aufgeklärteſte, weil ſie die gründlichſte iſt; ſie iſt eine philoſophiſche Nation.

* * *

Die Würde und Größe des Menſchen beſteht darin, daß er eine Wahrheit annehmen kann, die gleichſam außer ihm iſt, und einem Geſetze folgen kann, das ebenfalls gleichſam außer ihm iſt. Es iſt aber höchſt wichtig, zu beſtimmen, was man unter Wahrheit zu verſtehen habe. Eine blos formelle Wahrheit iſt keine Wahrheit außer dem Menſchen, ſondern ſie iſt ganz in ihm; und ſo wäre auch ein blos formelles Geſetz ein Weg ohne Ziel.

* * *

Kein Menſch giebt aus freien Stücken einem andern Menſchen zu, daß er beſſer als er ſelbſt wiſſe, was recht und unrecht ſey; er muß dazu gezwungen werden, und zwar durch eine Gewalt, mit der es ihm gar nicht einfallen kann, ſich zu meſſen.

* * *

Ohne Seelenruhe wird nichts Großes. Wo kleine Leidenſchaften an dem Menſchen zerren, kann er nur abgebrochen kleine Dinge thun. Selbſt wo ſtarke Leidenſchaft große Dinge bewirkt, iſt eine Art von Stille in der Seele. Alles iſt auf dieſes Eine gerichtet, und die Seele ruht auf dieſem Punkte.

* * *

Nichts iſt verderblicher für den Menſchen, als wenn er in irgend einem Theile mächtig genug iſt, um ohne Recht zurecht kommen zu können.

Sollte die Freiheit in dem Vermögen beſtehen, entgegengeſetzte Dinge zu wählen? Nur deßwegen, *und in ſo fern wir dieſes können*, ſind wir nicht frei. Weil uns der Abend die Empfindungen, Entſchlüſſe, Anſichten raubt, die wir des Morgens hatten, weil wir unſere eigenen Wünſche, unſern Charakter, unſere Perſon nicht feſt halten können; weil Regen und Sonnenſchein, Geſundheit und Krankheit uns durch und durch verändern, deßwegen klagen wir über Sklaverei. Wäre der Menſch immer gleiches Sinnes, ſo behielte ſeine Vernunft ihren geraden Gang, und es würde ihm nicht einfallen können, daß er nicht frei ſey.

* * *

Durch jeden Sinneneindruck werden wir von uns ſelbſt geſchieden, und nie werden wir von uns ſelbſt geſchieden durch freie Wirkſamkeit.

* * *

Aller Glaube iſt unwillkührliche Hingebung des Geiſtes an eine Vorſtellung von Wahrheit.

* * *

Wo hat die Natur ein Ende? Sie hat ein Ende da, wo die Freiheit anhebt. Ge[illegible]e dieſes

Ende ſuche ich. Ich gehe den Wundern nach, wie Andere der alle Wunder vertilgenden Wiſſenſchaft. Wer den Wundern ein Ende macht, iſt nicht mein Freund.

* * *

Ich habe noch keinen Irreligiöſen gekannt, der es nicht für erlaubt gehalten hätte, das Böſe zu thun, damit Gutes daraus entſtehe.

* * *

In der Welt iſt Liebe, Weisheit, Fürſorge, Gerechtigkeit u. ſ. w. Dieſe können nicht in Stücken darin ſeyn; aus Stücken wird nichts. Kein Seyn ohne Selbſtſeyn, kein Selbſtſeyn ohne Selbſtändigkeit, keine Selbſtändigkeit ohne abſolute Einheit.

* * *

Das Wahre und das Gute gleicht dem Golde. Das Gold liegt ſelten offen und gediegen da; es durchdringt aber unſichtbar die Körper, die es enthalten.

* * *

Neuerungen ſind überall nicht nur erlaubt, ſondern verdienſtlich, wenn ſie Entdeckung ſind.

* * *

Jede Regierungsform, in ſo fern ſie wirklich paſſend iſt, muß dem gegenwärtigen Zuſtande der Imagination des Volkes, welches ſich freiwillig darein fügen ſoll, angemeſſen ſeyn. Die Imagination bildet ſich ſelbſt um, und wird nicht durch die Vernunft umgebildet.

* * *

Es iſt ein gefährlicher Irrthum, daß, weil ein Geiſt beſſer als ein anderer iſt, auch die Form, welche ſich nach dem einen nennt, über die Form, welche ſich nach dem andern nennt, eben ſo weit erhaben ſey. Religion iſt das Nöthigſte und Beſte in der menſchlichen Geſellſchaft; eben deswegen iſt theokratiſche Verfaſſung die ſchlechteſte; denn nichts taugt weniger, als wenn Menſchen Gott ſeyn wollen, oder als wenn Menſchen mehr als Gott, der in unſerm Gewiſſen lebt, gehorcht wird. Freiheitsgeiſt iſt unendlich über Sklavengeiſt erhaben; aber nicht eben ſo demokratiſche Verfaſſung über monarchiſche.

* * *

Die franzöſiſchen Geſetzgeber haben eine zu hohe Meinung von den Kräften des Menſch[illegible] und eine zu geringe von ſeiner Beſtimmung; welches einen ſeltſamen, widrigen Kontraſt macht.

* * *

In dem einzelnen Menſchen, wie im Staate, muß die Geſammtrichtung entweder auf Sterbliches oder auf Unſterbliches gehen. Die Platoniſche Republik wird abenteuerlich, weil ihr ein wahrer Gottesdienſt gebricht.

* * *

Wie auch Unwahrheit ſich nach der Wahrheit, Unrecht nach dem Rechte ſich nothdürftig und gezwungen fügen möge, es bleibt zwiſchen beiden eine unverſöhnliche Feindſchaft. Freundſchaft aber und Bundesgenoſſenſchaft entſteht von ſelbſt zwiſchen denen, die ein verwandtes Intereſſe haben, und, durch Hochmuth bethört, es nicht für unmöglich halten, daß über den wahren Tag eine künſtliche Nacht ſiege. Die Menge, glauben ſie, werde ſich leicht zur Blindheit verſtehen, wenn man nur die Schluſtigſten unter ihnen nöthige, mit zugebundenen Augen einher zu gehen, und durch Zeichen zu verſtehen zu geben, der Menſch befinde ſich auf dieſe Weiſe beſſer, und es ſey für ihn kein anderes Mittel, den Weg der Wahrheit zu treffen, als ſich führen zu laſſen von denen, die ihn auf eine andere Weiſe gefunden haben, als mit den Augen.

* * *

In Deutſchland, vornehmlich aber in Frankreich, haben viele aus dem katholiſchen Klerus eine Zeitlang geglaubt, es könne in Abſicht ihrer wohl auch gelingen, was in Abſicht des Adels gelungen war, nämlich Abwerfung des Läſtigen ohne Einbuße der Vortheile. Wie jene den Gemeinen den Dienſt übertragen, ſich aber Anſehen und Ehre vorbehalten hatten, ſo glaubten dieſe auch dem gemeinen Haufen den alten Glauben laſſen zu können, ohne ihn ſelbſt mehr zu haben.

* * *

Die Geſchichte lehrt uns, daß die Menſchen ſich einer fortdauernden Regierung und Rechtsverwaltung nicht unterwerfen, wenn nicht vorher zufällig, d. i. ohne förmliche Einſetzung, eine Ungleichheit der Stände ſchon entſtanden iſt. Wir haben alſo nicht nach der Gleichheit zu ſuchen, wie dieſe zu bewirken ſey, da auf ſie keine Staatsverfaſſung ſich gründen läßt, ſondern nach der Ungleichheit, wie dieſe beſchaffen ſeyn müſſe, damit ein Staat werde und ſich erhalte. Welches iſt die gute Ungleichheit, durch welche der Staat in Geſundheit aufblüht, und welches iſt die böſe, die ſich wie eine Krankheit in ihm entwickelt; ihn, wenn ſie nicht ausgetrieben wird, eben ſo gewiß zerſtört, als ihn die urſprüngliche Gleichheit, wenn ſie wieder die Oberhand gewänne, zerſtören würde? Die gute Ungleichheit wird da ſeyn, wo das Beſſere herrſcht über das Schlechtere; die böſe, wo das Gegentheil Statt findet. So iſt es im einzelnen Menſchen, ſo in der Vereinigung, die wir Staat nennen. Das Schlechtere hat ſein Recht wie das Beſſere, und die Gewalt eines jeden ſoll ſeyn wie ſein Recht. Darin beſteht die wahre Gleichheit aller, die Gerechtigkeit. Wie die Beſchaffenheit der Ungleichheit im Staate, ſo die Beſchaffenheit der in dieſem Staate waltenden Gerechtigkeit. Es wird, nach Maßgabe dieſer Beſchaffenheit, eine wahre oder nur eine Scheingerechtigkeit, ein wahrer Staat oder eine Tyrannei ſeyn.

* * *

Keine Sage giebt dem Recht einen Anfang, ſondern nur dem Unrecht. Vor dem ſilbernen, ehernen und eiſernen Jahrhundert war ein goldenes; der Menſch war mit ſich ſelbſt im Frieden. — Alle Staatsverfaſſungen ſind gewiſſermaßen ein Traktat mit dem Teufel.

* * *

Wir können die vollkommene Einſicht gewinnen, wie es zugegangen iſt, daß auf demſelben Acker, auf den vor 1000 Jahren Recht geſäet wurde, jetzt aus demſelben Samen nur Unkraut wächſt, ohne daß wir dadurch in den Stand geſetzt werden, dem Uebel abzuhelfen. Was in ſolcher Noth zu thun ſey? Auf dieſe Frage antwortet Burke: *was die Noth gebietet.*

* * *

So wenig die Tugend eines Menſchen in Formalitäten beſtehen kann, ſo wenig kann es die Tugend des Staates.

* * *

Freiheit bezieht ſich auf Begierde. Je mehr Begierden, deſto ſchwerer die Freiheit in jedem Verſtande. Einem Volke, deſſen Gegenſtände des Genuſſes nur gemeinſchaftlich errungen, nur mit geſammter Kraft erhalten werden können, wird die Freiheit nicht allein leicht, ſondern nothwendig.

* * *

Willkühr, innere Freiheit iſt die Seele aller Verfaſſung. Aber keine Willkühr kann handeln, ohne ſich zu äußern; ihr Werk iſt etwas Aeußerliches. Das Innerliche äußerlich zu machen, darauf läuft alle Wirkſamkeit hinaus. Und ſo wird der lebendige Trieb bald todte Anſtalt. Dieſe behält etwas Leben, ſo lange von dem erſten Triebe noch etwas übrig bleibt. Wie dieſes ſich verliert und neue Triebe entſtehen, wird die alte Anſtalt angefochten. So wie ſie nicht mit allen Kräften angefochten wird, ſo ſinkt ſie auch nicht auf einmal. Daher das Gemiſch, das wir überall antreffen.

* * *

Eine überwiegende, unwiderſtehliche Gewalt, die Geſellſchaft in Ordnung zu halten, iſt das unnachläßlichſte Bedürfniß für die Geſellſchaft. Eine ſolche Gewalt, die phyſiſch augenblicklich wirkte, kann nicht zu Stande gebracht werden, oder ſie fällt unerträglich hart. Anſehen muß die Stelle einer ſolchen Gewalt vertreten, und folglich ihre ganze Energie haben. Wer es gut mit der Geſellſchaft meint, muß deswegen das höchſte Anſehen in der Geſellſchaft nie anders als mit der größten Vorſicht angreifen.

* * *

In allen menſchlichen Verbindungen iſt ein gewiſſer unſichtbarer Geiſt ſpürbar, der außer den geſchriebenen Geſetzen wohnte, ſich über ſie erhob, nicht ſelten ihnen entgegen handelte und ſie zurecht wies.

Vierte Abtheilung.

Selbſtgefühl und der Wille und die Kraft, ſich ſelbſt zu behaupten, iſt die erſte Tugend und heißt Selbſtändigkeit, Tapferkeit und Muth. Daſſelbe Gefühl und dieſelbe Befugniß Anderen einräumen, iſt die zweite Tugend und heißt Gerechtigkeit. Aus der Gerechtigkeit entſpringen Güte und Wohlwollen.

* * *

Da Tugendkraft als ſolche immer unmittelbar aus dem Geiſte hervorgeht, ſo kann ſie ihre Möglichkeit, Wirklichkeit und Wahrheit nicht beweiſen, ſondern ſie kann nur ſich darſtellen, unvollkommen, in äußerlichen Handlungen und Wirkungen. Sie kann nicht gemein gemacht, erhalten, vermehrt und fortgepflanzt werden durch äußerliche Einrichtungen und Anſtalten, ſondern nur durch gegenſeitiges Beiſpiel. Sie iſt überall, wo ſie iſt, in Perſon, nie in bloßer Repräſentation. Alle äußerliche Einrichtungen, die in Beziehung auf ſie gemacht werden können, helfen ihr nur negativ, räumen ihrer Entſtehung und Wirkſamkeit nur Hinderniſſe aus dem Wege. Wohl aber kann es den Schein haben, als brächten dergleichen Einrichtungen und Anſtalten Tugenden hervor, weil ſie Handlungen, Angewöhnungen und Wirkungen hervorbringen, die den Wirkungen der Tugend ähnlich ſind. Man kann die Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad abrichten zur Enthaltſamkeit, Tapferkeit und Treue, und dieſe ihnen anerzogenen Fertigkeiten auch zu nicht tugendhaften Zwecken gebrauchen. So hat man auf allerlei Weiſe das bloß nützliche an der Tugend von ihr ſelbſt abzuſondern und von ihr unabhängig zu machen geſucht, um es nach Willkühr zu gebrauchen. Das hat unter den Menſchen die Begriffe von der Tugend, von ihrem Werth und ihrer Kraft verwirrt, und zumal den Gedanken in Umlauf gebracht, daß ſie überall nur betrachtet werden müſſe als ein Mittel zu andern Zwecken; daß ſie im Grunde unter der Herrſchaft der Begierden und Leidenſchaften ſtehe, ja von dieſen erfunden worden ſey. Sobald dieſer

Gedanke als wahr angenommen wird, liegt der Erkenntnißgrund der Tugenden nicht mehr in ihnen ſelbſt, ſondern außer ihnen, und es kann dann ſehr wohl und mit Recht an dem einen Orte für tugendhaft, löblich und rühmlich gelten, was an dem andern Orte für laſterhaft, tadelswerth und ſchändlich gilt. Mit der Meinung von der Selbſtändigkeit der Tugend verſchwindet auch die Meinung von ihrer Kraft, ſich ſelbſt zu erhalten. Ueberall wo ſie ſich nur als Mittel geltend macht und erhält, muß ſie, ſobald ſie als Mittel unnütz wird, in Verachtung fallen. Wer ſich Tugenden ungern erwarb und ungern ſie ausübte, nur um mit ihnen zu gewiſſen Zwecken zu gelangen, der entledigt ſich ihrer, ſobald die Zwecke erreicht ſind. Das heißt die Tugend als Sklavin gebrauchen, ſie, die überall Gebieterin ſeyn ſollte, und wirklich nicht blos die Hälfte ihres Weſens, ſondern ihr ganzes Weſen verliert in dem Augenblicke, wo ſie dienſtbar wird.

* * *

Es gehört ſchlechterdings in eine Moral, die wirkſam ſeyn ſoll, an eine höhere Ordnung der Dinge zu glauben, wovon die gewöhnliche, ſichtbare nur ein heterogener Theil iſt, der ſich dem höheren aſſimiliren muß. Beide müſſen zuſammen nur Ein Reich, Eine Schöpfung ausmachen.

* * *

Es gibt allerhand Verblendungen, und wer von Adel des Geiſtes und der Seele nur bethört war, der hat ſich am allerärgſten betrogen.

* * *

Ob wir gleich als endliche Weſen dergeſtalt in der Zeit als in unſerem Elemente leben, daß wir uns von einem Leben außer der Zeit gar keine Vorſtellung machen können, ſo ſind wir uns doch unſeres Selbſtes, als eines Außerzeitlichen, ſo innig bewußt, daß wir aus dieſem Selbſte nur bemüht ſind, das Zeitliche zu vertilgen, das Mannigfaltige aufzuheben, alles Vergängliche in ein Unvergängliches zu verwandeln.

* * *

Der Menſch weiß ſich inwendig und auswendig; aber weil des Auswendigen unendlich mehr als des Inwendigen iſt, ſo verſchwindet uns das Inwendige vor ihm, und es dünkt uns, wir wüßten auch dieſes nur auswendig.

* * *

Sind nicht Verſtand und Vernunft Organe eines und deſſelben Weſens? Allerdings. Durch das eine bildet ſich dem Menſchen das Erſchaffene, die Natur oder Creatur, durch das Andere der Schöpfer ein. In dem Bewußtſeyn des Menſchen, daß er Geſchöpf, aber ein Gottesgeſchöpf iſt, hängen Verſtand und Vernunft in ihm zuſammen. Die Menſchheit wird zerſtört durch die Trennung des einen von dem andern. Ohne Religion wird der Menſch ein Thier, ohne Menſchheit ein Phantaſt.

* * *

Das Bedürfniß, das zu ſeiner Erfüllung, d. h. zum Gefühl des Guten gelangen kann, iſt kein Uebel, ſondern ein Reiz, der lebendig macht. Wie die Bedürfniſſe eines Weſens, ſo das Weſen ſelbſt und der Werth ſeines Lebens.

* * *

Das Schöne, Gute und Wahre in der zweiten und dritten Abſchattung, im Begriffe, im Worte halten wir für etwas Höheres, als ſeine leibhafte Darſtellung im Einzelnen und Beſonderen, wo doch etwas aus dem Schönen, Guten und Wahren wirklich iſt. Wir verwechſeln das abſtrahirte Gemeinſame mit dem urſprünglichen Einen und halten das unterſte und letzte für das oberſte und erſte.

* * *

1789. Geſtern habe ich meine Antwort an Kant abgeſandt, und darin meine Ueberzeugung zu Tage gelegt, daß ſogar auch das Wiſſen unſeres Nichtwiſſens Stückwerk ſey. Drei Tage hatte ich mich mit dieſem Briefe geplagt, war müde und verdrießlich. Meine Schweſtern kamen mich zu bitten, ihnen etwas vorzuleſen; ſie waren beide nicht wohl, und ich konnte ihnen die Bitte nicht abſchlagen. Ich fragte: was? — Ein Stück aus Stollberg's Sophokles. — Ohne inneren Beruf und Vorliebe fing ich an, das erſte Stück des zweiten Bandes zu leſen, den Ajas. Siehe, ich erinnere mich kaum je in meinem Leben von einer Lectüre ſo ergriffen, ſo hingeriſſen, ſo wunderbar erfüllt worden zu ſeyn von Empfindungen und Gedanken.

Du weißt, wie der Gegenſtand des Stückes wunderlich und widrig iſt: Ajas ſitzend auf dem geſchlachteten Vieh, giebt einen halb eckelhaften, halb widrigen Anblick; Minerva, die zuerſt auftritt, die Göttin der Weisheit, ſagt viel abgeſchmackte Dinge, und doch welch ein Eindruck, den ſie gleich in ihrem zweiten Dialog mit Odyſſeus macht, nachdem Ajas in ſeinem Wahnſinn erſchienen iſt! die abgeſchmackte Schwätzerin wird ein himmliſches Weſen in dem Augenblick, da ſie ſagt:

Odyſſeus, ſchauſt du nun, wie groß die Macht
Der Götter ſey; war wohl ein weiſerer
Als er, gerüſtet mehr zu hoher That?

und Odyſſeus antwortet:

— mehr noch als auf ihn, blick' ich auf mich,
Und ſehe, daß wir Menſchen alle, die
Wir leben, Traumgeſtalt und Schatten ſind.

Und nun der Chor und Tekmeſſa, und Ajas ſelbſt!

Warum ergreift uns, wenn uns bei dieſem erhabenen Gedicht die decenten, wahrſcheinlichen, regelmäßigen Schauſpiele der Franzoſen einfallen, ein Eckel an dieſen auf Untadel von Seiten der Vernunft Anſpruch machenden Geburten der Kunſt? Warum ſinkt ihre Kunſt vor der Kunſt des Griechen ſo ganz zu Boden? Sie ſinkt zu Boden, weil der Grieche wahrhaft Dichter, weil er Seher iſt. Du biſt der Mund der Wahrheit, rufen wir dem Griechen zu; du giebſt uns wieder, was dir ſelbſt erſchienen iſt; jener hat nur ungewiſſe Sage, und giebt uns daraus wieder nur, was ihm wahrſcheinlich vorkommt.

Fülle des Menſchenſinnes, ja, du biſt hoch erhaben über deinen aufgeblaſenen Subſtituten, Abſtraction! O der reinen Erkenntniß, die nur Haut und Gerippe iſt, ohne Eingeweide, ohne Seele! Wer anders weiß, was im Menſchen vorgeht, als der Geiſt, der in ihm iſt? Quelle aller Gewißheit: Du biſt, und Ich bin! Und ich fange an zu zweifeln, daß ich bin, wenn ich euch höre, ihr Geſetzgeber der Vernunft, ihr Schöpfer einer reinen Philoſophie.

* * *

Allen lebendigen Weſen kommt nothwendig Empfindung mit verknüpfendem Bewußtſeyn zu, welches die Grundlage des Verſtandes iſt, nämlich des Vermögens, das Mannigfaltige der Empfindungen und Wahrnehmungen in einem und demſelben Bewußtſeyn zu vereinigen. Das Gefühl der Individualität iſt ein Analogon der Perſönlichkeit, es darf aber nicht als eine Anlage dazu oder als ein Anfang derſelben betrachtet werden. Die blos thieriſche Wahrnehmung, wenn ſie auch durch einen zweiten, dritten und vierten Verdauungsweg der Reflexion durchgeführt, und darin, wie das Futter in den wiederkäuenden Thieren, auf das Mannigfaltigſte bearbeitet würde, könnte doch unmöglich zu der dreieinigen Erkenntniß eines in ſich wahren, guten und ſchönen gedeihen. Dieſe geht aus einem überſchwenglichen Gefühle unmittelbar hervor; wo dieſes Gefühl iſt, und nur da, iſt Bewußtſeyn der Freiheit, der Perſon, Geiſtes-Bewußtſeyn.

* * *

Philoſophiren heißt ſich nach allen Seiten hin beſinnen. Wir wehren uns gegen den Widerſpruch, der die Einheit unſeres Bewußtſeyns (Perſönlichkeit) zerſtören, der uns tödten will. Wer ſich ganz aus der Sinnlichkeit, aus aller Empfindung und Vorſtellung hinaus beſinnen will, (durch ein bloßes Denken als Denken) wird toll.

* * *

Der Begriff geht der Sache vorher; durch ihn wird das ihm gemäße erſt möglich; er iſt, wenn es zur Wirklichkeit gelangt, die Urſache ſeiner Wirklichkeit; und wenn der Begriff ein wahrer Begriff iſt, ſo iſt die Möglichkeit ſeiner Realiſirung nothwendig. Der Erfinder der Galiotes à bombes, unter Ludwig XIV. war, trotz aller Widerſprüche der angeblich ſachverſtändigen, gewiß, daß er die Wahrheit ſeines Begriffs durch die That beweiſen würde, wenn man es ihm nur möglich machte, den Beweis zu geben. Ein ſolcher Begriff iſt in ſeiner Entſtehung nur Einer, ein Gedanken-Individuum, und als ſolches unwiederholbar, unvermehrbar. Auch iſt, was ihm gemäß zur Wirklichkeit gelangen ſoll, als ihm gemäß, immer nur ein einziges, ein Individuum. Das wirkliche Individuum aber, das aus dem möglichen, dem Begriffe hervorgegangen, iſt nun ins Unendliche wiederholbar. Und dieß iſt es im Grunde, was die Philoſophen meinen, wenn ſie ſagen, das Beſondere gehe aus dem Allgemeinen hervor. Subſtanzen gehen freilich aus Begriffen nicht hervor; ſie ſelbſt aber, die endlichen, ſind Begriffe, ſubſtantielle, und beſtehen, wie Leibnitz ganz recht gelehrt hat, nothwendig aus Leib und

Seele. Begriffe erzeugend, erſchaffen wir Weſen nach unſerem Bilde.

* * *

Begriff, Vorſtellung des Unendlichen iſt ein Widerſpruch. Die Idee des Unendlichen beruht darauf, daß wir keinen Endpunkt ſetzen können von Einem, der nicht zugleich Anfangspunkt wäre von einem Andern. Uns kann nichts abſolut zu Ende gehen. In einem Zuſammenhange zu bleiben iſt uns nothwendig. Ich ſtrebe allerdings der Vollkommenheit nach, indem ich dem Unendlichen nachſtrebe, aber ich habe dabei nicht das Unendliche als Vollkommenheit im Sinn, ſondern nur ein zu ergänzendes Unvollkommenes.

* * *

Kein Ende, d. h. kein wahrhaftes Ganzes denken zu können, gehört zum Weſen des Menſchen. Weil er kein Ende denken kann, macht er ſich weiß, er könne das Unendliche denken als etwas poſitives.

* * *

Der Reſpekt vor der Wiſſenſchaft als ſolcher iſt ganz einerlei mit dem, den die Menſchen vor Eigenthum, und was ſie im Beſitze deſſelben ſichert, haben. Die Wiſſenſchaft verkörpert das Wahre, giebt ihm einen ſichtbaren, brauchbaren Leib, der ißt und trinkt und dafür auch Dienſte leiſtet. Das lebendige und philoſophiſche in den Wiſſenſchaften ſtirbt dann allmählich ab; der Geiſt, der ſie erwarb, iſt verſchwunden; dem Sammler iſt ein Verſchwender gefolgt.

* * *

Das natürliche Beſtreben des Menſchen, es zum vollkommenen Verſtändniß ſeiner ſelbſt zu bringen, oder lauter Verſtand zu werden, hat viel ähnliches mit dem Beſtreben, ſo glücklich zu werden, nach dem gemeinen Ausdrucke, wie ein König; das heißt, im Beſitze aller Mittel zur Befriedigung ſeiner Begierden und Leidenſchaften zu ſeyn. Der Unbeſonnene träumt einen Zuſtand, worin lauter Luſt und Freude wäre. Aber nur unter Noth, Arbeit und Gefahren kann dem Menſchen wohl werden. Und was ſeinen Geiſt angeht, ſo muß dieſer, wenn ihm wohl ſeyn ſoll, ſich in dem Fortgange einer Verwandlung von einer Klarheit in die andere fühlen.

* * *

In der Mitte zwiſchen dem Sinnlichen und Ueberſinnlichen, dem Natürlichen und Uebernatürlichen, einer erſchaffenen Welt und einem Gott, erſcheint der erſchaffene Geiſt, durch Theilhaftigkeit an beiden, als eine vernünftige Seele. Die Eigenſchaft der Vernunft, oder die Vernunft als Eigenſchaft kann nur zukommen einem alſo zuſammengeſetzten Weſen; ſie iſt das Reſultat dieſer Zuſammenſetzung; Wirkung, nicht Urſache; ſie iſt nicht der Geiſt. Nicht der Geiſt; denn das Weſen des Geiſtes iſt Freiſeyn, iſt vorbildende, ſchöpferiſche Kraft. In der Vernunft als Eigenſchaft aber iſt weder vor — noch nachbildende Kraft, ſondern nur ein Wiſſen mit Gewißheit, welches beginnt mit der Unterſcheidung des Urbildes von dem Abbilde. Sie erzeugt keine Urbilder, kein erſtes Geſetz, ſondern ſpricht nur aus, was gleich iſt dem in ihr offenbarten Geſetz.

* * *

Aus dem Sinnlichen, indem man es läutert, kann nicht geſchöpft werden, was unmittelbar ergriffen werden muß durch den Geiſt. Nach vollendeter Abſtraction von dem Sinnlichen bleibt übrig = o, kein abſolut ſchönes, gutes und wahres. Wir wiſſen alſo nichts von einem an ſich ſchönen, guten und wahren, und nichts von Gott, wenn wir nicht außer den Sinnen und der Denkkraft auch noch ein höheres Wahrnehmungsvermögen beſitzen.

* * *

Wir begreifen nicht, verſtehen nicht, ſagen wir, wenn uns ein Widerſpruch begegnet. Wenn wir ihn haben, ſo ſehen wir ein, daß kein wahrer Widerſpruch, ſondern nur ein ſcheinbarer, ein bloßer Mißverſtand vorhanden war, und wir ſagen, daß wir nun verſtehen und begreifen.

* * *

Freude und Schmerz, überhaupt Gemüthsbewegung, wenn wir ſie billigen, und jemand darum, weil er ſie hat, hochachten ſollen, müſſen etwas freiwilliges an ſich haben, etwas, das die Vernunft gleichſam verordnet hat und darum etwas unvergängliches. Wir wollen, daß der Menſch ſeine Liebe und ſeinen Haß erzeuge.

* * *

Alle meine Ueberzeugungen ruhen auf der einen von der Freiheit des Menſchen. Dieſer Begriff iſt mir eigen und unterſcheidet meine Philoſophie (wenn man eine Glaubenslehre mit dieſem Namen beehren will,) von allen vorhergegangenen.

* * *

Krieg gehört nothwendig zum Daſeyn, weil Beſtehen ohne Widerſtehen, und Widerſtehen ohne Angriff ſich nicht denken läßt.

* * *

Es iſt viel gefährlicher und ſchlimmer, durch Geſetz und Buchſtaben das Gewiſſen aufheben und zerſtören, als umgekehrt.

* * *

Wenn wir ein Raub entweder der Gefühle und

Neigungen, oder der Worte und des Todes ſeyn müſſen, ſo will ich mich lieber zum erſten verſtehen.

* * *

Hobbes hatte Unrecht, zu behaupten, daß der Naturzuſtand ein Krieg Aller gegen Alle ſey. Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt ein ſolcher Krieg, und es werden nie auch nur die Präliminarien zu einem Frieden zu Stande kommen. Die Anmaßungen des Chriſtenthumes in dieſer Abſicht waren allein vernünftig, als ein Mittel, in einen höheren Naturzuſtand überzugehen.

* * *

Eine Erhebung über die ſinnlichen Neigungen und Begierden, ohne wohin, iſt nur eine leere Erhebung, und ein blindes Geſetz nicht beſſer als ein blinder Trieb. Es iſt mit der Moralität wie mit der Selbſtliebe des Menſchen; ohne gegebene Triebe, Neigungen und Leidenſchaften, haben beide nichts zu thun, können nicht zum Vorſchein und zur Anwendung kommen.

* * *

Nichts ungereimteres läßt ſich denken, als der Eigenthümer eines gemeinen Weſens ſeyn zu wollen; denn ſobald ein ſolcher Eigenthümer auftritt, iſt kein gemeines Weſen mehr.

* * *

„Giebt es ein Fortrücken der Menſchheit im Guten und im Lichte?“ Wenn unter dem Guten und dem Lichte verſtanden wird, was die erhabenſten Weiſen des Alterthumes, ein Pythagoras und Platon, darunter verſtanden haben, ſo iſt meine entſchiedene Meinung, daß es ein ſolches Fortrücken der Menſchheit nicht gebe. Ich behaupte ſogar, es hätten dieſe beiden Männer den Zunamen der Göttlichen nicht verdient, und müßten ſelbſt von ihrer Sache wenig verſtanden haben, wenn ſie geglaubt hätten, durch Staatseinrichtungen, Erziehungsformen, durch ſchulmäßige Uebung und Angewöhnung eine Art von Auswendiglernen des Inwendigen ſtiften, Weisheit, Tugend und ihre Tochter, Freiheit, vermöge eines tief erſonnenen Mechanismus leiſe und allmählich zur Volks-, ja Welt-Sitte machen zu können, ſo daß nun die Menſchen diejenige Glückſeligkeit, die eine

Eigenſchaft der Perſon und eine Beſchaffenheit des Gemüths iſt, derjenigen, die auf äußerlichen Dingen beruht, und ein bloßer Zuſtand ſinnlichen Genuſſes iſt, nicht nur, wie von jeher einzelne Beiſpiele bewieſen haben, würden vorziehen können, ſondern auch allgemein vorziehen würden. Thorheit, Laſter, Knechtſchaft und mit der letzten jedes Unheil, laſſen ſich wohl einführen; nicht Tugend und Freiheit. Geſundheit iſt nicht anſteckend wie Peſt und gelbes Fieber; auch läßt ſie ſich nicht erkünſteln, noch weniger erſchaffen; denn ſie iſt das erſte und kommt mit aus Mutterleibe, feſter oder ſchwächer, vollkommener oder unvollkommener.

* * *

Hätte die Vernunft Gewalt, ſagt ein tiefſinniger Schriftſteller, wie ſie Anſehen hat, ſo würden überall Gerechtigkeit und Friede herrſchen. Nun aber wohnt bei ihr nur das Recht, anderswo, bei dem Sinnenreize, der Begierde, der Leidenſchaft, die Stärke.

Wegen dieſes Mißverhältniſſes haben ſich die Menſchen in zwei Partheien getheilt. Die eine, ſie entſtand zuerſt, ſann auf Mittel, die Gewalt auf die Seite des Rechts zu bringen. Sie erfand mit Weisheit, verſuchte auch mit Glück, doch nie mit dauerndem Erfolg; am Ende mißlangen, minder oder mehr, alle ihre Unternehmungen, und es folgte Zerſtreuung. Aber unvertilgt und unvertilgbar, wie oft und ſonderbar ſie auch zerſtreut wurde und es in der Folgezeit noch werden mag, beharrt ſie ſtandhaft auf ihrem Sinne und wird beharren. Ihre gegenwärtige Stärke oder Schwäche weiß niemand, ſelbſt aus ihrer Mitte.

Die andere Parthei, auch unzufrieden mit der Doppelherrſchaft im Menſchen, und begierig, dieſer Spaltung ein Ende zu machen, gerieth bei reiflicher Erwägung der Hinderniſſe, an denen alle Unternehmungen der erſten geſcheitert waren, auf den Gedanken einer ganz entgegengeſetzten Weiſe. Anſtatt die Gewalt auf die Seite des Rechts, wollte ſie das Recht auf die Seite der Gewalt zu bringen, und nicht das Vernünftige ſtark, ſondern das Starke vernünftig zu machen ſuchen. Sie gab dem erſten Anſchlage Naturfeindſchaft Schuld, und daß er Unterdrückung und tyranniſche Alleinherrſchaft im Auge habe; von ihrem eigenen rühmte ſie dagegen, daß er, verträglich mit der Natur, und nicht unverträglich mit der Vernunft, nur ein gutes Vernehmen zwiſchen beiden wolle. Ihr Entwurf war dieſer. Das ganze Rieſengeſchlecht der Sinnlichkeit, die Lüſte und Begierden, ſollten einmal ruhig zuſammentreten, um ſich ſelbſt das Beſte zu rathen. Dieß beſtehe in der Eintracht. Sie würden aber dieſe nie unter ſich zu Stande bringen, wenn ſie nicht vorab dem Zwiſte mit der, neben ihnen in dem gemeinſchaftlichen Vaterlande, dem menſchlichen Gemüthe, wohnenden Vernunft ein Ende machten. Daß dieſe nie ganz zu überwältigen und völlig auszutreiben ſey, habe die Erfahrung bewieſen. Es ſey dieß im Grunde auch kein Unglück, da ſich die Sinnlichkeit mit der Vernunft ſo leicht auf eine friedliche Weiſe ſetzen und ſie dann zu ihrem Vortheil gebrauchen, ja ſich ganz zu eigen machen könne. Das Mittel dazu ſey die Errichtung eines gemeinen Weſens, zu welchem den Plan zu entwerfen man unbedenklich der Vernunft überlaſſen könne. Sie verlange ja nur des Allgemeinen wegen Gerechtigkeit, oder, daß jedem das Seine werde; das Einzelne für ſich ſehe ſie nicht an und frage nicht nach ihm. So ſehe ſie auch ſich ſelbſt nicht an; ſolches ſey nur die Art oder Unart deſſen, was ein Beſonderes ſey, eine Perſon oder ein Selbſt. Von allem dieſem, wie überhaupt von eigentlicher Wirklichkeit habe die Vernunſt nichts an ſich. Darum dürfe man ſich kühn auf ihre Unpartheilichkeit verlaſſen, und ihr nicht allein die Organiſation des mit ihr zu errichtenden gemeinen Weſens unbedingt überlaſſen, ſondern ihr auch in demſelben die höchſte obrigkeitliche Würde, eine der königlichen zu Sparta ähnliche, einräumen. Ein Ephorat möge daneben beſtehen und dem Verſtande zu verwalten aufgetragen werden. Das Volk habe die Vernunſt auserſehen und ſich vorgeſetzt, einzig und allein, daß ſie in ſeiner Mitte Ordnung und Eintracht bewirke; ſie gehöre dem gemeinen Weſen an, nicht das gemeine Weſen ihr; dieſes, der Geſammtwille, ſey der wahre Souverän; von ihm trage die Vernunſt ihren königlichen Namen und das damit verknüpfte Anſehen blos zu Lehen. Sollte ſie dieſes je vergeſſen, ſich Unabhängigkeit anmaßen, und ihr Scheinweſen über das wahre Weſen erheben wollen, ſo müſſe das Ephorat ſogleich ins Mittel treten und ſich einem ſolchen Unternehmen widerſetzen. Auf die Wachſamkeit des Verſtandes in dieſer Abſicht dürfe man das feſteſte Vertrauen ſetzen, da er ſo ganz und durchaus der Mann des Volkes ſey.

Die zwei hier vorgetragenen Syſteme laſſen ſich ebenſo vergleichen, wie man früher ſchon die Syſteme des Idealismus und Realismus verglichen hat, nämlich mit den zwei entgegengeſetzten aſtronomiſchen Syſtemen des Ptolemäus und des Copernicus; nur muß hier die Zeitordnung umgekehrt, das letztere als das ältere, das erſtere als das jüngere angenommen werden.

* * *

Welche Geſchichte iſt nicht reicher, enthält weit mehr, als diejenigen, durch welche ſie geſchieht, die gegenwärtigen Zeugen, ſehen, erfahren und wiſſen! Welcher Menſch verſteht ſeinen Weg!

* * *

Tous les goûts sont pour moi respectables, ſagt Voltaire in einem leichtſinnigen Gedicht. Ich kann ihm das als Philoſoph nachſprechen, und verlange nur, daß jeder ſeinen Geſchmack klar und deutlich bekenne. Es giebt nur zwei von einander weſentlich verſchiedene Philoſophieen. Ich will ſie Platonismus und Spinozismus nennen. Zwiſchen dieſen beiden Geiſtern kann man wählen, d. h. man kann ergriffen werden von dem einen oder von dem andern, ſo daß man ihm allein anhangen, ihn allein für den Geiſt der Wahrheit halten muß. Was hier entſcheidet, iſt des Menſchen ganzes Gemüth. Zwiſchen beiden ſein Herz zu theilen iſt unmöglich; noch unmöglicher, ſie wirklich zu vereinigen. Wo der Schein des letzteren entſteht, da betrügt die Sprache, da iſt Doppelzüngigkeit.

* * *

Irgend eine Religion hat ein jedweder; d. h. eine allerhöchſte Wahrheit, an der er alle ſeine Urtheile, einen höchſten Willen, an dem er alle ſeine Beſtrebungen mißt, hat ein jeder, der nur mit ſich ſelbſt Eins, überall gewiß derſelbe iſt. Nach der Quantität einer ſolchen Religion kann aber nicht ihr Werth, nicht die Achtung beſtimmt werden, welche ſie und der Menſch, der mit ihr Eins geworden iſt, verdient. Ihre Qualität allein entſcheidet, und giebt einer Ueberzeugung, einer Liebe und Freundſchaft vor der andern einen höheren Werth.

* * *

Es kann einen äußerlichen Cultus, aber keine äußerliche Religion geben. Aeußerliche Gottesverehrung iſt eine äußerliche Seele, ein körperlicher Geiſt.

* * *

Im Grunde iſt jede Religion antichriſtiſch, welche die Geſtalt zur Sache, den Buchſtaben zum Weſen macht. Eine ſolche materialiſtiſche Religion, muß, wenn ſie einigermaßen conſequent ſeyn will, eine materielle Infallibilität behaupten. Jener Ausſpruch: „der Leib iſt nichts nütze,“ muß dann zur Lüge werden. Der Leib iſt das Grundwahre; er iſt nicht blos Phyſiognomie, ſoll ſchlechterdings nicht bloße Phyſiognomie ſeyn. Wer ſich keine Infallibilität ausdrücklich zuſchreibt, und doch einen alleinſeligmachenden Buchſtaben und Religions-Körper predigt, wie z. B. weiland Götze in Hamburg, der iſt doppelt und dreifach unverſchämt.

* * *

Es giebt nur zwei Religionen: Chriſtenthum und Heidenthum, Gottesdienſt und Abgötterei. Eine dritte zwiſchen beiden iſt nicht möglich. Wo die Abgötterei aufhört, da fängt das Chriſtenthum an, und wo die Abgötterei anfängt, da hört das Chriſtenthum auf. So hebt ſich der anſcheinende Widerſpruch zwiſchen den beiden Sätzen auf: Wer nicht wider mich iſt, der iſt für mich; wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich.

* * *

So wie alle Menſchen von Natur Lügner ſind, ſo ſind alle von Natur auch Götzendiener, hingezogen zu dem Sichtbaren und abgewandt von dem Unſichtbaren. — Hamann nannte den Leib den erſtgebornen, den älteren Bruder; weil Gott erſt einen Erdenklos bildete, und ihm darauf einen lebendigen Odem einhauchte. Die Bildung des Erdenkloſes und der Geiſt ſind beide von Gott, aber aus Gott iſt nur der Geiſt, und der Menſch heißt nach Gottes Bilde geſchaffen nur des Geiſtes wegen.

* * *

Weil der Menſch des Buchſtabens — Bilder und Gleichniſſe — wie auch der, der Endlichkeit anklebenden, Zeit nicht entbehren kann, obgleich beide aufhören ſollen, ſo ehre ich den Buchſtaben, ſo lange noch ein lebendiger Odem in ihm iſt, um dieſes Odems willen.

Betrachtung

über die
von Herrn Herder in ſeiner Abhandlung vom
Urſprung der Sprache
vorgelegte
genetiſche Erklärung der thieriſchen Kunſtfertigkeiten
und Kunſttriebe.

Herr Herder hat für nöthig erachtet, ehe er ſich an die Auflöſung der akademiſchen Aufgabe, welche ſein Hauptgegenſtand iſt, wagte, durch vorläufige Berichtigung einer andern, die er in ſeinem Wege liegen fand, ſich gleichſam die Bahn zu eröffnen. Dieſe war: Zu Feſtſetzung des Unterſchieds zwiſchen Thier und Menſch, eine genetiſche Erklärung der den verſchiedenen Thiergattungen angebornen Kunſtfertigkeiten und Kunſttriebe zu finden.

Herr Herder ſpricht S. 30: „Da die Menſchen für uns die einzigen Sprachgeſchöpfe ſind, die wir kennen, und ſich eben durch Sprache von allen Thieren unterſcheiden: wo finge der Weg der Unterſuchung ſicherer an, als bei Erfahrungen über den Unterſchied der Thiere und Menſchen? — Condillac und Rouſſeau mußten über den Sprachurſprung irren, weil ſie ſich über dieſen Unterſchied ſo bekannt und verſchieden irrten: da jener die Thiere zu Menſchen, und dieſer die Menſchen zu Thieren machte.“ Und auf der folgenden Seite: „So wie die Erklärung der Kunſttriebe bisher den meiſten mißglückt iſt, ſo hat auch die wahre Urſache von der Entbehrung dieſer Kunſttriebe in der

„menſchlichen Natur noch nicht ins Licht geſetzt wer„den können.“

Zu dieſem Ende alſo ſpürt er S. 31. den Urſachen nach, warum der Menſch den Thieren an Stärke und Sicherheit des Inſtinkts ſo weit nachſtehe, und das, was wir bei den Thieren angeborne Kunſtfertigkeit und Kunſttriebe nennen, gar nicht habe. Eine Entwicklung des Urſprungs der Kunſtfertigkeiten, das iſt, eine genetiſche Erklärung derſelben, mußte der Entwicklung der Urſache ihrer Entbehrung in der menſchlichen Natur zum Grunde gelegt werden; und da weiſet uns nun Hr. Herder den Standpunkt an, aus welchem wir Menſch und Thier beobachten, und die Data zu Erklärung der Verſchiedenheit in ihrer Natur hernehmen ſollen. Dieſer Geſichtspunkt iſt die Sphäre ihrer Exiſtenz.

„Jedes Thier,“ ſagt Herr Herder, „hat ſeinen „Kreis, in den es von Geburt an gehört, in den es „ſogleich eintritt, in dem es lebenslang bleibt und „ſtirbt; nun iſt es aber ſonderbar, daß, je ſchärfer die „Sinne der Thiere und je wunderbarer ihre Kunſt„werke ſind, deſto kleiner iſt ihr Kreis: deſto ein„artiger iſt ihr Kunſtwerk.“ Die Richtigkeit dieſer Bemerkung, und der darauf gegründeten umgekehrten Proportion wird durch Beiſpiele hier nicht geſichert; Hr. H. verweiſet damit auf eine andere Gelegenheit, und ſchreitet folgender Geſtalt zur Anwendung ſeines Satzes: „Wenn unendlich feine Sinne in einen klei„nen Kreis, auf ein Einerlei eingeſchloſſen werden, und

„die ganze andere Welt für ſie nichts iſt: wie müſſen ſie „durchdringen! Wenn Vorſtellungskräfte in einen klei„nen Kreis eingeſchloſſen, und mit einer analogen „Sinnlichkeit begabt ſind, was müſſen ſie wirken! „Wenn endlich Sinne und Vorſtellungen auf einen „Punkt gerichtet ſind, was kann anders als Inſtinkt „daraus werden? Aus ihnen alſo erklären ſich die Em„pfindſamkeit, die Fähigkeiten und Triebe der Thiere „nach ihren Arten und Stufen."

Ich habe es der Mühe werth geachtet, die Gedanken dieſes vortrefflichen Mannes in ein kleines Syſtem zu bringen, und eine Art von Theorie der thieriſchen Kunſttriebe daraus zu entwickeln. Hier iſt mein Verſuch.

Jedes empfindende Geſchöpf iſt auf einen beſondern Theil der Welt, wovon es ſelbſt der Mittelpunkt iſt, angewieſen, den es ſich vorſtellen, und worin es wirkſam ſeyn ſoll. Dieſer Theil der Welt iſt ſeine Sphäre. Die Sinnlichkeit, womit die Natur es verſehen, iſt dieſer Sphäre angemeſſen, und hieraus erwächſt demnach ein Verhältniß, welches die Richtung ſeiner Vorſtellungskraft beſtimmt. Alſo iſt die Hervorbringung der Fähigkeit in dieſer oder jener Sphäre thätig zu ſeyn, der letzte Beſtimmungsgrund der Verſchiedenheit der Organiſation.

Nun ſagt Hr. Herder: Wenn Vorſtellungskräfte, in einen je engern Kreis ſie eingeſchloſſen, mit einer deſto ſchärſeren und analogeren Sinnlichkeit begabt ſind, was für außerordentliche Wirkungen müſſen ſie in dieſem Falle nicht hervorbringen!

Eine kleine Nebenbetrachtung über Abſtraktion und Intuition wird uns vielleicht zum Aufſchluſſe des Sinnes dieſer Worte behülflich ſeyn. Ich verſtehe unter dem Ausdruck Intuition, anſchauende Erkenntniß, jede individuelle Vorſtellung in der Seele, ihr Gegenſtand ſey materiell oder immateriell, und von dieſer anſchauenden Erkenntniß behaupte ich, daß aus ihr alle und jedwede andre Erkenntniß fließe und auf ſie hinaus laufe. Das höchſte Weſen ſelbſt ſieht alles individuell, es bedient ſich keiner allgemeinen Begriffe, welche nur Hülfsmittel für eingeſchränkte Fähigkeiten ſind, wie unter andern Herr Käſtner auf eine ſehr faßliche Weiſe dargethan hat. Die menſchliche Seele kann nur eine ſehr geringe Anzahl von Gegenſtänden zugleich unmittelbar klar vor ſich verſammeln; ſie iſt daher genöthigt, ihre Vorſtellungen zu theilen, zu zertrennen, wenn ſie einige ihrer gegenſeitigen Verhältniſſe auffaſſen will; und dieſe Verhältniſſe (damit ſie nicht, gleich wechſelnden Schatten, an ihr vorbei gleiten, in einander fließen und verſchwinden) muß ſie ferner in Zeichen geſtalten, und ſie auf dieſe Weiſe in der Einbildung befeſtigen. Es iſt demnach das Vermögen, allgemeine Begriffe zu bilden und zu vergleichen, als eine Methode zu betrachten, wodurch unſere Seele das Unvermögen ihrer Vorſtellungskräfte unterſtützt. Im Grunde iſt alle und jedwede Erkenntniß, wenn ſie auch an einer Kette von hundert Schlüſſen hängt, nichts anders als eine bloße Perception. Die Erfindung des allgemeinen Geſetzes der Schwere, oder der Differenzial-Rechnung, mußte, von Stufe zu Stufe, durch ganz einfache Handlungen der Seele geſchehen; und ſo iſt es mit allen Entdeckungen neuer Wahrheiten beſchaffen. Die Seele erblickt alsdann ein noch nicht geſehenes Merkmal in einer Total-Idee. Auch ſind alle unſere Begriffe überhaupt, je vollſtändiger ſie ſind, je wahrer, und wir begehen niemals einen Irrthum, als wenn wir in unſern Vorſtellungen etwas auslaſſen.

Nunmehr kann ich meinen Leſern ſagen, wie ich die vorhin aus der Herderſchen Abhandlung angezogene Stelle verſtehe. Sie hat für mich folgenden Sinn.

Die mit Kunſttrieben begabten Thiere können ihre enge Sphäre anſchauend umfaſſen. Ihre unendlich feinen Sinne durchdringen alle Theile derſelben, und ein jedweder Gegenſtand ihrer Vorſtellungen iſt zugleich Gegenſtand ihrer phyſiſchen Bedürfniſſe; Perception und Affection durchdringen ſich einander in ihrer Seele. Hiedurch muß die Beziehung ihrer kleinen Welt auf ihre Erhaltung in allen Theilen direkt, und die Verhältniſſe dieſer Theile unter einander für ſie palpabel werden. In einer ſolchen Oekonomie ſind eben ſo wenig Irrungen, als neue Erfindungen möglich; alles iſt mit einem Male erblickt und angewandt. Folglich iſt auch jedwede Fähigkeit eine vollkommene Fertigkeit; denn zu Hervorbringung dieſer iſt nur dann eine Uebung nöthig, wenn entweder mehrere Verbindungen zuläſſig ſind, wodurch eine gewiſſe Vorſtellung einen höhern Grad der Klarheit und Wirkſamkeit erhalten kann, oder wenn der Thätigkeit dieſer Vorſtellung Hinderniſſe im Wege ſtehen, die durch wiederholte Anſtrengung weggeſchoben und weggeſchliffen werden müſſen. Beides findet in dem angenommenen Falle nicht ſtatt. Jede Vorſtellung, jede Verbindung derſelben unter einander iſt hier ein unmittelbares Werk der Natur. Da ſind keine entgegengeſetzten, eine der andern zuwider laufenden Beſtrebungen; alles fließt, alles ſtößt in einen Punkt zuſammen.

Wie viel zu Ausübung der Kunſtfähigkeiten die ganze mechaniſche Einrichtung des thieriſchen Körpers beitrage, verdient beſonders erwogen zu werden.

Der bloße Mechanismus, von dem leitenden Reize der Empfindung abgeſondert, vermag ſchon für ſich die wunderbarſten Erſcheinungen hervorzubringen; dieſes ſehen wir an den unwillkührlichen Bewegungen, welche er in den thieriſchen und vegetabiliſchen Körpern zum Vortheile ihrer Natur erregt. Man beobachtet in beiden nicht nur eine bewundernswürdige Uebereinſtimmung in der Richtung ihrer verſchiedenen Kräfte zu Erhaltung des Ganzen, ſondern auch eine zweckmäßige Abweichung von den gewöhnlichen Regeln nach Erforderniß der Umſtände, dergeſtalt, daß man von den organiſchen Maſchinen gewiſſermaßen ſagen dürfte, ſie bedienten ſich allerhand Kunſtgriffe, um ihre Entwicklung, den ſich ereignenden Hinderniſſen zum Trotz, fortzuſetzen, oder das in einem ihrer Theile gekränkte Intereſſe ihrer Natur, durch neue Hülfsmittel, ſo viel möglich, wieder herzuſtellen *).

Ich bemerke ferner, daß ſelbſt denjenigen Bewegungen, welche die menſchliche Seele willkührlich in den verſchiedenen Theilen ihres Körpers hervorbringt, allemal eine automatiſche Richtung dieſer Theile, ein zu dieſem Zweck präformirter Mechanismus derſelben, zum Grunde liegt. Die empfindſame Maſchine tönt nicht allein ihre Empfindungen; ſie gebehrdet ſie auch. Schon im Mutterleibe bewegt ſich das Kind willkührlich auf mancherlei Weiſe. Legt man ihm, nachdem es geboren worden, einen Finger zwiſchen die Lippen, ſo ſaugt es ſofort daran. Bei zunehmenden Kräften biegen ſeine Finger ſich mechaniſch um jeden Gegenſtand,

---

*) Die hieher gehörigen Beiſpiele erfordern eine weitläufige Auseinanderſetzung, deswegen kann ich die ſchicklichſten an dieſem Orte nicht anführen; folgende mögen, ſo gut ſie können, die Stelle beſſerer vertreten. — Eine Bohne, welche verkehrt gepflanzt worden, biegt ihre Wurzelfäden von oben in die Erde hinunter, und den Keim von unten herauf. — Ein Spargel, den ein vorliegender Stein gerade aufzuſchießen hindert, krümmt ſeinen Kopf einwärts, und erhält ihn unbeſchädigt. Ein Baum, den man, in einer Entfernung von 4 Fuß, einer Mauer gegen über anſetzt, lenkt ſeinen Stamm nach und nach von der Mauer ab, damit er Raum zur Ausbreitung ſeiner Zweige gewinne.

Nach Beiſpielen aus der Phyſiologie und Pathologie kann ein jedweder ſeinen Arzt fragen. Er darf ihn nur unter andern an die perturbationem criticam des Hippocrates, und die Metastases materiae morbosae erinnern.

womit man die inwendige Fläche ſeiner Hand berührt. Es ſpattelt mit ſeinen Gliedern in der Freude, es ringet ſie in der Angſt, es ſtreckt ſie mit Heſtigkeit aus im Zorne, und zieht ſie zuſammen, wenn es von Schrecken oder Furcht überfallen wird. Kurz, eine jede Vorſtellung unſerer Seele iſt von einer Bewegung in unſeren feineren Organen begleitet: enthält die Vorſtellung den Grund zu einer Gemüthsbewegung, ſo werden die Muskeln bis zu den äußerſten Theilen des Körpers mit erſchüttert: und iſt endlich die Urſache der Gemüthsbewegung außer unſerem Körper; ſo ſind dieſe Bewegungen der äußern Theile deſſelben (ihrem präformirten Mechanismus und dem heimlichen Verſtändniſſe der Seele mit ihren automatiſchen Regungen zufolge) ſo beſchaffen, daß ſie die Handlung, welche zu Befriedigung der Begierde erfordert wird, wenigſtens anfangen, wenn ſie gleich zur Vollbringung derſelben nicht gleich hinreichend ſind.

Man verknüpfe mit der Anwendung dieſer Betrachtungen auf die kunſtfertigen Thiere, die Beobachtung ihrer beſondern Organiſation, und das Außerordentliche in ihren Handlungen wird minder wunderbar erſcheinen *).

---

*) „Es iſt unläugbar,“ ſagt Reimarus, „daß die meiſten natürlichen Kunſtwerkzeuge der Thiere, an ſich, etwas mehr als „eine blos entfernte Möglichkeit ihres Gebrauches enthalten. Denn „es ſind 1) viele beſondere Werkzeuge, deren jedes zu ſeinen gewiſſen Verrichtungen eingerichtet und geſchickt iſt; da wir Men-

Ich habe ſchon vorhin bemerkt, daß bei ihnen jede Perception zugleich eine Affection iſt. Es iſt ferner unſtreitig,

---

„ſchen von Natur nur ein einziges Werkzeug aller Werkzeuge, die Hände, am Leibe tragen. 2) Sind die thieriſchen Werkzeuge durch die Bewegungsmuskeln, durch den Zuſchuß der Säfte und andere Beſchaffenheiten zu ihrem beſondern Gebrauche mehrentheils determinirt; da unſre Hände hingegen die Beſtimmung ihres Gebrauches nicht in ſich halten, ſondern zu allerlei Bewegungen von Natur gleich geſchickt ſind. Man darf nur die oberwähnten Werkzeuge zur Wehr und Waffen, die zum Anhängen, Anhalten, Fortſchleudern, Schwimmen, Springen, Flattern, Fliegen, oder zur Sammlung und Erhaſchung, oder zum Genuſſe der Speiſen, die zu gewiſſen Kunſthandlungen und Lebensnothwendigkeiten, und einige zur Fortbringung der Jungen beſonders eingerichtete Werkzeuge, dagegen halten: ſo wird man den Unterſchied bald erkennen. Wenn hernach die Bewegungskraft in ihren Muskeln durch die äußere oder innere Empfindung gereizt wird, ſo iſt wohl zu begreifen, daß dieſer Mechanismus in den Kunſtwerkzeugen der Thiere einen ziemlich nahen Grund (potentiam proximam) zu ihrem rechten Gebrauche in ſich halte, und dadurch den Kunſttrieben ſehr zu Hülfe komme. . . . . Es erhellet alſo, wie die beſondern Kunſtwerkzeuge der Thiere zu ihren beſondern Kunſtverrichtungen behülflich ſind, da ſie hiezu ſchon innerlich durch ihre Bewegungsmuskeln genauer determinirt, ja geſchlank und willig gemacht ſind, folglich auf ihren rechten Gebrauch führen und die Kunſttriebe erleichtern. Dann kann die Empfindung in denſelben ihre Bewegungskräfte faſt zu keiner andern Bewegung reizen, als welche ihrer innern Einrichtung gemäß iſt. Denn dieſe wird den Thieren leicht und angenehm, die gegenſeitige aber mühſam und wohl gar ſchmerzhaft werden.“ S. Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere §. 129. — Ferner §§. 128. 132.

daß die Gliedmaßen dieſer Thiere zu einem beſtimmten einfachen Gebrauche gebildet ſind. Wenn nun dieſe Gliedmaßen auf Veranlaſſung einer Empfindung der Seele, in die ihr analoge mechaniſche Bewegung geſetzt worden, ſo erfolgt die Befriedigung der Begierde durch eine dazu hinreichende unverbeſſerliche Handlung. Auf dieſe Weiſe ſchreiten die Thiere, getrieben durch den Reiz des angenehmen und unangenehmen Gefühls, und vermöge der harmonirenden Wirkungen und Gegenwirkungen ihrer materiellen und immateriellen Natur, in ihrem Werke regelmäßig fort, und durchlaufen ihre Sphäre.

Aus allem dem, was bisher geſagt worden, zuſammen genommen, werden ſich demnach die Kunſtfähigkeiten der Thiere, nebſt ihren willkührlichen Abweichungen nach Maßgabe der Umſtände, aus dem lebendigen Mechanismus, aus der beſtimmten Bildung ihrer Gliedmaßen, aus der Schärfe ihrer Sinne, aus der der Beſchaffenheit ihrer engen Sphäre genau angemeſſenen Organiſation ihrer ganzen Maſchine, und aus der Fähigkeit, über die Gegenſtände ihrer Vorſtellungskraft anſchauend zu raiſonniren, verſtändlich erklären laſſen. — Zum Ueberfluſſe könnte man noch annehmen, daß dieſe Thiergattungen einer lebhafteren, unterſcheidenderen Vorſtellung von den Beſchaffenheiten und dem Zuſtande ihres Körpers fähig ſeyen, als wir Menſchen; welches gar nichts ungereimtes in ſich hat, und ſchon von unſerm Reimarus gemuthmaßet worden iſt.

Nachdem ich die von Hrn. Herder zur Erklärung der thieriſchen Kunſttriebe geſammelten Bemerkungen nicht allein nach beſtem Vermögen aus einander geſetzt und erläutert, ſondern auch zu ihrer Unterſtützung aus eigenen Mitteln freigebig beigetragen habe; ſo muß ich nunmehr das aufrichtige Bekenntniß thun, daß ich mir ſelbſt aus der vorgelegten Theorie die urſprüngliche Beſchaffenheit der eigentlichen Kunſttriebe nicht herzuleiten weiß; ja daß ich ſogar unfähig bin, nur eine Weiſung darin zu erblicken, welche zu einer genetiſchen Erklärung derſelben leiten könnte.

Anſtatt die Schwäche meines Geiſtes vor meinen Leſern durch weitläufige Raiſonnements zu rechtfertigen, will ich ſie in den Stand ſetzen, die Stärke des ihrigen zu prüfen, und zu dem Ende die von Hrn. Herder zu Erklärung der thieriſchen Triebe angewieſenen Data bei Erwägung einiger beſondern Fälle zuſammen nehmen. Ein jeder muß alsdann ſelbſt fühlen, ob dieſe Data Erkenntnißgründe für ihn ſind, ob ſie ihm die Sache, wovon die Rede iſt, begreiflicher machen, oder nicht. Uebrigens iſt es mir gleichgültig, ob man meine vorhin gemachten Anmerkungen dabei im Sinne behalten, oder andre Erklärungen der Herderſchen Sätze, welche man für zureichender hält, an ihre Stelle ſchieben will. — Ich ſchreite zu meinem Vorhaben.

Reaumur, Röſel, Bonnet und mehrere Naturkündiger haben eine Gattung Raupen beſchrieben, welche man Blattwickler nennt. Unter dieſen Raupen giebt es eine Art, deren Geſchichte mir beſonders merkwürdig geſchienen hat. Sie wird von den Naturkündigern durch die Form ihres gewebten Gehäuſes unterſchieden, welches wie ein Haberkorn geſtaltet iſt. Nachdem dieſer Blattwickler mit ſeinen Zähnen ein Stück von einem Eſchenblatte eingeſchnitten, und es in Form einer Papierdeute zuſammen gewickelt hat, ſo befeſtigt er dieſe hohle Pyramide auf dem angrenzenden Stücke ſeines Blattes. In der Mitte dieſer Baſis ſeines Gehäuſes nagt er eine cirkelförmige Oeffnung, wobei er aber ſo künſtlich zu Werke geht, daß das herausgenagte Stück Blatt in der Oeffnung dergeſtalt haften bleibt, daß es durch einen leichten Stoß von innen hinaus, hingegen nicht eben ſo von außen herein getrieben werden kann. Nachher befeſtiget er am Rande der Oeffnung einen Faden, den er gegen über in der Spitze der Pyramide anſpannt, und in der Mitte dieſes Fadens webt er ſich ein. Der Kopf des Papillons kömmt gegen die eingenagte Oeffnung zu liegen, wo das Gewebe gleichfalls ſo eingerichtet wird, daß er mit wenig Mühe durchdringen kann; da findet er dann den Faden, an dem er ſich herunter läßt, ſtößt gegen die Thüre des Gebäudes und fliegt hinaus.

Die Wirkungsart der Kräfte, welche die verſchiedenen Handlungen dieſes Inſekts dergeſtalt unter einander verbinden, daß ſie nicht blos zuletzt in Eins zuſammen treffen, ſondern von ferne geradezu dahin abzielen, ſcheint für den menſchlichen Verſtand ein unauf=

lösliches Geheimniß zu ſeyn. Auch dann, wenn wir unſerm Inſekt den höchſten Grad menſchlicher Einſicht zuſchreiben wollten, würden wir damit noch lange nicht auslangen, jenes Vermögen, ohne die mindeſte Leitung vorhergegangener Erfahrung für die Zukunft zu handeln, zu erklären. Indeſſen iſt das Factum nichts deſto weniger unläugbar: die blattwickelnde Raupe handelt in Beziehung auf die ihr bevorſtehende Verwandlung ihrer Geſtalt, Gliedmaßen und Organe. Sie ſcheint den Widerſpruch zwiſchen ihren gegenwärtigen und zukünftigen Bedürfniſſen zu empfinden; ſie hebt durch weiſe Mittel ihn auf.

Vernunft, ſagte ich, kann ſo viel nicht ausrichten. — Wird im höchſten Grad geſchärfte, in einen kleinen Kreis auf ein Einerlei eingeſchloſſene Sinnlichkeit es zu thun im Stande ſeyn? Herr Herder behauptet dieſes, und was er von der Art und Weiſe ſagt, wie dieſes geſchehen ſoll, habe ich bereits angeführt. Ich verſprach aber meinen Leſern ſeine Sätze noch einmal in einer Anwendung auf unſre Raupe zuſammen zu nehmen, damit wir ſähen, ob eine Erklärung daraus würde. Alſo: weil der Blattwickler mit unendlich feinen, durchdringenden Sinnen begabt iſt, weil ſeine Vorſtellungskraft nach Maßgabe des kleinen Kreiſes, der ſie umſchließt, außerordentlich wirkſam wird, und beide auf einen Punkt geheftet bleiben, ſo iſt der Blattwickler im Stande, mit ſeinen gegenwärtigen Handlungen, auf eine ihm bevorſtehende, noch nie erfahrne, gänzliche Verwandlung ſeiner Geſtalt, Sinne und Organe, und auf die daraus entſtehenden, ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit ganz entgegengeſetzten neuen Bedürfniſſe, künſtlicher Weiſe abzuzielen. — Ich überlaſſe meinen Leſern zu urtheilen, ob ihnen hiedurch etwas von dem Inſtinkt des Blattwicklers erklärt werde? Was mich betrifft, ich gehe dabei ganz Erkenntnißleer aus.

Die Raupe, welche wir ſo eben betrachtet haben, iſt lange nicht das wunderbarſte Inſekt. Man erinnere ſich nur der Biene, der Mauerwespe, der Laubmotte, der Spinne, des Ameislöwen und einer Menge ähnlicher Thierarten. Alle machen die angemeſſenſten Anſtalten zur Erreichung gewiſſer Zwecke, zu deren Vorherſehung kein uns bekanntes weder ſinnliches noch vernünftiges Vermögen hinreicht. Der Ameislöwe, die Spinne, haben die Inſekten, die ihnen zur Nahrung beſtimmt ſind, noch nicht geſehen, ſie wiſſen nichts von ihren innerlichen und äußerlichen Beſchaffenheiten; dennoch richten ſie ihre Raubneſter dieſen Beſchaffenheiten gemäß ein, ſtellen ſich am rechten Ort auf die Hut, und bemächtigen ſich ihres Fangs auf die geſchickteſte Weiſe. — Der Wurm, woraus der weibliche Hirſchkäfer entſteht, gräbt ſich vor ſeiner Verwandlung eine Höhle nach ſeiner Länge, der männliche aber eine zweimal ſo lange, ſonſt würden dereinſt ſeine Hörner ſich nicht entfalten können. — Die Laubmotte, da ſie, wenn ſie ſich ihr Kleid verfertiget, noch nicht ausgewachſen iſt, ſchlägt ein Stück Zeug ein, damit ſie ihre Hülle bis zu dem Grade der

Dicke, welche ihr Körper erreichen wird, erweitern könne. — Die Waſſer-Inſekten ſuchen, wenn ihre Verwandlung herannaht, einen Halm, kriechen daran aus dem feuchten Element in die Höhe, werfen ihre Puppenhaut ab, und theilen mit ausgebreiteten Flügeln die Luft. Dieſer Papillon legt hernach ſeine Eier nicht auf das Trockne, ſondern trägt ſie ins Waſſer, wo ſeine Brut gedeihen kann.

Mehrere Beiſpiele aus dem Inſektenreiche würden überflüſſig ſeyn; ich gehe alſo zu einer andern Thierart über.

Hier bietet ſich meiner Einbildungskraft zuvörderſt der Biber an. Ich darf vorausſetzen, daß ſeine Geſchichte meinen Leſern bekannt iſt, und alſo geradezu fragen, welcher Sinn, welche Feinheit des Sinnes wäre wohl im Stande, dieſem Thiere zu bedeuten, es müſſe, wenn es in einem Fluſſe ſich niederlaſſe, ſeine Wohnungen durch einen mit Schleußen verſehenen Damm ſchützen, in einem See aber, der dem Aufſchwellen und Fallen nicht ſo unterworfen iſt, habe es dieſer Vorſicht nicht vonnöthen? — Ferner, wo nehme ich bei dem Biber den Zug her, der ſeine Sinne auf einen Punkt heftet, ihn zur lebendigen Maſchine für ſein Kunſtwerk macht, da dieſes Kunſtwerk in keiner nothwendigen Verbindung mit der Erhaltung weder des einzelnen Geſchöpfs, noch der Gattung ſteht? Viele Biber werden geboren, pflanzen ſich fort und ſterben, ohne jemals ihre Kunſtfähigkeiten angewendet zu haben *). Sie machen auch keine neuen Gebäude, ſo lange die alten dauern, ſondern beſſern ſie nur aus, wenn irgend durch einen Zufall etwas daran zerrüttet worden.

Wer das angeführte nur mit einem geringen Grad von Aufmerkſamkeit erwägt, der wird eingeſtehn, daß, ſo lebhaft und klar auch die Vorſtellungen, ſo ſtark, vielfach und allgemein auch ihre Aſſociation, ſo beſtimmt auch ihre verhältnißmäßige Richtung bei dem Biber angenommen werden möge, daraus dennoch keine ſich ſelbſt bildende und zugleich vernunftloſe Fertigkeit zu erdenken ſey, welcher man die Handlungen des Bibers zuſchreiben und ſie daraus erklären könne.

Ich gehe zu den Vögeln fort, und frage wieder: welcher Sinn, welche Feinheit des Sinnes kann den Vögeln bedeuten, daß ſie eine künftige Brut bei ſich tragen, daß ſie ihre Eier nicht wie Unflath von ſich werfen, ſondern ein bequemes Neſt zu ihrer Erwärmung bauen ſollen? Was für eine Richtung der Sinne kann

---

*) Hr. Reimarus §. 83. ſeiner Betrachtungen über die Triebe der Thiere, bezweifelt dieſes Factum, ohne Zeugniſſe dagegen anzuführen. Zum Ueberfluſſe will ich dieſem Beiſpiele ein anderes an die Seite ſetzen. — Wenn man eine neu angelegte Garenne mit Hauscaninchen bevölkert, ſo fahren dieſe einige Generationen durch fort, ſich wie die Haſen zu lagern; nachher aber fangen ſie an, gleich den wilden Caninchen, ſich künſtliche Gruben zuzubereiten, und in Familie zu leben.

ſie zu dem Triebe, ihr Geſchlecht zu erhalten, führen, ſie mit den beſten Mitteln zu dieſem Zwecke bekannt, und ohne vorhergegangene Uebung zu deren Anwendung geſchickt machen?

Eines Raubvogels, der weißköpfige Adler genannt, muß ich beſonders gedenken. Dieſer Räuber fiſcht nicht ſelbſt, ſondern er nöthigt den Oſſifraga, ſeine gemachte Beute fallen zu laſſen, und erhaſcht ſie nachher in der Luft. Dann zerknirſcht er mit dem Schnabel des Fiſches Kopf, wirft den todten Körper in die Höhe, damit er ihn, den ſchwerſten Theil unten, in ſeinem Rachen auffangen könne, ohne durch die Schuppen, Stacheln oder Stoßfedern verletzt oder erwürgt zu werden.

Diejenigen Thiere, deren Sphäre die größte und vielfältigſte iſt, bieten nicht weniger unerklärbare Erſcheinungen dar. Ich will aus ihrer Geſchichte nur den einzigen Hirſch anführen. Dieſes Thier bedient ſich einer Menge Ränke, welche es, gleich anderm Wilde, nach den Umſtänden abändert, um die Hunde von ſeiner Spur abzubringen. Verfolgt und ermüdet kehrt er zuweilen auf ſeinem Wege plötzlich um, läuft eine Strecke zurück, beſchreibt einen großen Kreis, ſetzt mit einem gewaltigen Sprunge aus dieſem Kreiſe, wirft ſich zu Boden, und ſucht ſeinen Athem in die Erde zu verſchließen. Die Hunde laufen an ihm her, er rührt ſich nicht; ſie kommen zurück, folgen ſeiner Spur in dem von ihm durchlaufenen Kreiſe, verirren ſich, und ſo gelingt es oft dem Hirſche ihrer Verfolgung zu entgehen.

Man erwäge dieſen Vorgang in ſeinem ganzen Umfange, in allen ſeinen Theilen, und laſſe dabei nicht außer Acht, daß der Hirſch der Fährte keines Thieres nachgeht, ſondern höchſtens nur in der Luft ſpürt, und vor dem Geruche flieht. Man verſuche nachher, ob die Herderiſchen Sätze ſich mit den angeführten Erſcheinungen dergeſtalt in Verbindung bringen laſſen, daß eine Erläuterung daraus erwachſe. Mir hat es durchaus damit nicht gelingen wollen, ſo viel Nachdenken ich auch darauf verwendet.

Uebrigens pflichte ich darin des Hrn. Herders Meinung bei, daß man zu Erklärung der thieriſchen Kunſttriebe keine blinde Determinationen der Seele, welche in der That alle Philoſophie verwüſten, annehmen dürfe, und glaube mit dieſem ſcharfſinnigen Weltweiſen, „daß es die einzige poſitive Kraft des Denkens ſey, die mit einer gewiſſen Organiſation des „Körpers verbunden, bei den Thieren Kunſtfähigkeit, „und bei den Menſchen Vernunft wird.“ Aber ich vermuthe dieſes nur aus allgemeinen Gründen a priori; a posteriori, wenn ich über die Verrichtungen der kunſtfertigen Thiere empiriſch philoſophire, wüßte ich die Sache nicht wahrſcheinlich zu machen.

Es gelingt uns zwar ſehr gut von einer Seite mit der Erklärung einer großen Anzahl thieriſcher Handlungen, weil die thieriſche Sinnlichkeit, Organiſation und animaliſche Oekonomie mit der unſrigen ähnliche Beſchaffenheiten hat, und wir auch die ſogenannten untern Kräfte des Verſtandes mit den Thieren, obgleich in unterſchiedenen Graden, theilen. Hingegen bieten uns die Thiere von einer andern Seite wieder ſolche Erſcheinungen dar, welche ſich ſo wenig unter irgend ein uns bekanntes pſychologiſches, phyſiologiſches oder mechaniſches Geſetz bringen laſſen, daß wir uns nicht einmal eine endliche Fähigkeit einzubilden vermögen, welche ſie zu erzeugen im Stande wäre.

Der Raum verſtattet mir nicht, dieſen Unterſchied hier näher zu unterſuchen, ſonſt lohnte es ſich wohl der Mühe, nach einer genaueren Beobachtung der thieriſchen Handlungen diejenigen, deren Beſtimmungsgründe und Bewegurſachen wir einzuſehen vermögen, von denjenigen abzuſondern, wovon wir dieſes nicht können; denn viele Thiere ſcheinen in ihrem Kreiſe durch Bewegmittel fortgeleitet zu werden, die ganz etwas anders ſind, als Vorſtellungen der Reſultate, welche aus ihren Handlungen entſpringen ſollen.

Eine ſolche Auseinanderſetzung würde eines Theils die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwiſchen Thier und Menſch noch ſichtbarer machen, und andern Theils uns in Stand ſetzen, genauer anzugeben, was wir eigentlich zu wiſſen verlangen, wenn wir den Quellen der thieriſchen Kunſtfertigkeiten nachforſchen.

Bei einer neuen Veranlaſſung kehre ich vielleicht zu dieſer Materie zurück, und gebe ihr alsdann die gehörige Ausführung.

Briefe

über die

Recherches philosophiques sur
les Egyptiens et les Chinois
par M. de Pauw.

Erſter Brief.

Mit den Leuten, die alles beſſer wiſſen! — Man quält ſich von Kindesbeinen an, lernt die Sachen aus dem Grunde, weiß, was wahr und nicht wahr iſt, und kann es als ſolches behaupten; und dann, eh' man ſichs verſieht, tritt ein ſogenannter philoſophiſcher Geiſt einem ins Licht, und ſagt keck heraus: — nein, mein Herr, nicht ſo, ſondern gerade umgekehrt iſt die Sache. — Woher hat denn das gelehrte Weſen den Namen Republik, wenn öffentliche Sicherheit darin dergeſtalt vernachläſſiget wird? Sind wir wohl mit unſerm Wiſſen anders, als gegen Dienſt und baares Geld belehrt worden; und iſt daher nicht Schutz im Beſitz, von Seiten des Staats, die ſtrengſte Pflicht? Aber da will man jeden Eingriff erſt lange unterſuchen; und darüber läuft alles ins Wilde. Wozu dieſe gefährlichen Weitläufigkeiten? Es iſt ja ſo klar als Taglicht, daß die Herren Entdeckungen-Macher mit ihren neuen Wahrheiten, da ſie das Gegentheil davon ſchon aufgemacht finden, allemal — wenigſtens zu ſpät kommen müſſen: denn was einmal wahr iſt, kann ja nicht wahr zu ſeyn aufhören. Alſo, ſchon dadurch, daß ſie widerſprechen, beweiſen ſie hinlänglich, daß ſie albere Leute, daß ſie heilloſe Laien ſind. Dank ſey dem Genius der Wiſſenſchaften, daß es noch immer eine Menge echter Gelehrten giebt, die in Nüchternheit wandeln, und ſorgfältig darüber wachen, daß ſie nichts annehmen noch lehren, was nicht ſchon verlängſt als wahr allgemein anerkannt war. — Aber (hör' ich ſpöttiſch fragen) wer lernt denn etwas von euren braven Männern? — Wunderlich! ei, der Unwiſſende! — Sollen etwa die Gelehrten von einander lernen? Dann wären ſie ja keine Gelehrte.

Die Anhänger der philoſophiſchen Köpfe, welche man ſonſt auch wohl mit dem ſinnloſen Worte Genies bezeichnet, pflegen ihren gelehrten Gegnern vorzuwerfen: ſie wohnten in ihrem eigenen Kopfe zur Miethe. Hiermit kann man doch nicht andeuten wollen, als hätten dieſe gar keinen Kopf; denn, nach dem allgemeinſten Sprachgebrauch, nennt man auch eine gemiethete Wohnung die ſeine, und ſo lange der Miethcontrakt dauert, hat man es mit einem ſolchen Hauſe wie mit einem eigenen. Freilich darf man keine Hauptänderungen darin vornehmen, doch hieran iſt ſoliden Leuten auch nichts gelegen. Das Ausziehenmüſſen allein würde einigen weſentlich ſcheinenden Unterſchied machen, wenn nicht das Schickſal ſelbſt jene braven Männer in Schutz nähme. Es iſt, wie bekannt, ohne Beiſpiel, daß ſich einer von ihnen jemals der Nothwendigkeit preis gegeben hätte, unter freiem Himmel auf die Straße geſetzt zu werden. Lieber ließen alle zuſammen auf der Schwelle ſich erſchlagen.

Sie ſchütteln den Kopf, mein Freund! — gut, ich will einlenken. Als ich mich an Sie zu ſchreiben niederſetzte, dachte ich an nichts weniger, als ſo anzufangen, wie Sie geleſen haben. Ich wollte Sie ganz ernſthaft von des Hrn. von P... philoſophiſchen Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer unterhalten. Indem ich in dieſer Abſicht meine Ideen ſammelte, ſtellten ſich mir unverſehens, in einem ganz ſonderbaren Geſichte, alle die Anfechtungen dar, welche die Schrift des Hrn. von P... bedrohen. Je mehr ich arbeitete, mich von dieſer Erſcheinung loszumachen, je ſtärker ſetzte ſie mir zu: da war kein andrer Rath, ich mußte mit meinem Steckenpferd einen Zaubercirkel abreiten. Nun werde ich hoffentlich Ruhe haben.

In dem Werke des Hrn. von P... ſoll der Zuſtand zweier polizirten Völker der ältern Halbkugel, der Aegyptier und Chineſer, unterſucht, und ihre Gebräuche, Sitten und Charakter im Verhältniß gegen einander betrachtet werden. Zu dieſem Ende richtet der Verfaſſer zuerſt ſein Augenmerk auf den Zuſtand ihrer Bevölkerung, auf den Umfang der bei ihnen urbar gemachten Ländereien, und die Natur ihres Clima; hernach geht er zu ihrer Nahrungsweiſe über, und ſpürt der Quelle der Erfindungen nach, wodurch ſie ſo oder anders die Mittel zur Befriedigung ihrer frühern und ſpätern Bedürfniſſe errungen haben; hierauf zu den Künſten, welche allemal nur eine Folge derjenigen Induſtrie ſeyn können, die den Ackerbau in Aufnahme bringt. Nachdem er alle dieſe Gegenſtände mit möglichſter Genauigkeit aus einander geſetzt und geordnet hat, ſchreitet er zuletzt, mit erhöhtem Vermögen, zur Erforſchung der Religion und der Staatsverfaſſung beider Nationen. In den zehn Sectionen, nach welchen der Hr. von P..., dieſem Plane gemäß, ſein Werk vertheilt, findet man eine Menge Bemerkungen über faſt alle Gegenſtände eingeſtreuet, welche einen denkenden Kopf, der mit den dahin einſchlagenden Kenntniſſen ſchon vertraut geworden, intereſſiren können. Indeſſen iſt der Hauptzweck unſers Verfaſſers, darzuthun: daß niemals eine Colonie von Aegyptiern in China geweſen ſeyn könne.

Die glückliche Ausführung eines ſo wichtigen Unternehmens ſetzt außerordentliche Kräfte voraus. Was den Hrn. von P... betrifft, ſo wird ihm ausgebreitete Gelehrſamkeit, weitläufige Beleſenheit, Scharfſinn, hellen durchdringenden Verſtand — wohl niemand — und philoſophiſchen Geiſt gewiß kein Unpartheiiſcher, der hier zu urtheilen Beruf hat, abſprechen. Von den Thorheiten der gewöhnlichen Vielwiſſer iſt er frei. Man ſieht überall, daß er leeres Wiſſen verachtet, daß es ihm nur um zwecktüchtige Erkenntniß zu thun iſt; und anſtatt ſeine Gelehrſamkeit zur Schau zu tragen, ſetzt er ſich lieber der Gefahr aus, von unbeſonnenen Halbwiſſern für ſeicht geachtet zu werden. Die Leichtigkeit, mit der er ſich unter einer ungeheueren Menge von Sachen bewegt, zwingt zum Erſtaunen. Aber ſie liegt auch nicht auf ihm als fremde Laſt; alles das iſt hier Nerve, Muskel, Glied an einem organiſirten Körper;

vereinigt zu einem Ganzen, und nur um ſeines Lebens willen da.

Die Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer zeichnen ſich auch noch beſonders dadurch aus, daß der Geſchichtskundige darin eben ſo wenig den Philoſophen, als dieſer jenen verläßt. Einem aufmerkſamen Leſer wird dieſes nicht entgehen. Fehlt es dieſem nur nicht an Fähigkeit, den Hrn. von P... bei der Sammlung ſeiner Data Schritt vor Schritt zu begleiten, ſo bedarfs weiter keiner großen Anſtrengung des Geiſtes; der ſchlichte Menſchenverſtand wird ihm die Reſultate von ſelbſt aufdrängen.

Und eben aus dieſem Geſichtspunkt erſcheint mir unſer Verfaſſer am verehrungswürdigſten. Seine beſten Beſtrebungen gehen dahin, das Gebiet der geraden, unbefangenen Vernunft zu erweitern, und mit ihr und durch ſie zu thun, was man gewöhnlich nur durch (der Himmel weiß was für) Zauberſprünge ausrichten zu können, vorgiebt. — Geſtehen Sie mir, mein Freund, daß ſolch ein Mann allen Pedanten ein wahrer Greuel ſeyn muß. Womit vertrieben die Herren ſich die Zeit, und wie kämen ſie zu rechte, wenn es Mode würde, die Sachen dergeſtalt anzugreifen, daß etwas dabei heraus käme, und ſie ſähen ihren Werth auf das Maß ihres geſunden Verſtandes und ihrer reellen Einſichten reducirt?

So viele Schwierigkeiten ich auch bei dem Entwurfe ſehe, Ihnen von den philoſophiſchen Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer einen Auszug darzulegen, ſo bin ich dennoch zum Verſuch entſchloſſen. Dabei werde ich auch hie und da einige Anmerkungen wagen; denn die Schrift des Hrn. von P... hat ihre Schwächen, wie alles menſchliche, und ich bin weit entfernt, von einem blinden Enthuſiasmus für ſie eingenommen zu ſeyn.

Zum voraus ſollen Sie gleich hier eine Probe von der Art zu philoſophiren unſers Verfaſſers, von ſeiner Weiſe, die Gegenſtände zu behandeln, und von ſeinem Vortrage erhalten. Eine hiezu dienliche Stelle befindet ſich im IV. Abſchnitte des 1ſten Theils. Sie läßt ſich füglich ausheben, und ich nehme ſie um deſto lieber beſonders vor, weil der nothwendige Plan meines Auszuges mich gezwungen haben würde, ſie dort nur kurz zu berühren, und auf das Werk ſelbſt zu verweiſen.

An dem angezeigten Orte handelt der Hr. von P... den Zuſtand der Maler- und Bildhauerkunſt, bei den Aegyptiern und Chineſern und den orientaliſchen Völkern überhaupt, ab; und bei dieſer Gelegenheit zieht er die ſchlimmen Folgen der willkührlichen Gewalt, in Abſicht auf die ſchönen Künſte, in Erwägung. Seine Gedanken ſind folgende:

„Unter einem deſpotiſchen Regiment iſt das Volk allemal ſehr unwiſſend; daher denn alle diejenigen Künſte, welche die Beihülfe der Wiſſenſchaften, der Geometrie und Mathematik bedürfen, ſich nie zu einigem Grade der Vollkommenheit empor ſchwingen können.“

„Unter einem deſpotiſchen Regiment iſt das Volk allemal ſehr arm; daher es dann den Arbeitern an Mitteln fehlt, die ihnen erforderlichen Inſtrumente und Maſchinen anzuſchaffen. Alle Reiſende, welche das mittägige Aſien durchgangen, haben mit Verwunderung bemerkt, daß man dort zu eben den Arbeiten, welche in Europa 500 Werkzeuge erfordern, nur fünf oder ſechs hat. Dieſes rührt nicht, wie man zu glauben verſucht ſeyn möchte, von der Trägheit oder einem Mangel an Induſtrie bei dieſen Völkern her, ſondern in der That von ihrer Dürftigkeit. An allem, was aus ihren Händen kömmt, nimmt man dieſen Mangel an Inſtrumenten wahr; und man kann nichts ſchlechter gemachtes ſehen, als das in der Türkei, in Perſien, im Indoſtan und in China verfertigte goldne und ſilberne Tiſchgeſchirr.“

„Diejenigen Künſte alſo, welche, gleich der Goldarbeiterkunſt, der Uhrmacherkunſt, u. ſ. w., viele Maſchinen und Werkzeuge erfordern, vervollkommnen ſich in dieſen Gegenden nicht, ſelbſt nicht einmal in den dem Fürſten zugehörigen Werkſtätten des Palaſtes, weil der Luxus dieſer Fürſten auf andre Gegenſtände gerichtet iſt.“

„Aus allem dieſem iſt eine Folge entſprungen, die uns unmöglich geſchienen hätte, wenn wir nicht ſehr genau von der Sache unterrichtet wären. Diejenigen Handwerke, welche in Europa nur ſtillſitzende Arbeiter treiben, werden in Aſien von herumwandelnden Arbeitern getrieben: man ſieht dort Goldarbeiter, welche von Thüre zu Thüre Beſchäftigung ſuchen, und in einem Augenblick ihre Werkſtätte in jedem Privathauſe aufſchlagen, wo man ſie hinruft; denn ihr weniges Werkzeug tragen ſie bei ſich."

„Man würde wenig Menſchen auf den Gaſſen der Städte von China erblicken, wenn die mehrſten Handwerksleute dort, wie bei uns, bleibende Werkſtätten hätten. Aber in China ſind ſie in einer immerwährenden Unruhe, um aus einem Quartier in das andre zu ziehen. Die Hufſchmiede handthieren an eben demſelben Tage an 9 bis 10 verſchiedenen Orten, und verführen eben ſo oft ihren Ambos und ihren Blasbalg. Nun müßte man ſehr wenig Einſicht haben, um nicht wahrzunehmen, daß allein die äußerſte Armuth alle dieſe Unglücklichen zu einem ſolchen herumirrenden Leben zwingen kann."

„Man iſt nunmehr ganz von dem Irrthum zurück gekommen, worin man lange Zeit in Abſicht der Gelehrten von China geſtanden: man glaubte, ſie ehren diejenigen, welche die mechaniſchen Künſte ausüben; da ſie doch dieſelben im höchſten Grade verachten: aber in Abſicht der Türken iſt man auf dieſem Vorurtheil beharret, und noch immer bildet man ſich lächerlicher Weiſe ein, die türkiſchen Kaiſer ſelbſt müßten, zufolge der Grundgeſetze des Reichs, ein Handwerk erlernen. Die vorgebliche Arbeit dieſer Fürſten hat ſich von jeher darauf eingeſchränkt, mit einem Meſſer Zahnſtocher oder Bogenringe zu ſchnitzeln. Man darf nur eine gewiſſe Stelle im Aelian mit Aufmerkſamkeit leſen, um ſich zu überzeugen, daß die alten Kaiſer von Perſien ſich auf dieſelbe Art beſchäftigten *). Alſo, was man für ein Handwerk gehalten hat, iſt keines, und was man ferner für ein beſondres Geſetz der Türken ausgegeben, iſt ein undenklicher Gebrauch aller deſpotiſchen Höfe von Aſien, wo die Fürſten gewöhnlich ſo albern wie die Kinder ſind; folglich auch ſich nicht anders als wie die Kinder zu beſchäftigen wiſſen. Wir haben einige Vorſtellungen eines Mufti an den Sultan Mahomet IV., welcher keine Art von Handarbeit liebte: in dieſen Vorſtellungen iſt aber von ſonſt nichts, als der Gefahr des Müſſigganges die Rede. Als der Chevalier d'Arvieux einem der vornehmſten Prinzen von Arabien den Beſuch abſtattete, fand er ihn auf eben die Art beſchäftiget, wie es der vom Aelian angeführte perſiſche Kaiſer war, nämlich er ſchnitzelte mit dem Meſſer an einem Stock. Es wäre Schrauberei, wenn man im Ernſte behaupten wollte, dieſer elende Araber hätte ein Handwerk gelernt oder geübt."

„Wenn man die Natur des aſiatiſchen Luxus in Erwägung zieht, ſo ſieht man deutlich, daß alles dieſes eine nothwendige Folge des Deſpotismus iſt; und wir können hierüber einen Grundſatz feſtſetzen, der ſich bei

---

*) Der perſiſche König pflegte auf ſeiner Reiſe, um keine Langeweile zu haben, ein Stück Holz bei ſich zu führen, und ein Meſſer, womit er daran ſchnitzte. Mit dieſem Werke beſchäftigten ſich die Hände des Königs: denn er brauchte niemals weder ein Buch, um etwas nothwendiges und nützliches zu lernen, noch ſeine Gedanken, um etwas großes und merkwürdiges zu überlegen. Hist. divers. Lib. XIV. cap. 12.

der Anwendung auch in Europa wahr beſinden wird. So wie knechtiſche Unterwürſigkeit in einem Lande zunimmt, ſo wächſt auch der Luxus darinnen, und er fährt ſort zu wachſen, bis zu dem Grade, wo er ſich in jene eitele plumpe Oſtentation verwandelt, welche alle mit Geſchmack verſertigte Werke, alle Meiſterſtücke der ſchönen Künſte ausſchließt. Wir haben von den reichen Decken reden hören, womit man die Elephanten der Kaiſer von China bedeckt, und von jenen auf zwei Lac oder zweimal hundert tauſend Rupien geſchätzten Oberröcken, womit die Mogoliſchen Kaiſer zuweilen ihre Omrahs bekleiden laſſen; man hat uns erzählt, daß die Kuſen, woraus die Pferde der Kaiſer von Perſien trinken, von Gold ſind, und daß ihr Taſelgeſchirr juſt 32 Millionen werth iſt. Aber wer hat jemals von den Gemälden und den Statuen der Kaiſer von China, von Mogol, oder von Perſien reden hören?“

„Menſchen, welche alle gleich verächtlich ſind, welche gar keinen perſönlichen Werth beſitzen, welche ſich nie um Tugend bewarben, und denen der Himmel das Genie verſagte, können ſich von einander durch nichts als die Farbe und die Koſtbarkeit ihres Anzuges, kurz, durch ſolche Dinge nur unterſcheiden, welche allein die Sinne des niedrigſten Pöbels rühren: und alsdann ergiebt es ſich, daß der Luxus ſeine Natur, und ſelbſt ſeine Namen ändert.“

„Um einen Begriff von der Entſtehungsart dieſer Revolution zu erlangen, und zwiſchen den beiden äußerſten Enden das Mittel zu faſſen, darf man nur ein

Beiſpiel aus der Geſchichte eines berühmten Volkes wählen, und mit einiger Genauigkeit die Epochen bezeichnen."

„Der Luxus kam bei den Römern nicht eher, als unmittelbar nach der Eroberung von Aegypten, in Schwang: alsdann ſtieg er beſtändig, bis er ſich, juſt unter der Regierung des Commodus, in Pracht, und zuletzt, unter Conſtantin, in barbariſche und aſiatiſche Oſtentation verwandelte. Die Freiheit, wie wir wiſſen, ſank von der erſten dieſer Epochen bis zur letzten immer mehr, und eben ſo arteten auch die Künſte immer mehr aus."

„Man ziehe nur alles zu Rathe, was uns die Denkmahle des Alterthums von den deſpotiſchen Staaten des Orients überliefern, und es wird ſich zeigen, daß man daſelbſt von je her, ſo wie noch jetzt, beſchäftiget geweſen, Zeuge von einem ausſchweifenden, von einem faſt unglaublichen Werthe zu verfertigen. In Perſien, ſagt Chardin, macht man goldne Zeuge, wovon die Elle eilfhundert Thaler, oder 3300 franzöſiſche Livres koſtet. Aber niemals wird man daſelbſt ein Hausgeräthe, oder ſonſt eine mit Geſchmack oder Eleganz verfertigte Arbeit antreffen. Große Meiſter, wenn es deren in einem ſolchen Lande geben könnte, würden daſelbſt vor Hunger ſterben; denn da die Materie weit höher, als das Künſtliche geachtet wird, ſo braucht man nur Handwerker. Und wirklich kann der in Oſtentation ausgeartete Luxus blos Handwerkern nützen. Ein Hufſchmidt hätte zugleich die Münzen des Kaiſers

Conſtantin, ſeine Krone, ſeinen Zepter und ſein Pferdgeſchirr verfertigen können.“

„Es iſt ſchon unzählige Mal wiederholt worden: nur freie Menſchen ſeyen in den ſchönen Künſten etwas zu leiſten im Stande; aber die eigentliche Urſache hiervon iſt nicht ſo bekannt, und vielleicht auch nicht ſo leicht zu entwickeln, als man vermuthen dürfte. Ich löſe mir dieſes Problem folgender Geſtalt auf.“

„Die gebornen Sclaven ſind in zwei Claſſen zu vertheilen: Einige denken nie über ihr Unglück nach; einigen liegt es beſtändig im Sinn. Von jenen iſt es klar, daß es ihnen an Fähigkeit mangelt, und daß ſie mit nicht viel mehr Empfindung, als die häuslichen Thiere begabt ſind: nun mag man ſolche Leute unterweiſen wie man will, es iſt verlorne Mühe. Was die andern betrifft, welche die ganze Größe des Gutes empfinden, das ihnen Schickſal und Ungerechtigkeit entzogen; ſo iſt offenbar, daß die Vorſtellung ihres Unglücks ſie immerwährend drücken, und daß dieſer traurige Gedanke in ihnen die übrigen dermaßen verſchlingen muß, daß ſie zu dem Studium der Künſte, welches den ganzen Menſchen und eine glückliche Befreiung von Unruhe und Sorge erfordert, nicht jene anhaltende und hartnäckige Aufmerkſamkeit bringen können, die zu einem merklichen Fortgange in denſelben unentbehrlich iſt. Kurz, unſre Seele kann nicht zwei Bürden zugleich tragen, und für nachdenkende Sclaven iſt die Dienſtbarkeit unſtreitig von allen Bürden die ſchwerſte: eher würden ſie Philoſophen werden, wie Epictet, welche die ſtrengſte Tugend umarmten, die allein ſie über den Verluſt der Freiheit tröſten könnte, als vortreffliche Maler oder große Dichter, deren Geiſt himmliſch, und deren Ausdruck ſtark und melodiſch ſeyn muß. Die Freilaſſung kann unter dieſer Gattung von Sclaven oft ſehr gute Wirkungen hervorbringen, wovon uns die alte Geſchichte verſchiedene Beiſpiele liefert: aber zum allergrößten Unglück kann man bei den Aſiaten die Freiheit nicht geben, wie man ſie bei den Griechen und Römern gab: zwar kann man einen Unglücklichen von den Ketten der häuslichen Sclaverei los machen, aber in der bürgerlichen Sclaverei bleibt er immer. Nach ſolchen Betrachtungen iſt es traurig, in unſern Tagen ſo viele Weltweiſe wegen der wiederholten Beſtrebungen der willkührlichen Macht, ſich in Europa feſtzuſetzen, bekümmert zu ſehen: ihren Vermuthungen zufolge würde unſer Welttheil, in weniger als drei Jahrhunderten, dem öſtlichen ähnlich ſeyn. Und hiebei iſt anzumerken, daß die Verheerung in Europa weit ſchneller um ſich greifen würde, als ſie vormals in Klein-Aſien that, wo die Menſchen weniger eigentliche und phyſiſche Bedürfniſſe hatten, ſo daß man ihnen vieles nehmen konnte, ehe ſie vor Hunger ſtarben, *und dennoch ſtarben ſie vor Hunger*. — Als die griechiſchen Kaiſer von Conſtantinopel, welche als ſchändliche und mit allen Verbrechen beladene Fürſten bekannt ſind, einen Tribut auf das Einathmen der Luft ſetzten, (pro haustu aëris) ſo war die Anzahl derer, welche noch in Jonien Luft ſchöpften, ſchon ſehr gering; und die

Finanzpachter, welche aufs neue die Einſammlung dieſes Tributs übernahmen, gewannen damals nicht ſo viel, als ſie unter Conſtantin gewonnen hatten. Eine Geſchichte der Finanzen des Byzanziſchen Reichs wäre ein ſehr intereſſantes Stück, das aber kein rechtſchaffener Mann würde leſen können, ohne Thränen zu vergießen."

An einem andern Orte wird der Wirkungen, welche in Japan die Einführung des Deſpotismus auf die Künſte gehabt, insbeſondere erwähnt:

„Die alte Regierung der Dairis," ſagt unſer Verfaſſer, „ob ſie gleich lehnförmig, und daher ſehr vielem Ungemach unterworfen war, ſcheint dennoch den Künſten und Wiſſenſchaften weniger ungünſtig geweſen zu ſeyn, als der ſtrenge Deſpotismus des heutigen Regiments. Es wird verſichert, man habe die von den verſchiedenen Cubos erregten Unruhen nicht mehr ertragen können; aber dieſe Unruhen, welche wenigſtens von Zeit zu Zeit unterbrochen wurden, waren immer der willkührlichen Gewalt, welche beſtändig dauert, vorzuziehen. Man betrachte die alten Griechen während ihrer häufigen innerlichen Zerrüttungen und Kriege, und dann die neuern Griechen, unter dem Ottomanniſchen Joch in Thiere verwandelt, ſo wird man über alles dieſes eine vernünftige Meinung faſſen können. So viel lehrt uns ſchon Kämpfer, daß es im achten Jahrhundert in Japan Bildhauer gab, deren Gedächtniß man ſehr in Ehren hielt; ſeit der neuen Regierungsform hingegen wird niemandes Gedächtniß mehr verehrt: denn Ehre und Deſpotiſmus laufen eben ſo ſehr wider einander, als Verbrechen und Tugend.“

Die hier geäußerte Meinung hat alle Geſchichten zur Stütze, und der Hr. v. P... hätte ſich kühn darauf berufen können, daß das lehnförmige Regiment, trotz aller ſeiner ſcheußlichen Gebrechen, der damit behafteten Geſellſchaft nie diejenige Federkraft ganz benommen hat, welche den Menſchen empor ſchwingt: dahingegen unter allen deſpotiſchen Regierungen der Menſch immer ſchlechter wird. Von letzteren giebt unter andern Colchis ein merkwürdiges Beiſpiel:

„Der äußerſte Grad des Deſpotiſmus,“ ſagt unſer Verfaſſer*), „hat die Einwohner von Colchis in das wilde Leben zurück geſtürzt; und mir iſt keine andre Urſache bekannt, die vermögend wäre, ein ſchon poliziertes Volk wieder zu Wilden zu machen, als Deſpotiſmus: denn die berüchtigte ſchwarze Peſt, und alle Verwüſtungen der Hunnen, haben in Europa nichts ähnliches hervorbringen können.“

„Das große Stück, welches ich Ihnen aus dem erſten Theile der Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer überſetzt habe, iſt eines der beredteſten im ganzen Werke: Sie werden aber keine Spur von Deklamation darin entdecken. Und ſo iſt die Schreibart des Hrn. v. P... durchgehends: natürlich, ungeſchmückt; aber deutlich, lebhaft und körnig. Da ſind keine aus metaphoriſchem Dunſt gebildete Phantome, die in Nebel zerfließen, wenn man ſie haſchen will; keine Zauderwürfe des Witzes, die ſich Weiſſagung nennen, und Trug und Thorheit ſind; es iſt ſimple Darſtellung von Ideen und Sachen, wie ſie in einem aufgeklärten Geiſte ſich ordnen und bilden.

---

*) Tom. II. p. 94.

Bei der erſten Durchleſung dieſer Schrift werden Sie vielleicht hie und da den Verfaſſer eines entſcheidenden, nicht durch hinlängliche Beweiſe gerechtfertigten Tons beſchuldigen; haben Sie ihn aber einmal bis zu Ende verfolgt, und ſich dabei Ihre ganze Beleſenheit gegenwärtig gemacht; ſo werden Sie ſich geſtehen müſſen, daß da, wo er wirklich entſcheidend iſt, auch faſt immer der Sache eine ſolche Gewißheit unterliege, daß es einem Manne, wie Hr. v. P... iſt, trivial und eckelhaft vorkommen müßte, ſich darüber in einen weitläufigen Beweis einzulaſſen. Dieſes gilt beſonders von der Widerlegung aller der Behauptungen, welche bisher ohne einigen Grund angenommen worden, und mir däucht, man könne es einem Gelehrten nicht verargen, wenn er, Kürze halber, ſich begnügt, nur gerade weg von gewiſſen Behauptungen zu ſagen: es ſey Thorheit ſie anzunehmen. Fontenelle ſagte: „will Vater Baldus durchaus glauben, es ſey der Teufel, der die Orakel reden gemacht, ſo kann es ihm niemand wehren.“

Doch hiemit genug von meinen vorläufigen Anmerkungen. Einige andre bekommen Sie nächſtens mit dem verſprochenen Auszuge, und die beſten werden Sie ſich ſelber machen.

Ich bin u. ſ. w.

Zweiter Brief.

Beinahe hätte ich Ihnen anſtatt des verſprochenen Auszuges eine recht gründliche Deduction, warum ich meinen Vorſatz, ihn zu machen, aufgeben müſſen, eingeſchickt: aber ich halte Wort. Die Materien werde ich dergeſtalt von einander trennen, und wieder zuſammen ordnen, daß Sie dasjenige, was jedwedes der beiden Völker betrifft, welche die Unterſuchungen des Hrn. v. P... zum Gegenſtande haben, in einer ununterbrochenen Folge beiſammen finden. Die Chineſer will ich zuerſt vornehmen.

Durch die plumpen Uebertreibungen einiger Miſſionarien und Reiſebeſchreiber, bei denen geſunde Vernunft weniger als das Wunderbare galt, und welche Erdichtungen für Geſchichte ausgaben, iſt China ſehr berühmt unter uns geworden. Ohne Zweifel wird man das handgreiflich Falſche in allem dieſem je mehr und mehr erkennen lernen, und den Chineſern ein ähnliches Schickſal mit den vorgeblichen Rieſen der Magellanica angedeihen laſſen, welche, zwei Jahrhunderte durch, zehn Fuß hoch waren, und nunmehr auf die gewöhnliche Menſchengröße herunter geſetzt ſind.

Es iſt ſchwer zu ſagen, warum die Europäer durchaus an den äußerſten Küſten von Aſien ein, ſie an Einſicht und Weisheit ſo ſehr übertreffendes, Volk haben finden wollen; denn durch Beweiſe hat ſie niemand von dem Daſeyn deſſelben überzeugt. Wir haben in der That kein Beiſpiel von einer ſo wunderlichen Verblendung, welche ſich, nicht blos über den großen Haufen, ſondern faſt über alle Gelehrten erſtreckt hätte. Gewöhnlich ſprechen dieſe nicht anders als mit Begeiſterung von den Wiſſenſchaften und dem Ackerbau des glücklichen China, wo ein Confucius lebte und lehrte, und in deſſen ungeheurem Umfange man, ihrer Meinung nach, keinen Zoll breit ungebautes Land antrifft; dann bejammern ſie Europens Zuſtand, wo ſich ſo viele Haiden und ſo viele ſchlechte Bücher aufzählen laſſen.

Dieß ſind die Vorurtheile; hier ſind die Facta:

Zuvörderſt beweiſt der Hr. v. P..., daß die Hälfte von China wenigſtens ungebaut liegt. So wie man dem Mittelpuncte der Provinzen näher kömmt, ſo ſieht man den Ackerbau abnehmen, und faſt in allen ſtößt man zuletzt auf vollkommene Wüſteneien. Die Jeſuiten ſelbſt geſtehen, daß wenn ſie nicht den Auftrag erhalten hätten, die Karte von China aufzunehmen, ſie nie erfahren haben würden, daß es in den mehrſten großen Landſchaften dieſes Reichs Diſtricte von 20 franzöſiſchen Meilen gebe, die wenig bevölkert und nicht ſelten ganz öde und unwirthbar ſeyen*). Faſt alle Reiſende, die bis zum Mittelpuncte von China durchgedrungen, geſtehen, man müſſe ſich des Nachts der Begleitung von Fackeln bedienen, um die Tiger und andre reißende Thiere zu verſcheuchen. Es müſſen alſo große Wildniſſe vorhanden ſeyn, worin dieſe Thiere ſich aufhalten und fortpflanzen. Noch weit beträchtlichere Strecken Landes nehmen die chineſiſchen Wilden, Maulao und Miaoſſe genannt, ein, welche von Raub und Viehzucht leben. Die Colonien, welche man zu verſchiedenen Malen in die innern Landſchaften geſandt, haben ſich, wegen der immerwährenden Beunruhigungen von Räubern, nicht darin erhalten können. Daß die Menge der Räuber in China ſehr groß ſeyn müſſe, erhellet allein daraus, weil ihrer gewöhnlich alle Jahre an die Vierzigtauſend in Verhaft genommen werden. Unter den vorigen Dynaſtien belagerten ſie oft Städte, und ſelbſt Pekin iſt durch ſie eingenommen und geplündert worden, obgleich eine Beſatzung von ſechstauſend Mann darin lag. Das Volk drängt ſich daher an den Ufern der Flüſſe und in den Städten zuſammen, wo der geringere Theil deſſelben auf die kümmerlichſte Weiſe ſein Leben erhält. Nun wird zwar in dieſen bewohnten Gegenden der Feldbau mit allem nur erſinnlichen Fleiße betrieben; aber das hindert nicht, daß, bei einer ſo unverhältnißmäßigen Bevölkerung, der geringſte Mißwachs nicht Tauſenden von Menſchen das Leben koſten müſſe. Aus eben dieſem Grunde können auch keine großen Magazine angelegt werden; und durch Zufuhren aus Indien oder Java dem Mangel vorzubeugen iſt noch nie einem Mandarin in den Sinn gekommen; weit minder noch wird an ſolche Mittel gedacht, die bis an die Wurzel des Uebels reichen.

---

*) S. Description de l'empire de la Chine. Tom. I. p. 18. in 4to.

Das Gerücht von der erſtaunlichen Bevölkerung des chineſiſchen Reichs läßt ſich, bei alle dem, leicht erklären. Den Reiſenden mußte dieſelbe ſechs bis ſiebenmal größer erſcheinen, als ſie in der That iſt. Denn, da dieſe nicht in die Einöden der Provinzen kamen, ſo urtheilten ſie von ganz China nach den Städten Nankin und Canton, welche die Handlung mit Indien, Japan und Europa ſehr blühend macht. Das iſt eben ſo, als wenn man von der Türkei nach den Städten Alep und Cairo urtheilen wollte. Was Pekin anbelangt, da dieſes die Hauptſtadt eines deſpotiſchen Reichs iſt, ſo muß ſie freilich ſehr bevölkert ſeyn, denn alle Hauptſtädte von Aſien ſind es: dieß iſt eine unausbleibliche Wirkung der willkührlichen Gewalt: alle Glieder des Körpers werden da erſchöpft, um das Haupt aufzuſchwellen.

Nichts kann unzuverläſſiger ſeyn, als die Nachrichten von der Anzahl der Einwohner des chineſiſchen Reichs. Man findet Abweichungen von hundert Millionen darin*). Um nur von einer einzelnen Stadt zu reden, ſo rechnet Du Halde auf Pekin drei Millionen Einwohner, und Le Cante nur zwei Millionen. Kann man von Leuten, die bei der Aufnahme einer einzelnen Stadt ſo ſehr von einander abweichen, wohl hoffen, daß ſie von dem Zuſtande der Bevölkerung eines ganzen

---

*) Man vergleiche die Ausrechnungen des P. Martini mit denen des P. Bartole.

Landes, und dazu eines ſo unregelmäßig bewohnten Landes, wie China, unterrichtet ſeyen? — In den Auszügen aus den chineſiſchen Kopfſteuerregiſtern, wovon man behauptet, ſie ſeyen von den Chineſern ſelbſt geliefert worden, findet man in der einen Provinz fünf Perſonen auf jede Familie gerechnet, und in der andern zehn. Die Tartaren zählten bei ihrem Eintritte in das chineſiſche Reich nur eilf Millionen, zwei und funfzig tauſend, achthundert und zwei und ſiebenzig Familien auf, welches, zu fünf Perſonen auf die Familie gerechnet, noch keine ſechzig Millionen Seelen ausmacht; indeſſen, wenn man auch, einigen Ausrechnungen zufolge, die Bevölkerung von China auf zwei und achtzig Millionen ſetzt, ſo wäre dennoch dieſes Reich, in Rückſicht auf ſeine Größe, lange nicht ſo bevölkert, wie Teutſchland.

In einem Lande von ſo gewaltigem Umfange, wie China, müßten ſich 15 bis 16000 mit Mauern verſehene Städte aufzählen laſſen; es ſind aber deren keine 4000 vorhanden, wenn man auch die Flecken mitzählt, welche in dem, 1744 zu Petersburg verfertigten, Atlas angemerkt worden. Rechnet man diejenigen kleinern Marktflecken, welche nur zwei oder drei Lys im Umfange haben, ab; ſo bleiben, ſelbſt nach dem Geſtändniſſe der Jeſuiten, nur 1453 Städte übrig. Nun finden wir deren in Teutſchland eine weit größere Anzahl, obgleich alles das, was zum teutſchen Reiche gerechnet wird, kaum den ſechſten Theil von China beträgt.

So viel iſt gewiß, daß die angebauten Gegenden von China ſehr bevölkert ſind. Das Clima daſelbſt iſt der Fortpflanzung in aller Abſicht günſtig. Die Erziehung eines Kindes bis zum Jünglingsalter bedarf nur eines ſehr geringen Aufwandes: aber die Einwohner dieſes Reichs ſind theils in ſolchem Grade elend, theils ſo ſehr dem Geiz ergeben, daß ſie ihre Kinder in Menge umbringen, oder erwachſen zu Sclaven verkaufen. Der Kindermord wird bei den Chineſern auf verſchiedene Weiſe begangen. „Entweder erſticken die Gebärmütter die Kinder in einem Becken heißen Waſſers, und laſſen ſich dafür bezahlen; oder man wirft ſie in den Fluß, nachdem man ſie mit dem Rücken auf einen ausgehölten Kürbis geheftet*). Das Geſchrei, welches ſie alsdann von ſich ſtoßen, würde in jeder andern Gegend die Menſchheit ſchaudern machen; aber hier iſt man gewohnt es zu hören, und niemand ſchaudert dabei. Die dritte Art, ſie umzubringen, iſt, daß man ſie auf den Gaſſen ausſetzt, wo alle Morgen, beſonders zu Pekin, Schuttkarren durchfahren, welchen man die in der Nacht ausgeſetzten Kinder aufladet, von da werden ſie in einen Graben abgeworfen, und nicht mit Erde bedeckt, in Hoffnung, die Mohametaner möchten einige davon zu erretten kommen; aber oft geſchieht es, daß vor Ankunft der Schuttkarren viele dieſer Kinder von den Hunden, und beſonders von den Schweinen, welche die Gaſſen von China erfüllen, ſchon lebendig gefreſſen ſind. Die Jeſuiten verſichern, daß ſie, in einem Zeitlauf von drei Jahren, neun tauſend, ſieben hundert und zwei Kinder aufgezählt haben, die auf die angegebene Art dem Schindanger beſtimmt waren; aber diejenigen haben ſie nicht aufgezählt, welche zu Pekin unter den Füßen der Pferde und Maulthiere zertreten, in den Canälen erſäuft, gleich bei der Geburt erſtickt, von den Mahometanern aufgenommen, oder an allen den Orten umgebracht werden, wo keine Jeſuiten waren, um ſie zu zählen.“ Hiebei iſt noch anzumerken, daß die Chineſer meiſtens nur ihre Kinder weiblichen Geſchlechts ausſetzen; die Knaben können ſie theurer verkaufen, als die Erziehung derſelben ihnen zu ſtehen kommt; die Mädchen aber nicht.

---

*) S. Toreens Reiſe nach China, fünfter Brief.

Die Menge der Verſchnittenen in China iſt faſt unglaublich; unter der chineſiſchen Regierung, das iſt, ehe die Tartaren das Kaiſerthum eroberten, waren die Vicekönige und die Vorſteher der Gerichtshöfe lauter Verſchnittene. Die Geſchichte ihrer Verwaltung erweckt Abſcheu und Grauen. Der Kaiſer war jederzeit ihr Erbe, und erbte deſto mehr, je mehr ſie geraubt und erpreßt hatten. Sogar den Tartaren erweckten dieſe Mißbräuche Abſcheu; ſie ſetzten gegen das Jahr 1670 alle verſchnittenen Mandarinen aus ihren Bedienungen.

Nirgendwo iſt die untere Claſſe von Bürgern ſo elend, und von allen Bequemlichkeiten des Lebens ſo ganz entblößt, als in China. Die Urſache hievon liegt im Deſpotismus der Kaiſer und ihrer Vicekönige, in deren Händen alle die Gewalt iſt, welche den Geſetzen mangelt. Die Geſetzgebung des chineſiſchen Reichs iſt nicht viel mehr als eine Polizei-Ordnung. Alles wird daſelbſt durch den Prügel bewegt und regiert.

Der Landleute ſchont man aus dringenden Urſachen noch am mehrſten; aber ſie werden darum nicht weniger, ſo wie es in den übrigen aſiatiſchen Staaten üblich, zu unaufhörlichen Herrendienſten mit äußerſter Strenge angehalten. Dieſe Claſſe von Menſchen macht den achtungswürdigſten Theil der Nation aus. Man kann ihnen nicht, gleich dem Pöbel der Städte, Unredlichkeit, Betrügerei, Kindermord und die ausſchweifende Lüderlichkeit vorwerfen; denn nichts geht über ihre Eingezogenheit, ihre Mäßigkeit und ihren unermüdeten Fleiß. Was man von der Ehre, die in China dem Bauerſtande erwieſen werde, erzählt, iſt ungegründet; er iſt nur etwas weniger verachtet, als die Handwerker und Kaufleute, von welchen letztern der jetzt regierende Kaiſer Kean-Louna ſagt: es ſey nicht einmal der Mühe werth, an ſie zu denken*). Um ſich von den Landleuten und Handwerkern zu unterſcheiden, laſſen die Mandarinen die Nägel an ihren Fingern wachſen, welches denn freilich ein herrliches Zeugniß für ihren Müßiggang, aber ein ſehr ſchlimmes für ihre Einſichten ablegt.

Ein wichtiger und ſehr ausführlich abgehandelter Artikel in den Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer, iſt derjenige, wo von dem Zuſtande der Malerei und Bildhauerkunſt bei faſt allen Völkern des mittägigen Aſiens und eines Theils von Africa gehandelt wird. Die Indianer und Chineſer, ſagt der Hr. v. P..., ſind unter allen orientaliſchen Völkern diejenigen, welche die härteſten und ungeſchickteſten Arbeiten machen, und die am wenigſten ſowohl von den Grundſätzen der Zeichnungskunſt, als den Regeln, welchen die Abwechſelung der Lichter unterworfen iſt, wiſſen. Das Gefallen, ſo dieſe Sudler unaufhörlich an fantaſtiſchen Geſtalten, Ungeheuern, Chimären und allegoriſchen Compoſitionen bezeugen, iſt, nach unſerm Verfaſſer, eine Wirkung der erhöhten Einbildungskraft jener Völker, die unter brennenden Himmelsſtrichen wohnen, und deren Lebensgeiſter in einer immerwährenden Bewegung ſind. Daher mangelt dieſen Künſtlern jene Stille des Geiſtes, jene Bedächtlichkeit und jenes Harren, welche das Studium der Natur, in die man allein durch anhaltendes Nachſinnen einzudringen fähig wird, erheiſcht. Auch ſehen wir die Morgenländer beſtändig von der ungeſtümen Heftigkeit eines Geiſtes dahingeriſſen, welcher, indem er weder durch die Anfangsgründe der Kunſt, noch die Kenntniß ſchöner Formen geleitet wird, lauter ſeltſame Gegenſtände bildet, die in keinem Grade diejenige Zierlichkeit haben, welche aus der ungezwungenen Nachahmung wirklicher Dinge entſpringt. Hiezu geſellen ſich die Hinderniſſe, welche der aſiatiſche Deſpotismus dem Fortgange der ſchönen Künſte in den Weg legt, nebſt noch andern phyſiſchen Urſachen, in welchen zuſammen genommen der Hr. v. P... die hinlängliche Urſache findet, warum das mittägige Aſien, in einem Zeitlauf von einigen tauſend Jahren, weder große Maler, noch ſolche Bildhauer, die mit den griechiſchen verglichen zu werden verdienten, hervorgebracht habe.

---

*) Eloge de la ville de Mukden. p. 97. édit. de Paris.

Es iſt ſonderbar, daß man in China, deſſen Einwohner ſich eines ſo hohen Alterthums rühmen, keine alten Denkmale antrifft; weder Münzen, noch Gräber, noch Bildſäulen, noch Inſchriften. Dieſes ſonderbare Factum wird durch den Brief ſelbſt beſtätiget, welchen die Miſſionarien zu Pekin an die königliche Geſellſchaft zu London geſchrieben, und wovon ſich Auszüge in dem 59ſten Theil der Philoſophiſchen Transactionen befinden. Die Urſachen, welche die Jeſuiten von dieſem Mangel anführen, ſind zu eitel, als daß ſie wiederholt zu werden verdienten.

Man hat bei den Chineſern keine nach Art der Aegyptier behandelten Bildhauerarbeiten angetroffen. Man hat bei ihnen keine Spur von jenen ſymboliſchen Gottheiten entdeckt, welche aus verſchiedenen, von den geheiligten Thieren entlehnten Theilen zuſammengeſetzt ſind. Der Hr. v. P... behauptet, es ſey eitel Verblendung, daß die Herren De Guignes und Steedham zwiſchen den chineſiſchen Schriftzeichen und den ägyptiſchen Hieroglyphen einige Gleichförmigkeit wahrzunehmen vermeint haben. Diejenigen Völker, welche ſich der Bilderſchrift bedienet, mußten nothwendig zuweilen auf ähnliche Züge und Figuren fallen. Es wird ſicher niemanden befremden, daß die Wandelungen des Mondes bei den Mexicanern durch eben die Umriſſe bezeichnet waren, deren man ſich in unſern Kalendern bedient: denn ſo bildete ſich dieſer Planet von jeher allen Erdbewohnern. Das Syſtem des Herrn De Guignes gründet ſich auf ein unbedeutendes Büchelchen des Grammatikers Orus, von dem man weiß, daß er unter der Regierung des Theodoſius lebte, da die Kenntniß der Hieroglyphen ſchon ſeit verſchiedenen Jahrhunderten gänzlich verloren war. Auch haben die Symbole, welche Orus anführt, oft gar keine Aehnlichkeit mit den Zügen, welche wir an den Obelisken wahrnehmen; und die gemeinſten Züge auf den Obelisken ſind eben diejenigen, von welchen Orus nicht ſpricht.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen haben den Hrn. v. P... bewogen, die leeren Vermuthungen des Hrn. De Guignes zu verwerfen und ſich blos an Thatſachen zu halten, welche unwiderſprechlich darzuthun ſcheinen, daß die Aegyptier nichts mit den Chineſern, weder in ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen, noch in ihrer Staatsverfaſſung, gemein gehabt haben. Ihre Gewohnheiten, Sitten und Ideen ſind in vielen wichtigen Stücken einander ganz entgegen geſetzt.

Was das urſprüngliche Vaterland der Chineſer betrifft, ſo behauptet unſer Verfaſſer, ſie ſeyen von jenen gewaltigen Höhen, welche man in der Gegend der Quellen des Selinga und Orka antrifft, herunter gekommen, und haben, bevor ſie regelmäßige Städte gebaut, unter Zelten oder beweglichen Hütten gelebt, wie jene Horden von Nomaden pflegen, welche wir überhaupt Tartaren nennen, ſo wie die Alten ſie Scythen nannten. Ohne C. und iſt gegen den Hrn. v. P... der Argwohn geäußert worden, als wollte er dieſe Völker mit einander vermiſchen, da er ſich hierüber doch in dem zweiten Theile ſeiner Unterſuchungen auf eine Art erklärt, welche keinen Schatten von Zweideutigkeit übrig läßt. Wenn die alten Geſchichtſchreiber verſchiedener Gebräuche, welche den ſcythiſchen Völkerſchaften eigenthümlich waren, erwähnen, und wir eben dieſe Gebräuche heut zu Tage in China wiederfinden, als, das Sinnbild des Drachen in den Fahnen, den Trank der Unſterblichkeit, die Wahrſagerei aus Stäben und die gottesdienſtliche Verehrung der Todten; dann dürfen wir ſagen, daß die Chineſer merkliche Gleichförmigkeiten mit den Scythen haben; und dieſe Art ſich auszudrükken, zieht nicht die mindeſte Verwirrung nach ſich, obgleich die ſcythiſchen Nationen in verſchiedene Völkerſchaften vertheilt geweſen ſind, welche man nicht immer im Stande iſt, in den neuern Völkerſchaften wieder zu erkennen. Daß die nördlichen Provinzen des chineſiſchen Reichs vor den ſüdlichen geſittet geweſen, und daß in jenen das geſellſchaftliche Leben eigentlich ſeinen Anfang genommen, davon ſind unverwerfliche Zeugniſſe vorhanden. Einige dieſer tartariſchen Horden, welche frühzeitig jenſeit des gelben Fluſſes lieſen, behielten dort länger die wilden Sitten des Hirtenlebens bei. Noch jetzo pflegen die Einwohner der nördlichen Provinzen die Einwohner der ſüdlichen mit dem Schimpfnamen Man-Dzy, (die Barbaren vom Mittag) zu belegen*). Dieſe Folgen einer natürlichen Fortwanderung, dem Hange des Bodens nach, würden ſich wohl ſchwerlich wahrnehmen laſſen, wenn ein fremdes Volk dazwiſchen gekommen wäre.

Eine beſondere Abhandlung über die Chemie, welche den erſten Theil der Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer beſchließt, enthält viel Merkwürdiges, den Trank der Unſterblichkeit betreffend, für welchen viele gravitätiſche Gelehrte in China noch ſehr eingenommen ſind. Dieſe durch die Lehre von der Seelenwanderung erzeugte Thorheit hat unter vielen ſcythiſchen Nationen geherrſcht, beſonders unter den großen und kleinen Geten, von den griechiſchen Schriftſtellern die Unſterblichen oder die Apathanatizontes genannt. Es ſind die Mönche von dem Orden Laokiums oder die Tao-ße, welche ſich damit abgeben, albernen und abergläubiſchen Leuten ſtarke Doſen von dieſem ſonderbaren Tranke zu reichen. Er hat einigen Kaiſern in der Blüthe des Lebens den Tod gebracht. Und das iſt nun im Grunde die ganze Sache, worauf der Uebertreiber Martini die Chineſer zu ſo großen Alchymiſten gemacht hat, daß alle europäiſche Goldmacher für Verzweiflung oder Scham darüber ſterben müßten. Da man in den chineſiſchen Apotheken weder chemiſche Zubereitungen, noch Eſſenzen, noch geiſtige Waſſer antrifft, ſo hat der Arzt Cleyer geſchloſſen, man kenne dort ſogar den Gebrauch des Deſtillirkolbens nicht; aber die Art, wie man daſelbſt, zu Verfertigung des Sampſou, den Reis deſtillirt, beweiſet gerade das Gegentheil. Die Erfindung des Deſtillirkolbens, oder einer ähnlichen Maſchine, muß unter den Tartaren ſehr alt ſeyn; denn dieſe haben von jeher, nach der in den Reiſen des Herrn Pallas beſchriebenen Methode, Branntwein aus der Pferdemilch verfertiget.

---

*) Quaestiones Petropolitanae de nominibus imperii Sehinarum p. 35. Goettingae 1770.

Es iſt bekannt, was für ausnehmende Einſichten in die Aſtronomie, Geographie, und andere gründliche Wiſſenſchaften den Chineſern beigemeſſen werden; aber die Schrift des Hrn. v. P... ſtellt ſie in ihrer ganzen Blöße dar. Die Beweiſe, welche von ihrer Unwiſſenheit gegeben werden, ſind ſo augenſcheinlich, daß man, ohne hartnäckig zu ſeyn, ihnen nicht widerſtehen kann. Sonſt erhellet auch ſchon daraus, daß die Chineſer noch jetzt Europäer haben müſſen, um ihre Reichs-Kalender zu verfertigen, daß unter ihnen nicht ein Gelehrter iſt, der eine ſo leichte Arbeit übernehmen könnte. Denn vom Kalendermacher zum Aſtronom iſt noch viel weiter, als vom Maurer zum Baumeiſter.

Ueberhaupt iſt es nur blindes Lob, das man den chineſiſchen Schriften ertheilt: denn da ſie den Fehler haben, daß ſie ſich nicht leſen laſſen, ſo können ſie wohl ſogar vortrefflich nicht ſeyn. Wie viel europäiſche Gelehrte mag es wohl geben, welche ſich die Zeit mit den Moralitäten des Philoſophen Ment-ſe verdorben haben? Man lieſt ſogar nicht einmal den Confucius, und wirklich ſind ſeine Schriften ſo leer von Sachen, und ſo voll nichtsbedeutender Denkſprüche, daß eine faſt übermenſchliche Geduld dazu gehört, ſie ganz durchzuleſen. Faſt alle diejenigen, welche ſich an dieſes Unternehmen gewagt, haben der Vollendung unterliegen müſſen, ſo muthig und hartnäckig ſie ſich auch ſonſt in den dürreſten und ermüdendſten Arbeiten gezeigt. Die chineſiſchen Schriften, welche neuerlich zu Paris herausgekommen, als der Chou-king und die Kriegskunſt, werden von dem Hrn. v. P... ſehr heruntergeſetzt. Zu dieſen iſt noch das Lob der Stadt Mukden zu rechnen, welches den jetztregierenden Kaiſer Kean-Louna oder Kien-long zum Verfaſſer hat. Man muß die Beſcheidenheit dieſes weiſen Fürſten bewundern, wenn man ihn behaupten ſieht, die Tartaren, wovon er abſtammt, ſeyen aus einer Jungfrau entſprungen, welche an den Ufern des Sees Poulkouri einen Sohn, Namens Aiſin-Ghioro genannt, zur Welt gebracht*). Damit ſich ja niemand einfallen laſſe, über dieſen Urſprung des Kean-Louna einigen Zweifel zu hegen, ſo zeigen die Commentatoren an, man finde in den Jahrbüchern zwei Beiſpiele eines ähnlichen Wunders. Dennoch mag es wohl noch nicht ſo ganz entſchieden ſeyn, daß Geſchichtsbücher, worin dergleichen Wunder vorfallen, Jahrbücher genannt zu werden verdienen.

Mit Mißvergnügen nehme ich wahr, daß mein Brief bereits zu einer ungeheuern Länge angewachſen iſt, weil ich mich dadurch genöthigt ſehe, einige der wichtigſten Artikel, die mir noch anzuzeigen übrig bleiben, ganz kurz abzufertigen.

---

*) Eloge de la ville de Mukden, p. 15. édit. de Paris.

Der Abſchnitt vom Zuſtande der Baukunſt, in den Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer, enthält eine Menge wichtiger und vortrefflicher Beobachtungen. — Von Canton bis Pekin trifft man nicht ein Gebäude an, welches nur die entfernteſte Aehnlichkeit mit einer Pyramide, einem Labyrinth, oder einem ägyptiſchen Tempel hätte. Da die chineſiſchen Wohnungen nur aus einem unterſten Stockwerke beſtehen, ſo nehmen ihre Städte weit mehr Raum, als die europäiſchen, ein. Von weitem ſehen ſie einem Lager ähnlich, und der Hr. v. P... behauptet, daß ein Hirtenzelt das Modell zu dieſen niedrigen und ſchlecht gegründeten Häuſern gegeben habe. Die Dächer daran werden nicht von den Mauern, ſondern von dem inwendigen Zimmerwerk getragen. Eine mittelmäßige Erſchütterung wirft ſie zu Boden; und es iſt gar nicht der Erdbeben wegen, welche man in den japaniſchen und moluckiſchen Inſeln weit öfter und ſtärker hat, daß man ſie ſo niedrig baut. Zu Nankin ſank ein Glockenthurm blos vom Gewicht der Glocke ein.

Der große königliche Canal iſt kein Denkmal der chineſiſchen Induſtrie. Dieſes bewunderswürdige Kunſtwerk ward im dreizehnten Jahrhundert, unter der Regierung des Mongolen Koublai-kan, welcher eine Menge ausländiſcher Gelehrten und Künſtler nach China zog, zu Stande gebracht. Man trifft Leute an, die in der Meinung ſtehen, die große chineſiſche

Mauer ſey das einzige Bollwerk dieſer Art, das je auf unſerer Erde vorhanden geweſen; hier aber werden noch verſchiedene andere angezeigt, deren einige ſehr beträchtlich waren; als die Mauer von Seſoſtris, und diejenige, welche von dem caſpiſchen Meer bis an das ſchwarze Meer reichte; derjenigen Arbeiten dieſer Art nicht zu gedenken, welche von den Römern in verſchiedenen Gegenden von Europa angelegt worden. Nichts kann ausgemachter ſeyn, als die Unnützlichkeit dieſer entſetzlichen Bollwerke; denn ein Land läßt ſich nicht wie ein Caſtell befeſtigen.

Die in den Provinzen von China ſo häufigen Thürme von neun Stockwerken, haben eine Beziehung auf einen ganz wunderlichen Aberglauben. Man iſt in dieſer Gegend von Aſien überzeugt, die Zahl neun faſſe unausſprechliche Geheimniſſe in ſich: auch finden wir Spuren davon in einer unzähligen Menge von Gebräuchen und politiſchen Anordnungen. Daher die alte Eintheilung des Reichs in neun Kreiſe; die neun Gefäße, an die man das Schickſal des Staats gefeſſelt zu ſeyn glaubt; die neun Ordnungen der Mandarinen, die neun Grade der Verwandtſchaft; die neun Reverenzen, welche man dem Kaiſer macht; die neun Arten, den Feind anzugreifen, und die neun Arten von ihm wegzulaufen: denn es giebt dieſer eben ſo viel als jener, wie der Verfaſſer der chineſiſchen Kriegskunſt ſehr gravitätiſch verſichert. Man ſollte nicht glauben, daß ſelbſt Confucius von dieſen cabbaliſtiſchen Poſſen bethört geweſen; und doch iſt er es, der die mehrſten Regeln für jene kindiſche Wahrſagerei vorgeſchrieben hat, wo man das Schickſal durch den Wurf magiſcher Stäbe fragt *). Ueberhaupt wird manches umſtändlichere, was Hr. v. P... von dieſem Manne anmerkt, vielleicht diejenigen erröthen machen, welche in Europa ihn als einen unvergleichlichen Weltweiſen darſtellten. Wer unter uns Bücher ſchriebe, wie die von Confucius, der fände keinen Verleger, oder richtete ihn zu Grunde, ſo ſchwer dieſes auch iſt.

In dem Artikel Religion, beſtreitet unſer Verfaſſer die Irrthümer, worin man ſowohl in Abſicht des Deismus der alten Chineſer, als des Atheismus der neuern geweſen. Dieſes Volk hatte von jeher eine Menge von allerhand abergläubiſchen Gebräuchen. Noch heut zu Tage ſieht man zu Pekin einen Tempel der Sonne und einen Tempel des Mondes, worin dieſen Planeten wirklich gottesdienſtliche Ehre erzeigt wird; und dieß iſt ein Factum, woran niemand unter dem Vorwande zweifeln muß, weil die Jeſuiten dieſer Tempel niemals erwähnt haben. Dieſe Prieſter hatten hiezu ihre Urſachen; aber ſie unterſtanden ſich doch nicht, dem Cardinal Tournon gerade zu widerſprechen, der wohl unterrichtet war, und den zu Pekin eingeführten Gottesdienſt Abgötterei nennt; ein Ausdruck, welchen der Hr. v. P... nicht immer zulaſſen will, ſondern an deſſen Stelle ſich des Worts Aberglauben bedient; theils um die Ideen, theils um die Sachen ſelbſt zu mildern.

---

*) Visdelou notice de L'YKING. p. 470. —

Bayle ſagt in einem Artikel ſeines Wörterbuchs, das atheiſtiſche Syſtem des Spinoza hänge viel ſchlechter zuſammen, als das Syſtem der chineſiſchen Gottesläugner; aber man weiß, wie wenig der ſonſt ſo ſcharfſinnige Bayle den Spinoza verſtanden hat, und in dem gegenwärtigen Fall irrt er auf eine ganz ſeltſame Weiſe. Unſtreitig iſt Spinoza unter allen Anhängern des Atheismus derjenige, der über falſche Grundſätze am beſten raiſonnirt hat; die chineſiſchen Gelehrten aber raiſonniren nie mit einiger Richtigkeit, wie ſelbſt Dü Halde bezeugt*), bei dem man ſie als die unwiſſendſten und abergläubiſchſten Leute beſchrieben ſindet. In der That unterwerfen ſie ſich allen Gebräuchen (pratiques) Bonzen; ſie glauben an die Sterndeutung, an Geſpenſter, an den Trank der Unſterblichkeit; an gewiſſen Tagen faſten ſie, fanatiſcher Weiſe, um den Geiſt des Confucius auf einen mit Opferſpeiſen bedeckten Tiſch herunter zu locken. Gewiß wird durch Faſten das Andenken eines Philoſophen ſchlecht geehrt; denn die größte Verehrung, die man ihm erweiſen kann, iſt, wenn man den Laſtern entſagt, und ſeinen Tugenden nachfolgt. Folgten die chineſiſchen Mandarinen dieſem Lehrſatz, ſo würde man ſie nicht in allen Reiſebeſchreibungen, beſonders in der vom Lord Anſon, ſo ſehr verſchrieen finden. Mich däucht, die Chineſer könnten nicht beſſer und kürzer charakteriſirt werden, als es von dieſem großen Manne geſchehen iſt, wenn er ſagt: ſie ſeyen zu nichts im Stande, was wahre Größe oder Leben verriethe *).

---

*) Die unglaubliche Unwiſſenheit der Chineſer trägt ſehr vieles dazu bei, daß ſowohl die Gelehrten als Ungelehrten ſo leicht in den lächerlichſten Aberglauben gerathen. Ich rede aber hier nicht von ihrer Unwiſſenheit im Handel und Wandel: denn da übertreffen ſie den Witz der Europäer. Ich meine auch nicht ihre Regierungsgeſetze: indem wohl kein Volk in der Welt iſt, das beſſere Polizeiverordnungen hätte, und ſich auch leichter regieren ließe. Es betrifft meine Beſchuldigung auch nicht ihre Sittenlehre, die aus allerhand artigen Maximen beſteht; ihre Bücher ſind damit angefüllt, und es kömmt nur auf die Ausübung derſelben an. Allein eben dieſe Lehrer, die ein bischen Moral im Kopf haben, wiſſen gemeiniglich von den andern Theilen der Weltweisheit nichts; ſie können keinen richtigen Schluß von den Wirkungen der Natur machen, um die ſie ſich auch nicht einmal bekümmern; ſie wiſſen nichts vom Weſen ihrer Seele, und von einem erſten und oberſten Weſen, indem ſie ſich mit ihrem Nachdenken nicht gerne ſo hoch verſteigen; ſie wiſſen nichts von einem andern Leben und von der Nothwendigkeit der Religion. Und dennoch ſoll man nicht leicht ein Volk finden, das fleißiger ſtudirte. Aber ſie bringen ihre

Wenn es große Weisheit iſt, in einem Lande eine ungeheure Menge von Mönchen zu ernähren, ſo müſſen die Chineſer ein ſehr weiſes Volk ſeyn, denn der Haufe ihrer Bonzen iſt unzählig. Zuweilen hat man ſie angegriffen; aber ſie haben allezeit geſiegt.

Jugend gemeiniglich mit Leſen zu, den Ueberreſt ihrer Tage aber entweder mit Beobachtung ihrer Amtsgeſchäfte, oder mit Abfaſſung zierlicher akademiſcher Reden. Du Halde Beſchreibung des chineſiſchen Reichs. III. Theil. I. Abſchnitt §. 97.

*) Anſons Reiſe. Cap. XVIII.

Da die Chineſer weder ſehr freigebig, noch ſehr mildthätig ſind, ſo müſſen die bettelnden Bonzen zu tauſend Kunſtſtücken ihre Zuflucht nehmen, um ihnen Almoſen abzuzwingen. In andern Ländern ſind einige Geißelſchläge nebſt zwei oder drei Gebeten, hinlänglich, einem Bonzen ſein Mittagsmahl zu verdienen; in China hingegen muß ein Bonze ſich den ganzen Leib blutrünſtig machen, wenn er eine Schüſſel Reis erlangen will. Demunerachtet mögen dieſe Elenden ſich lieber ſchlagen als arbeiten.

In dem Werke ſelbſt muß man alles dasjenige leſen, was die Lehrſätze der alten chineſiſchen Religion betrifft, welche nie die Unſterblichkeit der Seele verworfen hat, wie verſchiedene Gelehrte vorgeben, nachdem ſie die Kings oder die canoniſchen Bücher geleſen hatten, worin weder von einem Paradieſe, noch von einem Fegefeuer, welches einige aſiatiſche Theologen die Hölle nennen, geredet wird. Das gänzliche Stillſchweigen der Kings von beſondren, zur Belohnung der Guten und Reinigung der Böſen beſtimmten Orten, beweiſt nichts für den Materialismus der Chineſer, welche gewiß glauben, daß die Seele den Körper überlebt, und auf dieſen Glauben die Verehrung gründen, die man in dem ganzen Reiche den Schatten der Vorfahren erweiſt.

In dem letzten Abſchnitte ſcheint der Verfaſſer die unter den europäiſchen Politikern ſo oft beſtrittene Frage zu entſcheiden, ob China, in der ſtrengſten Bedeutung des Worts, eine Monarchie, oder ein blos deſpotiſcher

Staat ſey, welcher keine andere Triebfeder, als die Kriegsmacht hat?

Die Regierungsform in China iſt nicht deswegen monarchiſch, weil Gerichtshöfe da ſind; denn alle Deſpoten von Aſien haben Gerichtshöfe, oder Divans. Dieſes beſtimmt nicht den Unterſchied zwiſchen einer eingeſchränkten und willkührlichen Macht. Es kömmt darauf an, ob der Fürſt gewiſſe Grundgeſetze, die mächtiger als er ſind, erkennt? Von ſolchen erkennt er in China kein einziges. Wenn der Pater Frigault geſagt hat, daß in dieſem Lande jede neue Dynaſtie eine neue Geſetzgebung mit ſich führe, ſo hat er geirrt: denn mit dem Tode eines jeden Kaiſers verlieren die während ſeiner Regierung gemachten Verordnungen ihre Kraft.

In denjenigen Zeiten, wo China in eine große Anzahl kleiner unabhängiger Staaten vertheilt war, ſind manche ſehr weiſe Anordnungen und Geſetze gemacht worden, welche man nachher verändert und in die allgemeine Staatsverfaſſung umgegoſſen hat. Verſchiedene dieſer unabhängigen Fürſten waren wirklich ehrwürdige Männer, welche die Tugend liebten und ausübten. Damals war Confucius erſter Miniſter im Königreiche Lou; ſtünd er nun wieder auf, er würde vielleicht kaum zum Mandarin der neunten Ordnung erhoben werden. Denn je unumſchränkter die Regierung eines Staates wird, je abhängiger vom Ungefähr wird die Erhebung der einzelnen Glieder derſelben.

Das Wort Vaterland konnte in jenen Zeiten noch einen Sinn haben; aber in einem ſo ungeheuer großen

Staate, wie das heutige China, läßt ſich die Liebe zum Vaterlande nicht gedenken: man kann nicht lieben, was man nicht kennt. Der Einwohner von Pekin verſteht nicht einmal die Sprache des Einwohners von Canton, und wie ſollten Leute, die ſich unter einander nicht verſtehen, ſich für Landesleute halten? Was die heutigen Chineſer an das Land, wo ſie geboren worden, heftet, iſt allein der abergläubiſche Dienſt der Vorfahren, deren Gräber ſie oft beſuchen.

Da die großen Reiche des Orients, ungeachtet der merklichen Fehler ihrer politiſchen Einrichtungen beſtehen, ſo muß man ſich nicht darüber wundern, daß auch China ſich erhalten könne. Leute, welche ſich mit dem Stock oder der Peitſche regieren laſſen, bedürfen nur eines Fürſten, und es wäre ſehr wunderbar, wenn ſich in China keiner hiezu finden wollte. Wenn eine Dynaſtie oder eine kaiſerliche Familie vom Thron geſtoßen iſt, ſo melden ſich Schuſter und Köche, um ihn zu beſteigen. Man weiß, daß im Jahr 1644 ſogar ein Räuber ſich meldete, welcher es ohne die Tartaren durchgeſetzt hätte; aber dieſe waren ſtärkere oder glücklichere Räuber, als er.

Und nun noch ein Wort von den berühmten chineſiſchen Moraliſten. Was von ihnen zu halten ſey, läßt ſich aus dem vorhergegangenen zuſammen genommen von ſelbſt ſchließen. In einem Lande, wo die Vielweiberei ſo ſehr im Schwange iſt; wo die wirkliche und perſönliche Leibeigenſchaft ſtatt findet; wo man, wie an den Küſten von Africa, einen öffentlichen Sclavenhandel treibt; wo man die Menſchen mit dem Stock und der Peitſche regiert; da kann die Sittenlehre noch keine große Schritte gethan haben, weil die Geſetzgebung daſelbſt noch ſo äußerſt mangelhaft iſt. Nie hat ein chineſiſcher Philoſoph daran gedacht, die Grenzen der väterlichen Gewalt, und die Rechte der Menſchheit aus einander zu ſetzen, vielmehr predigen ſie ohne Maß und Ende den Kindern gegen ihre Väter, den Weibern gegen ihre Männer, und den Unterthanen gegen ihre Fürſten eine ſchrankenloſe Unterwürfigkeit. Und wo Gewalt die durchgängige Triebfeder iſt und ſeyn ſoll, woher entſprängen da lautere Begriffe von Recht? Was ſollte da Moral, deren erſtes Element Freiheit iſt? In einem ſolchen Lande, wo nämlich die häusliche Sclaverei der politiſchen die Hand reicht, darf freilich auch der Deſpot des Volkes Vater heißen: aber thöricht, ja wahnwitzig wär' es, aus dieſem Grunde ein ſolches Regiment mit dem Namen eines patriarchaliſchen zu belegen.

Zum Beſchluß dieſes Briefes will ich eine Stelle aus unſerm Verfaſſer anführen, die eine Wahrheit enthält, welche nicht zu oft wiederholt werden kann: „Die chineſiſche Sittenlehre, ſagt der Hr. v. P..., iſt mehr dahin gerichtet, eine äußerliche Handlungsweiſe anzuordnen, als die Sitten zu beherrſchen. Sie verzehrt ihre Kraft an kleinen Dingen, und wird ohnmächtig bei den großen. Wenn man eitle Meinungen, Ceremonien und Gebräuche mit den weſentlichſten Pflichten des Menſchen vermengt, ſo ſchwächt man in ihm die Gewiſſensbiſſe und das Gefühl, welches ſie erweckt.

Wahrſcheinlicher Weiſe werden die Unterſuchungen des Hrn. v. P... viele Leſer belehren, daß man nicht, wie man gethan hat, mit einer kindiſchen und lächerlichen Leichtgläubigkeit alles annehmen müſſe, was man in den Nachrichten von China erzählt, deren vornehmſter Fehler darin beſteht, daß ſich ihre Verfaſſer einer den andern ausſchreiben, und folglich dieſelbigen Lügen zwanzigmal wieder gedruckt werden.

Und hiermit, mein Freund, beurlaube ich mich von den Chineſern und von Ihnen. Nächſtens treffen wir uns in Aegypten wieder.

Dritter Brief.

Meinem Verſprechen zufolge habe ich Sie heute von einer ſehr ſeltſamen Gattung Menſchen, von den Aegyptiern zu unterhalten. Die ganze Weltgeſchichte wird uns ſchwerlich ein andres eben ſo kleines Volk darbieten, welches ſich in eben dem Grade berühmt gemacht hätte. Wahrſcheinlicher Weiſe hat ihre Anzahl ſich nie über fünf Millionen belaufen. Den Ausrechnungen einiger Engländer zufolge, enthält Aegypten 46900 Quadratmeilen, 20 Meilen auf einen Grad gerechnet; aber kaum 3000 dieſer Meilen ſind wirklich fruchtbar: der Reſt beſteht in Sandmeeren, nackten Felſen oder dürren Ländereien, welche zu hoch liegen, als daß man ſie mit irgend einer von den hydrauliſchen Maſchinen, welche bei den Alten im Gebrauch waren, hätte befeuchten können. Der Hr. v. P... vermuthet, dieſes lange Thal ſey urſprünglich durch Colonien, welche von den Höhen Aethiopiens heruntergekommen, bevölkert worden; und dieſe Meinung hat nicht nur die Beſchaffenheit der Lage für ſich, ſondern auch die Ueberlieferung der Aethiopier ſelbſt, welche beſtändig die Abſtammung der Aegyptier von ihnen behauptet haben; und man findet nicht, daß die Prieſter zu Theben und Memphis ihnen jemals widerſprochen hätten.

Da zwei Ketten parallel laufender Gebirge die Ufer des Nils einſchließen, ſo hat die Luft dort keinen freien Umlauf: die Hitze iſt entſetzlich; und ſelbſt der Wind, wenn er nicht aus Norden kömmt, brennend. Die in Stillſtand gerathenen Gewäſſer faulen ſchnell. Dieſe Urſachen zuſammen genommen erzeugen ſehr grauſame Krankheiten, worunter das Augenweh, die Peſt und der Ausſatz die bekannteſten ſind. Um dieſen Uebeln zu begegnen, hatten die alten Einwohner Aegyptens eine ganz beſondere Lebensart erfunden, welche unſer Verfaſſer ihre diätetiſche Anordnung nennt, und derſelben weſentlichſte Theile ausführlich abhandelt.

Die Aegyptier waren faſt alle der Vorzüge, welche die körperliche Schönheit ausmachen, beraubt. Ihr ernſthafter und finſterer Charakter artete leicht in Melancholie aus, welches zuſammen einen ſehr merklichen Einfluß in ihre Geſetze, ihre Religion und Gebräuche gehabt hat. Der Hr. v. P... führt viele merkwürdige Facta gegen die durch den Herodotus, Diodorus Siculus und Mela erzeugte Meinung von dem unumſchränkten Anſehen oder der zügelloſen Freiheit, welche die ägyptiſchen Weiber genoſſen, an. Was man hierüber in den angeführten Schriftſtellern lieſt, betrifft vermuthlich nur die Sitten des damaligen Pöbels. Aus dem, was wir von der Lebensart und den Gebräuchen der vornehmern Aegyptier wiſſen, läßt ſich vermuthen, daß ihre Weiber, wie bei den übrigen

Orientalen, ſogar eingeſchloſſen geweſen. Am königlichen Hofe haben ſich immer Verſchnittene befunden, und, wie bekannt, wurde ſchon Pharao Ammamenes das Opfer einer von den Vornehmſten unter ihnen angeſponnenen Verſchwörung. Daß die Aegyptier ſehr eiferſüchtig geweſen, iſt außer Zweifel; und ſie ſind es noch, wie unter andern d'Arvieux und Maillet bezeugen. Plutarch erzählt, den ägyptiſchen Weibern ſey verboten geweſen, Schuhe zu tragen; welcher Gebrauch nachher in ein bürgerliches Geſetz verwandelt ward, und zwar unter dem Kaliſat des Hakim, Stifters der Religion der Druſen, welche wir jetzt eine ſo große Rolle in den ſyriſchen Unruhen ſpielen ſehen, und die noch immer das unter dem Titel, Kitab-al-Machaid, bekannte heilige Buch aufbewahren. Dieſes Buch, worin ſich das zur Unterſtützung des Zeugniſſes des Plutarch angeführte Geſetz befindet, iſt von dem Hrn. Petit de la Croix aus einer arabiſchen Handſchrift ins Franzöſiſche überſetzt worden, weßwegen man ſich dann ein wenig zu verwundern hat, daß ſeine Exiſtenz gewiſſen gelehrten Männern unbekannt geblieben iſt.

Unſer Verfaſſer glaubt nicht, daß es den Aegyptiern erlaubt geweſen ſey, ihre Schweſtern zu heirathen; denn er hat bei ihnen kein Beiſpiel einer ähnlichen Heirath vor dem Jahrhundert des Alexanders angetroffen, und vermuthet daher, dieſe Art von Verbindungen ſey erſt nach der Eroberung der Griechen eingeführt worden, bei welchen das macedoniſche Recht ſie gut hieß. Zufolge dieſes Rechts haben die Ptolomäer, welche macedoniſchen Urſprungs waren, vielfältig ihre Schweſtern geheirathet, ohne daß ſich daher in ihrem Geſchlecht eine phyſiſche Ausartung hätte verſpüren laſſen.

Obgleich die Aegyptier in verſchiedene Zünfte, der gewöhnlichen Vermuthung nach, 12 an der Zahl, vertheilt waren; ſo machten ſie in der That doch nur 3 abgeſonderte politiſche Körper aus: nämlich das Volk, die Soldaten und die Prieſter, in den Händen der letztern waren alle obrigkeitliche Würden, und ſie ſtanden den wichtigſten Regierungsgeſchäften vor. Die Cleriſei der alten Aegyptier kann daher mit keiner Cleriſei irgend eines europäiſchen Staats verglichen werden, woſelbſt die Geiſtlichen gar keine Verrichtungen der bürgerlichen Obrigkeit thun. Gewiſſermaßen waren die ägyptiſchen Prieſter das, was man in der Türkei die Geſetzkundigen nennt, aus welchen man ohne Unterſchied Cadis und Imans wählt.

Da weder die Prieſter noch die Kriegsleute ſich mit mechaniſchen Arbeiten beſchäftigten, ſo wurden dieſe insgeſammt von den übrigen Zünften verrichtet; daß aber die Künſte in den Familien zugleich erblich geweſen, wird von unſerm Verfaſſer bezweifelt, welcher ganz andre Urſachen von dem geringen Fortgange der Maler- Bildhauer- und Steinſchneiderkunſt bei den Aegyptiern angiebt.

Daß die Aegyptier nie beträchtliche Aenderungen, weder in der Theorie noch in der Ausübung ihrer Künſte vorgenommen, und in allen ihren Werken eine ſo große

Einförmigkeit geherrſcht, leitet der Hr. v. P... hauptſächlich aus ihrem ſymboliſchen Gottesdienſte und ihren damit zuſammenſtimmenden bürgerlichen Anordnungen her. „Die Mythologie der Aegyptier, ſagt er, ſcheint auf Speculationen gegründet geweſen zu ſeyn, welche den bildenden Künſten keinen fruchtbaren Stoff darboten. Ihre Maler und Bildhauer hatten lauter räthſelhafte, geheimnißvolle Süjets zu bearbeiten, worin wenige Geſchöpfe ihre natürliche Geſtalt behalten durften; die wirklichen Dinge mußten decomponirt, und die Ungeheuer vervielfältigt werden: ſo geſchah es, daß man die Natur nicht mehr zu Rathe zog, um die Fehler der Zeichnung zu verbeſſern, und ihre Rauhigkeit zu mildern. Man zeichnete, ohne Urbild, fantaſtiſche Geſtalten, welche einer von der unſrigen ganz verſchiedenen Welt anzugehören ſchienen*). „Ferner iſt zu bemerken, daß die ägyptiſchen Künſtler in beſonderer Abhängigkeit von den Prieſtern ſtanden, welche dafür zu ſorgen hatten, daß der Sinn der allegoriſchen Figuren nicht verloren gehe; und alſo jede willkührliche Neuerung in derſelben Abbildungen verhindern mußten. Dieſe Furcht vor Irrungen, welche mit der Zeit unvermeidlich geworden wären, legte den Künſtlern den Zwang auf, immerwährend nur eine kleine Anzahl gegebner Modelle zu bearbeiten.

Mit den angeführten Urſachen laſſen ſich aber nicht alle Mängel der ägyptiſchen Kunſtwerke entſchuldigen, ſondern verſchiedene derſelben müſſen geradezu denjenigen eigenthümlichen Beſchaffenheiten des ägyptiſchen Geiſtes, welche in dem dortigen Clima ihren Grund haben, zugeſchrieben werden. So viel und nicht mehr leitet unſer Verfaſſer in dem gegenwärtigen Falle aus dem phyſiſchen Einfluſſe der Elemente her, ob man ihm gleich das Gegentheil vorgeworfen; weßwegen ich dann noch beſonders erinnern will, daß derſelbe an mehr als einem Orte ſeiner Schrift ausdrücklich behauptet, man müſſe nothwendig, bei den philoſophiſchen Unterſuchungen über eine Nation, allemal die moraliſchen Urſachen mit den phyſiſchen zuſammen nehmen.

---

*) Tom. I. p. 234.

Mit den Ideen des Hrn. v. P... über das Genie der Aegyptier und der Morgenländer überhaupt, ſtimmt ſehr genau überein, was Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt über eben dieſen Gegenſtand vorgetragen. „Bei den Morgenländern und mittägigen Völkern, ſagt Winkelmann, ſind die figürlichen Ausdrücke ſo warm, als das Clima, welches ſie bewohnen, und der Flug ihrer Gedanken überſteigt vielmals die Grenzen der Möglichkeit. In ſolchen Gehirnen bildeten ſich die abenteuerlichen Figuren der Aegyptier und der Perſer, welche ganz verſchiedene Naturen und Geſchlechter der Geſchöpfe in eine Geſtalt vereinigten, und die Abſicht ihrer Künſtler ging mehr auf das Außerordentliche, als das Schöne.“ Zum Gegenſatz giebt eben dieſer Verfaſſer, als ein unterſcheidendes Merkmal des griechiſchen Clima an, daß bei deſſelben Bewohnern die

Einbildung nicht übertrieben geweſen. Und ein gleiches behauptet er von den glücklichern Gegenden Italiens, beſonders von Sicilien, wo man bei den Künſtlern zwar eine ſehr feurige, aber keine aufgebrachte und aufwallende Einbildung antreffe; und die Natur ein glückliches Phlegma am häufigſten wirke.

Der gelehrte und ſcharfſinnige Hr. Leibarzt Zimmermann leitet aus dem mehrentheils ſehr heißen und trocknen Clima von Aſien und Africa, die Unwirkſamkeit ſehr vieler Völker dieſer Welttheile, beſonders der Aegyptier, ihre wenige Neugier, ihr Kleben an alten Sitten und Gewohnheiten; ihren Müßiggang, ihre Unterwürfigkeit, ihren Hang zur Ruhe und zur Einſamkeit her. Zugleich aber bemerkt derſelbe, daß dieſe Schwachheit, Trägheit und Unwirkſamkeit nicht ſchwerfällig ſey, und die Empfindlichkeit ausſchließe, ſondern mit ſehr viel Gefühl und der ſtärkſten Einbildungskraft ſich vergeſellſchafte. Aber dieſe Einbildungskraft ſey auch oft in Verwirrung, und verſteige ſich bis zu den heftigſten Ausbrüchen des Aberglaubens und der zügelloſeſten Schwärmerei. Wie gemäß ein ſo widerſinnig ſcheinendes Phänomen der menſchlichen Natur ſey, laſſe ſich aus der Hypochondrie, der Melancholie, und andern Nervenkrankheiten abnehmen, wo man die äußerſte Schwachheit, Trägheit und Unwirkſamkeit mit der äußerſten Empfindlichkeit verbunden antreffe*).

---

*) Zimmermann von der Einſamkeit, S. 77—89.

Aus den angeführten Urſachen zuſammen genommen, läßt ſich das Finſtere und Geheimnißvolle der ägyptiſchen Lehrart, das Abenteuerliche verſchiedener religiöſen und bürgerlichen Inſtitute dieſer Nation, und ihr entſchiedener Geſchmack am Räthſelhaften und Verborgenen ziemlich gut erklären. Ihre Prieſter, welche, um dem Nachdenken obzuliegen, ſich ſogar in Höhlen und unterirdiſche Gemächer einſperrten, ſcheinen ihre Mitbürger im Hang zum Finſtern und Melancholiſchen noch übertroffen zu haben. Die Urſache der ſorgfältigen Verbergung ihrer heiligen Bücher haben gewiſſe Gelehrte in dem Gebrauche der Hieroglyphen finden wollen: aber wie unwahrſcheinlich! Eben weil ſie ſich der hieroglyphiſchen Schreibart bedienten, hätten ſie nicht nöthig gehabt, ihre Bücher ſo ängſtlich zu verſtecken, wie die Prieſter Griechenlands und Italiens, welche ſich gemeiner Lettern bedienten. Dieſe Schrift war jedem lesbar, jene hingegen ſchützte ihre eigene Natur, nach dem Ausdrucke des Apulejus, vor der Neugierde der Unheiligen.

Die ägyptiſche Baukunſt iſt, gleich den übrigen Künſten, weit unter der Vollkommenheit geblieben. Bevor die Aegyptier ſich zu einer Nation formirt hatten, lebten ſie vermuthlich, als Troglodyten, in den Höhlen Aethiopiens; und daher ſcheint auch das erſte Muſter ihrer Gebäude eine ſolche Felſenhöhle, und nicht wie bei den Griechen, wo Clima und Boden ganz anders waren, eine Bauernhütte, oder wie bei den Chineſern, ein Zelt geweſen zu ſeyn. Sie blieben beſtändig fort große Liebhaber von unterirdiſchen Gängen und Gemächern, und das Anſehen vieler ihrer Gebäude iſt wie von erkünſtelten Felſen. Von der Bauart der Aegyptier iſt die Bauart der Chineſer ganz und gar unterſchieden; am weſentlichſten aber wohl dadurch, daß jene das Dauerhafte, das Unzerſtörbare, und gleichſam das Ewige beäugten; dieſe im Gegentheil alles ſehr zerbrechlich anlegen.

Die Obelisken und Pyramiden waren dem Weſen, welches dieſe Welt beleuchet, zu Ehren errichtet; und nur um deßwillen, ſagt der Hr. v. P..., ſeyen ihre vier Seiten von den Prieſtern gerade nach den vier Hauptgegenden des Himmels gerichtet worden. Er verwirft aus ſehr annehmlichen Gründen die Meinung, daß die Obelisken zu Sonnenzeigern, und die Spitzſäulen zu Andeutung der Wendung der Sonne im Thierkreiſe gedient haben. Eben ſo wenig ſollen letztere zu Grabſtätten für Könige beſtimmt geweſen ſeyn; welches unter andern auch Schaw beſtritten, und ſich darzuthun bemüht hat, der marmorne Kaſten in der großen Pyramide ſey kein eigentlicher Sarcophag. Den Muthmaßungen des Hrn. von P... zufolge, ſtellte dieſer Kaſten die Grabſtätte des Oſiris vor, wie man denn in Aegypten mehrere dergleichen gehabt, und das vorgebliche Grabmahl des Oſymandyas — ein aus Oſiris und Mendes ſichtbarlich zuſammengeſetzter Name — ebenfalls wohl nichts anders geweſen ſeyn möge.

Die Urſache, welche man angiebt, warum Cheops nicht in der Pyramide beigeſetzt worden, welche er zu dieſem Ende hatte errichten laſſen, hält unſer Verfaſſer für eine Fabel. Wäre es bei dem ägyptiſchen Volk üblich geweſen, ſo ernſtlich über dem Geſetze, welches den böſen Regenten das Begräbniß verſagte, zu halten, ſo müßte man es als eine unbegreifliche Ungereimtheit dieſer Fürſten anſehen, daß ſie ſich Grabmahle erbauet hätten, wovon ſie mit Gewißheit vorherſehen gekonnt, daß ſie ihnen dazu nicht dienen würden. Aber die Verordnungen, welche in den alten ägyptiſchen Büchern ſtanden, waren ja nicht alle im Schwange; ſonſt hätten uns die Prieſter ſelbſt keine ſo lange Folge träger Könige hererzählt, welche in ihren Palläſten ſich der Weichlichkeit überließen, und denen doch das Volk das Begräbniß nicht ſtreitig machte. Der deſpotiſche Apries war äußerſt gehaßt, und wurde, nach ſeiner Niederlage, durch den Amaſis dem Volke überliefert: man erdroſſelte ihn, und trug ihn nachher in das Grabmahl ſeiner Väter, am Eingange des Tempels der Minerva zu Sais, wo alle Pharaonen von der Saitiſchen Völkerſchaft ruheten.

Die Obelisken müſſen nicht mit den Hermes-Säulen verwechſelt werden. Auf dieſen waren die Inſchriften weſentlich; auf jenen aber, deren man verſchiedene nackende hat, nicht. Das Wort Säule, im ſtrengſten Verſtande, gebührt den Hermetiſchen nicht; es waren eigentlich nur Gedächtnißſteine oder

Tafeln. Manethon zog die in den unterirdiſchen Gängen errichteten Hermes-Säulen, bei Verfertigung ſeiner ägyptiſchen Geſchichte, zu Rathe. Dieſe Gedenkſteine waren, nach dem Zeugniß eben dieſes Manethon und anderer Schriftſteller des Alterthums, in dem geheimſten Theile des Tempels, Adytum genannt, und ſelbſt in den Kellern, wohin ſich die Prieſter zum Studiren begaben, eingeſchloſſen. Daß Hermes ſelbſt, (Mercurius Trismegistus, Thot,) ein bloßes mythologiſches Hirngeſpinnſt geweſen, hat Jablonski unwiderſprechlich dargethan. Unter dem Namen Hermes oder Thot gaben die großen Collegia alle Werke, welche die Landes-Religion angingen, heraus: denn kein Prieſter und kein Particulier ſchrieb in ſeinem eigenen Namen über dergleichen Materien. Von Büchern, welche die Aegyptier für höhere Eingebung gehalten, weiß man nichts; aber für heilig galten dem Volk alle diejenigen überhaupt, welche die Rechtsgelehrſamkeit, die Geſchichte und Aſtrologie betrafen; vornämlich wenn ſie von den Pharaonen ſelbſt waren nachgeſehen und berichtiget worden. Dem Hrn. v. P... zufolge, iſt die ganze Zeit, während welcher die ägyptiſchen Prieſter ihre Hieroglyphen auf Steine gruben, die Zeit des erſten Hermes: die nachfolgenden Jahrhunderte, während welcher ſie ſich der Blätter von Papyrus bedienten (denn ſie durften kein Pergament anrühren) gehören dem zweiten Hermes zu.

Die Kunſt, worin die Aegyptier es am weiteſten gebracht, iſt unſtreitig das Glasmachen; und vielleicht haben die heimlichen Mittel und Handgriffe ihrer Künſtler, koſtbare Steine nachzuahmen und Criſtalle zu färben, das Mährchen von der Verwandlung der Metalle veranlaßt; eine Wiſſenſchaft, welche von einigen Träumern den ägyptiſchen Prieſtern zugeſchrieben worden, denen doch ſogar der Name der Hermetiſchen Philoſophie nicht einmal bekannt geweſen iſt.

Eh' ich die Materie von den Künſten und Handwerkern verlaſſe, muß ich einer Meinung des Hrn. v. P... erwähnen, betreffend den an den Höfen aller aſiatiſchen Deſpoten eingeführten höchſt ſchädlichen Gebrauch, eigne große Arbeitshäuſer im Pallaſte zu beſitzen, worin faſt alles, was in den großen, ſich immer erneurenden Kreis ihrer Bedürfniſſe gehört, verfertigt wird. Nach vielem Forſchen glaubt der Hr. v. P... die Quelle dieſes Gebrauchs in dem Geiſte oder Zweck eines Juſtinianiſchen Geſetzes gefunden zu haben.

„Die Kaiſer von Conſtantinopel (ſchreibt unſer Verf.) nachdem ſie ihren Unterthanen verboten hatten, purpurne Kleider zu tragen, achteten dieſes Geſetz für ſo wichtig, daß jedermann in die Unmöglichkeit geſetzt werden müſſe, es zu überſchreiten. In dieſer Abſicht verboten ſie ferner, im ganzen Umfange ihres Reichs purpurne Zeuge zu verfertigen, wonächſt ihnen ſelbſt dann kein andres Mittel übrig blieb, ſich dergleichen zu verſchaffen, als eigne Arbeiter dafür in ihrem Pallaſte zu halten. Man etablirte alſo im Pallaſt Färber und Dintenmacher zu Unterzeichnung der Diplome, Patente und Reſcripte: denn dieſe Dinte war auch purpurfarben, und wir haben noch das Geſetz, dem zufolge es einem jeden Particulier unterſagt iſt, ſie zu machen und zu gebrauchen."

„Da endlich die Schwachheit und Unruhe dieſer Fürſten in gleichem Grade mit ihrer Tyrannei immer höher ſtieg, ſo bildeten ſie ſich ein, ihre Sicherheit erfordere, daß alle kaiſerliche Zierrathen gleichfalls im Pallaſt zu Conſtantinopel verfertigt würden; und da nun zur Verfertigung dieſer Zierrathen eine Menge verſchiedener Gattungen von Arbeitern gehörte, ſo ſetzte man am Hofe, außer den Färbern, auch Goldarbeiter, Demantſchneider, Weber, Schuſter, Gürtler, Sattler, u. ſ. w. nieder."

Hier ſind die eigentlichen Worte des von dem Kaiſer Juſtinian gegebenen Geſetzes:

„Was zum königlichen Staat gehört, muß von den Hofarbeitern an meinem Hofe ſelbſt gemacht; und nicht hie und da in Werkſtätten verfertigt werden."

„Ornamenta enim regia intra aulam meam fieri a palatinis artificibus debent, non passim in privatis domibus aut officinis parari"*).

---

*) Lib. XI. Tit. 9. Nulli prorsus liceat. S. auch die Geſetze unter den Titeln: de Murilegulis und de vestibus holoberis.

Die Beſorgniß dieſes Fürſten wegen der Art, wie man ſeinem Geſetze ausweichen könne, iſt nicht minder merkwürdig, als das Geſetz ſelbſt. „Die Particuliere, ſagt er, welche kaiſerliche Zierrathen, unter dem Vorwande, mir ein Geſchenk damit machen zu wollen, verfertigen laſſen, ſollen mit dem Tode beſtraft werden*)."

Dieſe aus einem einzelnen Falle abgeleitete Erklärung des Urſprunges eines ſo allgemeinen Inſtituts, als die Werkhäuſer an den deſpotiſchen Höfen, will mir aus verſchiedenen Urſachen nicht recht einleuchten. Die Sache, däucht mir, läßt ſich natürlicher aus der weſentlichen Oekonomie der perſönlichen Sklaverei und den Folgen des Deſpotismus begreifen. In allen Ländern, wo die häusliche Sklaverei im Schwange war, ſelbſt in den Freiſtaaten, hatte jeder freie Bürger Werkſtätten in ſeinem Hauſe. Dieſer Gebrauch hat unter einem willkührlichen Regiment, durch den Zuſammenfluß verſchiedener dieſer Verfaſſung eigenthümlichen Mittel, ſich nach und nach dergeſtalt modificiren müſſen, daß die geſchickteren Arbeiter endlich dem Publico, hiernächſt den Großen und Reichen, und zuletzt ſogar den Fürſten ſelbſt mangeln mußten. Fügen Sie noch hinzu, daß es in dem Charakter des Deſpoten iſt, thörichter Weiſe dahin zu ſtreben, von ſeinen Unterthanen ganz unabhängig zu ſeyn, und beſonders keines freien Menſchen zu bedürfen.

Betrachtungen, welche mit dieſen Ideen in genauer

---

*) Tom. I. p. 293 — 295.

Verbindung ſtehen, und gleichſam nur eine einzige Maſſe mit ihnen ausmachen, ſcheinen mir das Räthſel von dem großen Anſehen, worin ſo viele Jahrhunderte durch die Verſchnittenen in China geſtanden, und die ungeheuere Anzahl, wozu ſie daſelbſt angewachſen, ſo ziemlich zu erklären.

Der Deſpot, ſagte ich, will ganz unabhängig ſeyn: er will aber nicht nur über alles Gewalt, er will auch zu allem eine Art von Recht haben. Je ähnlicher die Unterwürfigkeit, die man ihm bezeigt, einer Pflicht ſieht, je angenehmer iſt ſie ihm, und der ärgſte Sklave iſt ihm der würdigſte Mann. Den Anfang dieſer Sinnesart bemerken wir ſchon in den erſten römiſchen Imperatoren, welche nach dem Ausdruck eines neuern Schriftſtellers, „entweder aus Trägheit eine Wahl zu treffen, oder aus der Gewohnheit ſich leiten zu laſſen, oder aus dem Zutrauen, welches ſich eine von Tag zu Tage fortgeſetzte Niederträchtigkeit erwirbt, oder um ihre Gewalt nicht Leuten, die ſie zu fürchten Urſache hatten, anzuvertrauen, oder aus dem heimlichen Stolz, den ein Deſpot empfindet, ſeine Sklaven anbeten zu machen, faſt immer ihre Miniſter aus ihren Freigelaſſenen erwählten.“ Bald nachher gelangten an eben dieſem römiſchen Hofe die Verſchnittenen zur höchſten Gunſt, und einer faſt unumſchränkten Gewalt: es wäre auch der Natur der Dinge zuwider, wenn ein Deſpot dieſe Gattung Halbmenſchen nicht allen übrigen vorziehen ſollte. Sogar den edlen, muthigen und weiſen Cyrus läßt Xenophon alle ſeine Hofbedienungen an

Verſchnittene geben, und ihn eine lange Rede zum Lobe dieſer Elenden, und zur Vertheidigung der Fürſten, welche denſelben ihr ganzes Vertrauen und die anſehnlichſten Ehrenſtellen ertheilen, halten. Unter wie vielerlei, minder oder mehr, ungeheuren Geſtalten dieſer Gebrauch von jeher in den ſüdlichen Ländern geherrſcht, iſt in den dahin gehörigen Geſchichten und Beſchreibungen nachzuſehen. Was die Chineſer betrifft, da dieſelben äußerſt eiferſüchtig ſind, und viele Beiſchläferinnen halten, auch die Caſtration bei ihnen nicht, wie in der Türkei und in Perſien, durch göttliche und menſchliche Geſetze unterſagt iſt, und die Väter kein Bedenken tragen, ihre Kinder nicht nur zu Sklaven zu verkaufen, ſondern ſogar häufig zu ermorden: ſo iſt kein Wunder, daß die Menge der Entmannten unter ihnen ſehr groß ward. Als nun die vornehmſten Verſchnittenen des Pallaſtes unter einigen wollüſtigen, trägen und ſchwachſinnigen Kaiſern zu den höchſten Ehrenſtellen gelangten, ſo ſuchten ſie, mit gutem Grunde, immer mehr Bedienungen in die Hände ihres Gleichen zu bringen, bis endlich alle obrigkeitliche Perſonen lauter Verſchnittene waren. Eine ſolche Revolution machte ſich in China, wo die Verſchnittenen in großer Menge und lauter Einheimiſche waren, eben ſo leicht, als ſie in etwa einem andern deſpotiſchen Staate Aſiens, wo man dieſe Elenden mit großen Koſten, und in weit geringerer Menge, aus fremden Ländern herholet, unmöglich geweſen ſeyn würde. Und nachdem das chineſiſche Reich nun einmal ein Raub dieſer Sklaven geworden, ſo war es nachher ſo leicht nicht, ihnen ihre Beute abzujagen. Was ſie nach ihrem Tode zurückließen, erbte allemal der Kaiſer, und er hatte nicht zu befürchten, daß es einem von ihnen jemals einfallen möchte, ſelbſt Kaiſer ſeyn zu wollen. Weil aber alles ſeine Grenzen hat, ſo brachten dieſe Leute, durch ihren unbegreiflichen Uebermuth, und ihre ſchrankenloſen Ausſchweifungen es doch endlich dahin, daß ſie zweimal aus den Gerichtshöfen verbannt wurden; aber beidemal drangen ſie auch wieder hinein, und ſetzten ſich feſter als jemals, ſo daß die Reichen ſelbſt anfingen, ihre Kinder entmannen zu laſſen, um ihnen den Weg zu Bedienungen zu öffnen. Zwar haben die Tartaren, nach ihrer Eroberung von China im Jahre 1644. alle verſchnittene Mandarinen zum drittenmal abgeſetzt; aber Chung-tchi, Stifter der gegenwärtigen Dynaſtie, behielt deren dennoch 6000 für ſeinen Hof; und wahrſcheinlicher Weiſe werden nach und nach die alten Mißbräuche wieder Raum gewinnen, und die Verſchnittenen ſich aufs neue zu einer allgemeinen Herrſchaft emporſchwingen.

Es bleiben mir, die Aegyptier betreffend, noch zwei ſehr intereſſante Gegenſtände, ihre Religion und ihre Staatsverfaſſung, abzuhandeln übrig. In meinem nächſten Briefe werde ich Sie davon unterhalten, und nachdem ich mich ſchließlich noch einiger kritiſchen und reviſoriſchen Anmerkungen entledigt, Sie mit des Hrn. v. P... Werk ſelbſt allein laſſen.

Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Gelehrte und Ungelehrte pflegen zu verſtummen, wenn ſie an die Geſchichte der alten abgöttiſchen Religionen kommen; ſie begreifen nicht, wie dergleichen ungereimte Begriffe mit vernünftigen ſich paaren, und in irgend einem aufgeklärten Kopfe friedlich bei einander wohnen konnten. — „Ich würde zum Narren,“ denkt ein jedweder, „wenn ich das glauben ſollte;“ — und kann nicht fertig damit werden, daß bei allem dem, ausgemachter Weiſe, die Aegyptier, Griechen und Römer dennoch keine Narren waren.

Ich glaubte, die Sache gehört nicht zu den Geheimniſſen, ſondern nur zu den Räthſeln, und ſtütze mich, bei dieſer Meinung, auf das, was noch kürzlich Hr. Leſſing von Leibnitz erinnert hat, nämlich: „es ſey dieſer große Mann in der feſten Ueberzeugung geſtanden, daß keine Meinung angenommen ſeyn könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſey, weßwegen er dann oft die Gefälligkeit gehabt hätte, dieſe Meinung ſo lange zu drehen, bis es ihm gelungen, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen*).“ Und das gilt nicht blos von Philoſophen, es gilt von allen Gattungen Menſchen. Wie verſtehen diejenigen Leute nicht, und wenn es Leute aus dem Pöbel wären, von denen wir urtheilen, ſie denken, ſie glauben etwas ungereimtes; wir beſtimmen nicht mit der erforderlichen Genauigkeit ihre Ideen, und derſelben Verhältniſſe unter untereinander; wir merken nicht, daß ſie und wir mit ebendenſelben Worten, nicht einerlei und gleichviel Begriffe verbinden; daß folglich beim Schall eben dieſer Worte ganz andre Dinge von ihrem Verſtande, als vor dem unſern, ſchweben, und aus derſelben Verbindung ganz verſchiedene, oft entgegengeſetzte Reſultate entſpringen müſſen, ohne daß darum weder der eine noch der andere die mindeſte Unrichtigkeit im Schließen begangen hat.

---

*) Zur Geſchichte und Literatur, erſter Beitrag, S. 215.

Ich darf, des Raums wegen, dieſe Gedanken hier nicht weiter entwickeln; ſonſt ſollten Sie nach aller Strenge bewieſen ſehen, daß ſchlechterdings keine unwahre Idee in irgend einem Geiſte Platz finden könne, und daß ſogar der Tollhäusler eben ſo richtig ſchließe, als der größte Philoſoph. Hingegen iſt nicht weniger unläugbar, daß der Menſch eine gewiſſe beſtimmte Grenzlinie zwiſchen wahr und falſch überhaupt annehmen müſſe, weil ſonſt die ganze Welt für ihn nur ein Schlaraffenland, nur ein unzuſammenhängendes Schattengewirre ſeyn würde. In der bloß ſinnlichen Welt finden wir dieſe Linie durch die Sphäre der Betaſtung beſchrieben. Diejenigen Vorſtellungen, welche uns die Dinge, in dieſe Sphäre der Betaſtung gebracht, von ſich geben, nennen wir einſtimmig ihre wahren Vorſtellungen; alle andere Vorſtellungen der Gegenſtände, wenn ſie außer dieſer Sphäre geholt ſind, und jenen widerſprechen, nennen wir irrig, falſch, betrügeriſch, und nur in ſo ferne gelten ſie uns für wahr, als ſie mit jenen übereinſtimmen. Für das Gebiet der Metaphyſik und der Moral iſt noch keine ſolche beſtimmte, durchgängig angenommene Sphäre vorhanden, worin alle dahin gehörige Gegenſtände für jedermann ihre ausgemachte Diſtanz erhielten, und ihre abwechſelnden Erſcheinungen auf bleibende Geſtalten zurückgeführt werden könnten. Bis unſere Philoſophen, Theologen und Moraliſten dieſe Sphäre der Berichtigung ſichtbar gemacht haben, und das Jahrhundert der Evidenz, woran ſie ſchon ſo lange zeugen, endlich im reinſten Glanze wird erſchienen ſeyn, — welches nun nicht mehr lange anſtehen kann — bis dahin, däucht mich, wäre es wenigſtens ſehr löblich von ihnen gehandelt, wenn ſie, um der Schwachen willen, zugäben, ſie könnten in ihren Entſcheidungen über das, was wahr, und nicht wahr, über das, was reell und was ungereimt iſt, wohl einmal irren.

Was nun die ausgeſprochene Schmach über den Unſinn der polytheiſtiſchen Alten betrifft, ſo muß ich zu allererſt anmerken, daß wir von der Theologie der dieſem Lehrbegriff zugethanen Völker nur eine ſehr unvollkommene Kenntniß beſitzen. Gleich den Pflanzen, arten die Facta aus, indem ſie von ihrem

Urſprung ſich entfernen, und bloß durch den Unterſchied von Zeit und Ort, durch das Verſchwinden der gelegentlichen Urſachen, erſcheint was vorhin Wahrheit geweſen, nun als der gröbſte Irrthum. Die Religion eines Volkes muß in dem vollſtändigſten Zuſammenhang mit der natürlichen, bürgerlichen, politiſchen und gelehrten Geſchichte deſſelben ſtudirt werden können, ſonſt iſt kein wahrer Begriff von ihr möglich. Sie aus dieſem Zuſammenhange herausreißen, eine iſolirte Kenntniß davon erhaſchen wollen, heißt die unfruchtbarſte aller Bemühungen unternehmen.

Zu mehrerer Aufklärung des Ebengeſagten, und zur Vorbereitung auf das Nachfolgende, will ich für einen Augenblick annehmen, es wäre möglich, und die Vorſehung könnte es zulaſſen, daß unſere heutigen chriſtlichen Reiche, ſo wie vormals die Griechiſchen und Römiſchen, von einer unbekannten Nation völlig zerſtört würden. Unterdeſſen wilde Horden auf unſern Trümmern ſich feſtſetzten, verſchlänge ein Erdbeben ganze Gegenden, mit den anſehnlichſten Städten Nach einigen Jahrhunderten hätte das wilde Volk ſich gebildet, und entdeckte nunmehr die zerſtreuten Ueberbleibſel unſrer Wiſſenſchaften und Künſte. Ich will annehmen, die beſten unſrer philoſophiſchen Schriften würden wiedergefunden und ſtudirt. Auch die vortrefflichſten unſrer Geſchichtsbücher, die Werke eines Robertſon, eines de Thou, ſollen gerettet worden ſeyn; aber zugleich auch die Arbeiten unſrer Theologen, unſere Lehrbücher, Streitſchriften, Predigten, Legenden, heilige Gedichte und Lieder. Ferner zöge man eine Menge von allen Gattungen derjenigen Bilder, welche in den verſchiedenen Gegenden von Europa der Andacht gewidmet geweſen, aus dem Schutt hervor. Man fände unter der Erde, faſt unverſehrt, ganze Kirchen mit ihren Altären, Statuen, Gemälden, Geräthen und Reliquienſchätzen: und nun machten die Philoſophen ſich auf, und ſuchten die Religion der alten Europäer in ein Ganzes zu ordnen. — Wem die Gabe nachzudenken nicht ganz verſagt iſt, der denke hier nach und entſcheide, ob dieſe Philoſophen, alle der Leitfäden, die ich ihnen übrig gelaſſen, ungeachtet, wohl die göttliche und vernünftige Religion der Chriſten, ſo wie ſie in den aufgeklärten Köpfen unter ihnen exiſtirt, entdecken würden. Gewiß würden viele mit dem Scharfſinn eines Bayle unter ihnen auftreten, welcher von den Polytheiſten aus dem Heſiodus, dem Homer, und den zerſtreuten Nachrichten ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche bewies, daß ſie auch nicht den mindeſten erträglichen Begriff von der Gottheit gehabt; daß ihre Religion, anſtatt eine Triebfeder guter Handlungen zu ſeyn, zur Verwüſtung aller Moralität abgezielt, kurz, daß ſie ſchlimmer, als ſelbſt der Atheismus geweſen: — viele Sophiſten, behaupte ich, würden auftreten, und gegen unſer theologiſches Syſtem ähnliche Läſterungen erklügeln. An Scheingründen hätten ſie keinen Mangel. Was fänden ſie nicht alles in der Geſchichte unſerer Mißbräuche und Irrthümer, denen ſie ihre rechte Stelle anzuweiſen nicht im Stande ſeyn würden; in den Nachrichten verſchiedener Gebräuche, z. B. des vom Eſelsfeſte; der Autos sacramentales*); der unter dem Namen Myſterien in vielen Kirchen aufgeführten heiligen Farcen; — was lieferten nicht die Dichter, der älteren zu geſchweigen, ein Dante, ein Taſſo, und eine Menge Andrer — und die Aſtrologen, Zauberer, Hexen, mit allen Träumereien des Aberglaubens? Welchen Text zu kräftigen Deklamationen wider uns gäbe nicht unſere Kirchengeſchichte, nebſt der politiſchen bis zur Erneuerung der Wiſſenſchaften?

---

*) In dem Dictionnaire historique des cultes religieux, welches zu Paris mit vorgedruckter Genehmigung der Sorbonne erſchienen iſt, befindet ſich folgende Beſchreibung der Autos sacramentales: „Dieſe ſacramentlichen Handlungen ſind eine Art geiſtlicher Trauerſpiele, welche in Spanien um die Zeit des Frohnleichnam-Feſtes zur Ehre des h. Abendmahls aufgeführt werden. Sie machen einen Theil des Gottesdienſtes und der Andachtsübungen bei den Spaniern aus; und ſind von den in Frankreich vormals aufgeführt wordenen Geheimniſſen (Mystères) darin unterſchieden, daß ſie autoriſirt, und als ein frommer und erbaulicher Gebrauch gut geheißen ſind, dahingegen bei den Franzoſen jene Geheimniſſe, von den Prälaten und allen vernünftigen Leuten, als gottloſe Farcen verdammt wurden. Aus dem Inhalt eines dieſer Autos, den die Frau von Aunot aufgezeichnet hat, kann der Leſer von dieſen frommen Schauſpielen ſich einigen Begriff machen.

„Unſer Heiland tritt vor der Verſammlung der Ritter St. Jacobs auf, und bittet, ſie möchten ihn in ihren Orden aufnehmen. Verſchiedene der Ritter ſind es zufrieden; die älteſten darunter aber ſtellen den übrigen vor, wie nachtheilig es ihrer Ehre ſeyn würde, einen Bürgerlichen unter ſich zu dulden: St. Joſeph ſey nur ein armer Zimmermann, und die h. Jungfrau ernähre ſich mit Nähen. Unſer Heiland erwartet voll Unruhe ihre Entſcheidung. Endlich beſchließt man, wiewohl etwas ungerne, ihn abzuweiſen. Ueberdem geſchieht der Vorſchlag, den Orden Chriſti zu ſtiften, durch welches Mittel dann jedermann ſeine Befriedigung erhält.“

„Die Autos werden auf freier Straße, bei Fackeln, obgleich am hellen Tage vorgeſtellt. Sie dauern einen Monat durch.“

Ihr falſches Urtheil über uns würden ſie nicht wenig beſtätigt glauben, wenn ſie, unter den wiedergefundenen Schriften des laufendes Jahrhunderts, die Spöttereien unſrer Freigeiſter entdeckten. Voltaire, der bis an den Rand des Grabes gegen die chriſtliche Religion zu ſtreiten fortfährt, wäre ihnen eben das, was uns Lucian iſt; denn hat nicht jener unzählige Kunſtgriffe daran verſchwendet, um den Himmel der Chriſten eben ſo lächerlich zu machen, als beim Lucian der Himmel der Alten iſt?

Wenn man dieſe Vorſtellungen verfolgt, und ihnen die nöthige Ausführung zu geben weiß, ſo muß dadurch die Richtigkeit meiner Behauptung ſehr auffallend werden, daß die entſchiedenſte und erhabenſte Wahrheit, unter ſichern Modificationen, und durch ein gewiſſes Medium von Zeit und Umſtänden geſehen, als der gröbſte Irrthum erſcheinen müſſe, und daß insbeſondere die Religion eines Volkes in ihrer ganzen lebendigen Continuität müſſe betrachtet, und bis auf ihren Keim entwickelt werden können, wenn ein richtiger Begriff von ihr möglich ſeyn ſoll.

Unter denjenigen Gelehrten, welche ſich mit dem Beweiſe beſchäftiget, daß die heidniſchen Völker, ſogar in den finſterſten Zeiten, im Grunde nur ein einziges, höchſtes Weſen geglaubt, iſt der franzöſiſche Abbé Batteux der jüngſte; und dieſer fromme Geiſtliche, gegen deſſen Rechtgläubigkeit, nach den Grundſätzen der römiſchen Kirche, niemand, der ihn geleſen, auch nur den kleinſten Zweifel hegen kann, ſagt mit ausdrücklichen Worten: „Glauben, daß Böcke, Hunde, Katzen, Scarabeen, Kieſelſteinchen von einer gewiſſen Geſtalt, goldene oder meſſingene Bilder, den höchſten Grad der Gottheit, Königin und Beherrſcherin des Weltalls, bei irgend einem gebildeten Volke vorgeſtellt haben, oder vorſtellen konnten, dieß iſt ein unmöglicher Irrthum, eine Ungereimtheit, die ſich in gar keinem Kopfe, denkend oder nicht denkend, aufhalten kann. Kurz, dieſe Götter waren bloß was unter uns die Schutzheiligen der Provinzen, Städte und Marktflecken, was die Reliquien, was die Perſonen ſind, deren Namen durch die Frömmigkeit eingeweiht worden.“

Daß die Vielgötterei nicht, wie Hume behauptet, ein urſprünglicher, ſondern ein ausgearteter, verdorbener Lehrbegriff geweſen, dieß bezeugen nicht allein die älteſten Nachrichten, ſondern kann auch aus den innerlichen Beſchaffenheiten dieſes Lehrbegriffs ſelbſt ſehr wahrſcheinlich gefolgert werden. Die große, obgleich verworrene Idee einer allwaltenden Kraft, eines Weſens aller Weſen, war natürlicher Weiſe die erſte Folge der auf den Menſchen von allen Seiten der Natur zuſammenſtrömenden Gefühle ſeiner Abhängigkeit. Dieſem Weſen konnte er nicht weniger, als alle diejenigen Eigenſchaften beilegen, welche er an ſich und andern als die vorzüglichſten achtete: Stärke, Klugheit, Großmuth. Aber eben dieſe inſtinktmäßige Folgerung, aus dem Bewußtſeyn ſeines eigenen vernünftigen Denkens auf die Intelligenz des Allgebärers, verführte ihn nach und nach, allen denjenigen Dingen Empfindung und Willkühr beizulegen, deren Kräfte, Bewegungen, Wirkungen und Urſprung er phyſiſch zu entwickeln nicht im Stande war. Die Pracht der Sonne, die Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen, die Uebereinſtimmungen dieſer Bewegungen mit den Abwechslungen der Jahrszeiten, und überhaupt ihr mannigfaltiger und mächtiger Einfluß auf unſere Erde, zogen ihr zuerſt die Verehrung der Menſchen, als dem ſichtbaren, unmittelbaren Vorſteher unſers Planeten, zu. Die Erde ſelbſt, der Mond, die übrigen Planeten, und die Geſtirne wurden aus bekannten und leicht zu entwickelnden Gründen gleichfalls zu göttlichen Weſen erhoben. Nicht lange, ſo war die ganze Natur mit Geiſtern oder Genien bevölkert. Unter den vergötterten Elementen genoß das Feuer eines entſchiedenen Vorzugs, theils für ſich, als eine der reinſten und edelſten Naturkräfte, und theils als Symbol der Sonne; auch finden wir, daß Feuer bei allen gottesdienſtlichen Handlungen unentbehrlich war. Dem Mächtigen, der im Himmel der Himmel thronte, blieb die Regierung des großen Alls;

aber man hielt dafür, die Welt ſey Stückweiſe der beſondern und vorzüglichen Aufſicht einer Hierarchie von Untergottheiten anvertraut, weßwegen denn auch jede beſondere Geſellſchaft, und endlich jede einzelne Familie einen eigenen Beſchützer haben wollte, der nicht zugleich der Gott ihrer Feinde und Nebenbuhler wäre; und dieſes konnte, bei dem einmal eingeführten Glauben an die Genien oder Dämonen, leicht Statt finden.

Die Apotheoſen ſind ſpäteres Urſprungs, weit entfernt, daß, wie einige fälſchlich gemuthmaßt, mit ihnen der Polytheismus ſeinen Anfang genommen; denn natürlicher Weiſe mußte ſchon ein Götter-Himmel vorhanden ſeyn, ehe der Gedanke entſtehen konnte, verſtorbenen Menſchen einen Platz darin anzuweiſen. Es hat auch letztere Meinung andere, weit ſtärkere Gründe gegen ſich.

Mit der Idee eines höchſten Weſens iſt die von der Erſchaffung der Welt, oder, nach dem Begriff der Alten, von der Organiſation des Chaos ſo nahe verſchwiſtert, und es iſt überhaupt dem Menſchen die Begierde, ſeinen Urſprung zu wiſſen, ſo natürlich, daß alle Völker, ohne Ausnahme, bis zum Tunguſen, zum Grönländer, und zum wilden Amerikaner ſich Cosmogonieen erfunden, und dieſelben, unter allerhand Allegorieen, ihrer Theologie eingewebt haben; welches denn, durch Hülfe der Prieſter und Dichter, eine unerſchöpfliche Quelle der ſeltſamſten Träumereien geworden.

Unter all dieſem Gewirre von Abglauben, Betrug und Schwärmerei, ſieht man dennoch die urſprüngliche Idee eines höchſten Weſens, durch deſſen unumſchränkte Wirkſamkeit alle Dinge beſtehen, hervorglänzen; — auch haben alle uns bekannte Cosmogonieen die Idee eines lebendigen, wirkſamen Principii zum Grunde, welches in ein todtes, paſſives, heterogenes Weſen eingefloſſen ſey, und alle Theile deſſelben mit ſeiner Intelligenz durchdrungen habe. Die ägyptiſche und griechiſche höhere Mythologie ſcheint hauptſächlich nur ein allegoriſcher Commentar über dieſen Text geweſen zu ſeyn. Daß die Heiden eine göttliche Vorſehung, und nach dem Tode Belohnungen und Strafen geglaubt, kann unwiderleglich dargethan werden. Für Letzteres zeugen unter andern die Gebete für die Sterbenden, die Verſöhnopfer für die Todten, die Verehrung der Manen, und die durchgängige Meinung, daß die in den Geheimniſſen Eingeweihten nach dem Tode glücklicher, als die übrigen Menſchen würden. In ihren Religionsſyſtemen erſcheint allerdings eine Menge von Widerſprüchen und Inconſequenzen; aber wie, in aller Welt, könnte ein ſolches Reſultat, wie ein Religionsſyſtem einer ganzen Nation iſt, ohne Widerſprüche und Inconſequenzen ſeyn, da man nicht einmal einen einzelnen Menſchen, ſelbſt unter den allerweiſeſten, antrifft, der durchaus mit ſich ſelbſt einig wäre?

Das Unzuſammenhängende einer Religion, gleich in vielen andern Dingen, verſchwindet, ſo wie nach und nach die Vernunft ſich aufheitert, von ſelbſt; und wo dieſe Aufheiterung noch nicht Statt gefunden hat, kann ſogar die reinſte Lehre nicht rein bleiben. Letzteres iſt aus der Geſchichte der barbariſchen Jahrhunderte des Chriſtenthums offenbar, und Erſteres aus der Geſchichte der verfeinerten Zeiten des Heidenthums, wo wir die Finſterniſſe des polytheiſtiſchen Aberglaubens nach und nach ſich zertheilen ſehen. „Als Chriſtus zur Welt kam," ſagt der bereits angeführte Abbe' Batteur, „verſtand ſelbſt das Volk über den Punkt der Götter Scherz. Es glaubte nur noch daran aus Gewohnheit, ſo wie die Fürſten aus Politik, und die Prieſter aus Eigennutz. Man leſe den Cicero, den Macrob, die ſämmtlichen ältern und neuern Platoniker, alle Peripatetiker, alle Dichter jener Zeit: alle, ohne Ausnahme, ſetzen die Einheit einer verſtändigen erſten Urſache feſt. Es giebt keine Eigenſchaft Gottes, welche nicht durch dieſen oder jenen unter ihnen, mit eben ſo vieler Stärke und Präciſion angegeben wäre, als nachher nur immer durch unſre Theologen hat geſchehen können. Dieß iſt durch das einhellige Zeugniß aller geiſtlichen Schriftſteller, welche jene angeführt haben, bewahrheitet*)."

Wie ſehr hat man ſich alſo nicht über den ſo oft wiederholten Ausſpruch zu verwundern: der geringſte Handwerksmann unter uns habe richtigere Begriffe von Gott und den menſchlichen Pflichten, als man ſie bei den auserleſenſten heidniſchen Philoſophen antreffe?

---

*) Histoire des causes premières, pag. 144.

Eine ſo ungeheure Behauptung läßt ſich bei ihrem Urheber durch nichts, und bei ſeinen Nachbetern — in der That weiß ich auch nicht, womit bei dieſen? entſchuldigen; denn die allergröbſte Unwiſſenheit des Alterthums will nicht zureichen.

Es iſt ſo wenig wahr, daß der gemeine Mann unter uns Chriſten eine reelle Erkenntniß von göttlichen Dingen habe, und aus ſeiner Religion die ächteſten Bewegungsgründe zu einem tugendhaften Leben ſchöpfe, daß man dieſes nicht einmal gewöhnlich bei Leuten, welche eine ſorgfältigere, und oft gelehrte Erziehung genoſſen, anzutreffen pflegt. Wozu nutzt es, das Gedächtniß mit Worten, welche die erhabenſten Wahrheiten bezeichnen, angefüllt zu haben, wenn der Verſtand, deſſen Einſicht allein reelle Erkenntniß gebiert, ſie nicht begreift. Es fällt nur zu ſehr in die Augen, daß unſer große Hauſe im Grunde noch immer Gott als einen eigenſinnigen Deſpoten betrachtet, deſſen Rechte über die Menſchen ſich allein auf ſeine Macht gründen, und deſſen willkührliche Geſetze man nur darum befolgen müſſe, weil er, nach eigenem Gefallen, Gutes und Böſes austheilen könne. Ideen dieſer Art ſtecken den edelſten Theil der Seele, die lautere Empfindung des Wahren und Guten, mit einem tödtlichen Gifte an. Alsdenn ſieht man die Anbeter der weiſeſten Güte eben das werden, was ein Schmeichler in dem Vorzimmer eines Tyrannen iſt; — dieſer Abergläubige kennt weder Tugend noch Laſter mehr; er will nur den Mächtigen gewinnen; und wo iſt eine Thorheit, wo ein Gräuel, der nicht Wurzel faßte in dieſem Boden, und Früchte brächte tauſendfältig? —

Die vorhergehende Betrachtung, mein Freund, ſo kurz und zuſammengedrängt ſie auch in Rückſicht auf die Materie ihres Inhalts iſt, würde doch in einem critiſchen Briefe, als bloße Einleitung, viel zu weitläufig ſcheinen, wenn ich Ihnen dieſelbe nicht als eine Vorbereitung zu dem ganzen Hauptſtücke von der Religion der Aegyptier, in dem Werke des Hrn. v. P... gäbe. Da eine deutſche Ueberſetzung der Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer erſchienen iſt, wie ich aus dem letzten leipziger Meßcatalogus erſehen; ſo können Sie dieſelbe nunmehr mit aller Bequemlichkeit in Ihrer Mutterſprache leſen. Der Mühe, Ihnen einen Auszug von dem, was dieſe Schrift von der Religion und der Staatsverfaſſung der Aegyptier enthält, zu verfertigen, darf ich mich um ſo mehr entſchlagen, da dieſe Materien nicht, wie die bereits abgehandelten, durch das ganze Buch zerſtreuet, und mit dem Weſen der Chineſer vermiſcht ſind; ſondern zwei beſondere, nicht gar zu lange Capitel ausmachen. Von dem hauptſächlichſten Inhalte derſelben will ich Ihnen dennoch, um allen Vorwürfen zu entgehen, ein Paar Worte herſetzen.

Die Religion der Aegyptier iſt ein unermeßliches Ding. Sie hat ſo vielerlei Seiten, ſo mancherlei Geſtalten, daß es unmöglich iſt, zu allen dieſen den wahren Standpunkt zu finden.

Ihre älteſten gottesdienſtlichen Gebräuche ſtammten aus Aethiopien, und ſo waren auch die Gymnoſophiſten dieſes Landes ihre erſten Prieſter. Alles was uns mit einiger Gewißheit von den Lehrſätzen dieſer Gymnoſophiſten bekannt geworden, iſt, daß ſie einen Gott als Schöpfer der Welt annahmen, ſeiner Natur nach unbegreiflich, aber ſichtbar in ſeinen Werken, welche insgeſammt ihnen von ſeinem Geiſte gleich belebt ſchienen. Aus dieſer Lehre floß der ſymboliſche Gottesdienſt, der dem Geiſte der Afrikaner recht angemeſſen zu ſeyn ſcheint. Die glühende Einbildungskraft der Bewohner dieſes Welttheils will durch ſichtbare Gegenſtände oder Fetiſchen fixirt, und ihre Unruhe wegen der Zukunft, durch Wahrſagereien, welche ſie aus dieſen Fetiſchen ſelbſt ziehen, befriedigt ſeyn. So hatte der Stier Apis, außer ſeinen ſymboliſchen Eigenſchaften, auch noch die, daß er über die zukünftige Ueberſchwemmung des Nils Anzeigen gab; und ſelbſt das Wort Apis, nach Weiſe der Aegyptier ausgeſprochen, hat eine offenbare Beziehung auf das in die Höhe ſteigen des Waſſers auf den Graden des Nilmeſſers. Auch von den Crocodilen wurden Vorbedeutungen genommen, und wahrſcheinlicher Weiſe eben ſo von vielen andern Thieren.

Viele Thiere waren, ihrer Nützlichkeit wegen, geheiligt und der Beſchützung des Aberglaubens empfohlen, als: Katzen, Wieſel, Ichnevmons, Sperber, Geier, Eulen, Störche und Ibis, welche mit Recht die Reiniger Aegyptens genannt worden ſind. Dieſes

Land wäre ohne ſie nicht zu bewohnen. Da bei den Engländern die Geſetze verbieten, um London und in den weſtindiſchen Colonien die Geier zu tödten, ſo hat man ſich nicht zu wundern, daß die Aegyptier ganz ähnlichen Geſetzen eine weit größere Kraft zu geben geſucht haben. Die Alten ſchonten überhaupt faſt aller der Gattungen Raubvögel, welche man des Wildes halben, mit ſo großer Sorgfalt, in den mehrſten Gegenden Europens zerſtört. Nichts deſto weniger bleibt der Grundſatz richtig, daß dem Vortheile der Jagd der Vortheil des Ackerbaues nie aufgeopfert werden müſſe; und für dieſen giebt es keine ſchlimmere Plage, als die Caninchen, die Mäuſe, die Sperlinge und die Schnekken, wovon die Raubvögel die Ländereien reinigen, ohne nur ein Gräschen zu beſchädigen.

Einige Thiere ſcheinen bloß in Beziehung auf gewiſſe nützliche Arbeiten, welche ihre Verehrung nothwendig machte, geheiligt worden zu ſeyn. Der natürliche Hang zur Trägheit bei dieſem Volke wurde auf dieſe Weiſe durch ſeinen noch ſtärkern Hang zum Aberglauben beſtritten und überwunden. Hieraus leitet der Herr v. P... auch die Verehrung der Crocodile her. Die Städte, wo dieſer Dienſt am mehrſten im Schwange war, lagen weit vom Nil ab, und die Crocodile hätten nie bis zu ihnen gelangen können, wenn ihre Canäle ſchlecht unterhalten oder verſtopft geweſen wären. Ueberall ſieht die Staatsklugheit unter dem geheimnißvollen Schleier des Fanatismus hervor.

Die diätetiſchen Anordnungen der Aegyptier bezogen ſich auf ihr Clima, und ihre mehrſten Feſte auf den Ackerbau, die Ueberſchwemmung des Nils und die Aſtronomie.

„Sie erkannten ein verſtändiges, von der Materie unterſchiedenes Weſen, welches ſie Phtha nannten; es war der Erſchaffer des Weltalls, der lebendige Gott, deſſen Weisheit ſie unter dem Namen Neith, als eine Weibsperſon, die aus dem Körper eines Löwen hervorgeht, perſonificirt hatten. . . . Die letzte von den Aegyptiern perſonificirte Eigenſchaft des höchſten Weſens war die göttliche Güte, die ſie Cnuph nannten, ein in den Abraxen berühmtes Wort. . . . Ihre Athor bedeutete in einem gewiſſen Verſtande das Chaos, und in einem andern die Unbegreiflichkeit Gottes und ſeinen Zuſtand vor der Schöpfung.“

Es iſt ſchwer zu erklären, wie Jablonski ſich ſelbſt hat überreden können, daß die ägyptiſchen Prieſter wirkliche Gottesläugner in dem ſtrengſten Sinne geweſen wären. Mich däucht, man darf, als einen unumſtößlichen Grundſatz ſicher feſtſetzen, daß diejenigen, welche ganze Geſellſchaften, oder wohl gar Nationen des Atheismus beſchuldigen, ſich allemal gröblich irren. Denn es iſt unmöglich, aus dem Herzen ſo vieler Menſchen Hoffnung und Furcht zu reißen, und nachher ihren Geiſt mit einem Lehrſatze zu Boden zu drücken, der mehr Leichtgläubigkeit erfordert, als alle andere Lehrſätze miteinander. Es gehört ein unendlich höherer Grad von Glauben dazu, um ein Atheiſt, als um keiner zu ſeyn.

Die ägyptiſche Religion behauptete ſich, mitten unter den entſetzlichſten Revolutionen, eine lange Reihe von Jahrhunderten durch, bis ſie endlich unter der Regierung des Theodoſius ſo häufige und ſo ſtarke Stöße erlitt, daß ſie gänzlich untergehen mußte. Alsdann ward Aegypten, welches die Tyrannei der conſtantinopolitaniſchen Kaiſer ſchon ſehr herunter gebracht hatte, einer Legion von Mönchen gleichſam zum Raube gelaſſen. Die Städte entvölkerten ſich; man vergaß, bis zum Namen, die Künſte, und es kam endlich dahin, daß man auf den Ruinen der blühendſten Städte in Strohhütten wohnte.

Die politiſche Verfaſſung der Aegyptier betreffend, ſo warnt der Hr. v. P... ſeine Leſer, nicht alles buchſtäblich zu glauben, was man bei den Griechen davon aufgezeichnet findet; denn dieſe haben Geſetze bewundert, die nur in den Büchern vorhanden waren; Polizeianordnungen gelobt, die man nicht beobachtete, oder wenigſtens anders beobachtete, als ſie meinten; zum Beweiſe führt er das Beiſpiel des mit den Räubern gemachten Vergleichs an, welcher ſeiner Meinung nach nur die Araber und nicht die eingebornen Aegyptier anging.

Ihre Regierung war, der Grundverfaſſung nach, wirklich monarchiſch; denn der Gewalt des Oberherrn waren Schranken geſetzt; die Ordnung der Thronfolge in der königlichen Familie war beſtimmt, und die Verwaltung der Gerechtigkeit einer beſondern Geſellſchaft anvertraut, deren Einfluß dem Anſehen der Pharaonen die Wage halten konnte. Dieſe hatten nie das Recht in einer bürgerlichen Sache zu entſcheiden. Die Richter legten ſogar, beim Antritt ihres Amts, einen entſetzlichen Eid ab, der ſie verband, dem Könige nicht zu gehorchen, im Fall er ihnen beföhle, einen ungerechten Spruch zu thun. Man glaubt mit vielem Grunde, daß das Recht, die Steuern auszuſchlagen, oder die Abgaben zu vertheilen, allein in den Händen der Abgeordneten der Provinzen und der großen Prieſtercollegien geweſen ſey, deren Hauptverſammlung im Labyrinth geſchah.

Der Verfall des ägyptiſchen Reichs, und alle Uebel, die daraus entſprungen, werden der Vereinigung der zeitlichen Macht mit der geiſtlichen, auf den Kopf eines einzigen Mannes, Sethon genannt, zugeſchrieben. Wenn neuere Schriftſteller, wie z. B. Rouſſeau, behauptet haben, dieſe beiden Mächte müßten immer vereinigt ſeyn, ſo haben ſie mehr beäuget, was einer Republik, als was einem monarchiſchen Staate zuträglich iſt. In dieſem iſt der Oberherr für ſich ſchon eine ſehr wichtige Perſon; macht man ihn nun überdieß noch zum Prieſter, ſo hat man einen Deſpoten; wie denn China, Perſien, die Türkei, und ſelbſt Judäa hievon das Beiſpiel gegeben haben.

Die reviſoriſchen Anmerkungen, welche ich Ihnen in meinem jüngſten Briefe verſprach, bekommen Sie nicht, weil ſeit dem der Materialien zuviel geworden ſind, und verſchiedene darunter vor dem Caduceo des Gottes Merkur, der ein weiſer und friedliebender

Gott iſt, nicht abgehandelt werden dürfen. — Sonſt bin ich, meines Ortes, der ketzeriſchen Meinung, Uneinigkeit ſey das Salz der Erde. Gleich einem Ei ſchwimmt Kampf im Plane des Ganzen umher, woraus, wie ehemals das Univerſum, eine Welt voll neuer Kenntniſſe, gleich einem Huhne, hervorkömmt. Dieſes Huhn müſſen wir von Gott und Rechtswegen in unſre Küche zu bekommen ſuchen; weil aber, via naturae, kein Huhn ohne Ei wird, ſo iſt das Ei zur Exiſtenz des Huhns: — ſo iſt der Kampf nothwendig.

Da ich mir keine reviſoriſchen Anmerkungen erlaube, ſo werde ich auch keine critiſchen machen. Herr de Guignes will eine weitläuftige Widerlegung der Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer ſchreiben, und hat einſtweilen in dem Journal des savans einen Brief gegen den Verfaſſer drucken laſſen, der ihn zum Verbrennen qualificirt. Weidlich und laut geſchimpft iſt er in Deutſchland worden. Ganz ſtill ausgeſchrieben zugleich.

Ich ſchließe mit der Verſicherung, daß ich gegenwärtig über die Schrift des Hrn. v. P... im Ganzen genommen, noch eben ſo vortheilhaft denke, als da ich Ihnen meinen erſten Brief ſchrieb. Daß ſie ihre Schwächen habe, wie alles Menſchliche, erinnerte ich auch ſchon damals. — Aber daß jener Brief an einigen Stellen weiſſagende Satyre geweſen, iſt wunderbar. Leben Sie wohl.

Eine politiſche

Rhapſodie.

Aus einem Aktenſtock entwendet.

Sowohl in den Anordnungen der Staatsmänner, als in den Schriften der Gelehrten findet man über das, was überhaupt den Wohlſtand einer bürgerlichen Geſellſchaft ausmacht, ihn gebiert und erhält, ſehr viel ſchwankendes und widerſprechendes. Faſt überall ſind die Wirkungen und Kennzeichen des Wohlſtandes für deſſelben Fundamente, die eigentlichen Fundamente hingegen nur für Nebenſäulen, Reihwände oder Baugerüſte gehalten worden. Dem ohnerachtet ſcheint nichts einfacher, nichts augenſcheinlicher zu ſeyn, als die Principien der phyſiſchen Glückſeligkeit für einen Staat.

Eine einzelne Familie nennen wir glücklich, wohlbeſtehend, wenn ſie durch eine kluge Adminiſtration ihrer Güter, oder Anwendung von Induſtrie, ſich ein geſichertes, jährlich ſich erneuerndes Einkommen verſchafft, welches hinreichend iſt, ihre Glieder mit den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des Lebens zu verſehen. Eben ſo iſt es mit den größten politiſchen Geſellſchaften.

Ein Staat iſt im Wohlſtande, wenn in demſelben die Mittel zur Unterhaltung und zu den Bequemlichkeiten des Lebens für ſeine geſammten Glieder, in der ſeiner Einrichtung gemäßen Stufenfolge ſich immer erneuern und vermehren.

Ein wildes Volk, welches von Jagd, Fiſcherei, oder den freiwilligen Früchten der Erde lebt, kann ſich nur bis auf einen gewiſſen Grad vermehren; hernach müſſen die Eltern ſich entſchließen, einige ihrer Kinder in der Wiege umzubringen, die Kinder, ihre gebrechlich gewordenen Alten zu ermorden, oder ein Theil dieſes Volkes muß in andere Gegenden entfliehen: Vermehrung der Menſchen kann alſo nicht ohne Vermehrung der Lebensmittel gedacht werden.

Die Lebensmittel können nicht anders vermehrt werden, als durch jene künſtliche Bearbeitung der Erde, welche wir Agrikultur nennen.

Die Agrikultur ſetzt die Feſtſetzung des Eigenthums voraus, ferner eine beſchützende Macht, welche die Beibehaltung dieſes Eigenthums verſichert. Schon in ihrer erſten roheſten Geſtalt erfordert die Agrikultur eine gewiſſe Anlage. Der halbgeſittete Wilde, der den erſten Kartoffel pflanzte, mußte dieſen Kartoffel beſitzen, und dran geben, und daneben auch die Zeit und Mühe aufopfern, welche er zu Aufſuchung mehrerer hätte verwenden können; er vertauſchte an die Erde ein gegenwärtiges Nahrungsmittel, nebſt ſeiner Zeit und Mühe, gegen die zukünftige Erſtattung eben dieſes Nahrungsmittels in vervielfältigtem Maße. Würde dieſer Menſch, ohne die Gewißheit zu ernten, wohl gepflanzt haben? — Das erſte Bedürfniß der Geſellſchaft iſt demnach eine obere Gewalt, welche ein jedes Glied derſelben bei dem Eigenthum ſeiner Perſon und der Früchte ſeiner Bemühungen gegen innerliche und äußerliche Angriffe ſchütze; woraus dann zugleich die natürliche und nothwendige Pflicht für die Geſellſchaft entſpringt, ihren Oberherrn, nebſt ſeinen Soldaten und Civilbedienten, ohne anderweitiges Entgeld, zu unterhalten.

In den mehrſten Gegenden von Europa reicht eine mäßige Arbeit von 25 Familien hin, um, außer ihrer Obrigkeit, noch 75 andere Familien mit allen Bedürfniſſen und verſchiedenen Bequemlichkeiten des Lebens zu verſehen; die 25 Familien aber würden nur für ſich und die ſie beſchützende Gewalt arbeiten, ohne ſich um das Daſeyn der übrigen 75 zu bekümmern, wenn nicht eine Urſache vorhanden wäre, die ſie zum Gegentheil bewegte. Dieſe Bewegurſache bringt die Induſtrie hervor.

Der Handwerker und Künſtler giebt den rohen Materialien eine andre Form. Will nun der Eigenthümer der rohen Materialien ſie in dieſer veränderten Form beſitzen, ſo muß er nicht nur die rohen Materialien zum Grundſtoffe, ſondern noch darüber den Unterhalt für denjenigen, der ſie transmutirt, und den Unterhalt für ſeine Familie während der Zeit, die auf ihre Bearbeitung verwendet wird, hervorbringen: die Claſſe der Grund-Eigenthümer verwendet dieſemnach mehr Unkoſten, Arbeit und Zeit auf Hervorbringen einer größern Menge Produkte, um ihren Ueberfluß gegen die Arbeiten der induſtriöſen Claſſe zu vertauſchen.

Eine freiwillige Vertauſchung verſchiedener Dinge gegen einander macht das Weſen des Commerzes, im allgemeinſten Verſtande genommen, aus.

Das erſte Bedürfniß des Commerzes, ſein unentbehrlich Nothwendiges, ſeine einzige Materie, iſt das Ueberflüſſige, denn niemand vertauſcht, was er nicht entbehren will.

Ueberfluß wird nicht eher erzeugt, bis eine Abſicht oder Ausſicht vorhanden iſt, dieſen Ueberfluß dem Bedürfniſſe eines andern gegen Erſatz zu überlaſſen. Einzig und allein die Begierde zu einem vervielfältigten Genuſſe, und die Möglichkeit, die Mittel zu demſelben gegen unſren Ueberfluß einzutauſchen, treibt uns an, dieſen Ueberfluß zu erarbeiten.

Indem ein Ding gegen ein anderes umgetauſcht wird, wird ihr beiderſeitiger verhältnißmäßiger Werth in dem gegenwärtigen Falle feſtgeſetzt. Eine Sache, wenn ſie auch zu denjenigen gehört, deren Genuß dem Menſchen am unentbehrlichſten iſt, hat, an und für ſich betrachtet, keinen beſtimmbaren Werth; was davon zum unmittelbaren Gebrauch angewendet wird, iſt ein Gut für denjenigen, der es gebraucht; aber ihre Anhäufung, ihr Ueberfluß darf nicht Reichthum genannt werden. Wollte man die bloße Menge, den bloßen Ueberfluß ſelbſt der unentbehrlichſten Güter des Lebens Reichthum nennen, ſo müßte man vor allen Dingen Luft und Waſſer mit dieſem Prädikat belegen. Der Ueberfluß darf alſo nicht allgemein und gleich ſeyn; es muß ihm allemal ein Bedürfniß auf der andern Seite entſprechen, wenn nämlich jener Ueberfluß in Nothdurft verwandelt werden, und einen beſtimmbaren feilen Werth (valorem venalem) erhalten ſoll. Dieſes zu bewerkſtelligen, nämlich den Ueberfluß in Nothdurft zu verwandeln, iſt der eigentliche Gegenſtand des Commerzes.

Ein Menſch, welcher ſich an den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens begnügte, ſie ſelbſt hervorbrächte und allein verzehrte, könnte eben ſo wenig ein Glied derjenigen Geſellſchaft, in deren Mitte er ſich aufhielte, genannt werden, als der Ochſe, der an ſeiner Hütte graſet. Man muß ausgeben und erwerben, man muß in das allgemeine Commerz verwickelt ſeyn, um nicht in der bürgerlichen Geſellſchaft noch weniger als ein Thier zu gelten: alſo iſt das Commerz eben ſo gewiß das eigentliche wahre Band der Geſellſchaft, als die Feſtſetzung des Eigenthums ihr erſtes nothwendigſtes Bedingniß war.

Aus den bis hiehin auseinander gefolgerten Grundſätzen zuſammen genommen, erhellet unwiderſprechlich, daß die Wohlfahrt eines Staats in eben dem Maße zunimmt, wie ſein Commerz anwächſt.

Hiebei iſt aber vor allen Dingen nicht außer Acht zu laſſen, daß der einſeitige Gewinnſt, welchen diejenige Claſſe von Bürgern, die man im eigentlichſten Verſtande Kaufleute nennt, aus ihrem Gewerbe ziehet, durchaus von den Vortheilen unterſchieden ſey, welche das Commerz, nach dem allgemeinen und fruchtbaren Sinne, in welchem es in dem gegenwärtigen Aufſatze genommen worden, über den ganzen Staat ergießt. Was hierüber anzumerken iſt, wird ſich bei einer kurzen Betrachtung über die verſchiedenen Modificationen des Commerzes von ſelbſt darſtellen.

Die Erde iſt bekanntermaßen die einzige Quelle aller Reichthümer. Der Landeigenthümer vermehrt die Güter, welche ſie hervorbringt, entweder durch eigne Arbeit, oder in der Perſon ſeiner Pachter und Ackersleute. Der Handwerker und Künſtler hingegen, weit entfernt die Produkte zu vermehren, hilft ſie nur vernichten, indem er dieſelben zum Theil durch die Veränderung, welche er mit ihnen vornimmt, zur Reproduktion untüchtig macht, und zum Theil an Lohn für ſeine Arbeit verzehrt; er kann alſo nicht anders als auf die vorhin beſchriebene Weiſe im Dienſt und Solde der Grundeigenthümer exiſtiren, und ſein einziges Verdienſt um die Bereicherung des Staats iſt, daß er die Grundeigenthümer zu einem ſtärkern Anbau reizt. Alle und jede Menſchen alſo, welche nicht Grundeigenthümer ſind, leben auf Unkoſten der Grundeigenthümer. —

Das Leben auf Unkoſten der inländiſchen Grundeigenthümer, iſt inländiſches Commerz; das Leben auf Unkoſten ausländiſcher Grundeigenthümer, iſt ausländiſches Commerz.

Dieſemnach iſt es augenſcheinlich, daß in einem fruchtbaren Lande ſich alles auf die Agrikultur ſtützt, und das Intereſſe der produktiven Claſſe das wahre Intereſſe des Staats iſt. Es wäre alſo ſehr thöricht gehandelt, wenn man um Manufakturen in einem ſolchen Lande zu begünſtigen, durch ein Verbot der Ausfuhr dieſes oder jenes Produktes ſeinen Preis zu erniedrigen trachten wollte. Durch eine ſolche Anſtalt gewinnt allein der fremde Staat, der einen ſolchen verarbeiteten Artikel kauft, und der Staat, worin er fabricirt wird, verliert. Colbert verbot die Ausfuhr der Landfrüchte aus Frankreich, damit die Manufakturiſten deſto wohlfeiler arbeiten könnten. Er berechnete den erhöhten Werth der erſten Materialien in einem gewürkten Seidenzeuge, und ſah lauter Nutzen. Hätte er die Subſiſtenz der Arbeiter, welche ſie in dieſes Zeug gleichſam einwebten, mit in Betrachtung gezogen, und hernach die Summe überſchlagen, die, bei einer freien Ausfuhr, aus dieſen Produkten hätte können gewonnen werden, ſo würde ſich ein ganz entgegengeſetztes Reſultat dargeboten haben. Es giebt einige Fälle, wo die Prohibition der Ausfuhr ſehr ſcheinbare Gründe für ſich hat, wenn nämlich die Herunterſetzung des Preiſes eines gewiſſen einheimiſchen Produkts von geringerem

Ertrage die Erhöhung eines andern gleichfalls einheimiſchen Produkts von höherem Ertrage befördern ſoll: z. B. man verböte die Ausfuhr der Wolle, damit ſie im Lande verarbeitet, und durch die Conſumtion der Arbeiter der Werth der Lebensmittel ins Steigen gebracht würde. Allein fürs erſte zeigt ſich gemeiniglich bei einer genauen und ausführlichen Auseinanderſetzung des beſondern Falles eine klare Mißrechnung; und fürs andre wird der vorgehabte Zweck niemals erreicht; denn die Cultivirung des eingekerkerten Produkts wird alsbald vernächläſſiget, weil niemand nur ein einziges Schaf anzieht, um ſeine Wolle auf die Wagſchale des Projektmachers zu legen: nachher, ſo wie das Produkt an Menge abnimmt, ſo ſteigt es auch wieder im Preiſe; ja es iſt öfters kurz nach dem Verbote der Ausfuhr theurer als zuvor. Da nun zugleich die Lebensmittel durch die eingeführte Colonie der Manufakturiſten erhöhet worden, ſo kann die Fabrik nicht mehr beſtehen; der ganze innerliche ökonomiſche Zuſtand geräth alsdann in Verwirrung, und die blühendſte Provinz geht zu Grunde. Die Abwege, worauf die Staatsmänner über dieſen Punkt gerathen, entſpringen größtentheils aus dem irrigen Begriffe von der Population, indem ſie die Population als die Quelle der Wohlfahrt eines Staats annehmen, da ſie doch nur eine Folge, ein Symptom derſelben iſt. Ein Menſch, der dem Staat nicht nützt, ſchadet dem Staate, weil er die zu ſeiner Subſiſtenz erforderlichen Mittel, der Reproduktion entzieht, und ſie ſchlechterdings vernichtiget.

Die Prohibition oder Erſchwerung der Einfuhr fremder Manufaktur-Artikel, in der Abſicht, die inländiſchen Fabriken zu begünſtigen, iſt zwar nicht in eben dem Grade verderblich, als die Hemmung der freien Ausfuhr, aber ſie richtet doch immer einigen und nicht ſelten beträchtlichen Schaden an. Sind die im Lande fabricirten Waaren bei gleicher Güte auch eben ſo wohlfeil, als die ausländiſchen, ſo bedürfen ſie keiner gewaltthätigen Begünſtigung; und ſind ſie es nicht, ſo ſubſiſtiren die Fabrikanten auf Unkoſten der übrigen Einwohner; eben ſo gut könnte man eine Kopfſteuer ausſchlagen, oder einen Impoſt auf den eingehenden Manufaktur-Artikel legen, um einen Haufen Müſſiggänger davon zu ernähren, denn mehr als Müſſiggänger nützen ſolche Fabrikanten dem Staate nicht. *Aber*, ſagt man, *das Geld bleibt dann doch im Lande*! O ja, was man an einheimiſche Bettler giebt, bleibt auch im Lande; aber was für einen Gewinn zieht der Staat davon? — Und die Furcht, das Geld aus dem Lande zu verlieren, was hat es doch eigentlich wohl damit zu bedeuten? — Iſt das Geld nicht ſo gut eine Waare als andre Waaren, und giebt es wohl jemand *umſonſt* weg? — Man hat ſich angewöhnt, das Geld als die *Quinteſſenz* aller Reichthümer anzuſehen, weil es ſeines innern Werthes halber, als Metall, — ſeiner Incorruptibilität wegen — weil es nichts zu verwahren koſtet — und noch um verſchiedener andrer Bequemlichkeiten willen, zufolge einer durchgängigen Convention, zum Repräſentanten aller Bedürfniſſe, zum Makler aller Geſuche, kurz zum allgemeinen Mittel des Tauſches angenommen worden iſt; im Grunde aber ſind die geprägten Metalle doch nichts anders, als *überall gültige Unterpfände* oder *Zeichen*; deswegen definirt der Abbé *Morellet* ein Stück Geld, z. E. von dem Werthe eines Ochſen, *einen Ochſen in abstracto* (un boeuf abstrait). Wir ſehen auch, daß in unzähligen Fällen Wechſel, Schuldſcheine, Promeſſen, den vollkommenen Dienſt des Geldes leiſten. Wo verkäufliche Dinge vorhanden ſind, da iſt auch immer hinlänglich Geld vorhanden; ja, man kann darthun, daß je größer der Wohlſtand eines Landes iſt, es deſto weniger Geld, nach Proportion ſeiner Größe und Population, bedarf. In einem ſolchen Lande entſpricht jedem Ueberfluſſe ein Bedürfniß; alle ſeine Produkte und Arbeiten ſind *gefodert*, *geſucht*, haben einen *currenten* Werth, gehen *ſchnell* von Hand zu Hand, *werden genoſſen und erneuern ſich in vervielfältigtem Maße*; und dieſe regelmäßige und ſchleunige Circulation bringt allemal das *Phänomen des Geld-Ueberfluſſes* hervor. Denn, wenn alle Dinge eben ſo einen beſtimmten *Geld-Werth* repräſentiren, wie das Geld ihren Werth repräſentirt, ſo muß von beiden gleich viel vorhanden zu ſeyn ſcheinen. Ein Beiſpiel kann hier die Stelle einer weitläuftigern Entwicklung vertreten. Ich ſetze den Fall, ich hätte geſtern Morgen bei einem Fruchthändler für 50 Rthlr. Haber einkaufen laſſen; der Fruchthändler hätte mit dieſen 50 Rthlr. ſogleich Leinwand eingekauft; der Leinwandhändler hätte ſie augenblicklich wieder verwendet; ſo daß ſie, nachdem ſie durch 24 Hände gegangen, den folgenden Morgen an einen Bauer gelangten, der ſie mir für verfallne Pacht bezahlte: eben die 50 Rthlr., die geſtern auf meinem Tiſche lagen, liegen alſo heute wieder darauf; während dieſer Zeit haben ſie 1200 Rthlr. repräſentirt, und in den folgenden 24 Stunden können ſie eben dieſe Dienſte wieder leiſten. Wäre die Circulation dieſer 50 Rthlr. langſamer von ſtatten gegangen, ſo hätten ſie entweder 24 mal wirklich da ſeyn müſſen, oder 24 Menſchen hätten über Geldmangel geklagt. Aus dergleichen Betrachtungen läßt ſich folgern, daß in einer großen Stadt, wie Paris zum Exempel, in einem halben Jahre mehr Geld ausgegeben werden müſſe, als in den vier Welttheilen zuſammen genommen, auf einmal aufgebracht werden könnte; ferner, daß das Phänomen des Geldüberfluſſes, welches allemal ein Symptom der Proſperität iſt, etwas ganz anders ſey, als die vorhandene Menge von gemünztem Gold und Silber. In einem verdorbenen oder ſinkenden Staat wird ſich immer Geldmangel äußern, wenn auch unter einer großen Anzahl ſeiner Mitglieder Crōſus Schätze vertheilt wären.

Ich wiederhole nunmehr die Frage, von der ich ausging, was bedeuten die Worte: man muß verhüten, daß das Geld nicht aus dem Lande gehe, man muß ſuchen, das Geld im Lande zu halten? und glaube ihren Sinn, in ſo fern ſie nämlich einen wahren Sinn haben, folgender Geſtalt entwickeln zu können. Es iſt erwieſen, daß jeder von den Menſchen durch willkühtrliche Arbeit hervorgebrachte Ueberfluß, und die Ausbreitung der Geſellſchaft nach Maßgabe dieſes Ueberfluſſes, ſich nothwendig auf eine Vervielfältigung der Bedürfniſſe in dieſer Geſellſchaft ſtützen müſſe, und daß das Vermögen, die Mittel zu Befriedigung aller dieſer Bedürfniſſe hervorzubringen, und ihre ununterbrochene wechſelſeitige Erneuerung, die Dauer und Stärke der politiſchen Geſellſchaft ausmache. Wenn nun jemand ſich einen Ueberfluß an einer Sache erwirbt, in der Abſicht, dagegen ein anderes Mittel zu Befriedigung eines gewiſſen Bedürfniſſes einzutauſchen, ſo muß, wenn der Zweck erfolgen ſoll, auf der andern Seite ſich ebenfalls jemand befinden, der die begehrte Sache aus ähnlichen Abſichten in einem gewiſſen Ueberfluſſe bewirkt hat: woraus dann ferner folgt, daß, wenn beide Perſonen Bürger Eines Staates ſind, ihre gegenſeitigen Bedürfniſſe alsdann im Staate ſelbſt einen zwiefachen Ueberfluß wechſelſeitig erzeugen. In dieſem Falle werden alſo zwei Quellen des Reichthums im Staate eröffnet, da im entgegengeſetzten Falle nur eine flöſſe, welches allerdings ein Vortheil iſt. Daß aber durch eine gewaltſame Begünſtigung inländiſcher Fabriken keine zweite Quelle des Reichthums im Staat ſich eröffne, iſt leicht zu erweiſen. Man frage kurz: giebt das Land die rohen Materialien zu Fabricirung der Waare ſelbſt her, oder muß es ſie von außen ziehen? — Hat es ſie in ſich, ſo muß der Vortheil, den es durch den Verkauf im rohen gezogen hätte, abgerechnet werden, weil dieſen ohnehin ſchon das Land genoß; hat es ſie nicht in ſich ſelbſt, ſo muß wiederum der Vortheil an den rohen Materialien abgerechnet werden, weil dieſen, der einheimiſchen Fabricirung ungeachtet, der Ausländer genießt: in beiden Fällen müßte alſo der ganze Vortheil allein aus dem Arbeitslohn entſpringen, und in allen nur erſinnlichen Modificationen kann es in der That zuletzt auf nichts mehr hinauslaufen. Daß die Verzehrung dieſes Arbeitslohns nicht reiner Nutzen für das Land ſey, verſteht ſich von ſelbſt, denn, wenn die Bauern und Handwerker ihre Waaren dieſen Manufakturiſten nur 5 pr. Cent. unter dem gewöhnlichen Preis verkaufen ſollten, ſo würden ſie eine ſolche Conſumtion verwünſchen. Folglich iſt der überſchießende Gewinnſt an dem verzehrt werdenden Taglohn der einzige Vortheil für das Land. Wenn man nun den geringen Erſatz, welcher einem Theil der Bürger durch die Conſumtion dieſer Art Manufakturiſten zuwächſt, gegen den vollen Schaden der übrigen hält, welche die einheimiſche Waare theurer eintauſchen müſſen, als mit der auswärtigen geſchehen könnte, ſo iſt das klare Reſultat, Schaden und — Ungerechtigkeit.

In einem fruchtbaren Lande, worin ſich alles auf Agrikultur ſtützt, und von der Claſſe der einheimiſchen

Grundeigenthümer alle übrige Claſſen der Bürger leben müſſen, — in einem ſolchen Lande ſind diejenigen, welche ausſchließungsweiſe Handelsleute genennt werden, eigentlich nichts anders, als Fuhrmänner oder Fuhrwerks-Entrepreneurs. Der Kaufmann holt die Mittel zur Erhaltung und Verſchönerung des Lebens an den Orten ihrer Erzeugung, um ſie nach den Orten ihrer Conſumtion hinzubringen; er kauft bloß in der Abſicht, um wieder zu verkaufen, und dadurch unterſcheidet er ſich von allen übrigen Claſſen der im Commerz ſtehenden Glieder der Geſellſchaft. Sein Gewerbe iſt ein öffentlicher Dienſt, welchen er dem Publiko leiſtet, und es iſt billig, daß das Publikum ihn dafür beſolde; nichts deſtoweniger gehört ſeine Exiſtenz zu den Unkoſten des Landes, und fällt den reproduktiven Quellen ſeines Reichthums zur Laſt. Dieſe Art Unkoſten möglichſt zu vermindern, kann nicht anders als Gewinn für den Staat ſeyn.

In einem Staate, worin die Einwohner hauptſächlich auf Unkoſten auswärtiger Grundeigenthümer leben, ſpielt der Kaufmann eine anſehnlichere Rolle; denn dort ſtellt er den abweſenden Grundeigenthümer vor, deſſen Schätze er diſtribuirt; er zieht gewiſſermaßen das Land, welches in einer Entfernung von einigen hundert Meilen vielleicht, zum Lohn für ſeine Induſtrie befruchtet wird, auf den Boden, worauf er lebt; er ladet halbe Provinzen aus ſeinen Schiffen, oder läßt ſie durch die Hände ſeiner Arbeiter herbeizaubern: — aber bei all dem iſt dieſer Handelsmann, ſo viel Talente, Fleiß, Geſchicklichkeit und Vermögen ſein Gewerbe auch erfordern mag, ſo verdient er ſich auch dadurch um den Staat, und vorzüglich um die Menſchheit macht, der weſentlichen Grundbeſchaffenheit ſeines Dienſtes nach, dennoch nichts anders, als entweder ein Fuhrwerks-Entrepreneur, oder ein Aufſeher über Tagelöhner; und ſobald man aufhört ihm Fracht zu geben und zu beſtellen, oder anfängt ſeiner Fabrik eine ſchicklichere vorzuziehen, ſo verſchwinden, gleich bunten Seifenblaſen, jene glänzenden Reichthümer. Keine Lage iſt ſo vortheilhaft, keine Anordnungen können ſo weiſe ſeyn, daß ſie gegen dergleichen Widerwärtigkeiten immer ſchützten. Die Manufakturen gehen gemeiniglich an dem Orte ihrer Stiftung zuletzt durch ihre eigene Proſperität zu Grunde, und fliehen aus den bereicherten Ländern in ärmere, wo die Abweſenheit von Population und Luxus die Mittel zur Erhaltung des Lebens in niedrigern Preiſen darbietet. In unſeren aufgeklärten Zeiten, wo die Geheimniſſe aller Künſte offenbar ſind, und überall die Induſtrie aufgeweckt und aufgeſchreckt wird, — müſſen, der weſentlichen Natur der Dinge zufolge, die Manufakturiſten nebſt ihren Aufſehern wohlfeil und äußerſt mäßig leben können; es ſey denn, daß die Adminiſtration, wie in Frankreich geſchehen iſt, die Ackersleute zu Sklaven der Handwerker mache. Was aber eine ſolche Staats-Oeconomie für Wirkungen hervorbringe, liegt am Tage.

In allen nur möglichen Rückſichten iſt demnach dasjenige Commerz, welches mit inländiſchen Produkten getrieben wird, und eigne Agrikultur in immer größern Flor bringt, das vortheilhafteſte, dauerhafteſte und beſte. Es iſt auch das einzige, deſſen Zügel ganz in den Händen der Adminiſtration ſind; alle übrige Arten des Commerzes hängen von tauſend äußerlichen Zufällen ab, welche niemand vorherſieht, und denen, wenn man ſie auch vorherſehen könnte, ſelten zu begegnen iſt.

Noch eine politiſche

Rhapſodie,

worin ſich verſchiedene Plagia befinden;

betitelt:

Es iſt nicht recht, und es iſt nicht klug.

Ius constituit necessitas; die Nothwendigkeit macht das Geſetz. Was alſo ſchlechterdings nothwendig iſt, muß auch ſchlechterdings gerecht ſeyn. Nun iſt es ſchlechterdings nothwendig für jeden Menſchen, daß er für ſeine Erhaltung ſorge, denn die Natur hat Schmerz und Tod zur Strafe darauf geſetzt, im Fall er es unterlaſſen wollte: es muß alſo ein allgemeines und abſolutes Recht ſeyn, daß jedweder für ſeine Erhaltung ſorge. Iſt es nun ſchlechterdings nothwendig, daß jeder Menſch ein abſolutes Recht habe, für ſeine Erhaltung zu ſorgen, ſo iſt es wiederum ſchlechterdings nothwendig, daß niemand das Recht habe, ihn daran zu hindern. Jeder Menſch iſt alſo vermöge einer abſoluten Nothwendigkeit ausſchließlicher Eigenthümer ſeiner Perſon und der Früchte ſeiner Bemühungen.

Jedes Recht ſetzt eine Pflicht voraus. Eine Pflicht, wie ſie Namen haben mag, greift in das Eigenthum der Perſon ein, welches ausſchließlich ſeyn ſoll; ſie iſt alſo mit dieſem Eigenthum weſentlich incompatibel, *wenn ſie ihm nicht nützlich iſt.* Es iſt augenſcheinlich, daß wenn dieſe Pflicht läſtig wäre, ohne nützlich zu ſeyn, derjenige, der damit behaftet wäre, alsdann nicht mehr ausſchließlicher Eigenthümer ſeiner Perſon ſeyn würde: folglich könnte dieſe Pflicht, indem ſie der natürlichen und ſelbſtſtändigen Gerechtigkeit zuwider lieſe, nicht mehr erfüllt werden, als in ſo ferne eine höhere Gewalt dazu nöthigte. In dieſem Zuſtande würde *phyſiſche* Stärke an die Stelle des Rechts treten, und die Bande der Geſellſchaft würden ſich auflöſen.

Die Idee einer Pflicht, welche durchaus läſtig wäre, enthält einen auffallenden Widerſpruch; denn ſie ſupponirt auf der einen Seite eine Pflicht, und auf der andern kein Recht ſie zu fodern. In der That, ein Recht, welches die Gewalt allein behauptet, und welches die Gewalt auf der andern Seite zerſtört, iſt kein Recht unter Menſchen. Dennoch wäre dieß der einzige Anmaßungs-Grund derer, welche einen Menſchen Pflichten unterwerfen wollten, die von gar keinem Nutzen für ihn wären, und folglich ſeine Eigenthums-Rechte vernichteten.

Im Wege der Natur ſind alſo die Pflichten nothwendiger Weiſe nützlich, ſind die Quelle und das Maß unſrer Rechte. Unſere Rechte, wie wir bemerkt haben, ſind Beſitzthümer, die ihrem Weſen nach, *ausſchließlich* ſeyn müſſen; wollte man ſie mit irgend einer Pflicht befangen, die ihnen nicht vortheilhaft wäre, ſo würde man ſie theilen und folglich zerſtören. Jene Rechte können ſich alſo mit keinen andern Pflichten vertragen, als die dem Intereſſe jenes ausſchließlichen Eigenthums gemäß und vortheilhaft ſind. Wir können alſo das *ſchlechterdings Gerechte* in ein einziges Axioma zuſammen faſſen: **kein Recht ohne Pflicht, und keine Pflicht ohne Recht.**

Bevor ſich beſondere Geſellſchaften gebildet hatten, ſchränkte ſich das Recht eines jeden Menſchen darauf ein, von allen andern Menſchen unabhängig zu ſeyn; ſeine Pflicht hingegen darauf, niemanden abhängig von ihm zu machen. Ganz anders verhält ſich die Sache in beſondern Geſellſchaften: in dieſen bildet ſich eine Kette gegenſeitiger Abhängigkeiten, welche zu gegenſeitigen Rechten und Vortheilen werden. Jeder Menſch hat da die Pflicht auf ſich, das Eigenthum der übrigen zu verſichern: und dieſe Pflicht ertheilt ihm ein Recht, welches die andern verbindet, die Verſicherung des ſeinigen zu übernehmen. So vermehrt ſich auf eine natürliche Weiſe ihre Gewalt und ihr Vermögen; und indem ſie neue Pflichten übernehmen, ſo erwerben ſie neue Rechte, welche nothwendig ihren Zuſtand in jeder Rückſicht verbeſſern müſſen.

Dieſes Gleichgewicht gegenſeitiger ebenmäßiger Pflichten und Rechte, welches unter allen Gliedern einer Geſellſchaft ſtatt finden muß, muß auch in Abſicht der Obrigkeit und der Unterthanen ſtatt finden. Wenn die Obrigkeit das Recht hat, von den übrigen Menſchen Gehorſam zu fodern, ſo hat ſie dagegen auch die Pflicht, die übrigen Menſchen bei ihrem Eigenthum zu ſchützen: darum weil ſie uns Schutz und Sicherheit ſchuldig iſt, ſind wir ihr Gehorſam und Abgaben ſchuldig. Ueberall werden wir die Wahrheit unſers Axioms wieder finden: Keine Rechte ohne Pflichten, und keine Pflichten ohne Rechte.

Leider aber wird dieſe offenbare Wahrheit von ſo manchen Politikern alle Augenblicke ſowohl im Denken als im Anordnen und Handeln auf die unbegreiflichſte Weiſe vergeſſen. Sie vergeſſen — können vergeſſen, daß man das heilige Recht des Eigenthums an keinem Ende angreifen kann, ohne es in ſeinem ganzen Umfange zu verletzen; vergeſſen — können vergeſſen, daß ſich auf die Unverletzlichkeit des Eigenthums alle geſellige Verbindung, alle Rechte und alle Pflichten gründen; und dürfen den Frevel wagen, dem einen zu rauben und dem andern zu geben, damit, wie ſie ſagen, das Ganze gewinne.

Der Unſinn eines ſolchen Syſtems iſt ſchon mehrmals auf die bündigſte Weiſe dargethan worden. Ich wiederhole nicht gern, und es fehlte zu einer ſolchen Wiederholung auch der Raum. Nur an einem einzigen Beiſpiele will ich die Nichtigkeit der Vortheile zeigen, die man durch gewaltthätige Eingriffe in die Rechte des Eigenthums zu erhaſchen glaubt; und will mit Fleiß dasjenige Beiſpiel wählen, welches den Sophiſten, die ich beſtreite, am vortheilhafteſten iſt, und die mehrſten Beſchönigungen zuläßt: den Getraide-Handel nämlich.

Wo man einer freien Vertauſchung der Früchte des Fleißes durch Geſetze Hinderniſſe in den Weg zu legen ſucht, da hat man jederzeit die Abſicht, einem ſolchen Artikel eine erzwunge Wohlfeile zu verſchaffen.

Ob eine ſolche Abſicht in irgend einem Falle vernünftig ſeyn könne, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn; ich will nur unterſuchen, ob es möglich ſey, ſie durch dergleichen Geſetze zu erreichen.

Es wird auf die Beantwortung der Frage ankommen, wodurch der Preis eines jeden verkäuflichen Dinges überall feſtgeſetzt wird.

Der Preis, der für eine Waare gegeben wird, muß dem Werthe der Unkoſten, die auf ſeine Erzielung verwendet worden, gleich ſeyn. Der Landmann, welcher Getraide und Vieh erzielet, muß nothwendig auf dem Markte den Erſatz der Zinſe des Kapitals ſeiner Anlage, der Zinſe und Abſchleiſung ſeiner todten und lebendigen Fahrniß, den Erſatz für ſeinen und der Seinigen Unterhalt während der Zeit, da er die Produkte erzeugte, den Erſatz der Landes- und Herrſchaftlichen Abgaben, kurz den Erſatz aller ſeiner Vorſchüſſe finden; oder er wird, wenn er den Erſatz ſeiner ſämmtlichen Vorſchüſſe nicht erhält, außer Stand geſetzt, die nämliche Quantität von Produkten für das folgende Jahr zu erneuern.

Es giebt demnach einen nothwendigen Preis, unter welchem niemand verkaufen kann, ohne ſein Kapital zu vermindern, folglich ſein Verderben anzutreten, ſomit, den Quellen der Reichthümer des Staates einen fortdaurenden und wachſenden Abbruch zu thun.

Aber eben ſo, wie es, dem vorhergehenden zufolge, einen nothwendigen Preis giebt, unter welchem der Produzent bei Strafe ſeiner allmähligen Vernichtung nicht verkaufen kann; eben ſo giebt es auch einen nothwendigen Preis, über welchen er nicht hinauszugehen im Stande iſt. Dieſen letzten Preis beſtimmt die Concurrenz. Nicht nur alle Handarbeit, alle rohe Produkte, ſondern auch diejenigen Manufaktur-Artikel, welche in großer Anzahl verfertiget werden, und einen allgemeinen Gebrauch zulaſſen, kommen ſehr geſchwinde auf einen currenten einförmigen Preis, welcher allemal, nach Maßgabe der Umſtände, aus den vorhin angeführten Geſetzen der Nothwendigkeit, das iſt, des unumgänglichen Erſatzes der Vorſchüſſe, entſpringt, und ſobald man die erforderlichen Data hat, algebraiſch ausgerechnet werden kann.

Hat es nun hiemit, wiewohl ſchwerlich jemand läugnen wird, ſeine unwiderſprechliche Richtigkeit, ſo folgt daraus, daß ein jedes Verbot, irgend ein Produkt auszuführen, den Preis dieſes Produkts niemals, ſondern nur die Erzeugung deſſelben oder ſeine Quantität vermindern könne. Diejenigen Erzieler, welche mit einem geringen Vermögen, nur zu ihrem kümmerlichen Unterhalt, das gehemmte Produkt im kleinſten Maß hervorbrachten, müſſen unmittelbar nach dem Verbot zu Grunde gehen; die Vermögenderen ſchränken die vorhin an dieſes Produkt gewendeten Ausgaben verhältnißmäßig ein, bis die Quantität deſſelben auf den Grad vermindert iſt, daß ſie den nothwendigen Preis der Erzielung dafür wieder erhalten. Es hat ſich daher immer ergeben, daß der Preis eines Produktes, deſſen Ausfuhr man verboten, kurze Zeit nach dem Verbot höher als vorhin war. Was aber für ein entſetzlicher

Abbruch hiedurch dem Landesvermögen und der Bevölkerung geſchehe, iſt ſo ſehr in die Augen fallend, daß es keiner Entwicklung bedarf. Jedem nur halbwege aufmerkſamen Kopfe muß ſich hier die fürchterlichſte Progreſſion darſtellen.

Es vertragen dieſe Grundſätze eine durchgängige Anwendung, und ſie werden ſich überall gleich wahr befinden. Am auffallendſten aber erſcheinen ſie, wenn man ſie bei denjenigen Produkten in Erwägung zieht, welche zu den unmittelbarſten Bedürfniſſen des Lebens gehören; vorzüglich beim Getraide. In jedem nur mäßig fruchtbaren Lande beſchäftigt der Getraidebau und die damit verbundene Viehzucht, weit das größte Capital der Geſellſchaft. Jede Verordnung alſo, welche auf die Vernichtung dieſes Capitals abzielt, oder die nur deſſelben durchgängige Benutzung hindert, ſeiner Anwendung im Wege ſteht, muß im höchſten Grade ungereimt ſeyn. Ferner hat das Getraide, als ein allgemeines nothwendiges Bedürfniß, die beſondere Eigenſchaft, daß es den Werth aller übrigen Waaren überall beſtimmt. Die Natur hat ihm einen reellen Werth aufgeprägt, den keine menſchliche Anſtalt ändern kann. Keine Prämie auf die Ausfuhr, kein Monopol auf dem einheimiſchen Markte, kann ihn jemals höher treiben; die freieſte Mitwerbung kann ihn nicht unter denſelben erniedrigen: durch die ganze Welt iſt dieſer Werth des Getraides der Arbeit gleich, die es ernähren kann. Wollen- oder leinene Tücher ſind nicht die Maßſtabs-Waaren, nach welchen der reelle Werth aller andern Dinge gemeſſen und beſtimmt werden muß: Korn iſts! Folglich muß es auch am Ende den reellen Werth des Goldes und Silbers beſtimmen, der, wie jedermann weiß, ſehr veränderlich, und, ſeit der Entdeckung von Amerika, über 200 pr. Cent. gefallen iſt.

Dieſe Wahrheit, daß der Preis des Korns den Preis aller übrigen Dinge beſtimme, iſt von verſchiedenen dunkel eingeſehen worden, und eben deßwegen haben ſie den Kornpreis durch Einſchränkung des Handels mit dieſem Produkt, zu erniedrigen geſucht. Sie begriffen nicht, daß die Conſumtion in jedem Falle das Maß der Reproduktion iſt, und daß kein Ueberfluß zu erzwingen iſt, der keinen Erſatz für die Unkoſten ſeiner Hervorbringung findet; ſie begriffen nicht, daß der Preis eines Dinges, das einen eigenthümlichen, nothwendigen, eſſentiellen Werth hat, auf keine Weiſe dauerhaft vermindert werden könne, und daß jeder Verſuch ihn zu vermindern, nur die Sache ſelbſt, das iſt, ihre Quantität vermindern könne.

Aber ſie hätten denn doch wenigſtens einſehen ſollen, daß, wenn auch das Unmögliche möglich wäre, und der Kornpreis erniedriget werden könnte, der Staat nie dabei gedeihen werde, wenn der Bauer verliert, was der Bürger gewinnt; zumal da jeder Verluſt des Bauers wenigſtens ein dreifacher Verluſt iſt. Sie hätten berechnen ſollen, daß, wenn auch ſogar dieß noch möglich wäre, daß durch dergleichen Anſtalten Manufakturen in die Höhe gebracht würden, daß es nie für den Staat erſprießlich ſeyn werde, wenn ſeine Einwohner, anſtatt vorhin an 2 Millionen Gulden 10 pr. Cent. zu gewinnen, jetzt an 100000 Gulden 20 oder 25 pr. Cent., das iſt, 20 oder 25000 Gulden gewinnen. Der Fall iſt aber gewöhnlich umgekehrt. Man giebt dummer Weiſe einen Gewinn von 20, 30, 60 pr. Cent. an 2, 3, 4 Millionen auf, um einen armſeligen Gewinn von 10 pr. Cent. an zwei, drei, vierhunderttauſend Gulden zu erhaſchen. Wenn ein genaues Gewinn- und Verluſtkonto für den Staat, von welcher Fabrik es wäre, die durch gewaltſame Begünſtigungen emporgekommen, gezogen würde; ſo würden bei Erblickung des Reſultats jedwedem die Haare zu Berge ſtehen.

Aber, wird man mir ſagen, wenn wir Ihnen dieſes alles nun zugeben, ſo werden Sie doch auch nach ihren eigenen Grundſätzen eingeſtehen müſſen, daß eine ganz uneingeſchränkte Freiheit des Getraidehandels einem Lande nicht erſprießlich ſeyn könne. Es müſſe wenigſtens geſorgt werden, daß durch Kauderer der Markt nicht vertheuert werde; es müßte durch den Zwang der Märkte, und die Unterſagung an den Häuſern zu verkaufen, den Schlichen der Monopoliſten begegnet, und endlich, wenn das Korn einmal zu einem gewiſſen Preiſe geſtiegen iſt, durch weiſe Polizeianſtalten einer Hungersnoth zuvorgekommen werden. Man wird hinzufügen, die Geſetze, welche das Getraide und überhaupt die unmittelbarſten Bedürfniſſe des Lebens betreffen, ſeyen mit den Geſetzen, welche die Religion betreffen, zu vergleichen. Das Volk fühle ſich in allem, was ſich entweder auf ſeinen Unterhalt in dieſem, oder auf ſeine Glückſeligkeit im zukünftigen Leben beziehe, ſo ſtark intereſſirt, daß die Regierung ſeinen Vorurtheilen nachgeben, und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe demſelben ſchmeicheln müſſe; weßwegen denn auch nirgendwo ein ganz vernünftiges Syſtem, das Getraide betreffend, eingeführt worden, noch einzuführen ſeyn werde.

Ich antworte hierauf: daß ich die pöbelhafte Furcht vor dem Kornaufkaufe und dem Kornwucher nicht gern mit den Vorurtheilen in der Religion (dieß Wort iſt mir ſelbſt in ſeinem Mißbrauche zu heilig) vergleichen möchte; wohl aber mit dem pöbelhaften Schrecken und Verdachte der Hexerei. In der That waren die Unglücklichen, welche dieſes letzten Verbrechens beſchuldiget wurden, eben ſo unſchuldig an dem Unheil, das man ihnen Schuld gab, als diejenigen, welche des Kornwuchers beſchuldiget werden. Das Geſetz, welches allen Hexenproceſſen und Verfolgungen ein Ende machte, und niemanden verſtattete, ſeine eigne Bosheit dadurch zu vergnügen, daß er ſeinen Nächſten dieſes eingebildeten Verbrechens beſchuldigte, ſcheint auch dergleichen Furcht und Argwohn durch Aufhebung der Haupturſache, die ſie veranlaßte und unterſtützte, nachdrücklich abgeſchafft zu haben. Das Geſetz, welches dem inländiſchen Kornhandel ſeine ganze Freiheit wiedergäbe, würde vermuthlich der pöbelhaften Furcht vor dem Kornwucher und dem Kornaufkaufe, eben ſo zuverläſſig ein Ende machen.

Ein jeder, der die Geſchichten der Theurungen oder

Hungersnöthe, welche irgend ein europäiſches Land während des jetzigen, oder der zwei letztvergangenen Jahrhunderte heimgeſucht haben, aufmerkſam unterſucht, (denn von verſchiedenen derſelben haben wir ziemlich zuverläſſige Nachrichten,) der wird vermuthlich finden, daß Theurung niemals aus einer Verbindung der einheimiſchen Kornhändler mit einander, noch aus irgend einer andern Urſache, als einem wirklichen Mangel, entſtanden iſt, der bisweilen, und in einigen beſondern Gegenden, vielleicht von den Verheerungen des Krieges, in den allermeiſten Fällen aber von irgend einem Mißwachſe, oder einem andern Unglücksfalle, z. E. Wetterſchaden u. ſ. w., veranlaßt wurde: und daß eine Hungersnoth niemals aus irgend einer andern Urſache, als der Gewaltthätigkeit der Regierung entſtanden, die es verſuchte, durch untaugliche Mittel den Beſchwerlichkeiten einer Theurung abzuhelfen.

Das Intereſſe eines inländiſchen Kornhändlers, und das Intereſſe des Volks überhaupt, ſind, ſo verſchieden und einander entgegengeſetzt ſie auch beim erſten Anblicke zu ſeyn ſcheinen dürften, doch, und ſogar in Jahren des größten Mangels, aufs genaueſte einerlei. Sein Intereſſe iſt, den Preis ſeines Getraides ſo hoch zu treiben, als der wirkliche Mangel der Zeit es erfodert; und niemals kann es ſein Intereſſe ſeyn, ihn noch höher zu treiben. Durch die Erhöhung des Preiſes erſchwert und ſchränkt er die Conſumtion ein, und nöthigt er jedermann mehr oder weniger, insbeſondere aber die niedrigern Stände des Volks, zur Sparſamkeit und guten Haushaltung. Treibt er hingegen den Preis ſeines Getraides zu hoch, ſo vermindert er die Conſumtion deſſelben ſo ſehr, daß der Vorrath des theuern Jahres wahrſcheinlicher Weiſe länger, als die Theurung aushalten, und einige Zeitlang dauern dürfte, nachdem die nächſte Ernte ſchon anfängt, eingeerntet zu werden: dadurch läuft er demnach Gefahr, nicht nur einen großen Theil ſeines Getraides durch natürliche Urſachen zu verlieren, ſondern auch genöthigt zu werden, den Ueberreſt deſſelben viel wohlfeiler zu verkaufen, als er ihn ſchon einige Monate vorher hätte verkaufen können. Steigert er hingegen den Preis nicht hoch genug, ſo vermindert er die Conſumtion ſo wenig, daß der jährliche Vorrath die jährliche Conſumtion vermuthlich nicht aushalten wird, und er nicht nur einen Theil des Gewinnſtes, den er ſonſt hätte machen können, einbüßt, ſondern auch das Volk der Gefahr ausſetzt, vor dem Ende des Jahrs anſtatt der Beſchwerlichkeiten der Theurung die fürchterlichen Schrecken der Hungersnoth zu leiden. Das Intereſſe des Volkes iſt, daß ſeine tägliche, wöchentliche und monatliche Conſumtion dem Vorrathe der Jahreszeit ſo genau als möglich proportionirt werden möge. Das Intereſſe des inländiſchen Kornhändlers iſt das nämliche. Wenn er das Volk, ſo genau er urtheilen kann, mit dieſer Proportion verſieht, wird er wahrſcheinlicher Weiſe ſein ſämmtliches Getraide um den höchſten Preis und mit dem größten Gewinnſte verkaufen; und ſeine Kenntniß der Beſchaffenheit der Ernte, und ſeiner täglichen, wöchentlichen und monatlichen Verkäufe, ſetzt ihn in den Stand, mit einiger Zuverläſſigkeit zu muthmaßen, in wiefern das Volk wirklich auf dieſe Art verſehen iſt. Ohne ſich den Vortheil des Volkes vorzuſetzen, wird er durch ſeine Aufmerkſamkeit auf ſeinen eigenen Vortheil bewogen, es auch in Jahren des Mangels ungefähr auf die nämliche Art zu behandeln, wie ein vorſichtiger Seefahrer bisweilen ſeine Schiffsleute behandeln muß: da er, wenn er vorausſieht, daß die Lebensmittel ausgehen dürften, ihnen von ihrer täglichen Koſt abbricht.

Wär es in der That einer großen Kaufmanns-Geſellſchaft möglich, ſich in den Beſitz der ganzen Ernte eines weitläufigen Landes zu ſetzen, ſo könnte es vielleicht ihr Vortheil ſeyn, damit ſo zu verfahren, wie, der Sage nach, die Holländer mit den molukiſchen Specereien verfahren: einen großen Theil davon zu zerſtören oder wegzuwerfen, um den Preis des übrigen deſto höher ſteigern zu können. Allein der Gewaltthätigkeit des Geſetzes ſelbſt iſt es ſchwerlich möglich, in Anſehung des Getraides, ein ſo weitläufiges Monopol einzuführen; und allenthalben, wo die Regierung den Getraid-Handel frei läßt, kann das Getraide unter allen Waaren am wenigſten durch das Vermögen einiger wenigen großen Capitaliſten, die den größten Theil davon aufkauften, unter ein Monopol gerathen. Denn es überſteigt nicht nur am Werthe bei weitem die Kräfte einiger wenigen Privatcapitaliſten, es aufzukaufen; ſondern auch, wenn ſie es gleich aufkaufen könnten, würde doch die Art des Getraidebaues ein ſolches Aufkaufen ſchlechterdings unmöglich machen. Wie es in jedem civiliſirten Lande diejenige Waare iſt, wovon man jährlich am meiſten verbraucht, ſo wird auch jährlich auf den Getraidebau eine weit größere Quantität Arbeit, als auf das Erzielen irgend einer andern Waare verwendet. Wenn es aus dem Felde kömmt, wird es auch nothwendig unter eine weit größere Anzahl Eigner, als irgend eine andre Waare, vertheilt; und dieſe Eigner können niemals wie eine Menge unabhängiger Manufakturiſten in einem Platze verſammelt ſeyn, ſondern müſſen nothwendig in allen verſchiedenen Gegenden des Landes zerſtreuet wohnen. Dieſe erſten Eigner des Getraides veräußern es entweder unmittelbar an die Conſumenten ihrer eigenen Gegend, oder an andre inländiſche Kornhändler, die es hernach an dieſe Conſumenten verkaufen. Die inländiſchen Kornhändler, worunter ſowohl der Müller als der Bäcker mitbegriffen ſind, müſſen daher nothwendig weit zahlreicher ſeyn, als diejenigen, die mit irgend einer andern Waare handeln; und ihre zerſtreuten Wohnungen machen es ihnen ſchlechterdings unmöglich, ſich in irgend eine allgemeine Verbindung mit einander einzulaſſen. Sollten demnach einige unter ihnen in einem Jahre des Mangels bemerken, daß ſie viel mehr Getraide vorräthig hätten, als ſie um den damaligen Preis vor dem Ende deſſelben Jahres hoffen könnten zu verkaufen, ſo könnten ſie ſich nimmermehr einfallen laſſen, das Getraide zu ihrem eigenen Schaden und bloß zum Vortheil ihrer Mitwerber im nämlichen Preiſe zu erhalten; ſondern ſie würden den Preis ſogleich erniedrigen, um ihren Vorrath deſto eher und gewiſſer vor der bevorſtehenden Ernte verkaufen zu können. Die nämlichen Beweggründe und eben der Eigennutz, die ſolchergeſtalt das Betragen irgend eines Kornhändlers vorſchreiben und leiten würden, würden auch das eines jeden andern lenken, und ſie alle insgeſammt nöthigen, ihr Getraide für denjenigen Preis zu verkaufen, der dem Mangel oder dem Vorrathe der jedesmaligen Jahreszeit am gemäßeſten iſt.

Wenn die Regierung, um den Beſchwerlichkeiten einer Theurung abzuhelfen, allen Kornhändlern beſiehlt, ihr Getraide für den ſogenannten billigen Preis zu verkaufen, ſo hindert ſie dieſelben entweder es zu Markte zu bringen; welches bisweilen ſchon im Anfange der Jahreszeit eine Hungersnoth verurſachen kann: oder, wenn ſie es ja dahinbringt, ſo ſetzt ſie das Volk in den Stand und ermuntert ſie es eben dadurch, es ſobald aufzuzehren, daß vor dem Ausgange der Jahreszeit nothwendig eine Hungersnoth daraus entſiehen muß. Wie die ganz uneingeſchränkte Freiheit des Kornhandels das einzige zuverläſſige Mittel iſt, dem Jammer einer Hungersnoth vorzubeugen, ſo iſt ſie auch die beſte Palliativcur der Beſchwerlichkeiten einer Theurung: denn gegen die Beſchwerlichkeiten einer wirklichen Theurung finden nur Palliativ- und keine vollkommenen Mittel ſtatt. Kein Handel verdient und erfodert auch den ganzen Schutz der Regierung ſo ſehr als der Kornhandel, weil kein andrer Handel dem Haſſe des Volkes ſo ſehr ausgeſetzt iſt.

In Jahren des Mangels geben die niedrigeren Stände des Volks ihre Noth dem Geitz des Kornhändlers Schuld, der ein Gegenſtand ihres Haſſes und ihrer Entrüſtung wird. Anſtatt in ſolchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen, läuft er demnach oft Gefahr, durch die Plünderung und Zerſtörung ſeiner Kornmagazine und andre Gewaltthätigkeiten ganz zu Grunde gerichtet zu werden. Und doch ſind es eben dergleichen Jahre des Mangels, da das Getraide theuer iſt, worin der Getraidehändler am meiſten zu gewinnen hofft und zu gewinnen berechtigt iſt *). Gemeiniglich ſteht er mit eini-

---

*) Der Bauer gewiß nicht minder: denn was iſt billiger, als daß ihm der Gewinn des einen Jahres den Verluſt des andern erſetze. Von dem, was die Gerechtigkeit befiehlt, will ich nicht einmal reden. Billig alſo iſt es, daß, wenn man dem Bauer in einem ſehr fruchtbaren Jahre, wo er ſein Getraide nicht los werden kann, und er an ſeiner Ernte im Ganzen verliert; billig iſt es, ſag' ich, daß, wenn in dieſem Falle niemand daran denkt, ihm den mindeſten Erſatz zu leiſten, man ihm wenigſtens in Jahren der Theurung nicht noch einmal verderbe. Wenn ihm eine ſchlechte Ernte nicht die Hälfte der Früchte eines Mitteljahres gewährt, muß er denn nicht ſein Getraide noch einmal ſo theuer wie gewöhnlich verkaufen, bloß um ſeine Nothdurft zu erſchwingen? Es iſt entſetzlich, den nützlichſten Stand der Geſellſchaft in dem Fall zu ſehen, vor dem Segen des Himmels, ſo wie vor ſeiner Strenge zittern zu müſſen; vor der Gewaltthätigkeit der Menſchen, wie vor der Macht der Elemente; und immer elend und immer voll Angſt! Es iſt ſchrecklich, daß derjenige Stand, der uns alle ernährt, ſein eigen Leben nur wie einen Raub davon tragen — kein Eigenthum, keinen Frieden haben ſoll! Denn derjenige hat weder Eigenthum

nigen Pachtern in einem Vertrage, daß ſie ihm eine gewiſſe Anzahl Jahre über, eine gewiſſe Quantität Getraides, für einen gewiſſen geſetzten Preis liefern. Dieſer Contraktpreis richtet ſich nach dem vermeintlich mäßigen und billigen, das iſt, dem gewöhnlichen oder mittleren Preiſe. In theuren Jahren kauft der Kornhändler alſo gleichfalls einen großen Theil ſeines Getraides für den gewöhnlichen Preis, und verkauft ihn für einen viel höheren. Daß aber dieſer außerordentliche Gewinn nicht mehr als hinreichend iſt, um ſeinen Handel andern Gewerben billigermaßen gleich zu machen, und die vielen Einbußen zu vergüten, die er in andern Gelegenheiten ſowohl wegen der vergänglichen Beſchaffenheit der Waare ſelber, als wegen des öfteren und unerwarteten Schwankens ihres Preiſes leidet, ſcheinet aus dieſem einzigen Umſtande, daß man in dieſem Gewerbe eben ſo ſelten, als in irgend einem andern, ein großes Glück macht, deutlich genug zu erhellen. Allein der Haß des Pöbels, der es in theuren Jahren, den einzigen, worin es einigen ſehr beträchtlichen Gewinn eintragen kann, zu begleiten pflegt, macht Leute von Charakter und Vermögen ungeneigt, ſich damit abzugeben. Es wird daher niedrigen Gewerbsleuten überlaſſen;

---

noch Friede; iſt ein Sklave, — der die Früchte ſeines Fleißes nicht ungekränkt genießen darf; deſſen Schweiß ich unfruchtbar und zur Thorheit machen kann, und deſſen Leben ich in der Hand halte. — Ich wünſchte, jedwedem die Empfindungen ans Herz legen zu können, die mich bei dieſen Gedanken ergreifen.

und Müller, Bäcker, Mehlhändler, nebſt einer Menge elender kleiner Kornhändler ſind beinahe die einzigen Mittelsperſonen, die man auf dem einheimiſchen Markte zwiſchen dem Pachter und dem Conſumenten findet.

Die ehemalige europäiſche Polizei ſcheint, anſtatt dieſen pöbelhaften Haß gegen ein dem Publikum ſo nützliches Gewerbe zu dämpfen, ihn vielmehr noch bekräftigt und begünſtigt zu haben.

Unſre Vorfahren ſcheinen in der Einbildung geſtanden zu ſeyn, das Volk würde ſein Getraide vom Pachter wohlfeiler als vom Kornhändler kaufen, der, wie ſie befürchteten, über den Preis, der dem Pachter bezahlt wird, auch noch einen Wuchergewinnſt für ſich ſelber fodern würde. Sie beſtrebten ſich daher, ſein Gewerbe ganz und gar zu vernichten. Sie bemühten ſich ſogar, ſoviel möglich zu verhüten, daß gar keine Mittelsperſon von irgend einer Art ſich zwiſchen dem Pachter und dem Conſumenten aufwerfen möchte; und dieſes war die Abſicht ſo vieler Einſchränkungen, die ſie den ſogenannten Kieders oder Kornhändlern auferlegten: ein Gewerbe, das niemand ohne eine beſondere Erlaubniß und ein Zeugniß, daß er ein ehrlicher, rechtſchaffener Mann ſey, treiben durfte.

Solchergeſtalt beſtrebte ſich die alte europäiſche Polizei, den Feldbau, das große Gewerb auf dem Lande, nach Grundſätzen anzuordnen, welche von denjenigen, die ſie in Anſehung der Manufakturen, des großen Gewerbes der Städte, einführte, ganz verſchieden waren. Da ſie dem Pachter keine anderen Kunden ließ, als entweder den Conſumenten, oder ſeine unmittelbaren Faktoren, die Kornführer, ſo wollte ſie ihn zwingen, nicht nur das Gewerbe eines Pachters, ſondern auch das eines Kornhändlers zu treiben. Dem Manufakturiſten hingegen verbot ſie in vielen Fällen das Krämergewerbe, oder den Verkauf ſeiner eigenen Waaren im Kleinen. Durch das eine Geſetz wollte ſie das allgemeine Intereſſe des Landes befördern und das Getraide wohlfeil machen, ohne daß man vielleicht wußte, auf welche Art dieß am beſten geſchehen könne: durch das andre Geſetz wollte ſie das beſondre Intereſſe einer gewiſſen Klaſſe von Leuten, der Krämer, befördern; weil man glaubte, die Manufakturiſten würden ihre Waaren ſo viel wohlfeiler verkaufen, daß das Krämergewerbe darüber ganz zu Grunde ginge, wenn man jenen einen Kleinhandel verſtattete.

Hätte man aber auch dem Manufakturiſten erlaubt, einen Laden zu halten, und ſeine eigenen Waaren im Kleinen zu verkaufen, ſo hätte er ſie doch nicht wohlfeiler geben können, als der gemeine Krämer. Welchen Theil ſeines Capitals er auch in ſeinem Laden verwendet haben möchte, ſo hätte er ihn doch allemal ſeiner Manufaktur entziehen müſſen. Um ſein Gewerbe eben ſo vortheilhaft als andre das ihrige treiben zu können, hätte er eines Theils den Gewinn eines Manufakturiſten, und andern Theils den eines Krämers erhalten müſſen. Geſetzt, z. B., in der einen Stadt, wo er wohnte, ſeyen 10 vom Hundert der gewöhnliche Gewinnſt, ſowohl an den Capitalien, die auf Manufakturen, als an denen, die in einem Kramladen verwendet würden; ſo hätte er in dieſem Fall auf jedes Stück ſeiner eigenen Waaren, die er in ſeinem eigenen Laden verkauft hätte, einen Gewinn von 20. im hundert ſchlagen müſſen. Er hätte ſie, ſobald er ſolche aus ſeinem Waarenlager in ſeinen Kramladen gebracht haben würde, auf den nämlichen Preis ſchätzen müſſen, für welchen er ſie an einen Krämer, der ſie in Quantitäten ankaufte, hätte verkaufen können. Hätte er ſie wohlfeiler angerechnet, ſo hätte er einen Theil des Gewinnſtes an ſeinem Manufakturkapital verloren. Verkaufte er ſie hingegen aus ſeinem Laden, ohne den nämlichen Preis dafür zu erhalten, für den ſie ein Krämer verkauft haben könnte; ſo büßte er dabei einen Theil des Gewinnſtes an ſeinem Krämer-Capitale ein. Ungeachtet es demnach ſcheinen dürfte, als ob er aus der nämlichen Waare einen doppelten Gewinnſt zöge, ſo würde er doch, weil dieſe Güter nach einander einen Theil von zwei verſchiedenen Capitalien ausmachen, aus dem ganzen daran gewendeten Capitale eigentlich nur einen einfachen Gewinnſt ziehen; und zöge er weniger als dieſen Gewinn, ſo müßte er daran einbüßen, oder er würde ſein ganzes Capital nicht eben ſo vortheilhaft benutzen, als ſeine meiſten Nachbaren das ihrige. Was aber dem Manufakturiſten verboten wurde, das wurde dem Pachter gewiſſermaßen anbefohlen, daß er nämlich ſein Capital zwiſchen zweierlei Gewerben vertheilen, und den einen Theil davon in ſeinen Kornſpeichern und Scheunen, zur Beſorgung des gelegentlichen Abſatzes auf dem Markte, behalten, den andern

Theil aber auf ſeinen Feldbau wenden ſollte. Da er aber dieſen letztern für nicht weniger als den gewöhnlichen Gewinn an Pachtercapitalien benutzen konnte, ſo konnte er eben ſo wenig jenen erſtern für weniger, als den gewöhnlichen Gewinn an Handelscapitalien anwenden. Das Capital, das wirklich das Gewerbe eines Kornhändlers betrieb, mochte aber nun einem ſogenannten Pachter, oder einem ſogenannten Kornhändler zugehören, ſo wurde doch in beiden Fällen ein gleicher Gewinn erfordert, um deſſen Eigner für die Anwendung deſſelben auf dieſe Art ſchadlos zu halten, um ſein Gewerbe andern ähnlichen Gewerben gleich zu machen, und zu verhindern, daß ihn ſein Intereſſe nicht nöthigte, es ſobald als möglich für irgend ein anderes zu vertauſchen. Der Pachter, der alſo genöthigt wurde, zugleich das Gewerbe eines Kornhändlers zu treiben, konnte demnach ſein Getraide nicht wohlfeiler verkaufen, als irgend ein andrer Kornhändler, im Fall einer freien Mitwerbung, es hätte verkaufen müſſen.

Derjenige, der ſein ganzes Capital auf einen einzigen Zweig eines Gewerbes anwenden kann, genießt den nämlichen Vortheil als der Arbeiter, deſſen ganze Arbeit ſich mit einer einzigen Verrichtung beſchäftigt. Wie dieſer eine Geſchicklichkeit erwirbt, die ihn in den Stand ſetzt, mit den nämlichen zwei Händen eine weit größere Quantität Arbeit zu verfertigen, ſo erwirbt jener eine eben ſo leichte und fertige Art, ſein Gewerbe im Einkaufen und Verkaufen ſeiner Waaren zu betreiben, daß er mit dem nämlichen Capitale einen viel größern Handel beſtreiten kann. Wie dieſer gemeiniglich ſeine Arbeit um ein anſehnliches wohlfeiler liefern kann, ſo kann auch jener ſeine Waaren insgemein etwas wohlfeiler verkaufen, als wenn ſein Capital und ſeine Aufmerkſamkeit ſich mit einer größeren Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden beſchäftigen müſſen. Die meiſten Manufakturiſten könnten ohne Verluſt ihre eigenen Waaren nicht ſo wohlfeil einzeln verkaufen, als ein wachſamer und emſiger Krämer, deſſen ganzes Geſchäft darin beſteht, ſie in Quantitäten einzukaufen und einzeln wieder zu verkaufen. Die meiſten Pachter könnten noch weniger ihr eigenes Getraide ſelber im Kleinen verhandeln, oder die Einwohner einer vielleicht drei, vier bis fünf Stunden weit von den meiſten unter ihnen entlegenen Stadt eben ſo wohlfeil damit verſorgen, als ein wachſamer und emſiger Kornhändler, deſſen ganzes Gewerbe im Ankaufe ganzer Quantitäten, ihrem Sammeln in einem großen Magazine, und ihrem Wiederverkaufe im Kleinen beſteht.

Das Geſetz, welches den Manufakturiſten das Krämergewerbe verbot, beſtrebte ſich dieſe Vertheilung in der Anwendung der Capitalien ſchneller zu betreiben, als ſie ſonſt würde vor ſich gegangen ſeyn. Das Geſetz, welches dem Pachter auch das Gewerbe eines Kornhändlers aufbürdete, beſtrebte ſich zu verhindern, daß die Vertheilung der Capitalien nicht ſo geſchwind vor ſich gehen möchte. Beide Geſetze waren offenbare Verletzungen der natürlichen Freiheit; und beide waren auch eben ſo unweiſe, als ungerecht. Der Geſellſchaft, dem Staate liegt daran, daß dergleichen Dinge niemals weder erzwungen noch erſchwert werden. Derjenige, welcher entweder ſeine Arbeit oder ſein Capital auf mehrere Geſchäfte, als wozu ihn ſeine Umſtände und Lage nöthigen, anwendet, kann ſeinem Nächſten niemals durch einen wohlfeilern Verkauf einigen Abbruch thun: ſich ſelber kann er ſchaden; und gemeiniglich ſchadet er auch nur ſich ſelber. „Der Hans von allen Gewerben wird nie reich werden," ſagt das Sprüchwort. Das Geſetz ſollte aber einem jedweden allezeit die Beſorgung ſeines eigenen Intereſſe anvertrauen und überlaſſen, weil ein jeder in ſeiner örtlichen Lage insgemein beſſer davon urtheilen kann, als irgend ein Geſetzgeber. Doch war das Geſetz, welches den Pachter zu Uebernehmung des Kornhandels nöthigte, unter den beiden bei weitem das ſchädlichſte.

Es verhinderte nicht nur jene Vertheilung in der Anwendung der Capitalien, die jeder Geſellſchaft nützlich iſt, ſondern auch die Verbeſſerung der Landwirthſchaft und des Feldbaues. Da es den Pachter zwang, anſtatt Eines, zwei Gewerbe zu treiben, ſo nöthigte es ihn auch, ſein Capital in zwei Theile zu vertheilen, wovon nur der eine auf den Feldbau gewendet werden konnte. Hätte er hingegen ſeine ganze Ernte, ſo bald er ſie ausgedroſchen hatte, an einen Kornhändler verkaufen dürfen, ſo hätte er ſein ganzes Capital wieder unverzüglich auf die Landwirthſchaft anwenden, zu einem deſto beſſeren Feldbau mehr Vieh kaufen, und mehr Knechte miethen können. Da er aber ſein Getraide im Kleinen verkaufen mußte, ſo mußte er einen großen Theil ſeines Capitals das Jahr über in ſeinen Scheunen und Speichern behalten, und konnte er demnach das Feld nicht ſo wohl bauen als er es ſonſt hätte bauen können. Einen noch größern Verluſt verurſacht ihm die Zeit, die er einbüßt, indem er ſein Getraide ſelbſt zu Markte bringen muß, die Abſchleifung ſeines Geſchirrs, die Abſchindung ſeines Zugviehes, und eine Menge anderer Einbußen, welche der Getraidehändler, der bloß Getraidehändler iſt, theils umgehen, theils mit einem weit geringeren Schaden ertragen kann. Dieſes Geſetz mußte demnach nothwendig die Aufnahme des Feldbaues hindern, und anſtatt das Getraide wohlfeiler zu machen, den Vorrath an demſelben geringer und folglich auch theurer machen, als er ſonſt geweſen ſeyn würde.

Nach dem Gewerbe des Pachters iſt in der That das des Kornhändlers dasjenige, das, gehörig begünſtigt und befördert, das meiſte zur Aufnahme des Feldbaues beitragen würde. Alsdann würde das Gewerbe des Kornhändlers das Gewerbe des Pachters auf die nämliche Art unterſtützen, wie das Gewerbe des Großierers das des Manufakturiſten unterſtützt.

Indem der Großierer einem Manufakturiſten einen nahen Markt gewährt, ihm ſeine Waaren ſo geſchwind, als er ſie verfertigen kann, abnimmt, und ihm bisweilen den Preis derſelben ſogar vorſchießt, ehe ſie noch fertig ſind, ſo ſetzt er ihn in den Stand, ſein ganzes, und bisweilen ſogar mehr als ſein ganzes eigenes Capital auf die Manufakturarbeit anzuwenden, und folglich eine weit größere Quantität Waaren zu liefern, als er liefern könnte, wenn er ſie ſelber an die unmittelbaren Conſumenten, oder auch nur an die Kleinhändler verkaufen müßte. Wie auch das Capital des Großierers gemeiniglich zur Wiedererſtattung der Capitalien vieler Manufakturiſten zugleich hinreicht, ſo macht dieſer Verkehr zwiſchen ihm und ihnen, den Beſitzer eines großen Capitals geneigt, die Beſitzer einer großen Anzahl kleiner Capitalien zu unterſtützen, und ſie in denjenigen Einbußen und Unglücksfällen, die ſie ſonſt zu Grunde richten könnten, aufrecht zu erhalten.

Ein ähnlicher Verkehr, der durchgehends zwiſchen den Pachtern und Getraidehändlern eingeführt würde, dürfte den Pachtern eben ſo nützlich ſeyn. Er würde ſie in den Stand ſetzen, ihr ganzes und ſogar mehr als ihr ganzes eigenes Capital beſtändig auf den Feldbau anzuwenden. In irgend einem von jenen Fällen, denen kein Gewerbe ſo ſehr ausgeſetzt iſt als das ihrige, würden ſie an ihren gewöhnlichen Kunden, den reichen Getraidehändlern, allezeit jemand finden, der ſowohl geneigt als fähig wäre, ſie zu unterſtützen; und alsdann würde ihr Schickſal in ſolchen Fällen nicht ganz von der Nachſicht des Gutsherrn oder der Gnade ſeines Verwalters abhängen. Wäre es möglich, wie es vielleicht nicht iſt, dieſen Verkehr durchgehends und auf einmal einzuführen, und das ganze Pachtercapital im

Lande auf einmal ſeinem eigentlichen Geſchäfte, dem Landbau, zuzuwenden, und es von allen andern Gewerben, wozu irgend ein Theil deſſelben dermal gebraucht wird, abzukehren: und wär es möglich, bei Gelegenheit, die Wirkungen dieſes großen Capitals noch mit einem andern faſt eben ſo großen Capitale zu begünſtigen und zu unterſtützen; ſo kann man ſich vielleicht ſchwerlich vorſtellen, wie groß, wie weitläufig, und wie plötzlich die Verbeſſerungen ſeyn würden, welche dieſe Veränderung der Umſtände allein ſchon auf der ganzen Oberfläche des Landes bewirken könnte.

Da man hingegen, ſo viel als immer möglich war, allen Mittelsmann zwiſchen dem Pachter und Conſumenten ausſchloß, beſtrebte man ſich, ein Gewerbe zu vernichten, deſſen freier Betrieb nicht nur das beſte Palliativmittel in den Beſchwerlichkeiten einer Theurung, ſondern auch das beſte Mittel iſt, dieſer Trübſal vorzubeugen; weil, nach dem Gewerbe des Pachters, kein anderes den Getraidebau ſo ſehr befördert, als das Gewerbe des Getraidehändlers.

Der Handel des Kaufmanns, der Getraide für auswärtige Conſumtion ausführt, trägt unmittelbarer Weiſe zwar nichts zur Verſorgung des einheimiſchen Marktes bei; mittelbarer Weiſe aber thut er es unausbleiblich. Aus welcher Quelle dieſer Vorrath auf dem einheimiſchen Markte auch insgemein gezogen werden mag, aus dem einheimiſchen Wuchſe, oder der Einfuhr aus fremden Ländern, (wie z. B. in Holland) ſo kann doch, wenn man insgemein nicht entweder mehr Getraide bauet, oder mehreres ins Land einführt, als man darin gemeiniglich zu verzehren pflegt, der Vorrath auf dem einheimiſchen Markte niemals ſehr reichlich ſeyn. Kann aber der Ueberſchuß nicht, in allen gewöhnlichen Fällen, ausgeführt werden, ſo werden die Landwirthe dafür ſorgen, daß ſie niemals mehr bauen, und die Einführer, daß ſie niemals mehr einführen, als was die bloße Conſumtion des einheimiſchen Marktes erfordert. Dieſer Markt wird daher ſehr ſelten überflüſſig, ſondern vielmehr insgemein nicht hinlänglich verſehen werden, weil diejenigen, die ihn verſehen ſollen, gemeiniglich befürchten, ihre Güter möchten ihnen liegen bleiben. Das Verbot der Ausfuhr ſchränkt die Verbeſſerung und Kultur des Landes auf die nothdürftige Verſorgung ſeiner eigenen Einwohner ein. Die Freiheit der Ausfuhr hingegen ſetzt es in den Stand, ſeinen Feldbau auch auf die Verſorgung fremder Völker auszudehnen.

Die Vortheile, welche mit einer großen Ausfuhr des Getraides verknüpft ſind, haben einer der weiſeſten unter den europäiſchen Nationen ſo wichtig geſchienen, daß ſie große Prämien zu Beförderung derſelben ausgeſetzt hat. Dieſe Prämien kommen dem Staat von Großbritanien in manchen Jahren auf mehr als dreimal hundert tauſend Pfund Sterling, das iſt, auf mehr, als drei Millionen unſrer Gulden zu ſtehen. Die Einfuhr des Getraides haben ſie im Gegentheil, ſeit Jahrhunderten, mit ſolchen Auflagen beſchwert, daß ſie ſo gut als gänzlich verboten iſt*).

Wenn ich die Gründe anführen wollte, warum ich ſowohl die Begünſtigung der Ausſuhr des Getraides durch ſo hohe Prämien, als die Behinderung der Einfuhr deſſelben durch ſo ſchwere Auflagen, für eine ſchlechte Politik halte, ſo würde mir leichtlich jedermann beifallen. Würde ich aber nachher eben dieſe Grundſätze auf andere Gegenſtände des Handels anwenden, wo ſie noch weit treffender und beweiſender wären, ſo würde man mir dennoch die Folge nicht zugeſtehen. Es giebt der Menſchen nur allzu viele, die majorem und minorem, alle Vorderſätze, wie ſie Namen haben mögen, eingehen, und dennoch am Ende die Concluſion läugnen; die in Erbitterung darüber gerathen, wenn man ihrem Glauben die Evidenz entgegen zu ſetzen weiß; die es als eine Gewaltthätigkeit anſehen, die man an dem ehrwürdigſten Theile ihres Selbſtes, an ihrem Verſtande ausüben will, und daher Gewalt mit Gewalt abzutreiben ſuchen.

---

*) Es iſt merkwürdig, daß, obgleich die Einfuhr des Getraides in England ſo erſchweret, und die Ausfuhr nicht nur durch Prämien, ſondern auch durch beträchtliche, dieſem Gewerbe vor dem inländiſchen Kornhandel ertheilte Freiheiten, dergeſtalt begünſtigt wird, daß der Holländer engliſches Getraide wohlfeiler erhält, als es der Engländer auf ſeinem eigenen Markte bezahlt, dennoch der Mittelpreis des Getraides, ſeit der Einführung dieſer Prämien, das iſt, ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, um ein merkliches gefallen iſt.

Alle dergleichen Anſtalten, welche dahin zielen, die Einfuhr dieſer oder jener Waare auf eine gewaltſame Weiſe zu verhindern, die Ausfuhr dieſer oder jener andern Waare auf eine natürliche Weiſe zu befördern, haben ihren erſten Urſprung aus der leeren Sorge, den Ausfluß des Geldes zu verhindern, und den Einfluß deſſelben zu befördern. Wir finden daher in älteren Zeiten das faſt allgemeine Verbot, baares Gold und Silber auszuführen. Die blutdürſtigen Geſetze, die darüber noch jetzt in Spanien und in Portugal wachen, ſind bekannt; und es iſt eben ſo bekannt, daß ſie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was ſie zur Abſicht haben. Spanien war vor der Eroberung von Amerika das angebauteſte Land des damaligen Europa. Reich an Produkten, reich an Manufakturen, reich an Menſchen und Gewerbe. Die Thorheit, alles Geld und allen Handel allein haben zu wollen, hat es elend, menſchenleer und ohnmächtig gemacht. Es iſt nicht wahr, daß die Intoleranz, daß die Trägheit der Spanier ihrem Aufkommen im Wege ſteht: Geld und Commerzſchwindel iſts.

Die übrigen europäiſchen Staaten ſind die Thorheit des Verbots, baares Geld aus dem Lande zu führen, allmählig inne geworden. Sie haben begriffen, daß der gehemmte Canal zurückſtrömen, ſich ein anderes Bette graben, und ſeine bisherigen Ufer trocken laſſen mußte: daß es aber mit allen andern gewaltthätigen Mitteln, die frevelhafte Deſertion des vorhandenen Geldes zu verhindern, und das einkommende gefänglich anzuhalten, das nämliche, daß es mit dieſer Abſicht an und für ſich eine Thorheit ſey, bis dieſes auch noch überzeugend erkannt wird, werden leider mehrere Jahre verſtreichen müſſen.

Da das Gold, als das bequemſte Mittel und das allgemeine Werkzeug des Tauſches, gleichſam ein Zauberſtab in unſrer Hand iſt, mit dem wir in jedem Augenblick faſt jeden Gegenſtand unſrer Wünſche auf das ſchnelleſte hervorbringen können, ſo vergeſſen wir ſeine wahre Eigenſchaft, vermöge welcher es ein bloßes Zeichen, ein bloßes Pfand iſt; machen das Ding aller Dinge daraus, und verfallen damit in den gefährlichſten Aberglauben, und in die dümmſte Abgötterei.

Ferner wird unſre Imagination in Abſicht des Geldes dadurch bethöret, daß, da der Werth alle Dinge vom Gelde her benannt iſt, und im Handel und Wandel der Moment des Verkaufes der Moment des Gewinnes iſt, wir mit jeder Geldeinnahme die Vorſtellung von Gewinn verbinden, und darüber vergeſſen, daß, wer verkauft, nothwendig vorher eingekauft haben muß, und daß man das Geld in keiner andern Abſicht begehren kann, als um es wieder auszugeben, es ſey zum Genuß, oder zu neuem Erwerb.

Auch folgendes verleitet nicht wenig unſere Imagination, daß wir nämlich in blühenden Staaten einen Ueberfluß an Gelde wahrnehmen. Anſtatt den Geldüberfluß dieſer Staaten ihrem Ueberfluß an brauchbaren Dingen zuzuſchreiben, ſchreiben wir ihren Ueberfluß an brauchbaren Dingen ihrem

Geldüberfluß zu: da es doch ſo offenbar iſt, daß Geld nie die brauchbaren Dinge vermehren kann, wohl aber die brauchbaren Dinge das Geld. Viele ſind, die Bevölkerung betreffend, auf einem ähnlichen Wege in einen ähnlichen Irrthum gerathen; da es doch nicht minder auffallend iſt, daß die Menſchen immer der Nahrung nachlaufen, nie aber die Nahrung den Menſchen.

Jedoch war dieſer Irrthum weit verzeihlicher, weil eine gewiſſe Volksmenge ein nothwendiges Ingredienz zur Glückſeligkeit und Sicherheit eines Staats iſt; Geld aber im Nothfall entbehrt werden könnte. Das große, mächtige, und ſehr bevölkerte mexicaniſche Reich hatte keine geprägten Metalle; und wir ſehen, daß der größte Handel, der Handel von Nation zu Nation, meiſtens ohne Verſendung von baarem Gelde, daß er auf eine weit vortheilhaftere Weiſe, durch Hülfe des Credits, und einen Umlauf von Wechſeln betrieben wird. Wenn es nun aber verſchiedene Mittel giebt, welche die Stelle des Geldes vertreten können, hingegen kein Mittel, welches die Stelle der unmittelbar nothwendigen und brauchbaren Dinge vertreten kann, die wir durch Hülfe deſſelben eintauſchen; ſo muß der wahre *eigentliche* Reichthum in dem Beſitz der unmittelbaren Gegenſtände des Genuſſes, er muß in dem Beſitze desjenigen beſtehen, das ſich nicht erſetzen läßt; nicht in dem Beſitze desjenigen, welches jenes nur repräſentirt, und ſehr leicht erſetzt werden kann.

Das Geld, als Metall, iſt eine Waare wie andere Waaren. Das Geld, als Geld, iſt ein bloßes

Inſtrument, ein bloßes Werkzeug des Tauſches, und es kann davon nicht mehr in einem Lande erforderlich ſeyn, als zum Umlauf der Gegenſtände ſeines Gewerbes gehört. Würde eine größere Quantität davon angehäuft, ſo müßte daſſelbe in der nämlichen Proportion, wie alle andere Dinge, wovon eine zu große Menge entſteht, von ſeinem Werthe verlieren. Wir haben bereits angemerkt, daß das Geld, ſeit der Entdeckung von Amerika, über 200 Procent von ſeinem vorigen Preiſe herabgeſunken iſt. Das iſt, ich erhalte jetzt für einen Theil des Produkts der Induſtrie, des Talents, ungefähr drei Gulden, wofür ich ehemals nur einen Gulden erhalten hätte; ich kann aber auch hinwiederum für dieſe drei Gulden nicht mehr Produkte, Induſtrie, oder Talente eintauſchen, als ich ehmals für einen Gulden würde eingetauſcht haben. Es iſt alſo im Ganzen weder Gewinn noch Verluſt bei der Sache. Nur ſind die Metalle dadurch etwas weniger tauglich zur Abſicht des Geldes geworden, indem wir jetzt 30 Gulden in die Taſche ſtecken müſſen, wo wir uns zuvor nur mit 10 zu beladen hatten.

Ich wiederhole: das Geld, als Geld, iſt weiter nichts, als Inſtrument, und gehört in die Klaſſe des Geräthes. Nun würde es jedermann als etwas ungereimtes ausſchreien, wenn einer z. E. mehr Küchengeſchirr anſchaffen wollte, als er bisher zum Kochen der Speiſen, die er zu verzehren pflegte, nöthig hatte, in der Abſicht, dadurch ſeine Nahrung zu vermehren. In der That aber iſt der Verſuch, den Reichthum eines Landes entweder durch die Einfuhr, oder das Behalten einer überflüſſigen Quantität Goldes und Silbers in dem Lande, zu vermehren, eben ſo ungereimt, als wenn man es verſuchen wollte, die Koſt der Privatfamilien dadurch zu vermehren, daß man ſie nöthigte, eine überflüſſige Anzahl von Küchengeſchirr zu halten. Wie der Aufwand des Ankaufes dieſer überflüſſigen Geſchirre entweder die Quantität, oder die Güte der Koſt der Familien vermindern würde, anſtatt ſie zu vermehren, ſo müßte auch der Aufwand des Ankaufes einer überflüſſigen Quantität Goldes und Silbers in einem Lande eben ſo nothwendig den Reichthum vermindern, der das Volk mit Nahrung, Kleidern, Wohnung, kurz mit Unterhalt und Arbeit verſorgt.

Der Reichthum eines Landes kann ſich eigentlich und wahrhaft auf keine andere Weiſe vermehren, als durch die Vermehrung ſeiner rohen und verarbeiteten Produkte. Tauſend Millionen Gulden werden ewig tauſend Millionen Gulden bleiben, und ſich um keinen Heller vermehren, wenn man ſie nicht auf Agrikultur und Induſtrie verwendet. Geſetzt, es käme jemand mit einer Colonie und tauſend Millionen an baarem Geld in ein ödes Eiland; würde er nicht eilen müſſen, ſich ſeines baaren Geldes ſo geſchwind als möglich los zu machen, um dagegen, aus benachbarten Gegenden Saamen, Pflanzen, Handwerkszeug und Geräthe einzutauſchen; und würde ſich nicht der Wohlſtand dieſer Colonie deſto ſchleuniger vermehren, je ſchleuniger ſie Anlaß und Mittel fände, Saamen, Pflanzen und Geräthe für baares Geld anzunehmen?

Aber, ſagt mir vielleicht einer der beſcheidenſten und klügſten aus der Secte, die ich beſtreite: wir verlangen nicht, daß man zu Erlangung nöthiger und nützlicher Dinge das Geld nicht aus dem Lande ſchicken ſolle; wir wollen nur verhindern, daß es für eitle und unnütze Dinge an Fremde vertauſcht, und ſo auf immer für uns aus dem Wege geräumt werde. Und ich antworte hierauf, daß gar kein Verluſt dabei iſt, wenn überflüſſiges Geld für unnütze Dinge aus dem Lande geht, ſintemal überflüſſiges Geld das unnützeſte aller Dinge iſt. Mehr als das überflüſſige Geld kann aber für dergleichen Dinge nicht aus dem Lande gehen, es müßte denn von dieſem oder jenem Verſchwender herkommen, der denjenigen Theil ſeiner Einkünfte, die zu Erhaltung ſeines Fundi erfoderlich ſind, dieſer Erhaltung entzöge, oder noch unmittelbarer ſein Capital angriffe, um ſeine Lüſte zu vergnügen. Dieſen Verſchwender aber werden eure politiſchen Buſen gewiß nicht auf den rechten Weg zurückbringen, und ihr werdet, ohne das Gute, das ihr vorhattet, zu bewirken, auf der andern Seite tauſendfachen Schaden anrichten.

Es iſt die lächerlichſte Grille, die man ſich denken kann, daß, (den eben angeführten Fall und auswärtige Kriege ausgenommen) daß, ſage ich, im freien Gange des Commerzes mehr Geld aus dem Lande hinausfließen ſollte, als von der andern Seite wieder hereinfließt. Es kann aber ein ganzes Land ſich in dem

Fall eines Verſchwenders befinden, wenn nämlich ſolche verderbliche Verordnungen und Polizei-Geſetze über daſſelbe kommen, oder es mit ſolchen hohen und disproportionirten Taxen und verkehrten Impoſten beſchwert wird, daß dadurch ſeine Agrikultur ſich vermindern, ſeine Gründe in Unwerth verfallen, ſeine Induſtrie jährlich abnehmen muß; folglich die Capitalien der Einwohner keine vortheilhafte Anwendung mehr finden. Ein ſolches Land muß von Jahr zu Jahr in ſich ſelber immer ärmer werden, und doch muß ſich in demſelben eine Zeitlang ein gewiſſer Geldüberfluß ergeben, weil der müßigen Capitalien, die man einer unergiebigen Agrikultur und Induſtrie entzieht, um ſie nicht vollends zu verlieren, alle Tage mehr werden. Alles dieſes Geld muß nothwendig aus dem Lande hinaus; eben ſo, wie ein Waſſer, welches über das Maß ſeiner Dämme anſchwillt, nothwendig über ſie hinausſtürzen muß. Keine menſchliche Gewalt wird es jemals aufhalten.

Es aufzuhalten, wäre auch nicht einmal vortheilhaft. Entſchließt man ſich aber, das Uebel an der Wurzel zu heilen, ſo wird der Ausfluß des Geldes von ſelbſt aufhören, und die verſchwundenen Capitalien werden vor und nach, in demſelbigen Verhältniß, wie der verſchwundene, ſelbſtſtändige, wahre und weſentliche Reichthum des Staats wieder hervorkommen wird, ihren vorigen Platz auch von ſelbſt wieder einzunehmen kommen.

Man ſollte glauben, dieſe offenbaren Wahrheiten müßten ſich dem geſunden Menſchenverſtande aufdringen. Es iſt ſo klar, und erläutert ſich in jedem Beiſpiele ſo augenſcheinlich, daß das Geld weiter nichts, als ein Tauſch-Pfand iſt, daß man nicht begreiſt, wie man es je für einen Gegenſtand unmittelbarer Begierde anſehen könne.

Dennoch verfallen wir jedesmal in dieſen Irrthum, wenn wir einen Verkauf gegen baares Geld, vornämlich einen ſolchen Verkauf an Auswärtige, für vortheilhafter, als einen Verkauf gegen Produkte und Manufakturarbeiten anſehen. Wenn es wahr und unläugbar iſt, daß jedermann, der ſich die Mühe giebt, von irgend einem Dinge eine größere Menge hervorzubringen, als ſein eigenes Bedürfniß erfodert, es einzig und allein in der Abſicht thun kann, dieſen Ueberfluß gegen andere Gegenſtände des Genuſſes zu vertauſchen, woran ein zweiter ſich in eben der Abſicht einen Ueberfluß erworben hat: wenn dieſes wahr und unläugbar iſt, ſo muß es eben ſo wahr und unläugbar ſeyn, daß ihm die unmittelbarſte Weiſe zu ſeiner Abſicht zu gelangen, auch die liebſte und vortheilhafteſte ſeyn muß. Wollte ich ihm ein Pfand aufdringen, gegen welches er den bezielten Genuß, das bezielte Bedürfniß nicht eintauſchen könnte; ſo wäre dieſes für ihn ein betrügliches Pfand ohne Werth, und er würde die Mühe und die Koſten bereuen, die er auf die Erzielung eines Ueberfluſſes verwendet hätte, ohne das gewünſchte dafür zu erhalten, und ſich dieſelben von nun an ganz ſicher erſparen. Gäbe man ihm hingegen ein Pfand, gegen welches er das Bezielte zwar eintauſchen, aber nicht ohne neue

Mühe und neue Koſten eintauſchen könnte, ſo würde er ſich zwar dazu verſtehen, und den Muth zu Wiederholung ſeiner Arbeit nicht verlieren, ſeinen Schaden aber dennoch empfinden.

In letzterem Falle befindet ſich ein Land, welches für ſeine Produkte und Manufaktur-Artikel von einem andern nur baares Geld eintauſcht. Ich ſetze zum voraus, wie man denn dieß faſt ohne Ausnahme vorausſetzen kann, daß in dieſem Lande ſoviel baares Geld circulirt, als zu ſeinem Gewerbe erforderlich iſt. Das eingebrachte baare Geld muß alsdenn nothwendig wieder ausgeführt werden, um jene anderen Produkte und Waaren einzuführen, welche zur Balancirung ſeiner Induſtrie erforderlich ſind. Natürlicher Weiſe verurſacht dieſes doppelten, manchmal drei- und vierfachen Aufwand an Fracht, Capitalvorſchuß und andern Unkoſten, die man erſpart hätte, wenn gedachtes Land, anſtatt des baaren Geldes, die bedürſtigen Artikel ſelbſt zu liefern im Stande geweſen wäre.

Ein Land, das keine eigene Minen hat, muß freilich ſein Gold und Silber aus fremden Ländern auf die nämliche Art ziehen, wie ein Land, das keine Weinberge hat, ſeine Weine aus andern Ländern kommen laſſen muß. Es ſcheint aber deßwegen nicht nöthig, daß die Aufmerkſamkeit der Regierung für jenen Gegenſtand mehr als für dieſen ſorgen ſollte. Ein Land, welches das Vermögen hat, Wein zu kaufen, wird allezeit den benöthigten Wein bekommen können; und einem Lande, das Gold und Silber kaufen kann, werden dieſe Metalle niemals mangeln. Wie alle andere Waaren ſind ſie für einen gewiſſen Preis feil, und wie ſie der Preis aller andern Waaren ſind, ſo ſind auch alle andere Waaren der Preis dieſer Metalle. Wir verlaſſen uns zuverſichtlich darauf, daß die Handelsfreiheit uns, ohne einige Vorſorge von Seiten der Regierung, allezeit mit den Weinen, die wir brauchen, verſehen wird; und eben ſo zuverſichtlich dürfen wir uns darauf verlaſſen, daß ſie uns allezeit mit allem dem Gold und Silber, ſo wir kaufen, oder, entweder zur Cirkulation unſerer Waaren, oder zu irgend einigen andern Abſichten, gebrauchen können, verſehen wird. Und obgleich Güter nicht allezeit ſo leicht und geſchwinde Geld einbringen, als das Geld Güter erkauft, ſo ziehen ſie doch mit der Zeit gewiſſer und nothwendiger Geld nach ſich, als ſogar Geld Güter nach ſich zieht. Güter können noch zu vielen andern Abſichten, als zum Verkaufe für baares Geld gebraucht werden. Geld hingegen dienet zu ſonſt nichts, als Güter damit einzukaufen. Folglich muß Geld allezeit nothwendig nach Gütern; Güter hingegen nicht allezeit und nothwendig nach Geld laufen. Der Käufer will nicht allezeit wieder verkaufen, ſondern oft will er die Güter verzehren oder verbrauchen; dahingegen der Verkäufer allezeit wieder einkaufen will. Jener kann oft ſein ganzes Geſchäft gethan haben; dieſer hingegen hat niemals mehr als die Hälfte ſeines Geſchäfts gethan. Die Menſchen lieben das Geld nicht ſeiner ſelbſt, ſondern desjenigen wegen, was ſie damit erkaufen können.

Die den hier entwickelten Wahrheiten entgegen geſetzten Irrthümer haben der Menſchheit die blutigſten Wunden geſchlagen. Sie morden noch bis auf die heutige Stunde in dem unglücklichen *Peru* und *Mexiko*, und drücken minder oder mehr faſt alle Gegenden von Europa. Monopolien und ſogar Propolien werden, vermöge dieſer Irrthümer, ohne Rückſicht und Vorſicht verſchwendet; unendliche Zolltarife nach dem Linneiſchen Syſtem entworfen, aus denen ſich die ganze Natur- und Kunſtgeſchichte ſtudiren ließe, und aus denen zu erlernen iſt, wie man Natur und Kunſt an allen Enden auf das geſchickteſte hemme und unterdrücke, indem man ſie gegen einander aufwiegle und eine durch die andere zerſtöre. Alle dergleichen Anſtalten, die leider! zu grauſam ſind, als daß man ruhig nur über ſie lachen könnte, zielen dahin ab, und müſſen nothwendig dahin gelangen.

Ich mag, was in der vorhergehenden Rhapſodie über dieſen Punkt bereits geſagt worden iſt, hier nicht wiederholen, noch die Ungereimtheit des Gedankens weiter erörtern, *Manufaktur* auf Unkoſten von *Agrikultur* befördern zu wollen; die *Produktion* vermindern zu wollen, um derſelben *Verarbeitungen* zu vermehren u. ſ. w. Unſere Nachkommen werden Mühe haben zu begreifen, wie wir je haben den Anſchlag machen können, die Menge der Kinder zu vergrößern, ohne vorher die Mütter zu befruchten, aus deren Buſen ſie doch hervorgehen, an deren Brüſten ſie zuerſt ſich nähren müſſen; — wie wir uns je haben können beigehen laſſen, die Maße der Fabrikate durch Mittel zu vermehren, welche das Materiale zu dieſen Fabrikaten, und die Mittel zu derſelben Bezahlung nothwendig vermindern mußten.

Einige Betrachtungen, die weiter eingreifen und von noch allgemeinerer Beziehung ſind, mögen hier eine Stelle einnehmen.

Die allgemeine Induſtrie der Geſellſchaft (unter welcher Benennung ſowohl Agrikultur als Manufaktur im eigentlichen Verſtande zuſammen genommen werden muß) kann niemals mehr ausmachen, als ſoviel das Capital der Geſellſchaft beſchäftigen kann. Wie die Anzahl Arbeitsleute, die irgend jemand in beſtändiger Arbeit unterhalten kann, ſeinem Capital oder Vermögen gewiſſermaßen proportionirt ſeyn muß, ſo muß auch die Anzahl der Arbeitsleute, welchen die ſämmtlichen Mitglieder irgend einer großen Geſellſchaft beſtändige Arbeit und Unterhalt geben können, dem ganzen Capitale dieſer Geſellſchaft gewiſſermaßen proportionirt ſeyn, und ſie kann niemals dieſe Proportion überſteigen. Keine Handelsanſtalt oder Verordnung kann die Quantität der Induſtrie in irgend einer Geſellſchaft höher treiben, als dieſes Capital erſchwingen kann. Sie kann nur einen Theil derſelben auf ein Geſchäft lenken, auf welches dieſer Theil ſonſt nicht gewendet worden wäre; und es iſt keineswegeſ gewiß, daß dieſe künſtliche Lenkung der Geſellſchaft vortheilhafter ſeyn werde, als diejenige Richtung, wohin ſich die Induſtrie von ſelbſt würde gewendet haben.

Jedermann beſtrebt ſich allezeit, die vortheilhafteſte Anwendung irgend eines Capitals, das in ſeinem Vermögen ſteht, zu entdecken. Zwar iſt es ſein eigener, und nicht der Vortheil der Geſellſchaft, den er ſich dabei vorſetzt. Allein das Befleißigen auf ſeinen eigenen Vortheil führt ihn natürlicher oder nothwendiger Weiſe dahin, daß er demjenigen Geſchäfte, das auch für die Geſellſchaft am vortheilhafteſten iſt, den Vorzug giebt.

Was aber die Art einheimiſcher Induſtrie ſey, die ſein Capital beſchäftigen kann, und deren Produkt wahrſcheinlicher Weiſe am meiſten gelten wird, dieß kann, wie man leicht einſieht, ein jeder in ſeiner örtlichen Lage weit beſſer beurtheilen, als es irgend ein Staatsmann für ihn entſcheiden kann. Der Staatsmann, der es verſuchen wollte, Privatleuten zu zeigen, auf welche Art ſie ihre Capitalien anwenden ſollten, würde ſich nicht nur mit einer höchſt unnöthigen Sorge und Arbeit beladen, ſondern ſich auch eine Gewalt anmaßen, die man nicht nur keiner einzelnen Perſon, ſondern auch keinem Staatsrathe oder Senate ſicher anvertrauen kann, und welche nirgends ſo gefährlich ſeyn würde, als in den Händen eines Mannes, der ſo thöricht und verwegen wäre, ſich einzubilden, er ſey fähig, ſie auszuüben.

Das Monopol des einheimiſchen Marktes dem Produkte einheimiſcher Induſtrie in irgend einem Handwerke oder einer Manufaktur geben, heißt gewiſſermaßen Privatleuten vorſchreiben, auf welche Art ſie ihre Capitalien anwenden ſollen, und muß beinah in jedem Falle eine entweder unnütze oder ſchädliche Verordnung ſeyn. Kann das Produkt des einheimiſchen Fleißes eben ſo wohlfeil als das des ausheimiſchen, auf den einheimiſchen Markt gebracht werden, ſo iſt eine ſolche Verordnung augenſcheinlich unnütz. Kann es aber nicht, ſo muß ſie insgemein ſchädlich ſeyn. Es iſt die Maxime eines jeden verſtändigen Hausvaters, niemals zu verſuchen, das zu Hauſe zu verfertigen, was ihn ſolchergeſtalt mehr koſten würde, als wenn er es kaufte. Der Schneider verſucht es nicht, ſeine eigenen Schuhe zu machen, ſondern er kauft ſie vom Schuſter. Der Schuſter verſucht es nicht, ſeine eigenen Kleider zu machen, ſondern er gebraucht einen Schneider dazu. Der Landwirth verſucht weder das eine noch das andere zu machen, ſondern er läßt ſeine Schuh und Kleider von dieſen Handwerksleuten verfertigen. Sie alle finden ihren Vortheil dabei, ihren Fleiß auf eine Art anzuwenden, worin ſie ihren Nachbaren einigermaßen überlegen ſind, und mit einem Theil ihres Produktes, oder, welches einerlei iſt, mit dem Preis eines Theils deſſelben, alles andere zu erkaufen, was ſie ſonſt bedürfen.

Was aber im Betragen einer jeden Privatfamilie eine Klugheit iſt, kann wohl ſchwerlich im Betragen eines Staates eine Thorheit ſeyn. Kann ein fremdes Land uns mit irgend einer Waare wohlfeiler verſehen, als wir ſelber ſie verfertigen können, ſo iſt es beſſer, ſie mit irgend einem Theil des Produkts unſeres eigenen Fleißes zu erkaufen, der auf irgend eine Art angewendet wird, worin wir einigen Vorzug haben. Da die ganze Induſtrie des Landes allezeit dem Capital, das ſie beſchäftigt, proportionirt iſt, ſo wird ſie dadurch eben ſo wenig, als die der obenerwähnten Handwerksleute vermindert werden, ſondern nur den Weg aufſuchen dürfen, worauf ſie ſich am vortheilhafteſten beſchäftigen kann. Nun aber wird ſie gewiß nicht aufs vortheilhafteſte beſchäftiget, wenn ſie ſolchergeſtalt auf einen Gegenſtand geleitet wird, den ſie wohlfeiler kaufen, als ſelber verfertigen kann. Der Werth ihres jährlichen Produkts wird gewiß um mehr oder weniger vermindert, wenn ſie ſolchergeſtalt vom Verfertigen von Waaren abgehalten wird, die augenſcheinlich mehr werth ſind, als die Waare, die ſie verfertigen ſoll. Nach der angenommenen Meinung könnte dieſe Waare von fremden Ländern wohlfeiler gekauft werden, als ſie zu Hauſe verfertigt werden kann. Sie könnte alſo mit einem bloßen Theile der Waaren, oder, welches einerlei iſt, mit einem bloßen Theile des Preiſes der Waaren gekauft werden, die der von einem gleichen Capitale beſchäftigte Fleiß, wenn man ihn ſeinem natürlichen Laufe überlaſſen hätte, zu Hauſe hervorgebracht haben würde. Die Induſtrie des Landes wird demnach von einem vortheilhafteren Geſchäfte hinweg, und auf ein weniger vortheilhaftes gewendet: und, anſtatt der Abſicht des Geſetzgebers zufolge vermehrt zu werden, muß der Tauſchwerth ſeines jährlichen Produkts durch eine jede ſolche Verordnung nothwendig vermindert werden.

Vermittelſt ſolcher Verordnungen kann man zwar irgend eine beſondere Manufaktur bisweilen früher als ſonſt erlangen; und nach einer gewiſſen Zeit kann ſie zu Hauſe ihre Waaren eben ſo wohlfeil oder wohlfeiler als im fremden Lande verfertigen. Ob aber gleich die Induſtrie der Geſellſchaft ſolchergeſtalt auf eine vortheilhafte Art früher als ſonſt geſchehen ſeyn würde, in einen beſondern Canal geleitet werden kann, ſo folgt doch hieraus keinesweges, daß der ganze Belauf ihrer Induſtrie oder ihres Einkommens durch irgend eine ſolche Verordnung jemals vermehrt werden könne. Die Induſtrie der Geſellſchaft kann ſich nur in der Proportion, worin ihr Kapital zunimmt, vermehren, und ihr Capital kann nur in Proportion desjenigen, was nach und nach von ihrem Einkommen erſpart wird, zunehmen. Nun iſt aber die unmittelbare Wirkung einer jeden ſolchen Verordnung eine Verminderung ihres Einkommens, und das, was ihr Einkommen vermindert, wird wohl ſchwerlich ihr Capital geſchwinder vermehren, als es ſich ſonſt von ſelbſt vermehrt haben würde, wenn man ſowohl das Capital als die Induſtrie ihr natürliches Geſchäft hätte ſelber aufſuchen laſſen.

Geſetzt auch, eine Geſellſchaft ſollte in Ermangelung ſolcher Verordnungen, die verlangte Manufaktur niemals erhalten, ſo würde ſie doch deßwegen in keinem Zeitraum ihrer Dauer nothwendig ärmer ſeyn. In jedem Zeitraume ihrer Dauer hätten ihr ganzes Capital und ihre ganze Induſtrie immer noch, obgleich mit andern Gegenſtänden, auf diejenige Art beſchäftigt werden können, die ihr zu derſelben Zeit am vortheilhafteſten war. In jedem Zeitraume hätte ihr Einkommen ſo groß ſeyn können, als ihr Capital nur immer gewähren konnte, und ſowohl das Capital, als das Einkommen hätten noch immer mit der größten möglichen Geſchwindigkeit zunehmen können.

Die natürlichen Vorzüge, die ein Land vor dem andern im Hervorbringen gewiſſer Waaren zum Voraus hat, ſind bisweilen ſo groß, daß die ganze Welt zugeſteht, es würde vergeblich ſeyn, ſich ihnen zu widerſetzen. Mit Treibhäuſern, Beeten und Mauern könnte man z. B. in Baiern gute Trauben erzielen, und aus denſelben auch guten Wein machen; nur koſtete er ungefähr dreißigmal ſo viel, als ein wenigſtens eben ſo guter Wein, der aus fremden Ländern eingeführt würde. Würde es aber nun ein vernünftiges Geſetz ſeyn, das die Einfuhr aller fremden Weine verböte, bloß um in Baiern die Cultur des Rhein- oder Moſel-Weins, des Champagners oder Burgunders zu begünſtigen? Wenn es aber etwas offenbar ungereimtes ſeyn würde, dreißigmal mehr vom Capital und Fleiße eines

Landes auf irgend ein Geſchäft zu wenden, als nöthig wäre, eine gleiche Quantität der verlangten Waaren von einem fremden Lande zu erkaufen, ſo muß es eine zwar nicht ganz ſo ſehr auffallende, aber doch ganz ähnliche Ungereimtheit ſeyn, auf ein ſolches Geſchäft einen dreißigſten, oder auch nur einen dreihundertſten Theil mehr vom Capital oder vom Fleiße zu wenden. Ob die Vorzüge, die ein Land hierin vor dem andern voraus hat, natürliche oder erworbene Vorzüge ſind, daran liegt in dieſer Abſicht nichts. So lange das eine Land dieſe Vorzüge vor dem andern hat, und ſie dem andern fehlen, wird es für das letztere allezeit vortheilhafter ſeyn, dergleichen Waaren lieber von jenem Lande zu kaufen, als ſie ſelber zu verfertigen. Der Vortheil, den ein Handwerksmann vor ſeinem Nachbar, der ein anderes Handwerk treibt, voraus hat, iſt ebenfalls nur ein erworbener Vortheil; und dennoch finden ſie beide es vortheilhafter, dasjenige, was nicht zu ihrem eigenen Handwerke gehört, einander abzukaufen, als es ſelber zu verfertigen.

Wenn eine mit vielen Ländereien verſehene Nation entweder durch hohe Abgaben, oder durch Verbote der Einfuhr ihrer Waaren, den Handel fremder Völker drückt, ſo ſchadet ſie nothwendiger Weiſe auf zweierlei Art ihrem Intereſſe. Erſtlich, durch die Vertheurung des Preiſes aller auswärtigen Güter und aller Arten von Manufakturwaaren muß ſie unvermeidlicher Weiſe den reellen Werth des überflüſſigen Produkts ihrer eigenen

Ländereien erniedrigen, mit welchem, oder, (welches auf einerlei hinausläuft) mit deſſen Preiſe ſie jene fremde Güter und Manufakturwaaren kauft. Zweitens, indem ſie ihren eigenen Kaufleuten, Manufakturiſten und Handwerkern eine Art Monopoli auf dem einheimiſchen Markte giebt, ſteigert ſie die Proportion der Handel- und Manufaktur-Gewinnſte in Proportion des landwirthſchaftlichen Gewinnſtes; und ſie entziehet folglich entweder dem Feldbau einen Theil des ſchon vorher darauf verwendeten Capitals, oder ſie hält einen Theil desjenigen, was ſonſt demſelben würde zugewendet worden ſeyn, davon ab. Dieſe Staatswirthſchaft drückt demnach den Feldbau auf zweierlei Art: Erſtlich: durch die Erniedrigung des reellen Werths ſeines Produkts, und folglich auch durch die Erniedrigung der Proportion ſeiner Gewinnſte; und Zweitens: durch die Erhöhung der Proportion des Gewinnſtes in allen andern Gewerben. Der Feldbau wird dadurch weniger vortheilhaft; und Handlung und Manufakturen werden einträglicher, als ſie ſonſt ſeyn würden: und jedermann wird durch ſeinen eigenen Vortheil angereitzt, ſowohl ſein Vermögen als ſeinen Fleiß dem Feldbau zu entziehen, und beides andern Gewerben zuzuwenden.

Sollte auch eine mit vielen Ländereien verſehene Nation durch dieſe unterdrückende Staatswirthſchaft etwas früher, als durch die Handelsfreiheit geſchehen könnte, einheimiſche Handwerksleute, Manufakturiſten und Kaufleute erhalten können; (woran man jedoch mit

Grund noch ſehr zweifeln muß) ſo würde ſie ſolche doch ſo zu reden, zu frühzeitig, und ehe ſie für dieſelbe vollkommen reif wäre, erlangen. Durch einen zu voreiligen Erwerb einer Art Induſtrie, würde ſie eine andere, wichtigere Art Induſtrie dämpfen und niederdrücken. Durch einen zu voreiligen Erwerb einer Art Induſtrie, die nur das Capital, das ſie beſchäftigt, nebſt dem gewöhnlichen Gewinnſte daran, wieder erſtattet, würde ſie eine Art Induſtrie dämpfen, die außer und neben der Wiedererſtattung jenes Capitals, nebſt den Gewinnſten daran, auch noch ein reines Produkt, eine freie Rente, dem Gutsherrn gewährte. Durch eine zu voreilige Ermunterung ganz unfruchtbarer und unproduktiver Arbeit, würde ſie produktive Arbeit niederdrücken.

Daß es der Monopoliengeiſt war, welcher dergleichen Lehren urſprünglich erfand und ausbreitete, daran kann nicht gezweifelt werden; und ihre erſten Lehrer waren bei weitem nicht ſo thöricht, als diejenigen waren, welche ihnen glaubten. In jedem Lande iſt es, und muß es allezeit für den größten Theil des Volkes ein Vortheil ſeyn, alles, was ſie brauchen, da zu kaufen, wo es am wohlfeilſten zu bekommen iſt. Dieſer Satz iſt ſo handgreiflich, daß es etwas lächerliches ſeyn würde, ſich mit dem Beweiſe deſſelben zu bemühen. Auch hätte er nie bezweifelt werden können, wenn die eigennützigen Trugſchlüſſe der Kaufleute und Manufakturiſten den allgemeinen Menſchenverſtand nicht verwirrt hätten. Ihr Intereſſe iſt in dieſem Stücke dem Intereſſe des größten Theils des Volkes ſchnurſtracks zuwider. Wie es das Intereſſe der Mitglieder einer Zunft iſt, die übrigen Einwohner eines Orts zu verhindern, daß ſie keine andern Arbeiter als ſie gebrauchen dürfen, ſo iſt es das Intereſſe der Kaufleute und Manufakturiſten eines jeden Landes, ſich das Monopol des einheimiſchen Marktes zu verſichern; daher in ſo vielen europäiſchen Ländern jene außerordentliche Abgaben auf faſt alle Güter, die von ausländiſchen Kaufleuten eingeführt werden; daher jene hohen Zölle, jene Verbote aller der ausländiſchen Manufakturwaaren, deren Abſatz der unſrigen ihrem einigen Abbruch thun möchte. Daher auch jene außerordentliche Einſchränkung der Einfuhr faſt aller andern Güter aus denjenigen Ländern, mit welchen die Handelsbilanz für nachtheilig gehalten wird.

So werden die kriechenden Kunſtgriffe kleiner Krämer und armſeliger Handwerksleute zu politiſchen Grundſätzen für die Regierung eines großen Staats aufgeworfen! Nur die armſeligſten Krämer und Handwerksleute machen es zu einer Regel, ſich vornämlich an ihre eigenen Kunden zu halten. Ein großer Kaufmann holt ſeine Güter allezeit da, wo ſie am beſten und wohlfeilſten ſind.

Allein durch Maximen wie dieſe, hat man Völker gelehrt, ihr Intereſſe beſtehe darin, ihre Nachbaren arm zu machen. Jede Nation iſt verleitet worden, den Wohlſtand aller der Nationen, mit denen ſie einen

Verkehr hat, mit neidiſchen Augen zu betrachten, und den Gewinn derſelben für ihren eigenen Verluſt zu halten. Die Handlung, welche, natürlicher Weiſe, unter Völkern ſo wie unter Privatleuten ein Band der Eintracht und Freundſchaft ſeyn ſollte, iſt die fruchtbarſte Quelle der Zwietracht und Feindſeligkeit geworden. Die eigenſinnige und muthwillige Ehrſucht der Großen dieſer Erde iſt während des vergangenen und jetzigen Jahrhunderts der Ruhe Europens nicht ſchädlicher geweſen, als die alberne Eiferſucht der Kaufleute und Manufakturiſten. Jenem alten Uebel iſt wohl ſchwerlich abzuhelfen; allein die niederträchtige Raubſucht, der Monopoliengeiſt der Kaufleute und Manufakturiſten können ihnen zwar auch vielleicht nicht abgewöhnet werden; aber verhindern kann man ſie doch, daß ſie niemand in ſeiner Ruhe ſtören mögen als ſich ſelbſt.

Es iſt wahrer Unſinn, den Reichthum einer benachbarten Nation als etwas ſchädliches zu betrachten, und den Bedacht darauf zu nehmen, ſie in Armuth zu verſetzen. Wie ein reicher Mann für ſeine fleißigen Nachbaren ein beſſerer Kunde ſeyn wird, als ein Armer; ſo iſt auch eine reiche Nation ein beſſerer Kunde als eine arme. Zwar iſt ein reicher Manufakturiſt ein ſehr gefährlicher Nachbar für diejenigen, die mit der nämlichen Waare handeln. Allein alle ſeine anderen Nachbaren, d. i. bei weitem die meiſten, gewinnen durch den guten Abſatz, den ſein Aufwand ihnen verſchafft. Sie gewinnen ſogar dadurch, daß er ſeine Güter wohlfeiler verkauft als die ärmern Handwerksleute, die das nämliche Gewerbe treiben. Eben alſo können die Manufakturiſten einer reichen Nation ohne Zweifel ſehr gefährliche Mitwerber für die Manufakturiſten ihrer Nachbarn ſeyn: allein für den größten Theil des Volks iſt eben dieſe Mitwerbung nützlich; und außerdem gewinnt es durch den guten Markt oder Abſatz, den der große Aufwand einer ſolchen Nation ihm in jeder andern Abſicht gewährt. Privatleute, die ein Glück machen wollen, laſſen ſichs niemals einfallen, in die abgelegenen und armen Provinzen des Landes zu ziehen, ſondern ſie laſſen ſich in der Hauptſtadt, oder irgend einem andern großen Handelsplatze nieder. Sie wiſſen, daß da, wo wenig Reichthum umläuft, auch wenig zu gewinnen iſt; aber da, wo viel cirkulirt, auch ihnen etwas davon zu Theil werden kann. Die nämlichen Grundſätze, welche auf dieſe Art den allgemeinen Menſchenverſtand von einem, oder zehn, oder zwanzig Privatleuten regieren würden, ſollten auch den Verſtand von einer, oder zehn, oder zwanzig Millionen Menſchen leiten, und eine ganze Nation bewegen, die Reichthümer ihrer Nachbaren für eine wahrſcheinliche Urſache und Gelegenheit anzuſehen, ſich ſelber zu bereichern. Eine Nation, die ſich gern durch die auswärtige Handlung bereichern wollte, wird ihre Abſicht am wahrſcheinlichſten erreichen, wenn alle ihre Nachbarn reiche, fleißige und handelnde Nationen ſind. Eine große Nation, die auf allen Seiten von herumirrenden Wilden und armen

Barbaren umringt wäre, könnte ſich zwar ohne Zweifel durch die Cultur ihrer eigenen Ländereien, und ihren eigenen innerlichen Handel, aber keineswegs durch auswärtigen Handel bereichern. Auf dieſe Art ſcheinen die alten Aegyptier und die neuern Chineſer ihren großen Reichthum erworben zu haben. Von den alten Aegyptiern ſagt man, daß ſie die auswärtige Handlung vernachläſſiget haben, und von den neuern Chineſern weiß man, daß ſie dieſelbe aufs äußerſte verachten, und kaum, Wohlſtands halber, des Schutzes der Geſetze würdigen. Die neuern Maximen des auswärtigen Handels zielen auf das Verarmen aller unſerer Nachbaren ab; und ſofern ſie ihre Abſicht erreichen können, machen ſie eben dieſen auswärtigen Handel zugleich unerheblich und verächtlich.

Von den zufälligen Uebeln, welche die Einſchränkung des Commerzes nach ſich ziehen, will ich nur einer Gattung, und dieſer nur mit wenigen Worten erwähnen. Dieſe Einſchränkungen erfordern eine Menge von Wächtern, Oberaufſehern, u. ſ. w., die beſoldet und belohnt werden müſſen; ſie erheiſchen eine Menge verſchiedener Impoſten; ziehen eine Menge Conſiskationen nach ſich; drücken und plagen den Einwohner an allen Ecken. — Eine unverſtändig eingerichtete Taxe giebt eine ſtarke Verſuchung zum Schleichhandel ab. Nun aber müſſen die Strafen des Schleichhandels in Proportion der Verſuchung ſteigen. Allen ordentlichen Grundſätzen der Gerechtigkeit zuwider, verurſacht das Geſetz zuerſt die Verſuchung, und beſtraft alsdenn diejenigen, die ihr unterliegen: und gemeiniglich vermehrt es auch ſogar die Strafe nach Maßgabe eben deſſelben Umſtandes, der ſie gewiß lindern ſollte, der Verſuchung nämlich, das Verbrechen zu begehen. Auch ſetzen dergleichen Taxen, indem ſie das Volk den häufigen Beſuchen und den verhaßten Nachforſchungen der Einnehmer unterwerfen, ſolches vielen unnöthigen Beſchwerlichkeiten, Verdruß und Bedrückungen aus; und obgleich Verdruß kein baarer Aufwand iſt, ſo iſt er doch gewiß den Koſten äquivalent, womit ein jeder ſich gerne davon loskaufen möchte. Auf irgend eine oder die andere Art verurſachen die Taxen dem Volk oft noch einmal ſo viel Laſt und Koſten, als ſie dem Landesherrn Nutzen verſchaffen.

Sobald übrigens alle Syſteme ſowohl von partheiiſchen Begünſtigungen, als von Einſchränkungen, einmal aus dem Wege geräumt ſind, ſo tritt das einfache und deutliche Syſtem einer natürlichen Freiheit von ſelbſt an ihre Stelle, bei welchem ein jeder, ſo lang er die Geſetze der Gerechtigkeit nicht übertritt, vollkommen Herr bleibt, ſeinen eigenen Vortheil auf dem ihm ſelber beliebigen Wege zu ſuchen, zugleich aber alle Mitwerber neben ſich dulden muß, welche ſeine Induſtrie ſowohl als ſein Capital auf dieſem Wege finden können. Und man darf bei dieſer Freiheit mit Zuverſicht erwarten, daß ſich die Induſtrie der Privatleute, durch das eigene Intereſſe angetrieben, von ſelbſt auf diejenigen Gewerbe lenken wird, welche dem Vortheil der Geſellſchaft am zuträglichſten ſind.

Ueber Recht und Gewalt,

oder

philoſophiſche Erwägung eines Aufſatzes von dem Herrn Hofrath Wieland, über das göttliche Recht der Obrigkeit.

Im deutſchen Merkur, November 1777.

> Qui legem praeesse vult, is velle videtur Deum ac leges imperare. Qui autem vult hominem, is etiam belluam adiungit; cum praesertim tale quid sit cupiditas et iracundia; et magistratus et optimus quisque a recta via detorqueantur. Lex vero nihil aliud est, nisi mens a cupiditatibus libera.
>
> Arist. Polit. Lib. IV. c. XII.

Das erſte Stück des dießjährigen Muſeums enthält ein merkwürdiges Schreiben über das Recht des Stärkeren, welches einem Aufſatz des Hrn. Wieland (im deutſchen Merkur, November 1777.) zur Unterſtützung dienen ſoll. Dieſer Aufſatz des Hrn. Wieland hatte zu ſeiner Zeit einen höchſt widrigen Eindruck auf mich gemacht; und ſo konnte eine Schutzſchrift dafür, die, was die erſten Zeilen gleich beweiſen, es im vollen Ernſte war, mir unmöglich wie die Erſcheinung eines Freundes ſeyn. Aber wie geſchwind ſah ich anders. Ich entdeckte einen hellen Kopf, einen geſetzten Mann, der wichtige Gegenſtände nach ihrer ganzen Würde zu behandeln, in jedem Lichte ſie zu unterſuchen, ſie in jeder Stellung Andern zu beleuchten wußte. Mein ehemaliges Urtheil über die Wielandiſche Schrift wurde mir ſogar verdächtig: ob es nicht zu flüchtig gefällt, zu einſeitig, zu ſtrenge geweſen; und ich ſchritt auf der

Stelle zu einer neuen Prüfung. Aber weit entfernt, die günſtigere Meinung zu gewinnen, die ich beinah erwartet hatte, mußte ich meinen erſten Unwillen nur lebhafter, und zwar jetzo doppelt fühlen. Meine Seele war hiemit zur höchſten Aufmerkſamkeit geſpannt, daß ich nicht ruhen konnte, bis ich es klar vor Augen hatte, was beide Männer unter ſich ſo einig, und in Abſicht meiner ſo verſchieden machen konnte. Ich fand es bald, und hätte, ohne Suchen, es auf den erſten Blick gehabt, wenn ich nicht zu Anfang irre geworden wäre, da mir, nach länger als 3 Jahren, von dem Wielandiſchen Aufſatz kaum eine unvollſtändige Erinnerung vorſchwebte. Das Räthſel beruhte hauptſächlich nur auf Doppelſinn. Der Ungenannte hatte dieſen Ausdruck: der Stärkere, in einer ganz anders beſtimmten und eingeſchränkten Bedeutung als Wieland genommen, welches nothwendig auf den Begriff des Rechts, und noch mehr auf das Verhältniß der Begriffe von Recht und Stärke zu einander ſeinen Einfluß haben mußte. Was beide mit einander wirklich gemein haben, läßt ſich unter drei Punkte zuſammenfaſſen.

Erſtlich, folgen beide nicht gewiſſenhaft der allgemein angenommenen Bedeutung der Wörter, wodurch Wieland am mehrſten den Begriff des *Rechts*, der Ungenannte hingegen am mehrſten den von Gewalt und Stärke verwirrt hat. — Es iſt unbegreiflich, wie man den Satz: Aller *Vorrang* ſey zuerſt durch vorzügliche perſönliche Eigenſchaft erhalten worden, und der vorzüglichen perſönlichen Eigenſchaft bleibe eine ſolche

Anwartſchaft überall und immer, mit dieſem für einerlei hat ausgeben wollen: das Recht des Stärkern ſey, jure divino, die Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt; und wie man dergleichen wunderliche Verdrehungen von Wort und Sinn, dergleichen offenbare Verfälſchung der Begriffe, für Entdeckung neuer Wahrheiten, für den einzigen Weg zu dem Urſprunge alles Rechts und aller geſellſchaftlichen Ordnung uns hat anpreiſen dürfen.

Zweitens verwechſeln beide Geſetz der Natur und Recht der Natur; phyſiſche oder allgemeine Nothwendigkeit, mit der bloß moraliſchen.

Drittens ſcheinen ſie den Unterſchied zwiſchen den Quellen jener allgemeinen Vereinigung unter den Menſchen, woraus ſie die Geſelligkeit als eine natürliche Eigenſchaft empfangen, und zwiſchen den Quellen ihrer beſonderen bürgerlichen Verfaſſungen, entweder nicht genug beobachtet, oder wenigſtens hier außer Acht gelaſſen zu haben; ein ſo weſentlicher Unterſchied jedoch, daß wir uns dort von Natur als Freunde, hier, im Gegentheil, von Natur als Feinde zu betrachten haben.

Aber der Beſchützer des Herrn Wieland, der ſich vielleicht nicht ohne Grund beklagen dürfte, ihm ſey hiemit ſchon mehr aufgebürdet, als er zu tragen nach der Strenge verpflichtet werden könne, ſoll lieber ganz und gar von mir unangefochten bleiben; wie es denn überhaupt meiner Abſicht und meinen Kräften angemeſſener iſt, nicht gegen mehrere, ſondern einzig und allein gegen Herrn Wieland aufzutreten, deſſen Begriffe des Rechts, gerade wie er ſelbſt in dem angeführten Aufſatze ſie vorgetragen hat, ich hier gründlich zu unterſuchen, und die meinigen dagegen ſcharf und bieder auf die Probe zu ſtellen Willens bin*).

Die Abſicht des Herrn Wieland iſt**), das göttliche Recht — nicht der Könige und Monarchen ausſchließungsweiſe, ſondern
der Obrigkeit überhaupt,
oder derjenigen,
die Gewalt über uns haben, zu behaupten.

Daß hier nicht die Gewalt als eine Eigenſchaft der obrigkeitlichen Würde, ſondern die obrigkeitliche Würde als eine Eigenſchaft der Gewalt, als ihre Kreatur, zu betrachten ſey; folglich eine Obrigkeit haben, eben ſo viel bedeute, als Gewalt leiden: dieſes erhellet aus dem Folgenden, wo unſer Verfaſſer es gerade heraus und mit dürren Worten ſagt:

---

*) Ich erinnere mich nicht, irgendwo auch nur eine Anmerkung gegen Herrn Wielands Aufſatz geleſen zu haben, außer in Herrn Höpfners Naturrecht, (Gieſſen 1780.) wo bei dem 39. §. von der natürlichen Freiheit, geſagt wird: „Die Grille eines geweſenen Prinzenhofmeiſters (Arist. Polit. Lib. I. cap. 3.) von Naturſklaven, iſt oft genug widerlegt worden, und es iſt zu verwundern, daß neulich in d. Merk. Nov. 1777. jemand ſie wieder hervorſuchen und vertheidigen mochte.“ — Aber die Meinung des Ariſtoteles iſt von der Wahrheit und Natur lange nicht ſo weit entfernt, als die Wielandiſche, wie ich in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben werde; und ich weiß, daß ein Mann wie Höpfner mir hierin beiſtimmen muß.

**) D. Merk. Nov. 1777. S. 123.

> Das Recht der Stärkeren ſey, jure divino, die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt*).

Sobald ein vermiſchter Haufen Menſchen, ſagt Herr Wieland **), ſo klein oder groß er ſey, ſich durch irgend einen Zufall, in dem wilden, ordnungsloſen Zuſtande, den man vulgo den Stand der Natur nennt, befindet, oder mit Gewalt ſich ſelbſt hineinwirft, ſo wird der Stärkſte das Oberhaupt der übrigen, nicht durch eine freie Wahl, ſondern in Kraft der Natur ſelbſt — weil er den Muth hat, ſich dazu aufzuwerfen, und die Kraft in ſich fühlt, ſeinen Platz zu behaupten. . . ***). Kinder und Völker müſſen regiert werden, und zwar aus dem nämlichen Grunde. . . . Durch gemeinſchaftliche Ueberlegung †) haben die Menſchen noch nie etwas Vernünftiges zu Stande gebracht; ſondern nach einem unveränderlichen Geſetze der Natur müſſen ſie immer von einem einzigen, der durch Liſt oder Gewalt Meiſter über ſie wird, ſich bemaulkorben, und (gern oder ungern) ganz anderswohin führen laſſen, als wohin ſie anfangs gehen wollten. . . . Kurz, der Stärkſte*) iſt überall im ganzen All der Schöpfung Meiſter und Herr. Und da dieſes nach eben den Geſetzen der Nothwendigkeit geſchieht, nach welchen die Sonne**) die Planeten beherrſcht; folglich in der unveränderlichen Ordnung der Natur der Dinge gegründet iſt, ſo iſt es auch recht: denn

---

*) D. Merk. Nov. 1777. S. 129.

**) Ebendaſ. S. 128.

***) Ebendaſ. S. 140.

†) Ebendaſ.

> Alle und jede Rechte***) ſind auf gleiche Weiſe in dem höheren Rechte der Natur der Dinge und der Nothwendigkeit (dem wahren göttlichen Rechte) gegründet.

Ein Recht der Natur der Dinge; ein Recht der Nothwendigkeit ſogar — ob andere davon gewußt haben? Mir war es völlig unbekannt. Zwar erinnere ich mich aus der Metaphyſik, daß man auf dieſelbige Art, wie man den Inbegriff der moſaiſchen Geſetze, oder der römiſchen, das moſaiſche und römiſche Recht zu nennen pflegt, den Inbegriff der Regeln der Ordnung der Natur, das Naturrecht in der weiteſten Bedeutung (jus naturae latissimum nennen kann, welches dann, ſammt den Regeln der Natur der Geiſter, auch alle Regeln der Bewegung in ſich begreift; und da muß ich geſtehen, nicht nur, daß dieſes jus naturae latissimum wohl auch das Recht der Nothwendigkeit genannt werden könne; ſondern ich geſtehe ferner, daß ſo bald daſſelbe, ausſchließender Weiſe, als das Einzige erwieſen iſt, augenblicklich daraus folgen müſſe, was Herr Wieland zu erweiſen ſucht, nämlich:

---

*) D. Merk. 1777. S. 130.

**) Ebendaſ. S. 131.

***) Ebendaſ. S. 123.

> Daß alles recht ſey, was wirklich geſchehe,
> Und daß nichts unrecht ſey, als was nicht geſchehen könne.

Ein glücklicher Gedanke unſers Verfaſſers*), Cromweln zur Erläuterung anzuführen. Alſo: Karl der Erſte war von göttlichen Rechts wegen Herr von England, und Cromweln lag die heilige Pflicht ob, ihm als Unterthan zu gehorchen. Dennoch ſtürzte Cromwel den Karl vom Thron; und er that recht: denn er war der Stärkere; durfte, vermöge göttlicher Gewalt, dem ins Unrecht der mindern Stärke geſunkenen König Karl die heilige Pflicht auferlegen, ſich geduldig enthaupten zu laſſen.

Wohl iſt demnach ein**) Königsmord ein großes Verbrechen — in der Theorie, wenn und ſo lange er noch nicht vollbracht iſt; glücklich vollbracht hingegen kann damit nichts anders geſchehen ſeyn, als was recht war.

Und das muß vom beſten Könige gelten wie von dem ſchlechteſten: denn***) was wiſſen wir albernen Kinder davon, ob man zu hart oder zu gelinde mit uns verfährt? Wer die Gewalt hat, der hat auch das Recht; heute dieſer, morgen ein anderer, wie es fällt; und von Tyrannen iſt keine Frage*). Wir ſind ja auf dieſelbige natürliche Weiſe Unterthanen, wie wir von unſern Eltern geboren werden ſind; können eben ſo wenig unſere dermalige Obrigkeit nicht haben wollen, als unſern damaligen Vater; ſind und bleiben in Abſicht des bürgerlichen Zuſtandes ewig Kinder**), ewig Unmündige, ewig ohne Verſtand und eigene Wahl; dahingegen alle Obrigkeit immer und ewig den Verſtand allein, folglich ſchlechterdings zu befehlen, und von uns den blindeſten Gehorſam zu fordern hat. Alſo noch einmal: eine jede dermalige Obrigkeit, wie ſie auch entſtanden ſey, (denn ſie kann auf keine unrechtmäßige Weiſe entſtehen,) iſt, ohne allen Zweifel, unwiderſprechlich die einzige und die wahre; und wir dürfen und können gar nicht fragen: wie oder wann? oder uns nur auf irgend eine Weiſe anfechten laſſen: was man etwa mit uns vor habe? Denn wer ſieht nicht, wo das ſonſt hinaus liefe, und auf was für Grundſätze man zuletzt gerathen müßte?

---

*) D. Merk. 1777. S. 131. 132.

**) Ebendaſ.

***) Ebendaſ. S. 141. 139. 137. u. 138.

Nun aber, und damit dieſes nicht geſchehe***), liegt in der menſchlichen Natur ein angeborner Inſtinkt, denjenigen für unſern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen, deſſen Obermacht wir fühlen: welches die erſte Quelle der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menſchen geweſen iſt. „Und ich behaupte,“ fügt Herr Wieland ausdrücklich hinzu*), „eben dieſer Inſtinkt ſey auch in der Folge, auf Seiten der Völker, die Haupturſache geweſen, warum ſie ſich bei allen den mannichfaltigen Veränderungen beruhiget haben, die nach und nach

---

*) D. Merk. 1777. S. 141. 139. 137. u. 138.

**) Ebendaſ. S. 126. 127. 139. 141.

***) Ebendaſ. S. 132.

per varios casus et tot discrimina rerum,

mit der politiſchen Form und Verfaſſung der Staaten vorgegangen. . . Dem gemeinen Manne**) iſts im Grunde einerlei, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, dazu geboren oder erwählt ſey. So bald er nur einen Reiter auf ſeinem Rücken fühlt, der ſeiner mächtig iſt, ſo giebt er ſich zufrieden, folgt dem Zügel, und duldet den Sporn. Ueberhaupt ſchmiegen ſich die Völker gern unter eine erbliche Regierung, ſind gern einem gewiſſen Hauſe, einer feſtgeſetzten Folge von Prinzen unterthan, gewöhnen ſich gar bald, dieſe ihre Herren als eine höhere Art von Weſen anzuſehen . . . und ein böſer Herr müßte beinah der Teufel ſelbſt ſeyn, bis dem Volke einfiele, die Frage aufzuwerfen: ob es auch wohl ſchuldig ſey, alles von ihm zu leiden***). — So tief (ich ſchreibe Herrn Wielands eigene Worte) ſitzt im Menſchen das Gefühl, daß die bürgerliche Geſellſchaft, eben ſo, wie die ganze Natur, von einer höheren, alles umfaſſenden, unabhängigen und unwiderſtehlichen Macht zuſammengedrückt, und dadurch in ihrer Form erhalten werden müſſe. — Und wohl dem gemeinen Mann, dem niemand dies treuherzige Gefühl wegphiloſophirt hat!“

---

*) D. Merk. 1777. S. 132.

**) Ebendaſ. S. 134.

***) Ebendaſ. S. 135.

Aber dieſes treuherzige Gefühl, daß wir unabhängig und unwiderſtehlich beherrſcht werden müſſen; unſere Regenten, gut oder ſchlimm, als von Gott anzunehmen*) haben; und von ihnen alles zu leiden ſchuldig ſind: es ſitzt nicht allein tief im Menſchen, ſondern es ſitzt auch ſo tief darin zu den weiſeſten Abſichten**). „Darum iſt der Menſch das gelehrigſte und lenkſamſte aller Weſen — man müßte ihn denn nur gar nicht zu behandeln wiſſen; weil die menſchliche Gattung ohne Regierung nicht glücklich ſeyn, nicht einmal erhalten werden könnte.“

Der nachdenkende Leſer glaubt hier eben das Zirkelförmige wahrzunehmen, was er auch S. 126. ſchon entdeckt hatte, wo es hieß: „Die Natur habe die Kinder, ſo lange, bis ſie ſich ſelbſt regieren können, der elterlichen Gewalt unterworfen: weil ſie ſich eine Zeitlang nicht ſelbſt regieren können. Doch wird Seite 137. das vitium circuli im Grunde nicht begangen; denn ein anderes iſt unvernünftig, und ein anderes iſt albern oder ſchwachſinnig ſeyn. Herr Wieland beweiſt an dieſem Orte, daß die Menſchen zu ihrem Beſten ſich ſo gelehrig, ſo lenkſam, ſo regierlich beweiſen*): weil ſie höchſt albern oder ſchwachſinnig ſind: daß ſie aber gelehrt, gelenkt und regiert werden müſſen, das kömmt von ihrem Unverſtand. Nun kann man ſehr unverſtändig, und zugleich ſehr halsſtarrig und unbändig ſeyn. Die höchſte Güte gab alſo, dem zur Geſellſchaft mit ſeines Gleichen, mit unheilbarer Unvernunft ausgeſteuerten Geſchöpf, noch die Albernheit dazu, damit es durch Regierung glücklich wurde. — Und dieſes heißt Herr Wieland**): „Einem Geſchöpf die Triebe und die innern Anlagen geben, ohne die es nicht das werden könnte, was es ſeyn ſoll."

---

*) D. Merk. 1777. S. 135.

**) Ebendaſ. S. 137.

„Folgende Worte zum Beſchluß***): „Wenn wir die Geſchichte von Jahrhundert zu Jahrhundert — überſehen und vergleichen, und ſehen dann — wie oft die klügſten Maßregeln nichts, und dagegen ein dummer Streich wider Wiſſen und Hoffen deſſen, der ihn gemacht, den beſten Effekt hervorgebracht; wie mitten unter allen anſcheinenden Urſachen einer allgemeinen Zerrüttung ſich das Ganze doch immer im Gleichgewichte, und jede Nation wenigſtens in einem leidlichen Zuſtande erhält — kurz — wenn wir ſehen, durch was für ein minimum von Weisheit die

---

*) D. Merk. 1777. S. 137. u. 138.

**) Ebendaſ. S. 137.

***) Ebendaſ. S. 142.

Welt regiert, und wahrlich wenigſtens ſo regiert wird, daß es ſchwerlich einer von uns beſſer machen würde, ſo deucht mich, es leuchte ſtark in die Augen: daß es bloß die in allen Regierungen hinter der Szene ſpielende Theokratie ſey, welche macht, daß es, trotz unſerer eiteln Beſorgniſſe, nicht ſchlimmer, und oft gegen alle unſre Deduktionen, Theorien und Demonſtrationen ſo viel beſſer in der Welt geht, als es, unſrer einfältigen Meinung nach, gehen ſollte.“

Wer wird nicht dem Herrn Verfaſſer zu einem ſo hohen politiſchen Wohlergehen, daß er es *ohne Wunder nicht begreifen kann*, von Herzen Glück wünſchen?

Was von einigermaßen merkwürdigen Ideen, Inſtanzen, auch Verwahrungen und Rettungsmitteln des Herrn Wieland hier ausgelaſſen worden, ſoll in der Folge ſeine Stelle finden. Es war unmöglich, mit einem male den großen Haupteinfall mit ſeinen vielen Untereinfällen vorzutragen, und überdem auch noch aller Nebeneinfälle zu erwähnen.

Die Seele des Wielandiſchen Aufſatzes iſt jener Begriff einer *natürlichen Nothwendigkeit*, oder eines *Rechts der Natur der Dinge* — und der *Nothwendigkeit*, deſſen vorhin ſchon gedacht worden iſt. Gleich einem wilden Strudel ſieht man ihn ſchäumen, und verſchlingen, und immer ſchneller drehen, daß einen Graus und Schwindel überfällt. Aber dieſen Schrecken dürfen wir uns nicht beſiegen laſſen. Wir müſſen mit dem ſchwachen Schifflein unſerer

Philoſophie gerade nach des Strudels Mitte, um ihn entweder zu durchſchneiden, oder von ihm verſchlungen zu werden. Liegen Felſen und Schlünde da, ſo ſind wir verloren. Iſt es aber nur ein Spiel der Winde; derer, die wir eben pfeifen hörten: ſo kommen wir glücklich durch, und erfreuen uns des gemachten Verſuchs.

Niemand ſagt gewöhnlich von einem ſchwereren Körper, daß er das *Recht* habe, ſchneller zu fallen, früher den Boden zu berühren und ihm einen tiefern Eindruck zu machen, als der leichtere. Niemand, daß der Same des Ahorns ein *Recht* habe, geſchwinder aufzugehen, als der von der Fichte; oder daß beide ein *Recht* haben, größere Bäume zu werden, als Pfirſich und Mandel. Niemand, daß der Jagdhund ein *Recht* habe, die Spur des Wildes zu riechen, und daß der Windhund im Gegentheil die Verbindlichkeit habe, ſie nicht zu riechen. Niemand, daß derjenige Menſch, welcher die Buchſtaben, das Weberſchiff, die Berechnung des Unendlichen erfunden hat, ſolches in Gefolg und vermöge eines *Rechts* gethan habe — noch überhaupt vom Menſchen, daß er das *Recht der Sprache, des Denkens, des Vermögens, eine Gottheit zu erkennen und über die Grenzen dieſes Lebens hinaus zu ſehen*, beſitze; kurz, niemand, der nicht den Begriff des Rechts zu vernichten gedenkt, kann ihn irgendwo hinbringen wollen, wo nur von wirkenden Urſachen, von bloß phyſiſchen Geſetzen (es mögen dieſe materielle oder immaterielle Naturen, Körper oder Geiſter angehen) die Rede iſt.

Der Begriff des Rechts iſt allein da vorhanden, wo von Dingen der Wahl, wo von Endurſachen und von moraliſchen Geſetzen die Rede iſt; wo ſich das Wahrgenommene als eine bloße Folge der Selbſtbeſtimmung nach vernünftigen Gründen offenbart. Nicht was überhaupt nothwendig, ſondern nur, was moraliſch nothwendig iſt, das iſt recht; eben ſo wie nicht das überhaupt Unmögliche, ſondern nur das moraliſch Unmögliche, unrecht genannt werden kann. Moraliſch aber nennen wir alles dasjenige, deſſen nächſte Urſache die Freiheit des Menſchen iſt, oder, was unmittelbar aus dem Vermögen deſſelben entſpringt, ſich nach eigenen deutlichen Vorſtellungen von dem, was ihm gut oder böſe ſey, zu beſtimmen. Moraliſch nothwendig nennen wir, was augenſcheinlich unſer Beſtes iſt; ſo wie wir dasjenige moraliſch unmöglich nennen, was die Vernunft nie gut heißen kann. Aus der möglichen Erkenntniß der moraliſchen Nothwendigkeit entſteht die Pflicht; und wer ſeine Pflicht thut, der handelt recht. Die Urſache einer Pflicht, die jemand gegen uns hat, iſt dasjenige, was wir unſer Recht nennen.

Alſo — und da es ſchlechterdings unmöglich iſt, daß irgend eine Natur ſich ſelbſt zuwider ſey — kann kein

Menſch je eine Pflicht haben, deren Erfüllung ihm nicht vortheilhaft wäre; folglich auch niemand je dergleichen Recht an ihn: denn wie kann jemand zu fordern haben, was niemand zu leiſten ſchuldig iſt? Wer aber fordert, was ihm niemand ſchuldig iſt, der iſt ungerecht; und wer es erzwingt, der braucht Gewalt. Die Macht aber,

> Die Macht allein, giebt Göttern ſelbſt kein
> Recht *).

Augenſcheinlich ſchließt demnach ein jedes Recht eine weſentlich mit ihm verknüpfte Verbindlichkeit in ſich, welche das Recht erwirbt und ſeine Möglichkeit ausmacht; und eben ſo eine jede Verbindlichkeit ein weſentlich mit ihr verknüpftes Recht. Beide unzertrennlich müſſen mit einander ſtehen oder mit einander fallen.

Augenſcheinliche Wahrheiten können durch kein Anſehen verſtärkt werden, ſelbſt nicht durch das Anſehen eines Leibnitz; doch verdienen folgende Worte dieſes großen Mannes hier immer ihren Platz. Gegen das Ende ſeiner Erinnerungen über die von Puffendorf zum Grund gelegten Principien des Natur- und Völkerrechts, ſagt derſelbe: „Das natürliche Recht (oder der Inbe-

---

*) Wielands Idris und Zenide, III. Geſang, 72. Strophe:

Doch ſage mir (denn kein Verhältniß ſchwächt
Die Rechte der Natur) wer hat mir dieſes Leben,
Und dir, ſo groß du biſt, ein Recht an mich gegeben?
Die Macht allein giebt Göttern ſelbſt kein Recht.

griff der Naturgeſetze) hat zum Endzweck die Wohlfahrt derer, welche es beobachten; zum Vorwurf alles, was andre angeht, und in unſrer Macht ſteht; und endlich zur Quelle in uns, das von Gott dem Menſchen verliehene ewige Licht der Vernunft. Dieſe ſo planen, ſo einfachen Sätze (fährt er fort) haben einigen ſpitzſindigen Leuten vermuthlich zu gemein geſchienen. Sie haben demnach verſucht, paradoxe an ihre Stelle zu ſetzen, die durch den Reiz der Neuheit ſich empföhlen, weil ſie weder die Fruchtbarkeit der einen, noch die Unzulänglichkeit der andern zur Genüge einſahen.“ *)

Mir kömmt es ſehr natürlich vor, daß dieſe Wahrheit: *die Vernunft ſey die einzige Quelle des Rechts*, theils nicht genug eingeſehen, theils von denen ſelbſt, die ſie wahrgenommen, nicht ſtandhaft genung vor Augen gehalten worden iſt. Das ſo ſehr Zuſammengeſetzte des menſchlichen Weſens, wodurch es bei ſeiner offenbaren Verſchiedenheit von allen vernunftloſen Naturen ihnen allen doch wieder ſo auffallend ähnlich iſt, mußte dieſelbe ungemein verdunkeln, und jene

---

*) Finis iuris naturalis est bonum servantium; obiectum, quidquid aliorum interest, et in nostra est potestate; caussa denique efficiens in nobis est rationis aeternae lumen divinitus in mentibus accensum. Haec tam plana et simplicia, credo, viris quibusdam acutis nimis obvia visa esse, atque inde paradoxetera quaedam excogitata, quae novitatis specie blandirentur, quod neque priorum foecunditas, neque horum imperfectio satis perspiceretur. Leibn. Opera, T. IV. P. III. pag. 283.

Menge von Schwierigkeiten und Zweifeln zuwege bringen, welche nicht wenige, auch der beſten Köpfe, in Verlegenheit geſetzt haben. Welcher Menſch, ſagt Gravina, der nicht Vorurtheile, ſondern ſeine eigene Vernunft zu Rathe zieht, wird jene Erklärung des natürlichen Rechts, zufolge welcher es das Recht ſeyn ſoll, das die Natur alle Thiere gelehrt hat, in dem Sinne, worin ſolche gemeiniglich genommen wird, mit den Lehren der Sittlichkeit vereinbaren können, die uns von eben denen körperlichen Wollüſten abhalten, wozu doch die Natur ſelbſt den Hang in uns gelegt hat? Oder wenn, nach einer andern Erklärung, bloß in den Ausſprüchen der geraden Vernunft das natürliche Recht beſteht; wie paſſen zu dieſer Erklärung jene wildthieriſchen Triebe, welche der menſchlichen Natur ſich gleichfalls bemeiſtern, und auf ſo weiten Abwegen von der Vernunft mit ihr daher rennen?" *) Dieſe Aehnlichkeit des Menſchen mit den Thieren von der einen Seite, und zwar mit dem Umſtande, daß unſere Triebe durch

---

*) Et sane quis mente sua, non aliena utens, definitionem illam, qua ius naturale dicitur id, quod natura omnia animalia docuit, eo sensu, quo vulgo accipitur, composuerit cum praeceptis honestatis, quae nos abstrahunt ab iis corporis voluptatibus, ad quas natura ipsa etiam invehimur? Aut qua ratione definitio altera, quae ius naturale docet esse dictata rectae rationis, quadraverit in ferinas affectiones, quibus humana natura etiam corripitur, ab omni prorsus ratione deerrantes. Gravinae Originum Iur. civ. Lib. II. c. 1.

die Begleitung der Vernunft, indem wir ihnen mit Abſicht nachgeben, die Urſache moraliſcher Handlungen werden, und ihre Erfüllung deswegen auch da, wo ſie blind ſind, Pflicht und Recht zu involviren ſcheinen; und von der andern Seite, die Aehnlichkeit zwiſchen den Wirkungen der vernünftigen Seele nach den phyſiſchen Geſetzen ihrer Natur und zwiſchen ihren moraliſchen Handlungen; oder, die nahe Verwandſchaft zwiſchen Verſtand und Willen: dieſe Aehnlichkeiten laſſen uns, wenn wir nicht auf dem einzigen weſentlichen Unterſchied, der ſie von einander ſondert, mit unverwandtem Auge haften, mit jedem Schritt in einen neuen Irrgang gerathen. Trug und Täuſchung ſind hier um ſo leichter, da uns der Sprachgebrauch durch eine Menge metaphoriſcher Zweideutigkeiten mit überraſchen hilft. So meſſen wir, zum Beiſpiel, nach demſelben, Verdienſt und Schuld, folglich auch Recht und Pflicht, ſogar lebloſen Dingen bei; nennen, bezeichnen — Geiſtesgaben, Einſichten und Leidenſchaften (bloß weil ſie durch die Seele ſelbſt, nach Gründen, deren ſie ſich bewußt iſt, erhöhet und erniedriget werden können, und daher unter dem Einfluſſe der Freiheit ſtehen,) als Folgen einer Entſchließung, als Dinge der Wahl; verwechſeln das Wahre mit dem Guten, das Vortheilhafte mit dem Vernünftigen, die Fähigkeit mit dem Recht; als wenn alles dieſes durchaus nur eine und dieſelbe Sache wäre.

So bald aber dem einzigen ächten Principio des Rechts nur das mindeſte Fremde beigemiſcht wird, ſo muß den Augenblick die von demſelben abhangende ganze Maſſe der Erkenntniß in eine verderbliche Gährung gerathen. Außer dem Mittel, ſchnurſtracks zur Wahrheit zurückzukehren, bleibt alsdann kein anderes übrig, als, entweder in einem unendlichen Zirkel von Widerſprüchen herumzutaumeln, oder, *das Recht in der weiteſten Bedeutung* (ius latissimum) als *das Einzige* anzunehmen, wo denn alles Recht heißen muß, was nach irgend einem Geſetze der Natur erfolgt, mithin alles, was zur Wirklichkeit gelangt. Denn alle Geſetze der Natur ſind auf gleiche Weiſe, in einer nothwendigen Ordnung derſelben, oder in dem ewigen Zuſammenhange der Dinge gegründet.

Unter denjenigen, welche vor Herrn Wieland dieſen letzten Weg eingeſchlagen, verdient Spinoza hauptſächlich genannt zu werden, weil kein anderer dieſen Lehrbegriff ſo klar, ſo bündig, ſo ohne alle Verkleiſterung und in einem ſo feſten Zuſammenhange vorgetragen hat. Nach ihm, wie nach Herrn Wieland, muß unter dem Rechte der Natur nichts anders verſtanden werden *), als die Geſetze ſelber der Natur, als der nothwendige Zuſammenhang aller Dinge, als die Macht des Ganzen; weßwegen denn ſowohl bei der ganzen Natur, als bei jedem einzelnen Theile derſelben, Recht und Macht gleiche Ausdehnung haben; folglich ein jeder Menſch alles das mit höchſtem Rechte thut, was er nach den Geſetzen ſeiner Natur verrichtet, und ſein Recht in der Natur eben ſo weit geht als ſeine Macht.

---

*) B. de S. Opera posth. pag. 271.

Da nun die Menſchen mehr durch blinde Triebe, als durch Vernunſt geleitet werden *), ſo iſt die natürliche Macht derſelben, oder ihr Recht, nicht aus der Vernunſt insbeſondere herzuleiten, ſondern aus jedwedem Triebe, wodurch ſie zu handeln beſtimmt, und ſich zu erhalten genöthiget werden. Alle ſind auf gleiche Weiſe Wirkungen der Natur, und erklären die natürliche Macht, durch welche der Menſch in ſeinem Weſen zu beharren ſtrebt. Weiſe oder thöricht, der Menſch iſt ein Theil der Natur, und er mag nun ſeiner Vernunſt, oder allein ſeinen Begierden folgen, ſo kann er nicht anders, als nach den Geſetzen und Vorſchriften der Natur handeln, oder, welches einerlei iſt, nach dem natürlichen Recht.

Alſo **), da das Recht eines jedweden ſich eben ſo weit erſtreckt als ſeine Macht, und ein jedweder daher, er ſey thöricht oder weiſe, alles, was er betreibt und thut, mit dem höchſten Rechte betreibt und thut: ſo folgt daraus, daß das Recht und die Geſetze der Natur, worunter alle Menſchen geboren werden, und am allermeiſten leben, nichts unterſage, als was niemand begehrt und niemand kann; daß es weder dem Streit, noch dem Zorn, noch dem Betrug, noch durchaus irgend einem Dinge, welches die Begierde anräth, entgegen ſey.

---

*) B. de S. Opera posth. pag. 271.

**) Ibidem pag. 273.

Ferner folgt daraus [*]), daß ich auf jedweden ein Recht erhalte, den ich in meine Gewalt zu bringen weiß, wo es denn gleichgültig iſt, ob ich ihn am Leibe oder an der Seele feßle.

Ich kann ſogar [**]) ein Recht über die Beurtheilungskraft eines andern beſitzen, in ſo ferne nämlich ich ihn zu betrügen im Stande, und im Irrthum zu erhalten fähig bin.

Auch treulos kann ich mit Recht handeln [***]), ſo bald ich nämlich meinen Vortheil dabei finde, und keine Gewalt mich feſt hält. Ich habe alsdann mein Recht nicht abgetreten, ſondern nur mein Wort von mir gegeben.

Zwei [†]), die ſich mit einander verſtehn, und ihre Kräfte zuſammenthun, können mehr, als ein jeder von ihnen insbeſondere, und beſitzen daher in der Natur auch ein größeres Recht; und je mehrere in dergleichen Verbindungen ſich zuſammengethan haben, deſto mehr Recht haben dieſelben mit einander.

In ſo fern [††]) die Menſchen von Zorn, von Neid, oder irgend einem Affect des Haſſes ergriffen werden, ſo fern werden ſie nach verſchiedenen Seiten gezogen, und ſind ſich einander entgegen. Da ſie nun mehr vermögen, liſtiger und verſchlagener ſind, als alle übrige Thiere, ſo ſind ſie auch mehr zu fürchten. Von Natur aber ſind die Menſchen jenen widerwärtigen Leidenſchaften am mehrſten unterworfen *): von Natur alſo

---

[*]) B. de S. Opera posth. pag. 274.

[**]) Ibid. [***]) Ibid.

[†]) Ibid. pag. 275. [††]) Ibid.

---

*) Es iſt gewiß (ſagt Spinoza im 5ten §. des erſten Kapitels ſeines Tractat. Polit.) und wir haben die Wahrheit davon in unſerer Sittenlehre dargethan, daß die Menſchen nothwendig den Affecten unterworfen und ſo beſchaffen ſind, daß ſie diejenigen, denen es übel geht, bedauren, und diejenigen, denen es wohl geht, beneiden; daß ſie mehr zur Rache, als zum Erbarmen geneigt ſind; und daß ein jeder begehrt, alle andre ſollen nach ſeinem Sinne leben; billigen, was er billiget; verwerfen, was er verwirft: weßwegen denn dieſelben, da ſie alle gleichermaßen die erſten zu ſeyn wünſchen, in Streitigkeiten gerathen, ſich einander nach Vermögen unterdrücken, und der Sieger ſeinen Ruhm mehr in den Schaden ſetzt, den er den andern zugefügt, als in den Vortheil, den er für ſich ſelbſt erworben hat. . . . Ferner haben wir gezeigt, daß zur Bändigung und Mäßigung der Affecten die Vernunft zwar viel vermöge; zugleich aber auch geſehen, daß der Weg, den ſie ſelber dazu anweiſt, äußerſt beſchwerlich ſey: ſo daß, wer ſich einbildet, der große Haufen, oder diejenigen, welche durch öffentliche Geſchäfte zerſtreut werden, wären dahin zu bringen, daß ſie nach den einzigen Vorſchriften der Vernunft handelten, das goldene Jahrhundert der Dichter oder eine Fabel träumt.

Daher (fährt Spinoza im folgenden §. fort — ein von dem des Herrn Wieland himmelweit unterſchiedenes *igitur!*) daher kann kein Reich beſtehen, deſſen Wohlfahrt von jemandes Rechtſchaffenheit abhängt, und deſſen Sache nicht wohl beſorgt werden kann, wenn nicht diejenigen, die ſie auf ſich haben, nach ihrem Gewiſſen handeln wollen, ſondern um zu dauern, muß das gemeine Weſen eine ſolche Einrichtung haben, daß die Vorſteher deſſelben, Feinde. Denn derjenige iſt mein größter Feind, den ich am mehrſten zu fürchten, und vor dem ich mich am mehrſten zu hüten habe.

Da alſo *) keiner vor dem andern ſicher iſt, ſondern ein jeder von allen übrigen das Aergſte zu befürchten hat, ſo treten Angſt und Noth auf die Seite der Vernunft, um die Menſchen zu nöthigen, gemeinſchaftliche Sache zu machen, und alle einen Willen anzunehmen.

Die Abſicht ihrer Vereinigung iſt Friede und Sicherheit.

Wäre die menſchliche Natur **) ſo beſchaffen, daß die Menſchen, was ihnen am mehrſten nützt, auch am mehrſten begehrten, ſo bedürfte es keiner künſtlichen Anſtalt, um Eintracht und Rechtſchaffenheit zu erhalten. Da es aber mit unſerer Natur offenbar ganz anders beſchaffen iſt, ſo muß das Regiment nothwendig ſo eingerichtet werden, daß alle, ſowohl die regieren, als die regiert werden, ſie mögen wollen oder nicht, ſo

---

ſie mögen der Vernunft oder dem Affect unterworfen ſeyn, nicht verleitet werden können, treulos zu handeln, oder ihre Pflicht zu verletzen.

Der Sicherheit des Staats liegt wenig daran, wodurch die Menſchen angetrieben werden, genau ihre Pflichten zu erfüllen, wenn ſie nur genau erfüllt werden; denn die Freiheit, oder der Adel der Seele iſt eine Tugend des einzelnen Menſchen; die Tugend eines Staats aber iſt die Sicherheit.

*) B. de S. Opera posth. pag. 291.

**) Ibid.

handeln, wie es das gemeine Beſte verlangt, welches eben ſo viel geſagt iſt, als daß alle, gern oder ungern, freiwillig oder gezwungen, nach den Vorſchriften der Vernunft durchaus handeln müſſen; welches geſchieht, wenn die Regierung ſo eingerichtet wird, daß nichts, was das gemeine Beſte angeht, dem Gewiſſen eines Einzigen allein anvertrauet werde. Denn niemand iſt ſo wachſam, daß er nicht zuweilen ſchlafen ſollte; und eine ſolche Herrſchaft des Gemüths, einen ſo unanfechtbaren Sinn, hat noch keiner beſeſſen, daß er nicht zuweilen, und vorzüglich alsdann, wenn es am meiſten auf Seelenſtärke ankömmt, ſich bemeiſtern und unterkriegen laſſen ſollte. Und es iſt offenbare Narrheit, von einem andern zu erwarten, was keiner von ſich ſelbſt erhalten kann, nämlich, daß er mehr für einen andern, als für ſich ſelbſt ſorge; daß er weder geizig ſey, noch neidiſch, noch ehrgeizig u. ſ. w. vornämlich derjenige, welcher allen Begierden nachzuhängen die mehrſten und größten Verſuchungen leidet.

Aus den nämlichen Vorderſätzen, welch ein ganz entgegengeſetzter Schluß? Aber kein Wunder! Herr Wieland weiß von keinem andern Regiment, als welches durch Uſurpation entſtanden iſt, und hält eine Staatsverfaſſung, die von einem Haufen Menſchen freiwillig, das iſt, vernünftiger Weiſe angenommen werden könnte, für eine völlige Ungereimtheit, weßwegen er denn auch alles, was nur einigermaßen hiernach auszuſehen ſcheint, als z. B. die Republiken der Alten und die Verfaſſung von England, mit ſehr ausdrucksvollen Geberden der Angſt und der Verachtung von ſich abweiſet. — Spinoza im Gegentheil hielt eine ſolche Staatsverfaſſung nicht allein für möglich, ſondern er ſah ſie als die einzige wahre und beſte an. Man leſe hierüber in ſeinen nachgelaſſenen Werken die ganze 290ſte Seite nach, wo er den weſentlichen Unterſchied zwiſchen einer Regierung, die durch die Anordnung eines freien Haufens entſtanden, und einer ſolchen, welche einem Haufen Unterjochter durch den Sieger aufgebürdet worden, mit aller Bündigkeit erörtert. Auf der 292ſten Seite drückt er ſich hierüber noch derber und entſcheidender aus; nach den Worten, welche wir bereits oben angeführt haben: „Es iſt eine offenbare Narrheit, von einem andern zu erwarten, was keiner von ſich ſelbſt erhalten kann, nämlich, daß er mehr für einen andern, als für ſich ſelbſt ſorge; daß er weder geizig ſey, noch neidiſch, noch ehrgeizig u. ſ. w. vornämlich derjenige, welcher allen Begierden nachzuhängen die mehrſten und größten Verſuchungen leidet;" ſetzt er in dem folgenden Paragraphen hinzu: „Zwar ſcheint uns die Erfahrung im Gegentheil zu lehren, daß es für Eintracht und Friede erſprießlicher ſey, alle Gewalt in die Hände eines einzigen zu überliefern. Denn kein Reich hat ſo lange ohne merkliche innere Veränderungen, als das türkiſche, beſtanden; dahingegen keine Regierungsformen von kürzerer Dauer, und keine mehr innerlichen Unruhen ausgeſetzt geweſen ſind, als die demokratiſchen. Wenn aber Knechtſchaft, Barbarei und Vereinödung unter dem

Namen des Friedens zu verſtehen ſind, ſo iſt der Friede das traurigſte Loos der Menſchheit. Wahrlich! zwiſchen Eltern und Kindern pflegen häufigere und bitterere Zwiſtigkeiten, als zwiſchen Herrn und Knecht zu entſtehen; aber darum iſt es der häuslichen Verfaſſung noch nicht erſprießlicher, die väterliche Gewalt in herriſche zu verwandeln, und mit ſeinen Kindern wie mit ſeinen Knechten umzugehen. Nicht alſo den Frieden, ſondern die Knechtſchaft befördert es, alle Gewalt an einen einzigen zu übertragen; denn der Friede beſteht nicht in der Befreiung vom Krieg, ſondern in der Uebereinſtimmung und Eintracht der Gemüther.

Durch den ganzen Spinoza herrſcht der Grundſatz, daß die Vernunft das höchſte Gut des Menſchen ſey, folglich, daß ſeine Glückſeligkeit nur in dem Maße zunehmen könne, wie die Vollſtändigkeit ſeiner Begriffe. Ein Grundſatz, der nicht wenigen äußerſt paradox vorkommen muß.

Herr Wieland hat ſein Lehrgebäude vornämlich als ein Faktum der Natur vorzuſtellen geſucht, und zu dieſem Ende vier Fragen aufgeworfen *), die wir jetzo eine nach der andern in Betrachtung ziehen wollen.

Erſte Frage: **) Was würde ohne Regierung und bürgerliche Verfaſſung aus dem

---

*) D. Merk. 1777. Nov. S. 124. 125. und 126.

**) Ebendaſ. S. 124 und 125.

Menſchengeſchlechte werden, oder vielmehr längſt geworden ſeyn?

Barbaren? — Nein; denn alle Völker, die man ſo zu nennen pflegt, leben unter einer Art von Regierung.“

„Wilde? — Auch dieſe haben ihre Oberhäupter. Wir wollen alſo nicht weiter fragen. Das einzige Volk, das, ſo viel man weiß, in völliger Freiheit lebt, ſind die liebenswürdigen, gefühlvollen, geiſtreichen, glücklichen Einwohner von Terra del Fuego; im Ernſte, eine Art von Menſchen ähnlichen Weſen, die ſo elend iſt, daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach in weniger als funfzig Jahren, zur Ehre der Natur, völlig erloſchen ſeyn wird.“.

Wenn die Worte Regierung und bürgerliche Verfaſſung hier bedeuten ſollen, was ſie gewöhnlich bedeuten, und noch mehr, was Herr Wieland ſelbſt ſie in ſeinem Aufſatze überall bedeuten läßt, ſo iſt es nicht wahr, daß die einzigen Menſchen, welche ohne Regierung und bürgerliche Verfaſſung leben, die Einwohner von Terra del Fuego ſind, denen Herr Wieland, lächerlicher Weiſe, um nur die Begriffe zu verwirren, eine völlige Freiheit beimißt *). Ohne Regierung und bürgerliche Verfaſſung leben alle diejenigen, die wir Wilde nennen, und Herr Wieland ſoll nur eine einzige Reiſebeſchreibung oder Nachricht vorweiſen, woraus das Gegentheil erhellt. Alle bezeugen einhellig, daß die einzelnen Glieder dieſer rohen Völkerſchaften, in einer vollkommenen Unabhängigkeit von einander leben, daß ſie von dem Verhältniß zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen nicht den entfernteſten Begriff haben; daß ſie von keinem Zwangsgeſetze, von keinem Gehorſam, von keinem Unterſchied der Stände etwas wiſſen *). Und hierum kann es Herrn Wieland doch allein zu thun ſeyn. Folgender Satz ſoll nämlich herauskommen: Wo nicht einer befiehlt, und die übrigen

---

*) L'impulsion du seul appétit est esclavage, et l'obéissance à la loi qu'on s'est prescrite, est liberté. I. I. Rousseau. Und lange vor ihm, alle geſunde Vernunft.

---

*) Man ſchlage nur Robertſons Geſchichte von Amerika nach, die in jedermanns Händen iſt; insbeſondre im I. Th. S. 387. bis 396. der deutſchen Ueberſetzung. „Man bemerkt nichts unter ihnen," heißt es S. 393. „was einer ordentlichen Regierungsform ähnlich wäre. Die Wörter Obrigkeit und Unterthan ſind nicht gebräuchlich. Jedermann ſcheint ſeine natürliche Unabhängigkeit faſt nach ihrem ganzen Umfange zu genieſſen. Wird irgend ein gemeinnütziger Entwurf vorgeſchlagen, ſo ſteht allen und jeden Mitgliedern der Geſellſchaft die Wahl frei, ob ſie denſelben wollen ausführen helfen oder nicht. Keine Verordnung legt ihnen irgend einen Dienſt als eine Pflicht auf, und keine Strafgeſetze zwingen ſie zur Erfüllung derſelben. Alle ihre Entſchließungen ſind freiwillig, und flieſſen aus dem Antriebe ihres eigenen Herzens." — Alle Geſchichten der Menſchheit, wo ſie von rohen Völkerſchaften reden, und alle Reiſebeſchreibungen von Amerika, ohne Ausnahme, ſagen eben daſſelbe.

gehorchen müſſen, da ſind die Menſchen wie das Vieh.

Was ich von den Wilden behaupte, gilt mit ſehr geringem Unterſchiede auch von jenen weniger rohen Nationen, die mit allen Arten des Eigenthums ſchon bekannt ſind. In pace nullus communis est magistratus, ſagt Cäſar von den Deutſchen *). Daſſelbige kann beinah von allen nordiſchen, und noch von vielen andern Völkern geſagt werden. Bodin nennt auch die Juden, und führt zum Beweis das 16. und 21. Cap. des Buchs der Richter an **). Auch ſogar im Kriege durften bei unſern Vorfahren die Heerführer, ja ſelbſt die Könige, keine obrigkeitliche Gewalt ausüben. „Der Hausvater, ſagt Möſer, der auf ſeinem Hofe als König herrſchte, hatte ſeinen Nachbaren nichts zu befehlen. Sie mußten alſo noch einen beſondern Frieden (außer dem Markfrieden, oder denjenigen Verbindungen, wonach kein Genoſſe ſich ſeines Antheils an einer gemeinen Sache nach Willkühr bedienen durfte, ohne erwarten zu müſſen, daß man — nicht jure imperii, ſondern jure belli gegen ihn verfahren werde) errichten, wodurch ſie ſich einander Leib und Eigenthum gewährten. Aller Wahrſcheinlichkeit nach haben ſie ſolchen nach dem Markfrieden gebildet; und ſchwerlich können Menſchen einen edlern Plan ihrer Vereinigung erwählen, als ſich alle nordiſche einzelne Wohner im

---

*) de bello Gallico, lib. VI.

**) de la republique, Liv. III. ch. 7.

Anfange erwählet haben. Es mußte ihnen nothwendig ſeltſam vorkommen, daß ein Nachbar den andern zum Tode oder zu einer Leibesſtrafe verdammen ſollte. Ein ſchlimmeres Loos hatte keiner von ſeinem Feinde im Unfrieden zu beſorgen, und es verlohnte ſich nicht der Mühe, einen gemeinen Frieden zu errichten, um Leib, Ehre und Gut durch Urtheil zu verlieren *). Ihre

---

*) Aufmerkſamen Leſern der Geſchichte, ſagt Herr Möſer in der zu obiger Stelle gehörigen Note, wird dieſes nicht entgehen. Alle Leib- und Lebensſtrafen ſind zuerſt in curia *Domini* zu Rechte gewieſen. Den Deutſchen kam dieſes ſeltſam vor. Ut primum togas et *severiora armis iura* viderunt, arma duce Arminio corripiunt. Flor. IV. 12. Bei ihnen hieß es: Caeterum neque animadvertere, neque vincire, neque verberare quidem *nisi sacerdotibus* permissum; *non quasi in poenam*, *nec ducis iussu*, sed velut Deo imperante, quem adesse bellantibus credunt. Tac. G. 7. Und dieſes gilt bloß, wie man ſieht, im Heere, wo eine ſtrengere Kriegeszucht nothwendig war. Silentium per Sacerdotes, quibus *tum* et coërcendi ius est, imperatur, ib. c. 11. Außer dem Heere hatte alſo der Prieſter keinen göttlichen Beruf zum Schlagen. Eben ſo übergiebt das Parlament in England, cui *tum* (und nicht anders) coërcendi ius est, die Gewalt über Leben und Tod dem Feldherrn zur Kriegeszeit. Die römiſchen Bürger hatten gleiche Rechte. Das ganze Volk konnte keinem Bürger ein Haar kränken. Aqua et ignis war alles, was es ihm nehmen konnte; und dies iſt die Ausſchließung eines Mitgliedes aus der Geſellſchaft, welche jeder Bund von Rechtswegen hat. Denn aqua et ignis iſt von gemeinem Waſſer und Brandholze zu nehmen. — Die Iſraeliten, welche Moſes aus Aegypten führte, und die, weil ſie lange zu Haufen und zum Heere verſammelt blieben, eine ſtrenge Kriegeszucht nöthig hat-

Vereinigung ging alſo lediglich auf Rettung und Erhaltung. Auf dieſen großen und vielleicht noch überdem geheiligten Grundſatz baueten ſie ihre Verfaſſung, und man wird faſt im ganzen Norden kein Volk finden, welches ihn nicht zum Eckſtein genommen habe. Wo ein Geſetzgeber davon abgegangen iſt, hat er ſeine Vollmacht dazu von einer Gottheit entlehnt. Jeder Verbrecher und ſelbſt der Mörder konnte daher ſein Blut und ſeinen Leib löſen, oder, wenn er es verlieren ſollte, mußte ſein Urtheil von der Nationalverſammlung ausgeſprochen werden. Dieſe allein konnte gewiſſen Verbrechern den Frieden aufkündigen, und ſie hernach als Feinde verfolgen." *)

„Ueber alle Gegenſtände und in allen Fällen wurde das Recht, welches ſie ſich ſelbſt geſetzt, gemeinſchaftlich geſucht, erkennt und gewieſen; und das Urtheil mit gemeiner Hülfe vollſtreckt. Der Richter war nur Vorſteher, höchſtens Schiedsmann. Von der linken Zehe auf die rechte zu ſchließen, war er nicht befugt. Sein Amt war, die Gemeine zu fragen; und dieſer ihre Pflicht, Recht nach der Abrede zu weiſen. Aus einem hartnäckigen Triebe zur Freiheit verbannten ſie alle moraliſche Bewegungsgründe, weil Einbildung und

---

ten, ſcheinen ſich um deßwillen bei den übrigen Völkern eine ſo allgemeine Verachtung zugezogen zu haben, weil ſie auf Befehl Gottes viele Leib- und Lebensſtrafen, anbei lauter Geſetze, und wenige Willkühren, Sprachen, Abſchiede oder populiscita und plebiscita hatten.

*) S. Möſers Oſnab. Geſch. 1. Abſchn. §. 13 und 14.

Laune zu viel dabei wirken. Sie duldeten keine geſchriebenen Geſetze, und überall, wo dergleichen eingeführt wurden, geſchahe es von Obrigkeiten, welche die geſetzgebende Macht des Volkes untergraben wollten. Denn ſo bald ein Richter die Geſetze und nachwärts die Rechtweiſungen und Auslegungen in einem Buche hatte, ſo fragte er nicht das Volk, ſondern ſein Buch und zuletzt fremde Ausleger und Rechte. Das Archiv der Geſetze war in dem Gedächtniß aller Männer. Die Markgenoſſen haben ſich allein bei dieſem Rechte erhalten; weil das Märkerrecht nie beſchrieben, und durch das römiſche nicht iſt erſetzt worden. Man lacht jetzt über dergleichen alte Geſetze, fügt Herr Möſer hinzu, und läßt ſich dafür von jeder Obrigkeit, als ein Knecht, nach Willkühr ſtrafen.“ *)

Die Beantwortung der folgenden Fragen wird noch mehreres auch hierhin gehöriges aufklären. Unterdeſſen glaube ich genug bewieſen zu haben, daß das natürliche Zwangsrecht des Herrn Wieland, welches nothwendig überall Statt finden ſoll, wo die Menſchen nicht Vieh oder Feuerländer ſind, weder bei den Wilden, noch bei den Barbaren ſo nothwendig ſcheine, und daß alſo die Menſchen wohl nicht überall eben ſo unumgänglich eines Herrn und Gebieters, als die hülfloſe unvernünftige Kindheit eines Vaters bedürfen möchte.

Zweite Frage: **) Wie lange gab es (al-

---

*) Möſers Oſnab. Geſch. §. 19.

**) D. Merk. 1777. Nov. S. 125.

len Urkunden aus den ältern Zeiten unſers Planeten, ſeit ſeiner letzten Umſchaffung, zufolge) Völkerſchaften und große und kleine Staaten, die von Königen und einzelnen Oberhäuptern regiert wurden; bis ſich endlich das Volk in etlichen kleinen griechiſchen Städten einfallen ließ, anſtatt eines einzelnen Regulus ſich von ihrer vielen unter einem andern Namen, und zuletzt (ſo kurze Zeit es auch dauren konnte) ſich gar nicht mehr regieren zu laſſen?

Herr Wieland, der ſich die Entſtehung der geſellſchaftlichen Ordnung, aus jenem wilden ordnungsloſen Zuſtande *), den man vulgo den Stand der Natur nennt, wie einen Aufruhr vorſtellt, worin der Stärkſte aus dem Haufen, ein Maſanielo (armer guter Anielo!), das Thier bei der Mähne faßt, ihm ein Gebiß in den Rachen zwingt, über ſeinem Rücken ſchwebt, und den Sporn in die Seite, es nöthigt, blindlings zu rennen, wohin er Luſt hat — ſcheint gleich vielen andern Stiftern der menſchlichen Geſellſchaft, vergeſſen zu haben, daß vermuthlich doch alle dieſe Leute — Vater und Mutter hatten, und keine Schwämme waren; daß ſie ihre gegenwärtige Leibeslänge und Stärke, ihre erworbenen Fertigkeiten des Körpers und der Seele, nicht mit ſich auf die Welt gebracht; daß in ihnen folglich nicht ſo ſehr die Stifter einer neuen geſellſchaftlichen Einrichtung, als die Wirkungen einer ſchon vorhandenen zu betrachten ſind. In dieſer gab eine erſte Liebe ihnen das Daſeyn; in dieſer verſorgte eine zweite Liebe ihre lange Kindheit. Vater, Mutter, Brüder und Schweſtern bildeten hier die erſte natürliche Geſellſchaft*).

---

*) D. Merk. 1777. Rev. S. 123.

Nun iſt freilich eine häusliche Geſellſchaft noch keine bürgerliche, eine Familie noch kein Staatskörper, noch kein gemeines Weſen; ſondern um dieſes zu bilden, wird die Vereinigung mehrerer Familien zu einer gemeinſchaftlichen Abſicht durch ein gemeinſchaftliches Mittel erfordert.

Dieſe Abſicht, dieſe Vereinigung und dieſes Mittel haben verſchieden ſeyn müſſen, nachdem die Himmelsſtriche und die Lagen der Erde verſchieden waren, indem nach Maßgabe derſelben nicht allein die Mittel der Erhaltung, folglich die Lebensarten, ſondern die menſchlichen Charaktere ſelbſt, auch unmittelbar verändert werden.

Dinge, welche nur gemeinſchaftlich genoſſen, Vortheile, welche nur gemeinſchaftlich errungen, Gefahren, welchen nur gemeinſchaftlich begegnet werden konnte, haben die erſten Verabredungen unter benachbarten Familien nothwendig gemacht. Sie errichteten freiwillige Bündniſſe aller Gewalt entgegen, durch welche jene Bündniſſe zwar zum Theil veranlaßt, aber mit welcher keine derſelben geſtiftet wurden *). Kriege konnten nicht vermieden werden; und aus Kriegern wurden Räuber.

---

*) Eclaircissemens demandés à Mr. N. par l'Abbé Beaudeau, pag. 8.

---

*) Tout ainsi que le fondement peut estre sans forme de maison: aussi la famille peut estre sans cité ny republique . . . mais la republique ne peut estre sans famille, non plus que la ville sans maison, ou la maison sans fondement . . . De la famille sont venus les corps et colléges, et de ceuxcy la republique. . . L'origine des corps et colléges est venue de la famille, comme du tige principal, duquel estant sorti plusieurs branches, il fust nécessaire de bastir maisons, puis hameaux et villages, et voisiner en sorte, qu'l semblast que ce ne fust qu'une famille: jusques à ce que la multitude ne se pouvant plus loger, ny vivre en même lieu, fust contrainte de s'escarter plus loin: et peu à peu les villages estant faits bourgs, et séparez des biens et de voisinage, sans loix, sans magistrats, sans principauté souveraine, entreyent aisément en querelles et débats, qui pour une fontaine, qui pour un puys, comme nous lisons mesmes es saintes écritures, ou les plus forts l'emportoyent et chassoyent les plus foibles de leurs maisons et villages: qui fust cause d'environner les bourgs de fossés, et puis de murailles telles qu'on pouvoit: et s'allier ensemble par sociétez, les uns pour défendre leurs maisons, biens et familles, de l'invasion des plus forts: les autres pour assaillir et chasser ceux qui s'estoyent accommodez, piller, voler et brigander. . . . Ceste licence et impunité de voler, contraignit les hommes qui n'avoyent encore princes ny magistrats, de se joindre par amitiez, pour la défense les uns des autres, et faire communautez et confrairies que les Grecs appellent *φρατρίας* et *φράτορες*, ceux qui puysoyent en mesme puys, qu'ils appelloyent *Frear*: comme *pagano*, qui sont villageois usans de mesme fontaine, que les Doriens apellent *Paga*:

Dieſe wollten bald auch der Mühe und der Gefahr zu rauben lieber überhoben ſeyn, und machten ſich den Bauer dienſtbar; ſo daß nichts thun nunmehr das Antheil des Stärkern, alles zu thun hingegen das Antheil des Schwächern wurde: eine nach den gemeinen Begriffen, ganz verkehrte Ordnung, aber nach Herrn Wieland, die wahre, die göttliche.

Die erſte politiſche Verfaſſung alſo war, wie wir aus tauſend hinterlaſſenen Spuren, aus allen Urkunden, und aus den bündigſten Schlüſſen der Vernunft erkennen, eine Art von Ariſtokratie; und es iſt in alle Wege unmöglich, daß irgend ein gemeines Weſen mit dem Deſpotismus angefangen habe *).

---

et *comessatio* s'appelloit de *κωμα*, parcequ'ils mangeoyent ordinairement ensemble, comme dit *Feste Pompée.* Ainsi la société et communauté entretenoit l'amitié, comme la flamme sacrée, qui montra sa première ordeur entre le mary et la femme: puis des pères et mères aux enfans, et des frères entr'eux, et de ceux-cy aux proches parens, et des parens aux alliez, et peu à peu se fust refroidie, et du tout esteinte, si elle n'eust esté r'allumée, nourrie et entretenue par alliances, communautez, corps et colléges: l'union desquels a maintenu plusieurs peuples sans forme de republique, ny puissance souveraine. *Bodin.* de la Rep. Liv. I. Chap. VI. et Liv. III. Chap. VII. S. noch zwei hiehin gehörige merkwürdige Stellen in den Recherches sur les Egypt. et Chin. T. II. pag. 291. et seq. und in den Recherches sur les Américains, dern. Edit. orig. Tom. II. pag. 191 — 193.

*) Alle geſellſchaftliche Vereinigung iſt, nach Herrn Wieland, eine bloße Coagulation. Man ſtelle ſich einen Napf voll Milch

Dritte Frage: *) **„Wo iſt der Beweis, daß die erſten Könige und Obrigkeiten unter den Menſchen erwählt worden?"**

Eben ſo wie Herr Wieland Geſetze und Rechte der Natur, phyſiſche und moraliſche Nothwendigkeit mit einander vermiſcht; eben ſo vermiſcht er auch überall das Heerführeramt mit dem obrigkeitlichen; Eine Gattung der Gewalt, mit jeder andern. Richter, Räuber, König und Rebell, alles iſt ihm eben lieb, wenn es nur den Meiſter zu ſpielen weiß.

Die Könige beſonders genommen, ſo hatte gewiß dasjenige Volk, welches zuerſt einen König erhielt, indem es unterdrückt wurde, ſich dieſen König nicht erwählt; aber diejenigen, an deren Spitze die Unterdrückung vor ſich ging, waren unſtreitig, wenigſtens dem Urſprunge nach, freie Begleiter ihres Oberhaupts; ſie hatten es erwählt. Das unglückſelige Bild von dem Volke, als einem Thiere, und von der Obrigkeit, als dem natürlichen Herrn dieſes Thiers, ſcheint die Imagination unſers Verfaſſers ſo ſehr eingenommen zu ha-

---

vor, der über einem Feuer ins Kochen geräth. Nun wirft einer einen Löffel voll Weinſtein, Zitronenſaft, oder ein wenig Kälbermagen hinein, und ſogleich ſteht die Milch, und wird zu Käſe. Die hinzugekommene Säure, oder derjenige, welcher ſie beſaß, war der Stärkere, folglich die Urſache des Käſes, welcher mit dem Sero den Unterſchied der Stände abbildete u. ſ. w.

*) D. Merk. Nov. 1777. S. 125.

ben, daß er die Sache ſelbſt davor nicht mehr zu ſehen im Stande iſt.

Wie ſollten die Pferde Eins aus ihrer Mitte je zu ihrem Reiter machen können, der ihnen Zaum und Gebiß anlegte, und ſie lehrte, den Sporn zu ertragen?

Aber wir ſind nicht wie Thier und Menſch, nicht wie das unvernünftige Kind und der verſtändige Mann, durch Eigenſchaften, die der Eine beſitzt, und welche der andere niemals haben kann — ſondern, nur nach Graden von einander unterſchieden. Auf dieſe Gleichheit, und auf das allgemeine Gefühl derſelben iſt die menſchliche Geſellſchaft erbaut. Kein Menſch hat je für ſich allein andere Menſchen unterjochen und zu ihrem Oberhaupt ſich aufwerfen können; ihre erſte Zuſammenkunft iſt nicht wie die Zuſammenkunft des Robinſon Cruſoe mit dem armen Freitag auf einer wüſten Inſel geweſen, ſondern ſie haben ſich mit gleicher Freiheit, um eines gemeinſchaftlichen Vortheils willen, mit einander verbündet. Der Fähigſte — nicht, ſeine beſondern Abſichten mit Hülfe der Gemeine, ſondern die Abſichten der Gemeine mit der ſeinigen zu erfüllen; der ſtärkſte Theil des Ganzen, welcher allen, (ſich ſelbſt mit eingeſchloſſen) die beſten Dienſte leiſten konnte; der war der beſte Mann, ihm wurde mit Bewunderung, aber nicht mit Gehorſam gelohnt*). Von den Wilden iſt es bekannt, daß, wer an einer kriegeriſchen Unternehmung freiwillig Antheil genommen hat, nicht einmal was dieſe Unternehmung angeht, von dem Führer Befehle annimmt, ſondern ihn nur begleitet, und den Erfolg der Sache nach eigenem Gutdünken betreibt. Während dem Zuge iſt der Anführer genöthigt, ſeinen Gefährten mit der größten Achtung und Ehrerbietung zu begegnen, und nach ſeiner Zurückkunft hat er vor ihnen nicht das mindeſte voraus. Alle Urkunden der Menſchheit bezeugen, wie viel Zeit und welch ein Zuſammenfluß von Umſtänden dazu gehört, um dieſes Gefühl der Gleichheit und Unabhängigkeit nur einigermaßen zu ſchwächen. Noch zu Platos Zeiten war ein Begriff der Schande damit verknüpft, das für Recht gelten zu laſſen, was ein dritter, und nicht, was man ſelbſt dafür erkannte*). Was hat es nicht gekoſtet, und wie viel Jahrhunderte ſind darüber verſtrichen, bis in unſern nordiſchen Reichen Gerichtshöfe eingeführt und zu einigem Anſehen gebracht werden konnten? Indeſſen fehlt es nicht, der Räuber, der Eroberungsgenoſſe muß allmählig ſelbſt, in höherem oder niederem Grade, Sklave werden. Die Art und Weiſe dieſer Veränderungen findet ſich in mehr als einer Geſchichte auf das deutlichſte entwickelt.

---

*) . . . . Danda igitur merces aliqua est: quae cum sit honor et gloria, quibus haec non sunt satis magna praemia, ii efficiuntur tyranni. Arist. Ethic. Lib. V. cap. VI.

Daß aber die erſten Vorſteher der Geſellſchaft ſich nicht dazu aufgeworfen haben, ſondern dazu angeſetzt, das iſt, erwählt worden ſind, und daß keinem Oberhaupte irgendwo die höchſte Gewalt ohne alle Bedingung anvertrauet worden, dieſes kann nicht nur aus den bewährteſten Urkunden der Menſchheit nachgewieſen werden, ſondern es finden ſich auch davon in jeder ſpäteren Verfaſſung die deutlichſten Spuren. In dem Vaterlande des Deſpotismus durfte ein unumſchränkter Herr der Perſer und Meder doch eine förmlich von ihm gemachte Verordnung nicht widerrufen, noch demjenigen die Strafe ſchenken, der dawider verbrochen hatte *). Es iſt auch der ungereimteſte Gedanke, den man haben kann, und eine Sache, welche die offenbarſte Nullität involvirt, daß ſich ein Menſch einem andern unterwerfen ſollte, **bloß um demſelben zu gehorchen.**

---

*) S. das III. Buch der Republik.

Vierte Frage: **Wie ſollt' es wohl ein Volk anfangen, um ſich ſelbſt zu regieren? Und wenn es von Natur und Nothwendigkeits wegen unvermögend iſt, ſich ſelbſt zu regieren; wie kann man ſagen: es habe ein natürliches Recht, zu etwas, wozu es von**

---

*) Prophet Daniel im VI. Kapitel, V. 8. 12. 14. 15. u. 16. Ich verdanke dieſe Citation dem Spinoza, in deſſen nachgelaſſenen Werken ſie ſich auf der 301. Seite mit folgenden Worten findet: Persae Reges suos inter Deos colere solebant, et tamen ipsi Reges potestatem non habebant iura semel instituta revocandi, ut ex Dan. Cap. 5. patet; *et nullibi, quod sciam, Monarcha absolute eligitur, nullis expressis conditionibus.*

Natur unvermögend iſt? Und wenn es alſo kein ſolches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem andern übertragen?

Als ich mich entſchloß, die Wielandiſche Hypotheſe öffentlich zu unterſuchen, habe ich mich am mehrſten vor der Erörterung dieſer vierten Frage geſcheut, indem ich Herrn Wieland nicht gerne etwas ſagen möchte, das einer Grobheit ähnlich ſähe, und es doch unmöglich iſt, von einer elenden Sophiſterei anders, als von einer elenden Sophiſterei zu reden, und den Verdruß und Ekel, welchen man beim Auseinanderlegen derſelben empfinden muß, gar nicht ſehen zu laſſen.

Was ſollen die Worte: Sich ſelbſt regieren, heißen? Unmöglich kann damit jede Verfaſſung gemeint ſeyn, welche nur keine uneingeſchränkte Monarchie iſt; unmöglich irgend eine, die je wirklich geweſen: aus dem eben vorhergegangenen, und aus allem folgenden iſt das ſonnenklar. Der Sinn der Frage kann alſo kein andrer ſeyn, als dieſer:

Wie ſollten es die Menſchen wohl anfangen, um gar keiner Regierung zu bedürfen? oder, wie ſollten ſie es anfangen, um aus eigenem Antriebe, gemeinſchaftlich, zu den beſten Zwekken die beſten Mittel unabläſſig zu erwählen, da ihnen dieſes, aus eigenem Antriebe gemeinſchaftlich zu thun, von Natur unmöglich iſt?

Allerdings, wie ſollten ſie es anfangen? Wenn aber gleich die Menſchen von Natur geneigter ſind, ihren ſinnlichen Trieben als ihrer Vernunft zu gehorchen, ſind ſie darum ganz und gar unfähig, ihre Triebe der Vernunft zu unterwerfen (wiewohl die Vernunft unter den bewegenden Kräften des Menſchen die ſchwächere, die Affekten hingegen die ſtärkeren ſind:) unfähig, eine ſolche Unterwerfung als ihr wahres Beſtes zu erkennen? Wäre nicht vielmehr, ohne jenen mächtigen Reiz der Begierden, der Begriff von der Herrſchaft der Vernunft ein leeres albernes Hirngeſpinnſt?

Eben dieſes gilt von dem bürgerlichen Regiment. Wenn die Menſchen ſo beſchaffen wären, daß ſie keiner Regierung bedürften, oder, wie Herr Wieland ſich auszudrücken beliebt, wenn ſie ſich ſelbſt regieren könnten, ſo fiele mit der Wirklichkeit auch alle Möglichkeit eines Regiments hinweg. Aber ſo wie ſie beſchaffen ſind, haben ſie gerade ſo viel Verſtand und ſo viel Unverſtand, als zu der Materie und zu der Form einer geſetzlichen Einrichtung erfordert wird. Der Unverſtand, um die Nothwendigkeit dazu hervorzubringen; und den Verſtand, um dieſe Nothwendigkeit zu begreifen. Hätte der Menſch immer den beſten Willen, ſo könnte er nie mit Recht einen Zwang zu dulden haben. Aber weil er nicht immer den beſten Willen hat, ſo kann er oft mit Recht gezwungen werden. Das Mittel, nur mit Recht gezwungen zu werden, iſt dasjenige, was wir eine Regierungsform zu nennen pflegen*). Die damit verknüpften Vortheile fallen in die Sinne, ſo daß auch der Dümmſte nicht an ihnen zweifelt. Warum alſo ſollte ein Volk ſie nicht freiwillig ſuchen können, und woher ſollte ihm das Recht verſagt ſeyn, zu den dahin gehörigen Einrichtungen die Hand zu bieten? Aus der Wahrheit, daß die Menſchen ſich nicht ſelbſt regieren können, weil ſie ſo weit entfernt ſind, immer die beſten Einſichten und den beſten Willen zu haben, folgen ganz andere Dinge, als uns Herr Wieland vorzuſpiegeln ſucht. Es folgt aus derſelben die Verdammung aller willkührlichen Gewalt, und eines jeden Geſetzes, welches allen befiehlt, was nicht eines jeden offenbarer Vortheil iſt: kurz, alle Hirngeſpinnſte verlarvter Tyrannei; und alle jene kindiſche Anſchläge, um die Menſchen durch Thorheit glücklicher zu machen, als ſie es durch Weisheit ſeyn können. . . Unverletzliches Eigenthum der Perſon, und freier Genuß des

---

*) Die Freiheit, ſagt Montesquieu, beſteht nicht darin, daß man thun kann, was man will; ſondern darin, daß man thun kann, was man vernünftiger Weiſe ſollte, ohne gezwungen zu ſeyn, jemals etwas zu thun, was man nicht ſollte. Freiheit und Ungebundenheit ſind wohl von einander zu unterſcheiden. Die Freiheit beſteht in dem Rechte, alles zu thun, was die Geſetze erlauben. Wenn ein Mitglied der Geſellſchaft thun könnte, was die Geſetze nicht erlauben, ſo wär' es ſelber ohne Freiheit, indem ein jedes von den übrigen Mitgliedern der Geſellſchaft ſich ein gleiches herausnehmen könnte. Espr. des Loix, Liv. XI. Chap. III.

Seinigen! — welcher Elende darf einem Manne von Verſtande hiefür Erſatz bieten? Krümmen wird er ſich vor Ekel vor dem Gecken, und böt ihm dieſer in ſeinen Händen alle Schätze von Golkonda!

Die vierte Wielandiſche Frage und ihre Beantwortung mag hiemit abgethan ſeyn. In der That verdiente dieſes ſchale Quodlibet keine ſo ernſthafte Unterſuchung, und es iſt unbegreiflich, wie Herr Wieland ſich ſo viel darauf zu gute thun kann, daß er nunmehr die Fahne ſchwingt, und ſich erhebt, wie der fliegende Sieg, und bläſt: Er habe die Silvam Silvarum durchgehauen, et fiat lux!

Alexis

oder

Von dem goldenen Weltalter.

— — Φίλοι μακάρεσσι Θεοῖσι
Θνῆσκον δ'ὥς ὕπνῳ δεδμημένοι· ἐσθλὰ δὲ πάντα
Τοῖσιν ἔην· κάρπον δ'ἔφερε ζείδωρος ἄρουρα
Αὐτομάτη πολλόν τε καὶ ἄφθονον.

Dem
Manne von ächtem Tiefſinne,
dichteriſcher Salbung,
und
gründlicher Kunde
alter und neuer Weisheit,
dem
biedern Deutſchen,
unter Barbaren in Algier,
unter Britten in London:

ſeinem innigſt geliebten
Schönborn,
widmet
dieſe Ueberſetzung des Alexis,

Friedrich Heinrich Jacobi.

Diokles der Diotime

Heil und alles Gute!

Weiſe und heilige Diotime, ich war dieſer Tage in dem Tempel des Saturn; und unter den reichen Kunſtwerken, die hier in großer Menge prangen, zog keines meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf ſich, als das berühmte Gemälde, das den Genuß und die Glückſeligkeiten des Jahrhunderts dieſer großen Gottheit vorſtellt. Als ich nach Athen zurückkam, wollte ich meinen Freunden einigen Begriff von dem Eindrucke geben, den dieſes Gemälde in meiner Seele zurückgelaſſen hatte, und ſuchte in folgendem Geſpräche den Pinſel des Zeuxis nachzuahmen. Da ich aber in unſerm eiſernen Jahrhunderte nichts finde, an dem ich mein Werk durch Vergleichung prüfen könnte, ſo eigne ich es Dir zu, mit der Bitte, ſeinen Werth zu beſtimmen; denn der wahre Abdruck des goldenen Weltalters, wenn es einen noch dieſſeits der Eliſäiſchen Felder giebt, würde doch nur in Diotimens heiliger und reiner Seele zu finden ſeyn.

Alexis
oder
von dem goldenen Weltalter.

Diokles. Alexis.

Diokles.

Wie geht es Dir, mein lieber Alexis? Ich habe Dich lange nicht geſehen. Wo willſt Du hin?

Alexis.

Ich habe einen Spaziergang nach Cynoſarges vor, und gehe dann vielleicht zu Demophoon, der heute ein großes Mahl giebt, wozu er mich eingeladen hat. Willſt Du mitkommen? Zuverläſſig ſind alle Eingeladene Deine Bekannten, und Demophoon beklagt ſich bitterlich darüber, daß Du Dich gar nicht bei ihm ſehen läßt.

Diokles.

Ich kann nicht mitgehen. Ariſtäus iſt krank, und ich habe verſprochen, ihn heute zu beſuchen. — Laß uns hier niederſitzen; es iſt warm. — Ich weiß keinen Ort vor der Stadt, wo man eine angenehmere Kühlung hat. Hernach begleiteſt Du mich bis zum Hauſe des Ariſtäus. Es iſt auf Deinem Wege.

Alexis.

Sehr gerne, mein lieber Diokles. — Aber da geht jemand; iſt es nicht Strato von Lindus?

Diokles.

Ja, er iſt es.

Alexis.

Er ſieht uns nicht. — Deſto beſſer; denn ich mag immer lieber mit Dir allein ſeyn.

Diokles.

Bei ihm fällt mir ein, daß ich Dich etwas zu fragen habe. Er hat mir nämlich geſagt, Simmias von Rhodus, der Lyriker, ſey hier. Da Simmias Deines Vaters alter Freund war, ſo wird er vermuthlich bei Dir eingekehrt ſeyn. Iſt er hier?

Alexis.

Nein, man erwartet ihn. — Aber ich werde nicht viel um ihn ſeyn.

Diokles.

Warum nicht?

Alexis.

Aufrichtig geſagt, ich mag die Poeten nicht.

Diokles.

Mein lieber Alexis, dafür ſey Apollo! Was magſt du denn?

Alexis.

Ja, wundre Dich ſo viel Du willſt. Du haſt mir den Geſchmack an der Philoſophie des Sokrates beigebracht, und ſeitdem weiß ich nicht, was ich mit den Poeten ſollte. Ich bin ihr gehorſamer Diener.

Diokles.

Glaubſt Du, daß Sokrates kein Poet war, und daß Orpheus, Heſiod und Homer keine Philoſophen waren?

Alexis.

Gerade als Poeten mag ich nichts mit ihnen zu thun haben. Sie vergnügen einige Augenblicke, aber man gewinnt bei ihnen nichts als Träume und Fabeln. Die ſchöne Wahrheit iſt ihrer Natur nach ganz nackend, und aller Zierrath, der ſie bedeckt, iſt ein Flecken, der ihr etwas von ihrem Glanze benimmt.

Diokles.

Mein lieber Alexis, Du vergleichſt ſie mit der *himmliſchen* Venus, und darum urtheileſt Du ſo. Verglicheſt Du ſie mit einer heilſamen, aber verhältnißmäßig bittern Arzenei, ſo würdeſt Du nichts dawider haben, daß man, um ſie hinunter zu bringen, Honig und Vergoldung zu Hülfe nehmen müſſe. Deine Vergleichung mag unter Göttern wahr und richtig ſeyn; aber meine reimt ſich beſſer mit der Natur ſterblicher Menſchen.

Alexis.

Das könnte ſeyn: aber ich beſchwere mich nicht über die Poeten, wenn ſie mir in ihrer Sprache Wahrheiten mittheilen; ich bin nur unwillig, wenn ſie ihre Einbildungen und Träume für Wahrheit ausgeben.

Diokles.

Wenn ihre Einbildungen und Träume wahrſcheinlich ſind, ſo können ſie wenigſtens Wahrheiten vorſtellen.

Alexis.

Das gebe ich zu; aber nicht, falls ſie übertrieben und abgeſchmackt ſind. Ich laſſe dem Heſiod und Homer ihre ganze Theogonie hingehen, und was ſie von Göttern erzählen, die ſie ſich erſchaffen und die ich nicht kenne. Aber dergleichen Ausſchweifungen über Weſen, die ich kenne, ärgern mich. Denke nur einmal an des Heſiod Gemälde von dem goldnen Weltalter, wenn er da ſagt: „Daß unter der Regierung des Saturn die Menſchen lebten, wie Götter, in einem tiefen Frieden, in einer vollkommenen Ruhe, ohne Arbeit und Mühe; daß ihr Alter gemächlich war; daß ſie, immer gleich geſtimmt, immer in gleichem Maße auf ihren Feſten ihrer gegenſeitigen Liebe genoſſen; daß die Erde mit wenig Aufwand alle Früchte, die ſie nur verlangen konnten, überflüſſig brachte; und daß dieſe Lieblinge der unſterblichen Götter ſtarben, als würden ſie von einem tiefen Schlaf übermannt." Glaubſt Du, mein lieber Diokles, daß die Menſchen, mit denen wir leben, die ſich einander haſſen, verrathen, und ſich um des niedrigſten Eigennutzes willen umbringen, einer ſolchen Glückſeligkeit, als Heſiod erzählt, fähig ſind?

Diokles.

Nicht die Menſchen, mit denen wir leben; ſondern die Menſchen, die damals lebten.

Alexis.

Glaubſt Du, daß die Menſchen jener Zeit ein Geſchlecht wie das unſrige hervorbringen konnten, und daß die menſchliche Natur einer ſolchen Ausartung fähig geweſen ſey?

Diokles.

Die menſchliche Natur iſt nicht ausgeartet, und das goldne Weltalter des Heſiod iſt keine Lüge.

Alexis.

Nun, das iſt für mich etwas neues. — Wenn Du mir dieſe zwei Behauptungen wahr machen kannſt, ſo will ich mich mit dem Heſiod wieder ausſöhnen; denn ich muß Dir geſtehen, daß ich eben darum gegen ihn ſo aufgebracht bin, weil ich das Gemälde von den Menſchen ſeines goldnen Alters mit der jetzigen Verdorbenheit eben dieſer Menſchen, und der ſchrecklichen Unordnung ihrer Geſellſchaft verglichen habe.

Diokles.

Ich merkte wohl, daß etwas Menſchenhaß bei Dir mit unterlief. — Ich will Dich aber davon zu heilen ſuchen, wenn Du mir nur ein wenig Aufmerkſamkeit gönnſt.

Alexis.

Gerne.

Diokles.

Kannſt Du Dir die Erdkugel kurz nachher, als ſie aus dem Schooße der Natur hervorgekommen war, vorſtellen, und einen Augenblick vergeſſen, daß Du ſie bewohnſt?

Alexis.

Ja, ohne Mühe.

Diokles.

Wir wollen ſehen, ob Du es kannſt. — Du ſieheſt, daß dieſe Erdkugel mit Thieren bevölkert iſt. Sieheſt Du Verſchiedenheit unter dieſen Thieren?

Alexis.

Die ſeh' ich allerdings. Sie ſind verſchieden an Geſtalt, an Größe, an Stärke, und in der Art zu leben.

Diokles.

Und wie ſind ſie verſchieden? — Welches iſt zum Beiſpiel das größte?

Alexis.

Der Elephant ſcheint mir das größeſte und das klügſte; der Löwe das ſtärkſte und das muthigſte; der Menſch das behendeſte in den Bewegungen ſeines Körpers und das furchtſamſte; der Fuchs das liſtigſte, und ſo weiter.

Diokles.

Gehört dieſe Erde allen dieſen Thieren gemeinſchaftlich, oder einigen von ihnen?

Alexis.

Sie gehört keinem: oder eigentlich ſie gehört einem jedweden von ihnen, in ſo weit es ſie nützen kann, um die Bedürfniſſe ſeiner Natur zu befriedigen.

Diokles.

Alſo haben alle daſſelbige Recht an dieſe Erde, und an das, was ſie hervorbringt?

Alexis.

Ja alle; das heißt, ein jedes nach dem Verhältniß ſeiner Kräfte, und der Löwe führt ihnen dieſe Wahrheit oft zu Gemüth.

Diokles.

Ich glaube es; aber auf dieſem Fuß müſſen ſie ſehr übel zuſammen leben?

Alexis.

Nein; das eben nicht. Sie thun ſich wohl einiges Leid, Art gegen Art; aber gleichartige leben friedlich genug unter ſich.

Diokles.

Mich freut, lieber Alexis, Deine ſchlichte und reine Art, die Dinge zu betrachten. Dir ſtand es zu, die Wahrheit mit der ſchönen ganz entblößten Liebesgöttin zu vergleichen; und ich hatte Unrecht, Dir darüber Vorwürfe zu machen. Aber es ſcheint in Deinem Gemälde, daß der Menſch unter den Thieren ſchwerlich die erſte Rolle ſpiele.

Alexis.

Nein; doch auch nicht die letzte. Alles zuſammen genommen, ſind die beſondern Vorzüge einer jeden Art bei den andern Arten reichlich vergütet, und eine hat der andern nichts vorzuwerfen.

Diokles.

Alſo das Verhältniß zwiſchen dem Menſchen und einem andern Thiere Deiner urſprünglichen Erdkugel iſt beinahe Gleichheit, das heißt, das eine verhält ſich zum andern, wie Eins zu Eins.

Alexis.

Das iſt ziemlich richtig.

Diokles.

Komm einen Augenblick von Deiner urſprünglichen Erdkugel zurück, und wirf die Augen auf dieſelbe Kugel, ſo wie ſie jetzt beſchaffen iſt. Findeſt Du noch eben dieſes Verhältniß zwiſchen den verſchiedenen Arten der Thiere?

Alexis.

Ja, was die Thiere anlangt. — In Abſicht der Thiere iſt keine Veränderung.

Diokles.

Und in Abſicht des Menſchen?

Alexis.

Ich muß geſtehen, der Unterſchied iſt unermeßlich. Dieſes hatte ich nicht in Betrachtung gezogen.

Diokles.

Wär' es zu viel, wenn ich ſagte, daß dieſes Verhältniß, das im Anfang wie Eins zu Eins war, jetzt wie tauſend Millionen zur Einheit ſey?

Alexis.

Nein gewiß nicht. — An Macht und Klugheit hat der Menſch unendlich gewonnen; und vielleicht zu ſeinem Unglück.

Diokles.

Davon nachher, mein Lieber. Aber was ſchließeſt Du aus dieſer erſtaunlichen Veränderung bei den Menſchen, indeß die andern Thiere an ihrer Stelle geblieben ſind?

Alexis.

Ich muß auf irgend einen Grundtrieb der Vervollkommnung ſchließen, welcher, der menſchlichen Natur eigenthümlich, entweder durch eine äußere Kraft, oder einen inneren Nachdruck wirkſam iſt.

Diokles.

Findet ſich bei den andern Thiergattungen etwas ähnliches?

Alexis.

Nein, gar nichts. Denn in ſo vielen Jahrhunderten hätten wir davon etwas bemerken müſſen.

Diokles.

Laß uns doch ſehen, was wir unter dieſem Grundtriebe der Vervollkommnung bei einem Thiere zu verſtehen haben. Deine Sache iſt es, zu erklären, was Du auf die Bahn gebracht haſt.

Alexis.

Dieſer Grundtrieb ſetzt nothwendig zweierlei voraus. Erſtlich: daß die Natur des Thieres eines glücklichern Zuſtandes, als der gegenwärtige, fähig ſey. Zweitens: das Vorgefühl eines ſolchen beſſern Zuſtandes.

Diokles.

Vortrefflich, mein lieber Alexis; und dieſer Grundtrieb beſteht alſo eigentlich in dem Vermögen, ſich einem ſolchen beſſern Zuſtande zu nähern.

Alexis.

Ohne allen Zweifel.

Diokles.

Bleiben wir dabei, daß den Thieren dieſes Vermögen durchaus mangelt?

Alexis.

Wir werden nicht wohl dabei bleiben können; denn der Zuſtand des Thiers in dem Augenblick, wo es ſein Verlangen befriedigt, iſt beſſer als der Zuſtand in dem Augenblick vorher, wo es noch verlangte. Nun ſehen wir aber, daß es gewußt hat, ſich dieſen Zuſtand zu verſchaffen; folglich hat es das Vermögen, wovon Du redeteſt.

Diokles.

Das ſcheint mir unwiderſprechlich; und ſo wären Menſch und Thier mit demſelbigen Vermögen ausgeſtattet. Aber dieſes Vermögen kann über die Empfindung oder das Vorgefühl eines beſſern Zuſtandes nicht hinausreichen, weil es ſonſt weder Ziel noch Grund haben würde. Dieſes Vermögen hält alſo gleichen Schritt mit dieſer Empfindung, und wir könnten eins für das andre nehmen, dergeſtalt, daß, wenn wir den Reichthum an Vorgefühlen eines beſſern Zuſtandes bei zwei Arten von Thieren wüßten, wir daraus auf die relative Kraft dieſes Vermögens bei einer jedweden von ihnen ſchließen könnten; und, wenn wir im Gegentheil die Kraft dieſes Vermögens wüßten, wir daraus auf den verhältnißmäßigen Reichthum an dieſem Vorgefühl des Beſſern ſchließen könnten. Wenn man nun die Wirkungen dieſer Perfectibilität bei unſern heutigen Athenienſern mit ihren Wirkungen zur Zeit der Pelasger, ihrer Väter, und dieſe Wirkungen wieder mit jenen bei Deinem Thiermenſchen der urſprünglichen Welt vergleicht, ſo ſieht man leicht die große Kraft dieſes Vermögens bei dem Menſchen, und alſo die ungeheure Ungleichheit zwiſchen dem Reichthum des Gefühls des Beſſern in ihm, und dem Reichthum eben dieſes Gefühls im Thiere. Was die Urſache dieſes Mißverhältniſſes betrifft, ſo würden wir ſolche in einer Unterſuchung des natürlichen Ganges dieſes Grundtriebes der Vervollkommnung leicht finden. Aber, Alexis, laß uns dieſes Geſchäft bis auf einen andern Tag ausſetzen. Ich will dem Demophoon und Dir ſelbſt das nicht zu Leide thun, daß ich Dich von ſeinem Feſte abhalte.

Alexis.

Wie ungerecht! Du fachſt die Liebe zur Philoſophie in mir an, und willſt mich nun von ihr weg zu einem Feſte ſchicken. Beim Sokrates, fahre fort und beweiſe mir, was Du verſprochen haſt. Demophoon wird es mir Dank wiſſen, daß ich Dich ſeinem Feſte vorgezogen habe, und ich bin gewiß, er thäte eben das an meiner Stelle.

Diokles.

Ich glaube es Dir gern, weil ich Demophoon ſeit langer Zeit genug kenne. — Wir wollen alſo fortfahren, mein lieber Alexis, bis wir fertig ſind.

Welches iſt das erſte Gefühl des Thiers, wenn es geboren iſt, Alexis? Worin beſteht die Modification, die ihm zuerſt ſein Daſeyn zu erkennen giebt?

Alexis.

Meiner Vorſtellung nach, iſt es ein Vergnügen oder ein Schmerz.

Diokles.

Du haſt Recht; aber eigentlich iſt es nicht das, was ich Dich frage. Das Vergnügen und der Schmerz ſind ſchon zwei beſtimmte Zuſtände. Es iſt genießen und leiden. Dieſe beiden Zuſtände ſind bei dem Thiere zufällig, und ſetzen äußere Urſachen zum voraus. Das Thier iſt leidend bei allen beiden. Ich frage: welches iſt das erſte Gefühl, das ihm ſeine Willenskraft entdeckt, ſein Vermögen wollen zu können?

Alexis.

Soll ich denn ſagen, es ſey Verlangen oder Unbehaglichkeit?

Diokles.

Das iſt vollkommen recht geantwortet, bis auf ein Verbindungswörtchen. Es iſt Verlangen und Unbehaglichkeit; denn dieſe zwei Dinge laufen in Eins zuſammen.

Alexis.

Ich verſtehe Dich nicht ganz.

Diokles.

Kannſt Du Dir das Moment irgend eines Genuſſes lebendig ins Andenken zurückbringen?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Dünkt Dein Gefühl in dieſem Augenblicke Dir eine einfache Sache?

Alexis.

Bisher hat es mir ſo gedünkt.

Diokles.

Und doch, wenn Du Acht giebſt, muß es aus zwei verſchiedenen Gefühlen zuſammengeſetzt ſeyn, die in dieſem Augenblicke wirklich vollkommen zuſammen fließen, und nur Ein Gefühl ausmachen.

Alexis.

Und welche ſind die?

Diokles.

Das Gefühl eines Bedürfniſſes, und das Gefühl einer Sache, die dieſes Bedürfniß befriedigt. Wenn dieſe zwei Gefühle in ihrer ganzen Stärke coexiſtiren und zuſammen fließen, ſo iſt Genuß da.

Alexis.

Ich verſtehe Dich.

Diokles.

Das *Verlangen* alſo, welches das erſte Gefühl iſt, das in der Natur des Thieres entſteht, iſt aus dem Gefühle irgend eines Bedürfniſſes, und aus dem Gefühle irgend eines Gegenſtandes, der es befriedigen könnte, zuſammengeſetzt; und folglich iſt das Verlangen vor dem Genuß eine Unbehaglichkeit. Woher bei dem Thiere dieſe Gefühle von Bedürfniß und von einem Gegenſtande, der es befriedigen könnte, komme, iſt eine ganz andere Frage, die wir künftig einmal vornehmen wollen. Da es aber hier darauf ankommt, der Natur und dem Gange Deines Grundtriebes der Vervollkommnung in allen Thieren ernſtlich nachzuforſchen, ſo müſſen wir mit drei Dingen den Anfang machen.

1) Daß wir uns erinnern, kein eingeſchränktes Weſen könne durch ſich ſelbſt exiſtiren.

2) Daß wir uns einer Erfahrung erinnern, die ſich immer bewährt hat; nämlich, daß, um nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur irgend ein Weſen hervorzubringen, welches das Vermögen zu empfinden und zu handeln hat, die Zuſammenkunſt zweier Weſen von gleicher Art und von verſchiedenem Geſchlecht nothwendig iſt.

3) Daß wir daraus ſchließen, jedwede Art Thiere oder empfindlicher und handelnder eingeſchränkter Weſen habe ihren Anfang genommen von zwei Weſen Einer Art und verſchiedenes Geſchlechts, die ihre Exiſtenz irgend einem thätigen Weſen von einer kräftigern und erhabenern Natur zu verdanken hatten.

Ob dieſe Hervorbringung der zwei erſten Weſen durch Jupiter ſelbſt zu jener Zeit geſchehen ſey, da er das ungeſtalte Chaos, welches er in dem unendlichen Raum erzeugt hatte, entwickelte; oder ob er dieſes große Werk dem weiſen Erfindungsgeiſte des unglücklichen Sohns der Clymene anvertraut habe, iſt ungewiß; aber wir können ohne Gefahr an dasjenige glauben, was, der Sage nach, die Götter unſern Vätern davon offenbaret haben, was in unſern Tempeln darüber aufbewahrt iſt, was die Wahrſager und Prieſter uns davon erzählen, oder was die inſpirirten Poeten uns in ihren unſterblichen Geſängen davon ſagen.

Alexis.

Was Deine Wahrheit, Deine Erfahrung und Deinen Schluß angeht, ſo bin ich darüber vollkommen mit Dir einig; aber erlaube, mein lieber Diokles, daß ich auf das bloße Wort der Poeten noch nichts annehme.

Diokles.

Nach Belieben; wenn Du nur dem Zeugniſſe Deiner eigenen Augen zufolge glaubſt, daß das erſte Verlangen, welches wir bei den Menſchen und Thieren wahrnehmen, ein Hang zur Nahrung ſey. Das Säugethier wendet ſich nach der Bruſt ſeiner Mutter, das Eierlegende nach irgend einer gröbern Koſt; und es folgt daher unwiderſprechlich, daß das Thier, ſo wie es auf die Welt kommt, auf eine mehr oder weniger unbeſtimmte, oder mehr oder weniger beſtimmte Art und Weiſe, das zuſammengeſetzte Gefühl von einem Bedürfniß und einem Gegenſtande, der es befriedigen kann, in ſich hat. Dieſes Gefühl macht in allen Thieren den Grundtrieb der Vervollkommnung aus; es iſt dasjenige, was man Inſtinkt nennt. Von ſeiner Urſache und ſeinem Urſprung reden wir, wie ich Dir geſagt habe, ein andermal; ſeine Natur aber müſſen wir hier ergründen.

Du erinnerſt Dich doch der ſchönen Reden der Diotime über die Fähigkeiten der menſchlichen Seele, die

Phädon von Elea uns in ſeinem Geſpräche Simon aufbehalten hat?*)

Alexis.

Ob ich mich ihrer erinnere! Ich glaube, daß ſie mir eben ſo wenig jemals aus dem Gedächtniß kommen werden, als ſie dem Sokrates, welcher ſie anführt, aus dem Gedächtniß gekommen ſind.

Diokles.

Ich ſehe, Du erinnerſt Dich ihrer, und dieſes iſt mir lieb. Laß uns nun bemerken, daß, wenn dieſes zwiefache Gefühl von einem Bedürfniß und ſeinem Gegenſtande irgend eine beſtimmte Wirkung hervorbringen ſoll, dieſe Gefühle ſelbſt beſtimmt ſeyn müſſen. Wenn wir den Zuſtand des Thiers oder des Menſchen in jenen erſten Augenblicken ſeines Daſeyns betrachten, ſo finden wir: 1) daß der ganze Reichthum ſeiner Einbildungskraft allein in dieſen zwei Gefühlen beſteht. 2) Daß ſeine Moralität nichts iſt. 3) Daß der Verſtand einzig dieſe zwei Empfindungen oder Ideen zu Gegenſtänden ſeiner Thätigkeit hat. 4) Daß ſein Vermögen, wollen zu können, ohne Wahl iſt; denn hätte es eine Wahl, ſo wäre dieſe zwiſchen dem Gefühl des Bedürfniſſes und dem Gefühl eines Gegenſtandes, der es befriedigt. Dieſe zwei Gefühle fließen aber zuſammen in dem Gefühle des Verlangens; die Beſtimmung der Willenskraft zum Wollen iſt folglich rein und einſach, und richtet natürlich dieſes geradezu auf den Genuß.

---

*) S. Vermiſchte philoſophiſche Schriften des H. Hemſterhuis. II. Theil. S. 305—339.

Du ſiehſt alſo, mein Lieber, daß in dieſem Fall, in dieſen erſten Augenblicken bei dem Menſchen und bei dem Thiere keine Freiheit Statt haben kann. Sein Verlangen iſt ein einziges. Sein Herz kann keinen Gedanken von Pflicht in ihm erwecken, noch ſein Verſtand ihm irgend eine Beziehung zeigen: ein einziges Gefühl, ein einziger Zweck, bringt eine einzige Wirkung hervor. Sobald aber der Menſch an Einſichten zunimmt; ſobald mehrere Ideen oder Gefühle, von ungefähr gleicher Stärke, in der Einbildungskraft ſich neben dieſem urſprünglichen Gefühl hinſtellen: ſobald finden alle ſeine Fähigkeiten Raum ſich zu entwickeln, ſich auszubreiten, ſich zu üben, und er fühlt ſich frei.

Alexis.

Ich faſſe Deine Idee. Aber ſoll ich Dir unverholen ſagen, was ich denke, und nach Deiner eigenen mir gegebenen Anleitung fort ſchließen?

Diokles.

Das ſollſt Du allerdings, mein Freund.

Alexis.

Der Inſtinkt beſteht in einem Verlangen, in einem Gefühle, das in der That ein einziges, aber aus dem Gefühl eines Bedürfniſſes und aus dem Gefühl eines Gegenſtandes, der es befriedigen könnte, zuſammengeſetzt iſt; das gebe ich Dir zu. Und weil es ein einziges iſt, beſtimmt es die Willenskraft auf eine nothwendige und einzige Weiſe. Wenn ich bei dem Thiere mehrere

Begierden, mehrere Ideen, mehrere Gefühle, alle genau von gleicher Stärke, annehme, ſo begreife ich, daß das Vermögen zu wollen allein durch ſich ſelbſt einen beſtimmten Willen hervorbringen könne. Da ich aber dieſe Vorausſetzung für falſch und ungereimt halte: muß ich nicht folgern, daß eine jede überwiegende Idee in der Einbildungskraft beinah mit der Kraft des Inſtinkts wirke? Und wo bleibt denn jene ſo geprieſene Freiheit?

Diokles.

Was Du da ſagſt, iſt ſehr richtig; aber Du beweiſeſt nichts mehr, als daß es wenig freie Menſchen gebe, und eigentlich nur derjenige Menſch frei ſey, der ein Weiſer iſt.

Alexis.

Wenn es Dich in Deinem Gange, mich zurecht zu weiſen, nicht zu ſehr aufhält, ſo wollte ich Dich wohl bitten, mein Freund, daß Du mir deutlich ſagteſt, was nach Deiner Meinung ein Weiſer ſey.

Diokles.

Ein Weiſer, mein lieber Alexis, iſt derjenige, der keine überwiegende Idee, keine überwiegenden Gefühle duldet, wenn nicht ſein Verſtand und ſein Gewiſſen, nach einer reifen Prüfung, ſie genehmigt haben; der ſich von ſeiner Einbildungskraft, oder der Empfindlichkeit ſeines Herzens nie unterjochen läßt; der ſich beider nur bedient, um zu genießen, oder durch ſie, im Nothfall, ſeine Thätigkeit, ſein Vermögen wollen zu können, zu verſtärken. Du haſt Recht, wenn Du die

Handlungen aller Thiere und der meiſten Menſchen einigen überwiegenden Ideen zuſchreibſt, die ſich alle Kräfte unterwerfen.

In dem eigentlich ſogenannten Inſtinkte hat die herrſchende Idee ſchlechterdings das Uebergewicht, weil ſie die einzige iſt.

Bei der Schwärmerei hat ſie es gleichfalls. Wenn man zu Delphi die Prieſterin zum Dreifuß führt und ſie mit Widerſtreben ſich dem heiligen Keſſel nähert, worüber ſie, um den Gott zu empfangen, ſich ſetzen ſoll, wird ihr ganzer Leib bleich und blaß, und ſie zittert ſchon an allen ihren Gliedern. Iſt ſie endlich zu dem Ort gelangt, wo ſie die Orakel geben ſoll, ſo ſind alle ihre Fähigkeiten in Unordnung und verlaſſen ſie. Ihr Leib blähet ſich auf, ihre Fäuſte ſchließen ſich feſt zu, ihre Arme fahren hin und her, ihre flammenden Augen rollen in ihrem Kopfe wild herum, ohne ſich auf irgend einen Ort zu heften. Alles an ihr iſt in Verzuckung. Ihr offener Mund iſt voll Schaum, und die hohle heiſere, aus der tiefſten Bruſt herauſkommende Stimme zeigt offenbar, daß es nicht mehr die Prieſterin iſt; ſondern daß entweder der Gott, welcher ſie treibt, durch ſie redet, oder daß die Vorſtellung dieſes Gottes ſie bemeiſtert.

In der Raſerei. Sieh an den Sohn des Telamon, wie er in der Heerde wüthet, die er für den Ulyſſes und die Atriden hält; wie der unglückliche Athamas ſeinen Sohn Learchus gegen einen Stein ſchlägt, und die

Ino und den Melicertes verfolgt, weil er ſie für Löwen anſicht.

Im Wahnſinne. Sieh an den milzſüchtigen Athenienſer, der ſich täglich nach dem Hafen Piräus begiebt, und alle Schiffe, die dort ankommen und auslaufen, aufzeichnet, in der Einbildung, daß ſie alle ihm gehören.

Und endlich, was das Vorurtheil anlangt! Die Gewalt deſſelben iſt fürchterlich. Es iſt eine ſtarke, lebhafte, iſolirte, und von den gewöhnlichen Ideen entfernte Vorſtellung, die ſich in dem Kopfe des Kindes oder eines wenig aufgeklärten Menſchen feſtgeſetzt hat. Sie findet in dieſem zarten oder leeren Gehirne keine übereinſtimmenden Ideen, mit denen ſie vermiſcht oder verglichen werden könnte. Ganz einzeln wächſt ſie da, wie eine ſtolze Eiche, mitten unter niedrigem Geſträuch, das von fern um ſie her ſteht. — Aber, Alexis, haſt Du nie eine Reiſe nach der Inſel Kreta gemacht?

Alexis.

Nein, niemals.

Diokles.

Wenn Du nach Gnoſſus kommſt, ſo iſt daſelbſt kein Kreter, der Dir nicht mit heiliger Ehrfurcht das Grab des Jupiters zeigte; alle haben es von ihrer Kindheit an ſo gehört. Umſonſt ſagt der Dichter:

„O König Jupiter, die Kreter ſind immerdar Lügner. Sie geben vor, Dir ein Grabmahl errichtet zu haben; doch biſt Du nicht geſtorben, denn Du biſt ewig.“

Umſonſt ſagt der Kenner des Alterthums: „Kreter, irrt nicht. Dieß Grab iſt das Grab des Minos, und euer Betrug beruht auf zwei von der Zeit ausgelöſchten Worten." Welcher Kreter ließe ſich nicht todt ſchlagen, um ſeinem Vaterlande die Ehre eines ſo berühmten Denkmals zu erhalten!

Es liegt am Ende wohl nicht viel daran, was das Volk zu Kreta vom Jupiter ſich in den Kopf ſetzt; weniger gleichgültig aber iſt es, Alexis, daß ſelbſt Philoſophen demſelben Uebel unterliegen.

Um die Geſchichte des Vorurtheils zu vollenden, muß ich Dir, mit einiger Scham, erzählen, was mir vor wenigen Monaten begegnet iſt; doch es bleibt unter uns.

Ich ging mit Ariſtäus, Autolykus, Chryſothemis, dem langbärtigen Epikurer, und mit Kallikles, dem Stoiker, nach Sunium.

Wir waren noch nicht weit auf unſerm Wege, als Kallikles und Chryſothemis ſchon in vollem Streit waren über die Tugend, das Schöne, das Anſtändige, die Wolluſt u. ſ. w., welches mich aufmerkſam machte. Ich wurde bald gewahr, daß in jedem dieſer beiden Köpfe der ganze Vorrath von Ideen den Ton und die Farbe der Hauptidee des Syſtems hatte, das man in der Jugend ihnen hineingepfropft hatte; und da nun dieſe Syſteme einander beinah ſchnurſtracks entgegen liefen, ſo war es unmöglich, daß die Ideen des einen in den ganz vollgefüllten und beſetzten Kopf des andern hätten Eingang finden können. Sie verſtanden ſich alſo ganz und gar nicht. Weil ſie aber öfters beide zugleich ſchrieen, und ein jeder von ihnen zum Glück nichts hören konnte, als was er ſelbſt geſagt hatte, ſo glaubte ein jeder ſeinen Gegner überzeugt zu haben. Sie waren mit einander zufrieden, und für dieſesmal lief alles ohne Unglück ab. Einige Tage nachher feierte Autolykus den Geburtstag ſeines Enkels. Wir waren alle da, und Autolykus ſetzte, vielleicht aus Muthwillen, der ihm aber übel genug bekam, bei Tiſche den Chryſothemis und Kallikles neben einander. Der Streit fing bald wieder an. Alles ging gut, ſo lange ſie ſich nicht verſtanden, und keiner von beiden, folglich, ſeinem Gegner mit dem Galimatias ſeiner Schulſprache zu nahe kam. Aber endlich fuhren, durch das ewige Schreien und Wiederholen ihrer ſogenannten Axiomen, einige Ideen in das Gehirn des andern. Du denkſt vermuthlich, dieß ſey ein Glück geweſen, und habe zur Ueberzeugung führen müſſen. Weit gefehlt, mein lieber Alexis; denn dieſe wenigen Ideen, welche eindrangen, fanden in dem angefüllten und beſetzten fremden Kopfe keine analogen oder befreundeten Ideen, mit denen ſie ſich hätten verbinden und in eins zuſammen fügen können. Dieſe neuen Ankömmlinge verwirrten alſo nur die andern, und brachten alles in Unordnung und Aufruhr. Kallikles, der zuerſt in ſeinem Kopf außerordentliche Bewegungen fühlte, griff dem Chryſothemis mit der einen Hand in den Bart, und ſuchte mit den ausgeſtreckten Krallen der andern ihm ein Auge auszureißen. Zum guten Glücke hatte Chryſothemis eine

Schöpſenkeule vor ſich ſtehen, und damit gab er dem Stoiker einen ſo derben Hieb aufs Geſicht, daß dieſer los ließ.

Der Auftritt wäre blutig geworden; Autolykus aber ſchlug ſich ins Mittel, und fing edelmüthig die Streiche des einen und des andern auf, indem er ihnen zurief, daß ſie weiſe Männer wären, und ſich ſchämen ſollten.

Alexis.

Wie iſt es möglich? Philoſophen!

Diokles.

Ja, mein Freund; aber aus Achtung für die Philoſophie, ſage niemanden davon.

Du ſieheſt hieraus die unzerſtörbare Gewalt des Vorurtheils. Je mehr dieſe ſtarke Idee, die man in der Kindheit, oder in der Jugend, oder bei einer ſchlecht ausſtaffirten Einbildungskraft empfängt, je mehr ſie ungewöhnlich, wunderbar, unbegreiflich, und mit den andern Ideen, die ſich in dem Kopfe befinden, unverträglich iſt: deſto heiliger wird ſie ſeyn, wird Wurzel ſchlagen, ſich befeſtigen, und in einem thätigen Kopf alle die Ideen, die ſie umgeben, an ſich reißen, wie ein Magnet, der ſich die Eiſentheilchen, die um ihn liegen, eigen macht, und ſie nicht eher los läßt, bis er ſie alle mit ſeiner Kraft imprägnirt hat. Ich rede hier ſelbſt von ganz geſunden Köpfen, und nicht von ſolchen, wo der ſchwache Verſtand die Einbildungskraft ungebaut läßt, und die Ideen dem Spiele des Zufalls Preis giebt.

Auch ſiehſt Du, daß, wenn das Vorurtheil oder die überwiegenden Ideen in zwei Köpfen ganz und gar verſchieden ſind, des einen Ideen, die in den andern eingehen wollen, ſich ſogleich wieder heraus und davon machen, ohne darin eigentlich weder Gutes noch Böſes zu ſtiften; und die ganze Wirkung, welche dieſe Verſchiedenheit hervorbringen kann, iſt Mitleiden oder Verachtung, nachdem die Leute ſind. Wenn aber die Ideen nicht ſo ungleichartig oder abſtechend ſind, ſo dringen ſie mehr oder weniger in den andern Kopf hinein, und erſchüttern einige der Ideen, welche ſich darin befinden, indem ſie ſich mehr oder weniger mit ihnen vermiſchen, und ſolchergeſtalt die andern in Unordnung bringen. Die unangenehme Empfindung dieſer Unordnung, das heimliche Gefühl der Möglichkeit, daß die überwiegende Idee, die Idee-Königin ſelbſt, mitten auf ihrem Throne Gefahr laufen könnte; dieſes ſetzt die Leidenſchaften in Bewegung, nicht die trägen Leidenſchaften des Mitleidens, oder der Verachtung; ſondern die Furien des Haſſes und der grauſamſten Verfolgung.

Mein lieber Alexis, es iſt im Menſchen ein Principium, das über alle Fähigkeiten ſeiner Seele weit erhaben iſt; ein Principium, das ſie alle ſieht, ſie mißt, ſie beurtheilt, ſie zurecht weiſet, ſie zuſammenſetzt, ihnen Thätigkeit und Harmonie giebt oder nimmt, nach dem Verhältniſſe ſeines eigenen Werthes; ein Principium, das allein die Perſonalität des Menſchen ausmacht; und das Maß der Unabhängigkeit und der Kraft dieſes Princips iſt das Maß ſeiner Weisheit.

Alexis.

Mein lieber Diokles, jetzt begreiſe ich, warum es ſo wenig Weiſe giebt, oder vielmehr gar keine.

Diokles.

Du betrügſt Dich, Alexis; es ſind ihrer viel mehr, als Du denkſt. Denn weil die Weisheit in der Harmonie und richtigen Anwendung der Fähigkeiten beſteht, und große Fähigkeiten ſich nicht ſo leicht als mittelmäßige regieren laſſen; ſo iſt es klar, daß man die Weiſen unter den mittelmäßigen Menſchen ſuchen muß, die überall die zahlreichſten ſind. Wenn die Weisheit große Fähigkeiten begleitet, ſo iſt das die Erſcheinung eines Gottes unter den Menſchen.

Alexis.

Aber, mein Freund, würde der Weiſe mit den großen Fähigkeiten auf der Erde nicht ein unnützes oder unglückliches Weſen ſeyn, da er hier für ſeine Größe nichts gleichartiges findet? Und würde der erſte Zug ſeiner Weisheit nicht ſeyn, ſich einen andern Wohnort zu wählen? Apollo, als er an den Ufern des Amphryſus die Heerde hütete, war gewiß nicht an ſeiner Stelle.

Diokles.

O des Unwiſſenden! Gerade an den Ufern des Amphryſus bildete ſich Apollo zum Gotte der Harmonie; gerade an dieſen glücklichen Ufern erfand er jene mächtige Leier, welche die Helden vergöttert, und die Feſte der unſterblichen Götter belebt.

Der Weiſe mit großen Fähigkeiten iſt überall an ſeiner Stelle; und, könnte er hinab in die Hölle ſteigen, ſo würde er auch dahin Ordnung und Glückſeligkeit bringen. Man ſagt, daß während der wenigen Augenblicke, die ſich der weiſe und göttliche Orpheus in dieſer ſchrecklichen Wohnung befand, alle Qualen der Unglücklichen aufhörten, und Siſyphus, Tantalus und die Danaiden Ruhe hatten. Sieh, das ſind die Wirkungen, die von dem Weiſen ausgehen. Ich ſage Dir nichts von dem, was er in ſich ſelbſt empfindet. Du fühlſt es, Alexis.

Alexis.

Ach, ich fühle die Wahrheit von dem, was Du ſagſt; aber das iſt auch alles, was ich fühle. — Du aber, mein lieber Diokles, merkſt Du nicht, daß wir uns gewaltig von unſerm Wege entfernen? Im Namen der Götter, laß uns wieder umkehren, und führe mich zu jenem goldnen Weltalter, wonach mich verlangt.

Diokles.

O Mnemoſyne, fruchtbare Mutter der Muſen, Dich rufe ich heute an!

Alexis.

Warum?

Diokles.

Warum? Weißt Du wohl, daß wir ihr eine ganze Schaale voll Weihrauch ſchuldig ſind, Du und ich, wenn ſie uns den Faden wieder giebt, den wir verloren haben.

Alexis.

Diokles, ich ſage das nicht, als glaubte ich nicht an die Götter; aber ich will Dir das Ende des Fadens mit geringern Koſten wieder ſchaffen.

Diokles.

Nun, das wollen wir ſehen.

Alexis.

Du haſt geſagt, daß im Menſchen wie im Thiere ein Inſtinkt wohne, den ich einen Grundtrieb der Vervollkommnung genannt habe, welcher nothwendiger Weiſe aus dem Gefühl eines Bedürfniſſes, und aus dem Gefühl eines Gegenſtandes, der dieſes Bedürfniß befriedigen könnte, zuſammengeſetzt iſt; und daß dieſes Zuſammengeſetzte, dieſes Principium, da es ſich in dem Kopfe oder in der Seele des Thiers, oder des Menſchen, unmittelbar nach der Geburt, allein befindet, das Vermögen zu wollen nothwendig zu einem thätigen Willen beſtimmt, welches dieſen Menſchen oder dieſes Thier hintreibt zum Genuß; das iſt, zu einem Zuſtande, der glücklicher iſt als der gegenwärtige; zu einem ſeiner Natur gemäßen Beſſern. Iſt das nicht das Ende des Fadens, den wir verloren hatten?

Diokles.

In Wahrheit, mein Freund, Du bringſt mich wieder auf den Weg. Wenn wir nun die erſten Augenblicke des Daſeyns des Menſchen und des Thiers betrachten, ſo finden wir, daß das Gefühl des Bedürfniſſes bei dem einen wie bei dem andern gleich beſtimmt iſt; und der Gegenſtand der Befriedigung iſt bloß phyſiſch. Wenn der erſte Trieb nach Nahrung befriedigt iſt, ſo ſchläft und vegetirt der Menſch und das Thier, bis neue Bedürfniſſe neue Triebe rege machen. Unterdeſſen ſtärken ſich die Organe und werden geübt. Die Vorſtellung von dem Gegenſtande wird je mehr und mehr beſtimmt. Dieſe Vorſtellung, die ſich wahrſcheinlich Anfangs bloß durch den Geruch bildete, bildet ſich nun auch durch das Gefühl, das Geſicht und das Gehör, und erwirbt dadurch verſchiedene Geſtalten. Die Einbildungskraft bereichert ſich, und giebt dem Verſtande Anlaß, ſeine Thätigkeit zu entwickeln, indem er Ideen bindet, vergleicht und zuſammenſetzt. Der erſte Mangel, den der Menſch oder das Thier in der Natur wahrnehmen, und der ſie drückt, beſteht darin, daß die Natur nicht allezeit gleich bereit iſt, ſie mit dem Nothwendigen in dem Augenblicke des Verlangens ſelbſt zu verſehen, und daß ſie ihrem Genuſſe Hinderniſſe ſcheint entgegen geſetzt zu haben; es ſey nun in den allgemeinen phyſiſchen Geſetzen, oder in dem Intereſſe verſchiedener Gattungen, die ſich oft zu kreuzen ſcheinen; und dieſe Unbequemlichkeiten nöthigen oft Menſchen und Thiere, ihren Wohnplatz zu verlaſſen, um den Jahrszeiten unter andern Himmelsſtrichen nachzugehen, ſich gegen die Ungemächlichkeiten der Luft zu ſchützen, und ſich gegen die Stärkeren, die ſie zu Grunde richten möchten, zu vertheidigen. Wenn der Menſch und das Thier es endlich dahin gebracht haben, daß die Gegenſtände ihres Bedürfniſſes in dem Augenblicke, wo das Gefühl des Bedürfniſſes ſie antreibt, ihnen ſo gut wie möglich zur Hand ſind, ſo genießen ſie ſo viel und ſo oft, als ſie genießen können; folglich ſind ſie glücklich, und für das Thier iſt hier ſein vollkommenes goldnes Alter.

Alexis.

Ich begreiſe das; iſt aber eben dieſes auch das ſo gerühmte Weltalter für den Menſchen?

Diokles.

Ja. Aber ich bitte, erinnere Dich, daß der Menſch das Vermögen hat auch in ſeines Gleichen zu genießen, und daß alſo, wenn man die Glückſeligkeit des Menſchen und die Glückſeligkeit des Thieres überhaupt ſchätzt, die letztere der Einheit gleich iſt, indeß die Glückſeligkeit des Menſchen eine durch alles, was glücklich iſt, multiplicirte Einheit ſeyn wird.

Alexis.

Das Unglück wirſt Du doch auf eben die Art berechnen, denke ich. — Uebrigens ſehe ich in dieſem Gemälde höchſtens den Zuſtand einiger Viehhirten, oder etwa der Einwohner von Attica, ehe Theſeus ſie zu einem Volke verſammelt hatte; und wenn Du kein anderes Jahrhundert des Saturn mir darzuſtellen weißt, ſo wirſt Du Dir ſchwerlich anmaßen, den Heſiod und Deine Poeten gerechtfertigt zu haben.

Diokles.

Als Du die Reiſe nach Groß-Griechenland machteſt, haſt Du dort wohl mit einigen berühmten Pythagorärn Umgang gehabt?

Alexis.

Nein. — Warum frägſt Du mich das?

Diokles.

Weil ich denn vielleicht nicht ſo viel Mühe haben würde, über das goldene Weltalter mit Dir ins Reine zu kommen.

Alexis.

Ich bin den Philoſophen dieſer Secte wenig nachgegangen. Nicht aus Mangel an Hochachtung; ich ſchätze ſie unendlich; nur ſobald mir über die verſchiedenen Zwecke des Pythagoras und Sokrates die Augen anfingen etwas aufzugehen, war ich für den letztern entſchieden.

Diokles.

Von welchen Zwecken redeſt Du?

Alexis.

Sokrates, wie mir deucht, hatte den Vorſatz, jeden Menſchen ſo vollkommen zu machen, als ſeine Natur es leiden könnte; welches ich für möglich halte. Pythagoras hingegen wollte einige Individua ganz vollkommen machen, damit ſie die andern regierten, und ſo alle glücklich würden; und das ſcheint mir eine Ungerechtigkeit und ein Hirngeſpinnſt.

Diokles.

Sehr richtig geſehen, mein lieber Alexis. — Aber genug: Pythagoras war um dieſes Zwecks willen genöthigt, die kleine Anzahl ſeiner Auserwählten von dem Haufen der übrigen Menſchen abzuſondern, und das Studium der Weisheit mit Hüllen und Geheimniſſen zu verwahren; das iſt die Urſache, warum dieſe Schule im Beſitze verſchiedener ſehr wichtiger Kenntniſſe iſt, die nicht allgemein bekannt geworden ſind. — Du kennſt wahrſcheinlich, dem Rufe nach, jenen Archytas, der nicht allein, wie Homers Agamemnon, ein großes Oberhaupt von Völkern, und ein großer Feldherr war; ſondern neben dem ein ganz vortrefflicher Philoſoph?

Alexis.

Du meinſt ohne Zweifel den Tarentiner, den berühmten Freund des Plato?

Diokles.

Eben den. Dieſer Archytas nun pflegte ſeinen näheren Freunden zu erzählen, daß Pythagoras, als er in Phönicien auf Reiſen war, ſich nach Biblos begeben habe, nicht ſowohl, um daſelbſt die alten Trümmer dieſer berühmten, vom Saturn gegründeten Stadt zu betrachten; als um daſelbſt einen alten Prieſter des Adonis zu hören, der in der Wiſſenſchaft der Geſtirne ſehr unterrichtet war, und den Ruf hatte, daß er mehr wiſſe als die andern Menſchen.

Er lehrte ihn die Geheimniſſe des großen Adonis-Feſtes, das man jährlich in den Tagen feiert, wenn der Fluß dieſes Namens, der vom Berge Libanon kommt, und nahe bei Biblos ins Meer fällt, dem Meere bis an die Küſten vom Delta eine Blutfarbe giebt, und welches die Aegypter und Aſſyrer mit bewundernswürdiger Pracht feiern helfen. Er ſagte ihm, daß alle Jahre, an gewiſſen Tagen, der ſchöne Adonis auf dem Gebirge wieder erſcheine, um ſich da wie ehemals mit der Jagd zu erluſtigen; daß alle Jahr ein ungeheuer wilder Eber ihn von neuem an der Hüfte verwunde, wie an dem ewig zu bejammernden Tage geſchah, welcher der Göttin der Schönheit ſo viele Thränen gekoſtet hat; und daß das Blut, das jedesmal aus der neuen Wunde fließe und mit dem Waſſer des Fluſſes ſich vermiſche, die Urſache jener jährlichen rothen Farbe des Meeres ſey.

Alexis.

Sage mir beim Jupiter, glaubte denn Pythagoras ſolche Weibermährchen?

Diokles.

Ich zweifle daran. Hätte Pythagoras aber, wie der Prieſter, ſie von der Wiege an gelernt, ſo hätte er wahrſcheinlich ſie geglaubt, wie ein anderer.

Alexis.

Wie iſt doch der Menſch ſo ſchwach!

Diokles.

Ja, in der Kindheit.

Alexis.

Du haſt Recht; aber ich bitte dich, was willſt Du, daß ich, nach einem ſolchen Anfange, auf die Folge des von dieſem Prieſter gegebenen Unterrichts bauen ſoll?

Diokles.

Es wäre nichts ungewöhnliches, mein lieber Alexis, wenn ſich dieſer Prieſter in allem übrigen als einen ſehr weiſen Mann bewieſen hätte, dieſen einzigen Punkt ausgenommen, der durch Zeit und Uebung bei ihm Sache des Inſtinkts geworden war. — Aber daß ich Dir aus aller Verlegenheit helfe, es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß der weiſe Greis von dem eben erzählten ſelbſt viel geglaubt habe; denn er ſetzte hinzu: was er geſagt, habe er nur als Oberprieſter geſagt. Die Philoſophen aber gäben zur Urſache jener Erſcheinung an, daß während ſechs oder ſieben Tagen im Jahr ein ſehr heftiger Oſtwind in den Gegenden um den Berg Libanon wehe; daß dieſer Wind alsdann eine ungeheure Menge des rothen Sandes vom Gebirge in den an ſeinem Fuße ſich herum ſchlängelnden Fluß jage, welcher dieſen Sand hernach mit ſich fortführe, bis in das Meer, das die Küſten von Phönicien und Aegypten anſpült!

Alexis.

Das kann ich begreifen. Fahre fort, ich bitte Dich.

Diokles.

Er war der erſte, welcher den Pythagoras lehrte, daß die Erdkugel in Jahresfriſt in einem großen Zirkel ſich um die Sonne bewegt; daß die Erde ſich in einem Tage und einer Nacht von Abend nach Morgen um ihre Achſe dreht: und das ſey, wie er ſagte, die Urſache von der ſcheinbaren Bewegung aller Geſtirne von Morgen nach Abend. Er lehrte ihn die Urſachen von der Veränderung der Jahrszeiten. Er erklärte ihm den Lauf der Planeten, ſo wie auch der Kometen, deren Wiederkunft er, nach Art der Chaldäer, vorherſagte. Als er zuletzt an den Mond kam, beſchwerte Pythagoras ſich bei dem Alten über die ausſchweifende Eitelkeit der Arkadier, die ſich für das älteſte Volk der Erde ausgäben, weil ſie lange vor dem Monde da geweſen wären; und der Prieſter ſagte ihm darüber folgende merkwürdige Worte: Du, Pythagoras, und überhaupt ihr Griechen, ſolltet Euch eigentlich über Eure Unwiſſenheit beſchweren. Zu viel Witz hat Euer Genie irre geleitet; er hat über den reichen Phantomen Eurer glänzenden Einbildungskraft die Bahn der einfachen Wahrheit verlohren. Ihr habt in einer Menge Fabeln, die ſo abgeſchmackt ſind als ſie lieblich lauten, die Wahrheit dergeſtalt verdreht, daß ihr ſie ganz aus dem Geſichte verloren habt; und diejenigen unter Euch, deren geſunder Verſtand ſich dieſer Träumereien geſchämt hat, und die, was noch von der alten Wahrheit da iſt, kennen lernen wollten, mußten Griechenland verlaſſen, um bei denjenigen, die Ihr Barbaren nennt, den Schatz wieder zu finden, den Ihr durch Euren muthwilligen Leichtſinn verloren habt. Was die Arkadier von ſich rühmen, iſt keine Erdichtung. Die Erde war viele Jahrhunderte bewohnt, ehe der Mond ihr ſein Licht brachte. Damals war die Richtung ihrer Achſe ſenkrecht auf der Fläche ihrer Bahn; ihre beiden Pole waren alſo von der Sonne gleich weit entfernt. Die Tage und Nächte waren überall gleich. Es gab gar keine Jahrszeiten. Es gab nur Himmelsſtriche. Ein jeder Erdgürtel behielt immer denſelbigen Grad der Wärme, ohne die geringſte Veränderung. Die einfache Wirkung der Sonne machte die Ebbe und Fluth der Meere regelmäßiger und ruhiger; und die flüſſigen Theile in den Körpern der Thiere und Pflanzen behielten ihre Größe und ihre Dichtigkeit. Es konnte kein anderer Wind ſeyn als der Weſtwind, wegen der gleichförmigen, täglichen Bewegung der Erde von Abend nach Morgen. Nichts konnte die Atmoſphäre verändern. Ein jedes Thier, eine jede Pflanze mußte an dem Orte hervorkommen, der ihrer Natur am gemäßeſten war. Die Bäume waren immer gleich voll von Früchten, Blüthen und Laub; die Erde fand in der Abwechſelung der Jahrszeiten kein Hinderniß, ihre unendliche Zeugungskraft zu entwickeln. Die beſtändige Gleichheit der Natur liefert Kräuter und Früchte, die viel nahrhafter waren, und deren Arten durch die ſchnelle Folge der Jahrszeiten haben zerſtört werden müſſen. Menſch und Thier fanden ihren Unterhalt überall um ſich her, und weder der eine noch das andere konnte jemals in der traurigen Nothwendigkeit ſeyn, in dem Blute oder in den Eingeweiden ſeines Gleichen ſich eine ſcheußliche Nahrung zu ſuchen. Sehr ſelten verließ der Menſch den Erdgürtel, worin er geboren war; weil er ſich an keinem Orte ſo wohl befand, als in ſeiner Heimath. Da jeder Menſch ſich für den glücklichſten auf Erden hielt, ſo war aller Ehrgeiz und alle Eigenthums- oder Eroberungsſucht unmöglich. An Handlungsunternehmungen konnte nicht gedacht werden; denn es war nichts auf der Erde, das, wenn es von einem Orte zum andern gebracht würde, nicht unnützlich hätte ſcheinen müſſen, und ohne Werth. Bei einer ſo gleichförmigen Verfaſſung der Dinge, mußten die Menſchen ſich einander ähnlich ſehen, und der Menſch erblickte in jedem einzelnen Weſen ſeiner Art, das ihm begegnete, ſich ſelbſt; und da er ſich für glücklicher hielt als jeden andern, ſo war das Ziel ſeiner Wünſche, jeden andern, in dem er ſich wieder erkannte, ſo glücklich zu machen, als er ſich ſelbſt fühlte. Auch mußte damals die Sprache durchaus vollkommen ſeyn, weil ſie keine anderen Worte oder Zeichen hatte, als ſolche, welche die Organe, von ſtarken innerlichen Empfindungen gedrungen, durch Laut und Geberde von ſich gaben.

Wenn wir die unendlichen Schwierigkeiten in Betrachtung ziehen, die wir nicht ſelten bei einer Menge zarter und erhabener Gefühle antreffen, um ſie Andern mitzutheilen, da wir ſelbſt doch ein inniges Bewußtſeyn davon haben, ſo läßt ſich leicht begreifen, wie vollkommen damals die Menſchen ihre gleichſtimmigen Empfindungen und Begriffe ſich verſtändlich machen und wechſeln konnten; wie klar und kräftig die Ausdrücke eines beglückenden Zuſtandes, eines Genuſſes, der Liebe, eines Lobgeſanges der Gottheit ſeyn mußten; wie einleuchtend die Wiſſenſchaften, welche durch Zeichen vorgetragen wurden, die mit den Gegenſtänden dieſer Wiſſenſchaften vollkommen übereinſtimmten, und allen bildlichen Ausdruck ungereimt machten, ſo wie alle jene erborgten Worte, durch die man Ideen einiger Maßen darzuſtellen ſucht, welche unſere ſchwachen Organe nicht mehr ſtark genug rühren, um treffende Wirkungen darin hervorzubringen. Man ſagt, ein einziger Seufzer, ein Wort, eine Geberde, die jetzt nur ein unvollkommenes, unbeſtimmtes oder zweideutiges Zeichen unſerer innigſten Empfindungen ſind, ſey in jenen Zeiten ein lebendiges, reines und vollendetes Gemälde von dem Zuſtande der in einem Meer von Wolluſt ſchwimmenden Seele geweſen, wo jede Welle, ſo klein und zart ſie auch ſeyn mochte, ihren ſanften Anſtoß fühlen ließ. Es iſt augenſcheinlich, daß in Menſchen, deren Einbildungskraft ſo lauter, ſo lebendig und ſo geſchickt war, die feinſten und leiſeſten Eindrücke aufzunehmen und wieder von ſich zu geben, ein weit deutlicheres Gefühl von der Allgegenwart der Gottheit ſich erzeugen mußte, als in unſerm gegenwärtigen Zuſtande möglich iſt. So war auch, wegen der gänzlichen Unwiſſenheit von dem, was Unglück iſt, ihre Moralität ohne den Ton von Anſtrengung und Ueberwindung, der uns jetzt groß und herrlich ſcheint, wie der Stern Sirius, funkelnd in der Dunkelheit der Nacht. Der Menſch, für den alles Böſe und alle Furcht noch ungereimte Dinge waren, ſtarb damals, wie er einſchlief, oder vielmehr erwachte; und warf ſeinen Körper, wie eine wachſende Frucht die Blüthe ab.

Siehe, das war der glückliche Zuſtand des Menſchen vor der Erſcheinung des Mondes. Als dieſer aus entfernten Regionen in die Nachbarſchaft der Sonne kam, entging er dem beobachtenden Auge des Menſchen nicht. Er ſchien klein, mit einem langen Schweife von Licht hinter ſich. Seine Bewegung wurde ſchneller und ſchneller, bis man ihn in den Stralen des großen Geſtirns verlor. Als er das erſtemal, auf ſeinem Rückwege von der Sonne, wieder zum Vorſchein kam, hatte er das Anſehen des Morgenſterns; aber mit einer dicken Atmoſphäre umgeben, und ein kurzes Haar vor ſich her.

Da er faſt gerade gegen die Erde vorrückte, ſchien er wie unbeweglich an demſelben Orte des Himmels: ſeine flammende Geſtalt nahm immer zu, und ſo kam er von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde, immer näher. Es währte nicht lange, ſo bemerkte man in den Gewäſſern eine unordentliche Bewegung; ſchwellend traten ſie aus den Ufern; ihre Oberfläche war gefurcht, mit Schaum. Es ließ ſich innerlich in den Körpern aller Thiere eine ganz wunderbare Veränderung ſpüren, die von einer unbekannten Unordnung in ihren Säften herrührte. Ungewöhnliche Flecken verunſtalteten den reinen blauen Himmel, den bis dahin nichts getrübt hatte; die erſten Wolken bildeten ſich. Was man noch von Sternen ſah, ſchien ſeine Stelle verändert zu haben; denn die Achſe der Erde war ſchon nicht mehr ſenkrecht, und ihre ſchwerſten Theile neigten ſich, durch eine anziehende Kraft, unmerklich nach dieſer neuen Maſſe hin. Die Erde, die niemals anders als mit dem Morgenthau war befeuchtet worden, wurde durch Gewäſſer überſchwemmt, die oben vom Himmel herunter fielen. Da die einfache und gleichförmige Bewegung der Erde, welche bisher die verſchiedenen Materien in ihrem Schooße verhindert hatte, ſich zu vermiſchen, in Streit zu gerathen und zuſammen zu gähren, aufgehoben und verändert war, ſo fand ſich nun alles, Salpeter, Schwefel, Feuer, untereinander gemiſcht. Es ſtiegen ſchwarze Dünſte empor. Lodernde Blitze durchkreuzten zum erſtenmal das dunkle und weite Gewölbe des Himmels. Das fürchterliche Getöſe des Donners ließ ſich hören. Nicht lange, ſo zerplatzte an hundert Stellen die dicke Rinde der Erde, um der Unordnung, die ſie inwendig von allen Seiten ängſtigte, Luft zu machen. Alle Elemente waren in Verwirrung, und ihre rohe Vereinigung brachte Materien von vermiſchter, ausgearteter und zweideutiger Natur hervor. Die Luft, die ſich von entgegengeſetzten Seiten her gedrückt fühlte, bewegte ſich und ſuchte brüllend Ausgänge nach verſchiedenen Richtungen. Ein jeder Hauch ſtreckte die dickſten Wälder darnieder. Millionen Menſchen und Thiere kamen in dieſer fürchterlichen Kataſtrophe um. Diejenigen unter ihnen, die durch ein glückliches oder unglückliches Ohngefähr, auf dem Gewäſſer, das dieſe ganze Scene der Verzweiflung ſchon bedeckte, ſich an Baumſtämmen angehängt hatten, befanden ſich in einer ſchrecklichen Ruhe. Sie ſahen nichts als ein wüthendes Meer, einen fremden und unreinen Himmel, und das gebrochene blaugelbe Licht jenes ſcheußlichen Körpers, die traurige Urſache alles ihres Unglücks. Der Menſch, welcher kurz vorher in jedem Stern, in jeder Blume, in jedem Bruder, unter jedem Morgenroth einen gnädigen Gott angebetet hatte, von dem ihm die Sonne das vollkommenſte Bild dünkte, glaubte in dieſem neuen Sterne das Bild eines ſiegenden Gottes zu ſehen, der mächtiger war als der ſeinige; eines übelgeſinnten Gottes der Zerſtörung und der Finſterniß. Und das iſt die erſte Quelle der ungereimten Idee von einem guten und böſen Urweſen. Das Geſchrei der Menſchen und Thiere war eine neue Sprache, die man wegen der wechſelſeitigen ſtarken Empfindungen, zu verſtehen das Unglück hatte. Schrecken, Schauder, und ein dumpfer Sinn des Zuſammenfahrens kamen an die Stelle der ſüßeſten Ruhe. Der Menſch ſah den Tod zum erſtenmal unter dem neuen Geſichtspunkte eines gewaltthätigen Zuſtandes. Dieſer Augenblick des Ueberganges, dieſer wollüſtige Augenblick; dieſer Augenblick, der vorhin, wie eine aufgehende Blume, ſchön war, nicht durch die Hoffnung, die der Menſch nicht kannte, ſondern durch das untrügliche und deutliche Gefühl einer aufblühenden und ſichtbaren Zukunft, die noch angenehmer war als das Vergangene und das Gegenwärtige: ſelbſt dieſer Augenblick ſchien ihm das ſchrecklichſte von allem. Denn die Zeiten waren noch nicht gekommen, wo er ſich zu ſeinem traurigen Troſt die widerſprechende Idee einer unmöglichen Vernichtung ſchmiedete. Endlich — die Erde erſeufzte noch von dem, was ſie gelitten hatte — fingen die Elemente an, wieder in ihr Gleis zu kommen. Der Mond ſäuberte ſich von ſeiner Atmoſphäre und ſeinem Haar; und nachdem er durch das ſchreckliche, von einer zu nahen Sonne geborgte Feuer, in einen Todtenkopf, in ein Weſen zu allem untüchtig und von unnützer ewiger Dauer war verwandelt worden, ſetzte das große Geſetz der Natur das Gleichgewicht zwiſchen ihm und der Erde feſt, und verordnete ihn zu unſerem beſtändigen Gefährten.

Jahrhunderte hindurch beweinte der Menſch ſein Geſchick, und kaum gelang es ihm, ſein abhängiges Daſeyn zu behaupten. Die ſcheinbaren Widerſprüche, die er an der kreißenden Natur geſehen hatte, ließen ihn lange Zeit in dem Dämmerlichte zwiſchen Wahr und Falſch, zwiſchen Gut und Böſe, herum irren. Beſtürzt und betäubt, da er die Zeichen des Wahren verloren hatte, umarmte er das Wunderbare, den leeren Schatten ſeiner vergangenen Größe. Endlich, nachdem der Menſch zu ruhigeren Augenblicken, welche Ueberlegung und Nachdenken zuließen, gekommen war, fing er mehr oder weniger an, ſich zurecht zu finden. Der Weiſe wurde mit ſeinen Uebeln vertraut; und obgleich die Fülle und Deutlichkeit der Empfindungen, wodurch ehmals das Schöne in mehr harmoniſchen Gegenſtänden mit Leichtigkeit gefunden wurde, dem Menſchen gegenwärtig mangelte, ſo gelang es ihm doch mit der Zeit, weil das Schöne weniger in der Natur des Gegenſtandes, als in der Faſſungsart des Menſchen liegt, in Gegenſtänden, die viel unharmoniſcher und heterogener waren, ein Schönes zu erblicken, das zwar unzuverläſſiger und ſchwankender, aber das einzige mögliche unter den gegenwärtigen Bedingungen war. Kurz, der Weiſe entdeckte zuletzt ſelbſt in den Gegenſtänden, die das Schrecken ſeiner Väter geweſen waren, Spuren des Schönen und Erhabenen, und ſchloß daraus, daß dieſe große phyſiſche Kataſtrophe, und die vorhergegangenen ſchönen Zeiten, ſeinem Weſen gleich fremd, und der Verſchiedenheit ſeiner Anſicht unterworfen wären.

Siehe, mein lieber Alexis, das war, ſo viel ich mich erinnern kann, die Rede des Hypſikles; ſo hieß der Prieſter. Und in Wahrheit, wenn wir bedenken, daß der Tod, das Böſe, das Laſter und der Schmerz Dinge wider unſere Natur ſind, und daß wir uns faſt immer einer größern Glückſeligkeit, als die wir genießen, fähig fühlen; wenn wir die vielen Widerſprüche erwägen, die ſo oft in unſern Handlungen, in unſern Gedanken und unſern Neigungen vorkommen; die unbeſtimmten und dunkeln Begriffe, die wir von gewiſſen Sachen haben, von deren Wirklichkeit wir durch die innigſte und vollkommenſte Ueberzeugung gewiß ſind; die ſeltſame Einrichtung unſerer, dem Anſcheine nach, ſo ſehr wider einander laufenden Gottesdienſte; die Natur unſerer meiſten Wiſſenſchaften, die überall Zwiſchenräume, Lücken und Leeres haben, indeß die Geometrie und unſere Sinne *) uns beweiſen, daß wir fähig ſind, die Kettenreihe, den Zuſammenhang der ergänzenden Wahrheiten, die einen Theil der großen Wahrheit ausmachen, zu erkennen und zu fühlen: iſt es denn wohl möglich, mein lieber Alexis, die große Wahrſcheinlichkeit zu läugnen, daß wir einige Sinne, oder vielmehr einige ihnen analoge Leitzeuge der Thätigkeit verloren haben, durch deren Vermittelung gewiſſe Zwiſchenideen und Zwiſchenempfindungen vormals aus unſerm eingeſchränkten Wiſſen ein vollſtändiges Ganzes machten, wovon keine Spuren mehr übrig ſind, als in den mehr oder weniger veränderten Traditionen von unſerm ehemaligen Zuſtande? Iſt es möglich, der Rede des Hyp-

---

*) S. Sophyle, ou de la Philosophie.

ſikles, deſſen Schüler zu ſeyn Pythagoras für keine Schande hielt, allen Glauben zu verſagen? Ich bitte Dich, lieber Alexis, ſage, was denkſt Du davon?

Alexis.

Ich muß bekennen, daß dieſe Rede des Prieſters, mit Deinen Betrachtungen verknüpft, etwas überraſchendes und treffendes für mich hat. Ja, ich glaube ihm gewiſſermaßen, ohne mich recht darüber erklären zu können. — Ich glaube an ſein goldnes Weltalter aus dem Inhalte ſeiner Rede, wie ich aus einem ſcharf begrenzten Schatten das Daſeyn eines Körpers vermuthe, den ich nicht ſehe.

Diokles.

Möchteſt Du nicht aus dem Schatten, den Du ſieheſt, auf das Daſeyn des Körpers ſchließen, der ihn zuwege bringt?

Alexis.

Nein, keineswegeſ; und Du eben ſo wenig, wenn ich Dich kenne; denn der Schatten, den ich ſehe, iſt nichts als ein Schein, der ein bloßes Werk der Kunſt ſeyn könnte.

Diokles.

Wenigſtens ſchließeſt Du doch auf die Wahrſcheinlichkeit?

Alexis.

Auch das nicht; ſondern auf die Möglichkeit, und das iſt alles, was ich thun kann.

Diokles.

Aber, mein Lieber, wenn Du die Geſchichte mit einem Schatten vergleichſt, und Du allezeit auf ſolche Art ſchließeſt; was wird denn aus der Geſchichte, und Deinem Glauben an ſie werden?

Alexis.

Bin ich gewiß, daß die Geſchichte ein Schatten iſt, ſo ſchließe ich dreiſt auf die Wahrheit der Begebenheiten, die ſie darſtellt: habe ich aber Urſache, ſie für erkünſtelt zu halten, wie kann ich anders verfahren, als ich thue? Geſetzt, daß ein geſchickter Maler da vor uns auf der Wand dieſer Halle, wo die Sonne hinſcheint, den Schatten der Minerva oder der Diotime malte, ſo würdeſt Du ſehr geneigt ſeyn, daraus zu ſchließen, daß die Göttin oder ihre Freundin ſich irgendwo hinter uns befänden. Wenn aber der Maler dort den Schatten eines Centaurs malte, den Du nie geſehen haſt, ſo würdeſt Du nicht mit eben demſelben Vertrauen ſchließen, daß der Centaur ſich dort befände. Du wirſt weit leichter an die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges glauben, welche Thucydides erzählt, als an die Geſchichte der Titanen und Götter. Thucydides giebt Dir einen wahren Schatten von einer Sache, die er ſieht und ins Licht ſtellt; Heſiod malt Schatten von Dingen, die nur in ſeiner Einbildungskraft vorhanden ſind, und die mir ſehr ungereimt vorkommen. Und was den Hypſikles angeht, weiß ich nicht, ob er mir wahre Schatten giebt; oder ob er mir Schatten von Dingen vormalt, die nur ſehr wahrſcheinlich laſſen. Dein Hypſikles alſo, mein Lieber, könnte wohl nichts mehr ſeyn, als ein Dichter, der ein wenig vernünftiger iſt als Heſiod, und Du ſcheinſt mir eigentlich die Wahrheit der ſehr ungereimten Fabel des Heſiod, durch die Wahrſcheinlichkeit der weniger ungereimten Fabel des Hypſikles, beweiſen zu wollen. Du lachſt, doch wiſſe, daß, wenn ich Dir zu viel Bedenklichkeiten habe, es Dein eigenes und Deines Sokrates Werk iſt.

Diokles.

Wenn Du nur Bedenklichkeiten haſt, ſo laß ich es gelten; haſt Du aber zu viel Bedenklichkeiten, ſo iſt das nicht unſer Werk.

Alexis.

Meine einzige Bedenklichkeit, lieber Diokles, beſteht darin, daß man gegen Wahrheiten mißtrauiſch ſeyn muß, die durch die Zauberhände der Dichter gegangen ſind. Sie lieben die Wahrheit nur mit einer unreinen Liebe, und um ſie zu mißbrauchen. Die Schöne ſelbſt iſt ihnen unzugänglich. So wie ſie ihr nahe kommen, flieht ſie, verändert ſich, löſt ſich in tauſend Theilchen auf, wovon ſie kaum einige erhaſchen, und dann auch dieſe noch verderben. Das ſchöne Ganze entgeht ihnen.

Diokles.

Laß den Gott Pan uns nicht hören, lieber Alexis! Denn er iſt es, dem ſie nachahmen.

Alexis.

Wie das?

Diokles.

Du weißt ſeine Leidenſchaft für die junge Tochter des Fluſſes Ladon?

Alexis.

Und weiter?

Diokles.

Als die ſchöne Syrinx ſich bei Herannahung dieſes Gottes in tauſend Schilfröhrlein verwandelte, ſchnitt er deren ſo viele ab, als er konnte, und machte kleine Flöten daraus, womit die Nymphen, die Faunen und die Dryaden ſich ergötzen.

Alexis.

Beſſer wär' es, dem Jupiter nachzuahmen, der aus den Stücken des kleinen Pelops wieder einen Pelops machte.

Diokles.

Das iſt eine Arbeit für den Philoſophen, mein lieber Alexis, und was dieſe Arbeit ſo ſchwer macht, iſt die Schulter des kleinen Pelops, welche fehlt; zu einer ſolchen Ergänzung gehört ein Jupiter. — Aber höre: in der That, ich begreife nicht, was für ein Vorurtheil Dich gegen die göttliche Poeſie aufbringt? Weißt Du wohl, daß in den elyſäiſchen Feldern, Thales, Pythagoras, Sokrates und Plato; und Linus, Orpheus, Heſiod und Homer immer beiſammen ſind, und ſich nie verlaſſen? — Sage mir, ich bitte Dich, (denn Du mußt von Deiner Krankheit geheilt werden): wie viel Ordnungen giebt es in der Baukunſt?

Alexis.

Drei.

Diokles.

Du bewunderſt ohne Zweifel in der doriſchen die Feſtigkeit, in der joniſchen die Präciſion und Eleganz, und in der corinthiſchen den Reichthum und die Schönheit?

Alexis.

Zuverläſſig.

Diokles.

Trägt die letztere die Laſt eines Gebäudes weniger, als die doriſche?

Alexis.

Nicht, daß ich wüßte.

Diokles.

Iſt ſie weniger elegant und präcis, als die joniſche?

Alexis.

Nein, gewiß nicht.

Diokles.

Hat ſie nicht die Feſtigkeit der erſten, die Eleganz der zweiten, und thut ſie nicht zu beiden noch den Reichthum und die Schönheit hinzu?

Alexis.

Ohne Widerrede.

Diokles.

Weißt Du die drei Ordnungen, worauf das große weite Gebäude aller unſerer Kenntniſſe ruht?

Alexis.

Aufrichtig, ich weiß ſie nicht.

Diokles.

Sollte nicht Geſchichte, welche die Thatſachen erzählt, die erſte ſeyn? Die zweite: Philoſophie, welche die Thatſachen auseinander ſetzt, Ordnung und Zierde hineinbringt? — Und die dritte, nach Deiner Meinung?

Alexis.

Du meinſt: Poeſie.

Diokles.

Ja; ſie ſchmückt und bereichert die beiden andern, wenn Du meine Vergleichung richtig genug findeſt.

Alexis.

Sie ſcheint mir richtig genug; dieß iſt aber eine ganz beſondere Art, Begriffe zu verknüpfen.

Diokles.

Warum? — Haſt Du eine andere, ſelbſt in der Geometrie? — Auf der Inſel Lemnos ſieht man, bis in Macedonien hinein, den Berg Athos. Wenn Du im Sande ein kleines Dreieck beſchreibſt, und es mit einem andern, das ihm ähnlich iſt, vergleichſt, ſo weißt Du die Entfernung oder die Höhe des Berges. Iſt das nicht die nämliche Art zu ſchließen? — Deine Vergleichung der Wahrheit mit der ganz nackten Liebesgöttin war nicht richtig; daher Dein Irrthum. Die ſchöne Venus liebt Wohlanſtändigkeit. Frage den Homer, der ſie kannte. Sie ließ ſich von den Huldgöttinnen ſchmücken, und ihr Gürtel benahm ihr nichts von ihrer Macht. Beſorge nicht, daß die Poeſie etwas an Deiner Wahrheit verderbe.

Uebrigens wird die Poeſie nicht ohne Urſache die Sprache der Götter genannt; wenigſtens iſt ſie die Sprache, welche die Götter jedem erhabenen Genie, das Umgang mit ihnen hat, eingeben, und ohne dieſe Sprache würden wir ſchlechte Fortſchritte in unſeren Wiſſenſchaften machen. Ob es gleich unſchicklich iſt, die Poeſie mit andern Waffen, als der Gewalt ihrer Schönheit, zu vertheidigen; ſo will ich doch die Philoſophie zu Hülfe nehmen, die ihr zu viel ſchuldig iſt, als daß ſie ihre Freundin der Wuth ihrer hartherzigen Feinde überlaſſen ſollte.

Alexis.

Du wirſt warm.

Diokles.

Ein wenig; weil es nöthig iſt. Sage mir aber: hat nicht jede Idee, jede Empfindung, irgend eine Wahrheit zum erſten Grunde? Hat ſie nicht ein wahres Urbild, deſſen treue, mehr oder minder ſtarke, lebendige oder deutliche Abbildung ſie iſt?

Alexis.

Sicherlich.

Diokles.

Iſt nicht in jeder Wiſſenſchaft eine neue Wahrheit, die gefunden wird, das Reſultat der Zuſammenſetzung mehrerer einander näher gebrachter Ideen?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Giebt es in der Geometrie Wahrheiten, welche die großen Meiſter vor dem Beweiſe erkannten? Giebt es in der Rhetorik, in der Poeſie, Wahrheiten, Schönheiten, erhabene Züge, die gefühlt und ſelbſt ausgedrückt wurden, ehe ſie der Verſtand näher erwogen und theilweiſe geprüft hatte?

Alexis.

Das ſeh' ich ein.

Diokles.

Wer ſetzt dieſe Ideen, woraus dergleichen gefühlte Wahrheiten oder Schönheiten entſpringen, oder die ſie ausmachen, zuſammen?

Alexis.

Wirklich, ich weiß es nicht.

Diokles.

Dieſe Zuſammenſetzung muß geſchehen, entweder durch das Ohngefähr, oder durch die eigne Natur dieſer Ideen, oder durch irgend ein wirkſames Weſen, das ſie zu lenken und zu leiten weiß. — Geſchieht es vielleicht durch das Ohngefähr?

Alexis.

Ganz gewiß nicht; denn ſonſt würde ſich dieß eben ſo oft in dem Kopfe eines Narren, als eines Weiſen zutragen. Auch würde Plato nicht ſo oft Plato ſeyn.

Diokles.

Soll es denn durch die eigene Natur dieſer Ideen geſchehen?

Alexis.

Das kann nicht ſeyn; denn zwiſchen Ideen, in ſo fern ſie Ideen ſind, kann es ſo wenig wirkſame Beziehungen geben, als es dergleichen zwiſchen Schatten, in ſo fern ſie Schatten ſind, geben kann.

Diokles.

Es bleibt uns alſo nichts zur Urſache übrig, als ein wirkſames Weſen, welches lenkt und leitet; und das wir unterſuchen müſſen. — Aber ſage mir erſt: finden ſich zwiſchen den wirklichen Dingen, wovon die Ideen die Ideen, oder treuen Abdrücke ſind, dieſelbigen Beziehungen, wie zwiſchen dieſen Ideen?

Alexis.

Ja, allerdings.

Diokles.

Alſo: das Zuſammengeſetzte von Ideen ſtellt das, was in der That aus einer ähnlichen Zuſammenſetzung der Dinge ſelbſt entſtehen würde, mit derſelbigen Wahrheit vor, womit jede Idee jede Sache einzeln und beſonders vorſtellt?

Alexis.

Das iſt gewiß.

Diokles.

Wenn alſo dieſe ideale Zuſammenſetzung Schönheit darſtellt, ſo muß die wirkliche Zuſammenſetzung, wenn ſie da iſt, es gleichfalls thun?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Folglich iſt wenigſtens das, was der Poeſie zum Grunde liegt, Wahrheit.

Alexis.

Wahrheit oder Möglichkeit.

Diokles.

Richtig. Du wirſt aber ſehen, daß in unſerer Unterſuchung dieß auf Eins hinausläuft. — Löſt ſich die Schönheit nicht in die Menge der Ideen und die Kürze der erforderlichen Zeit, um ſie aneinander zu fügen oder 'ſie zuſammenzuſetzen, auf; oder beſteht ſie nicht in dem, was es dem Verſtande leichter macht, ein Ganzes zu umfaſſen?

Alexis.

Das geb' ich zu.

Diokles.

Wenn folglich, durch irgend ein Mittel, die Ideen von vielen wirklichen oder möglichen Dingen, einander ſo nahe gebracht werden können, daß ſie einige Augenblicke lang im Kopfe faſt zugleich da ſind, ſo wird gewiß der Verſtand, zwiſchen dieſen Ideen, am ſchnellſten diejenigen Verhältniſſe wahrnehmen, die ſich mit der größten Leichtigkeit faſſen laſſen; das heißt, diejenigen, die für uns die reichſte, die wahrſte und einfachſte Schönheit ausmachen: und dieß iſt die Urſache, warum gewöhnlich bei einem Manne von Genie die erſte Idee, die ſchönſte, und der erſte Ausdruck, der kräftigſte iſt. Alſo, mein lieber Alexis, iſt es die Fähigkeit, die Ideen einander am meiſten und am beſten zu nähern, was das Schöne und das Erhabene hervorbringt, und jene Seelen, welche darum einen nähern Umgang mit der Gottheit zu haben ſcheinen, große Wahrheiten gleichſam unmittelbar und auf einen Blick entdecken läßt. Wenn wir aber in uns ſelbſt dieſe Fähigkeit, in jenen glücklichen Augenblicken des Enthuſiasmus, wo wir dem Schooße der Natur einen Funken des Wahren und Schönen entreißen, näher anſehen, ſo finden wir, daß, was wir von unſerer Seite dabei thun, ſehr wenig iſt. Wir halten da nicht mehr den klugen, abgemeſſenen, und bedächtlichen, mehr oder weniger langſamen oder ſchnellen Schritt des Verſtandes; ſondern unſere Bewegung iſt wie Jupiters Blitz, der in demſelben Augenblicke abfährt, und trifft. Alles, was wir von unſerer Thätigkeit dabei wahrnehmen, iſt eine unbeſtimmte blinde Anſtrengung, deren Erfolg jene Annäherung von Ideen iſt. Hierauf tritt der Verſtand ſeine gewöhnliche Arbeit an; er betrachtet, was die mehr gedrängte und condenſirte Einbildungskraft ihm darbietet, und ahmt es in ſeinen Ausdrücken treulich nach. Wir wollen annehmen, Alexis, was doch ſehr zweifelhaft iſt, daß dieſe Annäherung von Ideen, dieſes Zuſammendrängen der Einbildungskraft bisweilen einzig und allein die Wirkung jener unbekannten Anſtrengung ſey; dennoch bleibt es außer allem Zweifel, daß dieſe Annäherung ſehr oft ohne jene Anſtrengung ſich äußert, und uns hohe Dinge und Wahrheiten ſehen läßt, die weit über unſere gewöhnliche Faſſung gehen. — Wer iſt in dieſem letzten Falle nun der Urheber, oder die Urſache dieſer glücklichen Annäherung? Wer ſonſt, als derjenige, der den Homer ſingen lehrte, und zu Dodona oder Delphi uns mehr oder weniger von einem ungewiſſen Zukünftigen unterrichtet? Du ſiehſt alſo, daß die Poeſie, ſie mag aus der Anſtrengung eines großen Genies, oder durch einen göttlichen Hauch entſtehen, bei allen Künſten und Wiſſenſchaften den Vorſitz hat; und der erhabenen Wahrheit nicht allein das iſt, was die Grazien dem Liebesgotte ſind; ſondern was Aurora der Bildſäule des Memnon iſt, wenn ſie dieſer Licht und Sprache giebt.

Alexis.

Mein lieber Diokles, ich fühle zum Theil die Bündigkeit Deiner Schlüſſe; willſt Du aber, daß ich Deine Idee ganz faſſen ſoll, welches ich ſehr wünſche, ſo ſey ſo gut und widerhole mir das geſagte noch einmal, auf die einfachſte Weiſe, und wie es ſich am leichteſten begreifen läßt.

Diokles.

Dir zu Gefallen will ich es verſuchen. Da ich aber die Sache nicht einfacher zu nehmen weiß, ſo kann ich Dich nur an das, was ich bereits geſagt habe, gewiſſer Maßen erinnern.

Die Einſicht einer neuen Wahrheit; die Wahrnehmung neuer Beziehungen zwiſchen den Dingen; das Gefühl des Schönen und Erhabenen in jeder Art: entſpringen ſie aus einer blos iſolirten einzelnen Idee, oder wird die Zuſammenſetzung oder der Zuſammenfluß von mehreren dazu erfordert?

Alexis.

Es wird durchaus der Zuſammenfluß von mehreren erfordert.

Diokles.

Wenn eine Annäherung oder ein Zuſammenfluß von mehreren Ideen in der Einbildungskraft iſt; ſo hat der Verſtand die Einſicht dieſer Ideen und einiger ihrer Beziehungen: nicht wahr?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Welche unter dieſen Beziehungen werden von dem Verſtande am erſten wahrgenommen?

Alexis.

Ohne Zweifel, die für ihn am leichteſten zu faſſen ſind.

Diokles.

Das ſind alſo die, welche er in der kürzeſten Zeit faſſen kann?

Alexis.

Zuverläſſig.

Diokles.

Das heißt ſolche, aus denen das Schöne und Erhabene beſteht?

Alexis.

Es folgt aus dem, was Du mir ehmals ſchon bewieſen haſt.

Diokles.

Wenn alſo mehrere Ideen, die unter ſich die unmittelbarſten und auffallendſten Beziehungen haben, einer abſoluten Coexiſtenz am nächſten kommen, wird nicht der Verſtand das Wahre, Schöne und Erhabene, das dieſe Ideen enthalten, auf das vollkommenſte wahrnehmen, und im reichſten Maße genießen?

Alexis.

Das iſt wahr.

Diokles.

Es iſt alſo, um dieſes Wahre, dieſes Schöne oder dieſes Erhabene wahrzunehmen oder zu empfinden, nichts weiter nöthig, als dieſe Annäherung von Ideen?

Alexis.

Das räume ich ein.

Diokles.

Entweder wir ſelbſt bringen ſie zuſammen; oder es iſt jemand anders?

Alexis.

Ganz gewiß.

Diokles.

Sind wir es ſelbſt, ſo ſetzen wir, ohne eigentlich zu wiſſen, was wir thun, eine unbeſtimmte Kraft in Bewegung; eine Kraft, deren Natur uns ſogar vollkommen unbekannt iſt, und die wir Enthuſiasmus nennen; aber das Zuſammendrängen mehrerer Ideen iſt allemal die Folge davon, und dann ſehen wir das Wahre, das Schöne und das Erhabene ohne Arbeit und Mühe: nicht wahr?

Alexis.

Allerdings.

Diokles.

Wenn aber dieſe Annäherung der Ideen ſich ohne alle Anſtrengung ergiebt, und wir, ohne die geringſte Geſchäftigkeit von unſerer Seite, das Wahre, das Schöne und Erhabene, ſelbſt das Zukünftige ſehen: glaubſt Du nicht, daß alsdann eine Gottheit die Hand im Spiele hat, und daß wir dieſes nicht mit Unrecht eine Eingebung nennen?

Alexis.

Jetzt glaube ich Deine Idee zu faſſen. Urtheile Du ſelbſt, ob ich mich betrüge. Ich begreife nun erſt, was Poeſie eigentlich iſt. Es leuchtet mir ein, daß die tiefſinnigſten Schlüſſe, der bedächtlichſte und überlegteſte Gang des Verſtandes uns wenig neue Wahrheiten liefern könnten, wenn nicht durch dieſen Enthuſiasmus, der die Ideen einander nähert, die Seele unterſtützt, geleitet oder getrieben würde. Ich erkenne, daß gerade dieſe Annäherung dem Verſtande die Gelegenheiten verſchafft, jene ſchnelle Faſſungsgabe anzuwenden, die man Gefühl in einem höheren Sinne nennt. Ich ſehe ein, daß unſere gänzliche Unwiſſenheit in Abſicht der Natur dieſes wirkſamen Enthuſiasmus, der uns öfter wie vermiſcht mit der Geſchäftigkeit einer uns nicht eigenthümlichen Kraft erſcheint, Deine Meinung rechtfertigt, daß der Menſch hier nicht alles ſey, was die Natur eines vollſtändigen Weſens erfordert, und daß folglich das menſchliche Geſchlecht in einer vorhergegangenen Revolution entweder ein Organ (welches minder wahrſcheinlich iſt), oder ein Leitzeug der Empfindung wohl verloren haben möchte. Denn mir däucht, ein vollſtändiges Weſen, es mag ſo eingeſchränkt als man will, gedacht werden, oder ſo weit ausſehend auf entfernte Vollkommenheiten, die es zu erreichen fähig wäre, müßte von ſeinem Zuſtande und von ſeinen Beziehungen eine richtigere und mehr beſtimmte Erkenntniß haben. Ich geſtehe Dir, die Erzählung des Hypſikles hat nicht allein für mich nichts anſtößiges mehr, ſondern ſie kommt mir auch höchſt wahrſcheinlich vor.

Iſt es wahr, wie Du ſagſt, und ich es erkenne, daß die Philoſophie der Poeſie viel zu verdanken hat, ſo iſt es auch nicht weniger wahr, mein lieber Diokles, daß ſie unter Deiner Anführung nicht undankbar iſt. Ich verſpreche Dir, und das aus einer beſondern Urſache, daß dieſer Enthuſiasmus, dieſe ſonderbare Annäherung von Ideen, dieſe fruchtbare Quelle der wahren Poeſie, von nun an der angelegentlichſte Gegenſtand meines Studiums und meiner Nachforſchung ſeyn ſoll, unterdeſſen aber bitte ich Dich, ehe wir auseinander gehen, mich zu belehren, ob das goldne Weltalter, welches eigentlich der Inhalt unſerer Unterredung war, ein Gegenſtand ſey, der vor die Philoſophie gehört; oder ob wir alle Kenntniß deſſelben allein der Geſchichte und der Poeſie zu verdanken haben?

Diokles.

Mein lieber Alexis, alles iſt ein Gegenſtand der Philoſophie. Was Du aber ſagen willſt, ſcheint mir auf die Frage hinauszulaufen: ob ſich, ohne Rückſicht auf Ueberlieferungen und göttliche Eingebungen, Beweiſe für ein goldnes Weltalter, oder eine reichere und erhabenere Exiſtenz, als die wir genießen, finden würden; immer verſteht ſich, die Natur des Menſchen, wie wir ſie kennen, allein zum Grunde gelegt. Iſt das nicht der Sinn Deiner Frage?

Alexis.

Gerade das.

Diokles.

Sieh, das war von Anfang an der Weg, den ich einſchlagen wollte, und ich hätte Dir die Ueberlieferung des Hypſikles nicht angeführt, noch Dich auf die Poeſie und ihren Werth aufmerkſam gemacht, wenn mein Eingang Dich mehr angezogen hätte.

Alexis.

Ich beſchwöre Dich, komm auf Deine Spur wieder zurück. Ich werde nichts dabei verlieren, daß ich einen Weg doppelt mache, der ſo äußerſt anziehend für mich iſt, vornämlich in der Lage, worin ich mich befinde.

Diokles.

Das goldne Weltalter iſt ein figürlicher Ausdruck, worunter Du ohne Zweifel mit mir den Zuſtand eines jeden Weſens verſtehen wirſt, welches die ganze Glückſeligkeit genießt, wozu ſeine Natur und ſeine wirkliche Art zu ſeyn es fähig machen?

Alexis.

Sicherlich.

Diokles.

Wir haben geſehen, daß beides, Thier und Menſch, durch die Kraft ihres Inſtinkts, oder ihres Grundtriebes der Vervollkommnung, dazu gelangen müſſen;

und in einem geringern oder höhern Grade, nachdem dieſer Grundtrieb mehr oder weniger innerlichen Nachdruck hat. Was wir über ſeine Natur ausgemacht haben, iſt Dir doch noch gegenwärtig?

Alexis.

Vollkommen.

Diokles.

Als das Thier bis auf denſelben Punkt, wo wir es jetzt noch ſehen, gekommen war, blieb es da ſtehen und war glücklich; denn es hatte von einer Glückſeligkeit über das, was es genoß, hinaus, weder durch Natur noch Kunſtſinn einen Begriff: und daraus folgt, daß ſein Verbeſſerungstrieb beſtimmte Schranken hatte.

Wäre der Menſch, der durch ähnliche Mittel, vielleicht etwas ſpäter, eben dahin kam, daſelbſt auch ſtehen geblieben, wie würdeſt Du daraus auf ſeine Beſtimmung geſchloſſen haben, mein lieber Alexis?

Alexis.

Ich würde geſchloſſen haben, daß ſeine Beſtimmung vollkommen dieſelbe ſey, wie die Beſtimmung des Thieres, welches geboren wird, wächſt, und ſtirbt.

Diokles.

Dein Schluß würde ſehr richtig ſeyn. — Müſſen aber bei einem jeden Weſen nicht alle mögliche beſtimmte Triebe mit ſeinen Bedürfniſſen im Ebenmaße ſtehen; oder mit der Menge und Eigenſchaft der Dinge, die es zu genießen fähig, und wovon es einen Begriff ſich zu machen im Stande iſt?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Alſo würdeſt Du, wenn die Triebe irgend eines Weſens gegeben wären, daraus mit Sicherheit die Arten des Genuſſes folgern, deren ſeine Natur fähig iſt?

Alexis.

Ganz gewiß.

Diokles.

Gingen ſeine Triebe ins Weite, und hätten keine eingeſchränkte Anweiſung, ſo würdeſt Du ohne Zweifel daraus ſchließen, daß dieſes Weſen eines Genuſſes über das hinaus, wovon es in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ſich einen Begriff machen kann, fähig ſey.

Wenn Du nun über die Hoffnung, die dem Menſchen angeboren ſcheint, nachdenkſt; nicht über jene alltägliche Hoffnung, die nur nach einem beſſern, in Vergleichung mit dem gegenwärtigen Zuſtande, hinſieht, ſondern über eine ſolche Hoffnung, welche das abſolute, obgleich unbeſtimmte Beſſere, zum ſtandhaften Ziele hat, ſo wirſt Du überzeugt werden, daß der Sehnſucht des Menſchen, ſeinem Inſtinkte, ſeinem Verbeſſerungstriebe etwas Unausgemachtes zum Grunde liegt, welches über alles, was ſich in unſerm gegenwärtigen Zuſtande erreichen läßt, hinaus will: folglich der Menſch mit einem andern Zuſtande in nothwendiger Verknüpfung ſtehen muß.

Alexis.

Wird er zu dieſem Zuſtande gelangen?

Diokles.

Lieber, wenn Du einen kleinen Vogel ſiehſt, der eben aus ſeinem Ei gekrochen iſt, und ich zeige Dir ſeine Flügel, indem ich Dir ſage, daß Fliegen ſeine Natur ſey: wirſt Du beſorgen, daß es nicht mit ihm zum Fliegen kommen werde?

Alexis.

Nein, er wird ganz gewiß einmal fliegen.

Diokles.

Wenn ich Dir einen kleinen Fiſch zeige, der durch einen Zufall auf dem Ufer zur Welt kam, und ich Dir aus allen ſeinen Theilen beweiſe, daß er nicht lange in der Luft leben kann, ſondern daß ſeine Natur erfordert, im Waſſer zu ſeyn: ſollteſt Du dann nicht glauben, er werde mit der erſten Fluth zum Schwimmen kommen?

Alexis.

Ganz gewiß wird er ſchwimmen.

Diokles.

Und wenn ich Dir den Menſchen zeige, deſſen Natur Begierden in ihm erweckt, die mit dem wenigen, was dieſe Erde ihm, als einem Thiere gewähren kann, außer allem Verhältniſſe ſind: wirſt Du glauben, dieſe Erde ſey das ſeiner Natur angemeſſene Element?

Alexis.

So wäre in dieſer Welt nur das Thier glücklich!

Diokles.

Nichts kann wahrer ſeyn, mein Lieber, und der Menſch ahmt hier bloß jenem Fiſche nach, der ſeine

Floßfedern bewegt, ſpringt, ſchlägt, ſich windet und dreht, und der ſeines Daſeyns nur in den Wellen froh werden kann, wovon er auf meiner Hand gewiß eine ſehr unvollkommene dunkle Ahndung hat.

Aber laß uns dahin zurückkehren, wo Menſch und Thier auf demſelben Punkte waren, und auch jener nur an ſeinem Erdenglücke genug hatte. Dieſer Zuſtand mußte für ihn von kurzer Dauer ſeyn; denn ſein unbeſtimmter und grenzenloſer Trieb brachte ihn bald dazu, dieſes Glück zu verachten. Er ſtrebte weiter, und da dunkele und unbeſtimmte Triebe, welchen angemeſſene Gegenſtände zu ihrer Befriedigung mangelten, ihm zur Qual wurden, ſuchte er, wiewohl umſonſt, dieſe Gegenſtände in der ihn umgebenden endlichen und beſtimmten Welt. Daher die natürliche Unerſättlichkeit ſeiner Begierden. Denn ſobald der Genuß ihn das Unzulängliche dieſer Gegenſtände, und die nothwendigen Schranken ihrer Natur gewahr werden ließ, ging er weiter, von der eiteln und thörichten Hoffnung geleitet, in der *Menge* dieſer endlichen und beſtimmten Gegenſtände, jenes *Unendliche*, dem ihn bewegenden großen unbeſtimmten Triebe *Analoge*, zu finden. So lange die Fortſchritte ſeiner Erkenntniß nur auf eine gewiſſe Vollkommenheit in der Mechanik und dem Ackerbau gerichtet waren, erreichte der Menſch ſeinen Zweck, und war als Thier vollkommen. Sobald er aber den Himmel maß, die Meere beſchiffte, und, um ſeine Geſtalt zu ſchmücken, ſeine Brüder zu vertilgen, oder Zeichen ſeines vermeinten Eigenthums zu prägen, die Metalle aus dem Schooße der Erde grub; ſobald er Staaten bildete, Geſetze ordnete, und, um das Maß des Lächerlichen voll zu machen, es ſich einfallen ließ, daß ein Einziger der Eigenthumsherr von einer Million ſeines Gleichen ſeyn könnte; ſobald dieſes erſtaunliche Weſen, das nur ſeit ſeinem Fall ein Amphibium, im Grunde aber ein Weſen von einer homogenen Exiſtenz war, ſich zu gleicher Zeit an den beiden äußerſten Enden ſeiner Natur halten wollte, wovon ihm die Verkettung und der Zuſammenhang, durch den Verluſt einiger Wahrnehmungsmittel, entgaugen war: ſo mußten natürlich alle jene Thorheiten, Gräuel und Unordnungen, jene Ungereimtheiten und Widerſprüche, die dem Heſiod ſo ſehr bei Dir geſchadet haben, ſich hervorzuthun; aber zu gleicher Zeit dem Menſchen auf das vollkommenſte den Adel und die Unveränderlichkeit ſeiner Natur beweiſen, und daß ſeine Ausartung nur in einer zufälligen Erſcheinung beſtehe.

Alexis.

Mein lieber Diokles, ich glaube zwar, was Du mir eben geſagt haſt, meiſtentheils zu verſtehen; aber ich bitte, laß Dich einige Worte mehr über einen ſo anziehenden Gegenſtand nicht verdrießen. Du kennſt mich. Ich gehe nicht eher von der Stelle, bis ich zu deutlichen Begriffen gelangt bin.

Diokles.

Du begreifſt, Alexis, obgleich die Philoſophie ſolche abſtrakte Materien mit derſelbigen Leichtigkeit und Genauigkeit, wie die einfachſten Gegenſtände der Geometrie behandelt, daß man im Ausdrucke der Ideen nicht dieſelbige Leichtigkeit findet; weil es uns oft, wenn wir Ideen, die etwas entfernt von einander, und dem Anſcheine nach widerſinnig ſind, zuſammen paaren wollen, an Worten fehlt. Aber in ſolchen Fällen muß der Zuhörer ſich zu helfen wiſſen, und ſich mehr nach dem Gedankengange des Redenden, als nach den Worten, die er ausſpricht, richten. Alsdenn überſetzen ſich die Worte in dem Kopfe des Zuhörers von ſelbſt, und er verwechſelt ſie gegen Zeichen, die ihm geläufiger ſind. Indeß will ich ſuchen, in dem wenigen, was ich Dir noch zu ſagen habe, ſo klar wie möglich zu ſeyn.

In dem goldnen Weltalter des Heſiod und des Hypſikles war der Menſch durchaus vollkommen, ſo weit die Natur ſeines Weſens es zuließ; und ob er gleich als ein ewiges Weſen erſchaffen war, ſo war doch die Natur ſeiner Entwickelungen und ſeines Genuſſes ſucceſſiv. Aber die Bewegung dieſer Succeſſion von dem erſten Augenblicke ſeiner Entſtehung an bis in die Ewigkeit, nahm gleichförmig zu, und der Tod ſchien ihm weiter nichts, als eine von den fortſchreitenden und gewöhnlichen Entwickelungen ſeines Weſens. Nach der großen Kataſtrophe der Erdkugel, wo der Menſch wahrſcheinlich gewiſſe Empfindungen verloren hat, nahm der Tod für ihn eine andere Geſtalt an. Dieſer wurde nun von ſo vielen ungewöhnlichen und unangenehmen Umſtänden begleitet, daß er mit keiner andern Entwickelung etwas gemein zu haben ſchien. Er zerſchnitt dem Anſehen nach das Daſeyn des Menſchen in zwei Theile, davon eins das gegenwärtige Leben war, und das andere eine dunkle, zweifelhafte, und höchſtens nur mögliche Fortdauer. In der Folge kam der Menſch, durch den ſeiner Natur anklebenden Verbeſſerungstrieb, zu jenem goldenen, oder vielmehr ſilbernen Weltalter, wovon wir geredet haben, deſſen Ziel nur eine thieriſche Vollkommenheit ſeyn konnte; und erſt nachdem er über dieſe Vollkommenheit hinausgegangen war, wurde der Menſch ein unglückliches Weſen auf der Erde, bis der Weiſe durch eine aufgeklärte Philoſophie ihn lehrte, aufs neue das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zu verbinden, und die Homogenität ſeines ewigen Daſeyns zu erkennen.

Zwei goldne Alter von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit! Und wenn wir dem natürlichen Gange der Fähigkeiten des Menſchen in dieſem Leben ſorgfältig nachſpüren, ſo werden wir ein drittes Alter durchſchimmern ſehen, das von den vorhergehenden nicht weniger verſchieden ſeyn wird. Dieſes Alter wird eintreten, mein Lieber, wenn die Wiſſenſchaften des Menſchen ſo hoch geſtiegen ſeyn werden, als es bei ſeinen jetzigen Organen möglich iſt; wenn er an den Seiten des Univerſums, welche ſeiner Unterſuchung offen liegen, die Grenzen ſeiner Einſicht wird deutlich wahrgenommen haben; wenn er das ungereimte Mißverhältniß zwiſchen ſeinen Wünſchen, und dem, was er auf Erden genießen kann, einſehen, und durch die ſeltſamen Folgen, die daher entſtehen, gewitzigt, umkehren, und ein heilſames und richtiges Gleichgewicht zwiſchen ſeinen Begierden und den Gegenſtänden, die im vorhandenen Kreiſe ſeiner Thätigkeit liegen, zu Stande gebracht haben wird; wenn er endlich mit allen Einſichten, deren ſeine Natur hienieden fähig iſt, bereichert, die glückliche Einfalt ſeines erſten Zuſtandes damit vereinigen, und ausſchmücken wird.

Was das goldne Alter des Menſchen nach dieſem Leben angeht, ſo wird ſein Genuß dort reiner, inniger, zuſammenhängender ſeyn; alle ſeine Kenntniſſe werden in Eins zuſammenfließen, wie in dem Brennpunkte eines Kryſtalls die Farben der Iris zuſammen ſchmelzen, und mit einander nur ein reines Licht hervorbringen: ein vollkommenes Bild des hochglänzenden Geſtirns, das ſie in ſeinem Schooße trug.

Dieß, mein lieber Alexis, iſt alles, ſo weit ich urtheilen kann, was die Philoſophie uns über die Alter der Vollkommenheit, worauf die menſchliche Natur Anſpruch zu machen hat, ſagen kann.

Um von dem letztern Alter mehr zu erfahren, muß man zu den Orakeln der Götter ſeine Zuflucht nehmen; ein göttlicher Hauch muß unſere Ideen einander ſo nahe bringen, daß wir alle ihre Beziehungen überſehen können.

Alexis.

— Diokles, Du biſt nicht im Stande, alle das Gute zu ahnden, was Du mir gethan haſt, und auf welche Art!

Diokles.

Nein, wirklich nicht.

Alexis.

Ich trage mich ſeit einiger Zeit mit einem wichtigen Vorhaben, das auf mein ganzes Leben Einfluß haben muß. Oft kam mir der Gedanke, mich nach Dodona und nach Delphi zu begeben, um den Rath der Götter darüber einzuholen. Zweifel an dem Werth und an der Möglichkeit der Orakel hielten mich bisher zurück. Du haſt mich von dieſen Zweifeln befreit, und ich bin nun entſchloſſen, mich an die Götter zu wenden, durchdrungen von einer Ehrfurcht, die ich vorher nie gekannt habe, welches mir diejenige Faſſung zu ſeyn ſcheint, mit der man es wagen darf, ihre Tempel zu betreten, und auf ihre Gunſt zu hoffen.

Diokles.

Das iſt mir ſehr angenehm, mein lieber Alexis, und um ſo mehr, da die Gottheit Dir Deine Reiſen erlaſſen wird; denn eine ſolche Gemüthsfaſſung, mein Freund, iſt hinreichend, ſie auf dieſen Hügel herabzubringen, und in Dich ſelbſt, wo ſie vollkommen verſtändliche Orakel geben wird, ohne daß Du nöthig hätteſt, die geſchäftige Weisheit der Prieſter zu Hülfe zu nehmen, um ſie Dir zu erklären.

Alexis.

— Beſter Freund!

Diokles.

— Nun, was willſt Du?

Alexis.

Geh zu Ariſtäus, und laß mich hier; denn ich fühle, daß ich Dodona und Delphi in dieſer Einſamkeit finden werde, und das iſt Dein Werk.

Diokles.

Wenn das iſt, mein Lieber, ſo ſind wir ſchuldig, gleich mit dem morgenden Tage der Liebe ein Opfer zu bringen.

Anmerkungen.

Seite 490. Siehe an den milzſüchtigen Athenienſer.

Dieſer Athenienſer iſt Thraſillus. Als ſein Bruder Kriton von Sicilien zurückkam, übergab er ihn den Händen eines geſchickten Arztes, der ihn geſund machte. Thraſillus ſtellte ſich öfter die Glückſeligkeit wieder vor, die er in ſeiner Krankheit genoſſen hatte, und vergab es ſeinem Bruder niemals, daß er ihn hatte geſund machen laſſen.

Seite 490. Umſonſt ſagt der Dichter ꝛc.

Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται· καὶ γὰρ τάφον, ὦ ἄνα, σεῖο
Κρῆτες ἐτεκτήναντο· σὺ δ' οὐ θάνες, ἐσσὶ γὰρ αἰεί.

Dieſe Verſe finden ſich beim Kallimachus, einem Dichter, der vornämlich unter dem Ptolomäus Philadelphus berühmt geweſen iſt, und folglich in eine etwas ſpätere Zeit zu gehören ſcheint, als Diokles und Alexis. Es giebt dergleichen Schwierigkeiten, bei denen die Kritik oft Mühe hat ſich herauszufinden. Doch ſind dieſe Verſe wahrſcheinlich lange vor dem Kallimachus da geweſen, weil man zuverläſſig weiß, daß der Anfang des erſten Verſes: κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, die Kreter ſind immerdar Lügner, von der Medea herrührt, welche dieſe Worte ausſprach, da Idomeneus urtheilte, ſie ſey nicht ſo ſchön als die Thetis. Ob ſie das übrige bei dieſer Gelegenheit hinzufügte, wird ſo bald noch nicht ausgemacht werden können.

Uebrigens ſagt auch Lukan im 8ten Buche ſeiner Pharsalia:

> Tam mendax Magni tumulo, quam Creta Tonantis.

Seite 491. Umſonſt ſagt der Kenner des Alterthums ꝛc.

Der H. Chryſoſtomus über den Brief des Paulus an den Titus, führt die Grabſchrift auf folgende Weiſe an: *Ἐνταῦθα κεῖται Ζὰν, ὃν Δία κικλήσκουσιν.* Hier liegt Zan, den ſie Jupiter nennen. Der H. Cyrillus wider den Julian, eignet dieſe Grabſchrift dem Pythagoras zu. Lactantius 1 B 2 Kap. führt ſie auf folgende Weiſe an: *ὁ Ζεὺς τοῦ Κρόνου*, Jupiter, Sohn des Saturns. Noch anders wird ſie von Cedrenus angeführt: *Ἐνθάδε κεῖται θανὼν Πίκος ὁ καὶ ζεῦς.* Hier iſt begraben nach ſeinem Tode Pikus, den man auch Jupiter nennt. Man ſehe ferner den Sedulius, den H. Hieronymus, den Origenes wider den Celſus, den Epiphanius, Philoſtrat, Cicero, Diodor von Sicilien, Lucian, und verſchiedene andere. Uebrigens erhellt es nicht allein aus dem Theophilus, Minutius Felix, und H. Cyprian, daß dieſes Grab noch zu ihrer Zeit zu ſehen war: ſondern Pſellus, der unter dem Conſtantin Ducas lebte, vor ungefähr 700 Jahren, berichtet, daß man damals noch ein Wahrzeichen an der Stelle dieſes berühmten Grabes gewieſen habe. Der Scholiaſt über des Kallimachus Hymnus an den Jupiter, erklärt endlich dieſe Stelle beſſer, indem er uns folgende Grabſchrift giebt: *Τοῦ Μίνωος τοῦ Διὸς τάφος*, das Grab des Minos, eines Sohnes des Jupiter. Als die Zeit die zwei erſten Worte: *Τοῦ Μίνωος*, ausgelöſcht hatte, ſo blieb nur übrig: das Grab des Jupiter, und das kommt ganz genau mit unſerm Autor überein.

Ich weiß, daß Ptolomäus Hephäſtion, ein angeſehener Schriftſteller, anders von dieſem Grabe ſpricht, und es für das Grab des Olympus von Kreta ausgiebt, welcher den Jupiter aus den Händen des Saturns rettete, deſſelben Lehrer wurde, und ihn in der Religion unterrichtete; den aber Jupiter mit ſeinem Blitz erſchlug, bloß weil er hatte vermuthen dürfen, daß die Rieſen die unſterblichen Götter bekriegen könnten.

Als Jupiter ſeinen Wohlthäter und Lehrer todt vor ſich ausgeſtreckt liegen ſah, that es ihm leid, und weil er die Folgen ſeiner Hitze auf keine andre Weiſe gut machen konnte, verwandelte er den Namen Olympus, den man auf das Grab geſetzt hatte, in den Namen Jupiter. Eine übertriebene Schmeichelei, welche die Wahrſcheinlichkeit der Sache vermindert.

Seite 501. Dieſer Archytas ꝛc.

Archytas von Tarent, ein Pythagoräiſcher Philoſoph, der ungefähr hundert Jahre nach dem Pythagoras gelebt hat, iſt einer der größten Menſchen auf der Welt geweſen. Als Geometer hat er die Duplication des Kubus erfunden. Von ihm wurde zuerſt die Geometrie auf die Mathematik angewandt, und zu der wahren Phyſik der Grund gelegt. Unter den von ihm erfundenen Maſchinen wird am meiſten von den Alten eine Taube gerühmt, die ſehr gut flog, aber nicht die Kraft hatte, ſich den erſten Schwung von der Erde in die Höhe zu geben.

Es war zu Tarent bei Todesſtrafe verboten, zweimal das Haupt der Republick und des Heeres zu ſeyn. Archytas wurde von ſeinen Mitbürgern ſiebenmal gezwungen, das Haupt und der oberſte Befehlshaber der Tarentiner und der verbündeten Griechen in Italien zu werden. Er hat in keine Schlacht und in kein Gefecht ſich eingelaſſen, ohne einen vollkommenen Sieg davon zu tragen. Ein einzigesmal legte er, ſeinen Neidern zu Gefallen, die Oberbefehlshaberſtelle nieder; und die ganze Armee der Tarentiner und ihrer Verbündeten wurde gefangen genommen.

Er brachte dem Plato den wahren Geſchmack an der Geometrie bei, und unterrichtete ihn in der Philoſophie des Pythagoras. Er entriß ihn der Wuth des Dionyſius.

Wir haben noch Briefe von dieſen zwei großen Männern. Archytas beklagt ſich bitterlich in den ſeinigen, daß ſein Poſten ſo ſchwer auf ihm liege, und ihn hindere, frei zu ſeyn, und ſeiner Liebe zur Philoſophie nachzuhangen. Und hierin allein war er unter dem Sokrates, der ein Menſch auf der Erde ſeyn wollte, und deſſen Philoſophie ganz thätig war. Plato widerrieth ihm nachdrücklich abzudanken, und predigte ihm die Liebe des Vaterlandes, als Pflicht eines Philoſophen, und vor allen Dingen, daß er ſeinen Poſten behalten ſollte, wenn es auch nur aus Furcht irgend eines böſen Nachfolgers wäre.

Es giebt keine Tugend, die dem Archytas nicht zugeſchrieben würde. Er war überaus ſchamhaftig in ſeinen Handlungen und in ſeinen Reden, und mochte gelegentlich ein weniger anſtändiges Wort, das er brauchen mußte, lieber ſchreiben als ausſprechen. Wie gut und natürlich er in ſeinem Betragen geweſen, erhellet unter andern daraus, daß er ſehr oft die Kinder ſeiner eigenen Sclaven zu unterrichten und mit ihnen zu ſpielen pflegte.

Wir haben noch einige von ſeinen Werken und Sprüchen. Er wollte, den Knaben und Mädchen ſollte einerlei Erziehung gegeben werden. Er ſagte: die Seligkeit beſtünde darin, daß man im Glück von der Tugend Gebrauch mache. Seine Definition der Tugend war: ſie ſey die beſte Haltung in den Theilen der Seele, die keine Beziehung auf den Verſtand haben.

Horaz ſpricht von ſeinem Tode in der 28. Ode, B. I.

Te maris et terrae, numeroque carentis arenae
Mensorem cohibent, Archyta,
Pulveris exigui prope litus parva Matinum
Munera: nec quicquam tibi prodest,
Aërias tentasse domus animoque rotundum
Percurrisse polum, morituro etc. etc.

Seite 503. Dies Mährchen des Hypſikles ſcheint etwas ſonderbar: mich verbinden daher der Eifer und die Pflicht eines Commentators, hier beizubringen, was ich zum Behuf des Syſtems, welches er darin vorträgt, habe auffinden können.

1) Die Tradition der Arkadier, deren er erwähnt, wird von Plutarch, Lucian, und einer Menge anderer Schriftſteller der Alten beſtätigt.

2) Die Sprüchwörter der Aegypter und andrer Völker mehr, welche das hohe Alterthum einer Sache durch den Ausdruck; *vor dem Monde*, oder: *ehe der Mond die Erde beſchien*, anzudeuten pflegten, findet man häufig bei den Alten angeführt.

3) Die beinah unter allen Völkern der Welt ausgebreitete Sage von einem goldenen Weltalter, von einem Paradieſe, von einem glücklichen, durch Krankheiten, Kriege, Ueberſchwemmungen oder andere Plagen nicht geſtörten oder verkürzten Leben, iſt bekannt, und es iſt wahr, daß wenn man die Achſe der Erde auf der Fläche ihrer Bahn ſenkrecht geſtellt annimmt, alle Bewegungen der Luft, des Waſſers und der Erde in derſelbigen Richtung und in parallelen Flächen erfolgen, und daraus alle jene Gleichförmigkeiten und Homogenitäten entſpringen müſſen, von denen der gelehrte Prieſter zu Biblos ſpricht.

4) Der erſte Komet, deſſen die Aſtronomen erwähnen, erſchien in dem Zeichen der Fiſche im Jahr 2312

vor der chriſtlichen Zeitrechnung, das iſt im Jahr der allgemeinen Fluth. Er durchlief den ganzen Thierkreis in einer Zeit von 29 Tagen. Der berühmte Hevel führt ihn in ſeiner Kometographie nach des Heinrich Eckſtormius Geſchichte der Kometen an, und dieſer nahm ihn aus des David Herlicii Beſchreibung der Kometen von 1607, der ihn von den Morgenländern hat.

Der gelehrte Aſtronom, Pater Riccioli, in ſeinem Almageſt, und der berühmte Struyk in ſeiner allgemeinen Erdbeſchreibung, ſchweigen zwar von dieſem Kometen, und mehrere große Aſtronomen haben aus einer ſo willkührlich angenommenen, ſo alten, und dem Anſchein nach ungereimten Beobachtung nicht viel gemacht; weil ſie ihnen in ihren Unterſuchungen zur Gründung einer Theorie über dieſe Sterne von keinem Nutzen ſeyn konnte.

Gleichwohl, wenn man dieſe wahren oder falſchen Beobachtungen ohne Vorurtheil betrachtet, wird man es viel vernünftiger finden, zu glauben, daß wir ſie einer uralten Sage zu verdanken haben, als daß ſie zu einer gewiſſen Abſicht erdichtet worden ſey: denn dieſe Abſicht würde ſich jedem Aſtronomen verrathen haben; einer Seits, durch die Zeit der Revolution, die einerlei mit der Zeit der ſcheinbaren Revolution des Mondes iſt, und anderer Seits dadurch, daß man dieſen Kometen den ganzen Thierkreis durchlaufen läßt, welches wegen der Kleinheit der Kometen, und wegen der ungeheuern Länge der großen Achſe ihrer Bahn für keinen derſelben möglich iſt, ohne daß er durch ſeine Nähe und die Wirkung der Erde auf ihn gezwungen würde, bei uns zu bleiben, wie Hypſikles uns ſolches von dem Monde ſagt. Wenn aber irgend ein Betrüger eine ſolche Abſicht gehabt hätte, woher käme es alsdenn, daß weder er noch ſonſt jemand, ſeit länger als einem Jahrhundert, dieſen Betrug genützet hätte, um dieß Syſtem des Hypſikles auszukramen, in Zeiten, wo man vor unendlich ungereimteren Neuheiten nicht erſchrickt? Nehmen wir jetzt an, daß wir die Kenntniß dieſes Kometen irgend einer alten Sage ſchuldig ſind, ſo braucht ſie nicht ſehr alt zu ſeyn, um in einen Zeitraum zu fallen, wo die Aſtronomen noch außer Stand waren, eine Abſicht, wie diejenige, deren ich gedacht habe, ſich vorzuſetzen; folglich vermehrt die geringe Wahrſcheinlichkeit, daß ſie eine Beobachtung, die mit verſchiedenen Wahrheiten von einer ganz andern Natur zuſammentrifft, und alſo ein ſehr natürliches Ganzes ausmacht, durch Zufall erdichtet haben ſollten, die entgegenſtehende Wahrſcheinlichkeit ganz außerordentlich, daß die Beobachtung im Grunde nicht erdichtet ſey.

5) Wenn wir den Mond durch ein aus zwei der ſtärkſten und vollkommenſten achromatiſchen Perſpektiven zuſammengeſetztes Binocle*) betrachten, und in ihm alsdann einen kalkartigen Körper ſehen, ein Caput

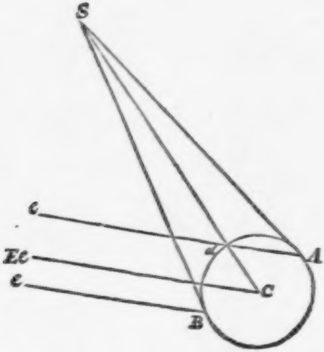
---

*) Ein beſonderes Sehrohr, durch welches mit beiden Augen zugleich geſehen wird.

mortuum, verglaſet*) an einigen Stellen, und auf deſſen Oberfläche Millionen zerplatzte Bläschen beweiſen, daß dieſer Körper im Fluſſe geweſen ſey, ſo wird es augenſcheinlich, daß der Mond ein Komet war, der in ſeinem Perihelio, weil er der Sonne zu nahe kam, in dieſen Zuſtand iſt gebracht worden, uud der hernach beim Fortrücken auf ſeiner Bahn ſo dicht neben der Erde vorbeigegangen iſt, daß er bei ihr hat bleiben, und um ſie her ſeinen Lauf nehmen müſſen. Bedenken wir endlich jenes Wanken des Mondes, vermöge deſſen er uns allezeit beinahe dieſelbe Seite zukehrt; ſo wird es klar, daß ſeine gegen uns gerichtete, und die entgegengeſetzte Halbkugel, nicht von gleicher ſpeciſiſcher Schwere ſind, woraus ſein ehemaliger Zuſtand der Flüſſigkeit ſehr wahrſcheinlich wird; ſeine wahre Geſtalt möchte denn wie ein Unſchlittstropfen ſeyn, welches noch mehr beweiſen würde, daß er zuvor im Fluß geweſen ſey.

Uebrigens kommt dem Prieſter des Adonis, was die Aſtronomen und Phyſiker auch einwenden mögen, dieſes noch zu Statten, daß die Drehung um ſich ſelbſt, und der ſenkrechte Stand der Achſe auf der Fläche der Bahn, bei jedem Planeten, der irgend einen Kreis um ſeine Sonne beſchreibt, ein nothwendiger Zuſtand ſey.

**) Dieß macht die bei Gelegenheit der Sonnenfinſterniß vom 24. Junius 1778, von den Herren von Ulloa und Deſoteux, in einer großen Entfernung von einander gemachte Beobachtung begreiflich, nach welcher ſie im Monde einen hellen durchſcheinenden Fleck wahrgenommen haben.



Denn wenn der Planet A. B.*) nach dem Mittelpunkt einer Sonne S gezogen wird, ſo werden alle ſeine Theile A, d, B, in ihren Richtungen BS, dS, AS, ebenfalls nach dieſem Mittelpunkt gezogen. Geben wir nun ferner dieſem Planeten, durch irgend einen Antrieb, die Bewegung einer geworfenen Kugel nach der Gegend E, ſo werden alle ſeine Theile, jeder in ſeiner Richtung Be, Ce, Ae, die alle parallel ſind, dieſelbige Bewegung haben. Nun iſt augenſcheinlich, weil der Winkel SBE größer iſt, als der Winkel SAe, daß der Theil B, in ſeiner Richtung Be, ſeiner Richtung nach S, BS, vielmehr entgegen wirkt, als der Theil A, in ſeiner Richtung Ae, ſeiner Richtung nach S, AS. Folglich iſt die Wirkung der anziehenden Kraft nach S, größer in A als in B, und das Gleichgewicht zerſtört. Der Planet A B wird alſo nothwendig eine Drehung um ſich ſelbſt, aus A, durch d, nach B erhalten, und der eine Pol der Achſe dieſer Umdrehung der Punkt C, und der andere Pol, der entgegengeſetzte Punkt ſeyn; das heißt, dieſe Achſe muß auf der Fläche der Bahn durchaus ſenkrecht ſtehen. Da nun dieſer Zuſtand eines Planeten, der durch irgend eine Bahn um ſeine Sonne läuft, aus gegenſeitigen Verhältniſſen zwiſchen ihm und ſeiner Sonne, und aus der Modiſication ſeiner projectiven oder fortrückenden Bewegung nothwendig fließt, ſo folgt daraus, daß wenn ich an einem Planeten dieſen Zuſtand verändert finde, die Urſache davon in einer fremden Kraft geſucht werden müſſe. Nun ſehe ich, daß die Erdachſe, mit einem Winkel von 66°, 31′, auf der Fläche ihrer Bahn ſich neigt, und muß auf eine Kraft von außen ſchließen, welche dieſe Wirkung hervorbringt. Dieſe Kraft aber, wo anders wäre ſie zu ſuchen, als in demjenigen Körper, welcher unſerer Erde am nächſten, deſſen Wirkung auf alle ihre flüſſigen Theile ſo merklich, und in deſſen Bewegungen noch ſo viel unregelmäßiges iſt: nämlich im Monde?

---

*) S. die Figur.

Man wird ſagen, der Mond ſey vielleicht mit der Erde zugleich gebildet worden. Dieſes halte ich für unmöglich, aus zwei Gründen.

1) Wäre der Mond in demſelben Augenblicke mit der Erde zugleich gebildet worden, ſo hätte er, in was für ein lokales Verhältniß mit der Erde er auch geſetzt

worden wäre, nach allen Geſetzen der Dynamik, nur Ein Ganzes mit ihr ausmachen können; ein einziges Syſtem, welches ſeine Bewegung um die Sonne mit der größten Regelmäßigkeit fortgeſetzt hätte.

2) Konnte der Mond nicht eher die Neigung der Achſe unſerer Erde bewirken, als nachdem dieſe ſchon an den Polen eingedrückt, und am Aequator erhaben war. Dieſe beiden Eigenſchaften konnte ſie aber nur durch die Centrifugalkraft erhalten, welche die Folge ihrer Drehung um ſich ſelbſt iſt. Wurde ſie nun mit dem Monde zugleich gebildet, ſo hatte ſie damals noch keine Drehung um ſich ſelbſt, und keine beſtimmte Achſe, ſie war nicht eingedrückt, ſondern vollkommen ſphäriſch; und ſo hätte irgend eine vollkommene Regelmäßigkeit entſtehen müſſen, welche ſich nicht findet. Die Erde und der Mond ſind alſo nicht zu gleicher Zeit hervorgebracht worden, wenigſtens nicht mit ihren gegenwärtigen Verhältniſſen.

Wir ſehen hier mehrere Sachen von ſehr verſchiedener Natur, die alle zu einem Ziel zuſammen treffen. Wie viel Sachen aber von verſchiedener Natur zuſammen treffen müſſen, um ein Factum außer Zweifel zu ſetzen, dieß iſt ein Problem, welches bis jetzt noch nicht aufgelöſt worden iſt. Die Natur einer homogenen Curve zu beſtimmen, ſind mehr nicht als drei Punkte erforderlich.

Dieß iſt alles, was ich über das Mährchen des Hypſikles zu ſagen weiß. Es iſt die Sache der Naturlehrer, Aſtronomen und Geometer, darüber zu entſcheiden. Jch für meine Perſon ſchränke mich auf den Wunſch ein, daß die Entdeckung eines anderweitigen Mährchens dieſes guten Prieſters mich bald wieder in den Stand ſetzen möge, mein Handwerk zu treiben.

Seite 536. Und lehrte ihn aufs neue das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zu verbinden.

Dieſe Stelle, und was vorhergeht, ſcheint etwas Licht auf einen Gedanken des Pythagoräers Alkmäon, den Ariſtoteles uns aufbewahrt hat, zu werfen.

„*Τοὺς γὰρ ἀνθρώπους φησὶν Ἀλκμαίων ἀπόλλυσθαι, ὅτι οὐ δύνανται τὴν ἀρχὴν τῷ τέλει προσάψαι· κομψῶς εἰρηκώς, εἴ τις ὡς τύπῳ φράζοντος αὐτοῦ δέχοιτο, καὶ μὴ διακριβοῦν ἐθέλοι τὸ λεχθέν.*“

„Die Menſchen, ſagt Alkmäon, kommen dadurch um, daß ſie den Anfang mit dem Ende, oder das Princip mit dem Zwecke nicht zuſammen zu bringen wiſſen. Ein ſchöner Gedanke, wenn man ihn nicht im ſtrengen Verſtande, ſondern bildlich nimmt.“